Volume

12



Adalbert Stifters
Sämtliche Werke

Dreizehnter Band

Erste Hälfte

Erzählungen, Erster Teil

Bibliothek
Deutscher Schriftsteller
aus Böhmen, Mähren und Schlesien

Herausgegeben
im Auftrage der
Deutschen Akademie der Wissenschaften in Prag

Begründet von
August Sauer

Band XLVII
Adalbert Stifters Sämtliche Werke XIII. Band
Erste Hälfte
Erzählungen. Erster Teil

Graz 1958
Stiasny Verlag Ges. m. b. H.

Adalbert Stifters
Sämtliche Werke

Dreizehnter Band
Erste Hälfte
Erzählungen. Erster Teil

Herausgegeben
von
Gustav Wilhelm

Mit 3 Bildern

Graz 1958
Stiasny Verlag Ges. m. b. H.

Schriftenreihe des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes
Oberösterreich, Herausgeber Dr. phil. Aldemar Schiffkorn

Diese Publikation erscheint mit Förderung des Amtes der
Oberösterreichischen Landesregierung in Linz

Folge 12

Stiasny-Verlag G. m. b. H., Graz
Druck: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz
Printed in Austria



Zu Stifters „Waldgänger"

Titelvignette der „Iris für 1847"

Zum [illegible]

Vorwo[illegible]

Einlei[illegible]

Erster [illegible]

Inhalt

Zum Geleit

Mit der Herausgabe des XIII. Bandes der Prag-Reichenberger Stifter-Ausgabe ist ein lange gehegter Wunsch aller, die an der wissenschaftlichen Erschließung des Werkes Adalbert Stifters arbeiten, in Erfüllung gegangen. Nur wenigen ist es bekannt, welche Mühen und Opfer notwendig waren, um die von dem verdienstvollen Verleger der Prag-Reichenberger Ausgabe aus den Wirren des Krieges geretteten Druckbogen des bereits fertigen Bandes in Buchform herauszubringen. Mit dem Erscheinen des XIII. Bandes ist eine weitere Resolution der I. Internationalen Tagung des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes Oberösterreich verwirklicht worden.

Mein Dank gilt in erster Linie dem unvergeßlichen Betreuer dieses Bandes, Dr. Gustav Wilhelm, dem Verleger Franz Kraus, dem Verlag Stiasny, Graz, dem Amt der oberösterreichischen Landesregierung, dem Redakteur der Prag-Reichenberger Stifter-Ausgabe, Herrn Dr. Franz Hüller, sowie allen meinen Mitarbeitern, denen das Zustandekommen dieses Unternehmens ein echtes Anliegen war.

Wir haben diesen XIII. Band (Teil 1 und 2), ohne eine Änderung vorzunehmen, auf Grund der vorhandenen Druckbogen im fototechnischen Verfahren herstellen lassen, um im Sinne des Herausgebers ihn der Nachwelt in der Fassung zu überliefern, wie er sie vollendet hat.

Dr. Aldemar Schiffkorn

Leiter des Adalbert Stifter-Institutes
des Landes Oberösterreich

Vorwort

Der 13. Band unserer Ausgabe enthält in seinen zwei Teilen die Erzählungen Adalbert Stifters, die er selbst mit Ausnahme der kleineren in einer Sammlung den „Studien“ und „Bunten Steine“ hätte folgen lassen, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre.

Dieser Band schließt die Reihe der Dichtungswerke und damit zugleich die erste Hälfte der nun dem Abschluß zugeführten Ausgabe. Seine Fertigstellung erforderte viele durch hemmende Umstände erschwerte und verzögerte Vorarbeiten. Besonders gilt dies von den größeren im zweiten Teile stehenden Erzählungen und vor allem von dem „Frommen Spruch“, dessen Text nur durch ein eingehendes Studium der beiden erhaltenen Handschriften sichergestellt werden konnte. Johannes Aprent gebührt das Verdienst, sich nach Stifters Tod der Witwe seines Freundes angenommen zu haben. Durch seine Übernahme der Herausgabe der Erzählungen, Vermischter Schriften und einer Auswahl von Briefen Stifters bestimmte er Heckenast zum Abschluß eines Vertrages, der die infolge der ein Jahrzehnt hindurch geleisteten Vorschüsse angewachsene Schuldenlast für getilgt erklärte und Amalia Stifter eine lebenslängliche Rente sicherte. Aber Aprent verfuhr bei der Wiedergabe des Textes der gedruckten und besonders der ihm handschriftlich vorgelegenen Erzählungen so willkürlich, daß es sich von vornherein als nötig erwies, neue Arbeit zu leisten.

Die größeren Erzählungen sind nach der Zeit ihres Entstehens und Erscheinens angeordnet, die kleineren aber am Schluß des zweiten Teiles vereinigt, da es angezeigt erschien, die Aufeinanderfolge jener nicht durch sie zu unterbrechen. Die weite Spanne eines Vierteljahrhunderts trennt den erst nach dem Abschluß des „Witiko" vollendeten „Frommen Spruch" von den „Drei Schmieden ihres Schicksals". Der Inhalt des Bandes läßt uns also noch einmal den Weg durchmessen, der von den ersten „Studien" zum „Witiko" und zur „Letzten Mappe meines Urgroßvaters" führt.

Die beiden Teilen des Bandes geltende Einleitung sucht die Fäden aufzudecken, die diese Erzählungen mit den andern, vor allem den gleichzeitig entstandenen, verknüpfen. Der den zweiten Teil schließende Textkritische Bericht gibt nähere Aufschlüsse über die Gestaltung des Textes, zunächst über die von Stifter befolgte und mit vereinzelten Ausnahmen beibehaltene Rechtschreibung und Zeichensetzung und über alle durch die jeweilige Textgrundlage für jede einzelne Erzählung bedingten Fragen. Diesen beiden Bestandteilen des Bandes soll durch das Vorwort nicht vorgegriffen werden.

Als Bildbeilagen bietet der erste Teil die Wiedergabe der beiden zum „Waldgänger" gehörenden Stiche in der „Iris für das Jahr 1847" und der Titelvignette zum „Prokopus" aus dem nächstfolgenden Jahrgang dieses Taschenbuches. Zeichnungen von Peter J. N. Geiger haben dem Kupferstecher Joseph Axmann zur Vorlage gedient. Im zweiten Teil ist die Juliana des „Waldbrunnen" nach dem Holzschnitte des „Düsseldorfer Künstler-Albums" (Jahrgang 1866) wiedergegeben, der nach einer Zeichnung des Malers Albert Kindler ausgeführt ist.

Die Arbeit an diesem Bande hat Oberstudienrat Dr. Franz Hüller in Aussig mit seinem bewährten Rate begleitet und gefördert. Ihm und der hilfsbereiten Sekretärin der „Deutschen Akademie der Wissenschaften in Prag", Fräulein Marie Kaulfersch, die in steter Bereitschaft es ermöglicht hat, daß die Bestände des Stifter-Archivs in vollem Ausmaße verwertet werden konnten, gebührt mein herzlichster Dank.

Wien, 10. Oktober 1943.

Dr. Gustav Wilhelm

Berichtigungen

S. 49 $_{31}$ lies: den (statt: dem)

S. 115 $_{3}$ lies: hatte, und

S. 202 $_{13}$ lies: sagte er, „sondern

Einleitung

Di
„Wiener
erschiene
steht ni
auch m
seine S
erörtert
Ludwi
an die
dem ei
lustiger
jeder M
in sein
dem S
zählung
allen Z
wollen,
hätten"
und wi
vereinig
wiesen

¹)

Erster Teil

Die drei Schmiede ihres Schicksals.

Die in den ersten Nummern des Jahrgangs 1844 der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode" erschienene Erzählung „Die drei Schmiede ihres Schicksals" steht nicht nur zeitlich dem „Abdias" nahe, sie berührt sich auch mit ihm und anderen Erzählungen Stifters durch seine Stellungnahme zu dem von den Romantikern oft erörterten Probleme der Willensfreiheit. Vor allem ist hier Ludwig Tiecks Erzählung „Schicksal"[1]) zu nennen, an die Stifter deutlich erkennbar anknüpft, zunächst in dem einleitenden Bericht über den „in einer Gesellschaft lustiger Männer" geführten Streit über den Satz, „daß jeder Mensch der Schmied seines Schicksals sei", den Stifter in seiner lateinischen Urform — er ist in einer fälschlich dem Sallust zugeschriebenen Rede überliefert — der Erzählung als Motto vorangestellt hat. Tieck beginnt: „Zu allen Zeiten haben die Menschen sich gern deutlich machen wollen, was sie sich unter dem Worte Schicksal zu denken hätten", und erklärt: „Man hat viel darüber gestritten, ob und wie sich der freie moralische Wille mit dem Schicksal vereinigen ließe." Es muß aber auch auf Goethe verwiesen werden, der in „Wilhelm Meisters Lehrjahren"

[1]) Schriften, 14. Band (Berlin, Reimer, 1829), S. 3 ff.

(I 17) sagt: „Das Gewebe dieser Welt ist aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres Daseins; das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen ... Jeder hat sein eigen Glück unter den Händen, wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will."

Stifter bietet nicht eine ausführliche Darlegung seiner eigenen Ansichten betreffs der Freiheit und Notwendigkeit und überläßt es dem Leser, aus dieser Erzählung „die Kette der Ursachen und Wirkungen" zu erkennen, von der er im „Abdias" spricht: „Dann wird für uns kein Zufall mehr erscheinen, sondern Folgen, kein Unglück mehr, sondern nur Verschulden." Hierin stimmt Stifter mit Herder überein, der den Menschen als das Glied einer durch die Schöpfung reichenden Kette betrachtet und in seinem Geschick das Walten höherer Gesetze erkennt.[1]) Während Anton von Weissenau in Tiecks Erzählung zum großen Teil an seinem Schicksal schuld ist, muß Stifters Erwin die Erkenntnis seines Freundes Leander bestätigen, „daß es einen Zufall gibt, und daß wir nur weise sind, wenn wir ihn beherrschen" (15_{21}). Erwin wächst ebenso lebensfremd auf wie Anton, und er erzielt mit seiner an Elmire gerichteten, an Homer anklingenden Frage: „Diese Webe an Ihrem Gewande ging gewiß aus Ihrer und Ihrer Mutter kunstreicher Webehand im Frauengemache hervor" (7_{8}) dieselbe Wirkung, wie der Kantianer Anton bei seiner Werbung um Caroline: „Glauben Sie mir, Schönste, Theuerste, ich frage nichts mehr nach den Kategorien und Denkformen; mein erstes moralisches Princip ist jetzt die Liebe, und seit

[1]) „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" II 1, Sämmtliche Werke, hrsg. von Bernhard Suphan, 13, S. 47.

ich Sie kenne, wünsche ich nichts sehnlicher, als die Gegenstände außer mir zu erkennen."[1])

Erwin und Leander, die früh verwaisten Freunde, haben beide eine einseitige Erziehung durch Hofmeister erhalten. Sie bekennen sich zur Lehre der Stoiker, führen trotz ihres Reichtums ein spartanisches Leben und nehmen sich überhaupt in ihrer Lebensführung die Antike zum Vorbild. Ihrer Verabredung, „sich von allem unabhängig zu machen, was zufällig sei", wird zuerst Leander durch seine Verlobung untreu. Wie Erwin von den Folgen dieser falschen Erziehung und Selbsterziehung befreit wird, das ist der Inhalt der anmutig heiter gehaltenen Erzählung, die durch ihre Knappheit und den rasch abrollenden Verlauf der Handlung von Stifters Erzählungsart absticht, aber in ihrem Motiv, der Heilung eines Sonderlings, an den „Waldsteig" erinnert. Vielleicht hat Stifter in Wien derartige Originale kennengelernt oder von ihren Eigenheiten Kenntnis erhalten; vielleicht wußte er, daß der junge Freiherr Ernst von Feuchtersleben, wie Friedrich Hebbel berichtet, „es den Heroen, die er bewunderte, in seinem Kreise gleich zu thun suchte. Ohne, wie Hannibal, gegen die Römer im Felde zu liegen, leistete er auf sein Bett Verzicht und verbrachte die Nächte auf der nackten Erde; ohne, wie Alexander, in der Wüste zu sein und Mangel zu leiden, aß er sich nur halb satt und ließ seine Lieblingsspeisen unberührt; sogar die Einladungen in's väterliche Haus, sonst Lichtpuncte in einem Institute, wurden unter allerlei Vorwänden ausgeschlagen, um ein noch größeres Opfer zu bringen".[2])

---

[1]) Schriften, 14, S. 11.

[2]) Sämmtliche Werke, Säkular-Ausgabe von R. M. Werner, Band 12, S. 37.

Theodor Rutt bezeichnet diese übertriebene Selbsterziehung der beiden Schmiede ihres Schicksals als „charakteristisch für das Pubeszentenalter" und als deren Merkmale „das leidenschaftliche Erfassen sittlicher Werte" und als Folge „einen selbsterzieherischen Übereifer, der in eine unduldsame und doktrinäre Haltung ausarten kann".[1]) Allerdings handelt es sich bei Erwin und Leander nicht um eine vorübergehende Pubertätserscheinung, sie betätigen im Leben die Grundsätze, deren Befolgung sie einander zugesichert haben, und sind willens, ihnen ihr Leben lang treu zu bleiben.

Es ergab sich für Stifter von selbst, die beiden Jünglinge in den Bannkreis der Antike zu stellen, denn sie bot ihm, was er brauchte. Nicht berechtigt ist Julius Kühns Annahme, Stifter habe durch „die Verulkung des Bestrebens, die Antike zur Richtschnur des Lebens zu machen", sich „von dem Wahn, daß die Antike sich noch in heutiger Zeit nachahmen, nachleben lasse", befreit.[2]) Stifter war nie von diesem Wahne befangen, er kannte wohl schon, als er „Die drei Schmiede" schrieb, Herders Warnungen vor einer übertriebenen Nachahmung der Antike im 13. Buche der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit": „Wir wollen sie schätzen lernen, ohne selbst Griechen zu werden", und den Schluß des Kapitels „Künste der Griechen": „Auch der schlechteste Griechische Künstler ist seiner Manier nach ein Grieche; wir können ihn übertreffen; die ganze genetische Art der Griechischen Kunst aber werden wir nie

---

[1]) Selbsterziehung und Selbstbildung im Leben und in den Werken Adalbert Stifters, Dissertation, Orthen, Köln, 1939, S. 21.

[2]) Die Kunst Adalbert Stifters, Neue Deutsche Forschungen, Abtlg. Neuere Deutsche Literaturgeschichte, Band 28, Junker und Dünnhaupt, Berlin, 1940, S, 113.

erreichen; der Genius dieser Zeiten ist vorüber." [1]) Stifter wird seine Einstellung zur Antike in den „Drei Schmieden" nur durch Herder bestätigt gefunden haben; sie kann aber nicht mit Kühn als Folge der Erkenntnis gelten, die er selbst in dem Artikel „Die Poesie und ihre Wirkungen" in den Worten: „der Dichter, der heute den Alten ähnlich werden will, muß seine wie sie ihre Welt kennen" ausspricht; denn diese Abhandlung ist frühestens 1846, wahrscheinlich aber erst um das Jahr 1850 entstanden,[2]) also mindestens drei, vielleicht sogar sieben Jahre nach den „Drei Schmieden", die daher auch nicht als „ein Markstein in Stifters Entwicklung" gelten können, wie Kühn infolge dieses Irrtums die Erzählung nennt. Stifter hat die Antike geschätzt, und zwar in reiferen Jahren immer mehr,[3]) aber überschätzt hat er sie nie.

Nicht mit Ironie, sondern mit wohlwollendem Humor steht der Dichter über seinen Gestalten, und es liegt ein tiefer Sinn darin, daß gerade die bewahrte seelische Reinheit und die Ertüchtigung des Körpers es Erwin ermöglichen, das nächtliche Abenteuer auf dem Schlosse Turun so zu bestehen, wie es Stifter mit feinem Behagen, ohne frivol zu werden, schildert, und Rosalie aus ihrer peinvollen Lage zu befreien. Kühn macht darauf aufmerksam, wie wuchtig das Zeitwort wirkt in dem Satze: „er plumpte nämlich mit eins in seine vorige Lage zurück" (22_{31}). In Stifter steckt, was oft verkannt wurde, ein gutes Stück Humor, er hat ihn in allerlei lustigen Stücklein in seiner Studentenzeit betätigt, und ihm verdanken wir außer den Schmieden ihres Schicksals und dem Tiburius Kneigt im „Waldsteig"

---

[1]) Sämtliche Werke, 15, S. 105, 113.

[2]) XVI 313_9, Einleitung S. XXXVI.

[3]) Vgl. XVII 187_2, an Dr. H. Meynert, 16. Nov. 1846.

die prächtigen Gestalten Toms des Fiedlers im „Witiko“ und des Tobias in der „Letzten Mappe“, „des göttlichen Bettlers“, wie ihn Franz Hüller treffend nennt. Die Reife seiner Erzählungskunst zeigt Stifter hier in der sparsamen Verwertung ihrer Mittel. Wie schnell spielen sich die Vorgänge auf dem Schloß zwischen dem Frühstück und dem Zweikampf ab, und mit wie wenigen Zügen stellt Stifter den Ritter Fargas, Rosaliens Vater, greifbar vor uns hin!

Das nächtliche Erlebnis Erwins hat Stifter nicht frei erfunden. Bereits Hieronymus Lorm[1]) hat festgestellt, daß er es aus dem Lustspiel „Das Gespenst“ von C. W. Koch übernommen hat, das am 22. Februar 1836 zum erstenmal im Hofburgtheater aufgeführt und von dem Verfasser in dem von ihm herausgegebenen „dramatischen Almanach f. d. J. 1838“ veröffentlicht wurde. Stifters Rosalie Fargas gleicht in ihrer Mondsucht und in ihrem spröden Verhalten gegen die Männer Julie von Pfauen in Kochs Lustspiel, die als Nachtwandlerin in dieselbe Lage gleichfalls auf einem Schlosse kommt, in dem nach der Überlieferung des Hauses Viktorine, die verstorbene Braut des Obersten Ehrenthal, umgeht. Der Oberst weilt als Gast auf dem Schlosse, er bezieht das ominöse Zimmer und wünscht sich, es möge ihm die Verstorbene erscheinen; er schläft ein und erblickt beim Erwachen eine weibliche Gestalt neben sich, die Viktorine ähnlich ist; aus ihrem Zustande erwacht, ruft die Nachtwandlerin Julie: „Elender, was willst du bei mir? . . . Soll ich meine Leute rufen. Sprich, Nichtswürdiger!“ Dann erkennt sie, daß sie nicht in ihrem Zimmer ist, und schreit: „O Himmel, ich bin verloren“, sie beschwört den Obersten, sie zu verlassen, bekennt sich als Nachtwandlerin und verzweifelt an der Möglichkeit, in ihr Zimmer

---

[1]) Der Korrespondent, 3. November 1872, Nr. 44.

zu gelangen. Ganz ähnlich benimmt sich Rosalie in der Erzählung Stifters. Beide befreit die rettende Tat des Mannes, der Sprung aus dem Fenster, aber der Oberst verlobt sich zuvor mit Julie, während Erwin bloß ein Gebot der Ritterlichkeit befolgt und Gelegenheit erhält, für Rosalies Ehre einzutreten, bevor er ihr Bräutigam wird. Darin unterscheidet sich Stifters Erzählung wesentlich von dem Lustspiel. Erwin ist doch eigentlich ein „Schmied seines Schicksals", denn er verdankt seiner Mannhaftigkeit und der Reinheit seiner Seele die Liebe Rosaliens, die sein todesmutiger Einsatz für ihre Ehre von ihrer Männerverachtung heilt. Die Ehe befreit beide von Einseitigkeiten ihres Wesens, und sie erfüllen durch sie die Bestimmung des Menschen, wie Stifter sie in anderen Erzählungen, z. B. im „Hagestolz", nachdrücklich verkündet hat, während er diese leicht geschürzte Erzählung von reflektierender Betrachtung freihält.

Es liegt die Vermutung nahe, daß Stifter sich mit der Absicht getragen hat, in einer Erzählung den Anteil, den Zufall und Fügung oder Schicksal am Leben der Menschen haben, zu gestalten, und daß ihm Kochs Lustspiel den Stoff hiezu geboten hat. Josef Bindtner[1]) nimmt eine im Jahre 1828 in der Wiener Theaterzeitung erschienene Erzählung Karl Th. Haupts „Gespenstergeschichte" als gemeinsame Quelle für Koch und Stifter an, das Lustspiel steht aber dieser Erzählung viel näher. Mit diesem Motiv knüpft Stifter zugleich an die weitverbreiteten Sagen von weißen Frauen an. Seit seiner Jugend dürfte ihm die von der Ahnfrau der Rosenberger, die ihren Nachkommen zu erscheinen pflegte, bekannt gewesen sein. Übrigens hatte er in Wien auch Gelegenheit, die am 8. Jänner 1830 erstmals

[1]) Adalbert Stifter, Sein Leben und sein Werk, 1928, Strache, S. 171.

aufgeführte Oper „Die weiße Frau“ nach dem Französischen des Scribe von J. F. Castelli, Musik von Boieldieu („Die weiße Dame“) und ein pantomimisches Ballett „Die Nachtwandlerin“ von Scribe und Auber kennen zu lernen.

Die Lage des Schlosses Turun hat Stifter nicht näher bestimmt und auch sonst keine näheren Angaben über die Örtlichkeiten geboten. Das „mauerschwarze Collegium“, in dem die beiden Freunde studieren (5_5), kann wohl nicht das Stift Kremsmünster sein, dessen Mauern schon, als Stifter sein Schüler war, weiß getüncht waren. Die Musenstadt (9_{20}) dürfte Wien sein. Die Erzählung spielt in der Gegenwart, etwa kurz vor 1840, wie sich aus der Erwähnung des „verworrenen, unsicheren“ Landes Texas (15_7) ergibt. Texas wurde 1840 nach schweren Kämpfen Republik und schloß sich 1845 den Vereinigten Staaten an.

Auffallend viele Fremdwörter gebraucht Stifter, wie Kühn beobachtet hat,[1] in dieser Erzählung. Dies gilt aber auch noch für die erste Auflage der ersten zwei Studienbände (1844), und erst bei der Durchsicht für die zweite Auflage hat Stifter die Fremdwörter größtenteils ausgemerzt (vgl. I², S. 347).

„Die drei Schmiede“ hebt der geringe Umfang und die objektiv berichtende Erzählungsform von den gleichzeitig erschienenen „Studien“ ab. Die Erzählung ist ein wohlgelungenes Capriccio in dem Gesamtwerk Stifters und kann nicht mit Kühn als eine „seiner schwächsten Leistungen“ bezeichnet werden, ein Urteil, das von ihm selbst in den Anmerkungen dahin eingeschränkt wird, „sie zählten künstlerisch betrachtet nicht zu seinen besten Sachen“.[2])

---

[1]) S. 312.

[2]) S. 151, 312.

Der Waldgänger.

Die in dem Taschenbuch „Iris für das Jahr 1847“ erschienene Erzählung „Der Waldgänger“ ist mit den gleichzeitig für den 3. und 4. Band der „Studien“ umgearbeiteten Erzählungen „Brigitta“ und „Das alte Siegel“ durch die Gemeinsamkeit des ihnen zugrunde liegenden Eheproblems verwandt. Vermutlich hat Stifter diese Erzählung im Herbst 1845 begonnen. In einem undatierten, spätestens in der ersten Hälfte des Februar 1846 geschriebenen Briefe verspricht er Heckenast die Erzählung für den 15. März und berichtet: „Ich habe die Novelle gestern der Fürstin Schwarzenberg und Betty Paoli erzählt, und sie hat ihnen im Stoffe sehr gefallen. Ich arbeite sie mit großer Liebe und will alles, was meine schwache Kraft vermag, thun, daß sie der neuen Iris keine Schande mache.“ Am 17. März muß er aber eine Verzögerung melden: „Die Iris-Novelle ist am 15ten März fertig geworden. Das Manuscript ist aber so durch Verbesserungen entstellt, daß ich es eben abschreibe. Hier sende ich 1/4 der Erzählung. Sie können den Druk beginnen ... Ich habe seit Langem an keinem Stoffe mit solcher Liebe gearbeitet“; er bittet Heckenast, die Erzählung erst im Drucke zu lesen, „sonst ärgern Sie sich über die kleine Schrift und es gefällt Ihnen der Text nicht“, und ihm Korrekturbogen zu schicken oder „auf die Correctur ja viel Aufmerksamkeit zu verwenden; denn es sind die gefährlichsten Versuchungen für die scheußlichsten Drukfehler im Texte vorhanden“. Stifter konnte aber seine Zusicherung, alle vier Tage einen Druckbogen zu senden, nicht einhalten und erklärt hiezu am 26. April: „Sie haben recht zu zürnen ... ich fing wieder das unglükselige Umarbeiten an (besser ist es doch geworden) und zweitens hatte ich die Grippe und war unsäglich dumm,

wobei ich viele Tage verlor. Hier folgt der Schluß des 1ten Kapitels, gebe Gott, daß es Ihnen gefalle. Das 1te Kapitel schildert die Armuth und gänzliche Verlassenheit des Waldgängers"; er verspricht, daß „in 12 Tagen alles auf der Post sein wird", und legt Heckenast nahe, den Druck ohne Censur zu beginnen, „der Censor soll später imprimatur drauf schreiben; denn es ist am Ganzen kein einziges censurwidriges Härchen. . . . Es bleibt verläßlich so, eher gehe ich keinen Schritt aus". Es trat jedoch nochmals eine Verzögerung ein. Der Schluß der Erzählung gefiel ihm nicht, und er hatte wieder einmal die noch erforderliche Arbeitszeit zu knapp bemessen; außerdem war er, wie er Heckenast Ende Mai berichtet, durch „unglükselige Gäste", die ihm sein Bruder aus Linz zusendete, aufgehalten worden. Stifter erging es wie mit der „Mappe meines Urgroßvaters" bei ihrer Umarbeitung für die „Studien" auch mit dem „Waldgänger": „Alles schwebte mir anders, herrlicher vor. Sollte ich es so ausarbeiten, wie ich wollte, wäre ich noch nicht fertig. In Gottes Namen! mit wahrer Wehmuth gebe ich das Ding weg. Weiß Gott, ob es so ist, wie ich gerne möchte. Runden, abwägen, ändern, Form geben etc. . . . macht unsäglichen Zeitaufwand nöthig. Zu viel geben, macht wässerig — zu wenig zerhakt. Wo mag die ergreifende, erschütternde Mitte liegen?" Am 3. Juni konnte er Heckenast melden, daß er „am vorigen Freitag", d. i. am 29. Mai den Schluß der Erzählung abgesendet habe.[1])

Auch die Bilderausstattung dieses Bandes der „Iris", für den ein neues, größeres Format gewählt worden war, vollzog sich, so weit sie Stifter und seine Erzählung betraf, nicht glatt. „Die Iris wird heuer mit Schmerzen

---

[1]) XVII 155_{1}, 157_{3}, 159_{3}ff., 163_{2}, 165_{6}ff., 166_{30}.

geboren" klagt Stifter seinem Verleger am 8. Juni 1846. Geiger hatte den Waldgänger mit dem Knaben Simi auf einem großen Bilde gezeichnet, das als Vignette nicht paßte. Dieses Bild wurde nach Stifters Vorschlag in den Text eingefügt, und Geiger zeichnete ein zweites als Titelblatt, das den Waldgänger in sinnender Betrachtung auf einem Felsen sitzend darstellt. Stifter hatte in demselben Briefe Heckenast einen Vorschlag für die Vignette gemacht: „Wie wäre etwas Landschaftliches (eine sich oben verlierende Felswand, unten Steintrümmer, brausendes Wasser, und eingeklemmte Stämme . . . (die Teufelsmauer des Waldgängers)" und zugleich erklärt: „Ich will aus Spaß die Zeichnung entwerfen." Diese Absicht hat Stifter ausgeführt. Sein Tuschentwurf (im Besitz der Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien) gibt aber kein treues Bild der in der Erzählung geschilderten Flußenge der Moldau, ebenso wenig wie die zwei erhaltenen ähnlichen Bilder „Flußenge" und die mit ihnen verwandte „Felspartie."[1]) Bestimmt war für diesen Jahrgang der „Iris" auch das von Moriz Daffinger anfangs 1846 gemalte Porträt Stifters in einem Stiche, dessen Ausführung Carl Mahlknecht übernommen hatte, aber so verzögerte, daß erst der nächste Jahrgang den Stich bringen konnte.[2])

Stifters Bekenntnis, er habe „seit Langem an keinem Stoffe mit solcher Liebe" gearbeitet, gilt nicht nur der Schilderung der heimatlichen Landschaft und der mit ihr für ihn untrennbar verbundenen Gestalt der Fanni Greipl, sondern vielleicht vor allem dem in der Erzählung mit innerstem Erlebnisanteil gestalteten Eheproblem, das er

---

[1]) Vgl. Fritz Novotny, Adalbert Stifter als Maler, Anton Schroll u. Co. in Wien, 1941, S. 24, Abb. 59.

[2]) XVII 155_{6}, 161_{24}, 162_{16}ff., 167_{19}ff.

auch in seinen „Studien“ immer wieder aufgegriffen und ausgeführt hat. Die lange Reihe führt von der Chelion in der „Narrenburg“ über Cöleste im „alten Siegel“ und den Hagestolz zur Kamilla in den „Zwei Schwestern“ und Hanna im „beschriebenen Tännling“. Im „Waldgänger“ scheitert eine sonst durchwegs glückliche Ehe an der Kinderlosigkeit. Georg und Corona knüpfen ihren Bund als in sich gefestigte Persönlichkeiten, ihre Ehe bestätigt, was sie während ihres Nebeneinanderlebens im Hause der Gräfin erkannt hatten: „sie ergänzten sich, und um so fester hielten die Herzen zusammen, als sie ein verschlossener Gegensatz zu der ganzen übrigen Welt waren“ (114_{21}). „Nur eins fehlte dem Ehepaare zu seinem völligen Glücke: sie hatten keine Kinder“ (121_{17}). Daß Corona die Bestimmung der Frau in der Mutterschaft erblickt, hat Stifter durch eine charakteristische Einzelheit angedeutet. Als Georg in ihr Zimmer tritt, um ihr sein Vorhaben, sie zu heiraten, mitzuteilen, findet er sie an einem Tische stehen, „die Hand auf ein aufgeschlagenes Buch gelegt, in welchem Kinderbilderchen gemalt waren“ (115_{24}). Lange reift in ihr der Entschluß, Georg die Scheidung anzubieten, und der Anblick einer fröhlichen Mädchenschar bei einem Kinderfeste in einem befreundeten Hause bestärkt sie darin, aber erst nach Wochen führt sie ihn aus. Stifter läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß sie dabei an sein Glück, nicht an ihr eigenes denkt, wenn er dies auch nicht ausdrücklich sagt. Ihre Zurückhaltung entspricht ihrem innersten Wesen; aber sie erinnert ihn doch daran, daß er sein Auge oft auf dem schönen Knaben des verstorbenen Zimmergesellen habe ruhen lassen und einmal gesagt habe, er wolle ihn an Kindes Statt annehmen (140_{23} ff.). Corona begründet ihren Antrag mit den Worten: „Der Mensch lebt nur ein einziges Menschenleben. In demselben soll er vor seinem Gotte den ganzen

Kreis menschlicher Pflichten und menschlicher Freuden erfüllen. Das erste ist ja doch immer, daß der Mensch in der vollsten Bedeutung Mensch sei" (135_{21}). Diese Begründung erinnert an Herder, der im zweiten Buche der „Ideen" die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes als seine Hauptbestimmung, die es mit den Pflanzen und Tieren teilt, bezeichnet[1]), und an die Lehren, die Stifters Hagestolz seinem Neffen Victor erteilt: „Alles zerfällt im Augenblicke, wenn man nicht ein Dasein erschaffen hat, das über dem Sarge noch fortdauert . . . Mit meinem Tode fällt Alles dahin, was ich als ich gewesen bin . . . Darum mußt du heirathen, Victor, und mußt sehr jung heirathen."[2])

Georg erkennt nicht das Opfer, das Corona ihm zu bringen bereit ist, und willigt schließlich ein. Das Wiedersehen der beiden Gatten nach dreizehn Jahren gehört zu dem Ergreifendsten, was Stifter geschaffen hat. Aus Coronas Bekenntnis, weshalb sie allein geblieben sei – sie „hatte es nicht vermocht", eine zweite Ehe einzugehen — erkennt Georg die ganze Größe seiner Schuld, und die Tragik seines Lebens steigert die Vereinsamung, der er nach dem Tode seiner zweiten Frau und von seinen beiden Söhnen, die in die Ferne gezogen sind, verlassen preisgegeben ist, so daß ihm dasselbe Los, das Corona zu tragen hat, beschieden ist. In dem Schlußwort (150_{23}) gibt Stifter volle Klarheit darüber, worin beide gefehlt haben. Hier zeigt sich seine Hochhaltung der Ehe ebenso wie in dem Trostbriefe, den er an den verwitweten Heckenast am 12. Juni 1856 gerichtet hat.[3]) Stifter, der große Kinderfreund, hat schwer darunter gelitten, daß seine Ehe kinderlos geblieben ist. Der Wunsch, den er im vierten

---

[1]) S. W. 13, S. 54.

[2]) III 375_{33} ff.

[3]) XVIII 324 ff.

Jahre seiner Ehe scherzend ausgesprochen hat: „Nun, meine schöne liebe Frau, bitte ich dich nur um eins: gebäre nur recht bald einen Knaben, der so schön ist, wie du, und so lustig, wie ich, dann ist alles gut bis auf ein Mädchen, um das ich dich auch bitte“[1]), kam aus der Tiefe seines Herzens. Und als er schon lange dieser Hoffnung entsagt hatte, überkam ihn doch, wohl mehr als einmal, beim Anblick von Schulkindern die Sehnsucht nach einer Nachkommenschaft. Am 4. Juli 1863 schrieb er aus Steyr seiner Frau: „Ich komme von recht lieben feinen Mädchenangesichtern aus der 2. Klasse der Mädchenschule .... Ich sah mehrere fast betrübt an, die ihre klaren lieben Äuglein freundlich auf mich gerichtet hatten, und dachte, wie es wäre, wenn wir ein solches Geschöpfchen oder mehrere aus unserem Fleische und Blute gehabt hätten, wenn diese jezt erwachsen wären, wenn sie unsern Stamm fortführten in fernere Zeiten, und s. w. Ich war schon in wehmüthigen Betrachtungen drinnen“.[2])

Stifter hat den Schluß der Erzählung als das „Schlagendste und Eingreifendste“ bezeichnet und seinetwegen sich von dem „Waldgänger“ einen großen Erfolg versprochen.[3]) Mit dieser Selbstbeurteilung hat er uns den Weg zum richtigen Verständnisse der Erzählung gewiesen. Aus ihrem Schlusse spricht die Resignation, zu der er sich selbst durchgerungen hatte. Seine Stellung zu dem Problem darf aber nicht dahin ausgelegt werden, als habe er damit die Untrennbarkeit der Ehe, wie sie die katholische Kirche festgelegt hat, verteidigen wollen. Das lag ihm ganz fern. Georg und Corona mußte er, um ihnen die äußere

---

[1]) XVII 92_{26}, an Amalia, 28. August 1841.

[2]) XX 136_{21}.

[3]) XVII 164_{14}.

Möglichkeit einer Wiederverheiratung zu gewähren, zu Bekennern des evangelischen Glaubens machen. Julius Kühns in Frageform geäußerte Vermutung: „Hat Stifter der Gedanke einer Scheidung in den vierziger Jahren beschäftigt? Hat gar Amalia, wie Corona es tut, den Vorschlag gemacht? Oder hat der Dichter im stillen gewünscht, sie möchte es tun?" ist von vornherein abzulehnen. Stifter hätte ja als Katholik nach dem österreichischen Eherechte zu Lebzeiten Amalias gar keine zweite Ehe eingehen können. Kühns Annahme geht auf eine offenbar nicht durchwegs verläßliche Quelle zurück. Emma Minnichreiter, die Tochter Jacob Mayers, des Stiefbruders Stifters, teilte aus ihrer Erinnerung Einträge ihres Vaters in sein von ihr verbranntes Tagebuch, die Amalia betreffen, mit, darunter im Zusammenhang mit ihrer Charakteristik als einer „zänkischen, unverträglichen" Frau folgenden: Stifter habe sich einmal ihm gegenüber geäußert, er würde, wenn er nicht das öffentliche Ärgernis zu scheuen hätte, seine Ehe mit Amalia am liebsten lösen.[1]) Stifters 24 Jahre jüngerer Stiefbruder war 17 Jahre alt im Herbst 1846 nach Wien gekommen und erhielt am Polytechnikum seine Ausbildung als Ingenieur. Sollte Stifter in den anderthalb Jahren ihres Zusammenseins in Wien jemals ihm eine solche Enthüllung gemacht haben? Spricht nicht aus den Tagebucheinträgen, wenn sie so gelautet haben, Jacobs auch nach der Beilegung des Zwistes mit Stifter nachwirkende Gereiztheit gegen Amalia?[2]) Und wenn Stifter eine derartige Äußerung getan hat, so war sie sicherlich nur durch eine Unmutsstimmung veranlaßt. Erst Kühn hat, ohne sich hiebei

---

[1]) Heinrich Micko, Adalbert Stifter, Unveröffentlichte Briefe, Das Innere Reich, Jahrgang 3, Heft 3, 1936, S. 292 Anm.

[2]) Vgl. XXIV 35 $_{31}$.

irgendwie auf Jacobs Tagebuch berufen zu können, Stifters angebliche Scheidungsabsicht auf die Kinderlosigkeit der Ehe zurückzuführen unternommen.[1])

Corona gleicht Stifters Amalia in ihrer Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe. Amalia wird in dem jungen Haushalt ebenso tätig und tüchtig gewaltet, ihre Wohnung „wie einen Tempel der Reinlichkeit“ gehalten und „kein Stäubchen, keinen Flecken und keinen Hauch einer Unordnung“ geduldet haben (vgl. 119_2, 129_4).[2]) Aber weiter geht die Ähnlichkeit nicht. Corona ist nicht, wie Kühn (S. 139) behauptet, ihr „lebensgetreu“ nachgezeichnet. Als Stifter den „Waldgänger“ schrieb, war er schon neun Jahre verheiratet; er hatte sich bereits zur Resignation durchgerungen, und es kann nicht mit Kühn (S. 137) gesagt werden: „mit ihm hat Stifter sich wirklich einmal durch Gestaltung von dem befreit, worunter er litt: von der Kinderlosigkeit seiner Ehe“.

Ein näheres Eingehen erfordert der Zusammenhang der Erzählung mit Stifters Aufenthalt in seiner Heimat im Sommer 1845. Stifter brachte Amalia zum erstenmal zu seiner Mutter und dürfte mit ihr auch in Friedberg die Familie Greipl besucht haben, denn die freundschaftlichen Beziehungen zu Mathias, dem Bruder Fannis, und zu dessen Schwestern und Eltern bestanden fort. Damals wurden Kindheits- und Jugenderinnerungen in ihm rege, und das Bild der sechs Jahre zuvor verstorbenen Fanni verklärte sich zu sanfter Wehmut. In dieser Stimmung fand er trotz allen Verzichts, der ihm auferlegt war, das Maß des Bescheidens und begann die Arbeit an dem „Waldgänger“ neben der Vollendung der Umarbeitung der „Mappe meines Urgroßvaters“ für den 3. Band der „Studien“. In beide Werke ergoß sich der Quell der heimatlichen Erinnerungen.

---

[1]) S. 139, 317.

[2]) Vgl. u. S. XXXXI Ranzonis Charakteristik Amalias.

So wurde das erste Kapitel des „Waldgänger" eine Heimatdichtung. Stifter gibt zwar nicht eine Schilderung seiner engeren Heimat, der Landschaft, in die Oberplan eingebettet ist, der eigentliche Schauplatz ist das Moldautal bei der Flußenge der „Teufelsmauer", die Stifter sicherlich auch seit früher Jugend bekannt war, mit den das Tal nördlich begrenzenden Bergen, über die ein vielbegangener Waldweg nach Friedberg führt. Stifter bezieht aber wie im „Hochwald" das ganze Tal von Oberplan bis Rosenberg in seine Schilderung ein und gibt sich noch einmal dem „Doppeltraum der Jugend und der ersten Liebe" hin (vgl. I², S. 212 ff.). Zunächst berichtet Stifter als „Verfasser dieser Zeilen" (39_{18}) sein eigenes Erlebnis, den Abschied von der Heimat und von dem geliebten Mädchen, und schildert seine Wanderung nach Linz und in Kürze die Fahrt auf der Donau und Ankunft in Wien. In seiner Rückschau auf die weit zurückliegende Zeit liegen wörtliche Übereinstimmungen mit dem Briefe vor, den er am 1. Oktober 1829 an Fanni nach seiner Rückkehr aus der Heimat gerichtet hat: „Mir war, als müßte ich von allem, was die Erde nur immer Liebes und Freundliches für mich hat, auf immer scheiden, als stände mir ein unglücksvolles Jahr bevor."[1]) Im „Waldgänger" sagt Stifter: „In dem Herzen des Wanderers war eine Wehmuth über das Scheiden von dem, was er liebte, welches Scheiden vielleicht kurz — oder auch lange dauern konnte" (43_{32}). In dem Briefe gedenkt er des Morgens, an dem er von Fanni Abschied nahm, und kündet ihr seinen Vorsatz: „Feste Ausdauer muß endlich zum Ziele führen. Was mich betrifft, so wollte ich jede Kraft, die nur immer in mir liegt, aufregen zur Thätigkeit, ich will arbeiten, was ein Mensch arbeiten kann — aber du müßtest aus Liebe und Vertrauen

---

[1]) XVII, S. 12_{20}.

in mein Versprechen dich selbst zum Lohne meiner Mühe aufsparen."[1]) Ebenso erinnert sich Stifter im „Waldgänger" des Abschiedsmorgens (45_{11}) und seiner Pläne: „er dachte, er werde nun arbeiten, sich mühen, seinem Ziele entgegen drängen . . . und er werde wieder kommen und Alles im Übermaße erreicht haben, wornach seine Wünsche gingen" (44_{3}). Stifter greift aus seinen Friedberger Ferienerinnerungen gerade die an den Sommer und Herbst 1829 heraus, da er damals am reinsten sein junges, eine Erfüllung seines Herzenswunsches verheißendes Liebesglück genoß, das bald darauf durch gegenseitige Eifersucht und Mißtrauen getrübt wurde; aber er stellt im „Waldgänger" dieses Zusammensein als das letzte dar, während er doch noch in den nächsten Jahren nach Friedberg gekommen ist und Fanni in seiner Heimat 1835 zum letztenmal gesehen hat.[2])

Der Gegensatz zwischen Einst und Jetzt drängte sich ihm auf, als er nach einem Jahrzehnt wieder in der Heimat weilte. Im „Waldgänger" hielt er auch diese Empfindungen fest: „Kühle Erde deckte schon seit langem ihr gutes Herz — was er sonst anstrebte, erreichte er nicht, oder er erreichte es anders, als er gewollt hatte, oder er wollte es nicht mehr erreichen" (45_{16}).

Auch Kindheitserinnerungen sind in der Erzählung verwertet. Der Knabe Simi „baut lauter Hohenfurth" und sagt, „wenn er unten am Zaune sitzt, und der Hirt von den Kienberghäusern in der Nähe ist: ‚Vater, da geht eine Ziege nach Hohenfurth, da geht ein Bock nach Hohenfurth,

---

[1]) ebda, S. 12_{19}, 14_{18}.

[2]) Aus dem Reisetagebuch d. J. 1836 geht hervor, daß Stifter die Reise, die ihn durch das Salzkammergut bis an den Königssee führte, von seiner Heimat aus angetreten hat und in sie zurückgekehrt ist (vgl. XXV 309). Vielleicht hat er damals von Fanni Abschied genommen.

da schwimmt ein Holz nach Hohenfurth'" (66_{10} ff.). Ebenso hat der kleine Stifter, wenn er auf dem Fensterbrette saß, aus Kienspänen Schwarzbach, einen Oberplan benachbarten Ort, gebaut und gesagt: „Da geht ein Mann nach Schwarzbach, ... da geht eine Gans nach Schwarzbach." [1]) Dieses Kindheitsspiel hat Stifter auch auf den jungen Risach des „Nachsommer" übertragen, der in dem Rückblick auf sein Leben Heinrich erzählt: „Da ich noch klein war, legte ich allerlei Dinge an einander und gab dem so Entstandenen den Namen einer Ortschaft, den ich etwa zufällig öfter gehört hatte." [2]) Außerdem hat Stifter auch eigene Erinnerungen an das Erlebnis des ersten Kirchenbesuches und der Kirchenmusik (vgl. „Mein Leben") in der Schilderung der österlichen „Nachtfeier" im Kloster Hohenfurth gestaltet, zu der Georg den Knaben Simi mitgenommen hat (71_1 ff.). Auch eine Erfahrung, die Stifter als Schüler des Stiftsgymnasiums in Kremsmünster gemacht hat, lernen wir hier kennen. Georg, den Stifter mit der Freiheit des Dichters in das Reich seiner Erinnerungen einbezieht, war ihm und den anderen „jungen Leuten" früher wegen des fremden Klanges seiner Sprache aufgefallen, „aber als wir dann in der lateinischen Schule waren, wohin so viele Mitschüler aus allerlei Theilen des Landes zusammen kamen, die unsere Sprache sehr verschieden redeten, sich gegenseitig aufzogen, und uns über manche unserer Eigenthümlichkeiten höhnten, bekamen wir selber Mißtrauen in die Sprache, die wir redeten ..." (63_1 ff.). In dem lateinischen Brief an seinen Lateinlehrer P. Placidus Hall vom 22. September 1822 meldet Stifter, der eben die vierte Grammatikalklasse mit durchwegs vorzüglichem Erfolge als Primus beendet hatte,

---

[1]) Vgl. „Mein Leben", XXV 181.

[2]) VIII 80_8.

daß er die beiden ihm für das nächste Schuljahr zum Nachhilfe-Unterricht zugewiesenen jüngeren Oberplaner Kameraden in die Anfangsgründe des Lateinischen einführe, damit er nicht in Kremsmünster vor Scham erröten müsse wegen „der Böhmen“.[1])

Die Entstehungsgeschichte erklärt auch den Aufbau der Erzählung. Stifter führt die Ehe des Waldgängers bis zur Scheidung; was darauf folgt, drängt er im letzten Kapitel zusammen und verweilt nur bei dem Wiedersehen der Gatten; er rückt das alles in eine längst vergangene Zeit und führt Georg in die Erzählung im ersten Kapitel als alten, vereinsamten Mann ein, der seinen alten Neigungen folgend in den Wäldern lebt, Blumen, Käfer und Schmetterlinge sammelt und sich in seinem noch nicht gestillten Bedürfnis, einem jungen Menschenleben die Liebe des Erziehers zuzuwenden, dem Sohn eines Waldhegers, einem siebenjährigen Knaben, zugesellt. So vereinigt Stifter auch hier wie so oft einen erfahrenen Greis mit einem Kinde. Was Georg, nachdem er, durch Simis Weggang wieder vereinsamt, die Wälder verlassen hat, noch erlebt und wie er gestorben ist, enthält Stifter uns ebenso vor wie das Lebensende Coronas, denn das fällt aus dem Rahmen der Erzählung heraus; aber er nimmt am Schlusse noch einmal den mit dem Ende des ersten Kapitels fallengelassenen Faden mit einem „Wir wissen nicht“ wieder auf, das an die Art erinnert, wie er am Schluß des „Hochwald“ uns Gregor entrückt. Wie im „Hochwald“ hat Stifter auch hier die drei Kapitel durch die Aufschriften „Am Waldwasser“, „Am Waldhange“ und „Am Waldrande“, die dem Titel der Erzählung gemäß das Leitmotiv des

[1]) im Original: ne Cremifani cogar erubescere propter „Bohemos“, XXIV 171_{22}.

Waldes anklingen lassen, zu einer Einheit äußerlich zusammengefaßt.

Die Komposition der Erzählung ist nicht, wie Kühn[1]) meint, durch das Zurückdrängen des Persönlichen bedingt und kann nicht als „vertrackt" bezeichnet werden. Der erste Teil ist auch nicht ohne weiteres „eine Erzählung für sich". Stifter zieht Georgs Vergangenheit heran. Des Waldgängers eigenes Schicksal verrät sich in der an den 97jährigen Abdecker Adam gerichteten Frage: „Sind denn nicht Kinder oder Enkel von euch fort gegangen, eine Weile nicht nach Hause gekehrt oder gar draußen in der Welt geblieben?" (82_{22}), und ebenso spricht er aus eigenster Erfahrung, wenn er dem Knaben das Fortstreben der neuen Triebe von den alten an den Erdbeerranken nachweist (84_{11} ff.), um ihm das Scheiden der Kinder von den Eltern als „ein Gesetz der Natur" zu erklären. Dieses „Gleichnis der strebenden Pflanzenäste", wie Stifter es bei seiner Wiederaufnahme am Schlusse der Erzählung (149_{15}) nennt, konnte er bei Herder finden, der in den „Ideen" „das menschliche Leben, sofern es Vegetation ist", dem Schicksal der Pflanzen gleichstellt und die Erkenntnis ausspricht: „die weitverbreitende Mutter legte es nicht auf Zusammendrängung, sondern auf freie Verpflanzung ihrer Kinder an. Kein Baum soll, so viel möglich, dem andern die Luft nehmen . . . Eignen Platz soll er finden, damit er durch eignen Trieb wurzelaus in die Höhe steige und eine blühende Krone treibe".[2])

Die Anzeigen der „Iris f. d. J. 1847" verkannten fast alle den Gehalt der Erzählung, das menschliche Problem und befaßten sich nur mit der Landschaftsschilderung. Die ausführlichste Besprechung brachte Seidlitz in dem von

---

[1]) S. 137.

[2]) II. Buch, 2: 13, S. 59; VIII. Buch, 4: 13, S. 322.

Saphir herausgegebenen „Humorist“ bereits am 27. November 1846; er vermißt bei dieser Erzählung Stifters, „was ihn sonst trotz der Monotonie so reizend erscheinen ließ, den Hauch der sittlichen Gesinnung, der in seinen Novellen wehte“, und gebärdet sich ihm gegenüber als Anwalt der Heiligkeit der Ehe, als ob Stifter nicht durch sein Schlußwort seine Ansicht deutlich genug kundgetan hätte. Saphir und seine Mitarbeiter spielten sich gerne gelegentlich auf Moralisten hinaus, wozu gerade sie am wenigsten berufen waren. Auch Grillparzers Lustspiel „Weh dem, der lügt!“ war es unter Saphirs Händen so ergangen. Empfindlicher mußte Stifter die Kritik Heinrich Laubes in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 5. Jänner 1847 treffen. Laube hatte, wie er einleitend bemerkt, „1½ Jahre vorher beim Publikum für Stifter geworben“ — er bezieht sich damit auf seine Besprechung der ersten zwei Studienbände in demselben Blatte vom 15. März 1845 — der „Waldgänger“ aber erscheint ihm als eine bloße Skizze, die nicht komponiert ist, „Landschaftsmalerei“ kann und soll doch aber nicht ein und alles sein ... „Es fehlt auch dem geistvollen Stifter in dieser Erzählung nicht an der Idee und deren Personen, welche mit der gelieferten Staffage eine vortreffliche Novelle ergeben könnten. Im Gegentheil, die Idee und deren Personen sind so interessant, aber er stellt sie im behaglichen Niederschreiben dergestalt in einen abgelegenen letzten Winkel, daß sie vor dem allein herrschenden Beiwerk wirkungslos verschwinden. Die Kraft der Schilderung durch die Kraft der Erzählung zu heben muß sein Augenmerk seyn, nicht aber die Schilderung, die ihm sichere Eigenschaft als ein selbstständig Genügendes zu behandeln.“ Auch die Besprechung in der Wiener Zeitung vom 18. Dezember 1846 war in diesem Sinne gehalten und erklärte: „Schade, daß dieser poesievolle Landschaftsmahler nicht mehr

Fleiß und Mühe der Erfindung der Handlung zuwendet, was seinen geistreichen Beschreibungen viel Eintrag thut und das Interesse des Lesers häufig mindert." Noch weiter geht die Besprechung des „Gesellschafter" in den „Literarischen Blättern" zu Nr 184, 1846 mit ihrem Vorwurf, „Stifter habe sich im Bewußtseyn seines Talentes diesmal wohl verleiten lassen, ein wenig flüchtig zu arbeiten. Er sehe sich vor! Er steht in Gefahr, aus dem Leichten in's Seichte zu gerathen! ... Der Kern seiner Erzählung ist sehr bedeutungslos. ... Er hat es sich einmal zu bequem gemacht." Zustimmend lautet die ausführliche Besprechung in den „Blättern für literarische Unterhaltung" Nr. 8 vom 8. Jänner 1847, die namentlich den Schluß der Erzählung lobt: „Er ist wahrhaft tragisch, und darum erhebend, beruhigend. Das starre Gesetz, welches die Scheidung zuläßt, ist den beiden Irrenden zu Hülfe gekommen und hat sie unglücklich gemacht. Die katholische Kirche scheidet nicht, aber sie wären in ihr nicht glücklicher gewesen". Nichtssagend ist die Besprechung der Allgemeinen Theaterzeitung vom 15. Dezember 1846, die Stifter den Claude Lorrain unserer Novellisten nennt, aber nicht über das Lob der Schilderung der Natur hinauskommt, in der sich, so behauptet auch ihr Verfasser, die Personen als belebende Staffage ergehen. Verständiger aber geht die Anzeige in der „Gegenwart" Nr. 9, 1847 auf den Inhalt und die Charaktere ein und erklärt: „Wie des Dichters Waldschilderungen ... so sind auch seine Menschen aus einer ganz eigenthümlichen Form gegossen." An letzter Stelle sei noch verzeichnet die Besprechung von Hermann Uhde in den Blättern für literarische Unterhaltung vom 28. Mai 1874. Uhde findet die Erzählung zu breit angelegt, erkennt zwar in ihr Stifter als den Meister des Stiles in dem, was er verschweigt, glaubt aber, er sei hierin zu weit gegangen, denn

er sage kaum das Notwendigste über den Charakter der sonderbaren Frau.

Durch die Mehrzahl dieser Besprechungen mußte Stifter in seiner Erkenntnis der Einseitigkeit und Leichtfertigkeit der Kritiker bestärkt werden. Im Dezember 1846 schrieb er Heckenast: „Der Humorist soll mich, wie mein Bruder mir schreibt, angegriffen haben, ich weiß nichts, weil ich nicht aus kam, und auch das Blat nie lese. Wahrscheinlich wegen des Waldgängers. Ich las erst das 1te Kapitel, und glaube, daß die tiefe ernste männliche Einsamkeit dieses Menschen darin liegt, der zeigt, daß er höher ist, der aber nicht mit Taschenbuchschmerz oder dergleichen kokettirt, sondern verschlossen ist. Der Schluß muß wieder den Anfang erläutern. Das Publicum scheint günstig. Prandel und Hölzl sagten mir heute, daß sie sehr viel Iris verkauft haben."[1]) Ebenso berichtet er seinem Bruder Anton am 13. Februar 1847: „Als Antwort auf den Humoristen oder selber auf Laube's närrisches Urtheil ... kauft das Publikum die Iris recht fleißig ... Mir selber sagen die Leute, wo ich hinkomme, die größten Freudenbezeugungen. Deßhalb ist etwa die Erzählung nicht fehlerfrei, ich kenne die Fehler sehr gut, nur sind sie zum Glüke andere, als die obgenannten Recensenten angeben."[2]) Dieses Verhalten der Kritik scheint Stifter bestimmt zu haben, sie künftig nicht mehr zu beachten. Am 11. Februar 1858 schreibt er Heckenast: „Ich lese über 12 Jahre schon weder über mich noch über andere Tagblatkritiken."[3])

---

[1]) XVII 196_{24}.
[2]) XVII 206_{28}.
[3]) XIX 95_{18}.

Prokopus.

Seinen nächsten Beitrag für den von dem Grafen Majláth herausgegebenen Almanach kündigte Stifter bereits Ende Dezember 1846 Heckenast an: „Für die Iris bekommen Sie Prokoppus der Sternseher (aus der Narrenburg)", am 16. Februar 1847 meldet er, daß er an der Erzählung arbeite, und gibt als spätesten Zeitpunkt für den Empfang den 4ten 5ten April an, aber am 18. April muß er bekennen, daß er ihn nicht einhalten konnte, da er im März viele Besuche wegen der Bewilligung der von ihm geplanten Vorlesungen über Ästhetik machen mußte, und versichert Heckenast, das Manuskript noch im April zu senden, er konnte aber erst Ende Mai die letzte Sendung abgehen lassen, der am 21. Mai „einige Blätter" verspätet vorausgegangen waren, weil er sie „dringend zum Nachlesen und zum Hineinkommen in die Stimmung brauchte, was bei schrecklich auscorrigirten nicht möglich ist". Daß Heckenast tatsächlich zu der genannten Zeit das ganze Manuskript empfangen hat, ergibt sich aus Stifters Brief an ihn vom 3. Juni 1847, der die Bitte enthält: „Senden Sie mir bald . . . Iris 48." Graf Majláth aber war über Stifters Verspätung ungehalten und ließ ihn seine Verstimmung in einem nicht erhaltenen Briefe fühlen, über den sich Stifter bei Heckenast im Juli 1847 beklagt: „Mailath hat mir einen Brief geschrieben, der mir das Iris-Schreiben noch mehr verleidet. Er gebärdet sich sehr als Redacteur . . . dann liest er mir den Text über meine Fahrlässigkeit des späten Einsendens, was doch bei Gott im Himmel nicht der Fall ist, sondern jedes Malhör darum eintraf, weil ich theils zu sehr mit den ‚Studien' beschäftigt war, theils die Sache ja recht gut machen wollte. Schließlich meint er, er hätte mir die Arbeiten, bei gehöriger Zeit, so verbessern machen

können, daß sie nicht den Tadel erfahren hätten, den sie erfuhren. Ich kenne meine Fehler an den Arbeiten, aber in Wahrheit, was daran getadelt wurde, hätte ich nicht abgeändert."[1])

Dieser Jahrgang der Iris, den Betty Paolis Gedicht „An Adalbert Stifter" eröffnete, brachte Daffingers Stifter-Porträt in dem Stiche von Mahlknecht und als Titelbild Axmanns Stich der Zeichnung Geigers, die Prokopus darstellt, wie er in seinem mit allerlei Instrumenten, darunter einem Fernrohre, ausgestatteten Turmzimmer, die rechte Hand auf einen Globus gestützt, in einem Lehnstuhl, in Grübeln versunken, sitzt.

Mit dem „Prokopus" griff Stifter auf den Stoffkreis der „Narrenburg" und der „Mappe meines Urgroßvaters" zurück. Die erstgenannte Erzählung hatte er mit der Ankündigung geschlossen: „Wenn von den andern Schriften des rothen Felsensaales von Julian, Christoph, Prokop etwas bekannt wird, so wird es dereinst vorgelegt werden" (II 125_{20}). Bei der neuerlichen, durch die Umarbeitung für die „Studien" veranlaßten Beschäftigung mit der „Narrenburg" beschloß Stifter, den Prokopus aus dieser Liste herauszugreifen und seine Lebensgeschichte zu gestalten, die vermutlich zunächst jener Ankündigung gemäß als Wiedergabe seiner im roten Saale aufbewahrten Schriften gedacht war. Es ist aber begreiflich, daß er davon absah. Zu derselben Zeit mit der Umarbeitung der „Mappe" für die „Studien" beschäftigt, vermied er die Wiederholung des Motivs der Wiedergabe einer alten Schrift; vermutlich wollte er damit auch zugleich der Nötigung, innerhalb der Lebensgeschichte das Eheproblem ausführlich zu behandeln, entgehen.

---

[1]) XVII 198_{3}, 210_{13} ff., 215_{8}, 223_{4} ff., 241_{4} ff., XXII 197_{19}.

Mit dem „Prokopus“ greift Stifter um 150 Jahre in der Geschichte des Geschlechtes der Scharnasts hinter die „Narrenburg“ zurück. Von dem Prokopus hatte er bereits in ihr ein Bild entworfen. Da erhebt sich sein Turm, da hört man noch den fürchterlichen, zärtlich gewaltigen Ton seines Instrumentes, da sieht Heinrich im grünen Saale die Bilder des Prokopus und seiner Töchter und Söhne: „Weit unten... saß ein alter Mann mit einem Blicke, als glühte Dichtkunst oder Wahnsinn drinnen: es war Prokopus, der Sterndeuter — Jungfrauen in sanfter Schönheit prangten neben ihm, seine Töchter, und hart daran ein seltsames Paar, zwei Männer; ... es waren die Brüder Julianus und Julius, Söhne des Prokopus“, von deren Zwist der Wirt Erasmus in der Fichtau viel zu erzählen weiß. Nach der Lesung der Schrift des Jodokus faßt Heinrich sein Urteil über das Geschlecht der Scharnasts in die Worte zusammen: „Ihre Narrheit ist ihr Unglück, und ihr Herz“ und fährt fort: „Wie fürchte ich schon die Geschichte jenes Prokopus mit dem düsteren, funkelnd dürstenden Auge, das vielleicht zuletzt aus Verzweiflung nach den Sternen geschaut.“ Stifter hatte also eine Reihe von Motiven angeschlagen, die er in der Ehegeschichte des Prokopus, von der in der „Narrenburg“ nichts enthalten ist, verwerten konnte, vor allem den schon in ihrem Äußeren erkennbaren Gegensatz der „feindlichen Brüder“: „Der Eine in reichem Goldkleide, widrigen Antlitzes mit furchtbarem, rothem Barte, der Andere im armen grünen Jagdkleide, ein sanftes Bild der größten Jugendschönheit“.[1]) Es lag Stifter nahe, diesen Gegensatz auf die Verschiedenartigkeit der Eltern zurückzuführen und damit fortzusetzen, was er bereits in der „Narrenburg“ unternommen hatte, die Merkmale der Vererbung innerhalb einer Familie von den Ahnherrn bis

---

[1]) Vgl. II 14_{14}, 18_{11}, 21_{21}, 51_{7}, 71_{10}, 116_{20}.

auf die jüngsten Sprossen zu verfolgen. Diese Absicht Stifters war in der ersten Fassung dieser Erzählung in vielen Betrachtungen, die er bei der Umarbeitung strich, zutage getreten. Die Ähnlichkeit Sixtus des Zweiten mit Heinrich erschüttert ihn und seinen Freund Robert „theils, weil es nun über allen Zweifel klar war, daß Heinrich Einer dieses Geschlechtes sei, theils weil uns jedes unerklärliche Wirken der Naturgesetze mit einer Art Schauer erfüllet. Es geschieht oft in Familien, daß nach einiger Unterbrechung sich bis zum Erschrecken dieselbe Bildung wiederholt, worauf dann wieder, vielleicht ewige Unterbrechung folgt".[1])

Der glücklichen, aber kinderlosen Ehe und der Scheidung der Eheleute im „Waldgänger" läßt Stifter hier eine kinderreiche, aber durch die Gegensätzlichkeit der Gatten unglückliche Ehe und das für beide trotz ihrer liebenden Herzen qualvolle Zusammenleben folgen. Die Umarbeitung der „Narrenburg" gab ihm den Anlaß, den Stoff hiezu ihr zu entnehmen. Zur Zeit der Arbeit am „Prokopus" schrieb Stifter am 13. Februar 1847 seinem Bruder Anton, der nach einer Liebesenttäuschung erklärt hatte, nicht heiraten zu wollen: „Sollte aber einmal der Fall sein, daß Du daran denkst, so sehe, ob ein Mädchen stille, einfach, sich selbst treu, d. h. nicht in Dich eingehend, sondern ihre Art und Wesenheit stets fort behauptend, wenn sie Dich sogar auch tadeln sollte, ob sie reinlich und wirthschaftlich ist.... Hat sie übrigens Fehler des Weibes, so schone sie; denn wir haben Alle Fehler, und die Eigenheit des Mannes, mit der er will, daß die Wesenheit des Weibes in ihm aufgehe, ist wahrlich nicht der kleinste darunter."[2]) Aus derselben eigenen Erfahrung heraus hatte er am 4. August 1846 dem jungverheirateten

[1]) IV 2/1, S. 42. Vgl. auch II 87_{29} ff.
[2]) XVII 205_{13}.

Heckenast geraten: „Behandeln Sie Ihre Frau gut, schonen Sie mit freundlicher Nachsicht ihre Schwächen, und es hängt nur von Ihnen ab, sich durch die Ehe ein irdisches Himmelreich zu machen. Ich rathe allen Leuten zu heirathen.“ [1]) Daß Gertraud in vielem ein Abbild Amalias ist, ergibt sich aus Emerich Ranzonis Gedenkartikel „Adalbert Stifter“ im „Concordia-Kalender f. d. J. 1869“ (S. 215). Amalia erschien Ranzoni, der als Stifters Schüler sie in dem Jahre 1841 kennengelernt hat, als „das verkörperte Bild der züchtig waltenden Hausfrau; freilich verlor das Bild von seinem ursprünglichen Reize, wenn man Gelegenheit hatte, es wiederholt und länger auf sich wirken zu lassen; da bekam es einen Hauch von Unbeweglichkeit, Sattheit und einer gegen Menschen und Dinge ablehnenden Verschlossenheit! ... in der kleinen Wohnung war alles spiegelblank, von einer fast an Nüchternheit streifenden Nettigkeit, alles hatte seinen Platz und seine Ordnung ... Da, wo sie herrschte, niemals eine Unordnung oder ein Fleck zu sehen war, so ist selbstverständlich, daß sie durch Alles, was diesem Sinne für Reinlichkeit und äußere Gefallsamkeit widersprach, peinlich berührt wurde, und daß es ihr, die eine durchweg gerade und ehrliche Natur war, nicht gelang, bei vorkommenden Fällen ihre Empfindungen zu verhehlen.“ Solchen Affekten hielt also ihre „Verschlossenheit gegen Menschen“ nicht stand; daß sie aber ihr eigen war, bezeugt Stifter selbst in dem Briefe aus Kirchschlag an Heckenast vom 22. Jänner 1866: „Die Trennung hat ein Herrliches gebracht. Nach der stillen und schweigsamen Art meiner Gattin wußte ich nie, wie sehr sie mich liebe. Jezt brach die ganze Gewalt der Liebe hervor, und sie erfuhr es selber erst.“ [2])

[1]) XVII 170_{33}.
[2]) XXI 132_{28}.

Als Stifter geheiratet hatte, war er noch nicht zu der Reife und Ruhe gelangt, die ihn später berechtigte, seinem Bruder und Heckenast seinen Rat zu geben. Wenige Monate vor seiner Trauung hatte er seinem Freunde Sigmund von Handel bekannt, er sei „ein Narr, der sich nur ein einzig Mal recht überschwenglich mit universumsgroßem Herzen werfen möchte an ein eben solches unermeßliches Weiberherz, das fähig wäre, einen geistigen Abgrund aufzuthun, in den man sich mit Lust und Grausen stürze . . . aber sie sind Gänse, die derlei für Fantasterei ausgeben — und bei Ypsilanti nette Schmiseln kaufen“.[1]) Stifter mußte bald erkannt haben, daß Amalia seiner geistigen Welt fernstand und es nicht vermochte, sich in sie einzuleben. Der Zauber der Mondnächte und die Herrlichkeit des Sternenhimmels, denen Stifter sich mit ganzer Seele hingab, dürften ihr verschlossen gewesen sein, und die Schönheit der Natur stand außer ihrer kleinen Welt. Voll Freude berichtet Stifter seinem Freunde Josef Schaller von seinem Aufenthalte in den Lackenhäusern am 25. September 1864, daß seiner Frau „endlich auch das Licht aufging, und sie heuer nicht nur gerne hier ist, sondern auch schon immer aus freien Stüken sagt, was sie thun wird, wenn sie auf das nächste Jahr herkömmt“.[2]) Früher hatte sie „den Wald und die Eidechsen etc.“ gefürchtet.[3])

Gertraud gleicht wie Corona im „Waldgänger“ in ihrem Sinn für Reinlichkeit und ihrer Ordnungsliebe Amalia. „Gertraud war eine tiefe stille Natur“ sagt Stifter, das Urbild bewußt idealisierend; „was sie nicht gewältigen konnte, stellte sie außer ihren Kreis, daß es gar nicht da war — und wer es ihr herein brachte, that ihr feindliche

[1]) XVII 72_{9}.
[2]) XX 224_{26}.
[3]) XX 197_{32}.

Gewalt an, die sie wie ein Versuch ihrer Vernichtung berührte" (212_{32} ff.). Weiter reicht die Gemeinsamkeit nicht. Josef Michels warnt davor, „in der Übertragung gewisser Züge, die den Gestalten des ‚Waldgänger' und ‚Prokopus' eigen sind, auf Stifter und Amalia" zu weit zu gehen [1]), und mit Recht sagt Käthe Vorbach: „Trotzdem ist auch hier das persönliche Moment wieder in eine allgemeine Problemstellung erhoben, welche diesmal aus der Überspannung eines charakteristischen Zuges der Stifterschen Frau fließt, nämlich aus Gertrauds Erstarrung in ihrer fraulichen Eigenart." [2]) Wie Georg und Corona lieben auch Prokopus und Gertraud einander innig und zwar von frühester Jugend an, und diese Liebe bleibt bis in den Tod bestehen, aber ihre Wesenheit ist von Grund aus gegensätzlich, es fehlt ihnen die Fähigkeit der gegenseitigen Anpassung und das Vermögen, die Eigengesetzlichkeit des Ehepartners zu achten, und daher „gehen sie", wie Käthe Vorbach sagt, „seelisch aneinander zugrunde". Auch Prokopus vermag es nicht, „die Eigengesetzlichkeit der eigenen Person durch positive Anerkennung und geduldiges Ertragen des Charakters Gertrauds zu dessen Gunsten zurückzustellen". Stifter scheint es gelungen zu sein, diese Gegensätzlichkeit in seiner Ehe zu überbrücken. Diese Annahme wird durch die oben zitierten Briefe an Heckenast und an seinen Bruder Anton gestützt. Jedenfalls gleicht Prokopus nicht in dem Maße Stifter wie Gertraud der Amalia. Käthe Vorbach hebt die vornehme Art Stifters hervor, in der er „der eventuellen Schuld Amaliens, die hier sichtbar werden könnte, sofort eine eigene, in der Charakterdarstellung des männlichen Helden zur Abschwächung

---

[1]) Adalbert Stifter, 1939, Paul Zsolnay, S. 149.

[2]) Adalbert Stifter und die Frau, Reichenberg, 1936, Franz Kraus, S. 130.

ihres Fehlers entgegenstellt".[1]) Wenn Stifter seinem Bruder eine Frau wünscht, die „ihre Art und Wesenheit stets fort behauptet", so hat er aus eigener Erfahrung erkannt, daß dieses Beharren, wenn es mit der Anerkennung der Eigenart des Mannes verbunden ist, eine wertvolle Charaktereigenschaft ist, und im „Prokopus" gezeigt, daß es andernfalls und in seiner Übersteigerung Unheil bringt. Stifter ist im „Prokopus" einem Problem, das er in seiner eigenen Ehe gelöst hat, mit teilweiser Änderung seiner Grundlagen bis in seine letzten Folgen nachgegangen.

Prokopus und Gertraud können nicht „die Wesenheit der natürlichen Dinge ergründen und sie nach derselben gebrauchen" (vgl. 221 $_{13}$ ff.), und Prokopus befolgt nicht das Beispiel seines Lehrers Bernhard von Kluen, „der groß und sanft war, und ertrug" (224 $_{22}$). Das Ergründen der Wesenheit der Dinge ist gleichbedeutend mit Witikos Streben, „zu thun, wie es die Dinge fordern", das der Kardinal Guido billigt und näher erläutert: „Und wenn du zu thun strebst, was die Dinge fordern, so wäre gut, wenn alle wüßten, was die Dinge fordern, und wenn alle thäten, was die Dinge fordern; denn dann thäten sie den Willen Gottes".[2]) Auch hier berührt sich Stifter mit Herder, der am Schluß des 15. Buches der „Ideen" die Menschen anweist, „nach ewigen Naturgesetzen Gottes zu handeln".[3])

Die Ehegeschichte hat Stifter mehr skizziert als ausgeführt, mehr berichtet als behandelt. Das entspricht Stifters Eigenart, das Seelische zurückzudrängen und es den Leser erraten zu lassen, und das lag ihm hier besonders nahe, da er den persönlichen Gehalt der Erzählung nicht stärker hervortreten lassen wollte. Diese Erwägung

---

[1]) ebda, S. 129, 130.

[2]) XI 176 $_{12}$ ff.

[3]) S. W. 14, S. 213.

läßt auch den Gegensatz zwischen der Knappheit der Darstellung im zweiten Teile und dem behaglichen Verweilen des Dichters in der Fichtau im ersten Teile weniger auffallend erscheinen. Es bleibt jedoch dabei die Möglichkeit bestehen, daß Stifter bei der Arbeit am „Prokopus" das ihm gebotene Ausmaß außer acht gelassen hat (vgl. S. XXXXVI). Aber schon in dem ersten Kapitel tritt die Gegensätzlichkeit des Prokopus und der Gertraud in deren Gespräch mit Bernhard von Kluen (157_{15}) und in der Angst hervor, die sie auf dem Balkon der Burg überkommt: „Es ist schauerlich, wir schweben ja mit dem Berge nur in der Luft, und rings um uns ist nichts" (199_{27}). Unglück kündende Zeichen weisen in die Zukunft: Die an der Ringmauer angebrachten Blumengewinde „hingen an einer Stelle nieder gebrochen, den Stein zeigend und gleichsam gebrochenes Glück bedeutend" (189_{26}), und das Rufen der versammelten Menschenmenge „war schier ein sturmähnliches Brausen, wie wenn sie eher Unheil als Glück verkündeten" (190_{3}).

In diesen Motiven spielt die Romantik der „Narrenburg" in die Erzählung herein und ebenso in den rätselhaften letzten Worten des Prokopus in seiner Lebensgeschichte: „Zirkelodem der Sterne" (223_{29}), die wohl den Gegensatz zwischen der ewig wirkenden Kraft der Natur und der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit des Menschenlebens bezeichnen sollen, aber auch als eine Bestätigung der ewigen Gesetze der Natur im Leben des Menschen gedeutet werden können.

Sorgsam vermeidet Stifter Widersprüche zwischen dem „Prokopus" und der „Narrenburg". In dieser Erzählung hängt im roten Saale das Bild des alten Prokopus.[1]) Im „Prokopus" läßt sich das junge Ehepaar den Vor-

---

[1]) II 71_{19}.

schriften des Geschlechtes der Scharnasts gemäß malen (211_{22}). Stifter beseitigt im letzten Kapitel diesen Widerspruch: Das Bild Prokops wird durch ein herunterfallendes Gesimsstück so beschädigt, daß es nicht wiederhergestellt werden kann. Zum Ersatz läßt sich Prokopus „in seinem Alter“ malen. Darüber klagt Gertraud: „Also nicht einmal die Bilder können in Vereinigung bleiben!“ (222_{15} ff.). So gewinnt Stifter zugleich ein symbolisches Motiv.

Den doppelten Schauplatz der Fichtau und des Rothenstein hat „Prokopus“ mit der „Narrenburg“ gemeinsam, und es verlockte den Dichter, auch in der Geschichte der Wirtsfamilie in die Vergangenheit zurückzugreifen und so von der einen Erzählung zur andern eine Brücke zu schlagen; er läßt den Brautzug deshalb seinen Weg durch die Fichtau nehmen und bei dem Wirtshause halt machen, schiebt nach dessen Abzug die Erzählung alles dessen, was sich dort bis zum Einbruche der Nacht begibt, ein und nimmt erst dann den Faden wieder auf — er tut dies mit dem Bekenntnisse seiner „Vorliebe für so unbedeutendes Wirken und Thun“ (187_{18}) —, um in der zweiten Hälfte dieses Kapitels die Ereignisse auf dem Rothensteine bis zu dem gleichen Zeitpunkte mitzuteilen. Das erwähnte Zwischenstück beansprucht die Hälfte des ersten Kapitels und ein Drittel der ganzen Erzählung. Diese an Genrebilder der Holländer erinnernden Szenen sind durch die den Scharnasts und ihrer Narrheit geltenden Gespräche mit der Haupthandlung verknüpft und enthalten einen Bezug auf die „Narrenburg“, indem der Wirt Romanus sich in dem Zukunftstraum ergeht, daß einmal ein Scharnast eine Jungfrau aus der grünen Fichtau heiraten wird. Stifter zieht aber auch noch in den beiden folgenden Kapiteln die Wirtsfamilie mit hinein, um ihr stilles Glück dem inneren Unfrieden des Prokopus und der Gertraud und dem Zwiespalt der Söhne entgegenzustellen, und drängt

die Tragik der Scharnasts durch sein den Fichtauern geltendes Schlußwort: „Es wohnt die Lust, die Gehäbigkeit und die Freude um dieses Haus“ zurück.

Die Benennungen der drei Kapitel „Am Morgen“, „Der Mittag“ und „Der Abend“ beziehen sich auf Prokops Ehe. Das zweite setzt mit dem thematischen Satze „Das versprochene Glück ist nicht gekommen“ ein und führt zu der vollsten Bestätigung dieser Ankündigung durch die Freude Gertrauds über den Tod des von Prokop verehrten und geliebten Bernhard von Kluen, seines Lehrers und Freundes. Das dritte führt das Leben beider zu Ende, zieht auch noch den aus der „Narrenburg“ bekannten Streit der Söhne heran und stellt Stifters Urteil über das Problem der Erzählung im Anschluß an das Bild des „kleinen Haares, das zu überschreiten war“, klar: „gerade bei Wesen, deren Inneres ganz grundverschieden ist, ist das Haar am feinsten, weil jedes das andere nicht sieht, sondern nur sich, und meint, es wäre die Einigung sogleich gethan, das zweite dürfte nur sein wie das erste, was so natürlich wäre. So ist das feine Haar mit allem Ringen nicht zu vernichten — und so heißer die Liebe, so heißer der Schmerz.“ (224_{12} ff.)

„Prokopus“ wurde hauptsächlich wegen der Ungleichmäßigkeit des Aufbaues von der Kritik übel mitgenommen. Zuerst meldete sich im „Humorist“ am 9. November 1847 Sigmund Engländer unter der Überschrift „Journalistische Randglossen. Grillparzer und Stifter in der ‚Iris‘ für 1848“, der unter anderem behauptet: „Stifter ist eine durchaus formlose Natur, ihm mangelt aller Sinn für Proportionalität in der Dichtung . . . In der Phantasie eines solchen Dichters, dessen Virtuosität in Naturbeschreibungen besteht, sieht es aus, wie in dem Gehirne eines Guckgucks; die ganze Welt ist nur Wald und Flur, Grashalm, Thautropfen und Johanniskäferchen . . .“, er witzelt

über die Weitläufigkeit der Beschreibungen in der Fichtau und erklärt: „wo Alles erst beginnen soll, wird der Faden rasch und verdrießlich chronikenartig zu Ende gesponnen", und sein Schlußurteil lautet: „Dieser ‚Prokopus' ist daher ein gänzlich formloses, ... nirgends zur Darstellung gebrachtes Produkt, das ... uns zu der Überzeugung gebracht hat, daß Stifter keine Continuation mehr besitze, sondern fertig geworden ist." [1])

Auf diese Erzählung kam der „Humorist" noch einmal in seiner „Revue der Taschenbücher" (gezeichnet: Sz.) vom 1./2. Dezember (Nr. 287/288) zurück und wiederholte Engländers Behauptungen [2]). Auch das „Österreichische Morgenblatt" äußerte sich in Nr. 140 v. 22. November 1847 ähnlich: „Gänzlicher Mangel an Handlung, Nacktheit der Idee machen die schönen Ornamente, bestehend aus Naturmalerei, Schilderung und Reflexion fad. Ich würde in der Fichtau heimisch sein, so bekannt hat mir Stifter diese Gegend gemacht, aber was der Prokopus eigentlich dort wollte, wird niemand erfahren. Betty Paoli nennt ihn in dem Eingangsgedichte ... den treuen Dolmetsch der Natur, das ist er, aber nicht ein Dolmetsch des Lebens, und das soll der echte Novellist sein." Dieser Kritik folgte am 11. Dezember die des „Wanderer" in Nr. 296 mit der kurzen Bemerkung: „Adalbert Stifters Erzählung zeigt wieder die Stärke und leider auch die Achillesferse dieses Meisters deutlich." Ein Ausmaß von Torheit und Frechheit leisteten sich die „Blätter für literarische Unterhaltung" in Nr. 363 vom 29. Dezember 1847 besonders durch ihren Ausfall gegen Wien: „Landschaftliche und andere Malereien haben wieder so viel Platz weggenommen, daß für die Menschen wenig mehr übrig bleibt. Prokopus

[1]) Vgl. die ausführlichere Wiedergabe XVII 429 ff.
[2]) Vgl. XVII 430.

und seine Gemahlin werden uns am ‚Morgen, Mittag und Abend' ihres Zusammenlebens vorgeführt. Am Morgen erfahren wir nur, daß sie zusammen leben wollen, am Mittag, daß sie sich nicht verstehen, weil sie verschieden sind; am Abend, daß sie sich nicht verstanden haben. Viel Grün und Sonnenschein ist wieder in dieser Erzählung, aber über der ganzen Landschaft lagert die dumpfe Schwüle des ‚Capuas der Geister', und diese Natur, die den Capuanern in ihrer lieblichen träumerischen Schönheit das All ausfüllt, erscheint einem an Kampf und wirkliches Menschenleben gewöhnten Auge in der unheimlichen dämonischen Macht, die einst die Sage ihren Nachtgestalten verlieh, alle Geister einzuschläfern, und den Schlafenden alles Menschenblut der That auszusaugen." Der Rezensent mißbraucht also Grillparzers bekanntes Wort in seinem „Abschied von Wien" und macht Wien und die Wiener für den nach seiner Ansicht mißlungenen „Prokopus" verantwortlich! Es folgte noch eine gleichfalls ablehnende Besprechung in der Anzeige der „Iris" in der Beilage der „Augsburger Zeitung" Nr. 28 vom 26. Jänner 1848.

Diese Haltung der Blätter und die Tatsache, daß Stifters Plan, Vorlesungen über Ästhetik zu halten, scheiterte, ermutigten einen Anonymus, in Nr. 46 der „Grenzboten" im Jahrgang 1847 den Dichter in seiner Mitteilung „Aus Wien" unter der Aufschrift: „Stifter en decadence" zu verunglimpfen: „Wir wissen nicht, ob die prüfende Fakultät recht hat, gewiß aber ist, daß die poetische Fähigkeit dieses Autors in einer bedauerlichen Abnahme begriffen ist." Prokopus „ist eine völlig verunglückte manierierte Produktion, und es scheint, daß seine ‚Studien' die Summe des poetischen Vermögens des spät aufgetretenen Autors enthalten."

In der Mehrzahl dieser und in anderen Anzeigen der „Iris" war auch Grillparzers Erzählung „Der arme

Spielmann", die den Band eröffnete, abfällig und übelwollend beurteilt worden, besonders in der des „Humoristen". Niemand hat ihr damals ein tieferes Verständnis entgegengebracht als Stifter in seiner feinfühligen Besprechung in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung[1]). Weshalb diese Erzählung Stifter besonders ansprechen mußte, hat Julius Kühn erkannt: „Das Wesentliche ist die Gestalt des armen Spielmanns, der vor den Menschen gering, vor Gott aber als groß dasteht: die Größe in seiner Einfalt hat es Stifter angetan, die rührende Selbstaufopferung, mit der er (der nichts zu verlieren hat) den anderen Hab und Gut bei der Überschwemmung rettet."[2]) Bekanntlich hat Stifter von ihm manche Züge auf den Pfarrer im „Kalkstein" übertragen, „den armen Wohlthäter", wie er ihn in der ersten Fassung genannt hat.[3]) Auf Stifters Besprechung und auf die gegen beide gerichteten Angriffe der Kritik, vor allem den des „Humoristen", wird sich das Gespräch bezogen haben, über das er am 1. Dezember 1847 Heckenast berichtet: „Grillparzer hat mich dieser Tage unendlich aufgeheitert und beglückt." Schon vor dem Erscheinen dieser „Iris", im Sommer 1847 hatte Stifter den Plan, „einen historischen Roman aus unserer babenbergischen Heldenzeit" zu schreiben, gefaßt, und nun erklärte er: „Alle folgende Zeit gehört den Rosenbergern. Ich muß mancher niedrigen Verdächtigung durch eine That antworten".[4])

Julius Kühn hat wie an der vorhergegangenen auch an dieser Iris-Erzählung manches auszustellen. Die vielen Korrekturen in der Handschrift des „Waldgänger" und die

---

[1]) „Kunst- und Litteraturbriefe aus Wien", Beilage zur A. Ztg. v. 6. Sept. 1847; XVI 327.

[2]) „Die Kunst Adalbert Stifters", S. 147.

[3]) Vgl. V 1, S. XXX.

[4]) XVII 265_{30} ff.

offenbar noch während der Drucklegung vorgenommenen zahlreichen Änderungen[1]) bezeugen ebenso wie Stifters Briefe an Heckenast, daß er an dem „Waldgänger" mit der gewohnten Hingabe und Sorgfalt gearbeitet hat (vgl. S. XXI). Daher ist Kühns Vermutung: „Wahrscheinlich war es die Überwindung seines leidenschaftlichen Aufbegehrens gegen den unvollkommenen Ehestand, die den Dichter nicht so sorglich wie sonst auf die Gestaltung merken ließ", in jeder Hinsicht unbegründet (vgl. S. XXVIII). Ebenso abzuweisen ist seine Annahme, an dem „Mißlingen" der beiden Erzählungen sei ‚die Iris' mit schuld: „Graf Mailath hielt sich an die Bedürfnisse seiner Leser. Ihnen konnte Stifter das Neuartige, das er mit Bergkristall errungen hatte, nicht zumuten. Ihnen mußte er mit gewohnter Kost kommen, sie waren ihm gegenüber auf Erzählungen in der Art der ‚Studien' eingestellt. Dadurch, daß er sich auf ein Gebiet begab, das er schon verlassen hatte, tat er sich Gewalt an, brachte er nichts Rechtes zustande"[2]). An dieser Auffassung Kühns befremdet zunächst seine Herabsetzung der „Studien" — gemeint sein können hier nur die vor der ersten Fassung des „Bergkristall", dem Ende 1845 erschienenen „heiligen Abend" liegenden; vor allem aber ist Kühns Vermutung unvereinbar mit Stifters hoher und strenger Auffassung seiner Kunst und mit der Tatsache, daß er sich nie nach dem Geschmack und den Erwartungen des Publikums gerichtet hat. Überdies wußte er, wie seine Briefe an Heckenast bezeugen, auch dem Grafen Majláth gegenüber seine Selbständigkeit zu wahren (siehe S. XXXVII) und war sich dessen bewußt, daß sein „Waldgänger" anders geartet ist als die Dutzendware der Taschenbücher.[3])

---

[1]) Vgl. Textkritischer Bericht S. 557.

[2]) S. 140, 146.

[3]) XVII 196_{20}.

Zweiter Teil

Nachkommenschaften.

Die in diesen zweiten Teil aufgenommenen größeren Erzählungen gehören alle den letzten fünf Lebensjahren Stifters an, sind also durch eine weite Spanne Zeit von denen des ersten Teiles getrennt. Mit der Erzählung „Nachkommenschaften“, die in dem von Friedrich Pustet in München herausgegebenen ersten Jahrgang des „Heimgarten“ im Jahre 1864 erschien, hat Stifter vermutlich ein Versprechen eingelöst, das er im April 1860 während eines Aufenthalts in Wien Heinrich Pustet gegeben hat.[1] Die Herausgabe des geplanten Blattes scheint sich aber verzögert zu haben und erst im Frühjahr 1863 eine Mahnung an ihn gerichtet worden zu sein. Bereits im Juni erhielt er eine Vorauszahlung von 100 Gulden in Gold. Die Arbeit an der Erzählung zog sich bis in die zweite Hälfte des Oktober hin und beschäftigte Stifter in diesem Monate auch auf einer Inspektionsreise. Am 20. Oktober berichtet er Amalia aus Schärding: „Ich habe gemeint, daß ich die verruchten Roderer an einem Abende werde durchlesen können, und nun habe ich das Ausbessern begonnen, und arbeite bis heute in jeder freien Minute daran. Du wirst staunen, wenn du

---

[1] XXIII 270_{27}.

die Handschrift wieder einmal siehst. Ich bin am Ende selber ein Roderer. Jezt bin ich am lezten Blatte, und hoffe heute noch fertig zu werden."[1]) Diese Anspielung bezieht sich auf den jungen Maler Friedrich Roderer, der mit seinen Bildern nie zufrieden ist und sie immer wieder ausbessert, und setzt voraus, daß Amalia die Handschrift kannte und mit dem Stoffe der Erzählung vertraut war. Sonst spricht Stifter in den Briefen an sie selten von seinen Arbeiten, gewöhnlich nur dann, wenn er zugleich etwas über ihren Ertrag berichten kann.[2]) Seiner Gewohnheit gemäß hatte sich Stifter die Rückstellung der Handschrift erbeten, und er hat sie auch nach dem Bescheid, der Aprent nach Stifters Tod auf seine Anfrage gegeben wurde, mit den Korrekturen erhalten.[3]) Aprent hat sie offenbar nachträglich in Stifters Nachlaß gefunden, und es dürfte ein Irrtum Stifters vorliegen, wenn er am 24. März 1864 Heckenast schreibt: „Lesen Sie das Ding . . ., wenn nehmlich ein Heimgarten in Pest ist. . . . Pustet hat mir weder das Manuscript zurük geschikt noch ein gedruktes Blatt, obwohl ich ihm das Manuscript schon im Frühherbst sendete."[4]) Die endgültige Begleichung des Honorars scheint aber erst nach dem 19. Jänner 1864 erfolgt zu sein; denn in dem von diesem Tage datierten „Verzeichniß von Schriften von Adalbert Stifter, welche noch sein Eigenthum sind, . . ." steht der Eintrag: „Ich habe noch 100 fl. auf diese Erzählung von Pustet zu fordern."[5]) Als Aprent sich auf diesen Vermerk berief, teilte Pustet mit: „100 f. gab ich, ehe ich noch

---

[1]) XX 185_{22}, 181_{8}, 147_{23}.

[2]) Vgl. XVII 88_{26}, 84_{2}, XXI 140_{3}.

[3]) Aprent an Friedrich Pustet, 19. April 1868 und auf demselben Briefe Pustets Mitteilungen (Stifter-Archiv).

[4]) XX 185_{24}.

[5]) B I. XXV 883

ein Blatt Manuskript hatte, und das Übrige zahlte Herr V. Fink[1]) für mich."[2])

Der Titel der Erzählung weist auf das Hauptmotiv hin, das in ihr durchgeführt ist, von Generation zu Generation die Wesensmerkmale einer Familie zu verfolgen und den Fortbestand dieser Familie durch den Ehebund zweier Glieder dieses Geschlechtes der Roderer zu sichern. Damit ist auch schon ihre Beziehung zur Einleitung der „Mappe meines Urgroßvaters" und zum „Nachsommer" bezeichnet. Familiensinn war Stifter durch seine Zugehörigkeit zum Bauerntum eigen. In der „Narrenburg" und im „Prokopus" war er den Merkmalen der Vererbung nachgegangen, und in der eigenen Familie stellte er mit Vorliebe durch sie bedingte Wesensähnlichkeiten fest. Louise Stifter schrieb er in dem Glauben, sie sei mit ihm verwandt: „Ihr Herz ist das unserer Familie, aus jeder Zeile sprach es mich so an, so empfinden wir, so offen und rein sind unsere Gemüther, so gütig sind wir gegen die Welt. . . . Wenn Ihre Schwester Ihren Vater einen edlen, großherzigen Mann nennt, so hat sie eigentlich auch meinen Vater gemeint, und ich gedenke nie seiner unwürdig zu werden, wie ja meine Brüder und Schwestern es auch nicht sind. Es wäre dieser geistige Zug kaum erklärlich, wenn nicht Bande des Blutes vorhanden wären."[3])

„Es lebt seit Jahrhunderten ein Geschlecht, das immer etwas Anderes erreicht hat, als es mit Heftigkeit angestrebt hat" — so beginnt Peter Roderer (254_{31}) die Rückschau auf seine Vorfahren, und damit verknüpft er die Mitteilung seiner eigenen Lebensgeschichte. Dieser Bericht bildet die Mitte und das Kernstück des Ganzen; er ist in die nicht

[1]) Buchhändler in Linz.

[2]) Siehe oben unter [3]).

[3]) XVIII 261_{23} ff., 21. April 1855.

näher begründete Ich-Erzählung des jungen Malers eingeschaltet. Roderer schließt aus seinen Beobachtungen, daß der junge Maler, dessen Namen er noch nicht kennt, eines Tages die Malerei aufgeben wird, und wird durch dessen Beteuerung, daß dies nie eintreten wird, noch mehr in seiner Ansicht bestärkt. So begründet Stifter Roderers Eingehen auf die Geschichte seiner Familie und setzt zugleich seinem Plane zuliebe voraus, daß ihm die Wirtin den ihr bekannten Namen des Malers nicht verrät, was wir ihm zubilligen müssen, obwohl es dem Charakter der geschwätzigen Frau widerspricht.

Diesen Peter Roderer hat Stifter nicht aus freier Erfindung geschaffen. Im Dezember 1859 hatte er von der oberösterreichischen Statthalterei den Auftrag erhalten, über die Wirksamkeit des Inhabers einer Wiener Wechselstube Franz Schaup zu berichten, der im Jahre 1849 die Herrschaft Frankenburg (nördlich von Vöcklamarkt) erworben hatte. Für den nicht erhaltenen Bericht Stifters bietet einen Ersatz sein Brief an Dr. Balthasar Elischer vom 14. Jänner 1860: „Ich habe im vergangenen December einen Mann nicht kennen gelernt, sondern nur die Spuren von ihm gefunden, der sich einen netten Nachsommer macht. Es ist der Wechsler Schaup aus Wien, der sich die Herrschaft Frankenburg in Oberösterreich gekauft hat, dort nun herumwirthschaftet, Sümpfe austroknet, Schulen anlegt, Forste regelt, Brauhäuser baut und durch seine Wohlthaten als ein Segen für die Gegend bezeichnet wird. Es geht sehr ins Herz, einen solchen Alten irgendwo zu finden.“ [1]) Auch Peter Roderer läßt ein Moor trocken legen, hat ein Brauhaus gebaut, sorgt für die Aufforstung im Frankwalde, hat einen Braumeister und Forstmeister angestellt und hat als Wohltäter der Gegend ein Armenhaus errichtet (240_{23}, 241_{11} ff.)

[1]) XIX 217_{20}.

Der Name des Geschlechtes und der Vorname des Schloßherrn ist aus der Arbeit am „Witiko" herübergenommen, und zwar von dem alten Roder Peter am Schluß des zweiten Bandes, der eines seiner Pferde ihrem Hüter Sifrit von Milnet überläßt, damit er mit Witiko in den Krieg ziehen kann (X 314_{23}, XI 1_{19}). Am 26. Mai 1863 war Stifter mit der Durchsicht des Endes des zweiten Bandes beschäftigt und kündigte Heckenast den baldigen Empfang an.[1] Um dieselbe Zeit dürfte er mit der Arbeit an den „Nachkommenschaften" begonnen haben. Vielleicht hat Stifter in beide Werke den Namen, der sich auf das Roden und Urbarmachen des Waldes bezieht, aus seiner Heimat übernommen.

Peter Roderer hat an sich selbst diesen seiner Familie eigentümlichen Wechsel der Bestrebungen erlebt, er hat in seiner Jugend Heldendichter werden wollen, mußte seine phantastischen Pläne aufgeben, erwarb sich im Handel, von unten auf dienend, ein Vermögen, kaufte einen ausgedehnten Besitz, stellt seine ganze Kraft in den Dienst des Gemeinnutzens und befolgt hiebei seinen Leitspruch „die That ist das Leben", den Stifter auf ihn aus dem Schluß des Wechselgesanges in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" (III 1): „Und dein Streben, sei's in Liebe, Und dein Leben sei die That" übertragen hat; er betätigt sich besonders als Landwirt und widmet sich dadurch der „ursprünglichsten Beschäftigung des Menschen" (268_{25}). Damit stellt sich die Erzählung in die Reihe, die vom „Haideborf" bis zum „Witiko" und zur „Letzten Mappe" reicht. In manchem erinnert dieser Peter Roderer an den Freiherrn von Risach im „Nachsommer", der auch die Losung der „Wanderjahre" in seinem Bereiche befolgt und das Wohl der mit ihm und

[1] XX 114_{31}.

in seiner Umgebung lebenden Menschen fördert. Freilich ist in den „Nachkommenschaften“ alles ins Realere gewendet. Roderers Schloß ist kein Tempel der Kunst, wenn auch Gemälde der besten Italiener und Niederländer sein Inneres schmücken, er hat nicht das Frankfurter Mädchen, das „so fein und ätherisch war“ wie die in seinen Dichtungen „und so schön wie die Prinzessinnen in den ... Heldenliedern“, erwählt, sondern die schlichte Mathilde, die ihn durch die Reinheit ihres Wesens beglückt und „das Bild jeder häuslichen Tugend“ wurde (266_{31} ff.).

Der zweite Träger des Namens Roderer, Friedrich, der Held der Erzählung, kennt nichts Höheres als seine Malkunst, die er nur für sich ausübt, ohne die Absicht, ein Bild zu verkaufen; er denkt nicht daran, jemals zu heiraten. Seine Heilung von dieser einseitigen Lebenseinstellung ist das Ziel der Erzählung. Als einen echten Roderer erweist er sich auch durch die Aufgabe, die er sich stellt, er will „die wirkliche Wirklichkeit“ darstellen, wie der alte Roderer in seiner Jugend als Heldendichter „die wirkliche Wahrheit“ bringen wollte (264_{26}, 271_{24}). Es lag Stifter nahe, diesen Roderer zum Maler zu machen, und so sind die „Nachkommenschaften“ zugleich eine Künstlernovelle geworden. In diesem Friedrich Roderer erkennen wir Stifter. Die „Benediktiner Abtei“ (232_{9}) ist Kremsmünster. Wie Roderer in der „lateinischen Schule“ den ersten Preis erhalten hat, wurde Stifter wiederholt durch die Verleihung eines Prämium ausgezeichnet.[1]) Sein Zeichenlehrer Georg Riezlmayr erkannte seine Begabung und hielt ihn länger als seine Mitschüler beim Zeichnen von Bäumen fest.[2]) Ebenso mußte der junge Roderer im Auftrage seines Lehrers „recht viele

[1]) Vgl. XXV 350 und Anm. hiezu.

[2]) Johannes Aprent, Adalbert Stifter (Briefe, 1. Band, Pest 1869), S. XXI.

Bäume" zeichnen, weil er Anlage dazu hatte (232_{22}). Die von Stifter in der Schule für Landschaften verwendeten Farben entsprachen nicht immer der Wirklichkeit, wie Fritz Novotny hervorhebt[1]), aber freilich entfernte er sich von ihr nie so weit wie die von Roderer erwähnte „mit Tusch gemachte Säule eines Schülers, deren Grund schön blaß grünspangrün und deren Durchschnitt schön blaß rosenroth war" (232_{15}). Stifter hat wie der junge Roderer den hinteren Gosausee mit dem Dachstein (genauer: dem Torstein, der westlichen Spitze der Dachsteingruppe) wiederholt gezeichnet und gemalt[2]) und viele dieser Bilder vermutlich als unvollendet vernichtet, wie er dies auch mit anderen Bildern getan hat. Seinem Freunde von Handel schreibt er am 20. September 1837 in Beziehung auf sein ihm zugedachtes Dachsteinbild: „Es ist ein eigenes Unglük, ich kann kein meiniges Bild lange in den Händen haben, ohne etwas auszubessern, und zwar so lange auszubessern, bis ich das Bild wegwerfe."[3]) So hat er es auch noch in späten Jahren gehalten, wie der ihm befreundete Heinrich Reitzenbeck in der „Libussa f. d. J. 1853"[4]) mitteilt: „Er that sich hiebei in seiner Malerei nie genug, sondern vernichtete regelmäßig seine Bilder, ja es ereignete sich einmal, daß er einem Freunde ein geschenktes Bild wieder wegnahm, um es zu verbrennen, . . . er nennt sich einen Stümper, weil er die Natur nicht so malen kann, wie er sie sieht, ob dies einmal wird kommen, ist ungewiß, und wenn er bis dahin fleißig mit dem Verbrennen fortfährt, so dürften bei seinem Lebensende wenige Bilder von ihm vorhanden sein. Aber sei es, wie es sei, er

---

[1]) Adalbert Stifter als Maler (Anton Schroll u. Co., Wien, 1941), S. 8.

[2]) ebda, S. 14 ff.

[3]) XVII 70_{24}.

[4]) Jahrbuch, hrsg. v. P. A. Klar, S. 32 ff.

vergnügt sich mit diesen Versuchen, und erfüllt sein Herz.“ Ebenso verbrennt Friedrich Roderer alle seine Dachsteinbilder und rechnet mit der Möglichkeit, daß bei seinem Tode nur das eine Bild, an dem er zuletzt gearbeitet hat, vorhanden sein wird, weil alle andern verbrannt worden sind (234_{24}). Hierin steckt deutlich erkennbare Selbstironie des Malers Stifter. Reitzenbeck wird wohl im Verkehr mit Stifter derlei Äußerungen vernommen und sie in seiner Wiedergabe ein wenig übertrieben haben. Stifter aber scheint für seine Erzählung sich gerade an diese von Reitzenbeck an anderer Stelle[1]) wiederholte Charakteristik des Malers gehalten zu haben und bietet damit ein Gegenstück zu der Selbstbespöttelung seiner mißglückten Figurenmalerei im „Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten“: „Pfeiffer malte in Oel, aber man wußte nicht, zu welcher Race seine Menschenfiguren gehörten.“[2]) Bis in Einzelheiten geht, wie Novotny[3]) festgestellt hat, diese Übereinstimmung. Roderer verwendet auch wie Stifter bei einer Reihe von Bildern blaues Papier. Stifter hat für seine letzten, symbolischen Landschaften große Formate gewählt, wie dies für die dritte Fassung der „Bewegung“ aus dem „Tagebuch über Malereiarbeiten“ ersichtlich ist; dieses Bild sollte eine Länge von etwa 134 cm erhalten.[4]) Ungewöhnlich groß ist auch Rolands Felsenbild im „Nachsommer“ (VIII 52_{13} ff.), und Roderers Moorlandschaft ist so groß, daß er, um sie aus dem Blockhause fortzuschaffen, den Rahmen zerlegen und das Bild rollen oder eine Wand des Hauses umlegen müßte (279_{7}).

[1]) Blätter für Erziehung und Unterricht, VI. Jahrgang 1860, S. 157.

[2]) XV 128_{27}.

[3]) Adalbert Stifter als Maler, S. 75 (zu Bild 10).

[4]) ebda S. 31, 103.

Die Darstellung der Wirklichkeit, die Roderer erreichen will, ist ein Problem, das Stifter immer wieder beschäftigt hat. Im „Nachsommer" gibt er dieselbe Begründung für einen maßvollen Realismus wie Roderer in den „Nachkommenschaften": „Wem das nicht heilig ist, was ist, wie wird der Besseres erschaffen können, als was Gott erschaffen hat?" (VII 28_{19}, vgl. Nachk. 272_{1} ff.). In dem Briefe an den Freiherrn von Handel vom 23. Juli 1865 kommt er, um die ihm von seinem Freunde nachgewiesenen Verstöße gegen das Zeitkostüm zu rechtfertigen, auf den „in neuer Zeit" entstandenen Streit über ‚Realismus und Idealismus' zu sprechen: „Ich meine, die Sachlichkeit müßte eben wieder im Ganzen liegen, wie ein großer Landschafter eine herrliche Blumenwiese malt, deren Schönheit und Wahrheit uns entzükt, und auf der bei näherer Besichtigung weder eine Blume noch ein Grashalm ist, sondern nur Farbenklekse." [1]) An Peter J. N. Geigers „Taufe des heiligen Stephan" rühmt er die Vereinigung beider Richtungen: „Der Realist und der Idealist ist verfehlt, wenn er nicht etwas Höheres ist, nehmlich ein Künstler; dann ist er beides zugleich freilich in einem andern Sinne als in dem der Zunft. . . Wie real sind Geigers Gestalten in der Taufe, und wieder von welch idealer Tiefe" [2]), und noch in seinem letzten Kunstausstellungs-Berichte im Jahre 1867 äußert er sich über diese Frage ebenso.[3]) Was Friedrich Roderer „freien Schwung, freies Ermessen, freien Flug des Künstlers" nennt, die in seiner Darstellung der Wirklichkeit erkennbar sein müssen (271_{29}), das ist nichts anderes als „das Göttliche, das der wahre Künstler", wie Stifter in dem erwähnten

---

[1]) XXI 6_{11}.

[2]) XIX 115_{3}.

[3]) XIV 218_{30}.

Kunstberichte sagt, „ohne Wissen in sein Werk bringt, wie es sich in seiner Seele spiegelt".[1])

Der alte Roderer rühmt an den Bildern Friedrichs, daß sie „an Wahrheit alles übertreffen, was jetzt da ist" (256_{25}), der Maler aber erkennt, daß er „die Düsterheit, die Einfachheit und Erhabenheit des Moores nicht darstellen kann" (300_{31}), vernichtet deshalb sein Bild und gibt das Malen auf. Stifter läßt uns nicht erkennen, ob dieses Ziel, die Darstellung der wirklichen Wirklichkeit nur für Friedrich Roderer zu hoch gesteckt war oder an und für sich unerreichbar ist. Ihm kommt es darauf an, zu zeigen, daß der alte Roderer mit seiner Voraussage recht behält.

Irrtümlich ist die von Käthe Harnisch[2]) vertretene Ansicht, daß Stifter mit dieser Erzählung seine künstlerischen Hoffnungen in Bezug auf Malerei endgültig begraben hat. Das hat Stifter schon etwa fünfzehn Jahre früher getan, gemalt aber hat er bis zum Beginne seiner letzten Leidenszeit im Dezember 1867.

Mit seiner Wortkunst gibt Stifter wie so oft auch hier, wie Käthe Harnisch hervorhebt, Farben wieder und erweckt in uns ihre Vorstellung: „Wenige Farbentöne werden genannt, da sind die braunen Augen Susannas, die aufleuchten in der Eintönigkeit, da ist das Grün des Kruges und die nankinggelbe Kleidung des Grafen, aufleuchtende Farbenkleckse sind es in einem unscheinbaren Grunde."[3]) Auch für diese Erzählung gilt, was Novotny von den ersten „Studien" sagt: „Die Dichtung sagt oft mehr, als die Malerei geben kann." Novotny macht auch darauf aufmerksam, daß von Stifter gemalte Moorlandschaften dem Bilde, das wir

---

1) XIV 219_{27}.

2) Deutsche Malererzählungen (Berlin, 1938), S. 77 (Ähnlich auch Julius Kühn, S. 169).

3) ebda S. 81.

uns aus dem, was der Dichter darüber sagt, vorstellen können, nicht entsprochen hätten. „Sicherlich hätten sie mehr das Pathos seiner späten Landschaftsgemälde als die Unmittelbarkeit des Ausdrucks monotoner Landschaftsstimmung enthalten, wie wir sie aus der Erwähnung in der Erzählung — denn geschildert ist sie ja in diesem Spätstil nicht — entnehmen." [1]) Auch eine unbestreitbare Feststellung ist Novotny gelungen. Das Bild, das Friedrich Roderer als „in Wien befindlich" anführt und wegen des einfachen Wolkengebäudes seines Himmels bewundert (272_{12} ff.), ist Ruysdaels „Großer Wald" in der Bildergalerie des Kunsthistorischen Museums.[2]) Die Holländer dürfte Stifter in Wien eifrig studiert und manche ihrer Bilder kopiert haben. Eine Tuschzeichnung nach Aert van der Neer ist erhalten.

Eine echte, mit besonderer Liebe gezeichnete Stiftergestalt ist der alte Peter Roderer, das Wunschbild eines sorglosen, tätigen Lebens, das Stifter nicht beschieden war. Aus seinem eigenen Leben flicht er in dessen Bericht Erinnerungen an seine Eltern ein, an den frühzeitigen Tod des Vaters, den ein stürzender Wagen erschlug (265_6), und an die durch ihren Kindersegen beglückte Mutter. Von ihr überträgt er auf Peters Mutter den Ausspruch: „Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freuden einer Mutter an ihren Kindern nicht" (267_{28} ff.).[3]) An Mathilde, seiner Gattin, rühmt er Eigenschaften, die Stifter an Amalia immer mehr schätzen gelernt hat: „Sie ist mir eine sanfte, aufopfernde, liebende, treue, sorgsame Gefährtin durch alle Jahre gewesen . . . und jetzt in ihrem Alter ist sie in meinen Augen weit schöner, als je die Fee aus Frank-

---

[1]) S. 59, 42.

[2]) S. 12.

[3]) Vgl. XVIII 263_6 ff.

furt in meinen jungen Augen gewesen ist" (267_{13}). Freilich dürfte Stifter das Urbild ebenso ein wenig idealisiert haben wie in seinen gleichzeitig an Amalia gerichteten Briefen, in denen er dieselben Vorzüge an ihr preist wie Peter Roderer an seiner Mathilde: „Dein einfacher Wandel voll Rechtlichkeit, deine dir fast unbewußte Ausübung der häuslichen und weiblichen Tugend, deine Zurükgezogenheit, dein Fernsein von jedem Prunken und Anmaßen verbunden mit der Güte deines Wesens hat mich immer mehr und mehr mit Achtung erfüllt, und hat mein Herz an dich gefesselt mit den stärksten Ketten, die es für einen guten und redlich wollenden Menschen gibt ...." [1]) „und wenn du ein Regenbogen wärest, wie die meisten Weiber, ein Flitterwisch, ein vorlautes Schnäbelein, statt der guten dummen Haut, wie du dich selber nennst, so hätte ich dich eine Million mal weniger lieb als jezt." [2])

Die Wandlung, die sich mit Friedrich Roderer und seiner selbstgewählten Vereinzelung vollzieht, bewirkt seine Liebe zu Susanna, einer der prächtigsten Frauengestalten Stifters. In ihrem selbständigen Handeln bleibt sie sich ihrer weiblichen Würde stets bewußt. Die Liebe beider entwickelt sich von ihrer ersten einsamen Begegnung in allmählicher Steigerung und führt durch die entscheidende Szene auf dem Lüpfhügel zur Verlobung. Susanna entscheidet sich für Friedrich, ohne zu wissen, wer er ist, sobald sie seine Selbstbezwingung und Mannhaftigkeit erkannt hat, und bevorzugt ihn, „der sein All auf einen Gedanken setzt", vor den andern, adligen Bewerbern, „die kein All haben, und keinen Gedanken, es an ihn zu setzen" (287_{21}). Ähnlich wie Erwin in den „drei Schmieden" er-

---

[1]) XX 128_{9}ff., Steyr, 28—30. Juni 1863.

[2]) XX 140_{22}, Steyr, 7. Juli 1863.

wächst auch dem jungen Roderer sein Glück aus dem ungeteilten Streben, dem er sich ergeben hat. Seiner Verbindung mit Susanna geht die völlige Ermittlung der Verwandtschaft und die daraus sich ergebende Ergänzung der Familiengeschichte voraus. Des alten Roderer Voraussage erfüllt sich. Friedrichs innere Nötigung, sein großes Bild zu verbrennen und seiner Kunst zu entsagen, gilt seiner Braut nicht als ein Aufhören seines Strebens: „Wir werden unsere Herzen verbinden, sie werden etwas vollführen, und klein und niedrig und unerheblich wird es nicht sein" (301_{12}). Dieses Ziel ihres Bundes ist dem Titel der Erzählung gemäß die Begründung einer Nachkommenschaft. So führt der Dichter den Friedrich Roderer jenem „größeren Glücke" zu, das er am Schluß des „Nachsommer" (VIII 238_{25}) über Kunst, Dichtung und Wissenschaft gestellt hat.

Humor durchzieht die Erzählung und wird in dem Rückblick des Malers auf die Anfänge seiner Kunst zur heitersten Selbstironie. Wenn Friedrich Roderer von seinem Oheim als „Narr" bezeichnet wird, so erinnern wir uns daran, daß Stifter sich selbst in den Dreißigerjahren so genannt hat und diese Bezeichnung auch seinen Freunden geläufig war [1]). Auch in den Briefen, die Stifter zur Zeit der Arbeit an der Erzählung geschrieben hat, äußert sich dieser Humor stärker als früher; er kommt vom Herzen. Die jugendliche Frische der „Nachkommenschaften" erinnert an die „Feldblumen". Aber Josef Hofmillers Ansicht, die Erzählung müßte in Stifters Jugend entstanden sein [2]), läßt sich nicht begründen und widerspricht der Entstehungsgeschichte, soweit sie uns durch Briefe Stifters bekannt ist.

---

[1]) XVII 56_2, 72_6; vgl. Feldblumen I^2, S. 50_{22} ff.

[2]) Gesammelte Schriften (Karl Rauch, Leipzig, 1941), 6. Band (Briefe II), S. 226.

Jugenderinnerungen werden in ihm an der Schwelle des Alters rege, sowie er in den nächsten Jahren, von schwerer Erkrankung halb genesend, auf die „Mappe" zurückgreift, die ihn in seine Heimat und in seine Studentenzeit zurückführt.

Der Waldbrunnen.

Im Gegensatz zu den „Nachkommenschaften" ist das Landschaftsbild der in dem Düsseldorfer Künstler-Album für d. J. 1866 erschienenen Erzählung „Der Waldbrunnen" der Wirklichkeit nachgezeichnet und der Schauplatz durch Ortsangaben näher bestimmt. Das Landhaus, in dem Stephan Heilkun mit seinen Enkelkindern Franz und Katharina jahrelang vom Frühjahr bis in den Herbst lebt, liegt an dem Südabhang des bayrischen Waldes unterhalb des Dreisessel, wo Stifters Passauer Freund Franz Xaver Rosenberger ein Anwesen und Haus besaß. Heilkun fährt mit den Kindern von Passau über Fendelsberg, Waldkirchen und Jandelsbrunn bis zu einem Gasthause in der seinem Reiseziel zunächst gelegenen Ortschaft Klafferstraß, auf dem Wege, den Stifter 1864 von Linz, 1865 von Karlsbad kommend einschlug, um zu Rosenbergers zur Ortschaft Lackenhäuser gehörendem Hause zu gelangen. Vermutlich hat Stifter hier im Sommer 1865 die Erzählung vollendet. Damit erfüllte er eine Zusage, die er dem Verleger Breidenbach auf dessen Ersuchen um einen Beitrag für das Künstler-Album im Vorjahre gegeben hatte.[1])

[1]) Vgl. XXIV 52_{13}, 53_{1}. Stifter hatte in einem nicht bekannten Briefe vom 4. August 1864 seine Honorarforderung mitgeteilt und 100 Taler (vgl. XXII 113_{23}), hievon die Hälfte bereits im August 1864, erhalten.

Durch diese Landschaft führt den jungen Witiko sein Ritt ins böhmische Land, und an der Stelle von Rosenbergers Haus wohnen die Eltern Berthas, wie Stifter seinem Freunde Rosenberger am 24. März 1865 schreibt.[1]) Am eingehendsten hat Stifter dieses den Waldbergen vorgelagerte, gegen die Donau abfallende Land in der Einleitung seiner Skizze „Aus dem bairischen Walde"[2]) beschrieben, während der „Waldbrunnen" nur in großen Zügen die Wesensmerkmale der Gegend festhält.

Der Titel „Der Waldbrunnen" weist auf die Bedeutung einer gefaßten Quelle in der Erzählung hin. Stephan Heilkun kennt ihre Heilkraft, er geht oft mit den Kindern zu der Quelle, und bei ihr gesellt sich ihnen auch Juliana zu (332_1). Stifter selbst rühmte diese Wirkung des aus Granit hervorquellenden Wassers bereits während seines ersten Aufenthaltes bei Rosenberger im Sommer 1855: „Ich trinke das Wasser, welches hier aus dem ungeheuren Granitlager, aus dem der Böhmerwald besteht, mit einer Klarheit und einer Durchsichtigkeit kömmt, von der sich niemand eine Vorstellung machen kann, der es nicht gesehen hat."[3]) Im Sommer 1864 benützte er auch ein oberhalb des Hauses gelegenes Badehüttchen[4]), und im Frühjahr 1865 freute er sich während seines Kuraufenthaltes in Karlsbad auf den Wiederbesuch dieser Gegend, „auf den Einfluß jener ruhevollen weithin gehenden stillen dämmernden Waldbänder und auf die sonnigen Halden und Felder und Wiesen und Wäldchen und Thäler und Schluchten und Gräben und Waldhäuser und weiße Kirchthürme . . .; dazu die Luft,

[1]) XX 278_{15}.
[2]) XV 321 ff.
[3]) XVIII 282_{8}.
[4]) XX 210_{29}.

fest und gesund wie Stahl, und das Wasser rein wie die Luft.“ [1])

„Der Waldbrunnen“ bezeichnet als Titel der Erzählung symbolisch die Gesundung verheißende Landschaft, die Heilkun aufsucht, weil er die verlorene Gesundheit und Fröhlichkeit in ihr wieder zu erlangen hofft. Man muß hiebei an Stifter denken, und auch in der einen Ursache der gedrückten Stimmung und Kränklichkeit liegt ein enger Bezug vor. Heilkun sagt: „In meinem Amte sagten die Vorsteher oft, dieses und jenes sollte ich anders und besser thun, bis ich von dem Amte fort ging“ (316_7).

Stifter hatte oft Anlaß zu solchen Klagen. Die schwere Nervenverstimmung, die ihn im Sommer 1855 zwang, Urlaub zu nehmen und in den Lackenhäusern Erholung zu suchen, hängt mit derlei Erfahrungen zusammen [2]), und in den Sechziger Jahren mehrten sich diese Klagen; am 26. Mai 1863 schreibt er Heckenast, daß er sich „von allerlei Menschen maßregeln lassen“ müsse, am 12. Februar 1864, in der Zeit seiner schweren Erkrankung beklagt er sich voll Verbitterung: „Unfähigkeit höherer Stellen thut dem wohlmeinenden Manne fürchterlich weh, und weher, wenn noch Hochmuth damit verbunden ist. Und wo fehlt der Hochmuth, sobald nur die Unfähigkeit da ist. Das verlieh mir reichlich das gewesene Unterrichtsministerium . . . So sammelt sich Gram und Bitterkeit, und gerade in gefühlvollen Menschen mehr, und endlich wird eine körperliche Krankheit daraus, und der Arzt sagt dann: ein schleichender Tiphus“. [3])

Als erste Ursache des Verlustes seiner Gesundheit und Fröhlichkeit nennt Heilkun die Enttäuschungen, die ihm seine Ehe gebracht hat; er hat seiner Frau alles gegeben

---

[1]) XX 297_1ff. und Anm. S. 403.

[2]) Vgl. XXV 370, 375 und Anm. hiezu.

[3]) XX 179_{27}, an Heckenast.

und geopfert: „aber sie konnte nie thun, was gegen ihren Sinn und ihr Gemüth war, sie wußte es nicht, und kränkte mich“ (315 $_{32}$ ff.). Die naheliegende Vermutung, daß auch hier der Dichter aus eigener Erfahrung spricht, trifft nicht zu. Amalia hatte sich gerade in der Zeit des Krankseins Stifters so bewährt, daß er dankbarst ihrer gedachte: „Als beste Arznei erhielt ich die tiefste Liebe meiner Gattin. Sie saß unverdrossen, wenn ich mich auch nicht regte, stundenlang bei dem Bette, und wenn ich die Augen öffnete, begegnete ich ihrem liebevollen Blike, der mir unsäglich wohl that“.[1]) „Freude ist mir jezt in langer Zeit nicht zu Theil geworden. Jedoch ich bin ungerecht; meine Gattin hat mir in meinem Übel so viel Liebe gezeigt, daß ich dadurch eine — ich kann sagen — Seligkeit empfand, die ich bisher nicht kannte.“[2]) Damit soll nicht geleugnet werden, daß Stifter manchmal auch in dieser Zeit über Amalia verstimmt gewesen sein wird, weil sie wie Heilkuns Gattin nicht tun konnte, was gegen ihren Sinn war.[3])

Stifter benötigte dieses Motiv, weil er Heilkun als einen Mann darstellen wollte, der eine zweifache Bitternis durchzumachen hatte und sich nach selbstloser Liebe sehnt. Daß Heilkun seinen Enkelkindern, die wir uns als etwa 11- und 9jährig vorstellen müssen, von seiner Ehe erzählt, berührt uns freilich sonderbar, aber Stifter fand keine andere Möglichkeit, uns mit der Vorgeschichte des Großvaters vertraut zu machen.

Heilkuns ungestillte Sehnsucht nach selbstloser Liebe findet in dem Waldlande ihre Erfüllung. Juliana, das halbwüchsige, durch ihr Zusammensein mit der ihres Ver-

---

[1]) XX 180 $_{11}$, an Heckenast, 12. Febr. 1864.

[2]) XX 201 $_{32}$, an Heckenast, 1. Juli 1864.

[3]) Das ergibt sich aus Stifters Tagebuch „Mein Befinden“ (vgl. XXV 335, 337, 338).

standes nicht mächtigen Großmutter verkümmerte, „wilde“ Mädchen bringt ihm, der mit der Kunst eines reifen Erziehers das scheue Wesen aus seinem Banne löst, diese Liebe entgegen. Das ist das Hauptmotiv dieser Erzählung, das gepaart ist mit dem ihm gleichsam übergeordneten der Einfügung dieses Mädchens in die bürgerliche Ordnung. Juliana hat Stifter es nach seiner Ziehtochter genannt, der unglücklichen Nichte seiner Frau, Juliana Mohaupt, die im Frühjahr 1859 aus dem Leben gegangen war. In Heilkun kommt der Erzieher und Kinderfreund Stifter zu Worte.

Nur in dieser Erzählung führt er uns in eine Schule. Wie er als Inspektor es verstanden hat, das Zutrauen der Schulkinder zu wecken, zeigen seine Berichte.[1]) Der Lehrer der Waldschule fühlt sich in seiner Stellung unglücklich, da er mit den Kindern nicht viel ausrichten kann, und schiebt die Hauptschuld auf die Eltern. Am meisten hat er über Juliana zu klagen, die „nur aus Bosheit in die Schule geht, um da wild zu sein und zu trotzen“ (320$_{25}$).

Heilkun, der sich die Erlaubnis erbittet, die Schule zu besuchen, weiß durch kluge Einwirkung ihr Schweigen zu brechen, er weckt, ohne ein Wort der Ermahnung an sie zu richten, ihren Ehrgeiz, es den anderen Kindern gleichzutun, und vermittelt ihren Anschluß an seine Enkelkinder. Damit erfüllt er die von Stifter in dem Artikel „Die Landschule“ an die Lehrer gerichtete Forderung: „der Umgang muß die heiligste Wirkung thun“[2]), die er im „Nachsommer“ in den Worten des Vaters der Mathilde: „Erziehung ist wohl nichts, als Umgang“[3]) wiederholt hat. Diesem Waldschullehrer fehlt die innere Berufung: „die höchste Liebe zu

---

[1]) Vgl. XXV 213$_{7}$, 273$_{5}$.
[2]) XVI 161$_{23}$.
[3]) VIII 108$_{11}$.

dem Amte", die Stifter als Voraussetzung in einem seiner Schulartikel gefordert hat: „Der Lehrer . . . darf nicht sagen: ‚dürfte ich nur nicht mehr herein gehen, ihr Schüler seid nicht bildbar, ihr seid zu nichts, etc. . . .' Wenn die Schüler nichts sind, ist meist der Lehrer schuld."[1]) Auch die Mutter und Tante verstehen es nicht, das Kind zu erziehen, da sie kein anderes Mittel als Strafe kennen und vor ihrer Anwendung zurückscheuen, weil sie bei dem Mädchen nichts fruchten würde. Nur von der kindisch gewordenen Großmutter fühlt sie sich verstanden.

Von der Romantik stammt Stifters Vorliebe für Menschen, die im Alter Wahnvorstellungen preisgegeben sind, und häufig gesellt er ihnen Kinder zu, die durch ihr Zusammenleben mit ihnen in ihrer Entwicklung gehemmt sind. Dies gilt freilich nicht von Felix im „Haidedorf", dessen Dichtergabe die Großmutter durch die phantastischen Gebilde ihrer Innenwelt erweckt. Aber ihnen läßt Stifter in der „Narrenburg" den wahnsinnigen Ruprecht und dessen Enkelin Pia folgen, die ihre Liebe dem Hunde Hüon zuwendet und, von Heinrich an Kindesstatt angenommen, sich zu einem „vollendeten Wunder" entwickelt. Das hier bereits angeschlagene Motiv der heilenden Wirkung des Umgangs hat Stifter im „Turmalin" und im „Waldbrunnen" weitergeführt. Die Tochter des Pförtners im Perronschen Hause bleibt trotz der sorgsamen Pflege durch ihr Heranwachsen in der dumpfen, sonnenlosen unterirdischen Wohnung dauernd physisch geschädigt, aber das Waldkind Juliana bedarf nur der richtigen Führung, um seinen Geist und sein Gemüt zu entwickeln.

Ihr inneres Eigenleben offenbart Juliana in Worten, die sie auf einem Felsen stehend ausruft (331$_{23}$ ff.). Das

---

[1]) XVI 199$_{14}$.

zum Teil sinnlose Gestammel erinnert Kühn an Stifters Charakteristik der Schriften des verkümmerten Mädchens im „Turmalin" (V 1, S. 191 $_{13}$ ff.). Diese lose Aneinanderreihung hat er, einem originellen Einfall folgend, in kurzhebige Verszeilen umgesetzt und damit ein Gedicht erhalten, das an die Lyrik der Ausdruckskunst, die unser Jahrhundert gezeitigt hat, auffallend erinnert.[1]) Nahe liegt ein Hinweis auf E. T. A. Hoffmann, der in seinen Märchen rhythmisch gegliederte formelhafte Wendungen liebt, wie z. B. im „Goldenen Topf".[2]) Stifter hat dieses Motiv schon an einer früheren Stelle verwertet. Die wirre Gedanken- und Gefühlswelt der Juliana zeigt sich in einem Eintrage in ihr Schulheft. Da sind in derselben Weise Worte und Sätze aneinander gereiht. Den Beginn dieser Reihe „Burgen, Nagelein, Schwarzbach" hat Stifter seiner eigenen Kindheit entnommen, von der er in dem Bruchstück „Mein Leben" berichtet: „Auf diesem Fensterbrette war es auch allein, wenn ich zu lesen anhob. Ich nahm ein Buch, machte es auf, hielt es vor mich, und las: ‚Burgen, Nagelein, böhmisch Haidel'."[3]) Desgleichen ist uns durch diese Aufzeichnung bekannt, daß der Ort Schwarzbach in seiner kindlichen Phantasie (vgl. S. XXXI) eine große Rolle gespielt hat. Anders geartet sind die Verse, die Juliana drei Jahre später ebenfalls auf dem hohen Felsen, sich unbelauscht glaubend, gegen die Bäume hin ruft (342 $_{17}$ ff.). Es sind Stellen, größtenteils Anfänge, aus Liedern und Gedichten Goethes (aus einem Lied Klärchens und einem Mignons, aus „Rastlose Liebe" und „Prometheus"), auch aus einer Strophe des Gedichts „Der Jüngling am Bache"

---

[1]) Die Kunst Adalbert Stifters, S. 144.

[2]) Vgl. Hans Dahmen, Der Stil E. T. A. Hoffmanns, Euphorion 28., S. 81.

[3]) Vgl. XXV 180 $_{20}$.

von Schiller, Erinnerungen aus den mit Heilkuns Enkel Franz gelesenen Klassikern, die durch ihre Auswahl die in ihrem Herzen keimende Liebe zu Heilkuns Enkel verraten. In Karlsbad las Stifter im Frühjahr 1865 neuerdings Wilhelm Meister, den er sich hatte nachsenden lassen, und Gedichte Goethes[1]). Die erste Anregung hiezu dürfte auch ein eigenes Kindheitserlebnis gegeben haben, von dem Reitzenbeck berichtet. Stifter wirkte als Knabe bei einer Aufführung der „Schöpfung" Haydns mit, die ein paarmal wiederholt wurde; er merkte sich viele Textstellen und sang auf dem Roßberge, wohin er bisweilen den Ochsenhirten mit seiner Herde begleitete, nur von unvernünftigen Tieren umgeben: „‚Liebe girrt das zarte Taubenpaar', und ‚der Himmelsbürger frohe Schaar', und ‚eine neue Welt', und ‚theure Gattin' u. s. w."[2]) Das Erwachen der Zärtlichkeit für den Großvater und ihrer Liebe zu Franz hat Stifter mit seiner gewohnten Kunst dargestellt. Auch bei dem Knaben zeigen sich frühe Zeichen seiner Neigung, er tritt gegen seine Schwester für Juliana ein: „Man soll das Kind nur rein und schön anziehen wie dich, dann siehe" (327 $_{14}$).

Für die Weiterführung dieses Motives bedarf Stifter eines längeren Zeitraumes, er schiebt daher nach der fortlaufenden Darstellung der Begebenheiten von drei Sommern die Bemerkung ein: „Und wie bisher kam der alte Stephan nun alle Sommer in die Waldhäuser" (341 $_{26}$) und rückt dadurch die zunehmende Reife der Kinder und die erste gegenseitige Liebeserklärung von dem Vorhergegangenen ab. Die zweite zwei Sommer währende Unterbrechung ist durch Julianas Weigerung, die Großmutter zu verlassen

---

[1]) XX 298 $_{33}$.

[2]) Adalbert Stifter, Biographische Skizze, Libussa, Jahrbuch f. d. J. 1853, hrsg. von Paul Alois Klar, S. 321.

und mit Heilkun in die Stadt zu ziehen, veranlaßt. Erst nach dem Tode der alten Frau ist sie bereit, ihm zu folgen, und wieder läßt Stifter mehrere Jahre, die er für die Ausbildung und Erziehung Julianas und die Heiratsreise des Franz benötigt, vergehen und führt bei der Hochzeit mit den Worten Heilkuns: „Juliana liebt mich allein, weil ich bin, der ich bin, und diesen Schimmer der Liebe hat mir Gott gesendet, und ich will ihn mir für den Rest meines Lebens bewahren . . .“ (349_{31}) das Hauptmotiv zu Ende, das im Laufe der Erzählung in Julianas Beweisen ihrer Liebe zu ihm mehrmals anklingt (329_{5}, 339_{5}, 340_{24} ff.).

Durch diesen Ausgang steht die Erzählung im Gegensatz zu dem ihr stofflich nahestehenden „Katzensilber“, in dem alle Bemühungen der Großmutter um das braune Mädchen erfolglos bleiben. Dazwischen liegt der Selbstmord der Ziehtochter Juliana, der Stifter aller Hoffnungen auf künftige Früchte seiner Erziehung des Mädchens beraubt hatte. Im schmerzlichen Bewußtsein dieses Gegensatzes hat Stifter die Juliana der Erzählung geschaffen. Im „Waldbrunnen“ stehen wir auf dem Boden der Wirklichkeit, es fehlt der Juliana alles Märchen- und Elfenhafte, das die Gestalt des scheuen Mädchens umgibt, dessen Herkunft und Aufenthalt unbekannt bleiben. Beide ergehen sich in rätselhaften Ausrufen, aber die Julianas entstammen ihrer regen Phantasie, während die Aussprüche ihrer Vorgängerin im „Katzensilber“, darunter auch die Nennung der „Sture Mure“, auf alte Märchen- und Sagenmotive zurückgehen.[1]) Beide erinnern an Goethes Mignon durch ihre tiefe Stimme, die fremdartige Aussprache und ihre Behendigkeit. Vermutlich wirkten auch andere literarische Einflüsse bei

---

[1]) Vgl. Stifters Werke, Bong u. Co.[2], Teil IV, S. 32, VI (Anm.), S. 270 ff.

ihrer Gestaltung mit, Erinnerungen an die alte Frau und Bertha, die in deren Hüttchen mit einem Hündchen und einem wunderbaren Vogel jahrelang lebt, in Tiecks Märchen „Der blonde Eckbert", und an Liane in Jean Pauls „Titan", die im Zustande größter seelischer Erregung zu singen beginnt, und zwar „lauter Anfänge: Freude, schöner Götterfunken" ...,[1]) also ähnlich wie Juliana.

Die Erzählung hat Stifter in einen Rahmen eingefügt, der mit der Handlung in loser Beziehung steht und den Zweck hat, diese in eine vergangene Zeit zu rücken. Stifter erzählt als sein Erlebnis die Begegnung mit der jungverheirateten schönen Frau auf dem Rigi und berichtet am Schluß von seinem abermaligen Aufenthalte auf diesem Berge, der ihm die Gewißheit brachte, daß diese Frau die mit Franz Heilkun verheiratete Juliana ist. Vorausgestellt hat Stifter dieser Rahmengeschichte noch eine zweite, gleichfalls als eigenes Erlebnis gegebene, die Begegnung mit dem schönen Zigeunermädchen in Neukirchen, und beide hat er dadurch verknüpft, daß er sie seiner Frau erzählt. Während er aber den Besuch des Rigi in seine Studentenzeit verlegt, bringt er das zweite Erlebnis in Zusammenhang mit einer Amtsreise. Den Ortsnamen „Neukirchen" scheint er erfunden zu haben, aber er kannte einen Ort Pabneukirchen bei Grein und den Markt Neufelden im Mühlviertel, dessen Pfarrschule er im Februar 1857 besichtigte,[2]) und vielleicht hat Stifter tatsächlich auf einer dieser Reisen ein durch seine Schönheit auffallendes Zigeunermädchen gesehen, während es andererseits feststeht, daß er nie in der Schweiz gewesen ist. In seinen Werken begegnen wir aber dem Rigi hier nicht zum erstenmal. Auf ihm feierten in den „Feldblumen" der Maler Albrecht und sein

[1]) Werke, Hempel, 17, S. 393.

[2]) Vgl. XXV 285.

Freund Titus einen Abschiedsabend.[1]) An die Feldblumenzeit Stifters erinnert auch das die beiden Rahmengeschichten verknüpfende Bekenntnis seiner Schwärmerei für Schönheit, das er nochmals in dem Briefe an Gustav Ferdinand Richter am 21. Juni 1866 in den Worten: „Dabei wirkte Schönheit, besonders der menschlichen Gestalt, zauberhaft auf mich" ausspricht.[2]) In dem Bericht über das Schönheitserlebnis auf dem Rigi hat Stifter eine Karlsbader Erfahrung, die er kurz zuvor gemacht hatte, verwertet, wenn er im Hinblick auf Juliana Heilkun sagt: „Damals waren Frauengestalten noch Gestalten, nicht wie jetzt häßliche Kleiderhaufen" (308_{21}). Aus Karlsbad hatte er am 22. Mai 1865 dem Freiherrn Adolf von Kriegs-Au berichtet: „Ganz besonders schöne Sammlungen von Närrinnen hat der liebe Gott hieher gesandt. Sie gehen behüllt und behängt mit allerlei auf der alten Wiese und sonst herum ..."[3])

Die erste Rahmengeschichte steht in keiner engeren Beziehung zu der Erzählung, aber durch sie bezweckt Stifter, daß man nicht von vornherein Stephan Heilkuns Klagen über sein Amt, aus dem er geschieden ist, auf ihn selbst bezieht, da die Erzählung weit hinter dieser Rahmengeschichte zurückliegt und er in dieser ein Erlebnis aus seiner Amtstätigkeit berichtet; diese Verschleierung des tatsächlichen Zusammenhanges hielt Stifter für nötig, da er die Behörden nicht verstimmen wollte, auf deren Entgegenkommen er bei seinem bevorstehenden Übertritt in den Ruhestand angewiesen war. Ebenso bewirkt die Einbeziehung seiner Frau, das Gespräch mit ihr und das ihr gespendete Lob: „An Seele gibt es nichts Schöneres als dich, und da suche ich nicht weiter herum" (311_{15}), daß

1) I² S. 50_{10}.
2) XXI 236_{17}.
3) XX 298_{26}.

man Heilkuns Eheerfahrungen nicht auf ihn selbst überträgt. Diese Einleitung der Erzählung durch die beiden ihr vorausgeschickten Episoden ist also klug erdacht, wenn auch vom Standpunkte strenger Kunstauffassung nicht einwandfrei. Aber als „schwerfällig" darf der Rahmen nicht mit Kühn bezeichnet werden. Diese Auffassung und die Ansicht, daß die Erzählung dem „Waldgänger" nahestehe, insofern „über beiden ein wehmütiger Schleier liege", veranlaßten Kühn zur Vermutung, daß „der Waldbrunnen" seinem Plan und Inhalt nach in den Anfang der Fünfzigerjahre zurückreiche.[1]) Nichts spricht dafür. Daß die Ausführung Zeichen der Spätzeit zeigt, weist Kühn selbst an Wiederholungen in einem Gespräch Stephans mit Juliana (336 $_{28}$ ff.) nach, das in der „naturhaften" Erzählung als „steif oder förmlich" empfunden werden könne und tatsächlich dem Witiko-Stil entspricht, in dem, wie Kühn sagt, die Sache allein wirken soll, nicht mehr die Darstellung.[2]) Stifter selbst scheint dies empfunden zu haben, wie eine der vielen Stellen des „Waldbrunnen" zeigt, an denen der Druck von der erhaltenen Handschrift abweicht, die nicht als Vorlage betrachtet werden kann.[3])

Der Kuß von Sentze.

Die Erhaltung eines alten Geschlechtes durch ein sie verheißendes Ehebündnis ist ein Lieblingsmotiv des alten Stifter. Dies bezeugt neben den „Nachkommenschaften" auch die in der „Gartenlaube für Österreich" im Herbst 1866 veröffentlichte Erzählung „Der Kuß von Sentze". Stifter

---

1) S. 172.

2) S. 173 ff.

3) Vgl. im textkritischen Bericht S. 566 zu 326 $_{29}$.

hatte sie für das in Stuttgart erscheinende „Buch der Welt“ bestimmt, dessen Verleger Carl Hoffmann bereits 1861 seine Zusicherung eines Beitrags für die Zeitschrift „Feierstunden“ erhalten und ihn am 9. Jänner 1866 mit einem Hinweise auf das neue Verlagsunternehmen daran erinnert hatte[1]). Die Arbeit an ihr dürfte er erst, nachdem in nicht erhaltenen Briefen die Honorarfrage erledigt war, im Winter des Jahres 1866 in Kirchschlag begonnen haben; er berichtet Amalia am 23. Jänner: „Hoffmann hat mir für eine Arbeit einen sehr vortheilhaften Antrag gemacht. Ich werde ihm eine Arbeit liefern, so kommen wieder ein paar hundert Gulden zur Karlsbader Reise. Er schreibt, er zahle jedes Honorar, das ich verlange . . .“[2]) Aber erst nach dem Aufenthalte in Karlsbad vollendete Stifter in den Lackenhäusern die Erzählung, und ihre Absendung verzögerte sich durch die Erkrankung des Schwarzenberger Schulgehilfen, der die Abschrift der Handschrift Stifters besorgte, bis zum 5. Juli 1866.[3]) Wir wissen nicht, mit welcher Begründung Hoffmann die Aufnahme abgelehnt und ob Stifter eine Entschädigung dafür erhalten hat. Die Handschrift erhielt Stifter zurück, und es ergab sich ihm bald darauf die Möglichkeit einer Verwertung. Die Redaktion der „Gartenlaube für Österreich“ in Graz ersuchte ihn um Beiträge für dieses Blatt, das im Herbst zu erscheinen begann. Stifter schrieb den Einleitungsartikel „Gartenlaube“[4]) und ließ ihm die Handschrift des „Kuß von Sentze“ folgen. Am 16. November schrieb er Amalia: „Von Graz erhielt ich gestern den Abdruk meiner Erzählung ‚Der Kuß von Sentze‘ mit starken Drukfehlern. Der Schluß fehlt noch . . . Ein

[1]) XXIV 14, 93.
[2]) XXI 140$_{2}$.
[3]) XXI 252$_{1}$, Anm. S. 350.
[4]) XXI 304$_{23}$, XV 287 ff.

Schreiben aber erhielt ich nicht. Wahrscheinlich werden sie bis nach dem ganzen Abdruke warten."[1]) Der Druck war vor der von ihm verlangten Vereinbarung über das Honorar erfolgt; Stifter mußte wiederholte Mahnungen an den Redakteur Leopold von Sacher-Masoch richten, und es ist fraglich, ob die letzte vom 12. Februar 1867 einen Erfolg gehabt hat.[2])

Der Titel der Erzählung gibt das Hauptmotiv an. Der Fortbestand des Geschlechtes der Herrn von Sentze ist an die Einrichtung des Friedens- und Liebeskusses geknüpft, und der Friedenskuß, den Rupert und Hiltiburg zu tauschen bereit sind, wird ein Liebeskuß. Der Name Sentze geht auf oberösterreichische Urkunden zurück. Das Urbarium verzeichnet einen Ruotprecht de Palsenze, und dessen Sohn Dietwin, und die ersten Traditionen des Klosters Sankt Nikolai führen im 12. Jahrhundert einen Chunrad und im 13. einen Friedrich de Polsenz an, vermutlich nach dem Dorfe Polsenz bei Eferding genannt. Aber weder in dem Kloster Seitenstetten noch in Passau lassen sich die Urkunden nachweisen, von denen Stifter (355_{10}ff.) spricht, und die Gleichsetzung des Namens Sentze mit dem überlieferten Palsenze hat wohl erst Stifter vorgenommen. Mit Urkunden des Mittelalters hatte er sich schon im Jahre 1847 in Linz bei den Vorarbeiten für seine historischen Romane beschäftigt, und in ihnen hat er sich gewiß auch während der Arbeit am „Witiko" umgesehen. Auch im Nibelungenlied scheint er in dieser Zeit oft gelesen zu haben[3]), und darauf geht der Ortsnamen „Wermelin, das der Volksmund Werblin nennt" (353_{21}) zurück. Werblin heißt im Liede einer der Boten, die König Etzels Einladung den

[1]) XXII 36_5.

[2]) Vgl. XXII 89_{22}, 94_{17} ff., 97_{22}, 106_8.

[3]) Vgl. XXI 5_{31}.

Burgunden überbringen. Alte Tradition lebt in dem Geschlechte der Sentze fort, das sich des Zusammenhangs mit den Ahnen wohl bewußt ist. Erkambert schenkt seinem Sohne Rupert zum 25. Geburtstag eine Sammlung aller altdeutschen Dichtungen (356_{10}), ein Gegenstück zu dem im „Nachsommer" von dem Vater Drendorf seinem Sohne Heinrich geschenkten Nibelungenlied.[1])

Die Schauplätze der Erzählung wechseln in rascher Folge: Nürnberg, Wien, das Schloß am Stein, der nördliche Abhang des bayrischen Waldes mit der grauen Sentze in der Nähe des Ortes Sonnberg, den Stifter vermutlich dem südlich von Breitenberg gelegenen Orte Sonnen nachgebildet hat, und ein Waldwinkel mit den anderen Häusern des Geschlechtes, der weißen, roten und gestreiften Sentze. Oberitalien wird als Schauplatz des Krieges, den „der alte Feldherr" führt, „der jetzt das Reich vertritt", nicht ausdrücklich genannt, aber eindeutig bestimmt (365_{33}, $367_{10, 29}$). Nirgends bietet Stifter eine Schilderung der Landschaft außer in dem Teile der Erzählung, der in der grauen Sentze spielt, und auch hier nur in engster Verbindung mit der Handlung und durch sie veranlaßt. Die Zeit ist genau bestimmt. Die von Stifter mitgeteilten Einträge aus der Chronik der weißen Sentze setzen mit dem 13. April 1846 ein (356_{8}) und schließen mit dem 20. November (386_{20}) des nicht genannten, aber durch die Einbeziehung der Märzrevolution und des Kampfes in der Lombardei gekennzeichneten Jahres 1848; denn nur auf den Krieg dieses Jahres, nicht auf den des folgenden Jahres kann sich Stifters Darstellung beziehen. Freilich brachte „der letzte Sieg", die Schlacht bei Custozza, nicht den Frieden (367_{25}), sondern nur einen Waffenstillstand.

[1]) VII 254_{16}.

Stifter führt die Erzählung als Wiedergabe aus der letzten Schrift des weißen Hauses ein, im Eingange ergreift er selbst das Wort zu einem Berichte über den Ursprung des Geschlechtes und die beiden Arten des Kusses, die seinen Fortbestand sichern sollen, und am Schluß tritt er noch einmal hervor, um die durch die Ehe Ruperts mit Hiltiburg erreichte Erfüllung der Wünsche ihrer Väter hervorzuheben. Durch die Teilnahme an dem Kriege stellt Stifter den jungen Rupert in die Tradition des Hauses hinein, und durch sein mannhaftes Eintreten für die echte Freiheit und seine Vaterlandsliebe gewinnt er sich das Herz Hiltiburgs. Stifter macht ihn zum Anwalt seiner eigenen Überzeugung, die er unter dem Eindruck der Folgen der Revolution in den Artikeln „Was ist Freiheit?“, „Wie wird die Freiheit eingeführt?“, „Wer sind die Feinde der Freiheit?“ im „Wiener Boten“ 1849 ausgesprochen hatte, und läßt Rupert (365_{18} ff.) zum Teil wörtlich das dort Gesagte wiederholen (vgl. XVI 92_{16}, 93_{14}, 97_{25}).

Der Liebesgeschichte hat Stifter keinen breiten Raum gewährt. Die von den Brüdern Erkambert und Walchon erhoffte Verbindung ihrer Kinder scheint nicht zustande zu kommen. Hiltiburg fühlt sich durch den Brief ihres Vetters in der Selbständigkeit ihres Entschlusses behindert und fordert seinen Tadel durch ihre Putzsucht und Hoffart heraus. „Etwas wie Verachtung gegen Hiltiburg“ kommt in seine Seele, und er empfindet, wie auch „aus ihren Augen etwas wie Haß leuchtete“ (363_{32}, 364_{10}). Hinter dieser gegenseitigen Abwehr birgt sich aber Zuneigung, die sich verkannt fühlt. Ruperts Entschluß, für das Vaterland zu kämpfen, bringt die entscheidende Wendung, ihr deutliches Zeichen ist der heimliche Kuß, mit dem sie im Dunkel der Nacht unerkannt von ihm Abschied nimmt. Innerlich gereift und in ihrem Wesen gewandelt tritt sie im Schlosse

ihres Vaters ihm entgegen, sie kleidet sich einfach, waltet mit weiblicher Fürsorge im Haushalt und nimmt an den Beschäftigungen der Männer Anteil. Der Friedenskuß, zu dem beide sich bereit erklärten, wird zum Liebeskuß, und dieses Band bringt auch die beiden Brüder einander wieder nahe, die vor 45 Jahren dasselbe Mädchen geliebt und, um einander nicht zu kränken, beide auf sie verzichtet und einander nach den Satzungen des Geschlechts den Friedenskuß gegeben hatten (vgl. 357_{3}, $384_{1, 33}$, 385_{10}).

Ihr freiwilliger Verzicht und der Lohn ihrer Selbstüberwindung steht im Gegensatz zur Lebenstragik des Hagestolz, der in seiner Verbitterung gegen den Bruder verharrt. Von dem Glück der jungen Leute fällt auch ein Strahl in das Herz Erkamberts und Walchons, der in der grauen Sentze gelernt hatte, sich zu überwinden, wie Stephan Heilkun durch die Zuneigung Julianas und ihre Ehe mit Franz beglückt wird, während der Waldgänger Georg an seinem Lebensende der Vereinsamung preisgegeben ist.

Diese Überwindung wird Walchon leichter durch seine Lieblingsbeschäftigung, das Sammeln und Ordnen der Moose. In dieser Resignation klingt Erlebtes deutlich an. In den Tagen des Leidens und der Verbitterung hat sich Stifter in die Natur geflüchtet. „Von der Thorheit und Schlechtigkeit der Zeit habe ich meine Augen abgewendet, ich lese keine Zeitung mehr, und so finde ich Gott wieder in seiner Schöpfung“ schreibt er am 26. April 1867 Heckenast.[1]) „Nur die Naturdinge sind ganz wahr. Um was man sie vernünftig fragt, das beantworten sie vernünftig“ sagt Walchon (378_{20}). Schon im „Hochwald“ hebt Gregor denselben Gegensatz zwischen der Natur und den Menschen hervor: „In den Gewächsen der Erde ist kein Trotz und Laster, wie in dem

[1]) XXII 125_{11}.

Menschen, sondern sie folgen einfältig den Gesetzen des Herrn, und gedeihen nach ihnen zu Blüthe und Frucht".[1]) Auch hierin stimmt Stifter mit Herder überein, der in den „Ideen" von den Menschen fordert, daß sie die ewigen Naturgesetze Gottes erkennen und nach ihuen handeln.[2])

Die sparsame, auf das Gegenständliche allein gerichtete Stilkunst hat der Charakteristik der Gestalten keinen Eintrag getan. Besonders wohl gelungen ist dem Dichter Hiltiburg in der Innerlichkeit ihres Gefühlslebens, ihrer Natürlichkeit und Selbständigkeit, in der sie an die Susanna Roderer in den „Nachkommenschaften" erinnert. Der Stil des „Kuß von Sentze" verrät zwar die Nachbarschaft des „Witiko", aber die zeremoniellen Besuchsformen und Grußformeln, die selbst die nächsten Verwandten streng beobachten, waren Stifter hier durch den Stoff nahegelegt, und ebenso befolgen Rupert und Hiltigund in der feierlichen Art, in der sie einander entgegentreten, den alten in den Satzungen des Geschlechtes vorgeschriebenen Brauch. Auch die Wiederholungen derselben Worte in den Fragen und Antworten der Gespräche und die Vermeidung einer bloßen Bejahung und Verneinung erinnern an die Gesprächsführung im „Witiko".

„Der Kuß von Sentze" steht an Gehalt hinter manchen Erzählungen Stifters zurück, ist aber doch eine köstliche Frucht seiner Altersdichtung.[3])

---

[1]) I², 248 $_{15}$.

[2]) S. W. 12, S. 213, 15. Buch, 5.

[3]) Verkannt hat die Bedeutung der Erzählung Hugo Blank, Die Technik der Rahmenerzählung bei Adalbert Stifter (Dissertation, Münster i. W. 1925, S. 83); er bezeichnet die Handlung als „ziemlich inhaltlos" und nennt den „Kuß von Sentze" „eines der schwächsten Werke Stifters".

Der fromme Spruch.

Die letzte von Stifter vollendete Erzählung „Der fromme Spruch“ ist erst von Johannes Aprent in dem 2. Bande der „Erzählungen“ 1869 veröffentlicht worden. Der von ihm willkürlich geänderte Text liegt allen späteren Drucken zugrunde. In unserer Ausgabe werden zum erstenmal die beiden erhaltenen Handschriften verwertet, und so dürfte das Ziel einer kritischen Ausgabe, die Herstellung eines möglichst zuverlässigen Textes erreicht worden sein.[1])

Stifter schrieb am 2. März 1867 Leo Tepe, dem Redakteur der Zeitschrift „Katholische Welt“, der ihn um einen Beitrag für den 2. Jahrgang dieses Blattes ersucht hatte: „Ich habe die Erzählung im Sommer im Walde der drei Sessel aus freiem Antriebe unternommen, und mit Liebe gearbeitet. Wie weit sie gelungen ist, müssen andere beurtheilen.“[2]) Diese Angabe bezieht sich nur auf den Beginn der Erzählung. Stifter bezeichnete sie zwar in diesem Briefe als „fast fertig“, erbat sich zugleich einen Vorschuß von 150 Talern und wollte sie „gegen Ende Aprils oder in den ersten Tagen des Mai“ Tepe senden, aber die Arbeit am 3. Bande des „Witiko“ hielt ihn bis in den Mai hinein fest, er konnte, obwohl am 17. April vier Fünftel von seinem Abschreiber abgeliefert waren, erst am 30. Mai aus Karlsbad „ein Päkchen Handschrift“ senden, und den Rest erst am 30. August.[3])

In den Lackenhäusern hatte Stifter anfangs Juli kurz vor seiner durch die Nachrichten von der Kriegslage in Böhmen bedingten Abreise den „Kuß von Sentze“ beendet. Nach seiner einen Monat später erfolgten Rückkehr dürfte

---

1) Vgl. im textkritischen Bericht S. 582, 585.

2) XXII 113_{12}.

3) XXII 123_{23}, 135_{5}, 152_{3}.

er die Arbeit an dem „frommen Spruch" begonnen haben, und die Nachbarschaft der beiden Erzählungen erklärt auch ihre stoffliche Verwandtschaft. Beide Male sichert eine zwischen Verwandten geschlossene Ehe den Fortbestand eines Geschlechtes. Die Heirat Dietwins und Gerlints bestätigt aufs neue den Spruch „Ehen werden im Himmel geschlossen", der schon einmal in dem Geschlechte der Herren von der Weiden seine Gültigkeit erwiesen hat. Die beiden Geschwister gleichen Namens, der Oheim Dietwin, der unverheiratet ist, und die verwitwete Gerlint wünschen, daß die Ehe ihrer jungen Verwandten zustande kommt, es hat aber den Anschein, daß dieser Spruch sich nicht in ihrem Sinne erfüllen wird. Neffe und Nichte scheinen einander abgeneigt zu sein, wie sie sich schon in ihrer Kindheit nicht vertragen hatten, und die beiden Geschwister unterliegen trotz ihres Alters dem Irrtum, sich für geliebt zu halten, der Onkel von der Nichte, die Tante von dem Neffen. Erst ihr Entschluß, eine Reise anzutreten, führt die Klärung herbei. Die jungen Leute knüpfen den Bund, der den lang gehegten Wünschen der Geschwister entspricht.

Die Anregung zu dieser Liebesverwicklung gab Stifter die in „Wilhelm Meisters Wanderjahre" (II 3) eingelegte Novelle G o e t h e s „D e r M a n n v o n f u n f z i g J a h r e n".[1]) Aber Stifter hat das Motiv dieser Novelle verdoppelt. Auch die Tante Gerlint hält sich für geliebt und läßt trotz der Trauer um ihren Gatten Erwin eine Liebesneigung zu dem Neffen in ihrem Herzen aufkeimen, während andrerseits Goethe die Verwicklung dadurch vergrößert hat, daß Hilarie ihren Onkel wirklich liebt. Stifter steigert nicht die Komik des Motivs durch Zusätze, wie Goethe durch

---

[1]) Vgl. Albert Ludwig, Das Motiv vom kritischen Alter, Euphorion 21. Band (1914), S. 66.

die von dem Major angewendeten Verjüngungsmittel, vermeidet es aber auch, tragische Akzente herauszuarbeiten, die bei Goethe den Unterton des Selbsterlebten verraten. Der Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn bei Goethe entspricht hier die doppelte zwischen dem Oheim und Neffen und der Tante und Nichte. Bei Goethe erkennt die Schwester des Majors an einem Miniaturbilde die Ähnlichkeit mit dem Sohne, und vor den Ahnenbildern gesteht Hilarie dem Major ihre Neigung. Stifter verwendet das Bildmotiv zur Schürzung und Lösung des Knotens. Das Verweilen der beiden jungen Leute vor den Bildern des Onkels und der Tante (418_{20}, 456_{21}, 458_{21}) trägt zu der irrigen Auslegung ihrer Gefühle bei, und an die Bilder knüpft ihr die Klärung bringendes Gespräch an. Die Geschwister erkennen, daß sie auf einem Umwege zu ihrem Ziele gelangt sind. Vielleicht hat Stifter auch als Student im Burgtheater das Lustspiel Kotzebues „Der Mann von vierzig Jahren“ oder das mit Goethes Novelle gleichnamige Lustspiel von P. A. Wolff, das auf dieser Bühne in den Jahren 1828—1832 sechzehnmal aufgeführt worden ist, kennen gelernt. Unter dem Zeichen Goethes steht auch der nur einen scheinbaren Widerspruch zu ihrer Vereinigung in der Ehe bedeutende Jugendzwist Dietwins und Gerlints. Stifter wurde hiezu offenbar durch die in die „Wahlverwandtschaften“ (II 10) eingelegte Novelle „Die wunderlichen Nachbarskinder“ angeregt. Der Knabe und das Mädchen, deren künftige Verbindung ihre Eltern erhoffen, scheinen einander abgeneigt zu sein. Das „trotzig mutige“ Mädchen stellt sich im Kampfspiele an die Spitze der einen Schar, kämpft mit Erbitterung und wehrt sich nach ihrer Gefangennahme gegen ihren „einzelnen Widersacher“, den Knaben, „so gewaltsam, daß er, um seine Augen zu erhalten und die Feindin doch nicht zu be-

schädigen, sein seidenes Halstuch abreißen und ihr die Hände damit auf den Rücken binden mußte". Die Eltern beschließen, die Kinder zu trennen, und geben ihre Hoffnung auf, aber der weitere Verlauf der Novelle zeigt, daß „der Kampf des Mädchens gegen ihren jungen Nachbar doch nur unter der Form des Widerstrebens eine heftige, gleichsam angeborne Neigung war". Das gilt auch von den Geschwisterkindern im „frommen Spruch". Auch sie zanken sich, führen feindliche Scharen an, und „wenn im Spiele ein Kampf war, artete er stets in Ernst aus" (403_{10} ff.). Sie wurden deshalb getrennt und Gerlint in der Erziehungsanstalt zwei Jahre über ihre Ausbildung hinaus belassen. In ihr lernte sie auch das Entwerfen von Kleiderschnitten (421_{13}), wie Ottilie in den „Wahlverwandtschaften", die gleichfalls in einem Institut untergebracht war, sich darauf versteht, Stoffe zurecht zu schneiden (I 6). Und wie Ottilie sich im Baum- und Blumengarten betätigt und diese Vorliebe mit Eduard teilt, widmet sich die junge Gerlint der Rosenzucht, und ihr Vetter Dietwin wetteifert darin mit ihr (447_{3}, 450_{25} ff.). Auch ein von Goethe in den „Wanderjahren" (III 13) erörtertes soziales Problem hat Stifter in der Erzählung gestreift. Das Zeitalter der Mechanisierung der Gewerbe durch die Maschinen bringt viele Menschen um ihren Erwerb. An die Schöne-Gute in Lenardos Tagebuch erinnert die im Schloß der Tante Gerlint tätige Judith, die mit ihrem Lohne ihren Mann, einen brotlos gewordenen Weber, und ihre Kinder erhält (431_{8} ff.).

Die Zeit, in der die Erzählung spielt, hat Stifter durch die Nennung des 24. April 1860 am Beginn und durch die jedesmalige Erwähnung der Wiederkehr des den Geschwistern gemeinsamen Geburtstages genau bestimmt; sie erstreckt sich über drei Jahre. Dieser Zeit entspricht, daß die in den Fünfzigerjahren erfolgte Aufhebung der Gutsherrschaften

als eben erst durchgeführt angenommen werden muß (vgl. 398_{26}), und nur scheinbar widerspricht ihr das Festhalten der Adeligen an alten Bräuchen und dem überlieferten Zeremoniell bei Begrüßungen, die auch innerhalb des Familienkreises beobachtet werden, denn Stifter hat diesen Gegensatz mit bewußter Absicht herausgearbeitet, um damit den auf dem Lande lebenden Adel zu kennzeichnen, der zäher an den alten Überlieferungen hängt. Stifter mag hiebei eigene Erfahrungen, die er in Oberösterreich im Umgange mit diesem Adel gemacht hat, verwertet haben. Außerdem wirkten die Eindrücke nach, die er in Wien bei seinem Verkehr in den vornehmen Palästen des Hochadels und durch seinen Umgang mit jüngeren ihm befreundeten Adeligen, den Freiherrn Adolf von Brenner und Sigismund von Handel, erhalten hatte. Die „Wiener Salonscenen" zeigen, daß er das in diesen Kreisen herrschende leere Formelwesen kritisch beobachtet hat: „Das Benehmen aller dieser Menschen war gelassen und harmonirend, war frei und präcis — aber je länger man es sah, desto bedrückender wurde es einem, denn es war bei Allen gleich, es war wie gelernt, oder es war der Ausdruck der Gattung . . . es ist eine Art Ceremonie, die sie abthun, eine Höflichkeit, wie man zum Gruße den Hut lüftet, ein Herkömmliches, das eben geschieht, weil es sonst geschehen." [1])

Die Geschwister Dietwin und Gerlint erhoffen sich von der Verbindung ihrer jungen Verwandten und einigen Neuerwerbungen eine Vergrößerung des Familienbesitzes: „So bekäme unser Geschlecht beinahe ein völliges Herzogthum" (401_{20}). Ihr Hauptinteresse gilt der sachgemäßen Bewirtschaftung ihres Besitzes und der Zucht edler Pferde und eines erlesenen Rindviehschlages. Literatur und Kunst

[1]) XV 240_{13} ff.

scheinen keine Rolle zu spielen im Vergleich mit der Freude an erlesenem Schmuck und Pelzwerk und an ausländischen Rosenarten. Der Oheim freut sich darauf, mit den zwei Rappen, die ihm der Neffe geschenkt hat, zu fahren und Aufsehen in der Stadt zu erregen; er und seine Schwester gefallen sich in Wortscherzen und Wortspielen, die witzig sein sollen. Dietwin nennt den Neffen, der sich im Kriege ausgezeichnet hat, „Hanns Hasenfuß“; er nennt ihn ein andermal „Flederwisch“ und abgekürzt „Derwisch“, und seine Nichte (Base) Gerlint „Besen“ oder „Beselein“ (414_{31}, 418_{5}, $427_{7,\ 17}$, 477_{12}; vgl. textkrit. Bericht S. 581, 584).

Stifters Charakteristik des Adels erinnert an die ihm nicht bekannte Skizze Josephs von Eichendorff „Deutsches Adelsleben am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts“[1]): „Sie waren, wie ihre Gärten, nicht eigenthümlich ausgeprägte Individuen, hatten auch keine Nationalgesichter, sondern nur eine ganz allgemeine Staatsphysiognomie; überall bis zur tödlichsten Langweiligkeit, dieselbe Courtoisie, dieselben banalen Redensarten, Liebhabereien und Abneigungen. Sie waren die Akteurs der großen Weltbühne, die nicht den Zeitgeist machten, sondern den Zeitgeist spielten ... Die alten Kavaliere nebst Haarbeutel und Stahldegen waren nun freilich von der Bühne verschwunden, die neuen hatten aber von ihnen die pedantische Kultur des Anstandes als heiligstes Familienerbstück überkommen. Allein der an sich löbliche Anstand ist doch nur der Schein dessen, was er eigentlich bedeuten soll, und so ging ihnen denn auch ihr Dasein lediglich in einer traditionellen Ästhetik des Lebens auf. Ihre Ställe verwandelten sich in Prachttempel, wo mit schönen Pferden und glänzenden Schweizer Kühen ein

---

[1]) Erster Druck: Aus dem Nachlaß des Joseph Freiherrn v. Eichendorff, Paderborn 1866.

fast abgöttischer Kultus getrieben wurde, im Innern des Schlosses schillerte ein blendender Dilettantismus in allen Künsten und Farben . . . Sie hatten sich gleichsam die Prosa des Lebensdramas in ein prächtiges Metrum transferiert, und das ist ihre große negative Bedeutsamkeit, daß sie dadurch allerdings langehin das absolut Gemeine und Rohe unterdrückten und abwehrten." [1])

Dieser Charakteristik entsprechen in vielem die Adeligen im „frommen Spruch". Von ihnen hebt sich aber die Nichte Gerlint ab, die sich ihre Selbständigkeit im Schlosse der Tante wahrt und ihr Zimmer nach ihrem eigenen Geschmacke einrichtet. Das Formenwesen hat Stifter durch die ganze Erzählung durchgeführt. Diese Adeligen achten peinlichst auf standesgemäße Repräsentation bei den Empfängen der Besuche und ihren Gegenbesuchen, aber auch innerhalb des engsten Familienkreises; das zeigt sich bei der gegenseitigen Begrüßung der Geschwister an ihrem Geburtstage, bei dem Empfang der Nichte und dem ihr zu Ehren veranstalteten Begrüßungsmahle „zweiten Ranges", ferner bei der feierlichen Werbung Dietwins um sie, der ebenso umständlichen Erwiderung und bei der Einwilligung Gerlints.

Was Stifter mit dieser Erzählung beabsichtigte, hat er in dem Briefe an Leo Tepe vom 31. Oktober 1867 gesagt:

„Es sollte allerdings die Lächerlichkeit nicht des hohen Adels, dessen Benehmen bei uns durchgängig leicht und fein ist, sondern gewisser Leute auf dem Lande mit veralteten Formen nicht gerade satirisch sondern scherzend dargestellt werden, diese Leute sollten aber doch gut und ehrenwerth sein. In den zwei jungen Herzen sollte Hochsinn, Stolz, selbst Hochmuth einem tiefen Gefühle nicht erlauben, den ersten auch noch so leisen Schritt zu thun, doch sollte das

---

[1]) Werke, hrsg. von Ludwig Krähe, Bong, Teil 4, S. 375.

Gefühl überall durchdämmern, was dem Ganzen einen sanften Duft geben sollte, bis die Thorheit der zwei alten Herzen, sich selber für die geliebten Gegenstände zu halten, das Gefühl hervor strömen macht, und den Stolz beider zugleich bricht. Auch sind beide der Gegenliebe nicht ganz sicher, und möchten sich auch schon dadurch keine Blöße geben, daher alle ihre Handlungen, die von der Umgebung nicht verstanden werden, und die auch dem Leser nicht so klar sein dürfen, daß die Umgebung als verstandeslos erschiene. Es ist daher möglich, daß die Beziehungen bei einem etwas schnelleren Lesen nicht gefaßt werden. Dann ist natürlich Alles zu nichte."[1])

Der Dichter hätte nicht deutlicher und klarer sagen können, worauf es ihm ankam.

Mit Absicht hat Stifter das peinliche Festhalten an den konventionellen Formen herausgearbeitet, damit der Durchbruch der Gefühle der jungen Leute desto mehr zur Geltung kommt. Stifter verleiht aber auch den beiden Geschwistern gewinnende Züge. Es lag ihm fern, den Adel an und für sich bloßzustellen. Dies gilt für den „Kuß von Sentze" und den „frommen Spruch", die zwei Erzählungen, deren Personen ausschließlich dem Adel angehören. Hingegen kennzeichnet er den Standeshochmut in dem Verhalten der russischen Fürstin Fodor gegen ihre Schwester Angela in den „Feldblumen" (I 161) und in dem Benehmen der alten Gräfin gegen Corona im „Waldgänger" (S. 110_8 ff., 115_9 ff.). In der Erzählung „Zuversicht" verstößt der „einzige Stammhalter eines einst bedeutenden Hauses" seinen Sohn wegen des Liebesbundes mit einer Bürgerlichen, aber in der „Narrenburg" heiratet der jüngste Sproß des Geschlechtes der Grafen Scharnast die Wirts-

[1]) XXII 160_5.

tochter Anna, und in dem „Waldbrunnen“ wird Juliana die Frau des Franz von Heilkun.

Leo Tepe und Aprent[1]) haben richtig erkannt, daß Stifter epische Stileigentümlichkeiten des „Witiko“ in die Erzählung übernommen hat. Dietwins Werbung erinnert an die Witikos um Bertha.[2]) Stifter wollte durch die wiederkehrenden Formeln das keinem Wechsel ausgesetzte Zuständliche zur Geltung bringen. Die Geschwister sind als Hüter der Tradition gekennzeichnet. Auf die Geschichte ihres Geschlechtes gründet sich ihre Hoffnung, daß der Neffe und die Nichte trotz der vorhandenen Gegensätze sich heiraten werden. Die Stilisierung betrifft besonders den umständlich geführten Dialog mit der Wiederaufnahme derselben Worte in den Erwiderungen und der regelmäßigen Einführung der sprechenden Personen durch den Erzähler. Auch in dieser von Homer übernommenen epischen Breite berührt sich „der fromme Spruch“ mit dem „Witiko“.

In diesem Rahmen des durch das Formenwesen gekennzeichneten Lebens spielt sich die Handlung ab. Ihre Verwicklung und Lösung hat Stifter in gleicher Weise sorgsam vorbereitet und durchgeführt. Die Tante Gerlint findet die Anrede ihres Bruders in dem Briefe der Nichte herzlicher als die in dem von ihr gleichzeitig an sie gerichteten. Die Geschwister verkennen die wahre Ursache, weshalb Neffe und Nichte bei den Bildern des Onkels und der Tante verweilen, die Familienähnlichkeit (vgl. S. LXXXV). Dietwin scheint „eine Herzenskönigin zu haben, der er es nicht sagt“, und Gerlint einen Wunsch zu hegen, der außer dem Bereiche der Erfüllung liegt. Eine Veränderung in Gerlints Wesen hat wie die Tante auch ihre Freundin

[1]) an Heckenast, 18. April 1868 (Abschrift: Stifter-Archiv).
[2]) XI 202$_{20}$.

Auguste von Schilden, ohne sie erklären zu können, beobachtet. Dietwin reitet oft und sehr schnell nach Biberau, zum Schlosse der Tante, bei der die Nichte weilt, und auch Gerlint reitet viel schneller und hastiger als früher. Alle diese Anzeichen ermöglichen die irrige Deutung, die Onkel und Tante ihnen geben. Sie sind sich über das Unnatürliche und Schiefe der Sache im klaren (462 $_{23}$, 463 $_{12}$), ziehen aber aus dieser Erkenntnis nicht die naturgemäßen Folgerungen. Mit innerem Behagen verweilt der Dichter bei dem Irrtum der alternden Geschwister, und es liegt ein feiner Humor darin, daß gerade er die Lösung herbeiführt. Auf sie weist uns der Wetteifer in der Rosenzucht vorausdeutend hin. Anderes wird erst nachträglich aufgehellt. Dietwin hat sich mit dem jungen Herrn von Wengern geschlagen, weil er „freundliche Augen auf Gerlint gerichtet hat" (473 $_{25}$), und Gerlint hat deshalb schon am Tage ihrer Ankunft in Biberau eine einsame Wanderung durch das ganze Gut gemacht, um die Stellen zu besuchen, an denen sie als Kind mit Dietwin gespielt hat, und Dietwin hat gleichzeitig aus demselben Grunde diese Plätze aufgesucht (433 $_{29}$, 468 $_{30}$).[1] Die strenge Beobachtung des zeremoniellen Wesens bringt auch das Zurückhalten der Gefühle mit sich. Erst die Ankündigung der Abreise des Onkels und der Tante veranlaßt die jungen Leute zum gegenseitigen Liebesbekenntnis. Auch die Geschwister verbergen ihre Empfindungen, aber Stifter läßt uns doch erkennen, was Gerlints Herz bewegt. Nach der Aussprache mit dem Bruder an dem gemeinsamen Geburtstage am Schluß des zweiten Abschnittes saß sie in ihrem Gemache an dem Tische, „und hielt ihr Haupt in den beiden Händen. Und . . . als sie in ihrem Bette lag . . ., konnte

[1]) Auf diese „Beziehungen" legte Stifter großen Wert. Vgl. oben S. XC.

sie den ersehnten Schlummer nicht finden", und in ihrer Erwiderung auf Dietwins Werbung um ihre Nichte verrät ihr Stocken ihre Erregung (454_{15} ff., 472_{1}). Die Gelassenheit der Darstellung in der gleichmäßig schlicht gehaltenen Sprache läßt keine Steigerung zu. Diese Übereinstimmung von Inhalt und Form ist das Kunstwerk der Erzählung. Wer sie erkennt, hat sich ihr Verständnis erschlossen.

Die gemeinsamen Geburtstagsfeiern der Geschwister und die damit, von einer abgesehen, verbundenen Aussprachen, in denen immer wieder der alte Spruch „Ehen werden in dem Himmel geschlossen" als Leitmotiv anklingt, bilden das Gerüst für den Aufbau der Erzählung, die Stifter in drei Abschnitte geteilt hat. Der zweite beginnt mit der Ankunft der Nichte und endigt mit dem dritten Geburtstage, an dessen Abend die Tante den Entschluß faßt, der die Verwicklung und die ihr folgende Klärung herbeiführt, die Freundin ihrer Nichte über diese zu befragen. Mit diesem Gespräche setzt der dritte Abschnitt ein. Die Namen der Personen und Schlösser sind frei erfunden, der Schauplatz ist nicht näher bestimmt. Bloß die Wanderung Gerlints durch das Gut Biberau gibt Stifter Anlaß zur Schilderung.

Persönliche Erlebnisse spielen nicht in die Erzählung herein. Nur die Rosenpflege entspricht Stifters eigener Vorliebe für Rosen; er besuchte oft den Kunstgärtner Paul Hofer in Linz, der alljährlich die neuesten Exemplare von Rosen aus dem Auslande bezog.[1]) In Hofers Garten hielt sich Stifter auch im Frühjahr 1864 nach dem langen Krankenlager des Winters öfters auf, wie aus den Aufzeichnungen aus der Zeit seiner Krankheit[2]) hervorgeht,

[1]) Vgl. Linzer Zeitung, 10. Juni 1864.
[2]) „Mein Befinden", XXV 336.

und aus diesem Garten übersandte er der Frau seines Freundes Rosenberger ein paar Rosenbäumchen und berichtete ihr darüber am 8. Dezember 1864: „Vier Stüke davon gehören zu den allerneuesten, die andern sind auch neu, und ich habe die schönsten ausgewählt. Die Rose „Wilhelm Pfizer" ist vielleicht die schönste, die bis jezt besteht, hiesige Liebhaber halten sie dafür. Dann ist noch Duc de Cazes und der Kaiser von Marocco ausgezeichnet . . . Wenn Ihnen die Rose, diese Königin der Blumen, Vergnügen macht, so erlauben Sie mir die Freude, der ich auch diese Blumen sehr liebe und pflege, Ihnen, wenn ich etwas Prachtvolles entdeke, dasselbe mittheilen zu dürfen." [1]) Symbolisch ist im „Nachsommer" die Pflege der Rosen. Das Gartenhaus des Vaters Mathildens in Hainbach war mit Rosen überdeckt. Zur Erinnerung daran zieht der Freiherr von Risach an der Vorderseite seines Landhauses Rosen, und alljährlich weilt zur Zeit ihrer Blüte Mathilde bei ihnen. Als Knabe sah Stifter „drei fünfblätterige rothe Waldrosen unter dem Dache des Thurmes von Oberplan". [2]) Unter dem Zeichen dieser Rose steht der Roman „Witiko". Der Ahnherr des Geschlechtes hat diese Rosen aus Rom gebracht und in den Boden des Böhmerwaldes gepflanzt. Witiko trägt sie auf seinem Schilde als Zeichen, und Bertha tritt ihm mit einem aus diesen Rosen geflochtenen Kranz entgegen. Diese Rose wird das Wappen des Geschlechtes und wächst in die Geschichte des Landes Böhmen hinein. [3])

Stifter hat in der Abschrift seiner Handschrift der Erzählung noch vieles geändert und in sie ein großes Stück

---

[1]) XXII 249_3 ff.

[2]) XXIV 206_{16}, an Jacob Mayer, 31. Okt. 1861.

[3]) Vgl. Franz Hüller, Adalbert Stifters „Witiko", 1930, Verlag der Literarischen Adalbert Stifter-Gesellschaft in Eger (Johannes Stauda Verlag, Kassel-Wilhelmshöhe), S. 81.

umgearbeitet eingetragen (vgl. textkrit. Bericht S. 572 ff.); er versicherte Leo Tepe, der ihm bereits im Frühjahr den erbetenen Vorschuß von 150 Talern geschickt hatte: „Ich war in Hinsicht Ihrer Zuvorkommenheit mit mehr Liebe als gewöhnlich bei der Sache und hoffe, Sie werden mit derselben nicht unzufrieden sein“,[1]) verhehlte ihm aber in dem die endliche Absendung meldenden Briefe vom 3. September 1867 nicht die Empfindung, die ihn jedesmal nach der Vollendung einer Arbeit überkam: „Ich möchte sie erst jezt wieder vom Neuen beginnen. So lange die Sache im Haupte ruht, und noch nichts davon verkörpert ist, schwebt sie mir wunderschön vor, ausgeführt hat sie so viel Duft verloren, daß ich nie befriedigt bin.“[2])

Der junge Redakteur der „Katholischen Welt“ hatte aber kein Verständnis für die Kunstvollendung dieser Erzählung, er lehnte in seinem Briefe vom 17. Oktober die Aufnahme in diese Zeitschrift ab und berief sich auf das Urteil mehrerer Männer, „die einen anerkannten schriftstellerischen Ruf besitzen“ — es waren dies vor allem Wilhelm Lindemann, der Verfasser einer Geschichte der deutschen Literatur, und Professor Dr. F. W. Ebeling — das dahin lautete: „Die Erzählung ist unnatürlich; solche steife Personen gibt es nicht, ihre Reden sind alle wie auf Schrauben gestellt; die alltäglichen Dinge sind in endloser Breitspurigkeit vorgeführt; die Handlung ist fast null; der Stil ist gezwungen und voll Wiederholungen; man glaubt kaum, daß es dem Verfasser ernst ist, und man ist manchmal geneigt, das Ganze für eine Karikatur der aristokratischen Familien zu halten.“[3])

---

[1]) XXII 150_{5}.
[2]) XXII 152_{11}.
[3]) XXIV 144_{20} ff.

Stifter war durch diesen Mißerfolg, der ihn überdies nötigte, den Vorschuß durch einen anderen Beitrag zu Tepes Zeitschrift hereinzubringen, schwer getroffen, erwiderte aber vornehm, ruhig und gelassen (vgl. S. LXXXIX ff).

Als Ersatz sandte Stifter die in wenigen Wochen vollendete Skizze „Aus dem bairischen Walde",[1]) die erst nach Stifters Tod im 3. Jahrgang der „Katholischen Welt" (1868) erschien. Es war aber noch ein durch den Vorschuß nicht gedeckter Rest von 75 Talern zu begleichen.[2]) Die Urteile Ebelings und Lindemanns hat Tepe einem Briefe an Aprent beigelegt, es sind aber nur Bruchstücke erhalten.[3]) Aprents Ausgabe in den „Erzählungen" konnte nicht zu einer richtigen Beurteilung führen, da er stilistische Eigentümlichkeiten durch Streichungen und Kürzungen unterdrückte und durch seine Beseitigung der von Stifter am Beginn gebotenen Zeitangabe verursachte, daß man die Handlung in die Rokokozeit verlegte, wobei irrtümlich die von Stifter vorausgesetzte Aufhebung der Gutsherrschaft mit der Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft verwechselt wurde;[4]) dadurch wurde willkürlich der von Stifter beabsichtigte Gegensatz zwischen der neuen Zeit und den veralteten Formen aufgehoben. Leo Tepe beharrte trotz der ihm von Stifter gegebenen Aufschlüsse bei seinem Urteil und wiederholte es in seiner Anzeige der Aprentschen Ausgabe der Briefe und Schriften aus Stifters Nachlaß im Westfälischen Merkur v. 30. Jänner 1870, und Lindemann kehrte in der 2. Auflage seiner Literaturgeschichte (1869, S. 666) seine Kritik auch gegen den „Nachsommer" und „Witiko" und

[1]) XV 321 ff.

[2]) Aprent an Heckenast, 8. Mai 1868 (Abschrift: St. A.).

[3]) Vgl. XXII, Anm. S. 292,

[4]) Vgl. Otto Pouzar, Ideen und Probleme in Adalbert Stifters Dichtungen (Reichenberg, Franz Kraus, 1929), S. 118.

rühmte an Stifter nur seine „treue Beobachtung der Natur und glückliche Kleinmalerei“.[1]) Hermann Uhde bezeichnete die Erzählung als „unerträglich langweilig“.[2]) Auch A. R. Hein verkannte Stifters Absichten völlig, er hält die erste Unterredung der Geschwister für „das förmlichste, abgeschmackteste und langweiligste, was jemals in einem Unterhaltungsbuche zum Ausdrucke gelangte“.[3])

Erst die letzten Jahrzehnte bahnten den Weg zum richtigen Verständnis des „frommen Spruchs“. Valentin Pollak wies an dem Aufbau der Handlung das feine Stilgefühl Stifters nach und sprach von dem Menuettschritt, in dem sich die Handlung bewegt.[4]) Wie er mißt auch Hermann Bahr die Erzählung an der Spätkunst Goethes, an den „Wahlverwandschaften“ und an den „Erzählungen deutscher Ausgewanderten“: „Hier wird alles Sittliche so sinnlich und zugleich aller Augenschein wieder so zur bloßen Ziffer der Ewigkeit, Ernst so zum holden Spiel, Scherz aber wieder so tiefsinnig bedeutend, daß sie sich, indem sie sich ineinander aufzulösen scheinen, erst aneinander beide bewähren und erhärten.“ Hermann Bahr gibt aber zu, daß Stifter die Goetheform fast noch übertrifft und „das Künstlerische fast bis zur Künstelei gesteigert hat“ und nennt ihn, offenbar auch im Hinblick auf den „frommen Spruch“, „einen Artisten von so hoher Art, wie die Deutschen von Goethe bis George keinen andern hatten“.[5]) Auch Richard von Schaukal bezeichnet den „frommen

[1]) Vgl. Adolf Pichlers scharfe Kritik Lindemanns, mitgeteilt in unserer Ausgabe XXII, Anm. S. 292.

[2]) Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 22, 28. Mai 1874.

[3]) Adalbert Stifter (Prag 1904), S. 615 ff.

[4]) „Adalbert Stifter und Goethe“, Deutsche Arbeit, VI (1907), S. 234 ff.

[5]) Adalbert Stifter. Eine Entdeckung (Amalthea-Verlag, 1919), S. 13 ff.

Spruch" als „das lauterste Juwel in geschliffener Klarheit", erklärt aber zugleich, Stifter sei von Goethes typisierendem Altersstil verführt worden.[1]) Hermann Bahr ist in seiner Einreihung Stifters jüngst auch Julius Kühn gefolgt.[2]) Stifters Goethe-Verwandtschaft ist unleugbar. Stefan Georges Kunst stammt aber aus anderen Bereichen.

Stifter ist in dem „frommen Spruch" an eine Grenze seiner Kunst gekommen, die er nicht hätte überschreiten können; und man darf wohl nicht mit Kühn annehmen, daß nur Stifters Tod bewirkt hat, daß der im „frommen Spruch" geglückte Versuch ohne Nachfolger geblieben ist.[3]) Viel mehr als diese Erzählung läßt uns die „Letzte Mappe", namentlich das letzte Vermächtnis des Dichters, die seelische Heilung Isabellas durch den Doktor Augustinus, ermessen, was an edler Kunst den Deutschen durch Stifters Tod verloren gegangen ist.

Die kleineren Erzählungen.

Die Parabel „Der späte Pfennig" geht auf einen äußeren Anlaß zurück. Am 26. October 1841 hatte in Spital am Pyhrn ein verheerender Brand gewütet und außer vielen Wohnhäusern einen großen Teil des Stiftsgebäudes, den Dachstuhl der Kirche, die Kirchenstühle und die Orgel vernichtet. Oberösterreichische Schriftsteller vereinigten sich zur Herausgabe eines Wohltätigkeits-Albums, das 1843 erschien. Stifter hatte einen Beitrag zugesagt, aber die Krankheit seiner Frau, ein hartnäckiges Wechselfieber, das sie nach der Rückkehr aus Ungarn befallen hatte,

---

[1]) Adalbert Stifter. Beiträge zu seiner Würdigung (Augsburg, Joh. Stauda, 1926), S. 47 ff. Julius Kühn hat S. 320 auf diesen Widerspruch aufmerksam gemacht.

[2]) Die Kunst Adalbert Stifters, S. 284.

[3]) S. 168.

verhinderte ihn, eine größere Arbeit rechtzeitig zu vollenden. An ihrer Stelle sandte er dem Herausgeber Adam Kaltenbrunner den „späten Pfennig“ mit einer die Verzögerung erklärenden Fußnote und bat ihn, seinen Beitrag, wenn es möglich sei, als letzten einzureihen.[1])

Das Bewußtsein, nur eine kleine Arbeit und diese verspätet beisteuern zu können, legte ihm die Erfindung dieser Parabel nahe, deren zweiter Teil vermutlich den Ausgangspunkt geboten hat. Wie Stifter hier seinen Beitrag einem späten Pfennig gleichsetzt, den er zum Neubau beiträgt, so will in dem ersten Teil der arme Waldbewohner zur Gründung des Klosters hundert Pfennige beisteuern, kann aber, da er unterwegs erkrankt war und dem harten Wirte sein erspartes Geld bis auf einen Pfennig geben mußte, nur diesen, nachdem der Bau fast vollendet ist, darbringen. Der beide Teile verbindende Gedanke ist, daß auch die kleinste Gabe, die opferwillig gegeben wird, ihren Segen bringt. Stifter kannte, wie „Das Haidedorf“ zeigt, Herders „Blätter der Vorzeit“. Aus ihnen dürfte er den feierlichen, getragenen Stil in seine Parabel übernommen haben; an sie erinnern auch der Engel der Krankheit und der Engel der Prüfung (485_{6}, 486_{10}); denn Herder kennt außer dem Engel des Todes eine ganze Schar solcher Engel, darunter auch einen des Feuers.[2]) Übrigens hat auch Jean Paul, vielleicht nach Herders Vorbild, in seinen „Titan“ durch Zusätze näher bezeichnete Engel als Verkörperungen des göttlichen Willens eingeführt.[3]) Beide Teile der Parabel beziehen sich auf „das Haus des Herrn“, der erste auf dessen Gründung, der zweite auf seinen Wiederaufbau. Diesem Gleichlauf wider-

---

[1]) XVII 111_{17}, [Wien, vor Mai 1842].

[2]) S. W., 26. Bd., S 316: „Das Kind der Barmherzigkeit“ S. 357: „Das heilige Feuer“.

[3]) Werke, Hempel, 15, S. 101; 16, S. 218, 220.

spricht die Tatsache, daß in Spital nicht ein Stift, sondern ein Hospiz für die nach dem Süden ziehenden Pilger im Jahre 1190 durch den Bischof Otto von Bamberg errichtet worden ist; zu seiner Gründung aber trugen, wie in der Parabel zum Baue der Kirche, viele bei, Verwandte des Bischofs durch die Schenkung von Gütern und die Diözesen von Gurk, Passau und Salzburg durch Sammlungen von Beiträgen.

„Die Barmherzigkeit“ erschien in Witthauers „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“ im Jahre 1843 mit dem Zusatze: „Aus einer größeren Arbeit“. Es läßt sich aber nicht feststellen, worauf Stifter sich hiemit bezieht. Die kranke Vita wird von ihrer Mutter von der Angst, sich an Gott versündigt zu haben, befreit. Dies geschieht im Sinne des Rates, den Jean Paul in der „Levana“ (I, 2. Bruchstück, 4. Kap.) gibt: „Nur keine Furcht erschaffe den Gott der Kindheit; sie selber ist vom bösen Geiste geschaffen; soll der Teufel der Großvater Gottes werden?“[1])

Die in den „Moosrosen“, einer Sammlung von Prosastücken, 1846 erschienene Erzählung „Zuversicht“ hängt offenbar mit dem Plan eines dreibändigen Robespierre-Romanes zusammen, den Stifter am 17. Juli 1844 Heckenast ankündigte: „Der . . . Stoff ist so schön und hinreißend, daß ich oft selber beim Lesen von Memoiren und beim Notizenmachen in einen Schauer komme, und das Gewicht jener furchtbaren Zeit fühle . . . Im Verbrechen und in seinem Sturze troz aller übermenschlicher Kraft (wie sie oft in Danton sichtbar wird) liegt eine erschütternde moralische Größe, und der Weltgeist schaut uns mit den ernstesten Augen an — wie schön müssen neben diesen Männern einfach schöne, sittliche Frauenkaraktere stehen? — —“ Bei der Wahl

---

[1]) Werke, Hempel, 55, S. 48.

dieses Stoffes leitete ihn die Absicht, „mit ernsteren und größeren Sachen aufzutreten“[1]). Sein Interesse an geschichtlichen Stoffen war schon damals rege, nicht erst 1847, als er in Linz, durch den Verkehr mit Anton Ritter von Spaun angeregt, Stoff für einen „Roman aus unserer babenbergischen Heldenzeit“ sammelte. Es äußerte sich zunächst darin, daß er die Handlung der Erzählungen „Wirkungen eines weißen Mantels“ (unter dem Titel „Bergmilch“ in die „Bunten Steine“ aufgenommen) und des „alten Siegel“ in die Zeit der Kriege gegen Napoleon verlegte und mit ihnen verknüpfte. Ebenso taten dies die Romantiker, besonders Tieck und E. T. A. Hoffmann, öfters und häufig auch Jean Paul. Die Gestalt Robespierres ist Stifter, wie er sagt, in Memoiren begegnet, und die Annahme liegt nahe, daß auch „Zuversicht“ auf eine solche Quelle zurückgeht, die ihm das Motiv der Tötung eines Vaters durch seinen Sohn geboten hat, der in ihm den Urheber seines Unglücks erblickt und ihm in einer Schlacht auf der Seite der Feinde gegenübersteht. Vielleicht hat Stifter aus seiner Vorlage auch den knappen, gegenständlichen Stil übernommen, der dieser Erzählung eigen ist; denn Stifter berichtet mit epischer Kühle bloß die Tatsachen und Vorgänge und erinnert dadurch an Erzählungen von Heinrich v. Kleist und Friedrich Hebbel.

Die Erzählung hat Stifter in einen Rahmen gestellt, der auf das in ihr behandelte Motiv vorbereitet. Die Begebenheiten der französischen Revolution veranlassen die Streitfrage, ob die Charaktere der Menschen die Greueltaten verursacht haben oder die Zeit die Charaktere geschaffen hat. An diesen Streit anknüpfend erklärt ein alter Mann: „Wir Alle haben eine tigerartige Anlage, so wie

---

[1]) XVII 123_{30} ff.

wir eine himmlische haben, und wenn die tigerartige nicht geweckt wird, so meinen wir, sie sei gar nicht da, und es herrsche blos die himmlische" (498,$_{12}$). Als Beweis für seine Behauptung erzählt er das Geschick des Marc Anton, der mit seinem Vater, „dem einzigen Stammhalter eines einst bedeutenden Hauses", in den Ardennen lebte und im Zusammensein mit ihm die innigste Liebe betätigte, bis der Vater, wegen seines Geständnisses, er habe einen Liebesbund mit einem bürgerlichen Mädchen geschlossen, und die Geburt eines Kindes stehe bevor, äußerst entrüstet, seine Einwilligung zur Ehe versagte und ihn nach Paris sandte. Das Schlußstück des Rahmens, wieder vom Dichter selbst berichtet, gibt die Wirkung der mit dem Selbstmord des Sohnes, der seinen Vater erschossen hat, endenden Erzählung auf die Zuhörer wieder und erinnert in den Worten: „Als der Alte seine Erzählung geendet hatte, war eine Weile ein Schweigen, weil jeden der Dämon des Vatermordes mit düsteren Augen ansah" (503,$_{12}$) an Stifters Charakteristik des Robespierre-Stoffes (vgl. oben S. C). Eine engere Beziehung zwischen dem Rahmen und der Begebenheit hat Stifter dadurch hergestellt, daß alle Teilnehmer an dem Gespräche den unglücklichen Sohn Emils, den alten gebrechlichen französischen Sprachmeister kennen.

Die Erzählung fand in ihrem Erstdrucke, so weit mir bekannt ist, keine Beachtung der Kritik, sondern erst durch den Wiederabdruck in dem 3. Bande der „Studien", den Heckenast 1873 herausgab. Hermann Uhde nennt in den „Blättern für literarische Unterhaltung" in Nr. 22 vom 28. Mai 1874 die Erzählung „ein mit rapider Virtuosität entrolltes Bild eines gigantischen Schicksals", und Hieronymus Lorm sagt in der Wiener Abendpost vom 21. Juli 1874, Nr. 164: „Plastisch, ergreifend, mit fast erhabener Einfachheit ist in ‚Zuversicht' dargestellt, welches

Verhängniß dem Menschen sein eigener, ihm selbst in seinen Tiefen unbekannter Charakter werden kann."

Der mißverständliche Titel „Zuversicht" kann sich nur auf das innige Verhältnis zwischen dem Vater und Sohn beziehen, wie es bis zu seiner jähen Umkehr bestanden hat, und hätte also eines gegensätzlichen Zusatzes bedurft. In der Bedeutung eines rückhaltlosen Vertrauens hat Stifter das Wort in der „Narrenburg" in der Geschichte des Jodokus und der Chelion gebraucht: „Sie war hinführo bloß die Demuth mehr, die Ergebung und Aufopferung bis zum Herzblute, aber nur das Eine nicht mehr, was statt Allem gewesen wäre, nicht die Zuversicht."[1])

Der Ausspruch des alten Mannes: „Wir Alle haben eine tigerartige Anlage, so wie wir eine himmlische haben" ist in jüngster Zeit allzu willkürlich als ein charakteristisches Selbstbekenntnis Stifters ausgelegt worden. Fritz Klatt geht in seiner Studie „Adalbert Stifter und das Dämonische"[2]) von der Behauptung aus, die Wesensstruktur Stifters sei eine mit allen Mitteln verdeckte und gebändigte Maßlosigkeit, sieht in verfehlter Deutung und Überbewertung eines von Stifter aufgezeichneten Kindheitserlebnisses[3]) in ihm einen dauernden Kampf gegen „das Entsetzliche und Zugrunderichtende" und findet damit zugleich die Erklärung für Stifters Tod: „Dieser Tod gehört zu einem Leben, das einen oft bewußten, wenn auch meist ungesagt gelassenen Kampf mit den dämonischen Tiefenkräften im großen und ganzen[!] siegreich durchgeführt hatte." Klatt vergewaltigt seiner These zuliebe die Tatsachen: „Es ist immer so, als spürte er dicht unter der schönen Gotteswelt

[1]) II 113_{32}.

[2]) Dichtung und Volkstum, N. F. des Euphorion, 40. B. (1939), S. 276 ff.

[3]) Vgl. „Mein Leben", XXV 179.

das Entsetzliche und Zugrunderichtende, so spricht er von sich als von einem blitzenden Krater . . ." Dieses Bild gebraucht Stifter in dem Briefe an den Freiherrn Adolf Brenner, den er am 16. August 1832 in Oberplan geschrieben hat, in nachgewiesenem Anschluß an Jean Pauls „Titan",[1]) in der Zeit seiner Schwärmerei für diesen Dichter und seines leidenschaftlichen, aber von inneren Hemmungen durchkreuzten Werbens um Fanni. Diese Äußerung gilt Klatt als Schlüssel zum Verständnis der Wesensart des ganzen Menschen, und in dieses konstruierte Bild trägt er Züge ein, die er ihm zuliebe erfunden hat: „Als einen schwerblütigen Menschen drückt ihn seine Armut und seine bäuerische Herkunft Zeitlebens."(!) Es ist ebenso verfehlt, dem jungen Stifter das Gesamtbild nachzuzeichnen, wie umgekehrt, die Reife des erfahrenen, abgeklärten Mannes schon in seiner Jugend erkennen zu wollen, was gleichfalls geschehen ist.

Der alte Mann in der „Zuversicht" zieht in der Hitze des Meinungsstreites, um seiner Ansicht Nachdruck zu verleihen, aus der ihm bekannten Tat Emils den verallgemeinernden Schluß, daß alle Menschen eine tigerartige Anlage haben. Im Gegensatz zu seiner Behauptung sagt Stifter in dem „Gang durch die Katakomben", daß der Geist der Zeit die Individuen erzeuge. In Herders optimistischer Weltanschauung, zu der Stifter sich bekannt hat, ist kein Raum für dieses Dämonenunwesen. Es ist an der Zeit, Stifter von ihm zu befreien und die Geister los zu werden, die unbefugte Meister gerufen haben!

„Der Tod einer Jungfrau" ist in dem „Österreichischen Wochenblatt für Verstand, Herz und gute Laune" in Linz am 9. Juli 1847 erschienen. Der Ort und Zeit-

---

[1]) XVII 29$_{27}$. Vgl. Anm. S. 339.

punkt des Erscheinens legen die Vermutung nahe, daß die Entstehung der Parabel mit einem Todesfalle zusammenhängt, der Stifter tief erschüttert hat. Am 20. November 1846 starb in Wien Gustav Scheibert, der Sohn des Lehrers Josef Scheibert in Urfahr bei Linz. Gustav war im Herbst des Vorjahres mit dem den Eltern befreundeten Ehepaare Stifter, das den Sommer in Linz zugebracht hatte, nach Wien gekommen, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Stifter hatte ihn „wie einen Sohn" geliebt.[1]) Seiner gedenkt er auch noch in der Einleitung zu den „Bunten Steinen": „Wenn man einem Verstorbenen eine Sammlung widmen könnte, würde ich diese meinem verstorbenen jungen Freunde Gustav widmen. Ich hatte ihn zufällig kennen gelernt, ihn lieb gewonnen, und er hatte mir, wie einem Vater, vertraut."[2]) Der Beileidsbrief Stifters ist nicht erhalten, aber auf ihn bezieht sich der Vater Scheibert in seinem Briefe vom 30. Dezember 1846: „Sie haben Ihre Überzeugung von der Engelreinheit meines Gustavs mit den Worten ausgesprochen: ‚Gustav ist reinen Herzens eingegangen zu Gott, der ihn rief'."[3]) Der Trost, den in der Parabel der Engel der Mutter bringt, gilt den Eltern Scheibert. Absichtlich hat Stifter diese Beziehung dadurch verschleiert, daß diese Mutter den Tod einer Tochter, nicht eines Sohnes zu beklagen hat. Aber auch sie ist in der Reinheit und Unschuld ihrer Jugend, „ehe das zweite Jahrzehnt ihres Lebens um war", in demselben Alter wie Gustav gestorben und war nicht das einzige Kind, sowie Scheiberts noch eine Tochter (Leopoldine) hatten. Zur Zeit des Erscheinens der Erzählung,

---

[1]) Vgl. an Heckenast, 16. und 22. Nov. 1846, XVII 184_{7} ff., 191_{10} ff.

[2]) V 1, S. 15.

[3]) XXIII 34_{23}.

im Sommer 1847, war Stifter in Linz. In dem Briefwechsel Stifters läßt sich daher meine Vermutung nicht bestätigen. Aber das Bestreben, die Eltern seines freundschaftlichen Anteils zu versichern, veranlaßte ihn, den 3. und 4. Band der „Studien" ihnen zu widmen, und er äußerte sich darüber in dem Briefe an seinen Bruder Anton vom 5. Mai 1847, der diese Bände noch nicht erhalten hatte: „Daß wir den Scheibertischen so manche Aufmerksamkeit erweisen, hat einen menschlichen Grund. ... Sie haben einen hoffnungsvollen Sohn verloren, an dem ihr Herz fast abgöttisch hing und den ich selber wegen seiner Unschuld und Güte liebte. ... Eine Aufmerksamkeit, diesen Leuten erzeigt, ist jezt eine unendlich größere Wohlthat, als irgend eine große, große Gutthat, die man einem andern Menschen erweist. Der Schmerz veredelt die Menschen und führt sie näher." [1]) Als eine solche Wohltat werden die Eltern Scheibert auch Stifters Parabel empfunden haben.

Der Todesengel versagt der Mutter die Trauer um ihren eigenen Verlust, „aber der edle, sanfte Schmerz ist erlaubt. ... Dieser Schmerz macht besser und reiner, und ist ein schönes Opfer, das man Gott bringen kann" (510_8). Die veredelnde und läuternde Wirkung des Schmerzes hat Stifter in seinen Werken und Briefen oft hervorgehoben, zunächst im „Haidedorf" und wieder in der ersten Fassung der „Mappe" und im „Hagestolz" [2]) und unter anderm in dem Briefe an Gustav Pechwill vom 3. Februar 1853. [3]) Der Grundgedanke dieser Erzählung berührt sich enge mit Herders Schlußwort in der Parabel „Der frühe Tod": „Seine liebsten Kinder ruft Gott früh aus diesem Leben,

---

[1]) XVII 219_{30} ff.

[2]) I 205_6; IV 2/1, S. 110_{10}; III 271_{18}. Vgl. Einleitung zu XII. S. XCVII.

[3]) XVIII 149_{13}.

ehe der Strahl der Sonne sie sticht, ehe der Wurm sie berühret."[1])

„Menschliches Gut" ist der Beitrag Stifters zu dem anläßlich der Vermählung des Kaisers Franz Joseph von Heliodor Truska herausgegebenen „Oesterreichischen Frühlings-Album".[2]) Die Deutung dieser Parabel Stifters ergibt sich aus der Bestimmung des Werkes. Die junge Kaiserin hatte Stifter kurz nach ihrer Verlobung im Sommer 1853 in Ischl gesehen. Im folgenden Jahre überreichte er ihr dort im Auftrage des oberösterreichischen Kunstvereines das Gemälde „Possenhofen" von Josef Schertl[3]) und wurde der Hoftafel beigezogen. Von der Anmut der jungvermählten Kaiserin entzückt, schrieb er am 29. September Heckenast: „Sonderbar ist es, daß ich gegen die Kaiserin, die doch so gut und lieblich und einfach ist, am schüchternsten war, ich glaube, die vollendetste Jungfräulichkeit, die sich in ihrem Wesen ausspricht, ist es, was so auf mich wirkte.... Möge Gott unserm Kaiser dieses Kleinod des Familienglükes erhalten; es ist das größte äußere Glük des Lebens (das innere gibt der Karakter) ein Glük, das sich nicht einmal ein Kaiser zu geben vermag, der es auch von dem Himmel empfangen muß, wie wir alle, und der, wenn er der rechte Kaiser ist, es auch mehr verdient als wir alle."[4]) Das Album erschien im Juni 1854.[5]) Einige Wochen früher hatte Stifter durch die Entschließung des Kaisers vom 22. April den Franz-Joseph-Orden erhalten.[6]) Diese Auszeichnung war nicht eine Folge seines Beitrages zu dem Album.

---

[1]) S. W. 26, S. 363.
[2]) Vgl. Stifter an Truska, 8. Februar 1854, XVIII 212_{18} ff.
[3]) Vgl. XIV 46_{32} ff.
[4]) XVIII 240_{24} ff.
[5]) XVIII Anm. S. 453.
[6]) Vgl. XXV 369.

Die Erzählung „Zwei Wittwen" schrieb Stifter für den von seinem Freunde F. J. Proschko herausgegebenen „Katholischen Volkskalender f. d. J. 1862". Durch ihre Tragik steht sie der „Zuversicht" nahe. Der seinen Leidenschaften preisgegebene Otto verübt einen Mordanschlag und endet durch Selbstmord. Ein Erziehungsproblem hat Stifter zu seiner Gestaltung angeregt, er zeigt an dem Geschicke zweier verwaister Kinder die einander entgegengesetzten Folgen einer vernünftigen und einer unvernünftigen Erziehung. Die Großmutter Ludmilla begeht in ihrer Nachsicht gegen die Unarten des Knaben Otto von vornherein die größten Erziehungsfehler, während Crescentia durch scheinbare Härte und Strenge ihrer Enkelin Clara alle Unarten abgewöhnt. Die Frucht der einen Erziehung ist Störrigkeit und das Unvermögen, den bösen Trieben Einhalt zu tun, und in weiterer Folge eine verbrecherische Tat, williger Gehorsam und ein tugendhaftes Leben ist dagegen der Lohn der anderen. Die Gegensätzlichkeit hat Stifter an den Schicksalen der Kinder und dem Lebensende der Großmütter durchgeführt.

In der dieser Erzählung zugrunde liegenden Erziehungsfrage stimmt Stifter mit Jean Paul überein, der in der „Levana" das „Gebieten, Verbieten, Bestrafen und Weinen" behandelt, einen eigenen Abschnitt dem „Schrei-Weinen der Kinder" widmet und in ihm in Bezug auf das „fodernde Schreiweinen" erklärt: „Hier bleib' es bei Rousseaus Rathe, nie das Kind mit diesem Kriegsgeschrei auch nur einen Zoll Land erfechten zu lassen."[1]) Demgemäß handelt Crescentia (521_5 ff.). Auch im „Nachsommer" hat Stifter die Forderung unbedingten kindlichen Gehorsams gestellt.[2]) Ernst Bertram erkennt in der Erzählung die-

---

[1]) I, 3. Bruchstück, 8. Kap., S. W. 55, S. 76, 90.

[2]) Vgl. VII 289_{20}, VIII 145_{15}, 148_{21}, 151_{24}.

selbe epische Grausamkeit und Kälte wie in der „Zuversicht“.[1]) Aber Stifter hat hier doch in Claras Lebenswandel ein Gegenstück zu Otto aufgestellt und sie am Schluß dem verdienten Glücke zugeführt.

Einige unausgeführte Pläne Stifters betreffen Erzählungen von geringerem Umfang. Den Stoff einer für die Wiener Zeitung „Der Botschafter“ bestimmten Erzählung hat Stifter dem Redakteur des Blattes Friedrich Uhl am 4. April 1865 mitgeteilt: „Ein Mann vom ‚Stande‘ hält sich für den größten Staatsmann... Er ist auch in der Kriegswissenschaft über alles Bisherige weit hinaus“, vermag aber nicht, sich mit seinen Ansichten durchzusetzen, wird ein Verächter der Menschheit und ist ein Weiberfeind; er beschließt, die verwaisten Söhne seines Bruders „zur Ausführung seiner Gedanken zu erziehen“... Der eine soll ein Staatsmann werden, der andere ein Feldherr. Sie „sehen durch ein Naturspiel ihm ähnlich“, haben aber auch seinen Eigensinn... „Der eine macht aus allem, was weich ist, Gestalten, und der andere läuft in allen Blumengärten herum.“ Der Oheim trennt sich, in seinen Erwartungen enttäuscht, von ihnen... Aber beide werden berühmt, der eine als Bilderschnitzer, der andere durch seine Rosenzucht. „Der Oheim wird von Jedermann seiner Neffen wegen gefeiert ... und sagt: Die allgemeinen Grundsäze und Gedanken, die er in die Knaben gelegt hat, hätten diese Ergebnisse mit Nothwendigkeit herbeigeführt, und wenn es zu seiner Zeit Mädchen gegeben hätte, wie die Weiber seiner Neffen sind, so hätte er auch geheirathet“.[2]) Das hier

---

[1]) Studien zu Adalbert Stifters Novellentechnik, Dortmund, 1907, S. 12.

[2]) XX 282 ff.

von Stifter wieder aufgegriffene Vererbungsthema erinnert unter anderm an die „Nachkommenschaften" und die Rosenzucht an den „frommen Spruch". Diesen Plan veröffentlichte Uhl nach Stifters Tod in der „Debatte".[1]) Schon im Jahre 1864 hatte der Dichter ihm einen Beitrag zugedacht und am 23. Juni geschrieben: „Bald hoffe ich die ersten Sendungen meiner Betrachtungen ‚Vom Griesgram', die ich für Ihr Blatt begonnen habe, machen zu können . . . Es darf aber kein Mensch den Verfasser des Griesgrams wissen, das soll zu seiner Zeit einigen Spaß abgeben."[2]) Es ist kaum anzunehmen, daß dieser Griesgram identisch ist mit dem Staatsmann des Planes vom Jahr 1865, wenn auch dieser als verbittert bezeichnet ist. Vielmehr hat Stifter vielleicht mit einer Steigerung von Stimmungen und Gefühlen, die ihn während der eben erst überstandenen Krankheit überkommen hatten, ein mit Selbstironie gezeichnetes Selbstporträt entwerfen wollen oder wenigstens in das Bild des Griesgrams seine Eigenbeobachtungen eingearbeitet. Ein ähnlicher, von Anfang an ins Scherzhafte weisender Plan drängte sich ihm in den Lackenhäusern im Herbst 1866 auf, als ihn nach der Abreise Amalias Anna Göschl betreute: „Sie ist lauter Zartheit, und mein Zusammensein mit ihr wird einmal die lustigste Erzählung, die ich schreibe: Der Hypochondrist mit der überaufmerksamen Wirthschafterin. Ich habe mir schon einen Pak Züge angemerkt, und habe einen noch größeren Pak im Kopfe, der Stoff häuft sich."[3])

Stifter ist in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens auf das schon früher gefaßte Vorhaben, seine zerstreuten Erzählungen zu sammeln und in 2 oder 3 Bänden heraus-

---

[1]) V. Jahrg., Nr. 29, 30. Jänner 1868.

[2]) XX 199_8 ff.

[3]) XXII 13_1 ff., an Amalia, 8. Nov. 1866.

zugeben, immer wieder zurückgekommen und hat am 16. Dezember 1857 Heckenast um Exemplare der Iris 1847 und 1848 gebeten, um sie „zum Behufe einer Verbesserung zu beschreiben und zu zerschneiden", und gleichzeitig sich um einen Besitzer des Druckes der „drei Schmiede" erkundigt, da er kein Exemplar des Artikels besaß.[1]) Aber zu der Ausführung dieses Planes ist Stifter nicht gekommen. Johannes Aprent, nach Stifters Tod von Heckenast mit der Herausgabe der Erzählungen betraut, stellte zunächst die im Nachlaß vorhandenen Handschriften und Drucke fest und erbat sich das Fehlende von Heckenast und aus Wien.[2]) Seine Ausgabe der „Erzählungen" (Pest, Gustav Heckenast, 1869) berücksichtigt nicht die Zeit des Entstehens der einzelnen Stücke. Der erste Band enthält den „Prokopus", die „Drei Schmiede ihres Schicksals", den „Waldbrunnen" und die „Nachkommenschaften", der zweite den „Waldgänger", den „frommen Spruch", den „Kuß von Sentze" und alle kleineren Erzählungen außer „Menschliches Gut". In den ersten Band hat Aprent auch noch die Skizze „Aus dem bairischen Walde" und den „Gang durch die Katakomben" aufgenommen[3]) und in den zweiten an letzter Stelle einige Gedichte Stifters eingesetzt, wodurch die beiden Bände fast denselben Umfang erhielten. Die Bände tragen neben dem Haupttitel den zweiten: „Adalbert Stifters Werke. Erzählungen. Erster (bzw. Zweiter) Band" und konnten daher von Heckenast in die 17bändige Ausgabe der Werke Stifters eingereiht werden. Außerdem legte Heckenast eine einbändige Ausgabe der Erzählungen auf, die unter dem irreführenden Titel „Studien

[1]) XIX 80_{26}.

[2]) Aufschluß über Aprents Arbeit an der Ausgabe geben die 69 von ihm in der Zeit vom 4. Februar 1868 bis 7. April 1870 an Heckenast gerichteten Briefe (Abschriften im St. A.).

[3]) Vgl. XV 319.

von Adalbert Stifter. Dritter Band (Den nachgelassenen Werken entnommen)" 1873 erschien und als Fortsetzung der zweibändigen Oktavausgabe der „Studien" des Jahres 1864 gedacht war. Dies besagt eine vorausgestellte Erklärung der Verlagsleitung, die von einer offenkundig unrichtigen Datierung ausgeht: „Die vorliegenden Erzählungen Adalbert Stifters, unmittelbar nach den ‚Studien' entstanden, doch erst in den nachgelassenen Werken des Dichters gesammelt herausgegeben, können gleichsam als eine weitere Folge der ‚Studien' betrachtet werden." Diese Ausgabe bringt die Erzählungen in einer anderen Reihung als Aprent, aber auch nicht zeitlich geordnet, und von den kleineren nur „Zuversicht" und „Zwei Wittwen". Der Buchschmuck besteht aus den beiden Stichen des Waldgänger und dem des Prokopus und einer Vignette, die ein Mädchen darstellt, das mit einer Rose in der linken Hand an einem Tische sitzt. Diese Vignette paßt zu keiner der Erzähluugen des Bandes. Das Mädchen kann nur die Natalie des „Nachsommer" sein. Offenbar hat Heckenast einen Stich, der zunächst für dieses Werk bestimmt war, verwertet, was er ebenso schon in der 2bändigen Studien-Ausgabe getan hat.[1]) Durch diesen Titel hat Heckenast den Erzählungen eine größere Kaufkraft verliehen, als sie in Aprents Ausgabe hatten. Jetzt stellte sich auch die Kritik mit ausführlichen Besprechungen ein. Hieronymus Lorm[2]) beschränkt sich fast ganz auf die Herausarbeitung des Gegensatzes der „Studien" Stifters zu den Forderungen der Zeit und knüpft an das in seinem Sinne mehr Tadel als Lob enthaltende Urteil, Stifters Talent sei in dem dritten Bande der „Studien" ungeändert geblieben, die den „Drei Schmieden" und der

---

[1]) Vgl. XVIII, Anm. S. 481.

[2]) Ein altes neues Buch, Wiener Abendpost, Nr. 164 v. 21. Juli 1874.

„Zuversicht" geltende Bemerkung an: „Zufällig aber finden sich darin einige Stücke, die dem bewegten Menschenleben näher treten und dadurch unserer Zeit homogener werden". Lorm prägt für den Stifter des Vormärz das bezeichnende Urteil: „Was aesthetisches Schaffen unter dem Drucke und der Gedankenlosigkeit des alten Systems noch zu leisten vermochte, hatte in Stifter seine letzte und auch herrlichste Blüthe getrieben; er sang das Schwanenlied der vormärzlichen Belletristik Österreichs und entzückt und bezaubert horchte die Welt" und erklärt abschließend: „Unter den neuesten neuen Büchern dürfte es wenige geben, welche an aesthetischen Vorzügen und reinen Wirkungen auf das Gemüth den Vergleich aushalten können mit diesem alten neuen Buch." Hermann Uhde[1]) geht viel mehr auf die einzelnen Erzählungen ein; er hebt ein paar Stellen als sprachliche Kennzeichen eines „guten Österreichers" heraus, darunter: „er geht bei der Thür hinaus" (345_{19}) und „ein deiniger Lehnsmann" (12_{10}), was ihn an „die Mausefallenhändler, die uns öfters heimsuchen" erinnert, hat aber nicht gewußt und nicht wissen können, daß Aprent „bei der Thür" für Stifters „zu der Thür" eingesetzt hat, nnd sieht in dem attributiven Gebrauch des Wortes „deinig" mit Unrecht einen Einfluß des Tschechischen auf Stifters Sprache, da hierin eine Eigentümlichkeit der bayrisch-österreichischen Mundart vorliegt.[2]) Auch Uhde stehen die kleinen Erzählungen „Die drei Schmiede" und „Der Kuß von Sentze" höher als die umfangreichen, und am höchsten stellt er „Zuversicht" und „Zwei Wittwen", denn hier zeige sich Stifter als seelenkundiger Meister, der mit sicherer Hand in knappen, klaren Zügen scharf umrissene Gestalten und Situationen zu schaffen weiß.

[1]) Blätter für literarische Unterhaltung, 1874, Nr. 22, 28. Mai.
[2]) Vgl. XVII, Anm. S. 353 zu 70_{24}.

Dr. Gustav Wilhelm.

Die drei Schmiede ihres Schicksals.

(1844)

Quilibet fortunae suae faber est.
Alter Schulspruch.

Es war in einer Gesellschaft lustiger Männer ein Streit über den altlateinischen Satz ausgebrochen, daß jeder Mensch der Schmied seines Schicksals sei. Einige behaupteten, der Satz wäre echt römisch, und stehe gewiß in diesem oder 5 jenem Werke dieses oder jenes Klassikers; Andere sagten, er sei ein neues Machwerk, und schleppe sich erst seit kurzer Zeit durch unsere lateinischen Schulbücher. Aber wie es geht, von diesem rein historischen Standpunkte, über den sie sich nicht einigen konnten, spielte sich der Streit auf 10 den philosophischen über, und entbrannte nun auf das heftigste über die Frage, ob es auch wahr sei, was der Satz enthalte. Man führte nun nicht mehr blos die Historie in das Feld, sondern suchte der Sache a priori beizukommen, indem man die Psychologie, die Logik und Metaphysik aufboth. 15 Man redete über Zusammenhang der Dinge, sittliche Weltordnung, Emancipation vom Zufalle, Freiheit des Willens, und war auf dem Wege, ins Endlose zu gerathen, als plötzlich ein Schalk, der bisher geschwiegen hatte, eine Geschichte zu erzählen anfing, worauf es nach und nach stille 20 ward; denn beide Parteien horchten hin, in der Hoffnung, Gründe für ihre Behauptung aus der Geschichte ziehen zu können. Allein der Mann zog seine Geschichte gerade bis zu dem Punkte, wo sie sich spalten mußte, um der einen oder der andern Partei zu dienen — dann brach er ab 25 und sagte, daß er den Rest morgen erzählen wolle, wenn

sie etwa wieder zusammen kämen. Sofort erhob sich ein Lärm über Willkür und Täuschung, und man verlangte, daß er fortfahre. Aber, da er hartnäckig bei seinem Ausspruche blieb, so vertagten sie listig den Streit, weil jeder begierig war, wie es nun weiter gehen werde, und weil 5 jeder heimlich hoffte, ihm würden die Hilfstruppen aus der Sache zuwachsen.

Allein da nun die vier und zwanzig Stunden vorüber gegangen waren, da sich die Gesellschaft versammelt und der Mann seine Geschichte beendet hatte, so waren sie so 10 ins Weite verschlagen, daß sie nun über ihren anfänglichen Satz gar nicht mehr stritten, sondern ihn Alle plagten, ob die Geschichte wahr sei, wo sie sich zugetragen, wie die Personen geheißen haben, und wären beinahe in den neuen Streit gerathen, ob die Geschichte aus innern Gründen wahr 15 sein könne oder nicht. Der Mann aber lächelte verschmitzt, drehete seinen Ring auf dem Finger, und sagte kein Wort mehr. Die Klügern unter uns merkten, daß er uns am Narrenseile geführt, die Andern aber haderten auf dem neuen Wege weiter, auf den er sie gelockt hatte. 20

Da ich aber nun die Geschichte gerne wieder erzählen möchte, der Mann jedoch, wie ich oben sagte, ein Schalk ist, so weiß ich in der That nicht, ob er sie gelesen, ob sie ihm jemand erzählt, oder ob sie sich gar an ihm selber zugetragen habe. Letzteres wäre nicht ganz unwahrscheinlich, 25 da man sich aus seinem früheren Leben noch ganz andere abenteuerliche Sachen erzählt. Jeden Falls aber hat er sich die üblen Folgen, die etwa aus meiner Plauderhaftigkeit entstehen sollten, selber zuzuschreiben; warum hat er uns die Geschichte arglistig erzählt, und warum hat er uns nicht 30 aufgetragen, dieselbe geheim zu halten.

Es waren zwei Männer. Mein Vormann hat sie Erwin und Leander genannt. Beide waren sehr reich, hatten aber

in ihrer frühesten Jugend das Unglück gehabt, ihre Eltern zu verlieren, und jeder stand dann unter einem tyrannischen Vormunde. Gleiche Schicksale, gleiche Jahre, und vielleicht auch ein Zug des Herzens hatte sie schon frühe zusammen geführt. Sie betrieben auf dem mauerschwarzen Collegium dieselben Studien, nämlich die Anfangsgründe alter Sprachen, und naschten zu Hause mit einander dieselbe Lectüre, nämlich nicht etwa Kinderbücher, sondern nur alte Klassiker. Sie hatten auch nie Kinderkleider gehabt, sondern, selbst da sie noch ganz klein waren, schon nach dem Schnitte der Vormünder, und auf das Wachsen berechnet, daher immer zu groß — jeder hatte einen sauersehenden Diener, und in jedem der zwei blühenden Kindergesichter war die traurige Miene und der liebeleere Blick von Waisenknaben bemerkbar.

Nach und nach wurden sie in die Welt und das Leben eingeführt, das heißt, sie kannten die Gesetze der Spartaner, betheten die Stoiker an, ahmten beide nach, und waren außer sich über das Bekannte jenes Weibes: „Es schmerzt nicht." Leander kam wohl zu besonderen Zeiten, damit er, wie der Vormund sagte, Manieren lerne, in diese oder jene Familie, die einst mit seinem nun verwaiseten Hause verbunden gewesen war, aber er lernte dort nichts, weil er blos schwieg, in einen Winkel gedrängt wurde, und bei der ersten Gelegenheit fort ging. Um Erwin aber, dessen Güter lauter Raubritterruinen in den fernen Waldbergen waren, kümmerte sich kein Mensch und kein Hund. Wenn er mit seinem Diener zur Schule ging, so geschah es zuweilen, daß eine Mädchengestalt etwa über seinen Weg trat, oder in einem Wagen vorbei fuhr; allein er machte sich nie davon eine deutliche Vorstellung, was das sei, und wie sie sich von ihm unterscheide.

Nicht weit von der Stadt war ein verrufener Winkel, „die Gänseweide" geheißen; dort rangen sie, warfen den

Discus, und fochten mit Schild und kurzem Schwerte. Weit von ihrer Wohnung, wo der Fluß zwischen düstern Föhren stagnirte, schwammen sie, und sprangen über ausgetrocknete Lehmgruben.

Als sie Jünglinge geworden, schlossen sie einen Freundschaftsbund, wie etwa zwei gefeierte Namen des Alterthums, und damals hatten sie auch verabredet, im strengsten Sinne des Wortes, wie das klassische Sprichwort sagt, die Schmiede ihres Schicksals zu werden, nämlich sich von allem unabhängig zu machen, was zufällig sei, damit geschehen könne, was auf Erden möglich, ohne ihr inneres Glück zu berühren. Von diesem Tage an aßen sie nur mehr eine vegetabilische Brühe, annähernd die schwarze Suppe Lakedämons, schliefen auf bloßem Stroh, und verbannten alle Geräthe, außer einem Tische und einer Bank. Ihre Zeit und ihre Mitwelt ging neben ihnen her, als sei sie vor tausend Jahren gewesen.

Daß ihr äußeres Benehmen auf diese Weise ungeschlacht und eckig, ja unheimlich und lächerlich zugleich werden mußte, ist begreiflich, nur sie ahneten nichts davon. Blos darin mochte sich ein dunkles Gefühl davon aussprechen, daß sie, je mehr sie heran wuchsen, desto mehr die Gesellschaft flohen, namentlich die gesellige, von Männern und Frauen gemischte; nur mit dem einen oder dem andern verwitterten und bemoosten Repetenten der Schule pflogen sie Umgang, und lernten von ihm Kneipenton, was sie für moderne Welt hielten, im Gegensatz zu der alten klassischen. Damen und Mädchen gossen ihnen Blei in die Glieder, so daß die Füße in dem Boden und die Hände in den Rocktaschen wurzeln mußten. Sie erlangten die Beweglichkeit erst wieder, wenn sich der Zauber dieser Klapperschlangen entfernt hatte. Nur Leander hatte sogar schon einmal mit einer geredet, er war damals achtzehn Jahre alt, sie fünfzehn und wunderschön. Er mußte zum neuen Jahre Glück wünschen gehen,

und traf unseliger Weise nur Mutter und Tochter zu Hause, und zwar zum Ausgehen angezogen. Noch dazu wurde die Mutter abgerufen, und sagte im Weggehen: „So reden Sie doch mit Elmiren, Herr Baron!“ Damals nun hatte er gefragt: „Diese Webe an Ihrem Gewande ging gewiß aus Ihrer und Ihrer Mutter kunstreicher Webehand im Frauengemache hervor.“ Elmire wurde blos im ganzen Gesichte blutroth, und hatte ihm aber gar nichts geantwortet. Seit der Zeit beging er lieber die schreiendste Unart, als daß er sich wieder einer solchen Lage ausgesetzt hätte. Erwin hatte Solches nie zu erdulden gehabt; denn er war in seinem Leben noch nie auf dem glatten Boden eines Besuches gestanden.

Eine Stellung hatten sie trotz alledem, in welcher sie jedes Auge mit Vergnügen anschaute, nämlich, wenn sie zu Pferde saßen — reiten hatten sie bei dem ersten Meister gelernt — da reichte kein Jüngling an diese zwei kraftvollen schönen Göttergestalten. In der That hatten sie durch ihre Übungen eine Gesundheit erlangt, daß ein eiserner Thurm auf sie fallen konnte, ohne ihnen etwas anzuhaben, und eine tigerartige Kraft und Geschmeidigkeit, die nur in Wüsten vorkömmt; leider trat sie blos bei ihrem einsamen Laufen und Springen hervor, nie aber im geselligen Verkehre. Auch war ihrem Erscheinen ein Umstand im Wege, den ich zum Schaden meiner Helden noch anführen muß. Sie gingen nämlich, wie einst als Knaben in Männerkleidern, so jetzt als Jünglinge in Greisengewändern, und noch dazu fast im Schnitte des vorigen Jahrhunderts. Sie ließen, oder vielmehr ihre Bedienten — sonst fast Todfeinde, in diesem einen Punkte aber wunderbar gleich — ließen bei demselben uralten Schneider arbeiten, und zwar so, wie es in ihrer Jugendzeit schön gewesen wäre. Sie trotzten mit der Garderobe ihrer jungen Herren der Macht

des neuen Jahrhunderts. Nur die jungen Herren wußten es nicht, da sie zu Hause keinen Spiegel hatten, und auf der Gasse nur Andere, nicht sich sahen. Blos in dem einen Stücke gingen sie mit der Mode, daß sie sich allen Bart wachsen ließen, aber doch wieder mit der Ausnahme, daß sie vor hatten, ihn mit der Scheere nach altgriechischer Art zusammen zu stutzen, wenn er nur erst groß genug sein würde.

Ob sie in dieser Lage glücklich waren?

Ich glaube beinahe: sehr; denn ihr Leben machte ihnen Freude, ein anderes kannten sie nicht. Ihr reiner sprossender Körper gab ihnen Gefühle von Behagen und Wohlsein, wie sie Andere gar nicht zu ahnen vermögen, und eine Heiterkeit trat hervor, die in der That durch keinen Unfall zu trüben war, nachdem sie nur einmal jene Zeit überwunden hatten, wo aus den Augen eines Kindes, wenn man es für glücklich halten soll, noch die empfangene Mutterliebe heraus schauen muß. Ihr Geist war auch glücklich, denn sie hatten sehr viel gelernt, und erfreuten sich gegenseitig des Besitzes. Alte Geschichte und Literatur, dafür gar keine neue, Mathematik in allen Zweigen, dann die Realwissenschaften — Alles das hatten sie sich nach und nach meistens beigebracht, und zwar in einer Vollendung wie selten junge Leute — es war eine andere Art Rennbahn gewesen, und in diesen Übungen erfreute sich ihr Geist. Von Gefühlen schwärmender Sehnsucht, von namenlosen Hinausahnungen, von Schmachten, von Trieben des Herzens, von süßem Schmerz, und so weiter, war gar nichts da; außer einigem Übermaß klassischer Begeisterung waren sie in diesen Dingen so roh wie die Irokesen.

Wenn es mit ihnen so fort geht, so haben sie das Räthsel gelöset, das sie sich aufgegeben, nämlich jetzt waren sie die Schmiede ihres Schicksals, und zwar eines ganz und gar glücklichen; denn wenn auch von dem einen oder

andern Vormunde mit Schmerzensrufen und Lamentirungen die Nachricht einging, wie dort der Hagel wieder ein Feld in den Grund geschlagen, hier eine Scheuer abgebrannt und dort ein Knecht ein Schlingel gewesen sei, so war ihnen das blos komisch; denn sie hatten für ihre künftigen Bedürfnisse so lächerlich zu viel, daß eher eine Verlegenheit daraus entstanden wäre, was sie mit dem Überschusse thun sollten, als daß sie sich hätten kränken können, wenn etwas verloren ging.

So lebten sie mehrere Jahre, waren meistens beisammen, und trugen sich mit Vorstellungen, wie sie erst, wenn sie in den Besitz ihres Vermögens kämen, eine recht eigentliche eiserne Unabhängigkeit gründen wollten, die sie zum Herrn der ganzen Welt machte.

Der erste, welcher von diesem Zusammenleben Abschied nehmen mußte, war Leander, der etwas älter war. Es erschien ein junger Mensch, und mit dem mußte er seine Reise durch Europa antreten, daß er Weltbildung bekomme. Der Vormund selbst hatte ihn abgeholt, und nun ging Erwin allein in den Räumen der Musenstadt herum. Aber auch seine Zeit dauerte nicht mehr lange; denn er wurde, da sein Vormund plötzlich starb, mündig erklärt, und in die Verwaltung seiner Güter eingesetzt. Man hatte absichtlich keinen Briefwechsel verabredet, weil diese Trennung die erste Probe ihrer Grundsätze sein sollte. Erwin ging in das Gebirge, und auf der dreißig Meilen langen Straße lief das Gerücht hinter ihm her von dem Manne, welcher lauter Gemüse gegessen habe. Sein Plan ging noch viel weiter, als der Leanders. Nicht Europa, das er fast verachtete, wollte er besuchen, sondern um seine menschliche Kraft an der großen aufrecht stehenden Natur zu üben, statt sie an Afterverhältnissen herab zu bringen, beschloß er nach Texas zu gehen, dort an der Grenze der Wilden eine Niederlassung zu

gründen mit dem Keime antiker Kraft und Gesetze, der sich durch die ganze Republik verbreiten, dereinst wachsen, und etwa einen Staat von spartanischem Erze, athenischer Schönheit und römischer Tüchtigkeit erzeugen, der dereinst seiner geographischen Lage nach der erste der Welt werden 5 würde. Vorher wollte er die Verwaltung seiner europäischen Güter auf einen Fuß seiner eigenen Einsicht bringen, welche auf mathematischer Basis ruhte, so daß nach seiner Abreise ruhig das Gesetz fort wirke, und ihm dorthin die Zuflüsse sende, die er zu seinen Zwecken brauchte. Erreiche er 10 dieselben wegen äußerer Zufälle nicht, so seien sie doch moralisch da, und erreicht; das Wollen ist das Himmelreich der Menschen, das Vollbringen das der Götter.

Alle Diener und Müßiggänger, alle Schmarotzer und Freunde des Hauses, alle Beamten, große und kleine, waren 15 in ihrem Herzen unsäglich erleichtert, als sie den Tod des unerträglichen, tyrannischen Vormundes erfuhren, und die Ankunft des schwachen Narren, ihres neuen jungen Herrn, erwarteten. Der Verwalter konnte sein Staunen drei Tage und drei Nächte nicht verwinden über die unsäg- 20 liche Albernheit seines neuen Gebiethers, wie er ihn verwirrt und ehrerbiethig vor seiner eigenen Tochter, der thörichten Rose, stehen sah, wie er lauter Kräutersuppe aß, stets zu Fuße ging, und auf einem Bund Stroh schlafe. Aber ehe zwei Jahre ins Land gingen, sagte man sich unter 25 dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit ins Ohr, welch unendlich fürchterlicher Tyrann jetzt da sei: Zwei Jahre nicht zornig und zwei Jahre unerbittlich.

Erwin ließ sich, als er einen Tag zu Hause gewesen, sofort alle Papiere, die sich auf den Complex seiner Güter und 30 auf Einzelnes bezogen, vorlegen, und las darin über anderthalb Jahre, dann schrieb er ein halbes Jahr, und legte endlich dem Verwalter den Entwurf für die Zukunft vor.

Dieser sagte, er sei unausführlich. Erwin erwiederte nichts, aber in zwei Jahren war der Entwurf ausgeführt und im Gange, er hatte nur zu diesem Behufe zwei Drittheile seiner Leute entlassen. Keine Gesellschaft, kein Gastmahl, kein Tropfen Wein als lauter verkäuflicher, keine Kutsche, kein Pferd daran, einen groben grauen Rock, Tags über stets am Schreibtische, und von Bothen und Beauftragten umringt, Abends allein im Garten, Klettern, Laufen, Steine werfen, über Holzböcke springen, dabei immer ernsthaft bleiben — — es ging über menschliche Begriffe! — und so jung, und so geizig und so unerhört hartnäckig; um kein Jota durfte von seinen Anordnungen abgegangen werden. Und als nach fünf Jahren Alles in seinem ordentlichen Gange war, sahen sie ihn in dem grauen Rocke, mit einem Ränzlein auf dem Rücken, und einem Knotenstocke in der Hand fort gehen und nicht wieder kommen.

Er aber war auf dem Wege nach Havre, um von dort New-Orleans zu gewinnen. Ein Oberverwalter war bestellt, alle Correspondenzpunkte bestimmt, und Alles in absoluter Festigkeit und Gewißheit. Seinen Freund hoffte er in Paris zu finden, wo er sich, wie er gehört, schon seit einem Jahre aufgehalten, und er hoffte ihn vielleicht zur Theilnahme oder Nachfolge zu bewegen. Aber auf seiner fünften Nachtstation hatte er das Unglück, zu erfahren, daß sich Leander auf das Schmählichste geändert. Er fand nämlich dort auf der Post einen Brief seines Verwalters, und darinnen eingeschlossen einen von Leander, der ihn zu Gaste auf seine Hochzeit bath. „Ich habe dich," hieß es unter Anderm darin, „du geliebter alter Freund und Genosse meiner Jugendträume, nicht vergessen, und immer nicht vergessen können. Erinnerst du dich noch an das kindische Versprechen des Nichtcorrespondirens — nun ich muß es doch brechen, um zu sehen, wie es mit dir ist, da du gar

nichts hören läßt. Auf alle deine Schlösser habe ich zugleich Abschriften dieses Briefes gesendet, und hoffe dich gewiß bei mir zu sehen, wenn du nicht etwa indessen, weiß Gott wo, in Europa herum vagirest. Wir hätten dich trotz der Unpäßlichkeit meiner Eveline und der Abneigung ihrer Mutter vor Reisen auf einem deiner Nester überfallen, wenn wir nur gewußt hätten, wo. Alle Nachrichten der Reisenden stimmen darin überein, daß auf keinem deiner Güter eine Herrschaft wohne. Bist du etwa in süßen Banden? wie!? und halten dich diese in der Stadt? ich hoffe, daß ein deiniger Lehensmann, dem dieser Zettel in die Hände geräth, so viel Vernunft haben wird, ihn dir zu übermachen. Ich sehne mich im Ernste nach dir, die holdesten liebsten Fäden meines Herzens und meiner Kinderspiele laufen in dir zusammen. Eveline ist zu begierig auf dich. Komme, komme, und komme, du bist der Willkommenste auf Schloß Turun."

Erwin war zu einer Säule erstarrt. Das erste Mal in seinem Leben half ihm die Stoa nichts. Er suchte vergeblich, zu machen, daß dieser Schmerz und dieser Verdruß nichts sei — er war immer wieder da, und so sehr er bisher und so glücklich er an seinem Schicksale geschmiedet hatte: d i e s e r Klumpen von Eisen war einmal absolut nicht zu schweißen, ja er wurde sogar wie gerade starke Menschen, wenn sie einmal aus dem Geleise sind, nervös, und ärgerte sich über Dinge, über die sich niemand zu ärgern hat: über die gläsernen Salzfässer, über den kleinen Wirth, und über seinen Ärger. Turun lag nur eine Meile von dem Städtchen, übermorgen war Hochzeit, ganze Wagen voll Gäste waren schon durchpassirt, mit der lieblichen Morgenröthe war auch die Stoa beinahe wieder gekommen, aber doch nicht ganz; denn statt seine Reise gelassen fort zu setzen, wie Zeno gethan hätte, dachte Erwin: „Dieß eine

Mal kann ich ja von meinem Vorhaben so weit abgehen, daß ich es um zwei Tage verzögere, oder auch gar nicht verzögere; denn diese zwei Tage kann ich ja im Gehen einbringen — ich will hinüber und den einstigen Freund mit meiner ruhigen Gegenwart beschämen, und etwa retten, was noch zu retten ist."

Ach, der Arme! den süßen Zug, der ihn heimlich zu dem ehemaligen Lieblinge zog, wagte er nicht, sich einzugestehen. Und so ging er gegen Abend auf Schloß Turun hinüber. Das Ränzlein hatte er bei dem Wirthe gelassen, mit dem Bedeuten, daß er es übermorgen abholen werde.

Er war nicht ganz zufrieden mit sich, und sein Herz war auf dem ganzen Wege unruhig. Dieses erste Mal hatte er seinem Zwecke zuwider dem Zufalle nachgegeben, aber es soll gewiß auch das letzte Mal sein.

Drüben war Alles vollgestopft mit Gästen. Man gerieth durch den neuen Ankömmling in eine zweifache Verlegenheit; erstens, was man denn aus seinem einfachen grauen Rocke machen sollte, der so unsäglich hochzeitswidrig war, und zweitens, wohin man ihn einquartieren werde; denn von allen Geladenen waren entweder Entschuldigungen oder Annahmen eingegangen, und jeder Raum und jedes Räumchen des Schlosses war vergeben, bis auf eines, wohin man aber unmöglich einen Menschen stecken konnte, ohne sich der größten Verantwortung auszusetzen. Nur Leander in seinem wahrhaft stürmischen Entzücken, daß er den Mann wieder habe, den er am meisten auf dieser Welt liebte, machte sich aus beiden Verlegenheiten nichts. Über das Erste, worauf sich doch die Blicke aller Andern richteten, glitt sein Auge ohne Bewußtsein hinaus; über das Zweite, als es ihm der Haushofmeister zugeflüstert hatte, lachte er blos und sagte: „Dieser Mann, Erwin, trägt Bedenken,

dich in eine Stube zu weisen, worin Gespenster sind. Du mußt nämlich wissen, daß mein Haus nicht blos von Außen das ganze weitläufige Ansehen eines alten Feudalschlosses hat, sondern daß es auch noch seinen Geist auf unsere ungläubige Zeit herüber gerettet. In dem Zimmer, wo du heute schlafen sollst, geht zu Zeiten unsere weiße Frau herum, eine Dame des Hauses aus dem eilften Jahrhundert. Sie ist aber nicht etwa eine Verbrecherin, sondern blos eine Schutzfrau, die nur zur Warnung erscheint. Heute, meine ich, wird sie wohl ruhig in der Gruft bleiben; denn wenn sie gegen Evelinen etwas hätte, so hätte sie mir zarter Weise doch viel früher erscheinen sollen — außer sie dehnt etwa ihre Sorgfalt für mich auch auf dich, meinen Freund, aus, wenn du vielleicht auf bösen Wegen wandelst."

Erwin, der keine andern als klassische Gespenster kannte, fürchtete keine mittelalterlichen, und beruhigte den Haushofmeister, der nun sofort befahl, daß man das rothe Eckzimmer lüfte, daß man weiche Dunen in das Bett lege, Teppiche breite, den Kamin heize, und Wein und kalten Braten auf den Tisch stelle. Alles müsse noch bei Tageshelle fertig sein.

Leander nahm nun den Freund, indessen man sein Zimmer bereitete, mit sich in sein eigenes Gemach, das einzige, das ihm heute zu freier Schaltung übrig geblieben war, und bewillkommte ihn dort wieder und wieder, so daß es dem Andern fast süß und lieb ins Herz geflossen wäre, wenn er nicht den feinen, schönen, verweichlichten Mann vor sich hätte stehen gesehen, der einst sein starker, edler Freund gewesen. Ob der Mann aber nicht auch in dem fein rasirten Angesichte und dem modernen Fracke noch edel und stark geblieben sein könne, davon ahnte Erwin in seiner Einseitigkeit nichts, Leander aber durchblickte den armen Freund gar wohl.

„Wir wollen heute und morgen," sagte er, „einmal das reine Beisammensein genießen, und von nichts Anderem reden, was es trüben könnte. Ich fürchte, du bist auf einer weiten Reise."

„Ja, nach Texas, wo ich bleiben will."

„Da sei Gott vor, was willst du denn in dem verworrenen unsicheren Lande? Davon müssen wir dich abbringen."

„Das wird wohl nicht angehen," sagte Erwin lächelnd.

„Nun, nun, es sei, wie es wolle," versetzte Leander, „lassen wir das Alles, wir wollen schon über dich gehen und dich heilen. Jetzt komme, damit wir nicht streiten, mit mir auf den Balkon, ich will dir meine Gäste aufführen, die unten im Parke spazieren gehen, und dir auch die Stelle zeigen, wo sich der liebe Zufall ereignete, der mich mit Evelinen verbunden hat."

„Lasse mich doch wenigstens aus deinem Munde nicht das Wort Zufall vernehmen," entgegnete Erwin, „es ist, als sei es unmöglich, daß du es solltest aussprechen können."

„Noch viel mehr," sagte der Andere, „ich will dich lehren, daß es einen Zufall gibt, und daß wir nur weise sind, wenn wir ihn beherrschen."

Mit diesen Worten hatte er den Freund auf den Balkon hinaus geführt. Dort fuhr er fort: „Ja, wenn du nicht gar zu ungelehrig bist, so hoffe ich mit Zuversicht, daß ich bald so glücklich sein werde, bei dir einem gleichen Feste beizuwohnen, wie du heute bei mir."

„Lasse doch ums Himmels willen die Weiber," sagte Erwin, und zuckte ordentlich weg, als hätte ihn schon eine dieser Schlangen bei der Hand.

Der Andere aber fuhr hartnäckig fort. Entweder merkte er die Stimmung des Freundes nicht, oder wollte er sie nicht merken. „Da wäre die zarte Agnes Harrand, die

dort neben dem Merkur steht, sie ist die Schönste des Landes, und erst siebzehn Jahre alt. Oder jene roth gekleidete schlanke Figur neben der dicken Mutter, das ist die Gräfin Rosalie Steinheim, so gut und schön wie eine Taube. Siehe da gerade über das Parterre geht eine Schmiedin ihres Schicksals, wie wir es einst waren. Unsere jungen Herren würden lieber ein glühendes Eisen anrühren als diese Dame, so stolz ist sie. Sie bleibt unvermählt, weil sie keinem Zufalle, d. h. keinem Manne, preis gegeben sein will. Es freit auch keiner mehr um sie. Der alte Mann, mit dem sie geht, ist ihr Vater, der Ritter Fargas, mein nächster Nachbar, sie heißt ebenfalls Rosalie, und wenn du reiten lernen willst, so nimm sie zum Stallmeister. Dort auf der Gartenbank sitzen gar drei auf einmal, doch nur die mittlere ist ausgezeichnet, die andern minder, aber jede trägt zwei Rittergüter in der Schürze. Sie sind die Baronessen Kralstein Bertha, Emilie und Clarinda. Eine heißere Sonnenscheibe als Emiliens schwarzaugige Blicke gibt es nicht. Oder betrachte die, welche jetzt von Rosalie Fargas leichthin gegrüßt wird, sie ist viel gefeiert, und Einige sind über sie verrückt, sie ist die Gräfin Miris, eine einzige Erbin — und dann erst die, die wir nur von der Ferne sehen, oder erst die, so von den Gebüschen gedeckt sind, Johanna, Mathilde, Emerentia, Sibylla, Margaretha, Cajetana, und wie sie heißen mögen. Morgen wirst du sie alle neben alten Papas-, Mamas- und Onkelsgesichtern sitzen sehen, und kannst wählen. Dem Sohne deines Vaters und deinen ungeheuern Wäldern wird keine abgeschlagen. — Doch Scherz bei Seite, Erwin. Morgen wird Eveline kommen, und du wirst die ruhig schöne Tugend sehen, aus klaren fleckenlosen aufrichtigen Augen schauend, und ein solches Gut wünsche ich deinem Herzen, dem festesten und besten dieser Welt."

Erwin aber bath mit düstern trüben Blicken, daß er ihn mit alle dem verschonen möge, daß man ihm lieber sein Zimmer anweise, und daß man ihm gestatte, für heute dort zurück gezogen bleiben zu dürfen. Wie er es morgen halten wolle, war ihm noch nicht recht klar, nur so viel ungefähr schwebte ihm vor: wenn nur diese Nacht überstanden sei, so werde er morgen bei der Ceremonie sein, und dann sogleich auf dem Wege nach Havre. Verstimmt, mürrisch und durchaus nicht mehr Herr seiner Stimmung, ließ er sich von Leander in das rothe Gemach geleiten. Er schrieb Alles dem Zufalle zu, dem er sich hingegeben, und dachte, es werde nicht eher gut, als bis er wieder auf der Straße nach Havre sei, niemanden Raum gebend und gehorchend als sich selbst und seinen Entschlüssen. „Daher kommt Alles," dachte er, „daß ich das Ding da nicht gelassen habe, wie es ist, und ruhig meines Weges weiter gegangen bin. Nun habe ich Reue, ein Ding, das früher nie da war, und nun schmiede ich vergebens an meinen Gedanken, daß sie ruhig und ebenmäßig sein sollen, und sie fahren widerspenstig im Kopfe gegen einander."

Leander empfahl sich, der Andere schloß hinter ihm seine Thüre zu, und betrachtete sich trübselig die Behausung, in der er die Nacht zubringen sollte. Er war über sich ärgerlich, daß er nicht ruhig sei, daß so viele fremde Dinge kämen, und deßhalb ging er an die Musterung des Zimmers, um sie abzuleiten. Es war nicht anders, als gewöhnliche Zimmer sind, nur, da es in einem reichen Schlosse war, war es groß, ein reguläres Viereck und mit einem ungeheuern Kamine versehen, in welchem trotz des nicht kühlen Maiabends ungeschlachte Scheite loderten. Die Fenster gingen gegen Osten, an dem bereits, da die Sonne schon untergegangen, ein riesengroßer blutrother Vollmond stand, und matt durch die Gläser herein schien. Erwin,

dem die Hitze zuwider war, da er stets in ungeheizten Zimmern schlief, öffnete die Flügel des einen Fensters, und sah nun, daß es das letzte einer langen Fronte sei, und daß daneben rechtwinklig eine andere noch längere Fronte weg springe mit unzähligen riesenhaft weg stehenden Dachrinnen, welche große kupferne Rachen aufrissen. Drüber hinaus standen Wirthschaftsgebäude in allen Richtungen verschoben, und über sie blickten die Wipfel des Parkes herein, gegen den Vollmond empor stehend. Da er dieses betrachtet hatte, ging er an den Tisch, nahm sich Brod und Wasser, und hielt Abendmahl. Der Braten und Wein blieb unangerührt stehen. Da es indessen ganz finster geworden, zündete er die auf dem Nachttische stehenden Kerzen an, und bemerkte, daß ein modernes Buch da liege, welches etwa der Haushofmeister zur Zerstreuung des Gastes hergelegt. Damit keine Kohle auf den Teppich heraus falle, schürte er noch das Feuer in dem Kamine zurück, schob den Holzkorb ein wenig weiter hinweg, dann nahm er alle Dunen und anderes Zeug aus dem Bette bis auf den Strohsack und eine Decke, packte Alles auf einen Kasten, dann legte er die Oberkleider ab, versuchte noch einmal die Güte des Thürschlosses, da er große Summen im grauen Rock führte, und legte sich endlich auf sein Stroh nieder. Die durch das offene Fenster herein strömende Mailuft that ihm sehr wohl, da es ihm von dem unvernünftigen Heizen unerträglich warm schien. Eine Weile las er in dem Buche, es stand von nichts als lauter überschwenglicher Liebe in überschwenglichen Versen darinnen, dann legte er es weg, löschte die Lichter aus, und starrte noch eine Zeit in die zusammen sinkende Gluth des Kamines, die um so düsterer roth war, als daneben das weiße Silber des Mondes in breiten Scheiben auf dem Fußboden lag. Dann mit einem flüchtigen Gedanken an die weiße Frau und mit verwirr-

ten Träumen von Emilie, Emerentia, Cajetana entschlummerte er fest und ruhig.

Wie lange er mochte geschlafen haben, wußte er nicht, aber es durfte schon Mitternacht vorüber sein, da war es ihm, als streife ein eiskalter Hauch über sein Gesicht. — War es nun, daß er über die Sagen des Zimmers doch nicht ganz gleichgiltig war, oder war es seine angewohnte Entschlossenheit, er weckte sich aus dem halb träumenden Zustande, in den ihn der Luftzug versetzt hatte, vollends auf, und öffnete seine Augen. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, in das er gerieth, als er die Veränderung erblickte, die in seinem Zimmer vorgegangen war: im Kamine, wo er nur ein Häufchen verglimmender Kohlen gelassen hatte, loderte ein helles Feuer, vor demselben, die Fußsohlen gegen die Wärme haltend, und ihm den Rücken zugekehrt, saß eine Gestalt, über und über mit weißem Zeuge, wie mit Nebelhüllen angethan, vorne durch das Kaminfeuer blaß rosenroth angeleuchtet, hinten mit dem bleichen, fast blauen Scheine des Mondes belegt. Er getraute sich keinen Athemzug zu thun, so war er erschrocken. Er glaubte noch zu träumen, und redete sich innerlich zu, zu erwachen, aber er antwortete sich, daß er ja wache; denn auf dem Tische stehen die Flaschen, und ganz deutlich die Teller mit den Speisen, da stehen neben ihm die zwei ausgelöschten Kerzen, da liegt das Buch und dort auf dem Kasten das heraus geräumte Bettzeug, von dem Feuer sanft roth gesäumt — und es ist ja so heller Mondschein, daß man einen Strohhalm auf dem Zimmer liegen sähe. Die Gestalt saß unbeweglich in derselben Stellung dort. „Das ist meine rechte Hand,“ — sagte er sich, „das ist die linke, jetzt rühre ich den Daumen, jetzt den Fuß —“ das Alles sagte und that er, um sich zu überzeugen, und um sich von jenem Zustande empor zu

raffen, der sich bleischwer und alpartig auf ihn zu legen drohte, und seine Sinne zu benebeln begann. Aber es half nichts, das Bild blieb unbeweglich dasselbe, und es war, als scheine der Mond nur immer greller darauf. Erwin war bis an die Wand gerückt, dort drückte er sich an, zog die Decke bis an die Augen, und über seine Glieder ging es fast wie ein Fieberfrost. Er schloß ein um das andere Mal die Augen, aber es half nichts, er mußte sie wieder öffnen, und sie saß immer wieder dort. Einmal nur hatte sie wie traumartig den Arm gehoben, und ihn wie einen Bogen über das Haupt gehalten, wie etwa jemand im Schlafe einen Arm über den Kopf empor langt. Dann aber hatte sie ihn wieder sinken lassen, und war unbeweglich wie früher. Nur die Füße hielt sie nicht mehr gegen das Feuer, sondern auf den Teppich gestellt. Sie waren ebenfalls schneeweiß.

Wie lange die Erscheinung schon dauerte, konnte Erwin nicht ermessen; denn ihm war alles Zeitmaß verloren gegangen. Nur eine Thätigkeit war in ihm geblieben, die der Augen. Unverwandt und bezaubert mußte er sie immer hin heften, und den drängenden Athem ließ er so leise strömen, daß er ihn selbst nicht einmal hören konnte. Bald war ihm, die Gestalt rege sich, bald, sie sei starr — endlich regte sie sich in der That. Unheimlich langsam, wie ein Todtes oder Träumendes, richtete sie sich auf, wendete sich mechanisch um, schritt nebelhaft gleichmäßig gegen das Bett, beugte sich, und legte sich hinein. Nur im Momente des Niederlegens hatte er ein kurzes leises Seufzen gehört, wie von menschlichen Lippen — dann aber folgte bald das regelmäßige tiefe Athmen eines ruhig Schlafenden.

So schmal sich nur immer ein ohnehin sehr schlanker Mann machen konnte, so schmal hatte er sich in dem Augenblicke gemacht, als sich die Erscheinung zum Nieder-

legen anschickte, wie ein Schilfrohr lag er an der Wand, und keine Fiber an ihm regte sich. Fast wollte ihn wieder die eisige Hand des Entsetzens packen, wenn er sich die seit achthundert Jahren modernde Schönheit bei sich im Bette dachte, aber da er das gesunde Athmen hörte, und da ihm war, als fließe sanfte Lebenswärme von der Gestalt zu ihm, so war nun sein Erstaunen noch größer, als früher sein Entsetzen gewesen war. Eine Zeit lang rührte er sich noch nicht, dann aber ganz behutsam und sachte, daß nichts knistere, drehte er den Kopf herum (er hatte nämlich früher das Gesicht gegen die Wand gekehrt) — aber sah nichts als feine weiße Wäsche, die über eine menschliche Gestalt gedeckt schien. Das halb weggewendete Angesicht der Gestalt konnte er nicht sehen, weil eine sehr große Krause einer Nachthaube davor empor stand. Daß es nur ein Weib sei, schloß er, aber sein Zustand war um nicht viel besser, als wenn es ein Gespenst gewesen wäre. Blos des Einen war er sicher, daß ihm das Weib nicht gegen seinen Willen den Hals umdrehen könne, das andere war Alles ängstlich genug.

Wieder eine Weile war er ruhig — dann wagte er es, den Kopf auch ein wenig zu heben, um über die obere Kante der Krause auf das Gesicht nieder blicken zu können. Auch diese Operation gelang. Halb schwebend hielt er so den Oberleib gehoben, und sah auf die ruhigen schlummernden Züge einer jungen schönen Dame nieder. Ja, sie war fast außerordentlich schön. Eine weiße sanfte Stirne, darunter die zwei großen geschlossenen Augenlieder mit langen Wimpern, feine stolze Wangen, vom Schlafe leicht geröthet. Seine Angst erreichte den höchsten Gipfel, aber gerade in ihr gab ihm der Himmel einen Gedanken ein, für den er ihm inbrünstig dankte, nämlich, sich leise empor zu richten, mit äußerster Vorsicht über sie hinaus zu steigen, seine Kleider zu nehmen, und in den Garten zu entfliehen.

Wenn nur die Thür einmal offen ist, dachte er, zumachen wolle er sie dann gar nicht mehr. Da das Athmen der Gestalt so sanft und gleichmäßig fort ging, machte er sich an sein Werk. Langsam und mit der gemessensten Behutsamkeit richtete er sich in die Lage empor, die er brauchte — schwebend prüfte er die Breite des Bettes — plötzlich geschah, da die Nacht doch kalt war, wieder durch das noch offene Fenster ein so eisiger Windzug wie der, welcher ihn aufgeweckt haben mochte — die Gestalt mußte ihn auch verspürt haben; denn sie that einen tiefen unterbrechenden Athemzug, und griff mit den Händen mechanisch nach der Decke, die sie über sich zog. Erwin war indessen wie ein in die Luft geheftetes Marterbild starr geblieben, und gelobte sich innerlich heilig, wenn er je wieder in einem fremden Zimmer schlafe, stets das Bett von der Wand zu rücken, damit man an allen Seiten hinaus könne. Endlich athmete die Gestalt wieder gleichmäßig weiter, und er ging an die Fortsetzung seines Werkes. Aber ruhig muß ihr Schlaf nicht gewesen sein, oder dichtete es ihm seine Angst vor: jeden Augenblick regte sie sich, und jeden Augenblick mußte er inne halten.

Endlich war er so weit, daß nur noch das Aufstellen des einen Fußes auf die jenseitige Bettkante und der leichte Sprung nöthig war, vor dem er, sich seiner Gelenkigkeit bewußt, sich gar nicht fürchtete. Aber eben, wie er so halb über sie gebeugt hing, wie einer, der die Schlafende entzückt bewundert, was aber bei ihm, weiß Gott, durchaus nicht der Fall war — eben in dem Augenblicke öffnete sie die Augen, und starrte ihn, aber gleichsam mit erloschener Sehkraft, an. In dieser Secunde that er das Thörichteste, was er zu thun vermochte: er plumpte nämlich mit eins in seine vorige Lage zurück — im Momente belebten sich ihre Augen zum völligen Sehen, und mit

dem Schrei: „Nichtswürdiger Mensch!“ sprang sie aus dem Bette heraus, und „Rosa, Rosa!“ rufend eilte sie gegen den Kamin — hier aber hielt sie plötzlich, wie von einem Schlage betäubt, an, that einen gellenden Schrei, schlug ihre beiden Hände vor die Augen, und stürzte auf die Knie nieder.

Erwin war eben so schnell aus dem Bette, warf seinen Rock über, und wollte ihr beistehen. Aber er wußte nicht, wie es anzufangen sei, und sah blos einen Augenblick hin, und da war es ihm, als zittere es innerhalb der weißen Hüllen heftig, wie wenn ein ganzer erschütterter Organismus bebt. In ungeschickter Güte nahm er sie bei dem Arme, aber sie riß ihn weg, und rief leise: „Nur fort, fort!“ Das war ihm das Liebste, er raffte Alles, was sein war, zusammen, und näherte sich der Thür. Aber in demselben Augenblicke fühlte er sich wieder ergriffen, und hörte die Worte: „Verlassen Sie mich nicht — wie können Sie mich denn verlassen?“ Diese Worte waren in jenem Tone gesagt, den man, wenn es erlaubt wäre, flüsterndes Schreien nennen könnte, und der Ton, ob er ihn gleich nie gehört hatte, kündete ihm ihre furchtbare Gemüthsbewegung an. Die Seele hat einen Instinkt, die Leiden einer andern Seele zu fühlen — und dieser Instinkt gab ihm Geschicklichkeit zu handeln. Er wendete sich an der Thür um. „Ich will Ihnen helfen,“ sagte er, „ich will Alles thun, was in der Kraft eines Menschen ist. Sie haben sich in dem Zimmer geirrt, ich will Sie auf das Ihrige geleiten —“ in dem Momente fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er ja gestern den Nachtriegel vorgeschoben, er that einen plötzlichen scheuen Blick auf die Thür — es war richtig — der Riegel steckte noch, wie er ihn vorgeschoben, — es war nun kein anderer Weg herein gewesen, als das offene Fenster. — Sie war angstvoll seinen Blicken gefolgt, und

mit leisem Händeringen hatte sie die Worte geächzt: „Ach Gott! ach Gott!“

„Seien Sie ruhig, seien Sie ruhig!“ sagte er.

„Ich kann nicht ruhig sein,“ antwortete sie, „ich kann nicht ruhig sein — Mann! wer sind Sie denn?“ 5

„Ich bin Erwin Alan, der Freund des Schloßherrn.“

„Ach, es ist entsetzlich,“ sagte sie, gleichsam als hätte sie seine Worte überhört, „es ist entsetzlich —“ und händeringend ging sie im Zimmer herum. Dann, als wollte sie sich gewaltsam sammeln, setzte sie sich wieder auf den Stuhl, 10 der noch vor dem Kamine stand, drückte ihr Gesicht verzweiflungsvoll in die Hände, und saß gebeugt da. Er stand neben ihr, aber da sich ihre Stellung Minute nach Minute nicht änderte, so nahm er sich wieder den Muth, sie anzureden: „Fassen Sie sich, fassen Sie sich.“ 15

Sie sprang wieder auf, wollte vorwärts, wollte rückwärts, wußte selbst nicht, was sie wollte. Sie nahm ihn bei der Hand, und drückte sie so heftig, wie wenn man mit Angst etwas erflehen will, oder wie man einen Retter anfaßt. Er war auch ganz verloren, und wußte nicht was 20 und wie; er nahm ihre andere Hand, er wäre bald vor ihr niedergekniet, wie man bethet, aber dann erschien es ihm thöricht — und er rief, fast so angstvoll geworden wie sie: „Ich will Ihnen ja helfen, aus Mitleid und Barmherzigkeit und Menschenliebe will ich Ihnen helfen, so sagen Sie nur, 25 wie ich es kann?“

„Ach Gott, was werden Sie von mir denken, wenn ich es Ihnen sage — ich bin nun der Großmuth eines Mannes verfallen — zum ersten Male meines Lebens bin ich abhängig — ich will keinen Einzigen mehr verachten, 30 o Gott, wenn du mir aus dieser Lage hilfst! — Aber Sie werden mich verrathen, wenn ich es sage, und mich verlachen.“

„Aber nein — nein, so lange ein lebendiger Blutstropfen in mir ist, will ich Sie nicht verrathen, — so reden Sie nur.“

Sie schlug ihre Augen zweifelnd zu ihm auf, und sah die schönen, ehrlichen, von dem Monde beschienenen Züge.

„Hören Sie mich,“ sagte sie leiser und gefaßter, „ich bin Rosalie Fargas. Kein Mensch weiß es als mein Kammermädchen Rosa, daß ich im Vollmondscheine manchmal herum wandle. Ich weiß nicht, daß ich sonst aus dem Zimmer gegangen bin, aber heute — vielleicht sind breite Simse — Ihr offenes Fenster muß mich gelockt haben, da Ihr innerer Thürriegel vor ist — und, ach Gott, bei mir ist auch ein solcher von Innen vor.“

„Schläft Rosa in Ihrem Zimmer?“

„Nein, daneben, aber die Thür zwischen beiden ist offen.“

„Würden Sie auf dem Gange Ihre Zimmerthür erkennen?“

„Ja.“

„So warten Sie ein wenig, ich will auf den Gang hinaus treten und sehen, ob er frei ist, dann gehen Sie zu Ihrer Thüre, und klopfen leise, bis Sie Rosa hört und hinein läßt.“

„Ach, da würde ich eher alle Schläfer dieses Schlosses mit meinem Pochen erwecken als Rosa; denn die schläft so fest, wie sonst kein Mensch, und auch, wenn sie erwachte, so würde sie, ehe sie öffnete, ein Gespräch anheben wollen, um sich zu überzeugen, daß ich es sei.“

„Sie haben Recht, es darf Sie kein Mensch erblicken, hier bleiben können Sie auch nicht, sonst vermißt Sie Rosa und macht Lärm; wo schläft denn Ihr Vater, ich will ihn wecken.“

„Ich weiß es nicht — aber es nützt auch nichts, weil Sie anklopfen müßten, und er von Innen noch mehr Lärm machen würde.“

„Es nützt auch nichts — es nützt nichts," sagte Erwin, und sah sie rathlos an. Plötzlich aber rief er: „Ha, mir kömmt ein Gedanke, der Alles löset." Hiebei war er an das Fenster gesprungen. Sie war ihm gefolgt.

„Wo liegt Ihr Zimmer?" 5

„Es muß das über die Ecke hinüber sein, wo das Fenster offen ist; denn alle andern sind zu, wo wäre ich denn sonst heraus gekommen?"

„Ich springe hinüber," sagte Erwin, „öffne leise Ihren Riegel, und Sie gehen hinein." 10

„Um Gotteswillen, nein," flüsterte sie bestürzt, „in diesem Abgrunde zerschmettern Sie sich — da kann ja kein Mensch hinüber." Und in der Angst hatte sie ihn mit beiden Armen umschlungen, als springe er bereits hinaus.

„Ich kann es, ich kann es," erwiederte er, „Ihnen zu 15 Liebe kann ich es," sagte er wiederholt, indem er die weichen Arme, von derlei er zum ersten Male in seinem Leben umschlungen war, aufzulösen strebte, und bemüht war, die sanfte Schulter, die er gefaßt, von sich weg zu drücken.

„Springen Sie nicht," flehte sie, „ich stürbe, wenn Sie 20 hinunter fielen."

„Ich falle aber nicht hinunter," sagte er, „ich falle nicht, lassen Sie mich doch, ich bin mehr geübt als andere Männer, und kann viel, viel weiter springen, als dieser Raum beträgt."

Zögernd — versuchsweise ließ sie mit zurück gepreßtem 25 Athem von ihm ab — in demselben Momente war seine dunkle Gestalt schon lautlos auf dem Fenstersimse, und im selben Momente auch schon nicht mehr, — mit einem schwachen Schrei war sie zurück gesunken, ihre Sinne flirrten, und sie kämpfte mit einer Ohnmacht, aber doch durch Alles 30 hindurch war sich ihre gespannte Seele bewußt geblieben, keinen schweren Fall gehört zu haben. Sie sprang wieder vor, und blickte hinaus, aber auch im andern Fenster war

keine Gestalt mehr. Dafür hörte sie ganz leise draußen an dem Thürschlosse die Klinke versuchen. Sie ging hin, öffnete den Riegel, und Erwin ging auf den Zehen herein.

„Gehen Sie nun schnell hinüber, die Thür steht offen,“ sagte er, „nun ist Alles gut.“

„Ewig, ewig dankbar,“ flüsterte sie, indem sie auf das Innigste seine Hand nahm, „Sie verrathen mich nicht.“

„Nein, nie,“ antwortete er, und sie war hinaus.

Er schob, so leise, als es nur immer anging, seinen Riegel wieder vor. Dann ging er in die Mitte des Zimmers, und athmete beruhigt auf. Drüben hörte er jetzt ein Fenster zumachen — und im Osten blühte ein schwaches graues Licht auf, der Vorbothe des bald kommenden Morgens. Er schloß nun auch sein Fenster, und legte sich wieder nieder. Aber er konnte nicht einschlafen, weil eine ganze Verwirrung in seinem Kopfe war. Nach einer Weile, da jeder Versuch einzuschlafen mißlungen war, zündete er sich die Kerzen an, und nahm wieder das Liebesbuch, aber es war einmal zu toll, was drinnen stand. Er mußte es auch wieder weg legen. Später ging er an das Fenster, um zu sehen, ob das von Rosaliens Zimmer zu sei. Es war zu, und der Mond war jenseits der Dächer getreten, so daß jetzt Alles vor ihm im Schatten lag, und nur der Kiesweg an den Ställen ein wenig beleuchtet schimmerte. Erst gegen Morgen, da es Aufstehens Zeit war, wäre er wieder eingeschlafen, wenn es nicht in den Gängen laut geworden, und so hin und her gepoltert wäre, daß er endlich resignirt aufstand, sich ankleidete, und zu Leander hinunter ging. Dieser aber war bereits in dem Versammlungssaale, wo, wie ein Diener sagte, eben die Gesellschaft zum Frühstücke zusammen komme Erwin, einmal in dieses Haus gelangt, wollte nun mit seinem grauen Rocke trotzen, und ging auch in den Saal. Leander trat augenblicklich auf ihn zu, führte ihn mit aus-

nehmender Auszeichnung gegen die Mitte des Saales hin, und stellte ihn der ganzen Gesellschaft als Erwin Alan von Alansfort, seinen ersten und theuersten Jugendfreund, vor, der, auf einer großen Fußreise begriffen, erst gestern in der Nachbarschaft seine Einladung zur Hochzeit nachgeschickt bekommen, und ihm die Freude bereitet habe, ihn mit seiner Gegenwart zu überraschen. Bei Einigen schwand, als der altbekannte Rittername genannt wurde, sogleich das Bedenken hinsichtlich des groben grauen Rockes weg, Andere aber sahen nun gerade noch begieriger auf ihn hin, weil sich der Ruf des verrückten Güterherrn bereits bis zu ihren Ohren verbreitet hatte, und wieder Andere hatten ein gemischtes Gefühl von Schadenfreude, weil sie doch die leise Verlegenheit gewahr wurden, die sich in Leanders Bewegungen zeigte.

Vorne am Fenster in einem tiefen breiten Rollsessel saß Rosalie Fargas, und war heute besonders blaß.

Es erhoben sich Gespräche über dieß und das. Man reichte Thee, Kaffee und Anderes herum. Erwin ging zum Erstaunen Aller zu einer Milchkanne hin, leerte sie beinahe ganz in ein Glas, that etwas Wasser dazu, und trank den Inhalt aus. Dann aß er ein Stück Milchbrod. In dem Augenblicke that ein altes Damengesicht die unglückselige Frage: „Herr Baron — Sie haben ja in dem Zimmer der ‚weißen Frau' geschlafen — ist sie Ihnen nicht erschienen?"

„Nein," sagte Erwin kurz, ward aber roth.

„Das wäre mir an des Herrn Baron Stelle leid gewesen," sagte ein alter Knasterbart, „ich war von jeher ein großer Liebhaber von Erscheinungen weißer Frauen." Und er belachte tüchtig seinen eigenen Witz.

„Ja, wenn sie von Fleisch und Blut waren," sagte ein Anderer.

„Anderweitige, Herr Kamerad, gibt es ja nicht," entgegnete der Knasterbart, „ich bin in aller Herren Länder

gewesen, und habe niemals derlei Schnarrwerk angetroffen."

„Unbedingt sind diese Sachen doch nicht abzusprechen," sagte ein Dritter.

Und ein Vierter leugnete, und ein Fünfter bejahte die Gespenster, und es entstand eine kurze Debatte über diesen Gegenstand, allein sie mußte aus dem Grunde hohl und unfruchtbar bleiben, weil kein Einziger in der ganzen Gesellschaft war, dem je ein Gespenst erschienen wäre, sie lachten sich bereits gegenseitig aus, als mit großem Ernste und schüchtern sich der Haushofmeister geltend zu machen suchte, und vortrat: „Wenn die gnädigen Herrschaften erlauben," hub er an, „so könnte ich da Auskunft geben, ich habe ein Gespenst gesehen."

„Ja das Weingespenst in der Flasche," sagte der alte Knasterbart.

„Vergönnen, Herr Oberst," erwiederte der Haushofmeister, „ein a n d e r e s Gespenst."

„Nun also, welches? wann?"

„Ich habe heute Nacht die ‚weiße Frau' des Hauses gesehen."

„Die weiße Frau?!" riefen Alle.

„Ja, heute um zwei Uhr Nachts. Ich stand zeitlich auf, um die Teppiche im Speisesaale, und dann die im Gartensalon legen zu lassen, wo das Vesperbrod sein wird — und da ging ich in den obern Gang, um Sebastian zu wecken, — da sah ich mit diesen Augen — deutlich sah ich die ‚weiße Frau' schweben. Sie kam aus des Herrn Baron Alan Zimmer, und verschwand auf Nro. 23, wo Baronesse Fargas schliefen."

Ein erschrockenes Schweigen herrschte nach diesen Worten im ganzen Saale. Manche Augen richteten sich auf Rosalien, die nun ihrerseits flammend roth im Sessel saß — hilflos gegen dieses zweideutige Schweigen.

In dem Augenblicke trat der Vater Rosaliens mit dem

heitersten Gesichte ein, und entschuldigte sich, daß er so spät erscheine, seit Jahren habe er nicht so gut und lange geschlafen.

„Das ist ein Glück für den," flüsterte eine Stimme, „daß er so lange geschlafen."

Rosalie wiegte sich vorne in ihrem Sessel, um gleichgiltig zu scheinen. Leander schickte den Haushofmeister mit einem Geschäfte ab, und verlangte den Rapport darüber nach einer halben Stunde im Schreibzimmer — Einige machten sich mit Kaffeegeschirren zu thun, Andere fragten nach dem Barometerstande — die Damen bewunderten da ein Armband, dort ein Dosengemälde — der alte Fargas verlangte in seiner jovialen Weise eine oder etliche Flaschen in den blauen Gartenpavillon, es würden sich schon Gesellen zu ihm finden, die ein solches Frühstück jedem andern vorzögen — und so war das ganze Geistergespräch in andere gleichgiltige Dinge übergegangen. Auch zerstreute sich die Gesellschaft bald, um die Zeit bis zur Vermählung durch Herumschlendern, Putzen oder, wie der alte Ritter, durch Trinken hinzubringen. Leander hatte seinen Staatswagen mit sechs milchweißen Pferden bespannen lassen, um in eigener Person Evelinen entgegen zu fahren, die um zwei Uhr mit ihrer Begleitung in Schloß Turun eintreffen sollte. Manche andere Wägen hatten sich angeschlossen. Auch Reiter waren fort gesprengt, um der schönen neuen Herrin bei ihrem Einzuge das Geleite zu geben. Dennoch war es im Schlosse, als sei um keinen Einzigen weniger; auf jeder Treppe, in jedem Gange, auf jedem Gartenplatze und in jedem Hofe begegnete Erwin Einzelnen und Gruppen. Die aus der nächsten Nachbarschaft kamen erst heute an, und die ältern Gäste erzählten ihnen heimliche Geschichten.

Erwin ging in sein Zimmer, dann ging er in den Garten, dann besah er die Kirche des Schlosses, die schon prachtvoll dekorirt war, dann ging er wieder in sein Zimmer

— und dann wieder durch die Gänge — eine unbestimmte Wuth kochte in ihm. Man hatte, durch die feine Sitte höherer Stände geleitet und aus Hochachtung vor dem Wirthe des Hauses, nicht mit dem leisesten Worte, nicht mit der mindesten beziehenden Miene mehr an die beim Frühstück erzählte Geschichte erinnert, aber dafür wehte durch das ganze Schloß jenes feine, unsichtbare, ungreifbare Gift schnöder Meinung, das sich in naturrohe Herzen, wie Erwins, fürchterlicher einfrißt als Schwerter und Kanonen. Es wisperte hier — es fisperte dort — und nirgends war etwas. Und Alle hatten sie lächelnde Gesichter, und Alle waren sie ausnehmend höflich — und als gegen Mittag, da eben die größte Hitze über dem Schlosse stand, ein unsäglich freundlicher Herr die Mitteltreppe hinan stieg, und im ganzen Gesichte über und über glänzend Erwin grüßte, so packte ihn dieser beim Kragen, und schleuderte ihn die einigen Stufen abwärts, die er gekommen, daß ihm Hut und Stab entflogen — und da Erwin dieß gethan, so war ihm unendlich leichter, und er war zum ersten Male in diesem Schlosse von Grund aus mit sich zufrieden. Der Herr hatte unten Hut und Stock aufgerafft und nur noch gesagt: „Wir werden uns sehen, Herr Baron, wir werden uns sehen,“ und dann war er verschwunden.

Erwin blieb auf der Treppe stehen. Von Rosalien wußte er gar nichts. Er suchte sie nicht, und fragen durfte er nicht. Hätte er aber gewußt, was sich kurz vorher mit ihr zugetragen und die Heiterkeit des Schlosses nicht wenig vermehrt hatte, er würde sich über seine That, sei's nun an einem Schuldigen oder Unschuldigen, noch weit mehr erfreut haben, als er ohnehin that. Man hatte nämlich Rosalien im Garten im dicksten Gebüsche ihrem Vater an der Brust liegen gesehen, worauf der Ritter mit donnernder Stimme nach seinen Leuten und Pferden rief, und zu satteln

befahl; denn er wolle augenblicklich mit seiner Tochter nach Hause reiten. Dieses Aufsehen drückte der ganzen Geschichte erst die Krone auf.

Erwin stand noch auf der Treppe, als schon drei Herren zu ihm kamen, und ihm eine Einladung auf Degen brachten, 5 augenblicklich zu vollziehen auf dem Fasanenplatze hinter dem Fichtengehege des Parkes.

„Ich komme schon," rief er mit leuchtenden Augen, „laßt nur Schwerter hinbringen, denn ich habe keines — ich kämpfe mit dir auch, und mit dir auch, und sagt nur 10 dem Affen, das ist mir eben recht."

Die Andern verbeugten sich ruhig, und bedauerten den Menschen, der sich so bloßgebe. Erwin aber begab sich sogleich auf den Weg zu dem Fasanenplatze, der ihm heute Morgens bekannt geworden war. Seine Wanderung führte 15 ihn an dem blauen Gartenpavillon vorüber, wo noch die Flaschen standen, an denen der alte Fargas gefrühstückt hatte. Erwin trat hinein, schenkte sich von dem Reste des Weines ein, und stürzte zwei Gläser hinunter. Dann begab er sich auf den Fasanenplatz. Die Andern kamen auch, man 20 maß die Degen, und machte Stellung.

Die Sache war aber im Schlosse nicht geheim geblieben, man sprach von Beleidigung und Zweikampf, und eben da Rosalie schon zu Pferde saß, um ihre Schmach nach Hause zu flüchten, flüsterte ihr der Stallmeister ihres Vaters die 25 ganze Geschichte zu — auch der Fasanenplatz war genannt worden. Ohne sich im Geringsten zu bedenken, flog sie mit ihrem Fuchse durch das Bogengitter auf die Kieswege des Parkes hinaus, dem Fasanenplatze zu. Der Vater und der Reitknecht mit dem gesattelten Handpferde, das er hielt, 30 folgten ihr. Da sie ankam, und mit fliegendem Schleier auf den Standplatz hervor jagte, traf sie den Mann, der ihr heute Nacht so bedeutend geworden war, seinem Gegner

gegenüber stehen und ein wenig verathmen. Er blutete aus der Wange, der Andere am rechten Arme. Erwins Gesicht flammte fieberisch von dem genossenen ungewohnten Weine, und von dem eben so ungewohnten tiefen Zorne — die Andern standen etwas verdutzt da: sie hatten nicht geahnt, was Erwin sei, nach den Verwundungen hatten sie den Kampf beenden wollen, aber er gab blos zehn Secunden Athmungsfrist, nahm den Degen, wie der Andere, links, und verlangte Fortsetzung, bis Einer todt sei. Wie er Rosalie vorsprengen, vom Pferde steigen und zwischen sie treten sah, wischte er sich mit seinem grauen Rockärmel das Blut von der Wange, als schäme er sich dessen, und sah auf sie hin. In dem nämlichen Augenblicke stürzte auch Leander, der eben mit Evelinen auf Turun angelangt war, todtenbleich herbei, indem nur er allein die Kampfkraft Erwins kannte, und das Schrecklichste fürchtete. Auch Andere, Männer und Frauen, waren herzu gekommen, da sich die Sache mit furchtbarer Schnelligkeit verbreitet hatte.

„Erwin, Erwin,“ rief Leander, „warum hast du mir das gethan!“

„O du weißt nicht, Leander,“ erwiederte der Andere der vor der Menge vergebens mit seinem Zorne kämpfte wie ein Knabe, der ihn nicht beschwichtigen kann, „du weißt nicht — mit Lächeln, mit Blicken und mit süßen Mienen — o da stechen sie — aber siehe, ein Helote führt das Schwert besser als diese.“ — Dann, gegen Rosalie gewendet, fuhr er fort: „Fräulein, es soll Sie kein Mensch mehr auf dieser Welt, so groß sie ist, beleidigen dürfen. Werden Sie mein Weib — ich habe Güter und Wälder, ich werde Ihnen Alles geben, was Sie verlangen — aber, wenn dann nur einer wagt, mit seiner kleinsten Faser zu zucken, so will ich nach ihrer lächerlichen Sitte Mann nach Mann mit ihnen kämpfen, bis keiner eine Faser hat, die er regen könnte.“

Thränen der Scham und Wuth wären ihm bald hervor gebrochen, als er dieses gesagt, weil er den ganzen Kreis auf sich blicken und sich bestaunen fühlte. Rosalie stand glühend, betäubt und verwirrt da, eine solche Werbung mochte noch nicht vorgekommen sein. 5

Aber ihr Vater trat in diesem Moment hervor, und sagte ruhig, wie man es an dem heftigen Manne gar nicht gewohnt war: „Für die Ehre meiner Tochter bin ich da — laßt das jetzt weg — indessen seid bedankt, edler Mann."

„Ich bitt' euch, Freunde, Nachbarn," fiel Leander ein, 10 „thut mir die Liebe und Freundschaft, zerstört mir den schönsten Tag meines Lebens nicht — es kann nur ein leichtes Mißverständniß sein — es wird sich Alles lösen. Lasset uns gegenseitig die Hände reichen, und uns heiter zu dem bevorstehenden Feste rüsten. Erwin, komm', vergiß, 15 was dir heute bei mir zugestoßen."

„Halte Hochzeit, Leander," entgegnete Erwin, „aber lasse mich fort ziehen, — ich kann nicht bleiben, weil mich deine Luft erstickt — ich will mit dem Fräulein auf Schloß Fargas; sie mag mich nun als Bräutigam annehmen, oder nicht, weil sie 20 keinen Mann will, woran sie recht thut: so wird sie mich doch heute beherbergen, und dann, ehe ich nach Texas ziehe, soll noch jeder Rechenschaft geben, der sie zu beleidigen wagt."

Und in seiner Verwirrung bestieg er das ledige Pferd, welches der Reitknecht hielt, und ritt davon. Draußen auf 25 der Straße wartete er, bis der Ritter Fargas mit Rosalien und seinen Leuten kam, dann schloß er sich an, und ritt von dem lärmenden Schlosse weg nach Fargas. —

Auf Turun war verstimmte Hochzeit gewesen. Auf Fargas kamen des andern Tages von allen männlichen 30 Gästen des Festes Briefe an, in denen sich die Schreiber als Rächer anbothen, wenn jemand etwas gegen Rosalien habe. Der Ritter dankte kalt, und die Sache war aus.

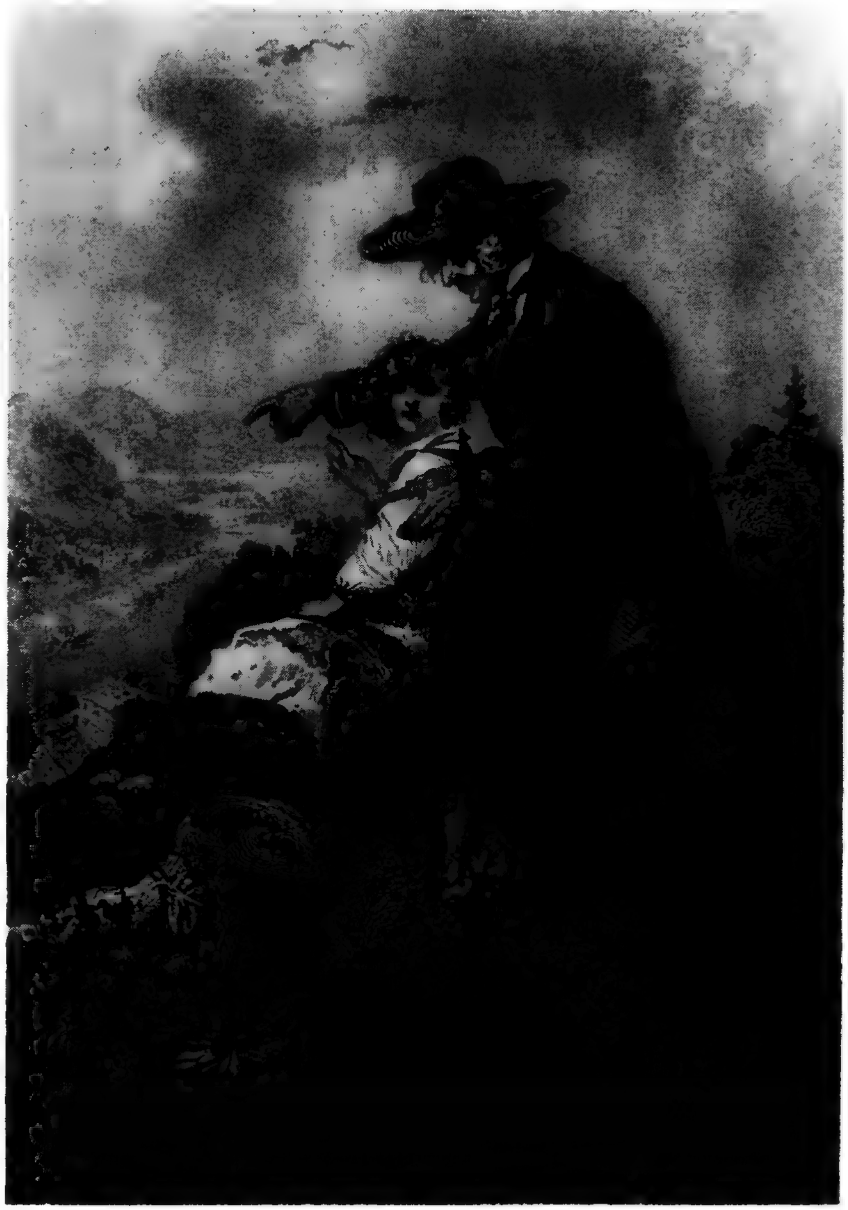
Das Ränzchen wurde bei dem kleinen Wirthe in zwei Tagen auch nicht geholt, dafür schrieb Erwin einen zornigen Brief an seinen Oberverwalter, worin die Worte standen: „Ich bin von dem Wege nach Havre durch Zufall abgewichen, habe gezankt, habe mich betrunken, duellirt und verlobt. Schreibe deine Briefe nach Schloß Fargas."

Endlich wurde das Ränzchen doch geholt, aber die Reise nach Havre bis nächsten Frühling aufgeschoben. Nächsten Frühling aber war Erwin mit Rosalien vermählt. Auf seiner Hochzeit war Leander und viele der damaligen Gäste gewesen. Erwin erzählte nun mit Erlaubniß seiner Gemahlin die Geschichte jener verhängnißvollen Nacht, und Alles war weit fröhlicher und heiterer als damals.

Auf Erwins Schlössern war nun Wein und Braten, waren Wägen und Pferde daran, der spartanische Bart war von seinem Gesichte, Rosalie, die Unvermählbare, bethete ihren Gatten an, dieß Alles hat der ganz kleine Zufall verschuldet, dem Erwin damals gestattet hatte, ein winziges Loch in sein System zu bohren — dieß und noch etwas, flüsterten die bösen Zungen, daß nämlich Erwin ein ganz klein wenig unter dem Pantoffel stehe.

So endete die Geschichte der drei Schicksalsschmiede, sie sind sehr gute Freunde, und schmieden bis auf den heutigen Tag, nur daß das Eisen, welches sie nehmen, nicht mehr so spröde ist, sondern sie lassen den Zufall gelten, aber sich nicht von ihm beherrschen.

Als Note muß zum Schlusse noch beigefügt werden, daß Erwin auf seinem Wohnschlosse zwar jedes Fensterchen vergittern ließ, daß sich aber nie mehr der Fall ereignete, daß Rosalie im Vollscheine ihr Bett verlassen hätte. Es mußte damals nur heimtückische Rache des Zufalls gewesen sein, dessen Reiche sie getrotzt hatte.



P J N. Geiger del. J. Axmann et F. Zastiera sc.

Der Waldgänger

Aus der „Iris für 1847", vor S. 35

Der Waldgänger.

(1846)

1.

Am Waldwasser.

Wenn von unserem wunderschönen Lande ob der Enns die Rede ist, und man die Herrlichkeiten preist, in welche es gleichsam wie ein Juwel gefaßt ist, so hat man gewöhnlich jene Gebirgslandschaften vor Augen, in denen der Fels luftblau empor strebt, die grünen Wässer rauschen und der dunkle Blick der Seen liegt: wer sie einmal gekannt und geliebt hat, der denkt mit Freuden an sie zurück, und ihr heiteres Bild mit dem duftigen Dämmern und dem funkelnden Glänzen steht in der Heiterkeit seiner Seele — aber es gibt auch andere, unbedeutendere, gleichsam schwermüthig schöne Theile, die abgelegen sind, die den Besucher nicht rufen, ihn selten sehen, und wenn er kömmt, ihm gerne weisen, was im Umkreise ihrer Besitzungen liegt: wer sie einmal gekannt und geliebt hat, der denkt mit süßer Trauer an sie zurück, wie an ein bescheidenes liebes Weib, das ihm gestorben ist, das nie gefordert, nie geheischt, und ihm Alles gegeben hat.

Es sind jetzt viele, viele Jahre, daß der Verfasser dieser Zeilen, der jetzt ein Mann ist, auf einem jener Scheidepunkte stand, wo das Auge beide Theile, die heiteren herrlichen Gebirgslandschaften und jene einfacheren unbedeutenderen Gegenden unseres Vaterlandes mit einem Male überschauen kann. Er war damals ein Jüngling mit stürmendem Herzen und voll fliegender Hoffnungen. Jetzt sind die Wünsche in das Geleise des Möglichen zurück gekehrt, und

wagen da noch nicht an die äußeren und ferneren Grenzen zu langen: damals gab es gar keine Grenzen, und von dem Fernen und Unerreichbaren wurde nur bedauert, daß es nicht noch ferner und noch unerreichbarer ist. Er hatte sein Herz an ein Mädchen geheftet, das nichts besaß, keine so- 5 genannte Bildung, keine folgerechte Entwicklung als nur ihre schönen Augen, die an das Fabelhafte reichende Güte und das ahnungslose vertrauende Herz. Er wollte sie an sich heben, an das Herz drücken, und auf den Armen durch alle gefahrvolle Welt der Zukunft tragen. Er stand auf 10 dem Scheidepunkte, und sah zurück in jene unbedeutenderen Theile, wo ihre Gestalt wandelte, woher er eben gekommen, wo er so lange neben ihr gewesen, und von wo er auf lange, auf unbestimmt lange, scheiden mußte. Es liegt ein vereinsamter Ort auf der Höhe der Scheidelinie mit einer kleinen 15 vereinsamten Kirche. Der Ort ist kühl, meist windig, und seine Fenster schauen zum Theile nach Mitternacht, zum Theile nach Mittag auf beide Theile des Landes. Auf den kühlen Wiesen dieses Ortes, auf die sich eine mattwarme Herbstsonne legte, stand er, und sah zurück. Es war jetzt 20 lange eine schöne, heitere Zeit gewesen mit vergleichweise bedeutender Wärme, die Herbsttage rückten vor, und heute schien es, als ob sich die Art des bisherigen Wetters ändern wollte. Über dem ganzen Mühlkreise, der mit den vielen vereinzelten Streifen seiner Wäldchen und den vielen da- 25 zwischen liegenden Feldern, die bereits gepflügt waren, und deren Scholle durch das lange schöne Wetter fahl geworden, bis in die tiefere Färbung der böhmischen Höhen zurück geht, stand schon eine dunkelgraue Wolkendecke, deren ein- zelne Theile auf ihrer Überwölbung die Farbe des Bleies 30 hatten, auf der Unterwölbung aber ein zarteres Blau zeigten, und auf die mannigfaltigen, zerstreuten Wäldchen bereits ihr Düster herab warfen, daß sie in dem ausgedorrten

Grau der Felder wie dunkelblaue Streifen lagen, bis ganz zurück der noch dunklere und noch blauere Rand des Böhmerwaldes sich mit dem Grau der Wolken mischte, daß seine Schneidelinie ununterscheidbar in sie verging. Neben dem Beschauer säuselten und rauschten schon die einzelnen dürren Halmen des Heckengrases von dem Windchen erregt, das sich nach so langer stiller Zeit erhob, und den Umschwung der Dinge verkündete. Auf dem wärmeren Tieflande, das gegen Mittag ist, und auf dem ganzen Gürtel des glänzenden Hochgebirges der Alpen, wodurch es am Rande beschlossen wird, lag noch der helle, leuchtende Sonnenschein, als würde erst später über jene gesegneten Länder das traurige Naßkalt des späten Herbstes herein brechen. Unten, gleichsam zu Füßen, in der That aber noch ziemlich weit entfernt, lag das weißbetupfte Scheibchen der Stadt Linz, geschnitten von dem schimmernden Strome der Donau, der im zartgewebten Dufte des Landes gegen Osten ging. Dort, weit zurück gegen Mittag, wo das Grau und Violett des Flachlandes einen Streifen in den Äther des Hochgebirges schiebt, müßte der weiße Punkt der Abtei schimmern, wenn er sichtbar wäre, wo der Betrachter dieser Dinge so viele Jahre seiner Kindheit zugebracht, und wo er so viele Freuden des Herzens und der aufknospenden Seele genossen hatte. Aber weder hinaus zur Abtei, deren Thürme gewiß jetzt im Sonnenscheine glänzen würden, noch zurück in das vereinsamte Land, das jetzt von Wolken beschattet ist, durften ihn seine Schritte tragen, sondern er schaute noch einmal auf das hinter ihm befindliche, unscheinbare in beginnendem Regenwetter liegende Land zurück, und stieg dann in das Rinnsal des abwärts führenden Thales hinein, das die Leute den Haselgraben nennen; der Glanz und die Hitze der auf seinen Laubwäldern liegenden Sonne empfing ihn, und wie mit einem Zauberschlage kaum nach drei

Schritten war das hinter ihm liegende Land, die Streifchen der Wälder, die vielen Felder, die böhmischen Höhen, der graue Wolkenhimmel, und die säuselnden Halmen versunken; die in der Tiefe des Engthales ruhig stehende, warme und mildere Luft umfloß ihn und geleitete ihn ab- 5 wärts. Aber auch das Feenbild gegen vorwärts war verschwunden, und das Auge sah nichts als den Himmel und die herein gehenden sich schneidenden Laubwälder der Nähe, auf denen mannigfaltiger Glanz und der unsägliche Reiz verschiedener herbstlicher Färbungen lag. In mancher Tiefe, 10 vor allen Winden geschützt, war es noch so warm, man könnte sagen, heiß, daß manch ein Wallnußbaum seine Äste und die noch grünen Blätter ausbreitete, als wäre es ein anderer Frühling, in dem er sich badete. Ganz oben, wo das Thal mit noch geringer Tiefe anfängt, begann auch 15 ein winziges Wasserfädlein neben dem Wanderer abwärts zu gehen. Es ging in dem Rinnsale neben dem Wege unhörbar und nur glitzernd vorwärts, bis es durch die Menge des durch die Höhen sickernden Wassers gestärkt vor ihm plaudernd und rauschend einher hüpfte, als wollte es ihm 20 den Weg durch die Thalmündung hinaus zeigen, und bis es endlich durch die ungeheure Wucht des in die Tiefe gedrückten Wassers genährt, und von manchem aus dem Bauche des Berges hervor springenden Brünnlein begrüßt, und von manchem schwarzen Steine aufgehalten, schäumte 25 und tobte, und ihn ermunterte zu folgen. Sie gingen an manchem Waldabhange, an mancher schattigen Stelle vorbei, es begegneten ihnen manche auf dem schmalen Wege mühsam aufwärts gehende Fuhrwerke, oft mit einem einzigen Ochsen, oft mit einem starken meist wohl genährten 30 Pferde bespannt — sie kamen an dem Schlosse vorüber, das aus dem edelsteinfunkelnden Laubdache mit seinen alten Mauern und mit dem finstern runden Thurme in die Tiefe

hernieder schaut, und wo einst jener böhmische König Wenzeslaus gefangen war — sie gingen an manchen zerstreuten Häuschen, an mancher Mühle, an mancher auf einem tief gelegenen Wiesenfleckchen weidenden Kuh vorüber, bis endlich nach einigen Stunden Wanderns da, wo links eine Heiligenkapelle rechts eine stattliche Mühle steht, die Berge sich auseinander thaten, das abwärts steigende Thal aus war, und die hingebreitete große Ebene begann. Der Bach ging breit und wallend links gegen die Felder und Bäume, wo schon in nicht sehr großer Entfernung der Silberblick der Donau durch die Zweige herüber grüßte, und auf ihn harrte: der Wanderer ging rechts in die Gebüsche und aus ihnen auf der weißen Straße auf die schönen ebenen Gefilde hinaus, die mit Herbstfrüchten besetzt und mit Obstbäumen bepflanzt waren, und die er von oben als duftiges gewobenes Band erblickt hatte. Der Äther der Alpen stand tief im Süden wieder vor ihm — links auf dem Abhange, der von den zurück weichenden Bergen seitwärts gegen Morgen ging, stand im Schooße von Obstbäumen und Gebüschen das kleine Kirchlein Sanct Magdalena, überall blickten die dichten Strohdächer reicher Bauernhöfe hervor, überall standen Fruchtbäume und noch grüne nickende Gesträuche; denn der Oberösterreicher liebt den Baum und den Strauch, und pflanzt eher einen, als er ihn umhaut — und geradeaus vorwärts vor den Augen des Wanderers glänzten die blankgehaltenen gelben Thurmknöpfe der Stadt Linz in der Nachmittagluft, und schimmerten die weißgetünchten Wände der Häuser, die geschnitten waren durch die grünen Fensterläden, und gehoben durch das leuchtende Grün der neben ihnen ansteigenden Berge, die gegen Sonnenuntergang die Donau umstehen und sie verengen. In dem Herzen des Wanderers war eine Wehmuth über das Scheiden von dem, was er liebte, welches

Scheiden vielleicht kurz — oder auch lange dauern konnte: aber in seinen vertrauenden zuversichtlichen Augen spiegelte sich der klare österreichische Himmel, er dachte, er werde nun arbeiten, sich mühen, seinem Ziele entgegen drängen, und es könne ja gar nicht sein, daß es lange dauern könne, — und er werde wieder kommen und Alles im Übermaße erreicht haben, wornach seine Wünsche gingen, — er wanderte in die Stadt ein, besuchte manche Freunde, die er da hatte, und erzählte ihnen, wie es weiter nördlich gewesen ist, wie er da gelebt habe, was er gefunden, was er gestrebt habe, und was er zu erreichen hoffe — oder er erzählte es Manchem von ihnen auch nicht, weil er es heilig und geheim in seinem tiefen Innern behalten wollte. Er blieb diese Nacht in Linz. Am andern Tage Morgens war Alles weithin grau und regnerisch, der Wolkenbau des nördlichen bergigen Mühlkreises hatte sich bereits über das ganze Land gezogen, die zwei Thürme einer Kirche, die auf einem nordwestlichen Berge gelegen sonst immer so freundlich auf die Stadt hernieder schauen, waren mit einer Nebelhaube bedeckt, längs der ganzen Bergreihe, über die er gestern herunter gekommen war, strichen, die Höhenspitzen eintrinkend, weiße und grauliche Wolkenbänke, theilweise trübe Regenschleier nieder sendend; die südlichen Alpen waren ganz und gar verschwunden, und wie der Wanderer im Wagen saß, und Strecke um Strecke auf der Straße nach Wien fort rollte, war es, als führe er auf einem kahlen Flachlande dahin, nicht in dem reizenden abwechselnden Lande, dessen Höhen und geschmückte Theile der immer dichter hernieder fallende feine Sprühregen auch immer mehr verhüllte, in dem Lande, das er so liebte, zu dem er immer wieder zurück kehrte, und das er nie, nie in seinem Leben vergessen wird. Am dritten Tage, nachdem sie immer unter grauem Himmel, herab fallendem Regen und auf ruhig

starrender Erde fort gefahren waren, trafen sie in Wien ein, wo auch die Thürme in das niederhängende Grau getaucht waren, die wimmelnde Menge unter Regendächern ging, die Pflastersteine düster glänzten, und die Dachtropfen auf die Decke des langsam fahrenden Wagens nieder fielen, als er unter dem Thorwege des Gasthauses hinein schwankte.

Wie war seit jenen Jahren Alles anders geworden! Jedes Ungeheure und Außerordentliche, welches sich in der Zukunft des Wanderers vorgespiegelt hatte, war nicht eingetreten, jedes Gewöhnliche, was er von seiner Seele und seinem Leben ferne halten wollte, war gekommen — an jenem Morgen, wo er mit einem Händedrucke und dem frohen Versprechen des baldmöglichsten Wiederkommens geschieden war, und wo er dann von der Scheidelinie in das Land zurück schaute, in dem seine Liebe wohnte, hatte er sie zum letzten Male gesehen — kühle Erde deckte schon seit langem ihr gutes Herz — was er sonst anstrebte, erreichte er nicht, oder er erreichte es anders, als er gewollt hatte, oder er wollte es nicht mehr erreichen; denn die Dinge kehrten sich um, und was sich als groß gezeigt hatte stand als Kleines am Wege, und das Unbeachtete schwoll an, und entdeckte sich als Schwerpunkt der Dinge, um den sie sich bewegen. Oft hatte er wieder die Wälder, die Berge die Thäler gesehen, wo er einst an ihrer Hand gewandelt war, sie hatten einen Theil des schönen Dufts abgestreift, und standen bekannt und klar und einsam um ihn herum, und öfters war es ihm nicht anders, als sähe man noch den Glanzhauch aus dem Himmel hinaus ziehen von dem Herzen, das einstens hier gelebt hatte, und nun fort gegangen ist.

Dennoch ist ihm die Gegend immer lieb und theuer geblieben. Es sind noch Reihen von Jahren vergangen, und wenn auch das Bild, von dem er einstens geglaubt

hatte, daß er es mit höchster Gluth ewig im Herzen tragen werde, bis zu milder Ruhe ausgebleicht worden war, so sind doch wieder andere dafür in seiner Erinnerung aufgestanden, die er damals nicht beachtet hatte, und die sich jetzt mit sanftem Reize vor seine Seele stellten — sei es 5 nun ein düstrer Föhrenwald, an dessen schwarzen Wurzeln die dunklen Wässer dahin wuschen — sei es ein lieber Fels, der empor ragte, und auf dem Haupte gesellschaftliche Pflanzen trug — seien es gegen ein Rinnsal herein gehende Birkenwälder, die den Fluß einsogen, scheinbar ver- 10 bargen, und unsichtbar zu den weiteren ebneren Ländern hinaus leiteten: — oder seien es Menschen und einfache Charaktere, die er dort gekannt, geliebt, bedauert, geachtet hatte. Manches würde mit holdem Reize auf der Tafel des Landschaftmalers stehen, und mit beschwichtigendem Maße 15 zu der Seele des Beschauers reden, Manches würde in dem Munde des Menschenmalers Gestalten erzeugen, die mit Gegenständlichkeit und mit ihrer klaren Einfalt unsere Seele füllen würden. Es ist so Mannigfaltiges empor getaucht, wenn er den Blick in die Vergangenheit richtete, 20 und er hat es gerne und mit Liebe zu den Erinnerungen seiner reifern Mannesjahre gesellt. Er würde Vieles zur Festhaltung in seinem eigenen Angedenken, aus dem im Laufe der Zeiten Gestalten und Erscheinungen so unaufhaltsam fliehen, aufzeichnen, wenn er nicht fürchten 25 müßte, daß die Züge, die so unscheinbar sind, und doch den ganzen Menschen machen, in seinen Händen zergingen, und er nur Schattenlinien bewahrte.

Tief zurück im Reiche der Erinnerungen steht ein alter Mann, den der Verfasser einst gekannt hat, der etwas 30 fremdländisch redete, dessen Aussprüchen er oft gelauscht hatte, und dessen Geschicke er, in sein eigenes Gefühl versunken, das ihm wie der Mittelpunkt der Welt erschien,

wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Nach vielen Jahren sind seine Verhältnisse bekannt geworden, nach denen einst wegen der Unscheinbarkeit des Mannes niemand gefragt hatte, und wir wollen uns dieselben zu unserer eigenen Erinnerung aufzeichnen, wenn sich anders etwas so wenig Gegliedertes darstellen läßt, das eher durch sein einfaches Dasein, als durch seine Erregung wirket.

Es ist die einförmige, harmlose Gestalt des Waldgängers, von welchem ich spreche.

Wenn die Leute in jenen Gegenden etwas Anderes lesen würden, als ihr Gebethbuch, und ihnen diese Zeilen zu Gesichte kämen, so würde jeder den Mann kennen, der so lange unter ihnen gelebt hat, fort gegangen ist, und vielleicht noch auf einem Theile der Erde lebt. In der letzten Zeit hatte er immer kurze lederne Beinkleider an, wie sie noch vielfältig in jenen Thälern vorkommen, er hatte sie unter den Knieen mit ledernen Riemen gebunden, hatte blaue Strümpfe und niedere bequeme Schnallenschuhe an, deren Sohlen mit starken Nägeln beschlagen waren. Als Oberkleid hatte er keinen Rock, sondern jene Jacke, wie sie noch in der Gegend zu sehen ist, deren Schooße breit aber kurz sind, deren große Taschen von oben nach abwärts gehen, und mit einem Tuchlappen, gleichsam wie mit einem Regendächelchen, überschlossen sind. Der breite Hut, den er immer trug, war wohl in einer früheren Zeit, jetzt aber nicht mehr in jenen Gegenden im Gebrauche, und hat dem kleineren runden Hute Platz gemacht, um den eine Schnur geschlungen ist, die bei Jünglingen, namentlich bei eitlen, schön, oft sogar von Goldzwirn sein muß. Der Hut des alten Mannes war noch aus der alten Zeit, die breiten Flügel hingen etwas nieder und waren schon sehr gebleicht. In seiner Gesellschaft hat man fast unablässig einen barfüßigen barhauptigen Knaben mit schlechten

Kleidern gesehen, der aber nicht sein Sohn war, überhaupt nicht mit ihm zusammen hing, sondern einem armen Manne in der Gegend gehörte.

Wenn man von dem einsamen Orte mit dem kleinen einsamen Kirchlein, dessen wir oben gedachten, als wir von der Scheidelinie sprachen, von welcher man beide Theile des Landes ob der Enns, den nördlichen und südlichen, zugleich überschauen kann, seine Schritte nach Norden wendet, die wunderschönen blauen leuchtenden Alpen im Rücken läßt, dabei immer ein klein wenig nach West abschlägt, und über die vielen hügeligen Felder und durch die vielen Waldstreifchen des Mühlkreises gegangen ist, gelangt man zu jenen Höhen, in denen der Böhmerwald mit zerworfenen Waldstücken und kahl geschlagenen Büheln nach Osten aus läuft, und sich in ein Land zersplittert, wie der Mühlkreis, kleinhüglig und kleinwaldig, nachdem er vorher in dichter Schönheit zwischen Böhmen und Baiern nach Süden ging, und da, wo er Österreich berührte, mit breiten, dämmervollen Rücken gegen Morgen beugte. Wenn man der Straße folgend an jener Linie anlangt, wo Österreich und das böhmische Land an einander stoßen, trifft man auf schlechte, kalte Feldstücke, dem einstigen Walde abgerungen, dazwischen sind nasse Wiesen, und die einzelnen beinahe schwarzdunklen Waldballen, gleichsam stehen gebliebene Tropfen von dem zerworfenen Strome. Dann geht man über einen kahlen Hügel, die höchste Höhe, auf welchem Haidegras wächst, die Preißelbeeren und einzelne vom Sturme und vom Winter hart verknotete Föhren stehen. Von da steigt man durch ein Dorf, dessen Häuser weit von einander entfernt und auf einem großen Raume herum gestreut sind, wie es bei Walddörfern gewöhnlich ist, in ein milderes wärmeres Thal hinab, in welchem das dunkelbraune Wasser der Moldau langsam gegen Morgen fließt. Wir haben schon

einmal an einer andern Stelle gesagt, daß von Friedberg an, welches auf einem Abhange in diesem Thale liegt, das Moldauwasser, nachdem es eine Weile in offenem Lande gegangen ist, wieder schwarze Tannen- und Föhrenwurzeln netzt, und erst in die Schatten des Jesuiterwaldes und des Kienberges fließt, und dann durch die Schlucht der Teufelsmauer verschlungen wird.

Wir müssen an diesem Orte, weil es unser Zweck erheischt, ein wenig länger bei dem Gegenstande verweilen.

Friedberg ist ein kleiner Marktflecken, dessen Kirche auf dem Hange, auf dem der Ort steht, malerisch an der äußersten Spitze gelegen ist, von wo der Boden sachte abfällt. Rings um stehen größere Höhen. Im Süden und Südwest sehen seine Fenster auf jenen großen Wald, der der letzte dichte Rücken ist, mit dem der Böhmerwald vergeht, und der sich noch in ununterbrochener Reihe an den ganzen Zug anschließt, der zwischen den Ländern fort läuft. Im Norden sind schon die kleineren Hügel, theils mit Feld theils mit Wald bedeckt, einstens ein einziger, undurchdringlicher Waldgrund, bis noch weiter im Norden die hüglige Gestalt des Landes aufhört und mit ihm die deutsche Art und Sitte, die deutsche Kleidung und Sprache; und die Ebene beginnt und die slavische Sprache und Bekleidung. Es mochten einst in uralten Zeiten, da der See germanischer Völker nach Westen abfloß, und die, die hinter ihnen waren, sachte in die verlassenen Wohnsitze nachrückten, Reste germanischen Stammes in dem Walde sitzen geblieben sein, dergleichen dieses Volk so liebte, um zu jagen und einsam zu sein. Die Nachrückenden mochten ihnen in den Wald nicht folgen, weil sie es auch nicht Noth hatten. Und da sitzen sie noch heut zu Tage, nur daß sie den Wald rings um sich gelichtet haben, daß sie ihre Hügel und ihre Thäler bloß gelegt haben, daß der Wald sich auf die

höchsten Höhen und auf die Länderscheide zurück gezogen, daß sie nicht mehr jagen, sondern das Feld bebauen und sich nähren. Die Moldau, welche den schönen, grünen Wiesensaum benetzt, der ansteigend oben das weiße Schulhaus und die Kirche von Friedberg zeigt, geht von da eine kleine Strecke einerseits an Feldern, anderseits an Wiesen fort, bis sie zuerst an ihrem linken Ufer von Föhrenwald empfangen wird, an dem sie hin streicht, dann auch an dem rechten, gegen welches der dichte von Fichten und Tannen strotzende Jesuiterwald herab geht — nur daß noch an manchen Stellen ein winzig kleines graues Waldhäuschen klebt, welches meistens von Holzschlägern bewohnt ist. Von da geht die Moldau bis zu der Cisterzienserabtei Hohenfurth durch einige Wegstunden fast ununterbrochen durch Wald, der an dem rechten Ufer fast unausgesetzt ganz dicht und beinahe schwarz gegen das Wasser herein geht, und für den ersten Anblick undurchdringlich und unwegsam erscheint; aber die Jäger, die Holzhauer und die Wildschützen wissen die dunklen und einsamen Waldpfade gar wohl, die in mannigfachen Verschlingungen längs der Hänge hingehen, bis sie zu den verschiedenen offenen Stellen und den Besitzungen der Menschen hinaus führen. Sie besuchen und betreten diese Wege oft und zeigen sie auch demjenigen, der mit ihnen umzugehen weiß. Am linken Ufer ist es ein wenig offener, hie und da zeigt sich sogar ein Stückchen Wiese, ja manchmal auch, über steile Höhen herein stürzend, oder an einem Felsen geschützt hingehend, ein Feld, auf dem Kartoffeln oder sehr grüner Haber stehen, und an manchen Stellen ist auch eines jener kleinen Häuschen, wie sie in diesen Wäldern vorkommen, grau, niedrig, manchmal mit einem steilen Dache versehen, meist aber mit einem flachen, statt der Schindeln Bretter, die mit großen grauen Steinen niedergedrückt sind. Beinahe aus jedem dieser

Häuschen leuchtet ein Stück schneeweiß getünchter Steinmauer hervor, während alles Übrige von Holz ist. Diese Mauerwand umschließt nicht etwa die Wohnstube, nein, ihre Fenster schauen aus dem schönsten braunen Holze hervor, sondern die Mauer ist meist an der Seite der Küche angebracht, oder jeder andern Stelle, wo man Feuer, und zwar meistentheils ein sehr großes, macht, da hier die Winter strenge sind, und Holz in Überfülle vorgefunden wird. Eine der vorzüglichsten jener Feuerstellen, auf welcher auch zuweilen gekocht wird, ist die Leuchte, das heißt, ein in der Wohnstube befindlicher gemauerter Feuerraum, der an die obbenannte Steinwand angebaut ist, seinen Rauchabzug in die Küche hat, und mit einer getünchten Wölbung, gleichsam wie mit einem Herdmantel, überbaut ist. Der Zweck dieser Leuchte besteht darin, daß man, wenn es dämmert und namentlich in den langen Winterabenden, fettes Kienholz, das fast durchaus von den pecherzeugenden Wurzelstöcken der geschlagenen Föhren genommen wird, anzündet, und damit den ganzen Raum der Wohnstube erleuchtet, die meistens die gemeinschaftliche ist, und den Herrn und das Gesinde, wenn eines vorhanden ist, zugleich beherbergt; denn die Schlafstellen des Gesindes sind dann gewöhnlich der Boden oder der Stall, oder die Scheuer, selten eine Kammer; denn wenn eine solche vorhanden ist, so dient sie zur Aufbewahrung der Kleider, der Geschirre oder sonstiger Dinge, die der Besitzer zu seinen besseren zählt. Oft ist diese Leuchte gleich neben der Zimmerthür, und dann hat sie gerne an ihrer Hinterwand ein Glastäfelchen eingeschnitten, durch welches das Licht auch in das Vorhaus hinaus geleitet wird, daß auch dasselbe ein wenig erleuchtet werde, und man sich nicht, wenn man herein geht, anstoße. In den langen Winterabenden oder auch zu anderer Zeit, zum Beispiel im Spätherbste, wenn es draußen finster naß und

neblicht ist, ist das Beisammensitzen in der Nähe der Leuchte eine der größten Traulichkeiten und Gehäbigkeiten der Bewohner jener Gegenden. Dann sind sie gerne mit unbedeutenden Arbeiten, die auf diese Zeit treffen, beschäftigt, der weibliche Theil meistens mit Spinnen, der männliche mit Ausbesserung des Riemwerkes an einem Dreschflegel, mit Späneschneiden, oder mit gar nichts, als seine Pfeife zurecht zu richten, zu stopfen und anzuzünden. Nicht selten ist das auch die Zeit, wo Geschichten und vergangene Ereignisse erzählt werden, entweder sind es Dichtungen, die im Munde des Volkes leben, deren Verfasser niemand kennt, und die das Volk als Wahrheiten glaubt, oder es ist geradezu Geschichte, was dem Großvater begegnet ist, oder dem Urgroßvater, oder einem andern, oder einem merkwürdigen Manne, der die ganze Zeit her bekannt war, entweder durch seine Thaten, die er gethan hat, oder durch die vielen Ereignisse, die er erlebt hat. Dann werfen die Gestalten der Personen, die um das Feuer sitzen, lange Schatten in den übrigen Raum der Stube zurück, und um die Ecke des großen grünen Ofens hinum ist es gar finster, wenn nicht etwa an einer Fuge die Lehmverklebung herunter gegangen ist, und durch die Spalte von den im Ofen verglimmenden Scheiten der dunkelrothe Feuerschein heraus sieht, und eine Lichtlinie auf die Wand wirft. Wenn sodann die Schlafenszeit kömmt, so säumt das eine oder das andere noch ein wenig, bis entweder noch etwas erzählt wird, oder der Eindruck des schon früher Erzählten sich etwas mäßigt. Dann gehen sie auseinander. Wenn die Häuser nicht gar zu weit von einander entfernt sind, so kömmt man auf solche Abende eigens zu Besuchen zusammen, die bald in dem einen Hause, bald in dem andern sind, und weil der weibliche Theil sein Spinngeräthe hiezu mit nimmt, den Namen Rockenfahrt führen. Daß sich dann die jungen

Bursche auch bei solchen Zusammenkünften einfinden, und zuweilen Scherz und Kurzweil statt haben, begreift sich. In den vereinzelten Häuschen, von denen wir hier sprechen, können solche Rockenfahrten selten eintreten, weil sie zu weit von einander entfernt sind, und die Abende mögen da wohl manchmal recht einsam sein. An Vormittagen dient die Leuchte oft auch, wie wir schon sagten, zum Kochen.

Weiter abwärts, längs dem Wasser hin, wo die beiderseitigen Waldberge immer höher werden und auch immer steiler gegen das Flußbett herein fallen, erweitert sich gleichwohl das Thal wieder ein wenig, und es steht sogar eine Gruppe solcher Häuschen, wie wir sie oben beschrieben haben, beisammen. Die Berge in der Gegend heißen die Kienberge, und auch bei der Häusergruppe, die da steht, heißt es „im Kienberg". Auf einem der Häuschen, das fast schöner und größer ist, als die andern, heißt es „beim Richter im Kienberg", entweder, weil sein Besitzer seit unvordenklichen Zeiten her, wie es dort gebräuchlich ist, Richter war, oder weil es einmal einer der Besitzer gewesen ist, wo sich dann der Name in alle Zeiten erhält. Das Richterhaus ist sogar auch eine Gattung Wirthshaus, wo manchmal Holzhauer oder Jäger, bei Gelegenheiten auch die weit zerstreuten Bewohner der Gegend, die meistens jenseits der Berge sind, sich einstellen, und kleine Labungen empfangen. Weil durch das ganze Thal auf Seite der Kienberge ein schmaler Fußpfad geht, so mag es jetzt auch manchmal geschehen, daß ein einzelner Wanderer, der gekommen ist, diese Natur anzuschauen, oder der seinem inneren Triebe in diese dunklen Wälder nach geht, hier einspricht, und eine Erfrischung begehrt. Hinter diesen Häusern gehen die Berge ziemlich steil hinan, sind mit allerlei Laubgebüschen, namentlich Birken, untermischt mit Nadelwaldung, bekleidet, und zeigen schon sanft hervor blickend den Felsen, der nach abwärts immer

häufiger, ja endlich ganz herrschend wird. Über das Wasser hinüber schauen die Fenster dieser Häuser auf dichten, sehr frischen, sehr dunkeln Nadelwald, der mäßig ansteigend sich in großer Breite über die Berge hinaus legt. Wie es meistens geschieht, wo das Land zu beiden Seiten gegen die Enge eines Flußbettes herein geht, daß Knollen und Steine in dem letzteren liegen, die das Wasser aufhalten, und daß der schmale Raum des Bettes dasselbe auch schneller zu fließen zwingt, so ist es auch hier: die Moldau, die sonst so langsam geht, so daß sie bei Oberplan, bei Untermoldau, bei Friedberg oft wie eine träge schillernde Schlange in den Wiesen liegt, verleugnet hier ihre Art und Weise, und sie schäumt und rauscht, fast wie ein lebendiges Wasser in dem jenseitigen österreichischen Lande der Alpen. Es sind sehr sonderbare Lichterspiele, wenn man an einem Vormittage hier steht und die Sonne über die Berge herein scheint, wie sich der blendende Schaum, dann das hellbraune Gold bei überstürzenden Stellen, und das tiefe Schwarz bei augenblicklicher Stille mischen, und alles das unaufhörlich weiter hastet und treibt. Aber ganz ernster und schöner wird diese Erscheinung erst weiter unten von Kienberg, wo eine Gesellschaft von Felsen steht, die Bäume immer weniger und kleiner werden, der Stein sich mehrt, und endlich allein in größter Fülle die Herrschaft führt. Zerschlagene zertrümmerte Steine liegen umher, ein mächtiger Felsenbau erhebt sich, und trägt die graue Brust aus dem rings um liegenden Reiche der Zerstörung empor, einzelne gelichtete Stämme stehen, und zwischen ihnen kömmt das unsägliche Rauschen herüber. Das Rinnsal ist sehr verengert, die Moldau muß über tausend Steine hinüber, sie führt Baumstämme herbei, klemmt sie zwischen die Felsen, stellt sie auf, strickt sie in einander, und muß durch, sie muß auch dem mächtigen grauen Baue der Felsen ausweichen,

sie muß um ihn herum, und braust und ächzt, wie ein lebendiges Wesen, das aus einer ängstlichen gefahrvollen Lage mit aller seiner Arbeit heraus will. Die Leute nennen diese Stelle die Teufelsmauer, und es geht die Sage, daß der Teufel, dem es nicht recht war, daß die Abtei Hohenfurth gebaut wurde, und er in Gefahr gerieth, viele Seelen, die sich hier erbauen, zu verlieren, den Plan gefaßt habe, die frommen Väter, die da hausen, mit dem Wasser der Moldau zu ertränken. Er erkor zu diesem Zwecke eine Nacht, in der er alle Steine, die in der Gegend zu finden sind, auf diese eine Stelle zusammen tragen und eine Mauer bauen wollte, daß sich das Wasser in der Bergenge zu einem See schwelle, den er dann plötzlich mit Öffnung seiner Schleuße auf das heilige Gebäude ließe. Er nahm aber zu viele kleine Steine, die auf der Oberfläche der Berge herum lagen, und mußte zu oft gehen, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn er die großen, in die Erde verwachsenen, genommen hätte. Es geschah daher, als er sehr emsig trug, daß plötzlich der Hahn krähte, ein blasses Morgenlicht in den Lüften erschien, und die Engel im Himmel oben ihre Frühgebethe begannen. Er mußte nun davon, und die Sache lassen, wie er sie hatte. Man zeigt noch zum ewigen Angedenken den Platz, und man sieht deutlich, wie er sein Werk nicht hatte vollführen können, und die Trümmer nur ordnungslos auf einander liegen. Darum sind in der ganzen Gegend so wenig Steine auf der Oberfläche der Erde, und an einigen Felsen, die an der Teufelsmauer herunten liegen, erkennt man auch noch trotz Regen und Wind, die darüber hin gewaschen haben, das Hufeisen, welches in die harten Steine eingetreten worden und da geblieben ist. Die Väter weiheten die Stelle und das ganze Gebiet der Moldau, daß er in der andern Nacht nicht weiter fahren und überhaupt sich so etwas nicht mehr beikommen lassen konnte.

Von da geht die Moldau hinter der Enge der Teufelsmauer in allerlei Gehölze und Gebüsch, das aber nicht mehr sehr lange dauert, sondern die Wildniß bricht schier auf einmal ab, das Wasser kömmt in das lichte Land, und rollt beschwichtigend und nur mehr mit kleineren minder lebhaften Wellen am Waldkloster von Hohenfurth vorüber. Dann geht es gegen die alte einst bedeutende Stadt Rosenberg, und nicht weit vor ihr beugt sich das Bett der Moldau, welches bisher gegen Morgen gezielt hatte, ab, und sie strömt gegen Mitternacht in die weiten Länder hinaus, muß endlich, obwohl sie die größere ist, den Namen verlieren, neue Räume kommen, wo sie mit ihrer Schwester im breiten Strome wallt, und vielleicht alle die Ereignisse und Dinge vergessen hat, die sich im fernen Walde, in ihrem ersten Laufe und in ihrer Jugend zugetragen haben.

Wir verweilten darum so lange mit unsern Worten in der Gegend des Kienberges und der Teufelsmauer, weil dieß der Ort ist, wo wir den Waldgänger kennen lernten, und wo er so lange unter den Bewohnern gelebt hat.

Man wußte nicht, woher er gekommen war; die Leute, die an seine Art und sein Wesen gewohnt waren, thaten sich diese Frage gar nicht mehr, sondern nahmen ihn als einen, der da ist. Eine Weile hatte er in dem Marktflecken von Hohenfurth gelebt, und als wir ihn sahen, und manchmal in seiner Gesellschaft waren, betrachteten wir ihn nicht anders, als wie Knaben und Jünglinge die um sie lebenden Greise zu betrachten gewohnt sind. Sie finden sich auf einer Welt, die so freudig und schön ist, und die ihnen gleichsam ganz allein gegeben ist, sie haben den Begriff des Altwerdens noch gar nicht erhalten, die Greise sind schon neben ihnen vorhanden, wie es Buchen und Eichen gibt, die auf irgend einem Platze stehen, und wie der Thurm da ist, der von der Kirche empor ragt. Er war einer, der einmal in

Hohenfurth gewohnt hat, und jetzt auf dem kleinen Häuschen zwischen Goblenz und Lippen lebt, wo die Berge so schön gegen den Wald hinab gehen, und welches Häuschen dem Hanns Simmibauer gehört, der ein gar besonders kleines Weibchen und keine Kinder hat. Wir Knaben würden ihn vielleicht so angeschaut haben, wie wir den Hirten Philipp, den Abdecker Adam, der in dem kleinen Häuschen wohnte, das oberhalb dem Kloster Hohenfurth in dem Graben an der Moldau steht, den Schwämmesucher Konrad, und den Hohlerbauer, der immer in der Sonne saß, angeschaut haben, lauter Männer, die, so weit wir uns erinnerten, immer alt waren: wenn er nicht etwas gehabt hätte, was unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und uns mehr zu ihm zog, als sonst junge Knaben gerne zu alten Männern gezogen werden. Er hatte nämlich allerlei und die verschiedenartigsten Schmetterlinge in seiner Kammer. Er trug sie aus der Gegend nach Hause, oder er zog die geringelten, schönfärbigen, oft glatten oft behaarten und mit Spießen versehenen Würmer auf, die man zuweilen auf dem Wege oder im Grase kriechen sieht, und daraus wurden ebenfalls Schmetterlinge. Er hatte viele Brettchen, auf diese spießte er sie mit Nadeln an, und breitete ihnen die Flügel aus einander, welche dann so blieben. Einmal trafen wir ihn auch, wie er einen malte. Er hatte ihn vor sich auf einen weißen Bogen Papier gespießt, und auf einem andern Papiere bildete er ihn mit Farben nach. Aber er hat dieß später wieder aufgegeben. In mehreren Schachteln hatte er sie aufbewahrt, wo sie mit Nadeln in dem Boden staken, und die Schachteln hatte er unter dem Tische und in einem Winkel der Kammer stehen. Wir sahen da zuweilen diese Dinge, und erkannten, wie verschieden und seltsam sie sein können. Wenn man ein Kind ist, kennt man zuerst die weißen, weil sie überall herum fliegen, haufen-

weise vorhanden sind, und nach Regen oder im Thaue gerne von einem Blatte schwer herab hängen, und sich mit den Fingern nehmen lassen. Dann lernt man die bunten kennen, die viel seltener sind — in unserer Gegend heißt man sie goldene — und die man alle für dieselben hält, 5 daher wir keine weitere Eintheilung kannten, als in weiße und goldene. Die Kinder und viele Landleute geben in jener Gegend den Faltern auch den schönen Namen Lustinnen, und wir redeten daher blos von weißen und goldenen Lustinnen. Darunter begriffen sich aber nur die eigent- 10 lichen Faltern oder Tagvögel, die Dämmerungs- oder Nachtvögel, die wir eher scheuten, namentlich, wenn sie recht dicke Leiber und breite stark behaarte Nacken hatten, hießen wir Zauberinnen, und zählten sie den Schmetterlingen gar nicht bei, sondern hielten sie für fliegenartige garstige Thiere. 15 Hier sahen wir nun, daß es nicht eine, sondern unzählige verschiedene Arten von goldenen Lustinnen gäbe, und daß einige noch viel goldener seien als andere, namentlich als die, die wir sonst für die goldensten gehalten hatten, die er aber für gemeine erklärte, die überall herum fliegen, und 20 die er mit dem Namen großer und kleiner Fuchs benannte. Auch sahen wir zu unserem Erstaunen, daß die Zauberinnen nicht nur zu den Schmetterlingen gehörten, sondern auch, daß sie die Flügel, die sie sonst, wenn wir sie sahen, immer nach hinten hängend über dem dicken Leibe und den gar- 25 stigen haarigen Füßen daher schleppten, recht schön entfalten können, daß da ganz neue zum Vorschein kämen, daß sie sehr groß seien, und daß sie, wenn sie auch nicht gerade golden sind, doch in schönen Farben glänzen, und oft prächtige Kleider, wie Königsmäntel, haben. Da waren 30 einige, die zu den traurigen grauen Oberflügeln gar nicht passende schimmernde feurige Unterflügel hatten, und mitten ein Band durch dieselben wie eine Zierde in Kirchen-

gewändern — andere hatten große geringelte Augen auf den grau durch einander gezeichneten Flügeln, — und andere hatten schwarze, grüne, purpurrothe Striche. Von dem dickpelzigen Nacken, der bei einigen bauschig war, wie eine Eule, bei andern spitzig, wie ein Vogel, ging die lange, gerollte Saugzunge hervor, und die starken haarigen Füße streckten sie nach abwärts. Wir sahen Alles an, er zeigte es gerne, und ließ die Schachteln offen, daß wir die Dinge recht betrachten konnten. — Er wohnte, wie wir sagten, in der Kammer bei dem Simmibauer, das heißt, der Simmibauer war kein Bauer, wie etwa der Name sagte — sein Vater oder Ur-Ur-Vater mochte einer gewesen sein — sondern er war ein Holzhauer, trieb auch bei Gelegenheit, wenn Nachfrage darnach war, Kohlenbrennerei, und wenn die Scheite auf der Moldau geschwemmt wurden, war er mit einer Stange bei der Teufelsmauer unten, und half lenken, die ausgestoßenen hinein werfen, die säumigen in das Fahrwasser bringen, und die gespreizten und verstrickten lüften. Das kleine Weibchen war immer zu Hause, wirthschaftete, oder that auf dem Kraut- oder Kartoffelfelde, was nothwendig war. Die Kammer, in der der alte Mann wohnte, hatte nur ein Fenster, wo der Tisch war, hinten stand ein Bett, über das ein weißes Tuch gedeckt war, dann stand die Truhe und ein Stuhl, und der Boden wurde zu Zeiten mit Wasser und Sand gerieben. Er hatte sehr viele weiße Haare, ein rothes, freundliches Gesicht, und immer den breiten Hut auf, den wir schon nirgends mehr viel sahen, außer wenn wir den Hirten Philipp ausnehmen, der auch einen solchen hatte. Die ledernen Beinkleider, die er, wie sie in der Gegend gebräuchlich waren, trug, mußten seine einzigen sein; denn er hatte nur immer dieselben an, und sie hatten im Regen und Sonnenschein ihre Weiche und Farbe schon verloren, daß sie stellenweise starr und

fast graufarbig geworden waren. Die Leute hielten ihm für übel, daß er Schmetterlinge suche und nach Hause trage, was uns Knaben gerade besonders an ihn zog, und sie lachten ihn darüber aus, weil sie nicht sahen, wozu das sei; aber weil er sonst unbedeutend und friedfertig war, so ließen sie ihn eben, und gewöhnten sich daran. Er saß auch recht oft unten in der Petermühle, die nicht weit von dem Mörixhofe ist, und wenn er lange auf dem Steine gesessen war, der unter dem Dachüberhub der Mühle liegt, so stand er auf, und ging über den Berg zurück in das Häuschen des Simmibauers. Auch saß er gerne bei der Brettersäge, die nahe an dem von Balken gezimmerten Wehr stand, über welches das Wasser glänzend hinab schoß. Es lagen dort eine Menge von allerlei Dingen, hauptsächlich Balken, Bretter, Blöcke, dann auch Stangen, und endlich Reisig und dürres Gras, das das Wasser einmal daher geschwemmt hatte. Da saß er gerne auf einem Holzblocke und sah dem Rinnen des Wassers zu und dem Glänzen desselben. Aber nicht nur in der Petermühle war er gerne gesehen, sondern auch in den andern Häusern herum. Es gab kein einziges, in dem er nicht schon einmal gewesen wäre. Vorzüglich aber, wenn man den Mörixhof ausnimmt, in den er auch gerne ging, besuchte er am öftersten jene Holzhäuschen, welche in dem Thalgange der Moldau stehen, wie wir sie oben beschrieben haben, oberhalb des Kienberges, oder auch im Kienberge selbst, oder gar jenseits der Moldau in den Neuhäusern, wo der Jesuiterwald eine Blöße läßt. Er durchwandelte manchmal das ganze Thal, und wenn die Nacht über ihn kam, blieb er in einem der Häuschen, wo man ihn gerne behielt. Wenn er Mittags gegenwärtig war, aß er mit den Leuten, wie es denn überhaupt in jener Gegend die Sitte ist, daß die Leute, wenn man zufällig zu ihrem Essen kömmt, sagen: „Gehet her, und

esset mit uns." Er zahlte für dieses Essen nie etwas; wenn er aber in dem Wirthshause im Kienberge sein geringes Mahl einnahm, so zahlte er es aus seiner Barschaft, so wie er seine Wohnung und das, was ihm das kleine Weibchen kochte, wenn er zu Hause war, alle Wochen bezahlte.

Außer seinen Gängen in der Gegend herum schien er auch noch den Wald besonders zu lieben. Er ging recht oft in denselben hinaus, und da ging er nun zwischen den Birken und zwischen den Haselnußgesträuchen oberhalb des Kienberges herum, oder in den Föhrenwäldern, die sich dort häufig vorfinden — ja selbst in den großen, dichten, weit ausgebreiteten Wald ging er gerne, der jenseits des Wassers liegt, und von dem wir oben sagten, daß sich vorzugsweise nur Holzhauer- und Jägerpfade in demselben vorfinden. Die Leute kamen ihm auch darauf, daß er Moose aus dem Walde nach Hause trage, sie recht schön ausbreite und betrachte.

Von dieser Eigenschaft, die Wälder gerne zu besuchen, welche sich kurz nach seiner Ankunft als die vorzüglichste und auffallendste zeigte; — denn die Bewohner jener Gegend mit dem ewigen Anblicke ihrer überall herum liegenden Wälder vertraut, und von der Schönheit derselben nicht mehr ergriffen, außer wenn sie in Länder kommen, wo keine sind, wo sie dann von einem unsäglichen Heimweh befallen werden, gehen nie in den Wald, außer wenn das Holz ausgetheilt und angewiesen wird, wenn sie dasselbe schlagen und nach Hause führen, wenn sie Schwämme oder Beeren oder Feuerschwamm suchen, und endlich, wenn der eine oder der andere ein Jagdfreund ist, und von den Jägern im Herbste eingeladen wird, mit zu gehen — mochte er den Namen Waldgänger erhalten haben, mit welchem sie ihn sehr bald im Anfange bezeichneten. Von bloßem Spazierengehen ist überhaupt in jener Gegend nicht viel

die Rede, weil die Leute fast immer im Freien mit vielerlei und vieler Bewegung ihren Geschäften obliegen, Abends, wenn der rothe oder goldgelbe Himmel über ihren dunklen Wäldern flammt, nach Hause gehen, und daher das Spazierengehen wohl von dem Pfarrer und andern Herren begreifen, nicht aber von einem, der gekleidet ist wie sie. Er mochte von dieser Bezeichnung wohl kaum etwas wissen; denn Anfangs nannten sie ihn im Gespräche mit ihm, wie es dort Sitte ist, blos „ihr,“ später, da sie vertraulicher wurden, wie es ebenfalls Sitte ist, gebrauchten sie seinen Vornamen Georg. Denselben wandten sie endlich auch im Gespräche unter sich an, nur wurde er sonderbarer Weise immer der Simmigeorg genannt, von dem Umstande, daß er bei dem Simmibauer wohnte, und von der Eigenschaft der Landbewohner und Kinder, die Dinge nach dem gegenständlichsten und greifbarsten Merkmale zu bezeichnen. Aber ganz abkommen konnte der Name Waldgänger nie mehr, weil abgeschlossene und einsame Menschen an ihren einmal angenommenen Dingen haften, wie die Wurzeln ihrer großen Tannen in dem Grunde ihrer Berge, wie die Rinnsale ihrer Wässer, die eingekeilt in den Thälern, fort gehen müssen, während der Strom der Ebene oft sein Bette verändert, und wie ihre Nebel, die oft den ganzen Tag um die Bergspitzen weben, und Lichterspiele und Schatten malen, während draußen in der Ebene blos ein einfacher, dürrer heißer Tag ist. Vorzüglich nannten ihn noch alle diejenigen den Waldgänger, die weiter von ihm entfernt wohnten, die ihn selten oder gar nicht zu Gesichte bekamen, und zu denen blos gelegentlich die Rede und der Name von ihm gedrungen waren. Wie es geschieht, stellten sie sich dann unter dieser Bezeichnung etwas ganz Anderes vor, als den bedeutungslosen Mann, der sich in gar nichts von den Männern seines Alters in der ganzen Umgegend

unterschied — so wie auch wir jungen Leute der Schule ganz anders von ihm dachten, ehe wir ihn, da wir gelegentlich in die Ferien kamen, kennen lernten, und uns zu ihm drängten, daß er uns seine Sachen zeige. Das Einzige, 5 was uns auffiel, war, daß er nicht ganz so die Sprache rede, wie sie in jenen Gegenden gebräuchlich war, sondern daß ein fremder Klang durch dieselbe ziehe; aber als wir dann in der lateinischen Schule waren, wohin so viele Mitschüler aus allerlei Theilen des Landes zusammen 10 kamen, die unsere Sprache sehr verschieden redeten, sich gegenseitig aufzogen, und uns über manche unserer Eigenthümlichkeiten höhnten, bekamen wir selber Mißtrauen in die Sprache, die wir redeten, und verübelten es dem alten Manne nicht mehr, wenn er manche Worte anders sagte, 15 als es die Leute thaten, die um ihn lebten.

Wir haben oben gesagt, daß er häufig in der Gesellschaft eines Knaben gesehen worden sei, der barfüßig und barhauptig war, und schlechte Kleider hatte. Wenn jemand viel Gelegenheit hatte, jene Knaben des alten spanischen 20 Malers Murillo zu sehen, die er so schön gemalt hat, so kann er sich ungefähr eine Vorstellung von dem Buben machen, der in der That fast unzertrennlich bei dem alten Manne war.

Die Sache ist so gekommen.

25 In der ganzen Gegend jener Wälder sind an verschiedenen Stellen kleine, meist hölzerne, oft auch gemauerte, zuweilen verkommene zuweilen aber auch recht reinliche Häuschen, je nachdem der Bewohner ist, zerstreut, die man Hegerhäuser nennt, und deren Bewohner der Heger ist, ein 30 Mann, der über irgend ein Gefälle irgend eine Gattung Aufsicht hat. So gibt es zum Beispiele Fischheger, deren Geschäft darin besteht, daß sie in dem ihnen zugewiesenen Raume sich immer an dem Wasser aufhalten, hin und her

gehen und die Flußtheile besuchen, daß niemand unbefugt und zu unrechter Zeit fische. Die verbreitetsten aber sind die Holzheger oder Waldheger. Sie haben die untersten und letzten Theile des Forstgeschäftes zu besorgen, und stehen unter den Jägern, die Forst- und Waidmänner sind, und entfernter unter den Forstmeistern, die schon höher stehen, und nur bei entfernten Stellen herum zerstreut sind. Alles, was sich auf Begehung des Waldes, auf Ansicht der neu empor kommenden Bestände, auf Nachforschung über gerissene Stämme, Windbrüche, eingestürzte Stellen, auf schlagbare Striche, auf muthmaßliche Austheilung und Anweisung der Stämme an die forstgehörigen Leute, und dergleichen bezieht, ist das Geschäft des Holzhegers. An das immerwährende Herumgehen in den Wäldern gewohnt, kömmt diese Art und Weise auch in die Natur der Kinder, und es fiel niemanden auf, daß der Sohn eines solchen Hegers, ein ganz kleiner Bube, immer mit dem alten Mann, den sie den Waldgänger heißen, herum gehe, und den Eltern des Knaben fiel es auch nicht auf, und sie hatten nichts dagegen. Weder zu den besten noch zu den schlechtesten gehörend, steht in einer zurück gehenden Wiese, auf der Kraut und Kartoffelfelder und ein Gärtchen sind, das Hegerhäuschen des oberen Raimund. Weiter hinten liegen noch ein paar große graue Steine, dann ist ein aus dünnen Stämmchen geflochtener Zaun, durch den die Hühner aus und ein kriechen können, und dann beginnt der Wald, der weit zurück in das Thal und über die Schwellung der Berge geht. Die zwei Steine zeigt der Heger gerne als die einzigen in seiner Nähe, die der Teufel nicht im Stande war fort zu tragen, als er die Mauer baute, weil sie gar zu ungeheuer groß waren, und zu tief, bis mitten in die Erde gingen — und in der That, in der Nähe des Hegerhauses findet man keine Steine, aber weiter draußen über die

Berge hin und in den Thalrinnen, gegen die sie herein stürzen, finden sich genug, wiewohl der Aberglaube sich gegen offenbare Thatsachen verblendend behauptet, es gäbe in der ganzen Gegend keine losen Steine, weil sie alle in dem einzigen, großen ungeheuren Haufen in der Moldau lägen. Der obere Raimund heißt er darum, weil auch weiter unten, zwischen Hohenfurth und Rosenberg, auf einer ähnlichen Waldwiese ein Hegerhäuschen steht, dessen Bewohner Raimund heißt, und der untere Raimund ist, da die Leute hier Alles mit dem Vornamen zu benennen gewohnt sind. Mit dem oberen Raimund kam der alte Georg öfters zusammen, war es nun Zufall, oder war es, weil sie beide dieselben Gegenden und dieselben Waldbestände häufig begingen. Sie lernten sich kennen, sprachen oft mit einander, und wenn der Waldgänger in der Nähe des Hegerhäuschens war, so machte er wohl gerne einen Umweg, oder er ließ sich eine weitere Wanderung, als anders wohin, gefallen, um dort zu Mittag zu essen, oder über Nacht zu bleiben. Der Hegerin brachte er dann gerne, wenn er zu Zeiten in das weitere Land hinaus ging, ein Tuch, irgend einen Stoff auf einen Rock, oder sonst etwas, das ihr Freude machte, und Noth that. Die Hegerin hatte aber auch einen Knaben, der, als der Waldgänger zum ersten Male in dem Häuschen war, sieben Jahre alt sein mochte. Er saß eben, als der Vater mit dem fremden Manne kam, und die Mutter, weil es schon fünf Uhr Nachmittags war, in die Küche lief, um ihnen das Mittagsessen aufzuwärmen, neben dem Zaune, wo ein ganz winzig dünnes Wasserfädlein herein rann, das von dem Waldberge herab gekommen war, und störte mit einem Holze die schwarze Wiesenerde, über welche das glasklare Wässerlein floß, auf, daß es getrübt wurde, und so über die Wiese, an den großen Steinen vorbei, und durch Gebüsche wieder

hinaus, in den Wald ging. Er hatte bei seinem Geschäfte nicht blos die Hand sondern auch den Ärmel des Hemdes von der so leicht färbenden schwarzen Walderde beschmutzt. Mit den Füßen mußte er schon früher in dem Wasser herum gearbeitet haben; denn sie waren nicht nur naß, sondern auch, wie die nicht gar weit herab reichenden Beinkleider von derselben Erde, wie die Hände, beschmutzt. Neben ihm im Grase lagen mehrere aus Tannenholz gespaltene schneeweiße kurze und kleine Scheitchen, wie man sie gerne zu der Feuerung auf der Leuchte verwendet, wenn man auf ihr kocht — denn zum bloßen Leuchten hat man das fette föhrene Kienholz — und waren nach einer gewissen Ordnung in dem kurzen dunklen Grase, das auf der Walderde wuchs, gelegt.

„Was hast du denn wieder mit dem Holze gebaut, Simi?“ fragte der Vater.

„Hohenfurth,“ antwortete der Knabe, der mit den großen blauen Augen zu den zwei Männern hinauf schaute.

„Ihr müßt wissen, daß ich nicht umsonst fragte,“ sagte der Vater zu seinem alten Begleiter; „denn der Bube baut lauter Hohenfurth. Wenn er Steine in eine Zeile legt, so ist es Hohenfurth; wenn er die Holzstücke in eine viereckige oder fünfeckige Gestalt zusammen bringt, so ist es Hohenfurth; wenn er unten am Zaune sitzt, und der Hirt von den Kienberghäusern in der Nähe ist, sagt er: ‚Vater, da geht eine Ziege nach Hohenfurth, da geht ein Bock nach Hohenfurth, da schwimmt ein Holz nach Hohenfurth.‘“

„Vielleicht hat ihm Hohenfurth so gefallen, daß er es sich immer merkte,“ sagte der Waldgänger.

„Er ist ja noch gar nicht dort gewesen,“ antwortete der Heger.

„So laßt ihn einmal, wenn wir näher bekannt geworden sind, mit mir hinab gehen,“ sagte der Waldgänger, „ich werde ihm die Kirche zeigen, vielleicht gefällt sie ihm.“

„O ja, ihr könnt ihn mit nehmen,“ antwortete der Heger, „er geht gleich mit — wie oft ist er schon in den Wald hinauf gegangen, und ist immer wieder gekommen.“

Mit diesem Gespräche sind die zwei Männer bis zu dem Hause, und von da in die Stube des Hegers hinein gelangt, indeß der Gegenstand, von dem sie sprachen, draußen sitzen blieb, und die Augenlieder, um auf sein Geschäft zu schauen, wieder über die blauen Augen herab zog, die schier ein Eigenthum jener Gegend zu sein scheinen, so oft kommen sie in derselben vor. Sein Spiel aber schien ihn nicht mehr besonders zu freuen; denn er schlug mit dem Holze, statt blos in dem Wasser herum zu stören, auf die Oberfläche desselben, daß es auf die Wiese und auf seine Gestalt spritzte. Endlich hörte er ganz auf, und saß blos auf dem Grase und schaute. Er war nicht anders, als gewöhnlich Kinder in jenen Waldgegenden sind, oder vielmehr, er war ärmer, als die meisten dieser Kinder. Über den blauen Augen hatte er eine Menge blonder Haare, wie sie überhaupt, man könnte sagen, ohne Ausnahme, die Kinder jener Gegenden haben. Jedoch diese blonden Haare trug er nicht etwa in Locken, wie die Stadtmaler, wenn sie Kinder der Wildniß, gleichsam Waldengelein, malen wollen, sie darstellen würden, sondern dicht um die Stirne, wie sie wuchsen. Als Kleidung hatte er ein ledernes Beinkleid, gerade wie das des Waldgängers, nur daß es nicht unter den Knieen mit Riemen zu binden war, sondern etwas weiter hinab ging, offen stand, und die ungeschonten Füßlein nackt hervor gehen ließ, die oft von Gestrüppe zerkratzt, aber gesund und tauglich waren wie die des Rehes. Das Lederbeinkleid wurde von einem Hosenträger gehalten, der breit und roth war, und über das Hemd ging, das die Brust und die Schultern deckte, und das einzige fernere Kleidungsstück war, das er noch an hatte. Der Hals war bloß, und die Händchen schauten auch ziemlich weit aus

den Ärmeln heraus, die ein blaues oder rothes Besetzlein hatten. So war er jetzt angezogen, weil es Sommer war; im Winter, wenn er im Schnee herum ging, steckte ihn die Mutter noch in einen Schafpelz und in starke Stiefel und Strümpfe. Einen Hut oder sonst eine Kopfbedeckung hatte er weder im Sommer noch im Winter.

Es war ein recht schöner blauer Taghimmel über dem kleinen Stückchen Wiese, auf dem er saß, rings um ging der Wald, unten war ein Zaun, und draußen zwischen den grauen Steinen floß das Wasser der Moldau. Damit das Bildchen noch heimlicher werde, kräuselte sich der blaue Rauch von dem Feuer, das die Hegerin gemacht hatte, über dem grauen Dache zu der ruhigen Luft empor.

Die Männer saßen indessen, während der Bube im Grase war, drinnen in der Stube an dem Tische, auf welchen endlich die Hegerin das Mittagsmahl brachte, das sie ihrem Manne aufgewärmt hatte, der bei seinen vielen Waldwanderungen oft so spät nach Hause kam, daß sein Mittagsessen und Abendessen füglich in einander fallen konnten. Sie brachte zwei Teller und zwei Bestecke, und die Männer aßen von den aufgesetzten Speisen, während sie bei ihnen sitzen blieb. Der Heger erzählte dem Weibe, daß er den Mann da in den Humschlägen getroffen habe, daß sie sich schon lange gekannt, oft mit einander gesprochen haben, und zuweilen, wie es sich eben schickte, eine Strecke mit einander gegangen seien. Heute habe er ihn mit herab genommen, weil er eingewilligt habe, und sein Weg ohnedem an dem Hegerhause vorbei ging. Nach dem Essen blieben sie noch eine Weile sitzen, und erzählten einander. Des Abends ging der Gast, da der gelbe Himmel über den dunklen Waldhöhen stand, wieder von dem Häuschen fort, und wanderte noch zu dem Kluckhäusler an der schwarzen Wand hinüber, wo er über Nacht blieb.

Ein anderes Mal, als der Waldgänger wieder in dem Häuschen war, und beide, er und der Heger, auf das Versprechen vergessen hatten, den Buben einmal nach Hohenfurth zu führen, saß derselbe auf der bemalten Kleidertruhe seiner Mutter, hatte ihr Gebethbuch in den Händen, und las daraus: Burgen, Nagelein, buntes Haidlein — und andere abenteuerliche Worte, die ihm in seiner Einbildungskraft beikamen.

„Kann er noch nicht lesen?" fragte der Waldgänger.

„Nein, er kann es noch nicht," antworteten die Eltern.

Es wurde dießmal nicht weiter gesprochen; aber wenn nun der alte Mann, der jetzt öfter zu den Hegerleuten kam, in der Stube an dem buchenen Tische saß, und redete, fehlte der Knabe niemals, sondern er saß, oder kauerte auf einem Geräthstücke, und hörte zu, wobei er die großen blauen Augen sehr weit öffnete. Zuweilen, wenn etwas gar Besonderes erzählt wurde, stand ihm auch, wie es Kindern manchmal geschieht, der Mund offen, damit ihm ja nichts von den gehörten Sachen verloren gehe. Später richtete der alte Mann auch gelegentlich ein Wort an ihn, und sagte etwas zu ihm, und fragte ihn um etwas — und einmal, da er von dem Häuschen in den Wald ging, um Moose zu suchen, ging der Knabe, ohne weiter ein Wort zu sagen, mit ihm. Er ließ es geschehen, und brachte ihn am Abende wieder nach Hause. Dieß ereignete sich nun öfter, da der Waldgänger stets häufiger zu dem obern Raimund herüber kam, und zuletzt geschah es, daß, wenn er seine Sachen zusammen suchte, und von dem Häuschen in den Wald ging, der Knabe schon allezeit gerüstet da stand, um ihn zu begleiten. Sie gingen mit einander, und wurden mit einander gesehen. Es fiel den Leuten nicht auf; denn, obwohl sie immer zu arbeiten hatten, war es ihnen doch natürlich, daß ein alter Mann, der nichts mehr zu thun hatte, in den Wald

gehe, und dort nach allerlei Dingen herum suche, und daß ein Knabe, der noch nichts zu thun habe, weil er zu klein ist, ihn begleite. Die Eltern machten sich nichts daraus, weil sie in den alten Mann Vertrauen hatten, und überhaupt ihr Kind nicht so sehr vor den Wirkungen der Natur und den Menschen bewahrten, wie es etwa die Städter und die reichen Leute thäten, vorzugsweise machten sie sich darum nichts daraus, weil sie von der Beschäftigung des Vaters her an das Herumgehen und Steigen in dem Walde und seinen Schluchten gewohnt waren, und es für ein begehrenswerthes Ding hielten.

So ging eine Zeit dahin, und der Waldgänger kam immer öfter und lieber in das Häuschen des oberen Raimund hinüber, und wenn er den Knaben nicht zu Hause fand, weil doch die Kindheit und die Jugend keine Folgerichtigkeit hat, und er seinem Triebe folgend allein in den Wald hinaus gegangen war, so eilte der Greis bald an diese, bald an eine andere Stelle, wo sie sonst gerne waren, um ihn zu suchen. Er hatte ihn, seinem Vorsatze getreu, da schon der Sommer beinahe zu Ende ging, einmal nach Hohenfurth hinunter geführt, und hatte ihm die Kirche gezeigt. Er führte ihn vor die Bilder, und ließ sie ihn anschauen, er führte ihn vor das verschiedene kunstreiche Schnitzwerk und die Verzierungen der Stühle und Mauern, und endlich zu den Glocken hinauf. Dann gingen sie wieder auf dem Fußpfade, der über die Teufelsmauer führt, zurück, und durch den Wald über Dornen, spitze Hölzer, knorrige Wurzeln, und über die bemoosten Steine und den feuchten Moorweg zu den Eltern hinauf. Dann kam ein milder Winter, in welchem sie in Juchtenstiefeln in dem wenigen Schnee herum gingen, der oft weich zwischen den Bäumen lag, die ruhig in der gelinden grauen Nachmittagsluft standen, und auf ihn herab tropften. Als endlich schon aller Schnee von

den ganzen Bergen weg war, und sie unten in Hohenfurth die Auferstehung des Herrn begingen, führte er ihn zu dieser Nachtfeier in das Kloster hinunter, und ließ ihn von einer kleinen abgelegenen Stelle des Chores in das große Lichtermeer, das von den vielen Kerzen in der Kirche angezündet war, hinunter schauen, und ließ ihn die Fahnen sehen, die von dem Lichte angeleuchtet waren, und farbig und schimmernd zu dem Feste in der Kirche herum standen. Dann warteten sie, bis die Stimmen der Priester ertönten, und dann der Gesang des Volkes, und auch die ganze Musik der Kirche und der Schall der feierlichen Trompeten und Pauken. Als das Fest vorüber war, war es draußen auch schon ganz finstere Nacht geworden, und sie gingen bei dem Lichte einer schlechten Laterne, das der Waldgänger angezündet hatte, den langen Weg durch die Wälder und dem angeschwollenen Moldauwasser entgegen zu der kleinen Wiese und dem darauf gelegenen Häuschen zurück. An einem der schönen Tage, die nun folgten, da schon Alles trocken war und nur mehr die unzähligen kleinen Frühlingswässerlein in den Furchen der Wälder herab rannen, führte er ihn auf die Humberge hinauf, die gegen Mittag von dem Häuschen stehen und von deren Schneide man noch weiter gegen Mittag über das Land Österreich bis in die Steiermark hinüber sehen kann, und ließ ihn auf die blaue Kette der Alpen schauen, die in der dünnen klaren blassen Frühlingsluft wie ein Porzellanbildchen draußen lagen.

Sonderbar war es, daß der Bube jetzt, seit er wirklich in dem Kloster unten gewesen war, kein Hohenfurth mehr baute, und auch keine Dinge mehr nach Hohenfurth wandern ließ: war es nun, weil er unterdessen doch älter geworden war — denn ein einziges halbes Jahr reicht in jener Kinderzeit sehr weit vorwärts in der Förderung der Entwicklung — oder war es, daß er sah, daß außerhalb

Hohenfurth die Welt noch weit fort liege, und dasselbe nicht das Ende der Dinge sei, oder war es endlich, daß sich jetzt das Urbild in ganz bestimmter Gestalt in seine Vorstellung geprägt hatte, und jenen unbestimmten Duft der Einbildungskraft verscheuchte, der immer ohne Gestalt darinnen schwebte, und das Herz zur Gestaltgebung gereizt hatte. 5

Von nun an waren sie fast unzertrennlich beisammen. Die Eltern gestatteten sogar auch, daß der Knabe mit dem Greise in seine Wohnung zu dem Simmibauer hinüber gehe, und dort über Nacht bleibe, wozu man ihm ein Bettlein 10 auf die Erde gemacht hatte, oder daß er mit dem Waldgänger sonst wo herum wandere, und wenn sie die Nacht überkam, sein Lager mit ihm in irgend einem Häuschen theile, wo sie gerne aufgenommen waren. Man sah sie jetzt oft mit einander in dem Walde empor steigen, wie der Greis 15 mit dem breiten Hute in der Furche voran ging und der Knabe ihm folgte — oder man sah sie an dem Bette der Moldau sitzen, deren Wasser den Sand lieblich säumte, und um die Knollen und Steine herum ging, die auf demselben lagen, wobei der Knabe gerne die Füße im Wasser hielt und 20 dasselbe daran waschen ließ, während der Greis höher saß und erzählte — oder man sah sie auch in dem Gesteine der Teufelsmauer herum gehen, namentlich in den vielen zerworfenen und zerklüfteten Trümmern, die an dem Fuße des großen Blockes und rings um seine abgewaschene Krümmung herum lagen, und man sah sie hiebei auf die Erde 25 blicken, als suchten sie etwas, oder betrachteten etwas, das zwischen den Steinen liegen müsse, und die Bewegungen des Greises machte der Knabe genau nach.

Im Verlaufe des Sommers, der auf den gelinden Winter 30 folgte, sagte der Waldgänger einmal zu dem Heger Raimund, als sie am Tische saßen und die Hegerin auf die Worte der Männer hin hörte: „Ich werde euern Knaben lesen und schreiben lehren.“

„Wird es ihm nützen?“ fragte der Heger.

„Da er auch daneben etwas Anderes thut,“ antwortete der Waldgänger, „so wird es ihm nicht schaden. Das Rechnen aber, welches ich ihn auch lehren werde, wird ihm gewiß nützen, denn er braucht es sehr oft.“

„Meinetwegen, so könnt ihr es thun,“ sagte der Heger.

„Es wird sehr gut sein,“ redete die Hegerin darein, „ich gebe ihm mein Gebethbuch, wenn ich sterbe, und er kann alle Gebethe daraus lesen, welche darinnen sind.“

Der Bube hatte mit unwissenden und neugierigen Augen auf die Sprechenden hingeschaut und hatte nichts dazu gesagt.

Der Waldgänger ging am andern Tage mit ihm nach Hohenfurth, sie hielten sich an dem Kloster gar nicht auf, sondern gingen die ziemlich große Strecke weiter bis in den Marktflecken hinunter, gingen in das Kaufhaus, wo man alle Dinge bekömmt, die erdenklich sind, das heißt, die nach den Bedürfnissen jener Waldgegend als nothwendig erscheinen, und der Waldgänger kaufte ein Papptäfelchen, das mit Papier überzogen war, und auf dem große schwarze und rothe Buchstaben standen, die ganzen Buchstaben, aus denen unsere Sprache zusammen gesetzt ist, mit der wir alle Dinge der Welt sagen können. Dann gingen sie wieder zurück gegen das Kloster, und von ihm in den Wald, der zu dem Heger hinauf führt — und auf dem Rückwege saßen sie in den Steinen am Moldauufer, das den Häusern von Kienberg gegenüber ist, nieder, und der Greis sagte alle Laute, welche die Zeichen, die auf dem Papiere eingeprägt sind, bedeuten, und der Knabe sagte sie nach. Sie saßen lange, die Düfte des Harzes von den vielen Fichten, die in jenen Wäldern stehen, zogen um sie; das ganz schwache und wohlstimmende Sausen, das selbst an den windstillsten Tagen in Nadelwäldern hörbar ist, war über ihrem Haupte oder vielmehr, man wußte bei der

Unbestimmtheit des Tones nicht, ob er über dem Haupte ist, oder weiter vorne, oder weiter hinten, oder gar jenseits der Berge, über welche die dunkle Wucht der Wälder, von Wolkenschatten gesprenkelt, blähend hinüber liegt; draußen, wohin ihre Angesichter durch Birkenzweige schauten, raschelte in abwechselnder Stärke die mit Steinen tändelnde Moldau; dunkles Himmelblau war in den Tannenzweigen, und ruhte stille; der Schiller der Waldtaube schwebte vorüber; jenseits hinter den Dächern der Häuser der Kienberge glänzten die Felsen, und manch verlorner Schlag eines feinen Glöckleins, vielleicht von einer kletternden Ziege, kam zu Zeiten über das Wasser herüber.

Auf dem Wege, den sie dann weiter durch die dichten Schatten des Waldes verfolgten, und auf dem schmalen schwarzen Pfade, der dem Wasser entgegen über die sanfte Krümmung der Hügel führt, und seine Farbe von den seit hundert Jahren verwesenden Nadeln hat, sagte der Knabe: „Ich weiß es schon, Vetter, der dritte rothe heißt ce."

Zum Schreiben brachte der Waldgänger aus seinen Sachen ein Papierschiefertäfelchen hervor und einen Griffel, den er mit einem Schnürchen an die Tafel anhing. Er schrieb dem Knaben zuerst mit dem Griffel die gedruckten Buchstaben auf dem schwarzen Schiefer vor, und zeigte ihm, wie er sie nachbilde, dann die geschriebenen. Beide Täfelchen, das zum Lernen, und das zum Schreiben, wurden in ein Leinensäckchen gethan, das an einem Leinwandbande um die Schultern des Knaben hing, und das er auf seinen Wanderungen mit dem Greise mit sich trug.

Wenn sie dann zuweilen nach Hause kamen, das heißt in das Hegerhäuschen des oberen Raimund, und etwa ein schöner Abend über dem Walde war, der die langen Schatten der Tannenwipfel über das hellbeleuchtete kleine Stückchen der Wiese warf, das Wässerchen zuerst silberhell brennend

und dann goldgelb machte — wenn die Männer mit einander redeten, weil sie einen bekannten Baum abschätzten, wie viel er wohl Klaftern Holz geben möchte, oder weil sie einen Weg entwarfen, der wohl der nächste sein dürfte zwischen hier und einer andern sehr entlegenen Waldstelle — und wenn die Mutter unterdessen den Knaben in das hintere Stübchen neben der Küche genommen hatte, in das die Abendsonne recht warm hinein schien, ihn dort gewaschen hatte, ihm die Haare gekämmt hatte, daß sie wieder glatt und schön seien, und ihm endlich mit ihrer einzigen Scheere, die sie hatte, die von der Sonne gespalteten und verwitterten Spitzen der Locken abgeschnitten hatte, daß sie wieder recht schlank und glänzend fort wüchsen: nahm sie dann einen Schemel, setzte sich auf denselben nieder, stellte den Knaben an ihre Kniee, daß er sie berührte, und fragte ihn um seine Buchstaben aus, die sie kannte, während der Vater, der Heger, nie etwas mit solchen Dingen zu thun gehabt hatte.

So verging nach und nach der Sommer, und es folgte kein so gelinder Winter wie der vorige, sondern ein so harter, daß sich selbst die ältesten Leute nicht erinnerten, einen solchen je erlebt zu haben. Die Schneelasten drückten auf die Tannenäste, daß oft starke Bäume unter dem Drucke krachend zerbrachen, die Schlünde, die Steinmassen, und auch die Wege waren hoch überhüllt, daß der Waldgänger oft viele Tage nicht in das Häuschen des oberen Raimund herüber gehen konnte. Und wenn sie dann doch ausgingen, weil sie die Kälte nicht achteten, nämlich er und der Knabe, und wenn ihr Hauch vor Kälte wie ein weißer verdichteter Rauch unmittelbar von dem Munde weg ging, und wenn manche Föhre einen Knall machte, wie eine abgeschossene Büchse, weil sie in ihrem Stamme vor Kälte zersprang, so konnten sie nach jeder Richtung gehen, die ihnen beliebte, ohne erst einen Steg zu suchen, um über das Wasser zu

kommen; denn die Moldau lag unkenntlich da, nur große Stücke Eises, die eine vorhergegangene Überfluthung aufgestellt und gethürmt hatte, standen, wie die andern Steine und Blöcke, die auf dem Lande sind, da, und waren mit weißen ungestalten Hüllen bedeckt, wie jene; übrigens war keine Bewegung an der Stelle, an welcher sonst ein unaufhörliches Rieseln und Regnen war. Die in der Gegend herum gestreuten Häuschen waren in den vielen Schnee geduckt, ragten nur als kleine weiße Erhöhungen hervor, und hatten dünne blaue Rauchsäulen, die in dem allgemeinen Reife, der allüberall war, schnurgerade empor stiegen.

Der Winter verging auch, und es kam wieder der Sommer. Der Knabe war noch in dem glückseligen Alter, wo man im Sommer schnell vergißt, daß einmal ein Winter gewesen ist, und daß wieder einer kommen werde. Er freute sich jedesmal, wenn die Bäche des Schnees, die in jenen Gegenden spät, aber dann mit aller Gewalt erscheinen, reichlich dahin floßen, weil er nun wieder barfuß und ohne Rock werde herum laufen können — so wie er sich anderer Seits auch recht freute, wenn die ersten Flocken auf den ruhigen, harrenden, vielleicht schon gefrornen Forst hernieder fielen.

Wie die Lerchen auf den Feldern sangen, der Finke in den Wäldern, die Schwalben pfeilrecht schossen und an den Häuschen Nester bauten, wie an den rieselnden Gräben der dichtgelbe Saum der Butterblume wuchs, und draußen auf den Feldern der blaugrüne immer höher sprossende Sammt der Getreide wehte: gingen sie freudig nach allen Richtungen herum, und jeder Tag brachte blaueren Himmel, weißere Wolken, und größere über die Waldwände herein gehende Hitze.

Wie die Zeit so verging, lernte der Knabe schnell die Beschäftigungen des Greises. Er trug außer seinem Säck-

chen noch eine flache Tasche von Leder über die Schulter, die inwendig mit Blech gefüttert war, und in welche man Gewächse und Kräuter thun konnte; auf dem gewirkten Bande, an dem diese Tasche hing, und auf dem andern Leinenbande, das sein Schulsäckchen trug, steckten eine große Menge verschiedenartiger Stecknadeln, um etwa einen Schmetterling zu befestigen. Auch einen langen Stab trug der Knabe, an dessen Ende ein Ring befindlich war, mit einem schlotternden Flore geschlossen, daß man damit manchen flatternden Falter haschen konnte. Brod und Käse trug er in einem Säckchen, wenn sie essen wollten. Er lernte alle Raupen kennen und nennen und die verschiedenen Gesträuche und Gewächse, von denen sie sich nährten. Er kletterte an den Felsenwänden oder Blöcken empor, wenn dort Puppen waren, und suchte manchmal unter dem überhängenden Dache eines Steines an der Wand des Felsens hin, wenn etwa da ein Nachtfalter säße, und die mattfärbigen Oberflügel auf den grauen Stein legte, um Tagruhe zu halten. An den Zäunen und Blöcken, in dürrem Gestrüppe und unter den Dächern der Häuschen wurde gespäht. Die Moose erkannte er zuerst an der rostbraunen, oder hellgrünen, oder dunkelsammtigen Farbe, an den Haaren, oder an den glatten Herzchen, an den Spießen und Zacken und Knorren; später nannte er sie mit lateinischen und griechischen Namen, und sein scharfes Auge entdeckte sie gleich unter dem andern Grase und unter den hochaufschießenden Halmen des Waldes, oder in der tiefen Finsterniß, wo Blöcke über einander lagen, und nichts als ein feinglitzerndes Wässerlein hervor rann. Die Steine, von denen die Leute in der Gegend glaubten, daß sie alle die nämlichen sind, und wo sie höchstens, wenn einer durch die darauf liegende Erde oder durch das darüber fließende Wasser gefärbt war, sagten: das ist ein brauner, das ist ein schwarzer, unter-

schied er alle, und erkannte, daß ihrer eine ganze Menge seien, wenn sie so unter dem Gerölle, oder unter dem herab geschlagenen Getrümmer, oder dem angeschwemmten Geschiebe herum gingen: da war der dichtgesprenkelte Granit, der gelagerte Schiefer, der spielende Serpentin, der glatte 5 Kiesel mit dem zuckerweißen Bruche, wenn man ihn zerschlug, und mehrere andere und wieder andere, besonders der Marmor, der plötzlich, wenn Alles grau war oder angeschlämmt, mit einem rothen Täfelchen hervor sah — und wenn Muscheln an dem Strande lagen, war die eine so, 10 und die andere anders: gewundene und gerade, flach und tief, es waren bunte, perlglänzende, zerschlagene, verwitterte, die mit den Farben wie ein Regenbogen schimmerten. Und unter all diesem Herumgehen saßen sie wieder oft stundenlange in dem Walde nieder und betrieben das Lernen des 15 Knaben. Man konnte sie so sitzen sehen, und in dem Buche oder auf der Schreibtafel grübeln — oder eigentlich man konnte sie selten sehen; denn meistens saßen sie einsam, wenn nichts um sie war als etwa der liebliche Ruf der Amsel, oder sonst ein Waldlaut, den man nicht gleich deuten 20 konnte, und kein Ding da stand als die lichtbeglühten Stämme, zwischen denen ein stummer Falter flatterte.

Der Greis hatte auch ein Büchschen mit Dinte aufgetrieben, zum Schreiben. Es war mit einem Holzstoppel gut zu schließen, daß keine Dinte heraus rinne, und dann 25 war es mit einem darauf passenden Deckel zuzuschrauben. Der Greis hatte gemeint, es sei besser, wenn der Bube auch mit Dinte schreiben lerne, damit er es in die Übung bekäme, wie es bei andern Leuten gebräuchlich ist. Früher hatten sie blos mit dem Griffel auf der Schiefertafel ge- 30 schrieben. Das Papier wurde in dem Schulsäckchen aufbewahrt — und oft, wenn der Knabe in den herab gesprenkelten Schatten vor einem Steine kniete, und darauf

auf seinem Papiere mühsam schrieb, saß der sehr alte Mann nicht weit von ihm auf einem andern Steine, und schnitt ihm mit einem feinen Messerlein Federn, die dann in einem langen schmalen Holztrühelchen aufbewahrt wurden, das ein feines Brettchen als Schieber hatte. Gerechnet wurde meistens im Kopfe, und immer im Gehen, manchmal aber auch doch mit dem Griffel auf der Tafel.

Der Knabe war willig und folgsam, wenn der Greis sagte, daß man jetzt diese Dinge machen werde, er war folgsam, theils aus Liebe zu dem Greise, theils weil ihn die Sache reizte, daß er sie treffe, und er machte bedeutende Fortschritte darinnen.

Er hatte den alten Mann zuerst immer Vetter genannt, wie wir oben gesehen haben, und wie es fast alle Leute in der Gegend zu einander thun, einerseits, weil sie bei der dünnen Bevölkerung wirklich schier alle mit einander verwandt sind, andererseits, weil sie mit diesem Worte gerne ihre Zutraulichkeit und Freundlichkeit zu erkennen geben: aber zuletzt nannte er ihn Vater, weil seine Mutter es immer, seit der Greis zum ersten Male in ihr Häuschen gekommen war, gethan und er es sich angewöhnt hatte.

Im nächsten Sommer darauf, also im dritten, da sich der Waldgänger und der Knabe kennen gelernt hatten, und der letztere schon Alles, was er lernen sollte, recht flink verrichten konnte, fragte er einmal den Greis: „Vater, warum ist denn eigentlich das Lesen und Schreiben, ich kann es jetzt schon sehr gut, und kann gar nichts damit thun?"

„Das ist darum," sagte der Greis, „damit du in der Zukunft noch mehr lernen könnest. Die Sache ist eigentlich seltsam, und ich werde suchen, sie dir begreiflich zu machen. Warum du das Andere in der Zukunft auch noch lernen sollst, und durch dieses wieder ein Anderes, ist

freilich sonderbar und nicht erforschlich — aber es wird so sein, wie ich dir sagen werde. Die Leute haben viele Bücher gemacht, in denen Alles steht, was sie bis heute gethan und erfahren haben, und auch das, was Keiner gethan und erfahren, sondern was nur Mancher gedacht hat, welches zuweilen richtig, zuweilen unrichtig ist. In dem menschlichen Geschlechte ist nun ein wunderliches Streben — zuerst der Drang, sich zu entwickeln, dann Kinder zu haben, dann zu genießen, dann zu wissen, all die kleinen Dinge zu erforschen, Gott zu erkennen — allein das verstehst du jetzt noch nicht."

„Nein, ich verstehe es nicht."

„Weil du auch den Trieb hast, dich aus zu breiten, wirst du viele Bücher lesen, und wenn du zugleich die Welt anschauest, wirst du Manches aus ihnen schöpfen, was dir nützlich ist. Der schönste Gebrauch aber, den du vom Schreiben machen kannst, ist der, wenn du einmal weit von hier bist, und in den Ländern draußen herum gehst, daß du deiner Mutter schreibest, wie es dir geht."

„Wie ist das, meiner Mutter schreiben?"

„Du nimmst ein Papier, und schreibst alle die Worte darauf, die du deiner Mutter sagen würdest, wenn du bei ihr wärest, und dieses Papier gibst du dem Bothen mit, der immer die Wege hin und her geht, daß es nach Hohenfurth gelange, und von da zu der Mutter, welche die Worte lesen wird. — Ein solches Buch aber, aus dem du etwas lernen kannst, werde ich dir nächstens geben."

„Ja, Vater, gebt mir ein solches Buch."

Sie waren eben, als dieses Gespräch vorfiel, auf dem Wege, der in einer großen Krümmung von der Teufelsmauer weg an der Moldau durch den Wald des Hirschberges geht — das heißt: durch den Wald geht kaum ein Weg, sie gingen über die dunkeln grünbemoosten Steine unter den

Fichtenzweigen weg, und ließen sich von dem immer hör-
baren Rauschen der Moldau leiten — dann kömmt man
aber zu dem Steindlhammer, wo ein Fahrweg, der von
der Romandlmühle herab führt, vorbei geht, und durch
das Moldauthal an dem Abdecker vorüber zu dem Kloster
Hohenfurth hinab leitet. Als sie an dem Häuschen des Ab-
deckers ankamen, saß der uralte Adam auf dem hölzernen
Bänkchen, das vor der schneeweißen Wand des Häuschens
steht, und ließ sich von der Sonne anscheinen. Er hatte
ein kurzes Lederbeinkleid an, schlotternde Strümpfe an den
Füßen, und Schuhe, die ihm zu groß geworden waren. Der
Oberkörper war mit einem rothen Leibe bedeckt, sonst hatte
er keinen Rock an, sondern nur die bloßen Hemdärmel,
und auf dem Haupte gar nichts. Die Haare des geschorenen
Bartes, der in langen Stoppeln aus dem Kinne hervor
sproßte, waren schneeweiß, und die des Hauptes, welche
noch reichlich quollen, waren ebenfalls so weiß wie im
Frühlinge die Blüthen des Kirschbaumes. Das Angesicht
war hager, aber noch schwach roth. An seiner Seite saß
ein anderer alter Mann, um sich gleichfalls zu sonnen. Er
sah dem alten Adam sehr ähnlich, nur hatte er ein rötheres
Angesicht und keine so dichten Haare, sondern dünnere
schlichter herab gehende, die ebenfalls keine andere Farbe
hatten als weiß. Sonst war er gekleidet wie sein Nachbar,
nur daß die Füße keine Schuhe und Strümpfe an hatten,
sondern nackt auf den warmen Boden der Erde herab
gingen, und die dunkle von der Sonne hervor gebrachte
Farbe zeigten. Unter dem Thorwege richtete ein rüstiger
Mann den Karren zusammen, um fort zu fahren, und
tiefer im Hofe drinnen sah man drei kleine Kinder spielen.
Als die zwei Wanderer, der Alte mit dem breiten Hute
und der Knabe mit dem bloßen Kopfe, die verschiedenen
Dinge tragend, die sie gerne mit hatten, aus ihrem

staubigen Wege auf die sonnige Gasse hervor kamen, blieben sie stehen, weil es der Waldgänger so einrichtete, und derselbe sprach zu dem älteren von den zwei auf der Bank sitzenden Männern: „Gott grüße euch, Adam, das ist ein schöner warmer Tag heute.“

„Ja, es ist ein warmer Tag,“ antwortete der Angeredete, „aber in meinen Jahren ist die Sonne nicht mehr leicht zu heiß.“

„Wie alt seid ihr denn, Adam?“

„Ich glaube, es werden sieben und neunzig sein, wenn ich mich nicht verzählt habe, etwa um eines oder zwei.“

„Habt ihr nicht auch Kinder und Enkel gehabt?“

„Ja, der hier neben mir sitzt, ist mein Sohn, er ist drei und siebenzig Jahre alt. Er hat auch schon über gegeben, und ist im Ausnehmerstübchen, wo er mich bei sich behält. Sein Sohn dort, der jetzt den Braun heraus führt, mein Enkel, hat lange nicht heirathen wollen, aber endlich hat er es doch gethan, und jetzt sind schon wieder drei kleine Kinder da. Sind sie denn nicht gleich bei uns gewesen?“

„Sie sitzen im Hofe drinnen, Vater,“ sagte der jüngere von den zwei auf der Bank sitzenden Männern.

„So, so,“ antwortete ihm der alte Adam.

„Sind denn nicht Kinder oder Enkel von euch fort gegangen, eine Weile nicht nach Hause gekehrt oder gar draußen in der Welt geblieben?“ fragte der Waldgänger.

„Ich habe nur den einzigen Sohn gehabt,“ antwortete der alte Adam, „und der ist nie von mir fort gegangen, sondern er ist immer bei dem Häuschen geblieben, und hat die Arbeit gethan. Wenn er in die Kirche hinaus ging, oder weit um ein Thier fahren mußte, so rechne ich das nicht. Er hat wieder auch nur einen einzigen Sohn gehabt, der gleichfalls zu Hause geblieben ist. So haben wir fort gelebt, und wenn einer alt geworden ist, gingen die jüngern zu der Arbeit, und thaten den ältern in das Ausnehmen.“

„So, so, sie sind alle da geblieben," sagte der Waldgänger. — „Lebt wohl, Adam, wenn ich wieder herab komme, werden wir wieder etwas mit einander reden."

„So lebt wohl, und seid nicht gar zu fleißig," erwiederte der alte Adam.

„Wenn ich auch recht fleißig wäre, so ist mein Fleiß nicht mehr so ergiebig."

„Nun, nun — ein kleines Theil der Arbeit nimmt schon euer Sohn auf sich, und wenn er größer wird, wird er noch mehr auf sich nehmen."

„Es ist nicht mein Sohn," sagte der Waldgänger, „sondern er gehört dem oberen Raimundheger."

„So, so, so, das habe ich nicht gewußt," antwortete der alte Adam, während die zwei Wanderer ihren Fuß weiter setzten, und in dem schmalen Fahrwege hinab gingen, gegen eine Ecke, wo eine Biegung der Moldau ist, und ein Zaun und Bäume stehen, die ihnen den Rückblick auf das weiße Häuschen entzogen.

Sie gingen hinunter bis zu der Abtei, und wendeten sich dann wieder links gegen die Berge und gegen das Häuschen des Simmibauer, wo sie am Abende ankamen. Am andern Tage blieben sie zu Hause, und der Waldgänger wirthschaftete in seinen Sachen herum, wobei der Bube mit wirkte, als wolle er helfen.

So verging die Zeit: dem Greise, wie es im Alter gewöhnlich ist, sehr geschwinde — dem Knaben, weil er vorwärts strebte, sehr langsam — und einmal im Spätherbste, als sie an einem gegen die Waldrinne hinein gehenden Abhange saßen, da die Sonne schon müder schien, da die Blätter abfielen, da die Kohlmeise sich sammelte, um fort zu ziehen, da keine Schwalben mehr da waren, und der leichte dunkle Winkel der Wildgänse am blassen Himmel zog, sagte der Knabe: „Vater, ich gehe nicht von euch, so lange ich lebe."

„Mein Kind," antwortete ihm der Waldgänger, „du wirst um vieles länger leben als ich, und du wirst auch früher von mir gehen, als ich sterbe, und als du dann allein fort leben müßtest. Es bleiben ja nicht einmal die eigenen Kinder bei den Eltern, geschweige denn fremde; sondern 5 sie gehen alle fort, um sich die Welt zu erobern, und lassen die Eltern allein zurück, wenn ihnen diese auch Alles geopfert, wenn sie ihnen ihr ganzes Glück und das Blut ihres Herzens gegeben hätten. Es wird auch schon so das Gesetz der Natur sein. Die Liebe geht nur nach vorwärts, 10 nicht zurück. Das siehst du ja schon an den Gewächsen: der neue Trieb strebt immer von dem alten weg in die Höhe, nie zurück; der alte bleibt hinten, wächst nicht mehr, und verdorrt. Und wenn auch die Zweige bei einigen zurück zu gehen scheinen, und nach abwärts streben, so ist es 15 nur, daß sie die Erde berühren, um einen neuen Stamm zu gründen, der den Platz verlassend sogleich wie ein Pfeil in die Höhe schießt. Siehst du die Erdbeeren, sie haben lange feine Schnüre, die an dem Boden fort streben, und wenn eine solche Schnur einmal nach auswärts geht, kehrt 20 sie niemals mehr zu dem Ursprunge um, von dem sie gekommen, sondern sie erlangt ein Häkchen, mit dem sie in den Boden greift, um von diesem Mittelpunkte neue fort laufende Geschlechter zu erzeugen, die immer weiter in die Ferne streben. Du liebst ja auch deine Mutter nicht so, wie 25 du von ihr geliebt wirst. Es ist sehr selten, sehr selten, daß ältere Söhne noch bei ihren Vätern bleiben. Ich habe zwei gekannt, die sehr zärtlich waren, und ihre Ämter ließen, um bei dem Vater bleiben zu können. Sie gingen auch nicht zu ihren Freunden, wenn er Abends etwa krank war, 30 sondern saßen bei ihm und beachteten sein Leiden. Aber das ist eine Ausnahme, und es ist selten. Auch ist es nicht oft so, wie bei dem alten Abdecker Adam, bei dem sie nur

blieben, weil sie draußen gleichsam verachtet, und lieber daheim bei den Ihrigen sind, und thun, was die Familie seit Jahren her gethan hat."

Nach diesem Gespräche waren sie stille, und gingen abwärts gegen das Thal der Moldau, und zwischen den einzeln gelegenen und weit zerstreuten Häuschen hin, wo die Bewohner entweder Laub heim sammelten, daß es zur Winterstreu diene, oder mit Holz oder mit Reisig oder selbst mit Abfällen von Stroh die Seite des Hauses verbauten, wo im Winter die kalten Winde ankommen werden, oder von dem zweirädrigen Karren die Spätkartoffeln abluden, die sie von dem kleinen Felde nach Hause gebracht hatten. Am Abende kamen die zwei Wanderer zu dem Hegerhäuschen des oberen Raimund, auf dessen Wiese gar nichts mehr war, als etwa noch eine Zeitlose, die aber auch schon verblüht und von den Nachtreifen verstört war.

Schon nach einem Jahre ging es in Erfüllung, was der Waldgänger hier so trübselig voraus gesagt hatte. Der Holzflößer Simon, der Taufpathe des Knaben, von dem derselbe den Namen Simon oder Simi, wie ihn die Eltern immer aussprachen, erhalten hatte, sagte einmal zu dem Heger, da der Knabe schon so groß sei und auch so unterrichtet, so sei es doch einmal die Pflicht der Eltern, daß sie ihn irgend wohin thäten, wo er das lerne, was einmal zu seinem Lebensunterhalte dienen könnte — und er wiederholte diesen Ausspruch öfters. Die Eltern fragten den Waldgänger, zu dem sie das größte Vertrauen hatten, und ohne dessen Rath sie gar nichts mehr thaten. Dieser sagte, der Holzflößer habe Recht, und es müsse so geschehen. Als man den halben Sommer berathschlagt hatte, wie man es machen müsse, und als man endlich damit im Reinen war, schnitt der Vater an einem kalten Novembertage, an welchem der Boden sehr hart gefroren war, einen

Haselnußstab von dem Gehege, und als man den Knaben in dicke warme ihm fremde Kleider gehüllt hatte, die ihnen sehr schön erschienen waren, führte er ihn fort in die Fremde, daß er dort etwas lerne. Der Knabe folgte willig und geduldig, weil Alle, die er kannte, gesagt hatten, daß es so sein müsse. 5

Das Hegerhaus war nun sehr einsam, da die beiden durch den Wald fort gegangen waren, und der dünne Rauchfaden stieg gleichsam betrübt zu dem grauen Novemberhimmel hinauf, als sich die Hegerin zu Mittag eine 10 Suppe kochte, die sie immer, wenn ihr Mann nicht zu Hause war, statt gesetzmäßig zu kochen, schnell machte, und auf dem Schemel des Küchenstübchens sitzend, wo sie sonst die glatten blonden Haare des Knaben gekämmt hatte, aß. Den Waldgänger sah man mit seinem grauen Rocke und 15 großen Hute zwischen den weißen entlaubten und daher durchsichtigen Birkenstämmen des Kienberghanges hinüber in das Häuschen des Simmibauer gehen.

Acht Wochen nach diesem Ereignisse ist auch der Waldgänger auf immer von dieser Gegend fort gegangen. Der 20 Simmibauer sagte, er scheine sich so sehr um den Knaben des Raimundhegers gehärmt zu haben — „aber ich glaube es nicht," setzte er hinzu, „denn was kann denn ein Mann, der noch dazu in so hohen Jahren ist, mit einem solchen Knaben zu reden haben?" 25

Der Bauer zeigte uns Buben im nächsten Sommer, da wir einmal bei ihm waren, noch die sehr schwer mit Nägeln beschlagenen Schuhe des Waldgängers, die er da gelassen hatte, weil er sich sehr große Juchtenstiefeln hatte machen lassen, und mit ihnen im hohen Schnee fort ge- 30 gangen ist. Er hat ein großes Buch mit genommen, zwischen dessen Blättern viele Moose eingepackt waren. Die Schuhe wurden nach und nach von dem Simmibauer zerrissen, sonst

war nichts von dem Alten zu sehen. Wir wuchsen auf, und keiner von uns hätte gewiß mehr in seinem Leben an den Waldgänger gedacht, wenn mir nicht zufällig später einmal sein früher geführtes Leben bekannt geworden wäre, 5 das wir im folgenden Kapitel erzählen wollen.

2.
Am Waldhange.

Ein ganzes Menschenalter früher, ehe sich das ereignete, was wir oben beschrieben haben, wurde weit entfernt von dem bisherigen Schauplatze einem Elternpaare ein Knäblein geboren, so wie fünf und sechzig Jahre später 10 den Hegerleuten ihr Knabe geboren wurde. Beide Elternpaare hatten das gemein, daß sie nach lange unfruchtbarer Ehe mit diesem Kindersegen erfreut wurden, bei beiden blieb das geborene Kind das einzige, und bei beiden war es von der ganzen andern Welt abgeschieden, und schier nur 15 allein auf die Berührung mit seinen Eltern angewiesen. Zwar um den Geburtsort jenes älteren Knaben lagen nicht so sehr Wälder und Berge herum wie um den des Hegerbuben, auch waren seine Eltern nicht gar so eingeschränkt, daß sie beinahe nichts Anderes kannten, als die Stämme 20 der Bäume, die um sie herum standen, und das vorbei rinnende Wasser: allein es war auch nicht gar viel anders. Der Vater war ein Prediger in einem Dorfe des nördlichen Deutschlands, auf welche Stelle er sehr lange gewartet hatte, die er jetzt bereits zehn Jahre bekleidete, und 25 von der er sich nicht weg verlangte. Um das Dorf lagen nicht, wie wir sagten, Wälder und Berge, sondern es war vielmehr eine Ebene herum, auf welcher gerade gar kein Wald war: aber wenn man so hin sah, so standen die wenigen Bäume der Zäune und Raine so winzig draußen

an dem Himmel: die Felder mit dem Weizen, der Gerste oder dem Haiden waren nach geringer Breite schon so kleine Streifen und Linien; die ungeheure Himmelsglocke war so voll von weißen und grauen, und blaulich schimmernden Wolken; ein Kirchthurm, ein Amthaus oder sonst eine Wohnung, in der sich wieder Menschen befanden, war so sehr, wenn gerade eine günstige Beleuchtung darauf fiel, ein weißer leuchtender Punkt oder Strich in einem blauen Streifen draußen, daß man in dem Pfarrdorfe eben so abgetrennt von der übrigen Welt der Menschen war, als hätte man mitten in einem großen Walde gelebt. Der Vater entfernte sich niemals von dem Dorfe, außer wenn er Nachmittags mit seinem spanischen Rohre in den Feldern spazieren ging, und ein einziges Mal während seiner Amtsführung, wo er in einem Wägelchen fort fuhr, weil er in dem Consistorium draußen etwas zu thun hatte. Von der Welt kam auch niemand in das Dorf herein, außer wenn in zwei drei Jahren einmal ein Amtsbruder mit seiner Ehehälfte, oder mit einer sittsam gekleideten Tochter erschien, und bei den Predigerleuten den Kaffee einnahm. Der Vater erwiederte niemals solche Besuche, theils weil er nicht leicht sehr weit gehen konnte, theils weil er wegen der vielen Studien, die er sich auferlegte, nicht dazu kam, die Welt zu genießen. Die Bauern fuhren in die Stadt, wenn sie nach der Ernte ihr Getreide verkaufen wollten, sonst auch wohl noch der eine oder der andere, wenn Jahrmarkt dort war, und er für die nächste Zeit etwas in seine Wirthschaft brauchte. Der Pfarrhof und die Kirche, an deren Außenmauer und Hintergitter eine Menge Fliederstauden wuchsen, waren eine kleine Strecke von dem Dorfe entfernt, das sich so hinter Weiden und einigen alten Obstbäumen versteckte, daß man es kaum sah. Das Innere des Pfarrhauses und der Hof wurden äußerst reinlich gehalten. Der

Hof, welcher nur an drei Seiten von dem Gebäude umgeben war, war mit Sand bestreut, und das Gebäude hatte gegen ihn rings herum einen Gang mit viereckigen gemauerten Säulen und einem niedern Mäuerlein als Brüstung, was dem Pfarrer sehr gefiel, weil er darin gehen konnte, und das Ding etwas Schloßähnliches hatte. Manchmal standen auch langstielige Pflanzen oder andere seltsame Dinge darinnen. Die größte Schönheit der Gegend bestand in dem Pfarrgarten, in welchem alle Jahre derselbe Wechsel der Erscheinungen vor sich ging: Primeln, Tulpen, Levkoien, Monatrosen, dann die große Rose, Nelken, Georginen und Astern. Die Mutter des Knaben, die Pfarrersgattin, war eine klare stille blauäugige Frau, die zwischen den Astern und Georginen herum ging, und ihren Knaben sittsam erziehen wollte. Sie kam noch weniger aus, als ihr Mann, ging selten mit ihm spazieren, und konnte oft kaum abkommen, in das Dorf hinab zu gehen; sondern sie war immer in der Umfriedigung ihres Hauses, waltete in demselben und schaffte Reinlichkeit. Sie ging sehr fein und langsam im Hause herum, und drang wie ein Sonnenstrahl in alle Klüfte, daß der Staub sich entferne, und jedes rein glatt und scharf sei. Von der Wohnung ging sie in die Kirche, wo sie die am meisten von ihrem Manne erbaute war, und zu Hause gab sie ihren zwei Mägden das Beispiel des Duldens und der sanftmüthigen Mäßigung. In die Welt ging sie nicht, nicht etwa, weil sie dieselbe haßte, sondern weil sie nicht ging. Wenn von Dingen draußen geredet, und die Rede an sie gerichtet wurde, sagte sie blos: „das weiß ich nicht.“ Diese Antwort bekam am meisten ihr Mann — denn von Außen kam selten etwas herein — wenn er in einer Erdbeschreibung, die auch nicht mehr wahr war, las, und ihr dann von Sitten und Gebräuchen der Völker erzählte, die überall auf der Erde sind.

Weil es ein Theil des Berufes eines Predigers mit ist, seiner Gemeinde mit einem guten Wandel vor zu leuchten, so durfte sein Knabe, da er heran wuchs, nicht zu den übrigen Buben des Dorfes hinaus, um mit ihnen zu spielen; sonst hatte er auch kein Geschäft in dem Dorfe, wie vielleicht, um etwas zu holen, weil es stets die Mägde verrichteten, — und so war er immer unter den Eltern, mußte dort gehen und stehen und sich benehmen, wie sie es befahlen, und mußte lernen und sich auf seinen künftigen Beruf vorbereiten. Er sah nichts, als die Ebene und den großen Himmel darauf und im Winter das warme Stübchen und den Ofen. Der Vater unterrichtete ihn selber in allen Fächern, die ihm in der Zukunft nothwendig sein konnten, und da er sich selber in den Arbeiten, die er unternommen hatte, wenig Muße gönnte, so theilte er auch dem Knaben den ganzen Tag ein, daß jede Stunde ihre Beschäftigung hatte, die einst nützlich sein könnte — was der Knabe alles pünktlich erfüllte.

Wie es bei Vätern häufig geschieht, daß sie ihren Kindern alle möglichen Stände gönnen, nur den eigenen nicht, so wollte der Pfarrer auch, daß sein Georg nicht Theologie studiere, und den mühseligen Weg zu einer Pfarrei gehe, den er selber gegangen war. Der Knabe aber wäre am liebsten ein Prediger geworden, und er hätte schon jetzt nichts so gerne gethan, als ein gesetzmäßiges Gewand angezogen, Reden gehalten, konfirmirt, die Christenlehre ausgebreitet und dergleichen Mehreres, aber der Vater gab es nicht zu, sondern das Ziel seiner Wünsche ging dahin, daß sein Sohn ein Syndikus oder Amtmann, oder sonst ein Kanzleiherr würde, der in einem großen Hause säße, und seine Kinder gut versorgen könne. Er richtete sich schon jetzt bei seinem Unterrichte nach diesem Zwecke, und trug ihm Alles vor, von dem er nur irgend denken konnte, daß

es ihm in diesem seinem Berufe Vortheil bringen möchte. Namentlich lehrte er ihn gut Latein, und drang auf eine schöne, leichte, leserliche Handschrift, der Knabe lernte und erfüllte Alles, was ihm der Vater zu lernen und zu erfüllen vorlegte.

So kam endlich die Zeit, wo der Prediger sagte, daß der Sohn nun Alles könne und wisse, was ihm zu können und zu wissen Noth thäte, und daß er nun in eine Lehranstalt hinaus ziehen müsse, um die eigentlichen Brodfächer zu treiben, und sich darin zu vollenden. Die Mutter hätte ihr Kind am liebsten bei sich behalten, und hätte sich keine größere Seligkeit denken können, als wenn alle Tage einer nach dem andern gekommen wären, und ihr unschuldiger Knabe immer neben ihr gespielt hätte. Aber, wie sie eine verständige Frau war, die einsah, daß er seinem Stande gemäß hinaus müsse, um zu lernen, und gleich seinem Vater etwas zu werden, und wie ihr ganzes Leben ein Opfer gewesen war, um der Tugend zu huldigen und den Leuten ein Beispiel zu geben; so opferte sie sich auch hier, und ließ ihren Sohn von sich, ohne ein Wort der Einrede dagegen zu sagen. Sie hatte ihn mit allem Möglichen an Wäsche an Kleidern an nützlichen Werkzeugen und guten Lehren versehen, was er nur immer in der Fremde und in der Abgeschiedenheit von seinen Eltern brauchen könnte; man gab ihm noch, was Alles die herjährigen Ersparungen des Hauses vermochten, er nahm Abschied, und ging fort, und trug das sinnende Wesen mit, das er von der Mutter, und die Einfachheit, die er von dem Vater hatte. Die Eltern blieben in der großen Stube sitzen, und sandten ihm ihren tausendfältigen Segen nach.

Als er, den seine Mutter noch immer für einen Knaben hielt, der aber unterdessen ein ordentlicher Jüngling geworden war, in der Universitätsstadt ankam, die man ihm als den

Zielpunkt seiner nächsten Laufbahn zugewiesen hatte, war sein Erstes, die Briefe abzugeben, die ihm der Vater und der Superintendent, ein alter Schulfreund des Vaters, mit gegeben hatte — ein Schulfreund, den der Vater jetzt fünf und zwanzig Jahre nicht gesehen hatte. Dann bezog er die 5 Wohnung, die ihm von einem Freunde des Vaters im Vorhinein bestellt worden war, und dann ging er daran, sich in seinen nun vorzunehmenden Studien ein zu richten. Es war ausgemacht worden, daß er die erste Zeit, wo er noch wenig Bekanntschaften und Empfehlungen hätte, von dem 10 Gelde leben solle, das ihm die Eltern mit gegeben hatten, und daß er dann, wenn er einmal eingewohnt und bekannt geworden wäre, sich durch Lehrstunden den nöthigen Unterhalt verschaffen sollte, wozu der Pfarrer schon das legen werde, was das Pfarrhaus alle Jahre in Ersparung bringen 15 könnte. So hielt er es auch, und er kargte mit dem Mitgenommenen, daß er den Schatz nicht gar so schnell verschleudere, und sich in seinem Gewissen den Vorwurf eines Verschwenders machen müsse. Das sah er bald, daß es mit dem von seinem Vater mitbekommenen Wissensvorrathe 20 nicht so ganz seine Richtigkeit hatte; denn er sah, daß er Vieles von dem Vater nicht gelernt hatte, was er hier brauche, und daß er Vieles gelernt habe, was ihm hier zu nichts nütze sei. Er mußte sich daher, da er einmal Einsicht in die Sache bekommen hatte, einen ganz andern Plan 25 machen, als der zu Hause entworfen worden war, und Vieles nachholen, an dessen Nothwendigkeit man nicht gedacht hatte. Aber es machte auch nichts. Er ging bis zu dem Punkte zurück, von dem er glaubte, daß er da mit Sicherheit ausgehen könnte, und begann seine Lerngegen- 30 stände einzutheilen, und sie planmäßig nach vorwärts zu verfolgen. Er ging mit dem größten Eifer darüber, und arbeitete mit innigstem Fleiße fort. So wie er zu Hause

vom Lernen nur aussetzte, wenn er mit dem Vater spazieren ging, wobei ihn dieser bei der Hand nahm, und neben den Saaten hinführte, so saß er auch hier den ganzen Tag bei den Büchern, und nur gegen Abend ging er aus, und ging ein wenig in den Feldern, die um die Stadt lagen, herum, weil ihm aufgetragen worden war, sich durch Leibesbewegungen auf seine Gesundheit zu schauen. Sein schönes Angesicht, welches roth und weiß war, und die sanften schwärmenden Augen darinnen fielen schon damals Manchen auf, aber er wußte es nicht, daß er sie hatte, und lebte fort. Nach und nach wurde er bekannter unter den Leuten, bekam Anträge für Lehrstunden, nahm sie an, und besorgte sie mit größter Pünktlichkeit. Er füllte von nun an seine Zeit aus zwischen den eigenen Arbeiten, die ihn in seiner Bahn fördern sollten, und zwischen dem Unterrichte, der Andern beibringen sollte, was sie noch nicht wußten.

Es war zu Hause ausgemacht worden, daß er zur Ersparung des vielen Reisegeldes drei Jahre nicht nach Hause kommen sollte. Ehe das dritte noch ganz um war, konnte er aus eigenen Mitteln die Reise bestreiten, und wollte seine Eltern überraschen. — Und eines Tages im späten Herbste, da schon die meisten Felder der Ebene braun waren, weil man sie geackert hatte, und einige dazwischen schon das blaulich grüne bethaute Dunkel der Wintersaaten trugen, ging ein schlanker Mann mit einem schwarzsammetnen Rocke, einem schwarzsammetnen Barette, langen auf die Schultern fallenden Haaren, und einem großen Knotenstocke bei dem hinteren Gitter des Gartens herein, das so wie das vordere niemals zugesperrt war, und ging neben den allerletzten Resten der von den Nachtfrösten schon ganz schlapp gewordenen Astern vorüber gegen das Predigerhaus hin. Der Pfarrer war eben im gewöhnlichen schwarzen

Gewande und mit einer langen Pfeife im Gange der viereckigen Säulen, und putzte die Stämmchen der Rosenbäume, die in Töpfen standen, daß sie rein seien, ehe sie in das winzige Glashaus kämen, das er sich in diesen drei Jahren her erspart hatte — und die Mutter sah bei dem Fenster der Speisekammer heraus, da der junge Mann durch den Garten ging — beide erkannten in ihm sogleich ihren Sohn Georg, und es war eitel Freude in dem ganzen Hause. Wenn sich auch seit der Zeit gar nichts geändert zu haben schien, so war doch Manches anders geworden: die sehr vielen unendlich kleinen Fältchen und Linien im Angesichte der Mutter, die sie gehabt hatte, als der Sohn fort gegangen war, waren nun größere und tiefere geworden, und neue feine und nach allen Richtungen laufende waren zwischen ihnen zum Vorscheine gekommen, auch das Angesicht, das sonst immer mit einem Hauche von Roth überzogen gewesen war, war schier ganz weiß und fast noch feiner geworden als früher — nur die Augen waren so blau und gut geblieben wie sonst: der Pfarrer hatte spitzere Ellbogen bekommen, sein Gang war nicht mehr so sicher, und er selber schien etwas kleiner geworden zu sein: der Knabe, die späte Frucht zweier alternder Eheleute, die sie sich so sehnlichst erwünscht hatten, war ein Jüngling geworden, sein Angesicht war dunkler und blühend, und um sein Kinn und um seine Lippen war der reiche Anflug des ersten Bartes zu erblicken.

„Gott grüße dich, mein Sohn Georg,“ sagte die Mutter, „Gott grüße dich. Hast du dir alle die schönen Sachen, die du da an hast, erst in der letzten Zeit machen lassen?“

„Ja, Mutter,“ antwortete der Sohn, „nicht nur dieses habe ich mir machen lassen, sondern ich habe noch manches Andere, das aber zu Hause in der Truhe ist, weil ich es auf der Reise nicht brauchte, und weil es nur für die Stadt paßt.“

Der Vater wollte wissen, wie sich der Rector befinde, was dieser und jener Pedell mache, wie diese und jene Kneipe empor gekommen, wie sich die Burschenschaften anlassen, und wie dieser und jener Gebrauch geübt werde: aber der Rector war ein griechischer Mann, der Alles auf Hellenenthum bezog, die Pedelle waren gestorben, die Kneipenwirthschaft war in neue Hände gekommen, und die Sitten und Gebräuche und Benehmungsweisen der Burschenschaften waren ganz anders geworden.

Der Sohn blieb so lange zu Hause, als es seine Geschäfte gönnten, und als die Liebe seiner Eltern heischte, daß er bleibe, ohne deßwegen demjenigen, was für seine Zukunft nöthig wäre, Abbruch thun zu wollen. Endlich war die Zeit wieder um, und er mußte fort. Er war erst jetzt daran, in die eigentliche Universität einzurücken, und die Brodfächer, wie sich der Vater ausdrückte, zu beginnen. Er nahm zum zweiten Male Abschied, sie entließen ihn mit Thränen und Segenswünschen, aber nicht mehr mit so vielen guten Lehren, wie das erste Mal, weil er bereits so groß und verständig geworden war, und die alternden Eltern sich nicht getrauten. Er ging wieder über die Ebene zu Fuße fort, wie er gekommen war, und die durch ihn belebte Pfarrwohnung war wieder so einsam wie vorher. Die Einsamkeit war alle Tage die nämliche, so wie die Sonne alle Tage die nämliche und einsame war, welche auf das Dach der Wohnung nieder schien, und Abends stets dieselbe Stelle des Kirchthurmknopfes vergoldete. Jahre um Jahre gingen dahin: der Pfarrer predigte, die Gattin hielt die Habe zusammen, die Bauern führten ihr Getreide in die Stadt, und die Felder der Ebene mit den geringen Wechseln, welche die Verlegung der Getreidearten hervor brachte, hatten das Ansehen, welches sie hundert Jahre her gehabt hatten.

Der Sohn des Predigers war in der Stadt, und hatte indessen alle Studien, die zu dem Stande, der seinem Vater der liebste war, paßten, mit größtem Eifer aufgenommen und fort gesetzt. Er wendete denselben Fleiß darauf an, den er bisher immer angewendet hatte, er ließ kein Fach daneben liegen, von dem er glaubte, daß es ihm einmal in seinem künftigen Stande nützlich sein könnte, er hatte inzwischen noch so viele Zeit gefunden, seinem Hange, der ihn zur Mathematik und zu den Naturwissenschaften trieb, ein wenig nachzugeben und diese Dinge daneben zu treiben, und er ging endlich seinem Ziele, einmal in die amtliche Wirksamkeit einzutreten, entgegen. Allein seine Eltern erlebten dieses nicht mehr. Wie ein Prediger gewöhnlich schon alt ist, wenn er sein Amt antritt, wie seine Gattin gewöhnlich schon ältlich ist, wenn sie seine Braut ist, weil er sie meistens schon in den Studienjahren kennen lernt, und die Leute in Liebe, Treue und Ergebenheit ausharren, bis sich irgend ein Pfarrplätzchen findet, in das sie einrücken können, wo dann häufig Amtsantritt und Trauung zusammen fällt — da endlich hier auch noch zehn Jahre nach der Vermählung vergehen mußten, bis die Predigerin ihrem Manne den Sohn Georg gebar: so starben beide Eltern, ehe der Sohn das erreichen konnte, wohin sie ihn gehen sahen. Der letzte Brief des Vaters war noch recht heiter gewesen, und da der Sohn nur die Schriftzüge sah, die die nämlichen geblieben waren, nicht aber die des Antlitzes, die sich in den wenigen Jahren, seit er wieder abwesend war, schnell verändert hatten, so kam ihm die Todesbotschaft zu früh, als ein Ding, dessen Möglichkeit er sich wohl gedacht, dessen Eintritt er aber noch weit in die Jahre hinaus geschoben hatte. Als er die Nachricht bekommen hatte, daß seine Eltern, obwohl sie schon alt waren, doch für ihre Jahre noch zu früh, eines nach dem andern gestorben seien — that er

anfänglich gar nichts, er setzte alle seine Studien aus, und lebte eine Weile wie im Müßiggange fort. Dann gab er alle seine bisherigen Bestrebungen auf, und fing an, Mathematik, Naturwissenschaft, mechanische Wissenschaften und Baukunst zu betreiben — und so wie er früher, durch seine Erziehung daran gewöhnt, Ausdauer und unsägliche Geduld hatte, wenn er einmal etwas für recht erkannte, und alle Opfer brachte, um das Angefangene durch zu führen: so machte er es auch jetzt so, und both alle Kräfte auf, seinem neuen Zwecke näher zu rücken, um so mehr, da ihn dazu seine Neigung zog, und er das Frühere nur aus Liebe zu seinen Eltern gethan hatte. Er ging noch einmal nach Eiserode, so hieß das Dorf, wo seine beiden Eltern begraben waren. Auf ihren Gräbern waren einfache Kreuze, in dem Pfarrhofe waren fremde Menschen, in dem Garten wurden die Dinge umgeändert — und die Ebene, auf welcher die Felder waren, und die grauen Strohdächer des Dorfes, die aus den Weiden und Obstbäumen hervor sahen, und die Sonne, die auf alles das hernieder schien, waren gerade so, wie, da er noch als Knabe unter diesen Dingen herum gegangen war. Er ging wieder zu Fuße über die Ebene fort, er ging in die Stadt, in welcher er bisher seine wissenschaftlichen Arbeiten betrieben hatte, er blieb jetzt auch nicht in derselben, sondern ging wieder von ihr fort, und kam nach und nach in südlichere Gegenden, die bisher in dem Glanze der dorthin stehenden Sonne recht freundlich zu ihm herüber geschienen hatten. Da er von Kindheit an nur um seine Eltern gewesen war, da sich erst weit von dem Rande der Ebene, in der er aufgewachsen war, wieder eine dichtere Bevölkerung von Menschen befand, da er auch während seiner Studien mit wenigen, man könnte sagen, mit niemanden Umgang gehabt hatte, sondern immer bei den Büchern gesessen war, und mit den Menschen gleichsam nur wie mit zufälligen

Naturgewalten in Berührung gekommen war, die nach ihren inwohnenden fremden Gesetzen wirken, nicht wie mit lebendigen Wesen, die innerlich sind wie er, und in Liebe und Haß zugethan und abgeneigt sein können: so hatte er etwas Scheues, Abgezogenes, man könnte sagen, Wildes, bekommen — und da seine Eltern nun todt waren, so erschien es ihm, als sei er der einzige Mensch auf der Welt, und sonst gäbe es keinen. Darum mochte es auch gekommen sein, daß er sich von der Rechtswissenschaft und den Staatslehren abgewandt hatte, welche überall eine Geselligkeit und einen Zusammenstoß von Menschen voraussetzen, die in lebendiger Leidenschaft, in Gunst und Abgunst auf einander wirken, die es für ihn nicht gab. Darum zog sich sein Herz zur Natur, gleichsam zu Dingen, die schon an und für sich da sind, die ihm nichts wollen, und deren Ähnlichkeiten schon gesellig mit seinen Eltern lebten, da er bei ihnen heran wuchs. Darum zog es ihn zur Baukunst, deren Denkmale von Todten aufgeführt, gleichsam in ihren Eigenschaften ebenfalls selbstständig da stehen, schöne Merkmale zeigen, die als ein Bleibendes auf die Gefühle der Seele des Menschen wirken, und in ihrer düsteren Pracht auf diejenigen weisen, die hinüber gegangen sind, und da weilen, wo seine Eltern sich jetzt befinden. Er kam bei seinen Wanderungen nach dem Süden auch in Wälder, deren er keine bei seinem Heranwachsen in der Heimath gesehen hatte, und dergleichen ihm nur, da er sich ferne von der Heimath in der Stadt aufgehalten hatte, wo er seinen ersten wissenschaftlichen Bestrebungen oblag, in sehr unbedeutender und kümmerlicher Gestalt vorgekommen waren. Er liebte diese Wälder sehr, ging gerne in ihnen herum, und suchte nach allerlei Gegenständen in denselben, die er sich aufhob, und zu Sammlungen vorbereitete. Auch große Gebirge erblickte er, verweilte in ihnen, und sah ihre Zacken und Mauern und

Kronen wie gewaltige Bauwerke an, die in uralter Zeit einst jemand aufgeführt hatte. Da ging er gerne allein neben den strömenden Wässern, die am Fuße dieser Bauwerke in den Thälern dahin rollten. Weil er bei seinen Erlernungen jetzt nicht mehr an gewisse Vorschriften gebunden war, als nur an solche, die er sich selbst gab, weil er keine Prüfungen abzulegen hatte, wo er sich über seine Tüchtigkeit in einem Fache ausweisen mußte, sondern weil ihm nur die Sache als solche oblag, daß er sie in Besitz bekomme und einstens anwende, wie es ihn freue: so richtete er sich seine Studien so ein, wie sie ihm am zweckmäßigsten schienen, und wie er glaubte, daß er am leichtesten zum Ziele gelangen könnte. Er kaufte sich Bücher, wo er sie nur immer für sein Fach bekommen konnte, und untersuchte sie, und lernte in ihnen. Er hatte kein anderes Vermögen, als das wenige, was er sich während seiner ersten wissenschaftlichen Laufbahn, die er wieder verlassen hatte, durch Unterrichtgeben erwarb, und zum Theile in Ersparung zurück legte. Es war nicht viel, aber bei seiner Art, sehr mäßig zu leben, mochte es schon noch eine Weile reichen. — So wanderte und lebte er fort — und wenn er zu irgend einem im Baue begriffenen Werke kam, an dem sehr viele Menschen gleichsam wie Maschinen arbeiteten, ging er hinzu, verdingte sich bei dem Werke, und arbeitete mit. So war er endlich dreißig Jahre alt geworden — und in dieser Zeit lernte er ein Mädchen kennen, zu dem er eine mächtige Leidenschaft faßte.

Sie war die einzige Tochter einst wohlhabender, ja reicher Eltern. Beide Eltern stammten ebenfalls aus dem nördlicheren Deutschland her, und die Mutter war sogar die Nachbarin des Ländchens, in dem die einsame Ebene und das Pfarrhaus lag, in welchem Georg aufgewachsen war. Diese Mutter hatte das zweifelhafte Geschenk empfangen,

das schönste Mädchen der Stadt zu sein, in welcher sie geboren worden war. Es bewarben sich alle heirathfähigen Männer um sie, namentlich aus ihrer eigenen weit verbreiteten wohlhabenden Verwandtschaft. Sie würde auch einen derselben genommen haben. Aber da erschien der Vater 5 unseres Mädchens — er war auf der Durchreise begriffen, lernte zufällig die allgemein begehrte Schönheit kennen, und trat in die Reihe der Bewerber. Da seine Reise blos eine zur Lust war, so schlug er sofort seinen Aufenthalt in dem Städtchen auf, und theils seine Wohlhabenheit, theils sein vor- 10 nehmes Benehmen machte ihn zu dem gefährlichsten Nebenbuhler der Andern. Aber doch waren die Eltern des Mädchens der Bewerbung entgegen, weil sie dasselbe nicht gerne von sich und aus der Stadt mit einem fremden Menschen fort gelassen hätten, auch das Mädchen selber war ihm nicht mehr geneigt 15 oder abgeneigt als den Andern, ja vielleicht war sie gegen ihn, als den Fremden, scheuer als gegen die Einheimischen: aber das Alles steigerte noch den Wunsch und die Leidenschaft des Bewerbers, daß sie wie mit düsterem Schmerze aus seinen Augen heraus sahen, und der einmal zufällig hingeworfenen 20 Äußerung, daß ihm ohne sie das Leben keinen Werth habe, und daß er es mit Leichtigkeit hinwerfen würde, ein gefährliches Siegel der Wahrheit aufdrückten. Sonderbar, — wie jedes Tiefe und Gefühlte entzündet, so war gerade das, was die Eltern noch mehr zurück schreckte, in die Verbindung 25 zu willigen, geeignet, das Mädchen zu entflammen, daß sie nun erklärte, diesen Einzigen wolle sie, und keinen Andern. So ward sie seine Gattin, und unter dem Murren aller Verwandten und Bekannten, daß man eine so reiche schöne Erbin einem Fremden hingebe, von ihm fort geführt. Unter 30 der Reise, da sie noch zärtliche Zweifel an die Beständigkeit seiner Liebe ausdrückte, versicherte er sie, und schwur ihr, daß er die Worte des Predigers, die er bei der Trauung

an sie gerichtet hatte, ewig vor Augen haben, und sie ewig freundlich, sanft, liebevoll und nachsichtig behandeln werde wie jetzt. Die Augen der jungen Gattin strahlten vor Freude, und sie dankte Gott in ihrem innerlichsten Herzen, daß sie einen so edlen herrlichen Mann zum Gatten erhalten habe. Er führte sie weit von ihrem Geburtsorte weg auf seine Besitzung, die nahe an einer großen Stadt war, ja man könnte sagen, noch in derselben lag, da der Garten in seinen hintern Theilen die Stadtmauer und die Gärten der Vorstadthäuser berührte. Hier richtete er sich ein, und schaffte erst nach seiner Ankunft Alles an, was ein eheliches Leben heischte, da er bei seiner Fortreise nur gedacht hatte, daß er eine Reise durch ganz Deutschland machen, und keine Ahnung gehabt hatte, daß er eine Gattin mit bringen würde. Er hatte keinen Vater und keine Mutter mehr, auch keine Verwandten waren da, weil er eigentlich vom Rheine herüber stammte und sich erst da angekauft hatte. Er häufte alles an Schmuck und Kleidern nur immer erdenkliche Schöne auf seine Gattin, und wenn er sie zu Freunden und Bekannten in der Stadt herum führte, um sie ihnen zu zeigen und sie mit ihr bekannt zu machen, und wenn sich die unzweideutigsten Zeichen der Bewunderung in den Mienen und Augen kund gaben, war er unsäglich stolz, und triumphirte über die Schönheit des Weibes seiner Wahl. Am Ende des ersten Jahres ihrer Ehe gebar sie ihm ein Töchterlein, das die sehr großen schwarzen Augen der Mutter auf die Welt brachte, und nach wenigen Monaten zeigte, daß es auch die sehr langen Wimpern derselben erhalten werde, und das feine Weiß und Roth des Angesichtes, und den unbeschreiblich lieblichen Mund, auf dem gleichsam alle Holdseligkeit des schönsten Herzens lag. Es wurde mit wahrhaftiger Pracht behandelt, und lag in seinem Bettlein in einem Schneeschimmer von Linnen und in allerlei andern Bestandstücken des

Geschmackes und der Verschwendung. Das Kind hatte in der Taufe, die nach dem Gebrauche der protestantischen Kirche vollzogen wurde, den Namen Eleonore Elisabeth Corona empfangen, nach dem Namen der Großmutter — nämlich der Mutter des Vaters — nach dem der Mutter, und endlich nach dem der Pathe. Die Mutter brachte nach zwei Jahren ihrem Gatten auch einen Sohn, aber derselbe starb schon im ersten Monate, und von da an hatte sie kein Kind mehr, so daß das Mädchen das einzige blieb. Auf die Erziehung dieses Kindes verwendete der Vater nun alle seine Sorgfalt und alle seine Mittel. Es war so schön geworden, wie er es sich erwartet hatte, das Antlitz hatte um die ungewöhnlich großen Augen eine solche Reinheit der Farbe, und es ging ein so zartes Weiß und Rosenroth der Kindheit gegen die Wangen und das sanfte Kinn hernieder, daß es mehrmal geschah, daß Freundinnen der Mutter dieselbe auf die Gefahr aufmerksam machten, die es für die Gesundheit des Kindes haben könnte, wenn sie dasselbe schon so sehr schminkte — worauf die gewöhnliche Antwort war, daß die Mutter das Kind empor hob, ein Tuch nahm, und mit demselben die Wangen und die Stirne des Mädchens rieb, um zu zeigen, daß auf diesen Stellen keine künstliche und gefährliche Farbe angebracht sei, wie man vermuthet hatte, worauf es immer geschah, daß das Roth der geriebenen Wangen in einen noch tieferen kindlichen Purpur überging, und die unbewußten großen Augen noch mehr daneben erglänzten. Der Vater kleidete das Mädchen in die schönsten Gewänder, die man für Kinder ersinnen konnte, und wenn es, da es größer geworden war, in ein Sammtröckchen gethan wurde, daraus die Füßlein in kostbaren Stoffen und schönen Stiefelchen hervor sahen, und wenn das zarte Haupt von den dunkelsten Locken, die es bekommen hatte, umwallt war, setzte es der Vater gerne in den Wagen, setzte

eine reich gekleidete Wärterin, die es halten mußte, dazu, und ließ es von den schönsten Pferden, die es in der Gegend gab, im Triumphe herum fahren. Es kam mit frischeren Äuglein und gesunderen Wangen von einer jeden solchen sausenden Fahrt zurück. Zur Bedienung und Wartung hatte es eine Amme, die nur zur Oberaufsicht da war; denn gesäugt war das Kind von der eigenen Mutter worden, dann hatte es eine Wärterin und zwei Mägde. Sein Zimmer war mit Allem versehen, was nur immer in jedem Falle der Krankheit oder Gesundheit eines Kindes nothwendig sein könnte. Daneben wurden bereits, da das Kind noch ganz klein war, zwei andere Zimmer des Gebäudes eingerichtet, die ihm dienen sollten, wenn es heran gewachsen wäre. Alle Fächer, Kästen und Tischchen standen in den Zimmern, welche Mädchen brauchen können, um ihre tausend Sachen unter zu bringen und darauf zu legen, eine ausgewählte Büchersammlung war da, auf einem Gestelle lagen bereits die Notenbücher von bis jetzt vorhandenen von Mädchen am meisten geliebten Musikstücken, in der Ecke stand ein Pianoforte, in der damaligen Zeit ein sehr neues und sehr kostbares Werkzeug, auch eine Harfe mit großem schwerem Resonanzboden und mit übermäßigen goldenen Verzierungen, von dem schneeweißen Vorhange des Fensters halb überdeckt und von dem rothseidenen Faltenwurfe desselben an ihrem Fuße umbauscht, stand unter dem Fensterbogen da, und sah in das Zimmer heraus. — Auf dem Ankleidetischchen lagen alle und jede Dinge, die ein weibliches Wesen, wenn es sich schmückt, als Werkzeuge gebrauchen, oder wenn sie auch unnütz sind, doch wenigstens als daliegend wünschen könnte — der große Spiegel, um die ganze Gestalt sehen zu können, stand daneben, kleinere, um Theile des Körpers zu untersuchen, lagen und hingen zum Handgebrauche herum — die wirklichen Schmuckstücke waren

zum Theile schon vorhanden; denn in einem aus Ebenholz und Elfenbein verfertigten Kästchen lagen viele Sammtfächer, in deren jedem ein Juwelenstück war, Edelsteine nach zusammengehöriger Art gefaßt, daß sich die Besitzerin mehrere Male ganz neu schmücken konnte — dann war an feinen Linnen und Spitzen und dergleichen den Moden nicht so sehr unterworfenen Dingen schon Alles in unverarbeitetem Zustande da, um, wenn die Besitzerin einst eintritt, nur die Scheere anlegen zu können: für die andern Dinge und Stoffe, welche in kleinen Zeiträumen schnell ändern können, sind schon die Kästen und Fächer in Bereitschaft, um am Tage vorher, ehe die Herrin eingeführt wird, hinein gelegt zu werden, und an allen Sachen in Seide, Wolle, Gold- und Silberstickerei, welche die Zeit eben hat, die Räume zu füllen, und die Gebietherin mit keinem Mangel und keiner unwirthlichen Leere zu empfangen.

Als das kleine Mädchen nach und nach heran wuchs, bekam es immer mehr an Bedienung und an Aufmerksamkeiten, und mit allen Sachen, die einem aufblühenden Mädchen von Wichtigkeit sein können, wurde es reichlich umringt. Es bekam die besten Lehrer, die in allen Fächern zu haben waren, und es wurden die besten Mittel zum Unterrichte angeschafft. Als es vierzehn Jahre alt war, wurde es in die oben beschriebenen Zimmer eingeführt, und es wurde seiner Einbildungskraft Alles übergeben, was die zwei vorgerichteten Zimmer enthielten.

Die Mutter des Mädchens war eine ernste einfache ruhige Frau, die lieber eine ungekünstelte gute Wirthschaft geführt hätte. Sie schien sehr unglücklich zu sein. Sie wurde krank, und ging in dieser Krankheit in den Zimmern herum, und die großen schwarzen Augen standen jetzt recht gespensterhaft in der Blässe des Angesichts. Endlich starb sie, die Hand auf das Lockenhaupt ihres Kindes gelegt, und die

Augen, immer blödsinniger schauend, erbarmend und fest auf sie gerichtet. Der Vater ließ die Verstorbene mit Pracht begraben. Er ließ ihr das schwere, seidene Gewand, das reich mit Gold gestickt war, das er ihr vor mehreren Monaten als eine Überraschung gebracht, und das sie kaum einmal auf dem Leibe gehabt hatte, anziehen, damit sie schön da liege, feine Blondspitzen mußten das weiße Angesicht, das jetzt scharf gezeichnet war, und keine Spur der ehemaligen Schönheit mehr zeigte, umgeben, und die Krause um den Hals wurde vorne von einem Edelsteine, einem unlängst gekauften Rubin, zusammen gehalten. So ward sie in das Grab gelegt.

Wenige Tage nach dem Begräbnisse ließ der Vater seine Tochter zu sich in sein Schreibzimmer entbiethen, stellte ihr dort die bisherige Haushälterin, mit der er schon bei Lebzeiten seiner Gattin in einem unerlaubten Verhältnisse gestanden war, vor, und sagte, diese solle sie nun wie eine Mutter ehren und ihr die Hand küssen, wie sie es der verstorbenen gethan. Die Tochter antwortete in diesem Augenblicke nichts, als sie möchte mit dem Vater allein sein, und da die Haushälterin sich entfernt hatte, sagte das Mädchen, sie sei nun sechzehn Jahre alt, sie selber wolle die Wirthschaft führen, er solle nur einige Monate zusehen, sie werde es so gut machen wie die Mutter — aber diese Frau müsse er auf immer aus dem Hause geben.

„Das willst du, Corona?“ sagte der Vater, indem er auf stand, zu ihr trat, und ihr in das Angesicht sah, „du wirst gewiß thun, was ich dir befehle.“

„Nein, Vater, ich werde es nicht thun.“

„Ich sage dir, du wirst es thun.“

„Nein, ganz gewiß nicht.“

„Nicht!?“ sagte der Vater. Er nahm sie ihr in die Augen sehend mit seiner Hand bei der Schulter, und stieß

sie zurück, daß sie in das Sopha nieder taumelte. Sie weinte nicht, und sagte kein einziges Wort.

Am andern Morgen, als der Tag kaum angebrochen war, trat sie, gekleidet wie eine Reisende, zu dem Bette des Vaters, und sagte, daß sie in der Nacht gepackt habe, und daß sie jetzt fort reisen werde.

„Wohin wirst du denn reisen?"

„Zu der Großmutter."

Der Vater versagte es; allein da mehrere Tage vergingen, und das Kind hartnäckig immer dasselbe verlangte — nach mehreren heftigen Auftritten, wo sie immer, wenn sie gefragt wurde: „warum denn?" unausgesetzt schwieg — nachdem er sie noch einmal bei beiden Schultern gefaßt, heftig geschüttelt, und sie ihm nichts als das unveränderliche, ausdruckslose Angesicht entgegen gehalten hatte — und nach unleidlicher Verwirrung im Hause gab er auf einmal nach, und halb ihre Absicht fördernd, halb sich die Miene gebend, als ahne er nicht, was sie vor habe, ließ er sie ihre Sachen weiter packen — im entscheidenden Augenblicke ritt er gar in den Wald hinaus, und in einem Wägelchen, das sie selber gemiethet hatte, fuhr das Mädchen von dem elterlichen Hause fort. Der Fuhrmann lenkte von der Stadt ab, zielte gegen den Wald hin, und auf der Straße zwischen den grünen Bäumen rollte das Fuhrwerk fort, niemanden auf seinem Sitze enthaltend als das einsame Mädchen. Sie hatte von den Edelsteinen, die in ihren Zimmern lagen, nur das mit genommen, was sie bisher getragen hatte: das Andere, und Alles von der Mutter ließ sie zurück. Der Vater hatte ihr noch Reisegeld und Briefe zugestellt.

Nachdem sie mehrere Tage gereiset war, und sich in Städten, wohin sie Briefe hatte, ein paar Tage aufgehalten, und von den Leuten, denen sie empfohlen war, eine recht

freundliche Aufnahme gefunden hatte, kam sie endlich bei der Großmutter an. Sie wurde von dem Wagen, in dem sie in der letzten Nacht, nachdem sie früher auf allerlei Postwägen gewesen war, wieder ganz allein mit dem Fuhrmanne während Regen und Gewitter im Walde gefahren war, herab gehoben und in ihr Stübchen geführt, da von dem Vater schon vorher ein Brief gekommen war, der ihre Ankunft gemeldet hatte.

Die Großmutter war eine einfache ehrliche Kaufmannsfrau aus der alten Zeit. Sie hatte ihre Tochter während der ganzen Ehe derselben nicht besucht, und nur einmal einen Besuch von den jungen Eheleuten bekommen, den sie mit großer Pracht abgestattet hatten. Ihr Mann, der früher für die Verhältnisse des Städtchens reich gewesen war, hatte sich dem Spiele ergeben, und war so herab gesunken, daß er kaum mehr wohlhabend genannt werden konnte. Endlich starb er, und Handelsverweser, die ungetreu waren, brachten das Herabgekommene noch weiter herunter, daß zuletzt kaum mit Noth etwas Anderes übrig war, als die nackten Mauern des Hauses, und eine dürftige Summe, von deren Erträgniß die bereits sehr alte Frau lebte. Der Handel war ganz aufgegeben. Die andern Verwandten, die Brüder des Mädchens, das einst die größte Schönheit der Stadt gewesen war, und die Geschwisterkinder desselben waren inzwischen reiche Leute geworden, sie trieben sämmtlich bürgerliche Gewerbe und Handel, manche zwei derselben, breiteten sich aus, hatten Häuser, und hatten Söhne und Töchter, die sich auch mitunter den Geschäften schon unterzogen, und sich selbstständig zu machen suchten. Unter diesen Verwandten ging das wunderschöne Mädchen ein paar Jahre herum, war von ihnen gelitten, und wurde öfter bei diesem und bei jenem eingeladen. Sie war Anfangs durch ihre ausgezeichnete Kleidung ein seltsamer und fremder

Gegenstand unter ihnen gewesen, aber sie gewöhnten sich bald daran. Von einigen wurde sie leise gehöhnt, von andern zum Heirathen begehrt, und als sie es ausschlug, wurde sie von Allen gehaßt. Die Großmutter hielt sie in ihrem Hause, wie es nach den Verhältnissen, die in demselben walteten, möglich war. Der Vater schickte von Zeit zu Zeit Geld — forderte sie aber nicht mehr zurück, und alle die Pracht, mit der er sie zu erziehen angefangen hatte, schien dahin und vergessen zu sein.

Nach einiger Zeit — es war eben im dritten Jahre, seit Corona bei der Großmutter war — blieben die Geldsendungen aus, und da man sich eben darüber zu beunruhigen anfing, kam die Nachricht, daß alle Habseligkeiten und Besitzungen des Vaters von seinen Gläubigern in Beschlag genommen worden seien. Da nun über das, was die Mutter Corona's beigebracht hatte, nirgends eine Urkunde vorhanden war, so leuchtete ein, daß auch dieses verloren sei, und sie nie würde Ansprüche darauf geltend machen können. Sofort fingen die Verwandten nun an zu sagen: „Warum hat denn dein Vater das Vermögen deiner Mutter aus unserer Handlung genommen, da wäre es ihm und dir sicherer gewesen, er hat größere Procente gewollt, nun hat er gar nichts, uns hat er damals genöthigt, und hat uns wehe gethan, jetzt zeigt sich's, wie es geworden — warum hat er denn so gewirthschaftet — warum ist denn deine Mutter mit ihm fort gegangen, warum mußte sie denn diesen heirathen, den ihr Alle abgerathen haben, nun liegt sie im Grabe, er ist ein Bettler, und du bist zu uns gesendet worden, daß wir dich jetzt erhalten. Aber sie war immer hochmüthig und eigensinnig, und du wirst es auch sein."

Die Großmutter sagte dieses und Ähnliches nicht, sie war eine gegen die Welt immer gleichgültiger werdende alte Frau, und fuhr fort, dem Mädchen Alles zu geben,

was sie in ihrer beschränkten Lage konnte. Diese aber schenkte noch ihre wenigen Habseligkeiten ihren Verwandten, die sie annahmen, vorzüglich waren die Edelsteine darunter, die sie als Eigenthum von dem väterlichen Hause
5 hatte mit nehmen können, und Anderes, was als Schmuck gelten konnte — dann nahm sie von dem von dem Vater gesendeten Gelde, das die Großmutter, weil sie mit ihrer Enkelin sehr eingeschränkt lebte, zum größten Theile erspart hatte, die Hälfte, und ging fort in die Welt.

10 Sie war fest entschlossen, Alles, was ihr die Fremde bringen würde, unweigerlich zu tragen.

Durch den Tod ihrer Mutter, durch die unerhörte Veränderung, daß sie ihr Vater mit solcher Pracht und Üppigkeit zu erziehen angefangen, und dann so leichtsinnig
15 unter fremde Menschen gelassen hatte, und durch die Härte ihrer Verwandten war sie jetzt ganz allein auf der Erde. — Aber noch mehr allein war sie, als sie nach mehreren Monaten den nunmehr auch erfolgten Tod ihres Vaters vernahm. Es war dieß der einzige Brief gewesen, den ihr
20 ihre Verwandten je geschrieben haben. Vorher hatte sie keinen empfangen, und sie empfing auch nachher keinen mehr. Sie hat aber auch nie einen geschrieben. Von all denen, die ihr, da sie noch kaum ein den Windeln entwachsenes Kind war, gehuldigt hatten, die sie mit Schmei-
25 cheleien und Liebkosungen umringt, und Berge von Ergebenheit auf sie gebaut hätten, war jetzt keiner mehr vorhanden — man beachtete sie entweder gar nicht, oder man wollte sie verführen.

Durch die Kenntnisse, die sie sich in den wenigen
30 Jahren ihrer sorgfältigeren Erziehung durch ihre guten Anlagen erworben hatte, und durch das, was sie während des Aufenthaltes bei der Großmutter und in der Gesellschaft ihrer Verwandten an häuslichen Beschäftigungen und

Verrichtungen gelernt hatte, und endlich durch das, was sie sich bei jeder Gelegenheit in der Zukunft ihres Lebens zuzueignen vor hatte, glaubte sie befähigt und berechtigt zu sein, in Dienste treten zu können. Sie kam, nachdem sie an zwei Orten wegen unzureichender Kenntniß der untergeordneten Dienstverrichtungen entlassen worden war, zu einer alten Gräfin als Gesellschafterin, die sie behielt. Und wenn nun die Gräfin rief: „Aber mein Kind, wie sind Sie doch ungeschickt — wie haben Sie doch gar keinen Verstand — wie ist Ihre Erziehung vernachlässigt worden — wie albern man doch sein kann — wie erbärmlich das ist—“ so hielt sie ihre großen schönen Augen ruhig, und that die Dinge, wie sie die alte Frau wollte. Und wenn sie den großen Arbeitskorb dorthin stellen mußte, weil die Gebietherin es wollte, und gleich wieder weg, weil sie es auch wollte, wenn sie den Schemel weg rücken mußte, dann herzu, dann weg, wenn die Fenstervorhänge zu viel Licht herein ließen, dann zu wenig, wenn es zu heiß war, dann zu kalt, wenn sie die Arbeit auf die befohlene Art machte, und dann zertrennen mußte, wenn sie gescholten wurde, weil die Gräfin etwas vergaß, wenn sie verachtet wurde, weil sie etwas recht machte: so sagte sie auch nicht ein einziges Wort — und wenn ihre Gestalt, deren Wuchs so schön geworden war, wie man es sich nur immer hienieden denken konnte, unten in dem Garten stehen mußte, bis es den Möpsen gefällig war, hinauf zu gehen, so sah sie auf das Gras und die darin wachsenden Blumen, bis die Hunde Miene machten, über die sommerliche Treppe hinauf zu laufen — dann wendete sie sich um, ging auch hinein, und das nachwallende Kleid, das die schönsten und reinsten Glieder deckte, verschwand hinter der Schwelle.

Hier war es auch, wo sie der Pfarrerssohn Georg, von dem wir oben erzählt haben, kennen lernte. Er hatte

an sehr verschiedenen Orten bei Bauten gearbeitet, hatte theilweise selber hie und da Arbeiten geleitet, und nach und nach eine Gattung Ruf in Hinsicht seiner Kenntnisse und Geschicklichkeit erlangt. Einen größeren Bau hatte er 5 in der Nähe der alten Gräfin, die immer auf ihrem Landsitze lebte, ausgeführt. Dieß veranlaßte die alte Frau, welche längst schon einen Umbau der sommerlichen Gebäude, die von dem Schlosse einige Flintenschüsse entfernt in dem Garten lagen, eigentlich ein Gartenhaus vorstellten, aber 10 durch die verschiedenen Zubauten der vielen vorhergehenden Geschlechter eine Sammlung von Gartenhäusern geworden waren, und daher unzusammengehörig und ungestaltet da standen, im Plane gehabt hatte, die Sache nun wirklich ins Werk zu stellen, und den jungen Mann dazu 15 zu gewinnen. Sie schrieb ihm einen Brief in die Nachbarschaft, wo er noch immer beschäftigt war, daß er kommen und das Vorhandene ansehen möchte. Da er es gethan hatte, wurde verabredet, daß er zuweilen herüber kommen, und wie es seine Zeit zuließ, die Pläne nach und nach 20 fertigen möchte. Er hatte mit der Gräfin einen Vertrag gemacht, der vorläufig auf Anfertigung der Pläne ging, die so eingerichtet sein sollten, daß sie das zu erbauende an das bereits vorhandene so anschlössen, oder dasselbe so abänderten, daß das Ganze wie eine einzige ursprüngliche 25 Baute aussehen sollte. Unter den Bedingungen, welche der Baumeister immer an die Spitze seiner Verträge stellte, und ohne deren Genehmigung er auf die Beredung der folgenden Punkte gar nicht einging, war auch die, daß er von seinem angefangenen Werke in jedem Augenblicke fort 30 gehen dürfe, ohne daß man irgend einen Ersatz, Rechtfertigung oder dergleichen verlangen könne, wenn ihm nämlich die Nebenarbeiter, die ihm an die Hand gehen sollen, oder die Persönlichkeiten derer, die ihm zugewiesen worden sind,

und auf den Bau Einfluß haben, oder selbst die des Bauherrn nicht recht sind, und seine Gedanken in Hinsicht des Werkes beirren, was er dann immer, ehe er ginge, aus-einander setzen würde. Die Gräfin wollte anfänglich auf diesen Punkt nicht eingehen, da er aber Miene machte, die Sache sofort abzubrechen, that sie es doch. Er kam nun öfter, wenn er von seiner Beschäftigung abkommen konnte, auf die Besitzung der Gräfin herüber, und war oft stundenlange, wenn er Zeichnungen gebracht hatte, und dieselben beredet wurden, bei ihr in dem Zimmer. Endlich war man mit den Entwürfen fertig und einverstanden. Die Abtragarbeiten begannen, wobei Georg die Menschen größtentheils selbst bestimmte, welche an der Arbeit beschäftigt sein sollten. Als er dann in der Nachbarschaft mit seinem Werke ziemlich zu Ende war, und nur mehr die kleineren Aufputzgeschäfte erübrigten, wobei man ihm auch in eine mäßige Entfernung die Modelle und Zeichnungen nachbringen konnte, zog er ganz zu der Gräfin herüber, und schlug seinen Wohnsitz in dem Schlosse auf, oder eigentlich nicht in dem Schlosse, sondern in einem Nebenbaue, wo, als noch großes Leben in dem Schlosse war, und die Grafen viele Leute und Gesellschaft sahen, der Stallmeister mit den ihm zugegebenen Personen gewohnt hatte. Es waren da mehrere wüste Zimmer, in die er schnell gezimmerte weiche Tische stellen ließ, um seine Papiere aus zu breiten, und Kisten, um sie in dieselben einschließen zu können. Es begann nun der Umbau der Gartenhäuser.

Hier war es, wo, wie wir sagten, er eine mächtige Leidenschaft faßte. Diese Leidenschaft war um so mächtiger, als er bisher immer einsam gewesen war. Er hatte das seltsame Mädchen öfter gesehen und bemitleidet. Wenn er zur Gräfin mit seinen Plänen gekommen war, war sie gewöhnlich in dem Zimmer gesessen, und hatte gethan, was

ihr von der alten Frau befohlen worden war. Jetzt, da er in ihrer Nähe wohnte, hatte er besser Gelegenheit, sie zu beobachten, und ihr ewiges Schweigen und ihre Ruhe zu sehen. — Die verödete Größe, die in ihrem Wesen lag, lockte ihn an. Er erkundigte sich um ihre Schicksale, und erfuhr, wenn auch nicht genau die Lage der Sache, doch etwas, das der Wahrheit nicht gar zu ferne lag. Da er nun sah, daß sie so allein sei, wuchs sie immer mehr in sein Wesen, daß er sie durch die dunklen Bäume des Gartens mit sich zu seinem Baue trug, wo er stand, alle Dinge, die da werden mußten, besichtigte, vom Staube umringt war, und aus dem rührigen Getümmel der hundert Hände, die da beschäftigt waren, und aus dem Klopfen der Hämmer, dem Quiken der Schubkarren und dem Ächzen der Aufzüge hervor sah. Er hatte schon viele Wochen auf dem Schlosse gelebt. Da er auch noch anderwärts beschäftigt war, reisete er zuweilen ab, that dort, wohin er ging, seine Geschäfte, und kam dann wieder zurück. — Auch er ist von dem Mädchen nicht unbeachtet geblieben. Der kühne vereinzelte Mann, der jede Gesellschaft und das ihnen so nothwendig gewordene Geplauder verachtete, sondern wenn er mit seinen Geschäften fertig war, auf sein Zimmer ging, und dort zwischen Büchern, Zeichnungen und Plänen nieder saß, gewann ihr ihre Ehrfurcht ab; selbst das, was man an ihm tadelte, daß er nämlich von seinem ohnehin nicht vielen Gelde, welches er für seine Arbeiten einnehme, wieder den größten Theil für sehr theure Bücher, Zeichnungen und Kupferwerke ausgebe, steigerte seinen Werth. Ihr gefiel sein Thun, daß er nämlich für seine Beschäftigung so eingenommen sei, und daß er dann, wenn ihm eine freie Zeit übrig blieb, die Blechbüchse nahm, in den Wald ging, und Moose und Pflanzen in dieselbe sammelte. Da sie einmal mit der Gräfin in sein Zimmer

gekommen war, hatte sie seine Steine gesehen: sie glänzten einfach und heiter von der Wand herüber, und auf jedem war ein kleines Zettelchen geklebt, welches den Namen des Minerales angab. Sie waren nur diejenigen, die in der Gegend vorkamen, und die er in jüngster Zeit zusammen ge- 5 stellt. Andere hatte er noch in der früheren Wohnung, wo er gewesen war, ehe er zum Baue der Gräfin herüber gekommen war.

Weil die beiden Menschen gleich scheu und gleich einsam waren, zog es sie zusammen — und wenn im Schlosse 10 Gesellschaft war, um mit Karten zu spielen, oder über die Angelegenheiten ihrer Kreise zu reden, oder sich sonst zu vergnügen, das Mädchen aber draußen auf dem Rasen saß und er allein auf seinem Zimmer: so fühlten sie, daß sie für einander gehörten. Sie behandelten sich achtungs- 15 voll, sie näherten sich — thaten es aber nicht versteckt, sondern offen vor der ganzen Welt — die Blume der Neigung brach hervor, und da beide zum ersten Male empfanden, was gründliche Zuneigung und Liebe sei, so waren zwei Menschen, die bisher allein gewesen waren, es nicht mehr: 20 sie ergänzten sich, und um so fester hielten die Herzen zusammen, als sie ein verschlossener Gegensatz zu der ganzen übrigen Welt waren.

Sie kamen öfter zusammen, sagten sich ihre Neigung — und da war es, wo er ihr einmal eröffnete, daß er eigent- 25 lich sonst nichts habe, als das, was er sich durch seine Arbeiten verdiene.

„Ich besitze auch nichts," antwortete sie, „aber lieber Freund, wir wollen dieser Sache keinen großen Werth einräumen. Wir haben nichts, aber mit dem festen Willen, 30 nichts zu brauchen, wollen wir zu erwerben beginnen. Was Dinge werth sind, und nicht werth sind, habe ich schon einmal Gelegenheit gehabt zu erfahren."

Sie erzählte ihm ihre Geschichte, wie sie sich in den kleinsten Zügen zugetragen hatte, er erfuhr die Sache in manchen Stücken anders, als er sie früher gewußt hatte, und das Bild des Mädchens stand jetzt noch schmerzlicher in seiner Seele.

So verging nun eine Zeit, und jeder Tag vermehrte die große, die äußerste Hochachtung, welche diese zwei Menschen für einander empfanden.

Einmal, da er bei der Bauherrin war, und ihr verschiedene Dinge vorlegte, namentlich Einzelnheiten, die früher nicht in den Vertrag aufgenommen worden waren, weil man sie auf eine eigene Berathung verschoben hatte, und da er ihr mehrere Blätter auseinander legte, ob sie ihre Bewilligung haben, sagte sie zu Corona: „Mein Kind, man schaut nicht so dreist hinein, wenn jemand etwas zeigt."

Er warf einen Blick auf die Gräfin.

„Gehen Sie auf Ihr Zimmer," sagte diese zu dem Mädchen.

Die Angeredete erhob sich, und ging.

Der Baumeister zeigte noch auf einige Dinge, die eben vorlagen, ohne sonderlich in die Sache einzugehen. Er behandelte sie oberflächlich, sagte, das werde man schon noch bereden, packte seine Blätter zusammen, und ging ebenfalls fort. Er ging nun zu Corona. Er fand sie mitten in ihrem Zimmer an dem Tische stehen, die Hand auf ein aufgeschlagenes Buch gelegt, in welchem Kinderbilderchen gemalt waren.

„Corona," sagte er, „ich werde auf der Stelle alle Anstalten machen."

Sie sagte nichts, aber mit der Hand, die auf dem Buche lag, drückte sie heftig die Blätter desselben nieder.

Er faßte sie an beiden Händen, drückte sie, und ging gleich wieder fort. Er ging nun zu seinem Baue, ordnete

an, was zu geschehen habe, weil er einige Tage abwesend sein würde, gab dem Werkführer seine Aufträge, bestellte sich ein Fuhrwerk, saß auf, und fuhr davon. Eine kleine Wegestunde von dem Schlosse der Gräfin war am Ende eines Gartens ein Häuschen, welches einer kinderlosen 5 Wittwe gehörte. Ein Landmann, der etwas Handel trieb, und daher in der Fremde bessere Dinge gesehen hatte, auch etwas mehr Geld erwarb, als seine Standesgenossen gewöhnlich haben, hatte es sich erbaut, um mit seinen Kindern freundlich zu wohnen. Allein er bekam keine Kinder, 10 starb, als der Bau noch kaum beendigt war, und die Wittwe mit einer einzigen Magd lebte blos in der Stube des Erdgeschoßes, während die zwei Zimmer des Stockwerkes noch ganz leer standen und vergeblich auf ihre Einrichtungsstücke warteten. Zu dieser Frau fuhr der Baumeister, sagte, 15 er wolle die zwei Zimmer des Stockwerkes miethen, und sie sammt der Küche einrichten, wenn er auch das Recht habe, in dem Garten etwas herum zu gehen, und die Luft und die Schönheit desselben zu genießen. Die Wittwe ging freudig Alles ein, und der Vertrag ward mündlich ab- 20 geschlossen. Dann fuhr er in den nächsten kleinen Ort, wo ein Schreiner war, bestellte bei ihm Einrichtungsstücke der einfachsten Art, und gab an, in welcher Ordnung sie fertig werden sollen, und bestimmte, sie in das Häuschen der Wittwe zu liefern. Von dem Schreiner fuhr er dann in 25 die drei Meilen weit entfernte Stadt, kaufte dort von seinem wenigen Geldvorrathe dasjenige, was ihm das Allernöthigste schien, packte es in einen Koffer, und fuhr am zweiten Tage wieder mit demselben zur Wittwe, und ließ ihn in seinen Zimmern, die mittlerweile gescheuert und gefegt 30 worden waren, als erstes Einrichtungsstück stehen. Dann blieb er da, sandte sein Fuhrwerk heim, und leitete die Arbeiten zur Wohnlichmachung der Stuben, und betrieb

die Dinge beim Schreiner. Als das Nothwendigste fertig war, ging er zu Fuße auf das Schloß der Gräfin hinüber, stellte sich ihr vor, und sagte, daß er Corona zum Weibe nehmen werde. Die Gräfin machte Anfangs Einwendungen, ließ aber dann Alles geschehen. Da Corona zu ihr Abschied nehmen kam, saß sie beim Spiele, und reichte ihr die Hand. Das junge Brautpaar setzte sich in den bereit gehaltenen Wagen, fuhr in die Stadt, und wurde dort nach der Sitte seiner Kirche getraut. Es war schon sehr spät am Abende, und der Vollmond legte bereits seine Strahlen durch alle Fenster des Häuschens hinein, als sie an demselben ankamen, und zu ihren Zimmern hinauf stiegen. Die Wittwe brachte Lichter — und als Corona, da sie allein waren, vor dem Tische von weichem Holze nieder sank, um Gott ein kurzes Dankgebet zu sagen, schien sie ihm so unendlich schön neben dem rauhen Holze, daß es ihm unbegreiflich war, daß sie nicht tausende begehrt haben. Das wußte er nicht, daß man sie für roh gehalten hatte, und daß Mancher, der zur Gesellschaft, zum Vergnügen, oder sonst wie in das Schloß gekommen war, und Verführungsgedanken gefaßt hatte, sie an dieser Härte und Kälte wieder aufgab. An dem Mauerstückchen zwischen den Fenstern stand ein Tisch, ein kleinerer stand noch im Hintergrunde an der Wand, dann waren zwei Stühle da, und im Nebenzimmer standen die Betten. Das Andere war noch nicht fertig geworden. Das Vorhandene war alles von weichem unangestrichenen Holze. Durch die Fenster, an denen noch keine Vorhänge waren, kam das Mondlicht herein, und mischte sich wunderlich mit dem Lichte der Kerzen, die Dinge, die da standen, im Doppelscheine beleuchtend. Corona's Koffer war indessen unten vom Wagen abgeschnallt, herauf getragen und im Zimmer nieder gestellt worden. Man wünschte eine gute Nacht. Draußen war, da

der Frühling kaum vorüber war, eine sehr schöne Sommernacht aufgegangen, in dem weichen wolkenlosen Himmel stand ein floriger Mond, hin und hin waren Bäume, an denen manchmal ein Laublein glänzte, den Fluß hörte man schwach rauschen, eine Amsel that noch zuweilen einen Schlag darein: Alles war, als wenn gar nichts geschehen wäre — und den zwei Menschen, die in ein neues Verhältniß getreten waren, war es, als hätte die ganze Welt sich geändert.

Am andern Morgen, als noch kaum die ersten Strahlen dämmerten, kauerte Corona an dem Koffer, welchen Georg aus der Stadt hieher gebracht hatte, und suchte die weißen Vorhänge, die wohl im Koffer, aber noch nicht an den Fenstern waren, aus demselben heraus, um sie auf zu machen. Dann beseitigte sie den wenigen Staub, der seit gestern gekommen, dann legte sie die Dinge aus ihrem und Georgs Koffer auf den Tisch und die zwei einzigen Stühle. Dann ging sie in die Küche hinaus, das reinliche Geschirr, welches die Wittwe besorgt hatte, glänzte ihr von den Gestellen entgegen, die Wände waren neu geweißt worden, daß die ganze Küche schimmerte, und auf der Bank standen die flachen, aus weichem Holz gebundenen, schneeweiß gescheuerten Gefäße, die bereits das reine, frische, blinkende Wasser enthielten, das zur Wirthlichkeit lud, und von den Quellen der Gegend kam, die wegen ihrer Güte berühmt waren. Die neu aufgenommene Magd erschien, die auf den Morgen bestellt war, sie begannen zu wirthschaften, und Corona kochte selber.

Georg ging an seine Arbeiten, deren er mehrere zerstreut hatte, und besorgte ihren Fortgang, indem er sie besuchte, um das Nöthige zu ordnen.

Indessen kamen nach und nach die andern Sachen, sie wurden herum gestellt, ein Tischchen mit Blumen kam an

das Fenster, auf die weichen Bettgestelle wurden schneeweiße Linnen gelegt, und ein Tempel der Reinlichkeit empfing Georg immer, so oft er nach Hause kehrte. Die einsame Wittwe hatte eine unbegrenzte Freude über die gar so schöne junge Frau. Diese arbeitete aber den ganzen Tag mit aufgeschürzten Armen fort, und wenn er das mit so vieler Üppigkeit erzogene Kind unten am Brunnen stehen sah, mit dem einen Arme an der Stange ziehend, und mit dem andern das Gefäß hin haltend, um das Wasser auf zu fangen, so dauerte sie ihn fast. Allein das beinahe holdselig schöne Angesicht glänzte, die Lippen waren frisch, und weiße Zähne blickten heraus. Sie lebten so fort, er hatte sie nirgends aufgeführt, sie bekamen daher auch keine Gesellschaft und wirthschafteten fort. Gleich nach seiner Vermählung hatte Georg an die Gräfin eine Schrift gesandt, in der er ihr die Weiterführung des von ihm unternommenen Baues aufkündete, weil er nach ihrer Stellung zu ihm die Sache nicht mehr mit heiteren Gedanken fort zu führen vermöge. Die Gräfin fing einen Prozeß an, verlor ihn aber in Kürze gegen den zu klaren Buchstaben des Vertrages. Die Arbeiten mehrten sich unerwarteter Weise für Georg. Anfangs hatte der Prozeß Aufsehen gemacht, man suchte den Baumeister aus Neugierde auf, allein nach und nach sprachen die Arbeiten für sich, seine Wesenheit erschien, die Schönheit seiner Gedanken wurde weit und breit bekannt, und er bekam bald von dieser, bald von jener Seite Zuschriften, die ihn um Übernahme oder Begutachtung oder Änderung eines Werkes angingen. Der Wohlstand und die Behaglichkeit stiegen in dem kleinen Häuschen. Man hatte eine Kammer neben den zwei Zimmern, in der nur immer altes Gerumpel gelegen war, ausgeräumt und zu einem Zimmer hergerichtet, Georg ließ daran noch, wo früher blos öder Dachboden gewesen war, ein viertes bauen, und

die Wohnlichkeit lichtete und erheiterte sich immer mehr. Im Erdgeschoße erlaubte die Wittwe, daß er sich zwei Stuben für seine Zeichner einrichte, die gegen den Garten hinaus lagen, und sonst nicht gebraucht worden waren, nebst einer Kammer für sich, wo nun Tische gestellt wurden, 5 die großen Papiere ausgebreitet, und all die Linien und zarten Farben gezogen, die zu großer Verwunderung der Wittwe allemal nothwendig waren, ehe ein Bau beginnen konnte. Die Wittwe liebte die Leute so sehr, daß sie gleichsam zu ihnen gehörte, und sich in den kleinsten Raum 10 zurück zog, damit sie nur Platz haben, und nicht etwa aus Mangel an Bequemlichkeit weg ziehen möchten. Für Corona hatte er noch eine Magd gedungen. Anstatt der früheren Geräthstücke, die sämmtlich aus weichem Holze bestanden, und nicht einmal mit einer Farbe bedeckt gewesen waren, 15 waren schon längst nach und nach polirte und in schönster Arbeit gefertigte aus der Stadt gekommen, wo er sie bestellt, und größten Theils nach eigenen Zeichnungen hatte machen lassen. Mit einer Zartheit, die oft einsamen Menschen eigen wird, suchte er ihr bei den Geschenken, die er ihr machte, 20 und auch bei nothwendigen Dingen, die in das Haus mußten, solche Gegenstände der Vornehmheit und Wohlhabenheit in die Nähe zu bringen, mit welchen sie in ihrer Kindheit umringt gewesen sein mag, damit sie ihr wohl thäten, und sie dieselben nicht zu schmerzlich vermißte; 25 aber weil er einen feinen Sinn für Schönheit hatte, so waren die Gegenstände nicht blos Zeugen der Wohlhabenheit und Vornehmheit, sondern sie waren auch schön, und so füllte er seine Wohnung nach und nach mit Dingen, die in ruhiger und edler Würde auf die Seele des Be- 30 schauenden wirkten. Corona war schier immer allein, sie suchte nie Gesellschaft, ging fast nicht aus, sondern wirthschaftete für ihn, und mehrte seine Habe, die sie beinahe

für anvertrautes Gut ansah. Sie hatte die Gabe empfangen, das Schöne, womit die Wohnung sich allgemach füllte, zu empfinden, und sie empfand es immer mehr, so wie ihr Geist sich übte. Sie ordnete die Dinge nach dem Gefühle, das ihr eigen geworden war, und hörte nicht auf, bis sie am schicklichsten standen.

So lebten die zwei Menschen fort, Georg freute sich immer, wenn er mehrere Tage nach einander zu Hause bleiben konnte, um das Wohlthuende des eigenen Herdes zu empfinden. Er hatte sich da angewöhnt, seine Gattin bei ihrem zweiten Namen Elisabeth zu nennen: er that dieß immer, wenn er besonders traulich und freundlich war, weil ihm dieser Name häuslicher und wirthlicher vorkam. Er wolle nicht immer, sagte er scherzhaft, auf die Krone erinnert werden, die ihm eher wie seine Beherrscherin, als wie seine Gattin erschiene.

Nur eins fehlte dem Ehepaare zu seinem völligen Glücke: sie hatten keine Kinder. Sie waren bereits im vierten Jahre verbunden, und wenn sie auch nur in völliger Einsamkeit und unter sich dem schmerzlichen Gefühle über diesen Umstand Worte zu geben wagten, so ahnete die Wittwe mit der den Frauen eigenthümlichen Feinfühligkeit die Sache doch, und war häufig unerschöpflich in Erzählungen und Geschichten, wie Leute so und so lange vermählt gewesen waren, ohne mit Kindern gesegnet zu werden, und wie dieselben dann plötzlich und in vielen Fällen reichlich gekommen seien. Diese Geschichten waren meistens aus ihrer eigenen Erfahrung genommen. Die Leute lebten größten Theils noch, und konnten jeden Augenblick um die Wahrheit der Thatsache befragt werden. Freilich hatte die arme Frau bei ihrer eigenen Kinderlosigkeit Ursache genug gehabt, nach solchen Geschichten zu forschen, um ihre eigne innere Hoffnungslosigkeit zu täuschen, und

die schönen blondlockigen Engelein in der Zukunft zu sehen, die noch dereinst um sie in dem kleinen Hause spielen würden. Allein sie erschienen nicht. Endlich starb ihr Mann, sie heirathete trotz den Anträgen, die sich fanden, nicht mehr, verzichtete, und alle die blondlockigen Engelein, die hätten kommen sollen, sind auf ewig mit ihm in das Himmelreich gezogen. Nach und nach vergaß sie auf dieselben und die Jahre flossen sanft hin. Aber jetzt in ihrem Alter mußte sie wegen ihrer großen Liebe zu Corona, die sie trug, dasselbe Spiel ihrer Einbildungskraft wieder spielen, weil sie nicht leiden konnte, daß diese schöne junge Frau keine Kinder bekommen sollte, und in ihrer Hoffnung, daß sie noch würde gesegnet werden, hatte sie dieselbe Festigkeit der Zuversicht für die Engelein Corona's, wie sie dieselbe für ihre eigenen gehabt hatte.

Es waren wieder ein paar Jahre vergangen, ohne daß die Hoffnung sich erfüllt hätte. Die Geschäfte hielten Georg oft mehrere Wochen von seinem Hause entfernt, sie mehrten sich noch immer, so daß er zuweilen einen Monat auf Herumreisen zubringen, einen andern in einem entfernten Orte verweilen mußte, und erst im dritten ein wenig nach Hause kommen konnte. Er gerieth hierbei immer südlicher in unser schönes Vaterland, und da er die Wälder, das traurige Entbehrniß seines Geburtsortes, so sehr lieben gelernt hatte, so kam es ihm in den Sinn, sich auf Zeitlebens in der Nähe eines solchen anzusiedeln. Es war ein schöner sanfter Abhang von Wiesen und Feldern — zwei klare Bäche schossen in dichtem Gebüsche über glatte Kiesel an zwei verschiedenen Stellen ab — hinter dem Hange begann ein sachter Wald mit Eichen, Eschen, Ahornen und Haselgebüschen an zu steigen, fast schöne Gartenwege liefen in ihm, und grüne fette Rasenstellen waren nicht selten. Dann strebte er rascher empor, die Fichte erschien und

andere wilde Bergbewohner, die nun weniger Rasen, aber das duftende blühende Haidekraut zwischen ihren Stämmen hatten. Mehrere Wegstunden ging der Wald fort, dann wurde der Nadelbaum dünner und verkommener, Gerölle lag herum, und zerschund die Rinde der einzelnen darin stehenden Bäume, und endlich ragten blos Felsen empor. Wenn man von dem Rande des Eichenwaldes auf den Felder- und Wiesenabhang zurück sah, und dann das weiter fort laufende Thal überblickte, so sah man schier wieder einen Wald, einen dichten Wald, aber von lauter Obstbäumen — scheinbar dicht; denn die Entfernung schob die einzeln stehenden Bäume, die auf den Wiesen und zwischen den Feldern zerstreut waren, zusammen, und zwischen all dem liefen Zäune mit blühenden Gebüschen, und meist mit kleinen daneben rieselnden Wässerlein, wie es in jenem schönen Lande gebräuchlich ist, dahin, sehr viele Strohdächer sahen in großen Entfernungen von einander aus den Bäumen heraus, und wenn der Abend kam, und die blauen Schatten sich zwischen das Grün legten, stiegen auch viele blaue Rauchsäulen von den das Abendessen kochenden Herden empor, oder es stand eine dünne zarte blaue Schicht über dem feuchten gesättigten Grün. Eine Strecke des Waldhanges nebst einem kleinen Antheile des Eichenwaldes war zu verkaufen. Georg dachte, auf der Anhöhe würde ein Haus recht gut stehen, so würde auch die Feuchtigkeit des Thales, wie in fruchtbaren Gegenden oft der Fall ist, vermieden, und er wünschte die Stelle zu erwerben. Daher verabredete er mit dem Verkäufer, daß er zwei Wochen warten solle, dann würde er eine Erklärung bekommen, und wenn Georg den Platz nicht nähme, so hätte der Besitzer eine festgestellte Summe als Reugeld zu bekommen. Dieß wurde angenommen. Nun reisete Georg sogleich nach Hause, nahm Corona zu sich in den Wagen, und fuhr

wieder mit ihr zu dem Waldhange hin, um ihr die Stelle zu zeigen und zu fragen, ob sie ihr gefiele. Nach dem Wohnlichkeitssinn, der beiden eigen war, hatten sie es schon seit längerer Zeit, als ihre Wohlhabenheit sich zu mehren anfing, zu ihren Lieblingsplänen gezählt, sich einmal an 5 einer Stelle, die ihnen gefiele, anzubauen, sich da, wie es nur immer ihrem Herzen zusage, einzurichten, und das ganze Leben hindurch zu verschönern und zu ordnen, bis es Gott gefiele, zuerst das Eine von der Seite des Andern, dann das Andere von dem Platze überhaupt abzuberufen. 10 Diesem Plane schrieben sie unzerstörliche Gewißheit und Wahrhaftigkeit zu, wenn sie nur lebten, da es ja blos von ihnen abhing, ihn heute oder morgen zu verwirklichen, wie es ihnen beliebte. — Nun stand Corona auf der Stelle, die Georg ausgesucht hatte, die ihm gefiel, und die, wenn 15 sie es wünschte, ihr Eigenthum werden konnte. Wie wenig hatte sie einst verstanden, da sie Felder, Wälder, Berge, Güter zu erben hatte, was Eigenthum sei — und wie war sie jetzt, da sie auf dem Platze stand, ergriffen, fast erschüttert, da sie wußte, wie schwer der Erwerb sei, wie 20 der ihrige nur das zufällige Ergebniß des glücklichen Talentes ihres Mannes sei, und wie langsam es gedeihe, bis man zu einer Stelle dieser Erde sagen könne: diese ist mein Freund, und diese ist meine Heimath. Ihr gefiel der Platz fast noch mehr als ihrem Gatten, und da die Wünsche 25 zusammen stimmten, wurde die Sache ins Reine gebracht, und der Preis erlegt.

Dann fuhren sie wieder nach Hause, und es begannen sofort die Pläne. Er hatte bei seinen Arbeiten nie die Gewohnheit gehabt, ihr Papiere zu zeigen, sie hatte es 30 auch nie verlangt, obwohl sie die Schönheit des endlich ausgeführten Gedankens stets zu empfinden und zu würdigen verstand. Jetzt aber, da er mit den Zeichnungen der

Baupläne fertig war, ging er zu ihr in ihr Zimmer, legte Alles auseinander, und fragte, ob es ihr gefiele. Sie verstand nicht jedes sogleich, ließ es sich erklären, und als sie über das Ganze einen Blick erlangen konnte, gab sie nach unbedeutenden Einwendungen, deren Gültigkeit er wieder einsehen mußte, ihre große Freude und ihr großes Wohlgefallen zu erkennen. Er nahm seine Papiere zusammen, machte die kleinen Abänderungen, und ging nun daran, sogleich zu beginnen, und mit den einzelnen betreffenden Werkleuten Verträge zu schließen. Die Vorarbeiten auf dem Platze hatten gleich nach dem Ankaufe angefangen, und über die Gewinnung und Beischaffung der Stoffe war schon damals verfügt worden.

Sogleich begannen nun die Ausmessungen der Linien, die Erdarbeiten warfen ihre Wälle aus, Gerüste stiegen, und in Kurzem hämmerte und werkte es aus dem Innern heraus, und die Mauern stiegen über die Erde empor. Georg hatte zu den vielen Arbeiten, die er überschauen mußte, nun auch den Bau des eigenen Hauses zu führen. Ehe es noch fertig war, nahm er oft Corona mit sich, daß sie das Gedeihen besehe, und sie ging zwischen den rohen nassen Mauern, auf schwanken Brettern und neben Kübeln mit schwimmendem Mörtel dahin.

Zwei Jahre verflossen, ehe das Werk fertig war, weil er nicht nur gut bauen, sondern auch zur Schonung der Gesundheit die Mauern gut austrocknen lassen wollte. Die Gerüste wurden schon früher abgenommen, und die Landleute sahen mit Wohlbehagen auf das weiße Haus mit dem lieblichen rothen Ziegeldache hinauf, das da entstanden war, und von dem dunklen Waldhange auf das Grün der Wiesen und Obstbäume herab grüßte. Endlich war die Zeit gekommen, wo Alles doch so weit fertig geworden war, daß man übersiedeln konnte. Er hatte die Sache zwar

nicht großartig gemacht, aber auf Freundlichkeit und Bequemlichkeit gesehen. Es war ein Säulengang im Hofe, wie er bei seinem Vater gewesen war, und wie ihn Corona sehr liebte; es waren die Zimmer; selbst für Freunde, wenn einmal solche kämen, oder aus sonst einer Ursache die Bewohnerschaft sich vermehrte, war gesorgt; dann war die Küche, gleichsam ein Tempel, wo sie gerne wirthschaftete; dann Gänge, Nebengebäude und Alles, was sich gebührte. Sonst war das Ganze klein und heiter beisammen. Der Garten sollte bis zu dem Walde zurück gehen, in den er sich unkenntlich verliere. Zu einem kleinen Gewächshause wurden die Anlagen gemacht. So war es, da die Übersiedlung begann. Corona hatte schon lange vorher zu packen begonnen. Georg hatte eine große Anzahl fester Kisten machen lassen, in welche die Dinge einzeln und zusammen gepackt werden sollten, daß man die Kisten dann werfen und legen dürfte, wie man wollte, ohne daß die Sachen Schaden leiden könnten. Corona arbeitete den ganzen Tag, wickelte ein, packte, veränderte, und packte wieder — und wie das Häuschen der Wittwe nach und nach leerer wurde, häuften sich die Kisten auf dem Gange und in den Räumen des Vorhauses. Nun erschienen die Wägen, auf die sie geladen wurden, und mit denen eins nach dem andern abfuhr. Endlich, gleichsam als das letzte Gut, setzten sie sich auch in ihren Wagen, und fuhren den andern Gütern nach. Die einsame Wittwe, in deren Häuschen sie bisher gewohnt hatten, und die so sehr an die zwei Leute angewachsen war, daß sie sich nicht trennen konnte, fuhr mit ihnen, gleichsam als Gesellschafterin und freundliche Dienerin Corona's, wie sie es bisher gewesen war. Sie hatte auf Georgs Rath ihr Häuschen, das sie Anfangs verkaufen wollte, blos verpachtet, und kehrte ihm voll Freuden den Rücken.

Als sie ankamen, und Georg gleich wieder auf eine entfernte Baustelle fort mußte, begann ein Auspacken und Ordnen, wobei Corona die Oberaufsicht übte, und die ihr beigegebenen Arbeiter leitete. Da Georg wieder kam, und mehrere neu angeschaffte Sachen mit ihm, ging es erst an das ordentliche Einrichten und Stellen. Vom frühesten Morgen bis spätesten Abend war Corona beschäftigt. Sie wählte, verwarf, wählte wieder, und nach und nach ging ein Raum nach dem andern aus ihren Händen vollendet hervor, bis Alles wohnlich geworden war, und den ersten rohen und ungastlichen Anblick verloren hatte, mit dem es die Ankömmlinge empfangen hatte, aber viele Wochen hindurch mußte noch bald dort ein Thürchen angebracht, bald hier eine Lücke verbaut, bald dort ein Balken weg genommen, bald da eine Grube ausgefüllt werden, bis sich die Rohheit und Neuheit verwischte und das Besitzthum und Bewohnerthum sich verwuchs, als wäre es immer so gewesen. Der Garten, in welchem die ohnedem auf dem Platze stehenden Obstbäume und andere gelassen worden waren, begann ebenfalls aus seinem Urzustande heraus zu treten, hie und da Blumen und Anlagen zu zeigen, wie sie Corona liebte, und wie sie gut standen. Die Gemüse zogen schöne und bunte Tafeln hinaus, und nach dem ersten Jahre funkelte das vollendete Glashaus in die Lüfte. Es wurde Alles fast so gemacht, wie es in dem kleinen Häuschen der Wittwe gewesen war, nur großartiger, weil hier mehr Raum war, und kostbarere und reichere Sachen angekommen waren. Er stellte Sammlungen auf, und sie ordnete die andern Dinge, daß ein luftiger heiterer Tempel des Geschmackes und der Ordnung erschien. — Es ist ein lieblicher Gedanke, wenn man das irdische Gut dazu hat, seine Sachen auf einen Platz nieder zu legen, und zu sagen: „Hier wirst du leben und sterben — das gehört dein!“

Anfangs, da so Vieles zu thun war, war ihnen die Zeit schneller vergangen als sonst, und zwei Jahre verflossen, ohne daß sie wußten, wohin; aber dann, da einmal Ordnung eingekehrt war, ging Alles sanfter und gemäßigter hin. Sie walteten, wie sie es früher gethan hatten. Georg mußte ab und zu reisen, er war oft lange in seinen Geschäften abwesend, oft konnte er wieder auf einige Zeit zu Hause sein. Sie lebten auch hier sehr einsam, nicht einmal seine Zeichnungsstuben hatte er in seinem Hause, um dessen ländliche Ruhe nicht zu stören, sondern er hatte sie in dem Lande herum zerstreut — sie hatten nie Gesellschaft, und was die Leute sagten, war ihm gleichgültig — er ging nie mit ihnen um, sie gehörten eigentlich nur einander an. Immer mehr ordnete sich das Haus, immer mehr saßen sie in ihrem Besitzthume in Fülle, und sahen auf die wunderschöne Welt hinaus. Aber e i n Wunsch ging nicht in Erfüllung, der allem Andern die Krone aufgesetzt hätte, oder der sie alle entbehrlich gemacht hätte: sie hatten noch immer keine Kinder.

Die Habe mehrte sich, selbst allerlei Kunstwerke kamen ins Haus, eine Bildsäule von weißem Marmor stand unter den sanften Hallen, Gemälde von großem Werthe zierten manche Zimmer, und was zwischen kinderlosen Eheleuten so oft der Fall ist, wenn er nach Hause kam, da er länger abwesend gewesen war, oder bei andern Gelegenheiten, die er ergreifen konnte, brachte er ihr Geschenke nach Hause, sei es ein kostbares Tuch, ein Schmuckgegenstand, ein Silbergefäß, sei es ein künstlich gefertigtes Einrichtungsstück, bis sie von einer Menge Gegenstände und Spielereien umringt war, daß sie oft nicht wußte, wie sie dieselben nur unterbringen oder aufstellen sollte. Dafür empfing sie ihn immer, wenn er von seinen Reisen zurück kam, mit einer Reinlichkeit seines Hauses, mit einem Schimmer und Glanz desselben,

daß er sich sagen mußte, wenn manche Menschen prachtvoller wohnen, so sei doch kein Haus so unbedingt rein und klar und Alles ordnungsgemäß umfangend wie das seine. Kein Stäubchen, kein Flecken, kein Hauch einer Unordnung war durch alle Zimmer zu sehen. Sie ordnete immer, und die schönen Geräthe oder Kunstsachen, wie etwa Geschirre, Gemälde und dergleichen, reinigte sie stets selbst; denn sie hegte zum Beispiele ihre Tische so, daß die Schönheit der Platte auch nicht einmal durch die kleinste Ritzung geschändet werden durfte. Georg war jetzt viel öfter und länger zu Hause, da er nur mehr die vorzüglicheren und größeren Arbeiten übernahm, weil er sich Ruhe gönnen wollte, und die andern durch einen jüngeren, eben so aufstrebenden Menschen besorgen ließ, wie er selber einstens aufgestrebt war.

So lebten die zwei Menschen fort, und entbehrten, was ihnen versagt war. Aber desto schmerzlicher wurde die Entbehrung, als sich auf dem dunkeln Haupte Georgs manch ein einzelnes weißes Haar zeigte, und in dem schönen Angesichte Corona's manch eine feine Linie, die den allmäligen Beginn des Alterns verkündete.

Einmal waren sie in einem Hause eingeladen, wo man sie zwar nicht mehr liebte oder haßte als in einem andern, wo man aber vielleicht aufrichtiger gegen sie gesinnt war, als sonst wo der Fall gewesen sein mochte. Georg, der viel mit Menschen in Geschäften verkehrte, sonst aber sich von ihnen zurück hielt, ging doch zuweilen irgend wohin, wo er geladen wurde, weil er mußte. Corona schier nie, und dieses Haus war das einzige, wohin sie ihn schon ein paar Mal begleitet hatte, wenn er in Jahren einmal einer Einladung Folge leistete, weil er eben zu Hause war, und die Arbeiten sich ein wenig minder dicht drängten. Sie fuhren gegen Abend hin. Auf Corona's noch so schönem Halse prangte ein Smaragd, der einen zweiten und eine

Perle trug, das Ganze mit einem feinen Goldkettchen um den Nacken geschlungen, von dem es sich in mattem Scheine schnitt, so wie die dunkle Glut des Steines sich von dem Halse in würdigem Spiele weghob. Sonst hatte sie ein schwarzes Seidenkleid an. Sie traten schier die letzten in den Saal, man erhob sich und empfing die einsame schöne Frau. Es saßen noch mehrere andere da, von Gruppen schwarz gekleideter Herren umgeben, Schmuckstücke, schier so kostbar wie Corona's oder kostbarer, glänzten auf ihren schönen Kleidern, oder funkelten von bloßen Armen und Nacken — aber ein anderer kostbarer Schmuck, den Corona nicht haben konnte, stand gegen die Thür des zweiten Saales an kleinen Tischchen: eine Gruppe vielzähliger aufwachsender Mädchen, untermischt mit eben so vielen noch ganz kleinen, die sich an sie drängten. Man betrachtete sie noch nicht als Jungfrauen, das Haar war noch knabenhaft geschoren, keine hatte einen Schmuck als die lebhaften Augen und eine ein falsches Kettchen um den Hals; unter den unscheinbar geschnittenen und leichtweg verzierten Linnen des Halses schlug ein junger Busen, und unter den schlichten Kleidchen blühten junge Glieder. Sie redeten alle durch einander, und fragten sich um allerlei und freuten sich, daß sie so bei einander seien. Man gab verschiedene Erfrischungen herum, und das kleine Volk, wie man sich ausdrückte, bekam seine Sachen auf die kleinen Tischchen, bei denen es stand, und um die es sich dann lärmend nieder ließ. Besonders waren zwei Mädchen dabei, die sich auszeichneten. Sie waren sonst etwas sorgfältiger gekleidet als die andern, aber doch noch in den Jahren, wo ihnen Kleider noch nichts sind; sie waren größer, und unter die unbedeutende Freude des Kindes mischte sich schon die sanftere Gewalt der Jungfrau. Eine war blond und zart, sie war schon jungfräulicher, die andere stärker gebaut und

dunkel, aber in Ausdruck, Kleidung und Haarschnitt noch knabenhafter als die Schwester. Sie waren zwei mutterlose Waisen, die ihr Vater, ein sehr ernster Geschäftsmann, jetzt gleichsam Mutterstelle vertretend, gerne zu solchen Gelegenheiten führte, wie sie heute waren. Es sollten sich die Kinder mit einander freuen, und nebenher war es bestimmt, daß sie Musik machen würden. Zu den herum sitzenden Frauen kam bald das eine, bald das andere der Kinder, bald eine ganze Schaar gelaufen, und rief: „Mutter, wie ist denn das? — Mutter, wo ist denn jenes?“ Die betreffenden Mütter, sich die Dinger vom Halse schaffend, gaben Auskunft, gaben Rede, und ordneten nebstbei etwas an dem verschobenen Gewändchen. Der Vater der zwei Mädchen gab ihnen auch, wenn sie gelegentlich zu ihm kamen, Anweisung, wie sie sich zu benehmen hätten. Corona saß vereinsamt und vereinzelt da, und schaute zu. Nachdem die Geschirre und die andern Vorrichtungen, die zur Einnahme der Erfrischungen da standen, weg geräumt worden waren, nachdem von den Männern ein Gespräch über Staatsangelegenheiten eingeleitet worden war, welches ziemlich lebhaft werden wollte, standen die Kinder schon zu einem Chore gerüstet, und warteten nur, bis die Herren aufhörten, daß sie anfangen könnten. Durch die Frauen bedeutet und aufmerksam gemacht, brachen die Männer ihr Gespräch ab, und setzten sich in die Stellung, den Kindern zuzuhören. Diese führten ein holländisches Volkslied aus, das von Störchen handelt, und immer im Chore die Worte Klapp, Klapp, Klapp — Klapp, Klapp, Klapp enthält, was die Sänger sehr freute. Dann kam Verschiedenes, was theils im Chor, theils zu zweien, theils von einem gesungen wurde. Jetzt setzte sich das dunklere von den zwei oben benannten Mädchen an das Clavier, welches Instrument damals noch viel seltener und weitaus nicht in der

Vollkommenheit gespielt wurde wie heut zu Tage. Das Kind zeigte keine Verlegenheit, sondern, wie Kinder thun, die ihre Aufgabe aufsagen können, schaute es mit den fröhlichen, pechschwarzen, etwas großen Augen freudig umher, gleichsam Aufmerksamkeit und Stille heischend. Die schwarzen kurz geschorenen Haare ließen den schönen werdenden Nacken sehen, und hoben das weiter unten auf den Schultern liegende Linnen hervor. Der Lehrer des Kindes setzte sich zu ihm, und das Spiel begann. Es war sonderbar: über all das Frühere, was die Kinder vorgetragen hatten, hatte man sich gefreut, weil sie es konnten, wie man es gewöhnlich verlangt; taktrichtig und schier mit keinem einzigen falschen Tone. Auch über das, was dieses Kind jetzt vortrug, freute man sich Anfangs; denn es spielte so vorzüglich gut, es rollte die Töne so bestimmt, und, wie die Kenner sagen, so perlartig aus seinen Händen hervor, es schlug fast so klar an wie ein Mann, daß sich das Bauwerk der Musikdichtung gesetzmäßig entfaltete: — aber wie die Leute, von solcher Fertigkeit überrascht, wirklich mit innerlicher Aufmerksamkeit zuhörten, und das Kind von dieser Aufmerksamkeit und von der Stille, die herrschte, erfreut, immer mehr Sorgfalt auf das Spiel verwendete und auch immer besser spielte; so fing sich in ihm ein Geist, den es vielleicht noch wenig kannte, zu regen an: es verstand auf einmal die Musik; denn in dem Spiele war Seele, und das Angesicht, das früher nur roth und weiß gewesen war, war jetzt anders: es war gleichsam freudig, und doch auch leidend — denn die Musik war traurig — und man glaubte, jetzt und jetzt sollten Thränen aus brechen. Als es gleich nach Vollendung dieses Spieles noch eine sehr schöne Arie sang, war das nämliche vorhanden, und es zitterte ihm seine unschuldige Stimme. Als es dann gänzlich fertig war, trat es zurück und mischte sich beschämt unter die andern Kinder.

Welche Gewalt des Gefühles für eine einstige Zukunft ahnete man durch diesen Zufall in dem noch unentweihten, unentwickelten, gegen sich selber noch hülflosen Körper! Alle waren erfreut und alle riefen Beifall zu; denn selbst solche, welche sich um ähnliche Dinge wenig bekümmern, waren fast ergriffen; denn es lag hier ein Stück Reinheit und Schönheit menschlicher Seele gleichsam nackt und unwillkürlich da. Der Vater saß in der Nähe der Eingangsthür auf einem zurück geschobenen Stuhle, war selig, und dachte vielleicht an die verstorbene Gattin. Es wurde noch Manches vorgetragen, und gut ausgeführt, wie es fleißige und geschickte Kinder ausführen. Als nach Beendigung der Musik die Tische wieder gedeckt, an einander geschoben und geordnet wurden, um ein Abendmahl auf zu setzen — als auch die kleineren Tischchen geordnet, und ebenfalls wie die großen gedeckt und beschickt waren, nur mit der einzigen Ausnahme, daß keine Weinflaschen auf denselben standen — als man sich um die Tische gesetzt hatte, und auch um die kleineren wieder das kleine Volk saß: war das Mädchen, welches durch seinen Vortrag so erfreut hatte, darunter, und war wieder ein Kind: es redete allerlei mit den Umgebenden, es lachte und aß — das Angesichtchen war wieder roth und weiß, und die kurz geschorenen Haare standen wieder zu dem Gesichtchen. Als spät Nachts Alles aus war, und die betreffenden Mütter ihre Kinder um sich sammelten, die von denselben hierhin und dorthin gelegten Kleiderstücke zusammen suchten, ihnen anpaßten, und hie und da etwas an den Körperchen verwahrten, daß sie sich nicht verkühlten — als dann ein allgemeines Abschiednehmen war, und ein Fortfahren von dem Hause der Unterhaltung: so saßen Georg und Corona auch in ihren Wagen, und fuhren allein in demselben nach Hause. In ihren finsteren, sehr schön eingerichteten Zimmern wurde, da sie ankamen

Licht gebracht, sie legten die Kleider und den Schmuck auf die gehörigen Stellen, und begaben sich zur Ruhe.

Am andern Tage war wieder ein Tag, wie viele gewesen sind, und wie sie immer sein werden, bis sie sterben.

Sie waren jetzt im dreizehnten Jahre vermählt.

Als einige Zeit, ungefähr mehrere Wochen, nach jenem Abendfeste, dem sie beigewohnt hatten, vergangen waren, kam einmal Corona an einem Nachmittage zu Georg in eines seiner Zimmer, wo er die Steine hatte, und wo er eben vor dem Tische, auf welchem mehrere zu ordnen lagen, saß, und sie betrachtete. Es war dieß eine ungewöhnliche Stunde, daß sie zu ihm kam; denn meistens war er um diese Zeit in seinem Arbeitszimmer und zeichnete — nur heute hatte er sich — man weiß keinen Grund — von der Arbeit weg begeben, und war zu seinen Steinen gegangen. Er hob daher sein Haupt empor, und sah auf Corona hin, da sie eintrat, gleichsam fragend, ob ihr etwas fehle, daß sie zu so ungewöhnlicher Stunde komme.

„Georg, störe ich dich?“ sagte sie, „ich möchte gerne etwas mit dir reden.“

„So rede, Corona, du störst mich nicht,“ antwortete er, „wenn ich auch beim Zeichnen wäre, so würde ich aufhören, wenn du mit mir reden wolltest.“

„Aber es ist lange, Georg.“

„Wie es auch sei, Corona, ängstige mich nicht, und rede. Wann hätte ich dir denn je eine Zeit verweigert, die du in Anspruch genommen hast. So ist es nicht, daß ich nicht ein Stückchen Arbeit verschieben könnte, wenn sich etwas Anderes ergibt, das meine Aufmerksamkeit erheischt. Zudem siehst du ja, daß ich mir ohnehin einen Feiertag gemacht habe, und da sitze, und gleichsam mit diesem Steine da rede. So sprich also.“

„Du mußt mich aber bis zu Ende anhören, Georg, du mußt nicht antworten, mir nichts darein reden, bis ich selber sage: jetzt antworte."

„So rede nur, du machst mich sehr unruhig — ich verspreche dir, bis zum Ende ohne Antwort zuzuhören."

„Nun also Georg, ich bin heute zu dir herein gekommen, dir die Scheidung unserer Ehe anzubiethen."

„Corona!!"

„Siehest du, du redest darein. Ich habe es ja gewußt, daß es so kommen werde. Höre mich nur zu Ende, und dann rede, was du immer willst."

„Aber, Corona, was ist dir denn widerfahren?! wie kannst du denn meinen, daß ich einem solchen Dinge mit Ruhe werde zuhören können. Sag, welch ein Unglück ist dir zugestoßen?"

„Höre mich doch an, Georg, ich habe es dieser Tage her, und wohl manchmal auch früher, sehr reiflich überlegt, und bin mit dem Gedanken nicht eher zu dir gekommen, als bis ich glaubte, daß ich ihn so ausgebildet habe, daß er mir als recht erscheint, und daß ich ihn dir werde auseinander setzen können. Der Mensch lebt nur ein einziges Menschenleben. In demselben soll er vor seinem Gotte den ganzen Kreis menschlicher Pflichten und menschlicher Freuden erfüllen. Das erste ist ja doch immer, daß der Mensch in der vollsten Bedeutung Mensch sei. Was ihr oft so hoch setzt: Amt, Würde, Geschäft, ist in vielen Fällen nur ein Mittel — bei dir, Georg, ist es nicht so — sich Geld und Gut zu erwerben, um mit diesem Gelde und Gute dann seinen Trieben und Neigungen zu dienen: in wenigen Fällen ist das Geschäft Sache des Berufes, wo nämlich Kräfte nach einer Richtung hin stärker gegeben sind, in dieser Richtung hin stärker auf Erfüllung dringen, und in dieser Richtung hin den ganzen andern Menschen mit nehmen. Besser wäre

es, wenn der Mensch unbeschadet seines Berufes auch in andern Kräften stark genug wäre, ihnen Erfüllung zu geben, und im Einklange aller ganz ein Mensch zu sein. Du bist es fast, Georg, du hast deinem schönen Drange gefolgt, hast dich aber nie den Menschen verkauft, und bist neben deiner Kunst ein starker, freier, guter Mensch geworden, ein Mensch, der seine Augen auch irgend wo anders hat, als in seinem Berufe: darum habe ich dich gleich so lieb gewonnen — du bist fast ein ganzer Mensch, Georg, außer, wo die Verhältnisse es dir versagen — — aber vielleicht nur so lange, als wir selber wollen. Zu einem der ersten, vielleicht zu dem allerersten Rechte und zu der holdesten Pflicht der Menschen gehört es, Kinder zu haben; darum hat Gott die beiden Geschlechter mit solcher Freude an einander gebunden, außer der es nichts Freudenreicheres gibt, wenn nicht das Gefühl der Eltern noch süßer sein mag, und die Pflicht derselben noch mehr in das Herz gewachsen; denn wir sehen ja die rohesten Menschen, wenn sie Kinder bekommen haben, alles Andere in dieser Welt bei Seite setzen, und den Kindern dienen — ja, in der Gefahr das eigene Leben dahin werfen, um das der Kinder zu retten, so herrlich und allmächtig ist der Trieb, daß das junge Leben fort lebe und das alte vergehe, das das junge hervor gerufen und seinen Zweck erfüllt habe. Darum ist die Welt so schön, daß sie jeder Neue neu geputzt finde, und wenn er lebt, nicht anders meine, als das ganze Leben beginne überhaupt erst jetzt. Und wenn er alt wird, will er Kinder, in deren Aufblühen und Anfangen er auch aufblüht und anfängt — das Leben beginnt er wieder neu, wenn es ihm unbewußt aufhört, und er stirbt. Siehst du, Georg, ich habe gesagt, daß du ein ganzer Mensch seist, außer wo die Verhältnisse es versagten, und daß dieß vielleicht nur so lange währe, als wir es selber wollen. Wir sind jetzt über zwölf

Jahre verbunden, und haben keine Kinder bekommen. Es ist sehr oft der Fall, daß zwei Menschen keine Kinder haben, und wenn sie beide andere Verbindungen eingehen, werden sie beide mit Nachkommenschaft gesegnet. Es ist eine hohe, eine gewichtige, eine heilige Pflicht, daß der Mensch, der nur das eine Leben hat, es voll anwende, und darin auch die menschlich und göttlich gesetzlichen Mittel ergreife, die Welt in einem kleinen Theilchen durch seine Kinder fort blühen zu machen. Darum glaube ich, hat ja unsere Kirche fest gesetzt, daß in ihr die Ehe löslich wird, damit ein mißgeschlungenes Band zu nichte gemacht, und wieder ersetzt werden könne, was gefehlt wurde. Und ich glaube, daß der höchste Zweck dieser Einrichtung nicht darin bestehe, daß Menschen, welche leichtsinnig ein Band geschlungen haben, wenn sie ihre Herzen nicht kannten, wenn die Mittel des Lebens nicht da sind, und hundert andere Fälle, es wieder auflösen können, wenn sie sich nicht vertragen, wenn das Band eine Bürde wird — sie hätten ja das vorher wissen und vermeiden können. Ihretwillen kann das Gesetz nicht allein da sein. Ein viel höherer Zweck desselben muß sein: wenn zwei Menschen alles Edle und Gute, was der Verstand und das Herz eingeben, vor der Verbindung anwendeten, damit sie eine heilige und echt menschliche werde, wenn sie das wird, und doch durch einen Umstand, den keines voraus berechnen konnte, die Ehe eine Scheinehe wird: daß sie dann gelöset werden kann, daß freiwillig und in Güte und Liebe die Verbindung getrennt werde, die vor Gott eine unmögliche gewesen ist. Wir sind beide in dem Falle. Es ist nicht mehr denkbar, daß wir noch den Segen eines Kindes erleben werden. Was wir auch durch unsere Verbindung erreichten, was wir uns auch gegenseitig gegeben haben, e i n Zweck, ein hauptsächlicher, ist nicht erreicht worden: darum, Georg, ist mein Vorschlag, daß wir uns

aus freien Stücken trennen, daß jedes wieder ungebunden sei, und wenn es ihm dünke, ein neues Bündniß eingehen könne, was ihn vielleicht noch mit dem bisher entbehrten Gute belohne. Ist es auch dann nicht der Fall, dann sind beide von der Verantwortlichkeit frei. Denn wir haben gethan, was uns menschliche Voraussicht zu thun eingegeben hat, jeder Erfolg liegt in der Hand eines mächtigeren Richters. Mir scheint die Handlung nicht blos erlaubt, sie scheint mir recht. — -- Und nun Georg, bin ich fertig — jetzt antworte mir."

„Ich weiß nicht, Corona, was ich dir antworten soll — ich bin nicht gefaßt — ich habe auf die Handlung noch gar nie gedacht — was werden die Leute sagen?"

„Sie werden sagen, es sei nicht recht — weil sie schwach sind. Sie werden den wahren Grund nicht wissen, ja wenn er ihnen gesagt würde, werden sie ihn nicht glauben, und in einem von uns eine geheime Schuld suchen, die das Andere fort getrieben hat. Auch wenn ihnen der eigentliche Beweggrund bewiesen wird, werden sie noch sagen, es sei nicht recht, weil sie nur allein an einem einzigen Dinge hängen, an ihrer Sinnlichkeit, die sie nicht verlassen können. Wer mit seinem Weibe Jahre lang gelebt hat, gewöhnt sich an sie und ihre Gesellschaft, wie an ein Stück seines eigenen Lebens, er findet sie als Bestandtheil in allen seinen Vorstellungen, ihre Thätigkeit greift in sein Leben ein: das heißt er Liebe, das ist es, was er nicht entbehren kann, darum kann er sich von seinem Weibe nicht trennen, es ist ein Sinnliches, ein Selbstsüchtiges — und das ist keines stark genug zu opfern, darum begreifen sie es an Andern auch nicht. Sie müßten ein neues Leben beginnen, einen neuen Kreis von Vorstellungen anfangen, und das ist sehr schwer, weil sich die ganze verzweigte Verwandtschaft der vorhandenen Vorstellungen dagegen sträubt. Daraus erklärt

sich auch die Thatsache, warum ein Mann, der den Tod seiner Gattin aufrichtig mit tiefstem Schmerze betrauert, der meint, er könne nun gar nicht mehr leben, doch sehr bald darauf wieder eine neue Verbindung schließt, weil er 5 seine eigene bisherige Gewohnheitsweise nicht aufgeben kann, und eine neue Ehe das leichteste Mittel ist, das Alte wenigstens annähernd wieder her zu stellen; denn er braucht nur die Person zu verwechseln, und dann bleibt Alles beim Alten. Darum hört man in solchen Fällen das so oft, was 10 ich von einem sehr alten Manne, der fünf und dreißig Jahre in einer sehr glücklichen Ehe gelebt hatte, und nach dem Tode seiner Gattin alsobald wieder eine neue Ehe einging, bei meiner Gräfin sagen gehört habe: er kann seine Häuslichkeit nicht entbehren. Wir wollen sie entbehren, 15 Georg, wir wollen sie des höheren Zweckes willen entbehren, wir wollen die Freuden, die wir einander in täglichem Umgange gewährt haben, opfern, — diese Freuden waren bei uns größer als bei Andern, weil wir beide einsam waren, weil wir beide niemand andern hatten, als 20 uns — aber wir wollen sie doch entbehren, wir wollen wieder sein, wie früher, wollen anfangen, wo wir angefangen, als ich von meinen Verwandten, und du nach dem Tode deiner Eltern von Eiserode fort in die Welt gingest. Es ist dieß nicht das Höchste und das Einzige des 25 Lebens, was wir dahin geben, es kann sich neu wieder finden; was wir aber jetzt entbehren, ist ein Höheres, Uneigennützigeres, und ist eine heilige Pflicht — — ja eine Ehe, die eines ihrer Hauptzwecke entbehrt, däucht mir eher Sünde — — darum wollen wir sie lösen; was wir ohne 30 unsern Willen nicht erreichten, wollen wir betrauern, und was nicht sein konnte, obwohl wir es beide wünschen, wollen wir nicht erzwingen wollen, sondern den Dingen gemäß handeln, die das Erstrebte auf dem Wege, der uns der süßeste wäre,

versagt haben. Ich glaube, es ist überall das rechte, wo ein Ding, das wir anstreben, verweigert wird, es rasch ändern, und den Weg einschlagen, den die Gesetzmäßigkeit der Dinge vorschreibt. — — Und nun, mein Georg, was sagst du?"

„Corona — mein Weib" — antwortete der Baumeister — „ich weiß nicht, was ich sagen soll — das ist seltsam, was du sprichst. — — Es ist nicht so, es ist doch nicht so."

Bei diesen Worten schob er langsam seine Steine, die er vorher bei sich gehabt und betrachtet hatte, zurück, und sah lange, gleichsam mitleidig auf dieselben hin.

„Corona," sagte er dann wieder, „nein, es ist doch nicht so, wie du sagst. Wir sind beide betheiligt, ich muß bei meiner Antwort auch deiner gedenken, ich muß errathen, was dir frommt. — — Aber es ist gewiß nicht so, wie du sagst. Ich empfinde das tief. Lassen wir heute die Sache. Corona, ich werde mit dir reden, wenn eine Zeit vergangen ist — hörst du — lasse die Wohlthat einer Zeit dahin gehen — denn über dieses Gespräch muß Zeit vergehen. — — Lassen wir es, hörst du?"

„Ja, Georg, denke daran. Fange an, darüber nachzudenken, wie ich schon seit Langem her darüber nachgedacht habe. Und wenn du, wie du einmal gesagt hast, den Knaben des verstorbenen Zimmergesellen an Kindesstatt annimmst, so bedenke, daß angenommene Kinder keine eigenen sind. Wer eine Pflicht übernimmt, ohne die Grundlagen der Pflicht erzeugen zu können, der macht ebenfalls ein Mißverhältniß der Dinge, das sich in den Folgen rächt. Thue ihm Gutes, versorge ihn, aber verlange nicht, daß er dein Sohn sei. Ich habe diese Gedanken schon lange gefaßt, wenn ich dich öfter sah, wie dein Auge auf dem schönen Knaben ruhte, der gerne in unserem Hofe spielte, wie du manchmal fort gingest, und noch unter der

Hausthür auf ihn zurück sahest. Er kann nicht sein Sohn werden, dachte ich. Ein Kind, Georg, kannst du nur auf dem Wege erhalten, den ich dir angegeben habe."

„Nur eins noch, Corona, dann schweigen wir aber über die Sache: da du von dem Elternhause fort gingest, warst du ein Kind, da ich einsam in die Wälder ging und in abwechselnden Zeiten wieder in großartigen verödeten Bauwerken studierte, war ich nicht viel mehr als ein Kind — die aufstrebenden Kräfte sind feurig, allmächtig, sie werfen den Widerstand um — — jetzt sind wir älter; der Bogen steigt nicht mehr so rasch hinan, wer weiß, ob er sich nicht schon sanft gegen die andere Seite hinüber zu krümmen beginnt: sage, werden wir auch können, was wir ausführen möchten? — wirst du es können, Corona?"

„Ich glaube," sagte die Gattin.

„Nun, so brechen wir ab," sagte der Baumeister, „lassen wir es. Wenn die Labung der Zeit dahin geflossen ist — wollen wir unsere Gedanken wieder fragen."

Sie schwiegen jetzt über diesen Gegenstand. Er nahm einen seiner Steine her, und legte ihn wieder hin. Er schob mehrere vor, und schob sie wieder zurück. Er führte Corona dann in den Garten. Sie gingen an den Blumen dahin, sie gingen neben dem sanften Glanze des Glashauses dahin, neben dem Springbrunnen, den Georg durch den Wasserdruck, der hoch oben in dem zurück gehenden Walde in den innern Lockerheiten der Berges nieder lastete, zu Stande hatte bringen lassen, sie gingen an dem Kohle vorüber, der da stand, und dessen blauliche, kräftige, strotzende Blätter an Corona's Kleid streiften, sie gingen an den Pflaumenbäumen, an dem neuen Geländer, das er erst hatte machen lassen, an dem Zwergobste, an den Apfelbäumen, die im Frühlinge aus Frankreich gekommen waren, vorüber — und zuletzt an dem Neubruche, auf

welchem gerade die Taglöhner arbeiteten, daß er gereinigt, von Steinen befreit und hergerichtet werde, um im künftigen Jahre dem Garten einverleibt zu werden, damit derselbe sich wieder ein wenig größer und reicher entfalte. Dann ist der Abend gekommen, — endlich die Nacht — und sie legten ihr Haupt auf die Kissen der Ruhe.

— — Wie viele Zeit nach diesem seltsamen Gespräche vergangen ist, wie viel noch in der Sache gesprochen wurde, was der Inhalt dieser Gespräche war, vermögen wir nicht anzugeben — nur das Ergebniß der Zeit, die noch nach dem Vorschlage Corona's verflossen ist, können wir erzählen: Georg willigte ein, er erhob sich zu Corona's Gedanken. Es wurde beschlossen, daß sie sich ohne einen Auftritt des Weinens oder der Klage trennen wollen, daß jedes in der Zukunft streben wolle, den Segen der Kinder in einer neuen Verbindung zu erringen, daß sie sich nie sehen, einander nie schreiben wollen, daß sie für einander nicht mehr da sind. Als dieses beschlossen war, ging Georg daran, das vorhandene Vermögen zu theilen. Er gab Corona die Hälfte, welche hinreichte, ihr ein sehr schönes, mehr als wohlhabendes Leben für alle Fälle der Zukunft zu sichern, und die andere Hälfte, wozu das Haus gehörte, behielt er für sich. Dann, um alle Unannehmlichkeiten zu Hause zu vermeiden, wurde ausgemacht, daß man seine Sachen zusammen richten, mit einander fort fahren, die Angelegenheit bei der Behörde in Ordnung bringen, und sich dann in der Entfernung trennen wolle. Corona packte ihre Sachen in der Stille zusammen. Es wurden ein paar Koffer und einige Kisten fort geschickt, was nicht auffiel, da der Baumeister mancherlei Dinge für entfernte Häuser oder Schlösser zu besorgen hatte, und dieselben gewöhnlich zuerst zu ihm kamen, von wo er sie dann wohlverpackt an den Ort ihrer Bestimmung abgehen ließ. Endlich, an einem trüben mit Regen

kämpfenden Sommermorgen fuhren sie selber ab, da man eben den nun fertig gewordenen Neubruch einplankte, und zu dem Garten schlug. Mit der geistlichen Obrigkeit, weil beide Theile einig waren, wurde das Anliegen bald erledigt, und die Trennung folgte dann schnell. Corona fuhr in einem Wagen, dessen Pferde sie sich schon selber bestellt hatte, durch den Thorweg des Gasthauses hinaus. Der Wagen fuhr die Gasse entlang, beugte dann um eine Ecke und konnte dann nicht mehr gesehen werden. — Sie war jetzt wieder mit ihrem Herzen allein. — Georg stand in dem Zimmer des Gasthofes, das sie bisher, da die Angelegenheit im Gange war, mit einander bewohnt hatten, und schaute vor sich hin. Es war nun in seinen Augen kein eheliches Gemach mehr, sondern eines jener unzähligen Gasthauszimmer, wie er sie während seiner jugendlichen Herumwanderungen so oft in ihrer Öde über Nacht oder auf kurze Tage bewohnt hatte. Kein einziger Mensch hatte in dem Gasthause geahnet, was zwischen diesen zwei Leuten vorgehe, und auch nicht gewußt, als die Frau fort fuhr, welch ein Fortfahren das sei.

Die seltsame That war nun gethan — und beide konnten jetzt dem Plane gemäß frisch und frei an den Bau des noch übrigen künftigen Lebens gehen, als wäre es ein anfangsfähiges ursprüngliches gerade aus der ersten Hand des Schicksals gegebenes.

Georg reiste nicht nach Hause, sondern er ging zu einem sehr entfernten Baue, und leitete dort die Arbeiten fort. Er schrieb an die Wittwe, welche auch sonst gerne in der Abwesenheit der Gatten das Hauswesen besorgt hatte, sie möchte nur Alles sorgsam verwalten wie früher, er habe sich von seiner Gattin geschieden, wisse nicht genau, wann er nach Hause komme, und werde dann schon beschließen, was mit der Besitzung zu geschehen habe.

Die Wittwe war ganz überrascht, und traute ihren Augen kaum. Sie wollte sich dann, als sie die Sache begriff, fast zu Tode weinen, und dachte, was muß denn geschehen sein — wie können sich denn zwei so liebe, gute, treuherzige Menschen scheiden! Sie ging wie eine Ver- 5 lassene und Verlorene in dem Hause herum, wischte die schönen Sachen ab, und schaute trübselig auf dieselben hin.

Die Leute wunderten sich, als das Gerücht die Erzählung daher trug, daß der Baumeister an einem entfernten Baue sehr fleißig arbeite, und daß er sich, während er 10 vom Hause weg sei, von seinem Weibe geschieden habe. Sie theilten es einer dem andern mit, und erschöpften sich in Ergrüblung des Dinges, das da vorgefallen sein müsse.

3.

Am Waldrande.

Wir haben nur noch sehr wenig zu berichten. Es ist genau dasjenige geschehen, was nach der Schönheit und 15 dem Eigensinne des menschlichen Herzens geschehen mußte.

Wir sind genöthigt, einen großen Raum von Jahren zu übergehen, weil von dem, was sich in demselben begeben hat, keine Einzelnheiten vorliegen. Wir können nur das Allgemeine angeben, was schier alle Menschen wußten, 20 bis wir dann am Schlusse wieder ein Einzelnes zu erzählen vermögen, was nicht alle wußten.

Georg hatte sein Haus, das er mit so vieler Freude gebaut hatte, verkauft. Es wirthschafteten jetzt fremde Menschen darinnen, welche ebenfalls eine große Freude an 25 dem Besitzthume hatten, wie sie Georg und Corona gehabt hatten. Die Wittwe wohnt wieder in ihrem kleinen weißen Häuschen, worin Georg und Corona ihr eheliches Leben begonnen hatten. Der Baumeister baute fort, sein

Wohlstand mehrte sich neuerdings, er kam durch Aufträge in fremde Gegenden, lernte verschiedene Menschen kennen — und bekam, wie es in dem Plane der Trennung gelegen war, auch wieder eine Gattin. Aber nicht nur eine Gattin bekam er, sondern sie gebar ihm auch Kinder, zwei Knaben, welche fast so schön waren, wie er in seiner Kindheit gewesen ist. Die Gattin hieß Emilie, sie liebte ihn, und behandelte ihn freundlich. Die zwei Knaben blieben die einzigen Kinder. Da mehrere Jahre vergangen waren, da die Kinder heran wuchsen, dachte er neuerdings darauf, wie einst in schönen Tagen, sich wieder ein Haus zu bauen, und sich fest nieder zu lassen. Er war jetzt bereits alternd, sein Vermögen war genüglich hinreichend, er beschloß daher, sich von den Aufträgen, die noch immer kamen, zurück zu ziehen, und seine Kräfte, die schon öfter zu ermatten begannen, zu schonen. Er liebte noch immer die Wälder, hing an Naturgegenständen, und zog seine Sehnsucht halb heimlich, halb bewußt nach diesen Dingen hin. Er wollte daher, wie einst, einen Platz zu seinem Besitzthume auswählen, und sich ihn so suchen, daß er den Gegenständen seiner Liebe, die nicht alterte, nahe wäre, und in Gemächlichkeit seinen Sammlungen, seinen Betrachtungen und seinen Empfindungen nachgehen könnte. Er näherte sich auf seiner Reise, auf welcher ihn sein Weib und seine Kinder begleiteten, dem waldigen Gebirge, weil es von ferne so aussah wie der sanfte blaue Hang, auf dem er sein erstes Haus gehabt hatte, obwohl dieser Hang viele, viele Meilen weit von dieser jetzigen Gegend entfernt war. Es war jetzt gerade wieder dreizehn Jahre, seit er sich von Corona getrennt hatte. Als er dem Waldgebirge näher gekommen war, überraschte ihn immer mehr und mehr die Ähnlichkeit desselben mit seinem einstigen schönen Walde, der mit Eichen und Haselgebüschen von seinem Garten angefangen hatte, dann durch Eschen,

Ahornen und Birken zu der Fichte und von der zu Felsen empor gestiegen war. Gerade so war es hier. Er reiste, da er endlich nahe genug war, den weiter gehenden und größer werdenden Ähnlichkeiten nach, bis er eines Abends in ein Thal kam, das dicht mit Obstbäumen besetzt war, das ein frisches feuchtes Grün hatte, von dem einzelne weit von einander entfernte Strohdächer heraus blickten, in dem blaue von den das Abendmahl kochenden Herden aufsteigende Rauchsäulen waren, und weiter draußen eine dünne zarte blaue Schicht auf dem feuchten Grün stand — von dem Thale zog sich eine Anhöhe mit Wiesen und Feldern hinauf, und am Rande desselben begann ein Laubwald fort zu steigen, der von ferne wie Eichenbildung aussah. Mitten im Thale war ein kleiner Flecken mit einem rothen Kirchthurmdache. Georg kehrte nicht in dem Flecken, sondern in einem etwa eine Viertelstunde davon entfernten an der großen Straße liegenden Gasthause ein. Er gedachte hier mehrere Tage zu verweilen, und durch ein gutes Angeboth etwa einen der Eigenthümer der am Waldrande liegenden Höhe zur Abtretung eines Stückes zu vermögen, wie er es brauchte. Er zog daher schon am ersten Tage alle Erkundigungen bei dem Wirthe ein, und nahm sich vor, noch weiter zu forschen.

Am zweiten Abende seines Aufenthaltes ging er mit seinen zwei Knaben allein spazieren. Er schlug einen Pfad durch das Thal ein, welcher mit Obstbäumen gesäumt war, und einen Zaun neben sich hatte, der mit frischem Wassergebüsche umwachsen war, und richtig auch zu seinen Füßen das klare, schießende, über Kiesel rollende Wasser hatte — gerade so wie ein Pfad gewesen war, an dem er sehr gerne mit Corona gegangen war, da sie noch mit einander das Haus am Waldhange bewohnt hatten. Als er um eine Gruppe hoher kleinblättriger Birnbäume bog, wo ein hölzernes Gitter war, und der Pfad in zwei Theile

auseinander ging, wandelte eine dunkel gekleidete Frau ihm entgegen — er erkannte sie — es war Corona. In dunkle Kleider gekleidet, wie sie wohl auch früher geliebt hatte, ein Häubchen, wie früher, nur viel bescheidener, auf dem Haupte, und eine Tasche, wie früher, nur etwas größer an ihrem Arme tragend. Das Antlitz war so schön wie sonst — aber es war alt geworden. In den geliebten Zügen, die einst so seine Freude gewesen waren, waren sehr viele kleine, klare und deutlich geprägte Fältchen, auch war sie blasser als gewöhnlich, wie es ja das heran rückende Alter mit sich bringt. Sie blieben beide stehen, und blickten einander an.

„Corona,“ sagte er.

„Georg,“ antwortete sie.

Sie reichte ihm die Hand — er faßte sie, und meinte, er könne gar nicht mehr los lassen.

„Geht es dir wohl, Georg?“

„Wohl, Corona — dir auch?“

„Ja, Georg. — — Das ist eine schöne Gegend, nicht wahr?“

„Ja, sie ist schön — — sehr schön — — bist du lange hier, oder reisest du blos durch?“

„Ich lebe schon mehrere Jahre in dem kleinen Städtchen dort — du reisest wohl eben hier durch?“

„Ich bin in dem einzelnen Gasthause über Nacht.“

„Reisest du dann wieder weiter?“

„Ja.“

„Georg — — sage — ich möchte fragen: sind diese deine Kinder?“

„Ja, Corona.“

„Wie alt sind sie denn?“

„Der eine ist neun, der andere zehn Jahre alt.“

„Es sind freundliche Kinder. — Weil du nur Kinder erhalten hast.“

„Bist du auch vermählt, Corona?"

„Es haben sich Anträge gefunden."

„Also bist du vermählt."

Sie wurde sehr roth und sagte: „Ich habe es nicht vermocht." 5

Er antwortete kein Wort — nicht ein einziges Wort sagte er auf diese Rede. — — Nach einem Weilchen reichte er ihr die Hand hin, und sagte: „Gute Nacht, Elisabeth."

„Warte noch ein wenig," antwortete sie, dann suchte sie in ihrem Täschchen, das sie am Arme trug, herum, 10 brachte zwei Äpfel heraus, und gab jedem der Knaben einen.

Dann gab er die Hand hin, sie reichte ihm die Rechte, an der sie, wie es auch früher gewöhnlich der Fall war, keinen Handschuh hatte, er drückte die Hand, in welcher die seinige so oft geruht hatte, beide wandten sich ab, und gingen 15 ohne ein Wort die verschiedenen Wege fort. Die Knaben bissen in die rothen Äpfel und aßen sie auf dem Heimwege.

Georg entkleidete sich bald, ging auf sein Zimmer — — und der acht und fünfzigjährige Mann weinte die ganze Nacht.

Jetzt erst stand die Größe der Sünde vor ihm, die er 20 begangen hatte — jetzt bereute er, daß er nicht mit ihr getragen und geduldet hatte, die größer war als er. Das arme Weib hatte diese Gegend aufgesucht, die Ähnlichkeit mit dem Waldhange hatte, wo sie sonst gelebt, und sie war durch die Ähnlichkeiten gelockt immer weiter bis an diesen 25 Punkt gekommen. Hier lebte sie nun, weil sie die Erinnerung der Vergangenheit nicht weg thun konnte, in einem Theile dieser Vergangenheit, wie ja auch er von weitem zu diesem Walde her gezogen worden war, um an ihm, wie an seinem früheren Waldhange ein Haus zu bauen. Dieß 30 Alles, weil er Corona so gut kannte, empfand er jetzt auf seinem schlaflosen Lager. — Am andern Morgen ließ er seiner Gattin keinen Schmerz merken, war gut wie immer,

und sagte, daß er doch nicht da bleiben, sondern wieder weiter reisen werde. Sie hatte gestern mit dem Diener und der Magd Alles zu längerem Aufenthalte eingerichtet gehabt, deßhalb sie nicht hatte mit spazieren gehen können — heute packte sie wieder zusammen, sie zog ihre Knaben, die bei ihr im Zimmer schliefen, während, wie es in dieser Ehe Gewohnheit war, er in seinem Studierzimmer schlief, reisefertig an, und gegen Mittag schwankte der Reisewagen auf der entgegengesetzten Straße aus dem Thale, als wo er herein gekommen war.

Was weiter geschah? — Georg konnte zu keiner Stätigkeit kommen. Die Kinder wurden groß und gingen fort. Der unbändige Hang zielte nach keiner Vergangenheit, ja er fragte nicht einmal nach einer, als wäre sie nicht gewesen, wie Georg es als Waldgänger in dem Gleichnisse der strebenden Pflanzenäste zu dem Hegerbuben sagt. Einer dient zu Schiffe, ist auf allen Meeren, und schreibt alle zwei, drei Jahre einen Brief; der andere durch Lust an Naturgegenständen überwältigt, warf sich auf Zeichnen und Malen, und ging, da sich eine Gelegenheit both, voll Freude nach Südamerika, von wo er fast gar nicht schreibt. Die Mutter der Knaben ist gestorben — und Georg ist wieder allein, wie er es ja, wenigstens von den erstrebten Kindern aus, sein mußte: der rückgelassene, dorrende Ast, wenn die neuen voll Kraft und Jugend zu neuen Lüften empor wachsen, in ihr Blau in ihre Wolken in ihre Sonne empor schauen, und nie zurück auf den, woraus sie entsprossen. Diese Söhne werden gerade so einst Briefe bekommen, daß ihr Vater gestorben sei, wie dieser Vater, als er in seinen Studien begriffen war, erfahren hatte, daß er keine Eltern mehr habe, und beide in der Erde begraben liegen. — Und so wird es fort gehen, wie es von seinen Eltern her fort gegangen ist, wie es bei seinen Söhnen

fort geht, und wie es bei dem Hegerbuben fort gehen wird, er mag sich nun zu einer Handarbeit, zu einem Gewerbe gewendet haben, oder zu dem Meere der Wissenschaft, auf dem er fort segelt, bis auch er wieder von seinem Sohne verlassen ist, und allein auf dem Schiffe steht, 5 da es sinkt.

Im hohen Alter, da sein Weib gestorben war, seine Söhne ihn verlassen hatten, hätte er gerne Corona aufgesucht, allein er schämte sich, auch wußte er nicht, ob sie nicht auch wie er aus dem Thale geflohen ist, da sie sich 10 begegnet hatten. — Er hing sich an den Hegerbuben, bis auch dieser fort ging — und er selbst wieder die Gegend um die Kienberge und um Hohenfurth verließ.

Wir wissen nicht, wo der alte Waldgänger jetzt ist. Er mag noch irgend wo leben, er mag gestorben sein — 15 wir wissen es nicht. Von seiner Gattin Corona wissen wir auch nichts. Lebt sie noch, dann ist sie uralt, und gewiß so allein, wie dazumal, da sie von ihrem Vater gegangen ist, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt bei keinen Verwandten ist, und daß damals ein Anfang vor ihren Augen 20 lag, jetzt ein nahes Ende. — — Wo sie auch sind, und wenn sie noch sind: Gott wird sie gewiß bald rufen.

Die zwei Menschen, die sich einmal geirrt hatten, hätten die Kinderfreude opfernd, sich an der Wärme ihrer Herzen haltend Glück geben und Glück nehmen sollen bis 25 an das Grab, und wenn sie zu Gott gekommen wären, hätten sie sagen sollen: „Wir können keine Kinder als Opfer mit bringen, aber Herzen, die du uns gegeben, die sich nicht zu trennen vermochten, und die ihr Weniges, was ihnen geblieben, mit hieher bringen, ihre Liebe und 30 ihre Treue bis zu dem Tode."



Zu Stifters „Prokopus“

Titelvignette der „Iris für 1848“

Prokopus.

(1847)

5

10

15

20

25

1.

Am Morgen.

Durch das Hauptthal der Fichtau, in welchem die Perniz fließt, ging einmal ein großer Zug von Männern und von Frauen. Der Weg war damals keine Straße, auf welcher schöne Wägen gehen können — eine solche ist er noch heut zu Tage nicht — aber damals war der Pfad so schmal und uneben, daß nicht einmal jene Gebirgswägelchen auf ihm hätten fahren können, mit denen er in unsern Zeiten so zu sagen bedeckt ist. Deßhalb saßen alle jene Männer und Frauen auf ihren Pferden, und ritten auf dem Pfade dahin. Die Thiere gingen eines hinter dem andern, außer wo der Weg sich etwa zufällig erweiterte, und sie sich zu zweien gesellen konnten, wenn ihre Reiter etwas mit einander zu reden oder sich sonst einen Beistand zu leisten hatten.

Wenn man in jenen Tagen ein Ding durch die Fichtau bringen wollte, mußte es gesäumt werden. Die Bergdachungen zu beiden Seiten gingen mit Wald bedeckt bis an das Wasser nieder, in dem sie sich netzten. Die Perniz rauschte an dem Wege, und es lagen in ihren Gewässern noch manche Marmorblöcke aus dem Reviere der Fichtau, welche man später weg geräumt hatte, um Platz zu gewinnen, oder um etwas Nützliches und Nothwendiges aus ihnen zu machen.

Es glänzte ein heiterer Morgen auf dem ganzen Walde, da der Zug ging, Alles war erfrischt, und manches nasse Zweiglein, das an dem Wege stand, streifte die Füße eines Pferdes, oder das Gewand eines Reiters.

Sie hatten Alle die Tracht, die gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gebräuchlich war. Die Männer hatten keine Harnische mehr an, noch hatten sie irgend ein anderes Eisenwerk an sich, wohl aber trugen sie an ungeheuren bauschigen Schärpen, die um das Lederkoller gingen, die Schwerter der damaligen Zeit. In den Halftern des Sattels steckten sehr große ungeschlachte Pistolen, und auf dem Haupte war der breitkrempige Hut mit der nieder gehenden wallenden Feder. Manche hatten gleich mehrere solcher Federn, daß sie wie ein nickender Haufen auf dem großen Rande des Hutes saßen oder von demselben wie ein Schneefall hernieder sanken. An den Stiefeln, deren Mündungen oft kahnförmig um den Fuß gingen, waren die großrädrigen Sporen jener Zeit. Die Frauen hatten klappige Häubchen auf dem Kopfe, gesteifte Ärmel, dünne Leiber, dann weiter unten allerlei Böschungen, und endlich das glänzende nieder fallende Reitkleid. Bei Verschiedenen waren goldflinsernde und manchmal noch schönere seidene Blumen darauf gestickt.

So bewegte sich der Zug auf dem Pfade dahin.

Da er um die Biegung eines Hügels kam, erweiterte sich hinter diesem das Thal, und es ging der Weg in einen ebenen gleichsam geplätteten Raum auseinander, auf dem viele Pferde und Menschen und andere Dinge hätten stehen können. Auf diesem wohlgestampften Platze, am Rande der hohen düsteren Tannen und Fichten, wo der schäumende weiße Giesbach aus der dunkeln Rinne des Grahnsberges hervor stürzt, stand das Wirthshaus des Thales, die grüne Fichtau geheißen, und sah mit seinen beiden über einander befindlichen Fensterreihen auf die beschriebene Gasse heraus. Es war aus Holz gezimmert, hatte auf dem Erdgeschoße ein Stockwerk und dann ein sehr flaches Gebirgsdach, auf dem graue Steine lagen, darunter auch manch rother aus dem Marmor der Fichtau. Das Haus ging mit seinen

Schoppen und Scheunen gleich in die Tiefe des Waldes zurück. Sonst war kein Gebäude oder eine Hütte zu sehen. Auf der Wirthshausgasse gegen den Wald hin, wo von großen Tannen, die auf einem Steingewände standen, noch die langen Morgenschatten fielen, war ein Tisch, er war aus mehreren an einander gestoßenen gefügt, mit frischen Linnen bedeckt, und mit Geschirren, Gläsern und Flaschen beladen. Um den Tisch waren Stühle und Bänke, wie sie das Fichtauer Wirthshaus vermochte. An dem Saume des Gehölzes standen mehrere Menschen, die man gleich an ihren Gewändern erkannte, daß sie aus der Fichtau zusammen gekommen waren. Sie hielten sich ruhig, als warteten sie auf etwas. An der andern Seite des großen Platzes, schon gegen die Stallungen zurück, standen Packpferde, die an einander gebunden waren, und auf der Erde lagen Ledersäcke, aus denen bereits Manches gepackt wurde.

Als die Reiter gegen dieses Haus kamen und über die Brücke des Waldbaches hervor geritten waren, schwenkten sie sämmtlich auf die Gasse der grünen Fichtau hinzu und blieben dort stehen. Die Männer sprangen hierauf von den Pferden, und halfen auch den Frauen herunter. Die Thiere wurden den Dienern und solchen zur Obhut übergeben, welche unter der Gesellschaft im Trosse geritten waren.

Während sich die Andern noch mit ihren Pferden und Kleidern beschäftigten, trat ein junger Mann aus der Gesellschaft gegen den Tisch hinvor. Er war sehr schön gekleidet. Er legte den schwarzen Filzhut mit weißer dichter Feder auf einen Stuhl, und wie diese Kopfbedeckung von seinen Zügen, die sie beschattet hatte, weg war, gewannen diese gleichsam Licht, und zeigten, daß er sehr jung war, und eine Schönheit besaß, die fast zur Bewunderung hinriß. Es war um die Lippen und das Kinn der Anfang eines dunklen Bartes, von dem Haupte fielen schwarze Locken,

und die Augen unter der klaren Stirne waren von einer Größe, wie man sie selten bei Männern findet, und sie waren ebenfalls ganz dunkel wie die Haare.

Er hatte an seiner Hand ein Mädchen gegen den Tisch geführt, welches eben so schön gekleidet war wie er, und mit blauen Augen aus einem schönen sanften Angesichte sah.

„Siehst du, Gertraud,“ sprach er zu ihr, „das ist die grüne Fichtau, wie ich dir gesagt habe, das älteste Haus in den ganzen Bergen, weit älter als der Rothenstein. Lege den Mantel ab, liebe Gertraud. So. — Ich sage dir, da mögen sogar die Avaren und Bojer schon einen Lagerplatz für ihre Saumthiere gehabt haben. Dann hat ein Waffenknecht oder ein Anderer eine Hütte gebaut, um die Zugzubehöre unter Dach und Fach zu bringen. Wie oft mußte das Haus erneuert worden sein, da es nur von Holz ist, siehst du, und das Holz keinen so festen Bestandtheil abgibt. Als die Männer in das heilige Land zogen, und manchmal ein Zug an der Perniz ging, da lesen wir, wie sie in der grünen Fichtau sich sammelten, und ihr Rüstzeug und Eisengeschirr auf die Bänke umher legten. Aus dem Lebensbuche des Ritters Quirinus geht hervor, daß vor zweihundert Jahren das Haus schon die doppelte Fensterreihe gehabt habe wie jetzt. Es erscheint überhaupt das Haus öfter in den Schriften und Pergamenten des rothen Saales. Die Bewohner kamen manchmal zu uns hinauf, und einmal war eine gar Amme auf dem Schlosse, bei dem Sohne des Ritters Ubaldus. Setze dich auf diesen Stuhl, Gertraud, er ist für dich bereitet.“

Das anmuthige Wesen ließ sich in dem Stuhle nieder, der ihm angedeutet wurde, und sagte: „Ihr seid sehr gelehrt, mein verehrter Gemahl, und wißt von vielen Dingen dieser Erde zu erzählen.“

„O nein, Gertraud, ich bin nicht gelehrt," antwortete der Jüngling, „und weiß auch nicht viel. Wenn ich aber auch nur etwas Weniges weiß, so ist mein Bernhard schuld, der mir von den Dingen auf der Erde und an dem Himmel 5 erzählte."

„So wisset ihr von den Dingen, die in dem Himmel sind, zu erzählen, verehrter Vater?" sagte die junge Frau, indem sie sich auf dem Stuhle umwendete, und zu einem Manne aufsah, der eben herzu trat.

10 Dieser war ein Greis, und hatte, ungleich den andern, die meistens in Leder gekleidet waren, einen schwarzen sammtnen Überwurf an, auf den der weiße Bart nieder ging, und über dem der weiße gegen die Mitte zu kahle Scheitel glänzte.

15 „Nein, erlauchte Frau," antwortete er, „von den Dingen, die in dem Himmel sind, weiß ich nichts zu erzählen, sondern nur von den Sternen, die sich außerhalb an demselben befinden und sich bewegen."

„Nur von den Sternen," sagte die Frau, „das ist 20 nicht bedeutend."

„Da wir von dem Innern des Himmels nichts wissen, so ist das von den Sternen doch bedeutend," antwortete der Greis.

Die Übrigen waren indessen auch mit ihren An-25 ordnungen fertig geworden, und schickten sich an zu dem Tische zu kommen. Der Jüngling rief so eben zu der Gesellschaft: „Tretet hieher, Schwiegervater Werner, kommt, verehrte Schwiegermutter, Schwager Rudolph, Freunde, Gäste und Genossen — nehmet das Frühmahl ein, das hier 30 bereitet ist. Mein geehrter Lehrer, Bernhard von Kluen, wird, wie bisher, die Stelle meines Vaters vertreten. Die grüne Fichtau sorgt für Alles, was wir und unsere Angehörigen bedürfen."

Die Männer nahmen die Frauen zierlich bei der Hand und führten sie gegen den Tisch hinvor, wie der Jüngling wenige Augenblicke früher seine junge Gattin hinvor geführt hatte. Die Frauen setzten die Füße leicht und nur mit den Spitzen der Zehen auf den Boden, und machten im Gehen sehr kurze Schritte.

Der Jüngling nahm nun den Hut von dem Stuhle, setzte ihn aber nicht auf, sondern behielt ihn in der Hand, und blieb stehen, bis alle Paare an den Tisch gekommen waren, und die Frauen sich nieder gesetzt hatten. Dann that er den Hut auf das Haupt, und setzte sich neben seine Gattin. Deßgleichen thaten auch alle andern. Sie warteten, bis die Frauen saßen, dann rückten sie die Stühle, und ließen sich neben ihnen nieder.

Da saß nun links von dem Jünglinge sein Schwiegervater, Graf Werner von der Staue, ein Mann mit bereits beginnendem Grau der Haare und mit gebräuntem Angesichte — rechts saß die junge Gemahlin; wir haben schon gesagt, daß sie so feine Wangen und blaue Augen hatte; man bemerkte jetzt, da sie so saß, daß ihr Kopfputz anders war als der aller Übrigen: sie hatte noch nicht das Frauenhäubchen auf, hatte aber auch nicht mehr den gewöhnlichen verschlungenen Kopfputz der Mädchen, sondern auf dem Scheitel war ein sehr kleines Barett, von dem nach hinten ein Schleier hinab ging. — Gleich an ihr saß ihre Mutter, fast noch selber eine junge schöne Frau, das gealterte gemilderte Ebenbild der Tochter. Dann war der alte Bernhard von Kluen, der Schwager Rudolph, und Verwandte und Freunde und Genossen des Jünglings. Zwischen jeden zwei Männern saß eine Frau, entweder solche, die wegen Blutsfreundschaft hieher gehörten, oder Gespielinnen, oder selbst höhere Dienerinnen der jungen Gattin. Die andern Diener und Knechte mochten im Hause oder hinter demselben irgendwo ihr Frühmahl halten.

Die ganze Zeit her war auf einem freien Platze nicht weit von der gedeckten Tafel ein seltsamer Mann gestanden. Er hatte sehr viele schneeweiße Haare, blitzende Augen und ein freundliches Angesicht. Auf dem Leibe trug er ein lodenes Wams, dann Pumphosen bis an die Knie, graue Strümpfe und große Schnallenschuhe. Es war der Wirth der grünen Fichtau. Da sich Alle an dem Tische zurecht gesetzt hatten, nahm er das Barett, das er bisher in beiden Händen gehalten hatte, in die rechte Hand, näherte sich dem Tische, that mit dieser rechten Hand eine leise kleine Schwenkung seitwärts, und sagte: „Lange lebe unser Herr und Graf, der junge Prokopus von Scharnast! Lange lebe seine neue Braut und Gemahlin, die Gräfin Gertraud von der Staue, welche jetzt die Gräfin von Scharnast ist! Lange leben unsre hochgebornen Herren und Gäste, und Alle, welche mit ihnen in Verbindung und Verwandtschaft stehen!“

Als er diese Worte gesagt hatte, ging er, sein Barett gleichsam wie ein Brieftäschlein in das Wams steckend zu dem Tische, und nahm die Deckel von den Schüsseln, in denen kalte Speisen waren, und legte sie auf die geeigneten Plätze des Tisches umgekehrt nieder. Zu gleicher Zeit, da er mit einem Winke umsah, näherte sich seine Frau und seine Tochter an der Spitze von mehreren Leuten, welche die warmen Speisen trugen. Die Frau war ein schönes in die ersten Greisenstufen tretendes Weib, und die Tochter ein junges schlankes herrlich blühendes Mädchen. Sie theilten sich beide in die Arbeit so, daß die Mutter an der einen Seite des Tisches hinauf ging und die Aufstellung und Ordnung der Schüsseln besorgte; die Tochter aber an der andern hinab, das Nämliche besorgend. Dann gingen sie jedoch wieder beide in das Haus hinein.

Der junge Graf war auf die Anrede des Wirthes ein wenig aufgestanden, hatte mit der Hand gegrüßt und

gesprochen: „Wir danken dir, Romanus, für deinen Wunsch, wir hoffen, daß der Rothenstein und die grüne Fichtau die gute Nachbarschaft bewahren werden, in der sie bisher gestanden sind, kommt manchmal hinauf zu uns, so wie wir hier einsprechen, wenn uns der Weg durch das Thal 5 führt, und lebe gleichfalls noch recht lange, und freue dich deines rechtschaffenen Weibes und deiner schönen Tochter."

„Meine Frau und meine Tochter sind unbedeutende Wesen, und sind auch schon fort gegangen," antwortete 10 Romanus der Wirth; „für den Gegenwunsch gebe ich den Gegendank, erlauchter Herr, und ich meine, ich werde schon noch eine Weile die grüne Fichtau aufrecht erhalten und sie dann aufrecht vererben. In Hinsicht des armen Mahles, das ich aufstellte, habe ich gethan, was ich vermochte. Ich 15 habe meine Leute, die sonst auf der Wiese, oder draußen gegen Prigliz auf dem Felde sind, zu Hause behalten, damit sie die Dienste leisten. Dort stehen sogar an dem Rande des Holzes Manche, die aus der Fichtau zusammen gekommen sind, um das Mahl der hochgebornen Herren zu 20 sehen."

„Wir danken," sagte der Graf, sich noch einmal leicht erhebend, „und laden Alle und Jede auf den Rothenstein ein, die innerhalb der nächsten vierzehn Tage unsere Gastfreundschaft zu theilen gesonnen sind." 25

Nach diesen Worten setzte er sich wieder nieder, und sprach leiser zu seinen Umgebungen fort. Der Wirth trat auf seinen früheren Platz zurück, nahm das Barett aus der Brustspalte des Wamses, und hielt es wieder in den beiden Händen. 30

Das Mahl war nun an dem Tische angegangen.

Ein Diener hatte des Grafen goldenen Becher hingestellt, den er aus einem Fache genommen und mit Wein

aus einer eigenen Flasche gefüllt hatte. Ein anderer stellte einen kleineren zierlicheren aus edlem Glase geschliffenen vor die Gräfin, und that etwas Weniges von feurigem blinkenden Weine hinein. Überall wurden aus Körben Flaschen genommen, und aus denselben Weine in die umstehenden Gläser vertheilt. Auch war Backwerk, Käse, eingemachte Früchte und Fische in Behältern mitgenommen und nun unter die von Vater Romanus aufgestellten Gerichte vertheilt worden. Diesen ländlichen Gerichten der grünen Fichtau sprach man nun wacker zu, und es wurden auch die Gebirgsweine eingeschenkt, die Romanus von den entfernteren unteren Ländern alljährlich aus eigenem Geschmacke selber holt, und in seinem Keller einem hohen Alter entgegen reifen läßt. Sie schmeckten in der Morgenwärme wohl, namentlich wenn man das eiskalte Wasser dazu goß, das die grüne Fichtau in den Spalten des Grahns nahm, aus denen es von dem tiefinneren Vorrathe des Berges floß.

Der Morgen rückte indessen weiter, der Himmel wurde klarer und feuriger, die Sonne stieg höher, die Tannenschatten wurden kürzer, und weit drüben auf den Bergen blitzte und glänzte es und warf allerlei Funken.

Von den Gesprächen an dem Tische konnte man wenig verstehen, weil sie zu stille gehalten wurden, und von dem Hin- und Hergehen der Diener und von dem Rufen derselben unterbrochen wurden.

Vater Romanus hatte von seinen Leuten die besten aufgestellt, daß sie da stünden, und wenn ein Löffel weg gelegt würde, ihn mit einem neuen vertauschten, und wenn eine Flasche leer wäre, eine volle aus dem Eiswasser darreichten. So ging das Mahl vorwärts. Man reichte sich wechselweise Gerichte herum, die Männer legten den Frauen vor, und nahmen sich selber. Nach und nach kam man zu den feinen Backwerken, Zuckersachen und Leckerbissen, mit

denen gerne die Mahle beschlossen werden. Hier wurden auch wieder aus silber- oder messingbeschlagenen Reisekästchen sehr mannigfaltige Dinge genommen, und vorgelegt, es wurden auch noch zierlichere und kleinere Glasbecher herum gestellt, und in dieselben noch glänzendere und bessere Weine gethan. 5
Als man dieses verzehrt hatte, blieb man noch eine Weile sitzen, und sprach. Endlich, da von den Tannen, die zufällig einen Spalt bildeten, ein Lichtstrahl, gleichsam wie eine Mahnung, auf den Tisch, der bisher in dem Schatten gestanden war, herein fiel, beendete man das Mahl. Der junge 10
Graf stand auf, neigte sich vor seiner Gattin, und lüftete den Hut gegen alle Anwesenden. Diese thaten das Gleiche, verneigten sich gegen die Nachbarinnen und dann gegen Alle; die Stühle wurden hierauf gerückt, und man trat zu einem Kreise zusammen. Indessen richteten die Knechte die Pferde, 15
und gaben die Meldung, da Alles in Bereitschaft war. Der Graf richtete zum Abschiede noch ein paar Worte an Romanus, und die junge Frau neigte sich freundlich gegen ihn. Die Männer führten nun die Frauen zu den Pferden, halfen ihnen hinauf, schwangen sich selber auf ihre Thiere, 20
und setzten sich zum Fortziehen in Bereitschaft. Einige schöne Windhunde, welche jemanden in der Gesellschaft gehören mußten, sprangen freudig voraus, der Zug setzte sich in Bewegung, und ritt auf dem Pfade der grünen Fichtau gegen den Waldweg hinunter, der durch die Länge 25
des Thales geht. Nur ein einziges kleines graues Männlein stand noch bei Vater Romanus auf der Gasse, der Zahlmeister, und brachte die Forderung in Richtigkeit. Aber auch dieser kletterte nun auf sein Rößlein, und suchte die Andern zu gewinnen. Die Knechte waren indessen auch mit 30
dem Einpacken und Aufladen fertig, und eilten den Vordern nach. Man sah an der Steinwand, von welcher die Tannen den schönen Schatten auf den Tisch geworfen hatten, die

ganze Länge des Zuges, man bemerkte das Baumeln und Neigen und Wallen der Hutfedern der Fortreitenden, der Faden wurde immer kürzer, wie er sich hinter die Steinwand hinein zog — endlich waren nur mehr zwei, und 5 auch diese wurden sogleich von den grünen Zweigen verschlungen.

Der gestampfte Platz vor der grünen Fichtau, der vor Kurzem noch so belebt gewesen war, zeigte nun nichts als seine Leere, er war von den Pferden und Dingen, die 10 darauf gewesen waren, zertreten und durchfurcht. An dem Rande stand der verlassene lange Tisch, auf welchen nun das volle Sonnenlicht herein fiel, und der unter den Resten des Mahles, den halbgeleerten Gläsern und Flaschen, den Geschirren und Messern allerlei Schimmer und Flammen 15 und Blendwerk erzeugte. In Unordnung standen die Stühle und Bänke, und die Schenktischlein waren verschoben.

Vater Romanus rief gegen einen Haufen Leute, die weiter unten standen, und dem Zuge nachsahen, folgende Worte hinab: „Damian, komme herauf. Franz, Joseph, 20 Katharina, kommt hieher. — — So. Laßt den Platz sauber abkehren. Macht Alles in Ordnung. Du, Damian, stehe der Mutter bei, die aus dem Hause heraus geht, und nicht, wie du, dem Fortzuge nachschaute. — Lasse zuerst, Mutter Ludmilla, die Teller und Schüsseln hinein tragen, du, Lenore, 25 hilf der Mutter; siehe zu, daß die Gläser, Flaschen, Bestecke und Linnen in die große Stube auf den Tisch kommen, wo ihr sie dann unter dem Tage ordnen könnt. Ihr stellt die Tische auseinander, und thut sie wieder auf ihren Platz. Wenn ein Säumer kommt, muß Alles sein, wie sonst, daß 30 er sich an den Tisch setzen, und auf die abgewischte Gassenbank sein Zeug nieder legen kann.“

Während er diese Worte sprach, kamen alle die Leute, die am Waldsaume gestanden waren, und dem Mahle

zugeschaut hatten, zu Vater Romanus auf den Platz hervor, und bildeten eine Gruppe.

„Ja," sagte er, „das ist ein merkwürdiges Geschlecht. Zuweilen sind sie gut und freundlich: zuweilen seltsam und ungebärdig. Sie haben immer sonderbar auf ihrem Berge gehauset, und es sind verschiedene Thaten geschehen. Sie sind sehr schnell empor gekommen; die grüne Fichtau ist schon gestanden, als auf dem Rothensteine noch nichts war, als eben nur die rothen Felssteine und die Bäume herum. Ihr vermöget gar nicht so weit zurück zu denken, und alle eure Vorfahren können nicht so weit zurück denken, als die grüne Fichtau schon stand. Und immer sind wir darauf gewesen: der Vater, der Sohn, und dessen Sohn und wieder so fort. Ihr könnt es euch nicht erklären, wie das ist. Seht, da macht gerade hier das Thal die Erweiterung und die schöne Ebene. Da hatten die alten Heiden, als sie die Waaren durch das enge Thal von den oberen Landen zu den unteren säumten — es war nicht viel, aber doch etwas: Leder, Wolle, Waffenzeug, Eisen und dergleichen — da hatten sie hier nothwendig ihren Lagerplatz, sie kochten sich das Essen, fütterten die Thiere ab, und hielten eine Weile Rast. Da hat dann einmal einer ein Haus gebaut, um vor schlechtem Wetter zu schützen; denn die Menschen sind nach und nach empfindlich geworden, wie sich die Fruchtbarkeit dieses Landes hervor gethan hat, und ihnen verschiedene Bequemlichkeiten verschaffte. Das war das uralte Haus der grünen Fichtau, wo sie kommen, ihren Schutz haben, und Alles erlangen, was sie bedürfen. In später Zeit ist dann auf dem rothen Felsen gebaut worden: zuerst ein Weniges, wo man die Rothbuchen reutete, dann mehr, dann die ganze Mauer um den Berg, und dann die Gebäude auf den verschiedenen Stellen der Felsen. Sie haben oben fort gewirthschaftet und wir herunten. Wir

sind dazumal, ehe ihr euch eure Hütten und Dinge in den Thälern herum bautet, die einzigen zwei Häuser in der Fichtau gewesen, der Rothenstein und die grüne Fichtau. Von uns kam manchmal einer hinauf, wenn wir etwas abzuführen und zu entrichten hatten; sie kamen herab, wenn einer eine Stärkung oder sonst einen Labetrunk bedurfte. Sie haben nach und nach die Gebühren und die Unterthänigkeit des umliegenden Landes erhalten; wir haben unsere Gelegenheit erweitert, haben gebaut und eingerichtet und verschiedene Ertragswerke begonnen. So ist es mit den zwei Häusern. Sie waren fortaus aufrecht und gut. Wenn das Grafenamt nicht wäre, das sie in den Zeitläufen erhalten haben, und wenn das höhere Alter unseres Hauses nicht wäre, so wären wir in den andern Dingen gleich, und es könnte, wenn sonst nichts hinderte, ohne Aufenthalt geschehen, daß einmal ein Scharnast eine Jungfrau aus der grünen Fichtau zum Weibe begehrte, und wenn er sie erhielte, sie auf seinen Berg mitnähme."

„Nun, der Wirth der grünen Fichtau ist stolz genug," sagte mit Lachen eine Stimme aus den Umstehenden.

„Ja, ja, Sebastian," antwortete der Vater Romanus, „du hast recht. Wir haben immer unsern Stolz gehabt. Und haben wir denn nicht Ursache dazu? Wir sind eine ehrenhafte Familie, sitzen mitten im Walde, und treiben in verschiedenen Dingen unsere vorzügliche und anständige Nahrung. Kein Haus ist dem unsern gleich, als etwa die Hasenmühle, welche auch schon seit Christi Geburt bestehen soll."

Er hatte, während er diese und die obigen Worte sprach, sein Barett wieder aufgesetzt; denn während der ganzen Zeit des Mahles war er unbedeckt da gestanden, und die Sonne hatte auf seine weißen Haare nieder geschienen. Aber diese dichten weißen Haare mochten keinen Sonnenstrahl durchlassen, und mochten so manchen

Sonnenstich und Regenguß in den langen Jahren gewohnt worden sein. — Die Leute, welche er gerufen hatte, waren indessen an ihre Arbeit gegangen. Die Mutter Ludmilla stand derselben in Ruhe und Freundlichkeit vor, und die wirklich wunderschöne Tochter legte hie und da selber 5 Hand an, und versüßte den Leuten die Arbeit durch gutherzige Blicke und durch zutrauliche Worte. Auch kamen zu den Menschen, die ohnehin auf der Gasse der grünen Fichtau standen, noch mehrere, die an verschiedenen Stellen des Thales gewesen waren, und den Zug der Fremden 10 angeschaut hatten.

„Gott grüße dich, Schmied Eberhard von Sarau," sagte Vater Romanus zu einem Ankommenden, „was willst du haben, was können wir dir geben?"

„Den Alten, du weißt schon," antwortete der Ankommende. 15

„Und dir auch, Gervas, nicht wahr, es wird gut thun?" sagte der Wirth zu einem Andern.

„Ja, ja," antwortete dieser.

„Wie steht das Getreide draußen in der Au?" fragte Romanus weiter, nachdem er die Befehle wegen des Weines 20 in das Haus hinein gerufen hatte.

„Es steht im Ganzen schon gut," antwortete Gervas, der Aubauer, „der Weizen bebuscht sich, das Korn nimmt sich empor, und es wird schon recht sein, wenn der Frühling weiter kommt." 25

„Ja, wenn das Wetter schön bleibt", sagte der Schmied.

„Wird schon, wird schon," antwortete Vater Romanus. „Das verstehst du nicht, Eberhard, der du immer in der Hitze deiner Esse stehst; aber ich bin gestern bei meinen Schäfern an der Grahnsseite oben gewesen, da stiegen die 30 Widder unabläßlich höher, und härten sich, was jedesmal ein Zeichen der anrückenden Wärme ist. Da kömmt der Riemmeister von Perklas auch, seht nur — seht — seht!"

„Ja da kömmt er,“ erwiederte der Angeredete, indem er näher herzu trat, „da kömmt er, weil er ohnehin etwas in Prigliz zu thun hat, und sich deßwegen heute eine kleine Weile genommen hat, um zugleich den Brautzug zu sehen. Gebt mir von eurem Siebensteiner etwas, Vater Romanus.“

„Du sollst ihn haben, Nikolaus, aber da muß ich selber hinein gehen,“ antwortete der Wirth. „Setzt euch nieder, Männer, hier an dem Gesträuche steht schon ein Tisch; das Andere wird alles sogleich auch in Ordnung sein.“

Bei diesen Worten wendete er sich um, und ging in das Haus hinein.

„Was gibt es denn Neues draußen im Lande?“ fragte der Schmied den Riemmeister, indem sich die Männer gemächlich an dem von Vater Romanus bezeichneten Tische nieder ließen.

„Nicht viel,“ antwortete der Gefragte, „die Säumer werden morgen nicht kommen. Im Asang sind dreizehn Packpferde abbestellt worden, weil man sie braucht, um in etlichen Tagen die Brautgüter durch das Thal zu befördern.“

Bei diesen Worten legte er seinen ledernen Schnallensack und seinen langen Stock ab, und setzte sich sehr bequem zu den andern Männern an den Tisch.

„Brautgüter? gehen denn diese auch durch die Fichtau?“ fragte ein Mann, der sich mit ungeschlachten Gliedern nicht weit von dem Tische auf die Gassenbank des Hauses nieder gelassen hatte.

„Freilich, Tiburius,“ antwortete der Riemmeister; „wenn es einen andern Weg auf den Rothenstein gäbe, glaubst du denn, die Herren würden alle einer hinter dem andern durch die Fichtau geritten sein?“

Der Vater Romanus war indessen wieder heraus gekommen, und hinter ihm ging ein Bube, welcher auf einem Brettchen die Weine trug, die die Männer bestellt hatten.

Er that vor jedem sein gehöriges Glas hin, und ging mit dem Brettchen wieder fort.

„Nun so hat der Rothenstein wieder sein Weib," sagte Romanus, „er hat lange genug um sie gefreit: nun hat er sie. Ich kenne sie seit früher Zeit. Ich bin an dem Tage auf dem Stauenfels gewesen, an welchem sie geboren wurde. Es war das Jahr, wo der große Komet an dem Himmel stand, darauf das Korn so klein und mehlreich wurde, und der Wein so ergiebig. Warte — es muß jetzt sechzehn Jahre sein — siebzehn — — achtzehn ist es. Schau — schau — so alt ist sie schon. Man sagt ihr nach, daß sie obenaus sei, und sehr begehrlich nach allen Dingen, die ihr angenehm scheinen. Ich weiß es nicht, sie hat mich kaum einmal angeredet. — — Was sitzest denn du hier?" wandte er sich plötzlich an den Mann, der auf der Gassenbank der grünen Fichtau saß, und den er jetzt erst erblickte.

„Ich warte ein wenig," antwortete der Angeredete.

„Du wartest ein wenig? und warum bist du denn überhaupt hier? und wer ist denn bei den Ziegen?" fragte der Wirth.

„Der Denis ganz allein", sagte der Mann, „ich bin herunter gestiegen, um den herrlichen Brautzug des Grafen zu sehen."

„Nun das ist doch ein Ziegenhirte," sprach Romanus, „da läßt er die Böcke und Ziegen auf den Felsen, und steigt herunter, um den Brautzug zu sehen — und nun sitzt er hier mitten in den Sonnenstrahlen, die auf sein Haupt brennen, und läßt den großen breiten Hut neben sich auf der heißen Bank liegen. — So bleibe nur da, du kannst mit meinen Leuten essen, und morgen mit dem Frühesten geht der Franz ohnehin mit dir auf die Hochkogelwand. Dann schaue aber auf deine Thiere, du weißt, ich habe drei und dreißig Ziegen darunter, und der Käse

hat jetzt seinen Werth. Verstehe, Tiburius. — Auf den Durchzug der Brautgüter darfst du nicht denken; ich weiß auch nicht, was du daran sähest, da die Sachen in Ballen eingemacht sind, wie anderere Waaren, die man säumt."

„So zürnt nur nicht, ich gehe schon morgen hinauf," antwortete Tiburius, „der Denis versteht es gut, und es geschieht ja nichts."

„Nun, es ist schon recht, es ist schon recht," antwortete der Wirth.

Die Menschen, welche früher in einer Gruppe mitten auf der Gasse gestanden waren, zogen sich zum Theile näher an das Haus und an die Gesträuche, wo die Männer saßen, um etwas von dem Gespräche zu vernehmen. Andere waren auch fort gegangen, und neue waren wieder gekommen.

„Der Graf Prokopus soll ein sehr gelehrter Herr sein," sagte der Wirth; „er hat einen alten Ritter bei sich, der alle Dinge der Welt weiß, und ihm zuweilen von ihnen erzählte. Aber es kann nicht sein, daß der junge Graf sich Alles gemerkt hat; denn mit zwei und zwanzig Jahren ist der Witz noch nicht so groß und das Urtheil noch nicht so stark, daß man den Nutzen der Sachen kennt. Der Syndikus von Prigliz hat mir gesagt, daß der Bernhard von Kluen schier alle Bücher der Erde gelesen hat, sie mögen von den Pflanzen auf der Welt, oder von den Sternen am Himmel handeln — er hat auch die Wissenschaft und die Dinge der alten Heiden inne, die vor vielen tausend Jahren gewesen sind. Es mag da Manches enthalten sein; aber wir können es nicht erfahren, weil uns die Zeit fehlt, und uns der Beruf hindert. Der junge Graf hat auch im Kriege gedient, aber es mag da nicht viel gewesen sein, weil er kaum noch ein Kind war — es sind schon drei Jahre — vier sind es schon gar — — er ist damals schon immer wegen der Gertrud auf den Stauenfels hinüber

geritten, die noch die Kinderschuhe an hatte. Wenn ihm Vater und Mutter nicht so bald gestorben wären — die Mutter war eine sehr schöne Frau, viel, viel schöner als die jetzige junge Braut — wenn diese nicht gestorben wären, und der alte Gerhab und Geschäftsleiter sich nicht auf der Burg 5 aufgehalten hätte, könnte Alles anders sein. — Nun, es ist vorbei, er ist jetzt zum Herrn erklärt worden, und wir werden sehen, ob er es auch versteht."

„Es soll ja ein großes Buch in dem Schlosse sein, wo die Grafen immer ihre Sünden aufschreiben müssen," sagte 10 der Aubauer.

„Das verstehst du nicht, Gervas," antwortete der Wirth — „ihre Thaten und ihr Leben müssen sie aufschreiben, weil daran die Burg hängt, sonst bekommen sie dieselbe nicht. Ein alter Vorfahr hat es einmal so gestiftet — man 15 weiß nicht, zur Buße oder wie — und die Pergamente, wo Alles steht, müssen sie in einen großen rothen Saal thun, daß sie nicht verbrennen, weil auch alle Schriften der Vergangenen von jedem Gegenwärtigen gelesen werden müssen. Von dem Lesen und Schreiben sind sie alle gelehrt, 20 und daher kommen auch die unklugen Dinge, womit sie manchmal die Unterthanen gedrückt haben, und andere Sachen. Wir wollen nicht weiter davon reden. — Lieben Leute, wenn einer etwas will, so darf er sich nur dort zu dem Schenkladen wenden, es ist schon jemand da. Und 25 wer keinen Zehrpfennig hat, oder ihn sparen muß, kann auch ohne denselben etwas bekommen, wir werden es aus der Küchenstube schon sagen lassen. Das Haus der grünen Fichtau steht nicht umsonst im Walde, es gibt schon dem ermüdeten Wanderer und dem Armen sein Theil. Heute 30 ist sogar noch etwas Besseres zu haben als sonst."

Manche von den angeredeten Leuten gingen zu dem Schenkladen, der eigentlich ein Fenster mit einem Brette

davor und einem großen Überdache darüber war, bestellten etwas, und setzten sich an irgend einem Platze nieder. Die Andern blieben stehen, und horchten, als würde noch etwas geredet werden.

Die Arbeiten, welche Vater Romanus angeordnet hatte, waren indessen vollendet worden. Von dem langen Tische war alles Geschirr, Geräthe und Linnen weg, die einzelnen Tischlein, aus denen er zusammen gesetzt gewesen war, und die Bänke und Stühle waren an ihren Platz entweder in das Haus oder auf der Gasse an den Saum des Gebüsches gestellt worden.

„Die vornehmen Leute haben doch manchmal recht besondere Dinge," sagte Gervas der Aubauer.

„Da haben sie auch einen Saal," sagte Romanus, „in welchem alle gemalt sind, die Männer und die Frauen, bis auf den heutigen Tag. Sie stehen in einer langen Reihe mit lauter Harnischen und Schwertern. Das thun wir in der grünen Fichtau nicht, wir hätten auch gar keinen Platz für die Bilder. — — Knabe Christian, komme einmal her. — So. — Lasse jetzt das Kehren gehen, Knabe; du machst zu viel Staub, und die Gasse ist ohnehin schon schön genug. Lege den Besen an seinen Ort, gehe hinter das Haus, wo die Trinkborne stehen, und wasche sie sauber mit dem Bachwasser aus. Man kann doch nicht wissen, wem die fremden Pferde gehört, und was sie könnten gehabt haben. Wasche sie gut aus. — So."

Der Mensch, welchen Vater Romanus mit den letzten Worten angeredet hatte, war zwar so klein wie ein Knabe, aber er hatte ein altes Gesicht und einen struppigen Bart. Es war eines jener unglücklichen blöden Wesen, wie man sie manchmal im Gebirge findet, und hatte in der grünen Fichtau das Gnadenbrot, wofür er selbstgefällig und oft zu vorzüglich verschiedene kleine Geschäfte im Hause

verrichtete. Er hatte dem Vater Romanus lächelnd zugehört, und da dieser fertig war, nickte er mit dem Kopfe, ging wieder auf seinen Platz zurück, nahm den Besen, mit dem er gekehrt hatte, stellte ihn in einen Verschlag an dem Hause, wo man derlei Werkzeuge aufzubewahren pflegte, 5 und humpelte dann mit seinem seltsamen Gange hinter das Haus.

„Ja, so machen wir es nicht wie die Rothensteiner," fuhr der Wirth fort, „wir richten nur unsere Sachen in Ordnung, und schauen mit Sorgfalt in die Zukunft. Da 10 kannst du etwas reden, Nikolaus. Habe ich es nicht recht gemacht, da ich sagte, daß mein künftiger Eidam drei Jahre wandern soll, damit er etwas lerne? Das Ledergeschäft in Perklas ist gut, die Feldwirthschaft des Hauses auch, und Lenore mag einmal recht warm darinnen sitzen — aber er 15 mußte die Welt und andere Handelsherren sehen, daß er sein Weib gut behandle, und den Perklasern ein Beispiel gebe, die nicht vom Hause weg gekommen sind."

„Ja, der Albrecht ist ein feiner Mann geworden," sagte der Riemmeister aus Perklas, „ich habe gerne mit 20 ihm zu thun, und Andere kommen auch von Weitem herzu, um einen Handel mit ihm zu schließen."

„Er ist ein feiner Mann," sagte Romanus; „aber Lenore kommt nicht leer zu ihm. Sie kann sich schon sehen lassen, und bringt ihm einen Glanz in das Haus. Man 25 muß den jungen Leuten immer einen guten Betrieb zu ihrem Anfange geben, daß sie den rechten Anstand haben, und die Welt vor ihnen Achtung trägt. So bin ich schon in der Jugend gewesen. Ich habe meine Augen nur auf anständige sittsame Jungfrauen gerichtet — und da ich 30 mir Ludmilla zuwege gebracht hatte, hat ihr Vater, der alte Hasenmüller, schon auch das Seinige gethan. Sie hat darum immer ihr Gefühl und ihren Stolz in meinem

Hause gehabt, weil sie seinen Wohlstand mit aufgebaut hat. Sie ist immer ein verehrungswürdiges Weib gewesen, ich habe sie nie knechtliche Arbeit thun lassen, und habe ihr nie, so lange wir verheirathet sind, mit einem Finger gedroht. Solche Weiber sind jetzt gar nicht mehr auf der Welt."

„Ja solche Weiber sind nicht mehr auf der Welt," sagte Gervas, der Aubauer, „Alles ändert sich jetzt."

„Schaut dort hin," erwiederte Romanus, „da hat sie all das Gerülle, das nach dem Mahle übrig geblieben ist, weg räumen lassen, daß der Platz schimmernd und rein und blank ist, wie alle Tage — sie hat die Aufsicht gepflogen und dabei nicht ein einziges lautes Wort verloren. Jetzt steht sie in der Küche, und kocht die Suppe für die armen Leute, und freut sich schon, wenn sie dieselbe essen werden."

„Ein gutes Weib ist ein Segen in dem Hause," sagte Gervas.

„Ein Segen in dem Hause?" fuhr Romanus, der Wirth, heraus — „*Alles* ist sie in dem Hause; — wenn mich Ludmilla nicht freut, so freuen mich die Kinder nicht, und so mag ich nicht erwerben und sorgen. — Und schön ist sie gewesen, ihr seht das jetzt nicht mehr so — sehr schön — ihre Tochter Lenore kann sich mit ihr gar nicht vergleichen. Suche dir nur bald ein Weib, Nikolaus, und schau, daß ihr recht gut mit einander wirthschaftet."

Nikolaus, der Riemmeister, welcher noch ein junger, unvermählter Mann war, drehte bei diesen Worten sein Weinglas, führte es zum Munde, und als er getrunken hatte, sagte er lächelnd: „Nun, nun, Vater Romanus, es kann noch werden, und es wird sich schon machen. Gebt mir dann euern guten Rath, wenn die Gelegenheit ist."

„Sollst ihn haben, Nikolaus, sollst ihn haben — aber

du wirst ihn nicht befolgen, wenn es dich auch nachher reut. Es reut dich gewiß, ganz gewiß." —

Da der Wirth diese Worte gesprochen hatte, gingen vier Männer gegen die Gasse der grünen Fichtau zu. Sie gingen auf dem Wege, der sich von dem allgemeinen Thal- 5 pfade gleich hinter dem Brücklein des Waldbaches trennt, und blos gegen das Wirthshaus hinzu führt, langsam einer hinter dem andern.

Vater Romanus richtete sich mit den Augen gegen sie, und rief den Vordern an: „Wo kommt denn ihr her, und 10 was wollt ihr denn da?"

„Wir haben den Kalk in die Weidenkörbe gethan," antwortete der Angeredete, indem sie näher kamen.

„Nun — und dann?"

„Er kann heute nicht heraus gesäumt werden, weil 15 der Reitmeister des Schlosses da gewesen ist, und die Pferde verlangt hat, um die Brautgüter zu fördern."

„So, das hat er gethan?" erwiederte Romanus, „und da mußtet ihr gleich alle viere heraus kommen, um mir das zu sagen, und so langsam gehen? Begebt euch in die Küchen- 20 stube, und eßt, so dürfen wir euch nichts in den Bruch hinaus schicken; dann aber geht sogleich und geschwinder wieder zurück, und sagt, ich kann dem Scharnast keine Pferde leihen — der Georg soll den Kalk noch heute nach Priglitz säumen, weil der Fuhrmann schon wartet. Die 25 Brautgüter können aufgeschoben werden, der Kalk nicht."

„Es ist schon recht," sagte der Anführer der viere, indem er den sehr großen Hut ein wenig vor Romanus rückte, was auch die übrigen thaten, die ihm einer hinter dem andern in das Küchenzimmer folgten, gerade so, wie 30 sie gekommen waren.

„Das sind meine Kalkbrecher und Brenner," sagte der Wirth, indem er sich wieder zu den Andern wendete.

„Ich kenne den Vordern," antwortete Gervas, „das ist der Peregrin."

„Ja," sagte der Wirth, — „der Marmor meines Wildbruches gibt guten Kalk, und der Kalk hat seinen gesuchten Werth. Ich thue den Mitmenschen gerne einen Gefallen und etwas Gutes; aber oftmals kann doch das Geschäft nicht unterbrochen werden, weil ein Anderer daran hängt und an dem wieder ein Anderer. Es geht die Welt ohnehin immer beschwerlichere Wege, und man hat sich zu stemmen, daß man seinen Raum behält. Damian wird weiter sorgen müssen. Er hat zwar noch keine Braut, aber er ist ganz meine und Ludmilla's Art, und es wird sich schon geben. — Weil Alles so vordrängt, werden unsere Nachfolger viel tiefer eingehen und wirken müssen. Ich sage euch: wer die Fichtau in hundert fünfzig Jahren sehen könnte, würde ganz andere, seltsam neue Dinge sehen als nun; so wie sie jetzt das nicht mehr ist, was sie einstens gewesen war. Ich habe noch meinen Urgroßvater gekannt — denn wir werden immer sehr alt — und der hat gesagt, daß die ganze Fichtau ein einziger Wald gewesen ist. Unser Haus ist ganz allein in dem Graben gestanden, und der Saumweg ist seit ewigen Zeiten gewesen. Überall waren Wölfe, er hat sie selber manchmal in der Nacht heulen gehört. Die Pirniz ist an lauter Steinblöcken und Bäumen vorbei gegangen, und die Bären und die Hirsche haben daraus getrunken. Wo ist nun ein Wolf, wie wenig sind Bären, und wie selten werden bereits die Hirsche, daß man auf einer Jagd kaum zehn, kaum fünfzehn schießen kann. In manchem Thale ist schon eine Hütte, es sind Kohlenbrennereien da, Holzwerke und Alles. Ja es werden bereits Bauernhöfe, wo man in früheren Jahren nichts gewußt hat. So wie sich nun bis jetzt Alles verändert hat, so wird es sich weiters noch mehr verändern. Die Fichten dort standen einmal gerade vor den Fenstern, darum heißt

die grüne Fichtau die grüne Fichtau; jetzt sind sie schon zurück bis an den Saum, und werden noch weiter zurück müssen. Die Tannen dort auf der Steinwand werden wohl zuerst wandern. Die Lage dieses Ortes ist einmal zu allen Dingen zu günstig: der Bach fließt so gut und reich aus dem Grahnsthale hervor, da wird ein Werk entstehen, das Bretter schneidet, oder das Loh der oberen Grahnseichen stampft — das Thal geht gegen rückwärts weit auseinander, da wird aufgeräumt werden, es werden Häuser entstehen, daß Abends die ganze schöne Rinderheerde der grünen Fichtau mit Glocken und mit einem eigenen Hirten nach Hause geht, und in die Hütten gesammelt wird — der Pfad wird zu einem breiten Wege werden, auf dem man mit Wägen fährt, und wenn in den Seitenthälern, wo jetzt die Bächlein rinnen, auch Wege sind, und Hütten und Häuser zerstreut im ganzen Steinreviere der Fichtau liegen, dann werden an Sonn- und Feiertagen auf dem Platze vor unserem Hause eine Menge Wägelchen stehen, die da zu einem Frühmahle kommen, und daß wir dann Alle mit einander in die Kirche nach Priglitz fahren. Darum muß auch eine Schmiede her, die gewiß einer unserer Nachfolger errichten wird. — Ich habe selber schon hinter dem Hause einen großen Garten wollen anlegen lassen, aber es sind noch die Bäume mit ihren langen Schatten, und im Frühlinge deßwegen die häufigen hartnäckigen Reife. — — Wie haben auch in der Zeit her die Rothensteiner auf dem Berge gewirthschaftet — wie haben sie verändert und umgestaltet und gebaut, die bauen eigentlich immer. Sie bauen dieß und das und stets mehr und immer mehr — — das ist ganz unglaublich, ganz unrechenbar, und füllt den Kopf mit schwerer Sorge; was das für Geld gekostet haben mag!" — —

Nach diesen Worten erheiterte sich sein Angesicht sichtbarlich, und er begann mit Vergnügen zu lächeln. Es kam

seine Tochter Lenore über den Platz her gegen ihn gegangen, in knapper sehr netter Kleidung, daß die Schönheit des Mädchens noch bedeutender auffiel. Die langen Wimpern schatteten über die großen Augen, und standen zu den frischen Wangen sehr fein.

„Wo gehst du denn hin, Lenore?“ fragte er sie.

„Die Mutter schickt mich in das Hintergärtchen um Grünes in die Suppe,“ antwortete sie, „und dann läßt sie euch sagen, die Mittagskost für die Leute, welche etwas bedürfen, sei schon fertig, und sie mögen nur kommen.“

Der Vater nahm seine Tochter freundlich an der Hand, führte sie zu dem Tische, wo die Gäste saßen, mit denen er eben sprach, und fragte sie: „Kennst du diesen Mann da?“

„Ja,“ antwortete sie, „es ist der Riemmeister von Perklas.“

„Und wen soll er denn grüßen?“ fragte er weiter.

Lenore sagte nichts — kein Sterbenswörtchen. Die langen Wimpern senkten sich noch tiefer, bis die Augenlieder ihre Äpfel vollkommen deckten. In die feinen Wangen goß sich nach allen Richtungen das Blut — und es wurde die unbeschreibliche Anmuth ihrer Jugend und ihres Standes sichtbar.

Der Vater winkte voll innerer ungebändigter Freude dem Andern mit den Augen zu. Dieser saß da, und lächelte.

„Nun, wen soll er denn grüßen?“ fragte Romanus wieder.

„So grüßt ihn recht schön, und recht herzlich,“ sagte das Mädchen, indem es die Augen ein wenig empor schlug.

„Du darfst dich nicht schämen, Narre, es ist schon Alles recht, es ist schon recht,“ sagte der Vater viel sanfter und freundlicher. „Jetzt geh nur, geh, du Ebenbild deiner Mutter,“ setzte er hinzu, „hole das Grüne in die Suppe, und weil Alles fertig ist, sage der Mutter, daß die Leute schon kommen werden.“

Er ließ sie los, und sie ging um eine Gebüschecke, wo sich vielleicht das fragliche Hintergärtchen befinden mochte.

Der Wirth behielt sein vergnügliches leuchtendes Angesicht. Er ging auf dem Platze ein wenig hin und her, daß seine weißen Haare, die unter dem Barette hervor quollen, abwechselnd in der Sonne schimmerten, und rieb sich die Hände. Er dachte wahrscheinlich vor der Gegenwart nicht mehr an die Schauerlichkeiten und Unheimlichkeiten aller Vorfahrer, und nicht an die Mühen und Abänderungen aller Nachfolger und nicht an den Stolz und das Wirken der Rothensteiner.

Lenore war mit dem Grünen nicht mehr auf demselben Wege zurück gekommen, auf dem sie hin gegangen war. Wahrscheinlich hatte sie den Umweg rückwärts um das ganze Haus herum gemacht.

Romanus ging noch ein wenig auf dem Platze hin und wieder, sagte zu diesem und jenem gelegentlich ein Wort, und sprach dann zu Allen: „Ich glaube, daß es Zeit ist, Leute, hinein zu gehen. Wem eine Mittagsuppe in der grünen Fichtau genehm ist, dem ist sie vergönnt, und er begebe sich nur in die Küchenstube.“

Mehrere von den Anwesenden gingen hinein: Andere nahmen Abschied, zogen ein Stück Brod hervor, und verzehrten es lustig und plaudernd nach heimwärts wandernd, indem sie sich zu stolz dünkten, von der grünen Fichtau ein Almosen anzunehmen: und wieder Andere blieben müßig stehen und schauten herum.

Es waren heute, wie natürlich zu erachten ist, viel mehr Menschen in der grünen Fichtau als zu andern Zeiten. Es war in dem Hause eine sehr große Küche mit lichten Fenstern gegen das Grüne. In dieser Küche stand Mutter Ludmilla, und ordnete das Vertheilen der Speisen. Neben der Küche gegen die Waldung hinaus war eine große Stube,

die mit einem sehr breiten Überdache sogar bis ins Freie gegen die Bäume ging. In dieser Stube und unter dem Überdache saßen viele Menschen und aßen, indem man ihnen Suppe und Anderes zum Mittagmahle vertheilte. Die Tochter Lenore wurde unter diesen Leuten gesehen, mit denen sie freundlich redete.

Es war indessen schon beinahe Mittag geworden, die Sonne stand schon hoch, und die Hitze mehrte sich, obwohl es noch zeitlich im Frühjahre war. Da die Menschen in der Küchenstube und unter dem Vordache gegessen hatten, und sich entfernten, rückte die Stunde heran, wo auch Vater Romanus mit den Seinigen das Mittagmahl einzunehmen gewohnt war. Es war damals diese Stunde viel früher als jetzt, und meistens schon, ehe die Sonne den Mittelpunkt ihres Bogens erreicht hatte. Wenn Sommer und schönes Wetter war, geschah es, daß sie meistens im Freien an einem abgesonderten Plätzchen, wo Mittags liebliche Schatten hinfielen, beisammen saßen, und daß Vater Romanus nach der letzten Speise noch ein wenig blieb, und mit den Seinigen plauderte. — So war es auch heute gewesen, weil ein gar so funkelnder blauer freundlicher Himmel über der ganzen Fichtau stand.

Nach dem Essen ging Romanus in die Herbergstube. Er rechnete dort ein wenig mit der Kreide auf einer Tafel, und ging dann wieder auf die Gasse hinaus.

„Was bin ich denn schuldig, Vater Romanus?“ fragte ihn hier der Riemmeister.

„Vier Batzen, Nikolaus, willst du denn schon gehen?“ sagte der Wirth.

„Ja freilich, Vater,“ antwortete der Mann, „ich muß bei Zeiten in Prigliz sein.“

„Nun, so grüße mir die Perklaser recht schön, wenn du wieder heim kömmst,“ sagte Romanus, „den alten

Lederherrn und seine Frau, und ihren Sohn Albrecht, meinen künftigen Eidam — und die andern alten Perklaser; ich komme wohl die künftige Woche hinaus."

„Seid ihr denn morgen nicht zugegen?" fragte der Riemmeister; „ich spreche wieder ein, wenn ich auf dem Rückwege bin, und da könnt ihr mir die Grüße nach Perklas aufgeben."

„Ich gehe wohl in die linke Holzwiese hinauf, um nachzuschauen," antwortete der Wirth, „aber ich werde schon zurück sein, wenn du kömmst. Spreche nur ein, Nikolaus, spreche nur ein. Jetzt Gott befohlen und grüße die Priglizer, den alten Syndikus, das ist ein närrischer Mann."

„Gott befohlen," sagte der Riemmeister, indem er seinen Schnallensack und seinen Stab von der Bank auflas.

Im Vorübergehen, da er sich gegen den Pfad hinab wandte, gab er dem Vater Romanus die vier Batzen in die Hand, welche dieser in eine Ledertasche an seinem Wamse gleiten ließ.

„Die Frucht soll ja vorletzt im Lande sehr abgeschlagen haben," wandte sich der Wirth nun an den Aubauer Gervas.

„Die Hohenhauser haben vier Muth Korn um fünf und dreißig Thaler geladen," antwortete dieser.

„So — so — das ist gut," sagte der Wirth, „zeigt auch, daß die Händler weg trachten, weil die Saat so schön steht."

Nach diesem Gespräche ging auch der Aubauer fort, und mit ihm ging Eberhard, der Schmied aus Sarau. Auch andere Gäste hoben sich, berichteten ihre Rechnung, und gingen fort. Die Leute, welche schon am frühen Morgen da gewesen waren, um das Fest zu sehen, und auch die andern, welche sich später eingefunden hatten, weil sie an irgend einer Stelle des Thales gestanden waren, um zuzuschauen, entfernten sich einer nach dem andern, um die Heimath zu gewinnen, bis endlich der Platz vor der grünen

Fichtau ganz leer war, und auch im Hause sich niemand befand, als der zum Hause gehörte.

Die Sonne stand schon schief. Die Tannen, welche Vormittags Schatten geworfen hatten, glänzten jetzt in allen ihren Nadeln, die Wände gegenüber, welche Morgens geleuchtet hatten, standen jetzt in ruhigem Schatten, und die Wärme milderte sich.

Der Vater Romanus hatte noch allerlei zu thun, um die Vorkommnisse des Tages und die Nachrechnungen desselben in Ordnung zu bringen. Er war deßhalb in der Stube. Mutter Ludmilla ließ noch die letzten Reste des Festes, die man etwa im Drange übersehen hatte, einräumen, und Alles an seinen Platz und in seine Ordnung stellen.

Gegen die spätern Nachmittagsstunden hin kamen zwei Säumer. Sie banden ihre Thiere an die glänzenden Eisenringe, die an einer Reihe von Pflöcken befestigt waren, und hielten ihr Vesperbrod. In jenen Zeiten, wie wir gesagt haben, wurden noch alle Gegenstände, die durch die Fichtau gingen, gleichsam wie auf hohen schmalen Gebirgspfaden gesäumt, weil man der breiteren fahrbaren Straßen noch nicht bedurfte. Der Säumer ging oder ritt neben seinem einen oder mehreren Thieren einher, sie mit einer Leine leitend. Er hatte den Lodenrock an, einen breiten Hut auf, und oft den Gebirgsstock in der Hand — und in der damals noch einsamen Luft, in welcher nur die Naturlaute des Singens und Schreiens der Vögel und des gelegentlichen Rufes eines Thieres waren, tönte das Glöcklein, das an dem Halse eines Saumthieres hing. In der grünen Fichtau hielten sie gerne an, wie auch die zwei thaten, von denen wir oben geredet haben. Nachdem sie Alles, was sie begehrten, von einem Diener erlangt hatten, schnürten sie wieder ihre Sachen, und zogen mit dem feinen Tone des

Glöckleins an der Steinwand hin, auf welcher die Tannen standen, die Morgens die langen Schatten geworfen hatten.

Die letzten Gäste der grünen Fichtau waren zwei Holzknechte. Sie kamen erst, da die Sonne nur mehr über den äußersten Rand der westlichen Bergwände auf das allerlei Waldlaub herein spann. Sie waren damals, wie jetzt, leicht erkennbar: das Angesicht mehr als gewöhnlich gebräunt, darin das Leuchten des Auges — der eigenthümliche Anzug, damals noch mehr Leder enthaltend, darüber der Überwurf von Loden, dann die Steigeisen, der langstielige Gebirgshaken und oft ein oder mehrere Bündel Eisenkeile. Der Vater Romanus war zufällig auf die Gasse gekommen, als sie herzu gingen. Er redete sie seiner Weise nach sogleich an, und sagte: „Ei, ei, es ist ja nicht Samstag, wo kommt denn ihr her, und wo seid ihr denn gewesen?“

„Wir sind bei dem gebrochenen Stein hinten gestanden,“ sagte einer von ihnen, „und sind gestern schon herab gestiegen, um den Brautgang zu sehen. Heute gehen wir noch in die rothe Schwaig zurück, und steigen morgen früh wieder auf das Eiseck hinauf.“

„Nun, das ist ja recht gut,“ antwortete der Wirth, „daß ihr herab gestiegen seid — es ist kein kleiner Weg, und die Klötze können derweil ruhig zwei Tage auf dem Eisecke schlafen.“

„Ei, Vater Romanus, gebt uns einen Wein,“ sagte der Sprecher mit lustigem Lächeln, „ihr habt ja doch durch unser Herabsteigen keinen Schaden gelitten.“

„Du meinst etwa gar Nutzen, Konrad, wegen des Bischen Weines,“ sagte der Wirth — „ich habe keinen Schaden gelitten; denn von meinen Leuten ist keiner herab gestiegen, um Bräute zu sehen, außer dieser da.“

Er wies bei diesen Worten auf die Hausbank hin, auf welcher Tiburius, der Ziegenhirt, nachdem er sein Mittagmahl gehalten hatte, wieder saß, und ruhig lächelte.

Hierauf befahl er, daß man den Gästen jenen sauren starken Wein gebe, den diese Leute lieben, und den sie zu ihrem harten Brote oder zu fetten Klößen trinken. Er blieb bei ihnen, trank selber sein Abendgläschen guten Weines, und redete mit ihnen, bis sie fertig waren. Sie standen auf, zahlten das wenige Geld für ihre Zehrung, schulterten ihre Sachen, gingen auf dem entgegengesetzten Wege fort, als wo sie gekommen waren, und verschwanden bald in dem Gesträuche.

Und von nun an blieb das weitgebreitete hölzerne Waldhaus mit allen seinen Nebenschoppen und Gebäuden einsam. Es stand schon in dem Schatten des Abends; denn die Sonne war hinter dem Rande der Wand untergegangen, alle Blätter und Nadeln wurden gleichsam noch grüner und dunkler, während der Grahns, der im Osten stand, anhob, beinahe hellroth auf das Ganze nieder zu leuchten.

Die Leute in der grünen Fichtau thaten ihre Geschäfte des Abends, und der Sohn des Hauses, ein schöner schlanker Jüngling, noch jünger als seine junge Schwester Lenore, that auch, was er gerne um diese Zeit zu thun pflegte. Er ging mit drei großen schönen Hunden, welche einen Theil der Besatzung des Hauses ausmachten, auf dem Thalpfade neben der Pirniz hin, immer weiter und weiter, bis er nicht mehr gesehen werden konnte. Er that dieses gerne, entweder weil er da keine Arbeit hatte, oder weil er überhaupt sinnend war, und gerne seinen Gedanken und Träumereien nachging, oder weil auf sein unentwickeltes Herz diese Tageszeit eine besondere Wirkung ausübte, die im Gebirge mehr als im flachen Lande um alle Dinge ihre unbeschreibliche Ruhe und Würde ausgießt.

Es war in der grünen Fichtau Gewohnheit, früh schlafen zu gehen, um, wie sich Romanus ausdrückte, die Nacht Nacht und den Tag Tag sein zu lassen. Im Sommer

geschah es schon, wenn die letzte Stufe der Dämmerung noch am Himmel leuchtete, so daß man genug sah, seine Schlafstelle zu suchen, und daß, wenn man schon schlief, die Sterne oder der Mond zu scheinen anhoben.

Wie alle Tage, war es auch heute an diesem so bewegten gewesen. Da die Leute ihre Arbeiten, die in jeder Dämmerung nach einer unwandelbaren Regel sich wiederholten, verrichtet hatten, gingen sie einer nach dem andern schlafen. Auch Tiburius erhob sich sofort von der Gassenbank, da noch ein recht schöner aber blasser Goldschimmer um alle Gegenstände des Thales leuchtete, er nahm seinen breiten Hut, zog sein rauhes graues Ziegenfell, das oben zu der Verwitterung der Felsen besser paßte als unten zu der Umgebung, über der Brust zusammen, und ging gemach gegen die vieleckigen und vielwinkeligen Holzgebäude zurück, in denen er seinen gebräuchlichen Ruheplatz schon wußte.

Vater Romanus, nachdem er Alles verrichtete und an allen Stellen des Hauses gewesen war und nachgeschaut hatte, stieg die Treppe in das obere Stockwerk hinauf, wo das Schlafgemach war. Ludmilla mußte schon viel früher herauf gegangen sein; denn sie hatte schon ihren Schlüsselbund losgenestelt und auf den Tisch gelegt — sie mußte schon ihr Abendgebeth verrichtet haben; denn sie saß bereits mit dem knappen Nachthäubchen auf dem Kopfe und mit den weißen Nachtgewändern angethan auf dem Bette — sie war, obschon sie noch nicht besonders alt war, doch eingebückt wie ein Mütterlein, und auf das milde einst so schöne Angesicht, das halb gegen das Fenster gewendet war, fiel der letzte Schein, daß es fast mit Gold und Silber belegt war. Romanus, der sonst gerne rasch und frisch war, ging fast fromm in das Zimmer. Er legte seinen großen Schlüssel, mit dem er alle ihm zugehörigen Räume ge-

schlossen hatte, dann die Geldtasche und allerlei andere Dinge, die er aus seinen Säcken genommen hatte, neben den Schlüsseln und abgelegten Taggewändern Ludmilla's hin, und sagte: „Du bist schon da, Mütterlein, du bist schon fertig — lege dich nur nieder, daß du dich nicht erkältest — gute Nacht, Mutter, gute Nacht."

„Gute Nacht, Romanus," antwortete sie, „schlafe recht wohl."

Und mit diesen Worten legte sie sich vollends in ihr Bett hinein, und zog die Decke bis an das Kinn ihres Antlitzes empor.

Romanus ging nun gegen die Thür, und schloß sie wohl ab, dann untersuchte er die Fenster, und hatte verschiedenes hin und her zu trippeln, wobei er sich seiner Oberkleider entledigte. — Nach einer Weile that er sein Käppchen ab, und kniete auf dem Schemel zum Abendgebeth nieder — und es war, als ob seine schneeweißen Haare jetzt in dem dunklen Gemache leuchteten. — Da er fertig war, kleidete er sich aus, und legte sich in sein Bett, das in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers von dem Ludmilla's war. Er bedeckte seine Haare mit keinem Käppchen, richtete es sich sehr bequem in dem Lager, und es mochte dessen weiche Umfangung ihm, der den ganzen Tag ungemein rührig und thätig zu sein gewohnt war, wohl recht lieblich und anmuthig dünken. — In der heimelnden Stube war es nun ganz dunkel; denn die Sterne gaben gerade so viel Licht, daß man kaum die weichsten und unbestimmtesten Umrisse der Gegenstände wahrnehmen konnte.

Die Tochter der beiden Eheleute, Lenore, war auch schon im Bette. Ihr Schlafgemach war neben dem der Eltern, durch das sie gehen mußte. Sie ging gewöhnlich mit der Mutter herauf, was auch heute geschehen war, daher sich Romanus, als er schlafen ging, um die Tochter nicht

bekümmerte. Als sie mit der Mutter ein Weilchen geredet hatte, und als ihr diese mit der Hand das Kreuzzeichen in das schöne Angesicht gemacht hatte, war sie in ihr Kämmerlein zu dem jungfräulichen Bette getreten. Sie sperrte die Thüre nie zu, weil sie zu Mutter und Vater führte; aber 5 das bewegliche eiserne Fensterkreuz hatte sie untersucht, ob es ja fest und geschlossen sei — sie war dann im Stübchen noch ein wenig hierhin und dorthin gegangen, um Manches zu ordnen — hatte im Winkel des Fensters knieend gebethet — hatte von den Oberkleidern abgelegt — und war 10 dann in das enge Bettlein gehuscht, das sie immer im schönen weißen Glanze erhielt.

Der letzte, welcher im Hause die Ruhe suchte, war der Sohn Damian. Als die Pirniz, welche am Tage so unermeßliches blitzendes Silber gerollt hatte, auch nicht mehr 15 den geringsten Schein desselben besaß — ja, als die unheimlich blaulichen Wellen, welche sie, wenn das Abendgelb am Himmel lodert, hinter Steine, Gesträuche und Baumwurzeln zurück führt, gar nicht mehr gesehen werden konnten, und ihr Wasser nur hörbar war — als der letzte mattrothe 20 Sterbeglanz des Grahns von seinem Gipfel gleichsam unsichtbar in die Luft verschwunden war, daß er selber nun grau und kalt da stand, und nur ganz schwach in dem dunkeln Himmel gesehen werden konnte — als der Pfad im Grase des Rasens kaum mehr als grauer Streifen erkennbar 25 war: ging er mit seinen Hunden an dem Rauschen des Flusses zurück. Er ging zu dem Hause, that die Hunde in einen Zwinger, in dem sie in der Nacht herum gehen konnten, sperrte mit einem Schlüssel die kleinere Hausthür auf, und verschwand hinter ihr, sie wieder verschließend. Er wurde 30 weiter nicht mehr vernommen.

Deß ungeachtet war noch nicht die vollständige Ruhe in der grünen Fichtau. Da es schon ganz finster geworden

war, bewegte sich ein schwarzer Knäul über die Gasse gegen die Hintergebäude zurück. Es war der arme Christian, der seinen Heuverschlag suchte, in welchem er zu schlafen pflegte. Man weiß nicht, was er etwa noch so spät vor dem Hause oder in dem Gebüsche zu thun gehabt hatte — er weiß es selber oft nicht — und von den andern bekümmerte sich auch keiner um ihn, was er that, oder wann er sich zur Ruhe begab.

Von nun an, da die seltsame Gestalt unter der Schwärze des Überdaches verschwunden war, herrschte ununterbrochene Stille. Alle lagen sie in todesähnlichem Schlummer befangen, und die kalte Sternenglocke stand brennend und einfach über dem ganzen Walde, der dunkel und ohne Regung unter ihr ruhte, und in dessen Größe das Haus, in dem wir den ganzen Tag zugebracht hatten, nicht zu sehen und zu erkennen war, oder so winzig und klein, als hätte man kaum mit der Spitze einer Nadel in das Waldland getupft. —

Nun müssen wir von der stillen Fichtau, in der wir uns vielleicht aus unentschuldigbarer Vorliebe für so unbedeutendes Wirken und Thun zu lange aufgehalten haben, Abschied nehmen, und dem Zuge, der am Morgen in ihr das glänzende Frühmahl eingenommen hatte, folgen, um zu berichten, was ihm im Laufe dieses Tages begegnet ist, und wie denn die nämliche Nacht, die jetzt über der Fichtau steht, auch über die Häupter jener fröhlichen Menschen herauf zog.

Sie ritten in heiterer Lust, da noch die helle Sonne auf sie schien, ihres Weges dahin, und die Pirniz ging rauschend und plaudernd mit ihnen. Beide, der Weg und der Fluß, strebten aus dem engen Thale hinaus gegen die ebneren Länder, wo der Weg in eine breite Straße auseinander geht, auf der der Zug aus seinem dünnen Faden sich zu einer sprechenden und scherzenden Gruppe hätte

aufrollen können, und wo der Fluß, ohne mit seinen Wellen über Steine zu springen, in einer glänzenden Schlange auf weiten Wiesen dahin liegt. Der erste Gruß, den das erweiterte Land dem Wanderer entgegen trägt, ist der freundliche, spitze Kirchthurm von Priglitz, und dann folgen Meierhöfe und verschiedene Werke. 5

Allein, ehe man noch dahin gelangte, schwenkte die ganze Gesellschaft von dem Wege ab, trabte über ein Brücklein der Pirniz, und verließ dieses lustige hüpfende Wasser. Sie ritten in ein Seitenthal hinein, das so spitz abfällt, 10 als wollten sie wieder in die Berge der verlassenen Fichtau zurück kehren.

So war es auch beinahe. Sie ritten bei immer höher steigender Sonne, bei muthwilligem Hundegebell, bei manch schwierigem Gespräche, und bei manchem Wirrsale und 15 Streite der Diener, die sich hinten drängten, in dem Seitenthale dahin, gleichsam um ein vielgestaltig empor ragendes Hügelland eine Kreislinie spannend. Die rothen Steine der Fichtau blickten überall nieder, und die Wasser schossen herab. Einmal, da die Höhen auseinander rissen, zeigte Prokopus 20 seiner Gemahlin den Berg, wohin er sie führte, wie er im Dufte des wolkenlosen Vormittags schwimmend gleichsam weit hinter allen Höhen draußen zu schweben schien.

Sie ritten weiter und weiter.

Als die Sonne schon ziemlich bedeutend jenseits ihres 25 Gipfelpunktes am Himmel hinab rollte, als die Blitze des Morgens schon längst von den Berghöhen verschwunden waren, und als diese bereits in einem müden trockenen Nachmittagshauche standen: erreichte man den Fuß des Berges. Hier ist ein Dörflein, und außer den einzelnen Menschen, 30 die schon in dem Seitenthale gestanden waren, und die Gesellschaft angeschaut hatten, waren hier zuerst mehrere derselben versammelt. Sie standen aus Neugierde da oder

riefen Glückwünsche zu. Von dem Schlosse waren Pferde herab gebracht worden, die warteten. Man bestieg sie, während die Diener die alten in Empfang nahmen und herum führten. Mit diesen frischen Kräften zog man die Höhe des Weges hinauf. Aus den Obstbäumen des Dörfleins bog man Anfangs durch ansteigende Felder hinauf, und kam dann auf die Einsamkeit des Berges. Eine vielfach unterbrochene Rasendecke streckte sich hinan, Steine schauten überall aus ihr heraus. Zwischen diesem hindurch ging der Weg, er war breit, und zu seinen beiden Seiten stand eine Doppelreihe uralter Fichten, welche mit den traurigen, tief nieder gehenden Zweigen und mit den langen hängenden Moosbärten eine Gattung düsterer einödeartiger Allee bildeten. Zwischen den runzligen harzigen Stämmen stand hie und da ein Mensch, sein Angesicht hervor zeigend und die Vorüberreitenden betrachtend. Weiter gegen Oben sah man mehrere den Reitern schleunig voraus eilen, um bei dem Einzuge gegenwärtig sein zu können.

Den Grafen Prokopus an der Spitze und zu seiner Rechten die junge schöne Gemahlin kam man an dem Thore des Rothensteines an. Zu beiden Seiten von unendlichem Haselgebüsche bewachsen, zeigte die Ringmauer des Berges nur eine einzige offene Stelle, in der der steinerne Thorbogen war. Sein düsteres Eisengrau war außer dem Wappen schier nirgends zu sehen, weil er von einer Last von Blumengewinden bedeckt war, die nur an einer Stelle durch ihre Schwere nieder gebrochen hingen, den Stein zeigend, und gleichsam gebrochenes Glück bedeutend. Die Thorflügel waren in weiter Gastlichkeit geöffnet. Auf einem Gerüste hinter dem Blumenberge versteckt, war eine schmetternde Fanfare, die den Zug begrüßte, und im Augenblicke von dem Donner des Geschützes abgelöst wurde, das auf dem Berge aufgepflanzt war und erdröhnte, als der Zug

durch die Thorflügel einritt. Eine fast wogende Menschenmenge war hier versammelt: sie riefen theils Lebehoch, theils winkten sie mit Tüchern und Hüten. Es war schier ein sturmähnliches Brausen, wie wenn sie eher Unheil als Glück verkündeten. Innerhalb des Thores, auf dem weiten, sandigen Platze, wo ein Obeliskus steht und zwei Sphinxe ruhen, waren jene Leute des Grafen aufgestellt, die in den verschiedenen Besitzungen desselben etwas galten: Richter, Schreiber, Schöffen, Verwalter, Geschworene u. dgl. Sie standen mit sehr ernsten Gesichtern. Aber wie ein holder versöhnender Gegensatz löste sie eine Schaar weißer Mädchen ab, welche Kränze auf Kissen trugen und feine Papiere darreichten, auf denen Sprüche und Wünsche standen.

Der junge schöne Graf hörte freundlich an, was der Mann, der an der Spitze der Mädchen stand, sagte, — auch sonst war er zuvorkommend und höflich, er hielt den Hut, ober dem Haupte gelüftet, immer in der Hand, und grüßte nach dieser Seite und nach jener. Auch die neue Gebietherin neben ihm, an der eigentlich alle Blicke hingen, hatte mit Neigen und Grüßen und herablassendem Winken vollauf zu thun.

Man ritt von dem Platze des Obeliskus auf dem sanftgewundenen Pfade über den ferneren Theil des Berges gegen die Schloßgebäude hinan. Eine nachdrückende Menschenmenge beschloß den Zug — ja auch seitwärts, wo sich liebliche Weinreben um das Roth der Marmorgesteine schlangen, suchten sich Viele durchzufristen, und zertraten manch zartes und nützliches Reis.

Nach einer Weile Reitens trat den Ankommenden ein schöner großer Bau entgegen. Er schwamm im zarten Lichte des späten Nachmittages, und war rückwärts gehoben von einem schönen Eichenwalde, der sein Glanzgrün dem Auge entgegen hielt, und auf dessen Rasen, der tiefgrün durch

die Stämme vorblickte, Dammhirsche gingen, die trotz der Menschenmenge, oder vielleicht gerade durch sie gelockt, neugierig an den Rand kamen, und heraus schauten. Der Bau hieß der Altbau, und war das Ziel der Reise. Er bekam in folgender Zeit aus Ursachen, die wir später anführen werden, den Namen Julianbau. Man hatte im Heraufreiten zwar verschiedene Bauten und Häuschen in dem Weingelände zerstreut gesehen — sie waren auch zu Zeiten bewohnt gewesen — aber der Graf hatte zu seiner Wohnung den weitläufigen Altbau erwählt, wie auch seine Vorfahren aus den Bauwerken des Berges sich immer dasjenige zum Aufenthalte bestimmt hatten, das ihnen am meisten gefiel. Da man zwischen die Vorgebäude auf den Sandplatz hinvor gekommen war, standen alle Diener des Hauses da. An ihrer Spitze war der Schloßmeister mit dem rothen Stabe, und neben ihm der Kastellan mit seinem Abzeichen, dem großen Schlüssel. Da sie sich nach der Anweisung des Schloßmeisters verneigt hatten, und da der Gruß von den Ankommenden erwiedert worden war, eilten die hiezu Aufgestellten herbei, der Gesellschaft von den Pferden zu helfen. Als man abgestiegen war, wies der Schloßmeister mit seinem Stabe auf die große Treppe, und ging voran. Prokopus führte seine Gattin die Stufen hinauf, indem er die Andern mit freundlicher Geberde zur Nachfolge einlud. Man gelangte in den großen Eintrittssaal, in welchem schöne Kalkgemälde auf den Wänden prangten. Der Schloßmeister wies sich sehr tief verbeugend von hier aus der jungen Gräfin Gertraud und ihren Frauen die Gemächer an, die eigens nur zu dem Zwecke hergerichtet waren, daß sie sich in denselben umkleideten und ein Weilchen ruhten. Deßgleichen that er auch mit dem Grafen und mit den Andern

Es war nämlich im Plane, ehe man irgend etwas Weiteres im Schlosse vornahm, gleichsam zu glücklichem

Eingange das junge Paar von ihrem künftigen Seelsorger noch einmal segnen zu lassen, so wie es von dem zu Stauenfels für das ganze Leben war eingesegnet worden.

Nachdem der Zweck des Umkleidens und Ruhens erreicht worden war, trat Gertraud in einem einfachen kirchlichen Gewande aus den Zimmern hervor. Die Andern hatten schon auf sie gewartet. Prokopus, der ein fast hochzeitliches Kleid angethan hatte, nahm sie bei der Hand, und führte sie von allen Gästen gefolgt durch den langen Gang in die finstere Schloßkirche, in der die steinernen Heiligenbilder fast drohend herab sahen. An dem Altare stand der Priester und sprach zum Empfange einen biblischen Gruß. Dann verrichtete er, während Alle in den Stühlen saßen, ein Dank- und Bittgebeth zu Gott. Hierauf schritten Prokopus und Gertraud zu dem Altare hinvor, knieten auf die daliegenden rothsammtnen Kissen nieder, und empfingen den Segen, gleichsam eine zweite Befestigung des Bandes, das für alle Ewigkeit geschlossen worden war.

Nachdem man diese kirchliche Feier vollbracht hatte, geleitete Prokopus seine Gattin in dem Kleide, in dem sie war, und in Gesellschaft ihrer Mutter, ihres Vaters, ihres Bruders und mancher ihrer Freunde zu den Zimmern, welche ihr nun für ihre Zukunft auf dem Rothensteine zur Wohnung dienen sollten, und welche durch lange Zeit her mit aller möglichen Umsicht und mit Pracht und Aufwand hergerichtet worden waren. Prokopus und die andere Gesellschaft blieben auf der Schwelle des Einganges zurück, denn es sollte niemand als sie und ihre vertrautesten Frauen zum ersten Male diese Gemächer betreten, damit sie allein alle Dinge überblicken, und sich darüber freuen, oder auch nach Maßgabe betrüben möge.

Prokopus schritt, da Gertraud in die Zimmer verschwunden war, nach dem Empfangsaale zurück und von da

in Begleitung seines Lehrers und Freundes Bernhard von Kluen über die große Treppe auf den Sandplatz des Schlosses hinab, wo noch mehrere Menschen versammelt waren. Er entblößte, auf der letzten Stufe stehend, daß ihn Alle sehen konnten, das Haupt, und sagte: „Ich danke euch, werthe Freunde und Nachbaren, für die Theilnahme an dem glücklichen Ereignisse, das heute hier gefeiert wird. Ich hoffe, daß wir in alle Zukunft in freundlicher und nachbarlicher Weise neben einander leben werden. Alle, die heute dieses Schloß besucht haben, sie mögen Unterthanen oder Fremde sein, sind höflich zu Gaste geladen. Gegen das große Thor zu, seitwärts des Kastellanhäuschens, sind auf der Wiese und unter angenehmen Baumgruppen Tische gestellt — ich glaube, daß die Reihe groß genug sei; und sind zu wenige, so werden noch neue aufgerichtet werden; — es sind Speisen und Wein dort, und jeder, der will, darf zu dem Mahle nieder sitzen, ohne eines Wortes und andern Grundes zu bedürfen, als daß er da ist. Möge die Bewirthung nachsichtig und freundschaftlich aufgenommen werden."

Nach diesen Worten schwenkte er noch einmal grüßend den Hut, und setzte ihn dann auf. Die versammelten Menschen aber riefen laut und erheitert: „Hoch lebe unser Graf — es lebe der Graf!"

Prokopus dankte noch einmal, und ging mit Bernhard die Treppe hinauf.

Die letzte Feierlichkeit, welche den Tag beschließen sollte, war das Mahl. Die Andern hatten, als Prokopus zu dem Volke hinab ging, schon angefangen, ihre Kleider und Schmucksachen, wie es damals gebräuchlich war, zu dem Feste in Ordnung zu setzen. Er kleidete sich nun auch um, damit er fertig wäre, wenn die Glocke ertönte.

Das Mahl wurde nicht in dem Schlosse gehalten, sondern in einem Saale, der einige hundert Schritte davon

entfernt war, in einer edlen Umgebung von Eichen und Ahornen stand, und vor langer Zeit zu einem ähnlichen Zwecke erbaut worden war. Die Küche des Saales stand hinter demselben, und war so sehr in das Gebüsche hinein gebaut, daß, wenn Braten knisterten und Gerichte schmorten, die grünen Baumzweige bei den Fenstern hinein sahen. Die Lichter, welche man in übermäßiger Menge in dem Saale anzündete, spielten in die schiefen durch Baumstämme, Gebäudesäulen und Glastafeln herein fallenden Strahlen der bereits tief stehenden und erlöschenden Sonne. Diener, die vom Putze strotzten, liefen an den Tafeln hin und her, und wurden bald von einem fliegenden Sonnenblitze, der von Außen herein kam, begossen, bald von den Lichtern, die im Innern in noch schwacher Gewalt brannten, sanft bestrahlt.

Als die Schloßglocke gellte, fügten sich die Gäste paarweise zusammen, wie man es schon angeordnet hatte, und gingen von dem Schlosse in den Speisesaal hinüber.

Es liegt außer unserem Zwecke, das Mahl, das diesen beschwerlichen Tag beschloß, näher zu beschreiben. Nur so viel genüge, daß es sehr glänzend war; denn die Sitte der damaligen Zeit verlangte, daß man seinen Gästen die Ehre, die man ihnen erweisen wollte, durch großen Aufwand kund that, namentlich, daß nichts fehlte, was nach den herrschenden Begriffen ein Bestandstück der Tafel war. Eine sanfte Musik tönte von verschiedenen Stellen des Berges herüber, als die reichgekleideten Menschen in der immer heller brennenden Kerzenmenge, wie draußen der Tag sich allmählich verdunkelte, da saßen, als die Menge der glänzenden Gefäße auf dem Tische stand, als die Messer und Gabeln klirrten, und als die Gespräche rauschten. Es saßen nach dem Gebrauche auch die vorzüglicheren Haus- und Amtsleute des Grafen zur Tafel, und auf ihren Standeskleidern schimmerte die Last der Seidenverzierungen und der Goldstickereien.

Als das kostbare Mahl geendet war, und man sich mit Ausnahme Einiger, die noch beim Weine geblieben waren, wieder in das Schloß hinüber begeben hatte, zog die Mutter Gertrauds den jungen Gatten in ein Nebengemach, wo zufällig auch der Vater, Bruder und einige Verwandte standen, nahm ihn bei beiden Händen, und sagte: „Ich habe euch Alles, was ich besitze, übergeben, theurer Eidam, ihr wisset, daß ich keine Tochter mehr habe, und daß Söhne sich um Mütter wenig zu bekümmern pflegen — behandelt sie gütig und freundlich, behandelt sie ja recht gut; denn sie ist es von Jugend auf gewohnt."

Der junge Graf legte seine rechte Hand, die er sanft von der Schwiegermutter losgemacht hatte, auf die Brust, und sagte: „An diesem Herzen will ich sie halten wie mein liebstes Wesen, auf diesen Händen will ich sie tragen wie mein Kleinod; denn es ist unter allen Geschöpfen, die da Raum haben in der Wesenheit der Dinge, kein einziges, das ich so liebe, wie sie."

„Amen," sagte der alte Graf von der Staue, „es ist schon recht und gut."

Man gab sich die Hände, schüttelte sich dieselben, und verfügte sich wieder zu den Andern.

Gertraud war von ihren Frauen schon in ihre Gemächer geleitet worden. Da Prokopus ebenfalls von der Gesellschaft Abschied nahm, um sich in seine Wohnung zu begeben, trat ein großer finsterer Mann, Flerenz von den Tennen, der bisherige Vormund und Gerhab, herzu und sagte: „Ich wünsche dir Glück, Graf Prokopus, ich wünsche dir Glück."

„Ich danke euch, ich danke," erwiederte dieser.

Auf dem Gange sagte Bernhard von Kluen zu ihm: „Sei recht glücklich, Prokop, sei für alle Tage deines künftigen Lebens zufrieden und heiter."

„Lebe wohl, guter treuer Lehrer und Vater," antwortete Prokopus, „gute Nacht, gute Nacht."

Und sie schieden unter dem Lichte der herab strahlenden Lampe, indem der eine in seine Schlafgemächer ging, und der andere sich zu den wenigen Gästen zurück verfügte, die noch in dem großen Saale waren. 5

Prokopus war durch die hohen Thüren, die in seine Wohnung führten, hinein gegangen, und es war nach dem geräuschvollen Tage, in welchem den Menschen ihr Thun wie eine Rolle im Schauspiele war vorgeschrieben worden, 10 eine Last von ihm genommen, da er allein war. Die Lampe in dem großen Vorgemache hatte, da er eintrat, ihr sanftes wohnliches Licht auf ihn herab gegossen, die Schritte, welche auf dem Gange gehallt hatten, waren auf den Teppichen seiner Zimmer nicht zu hören. — Der Kammerdiener stand 15 mit dem Nachtgewande vor ihm, als er in dem inneren Gemache stehen blieb, und sich an der Ecke eines kalten Marmortisches hielt. Die mehreren einfachen Lampen, wodurch seine Zimmer erhellt wurden, streuten ihr mildes Licht auf die Gegenstände, unter denen er so lange gelebt 20 hatte. Er legte den schönen federbebuschten Hut auf ein Ruhebett, das die weichen mit feinem Leder überzogenen Kissen ihm entgegen schwellte. Dieß Zeichen war für den Diener der Anfangspunkt seines Geschäftes. Er legte die Nachtkleider über die Lehne eines Sessels und Prokopus 25 ließ sich Stück nach Stück von seinem schimmernden Gewande von dem Leib nehmen, und sich das einfache dunkle Kleid und das leichte dunkle Wams umlegen. Das dargereichte Barett nahm er nicht an, sondern die langen schwarzen Haare sanft mit der eigenen Hand zurück streichend, 30 ging er in das innere Zimmer hinein, wo sein Bett stand, auf das ein allseitiges freundliches Licht hernieder fiel, und betrachtete die Bücher, die auf dem Betttische lagen,

und welche nun schon geraume Tage nicht aufgeschlagen worden waren. — Dann ging er wieder zurück, und bedeutete dem Diener mit der Hand, daß er entlassen sei, indem er nur noch hinzufügte, daß die Andern, welche in den Vorzimmern dienen, schlafen gehen oder sich vergnügen können, nur solle er darauf sehen, daß sie von dem Weine, der für sie bereit steht, nicht zu viel nehmen und sich schaden.

An der Seite des Schlosses, wo die Fenster seiner Wohnung hinaus gingen, war ein sehr großer Balkon, der eine weite Umsicht über die Theile des Berges und über die entfernteren Gegenden gewährte. Zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen war der Balkon gewöhnlich mit einem Dache von Leinwand überspannt, und hatte an seinen Seiten manchmal auch schmale leinene Wände. Heute war statt den Linnen weiße Seide gezogen, das Innere war mit rothem Sammt ausgefüttert und mit demselben Stoffe gleichsam zu einer großen prachtvollen Nische ausgebaut, in der man sitzen und den ungeheuren Raum vor sich betrachten konnte. Zur Bequemlichkeit waren lange, an den Enden nach vorwärts geschweifte Ruhebänke von Sammt gestellt. Der Balkonsaal, dessen Thür hinaus führte, war bei der neuen Einrichtung der Wohnungen Gertrauds und Prokops so geordnet worden, daß er einen gemeinschaftlichen Saal abgab, aus dem man rechts in die Zimmer des Grafen, links in die Gertrauds gelangen konnte.

Prokopus war durch seine Gemächer bis in das letzte zurück gegangen, war durch den Saal, der heute auch in seinem Innern lauter Seide zeigte, auf diesen Balkon hinaus getreten, und lehnte sein Haupt an eine der eisernen Stangen, an denen der Sammtbau befestigt war.

Der Tag hatte von dem Berge des Rothensteines schon Abschied genommen, nur in dem äußersten Abende, wie es im Sommer zu sein pflegt, war noch ein schwaches Roth,

das aber sogleich in jenen blassen Schein des Himmels über ging, der nur noch durch das matteste Leuchten angibt, wo die Sonne ihren Weg von uns fort genommen hatte. Sonst war tiefe Einheit an dem Himmel, durch kein einziges noch so kleines Wölkchen unterbrochen. Auf der Erde war die Stille noch nicht eingetreten. Es feierten wohl die Bäume, die in schwarzen Klumpen unten standen, und der Rasen, der sich gleich einem dunklen Tuche hin breitete, die Nachtruhe: aber zwischen den Bäumen kam noch der verlorene Schimmer von Lampen und Kerzen herüber, die in dem Speisesaale brannten, und über den Rasen schwamm noch mancher vereinzelte Laut daher, der sich von denen verirrte, die etwa noch beim Becher saßen, oder sich sonst über die Freude des heutigen Tages vergnügten. Selbst von der untersten Stelle der Ummauerung des Berges, wo das Kastellanhäuschen stand, kamen noch Zeichen des Lebens herauf. An der Wand des Baumdunkels war der Lichterschein zu erkennen, der für das eingeladene Volk war angezündet worden, und zu Zeiten war es, als hörte man das Brausen herauf, wie es sich unterredete.

Von den fernen Ländern und Bergen, die man am Tage gleichsam wie in einem sanften Rauche schwimmend von dem Schlosse aus sehen konnte, war in der Nacht nichts zu erblicken, und der Berg mit seinem breitgedehnten Gipfel und mit den Werken, die man auf ihm errichtet hatte, stand ganz allein in der ihn umgebenden beinahe fürchterlichen Leere.

Und wie der Graf so stand, und wie die fernen Stimmen schwächer wurden, war es, als regte sich etwas — — er wendete sich um, und sah von der Finsterniß des Balkons in den hellen Saal, aus dem er gekommen war, zurück — da sah er von den Lichtern und dem sanften Scheine der Seide übergossen, und von dem dunklen Sammte, der

die Saalthür bekleidete, lieblich eingerahmt eine weiße Gestalt — es war seine Gattin Gertraud. Sie stand inmitten des Zimmers, wie schüchtern vorgeduckt — gleichsam wie eine, die zaudert und rathlos ist. — Ihre Frauen hatten sie entkleidet und ihr die Fülle der schönen ganz schneeweißen Gewänder angethan. Über dieselben war ein kurzes rosenrothes seidenes Mäntelchen geworfen. Auf dem Haupte hatte sie nichts als die schönen blonden reichlichen Locken. Sie war in das letzte ihrer Zimmer, das an den Balkonsaal stieß, gegangen, war in den Saal getreten, und man wußte nicht, wollte sie an und für sich auf den Balkon hinaus gehen, weil es ihr einladend erschien, oder war sie nur zufällig in den Saal gekommen, und zaudere nun, ob sie zurück kehren oder hinaus treten solle, da sie ihren Gatten dort stehen sah, und vielleicht meinte, er trauere.

Prokopus, da er sie erblickt hatte, ging in den Saal hinein, und nahm sie, ohne zu sprechen, bei der Hand, die zitterte.

Die zwei Frauen, welche sie her begleitet hatten, gingen in die Gemächer zurück.

Sie konnten nun, da sie allein waren, noch weniger sprechen. Prokopus zog sie sanft gegen sich, und führte sie auf den Balkon hinaus, auf dem sie in der Beklommenheit bis an den Rand hinvor gingen.

„So bist du jetzt hier auf dem Schlosse, Gertraud," sagte er, „auf dem du immer und immer leben wirst."

„Es ist schauerlich," antwortete sie, „wir schweben ja mit dem Berge nur in der Luft, und rings um uns ist nichts."

„Es ist schon etwas," erwiederte er, „du siehst es nur nicht, weil es Nacht ist: recht schöne Berge und sanftes Land liegt in einem Ringe herum, und grüßt zu jeder Zeit hold entfernt herauf."

„So meint ihr, daß ich morgen hier Länder und Berge sehen werde, wie aus den Fenstern des Stauenfels?“ fragte sie.

„Ich meine nicht,“ antwortete er, „es ist gewiß, du wirst sie sehen und dich daran erfreuen. Auch den Berg, den wunderbaren, mit seinen Kuppen, Zacken, Gebüschen und Werken wirst du lieben. Das Gebäude, in dem wir stehen, ist viel größer, als du ahnst, oder heute Abends erblicken konntest; es geht in sehr schöne Trümmer aus, hinter denen ein merkwürdiger Garten ist, dort schaut sanft der glatte Sixtusbau herüber — da unten sind die weißen Häuschen und die Mauerwerke — da ist der Eichenwald — dort gesellen sich die Linden, und an dem Kegelgipfel steigen die Fichten empor.“

„Ihr werdet mir das Alles zeigen, verehrter Gemahl,“ sagte sie.

„Ja, ich werde es dir zeigen,“ antwortete er, — „liebe, liebe Gertraud, bist du mir denn auch so gut?“

„Ja, ich liebe euch sehr,“ erwiederte sie.

„Siehst du,“ sagte er, „wie gut es nun ist, daß wir hier stehen, wir ganz allein, daß die Menschen abgefallen sind, die uns den ganzen Tag umgeben haben — wie verwandt sie uns auch sind, sie sind uns dennoch fremd — du hast mir heute nicht angehört, — ich habe nur selten dein liebes, süßes, holdes Auge sehen können, und durch den grünen Schleier nur manches Mal dein theuer verehrtes Angesicht erblickt. Den Schleier, welchen du heute getragen hast, mußt du mir als Angedenken an diesen Tag geben.“

„Nimm ihn,“ sagte sie leise, „er liegt auf dem Ankleidetische.“

„Ich werde ihn mir nehmen,“ sprach er, „und wenn ich uralt bin, werde ich ihn noch als unerreichbares geliebtes Kleinod auf dem Herzen tragen. — — Du bist

müde von dem Reiten des heutigen Tages, Gertraud, auch könnte dir die Kälte der Nacht schädlich sein — komme."

Mit diesen Worten führte er sie in die Tiefe des Balkons zurück, und ließ sie auf eine Ruhebank nieder sitzen. Wie sie sich auf die weiche Rücklehne des Sammtes zurück ließ, war sie in der Dunkelheit des Balkons wie ein kleines weißes Häufchen, das sich duckt. Er setzte sich neben sie.

„Wie seltsam es in der Welt ist," sagte er, „da stehen die stillen Sterne vor uns — sie haben schöne Namen, siehst du, die sieben, die da an dem Rande des Sammtes stehen, sind der Wagen mit der hochgekrümmten Deichsel, dort sind die Petrusstäbe, diese da sind gar das Haar eines schönen Weibes, das einmal in Griechenland gelebt hat — alle haben Namen, ich werde sie dir einmal sagen — da stehen die stillen Sterne; dort unten, wo das trübe rothe Licht sich durch die Bäume stiehlt, sind einige Menschen, die sich vergnügen, weil sie Wein trinken, andere liegen schon in dem starren unempfindlichen Schlafe, und wir zwei sitzen hier oben mit unserem Glücke."

Weil er ein leises Beben in ihren Gliedern fühlte, so meinte er, sie fürchte ihn. Er rückte deßhalb einen Schemel zurechte, stand auf, und setzte sich auf denselben ihr gegenüber zu ihren Füßen nieder, so daß sein Haupt viel tiefer war als ihres. Das Licht des Saales, welches früher an ihnen vorbei unsichtbar in die Luft hinaus gewandelt war, fing sich nun an seinen Zügen, daß sie beleuchtet zu ihrer Dunkelheit hinauf sahen.

„Lasse mir die Hand," sagte er, — „liebe Gertraud, lasse mir die theure sanfte Hand."

„Ich lasse sie dir ja, Prokopus," antwortete sie, indem sie ein wenig weiter vorrückte, und die Hand ihm reichte.

„Siehst du," fuhr er fort, „wir werden jetzt ein schönes Leben beginnen — ich werde dich hierhin und dorthin

führen, ich werde dir erzählen, du wirst zuhören — ich werde dir alle Dinge zeigen, welche dieser Berg enthält, ich werde dich in seine Vergangenheit einweihen, ich werde dir auch von andern Dingen sagen, die wunderbar sind auf der Erde, und diese Sterne, die alle Nächte langsam über unsern Berg hinüber wandeln, werden die Zeugen unseres Glückes sein."

„Sieh' die Schnuppe," rief Gertraud plötzlich.

Ein glänzender Streifen war über den weiten Himmel, den man von der Sammthalle aus überblicken konnte, hin gefahren, und war unten im Dunste, wo Himmel und Land nicht mehr unterscheidbar waren, erloschen.

„Sie soll nicht unser Unglück bedeuten," sagte er „sondern nur den schnellen Flug, in welchem die Zeit in unserem Glücke dahin gehen wird. Dann werden wir alt sein, Gertraud, aber wir werden in heißer Liebe Herz an Herz drücken — und wenn das eine gestorben ist, so wird das andere weinen, als müsse es mit seinen Thränen sich zu Grabe bringen."

„O wie bist du schön, Prokopus!" sagte Gertraud.

„Und wie bist du gut," erwiederte er, — „und wie ist es glücklich, daß es so gekommen ist, daß wir uns besitzen, und welche unabsehbaren Tage des Glückes werden kommen!"

Sie antwortete nicht, aber sie folgte dem leisen Zuge seiner Hand, die sie gegen sich zog, gleitete gegen ihn, da er sie umfaßte, schlang beide Arme um seinen Nacken, da er sie an sich drückte, und empfing den Kuß von den Lippen ihres Gatten.

Sie war auf dem Sammtkissen des Schemels, auf dem er saß, gekniet, da sie ihn umfangen und geküßt hatte. Als die Arme sich löſten, hob er sie sanft auf, lenkte sie auf ihren früheren Sitz, und setzte sich neben sie.

Sie sprachen nichts.

Die Nacht war weiter vorgerückt — der Lichterschein, der unten an den Bäumen des Kastellanhäuschens gesehen worden war, war erloschen, auch derjenige, welcher von dem Speisesaale dämmerig herüber gekommen war, war nicht mehr da, und keine einzige Stimme war auf dem ganzen Berge zu hören.

Die Gatten hoben sich, und gingen wie zwei selig schüchtern Liebende in den Saal hinein.

Die dunkle Thür schloß sich hinter ihnen, und dieselben Sterne, welche über den Bergen der ganzen Fichtau schienen, welche auf das kleine graue Haus und darin auf das schlummernde alternde Ehepaar, auf die unschuldige Lenore, auf den Jüngling Damian und auf die andern nieder leuchteten, standen nun auch in der kühlen brennenden Glocke über dem Berge des Rothensteines.

Es war fast ganz schwarz, und kein einziges Licht auf ihm zu erblicken; denn die wenigen, welche innerhalb der Mauern noch brannten, waren durch feste eichene Fensterbohlen von der äußeren Ruhe, Heiligkeit und Stille der Nacht abgeschlossen.

2.

Der Mittag.

Das versprochene Glück ist nicht gekommen. Nachdem die Hochzeitsgäste noch mehrere Tage mit Freuden und Vergnügungen auf dem Rothensteine zugebracht, nachdem sie Alles und Jedes auf dem Berge besichtigt, in den Teichen und Flüssen der Ebene gefischt, in den Wäldern der Fichtau gejagt, und hinter dem Eichenhaine auf die Scheiben geschossen hatten: gingen sie einer nach dem andern fort. Die letzten waren die Eltern Gertrauds und der fröhliche Schwager Rudolph. Die Pferde, welche man von dem Rothensteine

zur Beförderung mitgegeben hatte, kamen nach und nach abgemüdet wieder zurück, und jetzt begann Alles in dem Gleise zu gehen, in welchem es alle die künftigen Tage gehen würde.

Aber es war eigentlich noch kein Gleis. Prokopus war erst wenige Wochen vor seiner Vermählung mündig gesprochen worden. Vorher war das Leben auf dem Rothensteine sehr einfach gewesen. Vater und Mutter Prokops waren sehr früh gestorben, da er noch beinahe ein Kind war. Sie hatten, da er ihr einziger Nachkomme war, Alles auf seine Erziehung verwenden wollen, was ihnen ihr großer Reichthum nur immer eingab, und was die besonders guten Anlagen des Knaben, die sie zu sehen glaubten, erheischten. Es waren Lehrer nach Lehrern auf das Schloß gekommen, und immer wieder mit andern vertauscht worden. Kurz vor dem Tode der Eltern war einmal der Ritter Bernhard von Kluen eine Weile auf dem Rothensteine gewesen. Er war ein seltsamer Mensch. Von seinen Vorfahrern mit Gütern und Reichthümern versehen, genoß er dieselben gleichwohl nicht, das heißt, er genoß sie nicht so, wie sie seine Standesgenossen und so ziemlich alle Menschen seiner Zeit genossen haben würden. Er verbrachte einige seiner früheften Jugendjahre im Kriege. Dann kam er nach Hause, und liebte ein armes Mädchen seiner Nachbarschaft so sehr, daß er es zu seinem Stande erheben und zu seiner Gemahlin machen wollte. Das Mädchen hatte eingewilligt, und wurde in verschiedenen Dingen unterrichtet. Nach und nach gewann sie aber den Forstmeister viel lieber, und Bernhard gab ihr eine große Summe Geldes, und ließ sie den Forstmeister heirathen. Nach drei Jahren heirathete er selber ein Edelfräulein, welches nach fünfjähriger kinderloser Ehe starb. Von nun an blieb er unvermählt. Er hatte schon früher, da er von den Kriegsfeldern zurück kam, ein sehr gleich-

mäßiges Leben geführt. Er hatte nicht Pferde und Hunde oder Gewehre, Rüstkammern und Dienerschaft gehalten, er gab keine Tafeln und Gelage, und wohnte keinen solchen bei. Dieses Leben führte er als Wittwer um so mehr fort. Er setzte mehrere gute Amtmänner in seinen Liegenschaften ein, und besuchte bald den einen, bald den andern. In seinem Schlosse hatte er viele Bücher und wissenschaftliche Geräthe. In den Büchern las er, mit den Geräthen machte er Versuche. Er reisete auch manchmal fort, und besuchte Städte und Männer, die ähnliche Dinge trieben wie er, und unterredete sich mit ihnen. Wegen dieser unkriegerischen und unjagdlichen Eigenschaften, die sie ihm beilegen zu müssen glaubten, hatten seine Nachbarn und Standesgenossen seltsame und unvortheilhafte Meinungen von ihm. Zu diesem Manne, da er, wie wir sagten, einmal eine Weile auf dem Rothenstein war, faßte der Knabe Prokopus eine feurige Liebe. Bernhard hatte sich mit ihm abgegeben, ihm Vieles erzählt, und ihn um Manches gefragt. Da es nun so war, schlug er den Eltern vor, daß er auf den Berg herüber kommen und den Knaben unterrichten wolle. Die Eltern waren sehr zufrieden; Bernhard reiste ab, kam nach einiger Zeit wieder, und lernte von nun an alle Tage mit dem Kinde. In kurzer Zeit starben Vater und Mutter hinter einander. Da kam in Folge des väterlichen Testamentes Flerenz von den Tennen, ein unabhängiger adeliger Mann, der mit den Scharnast weitläufig verwandt war, als Vormund des Buben und als Gerhab der Besitzungen auf das Schloß. Es begann eine Verwaltung, in der Alles zu dem Zwecke ging, daß das Gut sich nicht vermindere, sondern vermehre. Bernhard blieb auf dem Schlosse, er wurde von dem Schloßgesinde für einen Lehrer angesehen, der gezahlt wird, und ging mit seinem Zöglinge auf dem Berge herum. Da derselbe in das Jünglingsalter getreten war, hielt

Bernhard dafür, daß er einige Zeit in Kriegsdienste gehe, daß er sich stärke und tüchtig werde: aber als er bald ungebändigte Neigungen und Leidenschaften bei dieser Beschäftigung verrathen hatte, zog man ihn von derselben in kurzer Zeit wieder zurück. Er ritt nun in der Gegend nach verschiedenen Stellen herum. So kam er auch auf den Stauenfels, und faßte eine heftige Neigung zu dem Kinde Gertraud von der Staue. Er ritt von jetzt an, wenn es seine Stunden erlaubten, zu jeder Zeit nirgends anders hin, als auf den Stauenfels. Weder der Vater des Mädchens noch der Vormund wollten wegen der großen Jugend Prokops und Gertrauds in das Einverständniß willigen: aber die bewunderungswürdige Ausdauer Prokops in seiner Bewerbung und die unermeßliche Neigung des heran wachsenden Mädchens zu dem Jünglinge besiegten allen Widerstand. Der Vater selber beredete den Vormund, seine Einwilligung zu geben. Der finstere Flerenz von den Tennen legte eine Vormundschaftsrechnung über die Zeit seiner Amtsführung ab, welche alle Erwartungen bei weitem übertraf, dann ward Prokopus für volljährig erklärt. Wenige Wochen darauf hielt er sein Vermählungsfest auf dem Stauenfels, bei welchem Bernhard Vaterstelle vertrat, und führte dann die Braut voll Freude und Vergnügen auf den von ihr noch mit keinem Auge gesehenen Rothenstein, wie wir es im vorigen Abschnitte schilderten, und wo sie sich auf dem Balkone bei dem Scheine der Sterne an die Herzen drückten.

Die Zeit zwischen der Volljährigkeitserklärung und der Vermählung wurde von Prokop zu lauter Vorbereitungen zu dem Feste verwendet, und da, wie wir sagten, alle frühere Vergangenheit sehr einförmig und in Abhängigkeit verflossen ist, so mußten die Gleise für die Zukunft, wie wir es bemerkten, noch nicht fertig sein und erst neue gemacht werden.

Das erste, was Prokopus that, da die Festtagsgäste entschwunden waren, bestand darin, daß er Gertraud in allen Theilen seiner und nun auch ihrer Besitzungen herum führte, und sie ihr zeigte, und daß er daran ging, diese Besitzungen zu verwalten und zu regeln.

Des Morgens nach der ersten Nacht, als die jugendliche Herrin die sanften grünseidenen Vorhänge von den Fenstern ihres Schlafgemaches zurück geschoben hatte, bewahrheitete sich die Aussage ihres Gatten, und ein schöner Ring sanfter wunderbarer Ferne lag um ihren Berg herum, der mit seiner frischen herrschenden Grüne auf das holde Dämmern und Duften des unendlichen übrigen Landes wie ein König hinaus sah. Schwalben kreuzten sich wie in der blauen Luft dahin schießende Funken, und in den entfernteren hinab ziehenden Gebüschen erscholl ein Freudenlärmen von singenden Vögeln, da sie den einen Fensterflügel für herein strömende Luft geöffnet hatte; denn in dem Rothensteine war es seit Jahren Gesetz, daß auf dem Berge kein einziger Singvogel getödtet oder verfolgt werden dürfe. Da Prokopus hatte nachfragen lassen, ob seine Gattin schon angekleidet sei, und solches bejaht wurde, holte er sie ab, und führte sie zu den Gästen, um ihnen Aufmerksamkeit zu beweisen. Dieß geschah an jedem Tage, so lange noch einige da waren.

Als endlich Gatte und Gattin ihrem eigenen Ermessen überlassen waren, den Tag einzutheilen, wie sie wollten, ging Prokopus daran, ihr ihr künftiges Eigenthum darzustellen. Er zeigte ihr den ganzen Altbau in allen seinen Räumen. Von dem großen Saale mit den Wandgemälden angefangen durch alle Gemächer und Gänge, durch ihre eigenen Wohnungen, durch den Balkonsaal, vor welchem noch die aufgerichtete Sammtnische prangte, durch die Kapelle, durch die Pfarrerswohnung, ja durch alle Zimmer, in welchen Dienerschaft oder Gäste untergebracht werden konnten, führte

er sie hindurch. Da sie durch die Eisenpforten eines Saales hinaus traten, öffnete sich ein sonderbarer Anblick. Das an den Saal stoßende Getäfel des Fußbodens, das Marmor war, hatte keine Decke über sich als den Himmel, und durch die Fenster des Zimmers schaute ebenfalls der Himmel herein. Das daran stoßende Gemach und die folgenden waren ebenfalls in dem nämlichen Zustande, dann kamen Mauertrümmer, Bogenstücke, Simse und Schutt, über dessen Böschung eine nothdürftig vorgerichtete Treppe hinab ins Ebene führte. Es war dieß der älteste Bau, an den man gegen den Eichenhain vorschreitend den neuen angestoßen hatte, und der nun in Trümmern lag. Prokopus leitete seine Gattin die Treppe hinab in den alten Garten, der wieder zur Pfirsichzucht und Anderem hergerichtet worden war, und seltsam zwischen zwei Bogengängen fort lief, in deren obern Hallen sich bereits die Zweige der wuchernden Bergbäume, des Ahorns und der Ulme, hinein erstreckten. Prokopus führte seine Gattin auf dem wohlausgetretenen Wege, der in der Mitte des Gartens hin lief, bis zu dem Ende, an dem der große rothe Stein lag. Er öffnete die äußere Pforte des Felsenthores; er öffnete mit den zwei kleinen Stahlschlüsseln, die er im Sammtfache mit sich trug, die innere, und führte Gertraud in den rothen Saal, welcher unterirdisch in Felsen gehauen war, in welchen sie als eine Angehörige des Berges hinein durfte, und in welchem nach der Stiftung des alten Hanns von Scharnast die Lebenserzählungen sämmtlicher Burgbesitzer lagen, daß sie von jedem neuen gelesen und mit der seinigen vermehrt würden. In Prokops Nische befanden sich erst einige wenige unbedeutende Blätter. — — Ach, es sollten schon noch mehrere und düster schmerzliche hinzu kommen. — — Das Licht von oben fiel durch die Kuppel einsam und ruhig an den im Sechseck gestellten Wänden auf den Boden hernieder,

und bestreifte im Vorbeigleiten die Stahlthürmchen und Goldbuchstaben zu den Nischen, in denen die Beschreibungen waren. Gertraud hatte in diesem Saale kein einziges — nicht ein Sterbenswörtchen gesagt.

Ihr Gatte führte sie neben dem rothen Steine auch in den Kirchhof des Berges, auf dessen Stille die Wipfel der Lindenallee, die zu ihm führte, die grünen Wände des Eichenwaldes und die grauen Schutthügel des Altbaues herein sahen. Sie gingen über das glatte grüne Feld mit den Gefühlen ganz junger Leute hin, für welche dieser Platz gleichsam gar nicht gemacht ist, und betrachteten das weiße Kreuz, das mitten auf dem gleichartigen Rasen von vier Linden umgeben stand.

Prokopus führte Gertraud auch in den Sixtusbau, der glatt und fest von gehauenem Steine aufgeführt, als sei er von Eisen, hinter dem Eichenwalde stand, und die Clausur der einstigen Burgfrau Hermenegild, der Gattin des Kreuzfahrers Ubaldus, die nach dem Tode ihres Mannes Nonne geworden war, dann mehrere Prunk- und Wohngemächer früherer Geschlechter, und endlich den grünen Saal enthielt, in welchem alle Angehörigen des Berges in Lebensgröße gemalt waren. Gertraud sah alle Männer dieses Schlosses bis auf Prokopus herab, der noch fehlte, in Harnischen da stehen, oder sich an Tische lehnen, oder in reichen Sesseln sitzen. Sie sah alle Frauen und Jungfrauen in den fort schreitenden Veränderungen ihrer Gewänder, die oft wunderbar und zierlich genug waren. Sie betrachtete die nächsten leeren Nischen, in welche Prokops und ihr Bild und vielleicht die Bilder derer kommen könnten, die den Kreis von zweien zu einem von vielen zu erweitern bestimmt waren. Jetzt standen sie nur erst zwei da, und in dem ungeheuren Saale, in welchem die Reihen von Männern und Frauen hinab glänzten, in welchem der

glatte Serpentin und die Lichter und Hellpunkte der Gemälde durch herein gehende Tagfluthen funkelten, erschienen sie klein und beinahe unscheinbar.

Prokopus zeigte seiner jungen Gattin auch andere Bauwerke des Berges, welche für die verschiedenartigste Dienerschaft, für Pferde, Wägen und dergleichen bestimmt waren, er zeigte ihr die lang hinlaufenden Mauerwerke, welche die Stufen des Weingeländes bilden, und schwarz bemalt troz der Höhe und troz der kühlen Sonne doch die süßen Beeren des Berges reifen — er zeigte ihr die ungeheure Umfangsmauer des Berges, welche während achtzig Jahren in verschiedenen Zeiträumen erbaut worden war — er führte sie durch die verschiedenen Anlagen und deren Lustbauten — er geleitete sie durch den Fichtenberg, einen sonderbar ansteigenden rothen Fels, der an seiner unteren sanften Dachung mit dichten Fichten bewachsen und auf seinem Gipfel so glatt geebnet war, daß ein bedeutendes Gebäude auf ihm hätte stehen können; er führte sie durch eine sanft geschwungene grasreiche Wiese zu der Bergzunge empor, die schnell und fürchterlich gegen die Fichtau abfällt, daß unten grüne Waldeswogen hinaus gehen, von manchem Wässerlein durchglitzert, und daß draußen röthlich blaulich der Grahns dämmert, der hinter dem Wirthshause der grünen Fichtau steht.

So oft sie von solchen Besuchen und Gängen zurück kamen, saßen sie gerne in ihren kühlen schattigen Zimmern — denn auf dem Berge begann es bereits heiß zu werden — und erzählten sich von ihrem Glücke und von der ungeheuern und unermeßlichen Größe desselben, die sie erst in der Zukunft erwartete.

Nächst dem, daß er mit seiner Gattin umging, widmete nun Prokopus auch einen Theil seiner Zeit der Bewirthschaftung seiner Güter und der Ordnung seiner Verhältnisse. Er war aus der Vormundschaft heraus gekommen, und fing

nun an, Alles zuerst genau kennen zu lernen, um es dann in den Gang zu bringen, oder vielmehr in demselben zu erhalten; denn das erkannte er sehr bald, daß der finstere Vormund, den er nie geliebt, ja kaum geachtet hatte, der selber bei den Nachbarn in keinem freundlichen Rufe stand, vorzüglich gut gewirthschaftet haben mußte. Obwohl er noch sehr jung war, so hatte er doch ein adeliges, stolzes und zuversichtliches Wesen, das ihm Achtung verschaffte, und hiebei eine solche mildernde Schönheit des Angesichts, daß ihm überall Liebe entgegen flog. Vorzüglich jung waren die Augen an ihm geblieben, daß sie noch beinahe so unbefangen und unschuldig in ihrer Größe in die Welt hinein sahen wie bei einem Knaben. Gertraud liebte diese Schönheit gar so sehr, und wenn er nach längerer Abwesenheit wieder nach Hause kam, konnte sie sich gar nicht satt sehen an seinen Zügen und an der Gewalt seiner Augen, und sie hing in Seligkeit an dem Empfangskusse seiner Lippen. Er entgegen lebte und webte in ihrem Innern, und konnte sich nicht denken, daß es ein lieblicheres unschuldigeres, holderes und reizenderes Weib auf Erden geben könne als Gertraud.

Ehe das erste Jahr der Ehe herum war, kam der bestellte niederländische Meister, um die beiden Bilder, Prokops und Gertrauds, für den grünen Saal zu malen. Es war ein Fest für beide, und war zugleich eine heilige Handlung für ihre Nachwelt. Prokopus, in Verehrung der ernsten vergangenen Zeit, die überall in dem Saale dargestellt war, legte einen Harnisch an, damit er in demselben gemalt werde, obwohl er sonst nie einen getragen hatte. Gertraud, in der kindlichen und kindischen Freude über die Sache, und in der Scheu über ihren Ernst und ihre Bedeutung, war bald muthwillig in der Wahl ihrer Gewänder und Schleifen, bald waren sie ihr nicht würdig und einfach genug, bis sie

sich zuletzt zu Prokops Freude von ihren Frauen in das Gewand kleiden ließ, das sie an gehabt hatte, als sie mit ihm zum zweiten Male in der Kapelle des Rothensteines am Tage ihrer Ankunft war eingesegnet worden. Die Anfertigung der Gemälde geschah in dem großen Gemache des Sixtusbaues, das nahe am Eingangsthore schon vom Anbeginne eigens zu dem Zwecke hergerichtet und mit allem Nöthigen versehen worden war.

Endlich prangten sie in dem dunklen Serpentine und sahen als die letzten der Reihe in die Räume des Saales heraus.

Im zweiten Jahre der Ehe brachte ihm Gertraud das erste Kind, einen Sohn, den der Vater Julianus taufen ließ. Aber sonderbar war es: da er heran wuchs, zeigte sich die blonde Haarfarbe der Mutter auf seinem Haupte verfärbt, und war roth. Die Augen hatte er auch von der Mutter, aber blaßblau.

Nach und nach begann es sich auch zu entfalten, wie das Unglück, dessen wir oben erwähnten, in dieses Haus einzog.

Gertraud war bei ihrer Vermählung ein Kind gewesen. Ihre Innerlichkeit war eine Knospe, und mußte sich erst entwickeln. Dieß geschah. Wie die Rose eben eine Rose wird, so ward sie auch sie selbst. Keine Hand that etwas hinweg, daß sie voller und herrlicher wurde, oder daß sie schwächer und verkümmerter ausfiel. Prokopus liebte sie zu sehr, wie sie war, als daß er an eine Umbildung und Änderung gedacht hätte. So wuchs auch in ihm der Same auf, der schon in seiner Einzelheit lag, und den er von seinen Vätern überkommen hatte. Beide bildeten sich zu dem, zu dem sie konnten.

Gertraud war eine tiefe stille Natur, der Alles klar, unverworren und eben sein mußte, sonst machte es ihr Pein.

Sie klärte und ebnete daher Alles, daß es blank und rein und übersichtlich da lag — und was sie nicht gewältigen konnte, stellte sie außer ihren Kreis, daß es gar nicht da war — und wer es ihr herein brachte, that ihr feindliche Gewalt an, die sie wie ein Versuch ihrer Vernichtung berührte. Darum war auch in ihrer Wohnung ein Glanz der Reinheit und Ordnung, der mit ebenmäßiger Heiterkeit umfing — ihre Augen waren immer klar und gütig, ihr Haar auf das Bestimmteste geordnet und ihr Anzug vollendet und rein. Sie liebte klare, ruhige und abgeschlossene Schönheit sehr, und hatte Widerwillen gegen jedes Gewaltverkündende, Anschreitende, Drohende. Sie konnte sich nicht verstellen, ja selbst um eine wohlgemeinte Überraschung hervor zu bringen, konnte sie nicht anders sein, als sie war. So wie sie das Angreifende haßte, griff sie selber auch nie an, sondern setzte der Gewalt nur die stumme Unmöglichkeit entgegen, sie aufzunehmen. Nur in der süßesten holdesten Stunde der Herzenshingebung und Schmelzung brachte sie es zuwege, daß sie einige leise Töne anschlug von dem, was sie schmerzte, was ihr wehe that, und was sie bei dieser oder jener Gelegenheit dachte — und selbst da war es, als ließe sie nur mit Scham diese wenigen Andeutungen aus ihrem Innern hervor gehen. Ihre Welt war in ihrer Seele gebildet, und so hielt sie dieselbe wie ein Kleinod, und hütete sie, daß sie die Andern nicht kannten und ahnten — und sie selber kannte sie nicht. Sie wußte nicht, wie ihr Inneres sei, wie sie dasselbe bilden möge, und was sie thun solle, um die Umgebung glücklich zu machen — nur das Eine wußte sie, daß sie ihren Gatten über Alles und mit einer Inbrunst und Überschwenglichkeit liebe, von der sie nicht begreifen konnte, wie sie nur in der Welt möglich sei. Er liebte sie nicht minder. Wie ein Bild der Anbethung — man möchte sagen der Abgötterei — betrachtete er sie, und hatte

auf der Erde keinen Wunsch, keine Freude, kein Entzücken als sie.

Und dennoch waren es diese Menschen, die sich wehe thaten, die sich gleichsam wie mit schneidenden Messern die Gemüther verwundeten. 5

Prokopus war offener heiterer Natur. Wie Gertraud Alles in ihrer Einbildungskraft klar hatte, so hatte er es in seinem Verstande. Er fand für das Herz das Wort. Wo es zur Klärung von Wirrnissen oder Mißverständnissen nicht entgegen kam, da hielt er es für Verstockung 10 und Trotz. Sein Geist war wie der von Manchem seiner Vorfahren weit fliegend, auffordernd, angreifend, enthüllend, ungenügsam mit seinem Besitze und prüfend, ob er der rechte sei, eroberungslustig und freudig in Unbestimmtheit und Unendlichkeit, wo große Gewalten spielen, 15 die herein dämmern und vielleicht einmal enthüllt werden würden.

So geschah es im Anfange ganz leise und unbedeutend, daß er etwas sagte, von dem sie dachte, daß er es eigentlich nicht hätte sagen sollen. Sie stand stille in der Fenster- 20 vertiefung, oder sonst irgendwo — er kannte jedes kleinste Wölklein auf dem immer klaren Spiegel ihres Angesichtes, kam hiezu, und wußte er gleich nicht, woher das Wölkchen entspringe, so küßte er es doch weg — das will sagen: er meinte, daß Alles verschwunden ist, weil sie nicht klagte, und 25 gut und duldend war, aber das Wölklein war doch da, sie hatte es sich nicht gegeben, sie konnte es sich nicht nehmen, und das allmälige Verschwinden desselben merkte er nicht.

Dann kam wieder heiterer Himmel, und war lange heiter. 30

Aber die Spaltungen erschienen wieder, und wurden tiefer. Wenn sie schwieg, wenn er in sie drang zu sagen, was ihr fehle, und wenn sie es nicht sagen konnte, wenn

er noch stärker drang, es unbegreiflich hieß, warum sie nicht rede — und wenn er nach geraumer Zeit endlich abließ, sie fragte, ob sie gut sei, und sie durch Thränen antwortete, daß sie gut sei: so suchten beide die Einsamkeit, und meinten, das Herz müsse ihnen zerspringen.

Einmal, da sie neben einander saßen, da sie ihm Mehreres von ihren Kleinigkeiten gesagt hatte, insbesondere, was ihr in der letzten Zeit an Arbeiten oder sonstigen Bestrebungen mißlungen war, da er so gut und lieb war, gerade gar so gut und lieb, wie sie es sich in früherer Zeit immer vorgestellt hatte, daß er sein müsse, wenn sie in seine Züge und in seine Augen geschaut hatte, sagte sie: „Lieber Prokop, sieh, du hast mir einmal versprochen, daß mir alle diese Dinge auf dem Berge schon gefallen werden — das will nicht kommen: schaue nur, wie das wüste Bauen ist; da haben sie gleich den ganzen Berg mit einer finstern Mauer umgeben, und ihn von der andern Erde weg gerissen — an unsere Wohnung sind die Trümmer des Baues, in dem die Voreltern gelebt haben, angeheftet, wie ein Todter an einen Lebendigen — dann ist der verzauberte Garten und der sonderbare rothe Saal — — und neulich bist du gar im Mondscheine über den Trümmerberg in den Garten hinab und in den Saal gegangen!"

„Liebe, sanfte, theure Gertraud," antwortete er, — „das ist ja schön, wenn man im Niederstrom des Mondlichtes durch die Male der Vergangenheit und neben den Zeugen der Gegenwart, den schwarzen ruhigen klumphaften schweigenden Bäumen vorüber geht. Und was die Voreltern auf dem Berge thaten, ist ja auch nicht bedeutungslos. Es ist groß, es ist schwunghaft und tüchtig, wenn man versucht, auch im Reiche des Geistes zu weilen, zu ändern, umzugestalten und fremde Kräfte, bisher unbekannte, in sein Wesen zu ziehen — statt daß man blos fort lebt in täglichem

Ernähren und in ordentlichem, häuslichem Wirthschaften. Das leuchtet ja mit klaren hellen Strahlen!"

Sie nickte und schwieg. Er, der bei ihr gesessen war, war aufgestanden.

Sie dachte, er wird schon recht haben — aber, dachte 5 sie, es wäre ja nicht unmöglich, daß der Berg wie ein anderes Haus wäre, das so in seinem Garten oder auf seiner Wiese steht, und dann liegt die ganze Welt um dasselbe herum — oder daß der Schutt an unserer Wohnung weg geräumt würde, und der Garten geordnet, daß das 10 Schloß an seinen frischen Bäumen stünde, wie der Stauenfels — oder es könnte sein, daß die Lebenserzählungen, wenn sie auch geschrieben und gelesen werden müssen, wie das veraltete Testament befiehlt, doch in einem freundlichen Zimmer in schönen feuerfesten Kästen liegen dürften." 15

Er ging in einer Weile hinaus, und ging in den Eichenhain hinüber, in welchem die Dammhirsche waren, die ihn kannten. Er fütterte sie auch heute, wie er sonst gerne that, mit Brod aus seiner Hand.

Am meisten feindlich schien ihr Bernhard von Kluen, 20 der auf dem Schlosse geblieben war; er ergreife Alles, er zerstöre Alles, aus den Sternen wolle er wilde Erdkugeln machen, wo es ist, wie hier — er reiße sie auseinander, und verwirre die Welt, daß sie nicht so schön sei, wie sie ist. Es waren bitterliche, lange Stunden, wenn die zwei 25 Männer in das abgelegene Haus hinüber gingen, das sie gebaut hatten, wo die Bücher waren, und die Geräthe und allerlei andere Sachen, und wo sie sich vergnügten und ergötzten.

Als sie den ersten Knaben geboren hatte, war gerade 30 der Tag Julianus, und Prokop ließ ihn so taufen. Ihr gefiel der Name nicht, sie hätte lieber Julius gesagt, aber sie schwieg, und ließ es geschehen. Als sie den zweiten zur

Welt brachte, wurde er, um ihrem Gedanken nachzukommen, den Prokopus mittlerweile doch erfahren hatte, Julius getauft, woher es kam, daß in der Familie die fast gleichen Namen Julianus und Julius waren. Sie war erfreut da-
5 rüber, und dachte nun den Knaben zu ihrem Liebling zu machen. Er war äußerst wohl gebildet; denn zu der Schönheit des Vaters, dem er fast Zug um Zug ähnlich sah, hatte er die außerordentliche Sanftheit der Mutter empfangen. Aber wie es oft seltsame Spiele in der Natur
10 gibt: der Knabe neigte, da er heran zu wachsen begann, sich entschieden zu dem Vater, obwohl ihn dieser nicht eigens an sich zu ziehen suchte. So wie er ihm körperlich ähnlich war, erhielt er auch seine günstigen Anlagen, seine sonstige Art und Wesenheit, und hing ihm unbedingt an.
15 Gertraud ließ ihn fahren, und ergab sich. Dennoch wandte sie ihm aus mütterlicher Liebe, weil er der Zweitgeborne war, und daher von den großen Gütern wenig erben konnte, ihren Antheil zu, den sie nach dem Tode ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Bruders von dem Allode derselben
20 erhielt; die Lehen fielen zurück.

Als Prokopus durch den sogenannten Fichtenkegel, den kleinen düstern Fichtenwald auf den Seiten eines Spitzberges, nicht nur einen Weg nach aufwärts bahnen ließ, sondern auf der Abplattung des Gipfelfelsens auch einen
25 zackigen Thurm zu bauen angefangen hatte, von dem er sagte, daß er von ihm aus auf die Sterne schauen werde, und als er oft viele Stunden auf der Steinplatte stand, und dem Baue zuschaute, saß der Knabe neben ihm, und die wunderschönen Haare kräuselten sich lieblich in dem
30 Zuge des Windes.

Gertraud hatte dem Gatten auch noch drei Töchterlein nach den zwei Knaben geboren. Sie waren sehr sanfte holde Wesen, und man beschloß, wenn sie größer geworden wären,

alle Kinder malen zu lassen, und in dem grünen Saale neben die Eltern zu stellen, so daß die Mädchen gleich neben dem Vater stünden, und dann die zwei Brüder kämen.

Das einzige Süße in dieser harten Zeit war, daß Prokopus, wenn sie sich längere Zeit nicht gesehen hatten, 5 wenn sie getrotzt hatten, zu Gertraud hinüber zu gehen gedrungen war, um das abgeweinte Angesicht zu küssen; denn, wenn sie von seinen Augen getrennt war, dann stellte ihm sein Gedächtniß all das Liebe und Holde, das Unschuldige und Hilfsbedürftige dar, das sie hatte. Dann 10 drückten sie die Lippen so heiß zusammen, dann hielten sie sich so fest in den Armen, und das Drücken an das Herz war so liebeversichernd, daß sie meinten, sie könne ja doch kommen, die schöne selige Zeit, — es wäre so leicht und, ach, mein Gott, es besitzen sie so Viele. 15

Aber sie kam nicht — sie entfernte sich nur noch mehr. Die außerordentlich schönen Haare Prokops hatten sich endlich schon mit Grau gemischt, und das liebliche zarte klare Angesicht Gertrauds hatte die vielen Fältchen überall und allüberall bekommen, die Anfangs kaum sichtbar sind, 20 und doch der Blüthe den Überhauch des Welken geben, dann aber deutlicher hervor treten, und im Glücke ehrwürdig machen, im Unglücke aber noch trauriger sind.

In dieser Zeit geschah ein merkwürdiger Fall auf dem Schlosse Rothenstein. Bernhard von Kluen starb. Gertraud, 25 welche ihn immer mehr und endlich ganz entschieden haßte, und diesen Haß vermöge ihrer klaren unfalschen Natur nicht verbarg, hatte eine unverhohlene Freude darüber; denn jetzt, dachte sie, würde ihr ihr Gatte ganz angehören. Als man den Körper, den man einbalsamirt, und mit schönen 30 Kleidern angethan hatte, von dem Rothensteine unter Gepränge und schwarzen Behängen fort führte, sah sie durch das Fensterglas dem Zuge nach. Als eine Weile später

Prokopus in ihr Zimmer trat, und das unverborgene Vergnügen in ihren Zügen gewahrte, sah er sie zum ersten Male mit einem Blicke an, mit dem er sie noch nie angeschaut hatte. Er legte dann eine Abschrift des Testamentes Bernhards, die ihm gleich nach dessen Tode war zugestellt worden, und in welcher ihm von Bernhard eine ungemein namhafte Summe, die er sich von seinen Einkünften erspart hatte, seiner Gattin Gertraud aber die Sammlung von Edelsteinen, die er ungefaßt, aber in den schönsten Stücken, die zu haben waren, zusammen gebracht hatte, vermacht worden war, vor Gertraud auf den Tisch hin, und ging fort. Er ging in das Bücherhaus hinüber, und in demselben in die Kammer Bernhards, in der noch das schwarze Kleid auf einem Stuhle lag, wie er es ausgezogen hatte, als er krank geworden war, und weinte dort aus der bedrängten Brust siedend heiße Thränen um den verlorenen Lehrer, Freund und Vater.

Dann ließ er sich ein Pferd satteln, und sagte den Dienern, er werde zwei Tage nicht kommen.

Er ritt über den Berg hinab, und schlug den Weg ein, der ihn durch sein gebirgiges Waldrevier in die jenseits gelegenen ebenen Länder führte. Als er durch die Fichtau ritt, waren schier Alle, die damals den Brautzug angeschaut, und ihn beneidet hatten, schon alte Männer, und die Kinder, die unbegreifend das Gewühl und den Prunk angestaunt hatten, waren erwachsen, waren in Geschäften versorgt, und hatten wahrscheinlich schon Alles vergessen.

In der grünen Fichtau ritt er zu, und ließ sich einen Trunk geben. Romanus und Ludmilla waren uralt. Sie saßen beide neben einander in der Sonne und lächelten. In dem Lächeln des Romanus war noch der alte Verstand und die gewisse Schlauheit, die er gehabt hatte, nur etwas

schwächer und beruhigter: in Ludmilla's Angesichte war nichts als die Güte, die Verstandesschwäche und die Unschuld. Ihre ganz silberweißen Haare sahen bei dem schwarzen Häubchen hervor, das man ihr aufgesetzt hatte. Romanus' Haare waren, wenn es möglich ist, noch weißer und blendender geworden, nur dünner und schlichter waren sie. Damian trat, wie einstens sein Vater, mit dem Trunke in der Hand zu dem Grafen, und lüftete das Käppchen. Unter demselben aber waren noch die schönen braun glänzenden Locken. Er hatte ganz das Antlitz des Vaters; die Träumerei seiner Jugend war eine Art Sanftmuth geworden, statt daß der Vater mehr eine gutherzige Schalkheit besessen hatte. Seine jüngsten zwei Buben standen da, und glotzten den Grafen an.

Als derselbe wieder weiter ritt, war es ihm bestimmt, auch noch den Rest der Familie der grünen Fichtau zu sehen. Die Vorhersage des alten Romanus war rascher in Erfüllung gegangen, als man gedacht hatte; der Weg durch die Fichtau war ein Fahrweg geworden, schöne kurze Gebirgswägelchen rollten auf ihm, und nur noch selten, gleichsam wie ein übergebliebenes Alterthum, hörte man das Saumglöcklein, das an dem Halse eines alten, mit Gepäck einherschreitenden Thieres hing. Auf diesem Wege begegnete dem reitenden Grafen an einer Stelle der Pirniz, wo man recht schöne Geländer gemacht hatte, ein Wagen. Auf demselben saß ein vornehm bürgerlich aussehender Mann, der ihn leitete, der Lederermeister Albrecht von Perklas. Hinter ihm war die einst so schöne Lenore. Sie war kaum mehr zu erkennen. Zwar leuchtete von ihrem Antlitze noch immer die Frische, die Gesundheit und Freude, aber sie war fast zu dick geworden, eine wohlhabende, mehr in der Stube, als auf dem Felde sich aufhaltende Bürgerin. An ihrer Seite saß ein erwachsenes Mädchen, ganz die einstige

schlanke feine unsäglich edel gebildete Lenore der grünen Fichtau. Hinten waren noch zwei ziemlich erwachsene Buben und ein kleines Mädchen aufgepackt, die ganze Freude des Bürgerhauses, die zu den Großeltern hinaus geführt wurde.

Prokopus ritt vorüber; er ritt an dem entgegen rauschenden Wasser und an dem herein dunkelnden Grün der Bäume hinaus.

Die ganze Zeit, als er nicht zu Hause gewesen war, war Gertraud in ihrem Zimmer gesessen, und hatte kreideweiß immer an Tüchern genäht.

3.
Der Abend.

Es ist nicht mehr viel zu sagen. Die natürlichen Dinge gehen ihren Lauf, wir mögen noch so großen Schmerz darüber empfinden. Es ist aber in unsere Macht gegeben, die Wesenheit dieser Dinge zu ergründen, und sie nach derselben zu gebrauchen. Dann gehorchen uns die Dinge.

Die Kinder Prokops und Gertrauds waren erwachsen. Sie waren gemalt und in dem grünen Saale aufgestellt worden. Die drei Töchter, die schönsten Nachbilder der sanften Mutter, standen gleich nach Prokopus — dann kamen die merkwürdigen Brüder: Julianus im reichen Goldkleide, in einem kleinen vergoldeten Harnische, widrigen Angesichtes, furchtbaren rothen Bartes — Julius im grünen Jagdkleide, ein Bild edler sanfter Schönheit mit auf das Kleid herab wallenden Locken. Wenn sein Vater, da er in diesem Alter war, das gleiche Gewand an gehabt hätte, so wäre er Julius gewesen.

So standen die Bilder in dem grünen Saale; — es änderten sich gemach die Farben derselben, wie es ihre Natur ist, und Staub fiel darauf — und so werden sie

stehen, wenn Alles an den Urbildern längst in dem Laufe der Zeiten dahin ist. Jetzt werden sie noch immer aus Liebe zu den Personen gereinigt — einstens werden sie aus Liebe zu den Bildern gereinigt werden.

Die Töchter hatten geheirathet, hatten bedeutendes Gut mit bekommen, lebten sehr weit entfernt von den Eltern, schickten Anfangs oft Bothschaft, kamen selber manchmal — aber alles dieses wurde seltener: sie lebten bei ihren Männern, und die Eltern wurden alt — — sie hatten aber den Anfang der Ehe, die Einigung der Herzen zu demselben Klange noch nicht gefunden. Prokopus hatte schneeweiße Haare, in dem Angesichte Gertrauds waren die vielen vielen Falten, und die klaren guten Augen der Jugend schauten daraus heraus.

Mit dem Bildnisse Prokops war ein merkwürdiger Zufall geschehen. Es lösete sich ein Stück des Simses des grünen Saales, und fiel herunter. Durch Anschlagen mit Rauhigkeiten und Zacken zerschmetterte und verletzte es das Bild so, daß es fast gänzlich vertilgt war. Prokopus hatte denselben niederländischen Meister, der es gefertigt hatte, kommen lassen, allein, da dieser erklärte, daß das Gemälde nie völlig in einstiger Ähnlichkeit hergestellt werden könnte, ließ sich Prokopus in seinem Alter malen, stellte das Bild in den Rahmen, und verbrannte das frühere. So kam es, daß man in spätern Jahren mitten unter den jungen Gestalten, wo Töchter und Mutter sich ähnlich sahen, den alten Mann mit weißen Haaren als Vater und Gatten fand.

Gertraud weinte bitterliche Thränen. „Also nicht einmal die Bilder,“ dachte sie, „können in Vereinigung bleiben!“

Prokopus hatte den seltsamen Thurm auf dem Fichtenkegel ausgebaut. Er hatte ihn mit Büchern, Werkzeugen und sogar mit Hausrath eingerichtet. Hieher ging er nun immer, und schaute, mit einem Pelze angethan, nach den

Sternen. Auch noch etwas anderes Sonderbares hatte er eingerichtet. Er zog von der Spitze des Thurmes, wo eine Abplattung war, auf der er gerne im Winde und bei funkelnden Sternen saß, mehrere sehr dicke und mit goldenem Drahte übersponnene Saiten bis an die Pflastersteine des Bodens nieder, auf dem der Thurm stand, so daß sie schief vom Thurme gegen den Boden gespannt waren. Diese Saiten tönten, wenn ein Lüftchen oder ein Wind zog, über den ganzen Berg, in mächtigen, wenn auch oft in leisen und eindringenden Tönen. Ja selbst in der Nacht, wenn Alles schlief, tönte oft das tiefe Summen auf dem Berge. Er hatte eine Einrichtung getroffen, daß er den Kloben, auf welchem oben die Saiten befestigt waren, durch den Druck einer Feder niedriger stellen konnte, daß die Saiten schlotterten, wenn er wollte, daß sie keinen Klang geben sollten.

So ging die Zeit dahin.

Gertraud saß in ihren Zimmern, und weinte über die Ungerathenheit ihres älteren Sohnes, den sie, da der jüngere sich von ihr wandte, mit Liebe hatte erziehen wollen. Die Söhne waren meist abwesend, weil Julianus herum schwärmte, und Julius auf der Jagd war. Letzterer kam wohl öfter, und war bei dem Vater, der schwieg.

Endlich legte sie das thränenschwere Haupt zur ewigen Ruhe. Prokopus härmte sich so bitter und furchtbar um sie, daß er ihr bald zur Grube folgte.

Julianus schrieb im rothen Saale unter die unvollendete Lebensbeschreibung seines Vaters: „† (gestorben) am dritten Tage nach dem Worte: Zirkelodem der Sterne."

Was das Wort bedeuten mochte, kann man nicht enträthseln. Auch Verse hat man von ihm in dem rothen Saale gefunden. Sie handelten über die Wunder der Welt.

In dem Sternengemache des Thurmes war eine kostbare Büchse, in welcher sich der grüne vermorschte Schleier befand.

Alle Menschen in der Fichtau und weiter hin in dem Lande dachten, Prokopus sei ein sonderbarer, fast verrückter Mensch gewesen — da er so unverständlich gelebt, so sehr nach den Sternen geschaut, und in der Nacht so unheimliche Musik gemacht hatte. Er ist, dachten sie, wie Manche seiner Vorfahren. — Und die Sache wäre so einfach gewesen. Andere Eheleute hätten sich gefügt und sich nach ihrer Art glücklich gefühlt. Sie waren höher, liebten sich, und machten sich unglücklich. Sie strebten ach! so heiß nach Einigung — ein haarbreit Hinderniß lag nur dazwischen, dieses kleine Haar war zu überschreiten; es ist so leicht — — aber gerade bei Wesen, deren Inneres ganz grundverschieden ist, ist das Haar am feinsten, weil jedes das andere nicht sieht, sondern nur sich, und meint, es wäre die Einigung sogleich gethan, das zweite dürfte nur sein wie das erste, was so natürlich wäre. So ist das feine Haar mit allem Ringen nicht zu vernichten — und so heißer die Liebe, so heißer der Schmerz.

Prokopus konnte nicht sein wie sein Lehrer Bernhard von Kluen, der groß und sanft war, und ertrug.

Der bei allen Nachbarn verrufene Julianus hausete nun auf dem Berge, nachdem er einmal im Wirthshause zur grünen Fichtau mit Julius eine Zusammenkunft gehabt, mit ihm gekämpft und ihn um das Vermögen der Mutter betrogen hatte, worauf dieser in die weite Welt ging.

Lieblich, wunderbar, schön in dem Glanze der Sonne lag die Fichtau draußen, und grünte und blühte und keimte immer fort und fort, wie die Jahre flossen, wie Julianus fort lebte und nach ihm Geschlechter um Geschlechter, daß sich die Herzen der Menschen daran erfreuten, und daß sie

ihren Kindern die Gaben geben konnten, die ihnen die reichen Berge brachten.

Des Wirthes Romanus Aussage, daß die Männer der grünen Fichtau immer sehr alt werden, schien wahr zu sein; denn er selber war im höchsten Alter gestorben, sein Sohn Damian war jetzt auch im höchsten Alter, und dessen Sohn, der nunmehrige Wirth, mit heiterem, fröhlichem Angesichte verspricht in die Fußstapfen seiner Ahnen zu treten. Es wohnt die Lust, die Gehäbigkeit und die Freude um dieses Haus.

Photomechanischer Nachdruck der
Akademischen Druck- u. Verlagsanstalt Graz.

Volume

13



Adalbert Stifters Sämtliche Werke

Dreizehnter Band

Zweite Hälfte

Erzählungen, Zweiter Teil

Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Mähren und Schlesien

Herausgegeben

im Auftrage der

Deutschen Akademie der Wissenschaften in Prag

Begründet von

August Sauer

Band L

Adalbert Stifters Sämtliche Werke XIII. Band

Zweite Hälfte

Erzählungen. Zweiter Teil

Graz 1960

Stiasny Verlag Ges. m. b. H.

Adalbert Stifters Sämtliche Werke

Dreizehnter Band

Zweite Hälfte

Erzählungen. Zweiter Teil

Herausgegeben

von

Gustav Wilhelm

Mit einem Bilde

Graz 1960

Stiasny Verlag Ges. m. b. H.

Schriftenreihe des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes Oberösterreich, Herausgeber Dr. phil. Aldemar Schiffkorn

Folge 13

Stiasny-Verlag G. m. b. H., Graz
Druck: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz
Printed in Austria

nach e



Juliana

Holzschnitt zur Erzählung „Der Waldbrunnen“
nach einer Zeichnung von Albert Kindler, Düsseldorfer Künstler-Album, 1866, zu S. 12

Zwei

Inhalt

Zweiter Teil:

Berichtigungen

S. 325_3 lies: war. Zu

S. 371_{24} lies: ein, er

S. 383_{12} auf den rosarothen Wangen

S. 455_6 geliebt. Wenn du

Das Institut hält es für angezeigt, den textkritischen Bericht zu den beiden Bänden XIII in einem **Sonderheft** herauszubringen. Seit der Fertigstellung des XIII. Bandes durch den inzwischen (1949) verstorbenen hochverehrten Hofrat Dr. Gustav Wilhelm sind immerhin mehr als 20 Jahre verstrichen. Es ergibt sich daher die Notwendigkeit, in diesem Heft den Inhalt des Anhanges dem Stand der heutigen Forschung möglichst anzugleichen und manche Unstimmigkeiten und Fehler zu berichtigen.

Oberrat d. w. Dienstes
Dr. Aldemar Schiffkorn
Institutsleiter

Nachkommenschaften.

(1863)

den.
Bilde
es da
5 eine
an, u
Lands
Lands
von
10 stellte
man
Töcht
male
dessen
15 Mutt
von
chen
hause
ich r
20 schrei
den
schul
schaf
wach
25 wir
verz
mit

So bin ich unversehens ein Landschaftsmaler geworden. Es ist entsetzlich. Wenn man in eine Sammlung neuer Bilder geräth, welch eine Menge von Landschaften gibt es da; wenn man in eine Gemäldeausstellung geht, welch eine noch größere Menge von Landschaften trifft man da an, und wenn man alle Landschaften, welche von allen Landschaftsmalern unserer Zeit gemalt werden, von solchen Landschaftsmalern, die ihre Bilder verkaufen wollen, und von solchen, die ihre Bilder nicht verkaufen wollen, ausstellte, welch allergrößte Menge von Landschaften würde man da finden! Ich rede hier gar nicht von verschämten Töchtern, welche in Wasserfarben heimlich eine Trauerweide malen, unter welcher irgend ein bekränzter Krug steht, an dessen Fuße Vergißmeinnicht blühen, welches Werk die Mutter zum Geburtstage erhalten soll; ich rede ferner nicht von den Erzeugnissen, welche reisende Frauen oder Mädchen von dem Dampfschiffe oder dem Fenster ihres Gasthauses aus in ihr Handbuch als Erinnerung eintragen; ich rede auch nicht von den Landschaften, welche Schönschreibmeister in ihre Verzierungen verflechten, noch von den Päcken Zeichnungen, welche alljährlich in den Fräuleinschulen verfertiget werden, unter denen sich viele Landschaften mit Bäumen befinden, auf denen Handschuhe wachsen — wenn man das Alles hinzu zählte, so wären wir mit Landschaften überschüttet, und die Menschen müßten verzweifeln. Nun, es sind der in Ölfarben gemalten und mit Goldrahmen versehenen Landschaften schon genug. Und

ich will nun auch noch so viele Landschaften mit Ölfarben malen, als in mein noch übriges Leben hinein gehen. Ich bin jetzt sechs und zwanzig Jahre alt, mein Vater ist sechs und fünfzig, mein Großvater acht und achtzig, und beide sind so rüstig und gesund, daß sie hundert Jahre alt werden 5 können; mein Urgroßvater, mein Urgroßvater und deren Großväter und Urgroßväter sind nach der Überlieferung der Großmutter über neunzig Jahre alt geworden: wenn ich nun auch so alt werde und stets Landschaften male, so gehören, falls ich sie alle am Leben lasse, und sie einmal in 10 Kisten sammt ihren Rahmen verpackt verführen will, fünfzehn zweispännige Wägen mit guten Rossen dazu, wobei ich noch so manchen malfreien und vergnügten Tag verleben kann.

Das ist betrachtenswürdig.

Ich fahre fort. Wenn man zu einem Alpensee kommt, 15 und in einem einsamen Gasthause übernachtet, so kommen Abends drei oder vier Landschaftsmaler in die Gaststube, welche unter Tags auf verschiedenen Stellen des Angers gesessen sind, und gemalt haben. Die sich an dem Rande des Gletschers befinden, übernachten in der Alphütte auf 20 der Ochsenwiese oder sonst irgendwo. Unterhalb des Staubbaches sind mehrere sehr große weiße Sonnenschirme ausgespannt, wie das Schildkrötenbach der Römer bei Belagerungen, unter denen Männer sitzen und versuchen, den herab wallenden Schleier des Wassers nachzuahmen. 25

Am Rande des Waldes dann, vor den Trümmern eines alten Ritterschlosses, vor gethürmten Felsen, vor gedehnten Ebenen, am Gestade des Meeres, in Grotten und grünblauen Eishöhlen der Gletscher, vor einzelnen Bäumen, Ruinen, Wässerlein, Waldpflanzen, sind solche, welche sich 30 bestreben, die Dinge, die sie da sehen, mit Farben auf ihren Leinwanden zu bekommen. Dann macht noch ein Lehrer der Landschaftschule von der Staatsmaleranstalt mit allen

seinen Schülern einen Ausflug, daß sie nun im Freien die Dinge gerade so malen, wie sie sie sonst in der Stube nach seinen Vorlagen gemalt haben. Und ich bin jetzt auch mit einem dreifüßigen zusammenlegbaren Feldstuhle ver-
5 sehen, dann mit einem weiten groben weißgrünen Sonnenschirme, den ich in die Erde pflanzen und so befestigen kann, daß er wie ein Wartthurm da steht; dann mit einem Malerkasten, der mit Leinwand, Papier, Farben, Pinseln und so weiter versehen ist, und als Staffelei dient; ich will
10 von den wasserdichten Stiefeln und von dem Wachsmäntelchen und andern Schutzdingen gar nicht reden.

Das ist bemerkenswerth.

Oft, wenn ich die unzähligen Bücher betrachtete, welche sich in öffentlichen Sammlungen befinden, oder wenn ich
15 die Verzeichnisse neugemachter Bücher ansah, dachte ich, wie man denn noch ein Buch machen kann, wenn schon so viele vorhanden sind; ja wenn man eine neue erstaunliche Erfindung macht, so mag man selbe in einem Buche beschreiben und erklären; aber wenn man blos etwas
20 erzählen will, da schon so unendlich Viele etwas erzählt haben, so erscheint das sehr überflüssig. Und doch ist es mit einem Buche viel besser als mit einer in Öl gemalten in einem Goldrahmen befindlichen Landschaft. Ein Buch ist an sich klein, kann in einem Winkel liegen, die Blätter
25 können heraus gerissen werden, und die Theile des Einbandes können als Deckel auf Milchtöpfchen dienen; aber die Landschaft, mit deren Goldrahmen die Menschen Mitleid haben, kann mehrere Geschlechter hinter einander warten, bis sie in einem Gange eines Schlosses, oder in
30 dem Vorhause eines Wirthshauses, oder an der Außenwand eines Tröblergewölbes hängt, und endlich, wenn gar kein Gold mehr an dem Rahmen ist, und die Farben alle Töne ihres Lebenslaufes bekommen haben, in der Rumpelkammer

alle Jahre in eine andere Ecke gestellt wird, und so gleichsam als ihr eigenes Gespenst umgeht, während von dem Buche schon alle Blätter verbraucht sind, und die Deckel morsch und schimmlig geworden und weg geworfen worden sind.

Aber ich bin ganz unschuldig.

Ich habe nie daran gedacht, ein Landschaftsmaler werden zu wollen. Habe ich in der lateinischen Schule in der Benediktinerabtei nicht den ersten Preis erhalten? Muß ich daher nicht tüchtig lateinisch gelernt haben? und auch griechisch? und habe ich nicht auch sehr viel Erdbeschreibung und Geschichte vor mich gebracht? Da hatten sie auch eine Zeichnungsschule. Ich hüpfte vor Freude empor, als ich von einem Schüler einer höheren Klasse eine mit Tusch gemachte Säule sah, deren Grund schön blaß grünspanngrün, und deren Durchschnitt schön blaß rosenroth war.

Ich schrieb meinem Vater um die Erlaubniß, in diese Schule eintreten zu dürfen, und erhielt sie. Ich malte nun auch solche Säulen mit grünspanngrünem Grunde und rosenrothem Durchschnitte. Dann zeichnete ich aber Bäume, und der Lehrer ließ mich recht viele zeichnen, weil er sagte, ich hätte Anlage. Und da waren im Mittage von der Abtei sehr schöne blaue Berge, grüne Hügel, goldene Getreidefelder, rauschende Wässer und Bäume mit wunderbaren Blätterschlägen. Ich betrachtete das Alles mit Vergnügen, zeichnete Manches mit schwarzer Kreide, und Anderes malte ich mit Wasserfarben auf weißes oder auf blaues Papier.

Und als ich schon lange nicht mehr in der Abtei war, als ich Menschen und Städte, und Bildersammlungen und Bilderausstellungen angesehen hatte, und als ich in den Alpen oft vielmal kreuz und quer, hin und wieder gewandert war, sagte ich: soll es denn gar nicht möglich sein,

den Dachstein gerade so zu malen, wie ich ihn oft und stets vom vorderen Gosausee aus gesehen habe? Warum malen sie ihn alle anders? Was soll denn der Grund dieses Dinges sein? Ich will es doch sehen. Und ich machte nun zehn und etliche Versuche. Sie mißlangen sämmtlich. So sehr war ich damals darauf erpicht, den Dachstein so treu und schön zu malen, als er ist, daß ich einmal sagte: ich möchte mir am Ufer des vorderen Gosausees dem Dachsteine gegenüber ein Häuschen mit einer sehr großen Glaswand gegen den Dachstein bauen, und nicht eher mehr das Häuschen verlassen, bis es mir gelungen sei, den Dachstein so zu malen, daß man den gemalten und den wirklichen nicht mehr zu unterscheiden vermöge.

Da sagte ein Freund von mir, der aber ein Schalk war: „Dann wirst du sieben und fünfzig Jahre in dem Häuschen gewesen sein und gemalt haben. Die Sache wird bekannt, die Zeitungen reden davon, Reisende kommen herzu, Engländer werden auf den Höhen herum sitzen, und mit Ferngläsern auf dein Häuschen schauen, Freunde werden dich mit manchem Nöthigen versehen, und wenn die sieben und fünfzig Jahre aus sind, wirst du sterben, wir werden dich begraben, und das Häuschen wird angefüllt sein mit mißlungenen Dachsteinen."

Er hätte mögen mit dem Mißlingen Recht haben; aber ich baute das Häuschen nicht, und ich malte keine Dachsteine mehr; allein die Farben hatte ich nun einmal angeschafft, der Sonnenschirm, der Malerkasten, der Feldstuhl waren da, und ich malte weiter. Das Malen ist mir lieber als die ganze Welt; es gibt gar nichts auf der Erde, was mich tiefer ergreifen könnte als das Malen. Wenn das Früh rasch dämmert, wache ich auf, und freue mich schon darauf, wieder in den lieblichen Farben zu wirken, und wenn der Abend kommt, denke ich daran, was der

Tag gefördert hat, oder worin er zurück geblieben ist, und male in Gedanken weiter.

Bei mir ist aber Vieles anders als bei andern Malern. Der Schalk hätte nicht erlebt, daß das Häuschen am Gosausee mit mißlungenen Dachsteinen angefüllt gewesen wäre. Alles, was mir von meinen Arbeiten nicht gefällt, verbrenne ich. Jene wirklich mißlungenen Dachsteinmalereien sind alle verbrannt worden, ich konnte sie gar nicht ansehen, und hatte keine Ruhe, so lange sie auf der Welt waren. Und so würde sich in dem Häuschen, wenn ich schon mein Ziel nicht erreicht hätte, nur sehr viele Asche gefunden haben. Wohl sagte mancher Freund: „Ich bitte dich, wenn dir auch eine Arbeit nicht gefällt, mir gefällt sie sehr wohl: schenke sie mir lieber, ehe du sie verbrennst, das ist ja widersinnig, an einem verbrannten Dinge kann ja kein Mensch mehr eine Freude haben.“ — „Das ist widersinnig, was du willst,“ sagte ich, „an der nicht verbrannten Pfuscherei habe ich zeitlebens Ärger, so lange ich sie auf der Welt weiß, auf die verbrannte vergesse ich, indem ich mir denke, ich will jetzt etwas ganz Schönes machen.“ Und so sind schon viele Dinge in das Feuer gegangen.

Die Sache kann eine merkwürdige Folge haben.

Entweder ich vervollkommne mich von Bild zu Bild, dann ist bei meinem Tode nur ein Bild von mir vorhanden, an dem ich nämlich eben vor dem Tode gearbeitet habe, weil alle andern verbrannt worden sind; oder ich steige rasch empor, und male hierauf lauter Meisterstücke, dann sind bei meinem Tode jene fünfzehn zweispännigen Wägen voll Bilder von mir vorhanden, oder vielleicht zwanzig Wägen voll, weil ich in der Freude über das Gelingen meiner Werke immer eifriger male, und durch die Übung immer geschwinder zu malen verstehe. Wo würden dann aber jene Bilder sein? Würde ich sie wirklich, wenn

ich einmal gegen mein Lebensende im sieben und neunzigsten oder acht und neunzigsten Jahre in eine andere Stadt oder in ein anderes Haus übersiedelte, in den Wägen zu verfahren haben? Oder werden sie zerstreut sein?

Dieß führt mich auf einen weiteren Zustand meines Malerthums. Ich habe nämlich das Glück, daß ich kein Bild verkaufen muß. Ich werde auch keines verkaufen. Ich habe an Geld und Gut so viel, daß ich, und wenn ich ein Weib mit sieben Kindern hätte, mit Allen davon reichlich leben könnte. Ich werde aber gar niemals ein Weib bekommen, weil mir an einem solchen gar nichts liegt.

Mein Oheim sagte, als mein Vater Bedenken über meine Malerangelegenheiten äußerte: „Lasse dem Narren das Ding, er muß etwas haben, daran er mit den Hörnern stößt, und wenn du es ihm nimmst, so ergötzt er sich vielleicht daran, sein Geld zu verschwenden.“ Nun, mit dem Verschwenden hat es seine guten Wege. Farben, Leinwand, Pinsel, Malerstäbe sind nicht theuer, sonst brauche ich nicht viel, und so wird das Geld immer mehr. Aber, was ich mit den Bildern, falls sie am Leben bleiben werden, thue? Das weiß ich noch nicht. Jetzt, wenn ich ein Bild male, und wenn Zug nach Zug so gelingt, so habe ich eine Freude daran, daß ich das Bild um keinen Preis hergäbe, man möchte mir das Geld oder gute Worte, oder Verwandtschaftsliebe dafür biethen, bis ich es nach und nach verderbe und verbrenne.

Bleiben also doch Bilder übrig, und ändere ich diesen Sinn nicht, so habe ich endlich wirklich alle meine Bilder in meiner Wohnung beisammen, oder in den Räumen, die ich dafür miethe. Ändere ich meinen Sinn, was sehr übel wäre, so habe ich eine Schwester, die Kinder hat; so haben meine zwei Oheime Kinder, diese Kinder bekommen einst Kinder, welche wieder Kinder bekommen, so daß ich bei dem

hohen Alter, welches ich erreichen werde, Nichten, Neffen, Geschwisterkinder, Urnichten, Urneffen, Urgeschwisterkinder, Ururnichten, Ururneffen, Ururgeschwisterkinder, und so weiter, in großer Zahl haben werde, unter welche ich meine Bilder als Geschenke vertheilen kann. 5

Meine Großmutter sagt, daß unsere Vorfahren immer zahlreiche Nachkommenschaften gehabt haben, und daß das Geschlecht nie so zusammen geschmolzen gewesen wäre, wie eben jetzt: sich aber wieder auszudehnen beginne, indem ihre jüngeren Söhne schon so viele Kinder haben, und 10 noch mehr zu bekommen hoffen dürfen, welche Hoffnung bei meinem Vater auch noch nicht vorüber wäre. Und wären jene Oheime und Großoheime und Tanten nicht gestorben, von denen ich mein Geld geerbt habe, so würde das Geschlecht noch ausgedehnter geworden sein; das könnte nun 15 einen Maler in Athem erhalten, der es mit Landschaften zu versorgen hätte. Mögen sie sich ausdehnen, ich dehne mich nicht aus, wie mein Großoheim sich nicht ausgedehnt hat, der so unendlich viele Hasen geschossen hat, bis er ohne Kind und Kegel gestorben ist. 20

Da bin ich in dem Lüpfinger Thale, an das mich auch eine Hexe gebannt hat. Es ist gar nicht schön, und hat ein langes Moor, von dem man das Fieber bekommt. Ich bekomme aber nicht das Fieber, denn ich war schon einmal da, und bekam kein Fieber, sondern ich suchte das Moor 25 und den daran stoßenden, einfärbigen Fichtenwald und die gegenüber liegenden Weidehügel und den hinter ihm liegenden, ebenfalls einfärbigen Fichtenwald, und die hinter diesem Fichtenwalde empor stehenden blauen und mit grauen Lichtern glitzernden Berge zu malen. Ich male jetzt wieder 30 daran, weil ich das Frühere verbrannt habe. Aber es ist nicht viel zu malen, denn da hat ein unbillig reicher Mann das Schloß Firnberg gekauft, und läßt so viele Steine und

Erde in das Moor führen, und so viele Gräben von ihm hinweg ziehen, daß das Moor kleiner und das Fieber weniger geworden ist. Er hat dann ein Bischen Gras und sehr schlechten Haber auf dem Moore geerntet. Meine Frau 5 Wirthin auf der Lüpf sagt, es sei jetzt gar nicht mehr der Rede werth, was an Fiebern erkranke, und ich sage, es sei nicht der Rede werth, was man an dem Moore malen könne — aber ich muß es malen, denn der reiche Mann vernichtet es am Ende ganz, und dann ist gar nichts zu 10 malen.

Da ist auch ein Schlammbad mit einem Hause, das zu dem Schlosse Firnberg gehört; der reiche Mann hat das Haus veröden und das Schlammbad verfallen lassen, so daß das Schwein des Wegmachers der letzte Schlamm- 15 badegast gewesen sein soll. So ändert sich Alles. Wenn nicht das Haus meiner Wirthin auf einem Hügel stände, von dem aus man das ganze noch übrige Moor und die zwei einfärbigen Fichtenwälder und die grauen Hügel gegenüber und die blauen Berge hinten überschauen kann, und 20 wenn nicht der Hügel und das Haus schon seit der Sündfluth dem Wirthe gehörte, und wenn der jetzige Lüpfwirth nicht alles Andere eher thäte, als das Haus dem Lüpfgeschlechte zu entziehen, und es weg zu geben: der reiche Mann hätte es schon gekauft und vielleicht den Hügel und 25 das Haus in das Moor geworfen.

Wenn der Sohn und der Enkel des Lüpfwirthes dem Vater und Großvater nachschlagen, so werden sie auch ihre kleinen Felder auf den Anhöhen hinter dem Hügel pflügen, den Wanderern, die hier als auf einem Kreuzpunkte der 30 Fußwege von vier Thälern zusprechen, einschenken, und einen Maler in dem oberen Stübchen beherbergen, der die Felder unter sich malt, wenn die Nachkommen des reichen Mannes schon lange statt des Moores nichts mehr haben,

als eine Wiese mit gelbem Grase und einen Acker mit kurzem Haber.

Als es gestern seit den drei Tagen, die ich im Lüpfhause bin, zum ersten Male ein wenig wärmer geworden war, setzte ich mich gegen Abend, nachdem ich all mein 5 unter Tags verwendetes Malerzeug geputzt und geordnet hatte, vorne auf den Hügel, wo ein Apfelbaum steht, auf ein Holzbänkchen an eines der vier dort befindlichen Holztischchen, um mein Abendessen zu verzehren. Die Wirthin brachte mir einen gebratenen Fisch, ein Ei, ein Stück weißen 10 Brodes und ein Glas guten Weines, den sie meinetwegen eingelegt hatte. Diese Dinge kann man im Lüpfhause immer frisch bekommen, da die Hühner die Eier legen, der große Bach in der Lüpf Fische hat, und die Wirthin zu ihren Broden immer ein weißes Laibchen bäckt. 15

Als ich gegessen hatte, und mich behaglich der Betrachtung meines Moores hingab, nicht des gemalten, sondern des wirklichen, kam ein Mann zu dem Apfelbaume. Er war mittlerer Größe, hatte ein graues Käppchen auf und graue Kleider an. Seine nicht langen Haupthaare waren 20 weiß, und sein nicht langer voller Bart war auch weiß. Daraus sahen rothe Wangen hervor, und die Augen, die er hatte, waren braun und klar. Er setzte sich zu einem der Tischchen, lüftete das graue Häubchen, und wischte sich mit einem weißen Tuche ein wenig Schweiß von der Stirne. 25 Dann lüftete er das Häubchen noch einmal, und grüßte mich. Ich erschrak, stand auf, und dankte sehr artig; denn es wäre eigentlich an mir, dem Jüngeren, gewesen, zuerst zu grüßen.

Die Wirthin brachte ihm in einem geschliffenen Deckel- 30 glase Bier, und setzte es vor ihn hin. Nach einer Weile lüftete er den Deckel des Glases, blies den weißen Schaum ein wenig weg, und kostete das Bier. Ich sage: kostete; denn

nicht sieben Fingerhüte voll hatte er getrunken. Nach einer sehr langen Weile trank er wieder, und jetzt mehr. Ich hatte nichts vor mir; denn, wenn ich gegessen und mein Glas Wein getrunken habe, brauche ich nichts mehr. Wieder nach einer Weile, aber nach einer kurzen, redete er mich an, und lobte den Abend. Wir saßen nämlich, wenn auch an zwei verschiedenen Tischen, doch so nahe, daß ein Gespräch geführt werden konnte. Ich lobte auch den Abend; denn wirklich, statt kühler zu werden, wurde er beinahe immer wärmer; das Moor unter uns wurde stets schöner und duftiger, und die Luft klarer. Er sagte, daß jetzt der Frühling mit Gewalt vorrücken werde, und daß wir kaum mehr bedeutende Fröste zu erwarten haben dürften, dann erzählte er mir von dem Straßenbau in Kiring, und sagte, daß man große Felsensprengungen habe machen müssen; die Sache sei aber sehr nothwendig geworden, die Kiringer Straße sei über einen Berg gegangen, der Menschen und Thiere zu Schanden gerichtet habe. Dann redete er von dem Kohlenflötze im Fuchsberge. Es bringe jetzt der Gegend wenig Nutzen, da dieselbe noch Überfluß an der Rothtanne habe; allein für die Folge und für die Ferne werde der Fuchsberg ein unermeßliches Gewicht erlangen; dann sagte er, daß die untere Lüpf durch diese gegen die jährlichen Überschwemmungen des Lüpfbaches gesichert werden sollte.

Ich antwortete wenig, weil ich die Sachen, von denen er sprach, nicht genug kannte und verstand, sondern ich hörte größtentheils nur aufmerksam zu. Er hatte während des Gespräches nach und nach sein Bier ausgetrunken, und als dieses geschehen war, legte er mehrere Kreuzer, die das Bier kostete, neben das Glas. Nach einer Weile stand er auf, lüftete wieder das graue Häubchen, wünschte mir eine gute Nacht, und ging fort. Ich hatte seinen Gutenachtgruß

erwiedert, indem ich aufgestanden war, und sah ihm nach. Die Wirthin, welche bei seinem Aufbruche aus dem Hofe gekommen war, beknixte ihn, und begleitete ihn. Ich setzte mich wieder zu meinem leeren Tischchen. Die Wirthin mochte ihn bis zum Wachholdergehege hinter dem Hause 5 begleitet haben, wo der Weg abwärts zu gehen beginnt; dann kam sie aber wieder eilig hervor, und nachdem sie das Geld und das Deckelglas genommen hatte, sagte sie: „Das ist er gewesen."

„Wer?" fragte ich. 10

„Der Herr Roderer," sagte sie.

„Der Herr Roderer," sagte ich, „der Herr Roderer? Nun, Roderer heiße auch ich."

„Ihr heißt Roderer, lieber Herr?" entgegnete die Wirthin. „Nun, dann muß das ein anderer Roderer sein, und 15 es gibt mehrere. Bei uns sind viele Meier, Bauer, Schmid."

„So, Meier, Bauer, Schmid," sagte ich, „diese gemeinen Dinge; aber Roderer! Und wer ist er denn, wenn er der Herr Roderer ist?"

„Der reiche Mann," sagte sie. 20

„Der reiche Mann," entgegnete ich, „der mit seinem unbilligen Reichthum das Moor austrocknen will?"

„Ja, der die Steine in das Moor wirft," antwortete sie. „Seit er uns im vorvorigen Herbste nach dem großen Hagelschlage das Wintersaatkorn geschenkt hat, kommt er 25 immer herauf. Wir nehmen aus Erkenntlichkeit das Bier aus seinem Bräuhause, das er in der oberen Lüpf an dem Hasenhange gebaut hat, und da scheint es mir, daß er herauf kommt, das Bier zu kosten, ob wir es nicht verfälschen. Nun, Gott sei Dank, wir haben keine Ursache, etwas zu 30 verfälschen. Er trinkt immer nur ein einziges Glas, nicht mehr und nicht weniger, dann bezahlt er es, und geht. Oft kommt er alle Tage herauf, er hat ein eigenes geschliffenes

Deckelglas für sich herauf gestiftet. An dem Willigitter wartet sein Wagen, und er fährt dann herauf, nach Lüpfing und in sein Schloß Firnberg. Er sitzt in der Wärme immer an dem Apfelbaume, und wenn es kalt ist, kommt er gar nicht. Er hat euch gewiß angeredet, er redet alle Leute an."

„Er hat mich angeredet — und woher ist denn der Herr Roderer gekommen?" sagte ich.

„Er ist weit her gekommen," antwortete die Wirthin, „mit seiner Frau und mit seinem Sohne und mit seiner Tochter ist er von Holland oder von Spanien gekommen, und hat das Schloß gekauft, und hat einen Forstmeister, und hat einen Verwalter, und hat einen Braumeister, und hat einen Gärtner. Dem Zugerhäusler hat er gar kein Geld gegeben, als er abgebrannt ist, und hat sich dann in den Aufbau gemischt, und hat ihm dann einen Dachstuhl setzen lassen, um das Bauholz weg zu bringen, das er hinter dem Schlosse aufgehäuft hatte. Es liegt noch ein Theil da; aber es brennt jetzt niemand ab. Wir haben ihn Herr Baron heißen wollen, weil es sich so schickt, aber er hat es nicht geduldet. Im Frankwalde läßt er Fichtenbretter schneiden, und unten, wo der Letten ist, wirft er Gräben auf, damit Holz wachsen soll, wo nur Huflattig fort kommt und weiße Wasserblumen. Er kleidet sich nicht nach seinem Stande, und geht schlicht daher. In Lüpfing, will er, sollen alle kranken Armen in ein einziges Haus kommen, wohin er Suppen und Arzneien schicken will. In Kiring draußen hat er eine Mühle im Trocknen mit einem Kirchthurme. Sein Sohn ist jetzt gar nicht da, er will die Maschinen lernen, und ist nach England gefahren. Morgen wird es noch wärmer als heute, da kommt er gewiß wieder heraus, ihr könnt mit ihm reden, vielleicht kauft er euch die vielen Risse ab, die ihr von dem Moore macht, er kann sie etwa gut brauchen."

„Es ist schon recht, Frau Wirthin," sagte ich, „morgen bringt ihr mir, ehe der Tag graut, meine warme Milch hinauf mit dem weißen Brode, und legt noch ein Stück Brod dazu, das ich mitnehme, ich komme den ganzen Tag nicht nach Hause. Auf Abend bratet ihr mir zum Mittag- 5 mahle ein Huhn oder eine Ente."

„Ein Huhn ist nicht möglich," sagte die Wirthin, „wir brauchen alle vorhandenen zum Eier legen, aber eine Ente bekommt ihr von der letzten Zucht, und weil die Rosen- äpfel bis in den Frühling gedauert haben, stecke ich einen 10 hinein."

„Es ist gut," sagte ich, „und jetzt gehe ich schlafen."

„Glückliche Ruh'," entgegnete die Wirthin, und knixte.

Ich ging die Treppe zu meiner Stube empor. Droben dachte ich: „Es wäre doch entsetzlich närrisch, wenn dieser 15 reiche Roderer — nun, wie reich, weiß man doch nicht — auch noch ein Roderer zu unserem Geschlechte wäre; wenn sein Herr Sohn mein Herr Vetter, und sein Fräulein Tochter mein Fräulein Muhme wäre! Dann wären ja doch," dachte ich, „die Roderer ausgedehnt genug. Ich muß es 20 der Großmutter hinterbringen, die hat Freude am Forschen."

Der nächste Morgen stieg ohne ein Wölklein an dem Himmel herauf. Da kaum die Sterne erblaßt waren, kam meine gewissenhafte Wirthin mit der warmen Milch und den Broden herauf. Ich war schon angekleidet, und aß 25 schnell, was für den Morgen bestimmt war. Das Brod, die Nahrung des Tages, steckte ich in die Tasche, dann sah ich noch einmal die zwei Blätter an, die ich schon von Moor- stellen entworfen, und vorläufig in der Stube aufgehängt hatte, nahm meinen Kasten auf mich, den großen Sonnen- 30 schirm, meinen langen Stock, und trat die Wanderung an.

Was nöthig war, hatte ich schon gestern vorbereitet, Farben, Pinsel, und viele Blätter, darauf gemalt werden

konnte; denn ich wollte Moor in Morgenbeleuchtung, Moor in Vormittagbeleuchtung, Moor in Mittagbeleuchtung, Moor in Nachmittagbeleuchtung beginnen, und alle Tage an den Stunden, die dazu geeignet wären, an dem entsprechenden 5 Blatte malen, so lange es der Himmel erlaubte. Moor im Regen hatte ich mir schon vorgenommen, von meinem Fenster aus zu malen. Über das Moor im Nebel habe ich noch nicht nachgedacht. Es ist doch ein Glück, daß ich für meinen Kasten eine Vorrichtung erfunden habe, viele ölnasse Blätter 10 in ihm unterbringen zu können, ohne daß sie sich verwischen.

Es kam ein heißer Frühlingstag, wie ich noch wenige erlebt habe. Ich mußte mich ungemein beeilen; die Stunden flogen wie Augenblicke dahin, die Beleuchtungen wech- 15 selten, und ich mußte die Stellen aufsuchen, von denen sich die Beleuchtungen am schönsten zeigten. Ich hätte bald gar kein Wasser für meinen Durst bekommen, wenn mir nicht die Männer, die mit Wägen auf dem Damme hinaus fahren, der in das Moor gebaut ist, um von ihm Steine hinab 20 zu leeren, in einem grünen bauchigen Kruge frisches Quellwasser gegeben hätten. Es schmeckte vortrefflich.

Als der Tag vorüber war, und während ich Alles putzte, was Noth that, und während ich den Kasten wieder in die Verfassung setzte, ihn morgen gleich mitnehmen zu 25 können, brachte meine Wirthin die Ente, und als ich in der lauen Abendluft an dem Apfelbaume saß, und sie wohlgebraten mit ihrem Rosenapfel in ihrem Innern vor mir auf dem Tische stand, kam der Herr Roderer mit seinem grauen Anzuge, seiner grauen Haube und mit seinen weißen 30 kurzen Haaren daher. Ich sprang sogleich auf, ihn zuerst zu grüßen, daß ich nicht wieder die Beschämung wie gestern hätte; ich hielt meine Kappe in der Hand, und richtete die Augen auf ihn. Er lüftete wieder sein Häubchen wie gestern,

und trat zu mir heran. Ich both ihm einen Sitz an meinem Tischchen an, und er setzte sich zu mir. Dann brachte ihm die Wirthin sein Glas Bier.

Während ich nun meine Ente aß, that er genau wie gestern. Er öffnete den Deckel, blies den Schaum weg, und kostete das Bier. Nach einer Weile that er den ersten Trunk. Das Gespräch kam heute viel leichter in den Gang. Er sagte, daß es viele Arbeit gegeben habe, da solche Frühlingstage viel fordern. In dem Garten, auf den Feldern und Wiesen, im Walde und auf der Weide sei zu schaffen gewesen. Er selber habe einen großen Weg zurück gelegt, da sei ihm der Abend doppelt willkommen.

„Ich habe ein Bräuhaus," sagte er, „von dem ich mir das Bier des gelungensten Subes in mein Haus kommen lasse, und es dort in einen guten Keller lagere, und es gut behandle, und doch schmeckt mir ein Trunk des Bieres, das die Leute hier aus meinem Bräuhause nehmen, unter diesem Apfelbaume besser als in meinem Hause. Wenn ich Abends an dem Moore nachsehe, gehe ich gerne herauf, und genieße den Trunk. Der Hügel hier besteht aus Sandstein, und da ist der Keller trefflich, und das Bier bleibt würzig. Dann ist das Heraufgehen, das schon vorbereitet, und dann ist das darauf folgende Fahren nach meiner Wohnung, das so behaglich ist. Ich will davon nicht reden, daß dieser einsame Hügel am Rande des Moores mit dem Apfelbaume etwas sehr Anziehendes hat, derlei muß man sich ausschlagen."

„Ich schlage es mir nicht aus," sagte ich, „deswegen bin ich an jedem Abende, wenn es nicht Frost oder Nässe hindern, hier."

„Das wird anders werden," entgegnete er, „man muß sich oft das Liebste ausschlagen. Sie haben heute sehr viel gearbeitet; meine Leute, welche an dem heutigen Tage an

dem Moore beschäftigt gewesen sind, haben es mir gesagt, sie haben Sie den ganzen Tag ohne Mittagmahl gesehen."

„Mein Mittagmahl ist diese Ente hier," sagte ich.

„Das habe ich mir gedacht," entgegnete er. „Ich lasse 5 meine Leute an dem Moore immer nach einiger Zeit durch andere ablösen, daß die Gefahr des Fiebers für sie geringer wird. Sie aber gehen nun immer derselbe hinaus, und die Luft, die da erzeugt wird, kann auf Sie Einfluß nehmen."

10 „Darauf muß ich es meines Zweckes wegen wohl ankommen lassen," sagte ich.

„Nun, ich wünsche, daß Sie Ihre Zwecke auf das Beste und Vollständigste erreichen," antwortete er, „man kommt durch Beharrlichkeit meistens zum Ziele; aber die Ziele 15 wechselt man öfters."

Und so redeten wir noch Mehreres, bis er sein Bier ausgetrunken hatte, bis er aufgestanden war, sein Häubchen lüftete, und mir gute Nacht sagte. Ich hörte dann, wie unten sein Wagen mit ihm fort rollte.

20 Am nächsten Tage war es wieder ganz heiter. Ich ging mit dem Anbruche des Tages in das Moor, und blieb den ganzen Tag in demselben. Ich hatte mir zur Löschung des Durstes nun selbst eine sehr große überflochtene Flasche voll Wasser mitgenommen. Das Wasser wurde wohl warm, 25 aber es mußte helfen. Ich arbeitete auf allen Stellen an den für diese Stellen begonnenen Entwürfen weiter, bis es gegen Abend ging. Die Leute, welche mit der Austrocknung des Moores beschäftigt waren, brachten Ladung nach Ladung, und warfen sie in den weichen Grund, der 30 sie verschlang, bis der Tag seinem Ende entgegen rückte. Er war noch viel heißer gewesen als der gestrige. Abends kam der alte Mann zu dem Apfelbaume, und wir redeten mit einander.

Ich wollte eine Reihe von Entwürfen ausarbeiten, die mir dann dienen sollten, ein sehr großes Bild in Angriff nehmen zu können.

Als ich eines Tages auf einer meiner Stellen saß — es war ein trockener grauer Rasen, der sich unweit des Weges nach Firnberg am Rande des Moores befand, kam, während ich unter meinem weißen Schirme fleißig arbeitete, eine Gesellschaft gegen mich heran. Ich gewahrte erst, daß jemand hinter mir stehe, als ich einmal zufällig außerhalb meiner Richtung blickte, und Schatten von Dingen sah, die nicht ich und mein Sonnenschirm waren. Ich schlug den Deckel meiner Malvorrichtung zu, damit das Gemälde nicht mehr gesehen werden konnte, und blickte auf meinem dreifüßigen Stühlchen sitzen bleibend um. Da standen vier Menschen hinter mir. Zwei waren junge Mädchen, zwei waren junge Männer. Ein Mädchen war gerade hinter mir gestanden. Es hatte braune Haare, braune Augen und ein blühendes Angesicht. Auf dem Haupte war ein gelbes Strohhütchen. Neben ihr stand ein Mann, der hatte nankinggelbe Beinkleider an, eine nankinggelbe Weste, einen nankinggelben Rock und auf dem Haupte hatte er auch ein gelbes Strohhütchen. Er war blond, und hatte eine fröhliche Gesichtsfarbe. Die andern zwei waren sich fast gleich. Jedes hatte schwarze Haare und dunkle Augen. Sie standen etwas weiter weg. Als ich diese vier Menschen erblickt hatte, stand ich von meinem Stühlchen auf, und wendete den Rücken gegen mein Malerzeug, das Angesicht aber gegen die Personen. So blieb ich stehen.

„Sie handeln mißgünstig, daß Sie uns den Anblick Ihrer schönen Arbeit so schnell entziehen,“ sagte die mit den braunen Augen.

„Sie haben diese Arbeit, deren Schönheit noch ungewiß ist, schon heimlich gesehen,“ antwortete ich.

„Wir haben Sie überrascht," sagte sie, „da Sie in Ihrer Kunst vertieft waren, und haben wohl etwas zugegesehen. Halten Sie das für unrecht?"

„Ja," entgegnete ich, „weil Sie nicht wissen konnten, 5 ob der malende Mann sein Malen zum Zusehen eingerichtet habe."

„Dieß ist ein Weg, auf dem man von Kiring nach Firnberg gehen kann," nahm jetzt der blonde junge Mann das Wort, „und jeder Mensch darf dieses Weges gehen, 10 der sich keiner Übertretung schuldig gemacht hat, um derentwillen man ihn einfangen dürfte. Da wir nun zu dieser Menschengattung nicht gehören, so ist uns erlaubt, auf dem Wege zu gehen. Und da wir Augen haben, dürfen wir auf den Weg schauen, und auf alles das, was sich neben ihm 15 rechts und links befindet."

„Was sich rechts und links befindet," antwortete ich, „ja — wenn man an dem Weg handelt, wohl nicht: dazu braucht man die Einwilligung des Handelnden."

„Sie konnten ja Ihr Malerfach schließen, als Sie uns 20 kommen hörten," sagte der Mann.

„Ich habe Sie nicht kommen gehört, das wissen Sie recht gut," antwortete ich.

„Zanken Sie nicht, Herr Graf," sagte die Braunäugige, „es ist wohl von uns unartig gewesen, daß wir von 25 dem Farbenreize, der da unter der aufgespannten Schirmleinwand war, verführt, stehen blieben, und ein wenig zusahen, wie dieser Farbenreiz entsteht. Wir hätten den Herrn um Erlaubniß bitten sollen."

„Sie haben Recht, schöne Susanna, wie Sie immer 30 Recht haben," antwortete derjenige, den sie mit „Herr Graf" angesprochen hatte, „und vielleicht öffnet nun dieser Herr, wenn ich ihn für Sie recht artig bitte, den Deckel von seinem Farbenreize."

„Was unter dem Deckel dieses Faches ist,“ entgegnete ich, „besteht aus unfertigen Strichen und Haken, die nur für den einen Sinn haben, der sie weiter entwickeln und zu diesem Sinne gestalten will. Daher sind sie zum Vorzeigen nicht geeignet.“ 5

„Das ist richtig und billig,“ antwortete die Braunäugige, „aber ich weiß, edler Herr, daß Sie in der Lüpfschenke fertige Entwürfe dieser Gegenden haben: wäre es denn für ein Mädchen, das diese Gefilde und die Kunst liebt, unbescheiden, wenn es den Wunsch hegte, einige dieser 10 Entwürfe zu sehen?“

„Es ist nicht unbescheiden, diesen Wunsch zu hegen,“ sagte ich, „allein meine Gemälde sind nicht zum Vorzeigen verfertigt worden. Vielleicht zeige ich sie jemanden, vielleicht schenke ich sie jemanden, vielleicht behalte ich sie 15 immer bei mir, vielleicht zerstöre ich sie auch. Zudem sind die Dinge, welche in der Lüpfschenke liegen, nur Entwürfe und keine Gemälde. Ich kann sie Ihnen daher nicht zeigen.“

„Sie sehen schon, verehrte Susanna, daß mit diesem edlen Herrn kein Vertrag zu schließen ist,“ sagte der, welcher 20 „Herr Graf“ geheißen wurde, „wir müssen wohl schon darauf verzichten, etwas mehr zu sehen, als wir schon gesehen haben.“

„Wir müssen halt verzichten,“ sagte sie.

Nach diesen Worten nickte sie, ich verbeugte mich, die 25 Andern verbeugten sich auch, und die zwei Paare gingen vorüber.

Nach kurzer Zeit kam ein Wagen in der Richtung, in welcher die vier Menschen gingen, an mir vorüber. Der Wagen war leer, er war sehr schön, und wurde von zwei 30 vorzüglichen Braunen gezogen. Als er die zwei Paare eingeholt hatte, setzten sie sich ein, und fuhren in der Richtung nach Firnberg weiter. Ich aber öffnete jetzt den Deckel, setzte

mich, und malte noch so lange fort, bis meine Zeit an dieser Stelle aus war.

Ich habe diese Menschen später noch einmal gesehen. Wenn ich auf der Stelle neben dem Wege saß, war ich nach jener Begegnung sehr vorsichtig, und sah zu rechter Zeit wegauf- und wegabwärts. Und da sah ich sie kommen. Ehe sie mich erreichten, schloß ich den Deckel, stand auf, und richtete das Angesicht gegen sie. Da sie vorüber gingen, grüßte ich sie, und sie dankten. Susanne hatte sehr große feurige Augen, und sah mich mit ihnen an. Da sie ihres Weges weiter waren, malte ich erst ruhiger fort.

Es kam endlich eine andere Zeit. Ein Gewitter ging über das Moor, und es folgten mehrere kalte und regnerische Tage. Den Regen über dem Moore suchte ich nun von meinem Fenster aus zu malen. Da trübe Tage ohne Regen kamen, ging ich in meinem Zimmer daran, die gemalten Entwürfe auf das einzige große Bild anzuwenden, das ich vor hatte. Ich stellte zu dem Zwecke meine zerlegbare Staffelei zusammen, spannte auf Leisten, die ich mitgebracht hatte, eine große Leinwand, stellte die Leinwand auf die Staffelei, und richtete neben ihr einen eigenen Malerkasten zurecht. Damit ich von Zeit zu Zeit die rechte Ferne von dem Bilde nehmen konnte, öffnete mir die Wirthin die Thür in eine Dachbodenkammer, in die man aus meinem Zimmer gelangen konnte, und ich ging nun während der Arbeit oft in dieses Nebengemach, und sah aus demselben auf mein Bild hinaus. Ich bestellte sofort durch ein Schreiben auch einen Goldrahmen sammt einer Kiste für das Bild, damit ich durch nichts in der Förderung des Werkes aufgehalten würde; denn die letzten Striche an einem Bilde sollen und müssen in dem Rahmen gemacht werden, und die Kiste brauchte ich, um in jedem Augenblicke das Gemälde an einen andern Ort schaffen zu können,

falls ich das für nöthig finden sollte. Um nicht zerstreut zu werden, aß ich auch jetzt zu Mittag nicht, sondern legte mir ein Brod zurecht, von dem ich zeitweise einen Bissen nahm. Erst gegen Abend, wenn ich aufhörte, wenn alle Geräthe gereinigt waren, und wenn ich Alles für den nächsten 5 Tag zurecht gerichtet hatte, berieth ich mich mit der Wirthin über mein Mittagessen, das zugleich ein Abendessen war.

In den fünf trüben, zum Theile auch mit Regenschauern heimgesuchten Tagen konnte ich die große Leinwand ganz mit Farbe bedecken, also das Bild untermalen. Die Wirthin 10 hatte mir nach und nach allerlei Habseligkeiten, die sie in der Dachbodenkammer hatte, weg geräumt, und mir auch die Kammer zur gänzlichen Benützung gegeben, da sie sah, wie ich anfing, ganz und gar keinen Platz mehr zu haben. Ich setzte in diesen fünf Tagen keinen Fuß aus dem Hause, um einen Gang 15 in den Fluren zu machen, kaum daß ich zuweilen Abends ein wenig unter den Apfelbaum trat, und in das Moor hinaus sah.

In diesen fünf Tagen ereignete sich eine Seltsamkeit mit mir, die ich im Grunde von mir nicht begreifen konnte. Der reiche, alte, kurzweißhaarige Herr Roderer, der natürlich 20 durch die regnerischen und trüben Tage in seinen Arbeiten im Moore nicht aufgehalten war, ja in der Kühle durch Pferd und Mann mehr wirken konnte als in den heißen Tagen, der mir also einen bedeutenden Vorsprung abgewann, kam auch an manchem Regentage, oder wenn es grau 25 und frostig am Himmel war, auf den Lüpfhügel herauf. Er saß dann mit mir in der Wirthsstube, in welcher selten Abends ein Gast war, da die Fußgänger, die am häufigsten hier zusprachen, das Moor am Abende mieden, theils der Dünste, theils der Gespenster wegen. Die Wirthin sagte 30 mir, daß der hochgeborne Herr Roderer sonst an solchen Tagen nie gekommen sei, daß er an mir Gefallen gefunden haben müsse, und daß er jetzt auch länger da bleibe als

sonst, wenn er auch eigensinniger Weise nicht mehr als ein Glas Bier trinke.

Eines Tages, da es in der Wirthsstube zu sehr rauchte, während die Wirthin mein Abendessen kochte, saßen wir in dem einzigen noch verfügbaren Gelasse des Hauses, einem kleinen Kämmerlein neben meinen zwei Arbeitsstuben. Als ich nun am andern Tage, ich weiß nicht, ob es wieder geraucht hat, den Herrn Roderer abermals die Treppe zu dem winzigen Kämmerlein herauf steigen hörte, — ich kannte seine Tritte schon recht gut, und konnte sie von denen des Wirthes und der Wirthin, und dem Gerassel der Buben wohl unterscheiden — rief ich ihn, von den Worten der Wirthin und meiner eigenen Beobachtung, daß er wirklich jetzt länger bleibe, wirblig gemacht, durch die offene Thüre meiner Stube zu mir herein, und nun sah er, da der Tag schon länger, und es völlig licht war, alle meine Bilder und Entwürfe, die ich niemanden zeigen wollte, und die ich nicht einmal Susanna gezeigt hatte, die doch weit lebhaftere Augen besaß als der Herr Roderer, obgleich die seinigen so braun waren als die ihrigen. Ich putzte eben die Pinsel, und er ging von einer Arbeit zu der andern, wie sie eben entweder herum lagen, oder an die Wand geheftet waren, nnd betrachtete jede genau. Auch das angefangene, auf der Staffelei stehende große Bild schaute er lange an. Ich konnte es ihm nicht verbiethen, da ich ihn selber herein gerufen und ihm folgerecht die Dinge zur Betrachtung preisgegeben hatte. Er sprach aber über alle die Arbeiten kein Wort. Wir setzten uns, da ich mit meinen Pinseln fertig war, in das kleine Stübchen, auf dessen Hängetischchen die Wirthin sein Bier und meine Abendkost gestellt hatte. Als seine Zeit um war, kletterte er die Treppe hinab, ging über den Hügel hinunter, und fuhr in seinem Wagen nach Hause.

Am andern Tage war schönes Wetter. Mein Reisebarometer, welches ich in meiner Malerstube aufgehängt hatte, zeigte acht und zwanzig Zoll und vier Linien, was Dauer des schönen Wetters bedeutete, und ich nahm meine stets bereit stehenden Malerwandersachen, und ging sofort zum Malen auf das Moor hinaus. Es folgten mehrere schöne Tage, und ich benützte sie.

Meine Wirthin hätte mir bald Unannehmlichkeiten bereitet. Es nahte das Kirchweihfest in Lüpfing, und da redete sie mir zu, ich sollte an diesem Tage Ruhe machen, und nach Lüpfing gehen; denn etwas Schöneres, als dieses Fest könne ich gar nicht sehen. Ich wies ihr Ansinnen zurück. Als der Tag des Festes vorüber war, den sie ganz und gar in Lüpfing zugebracht hatte, kam sie Abends zu mir an den Apfelbaum, an welchem heute mein Herr Roderer nicht saß, weil Feiertag war, und erzählte mir, wie außerordentlich Schade es sei, daß ich nicht nach Lüpfing gekommen bin. Die Leute kennen mich alle, sie lieben mich, sie haben alle nach mir gefragt, und meine Bilder gepriesen; sie habe gesagt, ich sei ein sehr gewöhnlicher Herr, der keinen Stolz hat, und mit Allen redet, sie könne meine Bilder sehen, wann sie wolle, wenn sie aufräume, oder etwas frage, und ihr Mann könne sie auch sehen, wenn er ein Wasser hinauf trage oder dergleichen, und wenn ich nach der Arbeit aufräume, sage ich nicht einmal ihren Buben einen Tadel, wenn sie hinauf kommen. Die Leute freuen sich außerordentlich auf die Bilder. Sie werden kommen.

Ich sagte zu der Frau Wirthin: „Ihr, meine liebe Frau Wirthin, wenn ihr in meine Stube kommt, und etwas zu schaffen habt, und euer Mann, der Herr Wirth, wenn es für ihn bei mir etwas zu thun gibt, könnt meine Bilder nach Herzenslust anschauen, selbst eure Knaben können es zu einer Zeit thun, in der sie mich nicht stören: aber jeder

andere Mensch darf es nicht, wenn er auch aus Lüpfing oder Kiring kommt, oder aus der oberen Lüpf, oder aus der unteren Lüpf, oder aus Paris, oder aus Petersburg, oder München. Sagt einem jeden, daß ich nicht Zeit habe, 5 Leute zu empfangen, und daß meine Bilder nicht zu sehen sind."

„Das ist so, so ist es," antwortete sie, „wir haben ein großes Recht, wir und der hochgeborne Herr Roderer, die Bilder anzusehen, und sonst niemand."

10 „Ihr könnt sie anschauen," sagte ich, „weil ihr seid, wie ihr seid, und dem Herrn Roderer habe ich sie gezeigt, weil ich sie ihm nun eben einmal gezeigt habe."

„Ja, das verstehe ich," antwortete sie.

„Und so thut auch, wie ich gesagt habe," erwiederte ich.

15 „Ich werde es thun, freilich thue ich es," sagte sie.

Und hiemit war wohl das Gespräch aus, aber nicht die Sache. Denn in den Tagen, die auf die Lüpfinger Kirchweihe folgten, kamen wirklich Leute aus Lüpfing und anderswoher zu mir, die mich einfach besuchen wollten. Die Tage 20 waren trüb, ich arbeitete an dem großen Bilde in meiner versperrten Stube, und ließ sagen, daß ich mich nicht unterbrechen könne, und nicht gestört werden dürfe. Endlich ließ ich mir durch den Wirth, welchen ich sendete, einen Wagen aus Lüpfing bestellen, und fuhr in demselben nach Lüpfing. 25 Die Wirthin äußerte ihre Freude, daß ich einmal von der großen Plage, die ich mir auferlege, inne halte, und auch ein Vergnügen suche, wie es sich gebühre. Ich aber kaufte in Lüpfing zwei gleiche Eisenringschrauben und ein Vorhängeschloß, und fuhr wieder heim. Die Eisenringschrauben 30 schraubte ich von Außen in Thürstock und Thüre meiner Stube so, daß die Ringe über einander paßten, und als ich das nächste Mal in das Moor malen ging, legte ich das Vorhängschloß in die Ringe, und sperrte so meine

Stube, daß sie in meiner Abwesenheit nicht geöffnet werden, und daß man meine Bilder niemand zeigen konnte.

Der Goldrahmen zu dem großen Bilde kam nun auch endlich an. Der Rahmen war zerlegt, und in seinen Theilen der Länge nach in die Kiste gepackt. Ich konnte ihn jetzt nicht zusammen stellen, sah aber an den Theilen, daß er sehr schön sein müsse, wie Alles, was von meinem Vergolder kommt.

Als es schon Sommer war, und ich an einem lauen lieblichen Abende mit Roderer an dem Apfelbaume saß, sagte er: „Sie werden sehr wahrscheinlich einmal zu malen aufhören, und dann gar nie mehr einen Pinsel anrühren."

Ich schaute ihn mit den größten Augen, die in meiner Macht waren, an, und sagte: „Das wäre das seltsamste Ding, ich finde dazu noch gar keinen Anfang in meinem Wesen. Und was werde ich denn dann thun, wenn ich nicht mehr male?"

„Das weiß ich noch nicht," antwortete er, „aber thun werden Sie gewiß etwas."

„Ja, gewiß etwas thun," sagte ich, „und Sie können mir wohl nicht verargen, wenn ich Sie frage, was Sie zu diesem Ausspruche über mich berechtiget, der so tief in meine Thätigkeit eingeht."

„Gewiß kann ich Ihnen die Sache nicht sagen," antwortete er, „aber sie ist mir sehr wahrscheinlich, und wenn mein Ausspruch zur schnelleren Entwicklung Ihres Laufes etwas beitragen kann, so wird es mich sehr freuen, und wenn ich mich irre, und Sie ein Maler bleiben, so werden Sie durch meinen Ausspruch und mein Benehmen erst ein rechter Maler."

„Nun, ich bin begierig," sagte ich.

„Hören Sie mich an," begann er, „es lebt seit Jahrhunderten ein Geschlecht, das immer etwas Anderes erreicht hat, als es mit Heftigkeit angestrebt hat. Und je glühender

das Bestreben eines dieses Geschlechtes war, desto sicherer konnte man sein, daß nichts daraus wird. Und nicht etwa durch das Schicksal wurden diese Leute aus ihren Bahnen geworfen; denn dann wäre ja Mancher darin geblieben, weil Schicksal und Zufall nicht folgerichtig sind, sondern jeder verließ selber freiwillig und mit Freuden seinen Kampfplatz, und wendete sich zu andern Dingen. Manche erreichten über Ansammlung der Mittel zu ihrem Zwecke den Zweck nicht. Sie waren alle höchst begabte Leute, einen einzigen ausgenommen, welcher ein gewöhnlicher Mensch war, und weil sie solche Begabungen hatten, so wählten sie frühzeitig schon irgend eine Thätigkeit, spornten diese zu höchstem Feuer, und erreichten auch Erfolge, die andere Menschen in Erstaunen setzten; aber es genügten ihnen die Erfolge nicht, und sie warfen das Zeugs weg. Ich weiß nicht, wenn einmal einer gekommen wäre, der das Höchste in seinem Fache hervor gebracht hätte, ob auch er von demselben wieder gewichen wäre, ich weiß es nicht, weil der Fall nicht vorgekommen ist; ich glaube aber, dieser Mann wäre eine Ausnahme seines Geschlechtes geworden, und hätte es zu seltenen Ehren gebracht, wenn er nicht auch noch andern Gedanken nachjagend all sein Thun für Stückwerk gehalten, und es zu dem Plunder geworfen hätte. Wer kann das wissen. So merkwürdig ist aber das Geschick dieses Geschlechtes, daß selbst der gewöhnliche Mensch, der, wie ich Ihnen sagte, dazu gehörte, diesem Geschicke nicht entgehen konnte. Obwohl er nicht durch hohe Begabung zu vorzeitiger Thätigkeit getrieben, und von ihr wieder abwendig gemacht wurde, so reichte sein Pfund doch gerade hin, zu thun, wie alle seine Väter, Vettern und Muhmen, nämlich ein Ungethüm von Zeit und Kraft einem Dinge zuzuwenden, um es dann gehen zu lassen, und ein anderes zu ergreifen. Ich kenne dieses Geschlecht außerordentlich genau, ich bin selbst einer davon,

und zwar jener gewöhnliche Mensch, von dem ich Ihnen gesagt habe. Ich habe selber gethan, wie meine Angehörigen. Ich habe von denen erzählen gehört, welche vor uns gelebt haben, und ich habe beobachtet, was die gefördert haben, die mit mir gleichzeitig sind, und habe besonders die jüngeren 5 beobachtet. Und gerade so, wie diese jüngeren, benehmen Sie sich, mein Herr. Sie haben sich der Landschaftsmalerei ergeben nicht des Geldes wegen, nicht des Ruhmes wegen, nicht aus Eitelkeit; denn Sie verbergen Ihre Bilder, zeigen sie nicht, wollen sie nicht verkaufen, sondern Sie streben nach 10 eigener Billigung, wollen den Dingen ihr Wesen abringen, wollen die Tiefe erschöpfen, darum wählen Sie sich einen Gegenstand, der so ernst, schwierig und unbedeutend ist, daß ihm die Andern aus dem Wege gehen würden, dieses Moor. Sie verfolgen Ihren Zweck mit einer Kraft und Hartnäckig- 15 keit, die zum Bewundern sind, Sie lassen Alles, was sonst die Jugend bewegt, bei Seite liegen, ja Sie versagen sich die Befriedigung der gewöhnlichen Bedürfnisse, um nur Ihrem Ziele zuzusteuern, und Sie sind in Ihren Arbeiten zu Ergebnissen gekommen, die ganz ungewöhnlich sind. Ich 20 verstehe Bilder, und wenn Sie mich einmal in meinem Hause besuchen wollten, würden Sie nicht unbedeutende Erzeugnisse der Malerkunst älterer Zeiten bei mir finden. Ihre Entwürfe, die ich genau angesehen habe, gehören zu dem Allerbesten, was die neue Kunst hervor gebracht hat, an 25 Wahrheit übertreffen sie Alles, was jetzt da ist; und eben deßwegen werden Sie eines Tages sagen: Das ist doch noch nichts als leeres Gethue, ich werfe es zum Teufel. Noch eins ist, das zu beachten kommt. Alle Nachkommen unseres Ahnherrn, auf den wir noch zurück zählen können, haben fast 30 wie mit Eigensinn ohne erhebliche Ausnahmen braune Haare und braune Augen bei freundlicher Farbe des Angesichtes. Sie besitzen diese Merkmale auch, als sollte Ihr Körper

mir auch noch die Anzeige geben, welche mir Ihr Geist gegeben hat. So sind die Dinge, und so habe ich aus Ihnen über Sie geschlossen."

„Ich habe Sie Ihre Ansichten entwickeln lassen," entgegnete ich auf die Rede meines Nachbars, „und bin jetzt weniger betroffen über Ihren Ausspruch, als ich es war, da ich ihn Eingangs Ihrer Mittheilung hörte, weil ich damals glaubte, er ruhe auf irgend einem untrüglichen Fuße, und raube mir wider meinen Willen meinen Lebensinhalt. Jetzt aber kann ich Ihnen mit Beruhigung sagen: Ich werde nie meinem Streben untreu werden, und ich werde nie der Landschaftsmalerei entsagen, mögen die Ergebnisse derselben sein, welche sie immer wollen. Ich kann dieselben nicht voraussehen; aber wenn man mir mein Thun nimmt, hat mein Leben gar keinen Werth und gar keinen Reiz, auch nicht den allergeringsten, und was man Vergnügen, Freude, Wonne, Seelenfülle, Geistesbefriedigung, Daseinsabschluß und dergleichen nennt, ist für mich dann nicht mehr als das Stäubchen, das in der Sonne spielt, oder der Sand, den der Bettler zertritt."

„Das ist gerade auch eines der Merkmale mit," entgegnete mein Nachbar, „und bestärkt mich in meiner Ansicht. Jeder unseres Geschlechtes war von der Unaufhörlichkeit seines Strebens schlechterdings durchdrungen, bis er aufhörte. Die Männer jagten nach ihrem Zwecke, die Frauen duldeten und kämpften darnach, bis es nichts war. Da war der uralte Echoz — Vornamen gab es damals noch kaum — der machte die Römerzüge des rothbartigen Friedrich mit, er dürstete nach ritterlichem Ruhme, nach Thaten, die keiner nachthun könnte, nach schönen Waffen, Pferden, Kleidern, er wollte wie Büren, der Stammvater der Staufen, auf einem hohen Berge eine Burg bauen, ein hohes Fräulein ehlichen, und ein Geschlecht gründen, dessen Glanz noch weiter über die Erde gehen sollte, als das der Staufen.

Er erwarb Reichthum, er heirathete ein hohes Fräulein, und verwaltete im Alter einen großen Hof, und ritt herum, seine Rinder, Schafe, Zuchtpferde zu zählen.

Sein Urenkel wollte den besten Wildstand in einem gezäunten, ungemein großen Gehege gründen, den es im deutschen 5 Reiche geben sollte, und rodete endlich das Gehege zu Wiesen und Feldern, und mochte wohl der Roderer geheißen haben.

Ein anderer, Peter Roderer, lebte mit Söhnen und Töchtern auf seinem Hofe und hielt Ordnung, und suchte Alles kennen zu lernen, was gute Landwirthe thun, um 10 ihr Anwesen empor zu bringen; denn er wollte die beste Wirthschaft, die es geben kann, herstellen. Dann zog er gegen die Türken, und ward ein Vorkämpfer und Führer, der geachtet wurde, und er starb in hohen Ehren, entfernt von seinem Hofe, den er nicht mehr sah. 15

Dann war ein anderer Peter Roderer, welcher nach Reichthum strebte, um ein strahlendes Haus zu gründen, das der Neid Aller im Gaue sein sollte; dann preßte er Cider aus Äpfeln, und suchte dieses Getränke im Lande zu verbreiten, so wie auch eine edle Obstzucht zu begründen, 20 weßhalb er aller Orte treffliche Bäume suchte, und pflanzte. Seine Söhne waren die Roderer Peter Buben. Sie waren vier, und hatten ganz gleichen Sinn. Ihr Vater hatte ihnen einen mäßigen Hof in Tissenreit hinterlassen. Sie waren in ihrem Alter sehr nahe: denn jeder der Jüngern war 25 von dem Nächstälteren ungefähr um ein und ein halbes Jahr verschieden. Sie hatten im Sinn, nicht einen Hof allein zu besitzen und zu bewirthschaften wie Bauern, sondern sich zu heben, und Edelsitze zu gründen. Jeder wollte Reichthum sammeln, dann ein schönes reiches Mädchen heirathen, 30 ein eigenes Anwesen herstellen und so fort wachsen.

Um dies auszuführen, beschlossen sie den väterlichen Hof gemeinschaftlich zu verwalten, Alles, was nur immer

aus ihm zu ziehen wäre, in Geld zu verwandeln, und wenn genug Geld vorhanden wäre, es zu theilen, den Hof in die Theilung einzubeziehen, und dann ihr beabsichtigtes Leben zu beginnen.

Sie legten das gröbste Bauerngewand an, und gingen in hölzernen Schuhen. Sie unterzogen sich der härtesten Haus- und Feldarbeit, hatten gar keinen Knecht, sondern Taglöhner, und benöthigten nur eine einzige Magd. Am Sonntage zog ein jeder einen besseren Rock und lederne Stiefel an, und so gingen sie in ihre, eine halbe Wegstunde entfernte Pfarrkirche. Auf dem Heimwege zogen sie zur Sommerszeit Stiefel und Rock aus, gingen in bloßen Füßen, und trugen Stiefel und Rock über der Schulter. Am Nachmittage dieses Tages saßen sie auf dem steinernen Gange im Innern ihres Hofes, und aßen jeder ein Stück weißen Brodes als Sonntagsgabe, oder im Winter in der gemeinschaftlichen kleinen Stube. Nie trank einer der vier einen Schluck Wein oder Bier oder Branntwein. Den Cider ihres Vaters, und den sie selber machten, verkauften sie, und was der Hof trug, wurde an Käufer abgelassen. Die Roderer Peter Buben starben unvermählt, jeder über neunzig Jahre alt, und hießen immer die Roderer Peter Buben.

Silber befand sich in Säcken, in Strümpfen, in alten Stiefeln, in hölzernen Kästchen oder Tiegeln. Zum Erben war Karst, der Mann ihrer Nichte, eingesetzt, der arm war, das Seinige zu Rathe hielt, und gerne Geld sammelte. Als Karst das Silber erhielt, ward er wahnwitzig, lebte in Saus und Braus, verschwendete Alles, und starb mit seiner Frau im Elende. Mit den Roderer Peter Buben wären die Roderer Peter Buben ausgestorben, wenn es nicht noch einen Roderer Peter Buben gegeben hätte, einen fünften, der aber nie so geheißen hat; denn als das Volk den Namen Roderer Peter Buben schöpfte, da sie gemein-

schaftlich als junge Menschen ihren Hof verwalteten, war er schon lange nicht mehr in dem Hause. Er war schon zu den Lebzeiten seines Vaters fort gegangen. Er hieß Friedrich.

Friedrich Roderer war ein räudiges Schaf. Er konnte schon als Jüngling, als jüngster unter den Brüdern, das Streben des Vaters nicht theilen. Ihm lag nichts an Obstzucht, oder andern Dingen des Hauses, noch auch befreundete er sich mit den Geldneigungen der Brüder, die sie schon in der Kindheit gezeigt hatten, sondern er schweifte in der Gegend herum, wußte alle Vogelnester, kannte alle Hunde, wußte, wie sie hießen und wem sie gehörten, ritt auf allen Pferden, die auf der Weide waren, und die er habhaft werden konnte, floh die Schule, verschleuderte jeden Pfennig, den er bekam; führte alle Buben der Gegend, welche, wie er, nicht viel in dem väterlichen Hause waren, zu Schlachten an oder zu Zügen in den Wäldern, oder sie fingen Fische oder Krebse in den Bächen, und brieten sich dieselben an einem Feuer, das sie angelegt hatten, und wenn er die Strafe des Vaters fürchtete, schlief er oft mehrere Nächte in einer Höhle oder unter einem überhängenden Steine, der ihn vor dem Nachtthaue schützte.

Der Vater suchte ihn zu bessern, er redete ihm zu, er züchtigte ihn empfindlich; aber durch die Strafe wurde er nur störriger. Seine Mutter war schon vor langer Zeit gestorben. Später ließ er sich einen langen Bart wachsen, und ging zu den Gauklern, welche auf dem Seile tanzten, durch Reifen Luftsprünge machten, Feuer fraßen, Bänder spieen, und ihre Körper in die staunenswerthesten Stellungen brachten. Er kam weit von seiner väterlichen Gegend weg, und man hörte lange nichts mehr von ihm.

Von den Gauklern ging er zu den Schauspielern, und stellte die verschiedensten Handlungen und Gemüthsbewe-

gungen der Menschen dar. Er wollte das deutsche Schauspielwesen auf den Gipfel der Kunst erheben, und was er in der Kindheit so sehr geflohen hatte, die Bücher, das wurde jetzt sein Lieblingsgegenstand. Fast Tag und Nacht las er, oder er schrieb, oder ließ davon nur ab, um seinen Kameraden darzuthun, welche Sachen schön und würdig seien, und wie man sie am herrlichsten darstellen könne. Als die Preußen Schlesien angriffen, zog er gegen sie ins Feld, und ging nun nie mehr zu den Schauspielern oder Gauklern zurück, sondern blieb unter den Soldaten, brachte es vorwärts, und wie er einst die Lotterbuben seiner Heimath zu Spielschlachten angeführt hatte, so führte er jetzt Männer zu wirklichen, und die Zahl, die unter ihm stand, wurde stets größer. Er kam zu Hab und Gut, heirathete ein reiches Fräulein, und mehrte dadurch den Besitz.

Was die vier Roderer Peter Buben in neunzig Jahren nicht zuwege bringen konnten, das erreichte der räudige Friedrich im Spiel und Sprunge. Er wohnte im Alter auf einem ihm zugehörigen Edelsitze, obwohl er selber nie nach dem Adel, der ihm hätte gegeben werden können, strebte.

Von der Erbschaft der Roderer Peter Buben hatte er nur ein Theilchen bekommen, man weiß nicht, ob durch das Gesetz oder auf eine andere Weise. Das arme Töchterchen Karsts, Mathilde, nahm er zu sich.

Dieser Friedrich Roderer war mein Urgroßvater, und von ihm stammen alle Roderer. Seltsam ist es, daß Alle, so wie er den vollen Bart als Seilkünstler trug — wie er als Krieger war, wissen wir leider nicht mehr — auch den vollen Bart trugen; aber im Widerspruche mit ihm trugen sie nicht einen langen, sondern einen auf drei Zoll zurück gestutzten Bart. Die zahlreichen Roderer, die von ihm stammen, und ins Grab gestiegen sind, sah ich mit diesem

Barte abgebildet, und die noch leben, kenne ich mit diesem Barte. Bei einigen, wie bei mir, ist er weiß geworden. Und haben Sie nicht auch, wie unser Geschlecht, einen kurzen braunen Vollbart?

„Das ist ein Zufall," sagte ich, „jetzt ist es in vielen Männerkreisen Sitte, einen kurzen Vollbart zu tragen. Mir gefällt die Sitte, und mir ist es bequemer, meinen Bart mit Scheere und Kamm zu behandeln als mit dem Scheermesser."

„Daß Ihnen die Sitte gefällt, zeigt schon, daß Sie mit unserem Geschlechte gleich fühlen," sagte Roderer, „wir trugen den Bart, da er noch nicht Sitte war."

Er schwieg ein Weilchen, dann sagte er: „Wollen Sie denn von mir nicht auch etwas hören?"

„Dem würde ich die größte Theilnahme schenken," sagte ich.

„Freilich," antwortete er, „weil ich vor Ihnen sitze, und weil das Gegenwärtige immer mehr Kraft und Recht hat als das Abwesende. So hören Sie denn.

Von den vier Söhnen Friedrichs, nachdem einer von den Wölfen zerrissen worden war, und einer sich in den deutschen Orden begeben hatte, heiratheten zwei, mein Großvater Peter, der zweit Jüngste, und der Jüngste, Joseph. Auch die vier Töchter heiratheten, und auch das angenommene Kind Mathilde. So wurden wieder Roderer, und solche, denen von weiblicher Seite her Rodererblut in den Adern rann. Mein Vater hieß gleichfalls Peter, so wie ich wieder Peter heiße. Mein Vater besaß ein kleines Anwesen, und trieb einen lebhaften Linnen- und Flachshandel. Vier Söhne und vier Töchter gebar ihm meine Mutter. Unsere Eltern erzogen uns sorgfältig und unter angenehmen Verhältnissen. Mein Vater las sehr gerne in geschichtlichen und wissenschaftlichen Büchern. Jede Zeit, die er frei hatte,

widmete er fast ganz dem Lesen. Er hatte sich eine eigene Lampe und Pult erfunden, um Nachts, oder wenn er krank war, im Bette lesen zu können. Man sagte, daß er in seiner Jugend daran gegangen sei, eine Weltgeschichte zu schreiben. Wir haben nie etwas davon zu Gesichte bekommen.

Wir besuchten die Schulen, und gehörten zu den besten Schülern. Ich weiß noch wie heute, wie dann in den freien Schulmonaten oft andere Roderer zu uns auf den Hof kamen, und wie wir dann Spiele hielten. Unter den Mädchen, welche auf dem einen oder dem andern Wagen von der einen oder der andern Seite zuweilen zu uns geführt wurden, war auch Mathilde, die Enkelin jener Mathilde, die von dem Obersten in das Haus genommen worden war. Das Mädchen hatte sehr schöne rosige Wangen, braune Haare und bedeutend große braune Augen. Es war stille und schien ein wenig unwissend. Es schloß sich gerne an mich an, und wenn es die Vettern neckten, oder sogar im Übermuthe nach ihm schlugen, stellte es sich an meine Seite, als ob es dadurch schon geschützt wäre. Als ich heran wuchs, kam ein großes Unglück in die Roderer. Alle starben in kurzer Frist, ohne daß eben eine Seuche im Lande war, an verschiedenen Übeln so zusammen, daß nur mein Vater mit seinen Kindern, und ein Sohn Josephs, ein Wittwer, übrig blieb. Dieser Sohn Josephs, der selber wieder Joseph hieß, war ein alter gebrechlicher Mann, und bei ihm war Mathilde: sie wurde wenig beachtet, erhielt, was sie brauchte, und blieb unwissend. Ich war in der gelehrten Schule einer der besten Zöglinge; vor Allem rissen mich die Dichter zur Begeisterung hin, und wie mein Vater Geschichtschreiber las, so las ich fast immer, wie nur eine freie Minute gegönnt war, Dichter.

Die alten Griechen hatte ich sehr bald inne, ich ging zu den Römern, die mir weniger behagten, und dann zu

den Neuern. Ich schwamm in einem Meere von Wonne, wenn ich mich in der Welt der Dichtungen bewegen konnte, und es stiegen dann Gestalten von Helden, von erhabenen Frauen und von feenhaften Mädchen mit Engelswesen im höchsten Maße in meiner Seele empor. Und so wuchs der Wunsch und Entschluß heraus, Heldendichter zu werden. Alle Heldenbücher wurden wieder vorgenommen, die alten und die unserer ersten blühenden Zeit. Ich wählte Adam zu meinem Stoffe, die Makkabäer, Karl den Großen, Otto und Friedrich den Rothbart.

Alle Dinge, welche sonst Jünglinge meines Alters erfreuen, berührten mich nicht mehr, außer die Welt meiner Dichtungen. Ich bedurfte nur sehr wenigen Schlafes, wählte absichtlich sehr einfache Nahrung, und war immer bei meinen Schriften oder Büchern. Und wenn ich viele Stunden zu einem einzigen Verse brauchte, so wendete ich die Stunden an, bis der Vers leicht und schön floß, und tiefe Gestaltung hatte wie bei Homeros. Ich hatte oft freudige Schauer, wenn nach langem Schmieden eine herrliche Wendung gelang. Ich lernte zu meinem Zwecke Sprachen: Sanskrit, Hebräisch, Arabisch und fast alle europäischen Sprachen. Ich spreche sie noch mit einiger Fertigkeit. Da las ich nun das Größte, was in diesen Sprachen vorhanden war. Es war groß und außerordentlich; dennoch aber nicht so groß und nicht so außerordentlich wie die Wirklichkeit. Ich beschloß, alle Heldendichter zu übertreffen, und die wirkliche Wahrheit zu bringen, und da sehr viele Zeit mit Sprachenlernen und Lesen vorüber gegangen war, und ich mein Ottolied wieder las und das Makkabäerlied, welch' beide Entwürfe meine besten Arbeiten waren, reichten sie nicht an das Vorhandene, und da ich mit Anwendung aller meiner Zeit und Kraft Neues dichtete, und dasselbe nicht größer war als die bestehenden Lieder, und die wirkliche

Wahrheit nicht brachte, dichtete ich nicht mehr, und vertilgte Alles, was ich gemacht hatte. Nur die Bücher, die ich kennen gelernt hatte, waren und blieben zu Zeiten meine Freude. Was ich jetzt tun sollte, wußte ich nicht. Es war eine Leere gekommen. Da trat eine Zeit heran, die Alles änderte. Mein Vater starb eines plötzlichen Todes in der Fülle seiner besten Kraft. Ein stürzender Wagen hatte ihn erschlagen. Meine Mutter gerieth in Verzweiflung, und der Gedanke, wer denn jetzt ihre Kinder in der Welt fest stellen werde, marterte ihr Herz. Sie mußte das Geschäft unseres Vaters fort führen.

Forderungen wurden angemeldet, ausstehende Schulden geläugnet, Handelsfreunde drückten uns, Gerichtskosten liefen auf, frühere Verluste mehrten sich, und als man, um diesem Dinge ein Ende zu machen, das Geschäft zuletzt auflöste, zeigte sich bei der Abwicklung, daß uns fast nur das kleine Anwesen geblieben war, das kaum mehr als die dringendsten Bedürfnisse zu decken im Stande war.

Da sagte ich nun, meine häusliche Erziehung sei schon lange vollendet, ich sei der älteste, ich wolle meinen Geschwistern kein Faserchen entziehen, ich werde in die Welt gehen und mir Eigenthum erwerben, um mich und meine Geschwister erhalten zu können, und der Mutter zum Gütchen noch Beiträge zu leisten. Ich packte sogleich meine Sachen. Reisegeld nahm ich nur als Vorschuß, und sogleich verließ ich das Haus. Meine Sprachkenntnisse kamen mir nun sehr zu statten. Ich konnte in jedes Land Europa's gehen. Ich ging aber nach Amsterdam. Nicht einmal mehr einen Gulden hatte ich im Vorrathe, als ich dort ankam; aber wie ich früher mit der größten Ausdauer und mit allen Entbehrungen für meine Dichtungsarbeiten gekämpft hatte, so kämpfte ich jetzt für Erlernen und Fruchtbarmachen der Handelsgeschäfte.

Ich fand sogleich, da mir alle Bedingungen recht waren, einen Platz, und Fäßchen oder Kistchen auf Schubkarren fahren, oder Päcke tragen, oder Gegenstände in Mörsern stoßen, oder Waaren in den kleinsten Abtheilungen zum Verkaufe senden, oder Truhen, Fächer und Gläser säubern, alle Gänge verrichten, Nachts öfters wachen und aufpassen, that ich nun so genau und sicher, wie ich einst mit vielem Feilen meine Verse gemacht hatte. Ich war in hohem Maße sparsam, und schon nach vier Monaten konnte ich das mir vorgeschossene Reisegeld an die Meinigen zurück geben. Jedes Stückchen Silber oder gar Gold, das mir eigen geworden war, suchte ich nach meinen erlangten Kenntnissen zu verwerthen, und ehe noch die Augen meiner Umgebung auf mich gerichtet waren, hatte ich schon mein kleines Nebengeschäft, das mir Gewinn abwarf, und das ich nach dem Wachsen meiner Erfahrungen vervollkommte. Ich jagte jedem Heller Erwerb nach, und meine Habe in den kürzesten Fristen mit dem kleinsten Erträgnisse zu verwerthen, galt mir mehr als größere Gewinne nach längeren Zeiten.

Man wurde auf meine Verbindung aufmerksam, und zog mich auf höhere Stufen der Thätigkeit und der Gehalte, und vergrößerte so meinen Gesichtskreis und meine Kraft. Nach nicht langer Zeit wurde ich im Schreiben, Rechnen und in Geschäften im Großen verwendet, und wieder nach nicht langer Zeit leitete ich fast unabhängig ein ausgedehntes Geschäft in mehreren Sprachen, und führte mein kleineres daneben in immer weiteren Kreisen. Nach weniger Jahren, als ich je gedacht hatte, war ich selbstständig, der Name Peter Roderer, auf ein Handelspapier geschrieben, galt in ganz Amsterdam, und ich wurde für einen festen Mann gehalten.

In Frankfurt am Main hatte ich einst ein Mädchen kennen gelernt, welches so fein und ätherisch war wie die in meinem Dichtungen und so schön wie die Prinzessinnen

in den alten und neuen Heldenliedern. Ich hatte das Mädchen oft gesehen, mit ihr gesprochen, und war oft als Gast und in Geschäften in dem Hause seines reichen Vaters gewesen. Es hatte mir zu Zeiten Stimmungen eingeflößt, wie ich sie einst bei meinen Dichtungen hatte. Jetzt aber ging ich zu Josephs Mathilde, und sagte: ‚Mathilde, willst du mein gutes treues Weib werden?' Ihre großen braunen Augen sahen mich noch größer, als sie waren, an, füllten sich mit Thränen, und sie sagte: ‚Vetter Peter, ich gehe gerne mit dir, und will dir unterthänig und treu sein, so lang ich lebe.' Und die größte Perle, das größte Juwel habe ich in mein Haus getragen und das größte Glück mit ihr in mein Leben. Sie ist mir eine sanfte, aufopfernde, liebende, treue, sorgsame Gefährtin durch alle Jahre gewesen, und lebt noch in der Reinheit ihres Wesens neben mir, und jetzt in ihrem Alter ist sie in meinen Augen weit schöner, als je die Fee aus Frankfurt in meinen jungen Augen gewesen ist. Die Hochzeit wurde auf dem Gütchen meiner Mutter gehalten, und alle meine Geschwister waren zugegen. Meine Brüder hatten die kleineren Unterstützungen, die ich ihnen früher, und die größeren, die ich ihnen später zukommen ließ, fast nicht gebraucht, und statteten mir jetzt Alles zurück, wie ich ihnen einst mein Reisegeld zurück erstattet hatte. Sie hatten jeder ein Geschäft gegründet, und waren aufrechte und rechtschaffene Männer.

Die Schwester war an einen jungen tüchtigen Mann verlobt. Alle konnten wir uns dahin vereinigen, der Mutter ein schönes fröhliches Leben zu verschaffen. Als wir einmal in der unteren Stube, ehe das Essen aufgetragen war, um den buchenen Tisch in der Art saßen, wie einst als Kinder, und als die Mutter auf einer Bank neben dem großen grünen Ofen saß, sagte sie: ‚Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freuden einer Mutter an ihren

Kindern nicht.‘ Wir alle hatten Thränen in den Augen,
und da wir nach dem Auftragen der Speisen die Mutter
zu dem Tische gezogen hatten, konnte einige Zeit das Essen
nicht in rechten Gang kommen. Ich ging mit Mathilde
nun nach Amsterdam, und sie wurde das Bild jeder häus-
lichen Tugend. Sie strebte weniger nach Glanz. Was ihr
an Kenntnissen fehlte, erwarb sie sich in meinem Umgange,
wie weit ich es für meine Gattin als nöthig erachtete, und
mit ihr verlebte ich unter dem Drange und den Sorgen der
Geschäfte wieder manche Zeiten meiner früheren Dichtungen,
wenn wir uns in ein Buch oder in Erwerbungen aus dem
Gebiethe der Kunst theilten. Da uns der Himmel einen Sohn
und eine Tochter geschenkt hatte, widmete sie sich den Kin-
dern wie eine Mutter und Magd.

Als eine Reihe von Jahren vergangen war, als meine
Mutter das irdische Leben verlassen hatte, und als meine
Habe so angewachsen war, wie ich es nie zu meiner Lebens-
weise erwartet hatte, oder bedurfte, trat ich das Geschäft
ab, zog mein Eigenthum aus demselben, ging mit ihm nach
Deutschland zurück, und kaufte mir das Gut Firnberg, wo
ich nun der Ruhe lebe, wenn man die Bewirthschaftung
von Garten, Wiese, Feld und Wald, von Maierhof, Ge-
flügel, Schafstall und allerlei Dingen Ruhe nennen kann.
Gegen die Geld- und Handelsgeschäfte ist es Ruhe, und
es ist die ursprünglichste Beschäftigung des Menschen. Ich
habe mir auch zum Ziele gesetzt, mit meinem Erworbenen
einzelnen Menschen oder der Menschheit überhaupt Gutes
zu erweisen, so weit ich es vermag. Es gewährt mir dieß
ein besonderes Vergnügen. Wir können auch jetzt mehr Zeit
den Büchern und Gemälden widmen, als wir es sonst zu
thun im Stande waren. Ich werde hier sterben. Es ist stets
ein merkwürdiges Zeichen der Roderer gewesen, daß sie
immer in der Welt zerstreut waren, keiner Gegend

angehörten, bald hier, bald da auftauchten, und wieder verschwanden, es gehört dieß zu ihrem begabten oder unsteten Wesen, und mehrt dieses Wesen hinwiederum. Ich möchte einen festen Stamm der Roderer in dieser Gegend gründen, und ihn an diese Gegend heften, und wenn meine Nachkommen so denken wie ich, so trocknen sie das Moor völlig aus, verwalten ihre liegende Habe, genießen das Erworbene, vermindern es nie, vermehren es dagegen, wirken gut für die Menschen hier, verwachsen mit ihnen, werden stetig und ruhig, bleiben stets bürgerlich, und sagen: ‚Peter Roderer, der Amsterdamer, ist der erste gewesen, der sich hier ansässig gemacht hat'. Nun, wie es der Himmel lenken will! So ist es mit mir, und Sie sehen, wie seltsam oft die Bestrebungen sind, und wie seltsam die Erreichungen. Ich wollte auf Ihre Lebensweise keinen Einfluß nehmen, ich erkenne in Ihrem Wesen und in Ihren Bestrebungen, daß dieß eitel wäre; ich habe gesagt, was ich gesagt habe, weil Sie mich so sehr an die Roderer erinnern. Nehmen Sie meine Worte freundlich auf, wie sie freundlich gegeben sind."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mittheilungen und für Ihr Vertrauen," sagte ich, „es gewähren mir die Lebensbilder, in welche Sie mich haben blicken lassen, Belehrung und Anregung, und ich sehe es deutlicher, daß es gut ist, jedes Streben zu achten, in so ferne es nicht nach Schlechtem geht, und in dem eigenen zu verharren, so lange einen der eigene Geist nicht zu etwas Anderem führt."

„So spreche ich auch," sagte mein Nachbar, „und was Sie hier behaupten, wird einem im Alter noch viel klarer, als es in der Jugend gewesen ist. Die Triebe zu Dingen sind in die Herzen gepflanzt, und in die der bedeutenderen Menschen mehr als in die der andern, oder vielmehr: die stärkere Triebe haben, und kräftiger nach ihnen handeln, werden eben bedeutendere Menschen."

„Und kämpfen sich aber auch leichter zur Klarheit durch als die andern," sagte ich.

„Freilich," antwortete er, „und genießen das Leben doppelt, während die Unbestimmten und Zaudernden kaum recht anfangen zu leben, am wenigsten aber irgend ein Wesen aus sich entwickeln; denn die That ist das Leben."

Er hatte während seiner Erzählungen sein Bier ausgetrunken; er war weit länger sitzen geblieben als an andern Abenden, und hatte es abgelehnt, daß man ihm noch etwas in sein Glas einschenke. Jetzt stand er auf, lüftete seine Haube, und sagte: „Leben Sie wohl, genießen Sie der Ruhe, und gehen Sie morgen recht eifrig wieder an Ihre Geschäfte."

„Ich wiederhole noch einmal meinen Dank für die Zeit, welche Sie mir geschenkt haben," sagte ich, „für die Mittheilungen, und wünsche Ihnen gute Nachhausekunft und eine glückliche Nacht."

„Amen," sagte er, und ging den Hügel hinunter; ich hörte noch seinen Wagen fort fahren, und stieg dann die Treppe zu meiner Kammer empor.

„Nun, das wär' doch das Teufelmäßigste," sagte ich zu mir selber, „wenn ich zu diesen tollen Roderern gehörte! Warum habe ich ihm denn nicht gesagt, daß ich Roderer heiße?"

Ich ging in mein Bett, und schlief mit all den Vettern und Muhmen ein, die mir vielleicht nach Roderers Erzählung zugehören konnten.

Was das Zerstreutsein der Roderer in der Welt anbelangt, so trifft dieses bei uns so gut ein wie bei den Roderern des Herrn Peter Roderer. Mein Vater ist erst von Siebenbürgen nach Wien übergesiedelt; der eine Oheim wohnt in Mähren, der andere ist auch erst kurz in Wien, und der Großoheim hat die vielen Hasen alle in Schlesien

geschossen. Ich selber bin noch gar kein Ansässiger, indem ich seit der Zeit meiner Großjährigkeit oder eigentlich schon seit jener Zeit, als ich die Landschaftsmalerei zu betreiben begonnen habe, am wenigsten bei meinen Eltern in Wien, am häufigsten aber an verschiedenen andern Stellen gewesen bin, wie ich ja jetzt eben auf einem kargen graugrünen Hügel sitze, der an dem Lüpfinger Moor steht, einen Apfelbaum und ein kleines Wirthshaus trägt, und auf den ein mittelgroßer, kurzweißhaariger und kurzweißbartiger Mann hinauf steigt, und eine Geschichte von Roderern erzählt. Ich muß mich doch auch jetzt um meine Roderer erkundigen; ich habe diesen Zweig der Wissenschaften bisher schändlich vernachlässigt, um meine Roderer mit den Roderern des Herrn Peter Roderer vergleichen zu können.

Es war sehr merkwürdig, daß am andern Tage, als mir Roderer gesagt hatte, ich werde mein Malen aufgeben, die Arbeiter kamen, um mir ein Blockhaus auf dem Lüpfhügel zu bauen. Ich hatte nämlich dem Lüpfner Wirthe ein Stück Grundes abgekauft, um in einem Blockhause nebst einem kleinen Schlafgemache ein sehr großes Zimmer zu errichten, daß ich in demselben mein großes Bild malen könnte, wozu mir ein Kämmerlein des Wirthes viel zu klein wäre. Ich wollte nämlich, so wie der Heldendichter Peter Roderer, die wirkliche Wirklichkeit und dazu die wirkliche Darstellung derselben immer neben mir haben. Freilich sagt man, es sei ein großer Fehler, wenn man zu wirklich das Wirkliche darstelle: man werde da trocken, handwerksmäßig, und zerstöre allen dichterischen Duft der Arbeit. Freier Schwung, freies Ermessen, freier Flug des Künstlers müsse da sein, dann entstehe ein freies, leichtes, dichterisches Werk. Sonst sei Alles vergeblich und am Ende — das sagen die, welche die Wirklichkeit nicht darstellen können. Ich aber sage:

warum hat denn Gott das Wirkliche gar so wirklich und am wirklichsten in seinem Kunstwerke gemacht, und in demselben doch den höchsten Schwung erreicht, den ihr auch mit all euren Schwingen nicht recht schwingen könnt? In der Welt und in ihren Theilen ist die größte dichterische Fülle und die herzergreifendste Gewalt. Macht nur die Wirklichkeit so wirklich, wie sie ist, und verändert nicht den Schwung, der ohnehin in ihr ist, und ihr werdet wunderbarere Werke hervor bringen, als ihr glaubt, und als ihr thut, wenn ihr Afterheiten malt, und sagt: Jetzt ist Schwung darinnen.

In Wien ist eine Landschaft. Vorne geht über Lehmgrund ein klares Wasser, dann sind Bäume, ein Wäldchen, zwischen dessen Stämmen man wieder in freie Luft sieht. Der Himmel hat ein einfaches Wolkengebäude. Das ist mehrere hundert Millionen Male auf der Welt gewesen, und doch ist die Landschaft die gewaltigste und erschütterndste, die es geben kann. Ich werde mein Moor in meinem Blockhause malen. Die Arbeiter, die ich schon lange erwartete, sind gekommen, und die Arbeit hat begonnen. Ich habe einen Baumeister aus der Gegend genommen, der nach meiner Zeichnung baut, und habe ihm Auftrag zum Kaufe trockenen Bauholzes gegeben. Das Glashäuschen im Angesichte des Dachsteins habe ich nicht erbaut; aber ein Blockhaus im Angesichte des Lüpfinger Moores erbaue ich.

An dem Tage nach dem Gespräche mit Roderer malte ich freilich nicht; denn an diesem Tage wurde die Lage des Hauses abgesteckt, und wurden die Erdarbeiten begonnen, wobei ich, namentlich bei der Absteckung, gegenwärtig sein wollte. Der Baumeister hatte mir versprochen, rüstig bei der Hand zu sein und viele Leute zu stellen, daß das Haus in wenigen Wochen fertig sein könnte. Wirklich kamen in den nächsten Tagen, während der Bauplatz geebnet und

geordnet wurde, immerwährend Wägen mit den getrockneten und behauenen Stämmen, aus deren Übereinanderlage mein Blockhaus gebaut werden sollte, und es kamen Zimmerer, welche die Fügungsglieder in die Bäume arbeiteten. Auch 5 die Bäume zu dem Gerüste waren aufgestellt worden, und nun hatte man mit der Gerüstung begonnen. Endlich konnte auch zur Fügung der Stämme geschritten werden. Ich verlor viele Zeit während dieser Arbeiten und während des fort schreitenden Baues; denn ich brach häufig meine Beschäf- 10 tigung ab, und ging auf den Bauplatz, um zu schauen, oder drein zu reden. Der Herr Roderer erschien auch zuweilen, stand freundlich da, schaute zu, und war uns mit Rath und Anleitung behilflich. Bei einer solchen Gelegenheit erfuhr ich auch, daß die behauenen Stämme von ihm ge- 15 kauft worden waren, und daß ich in Bezug auf ihre Trockenheit und Dauer sehr gut versorgt sei, indem sie zu gehöriger Zeit, da ihr Saft zurück getreten war, geschlagen und dann in mäßiger Luft übertrocknet und endlich erst behauen worden seien. Ich habe also, dachte ich, von dem Bauholze 20 erhalten, von dem mir meine Wirthin erzählt hat, daß es dem Herrn Roderer übrig geblieben sei, weil jetzt niemand abbrenne.

Eine widerwärtige Sache begann für mich während der Zeit des Baues.

25 Hatten nun die Leute seit jenem närrischen Kirchweihfeste, an welchem sie die Wirthin zu mir eingeladen hatte, Luft bekommen, zu dem Lüpfwirthshause zu gehen, oder hatte sich das Gerücht von meinem Baue und dem Zwecke desselben ausgebreitet und die Neugierde erregt: genug, 30 selten konnte ich jetzt mit Herrn Roderer allein an dem Baume sitzen, immer kamen Leute aus Lüpfing oder anders woher, und saßen bei uns. Auch die Trefflichkeit des Bieres, welche Herrn Roderer zum Heraufsteigen und zum

Trinken eines Glases seit Langem schon bewogen hatte, wurde jetzt neu entdeckt, der Ruf wurde verbreitet, und das Lüpfwirthshaus gesucht, was dem Wirthe sehr genehm und der Wirthin sehr erfreulich war; denn er zeigte stets ein fröhliches Angesicht, sie lächelte immer, und redete zu gehöriger Zeit mit sich selber. Mich sprechen die Leute gerne an, wollen mich unterhalten, wollen meine Zwecke kennen lernen, auch an Versuchen, meine Bilder zu sehen zu bekommen, fehlte es nicht, die ich aber immer auf das Entschiedenste zurück wies. Nur wenn schwere Wolken am Himmel hingen, und ein Gewitter oder einen Sturm befürchten ließen, war ich zuweilen mit Roderer allein, und wenn dann die Wolken sich mehr verzogen, und plötzlicher Wetterwechsel nicht zu befürchten war, blieb er wieder, wie öfter, länger bei mir sitzen, und wir redeten über verschiedene Dinge. Er hatte bedeutende Kenntnisse, und wir redeten oft Vieles von der Kunst.

Als es einmal Abends sehr sanft, aber sehr dicht und nachhaltig regnete, und kein einziger Mensch in dem Lüpfwirthshause als Gast anwesend war, als nur ich allein, und als ich in der Wirthsstube mein Abendessen verzehrt hatte, und nach demselben ein wenig mit dem Wirthe, der neben mir saß, sprach, kam auch die Wirthin herzu, und fragte, ob sie Erlaubniß hätte, zu reden, sie wolle mir seit Langem her etwas sagen.

Ich rückte ihr einen Stuhl hin, und sagte, sie möge sich zu uns setzen und reden.

„Ach, diese Ehre!" sagte sie. „Ich setze mich schon zu euch, weil ihr es erlaubt, und rede."

Nachdem sie sich mit einigen verschämten Geberden auf den Stuhl gesetzt hatte, sagte sie: „Es wäre schon längst unsere Schuldigkeit gewesen, uns bei euch zu bedanken; es ist aber nicht Gelegenheit gewesen, und ich habe meinem

Manne gesagt, heute müsse es sein. Nicht nur daß bei dem Baue alle Zimmerleute und Taglöhner und Handlanger ihre Kost bei uns verzehren und ein Stück Geld in's Haus bringen, seid ihr ein berühmter Herr und habt in eurer 5 Aufführung ein gutes Benehmen, daß der hochgeborne Herr Roderer ungebührlich lang bei euch sitzt, der fast immer in seinem Wagen hin und her fährt oder auf seinen Füßen hin und her geht, und die Leute kommen aus Lüpfing, euch zu sehen, so vornehm sie dort sind, sie mögen ein Kauf- 10 gewölbe haben oder die Brandschreiberei führen, sie sehen, daß unser Bier sehr gut ist, und wir müssen euch danken. Christian, wir müssen wohl danken."

„Der Herr weiß es, daß wir dankbar sind, weil seinethalben Leute zu uns kommen," sagte der Wirth. „Unsere 15 Worte sind nicht so geschickt; aber er sieht wohl, daß wir es gut mit ihm meinen."

„Ja gut," sagte die Wirthin, „freilich gut. Darum sage ich euch, ihr müßt unter die Leute gehen, ihr müßt nach Lüpfing gehen, ihr müßt zu dem hochgebornen Herrn Roderer 20 gehen, dort ist es sehr schön, ihr sehet Bilder und Gärten, und ein sehr schöner Graf wird die Susanna heirathen. Er ist der Graf von Sternberg, und die Mutter ist eine recht freundliche Frau, sie redet mit jedem Kinde. Es kann aber auch sein, daß der Baron Waldheim die Susanna 25 heirathet, sie sagen, es sei noch nichts gewiß, oder der Baron Geller: sie gefällt auch noch Andern, sie thun, als ob sie eine Königstochter wäre. Ich sage aber, daß sie den Grafen heirathen wird, weil ein Graf mehr ist als ein Baron, und er hat zwei sehr schöne Füchse vor einem 30 dunkelbraunen Wagen, und ich habe sie schon in dem dunkelbraunen Wagen fahren gesehen, und zu andern Leuten müßt ihr auch gehen, daß ihr nicht so allein seid, man sieht auch keine Menschen, die ihr malt, statt daß ihr Bäume

und Kräuter malt. Das habe ich euch sagen wollen, und ich habe es euch jetzt gesagt."

„Und ich danke euch recht schön, liebe Frau Wirthin," antwortete ich, „wenn ich von euch fort gehe, so gehe ich nach Wien. Das ist eine ungeheuer große Stadt, mehr als 5 zweihundert Lüpfing hätten in ihr Platz, und mehr als fünfhundertmal mehr Menschen sind dort als in Lüpfing, und auch vornehme, die ein Kaufgewölbe haben, und die auch mehr als Brandschreiber sind. Mit vielen von ihnen gehe ich um, so lange ich in Wien bin. Wenn ich aber zu 10 euch heraus komme, so will ich keine Menschen, und gehe mit Eidechsen und Fliegen um."

„Ja das ist recht gut," sagte die Wirthin, „aber wann kommt ihr denn nach Wien? Da baut ihr euch ein neues, hölzernes Haus bei uns, und wer sich ein Haus baut, wird 15 darin wohnen, und da werdet ihr immer darin sein, und wenn ihr auch bei uns esset und trinket, oder wenn ihr euch ein Dienstmädchen nehmt, das ich euch empfehlen würde, so sind das doch nicht Leute für euch. In Lüpfing sind zwei Maler, welche die Zimmer und Kirchen recht 20 schön malen; aber der eine hat ein Weib und hat Kinder, und beide gehen Abends, wenn sie mit ihrem Werke fertig sind, in das Posthaus. Nun ihr sitzt bei uns jetzt auch Abends, wenn es schön ist, mit mehreren Leuten bei dem Apfelbaum, aber ihr redet ja nicht mit ihnen, nicht die 25 Hälfte von dem, was der hochgeborne Herr nur redet. Wir könnten euch einen vornehmen Verschlag bauen, wie ihn andere Gasthäuser haben, daß die Leute darin sitzen können, und ihr könntet ihn recht schön ausmalen. Ihr malt keine Vögel und Heilige, da habe ich eine unerhört große Blahe, 30 auf Hölzern ausgespannt, in eurem Zimmer gesehen, die angestrichen ist und auf der ihr malt, aber es sind schon wieder lauter Wolken darauf gemalt, und da werdet ihr

die Blahe in das neue Haus nehmen und werdet fort und fort malen, zu niemanden gehen, vielleicht nicht einmal zu uns herüber, und da müsset ihr in eurer Seele gemüthskrank werden."

„Nun, ich verspreche euch, liebe Frau Wirthin," antwortete ich, „Frau Anna, wie euch euer Mann immer heißt, Frau Anna, ich verspreche euch, nicht krank zu werden; ich werde überhaupt nicht leicht krank, und gehe ja viel herum, und bin viel in freier Luft."

„Ja, in freier Luft," sagte sie, „unten an dem Sumpfe, wo die Leute krank werden, und da sitzt ihr auf einem lächerlichen, kleinen Stühlchen, und malt, und geht höchstens ein paar Hühnerschritte von einer Stelle zur andern."

„Im Winter," antwortete ich, „male ich an dem großen Bilde nicht, denn ich male auf dem großen Bilde euer Land rings hier herum, und da muß es zum Malen Sommer sein, daß ich oft hinaus sehen kann, damit ich es recht genau mache, und wenn ich im Winter nicht nach Wien gehe, so werde ich Stiefel von Juchtenleder anziehen, und werde im Schnee nach Lüpfing gehen und mich dort vielleicht in das Posthaus verfügen und da essen und trinken. Und auch sonst will ich im Schnee zu allerlei Menschen gehen."

„Ja, ja, zu Menschen," sagte sie, „zu Menschen, sonst werdet ihr noch krumm und dumm."

„Nun ja zu Menschen, ich will zu Menschen gehen," sagte ich, „euer Wort ist gut gemeint, und ich danke euch."

„Ja es ist gut gemeint," erwiederte sie, „und der Christian meint auch so."

Wir redeten dann noch eine Weile von dem vornehmen Verschlage, den die Wirthin für ihre Gäste bauen wollte. Ich rieth ihr, den Apfelbaum zu lassen, der freue die Leute mehr als ein sogenannter Verschlag, der ihnen nichts Neues ist, und den sie überall treffen. Und sollte ihr Haus immer

besuchter werden, und sollte durchaus ein Verschlag gebaut werden müssen, so würde ich ihr beistehen, und würde selber einen Maler aus Wien bringen, der ihr den Verschlag weit besser ausmalen würde, als ich es könnte.

Sie knixte und dankte, als ich fort ging, und freute sich, 5 daß ich so viele Höflichkeit besitze.

Ich ging in mein Gemach empor, um mich zur Ruhe zu legen.

Mein Haus wurde wirklich in einigen Wochen fertig. Ich ließ die zwei Zimmer im Innern leicht täfeln, mit Lehm 10 überziehen, anwerfen und mattgrau tünchen. Da Alles sehr ausgetrocknet war, zog ich ein. Ich feierte gleichsam ein Fest, und fühlte mich froh und leicht, als ich in dem hohen weiten Zimmer mit den großen Fenstern war. Ich stellte jetzt meine Gerüste so, daß das rechte Licht in ruhigem Strome auf 15 die Fläche fallen konnte, auf der ich malte. Ich änderte in Freudigkeit auch alle meine andern Dinge. Ich nahm eine Magd nicht, sondern ließ mir, was ich brauchte, von dem Lüpfwirthshause herüber bringen, und was aufzuräumen und zu ordnen war, besorgte die Frau Wirthin. Ich hatte 20 die Einrichtung getroffen, daß sie mein Schlafgemach, ohne durch die große Stube gehen zu müssen, betreten konnte. Die große Stube hatte ich für den Fall meines Weggehens zum Absperren gerichtet. An Geräthe hatte ich zwei lange Tische, ein Betttischchen, mehrere Stühle, eine Bank um 25 den grünen Kachelofen, zwei große Schreine für meine Sachen und Kleider und ein Bettgestelle. Alles war aus weichem Holze gefertigt und grau wie die Wände angestrichen. Ich wollte nämlich nicht, daß irgend eine Farbe entschieden in der Wohnung herrsche. Ich führte Roderer 30 in mein Haus, er lobte den Bau und die ganze Anordnung. Das Erste, was ich in meinem Hause that, war, daß ich mit Hilfe zweier Arbeiter, deren Geschicklichkeit ich in der Bauzeit

kennen gelernt hatte, den Goldrahmen auspackte, zusammen stellte, und auf dem großen Gerüste, welches dafür bestimmt war, das große Bild in ihn fügte. Es paßte vollkommen. Was mir immer geschah, wenn ich ein Bild zum ersten Male in einen Rahmen that, nämlich, daß es mir größer, aber auch ansehnlicher erschien, geschah auch jetzt, und zwar in höherem Maße. Das Bild erschien mir wirklich als ganz ungewöhnlich groß, so daß, wenn ich es aus diesem Blockhause würde fort bringen wollen, ich den Rahmen zerlegen und das Bild würde rollen müssen, sonst müßte ich, wenn ich es, in einer Kiste gespannt, und im Rahmen fort bringen wollte, eine Wand des Hauses umlegen. Was bis jetzt gemalt war, erschien mir auch entsprechend. Ich wollte nun mit Eifer fort fahren. Den Rahmen legte ich nicht mehr auseinander, sondern hüllte ihn in Linnentücher, und stellte ihn an die Wand zur Bereitschaft, wenn ich ihn wieder brauchen würde.

Ich malte nun fast immer an dem Bilde, denn was ich an Entwürfen dazu von Außen her bedurfte, hatte ich mir schon größtentheils gemacht, nur selten mußte ich auf ein paar Stunden hinaus gehen und mir etwas aufnehmen. Öfter trat ich auf den Hügel vor meinem Hause, um einen Überblick über das Ganze zu machen. Die Theile sah ich aus meinen Fenstern, die nach der Richtung gingen, nach welcher das Bild gemalt wurde. Und so fuhr ich fort. Weil ich jetzt weniger in die Luft kam, so mußte ich Spaziergänge machen. Daß der Wirthin mein jetziges Thun gänzlich mißfiel, konnte ich deutlich sehen; sie sagte aber nichts mehr, nur erzählte sie mir öfter, was in Lüpfing, in Kiring, in Zanst und anderwärts geschähe, und welche Feste und Lustbarkeiten es da gäbe. Auch beschrieb sie schöne Gegenden, die da oder dort waren. Das Größte aber werde vorbereitet zur Feier des fünfhundertjährigen Bestehens von Lüpfing, da der erste Stein zur Kirche gelegt wurde, wie

sie jetzt ist: vorher soll eine Stadt da gewesen sein, die aber untergegangen ist. Wer nach Lüpfing gehe, könne sich von den Vorrichtungen zum Feste, das am Bartholomäustage gefeiert werde, überzeugen.

Ich ging täglich eine Zeit herum. 5

Es war ein sehr schöner Fußweg, links von meinem Hügel an gegen den Wald. Im Walde kam man auf einen trockenen, sandhaltigen Geleisweg, der von dem Fußwege in senkrechter Richtung rechts führte, und in die Straße mündete, die auf der andern Seite des Moores gegen Lüpfing und Firnberg lief. Es war dieß dieselbe Straße, auf der Roderer heim fuhr, wenn er an dem Apfelbaum gewesen war, und an der ich die Gesellschaft gesehen hatte, welche mir hinter meinem Rücken in meine Malerei hatte schauen wollen. 10 15

Auf dem Waldwege zu gehen, war sehr angenehm. Er war breit und glatt, nach dem stärksten und längsten Regen gleich wieder trocken, an seinen beiden Seiten standen festgereiht die dunkeln Fichten, Schatten und Wohlgeruch verbreitend. Ich will von dem Vogelgesange nicht reden, der aber doch auch in Betrachtung kommt, da im Moore höchstens der Kibiz schreit, und auf dem Lüpfhügel etwa der Schlag des Rothschwänzchens gehört wird. Selten begegnet man auf diesem Wege einem Menschen, da er hauptsächlich nur im Winter zum Holzführen gebraucht wird, weßwegen man gar oft ein grünes Kräutlein oder eine schöne Blume auf ihm empor wachsen sieht. Ich hatte diesen Weg schon häufig beschritten, und kannte den Wald um ihn sehr gut. Diesen Weg wählte ich daher nun größtentheils zu meinem täglichen Spaziergange. Ich ging von meinem Hause aus an der linken Seite des Moores hinunter, wo man bald den Wald erreicht, dann den langen Waldweg gegen rechts, und endlich am rechten Ufer des Moores zu 20 25 30

meinem Hause zurück. Dazu brauchte ich, je nach meinem Ausschreiten, zwei oder zwei und eine halbe Stunde. Diese Zeit konnte ich opfern.

Eines Tages, als ich um eilf Uhr auf dem geraden Waldwege fort schritt, kam eine weibliche Gestalt gegen mich. Es war Susanna. Ich schritt gegen sie dahin, sah sie an, und erschrak; denn sie war wirklich eine Königstochter. Die Wangen waren lieblich und fein, die großen, glänzenden, braunen Augen sahen mich an, der Mund war ernst, und ihr Gang war frei und einfach. Ich lüftete meinen Hut zum Gruße, sie neigte ein wenig ihr Angesicht, und wir waren an einander vorüber.

Auf der Straße draußen fand ich ihren Wagen auf sie warten. Er war mit den Braunen bespannt, die sie entführt hatten, als sie damals hinter meiner Malerstelle gestanden war. Jener nankinggelbe Graf war also auch wahrscheinlich der Graf Sternberg gewesen.

Dem Herrn Roderer sagte ich Abends nicht, daß ich heute seine Tochter gesehen habe. Er redete auch von keinem Begegnen.

Ich sah sie ein anderes Mal wieder auf diesem Wege, und dann wieder.

Ich ging jetzt gar keinen andern Weg mehr als diesen. Ich sah sie mehrere Male und endlich täglich.

Wenn nur das erste Licht sich an dem Himmel zeigte, stieg ich schon aus meinem Bette, und zürnte, daß jetzt die Tage kürzer würden, und die Sonne später erschiene. Sobald es das Licht erlaubte, war ich schon an meiner Malerei, um Zeit zu gewinnen. An einem Fensterpfosten war mein Fernrohr angeschraubt, und sobald ich einen Wagen am rechten Ufer des Moores mittagwärts fahren sah, richtete ich das Rohr auf ihn, ob er die bekannten Braunen habe. Und hatte er sie, so warf ich Pinsel und Malerbrett weg,

und eilte auf meinem linken Moorufer in den Wald, und begegnete ihr auf dem Waldwege. Unser Begegnen war immer gleich. Wir gingen in mäßigen Schritten gegen einander. Und als wir uns trafen, richtete ich meine Augen gegen ihre großen feurigen Augen, die mich anblickten, grüßte sie ehrerbietig, sie neigte sich freundlich, und wir waren vorüber. Ich ging jetzt nie mehr auf der Straße, auf welcher ihr Wagen wartete, in mein Haus zurück, sondern erreichte auf einem Seitenpfade meinen Weg an meinem Moorufer, und gelangte auf diesem in mein Haus zurück.

Eines Tages dauerte es sehr lange, bis der Wagen mit den Braunen auf der Straße an dem rechten Moorufer mittagwärts fuhr. Um zwei Stunden kam er später. Ich legte meine Geräthe bei Seite, und ging in den Wald. Wir begegneten uns. Ich glaubte bei dem Begegnen zu bemerken, daß sie erröthete.

Am andern Tage kam der Wagen um eine und eine halbe Stunde zu früh. Ich raffte mich auf, ging in den Wald, und wir begegneten uns, und ich glaubte wieder das Roth auf ihren Wangen zu sehen.

Von nun an kam der Wagen ganz regelmäßig um eilf Uhr. Wir begegneten uns, grüßten uns, und ihre Augen wurden immer schöner und glänzender.

Kein Mal, nicht ein einziges Mal that Roderer seiner Tochter Erwähnung. Ich that es auch nicht.

So kam der Bartholomäustag. In Lüpfing war am Vormittage feierlicher Gottesdienst, und der Wagen mit den Braunen fuhr nicht an dem rechten Gestade des Moores mittagwärts. Es war bereits drei Uhr geworden. Der Tag war mir unausstehlich. Ich machte mich auf, und ging gegen Lüpfing hinaus. Es war ein langes Gehölze, morgenwärts von Lüpfing, von dessen Rande man das Thal, die Wiesen, Felder und Gärten, in denen Lüpfing lag, übersehen konnte.

Auch das Schloß Firnberg sah man von da aus. Ich richtete meinen Weg so ein, daß ich durch dieses Gehölz an seinen Rand und von da nach Lüpfing käme. Als ich an den Rand des Gehölzes heraus gelangte, sah ich ein seltsames Bild vor mir. Auf dem Wiesenanger, der, sanft abwärts gehend, an das Gehölze stieß, und theilweise auch auf den abgeernteten Feldern waren Buden aufgeschlagen, waren Tische mit schmausenden Menschen, waren Kegelbahnen, Scheibenschießen, Schaukeln, Musikbühnen, Tanzplätze, und ich weiß nicht, was sonst noch, von Stangen mit wallenden Fahnen überragt, und durchwimmelt von bunten Menschen aus Lüpfing, Kiring, Firnberg, Zanst und den weiteren und näheren Umgebungen. Ich blieb stehen, und schaute über das Ding hin. Dann nahm ich mein Zeichnungsbuch heraus, und beschloß einen Abriß dieser Sache zu machen. Zwischen dem Gehölze und dem Anger war eine Steinmauer aus losen Steinen, an der auf der Seite des Angers ein Weg dahin ging. Ich suchte auf meiner, nämlich der Waldseite der Mauer, eine gute Stelle zu gewinnen, an der ich, nicht gesehen, mein Buch auf die Mauer stützen und zeichnen konnte. Ich hatte die Stelle bald gefunden. Ein trockner Rasen, von Haselnußgesträuchen überschattet, ging gegen die Mauer, die hier niederer war, so daß ich, mit dem Körper unter dem Haselnußgesträuche liegend, das Zeichnungsbuch auf eine Emporragung stützen und mit meinem Haupte durch eine Scharte der Mauer hinaus sehen konnte. Ich begann nun zu zeichnen; aber noch hatte ich nicht den zehnten Theil des Bildes vor mir flüchtig hingeworfen, als ich auf dem Wege jenseits der Mauer eine Gesellschaft längs der Mauer gegen mich heran kommen sah. Roderer ging mit einer alten Frau an dem Arme auf dem Wege daher; die Frau hatte milde, schöne, sanfte Züge mit sehr großen braunen Augen. Es mußte Mathilde, Susanna's Mutter, sein. Dann kam

Susanna und zwei Mädchen, dann der Graf und jener Mann mit den schwarzen Haaren, der an meiner Malerstelle bei Susanna gewesen war, und dann noch einige junge Männer. Da sie genau an der Stelle vor mir angekommen waren, sagte Roderer: „Hier kann man das Treiben gut übersehen, und ein Maler könnte kaum einen bessern Platz wählen, wenn er es malen wollte. So etwas sieht man am lebendigsten in Holland."

„Und hier ist für unsere Königin auch ein steinerner Thron, wie die alten heidnischen Völker steinerne Königssitze im Freien gehabt hatten," sagte der blonde Graf, indem er Susanna an eine glatte Steinstelle, die auf der Mauer war, führte, auf die sie sich nieder setzte.

„Und die Mutter der Königin muß wohl als Vasallin an ihrer linken Seite und tiefer sitzen," sagte Roderer, indem er Mathilde zu einem tieferen Steine an der Seite Susanna's führte, auf den sie sich nieder ließ.

Sie sagte: „Das Alter sucht auch niederere Stellen, weil es sich auf hohe nicht mehr schwingen mag."

„Und die Vasallen sitzen noch tiefer als die Vasallinnen," sagte Roderer, indem er sich tiefer als seine Gemahlin, wahrscheinlich auf einen Stein setzte.

„Und die Ritter müssen zu den Füßen der Königin sein," sagte der Graf, indem er sich auf das Gras nieder warf. Die andern Männer thaten deßgleichen. Die Mädchen setzten sich auch auf tiefere Stellen, aber an der Mauer.

Mathilde war gerade vor meinem Haupte; ich konnte aber von ihr nur Nacken und Hinterhaupt sehen. Von Roderer und den Männern sah ich gar nichts, von den Mädchen nur die Hintertheile ihrer Hütchen. Susanna saß etwas rechts von meinem Kopfe, aber halb gegen mich und ihre Mutter gewendet. Weil sie auf der Steinmauer saß, sah ich ihren ganzen Rücken.

Ich war in einer sehr unangenehmen Lage. Soll ich in mein Gebüsch zurück kriechen? Dann mache ich vielleicht ein Geräusch, und richte alle Angesichter gegen mich. Die Musik, obwohl man sie nur gedämpft bis hieher hörte, schwieg jetzt auch überall. Soll ich aufstehen und die Gesellschaft grüßen? Das ganz und gar nicht. Die Tanzmusik und dann die schmetternde Musik an dem Schießstande muß beginnen, und dann ziehe ich mich zurück. Bisher hatte mich niemand gesehen, denn die Blicke waren stets auf das Volksfest vor mir gerichtet gewesen.

Die Musik begann aber nicht, dafür hörte ich die Worte der lauten Stimme des Grafen: „Weil Sie schon, hochverehrter Herr, sagten, daß der Anblick vor uns gemalt werden könnte, wie in Holland solche Dinge lebendig sind, und wie Holländer sie von jeher sehr zierlich zu malen verstanden haben, so hätte man ja den Maler aus der Lüpfschenke holen lassen sollen, damit er die Sache flüchtig mit Farben entwerfe, und dann später das Bild ausführe."

„Der geht nicht zu euch Leichtsinnköpfen heraus," sagte Roderer.

„Versteht sich," erwiederte der Graf, „der Kauz hat sich in ein Uhunest gesetzt."

„Er wendet seine Kraft an sein Unternehmen," sagte Roderer.

„Da hat er ein Blockhaus gebaut, um das Moor zu belagern," entgegnete der Graf.

„Wer weiß, ob er die Kräfte besäße, so ein buntbewegtes Leben zu malen, wie wir es hier sehen," sagte der Mann mit den schwarzen Haaren.

„Ob er es kann oder nicht, weiß ich nicht," erwiederte der Graf, „aber der größte Narr ist es, den ich je gesehen habe: der Kibiz auf der Lüpf, der Blockhausfrosch am Rohrdommelmoor! Das spricht auch wenig für seine Kunst.

Jedoch ein Stümper und ein Narr ist jeder auf seine eigene Gefahr, und wir können nichts dawider haben. Wenn es aber wahr ist, was ich hörte, daß er seine Augen auf die schöne Susanna richtet, dann muß der Tropf gezüchtigt werden."

Ich weiß nicht, hatte Susanna mich schon früher ein- 5 mal gesehen oder nicht: bei diesen Worten aber warf sie einen Blick auf mich; es war nur ein einziger kurzer Blick, sie mußte gleich wieder weg sehen, um nichts zu verrathen: aber es war ein namenlos wunderbarer Anblick. Ich sah in wahnsinnigem Zorne und in wahnsinniger Liebe gegen 10 ihre Augen. Ihre liebe Hand tastete jenseits der Mauer hinab, und als sie mein Haupt erreichte, von dem ich die Bedeckung bei dem Beginn des Zeichnens in das Gras gelegt hatte, hielt sie die Hand auf meinen Scheitel, und drückte mich sanft nieder. 15

Ich athmete nicht in diesem Augenblicke.

Dann stand sie auf, und sagte: „Wir müssen doch das Bild auch von einer andern Seite betrachten."

Und sie that einen Schritt vorwärts, und zögerte dann, um zu sehen, ob man ihr nachfolge. Da sie Anstalten ge- 20 sehen haben mußte, daß man sich erheben wolle, ging sie wieder einige Schritte weiter, das Angesicht immer gegen die Menschenmenge gerichtet. Roderer erhob sich, nahm seine Gattin an dem Arme, und ging mit ihr längs der Stein- mauer weiter. Die Mädchen waren aufgestanden, die Männer 25 waren aufgesprungen, und alle jungen Leute folgten Susanna.

Ich drückte mich jetzt in mein Haselgebüsch zurück, steckte mein Zeichnungsbuch in die Tasche, nahm meinen Hut, erhob mich hinter dem Gebüsche von dem Boden, ging das Gehölze zurück, und aus demselben auf dem Wege, den 30 ich gekommen, in mein Blockhaus zurück.

Ich schlief in der kommenden Nacht keinen Augenblick, und malte des andern Morgens nicht.

Als ich den Wagen mit den Braunen an dem rechten Ufer des Moores mittagwärts fahren sah, flog ich mit klopfendem Herzen auf meinen Pfad. Auf dem Waldwege sah ich Susanna daher wandeln. Mit stürmender Brust ging ich gegen sie. Als sie nahe war, und als ich sah, daß sie heute blasser sei, rief ich: „Susanna, Susanna!“

Sie sah mich liebend an, und reichte mir beide Hände hin.

Ich ergriff die Hände, riß das Mädchen gegen mich, und schloß es an meine Brust. Unsere Arme umschlangen sich, und ihr heißer Mund glühte auf dem meinen.

Der Mund, der immer stolz gewesen war, hatte mich geküßt.

Und als sich die Arme gelöst hatten, und als ich sie wieder ansah, sah ich, daß sie das schönste Geschöpf ist, welches die Erde getragen, und welches Gott je erschaffen hat.

Ich legte wieder meinen Arm um ihre Schulter, nahm sie bei der Hand, und sagte: „Susanna! auf ewig —.“

„Auf ewig,“ antwortete sie.

„Du geliebtes, du theueres Wesen,“ sagte ich.

„Du lieber, du einziger Mann,“ antwortete sie, „der sein All auf einen Gedanken setzt, gegen sie, die kein All haben, und keinen Gedanken, es an ihn zu setzen — !“

„Du bist meinetwegen den Waldweg gegangen, Susanne?“ fragte ich.

„Ich bin deinetwegen gegangen,“ erwiederte sie. „Und du?“

„Ich bin nur gekommen, dich zu sehen,“ sagte ich.

„Ich wußte es,“ entgegnete sie, „aber sage, wie heiß' ich dich denn?“

„Heiße mich Friedrich,“ sagte ich.

„Höre, Friedrich“, sagte sie, „du mußt deine Gewalt, die ich an dir sehe, auf irgend etwas Großes wenden, und es erreichen, dann lieb' ich dich grenzenlos.“

„Und ich liebe dich grenzenlos, weil du bist, wie du bist," sagte ich, „und ich werde thun, was ich kann, oder untergehen."

„Ich weiß es, ich weiß," sagte sie.

„Welch' ein Glück, das wir so schnell gefunden," sagte ich. 5

„Ein Glück vom Himmel," antwortete sie.

Sie schwieg ein Weilchen, dann sagte sie: „Du hast gestern meine erste Bitte erfüllt, Friedrich, erfülle heute meine zweite."

„So sprich," sagte ich. 10

„Du wirst den erbärmlichen Grafen zur Verantwortung ziehen?" fragte sie.

„Ja," sagte ich.

„Thue es nicht," antwortete sie, „er hat nichts Schlechtes, nur Unverstand von dir gesagt, und es war kein Zeuge. 15 Du kämest mir beschimpft vor, wenn du mit ihm strittest."

„Und wenn er Streit mit mir beginnt?" fragte ich.

„Das wird er nicht," antwortete sie. „Als wir allein waren, sagte ich zu ihm, wenn je ein Mann dadurch, daß er die Augen auf mich richtet, meinen Unwillen erregt, so 20 soll er mein Kämpfer gegen diesen Mann sein: wenn ich aber eines Mannes Augen auf mich richten lasse, diesen Mann müsse er aufs Höchste ehren."

„Nun?" fragte ich.

„Er ging es ein," antwortete sie, „wie er immer huldigt." 25

„Sie sagten ja, er sei dein Bräutigam?" fragte ich.

„Er versichert mich," antwortete sie, „daß ich die Schönste auf der Welt bin, daß ich eine Göttin bin, daß ich eine Königin bin, und daß ich ihn zum glücklichsten Menschen machen könnte, wenn ich mein Loos mit ihm 30 theilte. Ich habe ihm geantwortet, daß ich nicht die Gefühle hege, sein Weib zu werden, und daß ich es nie werden könne. Er hat eine schöne Farbe seines Angesichtes, schöne

Augen und einen schönen Bart, hat schöne Pferde, mit denen er hin und her fährt, und die er selber erzieht, und hat mehrere Güter. Sonst ist er gutmüthig. Er hat seine Anträge stets scherzend gehalten, und ich habe meine Ablehnung scherzend gemacht. Wenn er sieht, daß du mein Bräutigam bist — denn ich will meine Liebe nicht geheim halten, sage sie dem Vater, sage sie der Mutter, sage sie, wem du willst — und wenn er sieht, daß du mein Bräutigam bist, so wird er sich fügen, und irgend einmal eine andere heimführen."

„Wenn er aber doch gegen mich auftritt?" fragte ich.

„So handle nach deinem Ermessen," sagte sie.

„So sei es," antwortete ich, „möge der erste Tag unseres Bundes Friede sein."

Ich reichte ihr die Hand, und sie empfing dieselbe.

Dann nahm ich sie an dem Arme, und führte sie den Weg zurück, den sie hergekommen war. Wir gingen nun langsam Arm in Arm den Weg in sanftem Gespräche, den wir so oft schweigend gegen einander und an einander vorüber gewandelt waren. Ich führte sie zu ihrem Wagen. Dort reichten wir uns die Hand zum Abschiede, ich half ihr in den Wagen, ihr Kutscher fuhr sie die Straße an dem rechten Ufer des Moores mitternachtswärts, ich ging den langen Weg durch den Wald und dann den Pfad an dem linken Moorufer in mein Blockhaus.

Mit wallendem Herzen ging ich in mein Zimmer. Dort schaute mich ruhig von seinem Gerüste mein großes Bild an.

Nachmittags malte ich nicht mehr.

Als ich Abends mit Roderer an dem Apfelbaume saß, sagte ich zu ihm: „Ich bitte Sie für den morgigen Tag um eine Unterredung, die mir sehr wichtig ist: mögen Sie mir dieselbe gestatten, wenn es Ihnen Ihre Zeit erlaubt."

„Meine Zeit erlaubt es immer," sagte er, „und ich bitte Sie, wählen Sie die Stunde selber."

„Wenn ich die Stunde selber wählen darf," sagte ich, „so wähle ich, daß nicht viel Zeit vor der Eröffnung verfließe, die neunte Stunde Morgens." 5

„Es wird ein Wagen nach acht Uhr bei dem Willigitter unter diesem Hügel auf Sie warten, um Sie in mein Haus Firnberg zu bringen," sagte er.

„Ich nehme es dankbar an," entgegnete ich.

Am nächsten Morgen kleidete ich mich, wie man sich 10 in Wien kleidet, wenn man einen Vormittagsbesuch macht. Die Wirthin richtete große Augen auf mich, als sie mich in diesen Kleidern ohne Malergeräthe den Hügel hinab gehen sah.

Der Wagen wartete an dem Willigitter, er hatte 15 Roderers Pferde, die täglich Abends dort warteten, ich stieg ein, und nach einer Fahrt von kaum einer halben Stunde war ich in dem Schlosse Firnberg. Man führte mich in Roderers Empfangstube. Es war dieß ein sehr anständiges eingerichtetes Gemach, das durch einfache Schönheit 20 mild umfing. Roderer war zum Empfange eines Besuches gekleidet. Er saß auf einem Rohrstuhle an einem Schreibtische. Als ich eingetreten war, stand er auf, ging mir entgegen, reichte mir die Hand, führte mich zu einem Sitze an dem großen Tische, der in der Stube stand, setzte sich 25 an meine Linke, und fragte, ob er mir in etwas dienlich sein könne.

Ich war ein wenig bewegt, und sagte die Worte: „Hochverehrter Herr Roderer! Ich bin nicht gekommen, einen Dienst von Ihnen zu verlangen; sondern es ist et- 30 was geschehen, was jemanden Ihrer Angehörigen betrifft, und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen die Sache zu enthüllen. Ihre Tochter Susanna und ich haben eine

Neigung zu einander gefaßt und sie lange schweigend gehegt. So lange nicht eines zu dem andern ein Wort gesprochen hatte, hielt ich mich nicht für verbunden, mit Ihnen davon zu reden, weil Gedanken nach Außen nichts bewegen; aber gestern haben wir gesprochen, und haben gesagt, daß es unser beider Wunsch wäre, uns auf ewig anzugehören, und jetzt bin ich gekommen, es Ihnen zu sagen, damit Sie handeln, wie Sie es für Ihre Pflicht halten. Ich heiße Friedrich Roderer, gerade Roderer wie Sie, und bin jetzt sechs und zwanzig Jahre alt. Mein Vater lebt in Wien, und hat Liegenschaften in Niederösterreich und Ungarn. Meine Mutter lebt auch noch. Ich habe noch eine Schwester, eine Großmutter und zwei Oheime, Brüder des Vaters. Ob wir mit Ihnen und Ihren Roderern verwandt sind, weiß ich nicht, ich habe mich nie gekümmert, ob noch entfernte Verwandte von uns in der Welt sind. Ich selber besitze ein Vermögen, daß eine Gattin und zahlreiche Nachkommenschaft versorgt werden kann, wie wohlhabende Leute die Ihrigen zu versorgen pflegen. Ich verschwende nichts, Sie selber haben mein einfaches Leben gesehen, und so ist es immer, und so ist meine Habe gewachsen. Ich habe bis jetzt eine ehrlose Handlung nicht begangen, und bin meines Willens gewiß, sie auch in Zukunft nicht zu begehen. Meine Fehler suche ich zu verbessern, wenn sie mir bekannt werden. Was davon noch da ist, mögen meine Freunde aus Liebe ertragen und bessern. Irgend ein Mädchen habe ich bisher noch nicht beachtet, weil ich nur ein einziges, alles Andere verdunkelndes Bestreben hatte, die Kunst. Ich habe geglaubt, daß ich nie eine eheliche Verbindung eingehen werde. Susanna liebe ich, wie ich nie irgend ein Wesen auf der Welt geliebt habe. Wie und warum weiß ich nicht. Ich habe sie sehr oft stumm angeblickt, sie mich auch, und wir liebten uns, und haben es plötzlich gesagt. Über meine

äußeren Verhältnisse kann ich Ihnen die Beweise vorlegen, wenn sie angekommen sein werden, über mein Wesen nur meine Worte. Susanna werde ich ewig lieben, und ich glaube von ihr, sie mich auch. Was sonst sein wird, weiß ich nicht. Jetzt habe ich Ihnen Alles gesagt."

Er schwieg ein Weilchen, dann sprach er: „Sie haben in dieser Sache ehrenhaft gehandelt, und ich glaube fest, daß Sie einer unehrenhaften Handlung nicht fähig sind. Ich habe gewußt, daß meine Tochter in dem Lüpfwalde spazieren geht, ich habe gewußt, daß Sie dieselben Wege gehen. Meine Tochter hat unser Vertrauen, und Ihnen schenkte ich es auch. Hätten Sie nicht gesprochen, so hätte Susanna gesprochen, und dann hätte es mir um Sie leid gethan. Ich ahnte, was geschehen würde, und Mathilde und ich sprachen keine Mißbilligung aus. Um das Vermögen des Gatten Susanna's fragen wir nicht, nur um seine Person. Ich kenne Sie nur einige Monate, und achte Sie mehr, als Sie vielleicht wissen. Ob aber sonst Ihr Wesen zu dem Susanna's passe oder Susanna zu Ihrem, kann jetzt niemand wissen. Schließen Sie sich an uns an, und wenn die Zeit, die nöthig ist, daß sich die Zusammenstimmung kläre oder die Mißstimmung eröffne, um ist, dann geschehe, was eben diese Zeit gereift. Ist Ihnen diese Antwort entsprechend?"

„So herrlich, wie ich sie von Ihnen gedacht, den ich verehren gelernt habe," sagte ich, „Sie müssen es gesehen haben."

„Ich hab' es," antwortete er, „und ich bin auch nicht, mein lieber junger Freund, immer nur des Glases Bier wegen auf den Lüpfhügel gestiegen. Sie haben mir allein Ihre Bilder gezeigt, und ich habe Ihnen Rorderergeschichten erzählt, in denen Närrisches genug vorkommt, Sie haben sich nicht an uns gedrängt, und ich habe sie nicht nach Ihrem Namen gefragt. Aber sagen Sie, warum haben Sie mir denn nicht eröffnet, daß Sie Roderer heißen?"

„Recht genau weiß ich es nicht,“ antwortete ich, „aber nach meinem Vermuthen war es Anfangs Schüchternheit, und dann, als ich dieRoderergeschichten kennen gelernt hatte, mochte es die Scheu gewesen sein, vorzeitig in Verwandtschaftsforschungen hinein gezogen zu werden, was mir Herz und Stimmung für meine jetzige Arbeit gedrückt hätte. Für den Winter aber dachte ich mir, da ich an dem Lüpfbilde nicht arbeiten würde, könnte ich Ihnen die Sache sagen, wir könnten forschen, und Sie vielleicht einen andern Roderer sehen.“

Er lächelte und sagte: „So stammen Sie schon von dem nämlichen Friedrich Roderer her, der sich den langen Bart hat wachsen lassen, und dann ist jener Sohn nicht von den Wölfen gefressen worden. Ich werde mich mit Ihrem Vater und seinen Brüdern in Verbindung setzen, und die Sache heraus bringen. Ob Sie ein anderer aus den Roderern sind, muß sich erst zeigen, wenn das Siegel auf die Handfeste gedrückt ist. Das ist merkwürdig. Gehen wir zu meinem Frauenvolke, das uns erwartet.“

Er stand auf, und führte mich durch mehrere Zimmer, in denen ich selbst in der Flüchtigkeit schöne Bilder sah, in das Wohnzimmer seiner Gemahlin. Es waren eigentlich zwei. In dem ersten größeren saß sie, und Susanna stand neben ihr. Sie schienen nicht gerade beschäftiget zu sein, und mochten uns eben erwartet haben. Daß die Zimmer würdig waren, sah ich, forschte aber nicht weiter. Mathilde stand auf, da wir kamen, ich grüßte sie ehrerbietig, sie dankte freundlich. Gegen Susanna neigte ich mich, sie sich auch gegen mich, und unsere Augen mochten für einen Augenblick gleichsam ihre Lichter getauscht haben.

„Da bringe ich dir nun meinen jungen Freund aus der Lüpf, Mathilde,“ sagte Roderer, „setzet euch nur Alle um den großen Tisch, ich muß euch wichtige Geschichten erzählen.“

Er drängte uns gegen den Tisch, wies uns die Plätze an, und da wir uns gesetzt hatten, sagte er: „Ich komme letzterer Zeit gar nicht aus den Roderer-Begebenheiten heraus, und bringe wieder eine. Ich habe schon große Angst gehabt, daß meine Tochter Susanna aus der Art der Roderer schlage, so ruhig, so vernünftig, so bescheiden, so einfach regelmäßig und so fast ohne Fehler war ihre Lebensweise. Ich schüttelte fast den Kopf. Aber jetzt ist es anders. Statt aus den Söhnen des Landes, die das Ihrige bei einander haben, die leben, wie junge Leute leben, die achtbare Verwandte haben, die sich gut kleiden, und schmucke Geberden zeigen, einen Bräutigam zu wählen, erlieset sie sich einen Geliebten, den niemand kennt, dessen Namen sie gar nicht weiß, der nur einen runden Hut und graue Leinwandkleider trägt, der gar nicht so außerordentlich schön ist, als daß er braune Haare und braune Augen hat, den unsere Umwohner hier zu den reisenden Schauspielern zählen, der ein Narr ist, und sich auf dem Lüpfhügel ein Blockhaus baut, um den Sumpf zu malen, der keinem Menschen ein Bild zeigt, der sich um niemand kümmert, und mit niemanden umzeht, und der zuletzt und endlich auch noch ein Roderer ist. Staunt nur, ein Roderer ist es, der bewirkt hat, daß meine Tochter zeigt, daß sie nicht aus dem Stamme der Roderer geschlagen ist."

„Aber Vater," sagte Susanne hierauf, „du hast selber von dem Manne auf dem Lüpfhügel erzählt, und bist zu ihm hinaus gegangen, und da ist es ja natürlich, daß ich ihn angeschaut habe, als er mir begegnete."

„Angeschaut," entgegnete Roderer, „und dann?"

„Du wirst schon sehen, Vater, daß er recht ist," sagte sie, „wenn du der Andern gedenkst, wie sie sind."

„Ja der Rechte ist immer der Rechte," sagte Roderer, „und du hast dich mit der Mutter verschworen, daß ich

sagen soll, liebt euch ewig; denn nicht wahr, ewig, habt ihr gesagt, werdet ihr euch lieben? Nun, es wird schon recht sein."

„Mein Gatte hat mir von Ihnen erzählt," sagte Mathilde, „gestern haben wir wieder von Ihnen gesprochen. Der Wille meines Gatten ist in allen Dingen immer der meinige gewesen, und ist es auch in diesen. Sie haben ihn und er hat Sie diesen Sommer kennen gelernt, wenn Sie nun auch uns ein wenig näher wollen kennen lernen, so wird es recht gut sein."

„Ich bin für diese Güte sehr dankbar," antwortete ich, „was ich bereits kenne, hat mir Verehrung eingeflößt, und ich glaube die Hoffnung aussprechen zu können, daß mein Benehmen Sie Ihre Freundlichkeit nicht wird bereuen lassen."

„Gewiß nicht, gewiß nicht," sagte sie, „sonst hätte Sie Roderer nicht hieher geführt. Und wenn Sie Susanna's Herz beglücken und Susanna Ihr Herz beglückt, so werde ich meinen Segen dem Tage geben, der Sie in dieß Haus geführt."

„Möge dieser Segen bald erscheinen," sagte ich, „und der Segen Gottes bald umschweben, was wir wünschen, wenn wir es verdienen. Ich bitte Sie in diesem Augenblicke, hochverehrte Frau, um die Erlaubniß, zum ersten Male Ihre mütterliche Hand küssen zu dürfen."

Sie reichte mir ihre weiße feine und milde Hand, ließ sich aber dieselbe nicht küssen, sondern drückte die meine freundlich, und sah mich mit den großen braunen Augen an, von denen mir Roderer erzählt hatte, daß sie ihn beglückten, und in denen ich Susanna's Augen erkannte, die mich beglücken werden.

„Wenn Sie Roderer heißen," sagte sie, „so ist es gut, die Roderer sind fast immer gut, und Susanne ist sehr gut."

„Das wußte ich, als ich ihre Augen gesehen hatte," sagte ich, „und ich werde ewig gut und mild mit ihr sein."

„Amen," sagte sie.

Wir sprachen nun von gleichgiltigeren Dingen. Susanna setzte sich zu mir, und legte ihre Hand auf die meine. Ich glaubte dann, daß dieser erste feierliche Besuch abzubrechen sei, und erhob mich. Ich verabschiedete mich von Mathilde, von Roderer und Susanna. Roderer geleitete mich zu dem Wagen, der mich wieder an den Lüpfhügel zurück brachte.

Nun begann ein eigenes Leben. Des frühen Morgens schon malte ich, und malte den größten Theil des Tages mit einem Eifer und mit einem Feuer, die ich früher gar nicht gekannt hatte, Alles gelang besser, und oft, oft war es mir schon deutlich, als müsse ich es erfassen können, daß der unnachahmliche Duft und die unerreichbare Farbe der Natur auf meine Leinwand käme. Die Waldspaziergänge waren eingestellt. Wenn es aber Nachmittag wurde, dann legte ich Alles weg, kleidete mich um, und ging zu Roderer. Und wenn ich nicht dorthin ging, so ging ich weit und breit spazieren, selbst in Ortschaften hinaus, und saß Abends mit ihm am Apfelbaume oder in der Stube des Wirthes.

Die Wirthin sagte zu mir: „Es ist doch gut, daß ihr mir gefolgt habt. Wäret ihr auch zu dem Jubelfest nach Lüpfing gegangen, so hättet ihr euch sehr erheitert. Es war prachtvoll auf den Wiesen und Stoppelfeldern an dem Währholze. Der hochgeborne Herr Roderer und seine hochgeborne Frau Gemahlin und Susanna und ihr Bräutigam und andere vornehme junge Leute und Fräulein waren zugegen, und ergötzten sich sehr. Ich habe es euch ja gesagt, daß es euch in dem Schlosse Firnberg sehr gefallen wird. Jetzt geht ihr hin. Geht nur auch öfter hinaus, und geht nur auch recht unter die Leute. Ihr seid schon jünger

und viel schöner seit der Zeit geworden, und eure Augen sind ganz lustig. Und wenn Susanna Hochzeit macht, müßt ihr zugegen sein, müßt fröhlich sein, und einen Segen trinken, wenn euch dann auch der Herr Roderer nach Hause fahren lassen müßte. Einmal ist keinmal. Folgt mir in Zukunft nun in allen Dingen recht ordentlich."

Ich sagte, daß ich sehr bestrebt sein werde, es zu thun.

Ich kam bei Roderer mit dem Grafen Sternberg und mit andern jungen Männern zusammen. Was Susanna voraus gesagt hatte, traf ein. Ich behandelte sie, wie in großen Städten sich die besseren Stände behandeln, und sie zeigten mir Ehrerbiethung.

Roderer hatte nicht viele, aber außerordentliche Gemälde. Von den besten Niederländern und Italienern war etwas da. Deutsches war noch weniger: Alles war von der alten Schule. Ich brachte viele Zeit im Anschauen dieser Dinge zu. In seiner Büchersammlung war das Beste fast aller Sprachen, besonders Dichter. Die Heldendichter waren alle vorhanden. Und so wurde viel und sehr gut vorgelesen. Sein Forstwart las ausgezeichnet; am besten aber immer Herr Roderer selbst. Es dürften da noch Erinnerungen aus seinen Jugendbestrebungen herein gespielt haben. Sehr oft gingen wir in den Liegenschaften und Anstalten herum, und betrachteten, was eben geschah. Auch mich besuchten sie zuweilen, und ich zeigte Mathilden und Susannen meine Malereien bereitwillig. Andern Menschen aber nie. Die Zeit unseres Zusammenseins schien zu entsprechen. Immer schöner wurde Susanna, sie schaute mich immer freundlicher an, und ich liebte sie immer mehr.

So war endlich der Winter gekommen, nachdem uns ein ungewöhnlich langer und schöner Herbst beglückt hatte. Erst acht Tage vor der heiligen Weihnacht fiel der erste Schnee. Er stellte mir das Malen ein. Das große Bild

war bis auf die letzten Feilen fertig. Eine unsägliche Zeit und Gluth hatte ich in dieses Bild hinein gemalt.

Als harter Schnee auf den Fluren lag, und Schlittenbahn war, verabschiedete ich mich, um nach Wien zu gehen, und meinen Eltern genaueren Bericht über meine Erlebnisse 5 abzustatten, als ich es durch Briefe hatte thun können.

Roderer kam auch nach Wien, und besuchte meinen Vater. Da kam es nun zu Tage, daß wir leibhaftig zu Roderers Roderern gehörten. Das wußte mein Vater sehr gut, daß er von einem Roderer herstamme, der Friedrich 10 geheißen habe und Obrist gewesen sei. Er soll auf einem Schlosse gehaust haben und sehr reich gewesen sein. Er soll vier Brüder gehabt haben, die alle vier aus Geiz nicht geheirathet hätten, und mit denen er im Unfrieden gelebt habe. Das sind nun genau die vier Roderer Peter Buben. 15 Das ist ganz klar, und der reiche Obrist ist der räudige Friedrich, der fünfte Roderer Peter Bub. Mein Vater wußte ferner, daß ein Sohn dieses Obersten, Namens Friedrich, der einen Bruder in dem deutschen Orden hatte, und der Großvater meines Vaters gewesen war, einer schönen Jüdin 20 zu Lieb nach Rußland gegangen war. Die Jüdin aber ist ein nichtsnutziges Ding gewesen, und Friedrich hat später die Tochter eines gemeinen Russen, der ihn von Wölfen gerettet und gepflegt hatte, geheirathet. Da ist nun etwas unklar. Entweder mußte er flüchten, oder er hat das 25 Mädchen entführt, weil sie eine Leibeigene war. Kurz mein Vater konnte nichts heraus bringen, weil sein Vater selber nichts Genaues wußte. Verfolgungen, Elend und dergleichen habe es gegeben. Aber die Ehe mußte anerkannt worden sein, weil Friedrich später wieder in Rußland war, und 30 durch Leitung von Bergwerken Vermögen erwarb. Es sind zwei gelbe Briefe vorhanden, welche an diesen Großvater meines Vaters von seinem Bruder Joseph Roderer

geschrieben waren, in deren erstem Joseph seine Vermählung anzeigte, und in deren zweitem Joseph um Angabe des Aufenthaltsortes Friedrichs bat. Meines Vaters Vater, auch Friedrich geheißen, war in Siebenbürgen, und hatte dort Liegenschaften. Mein Vater, der wieder Friedrich heißt, verkaufte dieselben, und übersiedelte nach Wien. Daß in Holland Nachkommen von Peter Roderer, einem andern Sohne des Obersten, sein sollen, wußte er auch. Sonach ist der Stammbaum nun aus den Erinnerungen meines Vaters und Roderers völlig aufgestellt worden. Wir, die Friedrich Roderer, sind der ältere Zweig von dem Obristen, und die Peter Roderer sind der jüngere. Da der deutsche Herr keine Kinder haben konnte, und die Nachkommenschaft Josephs ausgestorben ist, so sind diese beiden Zweige nun die einzigen Rodererzweige.

Es war großer Jubel über diese Enthüllungen, alle unsere Roderer kamen herzu, nämlich meine zwei Oheime mit ihren fünf Söhnen, und es wurde ein Mahl veranstaltet. Meine Großmutter war glücklich, daß sich die Roderer nun wieder mit Einem Schlage ausgedehnt hatten. Sie war die lebendige Handfeste unseres Zweiges, und wie so in der alten Geschichte geforscht wurde, kamen ihr immer mehr Erinnerungen zu, und von ihren Lippen folgte Erzählung auf Erzählung, die erst mächtig die Klarheit förderten.

Peter Roderer reisete wieder heim, und im Frühlinge kamen nach Verabredung alle Roderer in Firnberg zusammen, und brachten auch alle ihre weiblichen Angehörigen mit. Es war nun da Peter Roderer mit seinem Sohne, der auch wieder Peter hieß, und von England gekommen war; es waren da seine drei Brüder mit ihren Gattinnen, sieben Söhnen und drei Töchtern; es war da mein acht und achtzigjähriger Großvater mit unserer achtzigjährigen

Großmutter und vier Töchtern, meinen Tanten; es war da mein Vater mit mir und meiner Schwester, und es waren da meine zwei Oheime mit ihren Gattinnen und fünf Söhnen, wozu ich nun noch Mathilde, des älteren Peter Roderers Gattin, und Susanna, meine Braut, nennen muß. Es wurde 5 die Stammesverbrüderung gefeiert, und Peter Roderer gab mehrere Feste. Alle männlichen Roderer hatten den kurzen Vollbart, außer denen, welchen er erst wachsen mußte, und alle Bärte waren braun: nur der meines Vaters war schon gemischt weiß, so wie es die der drei Brüder des älteren 10 Peters waren. Der des älteren Peters war weiß, und der meines Großvaters war schneeweiß. In dieser Versammlung wurde mir auch Susanna endgültig zugesprochen. Die Hochzeit sollte am Petrus-Paulustage sein. In dieser Versammlung sprach auch mein Vater und mein künftiger 15 Schwiegervater den Wunsch aus, daß ich von jetzt bis zu dem Hochzeitstage einen Flug durch die Länder Holland, Belgien, Frankreich und Italien machen möchte. Ich sah den Grund nicht ein; aber in meinem Glücke wollte ich mich gegen nichts auflehnen, und willigte ein. Als die Roderer 20 sich trennten, fuhr ich auf der Straße gegen Holland. Ich war schon geraume Zeit vor dem Petrustage wieder zurück, und hatte aus eigenem Antriebe noch ein Land hinzugefügt, nämlich die Schweiz.

Da ich meine zukünftigen Angehörigen in Firnberg 25 begrüßt hatte, ging ich in mein Blockhaus.

Dort blieb ich zwei Tage vor meinem Bilde sitzen. Dann ging ich zu Susanna, bath sie um eine Unterredung, und sagte zu ihr: „Meine geliebte Braut, du höchstes Gut meines Herzens hienieden! höre mich an. Mein großes Bild, 30 welches bis auf Kleinigkeiten fertig ist, kann die Düsterheit, die Einfachheit und Erhabenheit des Moores nicht darstellen. Ich habe mit der Inbrunst gemalt, die mir deine

Liebe eingab, und werde nie mehr so malen können. Darum muß dieses Bild vernichtet werden, und keines kann mehr aus meiner Hand hervor gehen. Wenn du sagst, ich werde dich verlieren, wenn ich mein Streben aufgebe, so muß ich dich mit dem ungeheuren Schmerze verlieren, aber meinen Entschluß ausführen. Jetzt rede."

„Nein, du verlierst mich nicht," antwortete sie, „mein Vater hat mich von Kindheit an im Kennen von Bildern geübt. Deine Bilder sind außerordentlich schön; wenn aber deine Gedanken höher sind, und du dich durch deine Hervorbringungen gedemüthigt fühlst, vertilge sie. Ich liebe dich noch mehr. Wir werden unsere Herzen verbinden, sie werden etwas vollführen, und klein und niedrig und unerheblich wird es nicht sein."

Und wir schlossen uns in die Arme, und drückten die heißen Lippen an einander, und drückten sie noch einmal an einander, dann schüttelte ich ihr die Hand, und sagte: „Erzähle deinem Vater, was ich dir gesagt habe. Ich gehe jetzt in das Blockhaus."

Wir trennten uns.

Im Blockhause nahm ich das Bild aus dem Rahmen, zerlegte den Rahmen, und verpackte ihn in seine Kiste. Dann schnitt ich die Leinwand des Bildes aus ihren Hölzern, zerschnitt sie in kleine Theile, und verbrannte diese Theile langsam im Ofen. Dann zerlegte ich die Hölzer, und verbrannte auch sie. Dann verbrannte ich alle meine Entwürfe, und zuletzt die Farben, die Pinsel und die Malerbrette. Was sonst noch an Geräthen war, bestimmte ich späterer Zertheilung. Daß in dieser Sommerszeit Rauch aus meinem Rauchfange ging, befremdete meine Nachbarn, die Wirthsleute nicht; denn ich hatte öfter im vergangenen Sommer zu meinen Zwecken Feuer in meinem Ofen gehabt.

Ich fühlte nun eine Freiheit, Fröhlichkeit und Größe in meinem Herzen wie in einem hell erleuchteten Weltall.

Ich reiste nach Wien zu Vorbereitungen.

Am Petrus-Paulustage war die Hochzeit. Sie wurde in Firnberg gefeiert. Alle Roderer, die im Frühlinge an dieser Stelle gewesen waren, kamen noch einmal, um diese Feier mit zu feiern, und die Stammesgefühle nur noch fester zu binden. Die Trauung geschah in Lüpfing unter großem Zusammenlaufe von Menschen. Meine Wirthin schlug die Hände zusammen, als sie sah, daß ich Susanna heirathe. Ihr Mann Christian trug einen großen Blumenstrauß von der Lüpf nach Firnberg. Als wir bei dem Mahle saßen, stand Peter Roderer, mein Schwiegervater, mit dem Rheinweinglase auf, und sprach: „Der hier anwesende Friedrich Roderer, der jüngste dieses Namens, hat in der letzten Zeit gezeigt, daß er ein ganzer Roderer ist. Meine Tochter Susanna hat auch nicht ermangelt, sich als Rodererin darzuthun; heute haben wir beide ehelich zusammen gefügt, es muß also von ihnen noch Rodererischeres kommen als von andern Roderern, — möge es so groß sein, wie nie ein Roderer etwas zuwegen gebracht hat, und möge es mir erlaubt sein, ihr Wohl auf grenzenlose Zeit hinaus auszubringen."

„Das Doppel-Rodererwohl auf grenzenlose Zeit!" riefen mehrere Gäste; alle aber standen auf, und stießen an.

Wir dankten auf das Verbindlichste.

Und es war an diesem Tage auch große Fröhlichkeit in Firnberg. Die Roderer tranken, als müßten sie wahr machen, was mir die Wirthin geweissagt hat, wenn ich auf Susanna's Hochzeit mit dem Grafen wäre, und als müßte sie Peter Roderer endlich klärlich auf Wägen nach Hause bringen lassen.

Der Waldbrunnen.

(1866)

Ich habe zu zwei verschiedenen Malen ein Menschenbild gesehen, von dem ich jedes Mal glaubte, es sei das Schönste, was es auf Erden gibt.

Das eine Mal ist es ein Zigeunermädchen gewesen, 5 das andere Mal eine junge Frau.

Da ich schon in einem Amte war, und eines Tages in Dienstessachen nach dem kleinen Orte Neukirchen fahren mußte, fand ich, da ich auf der Wirthshausgasse des Ortes aus dem Wagen stieg, dort einiges Gedränge. Drei ein-10 spännige Wägen standen da, jeder mit einem mageren Pferde bespannt, und mit einem Leinwanddache überwölbt, und zwischen ihnen lagen allerlei seltsame Dinge: bunte Stäbe, Pfannen, runde Krüge, krumme Hackmesser, Kesselpflöcke, zwei Handtrommeln und noch mehr Anderes. Um 15 diese Dinge trieben sich Zigeuner herum: Männer und Weiber so schwarz wie der Mohrenkönig auf alten Bildern der heiligen drei Könige, in Trachten verschiedener Zeiten und Länder gekleidet, feurig an Farbe, ganz oder zerrissen, und dabei schrieen sie, als keiften sie, in der Angelegenheit 20 des Abfahrens oder des Ankommens begriffen. Neben der Thür des Gasthauses aber, zu der ich mir mühsam einen Weg bahnte, um mir für die Zeit, wann ich mit meinem Amtsgeschäfte fertig sein würde, ein Mittagmahl zu bestellen, stand ruhig, als ginge sie das Alles nichts an, ein 25 Mädchen der Zigeuner, und ich, der ich doch bereits in die reifenden Jahre trat, prallte fast zurück, als ich das Mädchen sah. Das war die schönste Menschengestalt, die sich je in

meinen Augen gemalt hatte. Der Oberkörper war in ein röthlich-braunes ausgebleichtes Zeug gehüllt, das so dünn war, daß man alle Gestaltungen durch dasselbe verfolgen konnte, und aus dem noch überdieß die Arme von den Achseln an ganz nackt herab gingen. Von den Hüften war 5 ein Rock mit gelben und rothen Streifen bis über die Knie hinunter, der aber die Schwingungen der Gestalt vollkommen erkennen ließ. Die Füße waren nackt. Von dem wolkigen Stoffe des Oberkörpers hingen allerlei mit den grellsten Farben gefärbte Bänder und Schnüre und Flecht- 10 werke herunter. Das Angesicht hatte die einfachsten Linien. Die Nase war gerade, die Lippen waren kräftig, die Augen waren sehr groß und so schwarz, wie weder schwarzer Sammet oder Kohle oder Rabengefieder oder irgend etwas Anderes in der Welt schwarz ist. Die Haare hatten dieselbe 15 Farbe und schlangen sich in wunderlichen Knäueln mit Schleifen und hellen Flittern über den Nacken auf den Rücken hinunter. Die Farbe des Körpers, gelbbraun wie ältliches Erz, stand sehr gut zu den schreienden Farben der Bänder, und stand zu dem Ebenmaße der Glieder, daß 20 wenn diese Gestalt genau, wie sie ist, gegossen gewesen wäre, sie das schönste menschliche Standbild geworden wäre, das hervor zu bringen ist, und daß alle Völker in Bewunderung vor der Schönheit dieses Kunstwerkes hätten knieen müssen, obwohl in dem Abgusse der Glanz der Au- 25 gen gefehlt hätte. Ein Maler wäre nicht im Stande gewesen, die Gestalt zu malen, weil er das sanfte Rund der Glieder nicht zuwege gebracht hätte. Ich dachte, da ich das Mädchen sah, daß keine Regelmäßigkeit der Krystalle, keine Pracht einer Pflanze, so herrlich sie sei, kein edles Thier, und 30 wenn es das schlankste, kräftigste, feinste Wüstenthier ist, so schön zu sein vermöge wie ein Mensch. Den Ernst in den Mienen des Mädchens würde ich dem Ernste der

sixtinischen Madonna vergleichen, wenn ich nicht eine Ungerechtigkeit beginge; denn das Mädchen war schöner als die raphaelische Madonna. In den Standbildern der Griechen, die auf uns gekommen sind, und auf den Tafeln der Maler ist diese Gestalt nicht vorhanden. Von der Stimme des Mädchens konnte ich nichts vernehmen; denn es gab, während ich da war, keinen Laut von sich. Auch machte es keine Bewegung, und nur bei dem Blinken der Augen sah ich die Regung der Wimpern. Neben dem Mädchen stand in der Hausthür der Wirth mit dem großen Bauche, der grünen Weste, der schwarzen Haube und den weißen Hemdärmeln, und fragte mich, was mir zu Befehl sei. Ich sagte ihm, daß ich um zwölf Uhr essen kommen werde, und daß er mir dann geben möge, was er habe. Ich sagte sonst nichts, und betrachtete das Mädchen; aber nur kurz, denn da man mich hatte ankommen sehen, so sendete man mir sofort die Bothschaft, die andern Herren warten schon auf mich in dem Pfarrhofe. Ich ging also in den Pfarrhof, und später an das, was in Neukirchen meines Amtes war. Um drei Uhr des Nachmittages kam ich erst in den Gasthof zurück; denn wir hatten sämmtlich das Mittagessen bei dem Pfarrer einnehmen müssen. Der Platz vor dem Gasthause war jetzt ganz leer. Ich trank hierauf weniger des Durstes als des Wirthes wegen ein Glas Wein, fragte flüchtig um die Zigeuner, hörte, daß sie fort seien, ließ meine Pferde vor den Wagen spannen, saß ein, und rollte dann auf meinem Heimwege dahin, an die Gestalt des Mädchens denkend und erwägend, ob sie denn so schön gewesen sei wie die der jungen Frau, welche ich vor Jahren auf dem Rigi gesehen hatte. Ich fuhr an grünen Bäumen und zwischen grünen Wiesen und Feldern meines Weges und kam nach Hause.

Ich erzählte meiner Frau von dem Vorfalle, und erzählte ihr auch von der jungen Frau.

Ich war nämlich noch ein Schüler der Rechtsschule gewesen, als ich eines Tages mit einem Ränzlein auf dem Rücken, einer kleinen Haube auf dem Kopfe und einem Knotenstocke in der Hand den Rigi empor stieg. Es waren unser fünf, sämmtlich aus derselben Schule und gleich ausgerüstet. Wir verbrachten die Nacht auf dem Berge, und am Morgen waren wir mit andern Leuten auf einer Aussicht. Da stand eine Frau in einem schwarzen Gewande. Sie trug einen kleinen weißen Fächer in der Hand, am Halse ragte eine schmale weiße Krause aus dem schwarzen Gewande hervor, und auf dem Haupte hatte sie einen runden gelben sehr feinen Florentiner Strohhut. Manche Menschen des Berges sahen auf die Frau. Die ungemein großen Augen waren schwärzer, als das schwarze Gewand, so waren auch die reichen Haare unter dem Florentinerhute, die Zähne waren weißer als die Krause und der Fächer, und für die Gestalt war nichts da, womit man sie hätte vergleichen können. Sie war hoch; aber wäre sie um eine Linie höher gewesen, so wäre sie nicht mehr so schön gewesen, und wäre sie um eine Linie niedriger gewesen, so wäre sie auch nicht mehr so schön gewesen. Damals waren Frauengestalten noch Gestalten, nicht wie jetzt häßliche Kleiderhaufen. Sanft baute sich die Gestalt empor; wenn sie sich regte, so war die Bewegung weich und geltend. Die Menschen sagten, ihre Augen erscheinen nur so leuchtend und ihre Zähne nur so weiß, weil die Farbe ihres Angesichtes ungewöhnlich dunkel sei, dunkler, als sich mit Schönheit verträgt; aber gerade, weil in das Rosenroth ihrer Wangen ein wenig Bräunlichschwarz gemischt war, glich die feine Wölbung dieser Wangen so sehr der zarten Führung des schönsten uralten Standbildes. Bei dieser Frau war ein Mann, der nur ein wenig größer war als sie, und braune Augen und Haare hatte. Die Leute sagten, dieses Paar sei schon eine Woche in der Herberge

des Rigi. Wir blieben den ganzen Tag auf dem Berge, und an diesem Tage sahen wir und Andere öfter auf die schwarze Frau, obwohl auch Mädchen da waren, von denen man sagen konnte, daß sie sehr schön seien. Ein alter Kaufmann aus Augsburg erzählte uns, daß die Frau wunderbare kleine Gedichte mache; aber niemand habe eines dieser Gedichtchen gesehen oder gehört, und er auch nicht. Er zeigte uns ihren und ihres Mannes Namen in dem Einschreibbuche der Herberge. Der Name der Frau stand mit einer klaren Handschrift da; aber keines der wunderbaren Gedichtchen war dabei. Ich habe den Namen später wieder vergessen. An dem Tage, den wir auf dem Berge verbrachten, habe ich die Frau mit ihrem Gatten wandeln sehen, ich habe sie auf einem Steine sitzen sehen, ich habe sie in dem Gesellschaftssaale gesehen, und ich habe sie sprechen hören. Als der nächste Morgen graute, gingen wir fünf Wandergesellen wieder den Berg hinunter. Da sagte Froschhäuser, einer der Kameraden: „Diese schwarze Frau sollte man nach München schaffen, und dort sollte sie in Thon gebildet, und dann in Erz gegossen und in Marmor gehauen werden, daß die Welt erführe, was Schönheit sei."

„Dann wäre nicht vorhanden," antwortete ich, „wie sie die schwarzen Augen gegen ihren Gemahl aufschlägt, und klare Worte spricht."

„Und ich," sagte Kreidenberger, ein anderer der Wandergesellen, „würde auf einem Scheermesser von Schwabach nach Rom reiten, wenn ich dadurch diese Frau, falls sie noch ein Mädchen wäre, zu meinem Weibe gewinnen könnte."

„Und wenn du auf dem Scheermesser von Schwabach nach Rom und von Rom nach Schwabach geritten wärest," sagte Grünfeld, ein dritter der Wanderer, „so möchte sie dich nicht, wenn sie in den runden Kreis deines Angesichtes blickte."

„Wohl," sagte Kreidenberger, „wenn ich meine Redegabe anwenden würde."

„Streitet nicht," sagte ich, „das ist jetzt gar nicht mehr auszumitteln."

Aber sie stritten fort. 5

„Und wer weiß, was ich thue," sprach Kreidenberger. „Ich suche die Frau auf, lasse meine Worte fliegen, und wende sie von ihrem Manne zu mir."

„Schlagt ihn todt," schrie Kindinger, der vierte der Wandergesellen, „jetzt ist er toll, und es kann ein Unglück 10 geschehen."

Und so stritten und redeten sie fort, und redeten viele Tage, da wir noch in manchen Gegenden der Schweiz herum gingen.

Was würde denn Froschhäuser, was Kreidenberger, was 15 Grünfeld, und Kindinger, die jetzt auch mit langen Amtsschriftenbündeln wirthschaften wie ich, sagen, wenn sie das Zigeunermädchen gesehen hätten?

Meine Gattin bemerkte, ich hätte wirklich Unglück, da ich alle Male meine Götterbilder unter den Frauengestalten 20 finde, deren Farbe an die des Glockenmetalles erinnere, wenn es nicht mehr ganz neu sei.

„Und doch habe ich das rosigste Mädchen mit der feinsten Farbe geehelicht," antwortete ich, „das Mädchen, welches ich damals für das schönste in Wien erklärte." 25

„Aber so schön doch nicht, wie die Zigeunerin und wie die andere, welche vielleicht von Zigeunern abstammt?" fragte sie.

„Höre mich, mein holdes Kind," antwortete ich. „In dem Baue der Glieder, denke ich, bist du nicht so schön wie 30 das Zigeunermädchen und die schwarze Frau; aber sonst bist du weit schöner, und mir bist du die schönste und reizendste auf der Welt."

„Und wie alt waren denn deine Schönheitsgrößen, als du sie erblicktest?“ fragte sie.

„Daran habe ich wirklich nicht gedacht,“ antwortete ich. „So weit ich mich zurück erinnere, mochte die schwarze Frau damals auf dem Rigi zwei und zwanzig oder vier und zwanzig Jahre alt gewesen sein, sie mochte auch jünger gewesen sein; denn solche dunkle Frauen sehen in ihrer Jugend immer älter aus, und das Zigeunermädchen von heute möchte ungefähr siebenzehn Jahre alt sein.“

„Und was hast du denn mit dem Zigeunermädchen gesprochen?“ fragte sie.

„Gesprochen? Ich habe mit dem Mädchen gar nicht gesprochen,“ antwortete ich, „daran habe ich auch nicht gedacht, ich habe nur die Gestalt angeschaut und um ihr Wesen mich nicht bekümmert; denn an Seele gibt es nichts Schöneres als dich, und da suche ich nicht weiter herum.“

„Nun, so sei es dir, wenn es so ist, verziehen,“ erwiederte sie, „daß du unter Zigeunern und Malaien schönere Gestalten findest, als deine Frau ist.“

Und ein recht freundlicher Kuß, um den ich bath, bekräftigte die Verzeihung.

Und wie es in der Welt Ereignisse giebt: eine Zeit nach diesem Versöhnungskusse erfuhr ich folgende Begebenheit.

Einmal fuhr ein alter Mann mit zwei jungen Begleitern in einem leichten Wagen sitzend auf der Straße, welche von Passau mitternachtwärts gegen den Ort Freiung führt, dem genannten Orte und dem bairischen Walde entgegen. Nicht weit von Freiung ließ er den Wagen an einem einzeln gelegenen Gasthofe halten, und stieg mit seinen Begleitern aus. Er bestellte für Menschen und Pferde ein Mittagmahl, und sagte dann: „Jetzt, Kinder, gehen wir ein wenig im Grünen herum, bis unser Essen in Bereitschaft ist.“

Und sie gingen von der Straße einen Rain entlang, der zwischen die Felder führt.

Die drei Menschen waren der alte Mann, ein Knabe und ein Mädchen. Der alte Mann hatte einen grauen Filzhut, einen grauen Rock und graue Beinkleider, der Knabe 5 einen grauen Strohhut und eine grauleinene Bekleidung, das Mädchen ein graues Strohhütlein und ein graues Faltenröcklein aus Ziegenhaaren. Der alte Mann hatte weiße Haare, braune Augen, ein gut gefärbtes Angesicht und einen weißen Stutzbart. Die Kinder hatten braune Locken und braune 10 Augen und rosige Angesichter, die fast eins wie das andere waren.

„Siehst du, Franz, und siehst du, Katharina," sagte der alte Mann, da sie an dem Felde hin gingen, „ich habe absichtlich dieses Gasthaus Fendelsberg zu unserem Mittag- 15 essen erwählt, damit ich euch den Wald, zu dem wir fahren, zeigen kann, weil man ihn auf unserem Wege kaum irgendwo so gut sieht. Da liegt er nun vor uns. Wenn die Sonne so lieblich scheint wie heute, seht nur, wie blau er nach einander dahin geht an dem lichteren und noch blaueren 20 Himmel, und wie so schön die Felder und die Wiesen und die Wäldchen herwärts von ihm gegen uns schreiten, und so hold gefärbt sind. Alles ist still in dem sanften Dufte. Und so geht er dort links, wohin wir nicht mehr sehen können, noch immer fort, daß du zehn oder fünfzehn oder 25 zwanzig Tage wandern könntest, Franz, ehe du ihn auswandertest. Und so liebe weiße Häuschen, wie das ist, in welches ich euch führen will, liegen an der ganzen langen Länge hin, und auch andere sind dort, nicht weiß, sondern braun, weil sie aus Tannenholz gemacht sind, das sich in 30 der Sonne so gefärbt hatte. Und auf den Dächern der Häuschen liegen große graue Steine. Und noch kleinere Häuschen sind dort, winzig kleine, in denen sehr arme

Leute wohnen. Wir können hier keines der Häuschen sehen, weil der ferne blaue Wald so groß ist, und die Häuschen so klein. Der große Wald geht, weil er so weit entfernt ist, so stumm dahin und dahin."

„Fahren wir da gerade auf den Wald zu?" fragte der Knabe.

„Nein, mein Kind," antwortete der alte Mann, „siehst du dort rechts hinter dem Berge einen Thurm hervor ragen? Das ist der Kirchenthurm eines großen Ortes, den man Waldkirchen nennt. Auf diesen Ort fahren wir zu. Und siehst du weit hinter Waldkirchen den Bühel von dem Rande des blauen Waldes empor ragen?"

„Ich sehe ihn, Großvater," sagte der Knabe.

„Das ist der Fels der drei Sessel, der über alle Bäume empor ragt," sagte der alte Mann, „und von diesem Felsen gerade herab, wo der Wald aufhört, ist die Stelle, zu der wir gehen."

„Kommen wir noch heute hin, Großvater?" fragte das Mädchen.

„Nach fünf Stunden, wenn wir von diesem Gasthause weg gefahren sind," antwortete der alte Mann, „und da bekommt ihr unter Weges noch eine recht gute Milch in einem Hause, das Jandelsbrunn heißt."

„Wie freue ich mich auf die Milch und auf den blauen Wald," sagte das Mädchen, „ich habe noch gar keinen blauen Wald gesehen."

„Wenn du hinkömmst, ist er grün," sagte der alte Mann.

„Alle Wälder sind ja grün, Katharina," sagte der Knabe.

„So schimmert er nur blau?" fragte das Mädchen.

„Wie alle Höhen in der Ferne," sagte der alte Mann. „Und der Wald, wenn ihr in ihm herum gehen werdet, hat köstliche Dinge in sich. Da ist der ganze Boden, auf dem er steht, ein ungeheurer zerklüfteter Stein, ein Stein, der

hunderte von Meilen lang ist, viele Meilen breit, und manche Meile tief. Er hat Risse und Spalten und Gänge und Öffnungen, in welche die Wurzeln der Bäume eindringen, und über welchen der schwarze Boden liegt, auf dem die Gräser und Blumen und Beeren des Waldes wachsen. Und das Wasser, welches von den Wolken des Himmels nieder regnet, sinkt hinein, und sinkt immer tiefer, und reiniget sich, und sammelt sich in dem Steine, wie in einem blanken Kruge, weil der Stein fest ist wie eine glatte Schale. Und dann quillt es irgendwo hervor, und macht ein kleines Bächlein, oder in der Steinmulde ein Brünnlein so hellen Wassers, daß du nicht weißt, wo die Luft aufhört, und das Wasser anfängt, und ein Wasserfädlein rinnt von der Mulde fort, und tausend Wasserfädlein rinnen, und überall rieselt es emsig und still, und das Rieselnde findet sich zusammen, und es rauscht dann in der Tiefe, und die vielen vielen Bäche gehen in die Länder hinab. Und dieses Wasser gibt allen Wesen, selbst den Gräsern, Fröhlichkeit und Gesundheit, was das Wasser in den Ländern draußen, wo allerlei unreiner Boden ist, nicht geben kann. Und die Luft ist in den Höhen, die der Wald einnimmt, schon reiner, weil sie in allen Höhen reiner ist, und sie wird durch das Harz des Waldes und durch das Athmen seiner Millionen Blätter und Nadeln noch anmuthiger und balsamreicher, daß sie eben so Fröhlichkeit und Gesundheit bringt wie das Wasser. Und wer beides, Fröhlichkeit und Gesundheit, verloren hat, der erhält sie wieder, wenn er von diesem Wasser trinkt, und von dieser Luft athmet. Darum gehe ich mit euch zu einem Brunnen, den ich in dem Walde weiß, und in die Luft, die um den Brunnen weht."

„Großvater, haben wir denn die Gesundheit und Fröhlichkeit verloren?" fragte das Mädchen.

„Du, meine Katharina, hast Beides, und ich glaube, auch Franz hat Beides," sagte der alte Mann.

„Und hast du Beides nicht, Großvater?" fragte der Knabe.

„Ich glaube, ich habe es nicht," sagte der Großvater.

5 „Und wodurch hast du denn die Fröhlichkeit und die Gesundheit verloren?" fragte der Knabe.

„Ich werde sie durch manche Dinge verloren haben, mein Kind," antwortete der alte Mann, „die du nicht verstehst. Ich bin freiwillig in ein Amt gegangen, und bin 10 dadurch schon in einer Zeit zu viel an einem Tische gesessen, als noch euer Vater und eure Mutter im Grase fröhlich herum sprangen, ich habe Kummer erlebt, und werde Gesundheit und Fröhlichkeit verloren haben, weil ich Mangel an Liebe litt."

15 „Daran hast du ja nicht Mangel," sagte Franz, „dich lieben alle Menschen, und sagen es auch, dich lieben unsere Dienstleute, und sagen es auch, dich lieben die alten Männer, die oft zu uns kommen, darum kommen sie, dich lieben unsere Lehrer, sie haben es zu uns gesagt, und ich und Katharina 20 lieben dich auch, so gut dich Susanna und Ludmilla lieben."

„Die lieben mich alle, und ihr liebt mich auch," sagte der Großvater, „und ich bin euch für eure Liebe sehr dankbar. Ihr habt diese, und ihr gebt mir die, die ihr habt."

„Ja, das thun wir," sagte Katharina.

25 „Ich bin auch einmal so ein Kind gewesen, wie ihr seid," entgegnete der alte Mann, „und bin heran gewachsen, und habe mir Gespielen gesucht, und habe ihnen Gutes gethan, indem ich mich aufopferte, und sie haben gedankt, und sind fröhlich gewesen, und sind in die weite Welt gegangen. Ich 30 habe eure Großmutter kennen gelernt, welche die Mutter eures Vaters gewesen ist, sie ist meine Ehefrau geworden, und hat mich sehr geliebt. Ich hatte ihr Alles gegeben, was ich gehabt habe, ich habe ihr aufgeopfert, was mir lieb war,

sie war mir sehr dankbar, ich wurde ihr Theuerstes auf der Welt; aber sie konnte nie thun, was gegen ihren Sinn und ihr Gemüth war, sie wußte es nicht, und kränkte mich. Endlich starb sie, und nahm noch mit brechenden Augen von mir Abschied. Euer Vater ging zu eurer Mutter, und hing sein Herz an sie. Beide sind viel zu jung gestorben. In meinem Amte sagten die Vorsteher oft, dieses und jenes sollte ich anders und besser thun, bis ich von dem Amte fort ging. Und dann begannet ihr heran zu wachsen, und waret heiter und fröhlich um mich."

„Und das hat dich doch nicht gekränkt, lieber Großvater?" sagte Katharina.

„Lasse das jetzt, mein Mädchen," sagte der alte Mann, „und gehen wir jetzt zu dem Mittagessen. Sie werden euch etwas Gutes bereitet haben; denn ich habe es ihnen dringend aufgetragen."

„Ja, gehen wir zu dem Essen," sagte das Mädchen.

Und sie wendeten sich auf dem Raine um, und betraten den Rückweg in das Gasthaus.

Nach einer Stunde waren auch die Pferde in Bereitschaft, sie wurden vor den Wagen gespannt, die Reisenden saßen ein, der Kutscher kletterte auf seinen Sitz, und sie fuhren auf der Straße weiter.

In einer kleinen Entfernung von dem Gasthause in Fendelsberg lenkte der Wagen von der großen Straße ab, und fuhr rechts auf einer kleineren gegen den Ort Waldkirchen. Sie fuhren durch Waldkirchen gegen Morgen, die Kinder bekamen in Jandelsbrunn die versprochene Milch, der Wagen rollte wieder weiter abermals gegen Morgen, und nachdem noch zwei Stunden vergangen waren, hielt er vor einem Gasthause, auf welches der breite Wald in der Nachmittagssonne blauschwarz dämmernd und viel größer als früher hernieder sah.

„Wir sind an dem Ende unseres Fahrens, Kinder," sagte der Großvater, „jetzt müssen wir ein wenig gehen."

Sie stiegen aus. Der alte Mann machte die Anordnung, wohin das Gepäcke des Wagens gebracht werden sollte, und ging mit den Kindern fort. Sie gingen hinter dem Gasthause auf dem Pfade einer Wiese, die so weich wie Sammet war, und in der Sonne glänzte, langsam empor. Sie gingen dem breiten Walde immer näher, und sahen viele Wäldchen, welche wie Kinder des großen Waldes um ihn herum waren. Und hie und da stand ein Häuschen, welches weiß war, wie der Großvater gesagt hatte, oder sie sahen ein größeres Haus, oder auch ein braunes Holzhäuschen, oder ein winziges, wie es der Großvater beschrieben hatte. Kirschbäume standen an dem Wege, und auch sonst hie und da zerstreut, andere Bäume standen überall herum, besonders Ahorne und Tannen, die Wanderer sahen in Rinnen hinab, in denen Wässer rauschten, und auf einem sehr grünen Flecke stand ein weißes Häuschen mit breitem Giebel und flachem Dache, auf welchem große Steine lagen.

Der Großvater wies auf das Häuschen, und sagte: „Dort werden wir wohnen. Ich werde in dem glänzenden weißen Häuschen ein Zimmer haben, Franz wird ein Zimmerchen haben, Katharina wird ein Zimmerchen haben, und die Frau, welche uns bedienen wird, hat jetzt schon die Hinterstube. Ich habe niemanden als euch mitgenommen, daß wir gar nichts von der großen Stadt bei uns haben. Das Wasser des Waldes und die Luft des Waldes werden gut wirken. Eure Wangen werden noch rosiger und eure Augen werden noch glänzender werden."

„Großvater, wirst du denn auch noch jemand haben, der dich liebt?" fragte Katharina.

„Das weiß ich nicht, mein Mädchen," antwortete der alte Mann.

Sie waren zu dem Häuschen gekommen, und in dasselbe gegangen. Es war, wie der Großvater gesagt hatte, die drei Zimmer waren mit Geräthen versehen, und waren nett und reinlich. Die Kinder freuten sich darüber, und freuten sich, daß sie in die Wohnung gehen konnten, ohne 5 über eine Treppe zu steigen. Die Frau, welche hier ihre Magd sein sollte, stand schon in weißer Schürze da. Das Gepäcke der Reisenden wurde gebracht und ausgepackt, die Abendsuppe wurde auf den runden Tisch gestellt, und der Großvater zeigte nur noch, ehe es dämmerte, den Kindern 10 den schönen Wasserstrahl, der hinter dem Häuschen gleichsam mitten aus dem Felsen wie Glas hervor schoß, und sich in einem Felsenbecken sammelte, von dem dann ein winziges Bächlein weiter rann, dann wurde die Hausthür gesperrt, die Fenstervorhänge zugezogen, und alle gingen 15 zur Ruhe.

Des andern Tages am frühesten Morgen, als sie die Milch und das Wasser, das ihnen von der Frau gebracht worden war, getrunken hatten, gingen die drei neuen Bewohner des Häuschens auf dem weißen Wege, der von 20 unendlich vielen Sandkörnern glitzerte, neben dem thauigen Grase in das freie weite Thal dahin. Der Großvater führte die Kinder in das Schulhaus der Waldhäuser, welches auf dem Anger unter lauter Kirschbäumen stand, und auf allen Seiten von oben bis unten mit Schindeln bedeckt war. Sie 25 hatten eine halbe Stunde bis dahin zu gehen gehabt. Der Unterricht hatte noch nicht begonnen. Der alte Mann führte die Kinder in die Stube des Lehrers, und sagte zu diesem: „Ich bin Stephan Heilkun, der Besitzer von Heilkun und Thanau, und diese zwei sind meine Enkel, die Kinder meines 30 verstorbenen Sohnes. Ich bin in diesen Wald gegangen, um hier im Sommer Luft, Wasser und Aussicht zu genießen. Der Schreiner, welcher sich abseits der Klafferstraße das

größere Haus gebaut hat, ist so freundlich gewesen, mir das kleinere, in dem er früher gewohnt hat, für eine Zeit zu überlassen. Seine Muhme Crescentia ist meine Magd. Ich bin zu euch gekommen, verehrter Herr Lehrer, weil ihr der Schreiber der Waldgemeinde seid, euch meine Absicht meines Aufenthaltes dahier anzuzeigen. Den Vorsteher werde ich übermorgen am Sonntage besuchen, da ich bis dahin geordnet bin, und den etwas weiten Weg zu ihm ohne Zeitversäumniß werde antreten können."

„Mein hochedler und mein hochverehrter Herr," antwortete der Lehrer, „ich danke für die Anzeige, und werde sie sogleich eintragen. Möge euch und den Kindern der Aufenthalt in dieser wilden Gegend recht lieb sein."

„Den Unterricht meiner Enkel werde ich selber fortsetzen," erwiederte der alte Stephan, „sollte ich eures Rathes hier je bedürfen, so werde ich euch darum bitten."

„Mein Rath wird bei so lieben und schönen und wohlerzogenen Kindern kaum nöthig sein," entgegnete der Lehrer, „aber wo ich dienen kann, diene ich gern. Leider sind meine Gaben klein, und sie sind noch kleiner geworden, weil mich meine Vorgesetzten so lange in diesem unwirthbaren Waldwinkel und bei so rohen Menschen gelassen haben."

„Und könnt ihr die Kinder dieser Leute nicht verbessern und veredeln?" fragte Stephan.

„Wenn die Eltern nicht wieder Alles verdürben," antwortete der Lehrer, „die Kinder lernen Halsstarrigkeit und Bosheit. Da habe ich sogar ein Mädchen in der Schule, das aus Rohheit und Bosheit, obwohl es meiner Lehre schon fast entwächst, bisher noch kein Wort in der Schule gesprochen hat."

„Das sollte doch kaum möglich sein," sagte Stephan.

„Es ist möglich," antwortete der Lehrer, „das Kind sitzt in der zweiten Bank, und wenn ich es frage, und

liebreich zu ihm rede, zeigt es die Zähne, und schaut mich mit häßlichen Augen an, und sagt gar nichts, und wenn ich seine Schrift oder sein Buch oder seine Rechnungstafel will, so hält es die Hand darauf, und blickt noch abscheulicher. Ich will als vernünftiger Mann nicht Gewalt brauchen, sonst kömmt das Kind gar nicht mehr in die Schule, und geht ganz zu Grunde. Auf der Gasse stößt und schlägt es die andern Kinder, oftmals steht es auf einem Felsen, und streckt den Arm aus den Lumpen hervor, und predigt, oder schreit sonst etwas, wenn auch gar niemand dabei ist, der es hört, ja dann schreit es sogar am lautesten. Nicht einmal bei seiner Mutter will das Mädchen bleiben, die doch noch die ehrbarste ist, sondern hockt bei der verwahrlosten Großmutter in dem hölzernen Loche hinter der Hütte, und höhnt die Großmutter, indem es ihr Tannenreiser in die weißen Haare steckt, oder Preißelbeeren, oder ihr einen Busch von Hahnenfedern auf das Haupt bindet. Es rennt oft in den Gräben herum, und zerreißt Gebüsche und Kräuter. Öfter singt es mit der Großmutter."

„Und hat denn dieses Kind in der Schule etwas gelernt?" fragte der alte Stephan.

„Ich sehe es mit lesen, wenn gelesen wird," sagte der Lehrer, „wenigstens rührt es die Lippen, die Kinder sagen, daß es die Buchstaben recht macht, und die Rechnungen aufschreibt. Sonst geht es aus Bosheit in die Schule, um da wild zu sein und zu trotzen. Selbst zu dem hochwürdigen geistlichen Herrn hat es noch kein Wort gesprochen."

„Wer sind denn seine Angehörigen?" fragte Stephan.

„Hergelaufene Menschen," antwortete der Lehrer. „Es sind die früheren Besitzer der Hütte ausgestorben, und da kamen weitläufige Anverwandte, zwei Schwestern, davon eine die Mutter des Mädchens, die andere aber eine unverheirathete Person ist. Diese besorgen die Hütte, die zwei

Kühe, die Ziegen und die kleinen Flecke Grundes, und gehen in Arbeit. Dann ist noch die Großmutter, welche die Mutter der zwei Weibspersonen ist, und das wilde Kind. Von einem Vater dieses Kindes habe ich nie etwas gehört. Man gibt sich auch nicht gerne mit den Leuten ab."

„Ihr werdet mir doch erlauben, daß ich eure Schule einmal besuche," sagte Stephan.

„Ich werde eine Freude und Ehre daran haben," antwortete der Lehrer.

Darauf beurlaubte sich der alte Mann, Franz verbeugte sich, wie er es gelernt hatte, Katharina knixte, und sie verließen die Stube.

Dann ging der alte Mann noch mit den Kindern, ehe die Mittagszeit kam, von dem Schulhause über grünen Rasen empor, dann zwischen kleinen Feldern, dann durch einen Laubgraben, in welchem Wasser rauschte, dann durch Wiesen, auf denen ungeheure Steine lagen, in den großen Wald hinauf, den sie bei ihrer Ankunft wie ein dunkles Band vor sich gehabt hatten. Er führte sie in dem Walde herum, so weit er gangbar war, oder der eine oder der andere Pfad hierhin und dorthin lenkte. Er zeigte ihnen die großen Buchen und Tannen und Ahorne, die da wuchsen, die bemoosten Steine, die in Mengen und in Verwirrungen umher lagen, und oft wie grünes Gold funkelten, er zeigte ihnen die dunkeln und lichten Waldblumen, die im Schatten standen, und die andern Kräuter und Blätter, die da waren, insonderheit, daran die Beeren wachsen würden, die sie in späterer Sommerzeit ergötzen sollten; er zeigte ihnen die vielen Wässerlein, die da rannen, und führte sie zu einem Waldbrunnen, den er wußte. Zu dem Brunnen ging ein guter Pfad, weil die Hirten, die Holzarbeiter und andere Leute ihren Trunk da holten, und glaubten, daß das Wasser heilig sei, und besondere Gesundheitskräfte besitze. Es lag

ein Stein wie ein Haus über dem Brunnen, und von ihm rann ein Quellchen weiter. Es war so, wie der Großvater gesagt hatte, wenn sich das Wasser unter seinem Steine nicht gerührt hätte, wäre es von der Luft nicht zu unterscheiden gewesen. Hohe Bäume und Brombeergesträuche und andere Dinge waren umher. Der Großvater setzte sich mit den Kindern nieder, und da sie sich genugsam abgekühlt hatten, zog er einen schönen Glasbecher aus einem Fache, das er in seiner Tasche trug, hervor, füllte ihn mit Wasser, und gab den Kindern zu trinken, und trank selber. Dann als der Durst gestillt war, gingen sie unter dem Gesange von allerlei Vögeln, unter dem Geflatter von manchem schönen Falter, und im Anschauen manches bunten Käfers oder eines andern Thierchens, oder gar eines über den Weg huschenden Eichhörnchens an Stamm nach Stamm dahin, immer abwärts, bis sie ins Freie gelangten, und bald ihr Schreinerhäuschen sahen, dem sie zuwandelten.

Nach einigen Tagen ging der alte Stephan allein in das Schulhaus und in das Unterrichtszimmer. Der Lehrer zeigte ihm das wilde Mädchen. Es saß auf dem zweiten Platze in der zweiten Bank, und glotzte den alten Mann mit schreckhaft großen pechschwarzen Augen an. Sonst saß es ruhig und still da. Der alte Mann ging in dem Zimmer herum, betrachtete allerlei, sprach zu den Kindern insgesammt einige Worte, und ging wieder fort. So kam er nun öfter, die Kinder gewöhnten sich an ihn, er hörte zu, wenn sie lasen, er forderte sie auf, ihm ihre Schreibbücher und Rechnungstafeln zu zeigen, und beschenkte sie darnach zuweilen mit kleinen Bildchen. Das wilde Mädchen las nie, es zeigte ihm nie ein Schreibbuch oder eine Rechnungstafel. Wenn er manches Mal bis zum Ende der Schulzeit blieb, und mit den Kindern fort ging, umringten sie ihn, und drängten sich an ihn, jedes wollte das nächste an ihm gehen,

und manche gingen länger an dem Pfade, den er wandelte, mit fort, als ihr Nachhauseweg erfordert hätte, um bei ihm bleiben zu können. Er sah nie, daß das wilde Mädchen andere Kinder stieß oder schlug, sondern es ging seines Weges fort.

Einmal, als er nach langer Zeit wieder in die Schule kam, brachte er allerlei Dinge mit: Glaskorallen, kleine Marmorkugeln, rosenrothe Bändchen, Holztrompetchen, kleine Puppen und dergleichen. Er ließ die Kinder lesen, besah ihre Arbeiten, und theilte zahlreiche Geschenke unter die fleißigen aus, und die sonst nichts bekamen, bekamen wenigstens ein Bildchen. Alle Kinder hatte er zum Lesen gerufen, nur das wilde Mädchen nicht, von allen hatte er sich die Arbeit zeigen lassen, nur das wilde Mädchen hatte er nicht aufgefordert. Dann öffnete er seine goldene Uhr, und zeigte den Kindern um das wilde Mädchen herum den inneren Goldglanz und das rührige Gehwerk, dem wilden Mädchen nicht. Dann ging er zu dem Stuhle an dem Tische des Lehrers, setzte sich nieder, und packte die Geschenke, die ihm übrig geblieben waren, in seine Tasche. Da stand das wilde Mädchen auf, drängte aus der Bank, ging zu dem alten Manne, hielt das Buch hin, und gab Zeichen, daß es lesen wolle. Der alte Mann machte eine freundliche Zustimmung, und sofort begann das wilde Mädchen laut mit klarer, aber etwas tiefer Stimme ganz richtig in fremdartiger Aussprache zu lesen, was auf den aufgeschlagenen Blättern stand. Als der alte Mann das Mädchen bedeutete, daß es genug sei, trug es sein Buch zu seiner Bank, und brachte sein Schreibheft zum Ansehen. Der alte Stephan sah die Schrift an, es waren mehrere Blätter beschrieben, die Buchstaben waren deutlich, wenn auch nicht schön; aber der alte Mann erstaunte auf das Höchste, da er die Schrift las. Es war nirgends das, was auf der Vorschrifttafel stand,

abgeschrieben, oder etwas geschrieben, was in die Feder gesagt worden sein konnte, oder was man sich selbst zu denken vermochte, sondern ganz andere seltsame Worte: Burgen, Nagelein, Schwarzbach, Susein, Werdeholb, Staran, zwei Engel, Zinzilein, Waldfahren und Ähnliches, dann Sätze: in die Wolken springen, die Geißel um den Stamm, Wasser Wasser Wasser fort, schöne Frau schöne Frau schöne Frau, Alles leicht Alles grau, und solche Dinge noch mehrere. Der alte Mann sagte hierüber dem Lehrer gar nichts und dem wilden Mädchen auch nichts. Er gab dem Kinde die Schrift zurück, lobte es, strich den Scheitel seines rabenschwarzen Haares, das unbedeckt war, zweimal mit seiner Hand, zog aus seiner Tasche ein schönes rosenrothseidenes Band hervor, und gab es dem Mädchen. Das Mädchen brachte ihm nun auch seine Tafel mit einer richtig gelösten Aufgabe. Dann ging es mit dem Bande und mit seiner Schrift und der Tafel zu der Bank auf seinen Platz. Der Lehrer sah allen diesen Dingen zu. Der alte Mann blieb bis zum Ende der Lehrzeit, und ging dann mit den Kindern fort.

Und so oft er in die Schule kam, las ihm das Mädchen vor, und zeigte ihm seine Schrift und seine Rechnung.

So verging einige Zeit.

Eines Tages ging der alte Stephan mit Franz und Katharina im Nachmittagsonnenscheine von dem weißen Schreinerhäuschen fort. Er führte die Kinder durch die Rasenpfade an Bäumen, Gesträuchen, rauschenden Wässern und großen Steinen vorüber, er führte sie durch ein kleines wildes Gehölze, und als sie aus demselben getreten waren, lag ein sehr kleines Flecklein Korn von Gesträuchen umringt, und über dem kleinen Flecklein Korn hing unter dem unermeßlichen blauen Himmel wie eine winzige singende Ampel eine Lerche, und an dem kleinen Fleckchen Korn stand ein braunes hölzernes Häuschen, das wie ein Holzhäufchen

gegen den großen grauen Stein war, der sich hinter ihm befand, und an dem Häuschen war ein holzbrauner Anbau, der wieder nur ein Holzhäuschen gegen das Häuschen war. Zu diesem hölzernen Häuschen führte der Großvater die Kinder und von dem Häuschen zu dem Zubaue. Da saß unter der Thür, in welche die helle Sonne schien, ein altes Weib, und zog einen groben Faden aus der Spindel, und hinter dem alten Weibe hockte auf einer Tonne, aus dem Dunkel des winzigen Holzbaues über das alte Weib heraus blickend wie eine Katze, das wilde Mädchen. Das alte Weib hatte einen rothen Latz, einen zerrissenen grünen Rock und ein Linnenhemd um die Schultern und den Hals, das aus Alter grau war. Rings um das Weib staken in dem Holze des Anbaues, wie um ein Heiligenbild in einer Feldkapelle, Zweige, Blumen, Getreidehalme und selbst Federn. In den weißen Haaren hatte das alte Weib Blumen, gefärbte Papierstreifen, einen Büschel Hahnenfedern, und es hing das rosenrothe Seidenband von den weißen Haaren hernieder, das der alte Stephan dem wilden Mädchen gegeben hatte. Das wilde Mädchen trug gar keinen Schmuck, sein Rock war auch grün und zerrissen, sein Latz war blau, und sein Hemd, sonst wie das der Alten, hatte frische Risse. Es blickte unwillig gegen die Ankommenden.

Stephan blieb mit den Kindern vor dem alten Weibe stehen, und sagte: „Das ist ein lieblicher Sonnenschein, der heute da hernieder kömmt.“

„Ja, ja, er scheint jeder Zeit, wenn er scheint,“ erwiederte das alte Weib.

„Ihr habt euch in denselben gesetzt, und zieht da euern Faden aus dem Rocken,“ sagte Stephan.

Das alte Weib sah mit großen schwarzen Augen aus dem knöchernen Angesichte auf ihn, und sagte nichts.

„Er wärmt eure Glieder,“ sagte Stephan wieder.

„Die Glieder möchten warm sein im Sommer und im Winter und am Morgen und am Abende," sagte das alte Weib.

„Wie heißt ihr denn?" fragte Stephan.

„Sonst hieß ich Lucia, jetzt aber Katharina, manchmal hieß ich auch Ludmilla, da er noch lebte. Der Name war ihm süß, er hat diese schwarzen Haare gestreichelt," sagte das alte Weib.

„Frage sie nicht mehr," rief jetzt das wilde Mädchen, indem es seinen Kopf über den des alten Weibes hervor streckte, so daß die Sonne ihn beschien.

Stephan nahm die Kinder bei der Hand, wendete sich um, und ging von dem Zubaue weg.

An der Thür des Hauses stand ein Weib, und sagte zu Stephan, da er sich näherte: „Ihr seid bei der Mutter gewesen, und habt mit ihr gesprochen."

„Wenig," sagte Stephan, „sie scheint nicht redselig zu sein."

„Das Kind läßt sie nicht sprechen, und läßt nicht Andere mit ihr sprechen," sagte das Weib.

„Seid ihr die Mutter des Kindes?" fragte der alte Mann.

„Nein, ich bin die Jungfrau Anna, die Schwester der Mutter," antwortete das Weib, „wir haben die Plage, und müssen für Alles sorgen, das Kind ist bei der Mutter hinten, und will gar nicht einmal zu uns hervor gehen, wo es viel besser wäre. Wir müssen durch Qual und Arbeit Alles erhalten. Aber wollt ihr denn mit dem schönen Herrlein und dem schönen Fräulein nicht herein gehen, hoher Herr, und einen Schluck Milch trinken, von der Ziege oder von der Kuh".

„Nein," sagte der alte Stephan, „wir müssen unseres Weges weiter gehen, und danken euch."

„Nun, so behüte euch Gott," sagte das alte Weib.

„Euch auch," entgegnete Stephan.

Dann ging er mit den Kindern von dem Holzhäuschen weg, an dem kleinen Fleckchen Korn dahin, in das wilde Gehölz, und aus demselben wieder gegen das weiße Schreinerhäuschen hinunter.

„Großvater," sagte Katharina, „das kleine Mädchen ist recht häßlich. Als es den Kopf hervor streckte, daß ihn die Sonne beschien, war es mit dem schwarzen Angesichte wie ein dunkles Bild in einem Holzrahmen."

„Aber wie ein schönes Bild," sagte Franz, „seine Wangen glänzten wie eine Glocke der Kirche, und seine Augen leuchteten wie die Kerzen an dem Altare."

„Nein, wie die Kohlen im Backofen," sagte das Mädchen.

„Man soll das Kind nur rein und schön anziehen wie dich," sagte Franz, „dann siehe."

Sie waren in das Schreinerhäuschen hinunter gekommen, und Crescentia gab ihnen die Milch, welche sie zu dieser Zeit immer bekamen.

An einem jeden Tage, wenn sie nach dem Morgengange gelernt hatten, führte der Großvater die Kinder zu dem Waldbrunnen hinauf, und sie tranken mittelst des schönen Glasbechers von seinem Wasser, und sie sahen die Bäume und Blumen und Grasblätter des Waldes und seine Faltern und seine Käfer und seine Thierchen, und hörten die Vögel singen. Einige Male gingen sie auch mit dem Führer Mathias den langen Pfad schief über die ganze mächtige Waldlehne empor, bis sie zu dem Fels der drei Sessel kamen. Stephan stieg mit den Kindern die Stufen, die der König in den Fels hatte hauen lassen, hinan, und sie sahen umher. Da lag der ungeheure Wald zu ihren Füßen, dann das weite Land mit Feldern, Wiesen, Wäldern,

Häusern, Dörfern, Kirchen; den Donaustrom sahen sie, den Inn, die Isar, und dann den blauen Gürtel der Alpen von Tirol bis zu dem Ötscher, und schöne schimmernde weiße Täfelchen waren in dem Gürtel. Die Kinder hatten eine unaussprechliche Freude. Zuweilen gingen sie auch an den Schluchten, an den rauschenden Wässern, an den Ahornbäumen und andern hinauf in das wilde Gehölz, und aus ihm zu dem kleinen Fleckchen Korn, über dem manches Mal wieder eine Lerche war, und von dem Fleckchen Korn zu dem Holzhäuschen und von dem Holzhäuschen zu dem winzigen Anbaue, und sahen die alte Großmutter und das wilde Mädchen. Der Großvater sprach wenig; aber er brachte öfter etwas: ein seidenes Bändlein oder Glaskorallen oder papierne Blumen oder ein Schnürchen mit Dolden, und sie sahen dann später die Dinge an dem alten Weibe hängen.

„Die Mutter und die Muhme des Mädchens," sagte Katharina, „sind doch viel ehrbarer gekleidet, als die alte Frau und das Mädchen."

„Weil sie auf sich mehr verwenden," antwortete Franz.

Der Sommer war indessen immer älter geworden, die Leute thaten stets andere Arbeiten auf den Feldern und Wiesen ringsum, das Fleckchen Korn vor dem Holzhäuschen war abgeerntet, fast jeder Mensch kannte schon den alten Mann mit den zwei Kindern, der Herbst rückte herzu, und die Stunde des Abschiedes schlug.

„Centia," sagte Stephan eines Morgens, da Alles gepackt war, was fort mußte, und da es die Leute in das Wirthshaus im Klaffergrunde gebracht hatten, „behüte Alles gut, was wir da gelassen haben, mit dem ersten Frühlinge kommen wir wieder."

Dann ging er mit den Kindern auf dem Pfade in das Klafferwirthshaus, um dort in den Wagen zu steigen.

Der Lehrer der Waldhäuser war da und auch der Vorstand der Waldgemeinde und andere Leute, um Abschied zu nehmen, Crescentia war ihnen auch nach gelaufen, und da man sich verabschiedet hatte, und da die Kinder im Wagen saßen, und der alte Stephan den Fuß auf den Tritt stellte, um einzusteigen, flog hinter dem Schoppen das wilde Mädchen herbei, schlang beide Arme um den alten Mann, küßte ihn auf den weißen Stutzbart, und rannte davon. Der alte Mann wischte sich mit dem Ärmel seines Rockes über das Angesicht, man wußte nicht weßhalb, er stieg ein, und der Wagen fuhr davon.

In Jandelsbrunn bekamen die Kinder Milch, in Fendelsberg wurde das Mittagessen verzehrt, und sie fuhren nach Passau zu.

Und der wilde Winter kam. Von dem Fels der drei Sessel gingen die Winde über die Waldlehne nieder, durch die Wipfel der Bäume an dem Waldbrunnen, auf die Schluchten und die Anger und die Thalrinnen und die weißen Häuschen mit den Steindächern und die braunen hölzernen herab, auf das Häuschen, das an dem kleinen Felde stand, um welches Gebüsche waren, auf das weiße Schreinerhäuschen, auf das Schulhaus mit den Schindelwänden, auf das Wirthshaus in der Klafferstraße, und weiter hin gegen den Berg, auf welchem die Kirche von Breitenberg stand, und gegen andere Kirchen, und gegen die weiten Länder hinaus. Und die Flocken kamen, und jagten dahin, wohin der Wind zielte, und legten eine Hülle über alle Dinge, die immer wuchs und wuchs. Und die Tage waren kurz und finster, und die Nächte lang und stockend. Und die Kälte erschien, und baute um die laublosen Zweige der Bäume das feine Weiß, und streute es auch auf alle jene Nadeln des Waldes, auf denen nicht ohnehin schon der Schnee lag. Und Crescentia heizte öfter in den Stuben und

Kammern des weißen Schreinerhäuschens, und legte die Hüllen und Bettzeuge heraus, die der alte Stephan da gelassen, und die er geschickt hatte, daß sie sich in der Wärme lüfteten.

Und als die Sonne immer höher kam und immer wärmer wurde, und als endlich an manchen Zweigen die Kätzchen hingen, an andern die Blüthen, und als der hohe Wald seine neuen lichtgrünen Wedel ansetzte, ging der Wagen, in welchem der alte Stephan mit seinen Enkeln Franz und Katharina saß, nach Fendelsberg, nach Jandelsbrunn und in das Wirthshaus in der Klafferstraße, wo der alte Mann mit den Kindern ausstieg, und von wo er mit ihnen über den Anger und zwischen den zerstreuten Häuschen in die Schreinerwohnung ging, an der Crescentia stand, und an der andere Leute standen, die die Ankommenden begrüßten. Männer brachten die Sachen nach, welche von dem Wagen in das Schreinerhäuschen mußten.

Und die drei Reisenden nahmen gleich von Allem Besitz, wie sie es im vorigen Sommer gethan hatten, um wieder zu leben wie im vorigen Sommer.

Des nächsten Morgens kam der Gemeindevorsteher zu dem alten Stephan, um ihn zu begrüßen, es kam der Lehrer der Waldhäuserschule, und Nachbarn und Bekannte kamen, und einige von denen, welchen Stephan im vorigen Jahre Gutes gethan hatte.

Und hierauf ging Stephan in dieses und jenes Haus und Häuschen, und besuchte die Bewohner.

Und den übrigen Theil des Tages gingen sie an verschiedene Plätze, bis es Abend wurde.

In den kommenden Tagen war es dann schon, als seien sie nie von dem Schreinerhäuschen fort gewesen.

Die Kinder lernten, machten ihre Aufgaben mit der Anweisung und der Hilfe des Großvaters, und genossen, was zu genießen war.

Von dem Hause des Herrn Rosenau, das mit Wiesen und Äckern hart an dem großen Walde lag, kam der Herr und die Frau öfter zum Besuche, und an den Kindern desselben hatten Franz und Katharina Gespielen. So war es auch mit dem Hause des Herrn und der Frau Wieden, das jenseits des rauschenden Baches lag, auf dessen Brücke die gemalten Grenzsteine standen, die Franz und Katharina bewunderten. Und wie mit diesen zwei Häusern war es auch noch mit dem einen oder dem andern Hause und Häuschen. Wenn Stephan mit den alten Leuten sprach, spielten die Kinder.

Einmal da sie wieder zu ihrem Waldbrunnen gingen, sahen sie, ehe sie bei ihm waren, auf dem hohen Steine desselben das wilde Mädchen stehen. Es hatte den Kopf erhoben, und streckte bald den einen Arm empor, bald den andern, bald beide, bald hielt es dieselben wagrecht, und rief dabei Worte aus. Wenn es den Arm oder beide empor streckte, fiel der Hemdärmel, der nicht geknöpft war, zurück, und es waren die dunklen Arme zu sehen, als wären sie aus Erz gegossen. Und den Leib richtete das Mädchen empor, daß er noch schlanker und höher erschien. Anfangs konnten Stephan und die Kinder die Worte nicht verstehen, dann lauschten sie ihnen, und vernahmen: „Schöne Frau, alte Frau, schöne Frau, weißes Haar, Augenpaar, Sonnenschein, Hütte dein, Märchenfrau, Flachs so grau, Worte dein, Herz hinein, Mädchen, Mädchen, Mädchen, bleib bei ihr, schmücke sie, nähre sie, schlafe da, immer nah, Alle fort, himmelhoch, Sonne noch, Jana, Jana, Jana!“

Und bei diesem Worte erblickte das Mädchen die drei Menschen, die unten standen, und glitt schnell, wie eine Waldschlange, rückwärts von dem Steine hinab, und ward nicht mehr gesehen. Stephan ging mit den Kindern zu dem Brunnen, schöpfte in seinen Glasbecher Wasser, und

sie tranken. Da kam das wilde Mädchen herzu, blieb stehen, und sah sie mit den glänzenden Augen an, und seine dunklen Wangen waren von der Bewegung roth.

Als der alte Stephan und die Kinder Anstalten machten, sich von dem Brunnen zu entfernen, ging das wilde Mädchen zu dem alten Manne, faßte seine Hand, und sagte: „Geh mit.“

„So führe mich,“ sagte der alte Mann.

Das wilde Mädchen führte ihn, und ließ den ganzen Weg seine Hand nicht los. Es führte ihn von dem Brunnen abwärts, und dann, da die Wege sich theilten, einen andern Pfad durch den Wald, als auf welchem man gegen das Schreinerhäuschen hinab kömmt, und da sie ins Freie gelangten, gingen sie über Anger und Wiese und durch einen Graben und durch ein Gehölz. Die Kinder gingen hinterher. Aus dem Gehölze kamen sie zu dem kleinen Felde, das vom Gebüsche umgeben ist, auf dem im vorigen Sommer das Korn gestanden war, auf dem jetzt grüner Haber wuchs, und an dem das Holzhäuschen mit dem Holzanbaue stand. Über dem Felde sang wieder die Lerche wie eine winzige Ampel, als liebte sie diesen Platz, oder als wollte sie den Kindern eine Freude machen, da sie heuer wieder hieher kamen. Das Mädchen führte den alten Mann und die Kinder zu dem Anbaue des Häuschens, und sagte: „Da ist er, Großmutter.“ Nach einer Weile sprach es zu Stephan: „Du bist bei dem Herrn Martin Wieden gewesen, du bist bei dem Herrn Franz Rosenau gewesen, du bist in der Schule gewesen, du bist in dem Marhause gewesen und bei Ludwina's Eltern und bei dem Grabenbauer und in der Mühle, warum bist du nicht zu uns gekommen?“

„Ich wäre schon gekommen,“ sagte Stephan.

Die Großmutter saß unter der Thür des Anbaues auf einem Bänklein. Sie hatte von den Bändern und Glas-

perlen und den andern Dingen, welche Stephan gespendet hatte, an sich. Sie saß müßig an der Sonne, als hätte sie auf ihn wie auf einen Bräutigam gewartet.

Das wilde Mädchen lief in das Häuschen, brachte in 5 einem grünen Krüglein Milch, reichte das Krüglein der Großmutter, und sagte: „Trink."

„Jana, Jana," sagte die Großmutter, da das Mädchen zurück war, „die Hummeln sind in ihrem Baue, und du bist immer fort."

10 „Ich muß Sachen suchen," erwiederte das Mädchen, „die du brauchst, ich muß singen, und auf den Stein steigen, und ich muß nach dem alten Manne forschen."

„Wir kommen zu euch, liebe Frau," sagte Stephan, „weil wir wieder in dem Waldlande sind. Wir bleiben den ganzen 15 Sommer da, und werden schon öfter zu euch kommen."

„Du bist ein alter Mann, sie ist eine alte Frau," sagte das wilde Mädchen, „sie ist schön, und du bist schön."

Stephan antwortete nicht auf diese Rede, sondern sprach zu der alten Frau, wie der Himmel so heiter sei, 20 wie der Frühling so lieblich sich eingestellt habe, und wie die Lüfte um das Holzhäuschen wehen.

„Ja, es ist der Winter gewesen, er ist sehr lang gewesen," antwortete die alte Frau, „und dann hat er aufgehört, und sie haben den Haber gesäet."

25 „Der Haber ist recht schön auf diesem Felde, und die Körner werden zierlich an den feinen Faden hängen," sagte Stephan, „wenn sie sich entwickeln."

„Jana ziert Alles," entgegnete die alte Frau, „und sie hat schon von der Mutter viele Strafe bekommen."

30 „Das geht in alles Andre hin," sagte das Mädchen, „und rede nicht davon."

Während Stephan mit der alten Frau sprach, konnte er und es konnten die Kinder in das Innere des kleinen

Holzzubaues schauen. Es war derselbe eine kleine Kammer. In ihr war ein größeres Bett, wahrscheinlich für die alte Frau, dann ein Häuflein von Bettzeug in einer Ecke, darauf das wilde Mädchen kauern konnte, wenn es ruhen wollte. Dann war eine Bank an dem Öflein, ein Tischchen und eine Truhe. An dem Eingange stand die kleine Tonne, auf der das wilde Mädchen bei Stephans erstem Besuche gesessen war. Um das größere Bett und an andern Stellen staken Tannenreiser, Laubzweige und Blumen und Federn von Hühnern, Hähnen, Enten, Nußhehern und andern Vögeln, so wie auch allerlei Gestaltungen aus buntem Papier, aus farbigen Lappen und Bändern hernieder hingen.

Stephan sagte, er werde morgen wieder kommen, und ging mit den Kindern fort. Das wilde Mädchen sprang ihm nach, faßte ihn an der Hand, sah ihm mit den großen Augen in das Angesicht, streichelte seine Hand ein Mal, und lief wieder zur Großmutter zurück.

Als Stephan zu der Thür des Häuschens kam, trat die Mutter des wilden Mädchens aus derselben heraus, und sagte: „Ach hoher Herr, geht doch heute ein wenig in die Stube, ich habe euch um etwas zu bitten."

Stephan ging mit den Kindern in die Stube. Die Stube war schöner als die Kammer des Zubaues, in ihr standen drei Betten, und in der Kammer, die daneben war, stand noch ein viertes Bett, das besser war als die drei. Sonst zeigten sich die Geräthe, wie sie in solchen Wohnungen zu sein pflegen.

Stephan setzte sich mit den Kindern an den weißgescheuerten Tisch, die Frau brachte in einer grünen Schale Milch, und auf einem grünen Schüsselchen Butter. Dann legte sie ein Laiblein Brod, drei Löffel und ein Messer auf den Tisch.

Stephan und die Kinder aßen einige Löffel von der Milch und ein Schnittchen Butterbrod.

„Was ich euch bitten wollte,“ sagte das Weib, „ich bin die Mutter von dem Kinde Juliana, das zum ersten Male in der Schule zu euch gesprochen hat, ich heiße Magdalena, da ist die Stube und die Kammer, darin bin ich und meine Schwester, da steht ein schönes Bett für die Großmutter, und eines für Juliana, sagt dem Kinde, daß es zu uns geht, dann geht die Großmutter auch mit. Sie sind immer in dem schlechten Holzhüttchen, und wenn ich dem Kinde Strafe drohe, so schaut es mich mit den großen Augen an wie sein Vater, der zu früh gestorben ist. Und ich getraue mir nicht, das Kind zu strafen, sonst läuft es am Ende gar fort. Sagt es ihm doch lieber Herr.“

„Ich werde nachdenken, was man in dieser Sache Gutes stiften könnte,“ antwortete Stephan, „und werde darnach handeln.“

„Ja handelt darnach,“ sagte die Frau, „und es wird recht gut sein, wenn die zwei Leute bei uns sind.“

„Jetzt muß ich mich entfernen,“ sagte Stephan, „und ich werde euch die Antwort schon wissen lassen.“

„Ja laßt sie uns wissen, und den Tag, wann die zwei herüber kommen,“ antwortete die Frau.

„Gehabt euch wohl,“ sagte Stephan.

„Gott behüte euch und die schönen Kinder,“ sagte die Frau.

Stephan erhob sich, und verließ mit den Kindern das Häuschen.

„Großvater,“ sagte Katharina, „du mußt dem Mädchen befehlen, daß es mit seiner Großmutter aus der Holzkammer in die schönen Zimmer des Hauses herüber geht, da haben sie es besser.“

„Ich meine,“ antwortete Franz, „daß man das Mädchen nicht zwingen soll.“

„Ihr meint beide, wie es euch gut dünkt,“ sagte der Großvater, „ich weiß noch nicht, was ich meinen soll, und

dann, wenn das Mädchen herüber geht, soll es freiwillig gehen, und dann habt ihr beide Recht."

„Wir haben beide Recht, das ist sehr schön," sagte Katharina.

Sie waren bei diesen Worten an dem Haberfeldlein hin gegangen, gingen dann durch das Gebüsch und das wilde Gehölz, und schlugen den Weg nach dem Schreinerhäuschen ein.

Des andern Tages am Nachmittage ging der Großvater, wie er versprochen, mit den Kindern zu Juliana und ihrer Großmutter. Sie waren dieses Mal mit Geschenken beladen. Katharina trug ein großes Bilderbuch, in welchem die verschiedensten Dinge abgebildet waren; Franz trug auch Bücher, dann Tafeln, auf denen Gegenstände gezeichnet waren, die man malen konnte, und ein Kästchen mit Farben und Pinseln, und der Großvater brachte sehr schöne Pfauenfedern, Federn von Goldfasanen und Silberfasanen, dann farbige Bänder, Lappen, Fäden und Schnüre, und endlich farbiges Papier und eine Scheere. Er gab zuerst seine Dinge an Juliana, und sagte, daß er ihr dieß Alles von seiner Heimath gebracht habe. Sie nahm, was sie fassen konnte, in die Hände, und hielt Anderes noch mit dem Ellenbogen an sich, und sah ihn mit glänzenden Augen an, und ihre Wangen leuchteten, dann warf sie Alles auf das Bett der Großmutter, hing sich an seine Schulter, und streichelte mit der einen Hand an dem Ärmel seines Rockes nieder. Dann kam Franz hinzu, und gab ihr die Bücher und das Andere. Sie legte Alles sogleich auf das Bett, und sagte zu Stephan: „Das gibst auch du mir?"

„Mit meinem Willen gibt es dir Franz," sagte der alte Mann.

„So nehme ich es," sagte das Mädchen.

Dann gab ihr Katharina das Bilderbuch, indem es dasselbe aufschlug, und auf die Bilder wies.

Juliana that einen Blick hinein, legte das Buch aber gleich auf das Bett, wandte sich zu Stephan, und sagte: „Das gibst auch du mir?"

„Mit meinem Willen gibt es dir Katharina," sagte Stephan.

5 „So nehme ich es," antwortete das Mädchen.

„Thu es", sagte Stephan, „und verwende die Sachen, wie du willst."

Das Mädchen stand nun noch immer da, und blickte ihm in das Angesicht.

10 Die Großmutter saß auf einem Schemel, und hatte das hie und da zerrissene Kleid um sich ausgebreitet. Sie schaute auf den Vorgang, und um ihre Lippen war ein Lächeln, das man nicht verstehen konnte, wie wenn etwa ein einziger Sonnenstrahl auf einen rauhen dürren Fels 15 trifft, und auf ihm einen düsteren Lichtschein hervor bringt.

Stephan blieb eine Zeit mit den Kindern da, und ging dann wieder fort.

Er kam nun öfter mit Franz und Katharina in das Holzhäuschen, das an dem kleinen Felde stand, welches 20 von Gebüschen umgeben, und von dem wilden Gehölze begrenzt war. Alles, was er und die Kinder gebracht hatten, war zum Schmucke des kleinen Holzzubaues verwendet worden. Die Pfauenfedern, die andern Federn, Streifen, Bänder, Schleifen, Papierreste, Lappenzierrathen, Schnüre, Fäden 25 und Anderes war eingefügt und geordnet. Mit den Farben waren auf die weißen Papierbögen, die Franz gebracht hatte, auf Holzspäne und andere Dinge der Kammer Striche, Kreuze und andere Gestaltungen gemalt worden.

Das Bilderbuch hing umgeschlagen an einer Schnur 30 hernieder, und das Bild, das es zeigte, war mit einem Faden umbunden, daß es nicht zuklappen konnte. Die Großmutter war geschmückt, daß man sie kaum kennen konnte. Juliana hatte von all den Dingen gar nichts an sich.

Das wilde Mädchen kam auch sehr oft in das Schreinerhäuschen, und brachte meistens etwas mit. Es brachte schöne Zweige oder Blumen oder bunte Steinchen oder kostbare Waldschwämme oder Beeren, die es in Körbchen von Birkenrinde that, welche es mit seinem 5 Taschenmesser verfertigt hatte. Es richtete seine Gaben immer an Stephan.

Alle Tage, wenn er mit den Kindern zu dem Waldbrunnen ging, kam das wilde Mädchen auch. Meistens war es schon bei dem Brunnen, wenn er kam. Dann stand es 10 ruhig da, sah zu, wenn er Wasser schöpfte und trank und den Kindern zu trinken gab. Und wenn er Anstalten zum Fortgehen machte, lief es schnell auf dem Pfade hin, der zu seinem Holzhäuschen führte, Stephan aber ging seinen Weg in das Schreinerhäuschen. 15

Wenn er, was auch jetzt wieder geschah, mit den Kindern zu den drei Sesseln ging, so ging das Mädchen mit.

Sonst lief es, wenn es in dem Schreinerhäuschen war, mit den Kindern auf dem Anger herum, tanzte mit ihnen, und spielte mit ihnen. 20

Zuweilen ging Stephan früher als zur gewöhnlichen Stunde zu dem Brunnen, und harrte auf das Mädchen, bis es kam. Es kam immer. Während des Harrens stieg Franz öfter auf den hohen Stein, der über dem Brunnen lag, und blickte herum. Dann that er auch nicht selten, wie 25 das wilde Mädchen einmal auf diesem Steine gethan hatte; er warf die Arme empor, oder streckte sie aus, oder that dieß mit dem einen oder dem andern, und rief Worte, die er entweder in dem Augenblicke zusammen stellte, oder die er schon wußte. Ehe aber das Mädchen kam, kletterte er 30 schon wieder herunter.

Von dem, daß das wilde Mädchen zu der Mutter und Muhme herüber ziehen sollte, war keine Rede mehr.

Und so war der Sommer vergangen, und es war der Herbst gekommen, der die Brombeeren, aber auch die kalten Reife des Morgens brachte.

Stephan packte seine Sachen zusammen, und fuhr eines Tages mit den Kindern davon. Das wilde Mädchen hatte wieder, ehe er in den Wagen stieg, die Arme um seinen Nacken geschlungen, und seinen weißen Stutzbart geküßt. Von den Kindern hatte es durch Drücken der Hände und durch Schütteln derselben Abschied genommen.

Als im nächsten Frühlinge der Wagen, in welchem Stephan mit den Kindern saß, wieder gegen den Wald fuhr, stand an der Grundmühle, noch lange ehe er zu dem Wirthshause in der Klafferstraße kommen konnte, das wilde Mädchen. Als es den Wagen sah, machte es Zeichen. Stephan ließ den Wagen halten. Das Mädchen lief hinzu, sprang auf den Tritt, küßte den alten Mann wie bei dem Abschiede, reichte den Kindern die Hände, und drückte und schüttelte die ihrigen, und glitt dann wieder von dem Wagentritte herab, und lief querfeldein dem Walde zu.

Stephan brachte jetzt auch keine andern Geschenke für das wilde Mädchen als eine Reihe von verschiedenfarbigen Muscheln. Die Kinder brachten gar nichts.

Stephan ging bald nach seiner Ankunft in das Holzhäuschen an dem kleinen Waldfeldchen, auf dem heuer Gerste stand, und neben dem Häuschen in den kleinen Holzbau, um mit den Kindern die alte Großmutter und Juliana zu grüßen. Er gab dem Mädchen die Muscheln. Es nahm dieselben mit Freuden.

Als er mit den Kindern wieder einmal in den Holzbau kam, waren unter dem andern Zierrath auch die Muscheln vertheilt. Die schönsten trug die Großmutter um den Hals.

Und in diesem Sommer war es wieder, wie es in dem vorigen gewesen war. Stephan machte mit den Kin-

dern Besuche in verschiedenen Häusern, und man besuchte auch ihn und die Kinder wieder. Er ging mit den Kindern täglich zu dem Waldbrunnen, und täglich war das wilde Mädchen da. Er führte die Kinder auch oft zu der alten Großmutter, und stets war das Mädchen zu Hause, wenn er kam. Sonst lief es auch in das Schreinerhäuschen wie früher, und hüpfte und tanzte und spielte mit den zwei Kindern. Nur wenn fremde Leute bei Stephan waren, kam es niemals.

Daß die Großmutter mit Juliana in die andern Räume des Holzhäuschens ziehen solle, geschah auch heuer nicht. Die Mutter des Mädchens freute sich schon darüber, daß ihr Kind mit den Enkeln eines so vornehmen Mannes umgehen und spielen dürfte. Das Lächeln der Großmutter war seliger, wenn sie spann, oder im Nichtsthun an der Sonne saß.

Das wilde Mädchen sprach zu Stephan: „Du bist recht schön, du bist recht gut."

Eines Tages, da die Kinder mit Juliana in der Stube des Schreinerhäuschens waren, und Franz den Vorschlag machte, über den großen Anger zu dem Forellenbache hinab zu laufen, und da die Kinder sich schon bei dem Großvater verabschiedet hatten, und aus der Thür waren, kehrte Juliana noch einmal um, lief zu Stephan, tupfte mit ihrer Hand an den Ärmel seines Rockes, drückte dann die Stelle mit der Hand, sah ihn an, und lief dann den andern Kindern nach.

Während sie den Anger hinab rannten, trat Stephan vor ein Kreuz, das in dem Zimmer hing, seinen Augen entstürzten Thränen, und er sagte: „Du heiliger und du gerechter Gott! So ist es denn zum ersten Male in meinem Leben, daß ich von jemanden um meiner selbst willen geliebt werde, von einem Menschen, dem ich nichts gegeben

und gethan habe, weßhalb Menschen sonst Dank oder Zuneigung schuldig zu sein glauben, oder was sie durch ihr Entgegenkommen zu gewinnen hoffen. Und dieser Mensch ist ein armes verwaistes und vernachlässigtes Kind, das keine Gründe seiner Handlungen oder Empfindungen kennt. Ich danke dir für dieses süße, bisher ungekannte, mir zum Schlusse meines Lebens gegebene Gefühl. Du mein gerechter, mein guter Gott!"

Dann ging er in der Stube hin und wieder, und trocknete sich mit dem Tuche die Thränen von den Augen.

Crescentia kam, und sagte, ob er denn sehe, wie fröhlich die Kinder auf dem Anger sind. Sie sind hinab gelaufen, sind herauf gelaufen, sind wieder hinab gelaufen, und jetzt halten sie sich an den Händen, und drehen sich im Kreise.

„Lasse das," sagte Stephan, „sie genießen den Beginn des Lebens, wenn dasselbe gegen das Ende neigt, ist Alles anders."

Stephan war gegen Juliana, ihre Großmutter und ihre andern Angehörigen in diesem Sommer nicht anders als in den früheren.

Da die Zeit des Waldaufenthaltes aus war, und die Abreise kam, nahm Juliana in dem Schreinerhäuschen Abschied, stand aber doch des andern Tages, da der Wagen an der Mühle vorbei fuhr, am Wege, und nahm noch einmal Abschied.

Und wie bisher kam der alte Stephan nun alle Sommer in die Waldhäuser, und es war, wie es immer bisher gewesen war, nur daß er das Schreinerhäuschen kaufte, und verschiedene Veränderungen in ihm vornahm, und daß er jetzt gar keine Geschenke mehr, auch nicht die geringfügigsten, an Juliana und ihre Angehörigen austheilte. Auch die Kinder brachten nichts, und gaben nichts, außer was im Spielen oder Umherschweifen gegeben oder getauscht wurde.

Eine Veränderung aber trat allmälig ein, die Kinder wuchsen heran, und waren, wenn auch nicht so stark, doch fast so hoch, wie erwachsene Leute. Ihre Spiele wurden ernster, sie befaßten sich mehr mit Büchern. Sie lasen sich vor, sie zeigten sich Bilder, und sagten Sprüche her, die sie gelesen hatten. Franz trug nach und nach von den Büchern, die in dem Schreinerhäuschen waren, eine ziemliche Anzahl zu Juliana. Er las oft mit ihr allein, sie wählten hiezu häufig das Freie, und lasen laut in den Fluren, im Walde, im Gesteine, und riefen Worte und Reden in die Lüfte, wenn sie so mit einander gingen, oder am Saume des Waldes dahin liefen.

Dieß dauerte so fort.

Eines Tages ging der alte Stephan mit seinen Enkeln früher als gewöhnlich zu dem Waldbrunnen. Er kam zu demselben nicht auf dem Pfade von dem Schreinerhäuschen, sondern von dem Walde herunter. Da sahen sie, als sie nahe genug waren, Juliana wieder auf dem hohen Steine, und konnten auch endlich Worte vernehmen, die sie rief. Sie rief mit ihrer etwas tieferen, aber klangvollen Stimme gegen die Bäume hin:

„Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen;
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht,
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen;
Allein das Schicksal will es nicht."

Dann rief sie nach einer Weile wieder:

„Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein,
Hangen und Bangen, in schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt,
Himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend,
himmelhoch jauchzend!"

Den Schlußvers rief sie nicht, sondern sie rief wieder: „Himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend!"

Und wie sie den Arm dabei empor hob, drang er 5 durch den zerrissenen Ärmel hervor, und war so schön wie an einem Standbilde alter Künstlerzeit. Und ihre Gestalt war sehr fein und schlank.

Und sie rief wieder:

„Blumen, die der Lenz geboren,
10 Streu' ich dir in deinen Schooß."

Dann rief sie wieder:

„Dem Winde, dem Regen,
Dem Schnee entgegen,
Immer zu, immer zu, immer zu, immer zu,
15 immer zu!"

Und dann rief sie:

„Ich bilde Menschen,
Dein nicht zu achten, wie ich."

Hierauf stieg sie von dem Felsen herunter, und Stephan 20 ging mit seinen Enkeln zu ihr hinzu. Er sagte von ihrem Rufen nichts.

Es ging wieder eine Zeit wie gewöhnlich dahin.

Einmal waren die Kinder auf dem Anger vor dem Schreinerhäuschen, und spielten. Juliana war bei ihnen. 25 Der alte Stephan trat an das offene Fenster, und sah ihnen zu. Da sah er, daß Katharina nicht da war, und daß Franz und Juliana allein waren. Plötzlich fielen sich die zwei Kinder in die Arme, umschlangen sich, und küßten sich, und Juliana rief: „Liebster, liebster, liebster Franz!"

30 Und Franz rief: „Liebste, liebste Juliana!"

Und Juliana rief wieder: „Liebster, liebster Franz!"

Und dann ließen sie sich los, und Katharina kam um die Ecke des Häuschens herauf gerannt.

Es war ein seltsamer Anblick gewesen, wie der wohlgekleidete Knabe und das Mädchen in Lumpen sich umschlungen gehalten und geküßt hatten. 5

Der alte Stephan aber sagte zu sich: „Die menschliche Wesenheit ist endlich zur Entscheidung gekommen."

Mehrere Tage nach dieser Begebenheit sagte er in der Stube des Schreinerhäuschens in der Gegenwart der Kinder zu Juliana: „Juliana, ich werde dich, wenn ich wieder von 10 dem Walde fort fahre, mit mir nehmen. Du wirst schöne Kleider bekommen, du wirst noch Manches lernen, und wenn du das gelernt hast, wirst du Franzens Braut werden, und dann sein Eheweib."

„Ich gehe nicht mit dir," antwortete Juliana. 15

„Warum denn nicht, Juliana?" fragte Stephan.

„Weil ich die Großmutter nicht verlasse," antwortete Juliana.

„Die Großmutter wird es dir gönnen, wenn du das Glück in deinem Leben findest," sagte Stephan. 20

„Großvater," erwiederte das Mädchen, „wenn man Franz und Katharina goldene Kleider gäbe, sie auf einen goldenen Stuhl setzte, und zum Kaiser und zur Kaiserin aller Länder machte, und sie dir weg nähme, würdest du nicht betrübt sein?" 25

„Ich würde es sein," sagte Stephan.

„Siehst du," antwortete das Mädchen, „ich bin die Mutter der Großmutter, ich bin ihre Schwester, ich bin ihre Obrigkeit, ich bin ihre Magd, ich muß bei ihr bleiben."

„Juliana, die Großmutter geht auch mit uns," sagte 30 Stephan.

„An einem andern Orte würde die Großmutter sterben," antwortete das Mädchen.

„Juliana", erwiederte der alte Stephan, „wenn du nicht mit uns gehst, dann müssen wir uns auf immer trennen. Damit du Franzens Weib werden könntest, müßtest du noch Vieles lernen, und müßtest dazu in eine andere Welt kommen, als hier ist. Wie ihr hier seid, könnt ihr nicht bleiben. Und damit meinem Enkel Franz nicht zu sehr das Herz weh thut, wenn er dich öfter sähe, kann ich im nächsten Sommer und in allen nächsten Sommern nicht mehr in den Wald kommen, damit er dich vergißt."

„Er wird mich vergessen, und es wird Alles gut sein," sagte das Mädchen.

Bei diesen Worten quollen ihm große Tropfen aus den schwarzen Augen, und rannen über die Wangen herunter.

Es waren die ersten Thränen gewesen, die Stephan an dem Kinde gesehen hatte.

„Juliana, Mädchen," sagte er, „thue, wie du willst."

Das Mädchen ging zu ihm hinzu, und küßte ihm zum ersten Male die Hand.

Dann ging es schweigend zu der Thür hinaus.

Die zwei andern Kinder saßen mit Thränen übergossen auf ihren Stühlen.

Stephan legte auf jedes Haupt eine seiner Hände, und sagte: „Es ist recht schön von euch, daß ihr folgsam gewesen, und kein Wort drein geredet habt. Lassen wir Gott seinen Willen, wie er Alles fügt. Jetzt geht mit mir zu dem Schwarzbache und in den langen Wald hinunter."

Die Kinder schluchzten fort, suchten ihre Thränen zu bemeistern, wischten sich mit ihren Taschentüchern häufig ab, richteten sich in Ordnung, und folgten ihm in das Freie.

Stephan war nun anders gegen Juliana und ihre Angehörigen. Gegen das Mädchen war er noch freundlicher und noch gütiger als früher. Ihrer Mutter und ihrer Muhme gab er etwas Geld, daß sie sowohl sich als auch

Juliana und der Großmutter bessere Kleider und sonst noch andere Nothwendigkeiten anschaffen konnte. Er gab auch sogar Stoffe zu manchen Dingen in das Haus. Magdalena hatte ein Kalb, das ihr die Kuh gebracht, und das sie sehr geliebt hatte, aus Bedrängniß verkaufen müssen. Dieses kaufte Stephan als halbgewachsenes Thier wieder zurück, und ließ es in das Holzhäuschen bringen. An die Wiese jenseits der Gebüsche, die zu dem Häuschen gehörte, grenzte ein Stück, welches feil war. Stephan kaufte es, und gab es Magdalena. Vor Allem aber ließ er Werkleute kommen, und ließ einen hölzernen Zubau zu Juliana's und der Großmutter Wohnung beginnen, der noch fertig werden mußte, so lange er da war. Das Gemach Juliana's und der Großmutter sollte unverändert bleiben, nur sollte man von ihm noch in eine schöne geräumige Stube kommen können. Und als Alles fertig war, stand die Stube da, sie glänzte hell von vier Fenstern, prangte mit einem grünen Ofen und reinen Geräthen. Juliana und die Großmutter waren erfreut. Magdalena und Anna dankten Stephan für das viele Gute, das er ihnen that, und das so zahlreich sei, daß man es kaum begreifen könne.

Der alte Stephan besah Alles, was er gethan hatte, und rüstete sich zur Abreise.

Als die Reise gekommen waren, wurde ein Wagen mit Allem bepackt, was in dem Schreinerhäuschen gewesen war, und wurde fort gesendet. Dann nahm man Abschied, und Stephan fuhr mit den Kindern davon.

Und der wilde Winter kam, die Nächte waren wieder lang, die Flocken fegten wieder das Land gegen Breitenberg hin, und die Kälte war in den Lüften. Aber auch der Frühling kam, die Gesträuche und Bäume blühten, die Tannen setzten die neuen Spitzen an, und bekamen die rothen Zäpfchen, Blumen und Gräser waren da, über dem

kleinen Felde, das von Gebüschen umgeben war, auf dem wieder Winterkorn empor wuchs, und an dem das neue, glänzende Holzhäuschen stand, sang wieder die Lerche: aber der Wagen mit Stephan und den Kindern kam nicht mehr, und an der Mühle stand kein Mädchen mehr, ihn zu erwarten. Das kleine Schreinerhäuschen war leer und gesperrt, und Crescentia war zu den Ihrigen gegangen.

So ging der Sommer hin. In dem nächsten Sommer war es wieder so. Das Schreinerhäuschen war leer; denn Stephan kam nicht, und vermiethete es nicht. Nur Crescentia besuchte es zuweilen mit Leuten, und reinigte und fegte es, und ließ ausbessern, wo etwas fehlte.

In dem dritten Sommer kam Stephan mit den Kindern erst, da schon der größte Theil des Sommers verflossen war. Er ging zu dem Holzbaue der Großmutter und Juliana's. Die Großmutter saß in der Sonne und lächelte. Juliana stand neben ihr. Sie war höher geworden, und schien nun ihr Wachsen vollendet zu haben. Sie war magerer und ernster. Stephan und die Kinder grüßten sie und die Großmutter, und wurden von Juliana wieder gegrüßt. Sie gaben die Geschenke, welche nun in werthvollen Sachen bestanden, und die Geschenke wurden freudig angenommen. Stephan ging auch zu Magdalena und Anna, gab ihnen die Dinge, die er für sie gebracht hatte, und erntete vielen Dank. Da er wieder in sein Häuschen gekommen war, sendete er erst noch Mehreres in das Holzhäuschen, das er dafür bestimmt hatte, und das er nicht hatte mittragen können.

Zwischen den Bewohnern des Schreinerhäuschens und Juliana war nun wieder ein Zusammensein wie früher. Juliana kam sehr oft, und brachte wieder Dinge; sie blieb aber immer in der Stube des Häuschens oder auf dem Anger vor den Fenstern.

Stephan verbesserte Manches an dem Häuschen und der Umgebung, und ließ Arbeiten vornehmen, die auf größere Bequemlichkeit zielten.

Er fuhr dieses Mal mit seinen Enkeln viel früher als sonst wieder fort. Juliana stand an der Mühle.

Und so geschah es mehrere Jahre.

Einmal, da er sich wieder in dem Häuschen befand, und sehr schöne Tage waren, kam eines frühen Morgens Anna, und sagte, daß in der Nacht die Großmutter gestorben sei.

Stephan ging sogleich mit den Kindern in das Holzhäuschen.

Da lag die Großmutter todt in dem schönen Bette, das er ihr in der großen Holzstube hatte aufrichten lassen, und auf ihrem entseelten Angesichte war das nämliche Lächeln, das sie gehabt hatte, als er die vielen Federn und die andern bunten Dinge gebracht hatte. Zu ihren Häupten saß Juliana.

Er ließ die Vorbereitungen zur Beerdigung machen.

Die Großmutter lag bald auf ihrer Bahre in einem weißen Kleide mit veilchenblauen Schleifen, wie sie nie ein so schönes Gewand in ihrem Leben gehabt hatte. Ihre Hände hielten ein Kreuz. Die Nachbarn kamen, und legten Bildchen auf sie, daß sie fast so geschmückt aussah wie einst, da sie von Juliana geziert worden war.

Endlich, da die Zeit erschien, wurde sie in ihren Sarg geschlossen. Stephan ließ sie in einem schönen Wagen nach dem Kirchhof von Breitenberg bringen, und dort wurde sie unter den kirchlichen Gebräuchen in die Erde bestattet. Es waren des vornehmen Mannes willen viele Menschen herbei gekommen. Magdalena und Anna weinten, und jammerten an dem Grabe, und erzählten, wie die Frau so gut gewesen sei. Juliana stand still dabei, und sprach gar nichts.

Des andern Tages kam sie zu Stephan, und sagte: „Großvater, jetzt gehe ich mit dir, und will bei dir sein, wie ich bei der Großmutter gewesen bin.“

„Juliana,“ erwiederte Stephan, „du verlässest deine Mutter.“

„Sie denkt es sich, daß du mich mit nimmst, und ist froh darüber,“ entgegnete das Mädchen, „sie hat es schon Nachbarinnen erzählt, daß ich schöne Kleider und Sachen bekommen werde. Die Großmutter hätte sich nicht gefreut, wenn ich mit Engeln in den Himmel gegangen wäre.“

„Liebst denn du deine Mutter nicht, Juliana?“ fragte Stephan.

„Ich liebe meine Mutter sehr,“ antwortete Juliana, „sie hat mir viel Gutes gethan, ich werde oft zu ihr zurück kehren, und werde ihr wieder Gutes thun.“

„Ich sage wieder wie einst,“ antwortete Stephan, „Juliana, thue, wie du willst.“

Und sofort brachte er nun diese Angelegenheit mit der Mutter des Mädchens ins Reine, sorgte noch in manchen Dingen für Magdalena und Anna, und in kurzer Zeit darauf fuhr Juliana, wie Katharina gekleidet, mit Stephan und seinem Enkel von dem Wirthshause der Klafferstraße fort, den Weg gegen Jandelsbrunn dahin.

Da mehrere Jahre vergangen waren, und Stephan die Hand seines Enkels Franz in die seines Kindes Juliana, wie er sie nannte, legte, sagte er: „Franz, du erhältst eine Gattin, welche wirklich liebt, und welche ihre Pflicht versteht, und das ist das Höchste. Halte dieses Höchste in Ehren, und du wirst glücklich sein und glücklich machen. Du liebst mich und Katharina liebt mich aus Verwandtschaftstrieben, und weil ich bin, der ich bin, Juliana liebt mich allein, weil ich bin, der ich bin, und diesen Schimmer der Liebe hat mir Gott gesendet, und ich will ihn mir für den Rest

meines Lebens bewahren, es mag dieser Rest lang oder kurz sein."

So war es mit dem wilden Mädchen.

Nicht lange Zeit darnach, da ich das erfahren hatte, was ich hier erzählt habe, war ich wieder einmal auf dem Rigi, 5 und es war meine Gattin mit. Der jetzige Wirth, der bei meinem ersten Besuche des Berges ein junger Mensch gewesen war, und sich viel mit uns abgegeben hatte, erzählte mir, es sei die schöne schwarze Frau mit ihrem Gatten wieder da gewesen, und die Schwester dieses Gatten sei 10 mit ihrem Manne auch da gewesen. Die schwarze Frau sei noch immer ganz unbegreiflich schön. Ihre braunhaarige Schwägerin gebe ihr aber wenig nach. Er zeigte mir die Namen in dem Einschreibbuche; da stand: Franz von Heilkun, Juliana von Heilkun, Alexander von Belen, Katharina 15 von Belen. Ich schlug nun jene Namen nach, welche mir einmal der Augsburger Kaufmann als die der schwarzen Frau und ihres Gatten in demselben Buche gezeigt, und die ich wieder vergessen hatte. Da stand auch: Franz von Heilkun, Juliana von Heilkun. 20

Von den wunderschönen Gedichtchen, welche Juliana soll machen können, stand auch jetzt keines bei ihrem Namen im Einschreibbuche.

Der Kuß von Sentze.

(1866)

In einem Waldwinkel liegen drei seltsame Häuser oder Schlösser.

Das eine Haus liegt an dem Abhange eines Berges. Es ist aus einem röthlichen Steine erbaut, der hie und 5 da eine sanfte Rosenfarbe hat, an den Ecken stehen große runde Thürme, und die Fenster und Thore haben den Rundbogen und sind mit einem schneeweißen Steine eingefaßt. Von dem Hause geht ein großer Garten nieder, der allerlei Bauwerk hat, und in einer Art Verwüstung ist. 10 Unterhalb des Gartens spaltet sich der Hauptberg in zwei Nebenberge, gleichsam zwei grüne Kissen, die gegen das Thal hinab gehen. Und auf der Wölbung dieser Kissen liegen die zwei andern Häuser. Sie sind genau wie das obere gebaut, nur kleiner, und das eine ist ganz aus dem 15 weißen Steine, das andere ganz aus dem rothen.

Diese drei Häuser heißen die Sentze. Das weiße heißt die weiße Sentze, das rothe die rothe Sentze, und das obere die gestreifte Sentze. Sonst sind keine Häuser vorhanden. Rückwärts geht der Waldhang empor, vorwärts 20 senken sich die Bühel vollends hinab, zwischen ihnen und an ihren Seiten rauschen Bäche in die Tiefe, und unten ist das Thal mit Gebüsch erfüllt. Weiter draußen, links, wenn man von den Sentzen kömmt, beginnen die Häuser von Wermelin, das der Volksmund Werblin nennt.

25 Von der alten Zeit sind die Nachrichten über die Häuser spärlich. Ein Mann soll einmal, da noch der wilde Wald war, die alte Burg gebaut haben. Er hatte zwei Söhne,

die in beständigem Hader lebten. Da sagte er einmal: „Durch einen Kuß hat Judas den Heiland verrathen, und das ist die schlechteste That gewesen, die auf der Erde verübt worden ist. Ihr solltet euch einmal küssen, und von da an sollte keiner dem andern ein Leid thun, weil sonst noch ein Judaskuß auf der Welt wäre.“

Die Brüder küßten sich zu einer guten Zeit, und hatten dann eine solche Furcht vor dem Judaskusse, daß sie fortan nicht mehr haderten, ja sich oft zu der nämlichen guten Handlung vereinigten. Die Sache wurde in dem Geschlechte der Sentze fort erzählt, und, da es unter den Nachkommen manche Streitbare gab, wiederholt, sie wurde endlich bräuchlich, und zuletzt gar eine Satzung. Die Streitenden konnten den Kuß verweigern, dazu hatten sie das Recht; haben sie ihn aber einmal gegeben, dann mußten sie Frieden halten. Man hat später die Veranlassungen zu dem Kusse aufgeschrieben, und wenn wieder solche kamen, hat man das Aufgeschriebene vorgelesen, oder zu lesen gegeben. Es sind keine Nachrichten vorhanden, ob einmal einer von Sentze die Verpflichtung aus dem Kusse gebrochen hat.

Im Laufe der Zeiten war einmal nur ein Vater mit zwei Söhnen von dem Geschlechte übrig. Die Söhne waren uneinig; sie gaben sich aber den Gewährkuß, und als der Vater gestorben war, wollte keiner der Söhne die Burg bewohnen, um den andern nicht zu beleidigen. Der eine baute sich die rothe Burg, nach dem Vorbilde der rothen Farbe des alten Hauses, und der andere die weiße, nach dem Vorbilde der weißen Einfassung. Das alte Haus aber besaßen sie gemeinschaftlich. In einer andern Zeit war nur ein Junker von einem Zweige des Stammes vorhanden, und ein Fräulein von einem andern Zweige. Sie gaben sich den Kuß, haßten sich dann nicht, ehelichten sich sogar, lebten in sehr großer Liebe, und von ihnen kommen wieder

zahlreiche Sentze, die sich in zahlreiche Zweige vertheilten. Weil nun der Kuß nicht blos den Streit verhindern, sondern auch Liebe erzeugen konnte, so theilten ihn die Sentze in zwei Arten ein. Den Liebeskuß nannten sie den Kuß der ersten Art, oder schlechtweg den ersten Kuß, den Friedenskuß nannten sie den Kuß der zweiten Art, oder schlechtweg den zweiten Kuß. Die Sentze behaupteten, sie stammen von dem uralten Geschlechte der Palsentze, oder sie seien eigentlich dieses Geschlecht selber, und jener Huoch de Palsentze, welcher am 24. April des Jahres 1109 den Stiftbrief des Klosters Seitenstätten als Zeuge unterschrieben hat, sei einer ihrer Vorfahrer gewesen, ja dieser Huoch sei der nämliche gewesen, der als Huoch de Palsentze zugleich mit seinem Bruder Rovdpret im Jahre 1110 eine Schenkung des edlen Mannes Rapoto de Movsilischirchen an das Hochstift Passau unterschrieben hat, und diese Brüder seien jene Brüder gewesen, welche zum ersten Male den Kuß von Sentze gegeben haben. Später sei durch Mißbrauch des Wortes der Name Palsentze zu Sentze verstümmelt worden, was wieder geordnet werden müsse. Wie dem auch sei, eines ist richtig: in dem Geschlechte der Sentze kommen die Namen Huoch, Rupert, Walchon, Erkambert, Itha, Hiltiburg, Azela, wie sie bei den alten Palsentzen gewesen waren, immer wieder vor, was aus den zahlreichen Schriften zu ersehen ist, die sich in den drei Häusern bis auf unsere Zeit angesammelt haben. Die Sentze sind wohlhabend gewesen oder geworden. Sie besitzen jetzt außer den drei Häusern mit den zu ihnen gehörigen Ländereien noch andere Güter, die sie durch Kauf oder Tausch oder auf andere Weise erworben und mannigfaltig verändert haben. Sie lebten in neuerer Zeit bald in den Stammburgen, bald in andern Schlössern, oft in einer angenehmen Stadt, oft auf Reisen.

Wir theilen aus der letzten Schrift des weißen Hauses Folgendes mit:

Am dreizehnten Tage des Monates April des Jahres 1846 hatte ich meinen fünf und zwanzigsten Geburtstag, den Tag meiner Mündigwerdung. Ich kleidete mich am Morgen in meinem Schlafzimmer sorgfältig an, und ging in mein Wohnzimmer. Der mit Laubwerk eingelegte Tisch war in der Nacht ohne mein Wissen mit einem braunen Sammettuche überlegt worden. Auf dem Sammet lagen sehr schön gebundene Bücher. Sie waren eine Sammlung aller altdeutschen Dichtungen. Joseph kam herein, und sagte, der Vater lasse mich zum Frühmahle bitten. Ich ging in die Stube des Vaters. Er war festlich gekleidet. Er stand auf, da ich eintrat, ging mir entgegen, und küßte mich auf die Stirne. Seine Augen waren feucht geworden. Ich trocknete mir die meinigen, und küßte seine rechte Hand. Dann nahmen wir das Frühmahl ein, während dem wir fast immer schwiegen. Nach demselben sagte der Vater: „Komme um zehn Uhr, wenn es zu dieser Zeit möglich ist, in das Empfangzimmer, ich möchte Einiges mit dir sprechen."

Ich antwortete: „Ich werde kommen."

Darauf trennten wir uns.

Um zehn Uhr ging ich in das Empfangzimmer. Von den Geräthen waren die Überzüge und Decken weg genommen, und sie standen in ihrer Ursprünglichkeit da. Der Vater kam gleich nach mir herein. Er setzte sich in den großen Prunksessel, und wies mir einen andern an. Da wir saßen, sprach er: „Du bist heute fünf und zwanzig Jahre alt, und nach dem Brauche unseres Hauses mündig geworden. Du hast dich gegen diese Zahl der Jahre nicht gesträubt, die in den Gesetzen nicht begründet ist. Wenn wir die Feier des heutigen Tages beendiget haben, werde ich dir die Habe, über die du jetzt schon gebiethen kannst,

einhändigen, und dir die Rechnungen übergeben, die ich als dein Vormund geführt habe. Jetzt muß ich ein anderes Wort zu dir sprechen. Seit Walchon und ich das nämliche schöne Fräulein zu ehelichen gewünscht, seit wir uns den Friedenskuß gegeben, und ihn so gehalten haben, daß keiner mehr das schöne Fräulein begehrte, seit wir unsere Gattinnen in das Grab gelegt haben: ist oft der gleiche Spruch über unsere Lippen gegangen: ‚Wie einst nur mehr ein Jüngling und eine Jungfrau aus unserem Geschlechte übrig gewesen waren, wie sie sich geehelicht haben, und eine Blüthe des Stammes daraus hervor gegangen ist, so sind nun unsere zwei Kinder die letzten des Stammes; wenn es doch wieder würde wie damals, und noch einmal eine Blüthe empor keimte.‘ Mein Sohn, ich bitte dich, gehe in diesem Jahre zu der Base Laran nach Wien, und besuche Hiltiburg. Ihr seid als Kinder recht gut mit einander gewesen, vielleicht seid ihr es jetzt nach langer Trennung wieder, vielleicht werdet ihr es noch mehr, und es erfolgt eine Eheverbindung, was der schönste Wunsch eurer Väter ist. Dann besuche einmal Walchon. Er ist in der grauen Sentze, und betreibt seine Lieblingswissenschaft, die der Moose. Das ist, um was ich dich bitten wollte.“

Der Vater hatte seine Rede geendigt, und ich antwortete: „Ich werde gerne zu Hiltiburg und gerne zu ihrem Vater gehen. Wenn Hiltiburg und ich uns gut sind, wenn wir uns noch mehr gut werden, wenn aber jene Neigung nicht entsteht, die zu einer Ehe nothwendig ist, wirst du und Walchon dann noch die Verbindung wünschen?“

„Nein, mein Sohn,“ sagte der Vater, „das wäre das Judasthum, das in unserem Stamme so verhaßt ist. Wenn es wird, wie du sagst, dann bleibt liebe Verwandte, und sucht euch Herzgespielen nach eurer Art, es werde daraus, was will. So würde auch deine Mutter denken, wenn sie noch lebte.“

Nach diesen Worten sprachen wir noch von verschiedenen unbedeutenderen Dingen, und trennten uns dann.

Ich aber trug die Worte des Vaters mehrere Tage mit mir in Gedanken herum. Dann schrieb ich an Hiltiburg: „Geehrtes Fräulein, liebe Base! Ich werde Dich in dem Winter, der da kommen wird, in Wien besuchen. Unsere Väter wünschen, daß wir eine Neigung zu einander fassen, aus welcher eine Eheverbindung wird. Wenn ich die Neigung fassen kann, wenn Du auch zu mir diese Neigung zu fassen vermagst, so werde ich sehr erfreut sein. Denke Dir aber nicht, daß ich in dem Sinne nach Wien komme, Dich durchaus heirathen zu wollen, Du hast die Freiheit, wie wenn ich Dir fremd wäre, und Du nie etwas von mir gehört hättest. Ich schreibe Dir dieses, daß zwischen uns völlige Klarheit sei. Im Sonstigen bin ich Dein zugeneigter kleiner Rupert, der aber jetzt ein großer geworden ist."

Nach sieben Tagen erhielt ich die Antwort: „Kleiner guter Rupert! Es ist bei mir immer die Klarheit, daß ich nach meinem Erkennen thue. Es wäre Dein Brief nicht nöthig gewesen. Er freut mich aber. Du hast eine sehr schöne Handschrift bekommen. Ich erwarte Deine Ankunft, und bin im Übrigen Deine zugeneigte kleine Hiltiburg, die jetzt auch eine große geworden ist."

Ich legte den Brief in die Schublade.

Darnach verging der Sommer und der Herbst.

Am zwölften Tage des Monates Dezember verließ ich unsere Wohnung in der Stadt Nürnberg, und reiste nach Wien.

Ich ging dort in das Haus, in welchem die Base Laran wohnte, bei der Hiltiburg war. Die Base sagte zu mir: „Sei gegrüßt, mein Vetter. Es freut uns, daß du gekommen bist, uns zu besuchen. Bleibe nur recht lange bei uns. Es ist auch recht schön, daß du gerade heute gekommen

bist; morgen haben wir ein kleines Abendfest bei uns, zu welchem ich dich lade. Du wirst doch kommen?"

„Ich werde kommen," sagte ich.

Dann schellte sie mit einer Glocke nach einer Magd, und verlangte, daß sie die Kinder rufe.

Die Magd entfernte sich, und nach einer Weile traten die Töchter der Base, Mathilt und Ada, in das Zimmer. Sie waren sehr schöne Mädchen geworden. Mathilt hatte ein rosiges Angesicht, ungewöhnlich große braune schimmernde Augen und sehr feine braune Haare. Ada hatte noch feinere blonde Haare, ein zarteres Angesicht und eben so große aber sanfte blaue Augen.

Die Mädchen reichten mir die Hände, wir begrüßten uns, wir sprachen unsere Freude aus, daß wir uns nach manchen Jahren wieder sehen, und redeten von unseren zunächst gelegenen Dingen.

Dann fragte ich nach Hiltiburg.

Die Base sagte: „Als ich die Kinder verlangte, war auch Hiltiburg einbegriffen. Ich werde aber noch einmal nach ihr senden."

Sie sendete die Magd, und es kam die Antwort zurück: „Ich habe am heutigen Morgen gesagt, daß ich mich zu dem Feste vorbereite, und daß ich den ganzen Tag niemanden empfangen werde. Was ich gesagt habe, muß ich halten. Den kleinen Vetter werde ich morgen sehen."

Ich ging also an diesem Tage in meine Wohnung zurück, ohne Hiltiburg erblickt zu haben.

Am Abende des nächsten Tages ging ich später zu dem Feste der Base, als man es zu thun pflegt. Ich erinnere mich der Ursache nicht mehr, welche meine Verspätung veranlaßte. Da ich von dem Kleiderzimmer in das anstoßende Gemach trat, stand in demselben unter mehreren Menschen ein Mädchen, das auffälliger Weise ein schwarzes

Seidenkleid an hatte. Von dem Kleide stand an dem Halse eine kleine weiße Krause empor. In den dunkeln Haaren war gar kein Schmuck, an der Brust aber glänzte ein vorzüglicher Diamant. Die Augen des Mädchens waren sehr groß, und glänzten noch mehr als der Diamant. Sie mochten, wie die Beleuchtung zeigte, braun sein. Die Haare waren dunkelbraun. Das Angesicht war so schön, wie ich nie ein schöneres Ding in meinem Leben gesehen habe, und die Gestalt war fast noch schöner als das Angesicht. Das Mädchen sah mich an. Es war Hiltiburg. Obwohl ich sie, da sie noch ein Kind war, zum letzten Male gesehen hatte, erkannte ich sie gleich.

Ich sprach nichts.

Hiltiburg aber sagte zu mir: „Sei mir gegrüßt, mein kleiner Vetter und Bräutigam, lebe nun neben mir, und siehe, wie es mit uns wird."

„Sei gegrüßt, Hiltiburg," sagte ich.

Die Base, Mathilt und Ada kamen herzu. Die Mädchen waren gleich den andern zum Feste gekleidet. Mathilt hatte zu ihren braunen Haaren ein blaßblaues Kleid mit dem weißen Durchschimmer eines Überkleides, und Ada hatte zu ihrem Blond ein schwach rosenrothes Kleid mit weißem Übergewande. Die Base und die Mädchen begrüßten mich herzlich. Sie nannten gleich meinen Namen mehreren Männern und Frauen, die herum standen, und riefen andere herzu, denen sie mich vorstellten.

Dann wurde ich in den Festsaal geführt.

Er war ein großes Zimmer mit grauen Wänden, die in dem Lichte zahlreicher Kerzen schimmerten. In einer Ecke stand ein Klavier, an dem ein Mann saß, unter dessen Händen die Töne in den Saal strömten. Junge Mädchen und Männer führten Tänze auf, die ruhiger und vielleicht auch lieblicher waren, als man sie jetzt sieht. Die Mädchen waren entweder

weiß oder farbig gekleidet. Die weißen hatten ein farbiges, die farbigen ein weißes Übergewand. Sie waren mit Blumen, Schleifen, selbst auch Juwelen geschmückt. Die Männer waren alle im schwarzen Anzuge. Es waren schöne Mädchen da, 5 es waren sehr schöne Mädchen da, es waren außerordentlich schöne Mädchen da. Als aber Hiltiburg in den Saal trat, sah man, daß von dem schönsten Mädchen zu ihr noch ein hoher Abstand empor ging. Unter den jungen Männern waren feine Gestalten und manche einnehmende Gesichtszüge. An den 10 Wänden des Zimmers saßen Mütter, Basen, ältere Schwestern oder andere aus dem weiblichen Geschlechte herum und sahen dem Tanze zu. Ich that es auch eine Weile, wurde aber dann von meinen Basen und andern in das Vergnügen hinein gezogen.

15 Hiltiburg tanzte nicht. Sie hatte das durch die Wahl des schwarzen Kleides erklärt, und wer es nicht verstand, dem sagte sie es. Man wußte den Grund nicht, und sie gab keinen an. Sie saß in einer Ecke in einem rothen Sessel, und sah auf die Dinge vor sich.

20 Ich ging nun auch in die andern Zimmer. Neben dem Tanzsaale war ein Gemach zu Gesprächen. Ich redete dort mit einigen Anwesenden, und ging dann weiter. In dem nächsten Gemache waren grüne Tische, an denen Männer saßen, und mit Karten spielten. Dann war der Speisesaal, 25 in welchem gedeckt war, um zu einer gewissen Stunde ein Abendessen einzunehmen.

Hierauf ging ich wieder in den Tanzsaal zurück.

Ich beschäftigte mich jetzt auch mit Hiltiburg.

Viele Männer, jüngere und ältere, waren um sie, und 30 brachten ihr Huldigungen dar. Sie sah mit den großen Augen auf sie, und sprach mit ihnen. Ich konnte aber nicht erkennen, daß sie einem von ihnen einen Vorzug gab. Ich redete auch mit ihr, aber kurz. Ich hielt mich überhaupt

an diesem Feste ziemlich ferne von ihr, damit sie nicht glaube, daß ich Rechte geltend machen wolle.

Nach Mitternacht war das Essen, dann waren noch einige Tänze, dann war das Fest aus, und ich verfügte mich in meine Wohnung. 5

Von dem Tage an entwickelte sich zwischen mir und dem Hause der Base Laran ein Verkehr, wie er bei Verwandten gebräuchlich ist. Ich miethete mir, um der Unruhe eines Gasthofes zu entgehen, zwei freundliche Zimmer in einem gewöhnlichen Wohnhause, und ging von dort, zwar 10 nicht alle Tage, aber so oft zur Base, als es sich schicken wollte. Ich lernte bei ihr verschiedene Menschen kennen; denn sie versammelte gerne zu Zeiten größere oder kleinere Kreise um sich, und Freunde und Freundinnen des Hauses gingen stets ab und zu. Ich wurde auch zu andern Menschen 15 eingeführt, und wir machten gelegentlich mancherlei Besuche. Sonst beschäftigte ich mich in meinem Zimmer, oder suchte mich über das Wesen der Hauptstadt besser zu unterrichten, als es mir bei früheren Aufenthalten möglich gewesen war, oder ging mit einigen Männern um, mit denen ich mich 20 zusammen gefunden hatte.

In Wien war damals ein großer Aufwand und ein Prunk in Wohnungen, Geräthen und Kleidern, obwohl er gegen dem, was jetzt ist, bescheiden genannt werden konnte. Aber alle übertraf in diesen Dingen die Muhme Hiltiburg. 25 Was ich bei der Base Laran oder bei andern Menschen oder auf den Straßen und Plätzen der Stadt oder an öffentlichen Orten oder bei Festen oder bei feierlichen Aufzügen oder sonstigen Gelegenheiten sah, blieb weit hinter dem zurück, was ich an der Muhme Hiltiburg erblickte. Wie schon 30 bei dem Tanzfeste der Base Laran ihr Kleid, wenn es auch nur von schwarzer Seide war, doch alle andern an Schwere, Pracht und Fülle übertraf, und wie ihr Diamant der schönste

war, so überglänzte sie fortan Alles durch ihre äußere Erscheinung. Die Stoffe ihrer Kleider waren stets sehr kostbar, und der Schnitt und die Anordnung derselben war in der hervorragendsten Weise des eben herrschenden Gebrauches. An Gold und Edelsteinen hatte sie einen großen Wechsel. Sie zog fast jeden Tag ein anderes Kleid an, und an einem Tage wechselte sie oft mehrmals. Wenn sie ausging, oder in dem Wagen der Base Laran fuhr, was ihr diese gerne gestattete, so blieben die Leute stehen, und sahen ihr nach. In ihren Zimmern waren die Wände des einen mit rother, die des andern mit blauer Seide überzogen, die Geräthe waren von schwerem Sammet. Es war auch eine Harfe da, ich habe sie aber nie darauf spielen gehört. In einem Kasten hatte sie hinter Vorhängen Bücher, von denen man sagte, daß sie in ihnen lese, sie zeigte aber nie eines. Die Base Laran ließ ihr ihren Willen. Viele junge Männer brachten ihr tiefe Aufmerksamkeiten dar, und suchten ihre Neigung zu gewinnen; aber ihr Blick war stets ruhig, ja fast kalt.

Ich sprach zu verschiedenen Zeiten gegen die Hoffarth und ihre Folgen.

Eines Tages aber redete ich geradezu über diese Dinge mit Hiltiburg, und tadelte ihre Lebensweise.

Sie antwortete: „Vetter, ich handle nach meinem Willen, wie ihr alle thut. Mein Vater ist in fremden Ländern gewesen, ich bald an diesem bald an jenem Orte, bis ich zu den jetzigen guten Leuten kam. Du hast mich in meiner Kindheit gesehen, und dann nicht mehr. Und die sich zu ihrem Vergnügen an mich drängen, mögen daran ihr Vergnügen haben.“

Ich sagte von nun an nichts mehr; aber ich konnte mein Gefühl nicht unterdrücken, es kam etwas wie Verachtung gegen Hiltiburg in meine Seele.

Ich wäre gerne von Wien fort gereist; aber des Vaters willen blieb ich da.

Von der Base Laran wurde ich recht liebreich behandelt. Die einsame alternde Frau war mir wie eine Mutter. Mathilt, um die sich der junge Herr von Helden bewarb, für den sie sich aber noch nicht entschieden zu haben schien, war freundlich und traulich gegen mich, und Ada sah mich mit den großen unschuldigen blauen Augen oft recht fromm an. Auch an Hiltiburg bemerkte ich, daß sie zuweilen nach mir sah, aber in ihren Augen leuchtete etwas wie Haß.

Ich schrieb endlich meinem Vater die Lage der Dinge, und er antwortete, daß er mich in meinen Handlungen nicht beirren wolle.

Ich blieb auch noch den folgenden Winter in Wien.

Da kamen im Monate März die Unruhen, die damals durch halb Europa gingen.

Die Base Laran beschloß, die Stadt zu verlassen, und mit ihren Töchtern und mit Hiltiburg auf ihr Gut am Steine zu gehen.

Sie lud mich ein, sie dort zu besuchen.

Ich antwortete: „Ich muß in den Begebenheiten, die da kommen werden, handeln, gedenke aber doch eine Zeit zu finden, einen Besuch in dem Steinschlosse zu machen."

Die Base zog mit den Ihrigen bald fort.

Ich ging nach einiger Zeit zu meinem Vater in die weiße Sentze, in die er zurück gekehrt war.

Dann wollte ich auf kurze Zeit mein Wort lösen, und ging in das Schloß am Steine.

Die Base hatte sich in dem alten weitläufigen Gebäude eingerichtet. Ich fand einen Verwalter mit Amtsleuten da, und einen Forstmeister mit Forstgehilfen. Diese Männer besorgten die Angelegenheiten des Gutes. Sie gingen auch

sonst in Allem, was die Zeitläufe fordern möchten, der Base mit Rath und That an die Hand. Der Verwalter hatte eine sehr angenehme wohlgebildete Frau und zwei Töchter von großer Schönheit. Die Gattin des Forstmeisters war von einnehmendem Wesen, und ihre Tochter fast so schön wie die Töchter des Verwalters. Diese Leute versammelten sich fast alle Abende mit der Base und den Ihrigen in dem Saale des Schlosses. Da waren denn nun die Ereignisse der Zeit beinahe immer der ausschließliche Gegenstand der Gespräche. Man verhandelte eifrig hin und wieder.

Eines Tages, da man sehr angelegentlich geredet hatte, sagte ich: „Die Freiheit als die Macht, unbeirrt von jeder Gewalt, die höchste Menschheit an sich zu entwickeln, ist das größte äußere Gut des Menschen. Der rechte Mensch ist frei von den Gelüsten und Lastern seines Herzens, und schafft sich Raum für diese Freiheit, oder lebt nicht mehr. Wer so nicht frei ist, kann es anders nicht sein. Das Andere ist die Freiheit des Thieres, das nach seinen Trieben thut. Ich hoffe, daß bei uns Männer sind, diese Freiheit zu fördern, und ihr einen Weg in das Staatsleben zu bahnen, daß sie in ihrer Schönheit erblühe. Wie lange es bis dahin dauern wird, weiß ich nicht. Die meisten derer, die jetzt nach Freiheit rufen, sind noch in den Banden ihrer Gier nach Herrlichkeit, Nutzen und Gewalt, und sind gegen die Unterdrückung Unterdrücker, wie der Dichter vor Langem gesagt hat: ‚Um den Vortheil der Herrschaft stritt ein verderbtes Geschlecht, nicht würdig, das Gute zu schaffen‘. Bei uns thut es Noth, daß das Reich nicht wanke, und wenn es fest steht, dann mögen in ihm die rechten Männer den Pfad der Freiheit suchen, und wir vorerst dazu die rechten Männer finden. Weil ich aber in den Rath nicht tauge, gehe ich zu dem Feldherrn, der jetzt das Reich vertritt, und diene ihm. Ich werde ohne

Abschied von hier fort gehen, und einmal nach einer finstern Nacht nicht mehr da sein. Der Herr Verwalter wird zum Öffnen des Pförtchens die Stunde wissen und sie nicht verrathen."

„Nein, nein, das darf nicht sein," rief die Base, „du mußt Lebewohl sagen."

„Das führt zu Weitläufigkeiten oder Rührungen und Störungen," sagte ich, „so etwas muß frisch gethan sein, und einmal komme ich, und sage: ich bin da. Endlich kann mich zu einem Abschiede niemand zwingen, wenn ich keinen nehme."

Man stritt noch mit halbem Willen fort, und gab es mit halbem Willen zu.

Dann kam das Gespräch erst recht auf meine Worte, und wurde mit Lebendigkeit über Freiheit, Staatswohl, Volksvertretung, Regierungsart und derlei Dinge geführt. Alle betheiligten sich daran, nur Hiltiburg nicht.

Wir gingen spät in der Nacht auseinander.

Ich machte nun bald Anstalten zur Abreise.

Ich sagte am Abende vor der dazu bestimmten Nacht dem Verwalter die Stunde, in der er mir die Pforte offen halten sollte. Christoph trug zu dieser Stunde meinen Mantelsack hinab, um ihn auf das Bauerwägelchen zu laden, das ich vor das Schloß bestellt hatte. Ich folgte ihm dann. Ich ging mit unhörbaren Schritten, daß ich niemand erwecke, über den finstern Gang. Da streifte etwas an mich wie ein Frauenkleid, zwei weibliche Arme umschlangen mich, und plötzlich fühlte ich einen Kuß auf meinen Lippen. Dieser Kuß war so süß und glühend, daß mein ganzes Leben dadurch erschüttert wurde. Die Gestalt wich in die Finsterniß zurück, ich wußte nicht, wie mir war, und eilte auf dem Gange fort, über die Treppe hinab, durch das geöffnete Pförtchen hinaus, zu dem Wagen, auf dem Wagen zur Post, auf dem Postwagen in der Richtung nach meinem

Reiseziele dahin, und konnte den Kuß nicht aus dem Haupte bringen. Ich bin später bei Wachtfeuern gewesen, auf der Vorwacht in der Finsterniß der Nacht, auf wüsten Lagerplätzen, in Regensturm und Sonnenbrand, in schlechten Hütten und in schönen Schlössern, und immer erinnerte ich mich des Kusses, und dachte, welches der Mädchen mußte das Ungewöhnliche gethan haben. Das erkannte ich, daß der Kuß ein tiefes Geheimniß sein sollte, ich forschte nicht, und sagte keinem Menschen ein Wort davon.

Der alte Feldherr hatte mich sehr freundlich aufgenommen, und mich zu seinen Männern eingetheilt. Ich fand alte Bekannte, und erwarb neue, und Kameradschaft und Freundschaft erneuerte sich, und gründete sich. Was auch einer für eine Muttersprache redete, wir fragten nicht darnach, deutsch konnte ein jeder, und in der deutschen Sprache, gut oder schlecht, selten nach der Schrift, sondern meist nach der Landessitte des Einzelnen, plauderten wir, und schlossen den Bund, in Noth und Tod mit einander zu gehen. In den Gefilden, die ich einmal, da sie ruhig und blühend waren, durchwandelt hatte, war nun der Krieg und mancherlei Elend und Verwirrung. Aber für uns kamen immer günstigere Tage. Wir gingen vorwärts und vorwärts, der Ehrenglanz der Waffen wuchs, eine That gelang, die zweite wurde gewagt, und nach vielerlei Ereignissen und mancher Unterbrechung kam der letzte Sieg, der den Frieden brachte.

Meine Absicht war nun zunächst erreicht, ich verabschiedete mich auf Zeit und Wiederbedarf, ließ ein Stück meines Herzens bei den Freunden, und trug das andere über die Alpen in die Heimath zurück.

Ich ging nicht in das Steinschloß, obwohl es in meiner Richtung lag, sondern zu meinem Vater in die weiße Sentze.

Er begrüßte mich sehr liebevoll, und sprach in der ersten Zeit gar nicht über die Vergangenheit.

Ich fand ihn in voller Arbeit. Er vergrößerte den Garten, er verbesserte das Waldland und die entfernten Meierhöfe, er unterstützte die Bewohner der Gegend, suchte gute Volksbücher zu verbreiten, und ordnete, und bereinigte das Schloß. Dem Allen gegenüber war es mir ein unangenehmer Anblick, daß die rothe Sentze so verfiel. 5

Als ich mich eingerichtet hatte, und meinem Vater in Manchem beistand, sagte er einmal: „Wir müssen doch über das Geschehene reden. Wie wir beschlossen haben, hast du die Sache ausgeführt. Ich danke zuerst Gott, daß er dich 10 wohlbehalten zurück gebracht hat, dann danke ich ihm, daß wir an der That haben mitwirken können. Die an festem Besitze und an Ausbildung hervor ragen, müssen Säulen des rechtlichen Bestandes sein, je nach den Kräften, einige weniger, andere mehr. Wir von Palsentze mehr. Wie wir 15 schon an Macht bedeutender sind, und diese Macht auf Vereinbarungen, Ausgleichungen und Zusagen ruht, so haben wir die Gewähr des Palsentzekusses, die die Heiligkeit des gegebenen Wortes noch mehr erhärtet. Und in dem gegebenen Worte und dem daraus entsprungenen Rechte 20 liegt die Möglichkeit menschlichen Besitzes und menschlicher Reiche. Wenn ein Reich nehmen dürfte, was ihm gut ist, dürfte es jeder, und keiner wüßte, ob das Kleinste sein ist, und wir wären im Thierstande. Verbessert soll immer werden, aber in Vereinbarung Aller, wo zu verbessern ist. 25 So wirst du auch einmal im Rathe wirken, wenn du berufen werden wirst."

„Ich werde es thun," antwortete ich, „wenn ich die Gaben habe."

„Und das Übrige, was wir in unserem Stamme ge- 30 wünscht haben," sprach er weiter, „lassen wir ruhen. Du wirst anders glücklich sein, wie ich mit deiner Mutter glücklich gewesen bin, wenn ich auch nicht ursprünglich mein Augen-

merk auf sie gerichtet hatte. Wenn du gewählt haben wirst, wirst du mir es sagen. Oder hast du gewählt?"

„Ich habe nicht gewählt, mein Vater," antwortete ich, „und werde wohl in kurzer Zeit auch noch nicht wählen."

„Wie du es für gut hältst, mein Sohn," sagte er, „obwohl ich gerne vor dem Schließen meiner Augen noch das Fortblühen unseres Geschlechtes gesehen hätte, und mir auch die Liebe einer kleinen Nachkommenschaft wohl gethan hätte."

„Du blühest ja selber noch, Vater," sagte ich, „und wirst blühen, wenn das eingetreten ist, was du jetzt wünschest."

„Das steht in Gottes Hand," erwiederte er, „es kann sein, daß es so ist, es kann sein, daß es auch nicht so ist. Erwarten wir, was er sendet. Und zum Letzten, mein Sohn, daß ich auch davon rede — da es zwischen Hiltiburg und dir so geworden ist, wie es ist, so wird es nothwendig sein, daß ihr euch, damit nicht Haß und Feindschaft entstehe, den Friedenskuß unseres Stammes gebet. Hiltiburg wird dann ihr Wort halten."

„Ich gebe gerne dieses Pfand," sagte ich, „und werde unverbrüchlich darnach handeln."

„Ich weiß es, und so wäre das abgethan," entgegnete er, „dein Besuch bei Walchon ist durch deinen Feldzug auch sehr hinaus geschoben worden."

„Er wird mir nicht zürnen," antwortete ich.

„Er ist mit Allem einverstanden, was geschehen ist," sagte der Vater.

Und so endete dieses Gespräch.

Einige Zeit darnach trat ich die Reise zu dem Vetter Walchon an.

Ich fuhr in einem Wagen bis an den bairischen Wald. Dort nahm ich einen Führer, der mein Ränzlein trug, und ging auf einem Pfade über die Wasserscheide. Jenseits

derselben schickte ich in dem Orte Sonnberg den Führer zurück, ließ mein Ränzlein da, und sagte, daß es geholt werden würde. Ich wollte allein zu dem Vetter kommen. Ich ging aus der Vertiefung gegen die Höhen empor, und gelangte endlich in ein Gehege, auf dem ein Trümmerwerk von grauen Granitsteinen begann, zwischen denen hie und da eine Krüppelföhre stand, bis zuletzt ungeheure häusergroße Granitblöcke lagen, und sich rückwärts zu einem Giebel empor thürmten, hinter dem erst wieder der Wald hinan stieg. In ihm standen die schönen Bäume, die gerne auf einem solchen Boden gedeihen: Tannen, Fichten, Föhren, Buchen, Ahorne, Birken. Mitten in dem Steingetrümmer stand ein Haus. Es war aus Holz gezimmert, und hatte ein flaches Dach, auf welchem wieder graue Steine lagen. Es mochten durch lange Zeit Regen und Sonnenschein darauf nieder gegangen sein; denn sein Holz war ebenfalls grau geworden. Um das Haus war in einiger Entfernung ein Zaun aus Föhrenknitteln. Ich ging auf einem Pfade, der kaum merklich kennbar war, gegen den Zaun und das Haus. Ich ging durch das offene Thürchen des Zaunes hinein. Da kam mir Wilhelm entgegen, der sehr alt geworden war, und sagte: „Seid ihr doch der Vetter Rupert?"

„Ich bin es, und du bist Wilhelm," antwortete ich.

„Ja," sagte er, „und seid gegrüßt, ihr müßt warten, der Herr wird erst in einer Stunde kommen."

„Ich werde warten," entgegnete ich, „sei mir auch du gegrüßt, Wilhelm."

„Was die Zeit vergeht," sagte Wilhelm, „und ich habe Geschäfte, setzt euch nur in dem Hause auf einen Stuhl."

„Thue deine Geschäfte," antwortete ich, „gehe in das Haus, ich werde hier im Freien warten."

„Nun, so thut, wie ihr wollt," sagte er.

Nach diesen Worten ging er in das Haus; ich aber setzte mich in ein Stück Schatten, das von dem Überdache auf die Bank vor dem Hause herab fiel.

Nach einer Stunde, da die Strahlen der heißen Mittagsonne in die grauen Steine nieder sanken, kam der Vetter langsam gegen das Haus und gegen mich. Er hatte einen Rock an, der so grau war wie die Steine. Er hatte ein Beinkleid von derselben Farbe, und an den Füßen starke Stiefel. Auf dem Haupte trug er einen grauen Hut mit einem schwarzen Bande, und um die Schultern hatte er an einem Riemen ein flaches viereckiges Fach, das mit braunem Leder überzogen war. Er hatte eine Gestalt, wie ich sie noch an seinem Vater und an meinem Großvater gesehen hatte. Sein alterndes bräunliches Angesicht mit dem grauen Stutzbarte war fast so schön wie bei meinem Vater. Hinter ihm ging ein gelblichweißer Wolfshund von ungewöhnlicher Größe. Ich stand auf; er aber sagte, da er bei mir war: „So besuchst du mich in meiner Waldburg. Sie ist aus Holz wie die des alten Königs Etzel, nur ist sie kleiner und steht nicht auf der grauen Haide wie die seinige, sondern unter diesen grauen Steinen. Gehe herein."

Er beschwichtigte den Hund, der einige Mißtöne gegen mich gab, und wies mit der Hand gegen die Thür. Ich ging durch dieselbe ein, er folgte mir, und führte mich dann in eine Art Saal, dessen Wände mit röthlichem Leder überzogen waren, auf welchen in Metallrahmen Bilder seiner Vorfahren hingen. Sie waren offenbar Nachbilder. Sonst hingen noch Waffen aus der ältesten Zeit bis in die neue da. Die Geräthe waren mit dem Leder der Wände überzogen. An den Fenstern waren seidene Vorhänge von der gleichen röthlichen Farbe zurück geschlagen, und die nämliche Seide bedeckte den Tisch, der mitten in dem Zimmer stand. Wir legten unsere Hüte auf den Tisch. Da sah ich, daß

die reichlichen Haare meines Vetters braun gewesen sein mochten wie die meines Vaters, daß sie aber jetzt stark mit Grau gemischt waren. Seine Augen glänzten ungewöhnlich. Er sprach zu mir: „Das ist der Burgsaal. Ich grüße dich als Gast, iß das Stückchen Brod mit mir, das ich zu biethen habe."

Er reichte mir die Hand, ich faßte sie.

Dann sagte er: „Nun folge mir weiter."

Wir nahmen unsere Hüte, und er führte mich durch einen Gang in ein Gemach, dessen zwei Fenster gegen Mittag gingen. Die Geräthe waren aus Birkenholz gemacht. Es war zum Schlafen und Wohnen eingerichtet.

Er sprach zu mir: „Das ist das Birkenzimmer, und gehört dir, so lange du da bist. Folge mir wieder weiter."

Er führte mich neuerdings durch den Gang in ein Zimmer. Dasselbe war mit braunem Leder überzogen wie das Fach, das er trug, und die Geräthe zeigten dasselbe Leder. Das Zimmer war gleichfalls zum Wohnen und Schlafen bestimmt. An den Wänden hingen zahlreiche Bilder mit Pflanzen. Auf einem Tische lagen sehr große Bücher oder Mappen, die mit Bändern zu binden waren. Sonst befanden sich auch noch mannigfaltige kleinere Bücher in dem Zimmer, dann noch Waffen, und in einer Ecke war etwas wie eine Presse.

Er sagte zu mir: „Das ist das Pflanzenzimmer und mein Wohngemach. In demselben kannst du mich besuchen."

Nach diesen Worten nahm er das Fach von den Schultern, und legte es auf einen Tisch.

Dann sagte er: „Folge mir nun wieder weiter."

Er führte mich abermals durch den Gang in ein Zimmer, das ich als Speisezimmer erkannte. Ein Tisch von braungewordenem Tannenholze war mit Linnen gedeckt, und es standen Speisegeräthe für fünf Personen auf ihm. Um den Tisch waren Stühle von altem Tannenholze.

Er sagte zu mir: „Wir werden hier unser Mittagmahl verzehren, lege deinen Hut ab, und setze dich zu meiner Rechten."

Wir legten die Hüte auf ein Nebentischchen, er setzte sich an das obere Ende des Speisetisches, und ich setzte mich rechts von ihm an die Langseite desselben.

Sogleich wurde auch das Mahl herein getragen. Ein kleiner alter Mann, den ich nicht kannte, brachte auf einer Schüssel Rinderbraten. Dann brachte er eine Flasche mit Wein, und eine mit Wasser. Hierauf setzte er sich selber an den Tisch. Ein Mann in mittlerem Alter, ganz weiß gekleidet, kam herein, und setzte sich zu uns. Das Nämliche that der alte Wilhelm. Wir fünf Männer verzehrten nun den Rinderbraten, und aßen gutes Roggenbrod, und tranken Wein und Wasser dazu. Der Hund bekam seine Nahrung von unserem Tische in einem irdenen Troge, der auf der Erde stand. Diese eine Speise war das Mittagmahl gewesen.

Nach dem Essen sagte der Vetter zu mir: „Hier ist Wilhelm, der Seneschall unserer Waldburg, hier ist Adalo, der Koch, und hier Dietrich, der Truchseß. Das ist die Besatzung. Sie wird dir von manchem Dienste sein, wenn du es bedarfst. Von Menschen ist sonst nichts hier. Der Hund Witun ist unser Wächter und Beschützer, die zwei Saumpferde bringen uns den Bedarf, und die paar Kühe geben uns Milch. Das sind die Thiere, die wir hegen. Die andern sind freiwillig da: die Käfer, Fliegen, Eidechsen, Faltern, Mäuse. Du wirst Alles und den Brauch dieses Hauses kennen lernen. Jetzt trennen wir uns, und pflege jeder seiner Zeit."

Er nahm seinen Hut, grüßte mit der Hand, und entfernte sich mit dem Hunde aus dem Speisegemache. Ich nahm gleichfalls meinen Hut, und folgte ihm. Ich sah ihn in das Pflanzenzimmer gehen, und ich ging in das

Birkenzimmer. Wohin sich die Andern begaben, beachtete ich nicht.

Ich setzte mich in meinem Zimmer auf einen Stuhl, und blickte eine Zeit durch das Fenster auf den entfernten Wald, der im Mittage stand. 5

Als ich dann meinen Vetter mit seinem großen Hunde durch die Verzäunung hinaus gehen sah, erhob ich mich, verließ gleichfalls mein Zimmer und das Haus, und weil ich nicht wußte, wen ich um mein Ränzlein schicken sollte, ging ich selber nach Sonnberg hinunter, und nahm dort einen 10 Mann, der es mir herauf trug. Ich brachte dann meine Habseligkeiten in dem Birkengemache unter. Gegen den Abend wandelte mein Vetter mit seinem Hunde wieder durch die Gesteine herein. Als die Sonne untergegangen war, holte mich Dietrich zum Abendessen. Es bestand aus 15 einem kalten Rehbraten, und wie am Mittage aus dieser einzigen Speise. Der Hund aß wieder neben uns auf der Erde. Nach dem Essen sagte mein Vetter eine gute Nacht, die Andern thaten deßgleichen, und man zerstreute sich. Ich ging in mein Zimmer, las noch lange in einem meiner 20 Bücher, und legte mich erst zur Ruhe, als schon die tiefe Nacht unter all diesem Gesteine war.

Beim Aufgange der Sonne holte mich Dietrich zum Frühmahle. Dasselbe bestand aus Milch und Brod. Da es vorüber war, verließen wir wieder das Speisezimmer. Ich 25 blieb zwei Stunden in meinem Gemache, und las, und schrieb. Dann kleidete ich mich sorgfältig an, und stattete meinem Vetter den ersten Besuch ab. Er schien mich erwartet zu haben; denn er war besser gekleidet als gestern, und war noch in seinem Zimmer. Er saß vor einem Tische, auf dem 30 er einige Hände voll Moose hatte, und suchte in ihnen herum. Er stand auf, da ich herein gekommen war, führte mich zu dem Ruhebette, lud mich mit der Hand zum Sitzen

ein, und da ich es gethan hatte, setzte er sich zu meiner Linken. Der Besuch war kurz, wir sprachen von allgemeinen Dingen, und ich entfernte mich wieder. Nach einer Stunde kam er sehr schön gekleidet zu mir, und blieb einige Augenblicke da.

Die feierlichen Ankunftsbesuche waren nun abgethan, und der Vormittag war bald vorüber.

Nach dem Mittagessen ging ich in die Umgebungen des Hauses. In der Nähe konnte man in gebrochenen Richtungen zwischen den Steinen durchgehen, weiter rückwärts hätte man sie übersteigen müssen, und an dem Giebel hätte wohl kaum der geschickteste Kletterer empor kommen können. In der entfernteren Richtung gegen Abend lagen sie loser, und es kamen Erlengebüsche, Wachholder und Haselgesträuche. In den Wäldern, die gegen Mitternacht empor gingen, waren sie auch zerstreut, und zwischen ihnen standen die hohen Bäume empor, und es waren unzählige Moose und schöne Farrenkräuter mit ihnen.

Gegen den Untergang der Sonne kehrte ich wieder in das Haus zurück. Ich lernte bald die Gepflogenheiten desselben kennen. Dietrich ging öfters mit dem einen oder dem andern Saumrosse in die Ortschaften hinunter, um zu holen, was man brauchte. Adalo bereitete die Speisen, und Wilhelm besorgte die andern laufenden Geschäfte. Gleich nach dem Aufgange der Sonne war das Frühmahl, um zwölf Uhr das Mittagmahl, und nach dem Untergange der Sonne das Abendessen. Des Morgens hatte man immer Milch und Brod, des Mittags und Abends Verschiedenes, aber stets nur eine Speise. In seinem Thun wurde niemand beirrt. Mein Vetter ging fast immer im Freien herum. Ich war zuweilen in seiner Gesellschaft. Wir machten uns nämlich gelegentlich Besuche in unsern Zimmern, oder ergingen uns auch ein wenig in der Nähe des Hauses. Er sprach

nur von gewöhnlichen Dingen. Über Angelegenheiten unseres Geschlechtes, oder über Mitglieder desselben redete er gar nicht. Ich suchte auch nicht irgend einen Gesprächsgegenstand aufzubringen. Welcher Art die Bücher waren, die ich in seinem Zimmer sah, strebte ich nicht zu ergründen, fand ihn aber öfter in einem lesen. Sonst war sein Benehmen ruhig und gleichmäßig. Ich bemerkte, daß er in seinem ledernen Täschchen, ohne welches er gar nie ausging, sehr oft Moose nach Hause brachte, daß er dieselben ordne, und daß ihm bei diesem Geschäfte alle seine Mitbewohner behilflich waren. Ich machte daher eines Tages eine Tasche aus starkem Papiere, ging mit derselben einen ganzen Nachmittag in dem Walde herum, füllte sie mit Moosen, die mir besonders gefielen, und brachte ihm dieselben. Er leerte sie auf einem Tische aus, und sagte: „Morgen nach dem Frühmahle werden wir sie untersuchen.“

Am andern Tage ging ich nach dem Frühmahle mit ihm in sein Gemach. Er las die Moose Stämmchen für Stämmchen auseinander, und legte sie in eine Reihe. Dann sagte er: „Du hast eine gute Meinung, Vetter, aber du kennst die Sache noch nicht. Ich habe die Verwunderlichkeit dieser kleinen Dinge zu ergründen gesucht, und bin noch lange zu keinem Ende gelangt. Ich habe es besonders von diesem Hause aus gethan, ich habe hunderte von Arten gesammelt, ich habe die Bücher, die von ihnen handeln, habe mir den Gehalt derselben angeeignet; aber die Bücher und ich sind nicht vollkommen. Die Dinge wollen ihre eigene Weise. Wenn es dir gefällt, meine Anstalten zu betrachten, so thue es. Hier sind die Fächer, in denen die Moose nach ihrer Ordnung eingelegt sind, und hier ist das Buch, nach dessen Weisung die Einlage gemacht worden ist. Andere Bücher schlagen andere Weisen vor. Du kannst in sie hinein sehen, und dann urtheilen, was du für zweck-

mäßiger hältst. Fast besser noch als die Einlage ist das Pressen. Wir pressen die Moose auf Papier ab, und sie geben ihre Gestaltungen erstaunlich schön, wenn gleich die Farbe nicht, die aber auch in den Einlagen absteht. In den Mappen hier findest du die Abdrücke. Willst du dich aber mit diesen Dingen gar nicht befassen, so bist du auch in deinem Recht, ich gebe dir nur die Erlaubniß dazu."

„Ich werde diese Erlaubniß benützen," antwortete ich, „wenn du gestattest, Vetter, daß ich öfters dieses Zimmer besuche."

„Du darfst es besuchen," sagte er, „und darfst dir auch Bücher oder Mappen in dein Gemach hinüber tragen."

„Ich werde es thun," sagte ich.

Und nun blickte ich öfter in die Bücher, und suchte mich zu unterrichten, daß ich einsichtiger verfahre, wenn ich ihm wieder Moose brächte. Es entstand endlich in mir sogar ein Antheil an der Sache. Ich sah in den Einlagen eine solche Zahl von Moosen, die ich nicht für möglich gehalten hätte; ich sah Verwandtschaften, Verbindungen und Übergänge. In den gepreßten Blättern sah ich die Verschwendung der Gestalten, und erstaunte über die Schärfe und Eigenthümlichkeit. In den Büchern fand ich die Bestrebungen, den Verwicklungen beizukommen, vertiefte mich in die Bestrebungen, und neigte mich bald zu dieser, bald zu jener Ansicht. Ich hatte oft mehrere Bücher oder Fächer oder Mappen meines Vetters in meinem Zimmer. Ich fand nun auch wirklich manches seltene Stämmchen, das der Vetter für seine Sammlungen brauchen konnte, ja ich fand einmal eine Art, die er noch gar nicht hatte.

„Siehst du," sagte er, „diese Wälder sind ergiebiger an Moosen als andere, du wirst schon noch weiter gelangen."

So war nun ein Band zwischen uns gefunden.

Von dieser Zeit an sprach er nun auch über andere Dinge, von denen er früher nicht gesprochen hatte.

Er fragte mich um die Ereignisse des abgelaufenen Krieges, um den Feldherrn, um die Führer, um meine Freunde. Er lobte meine Handlungsweise, und erging sich in den Folgen derselben. Er sprach mit Hochachtung von meinem Vater.

Eines Tages zeigte er mir das Innere des Hauses, und als ich meine Verwunderung aussprach, daß dasselbe so viele Räume habe, da es doch so unscheinbar aussähe, antwortete er: „Es ist nur unter den großen Granitsteinen so klein. Ich habe das Haus, das ich die graue Sentze nenne, zu einer Zeit erbaut, da etwas eingetreten war, das ich nicht verwinden zu können gemeint habe. Ich habe es aber verwunden, und habe wieder in die Zeit fort gelebt. Das Haus ist zu manchen Überwindungen gut, und ich habe es öfter besucht. Alle Dinge, die ich seit meiner Jugend zu Gutem und Großem unternommen hatte, sind nicht in Erfüllung gegangen. Ich habe mich gefügt, und habe abermals in die Zeit hinüber gelebt. Nur die Naturdinge sind ganz wahr. Um was man sie vernünftig fragt, das beantworten sie vernünftig."

Er gab mir später ein ledernes Täschchen für die Moose, wie er eines hatte.

So lebten wir wieder eine Weile dahin.

Als ich einmal spät am Nachmittage nach Hause kam, sah ich innerhalb der Umzäunung eine weibliche Gestalt zwischen den Steinen stehen. Sie hatte ein Linnengewand an, das mit einer matten blauen Farbe bedruckt war. Auf dem Haupte hatte sie einen runden gelben Strohhut. Neben der Gestalt stand der Hund meines Vetters. Er war ruhig und schien sogar freundlich. Aus der Anwesenheit des Hundes schloß ich, daß mein Vetter in dem Hause sein müsse. Ich

ging daher auf dasselbe zu. Da die Gestalt an dem Wege stand, mußte ich ihr nahe kommen. Sie wandte sich um, es war Hiltiburg.

„Du bist da, Hiltiburg," sagte ich.

„Ja Vetter, ich bin da," antwortete sie, „um meine Pflicht zu thun. Mein Vater ist in der Einsamkeit, sie haben mir nichts davon gesagt; ich habe nur seine Rückkehr aus Egypten gewußt; ich habe mir aber Kenntniß verschafft, und bin gekommen, bei ihm zu sein, und er hat mein Hierbleiben gestattet."

„Ich glaube, du handelst gut, Hiltiburg," sagte ich.

„Es ist bloß recht," antwortete sie.

Ich wendete mich zum Gehen, sie blieb mit dem Hunde an ihrer Stelle zurück.

Ich fand meinen Vetter in dem Pflanzengemache, und übergab ihm meine Ausbeute. Er legte die Pflanzen neben einander, und sagte dann: „Du bist auf dem Riegelsteine gewesen, ich wüßte nicht, wo diese Dinge sonst vorkommen."

„Ich bin auf dem Riegelsteine gewesen," antwortete ich.

„Du hast schon ein gutes Auge," sagte er, „wir werden einlegen und pressen. Hiltiburg ist gekommen, und wird hier bleiben. Wir haben jetzt in dem hölzernen Hause um zwei Bewohner mehr, um sie und ihre Dienerin."

„Ich denke, daß sie es mit gutem Grunde that," sagte ich.

„So ist es," antwortete er.

Am Abende saßen um zwei Gäste mehr an unserem Tische, und zwar um zwei weibliche.

So war es auch beim nächsten Frühmahle.

Dann hörte ich Hiltiburg mit Wilhelm im Hause herum gehen.

Nach und nach bemerkte ich, daß es in dem Hause, in den Gängen, in den Wohnungen und in der Umgebung

reinlicher sei. Zu unseren Speisen gesellten sich nach und nach Zuthaten, und endlich hatten wir Morgens Milch, Thee, Kaffee, Butter und kalten Braten, Mittags Suppe, Rindfleisch, Gemüse, und noch irgend eine Speise, und des Abends die Speisen wie des Morgens, nur noch einen warmen Braten dazu. Wenn Walchon von einer Speise zwei Male nahm, kam sie öfter auf den Tisch. Alle gewöhnten sich an die neue Ordnung, es wurde nichts mehr darüber gesprochen. Auch eine neue Magd kam noch in das Haus.

Ich konnte nicht gleich nach Hiltiburgs Ankunft fort gehen, weil es aufgefallen wäre. Ich blieb also da.

Hiltiburg ging immer in einfachen Linnenkleidern, die mit irgend einer Farbe und Zeichnung bedruckt waren. Auf dem Haupte hatte sie stets den runden Strohhut, und an den Füßen starke Stiefelchen. Sie trug auch oft ein graues Kleid wie ihr Vater, und wenn sie zu einer Zeit im Walde oder in der Gegend herum ging, hatte sie auch ein Ledertäschchen um ihre Schulter hängen. Man sah sie öfter, und nach und nach immer länger mit ihrem Vater gehen. Wenn es spät Abend wurde, oder auch selbst in der Nacht hörten wir die Töne ihrer Harfe aus ihrem Zimmer.

Ich sprach nun öfter mit Hiltiburg. Ich zeigte ihr die Bücher der Moose, und unterrichtete sie ein wenig. Ich belehrte sie auch über andere Pflanzen, die ihrem Vater angenehm sein konnten. Ich zeigte ihr auch meine Bücher, in denen ich las, und lieh ihr einige auf ihr Verlangen.

So lebte ich dahin.

Ich las oft in einem meiner Bücher, oder saß auf einem Steinblocke, und betrachtete das Dämmern der fernen Wälder, oder sah Hiltiburg nach, wenn sie aus der Umzäunung hinaus ging, und wenn sie zurück kam, heftete sie die Augen auf mich. Meinem Vetter suchte ich Aufmerksamkeiten und Freude zu bereiten, wie ich nur immer konnte.

Als der tiefe Herbst eingetreten war, sagte eines Tages mein Vetter zu mir: „Rupert, du weißt, welchen Wunsch dein Vater in Hinsicht der zwei jüngsten und einzigen Zweige unseres Geschlechtes hatte, in Hinsicht deiner und in Hinsicht Hiltiburgs. Ich hatte den nämlichen Wunsch. Weil aber dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen konnte, so ist jetzt ein anderer an seine Stelle getreten. Aus dem Verhältnisse zwischen Hiltiburg und dir glauben wir die Veranlassung zu erkennen, daß ihr euch den Friedenskuß der Palsentze gebet, welcher das Versprechen enthält, daß eines dem andern kein Übel zufügen werde. Dein Vater hat mir geschrieben, daß du zu dem Kusse eingewilliget hast. Ich habe mit Hiltiburg gesprochen, sie hat auch eingewilligt. Ist es dir genehm, so zeige mir den Tag an, mit welchem du die Vorbereitungen dazu beginnen willst. Du weißt, daß diese Vorbereitungen darin bestehen, daß man drei Tage mit einem Gebethe, mit Betrachtungen über den Schwur und mit Lesung der Schwurschriften hinbringe. Hiltiburg wird an dem nämlichen Tage die Vorbereitungen antreten. Ich habe von den vorhandenen Schwurschriften zwei Abschriften in dem Hause. Eine werde ich dir, eine Hiltiburg geben. Und am Morgen nach dem dritten Tage leistet ihr in dem Saale ohne einen einzigen Zeugen als Gott, wie es vorgeschrieben ist, das Versprechen."

Ich antwortete auf diese Rede: „Lieber Vetter, wenn nichts dagegen ist, so werde ich morgen die Vorbereitungen beginnen, frage Hiltiburg über die Angelegenheit noch einmal."

„Ich werde sie fragen," antwortete er.

Gegen den Abend sagte er zu mir: „Hiltiburg ist nicht dawider, und so beginnt."

Er gab mir ein Päckchen Papiere, das mit seidenen Bändern umwunden war.

Ich trug es in mein Zimmer.

Dann kam das Abendessen, es war stille, und wir trennten uns bald.

Am andern Morgen that ich, da ich völlig angekleidet war, ein sehr ernstes Gebeth zu Gott. Dann dachte ich, was ich mir wohl schon lange klar gemacht hatte, an den Inhalt des Versprechens. Dann löste ich die seidenen Bänder von den Papieren, die mir Walchon gegeben hatte, und begann zu lesen. Meine Speisen brachte mir Dietrich in mein Zimmer.

So vergingen die drei Tage.

Am Morgen des vierten kleidete ich mich festlich, und ging in den Saal. Er war noch leer. Gleich darauf trat Hiltiburg herein. Sie war wieder in Linnen gekleidet, aber in weißes, und hatte keinen Hut auf dem Haupte. Ich ging ihr entgegen, und wir grüßten uns stumm. Dann blieben wir einen Augenblick stehen, dann trat ich in der Mitte des Saales zu ihr, und sagte: „Hiltiburg, hast du die Schriften gelesen?"

„Ich habe sie gelesen," antwortete sie.

„Ich habe sie auch gelesen," sagte ich.

Dann sprach ich wieder: „Weißt du das Wort?"

„Ich weiß es," antwortete sie.

„Ich weiß es auch," sagte ich.

Dann fragte ich: „Soll ich das Wort sprechen?"

„Sprich es," antwortete sie.

Sie stand, da sie dieses sagte, vor mir, und hatte ihre beiden Arme an dem Körper nieder hängen. Ich legte meine Hände auf ihre Schultern, und sagte leise: „Hiltiburg mit Gott."

„Rupert mit Gott," antwortete sie noch leiser.

Darauf neigte ich mein Angesicht gegen das ihrige, sie neigte das ihrige gegen mich, und wir drückten die Lippen aneinander.

Da es geschehen war, rief ich: „Hiltiburg, ich kenne den Kuß."

Sie wendete sich plötzlich ab, ging gegen das Fenster, und blieb dort mit dem Rücken gegen mich stehen, als wollte sie in die grauen Steine hinaus sehen.

Ich ging hinter ihrem Rücken gegen sie, dann ging ich gegen die Thür, dann ging ich wieder gegen sie.

Dann sagte ich: „Hiltiburg, ist das nur ein Kuß des Friedens gewesen?"

Ich hörte, daß meine Stimme zitterte, als ich die Worte sprach.

Sie wendete sich um, auf den rosenrothen Wangen war die Glut des Himmels, und die wundervollen Augen leuchteten wie das Licht der Sonne.

„Rupert!" rief sie.

„Hiltiburg!" rief ich.

Und mit eins hatten wir uns in den Armen, und faßten uns, und drückten die Lippen wieder aneinander, so fest und innig, als sollten wir sie immer und ewig nicht mehr von einander trennen. Sie begann zu schluchzen, ich fühlte mein Wesen erbeben, und schluchzte auch wie in tiefster Reue.

Immer drückten wir uns wieder an das Herz, und drückten die Lippen an einander.

Wir sagten nur die Worte: „Hiltiburg, Rupert."

Endlich, da ihre Augen noch in Thränen schimmerten, nahm ich ihre reine schöne Hand. Sie ließ sie mir willig. Ich führte sie an der Hand zur Thür des Saales, bei der Thür hinaus, und über den Gang zum Vater in das Pflanzengemach.

Als wir vor ihm standen, blickte er uns an, sagte kein Wort, und ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen.

Dann rief er: „Nach fünf und vierzig Jahren!"

Dann sagte er wieder nichts.

Dann sprach er: „Ich muß deinem Vater schreiben."

Er ging an den Schreibtisch. Wir setzten uns auf Stühle nieder. Er schrieb auf ein Blatt mehrere Zeilen, 5 dann siegelte er es, und schrieb eine Aufschrift. Dann klingelte er. Als hierauf Dietrich gekommen war, sagte er: „Sattle ein Pferd, und reite mit diesem Briefe auf die Post."

„Ich werde es thun," sagte Dietrich.

Als Dietrich das Zimmer verlassen hatte, sagte Wal- 10 chon zu uns: „Kinder, Kinder, lasset mich jetzt allein, gehet jedes in eure Kammer, und danket Gott!"

Wir verließen das Gemach.

Als ich in meinem Zimmer saß, kam Wilhelm herein, und sagte: „Ihr sollt euch zur Abreise richten, ich muß 15 mit dem andern Pferde auf die Post reiten, und einen Wagen für euch und den Herrn und das Fräulein auf morgen früh nach Sonnberg bestellen."

„Ich werde mich richten," sagte ich.

Er verließ das Zimmer, und ich hatte meine Sachen 20 bald gepackt.

Des ganzen Nachmittages waren Vorbereitungen zur Reise.

Am andern Morgen gingen Walchon, Hiltiburg und ich nach dem Frühmahle nach Sonnberg. Wilhelm war 25 schon dort, und hielt den Wagen in Bereitschaft. Wir stiegen ein, und fuhren in der Richtung gegen die weiße Sentze ab.

Am zweiten Tage Mittags kamen wir dort an. Der Vater empfing uns an dem Thore, und geleitete uns in 30 den Saal.

Da führte Walchon Hiltiburg vor ihn, und sagte: „Sie ist so schön wie Eveline. Sie ist nicht so, wie wir

dachten, sie ähnelt meinem Großvater Erkambert, deinem Ahnherrn, der gegen die Menschen unwirsch gewesen ist, und ihnen Gutes gethan hat."

Mein Vater blickte den Vetter an, und sagte: „Mein geliebter Walchon!"

Walchon blickte den Vater an, und sagte: „Mein geliebter Erkambert."

Dann faßten sich die zwei Männer in die Arme, und küßten sich herzlich auf die Lippen.

„Walchon," sagte darauf mein Vater, „das ist doch ein Liebeskuß gewesen."

„Ja es ist ein Liebeskuß gewesen," entgegnete Walchon.

Dann näherte sich mein Vater Hiltiburg, neigte seine Lippen gegen ihren Mund, und sagte: „Erlaube, schöne Base!"

Hiltiburg both ihm den Mund, und er küßte sie.

„Nimm diesen Kuß auch als einen Liebeskuß, meine rechtschaffene, meine gute Base," sagte der Vater.

„Ich nehme ihn, mein hochverehrter Vetter," antwortete Hiltiburg, „und werde ihn zeitlebens im Gemüthe tragen."

Dann näherte sich der Vater mir, und schüttelte mir treuherzig die Hand.

„Ich habe es geahnt, als du mir die Briefe schriebst, Walchon," sagte er dann. „Ihr habt mich mit eurer Ankunft überrascht; aber in der Sentze ist immer für ein Mittagmahl gesorgt. Folgt mir in das Speisezimmer."

Wir thaten es, und nach kurzem Harren ward uns ein Mittagessen vorgesetzt.

Nach demselben wurde alles Gepäcke, mit Ausnahme des meinigen, in die rothe Sentze gebracht. Bothen wurden sogleich an Taglöhner, Maurer, Zimmerer, Schreiner und andere Gewerbsleute gesendet, daß sie des folgenden Tages

Arbeiten in der rothen Sentze beginnen sollten. Wilhelm wurde beauftragt, nach drei Tagen wieder in die graue Sentze zu reisen, dort Alles in Ordnung zu räumen, das Haus zu sperren, und Alle, die dort sind, hieher zu bringen.

Walchon und Hiltiburg lebten in der rothen Sentze, mein Vater und ich in der weißen.

Hiltiburg, die früher ihr Herz an Kleider gehängt hatte, war jetzt einfach, aber schön, und hängte ihr Herz an Walchon, an meinen Vater und an mich.

Der zwanzigste Tag des Monates November wurde zur Vermählung festgesetzt.

Zur Base Laran, welche jetzt nicht mehr in Wien wohnen mochte, reiste ich selber in das Steinschloß, um die Einladung zu machen. Ich fand sie und ihre schönen Töchter heiter, und fand auch zwei junge Männer, den Sohn des Verwalters und den des Forstmeisters, als Besuchende da.

Ich blieb drei Tage, und reiste dann wieder nach Hause.

Und am zwanzigsten Tage des Monates November war vor allen näheren und ferneren Verwandten die Vermählung in der Kapelle der rothen Sentze.

Als wir nach der Feierlichkeit uns in dem Saal versammelt hatten, ich in der schweren Kleidung der Palsentze und Hiltiburg in einem reicheren Schmucke, als sie je einen gehabt hatte, und als wir uns auf den Befehl unserer Väter den Kuß der Ehe gegeben hatten, rief mein Vater: „Das ist ein Liebeskuß der Palsentze, möge nie mehr in dem Geschlechte noth sein, daß ein Friedenskuß gegeben werde.“

Hier hört die Schrift der Sentze auf.

Wir können aber berichten: Die gestreifte Sentze wird immer stattlicher und wohnlicher, und der Garten immer

blühender, die rothe Sentze ist fast schon so rein und klar wie die weiße, die graue Sentze ist in ihrem Innern noch ansehnlicher und prunkender als früher ausgerüstet, Hiltiburg und Rupert sind in einem Glücke, wie jenes einzige Fräulein und jener einzige Junker des Geschlechtes der Palsentze gewesen waren, und es scheint auch von ihnen die Folge ausgehen zu wollen, wie von jenem Paare, und die Väter leben in so gutem Einvernehmen, als hätten sie sich viermal den Kuß von Sentze gegeben.

[illegible]

[illegible]

Der fromme Spruch.

(1867)

1.

Dietwin von der Weiden hatte die Gepflogenheit, an jedem vier und zwanzigsten Tage des Monates April gegen den Abend in das Gut seiner Schwester einzufahren. Am vier und zwanzigsten April des Jahres 1860 fuhr er um
5 fünf Uhr nachmittags durch das Thor des Schlosses ein. Er wurde von der Dienerschaft empfangen, und in seine zwei wohlbestellten Zimmer geleitet. Dort kleidete er sich mit der Hilfe seines Kammerdieners sorgsam um, während der andere Diener die Gepäcksachen von dem Wagen herauf
10 schaffen, und der Kutscher die zwei Schimmel in dem Stalle gehörig versorgen ließ. Als der Kammerdiener erklärt hatte, daß nichts mehr an dem Anzuge fehle, ging Dietwin zu seiner Schwester. Diese saß in einem schwarzseidenen Kleide auf einem erhöhten Platze ihres Prunk-
15 zimmers, und erwartete ihn. Etwas tiefer saß eine Kammerfrau, die gleichfalls in schwarze Seide gekleidet war. Als sich die Flügelthüren geöffnet hatten, und er herein getreten war, stand die Schwester auf, und ging ihm entgegen. In der Mitte des Gemaches kamen sie zusammen.
20 Er nahm sie bei der Hand, neigte sich gegen sie, und küßte sie auf die Stirne. Sie behielt seine Hand, erhob sich gegen ihn, und gab ihm auf seiner Stirne den Kuß zurück. Darauf geleitete er sie zu ihrem Sitze. Zwei Diener rückten für ihn einen Armstuhl auf der Erhöhung dem Stuhle
25 ihrer Gebietherin gegenüber. Dann verneigten sie sich tief gegen beide, stiegen von der Erhöhung, gingen aus dem

Saale, und schlossen hinter sich sehr gut die Flügelthüren. Dietwin setzte sich in den Armstuhl, die Schwester bedeutete die Kammerfrau, welche aufgestanden war, sich wieder nieder zu setzen, und als dieses geschehen war, wendete sie sich zu dem Bruder, und sagte: „Sei gegrüßt, Dietwin." 5

„Sei gegrüßt, Gerlint," antwortete er.

„Erfreust du dich einer vollkommenen Gesundheit?" fragte sie.

„Ich bin frisch und gesund, wie ich es alle Tage meines Lebens gewesen bin," antwortete er, „und kann 10 ich von dir das Gleiche erfahren?"

„So wie mich Gott der Herr bisher noch nie mit einer Krankheit heimgesucht hat," entgegnete sie, „so bin ich auch seit unserem letzten Zusammensein gesund geblieben. Ich habe mein einfaches Leben zur Erhaltung meines 15 Körperwohles fortgesetzt, und nehme eine Krankheit, wenn sie Gott sendet, demüthig an, und trage, was sie bringt."

„An diesen Gesinnungen erkenne ich dich," sagte er.

„Und ist deine Gemüthsruhe nicht gestört worden?" fragte sie. 20

„Wie es in der Verwaltung von Liegenschaften Verdrießlichkeiten gibt," antwortete er, „und wie ein leichter Unmuth über den Gang der öffentlichen Dinge zuweilen in das Gehirn kömmt, so rechnete ich diese Sachen in der letzten Zeit so wenig wie früher, und so glaube ich, daß 25 nichts meinen jetzigen Gleichmuth zu erschüttern im Stande wäre."

„Das ist recht gut," erwiederte sie.

„Und wie ist es mit deiner Seelenruhe beschaffen?" fragte er. 30

„Da ich immer weniger auf das achte, was Dienstleute und Untergebene gegen meinen Sinn thun," antwortete sie, „da ich immer weniger in die öffentlichen Angelegen-

heiten eingehe, weil mir ein Urtheil über sie nicht zusteht, und da ich immer mehr alle Vorkommnisse als Schickungen Gottes betrachte, so kommt stets dauernder eine Stille meines Herzens zu mir, die wohl durch nichts mehr einen Abbruch erleiden wird."

„Das ist auch recht gut," sagte er.

„Ist kein Unfall vor gekommen?" fragte sie.

„Ein zerbrochenes Rad, das wieder gemacht worden ist," entgegnete er, „eine kranke Kuh, die wieder gesund ist, und Anderes, dessen ich mich nicht mehr entsinne."

„Das ist ohne Bedeutung," sagte sie, „bei mir ist gar nichts vorgekommen."

„So stehen die Sachen vortrefflich," antwortete er.

„Es geht so gut, wie Alles nur immer gehen kann," sagte sie, „und so sei noch einmal gegrüßt, Dietwin."

„Sei gegrüßt, Gerlint," erwiederte er.

Darauf stand er auf, küßte ihre Hand, und verließ den Saal.

Die Geschwister verzehrten dieses Abends noch ein einfaches Mahl mit einander.

Als der nächste Tag angebrochen war, und als Dietwin das Frühmahl in seinem Wohngemache eingenommen hatte, ließ er sich noch viel festlicher kleiden als des Tages zuvor. Dann ging er in seinen zwei Zimmern hin und wieder. Nach einer Zeit erscholl die Glocke der Schloßkapelle. Auf dieses Zeichen ging er in die Kapelle, und nahm seinen Sitz in einem wohlgepolsterten Stuhle an der linken Seite des Altares ein. Nach ihm kam Gerlint in einem äußerst schönen aschgrauen Seidenkleide, und setzte sich in einen gleichen Stuhl an der rechten Seite des Altares. In der Tiefe der Kirche saß die Dienerschaft, und es saßen die Leute Gerlints, es saßen der Kammerdiener, der Diener und der Kutscher Dietwins, und es saßen noch dicht gedrängt viele

andere Menschen. Alle waren festlich angethan. Nach der Ankunft Gerlints wurde ein feierlicher Gottesdienst in der Kapelle gehalten.

Nach dem Gottesdienste ging Dietwin in seine Wohnung. Dort nahm er ein großes breites flaches Fach von dunkelblauem Leder aus einer Schublade, und ging mit dem Fache in den großen Saal des Schlosses. In dem Saale war ein kostbarer Teppich auf den Marmorboden gebreitet, auf dem Teppiche stand ein sehr geräumiger rothseidener Armstuhl, und in dem Armstuhle saß in ihrem aschgrauen Seidenkleide Gerlint. Sonst war kein einziger Mensch in dem Saale. Sie stand auf, da Dietwin herein getreten war. Er ging zu ihr, und die Geschwister küßten sich auf den Mund. „Das Heil Gottes, Gerlint," sagte er, „und möge dir dieser Tag noch recht oft wiederkehren."

„Das Heil Gottes, Dietwin," sagte sie, „und möge dir dieser Tag noch recht oft wiederkehren."

Als diese Worte gesprochen waren, öffnete er das Fach, das er in der Hand hielt. Ein ebener blaßrother Sammet stellte sich dar, und auf dem Sammet lagen vier Reihen großer gleicher makelloser Perlen in ein Halsband geschlungen.

„Diese Perlen sind schwache Abbilder schöner Gedanken," sagte er, „möge deine Schönheit sie erst zieren, und sie werth machen, daß du dich bei ihnen künftig deines heutigen Geburtstages erinnerst."

„Dietwin," sagte sie, „du bist immer gut bei frevelhaften Reden, und diese Perlen sind ein Rittergut."

„Jede ist ein Ritter unseres Hauses," antwortete er, „und seit wir keine Vasallen mehr zur Last haben, können wir solche Ritter leicht stellen."

„Sie werden keine Felonie an unserem Hause üben," entgegnete sie, „und in diesem Verstande nehme ich sie als eine gemeinschaftliche Macht. Ich danke dir herzlich, Dietwin."

Sie nahm das Fach, schloß es, und legte es auf einen Tisch, der neben ihrem Stuhle stand.

Von dem Tische nahm sie ein Fach, das aus braunem Leder war. Sie öffnete das Fach, und auf weißem Sammet stellte sich eine blaßbraune einfache Brieftasche dar. Sie nahm die Brieftasche heraus, schlug sie auseinander, und auf weißer Seide zeigte sich eine sehr feine Stickerei aus Gold und kleinen Perlen, die einen Lorbeerkranz bildete.

„Du siehst, wie wir immer die nämlichen Gedanken haben," sagte sie, „du gibst mir zu meinem Geburtstage Perlen, und ich gebe dir zu deinem Geburtstage, den der Himmel auch an dem heutigen Tage beschert hat, ebenfalls Perlen."

„Nur daß du noch eine herrliche Arbeit dazu gemacht hast," antwortete er, „oder ich müßte mich sehr irren, wenn nicht dieser feine Kranz aus deinen sehr kunstgeübten Händen hervor gegangen wäre."

„Ich habe mich bestrebt, ihn so gut zu machen, als ich konnte," sagte sie.

„Und ich kann dir eine Arbeit gar nicht machen," erwiederte er, „es müßte nur ein Gedicht sein, deren ich aber nie andere verfertigte, als uns in der Schule aufgegeben waren, und diese, sagte der Lehrer, seien allemale keine gewesen."

„Die beste Arbeit, die du mir machst, Dietwin," sagte sie, „ist dein Leben, daran ich mich erfreue. Der Lorbeerkranz soll dein Kriegsleben bedeuten."

„Das hat keinen Lorbeerkranz verdient," antwortete er, „ich müßte nur ein Schmerzensgeld erhalten für das verschiedene Elend, das ich ausgestanden habe, wenn wir in kleinen Nestern gelegen sind, und wenn wir die Trommel gerührt haben, um Morgens auf das Feld hinaus zu rücken, und Mittags wieder herein. Und mein Leben, wenn es dir

Freude macht, freut mich auch, sonst ist es ein verwirrtes Stückwerk gegen deine klare Arbeit, Gerlint. Ich danke dir von dem Grunde meines Herzens für deine Gabe."

Und die Geschwister küßten sich nach diesen Worten wieder auf den Mund.

Dann sagte Gerlint: „Lassen wir jetzt die Leute herein treten."

„Thue es," antwortete Dietwin.

Gerlint schellte mit einer Glocke.

Da öffneten sich die Thüren des Saales, und es traten mehrere Menschen herein. An der Spitze derselben war der Schloßverwalter in einer weißen gestickten Seidenweste und einem schwarzen Fracke. Neben ihm war die Kammerfrau, die wie ihre Gebietherin ein aschgraues Seidenkleid an hatte. Hinter den beiden war die Dienerschaft, es waren die Knechte und Mägde des Gutes, es waren der Kammerdiener und Kutscher Dietwins, und es waren Leute aus der Gegend, welche früher Unterthanen des Gutes gewesen waren.

Sie stellten sich in eine Reihe.

Da trat der Schloßverwalter etwas vor, verneigte sich vor Gerlint und dann vor Dietwin, reichte Gerlint einen Blumenstrauß, und sagte: „In Gnaden und Huld sind wir vorgelassen worden. Viel Glück und Segen und langes Leben bringen wir im Wunsche. Ich bin zum Sprechen für Alle erkoren worden, und ich spreche für Alle. Der Wunsch ist doppelt, weil ein hohes, erhabenes, preisliches Geburtsfest doppelt ist. Und also wie die Rosen und Tulpen und wie die Narcissen und wie die Hiacenthen und wie der Rosmarin und wie die Camellien und wie die Azaleen und wie die Rhododenderen und wie das gestreifte Gras und wie die Veilchen aus den verschiedenen Weltgegenden stammen, und bei uns aus dem freien Grunde und aus dem Gewächshause in diesen Strauß vereinigt

worden sind: so stammen die Diener und Leute des Schlosses aus verschiedenen Orten, und sind vereinigt worden, hier ihre Pflicht zu erfüllen, und haben sich heute in einem Strauß versammelt, ihre Geistesgaben darzubringen, und wie die Blumen unzählige Blätter haben, und wie sie einen Wohlgeruch haben, und wie sie tausendfältige Farben haben, so soll alles das Glück unzählbar und angenehm und tausendfältig sein, was wir wünschen. Und wir bitten um die Gewogenheit auch ferner, und diese Leute, welche nicht mehr Unterthanen des Schlosses sind, bleiben doch Unterthanen des Herzens unserer hocherhabenen Frau, und wünschen der hocherhabenen Frau und ihrem hocherhabenen Bruder, was wir wünschen."

Nachdem er diesen Spruch geendigt hatte, verneigte er sich wieder gegen Gerlint und Dietwin.

„Ich danke dir, Adam," sagte Gerlint, „ich danke euch allen, meine Kinder, möge es mir noch eine Weile gegönnt sein, euch bessere Gaben geben zu können, als ich euch an diesem Tage zu bescheren vermag."

Die Kammerfrau trat hervor, sagte nichts, neigte sich auf die Hand ihrer Gebietherin, und küßte sie.

„Agathe," sagte Gerlint, „du hast einen griechischen Namen, der etwas Gutes bedeutet. Du bist wie der Name. Daure es noch ein wenig bei mir aus."

Die Kammerfrau antwortete nichts, und trocknete sich nur die Augen.

Und noch Mehrere traten hervor, und verneigten sich, oder küßten Gerlint die Hand.

Die Kammerfrau verneigte sich nun auch tief vor Dietwin, und dies thaten auch andere.

Da Alles vorüber war, ging Gerlint zu einem Tische, auf dem ein graues seidenes Tuch über Gegenstände gebreitet war, hob das Tuch empor, und sagte: „Da sind

wieder Kleinigkeiten, die ich an diesem Tage mit meinen eigenen Händen an euch zu vertheilen mir das Vergnügen mache, um euch für das Liebe meinen Dank zu bezeigen, das ihr mir thut. Adam, diese Dose fühlt sich recht glatt in der Hand, und öffnet und schließt sich leicht und genau. Agathe, in dem Buche sind Gedanken an Gott, wie du sie gerne hast, und die silbernen Spangen weisen auf einen reinlichen Sinn. Mathias, theile deinem Vater von dem Gelde mit, ihr brauchet es jetzt mehr als etwas Anderes. Martha, deine Augen schauen noch auf Flitter, an Sonntagen wird dir das Tuch gut anstehen. Anna, dieser Latz wird dir auch nicht mißfallen. Sebastian, halte deine Zeit regelmäßig wie die Zeiger dieser Uhr. Katharina, nimm das Linnen, wozu du es brauchen kannst. Eva, lasse dir aus dem Stoffe ein nicht gar zu auffälliges Kleid schneiden. Ferdinand, mir ist das Rauchen in Zimmern und feuergefährlichen Orten sehr zuwider; ich mag dir aber doch gerne eine Freude machen, rauche aus dieser Pfeife nicht an den Orten, die ich genannt habe. Joseph, ich denke, diese Weste könnte dir gefallen, und dir, Maria, diese Bänder, und, Margaretha, dir diese Sonntagschuhe, und euch andern das Andere. So tretet doch näher."

Die Angeredeten, welche etwas weiter zurück gestanden waren, gingen vorwärts, und jedes empfing seine Gabe aus der Hand der Gebietherin.

„Und ihr," sagte sie dann, „welche ihr in der vergangenen Zeit meine Unterthanen gewesen seid, und denen ich mich nicht glaube als eine Herrin bewiesen zu haben, sondern als eine Freundin, werdet wissen, daß ich eure Freundin noch bin, und wenn ihr auch die Steuern nicht mehr auf mein Schloß tragt, so sind doch die andern Bande geblieben. Kann ich jemanden aus euch mit Fug und Recht ein Gutes thun, so komme er, und eröffne sich mir. Jetzt,

Kinder, geht, und genießet des heutigen Tages als eines Feiertages."

Ein verworrenes Stammeln und Ausrufen von Dank wurde nach diesen Worten gehört, und Verbeugungen und andere Geberden von Ehrbezeigung wurden gesehen.

„Wartet noch ein wenig," rief Dietwin. „So wie sonst an diesem Tage, bitte ich dich auch heute, Gerlint, gib ihnen mir zu Liebe ein Glas guten Weines, daß sie außer deiner Gesundheit auch die meine trinken und die Gesundheit meiner Leute zu Hause, welche alljährlich dieses Fest ohne mich begehen müssen. Eure Geschenke von mir sind schon in dem Vorsaale, und jedes hat den Namen."

„So wie sonst an diesem Tage antworte ich dir auch heute, Dietwin," sagte Gerlint, „sie haben den besten Tischwein meines Kellers, und sollen ein Glas feinen Nachtischwein bekommen, wie wir ihn selber bei unserem heutigen Mahle haben."

„Und so wäre nun Alles in diesem Saale in Ordnung," sprach Dietwin.

„Ich glaube, Alles," entgegnete Gerlint.

Die Leute drängten sich noch herzu, küßten Gerlint die Hand, oder verbeugten sich, und thaten Ähnliches bei Dietwin.

Dann verließen sie den Saal.

„Geliebte Schwester," sagte nun Dietwin, als er mit Gerlint allein war, „lasse uns jetzt in deiner trauten Kammer das Gespräch pflegen, das wir an diesem Tage gerne über unsere Angelegenheiten führen, ehe die aus der Nachbarschaft kommen, die wieder zahlreich sein werden, weil du sie nach deinem Gebrauche an keinem früheren Tage zum Wunsche zulässest. Ich habe dir heute Besonderes zu sagen."

„So komme," sprach Gerlint.

Sie nahm das Fach mit den Perlen, er steckte die Brieftasche zu sich, reichte ihr den Arm, und führte sie aus dem

Saale in ihr Wohngemach. Dort schloß sie die Perlen in einen Kasten, und setzte sich dann in einen Armstuhl. Dietwin setzte sich in einen andern, ihr schräge gegenüber.

„Und nun sprich, Dietwin," sagte sie.

„Ich glaube, ich bringe heute gute Dinge," sagte er. „Zuerst kann ich dir eröffnen, daß Dietwin nun völlig frei ist. Er hat sich ohne Zureden von irgend einer Seite entschlossen, seinen Abschied zu fordern, und vor drei Wochen hat er ihn erhalten. Du weißt, wie wir von der Sache stets gesprochen haben. Er hat sich ausgezeichnet; aber da der Krieg längst aus ist, was hätte er weiter vollbringen können? In der Zeit, die er nun nicht mehr als beurlaubt, sondern als Freier in Weidenbach zubrachte, ist er völlig doppelt eifrig geworden, so daß ich glaube, er hat aus Freude an der Sache die Städte und die Waffen verlassen. Das sage ich dir von der Freiwerdung Dietwins, jetzt komme ich zu dem Zweiten. Die lange Waldnase, welche von dem Gute Sebenau in die Gründe von Weiden herein ragte, und den Verdruß und Störefried für mich und meine Vorfahrer so wie für die Besitzer von Sebenau darstellte, ist für Weiden erworben. Der Lindmayer hat sich plötzlich besonnen, und hat mir endlich, freilich für schweres Geld, sein Waldland, das an den Sebenauerforst grenzt, angebothen. Ich habe, ohne vorher mit dir reden zu können, zugegriffen, daß er nicht wieder reuig würde, und habe das Waldland gegen die Nase vertauscht. Da es doppelt größer ist als die Nase, und da die Sebenauer ihr Gut als Familiengut wohl vergrößern, aber nicht verkleinern dürfen, so ist Julius von Sebenau über den Handel so erfreut wie ich. Wir sind beide nun gerundet, und haben die Ärgerlichkeiten aus Streiten und Übergriffen unserer Leute hinter uns.

Und nun, liebe Schwester, komme ich zu dem Dritten. Ich sage nur so meine Gedanken, ohne dir etwas einreden

zu wollen. Wir könnten jetzt vielleicht das, was wir beide so sehnlich wünschen, mit Gefügigkeit erreichen. Wenn ich an Dietwin zu Weidenbach noch Weiden abtrete, du an Gerlint Biberau, und wenn Dietwin Gerlint heirathete, so hätte das Paar einen Güterverein, wie weit und breit keiner von solcher Größe und von so kurzer Grenze gefunden werden könnte. Ich rede nicht einmal von der Güte des Bodens, der Strotzigkeit der Wälder, der guten Sonnenlage und der Schönheit für die Augen. Wenn ich dann auf Weidenholz ginge und du nach Bergen, so wären wir unter uns und mit den Kindern Nachbarn, und könnten uns sehr oft besuchen. Etwas Schöneres ist kaum zu denken. Und weil es doch in der Wesenheit der Dinge liegt, daß wir früher sterben können als Dietwin und Gerlint, und weil wir niemanden haben, der uns nahe ist, so fielen nach unserem Tode Weidenholz und Bergen auch zu dem Ganzen, und wenn Steinberg und Tannheim und wenn die Forste in den Brunnenbergen, weil diese Dinge doch zu entlegen sind, einmal vortheilhaft verkauft werden könnten, und hier etwas Angrenzendes zu erwerben wäre, so bekäme unser Geschlecht beinahe ein völliges Herzogthum, und wenn sie es durch gute Wirthschaft und Ersparungen wieder vergrößerten, so könnten sie mächtig und tüchtig und reich sein in undenkliche Zeiten hinein. Das sind meine Vorstellungen, Gerlint."

„Mein sehr verehrter Bruder," antwortete Gerlint, „ich werde dir auch meine Vorstellungen sagen. Biberau ist längst Gerlint zugedacht, und du weißt, daß sie es erhält, wenn sich ein annehmbarer Gatte für sie findet. Ich gehe lieber nach Bergen als an einen andern Ort, und um so lieber, weil wir uns dann so nahe sind, wie es, seit wir das Elternhaus verlassen haben, nie der Fall gewesen ist. Und wenn Dietwin Gerlint heirathet, so haben sie

einen schönen Grundbesitz, der, wie auch das, was sie von uns noch erben, bei unserm Geschlechte bleibt. Das ist sehr schön. Nun aber kömmt das Bedenken. Mit den Gütern können wir schalten, aber mit der Ehe nicht. Ich habe einen alten frommen Spruch gehört: Ehen werden in dem Himmel geschlossen. Es mußten sehr viele Erfahrungen über diese Angelegenheit gemacht worden sein, sonst wäre der Spruch nicht entstanden. Und ich selber bin eine solche Erfahrung. Wer hätte gedacht, daß Erwin mein Gatte werden würde, als er mit der Gräfin Erklam die Brautbesuche in der Gegend machte? Und doch ist er es geworden. Ein wunderbarer Umstand mußte eine frühere geheime nie ganz erloschene Liebe des Fräuleins, die sie ihren Eltern zum Opfer bringen wollte, enthüllen, wunderbare Umstände mußten die Verbindung des Fräuleins mit dem früheren Geliebten ermöglichen, und Erwin von seinem Opfer erlösen. Eine Schrift mußte in dem langen Rechtsstreite zwischen Erwins und unsern Eltern gefunden werden, die den Streit günstig für uns entschied. Erwin mußte die Schrift bringen, er mußte so zum ersten Male in unser Haus kommen, und das Herz meines Vaters für sich, den armen Mann, rühren, und dann mußten sich erst noch sein und mein Gemüth in Liebe zusammen finden. Und bist nicht du selbst in jener Zeit noch heftig gegen die Verbindung gewesen? Aber sie wurde geschlossen, und ist so glücklich gewesen, daß kaum eine glücklichere auf der Welt sein kann. Ich werde diesen Mann nie vergessen, und werde, so lange ich noch lebe, nie ein anderes Kleid tragen als ein schwarzes oder graues. Und die gute Agathe trägt sie auch mit mir, obwohl sie sich andere und schönere anschaffen könnte."

„Und werden alle Ehen in dem Himmel geschlossen, Gerlint?" fragte Dietwin.

„Nicht alle," antwortete Gerlint; „dann sind sie aber völlig keine Ehen. Als die Eltern Erwins ihn mit seiner Braut verbinden wollten, wäre es eine Ehe geworden, die nicht in dem Himmel geschlossen worden wäre, der Himmel verhinderte sie, und schloß dafür eine andere. Ob nun der Himmel die Ehe zwischen Dietwin und Gerlint schließen wird, weiß ich nicht. Ich habe einige Furcht darüber. Du weißt, wie beide Gemüther heftig sind, und heftige Gemüther sträuben sich gegen einander, weil keines das andere sänftigt und zu sich zieht. Haben sie nicht schon damals, da er ein Knabe und sie ein Kind war, immer gezankt? Sie schrie und tobte mit den Füßlein gegen seinen Willen, und er zerstörte ihre Spielsachen, und höhnte sie, wenn sie sich nicht fügte. Da er größer wurde, und sie durch einen Bach trug, setzte er sie plötzlich in das Wasser nieder, weil sie ungeberdig war. Die Kinder der Nachbarn und des Dorfes, die ich gerne zu ihnen gesellte, mußten sich ihm unterwerfen, Gerlint that es nie, und sammelte selber solche um sich, die sich ihr unterwarfen, und wenn zwischen den zwei Schaaren im Spiele ein Kampf war, artete er stets in Ernst aus. Du erinnerst dich des Schreckens, da er einmal das Mädchen bei dem Nacken faßte, es zu Boden warf, und mit dem Haupte so lange in das Gras hielt, bis es sich nicht mehr regte, und wie er es dann los ließ, und wie sie aufsprang, ein Messer von unserm Gartentische nahm, und nach ihm stach, und wie er die Wunde von uns nicht untersuchen ließ, den Hemdärmel zurück streifte, und den Arm, von dem Blut herunter rann, wie im Kriegsruhme empor hielt. Sie war blaß geworden, er aber ging schweigend davon. Und als einmal im Sommer Gerlint und die Mädchen eine seidene Schnur über die Brücke zogen, und keinen der jungen Männer hinüber ließen, wenn er sich nicht durch eine Blume oder ein anderes sinniges Zeichen löste, warf

er sich in den Kleidern in das Wasser, und schwamm neben der Brücke hinüber. Du nahmst ihn dann zu dir, und gabst ihn später in die Stadtschulen. Ich gab sie in die Anstalt. Und wenn sie dann nach Jahren zusammen kamen, selbst in der Zeit, als er schon in dem Kriege gewesen war, und jeden Mann in unserer Gegend übertraf, und als sie so schön geworden war, daß sich kein Mädchen mit ihr vergleichen konnte, waren sie da jemals anders als schroff gegen einander? Und war das nicht die Ursache, daß ich sie um zwei Jahre länger in der Anstalt ließ, als ihre Erziehung forderte? Nach diesen Erfahrungen habe ich Zweifel, ob da eine Ehe in dem Himmel geschlossen werden wird?"

„Könnten wir nicht dem Himmel ein wenig helfen?" fragte Dietwin.

„Du redest wieder freventlich, mein Bruder, wie manchmal im Übermuthe," antwortete Gerlint; „wie kann ein sterblicher Mensch dem Himmel helfen?"

„Nun nicht geradezu helfen," erwiederte Dietwin, „sondern uns mit unsern Kräften helfen, daß uns Gott hilft. Unser Hauptmann Grünau pflegte zu sagen: Hilf Gott, daß er dir hilft."

„Du glaubst an meinen Spruch nicht, Dietwin," sagte Gerlint.

„Ich glaube daran," entgegnete Dietwin, „und will dir gleich die Beweise sagen. Ich habe über die Dinge nachgedacht, von denen du gesprochen hast; ich habe aber auch andere Dinge entdeckt, durch die der Himmel günstig zu uns redet. Höre an. Unser Geschlecht hat wunderbar lange gedauert. Zur Zeit des ersten Hohenstaufen, Konrad, hat einer der Unsern, Dietwin, der Kardinal, diesen König gekrönt. Dietwin ist immer ein Name in unserm Stamme gewesen, so wie Gerlint. Und der Stamm, wenn er schon im Erlöschen war, hat sich stets wunderbar erneuert. Es

ist wunderbar, daß wir zwei, du und ich, an dem nämlichen Monatstage geboren worden sind, nur du um sechs Jahre später. Und heißen wir nicht Dietwin und Gerlint? Und ist es nicht wunderbar, daß die zwei jüngeren Dietwin und Gerlint, wenn sie auch nicht an dem nämlichen Monatstage geboren worden sind, doch gerade auch wieder um sechs Jahre von einander abstehen? Und hat nicht unser Bruder Jakob, da ihm ein Sohn geboren wurde, ihn nach mir Dietwin genannt, zu einer Zeit, da er nicht ahnen konnte, daß dieser Dietwin nach dem Tode seiner Eltern an mir seinen zweiten Vater wird finden müssen? Und ist es nicht mit der Tochter des Bruders Archibald der nämliche Fall, die nach dir genannt wurde, welche der Waise jetzt auch eine Mutter ist? Viel wunderbarer aber ist es noch, daß in den Zügen des Angesichtes und in der Gestalt die Nichte dir und der Neffe mir gleicht. Der Graf Arkan hat ihn neulich für mich gehalten. Wenn da nicht der Finger des Himmels ist, wo ist er dann noch? Und gerade eine Eingebung des Himmels könnte es auch sein, daß du die verwaisten Kinder zuerst in deinem Schlosse Biberau erzogen hast, daß dann der Knabe bei mir und das Mädchen bei dir war, und daß in uns der nämliche Gedanke entstand, sie einmal mit einander zu verheirathen, welchen Gedanken wir lange heimlich trugen, ehe wir ihn einander mittheilten. Ich will noch von einem Umstande reden. Du bist in deinem Leben nie krank gewesen, ich bin nie krank gewesen, und Dietwin und Gerlint sind auch nie krank gewesen, und mögen sie es auch nie werden, bis sie unser Alter erreicht haben, ja darüber hinaus sind. Und was die Heftigkeit der beiden jungen Leute anbelangt, so weißt du wohl, daß in unserem ganzen Stamme fast ohne Ausnahme die nämliche Eigenschaft besteht, bei Männern wie bei Frauen. Unser Leben hat drei Abtheilungen. In der ersten Abtheilung

herrscht die Heftigkeit, dann kommen allerlei Einbildungen, und dann erscheint eine große Sanftmuth und Gutmüthigkeit, die bis in das hohe Alter andauert. Sind wir beide doch auch nicht von dem Schicksale unseres Geschlechtes ausgeschlossen gewesen. Ich rede nicht davon, da ich ein junger 5 Soldat war; ihr habt mich genug getadelt. Dann habe ich alle Staatsschulden durch einen Plan zu beseitigen gesucht. Und nun glaube ich endlich in die dritte Abtheilung eingerückt zu sein."

„Ja, lieber Bruder," sagte Gerlint, „du bist jetzt sanft 10 und gut, verschenkst Rittergüter und Perlen."

„Rittergüter und Perlen verschenke ich nur an gute Schwestern und hoffnungsvolle Neffen," antwortete Dietwin. „Und was dich betrifft, theure Schwester, hattest du auch in etwas die erste Abtheilung unseres Stammes, wenn man sich 15 auch nur sachte deiner Neigung zu Erwin entgegen stellte. Ich spreche nicht von der zweiten Abtheilung, da du den Tugendbund gefallener Mädchen stiftetest, der dich dann mit Bastarden versah. Du bist jetzt, obgleich um so viel jünger als ich, in der dritten Abtheilung, und verschenkst auch Güter und 20 kostbare Sachen."

„Nun, ich bestrebe mich, so gütig und einfach zu sein, als es möglich ist," sagte Gerlint, „nehme meinen Verstand zusammen, und hoffe, so zu bleiben. Güter und Kostbarkeiten verschenke ich auch nicht an alle Leute. Ich habe auch an 25 die Dinge, von denen du gesprochen hast, schon sehr oft gedacht, und habe ihre Merkwürdigkeit gefunden. Wunderbar sind die Namen der Kinder, wunderbar ihr gleicher Alterunterschied, wunderbar die Verhältnisse, die sie zu uns gebracht haben, wunderbar ihre Ähnlichkeit mit uns, und 30 am wunderbarsten, daß wir beide unabhängig von einander den Gedanken ihrer Verehelichung faßten. Weil nun die Sache diese zwei Seiten hat, was meinst du denn, daß wir

thun sollen, um nach dem Spruche deines Hauptmannes Gott zu helfen, daß er uns hilft. Sollen wir etwa die Kinder einander empfehlen?"

„Du scherzest, Gerlint," antwortete Dietwin, „das wäre eine Ehe, die nicht in dem Himmel geschlossen ist, und wäre wie bei uns Soldaten ein Gebeth auf Befehl. Ich glaube, ich bin unvermählt geblieben, weil man mir so viele Mädchen so sehr empfohlen hat."

„Nun nicht, so empfehlen schlechthin, sondern auf Umwegen," sagte Gerlint.

„Die werden bemerkt," entgegnete Dietwin, „und dann ist es erst recht nichts mit der Sache. Dietwin ist jetzt in Weidenbach, er kömmt sehr oft zu dir nach Biberau und sehr oft zu mir nach Weiden. Gerlints Erziehung ist, wie du sagst, vollendet; es ist nun nichts natürlicher, als daß sie zu dir unter deine mütterliche Aufsicht kömmt. So sehen sich die jungen Leute dann sehr oft. Wer weiß es, wie sie sich jetzt betrachten. Beide sind von Bedeutung, und müssen es bemerken. Dietwin scheint schon in die zweite Abtheilung unseres Stammwesens eingetreten zu sein; er glaubt alle Erdstellen, unter denen Quellen verborgen sind, zu kennen, und hat in seinem Verwalter einen großen Musikgeist entdeckt. Gerlint wird auch allerlei Sänftigungen und Milderungen aus der Anstalt mit gebracht haben. Und wenn er in der Abtheilung der Einbildungen ist, so nützt uns das; denn er bedarf nur eines Funkens, und er setzt alle seine Einbildungen für Gerlint in Flammen, und wenn Gerlint auch gelassener ist, so muß sie den Unterschied zwischen ihm und andern Männern ersehen, und es können mannigfaltige Gedanken in ihr Herz kommen. Und so lassen wir die Dinge gehen, und erwarten, was sich ereignen wird."

„Wenn nur dein Neffe nicht schon Einbildungen hat," sagte Gerlint; „es ist ein Gerücht zu mir herein gekommen,

er habe eine Herzenskönigin, der er es nicht sagt, und zu der auch kein Anderer sein Auge erheben darf."

„Ich habe auch davon gehört," antwortete Dietwin, „glaube es aber nicht, wenn er mir es nicht selber sagt. Und wenn es ist, so ist es in der ersten Abtheilung gewesen, und solche Schäume zerstäuben und zerrinnen; denn sonst hätte ich jedes Mädchen, für das ich mich vielleicht geschlagen hätte, auch heirathen müssen. Die Zeit bringt neue Dinge, die übrigens bei Dietwin und Gerlint nicht so arg gewesen sind; denn du erinnerst dich, daß, wenn irgend jemand einem von ihnen gegen das andere helfen wollte, sie es nicht litten."

„Weil sie beide herrschsüchtig sind, und die alleinige Macht haben wollen," sagte Gerlint.

„Nun, das werden sie an einander achten, und das wird sie reizen, daß jedes versucht, das andere zu unterwerfen, und so werden sie beide unterworfen werden," sagte Dietwin.

„Das weiß ich nicht, du mußt mehr Erfahrungen in diesen Sachen haben," sprach Gerlint.

„Du hast ja auch an Erwin Erfahrungen gemacht," sagte Dietwin.

„Ach der arme Erwin hat nie widersprochen, er hat die Mondnächte geliebt, und ist in solchen oft sehr lange in den Gängen unseres Gartens herum gewandelt," erwiederte Gerlint.

„Dietwin wird stürmischer verfahren," sagte der Bruder.

„Nun, ich will Gerlint kommen lassen," antwortete die Schwester; „es ist ja ohnedem nöthig, daß ich ihre Erziehung fortsetze, so weit es meine Gaben vermögen. Wenn aber dann die Kinder anders als sich gegenseitig wählen, und die Wahl eine vernünftige ist, dürften wir ihnen nicht entgegen treten."

„In Gottes Namen, dann sind diese Ehen im Himmel geschlossen," sagte Dietwin.

„Ja, dann sind sie in dem Himmel geschlossen," erwiederte Gerlint.

„Und so lassen wir nun den Himmel walten," sagte Dietwin.

„So lassen wir ihn walten," antwortete Gerlint. „Hast du mir noch etwas von Bedeutung zu sagen?"

„Was ich gesprochen habe, ist für heute das Einzige von Belang," sagte Dietwin. „Hast du mir etwas zu eröffnen?"

„Ich hätte von dem nämlichen Gegenstand gesprochen, wenn ich den Anfang zu machen gehabt hätte," antwortete Gerlint, „und sonst ist nichts von Wesenheit, über das jetzt geredet werden müßte."

„So ist unser Frühlingsreichstag geschlossen," sagte Dietwin.

„Er ist geschlossen, und habe Dank dafür, geliebter Bruder," sprach Gerlint.

„Habe Dank, geliebte Schwester," sagte Dietwin.

Dann standen die Geschwister auf, und küßten sich noch einmal recht herzlich auf den Mund.

Hierauf schellte Gerlint mit einer Glocke.

Ein Diener trat ein.

„Ist etwas zu berichten, oder ist jemand gekommen?" fragte sie.

„Der junge Herr Baron wartet schon lange, und ein Brief und ein Päckchen von dem Fräulein ist da," sagte der Diener.

„So bringe den Brief und das Päckchen, und sage dem Herrn Baron, er möge noch ein wenig Geduld haben," befahl Gerlint.

Der Diener ging fort, kam bald wieder, und brachte auf einem silbernen Teller einen Brief und ein Päckchen in grauer Seide.

Gerlint nahm beides, und der Diener entfernte sich.
Die Geschwister setzten sich wieder.

„So vergißt denn das gute Kind seine Wünsche und seine Gaben nie, und immer treffen sie zu gleicher Stunde ein," sagte Gerlint; „nun, ich hoffe, im nächsten Frühlinge wird sie persönlich an dem Feste Theil nehmen, und stets hat sie die Zartheit, meine Farbe zur Einhüllung zu wählen."

„Möge sie dem nächsten Feste schon als Gattin nach unserm Wunsche beiwohnen," sprach Dietwin.

„Das wäre rasch," sagte Gerlint.

„Alle Himmelsgaben erscheinen rasch," entgegnete Dietwin.

Gerlint öffnete den Briefumschlag, und nahm zwei Briefe heraus.

„Da ist der an dich," sagte sie zu dem Bruder.

„Ich lasse dem deinen wie gewöhnlich den Vorzug," sprach Dietwin.

„So höre," sagte Gerlint, und las den Brief.

„Hochverehrte geliebte Tante! Nimm auch heuer wieder meine schwachen Worte zu dem Feste, zu welchem ich, an die Satzungen der Anstalt gebunden, nicht eilen kann. Philipp wird sie um zehn Uhr übergeben. Zuerst muß ich berichten, daß ich heute wieder im heiligen Gottesdienste für dich gebethet habe. Ich habe Gott um alles Gute für dich gebethen, dessen nur immer ein Mensch in deiner Stelle theilhaftig werden kann, und daß ein Übel, das dir droht, lieber auf mich geleitet werde. Ich habe auch wieder das Gelübde gethan, daß ich dir jedes Opfer bringen werde, das nothwendig sein sollte. Dann sage ich dir abermals meinen tiefsten Dank für die unaussprechliche Mutterliebe, die du mir schon so lange zuwendest, und ich könnte meinen Dank nicht besser erweisen, als wenn mein Gelübde wahr würde. Ich suche mich deiner ferneren Liebe immer würdiger zu machen, und bin ich

deiner so großen Liebe auch nicht werth, so gib sie mir, ich bitte, als Geschenk, wie du sie mir bisher als Geschenk gegeben hast. Lege das kleine Ding, welches in dem Päckchen mit folgt, zu andern ähnlichen Sachen, und habe eine kleine Freude daran. Ich habe es selber ganz allein gearbeitet. Denke an einer Minute dieses Tages an mich, die alle Minuten desselben an dich denkt. Und alle Minuten aller Tage, die für mich noch folgen werden, bleibe ich die dich liebende und verehrende und dir dankende Gerlint."

„Nun höre mich," sagte Dietwin, und las:

„Herzlieber Oheim! Ich sende dir wieder in dem Päckchen der Tante den Brief. Nimm ihn freundlich an. Ich bitte den Himmel, daß er dein liebes Haupt segne, bewahre, daß er es eine lange Reihe von Jahren erhalte, und daß er dir gebe, was dir lieb ist. Ich wachse in die Erkenntniß deiner Güte hinein, und danke dir mehr, als ich dir in den früheren Jahren zu danken vermocht habe, weil ich unvernünftiger war. Gib mir auch in der Zukunft deine Neigung, die ich erst verdienen muß. Ich will dieß zu erreichen ernstlich bestrebt sein. Nimm die Arbeit, welche ich dir verfertiget habe, wieder gütig an, und denke dabei unter deinen vielen Sorgen auch zuweilen an deine in Liebe ergebene Nichte Gerlint."

„Nun, die Briefe sind wieder artig," sagte Dietwin.

„Wie sie das in der Anstalt lernen," sagte Gerlint. „Ich bin nur die hochverehrte geliebte Tante, du bist der herzliebe Oheim."

„Närrchen, mit welchem Dinge ist man denn die geliebte als auch mit dem Herzen?" sagte Dietwin. „Mache nun das Seidenpäckchen auf!"

Gerlint öffnete das Päckchen. Zwei sehr kleine Gegenstände kamen aus der Seide. Der eine war ein Stückchen schmales Seidenband, oder eigentlich waren es zwei Seiden-

bänder, die über einander befestigt waren: ein schwarzes und ein aschgraues. Auf dem schwarzen war ein winziges, hinlaufendes Rosengeschlinge, auf dem grauen eines aus Vergißmeinnicht. Beides war Seidenstickerei. Ein Papierstreifen sagte: Der lieben Tante.

„Das habe ich noch nicht in dieser Kleinheit und Feinheit gesehen," sagte Gerlint, „und diese Geduld von dem heftigen Mädchen."

„Aber wozu denn dieses Streifchen Band?" fragte der Bruder.

„Es ist unter allen Gaben, die sie mir je geschickt hat, die zarteste," sagte die Schwester, „es ist ein Schlüsselbändchen für den Schlüssel des Ebenholzkästchens, das in der Wand meines Zimmers ist, und in dem alle meine andern Schlüssel hängen. Du weißt, ich trage das Schlüsselchen, um es nicht zu verlegen, immer mittelst eines Bandes an meinem Kleide befestigt, und da hat sie zu ihrem Bande sinnvoll die graue und schwarze Farbe je nach der Farbe meiner Kleider gewählt. Ich will heute noch die graue Seite zu meinem grauen Kleide tragen.

„Thue das, Schwester," sagte Dietwin, „und zeige mir nun auch das andere Ding."

Gerlint wickelte aus feinem Papiere ein Geldtäschchen heraus, auf dessen einer Seite unter Glas auf weißer Seide ein sehr kleiner Lorbeerkranz war, eben so zart in Gold gestickt wie die Blumen auf dem Bande in Seide. Ein Papierstreifchen enthielt die Worte: Dem lieben Oheim.

„Da muß man völlig betroffen sein," sagte Gerlint, „sie hat keine Ahnung von dem gehabt, was ich dir zu deinem heutigen Geburtstage bestimmt hatte. Welches merkwürdige Zusammentreffen!"

„Gib das Säckelchen," sagte Dietwin, „siehe, so niedlich, und die Lage der Blätter wie bei dir. Ist das nicht wieder ein Zeichen?"

„Möge es sein, und möge Alles gut enden," sagte Gerlint.

„Es wird, es wird," versetzte Dietwin, „wir werden uns bei dem Mädchen schön bedanken, und nun lasse den Sausemann kommen, sonst wird er vollständig unwirsch."

5 Gerlint schellte mit der Glocke, ein Diener kam, und sie sagte: „Wir lassen den Herrn Baron in mein Wohnzimmer bitten."

Der Diener ging, und gleich darauf kam Dietwin der Neffe in tadelloser schwarzer Kleidung in das Gemach. 10 Einer seiner Leute, festlich gekleidet, trug ihm ein längliches Kästchen aus Palisanderholz auf dem Arme nach. Der Neffe winkte, der Mann stellte das Palisanderkästchen auf einen Tisch, und verließ das Zimmer.

Dann näherte sich der Neffe ehrerbiethig der Tante, und 15 küßte ihre Hand. Dann faßte er mit gleicher Ehrerbiethung die Hand des Oheims. Hierauf trat er ein wenig zurück, neigte sich grüßend, und sprach dann: „Hochverehrte, hochgeliebte Tante, hochverehrter, hochgeliebter Oheim. Weil es schon der Brauch in dem Schlosse Biberau ist, daß 20 zum Geburtstagsglückwunsche der Herrin des Schlosses und zum Geburtstagsglückwunsche ihres Bruders, der den gleichen Tag mit ihr in dem Schlosse feiert, niemand früher vorgelassen wird als an dem Tage selber, auch der leibliche Neffe nicht, so bin ich beim Anbruche des Tages 25 von Weidenbach weg gefahren, um der erste hier zu sein, und ich bin auch der erste gewesen, nur ein Brief meiner lieben Muhme Gerlint hat mir den Rang abgelaufen. Hochverehrte Tante, hochverehrter Oheim, hochgeliebte Tante, hochgeliebter Oheim, alles Glück, allen Segen, alles Heil bringe 30 dieser Tag, und es sollen ihm lauter solche Tage folgen. Er ist kein gewöhnlicher Geburtstag, heute ist er ein Abschnittsgeburtstag, der fünfzigste des geliebten Oheims. Mögen noch weit mehr als fünfzig kommen, und möge

Tante und Oheim in traulicher Eintracht fortan beglückt sein, wie ihre Bilder traulich in dem Saale neben einander hängen. Mir ist von beiden unverdiente Güte zu Theil geworden, und wird mir noch zu Theil, ich sage den tausendfachen, aber verdienten Dank dafür. Ich werde alle Mühe anwenden, meine Fehler zu verringern, daß ich vor künftiger Güte nicht erröthen darf, die mir wohl nicht wird entzogen werden."

Nach diesen Worten küßte er wieder der Tante die Hand, und reichte dem Oheim seine Rechte.

Hierauf sagte Gerlint: „Ich danke dir für deinen Wunsch, Dietwin, ich weiß, daß du mir alles Gute zuwenden möchtest. Es ist aber schon Einiges genug, und in ein ganzes Jahrhundert hinein zu leben, wie du in Aussicht stellst, dürfte für mich alte Frau eher eine Strafe als ein Glück sein."

„Die in solcher Schönheit blüht, ist mit hundert Jahren noch nicht alt," unterbrach sie der Neffe.

„Gewöhne dir nur nicht die frevlen Reden deines Oheims an," sagte Gerlint, „und was deine Muhme anbelangt, so haben wir ihren Brief zuerst vorgenommen, weil er abgethan sein muß, ehe die Leute kommen, und von den Leuten bist du immer der erste und wirst in meiner Wohnstube empfangen. Ich sage dir noch einmal den herzlichsten Dank für alle deine Wünsche."

„Ich sage dir auch vom Grunde des Herzens meinen Dank für die Wünsche, die du gegen mich ausgesprochen hast," sagte der Oheim, „und es freut mich, daß du deine Fehler verringern willst, und unsere Güte gegen dich wird nicht aufhören, sie ist größer, als du glaubst. Und das weißt du auch, daß ich heute fünfzig Jahre alt bin, Hanns Hasenfuß?"

„Ich habe sie gezählt," sagte der Neffe.

„Poche nicht, du wirst auch so alt werden, ehe du es denkst," entgegnete der Oheim.

„Wenn ich nur dann auch so sehr einem Dreißiger ähnlich sehe wie du, Oheim," sagte der Neffe.

„Trinke nicht viel Wein, enthalte dich der Leidenschaften, und sei mäßig, dann wird es bei dir auch so sein," sprach der Oheim, „unser Geschlecht hat Ausdauer und Kraft."

„Ich trinke, wie du weißt, nicht viel Wein," antwortete der Neffe, „bin auch sonst mäßig, habe gar keine Leidenschaften, nur Gefühle, und da sind die für dich und die Tante die mächtigsten."

„So wirst du sehr alt werden, und mußt dann die Tante oder mich heirathen," sagte der Oheim. „Und im Übrigen danke ich dir auch noch einmal von ganzem Herzen für deine Wünsche."

„Möge es dir gefällig sein, das Kästchen zu öffnen, liebe Tante," sagte der Neffe, „ich habe es gewagt, dir auch ein Angebinde zu bringen."

Mit diesen Worten reichte er der Tante ein kleines Schlüsselchen. Dann rückte er eines ihrer Arbeitstischchen vor sie, und stellte das Palisanderkästchen darauf. Gerlint drehte den Schlüssel im Schlosse des Kästchens, schlug den Deckel empor, lösete das weiße feine Papier auseinander, das sich zeigte, und rief: „Ach, die unvergleichlichen Edelmarderbälge!"

„Es ist nicht etwa der oberste der schönste, wie Geschäftsleute die Dinge gerne legen," sagte der Neffe, „sie sind alle gleich."

„Ich habe nie so schöne gesehen," sagte die Tante.

„Es ist nicht leicht möglich, sie im Verkehre zu bekommen," antwortete der Neffe, „ich habe sie in der Zeit gesammelt, und aus hundert Stücken diese zwanzig für dich ausgelesen, daß du von ihnen wieder nur die vornehmsten Theile zu einem Pelze für dich verwendest."

„Zwanzig sind zu viel," sagte die Tante.

„Es sind eben zwanzig, und nimm die zwanzig," sagte der Neffe.

„Ich nehme sie," antwortete die Tante.

Und nun legte man die Stücke heraus, und betrachtete sie. Dieselben waren wirklich alle gleich und herrlich. Und nach vielfacher Bewunderung legte man sie wieder zierlich in das Kästchen.

„Das ist ein adliges Geschenk," sagte die Tante, „der edle Stoff in dem edeln Gefäße. Was werde ich dir geben können?".

„Ich fordere etwas sehr Hohes," antwortete der Neffe, „die Dauer deiner Neigung zu mir."

„Die hast du ja ohne die Bälge, du unvernünftiger Mensch," sagte die Tante.

„So bleiben die Bälge ein Überschuß," entgegnete der Neffe. „Was ich dir gebracht habe, theurer Oheim, konnte ich nicht in die Stube tragen lassen, die Tante hätte es nicht zugegeben. Es sind die zwei Rappenfüllen, an denen, wie du neulich gesagt hast, kein weißes Härchen ist. Ich habe sie für dich auferzogen, und habe mich ein wenig mit ihrer Erziehung abgegeben. Und damit die Gaben zu dem heutigen Tage doch in dem Schlosse vereinigt sind, stehen sie unten in dem Stalle der Pferdejugend. Habe eine kleine Freude an ihnen."

„Eine große habe ich, du Narr," sagte der Oheim, „du machst heute Geschenke wie die Herzoge und Könige des Mittelalters: Pferde und Pelzwerk. Und verlangst du von mir auch die Neigung als Gegengeschenk?"

„Freilich, mein verehrter Oheim," antwortete der Neffe.

„Nun, die hast du, und meinen Dank dazu," sagte der Oheim, „und es wird sich schon sonst auch noch etwas finden. Die Pferde freuen mich, du wirst sehen, wie die werden ein-

geschult sein, und Leiber werden sie haben, wie die feinsten Schlangen."

„Das glaube ich," antwortete der Neffe, „ich werde indessen die Braunen heran ziehen, und wir werden wetteifern."

„Und wer die beste Erziehung geliefert hat, führt mich mit dem neuen Pelze im Schlitten," sagte die Tante.

„Da wäre der neue Pelz wahrscheinlich schon ein alter," sprach der Neffe.

„Pelze bleiben lange jung, wenn man sie pflegt," sagte die Tante.

„Nicht so lange wie du," sprach der Neffe.

„Zähme deine Zunge," antwortete die Tante.

„Die Füllen müssen wir auch besehen wie die Marderfelle," sagte der Oheim, „lasse sie in den Hof bringen."

„Ich führe sie vor," rief der Neffe.

Er nahm seinen Hut, und eilte aus dem Zimmer.

Die Geschwister gingen in den großen Schloßhof hinab.

Als sie dort angekommen waren, führte Dietwin der Neffe an purpurrothen silberverzierten Zäumen die zwei schwarzen Pferdlein hervor, und führte sie vor Oheim und Tante.

„Sie sind wahrhaftig weit schöner geworden, als sie waren, da ich sie zum letzten Male sah," rief der Oheim.

„Und manierlich sind sie und sittig wie Pagen," entgegnete der Neffe.

Er ließ sie Bewegungen machen, wie sie solchen Thieren in solchem Alter angeboren und angebildet sind.

„Es ist schon gut," sagte der Oheim, „ich danke dir, Neffe, und ich gedenke die Gabe in Verwendung, das heißt in weitere Erziehung zu nehmen."

„In so ferne ich mich, zwar nicht so gut wie auf die Marderbälge, doch auch ein Weniges auf Pferde verstehe, dürften nicht leicht schönere Thiere zu finden sein wie nicht schönere Marderbälge," sagte die Tante.

„Die Nachbarschaft soll die Hände zusammen schlagen, und die Stadtherren sollen sich die Köpfe abdrehen, wenn ich nach zwei Wintern über die Fluren und durch die Allee auf dem Kreuzplatze fahre. Das ist ein fünfzigster Geburtstag! Lasse dich umhalsen, du heilloser Derwisch."

Nach diesen Worten nahm er den Neffen bei dem Haupte, und küßte ihn herzhaft auf den Mund und auf die Wange.

„Nun fort mit ihnen, da kommen sie schon in hellen Haufen," sagte er dann.

Man hörte ein entferntes Wagenrollen gegen den Hügel des Schlosses heran.

„Komme, schöne Gerlint," fuhr er fort, „steige zu dem Saale empor, und rüste dich, die Huldigungen zu empfangen."

Er reichte seiner Schwester den Arm, sie nahm ihn, und er führte sie die Treppe in das Schloß hinan. Dietwin, der Neffe, gab die Zügel der Pferdchen dem Reitknechte, und folgte den beiden Geschwistern.

Sie gingen jetzt in den großen Saal. Die Tante ließ sich noch ein indisches Tuch geben, das sie um nahm.

Sie betrachteten noch ein Weilchen die zwei Bilder der Geschwister, die neben einander an der Wand hingen, sehr schöne Gestalten, in den Gewändern der früheren Zeit gemalt. Die Tante schüttelte lächelnd den Kopf, der Oheim war sehr zufrieden.

Dann setzte sich Gerlint in ihren großen Prunksessel, und die beiden Dietwin nahmen auf andern Stühlen ihre Plätze ein.

Sofort hörte man auch das Wagenrollen im Schloßhofe, und die Diener meldeten bald darauf die, welche angekommen waren.

Sie wurden angenommen, und traten durch die Flügelthüren herein. Kurze Zeit darauf wurden auch andere gemeldet, und kamen in den Saal; diesen folgten wieder

mehrere, und so ging es eine Weile fort. Es waren die Bewohner der umliegenden Gegenden, die ihr größerer Grundbesitz und ihre Lebensweise geeignet machten, mit der Herrin des Schlosses Umgang zu pflegen. Sie sagten ihre Wünsche zu dem Geburtsfeste zuerst der Schloßfrau, und dann dem Bruder derselben. Dann nahmen sie auf Stühlen, die in mehreren Kreisen herum standen, Platz, und es wurden nun Gespräche über verschiedene Gegenstände, und man theilte sich allerlei mit, was man der Mittheilung werth erachtete.

Einige fuhren bald wieder fort, andere blieben bei dem Festmahle, zu dem an diesem Tage jeder, der sich einfand, ein geladener Gast war.

Da die Eßglocke tönte, gingen die Anwesenden in den Speisesaal, und verzehrten ein heiteres Mahl.

Für alle die Dienerschaft war in der großen unteren Schloßhalle gedeckt, und es fehlte nicht an dem feinen Weine, um den der Oheim für sie gebethen hatte.

Nach dem Mahle erging man sich theils in dem Garten, theils in den Wirthschaftsgebäuden, theils in dem Schloßwalde, theils brachte man die Zeit auch wieder in dem großen Saale zu.

Als die Abenddämmerung kam, hatten alle Gäste bis auf den Oheim und Neffen Abschied genommen.

Des andern Morgens schickte der Oheim die Füllen nach Weiden. Dann besahen die Geschwister und der Neffe die Dinge im Schlosse und in seiner nächsten Umgebung, und besprachen sich, wie man in den nächsten Tagen das Entferntere besuchen, und wie man in die am weitesten gelegenen Werke und Gebreite fahren wolle. Die Ausführung des Besprochenen nahm fünf Tage in Anspruch.

Nach dem Verlaufe derselben fuhr der Oheim mit seinen Schimmeln gegen Weiden, der Neffe mit seinen Braunen gegen Weidenbach zurück.

2.

In Folge der Verabredung mit ihrem Bruder schrieb Gerlint, die Tante, an die Vorsteherin der Anstalt, in welcher sich Gerlint, ihre Nichte, befand, so wie auch an die Nichte selber. Und am letzten Tage des Monates Mai kam die Nichte in das Schloß Biberau. 5

Zwei sehr schöne dunkelgraue Pferde zogen den Wagen in den Schloßhof. In dem Wagen saß Gerlint, an ihrer Seite saß ein Kammermädchen, und auf dem Rücksitze saß Adam, der Verwalter. Als sie ausgestiegen waren, reichte der Verwalter Gerlint den Arm, und führte sie die Schloß- 10 treppe hinan. Das Mädchen folgte. Sie gingen in das Prunkgemach der Tante, in welchem diese ihren Bruder an dem beiderseitigen Geburtstage empfangen hatte. Sie saß im schwarzen Seidenkleide auf dem nämlichen Stuhle wie damals, und hatte das Schlüsselbündchen ihrer Nichte mit 15 der schwarzen Seite nach auswärts an dem Kleide.

Die Kammerfrau Agathe saß etwas unterhalb ihr, und hatte ebenfalls ein schwarzes Seidenkleid.

Als Gerlint das Zimmer betreten hatte, erhob sich die Tante, und blieb vor ihrem Stuhle stehen. Gerlint 20 näherte sich ihr, bestieg die Stufe, neigte sich auf die Hand der Tante, und küßte sie.

„Komme an mein Herz, du liebes Kind," sagte die Tante, „sei willkommen, und möge dein Eingang gesegnet sein."

Sie umarmte das Mädchen, und küßte es auf die 25 Wange.

„Ich danke dir, Adam," sprach sie weiter, „daß du mir das Kind wohlerhalten gebracht hast. Eure Reise ist doch glücklich gewesen?"

„Wie eine Fahrt durch unsere Wiesen," antwortete 30 der Verwalter.

„Du hast ja ein schwarzes Seidenkleid an wie ich, liebe Gerlint,“ sagte die Tante.

„Ich wußte, daß du entweder schwarz oder grau trägst,“ antwortete Gerlint, „und so wählte ich auf gutes Glück schwarz.“

„Und siehe da, ich trage heute schwarz,“ sprach die Tante, „vor vier und zwanzig Jahren wäre ich eben so schmuck in einem solchen da gestanden, wie du heute. Du wirst die traurigen Farben schwarz und grau zur Genüge hier sehen. Aber wie zart auch dein Gedanke für deine Ankunft ist, so muß er ein Gedanke nur für die Ankunft bleiben, und du mußt künftig zur Blüthe der Jahre die Blüthe der Farben tragen, und mußt mir einige Heiterkeit in mein einfarbiges Schloß bringen. Der Schnitt des Kleides ist aber vortrefflich.“

„Wir lernen in der Anstalt das selber entwerfen,“ sagte Gerlint.

„Das ist gut,“ antwortete die Tante, „so seid ihr nicht von dem Ungeschicke anderer Leute abhängig. Und so sei noch einmal willkommen, und es sei dein Eingang gesegnet. Ich versage mir es nicht, dir selber deine Stube zu zeigen, und dich in sie einzuführen. Folge mir.“

Sie trat von ihrer Stufe herab, und ging zu einem Ebenholzgetäfel der Zimmerwand. Sie sperrte mit dem Schlüsselchen, das sie an ihrem Bande trug, das Getäfel auf, und man sah in das Innere eines Kästchens, in welchem ganze Reihen von Schlüsseln hingen. Sie nahm einen, schloß das Kästchen wieder zu, und gab den Schlüssel in die Hand Adams. Dann ging sie gegen die Thür. Die Andern folgten ihr. Adam öffnete die Thür, und sie schritt hinaus. Sie ging den hohen Schloßgang entlang, und blieb vor einer der großen Eichenthüren, die den Gang säumten, stehen. Adam sperrte die Thür auf. Die Tante wendete sich um, trat vor Gerlint, und machte ihr ein Kreuz auf die Stirne.

„Das ist deine Stube," sagte sie, „tritt ein."

Sie nahm Gerlint an der Hand, und führte sie durch die Thür in das Innere.

Man gelangte in ein geräumiges Vorzimmer. Links an demselben waren zwei Gemächer für die Dienerinnen Gerlints, rechts drei Zimmer für sie selber, ein Empfangsgemach, ein Wohngemach und ein Schlafgemach. Die Geräthe waren nicht neu, sondern solche, wie sie die Bewohner des Schlosses zu verschiedenen Zeiten gehabt hatten; aber sie waren kostbar, und an ihnen haftete ein Stück Geschichte des Schlosses.

„Hier kannst du wohnen, wenn es dir gefällt," sagte die Tante, „und hieher kannst du gehen, wenn du in dem gemeinschaftlichen Gesellschaftszimmer nicht sein willst, und irgend eine andere Stelle nicht vorziehst. Hier bist du unbeschränkte Herrin. Sonst ist auch jeder Raum des Schlosses, seiner Umgebung, seiner Gärten, seiner Fluren für dich offen. Du kommst nun in einen neuen Abschnitt deines Lebens. Du bist an den Umgang deiner Gespielinnen in der Anstalt gewöhnt. Sie werden sich wohl auch zu den Ihrigen zerstreuen, manche werden dich besuchen, und manche werden dir schreiben, bis auch diese Verhältnisse allmälig in andere übergehen. In diesem Schlosse verkehren nicht viele Menschen wie in einem Stadthause. Es kommen Nachbarn, und wir besuchen sie, es kommen Menschen aus der Stadt, und wir kommen auch zuweilen in die Stadt. Deinen Hauptumgang werden folgende Menschen bilden: ich, dein Oheim Dietwin in Weiden, dein Vetter Dietwin in Weidenbach, dann die gute Agathe, dann Adam und unsere andern Leute. Ich werde deine Freundin sein, ich darf wohl sagen, deine Mutter. Wenn dir mein Wort, mein Rath, und vielleicht auch mein Beispiel von Nutzen sein kann, wird es mich sehr freuen. Der Umgang mit dem Oheime wird angenehm und fördernd sein. Das Zusammenkommen mit dem Vetter

wird die Verwandtschaftsbande stärken. Agathe wird dir freundlich sein, wie sie es mir ist. Adam wird dir mit seiner Erfahrung beistehen, und die andern Leute werden dir dienlich sein, und werden dich lieben. Und der entferntere Umgang mit denen, die uns hier auf dem Lande ähnlich sind, kann auch manches Ersprießliche bringen. Ich wünsche von ganzem Gemüthe, daß du in der Zeit, in der du hier bist, nur Gutes erlebest, bis der Tag kömmt, der dich, der Bestimmung der Frauen gemäß, in dein eigenes Haus als Gebietherin desselben und als Gattin eines rechtlichen Mannes führt. Und so richte dich in deiner Wohnung zurecht, wie du vermagst, und so zeichne ich noch einmal das Kreuz auf deine Stirne."

Und sie machte nach diesen Worten wieder das Zeichen des Kreuzes auf Gerlints Stirne.

Gerlint antwortete auf die Rede ihrer Tante: „Meine geliebte, hochverehrte Mutter. So nenne ich dich, und so werde ich dich immer nennen, weil du es gewesen bist, seit die, welche ich vermöge meiner Geburt Vater und Mutter hätte nennen sollen, und welche ich kaum gekannt habe, in dem Grabe ruhen. Du nimmst mich nun noch näher an dich, als ich es bisher gewesen bin. Ich danke dir innigst dafür, ich werde willig und gehorsam sein, und streben, jedes Gute von dir in mich aufzunehmen. Den Oheim werde ich öfter sehen als bisher, und ihm meine Liebe mehr beweisen können. Der Vetter Dietwin wird in unserem Kreise wohl immer willkommen sein. Mit den Nachbarn hoffe ich in gutes Einvernehmen zu gelangen. Agathe wird mit meiner Unerfahrenheit Nachsicht haben, von Adam werde ich dankbar jede Belehrung annehmen, wie ich ihm für seine Sorge und Mühe auf der Herreise schon sehr dankbar bin, und die Zuneigung der Schloßleute will ich mir erwerben. Und so nimm mich, liebe Mutter, und lasse mich

bei dir, und rede von keiner Zeit, in der ich dich verlassen soll, diese Zeit wird niemals kommen."

Es quollen Thränen bei diesen Worten aus Gerlints braunen Augen. Sie nahm die Hand der Tante, und küßte sie, und warf sich dann an ihre Brust, und schluchzte laut. 5

Die Tante legte ihre Arme um sie, streichelte dann ihr braunes Haar an der Stirne, und sagte: „Beschwichtige dich, und sei beruhigt, mein liebes, mein theures Kind."

„Stoße mich nur nicht zu einem fremden Manne," sagte Gerlint. 10

„Närrlein, bleibe bei mir, so lange du willst, ich freue mich deiner," antwortete die Tante; „aber das Fräulein von Weiden wird ohne ihren Willen die Strahlen in das Land senden, und Fremdes herbei ziehen, und vielleicht für Eines hold leuchten."

„Mögen die Strahlen eher abhalten und wegwenden," 15 sagte Gerlint, „bei mir ist es so, daß das, wovon du sprichst, nie geschehen kann, so lange ein Hauch in meinem Leben ist."

„Handle genau, wie du willst," antwortete die Tante, „Zwang und Willkühr herrscht nicht in unserem Stamme."

„Ich weiß, ich weiß," sagte Gerlint. 20

„So sind wir hierin einig," sagte die Tante.

Darauf reichte Gerlint Agathe die Hand, und sagte: „Sei gegrüßt, Agathe, nimm mich als neuen Hausgenossen."

„Sei gegrüßt, Gerlint," antwortete Agathe, „ach Gott, ich sage du, als ob du noch das Kind wärest." 25

„Ich bin es," antwortete Gerlint, „und spiele mit mir wieder wie mit einem Kinde."

Dann reichte sie Adam die Hand, und sagte: „Sei gegrüßt, Adam."

„Das hochgeborne Fräulein blüht schöner als die Rosen 30 von Jericho, die in unserem Garten sind, und werde es hier gehegt, daß es noch immer schöner und alle Weile bei uns blühe," antwortete Adam.

„Lasse mir die gute Sophie hier, liebe Mutter,“ sagte Gerlint, „die mir schon einige Jahre zur Seite war.“

„Sophie ist ja auf meine Veranlassung zu dir gekommen,“ antwortete die Tante, „sie wird noch das gute Mädchen sein wie sonst, und soll bei dir bleiben, so lange ihr euch zusammen wünscht. Sei willkommen bei uns, Sophie.“

Das Mädchen küßte der Tante die Hand.

„Nun, Kinder, lasset den Wagen abpacken, und richtet euch hier ein.“

„Ich habe den Befehl schon gegeben,“ sagte Adam, „und die Sachen werden bereits in dem Gange harren.“

„Ich verlasse dich, Gerlint,“ sagte die Tante, „wen du noch zu deiner Bedienung brauchst, und was du in dieser Hinsicht wünschest, darüber werden wir morgen eine Wahl treffen. Für heute wird dir Sophie genügen.“

„Sie genügt für immer,“ sagte Gerlint.

„Das wäre nicht für das Fräulein von Weiden,“ sagte die Tante, „es wird schon Alles nach Behagen und Ordnung gerichtet werden. Jetzt lebe wohl, Gerlint.“

„Ich geleite dich, Mutter,“ sprach Gerlint.

„So thu' es,“ antwortete die Tante.

Sie wendete sich zum Gehen, Gerlint und Agathe begleiteten sie, Adam verließ auch die Zimmer, nur Sophie blieb in denselben zurück.

Nach einer Weile kam Gerlint wieder. Sie ging rasch durch das Vorzimmer und durch das Empfangzimmer. Im Wohngemache nahm sie den Hut ab, legte ihn auf einen Tisch, warf sich auf ein Sopha, und rief: „So sind wir hier, und es sei, wie es will. Sophie, lasse unsere Habseligkeiten herein bringen, und beginne, sie ein wenig zu ordnen.“

Sophie entfernte sich, und mit Hilfe von Dienern wurden Koffer und Fächer und gestickte Säcke und lederne

Säcke und Päckchen und dergleichen in die Zimmer gebracht. Als dieses vollendet war, und die zwei Mädchen sich allein befanden, kniete Sophie vor Gerlint nieder, legte ihr Haupt in ihren Schooß, und blieb eine Weile so.

Dann stand sie auf, ging zu einem Koffer, sperrte ihn auf, und legte die Dinge aus ihm heraus. So that sie es mit den andern Koffern und mit den übrigen Fächern, und entledigte alles Gepäcke des Inhalts. Dann suchte sie die Gegenstände in den Geräthen, die in den Zimmern waren, unterzubringen. Gerlint schaute zu, und sprach nichts.

Als die Dinge nothdürftig geordnet waren, setzte sich Gerlint vor ein kleines Spiegeltischchen, und Sophie brachte ihr die braunen Haare wieder mehr in Ordnung. Das schwarze Seidenkleid der Reise wurde mit einem andern, aber auch schwarzen Seidenkleide vertauscht. Es reichte bis zum Halse, und denselben umschloß ein feiner weißer Streifen. Auf das Haupt wurde ein blaßgelber Strohhut gesetzt.

So ging Gerlint zur Tante, und nach einiger Zeit sah man die zwei schwarzen Gestalten, Tante und Nichte, in dem Garten des Schlosses lustwandeln. Gegen den Untergang der Sonne kamen sie in das Schloß zurück. Am Abende war ein feierlicheres Mahl als gewöhnlich, und der Verwalter und seine Gattin waren dazu geladen. Dann wurde Gerlint in ihre Wohnung geleitet, und die erste Nacht ging über die neue Schloßbewohnerin dahin.

Am nächsten Morgen kleidete sie Sophie nach dem Frühmahle in ein dunkel veilchenfarbenes Seidenkleid. Dann wurde sie zu der Tante in den großen Saal gerufen.

Sie ging in denselben.

Dort saß die Tante in aschgrauem Seidenkleide in ihrem gewöhnlichen feierlichen Armstuhle. Der Oheim Dietwin und der Neffe Dietwin saßen neben ihr. Die zwei Männer standen auf, als Gerlint eingetreten war; die Tante aber

blieb sitzen, und sprach: „Dein Oheim und dein Vetter sind gekommen, dich zu begrüßen."

Der Oheim ging gegen Gerlint, und rief: „Es ist doch toll, welche Gedanken oft über einen Menschen kommen; aber sie kommen wie ein Sturmwind, und man muß sie sogar sagen, und die holde Muhme wird es schon erlauben: so wie die Füllen des Neffen Derwisch da, die kleinen Räpplein, seit ich sie zum letzten Male gesehen habe, weit schöner geworden sind, so ist das Mühmlein noch unendlich schöner geworden, seit ich das kleine Tüchlein in die Anstalt getragen habe."

„Das sind ja freilich tolle Worte," sprach die Tante, „wenn man eine demüthige Nichte gleich bei ihrer Ankunft mit Rappen vergleicht."

„Die demüthige Nichte verzeiht es, es ist mir plötzlich eingefallen," sagte der Oheim, „komme her, du liebes schönes Beselein!"

Und er nahm Gerlint bei den Schultern, und küßte sie auf den Mund und auf die Wangen.

Gerlint schlang die Arme um seinen Nacken, küßte ihn auf den Mund, und rief: „Du lieber, lieber Oheim."

„Nun, so ist es recht," sagte der Oheim, „wenn man uns vor der ganzen Welt küßt, sind wir nicht mehr gefährlich. Liebes, gutes Kind, jetzt bist du unter den Deinigen. Es wird dir da immer wohler werden. Sie haben doch nur das rechte Herz für dich. Da ist nun deine Tante, deine Mutter, du kannst dein Herz aus ihrem Herzen nähren. Da bin ich, der dich wahrhaftig ungemein liebt, und da ist einer, der dich auch nicht mit Feuer und Schwert verfolgen wird. Er ist zu deinem Gruße herbei gefahren."

Der Oheim schwieg.

Dietwin, der Neffe, aber ging gegen Gerlint, reichte ihr die Hand, und sagte: „Sei gegrüßt, meine sehr liebe Base Gerlint."

Gerlint reichte ihm auch die Hand, und sagte: „Sei gegrüßt, mein sehr lieber Vetter Dietwin."

„Möge es dir in deiner neuen Lage sehr wohl gefallen, und mögest du sehr glücklich sein," sagte Dietwin.

„Ich werde es sein, wenn man mich ein wenig liebt," sprach Gerlint.

„Alle lieben dich," sagte Dietwin.

„Und ich bin allen dankbar," sprach Gerlint.

Dann traten beide zurück.

„Wir werden schon auch für allerlei Annehmlichkeiten sorgen," sagte der Oheim, „vielleicht ergötzt dich Verschiedenes, das in den Vorkommnissen unserer Güter liegt, es ist in diesen Dingen viel mehr enthalten, als manche glauben. Junge Gemüther lieben die Zerstreuungen, es wird nicht ganz daran fehlen. Da sind mannigfaltige Menschen um uns, die mit dir Kinder waren, sind nun auch große Leute, die andern sind älter geworden. Sie sind so ziemlich alle gut, die Unterschiede wirst du schon selber sehen. Und die Städte sind ja dann auch nicht außer der Welt, und wir nicht gar arme Fremdlinge in ihnen. Was du von sehr ernsthaften Beschäftigungen da unter uns beginnen willst, davon rede ich nicht, das versteht ihr, die Tante und du, besser als ich. Mich mußt du schon öfter hier in den Kauf nehmen, die Tante fordert mich selber hiezu auf; denn sie hat meine Wohnung erweitern lassen. Du darfst mir aber nicht etwa den Hof machen, sondern wir leben ohne Zwang so fort. In meinem Hause in Weiden bist du nach der Tante die zweite Herrin. Richtet euch dort Alles nach Wunsch zusammen. Und wenn wir zu dem Neffen Derwisch nach Weidenbach kommen, so wird er doch wohl auch die Sachen so zu richten verstehen, daß seine Frauen nicht zu großes Ärgerniß an seiner Junggesellenwirthschaft nehmen. So, du hoffnungsvolle Nichte, wir haben dir unsere Aufwartung gemacht, mache uns du nun auch bald die deinige."

„Wie ich die hochverehrte Tante mit Ehrerbiethung in Weidenbach aufgenommen habe, wenn sie mich besuchte," sagte Dietwin, „so werde ich meine Base Gerlint mit Zuneigung empfangen, wenn sie in Weidenbach einen Zuspruch macht."

„Und ich werde dir mit Zuneigung danken, lieber Vetter," sagte Gerlint.

„Und nun, meine Kinder, höret mich an," sprach die Tante. „Alle Glieder des Stammes derer von der Weiden, die sich auf dieser Erde befinden, sind in diesem Saale versammelt. Sie haben sich eingefunden, um sich zu begrüßen, weil sie nun in einem kleineren Raume bei einander leben werden, als dieses in früheren Zeiten hatte geschehen können. Möge das Zusammenleben ein glückliches und heiteres sein. Und weil mir mein Bruder, wenn ich auch nicht die älteste des Stammes bin, doch als der Besitzerin des Hauptgutes manche Vorrechte eingeräumt, und mir Manches anzuordnen überlassen hat, so sage ich euch hinsichtlich des Grußes: Ihr beiden Dietwine, Bruder und Neffe, seid wie vorher nicht Gäste, sondern wie Eigenthümer und Mitbesitzer dieses Schlosses. Du, Gerlint, bist das Kind des Hauses und ein bedeutsames Mitglied des Stammes. Und weil dieser Stamm durch Jahrhunderte seinen Werth und seine Würde bewahrt hat, so ist es mir wohl nicht zu verdenken, wenn ich den Wunsch ausspreche, mögen wir, die wir jetzt die einzigen des Stammes sind, nicht die letzten sein. Und so erhebe ich mich von meinem Stuhle, und die Feierlichkeit in diesem Saale ist beendet. Jedes von uns ist sich und seiner Zeit zurück gegeben."

Nach diesen Worten erhob sich die Tante von ihrem Stuhle.

„Und was du mir in deinem Schlosse einräumst," sagte der Oheim, „das räume ich dir und Gerlint in dem meinigen ein."

„Und ich auch in dem meinigen," sagte Dietwin.

„Ich weiß es," antwortete die Tante, „und nun verlassen wir diesen Saal."

Sie näherte sich den Flügelthüren des Saales, und die Andern folgten ihr.

Man geleitete sie bis zu ihrer Wohnung, und verabschiedete sich dort.

Dann geleiteten die zwei Männer auch Gerlint zu ihrer Wohnung, und verabschiedeten sich auch von ihr.

Nachdem Gerlint eine kurze Zeit in ihrem Wohnzimmer gewesen war, kam ein Diener zu ihr, und sagte, die Frau Baronin lasse das Fräulein bitten, auf einige Augenblicke zu ihr zu kommen.

Gerlint leistete Folge.

Sie traf die Tante in ihrem Wohngemache. Diese wies ihr einen Platz neben sich an, und sagte dann: „Ich muß dich noch einmal plagen, liebes Kind, es werden aber diese ersten Unbequemlichkeiten doch wohl bald vorüber sein."

„Was du wünschest, ist mir keine Plage, theure Mutter," sagte Gerlint.

„Es betrifft dich," antwortete die Tante, „ich habe dir gestern gesagt, daß wir heute eine Wahl über das treffen werden, was du noch zu deiner Bedienung brauchst. Du hast dich heute über die Nacht mit deiner Sophie allein behelfen müssen. Ich schlage dir vor, daß du noch Martha dazu nimmst. Du warst ja mit ihr immer zufrieden, wenn du bei mir warst. Sie ist ein junges Ding, liebt schöne Kleider und Tändeleien; aber sie ist gutwillig und stets heiter, und wird deiner Jugend neben deiner Sophie wohl anstehen. Sie soll mit Sophie die zwei Dienstgemächer theilen. Ist dir diese Anordnung genehm?"

„Du bist immer so gütig gegen mich, wie solltest sie mir nicht genehm sein?" antwortete Gerlint.

„Für Alles, was schwerere Arbeit in deiner Wohnung braucht, ist Judith angewiesen. Du darfst nur die Schelle dreimal nach ihr ziehen. Sie ist ein Schatz unseres Hauses, und gewältigt so vieles unscheinbar, indem sie die andern Leute richtig anleitet. Sie war einmal in einer besseren Lage. Ihr Gatte war ein Weber in Seide und Wolle, und arbeitete mit zehn Gesellen. Sein Handgeschäft wurde durch die neuen Erfindungen immer schlechter. Zuletzt arbeitete er nur mehr allein, und es meldete sich die Noth im Hause und endlich die Hilflosigkeit. Da raffte sich Judith auf, that schwere und grobe Arbeit jeder Art, weil sie Anderes nicht verstand, und ernährte den Mann und die Kinder. So kam sie in mein Haus, und hat jetzt, glaube ich, eine gesicherte Stellung. Vor solchen Menschen muß man Achtung haben. Sie thut ihre Arbeit fröhlich und lachend, die ihr untergeordnet sind, lieben sie, und du wirst sie, und sie wird dich lieben."

„Ich achte Judith, und werde mir ihre Neigung zu erwerben suchen," sagte Gerlint.

„Zu Sendungen habe ich dir Mathias und Ferdinand befohlen," sprach die Tante, „und irgend eine gelegentliche Verrichtung ist dir jeder meiner Diener und jede meiner Dienerinnen schuldig. So, meine ich, ist für das Bedürfniß und für die Würde gesorgt, und ich bitte dich, sage mir, ob du die Sache anders wünschest."

„Du sorgest reichlicher für mich, als ich es bedarf, meine vielgeliebte Mutter," sprach Gerlint, „ich wünsche nichts mehr. Und dann habe ich ja noch eine Dienerin, die schaffen und schalten wird."

„Nun?" fragte die Tante.

„Mich selber," antwortete Gerlint.

„Ich weiß, du ergriffest Alles, da du ein Kind warst, und suchtest es zu überwinden," sagte die Tante, „du wirst

jetzt auch deine Zeit mit deiner Thätigkeit erfüllen, wie es dir deine Einsicht gebiethet. Diese Mauern sollen dir die Mittel geben, wie sie es nur vermögen, und nicht blos die Mauern, sondern auch Wald und Flur und Feld, die zu uns gehören, und die Nachbarschaft soll Zeuge dessen sein, was du wirkest, den Ruhm und Werth derer von der Weiden zu erhöhen; denn alle haben Ruhm und Würde in die Zweige ihres Geschlechtes zu bringen gesucht."

„Ich werde die letzte nicht sein, den Werth des Stammes zu bewahren," antwortete Gerlint.

„Ich glaube es dir," sagte die Tante, „und nun gehen wir in deine Wohnung, daß dir die Leute vorgestellt werden."

Und die Tante erhob sich, und Gerlint auch, und sie gingen in das Wohngemach Gerlints.

Die Tante schellte, und als ein Diener erschienen war, sagte sie: „Die sollen kommen, welche in der Halle warten."

Der Diener ging fort

„Setze dich, Gerlint," sagte die Tante.

Gerlint setzte sich, die Tante auch.

Nach kurzer Zeit kamen Sophie, Martha, Judith, Mathias und Ferdinand.

„Stellt euch in eine Reihe," sagte die Tante.

Sie thaten es.

Dann sprach die Tante: „Das Fräulein von der Weiden, meine geliebte Nichte, hat genehmigt, daß ihr die Dienste bei ihr thut, zu denen ich euch angewiesen habe. Ihr steht vor dem Angesichte eurer jungen Herrin. Küßt ihr zum Zeichen eures Diensteintrittes die Hand."

Jedes von den Angeredeten näherte sich, und küßte Gerlint die Hand.

„Nun entferne ich mich," sagte die Tante, „eure Herrin wird euch noch sagen, was ihr gut däucht. Lebe wohl, Gerlint, und bringe deine Zeit bis zum Mittagmahle hin."

„Ich werde dich bis zu deiner Wohnung geleiten," sprach Gerlint.

„Es freut mich," antwortete die Tante.

Und sie gingen zur Thür hinaus.

5 Nach Kurzem kam Gerlint wieder zurück, und sprach zu den Leuten: „Meine lieben Kinder, ich habe euch nicht viel zu sagen. Ich hoffe, daß wir mit einander gut sein werden. Thut mir manchen Gefallen, ich werde nichts Unbilliges fordern."

10 „Ich werde jeden Befehl erfüllen," sagte Sophie.

„Ich auch," sagte Martha.

„Ich auch, ich auch," sagten die Andern.

„Und nun könnt ihr euch entfernen," sprach Gerlint.

Die Leute küßten ihr noch einmal die Hand, und 15 gingen fort.

Gerlint aber setzte sich auf ihr Sopha.

Als sie dort eine geraume Zeit gesessen war, schellte sie.

Sophie kam.

„Sophie," sagte sie, „suche mir das leichte graue Tuch 20 hervor, ich werde allein in den Garten gehen. Richte dich indessen mit Martha in den zwei Zimmern zurecht. Seid verträglich, und zankt nicht."

„Ich werde gehorchen," sagte Sophie.

Nach diesen Worten nahm sie ein weiches silbergraues 25 Tuch aus einem Fache, und legte es ihrer Herrin um die Schultern. Dann wurde noch ein Hut aufgesetzt, und ein leichter Schirm genommen.

Hierauf verließ Gerlint das Zimmer.

Sie ging über die große Schloßtreppe in den Hof 30 hinunter, und von dem Hofe durch einen Bogen in den Garten. Zuerst war ein dichtes Wäldchen von wilden Kastanien: Unter den Bäumen standen Tische und Stühle. Sie schritt durch das Wäldchen. Außerhalb desselben waren dann links die

Gewächshäuser, rechts ein Blumengarten, untermischt mit Zwergobst und Gemüsen. Sie erwiederte freundlich den Gruß des Gärtners und seiner Gehilfen, die da arbeiteten. Weiter hin ging sie durch den Gemüse- und Obstgarten. Dann kam ein Wald von Bäumen des verschiedensten edlen Obstes. Sie ging durch den Wald dahin. Hierauf gelangte sie auf grünen Rasen, auf dem zerstreute Bäume standen. Es waren Obstbäume, es war edles Laubholz, darunter manches aus entfernten Erdgürteln, es waren Nadelbäume, besonders alte mächtige Weimuthskiefern. Sie ging unter den Bäumen dahin. Dann kam sie auf einen ganz freien Rasenplatz, welcher sich links zu einem sanften Hange erhob. In der Mitte der Dachung dieses Hanges stand ein einziger Baum, der als gewaltiges Gebilde die geneigte Fläche beherrschte. Der Baum war eine Eiche. Auf diese Eiche ging Gerlint zu. Als sie sich ihr näherte, sah sie Dietwin, den jüngeren, von der Eiche weg gegen den Rand des Hanges gehen. Sie blieb ein Weilchen stehen. Dann ging sie wieder weiter gegen die Eiche. In einer angemessenen Entfernung von derselben blieb sie stehen, legte ihre Arme vor der Brust über einander, und betrachtete den Baum. Sein Schaft ging schlank empor, und man hätte dessen Mächtigkeit nicht erkannt, wenn nicht von ihm die untersten Äste in der Dicke zweier Männer in die Breite gegangen wären. Und von ihnen bis zum Wipfel empor waren die Äste an Stärke abnehmend rings um die tragende Säule in gleichförmiger Gefälligkeit verbreitet. An ihren tausend Ausläufen war das strotzige kraftvolle Laub. Gerlint sah lange auf die Gestalt dieses Baumes. Dann ging sie in einem Kreise um ihn herum, und betrachtete ihn von allen Seiten. Als sie ihre Betrachtung geendigt hatte, ging sie langsam gegen den Rand der Höhe hinan. Sie ging zu einer Stelle, auf welcher ein großer Fels auf dem grünen Rasen lag. Da sie bei dem Steine war, sah

sie wieder Dietwin auf dem Rande des Hanges in der Richtung gegen Morgen dahin gehen. Sie aber blieb bei dem Steine stehen. Er war der einzige ringsum, und ragte ein wenig schief wie ein länglichter Würfel aus der Erde empor. Gerlint sah den Stein an. Er war ein Granit von ernster grauer Farbe, es waren die tausend Zeichnungen des trockenen grauen Mooses auf ihm, und die Bäche des Lichtes der Sonne gossen sich auf seine Fläche. Gerlint blieb bei dem Steine lange wie früher bei der Eiche stehen. Dann ging sie auf dem Rande des Hanges in der Richtung gegen Morgen dahin, in welcher sie Dietwin hatte gehen gesehen. Der Rand des Hanges wurde breiter, er war endlich mit Wald bestanden, und begann, sachte aufwärts zu steigen. Die Bäume des Waldes waren Eichen, Eschen, Fichten, Föhren, und es war Gestrüppe niederen Ranges. Gerlint ging auf einem Pfade des Waldes fort. Der Pfad war Anfangs eben, dann erhob er sich, und zuletzt klomm er steil hinan. Auf der Höhe war eine Blöße, die gegen Mitternacht von hohem Baumwuchse gesäumt war, und gegen Mittag einen Überblick über den Wald und die Gegend both. An dem Rande der mitternächtlichen Bäume lief eine lange Reihe steinerner Bänke dahin. Gerlint ging zu einer der Bänke, und setzte sich auf dieselbe. Sie sah in der Richtung gegen den Mittag hin. Zu ihren Füßen war die Blöße, dann strich der Blick über die Wipfel des Waldes dahin, dann traf er Gebäude mit Feldern, Wiesen, Wäldchen, Obstbeständen, zerstreuten Meierhöfen, Ortschaften, Kirchthürmen und Schlössern, und endete mit dem Gürtel des blauen Gebirgszuges, der den glänzenden Himmel schnitt. Gerlint blieb eine geraume Zeit auf dieser Bank sitzen. Dann ging sie über die Blöße hinunter, bis sie wieder der Wald umfing. Sie ging in dem Walde abwärts, und gelangte endlich auf ebenen Boden, der mit lauter Eichen besetzt war. Gerlint

wandelte unter den Eichen dahin, und schaute öfter in die Äste empor, die sich nach allen Seiten verschränkten. Sie wich manches Mal von dem Pfade ab, und ging auf dem dunkeln grünen Rasen. Der Wald endete mit starken Stämmen an einem großen Teiche, der klares Wasser enthielt, und in dem Fische gehegt wurden. Gerlint ging an dem Saume des Wassers dahin in der Richtung gegen das Schloß zu. Neue Eichen empfingen sie am Ausgange des Teiches. Als sie unter diesen durch gegangen war, lag eine breite Wiese vor ihr. Auf dieser Wiese sah sie zum dritten Male Dietwin. Er ging über die Wiese dem Schlosse zu. Wo die Eichen die Wiese begrenzten, standen mehrere Tische und Bänke und Stühle. Sie hatten nichts Besonderes an sich, und waren, wie derlei Geräthe in den meisten Gärten sind. Gerlint blieb vor einem Tische stehen, und betrachtete ihn sehr lange. Dann ging sie über die Wiese zu dem Schlosse. Sie kam jetzt gegen die Vorderseite desselben, ging durch das Hauptthor hinein, stieg die große Treppe hinan, und begab sich in ihre Wohnung. Sie setzte sich in ihrem Gemache auf ein Sopha. Da ihre Dienerin Sophie herein gekommen war, bedeutete sie dieselbe wieder fort zu gehen. Sie blieb lange auf dem Sopha sitzen.

Als es gegen den Mittag ging, schellte sie um Sophie, und kleidete sich mit der Hilfe derselben zu dem Mittagessen. Sie zog ein graues Seidenkleid an, das eine schwach veilchenfarbene Verzierung hatte.

So harrte sie, bis die Glocke ertönte.

Dann ging sie in den Speisesaal. Sophie geleitete sie bis zu der Thür desselben.

In dem Saale fand sie den Oheim und Dietwin. Sie waren beide im schwarzen Fracke.

Gleich darauf trat die Tante herein. Sie war in ihrem aschgrauen Seidenkleide, und an demselben hing das Bändchen Gerlints nieder mit der grauen Seite nach auswärts.

Man setzte sich zu dem Tische. Obenan saß die Tante, zu ihrer Rechten saß der Oheim, zu ihrer Linken Dietwin, und neben dem Oheime saß Gerlint, und neben Dietwin Agathe. Sonst war niemand bei dem Mahle.

5 „Ich habe ein kleines Ankunfts- und Verbindungsmahl veranstaltet," sagte die Tante, „es ist so bei uns der Gebrauch, liebe Gerlint. Ich habe dir das Mahl zweiten Ranges zugeordnet mit dem Silber, den Blumen, den Früchten, den Speisen und der Dienerschaft im zweiten Range. Die 10 Mahle ersten Ranges sind in dem großen Speisesaale bei Vermählungen, Verlobungen und andern Gelegenheiten hoher Feier. Dann sind noch die Mahle dritten Ranges und unser gewöhnliches Speisen. Du wirst schon alle Ordnungen dieses Schlosses kennen lernen, wenn du länger in 15 ihm gewesen bist."

„Meinem lieben Oheim und meinem lieben Vetter kömmt wohl eine Auszeichnung zu," sagte Gerlint, „ich bedeute aber noch nicht viel."

„Der Eintritt eines Mitgliedes unseres Geschlechtes 20 in unsere nähere Verbindung und in unseren näheren Umgang muß gefeiert werden," sprach die Tante.

„So ist es," sagte der Oheim.

Dann begann das Mahl, und hatte seinen Fortgang.

Während desselben waren verschiedene aber gewöhn- 25 liche Gespräche. Man sprach über die Ankunft Gerlints, über Vorkommnisse und Veränderungen in den Gütern der Tante, des Oheims, Dietwins, über die Nachbarschaft, über Zeitereignisse. Dietwin sprach wenig, Gerlint beinahe nichts. Nach dem Mahle wurde auf dem breiten Söller des Schlosses 30 der Kaffee aufgetragen.

Am Nachmittage gingen alle gemeinschaftlich durch den Garten, durch Felder, über Wiesen und durch Wäldchen des Gutes.

Am Abende war ein einfaches Abendmahl in dem gewöhnlichen Speisezimmer, und dann konnte jedes seine Nachtruhe suchen.

Nach dem Frühmahle des folgenden Tages kam die Tante zu Gerlint in ihr Zimmer, setzte sich zu ihr, und sagte: „Ich habe dir noch eine Eröffnung zu machen, Gerlint, die dich vielleicht freuen wird. Auguste von Schilden kömmt. Du wärest ja unter uns gar so einsam. Ich habe ihr geschrieben, und habe sie eingeladen, doch wieder eine Weile bei uns zu sein. Sie hat freundlich geantwortet; aber vermöge unserer unerquicklichen Bothenverhältnisse hat der alte Kajetan den Brief eine Woche bei sich vergessen, und hat ihn mir heute Morgens gebracht, und so trifft Auguste fast zugleich mit ihrem Briefe ein. Ich erwarte sie jeden Augenblick. Weil bis gestern kein Brief eingetroffen war, habe ich dir von der Sache gar nichts gesagt. Jetzt aber eröffne ich sie dir, daß du auf diese Ankunft gefaßt bist. Wenn auch Auguste gewöhnlich nicht lange bei ihren Verwandten verweilt, so hoffe ich doch, daß sie nicht gar kurze Zeit bei uns bleiben wird."

„Du bist in Allem so besorgt, geliebte Mutter," antwortete Gerlint, „daß ich dir auch für diese Güte wieder sehr zum Danke verpflichtet bin. Ich werde bestrebt sein, deine Zufriedenheit mit mir in jedem Stücke nach allen Kräften zu erringen. Ich freue mich der Ankunft Augustens, und freue mich, daß sie eine Weile bei uns sein will."

„Ich verlasse dich, und sehe der Ankunft Augustens entgegen," sagte die Tante.

Dann entfernte sie sich aus Gerlints Zimmer.

Ungefähr zwei Stunden nach diesem Gespräche kam Auguste in dem Schlosse an.

Gerlint und Dietwin empfingen sie an dem Wagen, und führten sie in das Zimmer der Tante, wo diese und der Oheim ihrer harrten.

Man begrüßte sich auf das Herzlichste, und tauschte gute verwandtschaftliche Worte aus.

Darauf geleiteten sie Alle in ihre Wohnung, die neben der Gerlints war.

Dort verabschiedeten sich die Männer.

Auguste aber küßte die Hand der Tante, und sagte: „Wie danke ich dir, theure Muhme, daß du mir erlaubst, die erste Zeit, die Gerlint in diesem Schlosse zubringt, mit ihr theilen zu dürfen.“

„Ich habe dir hier eine kleine Wohnung zurecht richten lassen,“ antwortete die Tante, „möge sie dir nicht mißfallen.“

„Du weißt ja, wie gerne ich seit dem Tode meiner theuern Eltern bei dir war,“ sagte Auguste, „und ich bin jetzt wieder gerne bei dir und Gerlint, und was du anordnest, muß ja jedem Menschen gefallen.“

„Du schmeichelst mir wieder,“ sprach die Tante, „nun, ich will die Schmeichelei zu verdienen suchen. Du und Gerlint waret euch zugethan, da Gerlint ein Kind war. Vielleicht ist jetzt die Neigung noch da, und wird wachsen.“

„Sie ist ja da, und bedarf nicht zu wachsen,“ sagte Auguste.

„Liebe Auguste,“ rief Gerlint.

Und die beiden Mädchen schlossen sich in die Arme, und küßten sich.

„So lasse mich einen Augenblick bei dir ausruhen,“ sagte die Tante, „was ich sehe, gefällt mir.“

Sie setzte sich mit diesen Worten auf ein Sopha. Die beiden Mädchen setzten sich ihr dicht gegenüber, und faßten sie an den Händen.

„Du bist um einige Jährlein älter, und wirst mir die häßliche Gerlint da schon ein wenig leiten,“ sagte die Tante.

„Und ich werde gehorchen,“ sagte Gerlint.

„Wir werden uns beide lieben,“ sagte Auguste.

„Nun, wir werden schon auch für einige Vergnügungen in dem Schlosse sorgen," sprach die Tante, „wo zwei so zierliche Gestalten wohnen, dahin werden wohl auch die Nachbarn gerne kommen."

„Meinetwegen kömmt keiner," sagte Auguste. 5

„Frevle nicht, Mühmlein," sprach die Tante, „du hast doch Seufzer auf deinem Gewissen, die du nicht erhört hast."

„Sie waren vielleicht nicht Ernst, weil ich sie nicht verstanden habe," entgegnete Auguste. 10

„Ehen werden in dem Himmel geschlossen," sagte die Tante, „und wenn es der Himmel fügt, wirst du die Seufzer schon verstehen. Und nun, meine Kinder, lasset mich, und thut, was ihr in den ersten Augenblicken eures Beisammenseins für ersprießlich und angezeigt erachtet." 15

Sie befreite ihre Hände von denen der Mädchen, und verließ das Zimmer.

Die Mädchen aber gingen daran, mit Hilfe der Dienerinnen die Wohnung Augustens in Ordnung zu richten.

An diesem Tage war auch ein Mahl zu Ehren der 20 Ankunft Augustens.

Dann wandelte man herum wie an dem vorherigen Tage.

Und so wurden vier Tage in gegenseitigem verwandtschaftlichem Umgange und Verkehre zugebracht.

Am fünften Tage nahm Dietwin nach dem Frühmahle 25 von der Tante, von Gerlint und Auguste Abschied, weil er nach Weidenbach zurück kehren wollte.

Darauf wurde ein großer Staatswagen, der mit Silber verziert war, aus dem Wagenbehälter in den Hof geschoben, und zwei braune Pferde in silberbeschlagenen Geschirren 30 davor gespannt. Severus, der Kutscher, setzte sich in großem Prunke auf den Bock, und Ferdinand und Joseph standen silberstrotzend und mit Hirschfängern daneben. Hinter den

Staatswagen wurde der leichte Wagen Dietwins gestellt, und zwei junge goldlichte Pferde vor denselben gespannt.

Indessen wurde die Tante und wurde Gerlint jede in ein schweres aschgraues Seidenkleid gekleidet, das reich mit schwarzen Spitzen verziert war.

Der Oheim war in seiner Wohnung bereits im schwarzen Fracke.

Dann stiegen die drei, die Tante, der Oheim und Gerlint, in den Staatswagen, und Ferdinand und Joseph sprangen hinten auf das Brett desselben.

Dietwin setzte sich auf den Bock seines Wagens, und sein Kutscher setzte sich in den Wagen.

Dann fuhr der Staatswagen aus dem Thore des Schlosses, und Dietwin fuhr hinter ihm her.

Auf diese Weise fuhren sie eine ziemliche Strecke auf der Straße von dem Schlosse weg.

Dann aber lenkte der Staatswagen rechts in einen Seitenweg ein, und ging auf demselben fort. Dietwins Wagen fuhr auf der geraden Straße weiter, daß der Staub empor wirbelte, und daß man die Räder kaum zu sehen vermochte.

Der Staatswagen kam nach einer Zeit vor das Schloß Wengern.

Der Oheim und die Tante stellten Gerlint dem Herrn und der Frau des Schlosses und ihren Angehörigen als eine neue Mitbewohnerin von Biberau vor.

Nach einer kurzen Zeit fuhren sie wieder weiter.

Gerlint wurde an diesem Tage noch in zwei andern Schlössern vorgestellt.

Des folgenden Tages geschah das Gleiche mit drei weiteren Schlössern.

Und so dauerte es fünf Tage.

Als diese Tage vorüber waren, begannen die Besuche der Nachbarn in dem Schlosse Biberau.

Es kamen reiche Grundbesitzer, es kamen solche, die in einem Schlosse wie einst Ritter in ihrer Burg hausten, und es kamen auch Leute ohne Adel, mit denen aber ihrer Stellung wegen die von der Weiden stets Umgang gepflogen hatten. Vielfache Unruhe wurde dadurch in dem Schlosse bereitet, und seine Gastfreundschaft in mancherlei Weise in Anspruch genommen. Der Oheim war in dieser Zeit immer in Biberau, weil er mit seiner Schwester die Nichte Gerlint bei den Leuten vorgestellt hatte. Dietwin fuhr zuweilen unvermuthet mit seinen goldhellen Pferden in das Schloß, und that sich unter den Bewohnern und Besuchern herum. Hierauf fuhr er wieder von dannen. Er lenkte immer die Pferde selbst.

Die Feierlichkeitsbesuche der Nachbarn endeten zuletzt, nachdem Alle da gewesen waren, zu denen die Geschwister Gerlint geführt hatten.

Man konnte jetzt erst recht daran gehen, sich in dem Schlosse und in den neuen Verhältnissen zurecht zu finden. Die Tante, welche bisher an dem einen Tage ein schwarzes, an dem andern ein aschgraues Seidenkleid getragen hatte, ging nun fortwährend in einem schwarzen. Gerlint und Auguste konnten die verschiedenen Festkleider, welche die Besuche gebothen hatten, in die Laden legen, oder von den Schäden, die ihnen etwa verursacht worden waren, heilen lassen. Der Oheim packte Manches aus seiner Wohnung ein, und fuhr eines Tages mit seinen Schimmeln nach Weiden. Gerlint begann ihre Wohnung, wie sie es in ihrem Sinne meinte, zu ordnen. Es stand ein sehr kostbarer Flügel in ihrem Empfangszimmer, und obwohl das Spiel auf dem Flügel zu den Unterrichtsgegenständen der Anstalt, in welcher Gerlint gewesen war, gehört hatte, und obwohl die Briefe der Vorsteherin vielfach nach Biberau gemeldet hatten, daß Gerlint in dem Flügelspiele hervor rage, sperrte sie doch

mit dem Schlüssel den Flügel zu, und bath die Tante, daß sie nicht zürne, wenn sie selber auf dem Flügel nicht spiele, und auch nicht gestatte, daß es sonst jemand thue.

„Ich habe dir gesagt," erwiederte die Tante, „daß du in deiner Wohnung die Herrin bist, und thun kannst, wie es deine Einsicht nach der Würde derer von der Weiden gebiethet."

„Und ich habe geantwortet," sagte Gerlint, „daß ich nicht die letzte sein werde, den Werth des Stammes zu wahren."

„Und ich habe gesagt, daß ich es dir glaube," entgegnete die Tante, „und so schalte hier, ich werde dir nie im Wege sein."

„So sind wir in dieser Sache einig, Mutter," sagte Gerlint.

„Wir sind einig," antwortete die Tante.

In den Zimmern Gerlints waren auf Tischen vor Spiegeln oder auf andern Plätzen allerlei kleine Dinge von Porzellan oder Glas oder Holz oder Metall und darunter menschliche Gestalten in verschiedener Weise. Alle diese Dinge stellte Gerlint der Tante wieder zur Verfügung, und die Tische und die Plätze, auf denen sie gewesen waren, blieben leer.

Dann entfernte sie alle Bilder und Kupferstiche von den Wänden, und ließ die Wände leer. Von ihrem Bette ließ sie die Vorhänge weg nehmen, und das Bett so stellen, daß sie beim Erwachen durch die großen Fenster in den Himmel sehen konnte. Die Spiegel wurden alle bis auf einen, der zum Ankleiden dienen sollte, aus der Wohnung entfernt. An den Fenstern legte sie die Stoffe, die zu Vorhängen dienten, in Falten, wie sie ihr gefielen, befestigte die Stoffe an den Seiten der Fenster, und ließ sie nicht zuziehen. In das Wohnzimmer und in das Empfangzimmer

wurden Gewächse gestellt. An dem Haupte ihres Bettes standen zu beiden Seiten Bücherschreine, und in der Nähe des Fensters des Schlafgemaches stand ein großer Schreibtisch. Von Geräthschaften zu weiblichen Arbeiten, Stickrahmen oder dergleichen, war nichts zu erblicken, auch konnte man keine Vorrichtungen für Musik oder irgend eine andere Kunst entdecken. Die Geräthe, mit denen die Tante die Zimmer hatte versehen lassen, stellte sie, wie es ihr passend schien, und gab auch Einiges, was ihr überflüssig däuchte, der Tante zurück. Hierauf entwarf sie mit der Hilfe Augustens Zeichnungen zu verschiedengestaltigen Thongefäßen, die als Untersätze für die Gewächse ihrer Zimmer dienen sollten, und die sie wollte verfertigen lassen. Ingleichen wurden auch Zeichnungen zu Gewächsgestellen gemacht.

Als alles dieses geschehen war, wurde die Tante davon verständigt, und um ihre Billigung gefragt.

Die Tante antwortete: „Unsere Vorfahrer sind ihre eigenen Wege gegangen; aber jeder den rechten. Darum wurde nie einer von einem andern getadelt, und darum hat auch meine ganze Billigung, was du gethan hast."

„Aber einen Rath, wie du gesagt hast, Mutter, gibst du doch," erwiederte Gerlint, „wenn dich der noch nicht selbstständige Zweig des Geschlechtes derer von der Weiden darum bittet, und das erlaubst du doch auch, daß sich dieser Zweig ein wenig nach deinem Beispiele richtet."

„Beides kann gut sein," sagte die Tante, „und wenn es geschieht, so liegt auch dieses in der Selbstständigkeit des Zweiges derer von der Weiden."

„Diese Selbstständigkeit kann ich mir schon zuschreiben," entgegnete Gerlint.

Als die Wohnung vorläufig so geordnet war, begann das gewöhnliche Leben.

Die Tante, Gerlint, Auguste und Agathe fuhren in

einem geräumigen Wagen durch die Besitzung. Adam fuhr in einem leichten Wägelchen hinterdrein. Die Tante besah die Zustände, zeigte dieselben Gerlint und Auguste, besprach sich mit ihnen und mit Adam, und ordnete an. So lernte Gerlint nach und nach die Bestandtheile der Besitzung und die Zweige ihrer Verwaltung kennen. Sie kam bei diesen Gelegenheiten mit den Leuten zusammen, die in der Besitzung arbeiteten.

In den Garten und in die nächste Umgebung des Schlosses ging man zu Fuße.

Wie die Tagesordnung und die sonstige Ordnung in dem Schlosse sei, lernte Gerlint schon nach einer kurzen Zahl von Tagen kennen. Denn die Tante hatte hierin nicht nur eine sehr große Einfachheit, sondern auch eine sehr große Pünktlichkeit.

Um fünf Uhr des Morgens verließ Gerlint ihr Bett. Sie brachte die Stunde bis sechs Uhr an ihrem Schreibtische zu. Dann ging sie zu Auguste, oder Auguste kam zu ihr, und sie lasen aus irgend einem Buche bis sieben Uhr. Um sieben Uhr tönte von der Speiseglocke das Zeichen zu dem Frühmahle. Gerlint und Auguste gingen in den Kleidern, die man zu dem Frühmahle gewöhnlich hatte, in den kleinen Speisesaal, und in demselben wurde gemeinschaftlich unter Gesprächen das Frühmahl eingenommen. Nach einer Stunde verließ man den Saal. Gerlint geleitete meistens die Tante in ihr Gemach, und sprach noch Verschiedenes mit ihr. Nach dieser Zeit ordnete sie mit ihren Mädchen an, was diese an dem Tage thun sollten. Hierauf ging sie entweder mit der Tante, die in ihren Geschäften war, herum, oder sie ging allein in den Garten oder in eines der Wäldchen oder in die Felder und Wiesen. Sie besuchte zu dieser Zeit auch bisweilen mit der Tante eines oder das andere Haus der Umwohner des Schlosses. Auguste war manches Mal mit

der Tante und ihr, oder mit ihr allein; meistens aber brachte sie diese Zeit allein zu. Um zwölf Uhr kleidete man sich festlich zu dem Mahle an. Um ein Uhr tönte die Speiseglocke, und es wurde in dem kleinen Saale das Mittagmahl eingenommen. Nach demselben war Gerlint mit Auguste und Agathe eine Weile bei der Tante. Dann brachte sie wieder eine Stunde an ihrem Schreibtische zu. Sie blieb in der wärmeren Tageszeit in ihrer Wohnung. Dann war sie wieder viel im Freien. Die Zeit nach dem Abendmahle brachte man öfter in dem Gemache der Tante zu. Es war aber dieß keine Regel, und jedes durfte diese Zeit auch verwenden, wie es wollte.

Gerlint lernte, was die Tage in der Verwaltung des Gutes brachten, immer genauer kennen, und die Tante und Adam und der Gärtner waren ihre Lehrmeister. Ihre Thätigkeit, die Anfangs unbestimmter war, wurde immer geregelter, und die Tante ließ sie an Manchem Theil nehmen, und ließ ihr in Manchem freie Hand.

Der Oheim kam öfter in das Schloß, öfter kam Dietwin, öfter kamen sie mit einander.

Gerlint und Dietwin waren sehr höflich gegen einander, aber gemessen. In ihren Meinungen war oft Streit, und er wurde mit Kraft geführt.

Die Tante besuchte mit Gerlint und Auguste und Agathe ihren Bruder und auch Dietwin, und Alles wurde auf den Gütern derselben genau besichtigt.

Zuweilen kamen Besuche der Nachbarn nach Biberau, zuweilen fuhren die Tante und Gerlint und Auguste zu den Nachbarn, und der Oheim und Dietwin gesellten sich manches Mal dazu.

Indessen waren die Gefäße zu den Blumen und die Gestelle nach den Zeichnungen fertig geworden. Gerlint schmückte nun ihre Wohnung mit Gewächsen, die Tante

gab ihre Genehmigung hiezu, und der Gärtner lieferte aus, was Gerlint verlangte.

In dieser Zeit verschrieb Gerlint die schönsten und auch alle neuesten Rosen. Sie mußten sämmtlich aus Reisern auf Hagebuttenstämme gepfropft sein. Als die Bäumchen angekommen waren, legte sie an einer Stelle des Gartens, die ihr geeignet schien, und die sie mit Hilfe des Gärtners hatte zurichten lassen, ein Rosengehege an. Sie pflegte die Stämmchen selber, und Judith war hiebei ihre Handlangerin. Dietwin kam eines Tages, und besah diese Anlage sehr genau; sprach aber kein Wort darüber. Ebenso sagte er nichts über die Gewächsanordnung in der Wohnung Gerlints, als er einmal mit dem Oheim von der Tante zu Gerlint geführt worden war.

Unter den Besuchern, welche zuweilen in das Schloß kamen, waren auch junge Männer, und manche wendeten Gerlint Aufmerksamkeiten zu. Sie aber war gegen alle gleich. Auf dieselbe Weise war es auch, wenn die Bewohner von Biberau und der Oheim und Dietwin auf irgend ein Gut zu einer Festlichkeit oder bei einer andern Gelegenheit geladen wurden.

So kam nach und nach der Herbst.

Im Anfange des Aufenthaltes Gerlints in Biberau kamen sehr viele Briefe von Freundinnen, die mit ihr in der Erziehungsanstalt gewesen waren, an. Diese Briefe wurden gegen die späte Jahreszeit seltener, und Gerlint hatte also auch seltener zu antworten.

Der Herbst ging mit seinen mannigfaltigen Beschäftigungen, die er gebracht hatte, vorüber, und es ging der Winter nach mancher häuslichen Arbeit, die man sich auferlegte, nach manchen Zusammenkünften, die man pflegte, nach manchen Belustigungen, die man im Zimmer, dann im Freien auf Spaziergängen, auf dem Eise, auf Schlittenfahrten veranstaltete, vorüber.

Als der vier und zwanzigste April in dem Schlosse Biberau gefeiert wurde, und als der Oheim und die Tante ihr alljährliches Zwiegespräch in der Stube der Tante hielten, sagte sie: „Du hast gemeint, lieber Bruder, Dietwin werde stürmischer verfahren, als der arme Erwin verfahren ist, und nun zeigt sich noch gar nichts.“

„Es ist eben die Zeit noch nicht gekommen, in welcher der Sturm seinen Anfang nehmen sollte,“ antwortete der Oheim.

„Das ist wahr,“ sagte die Tante, „und er wird vielleicht noch lange nicht anfangen.“

„Wer kann das wissen?“ fragte der Oheim.

„Dietwin sieht so viele schöne, gesittete, wohlgebildete Fräulein,“ antwortete die Tante, „und er sieht sie, als ob sie gemalte Bilder wären, nein, nicht einmal so; denn die gut gemalten Bilder würde er bewundern. Gerlint ist eben so gegen die jungen Männer, und gegen einander sind sie beide, wie sie immer gewesen sind.“

„Das muß ich sagen,“ sprach der Oheim, „schneller als mein Derwisch wäre ich in meinem ein und fünfzigsten Jahre noch; aber siehe zu, eines Tages wird er mit der Thür ins Haus fallen.“

„Erwarten wir, welcher Art der Fall sein wird,“ sagte die Tante.

„Der rechten Art, wie kraus er auch aussehen mag,“ sprach der Oheim.

„Gebe es Gott,“ erwiederte die Tante.

„Der Himmel schließt ja die Ehen,“ sprach der Oheim.

„Er schließt sie, wenn eine rechte zu schließen, oder wenn überhaupt eine zu schließen ist,“ antwortete die Tante.

„Vielleicht schließt er mehrere,“ sagte der Oheim, „da bist ja du in dem Schlosse, dann Gerlint, Auguste, die Kammermädchen, Agathe. Nur für Judith hat er die Ehe schon geschlossen.“

„Führe an diesem Tage heute nicht Frevelreden,“ entgegnete die Tante, „warten wir, was uns die Geschicke bringen werden.“

„Warten wir,“ sagte der Oheim, „wir können warten. Dietwin und Gerlint sind noch jung genug. Und selbst, wenn sie einander nicht wählen, so werden sie gewiß so wählen, daß wir auch zufrieden sein können. Ich weiß überhaupt noch nicht, sind die beiden noch in der ersten Abtheilung unseres Geschlechtes oder in der zweiten.“

„Sind sie wo immer,“ sprach die Tante, „sie haben einen hohen Sinn, und eine Wegwerfung ist nicht zu befürchten.“

„Sie ist nicht zu befürchten, und würde nicht geduldet,“ sagte der Oheim.

„So schließen wir die Verhandlung über diesen Gegenstand,“ sprach die Tante.

„Schließen wir sie,“ erwiederte der Oheim, „da ja doch nichts zu verhandeln ist.“

Sie schlossen, weil wirklich nichts da war, das verhandelt werden konnte.

Der Frühling ging nach dieser Zeit immer rascher in das Land, und wurde immer heißer.

Gerlint sorgte für ihre Rosen, die in Üppigkeit da standen, sie sorgte noch für allerlei andere Blumen und Gewächse, die sie in ihre Aufmerksamkeit genommen hatte, sie half der Tante in der Verwaltung von Feld und Wiese und Wald, sie wendete ihre Augen auch all den Thieren des Schlosses zu, sie kaufte Bücher, und las allein oder mit Auguste in ihnen, sie ritt oft auf ihrem schwarzen Pferde herum, und zuweilen so rasch wie der Vetter Dietwin, und sie gab den jungen Männern der Nachbarschaft und der Stadt keine zuvorkommenden Blicke.

Und als die Zeit der Rosenblüthe gekommen war, und als der Kaiser von Marocco in seinem dunkelpurpurnen fast schwarzen, Lord Raglan in seinem feuerrothen, Wilhelm

Pfitzer in seinem zinobersammetnen, Christian Püttner in seinem karmesinrothen, der Herzog von Cazes in seinem violettsammetnen, Julie Daran in ihrem scharlachnen und Chromatella im gelben Mantel da standen, sandte die Tante ohne Gerlints Wissen Bothen an ihren Bruder, an Dietwin und an zahlreiche Nachbarn, daß sie kämen, und die Rosen Gerlints bewunderten. Sie kamen, und bewunderten die vielen in der Gegend in größter Zahl noch unbekannten Rosen, die so reichlich da standen, daß das Ganze ein Wäldchen von Rosen war. Der Oheim setzte sich sogleich nieder, und schrieb an die vorzüglichsten Pflanzenhändler nach England, um seiner Nichte noch vielleicht Rosenschätze zu verschaffen, die sie nicht hatte.

Zwei Tage nach dem Abschiede von Biberau kam ein Bote von Dietwin, und lud die Bewohner von Biberau nach Weidenbach ein, dort etwas zu besehen. Die Tante, Gerlint, Auguste und Agathe fuhren hin. Sie fanden den Oheim dort und viele Menschen aus der Nachbarschaft. Als auserlesene Erfrischungen dargebothen worden waren, führte Dietwin die ganze Gesellschaft in den Garten. Sie kamen vor ein Gitter, hinter dem eine grüne Wand von Haselnußgesträuchen war. Dietwin öffnete mit einem Schlüssel die Thür des Gitters, und die Gäste traten ein. Nachdem sie einen kurzen Gang in dem Gebüsche zurück gelegt hatten, öffnete sich ein großes ebenes Feld, auf dem lauter Rosenbäume standen. Waren Gerlints Rosen ein Wäldchen, so waren Dietwins Rosen ein Wald. Das sah man auch gleich, daß sie in Gruppen und nach Farben geordnet waren. Nach allen Richtungen gingen Wege, daß jeder Stamm betrachtet werden konnte. Fast alle waren in Blüthe, und der Anblick machte eine berauschende Wirkung.

„Da hast du ja alle Rosen, die wir in Biberau gesehen haben,“ rief der Oheim, „nur in größerer Zahl, und

noch andere dazu, vielleicht schon die, welche ich aus England verschrieben habe."

„Es sind mir aus England, Holland, Belgien, Frankreich, Spanien und aus der Türkei Rosen gesendet worden," sagte Dietwin.

„Und das hast du geheim gethan," sprach der Oheim.

„Es ist eine grüne Mauer um das Feld, und das Gitter war immer gesperrt, damit die Überraschung gelinge," sagte der Neffe.

„Bei mir ist sie dir gelungen," antwortete der Oheim.

„Bei mir auch," sagte die Tante.

„Bei allen, bei allen," riefen fast die sämmtlichen Anwesenden.

Und man konnte der Bewunderung kein Ende finden.

Dietwin führte die Tante durch alle Gänge, und zeigte ihr und erklärte ihr alle vorzüglichen Blumen. Die Gäste zerstreuten sich, und betrachteten, was jedem der Betrachtung am würdigsten erschien. Es durfte aber keine Blume abgeschnitten werden. Nur der Tante band Dietwin einen Strauß der schönsten Rosen zusammen.

„Wenn mein schönes Mühmchen Gerlint den einen oder den andern Stamm für ihre Sammlung bedarf, und wünscht, so gebiethe sie nur darüber," sagte er.

„Wenn ich Stämmchen bedarf, so werde ich meinen guten Vetter darum ersuchen," antwortete Gerlint.

Außer den Rosen wurde von den Gästen darauf der ganze Garten besehen, dann auch die Wirthschaftsgebäude, selbst nahegelegene Felder, und endlich das Schloß. Große Bewunderung erregten zwei herrlich gebildete schneeweiße Kühe, an denen kein anderes Härchen war, und ein Feld mit so schönem Weizen, wie man noch nie einen in der Gegend gesehen hatte.

„Ich hoffe endlich alle meine Rinder in allen Farben in der vortrefflichsten Zucht und alle meine Getreide so schön und schöner als diesen Weizen hier zu haben,“ sagte Dietwin.

Ein ausgesuchtes Mahl folgte auf die Beschauung, und nach demselben verließen die Gäste das Schloß. Nur die von Biberau und der Oheim blieben über die Nacht in Weidenbach, und fuhren des andern Tages nach Hause.

Der Sommer verging, wie der vorige vergangen war, und der Winter verging auch so, nur daß in demselben schon die Zuchten des Paares schwarzer Pferde des Oheims und des Paares brauner Pferde des Neffen vor Schlitten wetteifern konnten. Die Tante hatte wirklich aus den Marderfellen nicht früher einen Pelz machen lassen, als bis die Pferde erzogen waren, und nun saß sie in dem untadelichsten weitfaltigen Marderpelze bald in dem Schlitten ihres Bruders bald in dem ihres Neffen, und der außerordentlichste Pferdekenner hätte nicht unterscheiden können, welchem Paare der Vorzug gebühre, so fein und ebenmäßig und kraftvoll waren die Körper, und so feurig und ehrgeizig und sanft und folgsam waren die Geister der Thiere. Der Oheim und der Neffe waren so gerecht, selber keinen Unterschied in ihren Thieren finden zu können; aber jeder suchte die Vorzüge der seinigen, wenn er einen edlen Gast in dem Schlitten hatte, in das rechte Licht zu stellen.

Bei der nächsten Rosenblüthe waren die Rosenwälder Gerlints und Dietwins noch größer geworden, besonders Gerlints, sie hatten sich an Arten und Schönheit vermehrt; aber man konnte, wie bei den Pferden des Oheims und des Neffen, nicht unterscheiden, welchem man den Vorzug geben sollte.

„Dem muß gesteuert werden,“ sagte der Oheim, „wenn es so fortgeht, so sind bald die Gründe von Weidenbach und Biberau ein einziger Rosenstrauch.“

„Die Grenze wird sich wohl finden," sagte der Neffe.

Aber zwei Dinge waren es, in denen Gerlint heuer Dietwin übertraf: in einer eigenen Abtheilung des Stalles von Biberau standen zwei Kühe von dem alleredelsten Baue, von milchweißer Farbe mit rabenschwarzen Köpfen und schwarzen Wedeln, beide ganz gleich, und auf Feldern neben dem Schlosse war Weizen und Korn, so schön, wie es noch nie erlebt worden war, und wie es im vorigen Jahre und heuer bei Dietwin nicht gesehen wurde.

Die Festlichkeiten und Zusammenkünfte waren wie sonst, und eher noch mehr, und wie sich die Aufmerksamkeiten von jungen Männern gegen Gerlint steigerten, so blieb ihr Anstand gegen jeden derselbe, und ihre Kälte blieb dieselbe. Dietwin ritt jetzt sehr oft nach Biberau, wie er früher gefahren war, und man bemerkte, daß er meistens sehr schnell ritt. Auch an Gerlint bemerkte man, daß ihr Reiten jetzt etwas viel Schnelleres und Hastigeres habe als früher.

Um diese Zeit näherte sich der junge Graf von Steinheim auf zarte Weise Augusten, und Auguste schien ihm nicht abgeneigt.

Gegen den Herbst ereignete es sich, daß der Sohn des Herrn vom Schlosse Wengern an seinem rechten Arme verwundet wurde. Er lag eine Zeit im Bette, und trug den Arm dann in der Schlinge. Es hieß, daß er sich mit seinem eigenen Gewehre, als er in dem Walde ging, verwundet habe. Allein es schlich auch ein Gerücht, er habe sich mit Dietwin geschlagen. Den Grund konnte niemand auch nur vermuthungsweise angeben. Als dieses auch der Oheim erfuhr, sprach er mit Dietwin darüber. Dietwin aber antwortete: „Darüber, was ich von dieser Geschichte weiß, lieber Oheim, habe ich zu schweigen versprochen."

Diese Antwort überbrachte der Oheim seiner Schwester, und es wurde in dem Schlosse Biberau jetzt nicht weiter von dieser Angelegenheit geredet.

Der Herbst und der Winter vergingen, wie der frühere Herbst und Winter vergangen war. Als wieder der vier und zwanzigste April gekommen war, gab Dietwin der Tante ein ganz besonderes Geschenk, ein Bild, welches einer der ersten Meister der Düsseldorfer Schule gemalt hatte. Es stellte das Schloß Biberau vor, und wurde auf tausend Thaler geschätzt. Gerlint gab dem Oheime Vorhänge für die Fenster des Saales in Weiden, auf denen täuschend Glasmalerei nachgeahmt war. Die Tante und der Oheim hatten an den Geschenken eine außerordentliche Freude.

Als das Zwiegespräch dieses Tages zwischen dem Oheime und der Tante vorüber war, als das Festmahl vorüber gegangen war, als die Gäste sich zerstreut hatten, als der Tag vorüber war, als alle Bewohner des Schlosses Biberau sich in ihre Schlafgemächer zurück gezogen hatten, saß die Tante in dem ihrigen an dem Tische, und hielt ihr Haupt in den beiden Händen. Und als sie dann ihre Zofen gerufen, und sich hatte entkleiden lassen, und als sie in ihrem Bette lag, und die Sterne durch manchen Theil der Fenster, der durch die Vorhänge nicht bedeckt war, herein schienen, konnte sie den ersehnten Schlummer nicht finden.

3.

Da am nächsten Morgen die Sonne aufgegangen war, da man das Frühmahl verzehrt hatte, da in einer Zeit darauf der Oheim und Dietwin einen Spaziergang angetreten hatten, und Gerlint auf ihrem schwarzen Pferde rasch in die Felder ritt, ließ die Tante Auguste zu sich in ihr Gemach bitten. Als Auguste gekommen war, als man zwei Plätze an dem Tische eingenommen hatte, sagte die Tante: „Meine geliebte Auguste, meine Auguste, die mir immer theuer gewesen ist, erfülle mir heute eine Bitte, sei ganz rückhaltlos offen, du thust es zu keinem schlechten Zwecke.“

„Meine geliebte, meine hochverehrte Base," antwortete Auguste, „ich weiß, daß du immer gütig gegen mich gewesen bist, daß du mich ohne mein Verdienst geliebt hast, ich habe es gefühlt, ich habe die Empfindungen der größten Dankbarkeit gegen dich gehegt, und ich habe dich deiner Eigenschaften willen im höchsten Maße verehrt und geliebt. Wenn du mir nun eine Gelegenheit gibst, dir dies Alles durch die That beweisen zu können, so gewährest du mir ein Glück, für das ich dir wieder dankbar bin. Ich werde dir mit allen meinen Kräften zu Dienste sein, wenn ich es nämlich kann."

„Vielleicht kannst du es nicht, mein Kind," sagte die Tante, „vielleicht kannst du es nur wenig, wir wollen es versuchen, höre mich an. Gerlint ist nicht in dem Zustande, in dem sie war, als sie dieses Schloß betreten hatte. Sie ist sehr thätig, oft zu sehr, sie ergreift die fernsten Dinge, sie belehrt sich über Wirthschaftszweige wie sonst Männer, kümmert sich um Angelegenheiten mancher Bewohner der Gegend, und ist wieder ernst, als schwiege sie immer, sie macht schnelle Ritte, und von Allen, die ihr Aufmerksamkeiten erweisen, kann keiner sagen, daß er einen ermunternden Blick erhalten habe. Du, meine Auguste, hast gewählt, du wirst ein gutes Glück finden, und hast unsern Segen dazu."

Auguste stand bei diesen Worten auf, und küßte der Tante die Hand.

Diese aber schloß sie in die Arme.

Darauf fuhr die Tante fort: „Mein Bruder und ich haben über Gerlint gesprochen. Wir möchten gerne helfen, und wenn du etwas Genaueres weißt, und mittheilen darfst, so sage es, und erhöhe die Mittel, wodurch vielleicht zu helfen ist."

„Meine theure, meine hochgeehrte Base," sagte Auguste, „Gerlint ist so lieb und so freundlich und so offen mit mir

wie eine Schwester, wir theilen unsere Bestrebungen einander mit, wir theilen, was wir in Büchern lesen, wir theilen, was wir empfinden, und es ist nie die Bedingung gestellt worden, daß etwas verschwiegen werde. Ich darf dir also Alles sagen, was ich von Gerlint weiß. Aber ich weiß nichts von ihr, als was du, und was der Oheim, und was Alle sehen, und Alle wissen. Ich denke schon einige Zeit, daß Gerlint in einem befangenen Gemüthszustande ist; aber nie hat die leiseste Äußerung etwas kund gethan. Als ich einmal von ihren Anbethern sprach, und auf eine ferne Verbindung deutete, sah sie mich mit ihren großen Augen ruhig an, und schüttelte später kaum merklich das Haupt. Ich redete nie wieder von dergleichen Dingen. Mir ist, als habe sie einen Wunsch über die Möglichkeit der Erreichung hinaus. Sonst geht sie strenge ihren Geschäften nach, du weißt, wie sie ihre Zeit verwendet, in der sie schreibt, in der wir lesen, in der sie ihren Mädchen die Anweisungen gibt, in der sie nach ihren Blumen sieht, in der sie sich dir und den Angelegenheiten des Gutes hingibt. Selten kommen Nebendinge, daß sie zu einer ungewöhnlichen Zeit lustwandelt, oder, was öfter geschieht, in den Saal geht, und das Bild des Oheims betrachtet. Am widrigsten scheinen ihr größere Besuche, die kommen, oder wenn wir solche machen müssen. Das, meine hochverehrte Base, ist Alles, das ich weiß."

„Wir müssen nun in Geduld warten," sagte die Tante, „was noch wird; sie geradezu fragen, wäre ein Fehler."

„Thue es nicht, Tante, ich bitte dich, thue es nicht," sagte Auguste.

„Ich thue es nicht," antwortete die Tante, „lassen wir die Sache, und stellen wir sie Gott anheim. Wenn ihr unser Beistand nöthig sein sollte, wird er nicht fehlen, und du wirst ihr immer eine Freundin sein."

„Du wirst ihr am besten beistehen, Tante,“ sagte Auguste, „Alle werden ihr beistehen, und ich bin ihre Freundin und ihre Schwester, wie ihre Seele und ihre Liebe zu mir es verdient.“

„So pflege deines Amtes, du guter Anwalt,“ sprach die Tante, „und lasse dich die Zeit nicht gereuen, die du in meinem Hause lebst.“

„Sie ist die schönste meines Daseins,“ antwortete Auguste.

„Ich glaube es dir, mein Kind,“ sagte die Tante, „jetzt gehe zu deinen Beschäftigungen, von denen ich dich abgehalten habe.“

Beide erhoben sich. Auguste küßte die Hand der Tante, die Tante küßte sie auf die Stirne.

Einen Monat nach diesem Tage kamen der Oheim und die Tante in dem Gemache der Tante zu einer Berathung zusammen.

„Lieber Bruder,“ sagte die Tante, „es muß doch einmal von dem geredet werden, wovon geredet werden muß.“

„So rede, liebe Gerlint,“ antwortete der Oheim, „wovon, wie du meinst, geredet werden muß.“

„Mein herzlieber Bruder Dietwin,“ sagte die Tante, „mein lieber Bruder, es ist sehr seltsam und sonderbar; aber es ist nicht unerhört; allein es ist auch nicht gewöhnlich, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Ich meine, Gerlint trage eine heimliche Liebe in dem Herzen, und zwar zu dir, mein Bruder.“

„Aber, Gerlint, Gerlint,“ antwortete der Oheim, „das wären ja krause Dinge, die da zusammen träfen. Aber sie ist mir nur als Nichte von ganzem Gemüthe zugethan.“

„So höre mich,“ sagte die Tante, „denke an den Brief vor zwei Jahren. Ich bin in der Aufschrift nur die hochverehrte geliebte Tante, du bist der herzliebe Oheim, in

der Unterschrift ist sie die mich liebende und verehrende und mir dankende Gerlint, dir ist sie die in Liebe ergebene Nichte Gerlint. Im Briefe bittet sie den Himmel, daß er dein liebes Haupt segne, und daß er dir gebe, was dir lieb ist. Mir verspricht sie nur, jedes Opfer bringen zu wollen, das mir zur Freude gereichen kann. Zudem sagt sie, daß sie in die Erkenntniß deiner Güte immer mehr hinein wachse, und dir mehr dankt, als sie danken konnte, da sie noch unvernünftig war. Ich habe damals ohne Ahnung schon den Unterschied hervor gehoben. Dann kam sie hieher. Wie sie dir anhing, weißt du, wie sie sich freute, wenn wir uns auf den Weg nach Weiden begaben, weiß ich. Daß jetzt etwas in ihrem Herzen ist, können fast Alle, die ihr näher sind, bemerken. Sie ist unstet trotz ihrer Ordnung, sie ist viel ernster, als Mädchen ihres Alters zu sein pflegen, ihre Beschäftigungen führt sie mit einer Art Übertreibung, sie reitet sehr heftig, als triebe sie eine Empfindung, denke, was sie dir für ein kostbares Geschenk zu deinem letzten Geburtstage gab, sie mußte die Ersparungen einiger Jahre darauf verwendet haben, bedenke ihren unbegreiflichen Abscheu vor allen jungen Männern, und bedenke endlich, daß sie sehr oft in den großen Saal geht, und lange, lange dein Bild anstarrt."

Darauf sprach der Oheim: „Ja, es muß von dem geredet werden, wovon geredet werden muß. Höre mich. Unser Neffe Dietwin hat auch eine Liebe im Herzen, und zwar gegen dich. Lasse mich zu Ende reden. Er ist ebenfalls unstet, er treibt ebenfalls seine Geschäfte nicht mehr folgerichtig wie in der ersten Weidenbacher Zeit, er überstürzt Alles. Erst ritt er noch viel heftiger als Gerlint, und jetzt fährt er mit seinen Pferden wie verrückt, er hat sich geschlagen, das ist nun wohl sicher, und kein Mensch weiß, weßhalb, er haßt die schönsten Mädchen der Welt, und die

andern auch, dafür kömmt er sehr oft nach Biberau, er hat dir zu deinem letzten Geburtstage das Bild dieses Schlosses gegeben, ein Bild um hohen Preis, das Bild deines Wohnortes, und er geht ebenfalls sehr oft in den 5 Saal von Biberau, und schaut lange, lange dein Bild an."

Der Oheim schwieg.

Die Tante sprach: „Das wäre ja, wenn es wäre, das ist, ich weiß es nicht, sage es mir, das wäre merkwürdig."

„Ich habe ihn beobachtet, ich bin in dem Saale ge- 10 wesen, und es ist so," antwortete der Oheim.

„Ich habe auch Gerlint beobachtet, wie es mir nur möglich war," sagte die Tante.

„Das ist," sagte der Oheim, „es kommt zuweilen einmal vor, aber hier zweimal, es wäre, wie du sagst, merkwürdig."

15 „Das Herz des Menschen hat oft wunderbare Fügungen," antwortete die Tante.

„Sie gönnte in der That keinem aller Männer einen Blick," sagte der Oheim.

„Und er wendete an Frauen und Mädchen fast nicht 20 einmal die gewöhnliche Höflichkeit," sprach die Tante.

„Das muß übrigens viel genauer untersucht werden, liebe Gerlint," sagte der Oheim.

„Setzen wir die Beobachtungen fort, daß wir zu triftigerer Einsicht gelangen," sprach die Tante.

25 „Ich denke, Schwester Gerlint," sagte der Oheim, „wenn wir etwas thäten, das weniger Zeit in Anspruch nimmt"

„Ja," sprach die Tante, „und was könnte das sein?"

„Ich meine," sagte der Oheim, „du redest mit Dietwin 30 von seiner einstigen Vermählung, und hörest, was er sagt, und ich thue das Gleiche mit Gerlint."

„Das ist ein schwieriges Gespräch," antwortete die Tante, „und Alles kommt auf die Verfahrungsweise an."

„Aber wir könnten da einen tieferen Blick thun," versetzte der Oheim. „Du, liebe Gerlint, wirst die rechte Verfahrungsweise schon finden, und ich werde bestrebt sein, nicht gar weit irre zu gehen."

„So versuchen wir es in Gottes Namen," sagte die Tante, „und möge der Himmel seinen Segen geben."

„So spreche ich auch," entgegnete der Oheim, „und möchte, daß das Ding vorüber wäre."

„Es wird vorübergehen, wie es die Geschicke wollen," antwortete die Tante.

Nach diesen Worten stand der Oheim auf, und sagte: „Ich spreche jetzt von andern Angelegenheiten nichts mehr."

„Es war nur über diese Sache ein Rath unseres Stammes," erwiederte die Tante.

„Ein Rath, in dem nur zwei Mitglieder sind," sagte der Oheim.

„Aber zwei, denen Entscheidungen zukommen," sprach die Tante.

„Und vereinigen wir uns wieder, wenn eine Entscheidung nöthig wird," sagte der Oheim.

„Möge es bald sein," sagte die Tante, und geleitete den scheidenden Bruder bis zur Thür.

Fünf Tage nach diesem Gespräche waren die Geschwister wieder in dem Gemache bei einander, und setzten sich zu demselben Tische.

Der Oheim sagte: „Nun, Gerlint, rede."

„Rede du zuerst, Bruder," sagte sie.

„Also, weil du es wünschest, rede ich," antwortete der Oheim. „Ich bin mit Gerlint an der großen Eiche gewesen. Da habe ich nun auch endlich gesagt: Gerlint, diese Eiche sieht weit in das Land hinein, wir können fast alle Gründe und mitunter auch die Schlösser darin erblicken, deren Bewohner mit uns bekannt sind, und in Gastlichkeit leben.

Aber auch von dorther wird die Eiche weit und breit gesehen, und weil sie ein so mächtiger Baum ist, leicht von andern unterschieden. Und darum wird mancher, der an dich denkt, auf diese Eiche schauen, und doppelt an dich denken. Wann wird uns denn unsere liebe Nichte einmal mit einem recht artigen, schönen, tüchtigen Gemahle erfreuen? Sie sprach darauf gar nichts. Endlich sagte sie: Oheim, wünschet mich nicht fort, lasset mich leben, wie ich lebe, hin und hin, ich denke dieser Dinge nicht, du hast nie von ihnen geredet, rede auch nicht mehr von ihnen. Ich antwortete darauf: wenn du nicht selber sehr gerne gehest, wünschen wir dich nicht fort, Gerlint, wir wünschen dich in alle Zukunft sehr in unserer Nähe und in traulichem Umgange mit uns, und ich werde von dieser Sache nicht mehr reden. Darauf sagte sie nichts, wir schlugen den Heimweg ein, und da wir in die Nähe des Schlosses kamen, sprach sie von Bäumen und Gesträuchen und von solchen Dingen. Das ist nun mein Bericht, liebe Schwester, jetzt bringe du auch den deinen."

„Nun, mein guter Bruder," sagte die Schwester, „ich habe mit Dietwin geredet. Da er wieder in dem Saale war, ging ich hinein. Er schritt mir entgegen, und wollte mich zu einem Sitze führen; ich lehnte es aber ab, und wir betrachteten die Bilder. Du kannst wohl denken, geliebter Bruder, daß ich nicht ungehörig gesprochen habe; als wir aber deine und meine Eltern und die Großeltern und die Urgroßeltern und deren Eltern angeschaut hatten, redete ich von dem Glücke der Familie, die so geschlossen fortgeht, und das Ihrige hin und hin auf liebe Glieder forterben kann. Und da sagte ich auch, daß es uns freuen wird, wenn er sich einmal eine holde Gattin wählt. Er antwortete sehr schnell: Tante, Tante, Tante, diese Puppen, nie, nie, nie. Ich werde zu keiner Puppe herab steigen. Ich sagte: wenn

aber einmal eine keine Puppe ist. Das ist nicht, antwortete er, und ich bitte dich, Tante, rede nicht davon, ich bitte dich, rede nicht davon. Ich erwiederte: nun, ich rede nicht davon. Und wir gingen an ein Fenster, und sahen auf die Landschaft, und verließen bald darauf den Saal. Und so ist es, 5 wie ich sage."

„Und was sagst du nun weiter, Gerlint?" fragte der Oheim.

„Was ich weiter sage, lieber Bruder, will ich dir offenbaren," antwortete die Tante. „Ich habe in der letzten 10 Zeit her immer an das gedacht, was sich jetzt ereignet. Du weißt, daß ich um Erwin Trauer angelegt habe, und die trage ich lebenslang. Es ist seit seinem Lebensende kein anderes Kleid auf meinen Körper gekommen als ein schwarzes oder ein graues, und so wird es bleiben. Eine Frau aber, 15 welche Trauer trägt, schließt keine Ehe. Es haben sich mir ja Männer genähert, darunter waren edle und gute, und du weißt, wie ich jedes Werben abgelehnt habe. Ich bin noch nicht in den Jahren, in denen eine Ehe zu den Seltenheiten gehört; aber ich denke nicht daran. Und mit Dietwin 20 wäre es gar vom Übel. Wenn auch viele Verbindungen, bei denen das Alter der Frau größer ist als das des Mannes, glücklich ablaufen, so ist doch etwas nicht ganz Natürliches in der Sache. Dietwin, wie ich sein Wesen kenne, würde mit mir nicht glücklich. Zudem erscheint der Welt eine solche 25 Verbindung stets lächerlich, ob mit Recht, untersuche ich nicht; aber ich mag nicht unserem Stamme eine, wenn auch thörichte, Lächerlichkeit anhängen, wie ich keinem der Mitglieder desselben irgend eine Unbill zufügen möchte. Das sind meine Gedanken, Bruder, über diese Sache." 30

„Ich erkenne an, was du sprichst," sagte der Oheim, „und werde nun auch dir, wie du mir gethan, offenbaren, was ich von meiner Seite glaube. Es kömmt nicht selten

vor, daß Männer in meinen Jahren sich noch verehelichen, es geschieht öfter als bei Frauen, und meistens wählen sie auch junge Mädchen. Und solche Verbindungen sind auch öfter glücklich als die Verbindungen älterer Frauen mit jüngeren Männern. Bei mir kömmt noch ein Gutes dazu, daß ich nie eine Gattin gehabt habe, also um keine traure, und daß kein Vergleich zwischen einer frühern und einer spätern angestellt werden könnte. Aber dessenungeachtet denke ich an keine Verbindung. Sie hat auch bei mir wie bei dir etwas nicht Passendes, dann mag ich nicht meine Nichte an mich Knasterbart heften, sie käme dahinter, und es würde sie gereuen. Und das Schiefe der Sache mag auch ich dir und unserem Geschlechte nicht anthun. Und so bleibe ich, wie ich bisher gewesen bin. Dieses ist meine Meinung über mich."

„So sind wir in dieser Hinsicht eines Sinnes," sagte die Tante.

„Wir sind wieder eines Sinnes, wie wir es so oft gewesen sind," antwortete der Oheim.

„Was ist aber nun weiter zu thun?" sagte die Tante. „Es ist ein Glück, daß die Leute ihre Gefühle bisher noch nicht deutlicher dargelegt haben."

„Sie empfinden etwas Ungeheuerliches in der Sache, das zeigt die Spannung, und sie wagen sich nicht vorwärts. Aber die Lösung muß gefunden werden," sprach der Oheim.

„Wäre das," sagte die Tante.

„Weil es nur ein Irrthum ihrer verwandtschaftlichen Gefühle ist," antwortete der Oheim, „so wird durch den rechten Weg die Aufhellung gewiß kommen."

„Werden wir den rechten Weg ergründen?" fragte die Tante.

„Versuchen wir es," antwortete der Oheim. „Sie dürfen keine Gegenneigung ahnen."

„Aber wie werden wir die Verwandtenneigung und die andere Neigung abwägen?" fragte die Tante.

„Nun, du hast dein Ansehen und deine Würde ja immer im Stande gehalten, und ich werde bestrebt sein das Gleiche zu thun," antwortete der Oheim.

„Und dann?" fragte die Tante.

„Ich denke auch auf eine zeitliche Trennung," erwiederte der Oheim.

„Wohl," sagte die Tante, „aber wie?"

„Der Neffe ist in der Verwaltung seines Gutes, er hat sich für diese Zeit jetzt eingelebt, wir können ihn nicht, ohne daß er auf den Kern der Sache käme, entfernen. Eben so kann kein Grund aufgefunden werden, die Nichte von dir zu geben. Also müssen wir beide von dem Platze fort. Ich meine, wir rüsten uns, und machen eine Reise," sagte der Oheim.

„Das war mir auch schon in dem Herzen," sprach die Tante, „obgleich ich schon lange her an keine Reise mehr dachte."

„Ich habe auch nie an eine Reise gedacht," sagte der Oheim. „Siehst du, Gerlint, wie du, als ich dir einmal zu dem Geburtstage Perlen gab, und du mir desselben Tages zu dem Geburtstage Perlen gabst, gesprochen hast, daß wir immer die nämlichen Gedanken haben, so haben wir sie."

„Die Reise müßte aber bald angetreten werden, und länger dauern," sprach die Tante.

„Sobald du mit deinen Vorbereitungen fertig bist, mag sie beginnen," sagte der Oheim, „ich kann jeden Tag gehen."

„Meine Vorbereitungen werden nicht viele Zeit in Anspruch nehmen," antwortete die Tante.

„Und was die Dauer anbelangt," sagte der Oheim, „so können wir sie nach den Umständen länger oder kürzer machen. Wir werden wohl erfahren, wie es zu Hause steht,

zum Theile auch aus den Briefen der beiden selber, die wir aber durch Verzögerungen der Antworten zu seltenen machen müssen."

„Wenn nur Alles fruchtet," sprach die Tante.

„Unsere Nichte Gerlint," antwortete der Oheim, „hat sich in die Geschäfte deines Gutes eingeübt, daß du ihr beruhigt die ganze Verwaltung übertragen kannst. Ich werde Dietwin die Oberleitung von Weiden geben. Sie können sich schicklicher Weise nur sehr selten besuchen, sind also viel allein, viel beschäftigt, und das wird wirken. Und weil ihre Empfindungen etwas Unnatürliches haben, und weil die Natur nach dem Natürlichen drängt, so ist vielleicht die Lösung leichter, als wir ahnen."

„Nun, so machen wir in Gottes Namen die Reise," sagte die Tante. „Du mußt sie den beiden ankündigen."

„Ich werde es morgen thun," antwortete der Oheim, „weil Dietwin in dem Schlosse bleibt."

„So erfüllen wir unsere Pflicht," sprach die Tante.

„Weil wir nur so einig sind," entgegnete der Oheim.

„Der Himmel erhalte die Eintracht der Geschwister, sie ist ein großes Gut," sagte die Tante.

„Sie ist eines," sprach der Oheim, „und sie wird auch dauern. Und also, lebe wohl, Gerlint, und morgen nach dem Essen reden wir etwa davon, wohin wir denn reisen wollen."

„Denke darüber nach," sagte die Tante, „ich werde es auch thun. Und lebe wohl."

Nach diesen Worten erhoben sie sich von ihren Sitzen, und der Oheim verließ das Gemach.

Als des andern Tages nach dem Frühmahle noch Alle bei einander saßen, sagte der Oheim: „Meine lieben Kinder, wir beide, meine Schwester und ich, haben vor, in Kurzem eine Reise zu machen. Wenn sie länger dauern soll, könnte Gerlint die Verwaltung von Biberau übernehmen,

und du, Dietwin, würdest mir wohl eine Zeit die Oberaufsicht über Weiden führen. Doch das Nähere wird sich erst gestalten, und wir werden schon noch davon reden."

Alle schwiegen, da er diese Worte gesagt hatte.

Endlich sprach die Tante: „Und würdest du denn meine Stelle hier vertreten, liebe Gerlint, und was sagst du denn, wenn ich dir davon gehe?"

„Geliebte Tante," sagte Gerlint, „es wird sehr einsam sein, wenn du fort bist, es wird mir sehr schmerzlich sein, dich zu missen, und den Wagen des lieben Oheims lange nicht mehr in das Schloß herein fahren zu sehen; aber es geziemt mir nicht, gegen deinen Willen zu sprechen, es geschehe nach ihm, und ich habe ihn nur zu verehren. Und wenn du mir Geschäfte in deiner Abwesenheit überträgst, so wünsche ich nur, daß ich die Einsicht und Kraft habe, sie verrichten zu können."

„Du hast die Einsicht und Kraft," sagte die Tante, „und wirst Alles recht machen. Und Auguste und Agathe bleiben bei dir, und sprechet manchesmal von uns, und schreibet uns. Es wird mich immer freuen, wenn du mir den Stand der Dinge in Biberau kund gibst, und ihr Vorwärtsschreiten auseinander setzest."

„Und du, Derwisch," sagte der Oheim, „was redest du?"

„Sage, Oheim, was soll ich reden?" sprach Dietwin. „Ihr habt euern Willen, und wenn euer Wille nach einer Reise steht, so ist es meine Pflicht, ihn zu achten, wenn auch meine Gefühle sehr gegen ihn wären. Was du mir über Weiden aufträgst, werde ich nach bestem Gewissen zu erfüllen bestrebt sein."

„Du wirst es gut erfüllen," sagte der Oheim, „und wir werden schon noch über die ganzen Angelegenheiten sprechen."

„Und Auguste wird wohl bei Gerlint in dem Schlosse bleiben," sprach die Tante, „und Agathe auch, und ihr werdet euch wohl über unsere Abwesenheit hinüber helfen."

„Ich bleibe gerne in Biberau," antwortete Auguste, „und was dir, hochverehrte Base, und deinem hochverehrten Bruder Freude macht, das macht mir auch Freude, wenngleich das liebliche Zusammenleben hier, das unserem Herzen wohl that, unterbrochen wird, und wir die Unterbrechung tragen müssen. Möge euch die Reise Alles gewähren, was ihr erwartet."

„Und du, Agathe?" fragte die Tante.

„Ich werde Gerlint zur Hand sein, wie sie es wünscht," sagte Agathe, „und möge der Himmel die Reise segnen."

Man redete noch einiges Gleichgültige, und zerstreute sich dann wie gewöhnlich nach dem Frühmahle.

Etwa zwei Stunden nach dem Mittagessen ging Gerlint in den großen Saal, stellte sich vor das Bild des Oheims, und betrachtete es.

Nach Kurzem kam auch Dietwin in den Saal. Er ging einige Schritte hin und wider, und stellte sich dann vor das Bild der Tante.

Sie sprachen nichts.

Nach einer Weile sagte Dietwin: „Das sind herrliche Bilder."

„Ja," sagte Gerlint.

„Sie sind weit trefflicher gemalt als alle andern in dem Saale," sprach Dietwin.

„Ja," entgegnete Gerlint.

„Es hat sie ein Meister gemacht, der zu jener Zeit sehr berühmt war," sprach Dietwin, „und man verehrt ihn jetzt noch."

„Ich weiß es," sagte Gerlint.

„Darum werden diese Bilder ihre Geltung haben, wenn auch viele Jahre vergangen sind, und wenn selber eine Zeit käme, in der man gar nicht mehr wüßte, wen sie vorstellen," sprach Dietwin.

„Ich meine auch, daß es so ist,“ erwiederte Gerlint.

Dietwin ging nun gegen ein Fenster, dann ging er gegen die große Thür, dann ging er wieder in dem Saale vorwärts, dann sagte er: „Der Oheim und die Tante werden auf eine Reise gehen.“

„Sie werden auf eine Reise gehen,“ antwortete Gerlint.

„Du wirst hier auf dem Schlosse Besuche empfangen,“ sagte Dietwin.

„Ich werde die empfangen, die sich für mich ziemen,“ erwiederte Gerlint.

„Gerlint,“ rief Dietwin, „ich kann es nicht ertragen, wenn dein Auge auf irgend einen Mann blickt.“

Gerlint wendete sich um, und rief: „Dietwin, ich kann es nicht ertragen, wenn dein Auge auf ein Weib blickt.“

„Gerlint,“ rief Dietwin.

„Dietwin,“ rief Gerlint.

Und plötzlich faßten sie sich in die Arme, umschlangen sich, und küßten sich auf den Mund.

„Dein Auge blickt auf mich als Gattin, Gerlint,“ sagte Dietwin.

„Dein Auge blickt auf mich als Gatte, Dietwin,“ sprach Gerlint.

„Ich will dich auf den Händen tragen, Gerlint,“ sagte Dietwin.

„Ich werde dir ein treues, gehorsames Weib sein,“ antwortete Gerlint.

„Wir werden gemeinsam schalten und wirken,“ sagte Dietwin.

„Und nur in der Liebe wetteifern,“ erwiederte Gerlint.

„Du hast an dem ersten Tage deines Hierseins die Plätze unserer Kindheit besucht,“ sagte Dietwin.

„Du bist auch an diesen Plätzen gewesen,“ sprach Gerlint.

„Du bist lange auf der Stelle gestanden, wo —" sagte Dietwin.

„Wo ich nach dir gestochen habe. Es war deine Macht über mich, Dietwin," sprach Gerlint.

„Ich bin auf die Mauer des Gartens eurer Erziehungsanstalt geklettert," sagte Dietwin.

„Du bist es gewesen?" rief Gerlint.

„Ich," antwortete Dietwin, „kein Mann sollte seine Gedanken zu Gerlint von der Weiden erheben."

„Als Dietwin von der Weiden," sagte Gerlint.

„Und nun sind unsere Gedanken ein Gedanke", sprach Dietwin.

„Sie sind ein Gedanke," sagte Gerlint.

„Und Alles muß rasch ins Werk gesetzt werden," sprach Dietwin.

„Wie es dein Wille ist, Dietwin," entgegnete Gerlint.

„Nun den Kuß als Bräutigam," sagte Dietwin.

„Als Braut," antwortete Gerlint.

Und sie gaben sich den Verlobungskuß.

„Erlaube mir, dich zu geleiten," sagte Dietwin.

Sie gab ihm den Arm, und er geleitete sie zu der Thür ihrer Wohnung.

Dann ging er zur Tante, küßte ihr die Hand, und sagte: „Meine hochverehrte geliebte Tante, ich hätte eine Bitte an dich und den Oheim."

„Soll ich meinen Bruder, der eben von mir ging, nachdem wir von unserer Reise gesprochen hatten, wieder holen lassen?" fragte die Tante.

„Wenn es dir genehm ist, so thue es," antwortete Dietwin.

Die Tante schellte nach einem Diener, und ließ durch denselben ihren Bruder zu sich bitten.

Als er gekommen war, und als ihm Dietwin die Hand gereicht hatte, sagte sie: „Unser Neffe will uns um etwas ersuchen."

„Nun so ersuche er,“ sprach der Oheim.

Dietwin sagte: „Hochverehrte Tante, und hochverehrter Oheim. Meine Bitte geht dahin, ob es euch gelegen sei, mich morgen um eilf Uhr in dem großen Saale von Biberau in einer feierlichen Angelegenheit zu empfangen. Wenn ihr ja sagt, fahre ich sogleich nach Weidenbach, und fahre morgen wieder herüber.“

„Sprich, Bruder,“ sagte die Tante.

„Du bist die Herrin des Schlosses, und empfängst die Besuche,“ antwortete der Oheim, „und wenn ich als Gast auch mit empfangen darf, so sage ich: es ist mir jede Stunde gelegen.“

„So komme, Dietwin, du wirst uns schon in dem Saale finden,“ sagte die Tante.

„Ich danke und verabschiede mich,“ sprach Dietwin.

Er küßte der Tante die Hand, reichte dem Oheime seine Rechte, und verließ den Saal.

Wenige Augenblicke darnach sah man ihn durch das Thor des Schlosses hinaus fahren.

Des andern Tages um eilf Uhr saß die Tante in schwarze Seide gekleidet auf einem Prunkstuhle, der einen kostbaren Teppich unter sich hatte, in dem großen Saale von Biberau. Ihr Bruder, in feines schwarzes Tuch gekleidet, saß auf einem zweiten Prunkstuhle neben ihr. Am unteren Ende der großen Treppe stand Adam mit Dienerschaft in Prunkkleidern. Als noch die Klänge der Thurmuhr zur eilften Stunde tönten, fuhr der schwere Prachtwagen Weidenbachs durch das Thor herein. Der Kutscher saß im Silbergewande auf dem Bocke, zwei Jäger standen silberschimmernd auf dem Brette. Der Wagen hielt, und Dietwin stieg in feinem schwarzen Kleide aus demselben. Adam und die Diener geleiteten ihn die Treppe hinan zu dem großen Saale. Seine zwei Jäger folgten ihm bis zur Saalthür. Dort blieben sie

stehen. Adam öffnete die Flügelthüren des Saales, und Dietwin trat allein in denselben. Adam schloß die Thüren wieder hinter ihm zu.

Als Dietwin in dem Saale war, ging er zu der Tante und dem Oheim vorwärts, blieb vor ihnen stehen, verneigte sich, und sprach: „Ich, Dietwin von der Weiden, bringe vorerst meiner hochverehrten Tante, Gerlint von Bergen, gebornen von der Weiden, meinen ehrfurchtsvollen Gruß, und ich, Dietwin von der Weiden, bringe meinem hochverehrten Oheim, Dietwin von der Weiden, meinen ehrfurchtsvollen Gruß, und bitte die hochverehrte Tante und den hochverehrten Oheim um geneigtes Gehör und um Vergunst einer Bitte."

Die Tante sagte darauf: „Ich grüße dich auch, Dietwin von der Weiden, geliebter Neffe, und weil es mein Schloß ist, in dem du die Bitte stellest, so antworte ich zuerst, und sage: wir hören dich, sprich deine Bitte aus."

Der Oheim sagte: „Ich grüße dich, Dietwin von der Weiden, geliebter Neffe, und weil ich in dem Schlosse meiner Schwester Gerlint von Bergen, gebornen von der Weiden, auch eine Antwort zu geben die Ermächtigung habe, so sage ich: wir hören dich, sprich deine Bitte aus."

Nach diesen Worten sagte Dietwin: „Weil ihr mir beide Gehör gebt und Vergunst einer Bitte, so werbe ich nunmehr in Zucht und Recht um die Hand Gerlints von der Weiden, der Nichte meiner hochverehrten Tante, Gerlints, der Frau von Bergen, gebornen von der Weiden, und der Nichte meines hochverehrten Oheimes, des Herrn Dietwin von der Weiden, daß ich ihr ein rechtschaffener und treuer Gatte sei zeitlebens, und daß sie mir eine rechtschaffene und treue Gattin sei zeitlebens, und ich bitte, haltet meine Werbung genehm."

Die Tante und der Oheim schwiegen einen Augenblick.

Dann sagte die Tante: „Dietwin von der Weiden, mein geliebter Neffe, weil du — weil du bei mir wirbst, ich bin gewisser Maßen die Mutter Gerlints, die keine Eltern hat, und sie ist in meinem Schlosse, und sagt zu mir Mutter, — und weil du wirbst, so spreche ich: in unserem Stamme von der Weiden ist die Sitte, daß auf eine Werbung nach einer Bedenkzeit die Antwort gegeben wird. Diese Bedenkzeit gestehe zu. Deine Werbung gereicht dem Stamme von der Weiden zur Ehre."

Darauf sagte der Oheim: „Dietwin von der Weiden, lieber Neffe, weil du auch bei mir wirbst, und weil Gerlint auch unter meiner Obhut steht, so sage ich: du wirst auf deine Werbung nach der gewöhnlichen Bedenkzeit die Antwort erhalten. Achte diese Zeit. Deine Werbung gereicht dem Stamme von der Weiden zur Ehre."

Auf diese Antworten sagte Dietwin: „So bedanke ich mich in unterthäniger Gebühr des Gehöres, bedanke mich der Anerkennung meiner Werbung, verabschiede mich in Ehrbezeigung, und harre in meinem Schlosse Weidenbach der Entscheidung."

Er verneigte sich wieder wie bei seiner Ankunft, verließ den Saal, stieg mit seinen Jägern, von Adam und den Dienern geleitet, die Treppe hinab, setzte sich in den Wagen, und fuhr durch das Thor des Schlosses hinaus.

Als die Geschwister in dem Saale allein waren, sagten sie eine Weile gar nichts.

Dann rief die Tante: „Dietwin, Dietwin, Dietwin!"

Der Oheim sprach: „Das ist nun freilich anders, als wir gedacht haben, wir müssen es hinnehmen, daß wir gedacht haben, was wir gedacht haben."

„Ja wohl müssen wir es hinnehmen," sagte die Tante.

„Meine liebe Schwester Gerlint," sagte der Oheim, „nun ist die größte Sorgfalt anzuwenden, daß niemand erfahre, welche Gedanken wir gehabt haben."

„Ich werde sie niemanden offenbaren," sagte die Tante.

„Ich auch nicht," antwortete der Oheim, „wenn nur nicht jemand durch Ahnungen, Deutungen und dergleichen darauf kommt."

„Das wagt niemand zu denken," sagte die Tante.

„Nun, nun, nun," sprach der Oheim. „Siehe, ich habe gesagt, daß die Lösung etwa leichter sein wird, als wir ahnen: nun ist sie in der That leichter geworden."

„Und es erfüllt sich ja, was wir gewünscht haben," sagte die Tante.

„Wir haben nun wirklich Gott bei der Bewerkstelligung dieser Ehe geholfen," entgegnete der Oheim, „durch die Ankündigung unseres Reiseplanes ist die Sache beschleunigt worden."

„Siehst du, der Himmel schließt die Ehen, und hat unerforschliche Wege," sagte die Tante.

„Nun, wir haben nur nicht recht geforscht," erwiederte der Oheim, „denke nur, Gerlint, unsere Bilder sind schon vor einer Reihe von Jahren gemalt worden, ist nicht sie dir, und ist nicht er mir ähnlich, und haben sie nicht einander in unsern Bildern betrachtet?"

„So wird es sein, so wird es sein, Dietwin," sagte die Tante.

„Und wie ist mir denn," sprach der Oheim, „hat nicht der junge Wengern freundliche Augen auf Gerlint gerichtet?"

„Ja, das hat er," sagte die Tante.

„Und dann ist die Verwundung beim Jagen und das Gerücht eines Zweikampfes gekommen," sprach der Oheim.

„Ja, ja, ja," sagte die Tante.

„Und in dem schönen Gemälde des Schlosses Biberau hat er die Wohnung darstellen lassen, in der Gerlint ist," sprach der Oheim.

„Aber die Vorhänge Gerlints," entgegnete die Tante.

„Die Vorhänge, die Vorhänge," sagte der Oheim, „die werden wieder ein Wetteifer sein."

„Und wie ist es denn mit der Reise?" fragte die Tante.

„Nun, jetzt muß sie wohl wegen der Verlobung aufgeschoben werden," antwortete der Oheim, „und dann wegen der Vermählung, und nach derselben sind die allerlei Einrichtungen wegen der Güter, es werden Übersiedlungen bevor stehen, und dann kann es von der Reise ganz sein Abkommen haben, oder wir machen eine kleine."

„Wie es sich fügt," erwiederte die Tante.

„Die Zukunft wissen wir nicht, wie wir sie jetzt nicht gewußt haben," sagte der Oheim. „Nun werden hinlängliche Geschäfte empor steigen. Der Tag ist da, an welchem der Sturm von Seite Dietwins beginnt. Geworben hat er schnell genug, und wenn die Bedenkzeit vorüber ist, wird er die Behebung des Hindernisses wegen der Verwandtschaft betreiben, und die Verlobung und die Vermählung und Alles. Und selbst nach der Hochzeit wird unser Rath und unsere Mitwirkung nöthig sein."

„Es ist nur gut," sagte die Tante, „daß ich schon seit vielen Jahren zur Ausstattung gesammelt habe, und daß nicht jetzt die ganze Gewalt herein bricht."

„So thun gute Mütter immer, und solche, die Mutterstellen gut vertreten," sagte der Oheim, „und besonders thun es verständige Frauen, wie du eine bist, Gerlint. Ich habe übrigens auch manch ein Ding im Verschlusse, das euch bei diesem Vorkommnisse jetzt sehr zu statten kommen wird."

„Daß du nicht unvorbereitet sein wirst, wenn das, was wir wünschen, zu Stande kommt, habe ich mir immer gedacht," sagte die Tante.

„Ich bleibe jetzt bei dir in dem Schlosse Biberau," sprach der Oheim, „wir müssen mit Gerlint sprechen, und einmal fährst du mit mir nach Weiden, und nimmst die

Dinge in Augenschein, und das Verzeichniß gebe ich dir mit, und, wenn du willst, auch die Gegenstände selber."

„Das wird sich finden," antwortete die Tante, „und mit Gerlint wird leicht zu sprechen sein; denn er muß volle Sicherheit haben."

„Er hat volle Sicherheit," sagte der Oheim, „und wir, meine liebe Schwester Gerlint, werden nun auch doch in die dritte Abtheilung unseres Stammes einrücken."

„Du hast immer Frevelreden, selbst an einem solchen Tage," sagte die Tante, und stand auf.

Er stand auch auf, reichte ihr freundlich und ehrerbiethig den Arm, und führte sie aus dem Saale in ihr Gemach.

Als der Abend gekommen war, sagte die Tante zu Gerlint, daß sie und der Oheim sie morgen um eilf Uhr feierlich in dem großen Saale empfangen werden.

„Ich bin zu euerm Willen," sagte Gerlint.

Und als es am andern Tage eilf Uhr war, ging Gerlint in festlichem Schmucke in den großen Saal. Die Tante und der Oheim, gekleidet wie bei der Werbung Dietwins, saßen auf ihren Stühlen. Gerlint ging zu ihnen, und küßte jedem die Hand, dann blieb sie vor ihnen stehen.

Da sprach die Tante: „Gerlint, mein liebes Kind, ich habe dich hieher bescheiden lassen."

„Ja, meine hochverehrte Mutter," erwiederte Gerlint.

„Wir werden dich um etwas fragen, antworte frei und ohne Rücksicht auf irgend ein Ding in dieser Welt als auf dein Herz und dein Gewissen."

„Ich werde es thun, wenn die Antwort in meiner Macht liegt," sprach Gerlint.

„Sie liegt in deiner Macht," entgegnete die Tante. „Höre mich an. Dietwin von der Weiden, unser Neffe und dein Vetter, hat bei mir in der Hinsicht, daß ich die Stelle deiner Mutter vertrete, und bei deinem Oheime in der

Hinsicht, daß er die Stelle deines Vaters vertritt, feierlich um deine Hand geworben, daß er dir, wie er spricht, ein treuer rechtschaffener Gatte sei, und daß du ihm eine treue rechtschaffene Gattin seiest. Wir fragen dich nun: bist du gesonnen, diese Werbung anzunehmen, oder bedingst du dir eine Zeit, in der du die schweren Pflichten des neuen Standes überdenkest, um dann deine Zustimmung oder deine Weigerung anzukündigen?"

„Du kannst frei handeln, liebe Gerlint," sagte der Oheim, „überlege, und thue, wie du willst, wir werden deinen Ausspruch in Betracht ziehen."

Gerlint antwortete darauf: „Hochverehrte Mutter und Tante, hochverehrter Vater und Oheim, ich kenne Dietwin von der Weiden, euern Neffen und meinen Vetter, ich habe über die Pflichten des Ehestandes reiflich und ernstlich nachgedacht, und sage: ich nehme die Werbung Dietwins von der Weiden an, daß ich ihm mit dem Beistande Gottes eine rechtschaffene und treue Gattin sei, und daß er mir mit dem Beistande Gottes ein rechtschaffener und treuer Gatte sei. Eine Bedenkzeit heische ich nicht, sie wäre eine Lüge."

„Und so bist du zu diesem Bündnisse entschlossen?" fragte die Tante.

„Ich bin dazu entschlossen," antwortete Gerlint.

„Also werden wir, dein Oheim und ich, deinen Ausspruch, wie er sagt, in Betracht ziehen, und du bist jetzt aus diesem Saale entlassen."

Gerlint küßte der Tante und dem Oheime wieder die Hand, und entfernte sich.

Der Oheim und die Tante verließen auch den Saal. Man kleidete sich später so an, wie man es zu dem Mittagmahle gewohnt war. Bei dem Mahle sprach man von gewöhnlichen Dingen.

Am Nachmittage dieses Tages sah man Gerlint mit Augusten zu einer Zeit, in der sie es sonst nie gethan hatten, im Garten spazieren gehen, und der Spaziergang dauerte sehr lange.

5 Gegen den Abend ging Gerlint zu der Tante in das Wohngemach. Sie blieb vor ihr stehen, und sah auf ihr Angesicht. Die Tante schloß sie in die Arme, und küßte sie auf die Stirne und auf den Mund. Gerlint schlang ihre Arme um den Nacken der Tante, sprach aber nicht.

10 Dann ging sie zu dem Oheime.

Als sie in das Zimmer getreten war, sagte er: „Lasse dich küssen, du lieber Wesen.“

Und er küßte sie sehr herzhaft auf den Mund, und aus seinen Augen quollen Thränen hervor.

15 Gerlint ging wieder in ihre Wohnung.

Als nach diesem Tage noch zehn Tage vergangen waren, wurden Adam und zwei reichgekleidete Diener in einem schönen Wagen mit einem Briefe zu Dietwin nach Weidenbach geschickt. In dem Briefe war die Einwilligung 20 zur Eheverbindung mit Gerlint enthalten. Dietwin war die ganze Zeit ununterbrochen in Weidenbach gewesen. Er bewirthete die Abgesandten köstlich, und entließ sie mit reichen Geschenken. Zwei Tage darauf fuhren die Tante und der Oheim im Prunke zu Dietwin nach Weidenbach, und fünf 25 Tage nach diesem Besuche war die feierliche Verlobung in Biberau.

Nun begann die eifrigste Thätigkeit von allen Seiten. Adam reichte die Schrift zur Behebung des Verwandtschaftshindernisses in der zierlichsten Art, wie solche Schrift-30 stücke verfaßt werden, ein. Arbeiterinnen wurden nach Biberau berufen, um in zwei Gemächern in allem möglichen Flitter beschäftigt zu sein. Jeder Bewohner des Schlosses bis auf die Frau Judith herab mußte bei den Vorbe-

reitungen helfen. Die Tante und der Oheim fuhren wiederholt in die Stadt, um Einkäufe zu machen. Dietwin ließ in Weidenbach abbrechen und herstellen, um die junge Gattin würdig empfangen zu können. Er fuhr auch öfter in die Stadt, und war in Briefwechsel mit der Hauptstadt. In Weiden suchte der Oheim eine niedliche Wohnung für Besuche des jungen Ehepaares herzurichten. In kurzen Zwischenzeiten wurden auch Brautbesuche bei Nachbarn gemacht.

Mitten in diese Dinge fiel die Bewerbung des Grafen Steinheim um Augusten. Es wurde die gewöhnliche Bedenkzeit gefordert.

Unter diesen Dingen sprachen die Tante und der Oheim von ihrer Reise nicht mehr, und sonst redete auch niemand davon.

Dietwin begab sich auch in die Hauptstadt, und kam nach einiger Zeit wieder zurück.

Die Tante und der Oheim fuhren ein paar Male nach Weiden, um von den dortigen Dingen das Geeignete auszuwählen.

Nachdem die Bedenkzeit in Bezug auf die Werbung des Grafen Steinheim abgelaufen war, wurde an ihn und die Seinigen die bejahende Antwort eingesendet. Bald darauf kamen der Vater und die Mutter desselben zum feierlichen Besuche nach Biberau, und die Tante und der Oheim erwiederten den Besuch in Steinheim. Nach einigen Tagen war die Verlobung in Biberau.

Es kamen nun zu dem, was ohnehin vorzukehren war, noch die Vorbereitungen zu der Vermählung Augustens, und wurden auf das Eifrigste betrieben. Auch die Brautbesuche dieses neuen Paares wurden inzwischen auf die herkömmliche und entsprechendste Weise gemacht.

So nahte endlich der Tag, der zu der Vermählung Dietwins und Gerlints festgesetzt worden war.

Die Vermählung wurde mit jener Festlichkeit, die in dem Geschlechte derer von der Weiden gebräuchlich war, in der Kirche von Biberau vollzogen. Der greise weißlockige Pfarrer von Biberau hielt an das Brautpaar eine Anrede, die durch seine eigenen Thränen und durch sein Schluchzen unterbrochen wurde. Die Kirche war mit Menschen gedrängt voll, und Manche von denen, welche herbei geströmt waren, mußten außerhalb derselben stehen bleiben. Die Wägen der Gäste und sonstiger Besucher standen in drei Reihen fast bis zu dem Schlosse hin. Gerlint hatte an der Haftstelle ihres Schleiers die Diamanten, welche Dietwin aus der Hauptstadt gebracht hatte. Nachdem die kirchliche Feierlichkeit vorüber war, erhielt jede der Freundinnen Gerlints, welche in weißen Seidenkleidern das Fest mit gefeiert hatten, ein auserlesenes Schmuckstück, die jungen Männer empfingen edle Gaben, und die Zeugen wurden mit werthvollen Erinnerungszeichen bedacht.

Der Oheim sagte: „Gott sei Dank, jetzt ist die Grenze für die Rosen gefunden, daß sie nicht das ganze Gebieth unserer Güter bedecken."

Am Nachmittage war ein Mahl, wie es seit den ältesten Zeiten in dem Geschlechte gebräuchlich gewesen ist, für die Gäste, für die Besucher, für die Dienerschaften, für das Volk.

Am nächsten Tage zog das junge Ehepaar nach Weidenbach, eine lange Reihe von Wägen fuhr mit, an allen Stellen, die nur irgend paßten, waren Empfangsfeierlichkeiten, und Dietwin und Gerlint wurden von den Verwandten, von den Freunden und von den Leuten des Gutes in ihre Wohnung geleitet.

In der Zeit, die nun nach diesen Festlichkeiten kam, fuhr an manchen Tagen ein Frachtwagen von Biberau oder von Weiden nach Weidenbach, mit Brautgütern beladen, bis das ein Ende hatte.

Nachdem auch die Zeit vorüber war, die bis zur Vermählung Augustens mit Steinheim vergehen mußte, wurde diese Vermählung gleichfalls mit aller Pracht in der Kirche und in dem Schlosse von Biberau vollzogen und gefeiert. Als das Fest geendigt war, begab sich das Ehepaar nach 5 Steinheim.

Nun begannen die Geschäfte wegen der Übertragung des Eigenthums von Biberau und Weiden an Dietwin und Gerlint. Die Übertragung erfolgte bald; aber der Rest des Herbstes und der Winter wurden in diesen Schlössern 10 noch in der alten Weise zugebracht. Als im Frühlinge die Geburtstagsfeier der Tante und des Oheims vorüber war, begann allmählich die Übersiedlung. Nach derselben wohnte der Oheim in dem Schlosse Weidenholz, die Tante in dem Schlosse Bergen. Dietwin und Gerlint wohnten in Weiden- 15 bach. Und zwischen allen diesen und denen in Steinheim begann ein sehr freundlicher und herzlicher Verkehr, und die Tante sagte jetzt öfter als je: „Die Ehen werden in dem Himmel geschlossen."

Der späte Pfennig.

Eine Parabel.

(1842)

1

„So
künsti
wir n
5 ihm s
ihren
noch
Mensc
Kirche
10 komm
auch
und
in die

15 mein
Berg
und

thun
20 Haus

riefen
die H

25 began
Ärzte
der

Und es traten ihrer Etliche zusammen, und sagten: „So lasset uns ein Werk gründen, welches fruchte für alle künftigen Tage und Jahre, es werde ein Haus des Herrn, wir wollen dann seine Jünger rufen, daß sie kommen und 5 ihm sein Lob singen zu allen Zeiten des Tages, daß unter ihren Äxten sinke die düstre Pracht der Wildniß, die jetzt noch über alle diese Berge liegt, und der lieblicheren der Menschenhände weiche, daß sie dann hingehen und in ihrer Kirche die sanfte Lehre predigen, damit die Menschen 10 kommen und horchen und gesittet werden, wie es vordem auch die Wildniß wurde, und daß sich eine Gemeine sammle, und von ihr der neue Wandel ausgehe in die Länder und in die Zeiten und so immer fort und immer fort.“ — —

„Und ich,“ sagte der Gründer des Werkes, „werde 15 mein Gemüth aufthun, und gebe Grund und Boden und Berg und Thal und Wälder und Wässer, daß sie jagen und fischen.“

„Und ich,“ sagte sein Freund, „werde die Hand aufthun und mehr als tausend Goldgulden geben, daß sie ihr 20 Haus und das des Herrn aufrichten und bestellen mögen.“

„Und ich gebe auch, und ich auch, und wir Alle!“ riefen die Andern, und dann schlug man zur Bekräftigung die Hände in einander, und das Werk war beschlossen.

Und wie nun in der Stille der Wälder der Lärm 25 begann von den stürzenden Bäumen und den Schlägen der Äxte, und wie die Gerüste empor stiegen, und die Lieder der Bauleute klangen, und an dem wachsenden Gemäuer

hundert Hämmer klopften: da ging der Ruf von dem neuen Wunderwerke in die Welt, und in deren Herzen schon der Same des Heiles Christi war, die kamen alle, einer um den andern, und brachten Gaben zu dem Werke, große und kleine, wie es jeder vermochte, und bathen, daß man sie nehme, und in irgend einem Gliede des Ganzen einbaue, daß sie Theil hätten an dem Werke Gottes, und ein Gutes thäten für die Ewigkeit.

In derselben Zeit lebte ein armer Mann in den Bergen, dessen nur ein Bogen und eine Haue war, zu jagen im Walde und zu graben auf dem Felde, daß er den Seinen Nahrung erwürbe. Auch zu ihm in die Öde verlor sich der späte Ruf des Dinges, was man weit draußen in dem schönen Thale bereite. Er hing den Bogen an die Wand seiner Hütte, die Haue aber gab er seinem Sohne, und lehrte ihn, was er zu thun habe, und zu graben, dieweil er ferne sei — er aber schnitt im Morgengrauen einen Stab aus dem Haselgebüsche, und wanderte fort, da er früher ein kleines Säckelchen von Pfennigen in seinem Gewande verborgen. Des Weges aber war es sehr weit und mühselig, und zuletzt ergriff ihn noch Krankheit, daß er seine Pfennige alle bis auf einen dem harten Wirth darreichen mußte, der ihn verpflegte. Und als er endlich sein Ziel erreicht hatte, so sah er das große schöne heilige Haus fertig vor seinen Augen glänzen, und eine Menge Volkes war versammelt, und staunte und bethete, ihm aber wurde es sehr schwer um das Herz — aber der Pfennig in seiner Tasche war Gottes angelobtes Eigenthum, und mußte übergeben werden, sonst wäre der Mann alsogleich umgekehrt und nach Hause gegangen, so sehr schämte er sich seiner selbst und der Gabe. Mitten im Volke, stattlich und hoch zu Rosse, hielt der Herr, der Gründer des Werkes, und sah strahlenden Antlitzes umher — da trat ihn der

arme Mann bescheiden an, und sagte die Worte: „Herr, ich habe hundert Pfennige genommen, und gelobt, was mir davon nach demüthiger Wegzehrung überbleibe, dem neuen Gotteshause zum Opfer zu bringen, daß ein Steinchen daran das meinige sei, und der Herr darauf mit Wohlgefallen sehe — allein der Engel der Krankheit hat mich unter Wegs heimgesucht, und alle die Pfennige gingen hin, bis auf einen, er ist Gottes, und ich bin noch den Weg eines Tages gegangen, um ihn zu übergeben. Herr, zürne nicht deines Knechtes."

Der Herr aber sah ihn an, und sagte freundlich: „Sei gegrüßt, und sei bedankt für deine Gabe, das Haus ist zwar fertig, aber es glänzen noch nicht alle seine Fenster; für deinen Pfennig wird eine der Scheiben gesetzt werden — Gott segne dich, mein Sohn."

„Amen!" sagte der arme Mann, „nun aber, Herr, lasse mir aus deinem weltlichen Eigenthume eines deiner Brode reichen, daß ich zurück zu den Meinigen könne, der Trank quillt mir überall aus den Bergen."

Der Herr und Gründer des Werkes empfing den Pfennig, und legte ihn andächtig zu den Schätzen des Gotteshauses, dem Wanderer aber ließ er Brode und Fische, Wein und Fleisch reichen und Anderes, was seine Speisekammer vermochte, damit er sich mit Wegezehrung belade — der Mann aber nahm nur ein einziges der Brode, bethete an der Schwelle des neuen Hauses, schnitt einen neuen Stab aus dem Haselbusche, und wanderte heimwärts.

Und Tage und Wochen vergingen, das Werk stand fertig da, blank, als wäre es mit einem Winke gegossen worden, die Stimmen der Brüder ertönten darinnen zur Ehre Gottes, und wenn es Abend wurde, erglänzte die ganze Fensterreihe in Purpur und Gold, und darunter die Scheibe des armen Mannes so rosig und hold wie die andern, so von Fürsten und reichen Leuten gesetzt wurden.

Und tausend Tage sind vergangen, und wieder tausend, und tausend — der Gründer und der arme Mann waren längst todt, ja ganze Geschlechter hatten gewechselt und waren vergangen, ja nicht einmal mehr die alten Bäume standen auf den Bergen, sondern ihre Enkel und Urenkel, dünner und sparsamer; denn sie waren besiegt von einem unscheinbaren schwachen Halme, der aber allmächtig und siegreich ist über alle Wildniß der Erde — dem schönen wallenden Korne — andere Zeiten und andere Sitten waren gekommen: siehe da gefiel es dem Herrn, den Engel der Prüfung zu senden über sein Haus und dessen Diener, er entfaltete sein goldnes funkelndes Panier, das wunderbare Feuer, über den Dächern, und sie wurden weggezehrt unter seinem Hauche, und weggezehrt wurde Alles, dahin nur eine Falte des Paniers zu wallen vermochte — und die Trauerkunde ging in die Länder, und es waren Viele, die da trauerten um das, was vergangen, und die da trauerten um das, wie es wieder sollte gut gemacht werden.

Und es traten ihrer Etliche zusammen, und sagten: „So lasset uns ein Werk gründen, das da fruchte für alle künftigen Tage und Jahre: es sind ihrer, die nicht Gold und Silber haben, es nieder zu legen an dem Hause des Herrn, aber in ihrem Haupte sind allerlei liebliche Gedanken, und in ihrem Herzen Gefühle, die sie auszusprechen vermögen, daß die Andern, die es nicht können, sich daran erfreuen — lasset uns nun ein Werk der Gedanken errichten, daß die Gaben dafür nieder gelegt werden an dem geschädigten Hause.“ Und dann schlug man zur Bekräftigung die Hände in einander, und das Werk war beschlossen.

Es erging nun der Ruf, und wie vor den tausend und tausend Tagen kamen auch jetzt die Gaben, große und kleine, wie jeder es vermochte. Unter ihnen aber lebte wieder in der Ferne ein armer Mann, dessen nichts war, als der

Drang seines Herzens, zu Zeiten auszudrücken, was er empfinde, daß sich hie und da ein Einzelner daran erfreue. Der Mann nun suchte emsig in der geringen Habe seines Hauses, nicht um Gold und Silber, das ihm nicht eigen, sondern um wenigstens hundert Pfennige zu finden, auf daß er sie sende: aber da lag das Eheweib des Mannes in schwerer Krankheit, und er saß zu ihren Häupten, und mußte immer in ihr Antlitz sehen, und da verging die Zeit, und der Pfennige wurden immer weniger, bis auf einen; denn das kranke Antlitz verzehrte alle seine Gedanken. Diesen einen Pfennig nun, als angelobtes Eigenthum Gottes, brachte er dar, und sagte: „Herr, lasse dir dieses angelobte Blatt, das ich hier bringe, gefallen, und setze dafür wieder die Scheibe jenes armen Mannes, welche im Feuer zersprungen — und zürne nicht deines Knechtes."

Der Herr des Werkes aber war freundlich, und legte andächtig den Pfennig zu den andern Schätzen, welche die Fürsten und Reichen gegeben: „Ziehe hin," sagte er, „das Werk ist zwar fertig, aber für deine Fensterscheibe ist noch Raum, und möge sie im Abendrothe nicht minder hold glänzen, wie die jenes armen Mannes, wenn in deinem Herzen dasselbe Gold der Absicht ist, wie in jenem deines Vorgängers."

„Amen, es ist so," sagte der arme Mann, und schied getröstet von dannen.

Zuversicht.

(1846)

franz
Urthe
war a
5 nach
schaft
in ei
ihre
10
wer
nunge
von
sprün
15 leben
sich
macht
Quel
stens
20
sache
Gesp
ein
Men
25 art
Ste
wen

Es war neulich in einer großen Gesellschaft von der französischen Revolution die Rede, und es wurden sittliche Urtheile über manche ihrer Charaktere gegeben. Der Stoff war anziehend, die vereinzelten Theilgespräche verstummten 5 nach und nach, und — was so selten in großen Gesellschaften geschieht, alle Anwesenden verwickelten sich endlich in ein und denselben Gegenstand.

Man legte diese und jene Handlungen vor, und suchte ihre Beweggründe und moralischen Räthsel zu lösen.

10 Es wurde aber nicht in die Prinzipfrage eingegangen, wer Recht oder Unrecht habe, sondern man suchte Erscheinungen, die plötzlich an Charakteren hervor gesprungen sind, von denen man ganz andere erwartet hätte, auf ihre Ursprünge zurück zu führen, und in dem menschlichen Seelen- 15 leben zu erklären. Hauptredner war ein junger Mann, der sich das Studium der Revolution zur Lebensaufgabe gemacht haben mußte; denn er brachte eine Menge Dinge aus Quellen zu Tage, die man früher nicht gewußt, oder wenigstens in dieser Innerlichkeit nicht gewußt hatte.

20 Nachdem man sich lange an den verschiedenen Thatsachen, die er gab, verwundert oder gegraut hatte und das Gespräch endlich auf die einige Phrase zurück kam, daß es ein Unglück sei, daß gerade diese merkwürdige Zeit auf Menschen getroffen sei, die in ihrer entsetzlichen Gemüths- 25 art dieselbe verdreht haben, und ihr einen so abscheulichen Stempel aufdrückten, daß sich jedes Gefühl davon abwenden müsse, nahm plötzlich ein alter Mann mit schlichten,

weißen Haaren, der bisher nicht eine Silbe darein geredet hatte, das Wort und sagte:

„Ich glaube kaum, daß man die Sache so ausdrücken dürfe, daß die Zeit auf die Charaktere getroffen sei, sondern daß sie dieselben gemacht habe. Mancher, der einen ganzen Berg von Thaten gethürmt hatte, und zuletzt davon erdrückt worden war, wäre zu einer andern Zeit ein harmloser Mensch und ein guter Hausvater gewesen."

Man bestritt ihm diesen Satz und sagte, daß dort, wo nicht schon eine tigerartige Anlage sei, die Zeit keinen Tiger hervor rufen könne.

„Ich gehe noch weiter," sagte er, „wir Alle haben eine tigerartige Anlage, so wie wir eine himmlische haben, und wenn die tigerartige nicht geweckt wird, so meinen wir, sie sei gar nicht da, und es herrsche blos die himmlische, darum beurtheilen wir die Charaktere stürmender Zeiten so ganz unrecht, weil sie in einem kranken Zustande, z. B. des Fiebers, handelten; wir aber diese Voraussetzung in uns nicht finden, und daher ihren Handlungen unsern gesunden Zustand unterschieben, und sie also nicht begreifen. Der größte Mann — ich meine den Tugendhaften darunter, widersteht nur dem geweckten Tiger und läßt ihn nicht reißen, während der Schwache unterliegt und rasend wird. Wir alle können nicht wissen, wie wir in den gegebenen Fällen handeln würden, weil wir nicht wissen, welche unbekannten Thiere durch die schreckliche Gewalt der Thatsachen in uns empor gerufen werden können; so wenig wir wissen, was wir im Falle eines Nervenfiebers reden oder thun werden."

„Sie vertheidigen also die Männer der Schreckenszeit?" rief ein Anderer.

„Nein, ich vertheidige sie nicht!" sagte der Alte. „Ich schiebe nur die sittliche Zurechnung auf einen andern Stand-

punkt, als auf dem wir sie haben, wenn wir ruhig und unschuldbewußt auf dem Sopha sitzen."

„Aber es gibt doch gewisse Dinge," sagte eine Dame, „von denen man gewiß weiß, daß man nie fähig wäre, sie zu begehen, und es gibt so abgrundvolle Charaktere, wie wir nie werden können, z. B. der wahnsinnige Marat."

„Sie nennen ihn selber wahnsinnig," erwiederte der Mann. „Ich weiß nicht, wie es in diesen Dingen ist; aber ich denke allemal, wenn von ihnen geredet wird, daß ich meinem Gott danken müsse, der mich so nebenher mit meinen kleinen Stürmen und Leidenschaften fertig werden läßt, da ich nicht ergründen kann, welche fürchterliche in meinem Herzen schlafen geblieben sein mögen, die mich vielleicht unterjocht und zu Entsetzlichem getrieben hätten. Ich bescheide mich, und es fällt mir allemal unheimlich der alte, gebrechliche Sprachmeister ein."

„Wer ist denn der alte, gebrechliche Sprachmeister, was ist es denn mit ihm, erzählen Sie!" riefen die Damen.

„Nun, es ist der kleine französische Sprachmeister, der immer den tabakbraunen Rock an hat, und so in den mittleren Bürgershäusern gesehen wird. Er ist ein lebendiger, herumwandelnder Beweis meines Satzes."

„Der," — riefen ein paar Herren — „der ist ja der demüthigste, harmloseste Mensch, den es geben kann!"

„Er ist freilich harmlos," — entgegnete der alte Mann — „aber er ist die Ruine und das Überbleibsel eines fürchterlich untergegangenen Hauses.

Als die Revolution ausbrach, lebte in den Ardennen ein alter ehrenfester Mann, der einzige Stammhalter eines einst bedeutenden Hauses, mit seinem Sohne, Mark Emil; — der Familienname thut hier nichts zur Sache. Vater und Sohn liebten sich so, daß sie zum Gespräche des Landes wurden. Sie konnten schier keiner ohne den

andern sein. Der Vater ließ den Sohn auf dem Schlosse erziehen, hielt ihm die vortrefflichsten Lehrer, und nahm ihn, wo er ging und stand, immer mit sich.

Der Sohn vergalt es durch Fleiß und sanfte Sitten, namentlich aber durch eine Aufmerksamkeit gegen den Greis, welche von einer Tochter nicht schöner erwartet werden konnte. Sie lebten ganz allein auf dem alten Schlosse, denn die Mutter war schon lange gestorben, und Verwandte kamen keine, weil keine mehr übrig waren. Emil schlief in einem Zimmer neben dem des Vaters.

Die Thüre stand offen, und wenn der Greis sich regte, im Traume stöhnte, oder dergleichen, so stand der Jüngling auf, ging an das Bette und sah lange auf die geliebten, schlummernden Züge, ehe er wieder hinaus ging und seine Schlafstätte suchte.

Der Vater, als Emil einmal krank war, saß Tag und Nacht an dem Bette, reichte selbst die Arznei und wachte so lange, bis die Crisis vorüber und der Anfang der Genesung eingetreten war.

Wenn der Vater in den Wald gehen wollte, stand Emil mit dessen Jagdzeuge zu rechte; wenn er ausfahren wollte, spannte Emil selber die Pferde ein; er holte ihm den Wein aus dem Keller, rückte seine Teppiche und prüfte gar mit eigener Hand die Weichheit seiner Kissen. Kaum konnte der Vater so viele Liebe des Sohnes vergelten; denn dieser bath nie etwas, heischte nie etwas, hatte keinen Wunsch, und wie auf dem Schlosse gelebt wurde, so war es ihm recht.

Nur in einem einzigen Dinge wurden sie uneins, und diese Uneinigkeit führte Alles herbei, was später geschah. Emil hatte nämlich, da ihn die Jugend öfter auf weitere Ausflüge herum trieb, wo ihm der Vater nicht folgen konnte, ein Mädchen bürgerlicher Eltern kennen gelernt, und in Kurzem liebten sich die jungen Leute.

Emil, nach seiner sanften und abgezogenen Gemüthsart, gab sich der Schwärmerei dieses Gefühles hin, und hielt es sehr geheim; das Mädchen, in ihrer Unschuld, folgte dem Zuge zu dem schönen Manne, war auch froh, wenn das 5 Geheimniß gehütet wurde, und litt es, daß man bald in dem Garten, bald im Walde, bald sogar in der Ruine des alten Schlosses heimliche Zusammenkünfte hielt.

Die Seligkeit, die sie verborgen mit sich herum tragen mußten, erfüllte sie ganz, daß sie kaum auf etwas Anderes 10 denken konnten, und band sie hinwieder desto näher zusammen, da sie die Einzigen waren, die sich dieselbe mittheilen konnten. Emil hatte keine Vorstellung, daß irgend jemand etwas gegen diese Sache haben könnte.

Im Sommer des zweiten Jahres fühlte sich das 15 Mädchen Mutter, und nun überwand Emil seine Scham, und sagte dem Vater Alles, und verlangte sie zum Weibe. Aber der Vater gerieth in die äußerste Entrüstung, rannte in dem Zimmer herum, raufte sich die Haare, und sandte noch an demselben Tage, damit er aus den Banden ge- 20 rissen würde, seinen Sohn nach Paris.

Eben war dort der erste Taumel und die Entzückung über die Republik. Emil sollte in Familien und in das Leben der Welt eingeführt werden; aber die Stürme der Zeit verwirrten Alles, rückten die Dinge in andere Fugen, 25 trennten den Briefwechsel zwischen Vater und Sohn — und so geschah es, daß Emil, von dem Geiste der Jugend und von der Verzweiflung ergriffen, in dem Heere des Generals Dumouriez gegen die Emigranten stand.

In einem ganz unbedeutenden Gefechte, wo er, mit 30 der Schärpe eines Offiziers angethan, ein muthiges Pferd ritt, hatte er zufällig einen Greis, ebenfalls zu Pferde, gegenüber bemerkt, welcher ihm etwas Bekanntes hatte. Er ritt näher gegen ihn, und erkannte mit Entsetzen seinen

Vater. Dieser erkannte ihn auch, riß seinen Degen aus der Scheide, und drang auf ihn ein. Da Emil dieses sah, wendete er sein Pferd und floh.

Die Franzosen hatten eigentlich gesiegt, und begriffen nicht, wie ihr Führer hinter dem Rücken seiner Schwadron fliehen könne, von einem einzigen Manne verfolgt; denn der Vater war hinter dem Sohne her; er ritt ein fast eben so gutes Pferd, und Emil konnte das Schnauben des verfolgenden Thieres hinter seinem Nacken hören.

Plötzlich stand er vor einem Graben, der zu tief und breit war, um ihn übersetzen zu können. In dem Augenblicke wendete er sich um, riß sein Pistol aus dem Halfter, und schoß den Greis mitten in die Brust, daß dieser taumelte, und vom Pferde sank.

Die Sache geschah so schnell, daß Emils Leute noch nicht gefaßt waren, ob sie ihrem Führer zu Hilfe kommen, oder was sie sonst thun sollten. Im Augenblick des Schusses aber flogen sie herbei und sahen, daß bereits keine Gefahr mehr sei, indem der feindliche Reiter todt am Boden lag. Auch andere Schwadronen ritten an die Stelle hin, und ein Obrist klopfte Emil auf die Schulter und sagte: „Das hast du gut gemacht, daß du den Alten hieher gelockt und abgethan hast.

Emil aber stieg vom Pferde, nahm sein anderes Pistol aus dem Halfter, und zerschmetterte sich damit die Stirn.

In der Brusttasche des Greises, von dem Blute seines eigenen Herzens befleckt, fand man das Concept eines Schreibens an Emil, worin er ihm ankündigte, daß das Mädchen einen schönen Knaben geboren habe, daß er sie selber kennen gelernt, daß er sie öfter besucht habe, und daß er einwillige, daß Emil sie zu seiner Gattin erhebe. Am Schlusse waren liebreiche Vorwürfe, warum er schon

zwei Briefe unbeantwortet lasse, und weßhalb er nicht komme, für die gute Sache und für die Gesetzlichkeit an seiner Seite zu stehen.

Die Kameraden Emils waren über dessen That aufs Äußerste erstaunt, und wußten dieselbe nicht zu begreifen. Erst spät klärte sich das ganze Räthsel, und jeder bedauerte das Schicksal des Hauses. Der alte, gebrechliche Sprachmeister ist der uneheliche Sohn Emils. Die Güter des Geschlechtes wurden vom Convente verschleudert, und heute denkt kein Mensch in Frankreich mehr an die Habschaften und an den Namen dieses Hauses."

Als der Alte seine Erzählung geendet hatte, war eine Weile ein Schweigen, weil jeden der Dämon des Vatermordes mit düsteren Augen ansah — dann redete man von dem Sprachmeister, und dieser hatte ihn da, jener dort gesehen; man wußte diesen und jenen Zug von ihm, und hatte ihn schon lange gekannt — aber endlich wendete sich das Gespräch auch von dem Sprachmeister weg, und gerieth auf andere Dinge, die gleichgültig waren.

Da die Stunde der Trennung gekommen, sagten sie sich schöne Dinge, gingen nach Hause, lagen in ihren Betten, und waren froh, daß sie keine schweren Sünden auf dem Gewissen hätten.

Menschliches Gut.

(1854)

Herz
ihn
sie h
5 Gott
und
geber
Herz
Gute
10 Da
geist
und
da d
ihm
Umf
15 schei
er g
die
sein
in i
20 Glü
war
sein
Her
25 den
ihm

Es war einmal ein Mann, der Alles hatte, was das Herz des Menschen begehren kann. Die Himmlischen hatten ihn mit Jugend, Schönheit und Kraft des Körpers geziert, sie hatten die Größe des Geistes in sein Haupt gelegt, 5 Gott hat ihm Macht und großen Reichthum anvertraut, und ihm das Schicksal vieler Menschen in die Hände gegeben. Er leitete dieses Schicksal so, daß ihm die Liebe aller Herzen entgegen kam, und er verwendete den Reichtum zum Guten, daß der Dank vieltausendfältig zu ihm empor stieg. 10 Da er die Liebe der Menschen hatte; da alles Volk begeistert war und jubelte, wenn er sich zeigte; da im Wollen und Vollbringen die ebene spiegelnde Bahn vor ihm lag; da die Dinge der Welt sich vor ihm aufthaten, und sich ihm hingaben — da er Alles hatte, da das Glück in vollem Umfange sein war: gewann er doch noch etwas, ein an- 15 scheinend Kleines — das einzige Herz eines Menschen; er gewann es so, daß das Herz keine Freude kannte, als die seine, daß es kein Glück für dasselbe gab, als das seine, daß es aufhörte, selber zu bestehen, und fortan nur in ihm bestand. Er gab sich auch dem Herzen so, daß dessen 20 Glück sein eignes war, daß dessen Freude seine eigne war, daß er ihm Alles, Alles hätte geben können, um nur seine Schönheit und seine Güte zu belohnen. Da er dieses Herz in seine Wohnung eingeführt, da es abgeschlossen von 25 den vielen tausend Menschen und Dingen dieser Welt mit ihm allein in dem Gemache war, welches für alle Zeit des

Lebens ihr gemeinschaftliches sein sollte, da sagte der Mann: „Die Dinge der Welt, die Macht, die Neigung von tausend und tausend Herzen zu mir haben mir das Glück gegeben; dieses eine Herz, dieses einzige Herz gibt mir die Seligkeit." 5

Zwei Wittwen.

(1860)

G

erzähl

ihre F

I

5 nicht a

vierzig

wohlh

anstän

in lieg

10 summe

sonder

Beschä

gehen

hatten

15 beide

N

gleich

hieß;

von s

20 von z

weit

endlic

sprach

wirkli

25 Mann

sich d

aus

Es ist eine sehr einfache Geschichte, welche ich hier erzähle, und sie mag sich recht oft ereignet haben; aber ihre Folgen mögen nicht immer gewesen sein wie hier.

Im Waldlande lebten zwei Wittwen. Beide waren noch
5 nicht alt, die eine noch nicht vierzig, die andere etwas über vierzig Jahre. Beide waren schöne Frauen, beide waren so wohlhabend, daß sie in der einfachen Waldgegend sehr anständig leben konnten, beide hatten ihr Vermögen nicht in liegenden Gründen, sondern in einer wohlangelegten Geld-
10 summe, so daß sie nicht Gesinde und Arbeitsleute brauchten, sondern in einer reinlichen Wohnung ihren selbstgewählten Beschäftigungen, von einer einzigen Magd unterstützt, nach- gehen konnten; beide hatten nur ein einziges Kind, beide hatten Männer gehabt, die dieses Kind gut erzogen, und
15 beide waren sehr eingezogene und gewissenhafte Frauen.

Nun hören aber die Ähnlichkeiten auf. Die erste Un- gleichheit war, daß die eine Ludmilla, die andere Crescentia hieß; die fernere, daß die ältere, Ludmilla, einen Sohn von sechs und zwanzig, die jüngere, Crescentia, eine Tochter
20 von zwanzig Jahren hatte; dann, daß jede ihr Kind für weit schöner und besser hielt, als das der andern; und endlich, daß sie sich immer, wenn sie zusammenkamen, wider- sprachen. Eine Gleichheit war wieder darin, daß ihre Kinder wirklich sehr schön waren, daß sie einander liebten, und
25 Mann und Weib werden wollten. Und hierin widersprachen sich die beiden Wittwen zum ersten Male nicht, daß sie es aus Liebe zu ihren Kindern zugaben. Ludmilla's Sohn

hatte ein Zimmermannsgewerbe aufgerichtet, das in guten Schwung kam, und Crescentia's Tochter waltete als Hausfrau belebend in dem Gewerbe; des Glückes war um so mehr die größte Fülle, als beide junge Leute sehr heftige Herzen hatten, die die Gefühle der Zuneigung ungemein mehr umfaßten als andere Menschen. Noch höher wuchs die Freude, als nach dem ersten Jahre der Ehe ein Söhnlein und nach dem zweiten ein Töchterlein geboren wurde, welche so schön waren, wie kaum Engel sein können. Nun aber endete für die Eltern das Glück; denn als der Knabe zwei Jahre, das Mädchen ein Jahr alt war, starben die Eltern in kurzer Zeit nach einander an einer hitzigen Krankheit, die eines dem andern mitgetheilt hatte. Das Zimmermannsgewerbe fiel auseinander, und die Kindlein waren hilflos da. Jede der Wittwen wollte nun beide Enkel haben, bis der Pfarrer und die Nachbarn den Vergleich zu Stande brachten, daß Ludmilla den Knaben, Crescentia das Mädchen zur Erziehung erhielt. Ja die beiden guten und sehr achtbaren Großmütter gelobten sich bei dieser Gelegenheit, daß sie nicht nur ihre Enkel sehr lieben wollen, was ohnehin der Fall war, sondern daß sie in Einigkeit und Friedseligkeit einander unterstützen wollen, das zeitliche und ewige Glück der armen Geschöpfe zu gründen.

So war das Beste im Willen und in der Aussicht.

Der Knabe Otto war in die reinliche Wohnung Ludmilla's gebracht worden, in welcher er ein schönes Kämmerlein und in demselben ein schönes Bettlein und niedliches Gewand und Spielzeug erhielt. Ludmilla hütete ihn mehr als den Apfel ihres Auges. Sie wurde durch ihre Magd bedient; der Knabe aber erhielt seine Pflege durch sie selber. Er liebte die Großmutter in Kurzem so, daß er alle Augenblicke seine kleinen Ärmlein mit Heftigkeit um ihren alternden Nacken schlang. Das Mädchen Clara erhielt in Crescentia's

Wohnung und Schlafstube ein Bettlein, es erhielt alles Nothwendige, daß sein Körperchen warm und reinlich war, und es wurde von der Großmutter gepflegt und ernährt. Wenn das kleine Ding ein Bedürfniß hatte, wurde darauf 5 geachtet und dasselbe gestillt; wenn es aber gesättigt war, in frischen und warmen Röckchen und Deckchen stak, und dennoch aus langer Weile oder aus einer andern Ursache mit Geschrei unbekannte Dinge verlangte, oder um des Schreiens willen schrie, legte Crescentia das Ding auf den 10 Boden ihrer Stube, wandte ihm den Rücken zu, setzte sich nieder, und ließ es liegen und schreien. Es schrie noch heftiger und furchtbarer, wurde aber dann verdutzt, und schwieg endlich. Wenn es nach langem Schreien wieder aufgehoben wurde, lächelte es dankbar, weil es sich in seiner Hilf- 15 losigkeit erleichtert fühlte.

Ludmilla sagte, das sei hart, man müsse den Kindern nur Liebe zeigen, bis sie vernünftiger würden, und eine gute Lehre einsähen. Crescentia aber sagte, das sei nicht wahr. Clara gewöhnte sich an, nichts mehr zu verlangen, 20 was die Großmutter verweigert hatte, weil das Verlangen doch fruchtlos blieb. Als Clara reden konnte, erzählte ihr die Großmutter schöne Dinge, und lehrte sie kleine Arbeiten. Sie führte sie viel in die freie Luft, daß sie sehr ermüdet wurde, gab dem Körper, was er brauchte, suchte ihm 25 kleine Vergnügen zu bereiten, verlangte aber Arbeit, und beugte sich nie vor Trotz.

Als Otto reden und gehen konnte, wurde er vor bösen Buben bewahrt, und schier immer zu Hause gehalten. Weil er wie seine Eltern heftig war, wurde er geschont, daß 30 ihm der Zorn nicht schade. Er hatte die schönsten Kleider und Spielsachen, und die Wohnung der Großmutter war sein Bereich. Er liebte sie immer mehr, zeigte es ihr, und wußte sich oft vor Empfindung nicht zu fassen. Aber er

folgte doch seinem Willen, nicht dem ihrigen. Wenn er zu dem Schwesterlein kam, herzte er es, oder schlug es.

Als die Kinder in die Schule gingen, erhielten sie die Schulgeräthe. Clara ein schwarzes ledernes Täschchen, in welchem ihre Sachen waren, Otto eine rothe Tasche mit einer gestickten Blume, unter welcher seine Schuldinge bewahrt wurden. Clara hatte ein sauberes Röckchen zum Schutz und zur Wärme, Otto die schönsten Kleider unter den Schulkindern. Clara bekam nichts zum Essen mit in die Schule, weil sie zu Hause aß, Otto erhielt jeden Tages ein Stück Geld, um sich etwas zu kaufen, Clara ging allein nach Hause, Otto wurde jedes Mal von der Magd geholt. Clara fürchtete den Lehrer, und machte ihre Schulaufgaben sehr ängstlich und genau, so gut sie es konnte. Otto liebte den Lehrer, antwortete oft sehr gut, aber nicht immer, und machte zuweilen seine Aufgaben nicht. Der Lehrer fing nach und nach an, gegen die Großmutter zu klagen, und als es die Großmutter Otto sagte, versprach er Besserung. Da aber die Klagen des Lehrers immer mehr wurden, und die Großmutter in Otto drang, nahm er sie um den Hals, küßte sie, weinte, strich sich dann die Locken von dem wunderschönen Angesichte, richtete die blauen Augen auf sie, und sagte, wie sehr er ringe, er könne sich nicht helfen, er könne nicht alle die Dinge so thun, wie sie der Lehrer verlange.

Als die beiden Kinder zur Firmung gingen, war Clara mit einer Muhme ihrer Großmutter in einem weißen Kleidchen mit einer weißen Rose in der Kirche; Otto mit dem ältesten Sohne des Richters in einem Gewande, welches das schönste in der Gegend war.

Als die Schulzeit vorüber war, kam Clara in eine Arbeitschule, in welcher sie nähen, stricken und andere häusliche Dinge in größerer Vollkommenheit lernte. In der

Zwischenzeit mußte sie zu Hause arbeiten, und sich sogar im Garten beschäftigen. Otto lernte zeichnen und rechnen, er kam mit vielen Freunden zusammen, sie zeigten ihm Spiele, er ging auf die Kegelbahnen, sie tanzten oft mit 5 Mädchen in Gartensälen oder andern Orten, er kaufte sich Pfeifen, Spazierstäbe, Ketten, und verabsäumte seine Lernstunden, und da ihn die Großmutter dieser Dinge wegen mit Hunger strafen wollte, schlug er auf sie. Clara hörte er nicht an, wenn sie ihn bath, anders zu sein.

10 Er kam zu einem Baumeister, dann in ein Zimmermannsgewerbe, dann in ein Eisengewerke, dann wieder zu einem Baumeister, und blieb nirgends lange. Er lernte geistige Getränke trinken, er lernte wetten und spielen, er suchte Tänze und Lustbarkeiten auf, er liebte die Gesell- 15 schaft seiner Freunde und die Scherze loser, schöner Mädchen. Da ihm die Großmutter Vorstellungen machte, da sie einmal im Jammer ihm zu Füßen fiel, und ihn bath, von seinem Treiben zu lassen, so flammte sein schönes Angesicht, er sagte, er könnte sich selber vor Wuth zerreißen, daß er 20 diesen Dingen nicht ausweiche; aber er komme alle Male wieder hinein.

Als er achtzehn Jahre alt geworden war, als ihm die Großmutter, welche immer seine Schulden gezahlt hatte, und welche sich in eine einfache arme Kammer hatte 25 ziehen müssen, nichts mehr geben konnte, gesellte er sich zu einem alten Weiblein, welches über das Gebirge ging, schlug das alte Weiblein an einer einsamen Stelle des Gebirges nieder, daß es als todt da lag, und raubte ihm vierzehn Guldenstücke, die es in einem groben Säcklein 30 eingenäht hatte.

Die That wurde bekannt, Otto kam in die Gerichte und von ihnen in das Strafgefängniß. Clara lag in Thränen und Schmerzergüssen vor dem Bilde der gebenedeiten,

schmerzhaften Mutter Maria in der Kirche, und flehte um Rettung und Besserung ihres Bruders. Ludmilla verkaufte ihre letzten besseren Kleider und ihre letzte sonstige Habe, um den Erlös dem alten Weiblein, das am Leben erhalten worden war, zu geben, um demselben überhaupt eine Erleichterung zu gewähren. Sie war dadurch selbst eine Bettlerin geworden. Aber Crescentia und Clara ließen sie nicht betteln gehen, sondern gaben ihr, was sie brauchte.

Ludmilla war das Augenmerk des ganzen Kirchspieles geworden, wenn sie abgemagert und in ihrer einfachen Kleidung täglich in die Kirche ging, dort die Messe hörte, und noch fast den ganzen Vormittag da blieb, bis die Kirche gesperrt wurde.

Indessen war langsam und allgemach, aber endlich doch ganz die Zeit vergangen, die Otto in der Strafe hatte zubringen müssen. Als er zurück gekehrt war, als ihm Crescentia die Mittel anboth, in ferner Gegend zu leben, um sich zu einem anderen Wandel zu schwingen, als er seine Großmutter sah, als er das Weiblein sah, das er nieder geschlagen hatte, als er die Spottblicke und das Hohnlächeln seiner Freunde und das Abwenden der Augen anderer Leute sah, kaufte er sich von dem Gelde, das ihm Creszentia zur Anschaffung der ersten Bedürfnisse gegeben hatte, ein Pistol, und schoß sich auf dem Felde eine Kugel durch das Gehirn.

Ludmilla fiel in eine Krankheit, sie hielt während derselben fast unausgesetzt die nackten, abgemagerten, runzelvollen und vor Jammer fast bleigrau gewordenen Arme und Hände gegen den Himmel, und flehte, daß ihr Enkel von Gott doch nicht ganz verdammt werden möge, und so fuhr sie in die Grube. Crescentia ließ sie wohl bestatten, und fast alle Bewohner des Kirchspieles geleiteten sie zur Ruhe — Crescentia und Clara widmeten ihre Zeit der

Arbeit und dem brünstigen Gebethe für alle ihre Dahinge-
schiedenen. — Clara zog sich ganz zurück, weil das Ge-
schehene wie eine dunkle Wolke auf ihrem Gemüthe lag.
Sie suchte Buße zu thun für die Sünden, die begangen
5 worden waren. Alle Menschen liebten sie, und der Schatten
des Schmerzes wurde allgemach lichter. Ein wohlhabender,
gelassener und edler Mann kam eines Tages in ihre Ein-
samkeit, und bath sie demüthig, seine Gattin werden zu
wollen. Sie willigte ein, sie lebten glücklich mit einander,
10 hatten zahlreiche Kinder, und Clara erzog sie mit Hilfe
ihres Mannes so, wie sie selber von Crescentia erzogen
worden war, und sie geriethen in größerem und kleinerem
Maße alle.

Crescentia starb im höchsten Alter mit Lächeln und
15 umgeben von ihrer Enkelin und deren Gatten und von
ihren Urenkeln, den Kindern der beiden.

Möchten doch nicht oft ähnliche Geschichten erzählt
werden können; ist das Ende nicht immer fürchterlich, so
ist es doch nie erfreulich.

Der Tod einer Jungfrau.

heran
voller
Leben
5 Jahr
voll
schön
in de
wo si
10 in d
Kind
gesch
über
wan
15 die
ist d
brin
dahi
sagt
20 wes

Fra
Sch
wer
25 Sch
wie
der

Ein Kind, ein Mädchen, wuchs in heiterer Fröhlichkeit heran. Das Mädchen wurde zur Jungfrau, welche in gütevoller Unschuld fort blühte. Ehe das zweite Jahrzehent ihres Lebens um war, mußte sie sterben — und alle künftigen 5 Jahre voll blühender Himmel, voll geträumter Hoffnungen, voll erwarteter Freuden — das ganze lange Leben, mit schönen Handlungen angefüllt, etwa an der Seite des Gatten, in der Mitte lieblicher Kinder, in dem Walten des Hauses, wo sie als Muster der Güte und Tugend vorleuchten konnte, 10 in dem hohen Alter, wo sie wieder von den dankbaren Kindern und Enkeln gepflegt wird — Alles, Alles ist abgeschnitten und dahin. Was die Eltern, selber nun einsam über den schon hinab steigenden Bogen der Lebensbrücke wandelnd, an dem Kinde zu sehen hofften, das erst freudig 15 die ersten Stufen jener Brücke hinauf zu gehen anhob — ist dahin. Was auch die andern Kinder, die geblieben sind, bringen mögen: aus dem Kranze der Freuden ist eine Blume dahin, und der Schmerz — wenn es auch irrig wäre — sagt immer: „Die verlorene Blume wäre die schönste ge- 20 wesen."

Die Mutter der gestorbenen Jungfrau, eine stille gute Frau, die sich so gerne ergeben hätte, wenn nur der große Schmerz und die Ergebung zu vereinigen gewesen wären, wenn nur nicht die Seele alle Dinge sagte, welche den 25 Schmerz nähren — wie gut die Verstorbene war, wie sanft, wie liebreich gegen die Eltern, wie schonend gegen die Leiden der Mutter, wie milde fühlend gegen die Krankheit des

Vaters, den sie so lieblich und besorgt führte, wie werth sie aller künftigen Belohnungen des Lebens gewesen wäre, und wie arm sie nun sei, daß sie in dem kühlen Grabe liegen müsse — die Mutter des Mädchens, die alles das fühlte, und noch viel mehr, was sie nicht sagen konnte, saß eines Tages in der Abenddämmerung in ihrem Stübchen, und weinte, und klagte den grausamen, furchtbaren, häßlichen Tod an, daß er so viel hinweg nehmen könne, was keine Wiederkehr erlebe, und sagte sich die schmerzenreichsten Dinge, die ihr die heißesten Thränen aus dem Herzen in die Augen trieben, immer wieder und immer wieder vor. Als es auf diese Weise dunkler und dunkler geworden war, und nur der Schein der schmalen Mondessichel, die an dem Himmel stand, auf die Geräthe der Stube fiel — denn die Frau hatte vergessen, ein Licht anzuzünden — stand mit einem Male ein sehr schöner Engel vor ihr. Seine Haare flossen so licht und lieblich von der Stirne über den Nacken hinab, seine Augen waren so groß und so sanft und so trauernd, seine Gestalt war einfach, klar und licht, daß nicht eine einzige, auch nicht die kleinste Makel an ihr war.

„Ich bin von deiner Tochter gekommen,“ sagte der Engel, „um welche du immer weinest. Gott hat ihr Ziel erfüllt. Ihre Aufgabe auf dieser Erde ist gewesen, ein gutes folgsames Kind zu sein, eine reine unschuldige Jungfrau zu werden, dieses Bild der Güte in dem Herzen der Ihrigen zu hinterlassen, und zu sterben. Ihr hat sich das schönste Loos entfaltet. In der Jugend, wo alle die schönen Engel in das Herz des Menschen einziehen und es mit holder Freude erfüllen — der Engel der Tugend mit der sanften Befriedigung, der Engel der Hoffnung mit dem Morgenrothe lieblicher Zukunft, der Engel der Schönheit mit dem Spiegel des Herzens, in dem sich Alles spiegelt, was groß, erhaben, freudenreich, sittlich, sanft und holdselig ist — in

dieser Zeit, wo der einzigste und innigste Schein der Freude um das menschliche Herz liegt, ist sie hinweg genommen worden, und alle Dornenwege des Lebens sind ihr erspart worden; denn die Engel der Jugend bleiben nicht immer in dem Herzen, sie 5 zeigen ihm das Schöne, und gehen dann fort, es ihm überlassend, ob es dasselbe ausführen will oder nicht, dann kommen, ach! wie oft, ganz andere, manchmal böse Engel — die Sorge, das Unglück, die Qual, der Irrthum, und wie oft, wie oft auch die Sünde mit dem Gefolge des Schmerzes 10 und der Reue, und oft der Zerstörung. Diese harten Stufen, die die Menschen zu übersteigen haben, ehe sie in ein anderes, nicht gekanntes, nicht geahntes, nicht begriffenes Leben eingehen, sind ihr erspart worden; auf weichen Flügeln ist sie hinüber getragen worden in das Leben, dessen Seligkeit noch in kein 15 irdisches Auge gekommen ist, und auch von keinem irdischen Auge gefaßt werden könnte. Du hast gesagt und gedacht, daß sie für ihre Güte belohnt werden sollte — und dieser Lohn ist ihr gekommen. Weißt du denn nicht, daß schon in der alten Heidenzeit, wenn eine Mutter um den höchsten 20 Lohn für die höchste Tugend ihres Sohnes bath, der Tod für diesen höchsten Lohn angesehen wurde?"

Die Mutter des gestorbenen Mädchens, welche immer geglaubt hatte, sie träume, aber doch die Augen von dem Engel nicht abwenden konnte, gewann die Kraft, ihre Lippen 25 zu öffnen, weil der Engel gar so sanft, gut und milde war — und sie fragte: „So hat meine Tochter jetzt gar keinen Schmerz mehr?"

„Weil keinem Erdengebornen der Schmerz erspart werden kann," antwortete der Engel, „und weil keine Ge- 30 burt ohne Schmerzen ist, so ist es auch nicht die Geburt zum andern Leben, und deine Tochter mußte daher die lange Krankheit vor ihrem Tode überstehen. Jetzt aber hat sie keinen andern Schmerz, als nur den, daß sich ihre

Eltern und Geschwister zu sehr um sie grämen. Sie ist eine der Seligen. Sie hat nichts verloren, sondern gewonnen. Nur die auf Erden zurück geblieben sind, haben verloren. Sie haben die Hoffnungen, die sie an sie geknüpft, verloren, sie haben die Freuden verloren, die sie an ihr erlebt hätten, sie haben das Bild der Güte und Liebe verloren, das sie ihnen täglich vor Augen gestellt hätte. Um den eigenen Verlust trauern ist desto sündhafter, je mehr man an sich selbst denkt — jene Trauer darfst du nicht haben. Aber der edle sanfte Schmerz ist erlaubt, den man darüber hat, daß das liebe holde Beispiel der Güte und Unschuld in den Tagen nicht mehr um uns ist, die wir noch zu leben haben. Dieser Schmerz macht besser und reiner, und ist ein schönes Opfer, das man Gott bringen kann. Habe ihn, und er ist ein Kleinod deiner Seele und deines Heiles; daß du aber mehr hast, und dich ihm hingibst, mischt sogar Trauer in die Seligkeit deiner Tochter, die im Himmel ist."

„Hast du sie getröstet?" fragte die Mutter.

„Ich habe sie schon getröstet," antwortete der Engel, „als ich sie durch die dunklen süßen Blumen des Todes führte."

„Wer bist du denn?" fragte die Mutter, „daß du so sanft, freundlich und so schön bist?"

„Ich bin der Todesengel," antwortete er.

„Du bist der Todesengel," sagte sie, „und bist so lieblich? Führst du denn alle Menschen von hinnen?"

„Alle," antwortete er.

„So wirst du auch uns hinüber führen?" fragte sie.

„Ich werde auch euch," antwortete der Engel, „wenn eure noch übrigen Tage aus sind, zu ihr, der Vorausgegangenen, hin führen, daß keine Trennung, kein Leid, keine Irrung ist."

„O gehe auch zu dem Vater, und zu den Geschwistern,“ bath sie, „und tröste sie.“

„Ich kann ihnen nicht erscheinen,“ antwortete der Engel, „weil ihre Herzen nicht so vorbereitet sind, aber 5 gehe hin, und erzähle ihnen, was du gesehen hast, und sie werden getröstet werden.“

Der Engel verschwand. Die verwaiste Mutter saß in dem Gemache, der freundliche schmale Mond legte glitzerndes Silber in die Ecke ihrer Fensterscheibe, und traf in sanftem 10 Glanze die Dinge des Zimmers — und in dem Herzen der Mutter war es, als käme in den großen, großen Schmerz, der in demselben war, ein Tropfen süßer Seligkeit von dem Himmel herab, in welchem ihre Tochter nun wohnte.

Die Barmherzigkeit.

im
Mu
5 imm
und
sie
Na
fort
10 bla
im
im
red
red
15 als
sch
Bi
an
fr
20

g
g
25 C
e
e

Das kleine Mädchen Vita ist sehr krank gewesen.

Mehrere Tage lang lag es mit dem rothen Gesichtchen im Bette, die Augen standen in dem Gesichtchen auf die Mutter gerichtet, und kannten sie nicht. Dann schlief sie immer, zuckte mit den Händchen, und richtete oft Mund und Wänglein ein wenig empor, wie sie sonst that, wenn sie recht schön bitten wollte. Die Mutter saß Tag und Nacht an dem Bette, reichte Alles, schickte sogar den Schmerz fort, daß er sie nicht hindere, bis die rothen Wänglein blaß geworden waren, die blauen Äuglein matt, aber kühl im Haupte standen, sich leise regten, und nach den Dingen im Zimmer sahen. Dann that sich der Mund auf, und redete gerade wieder von den Sachen, von denen er geredet hatte, als er krank geworden war. Eines Tages aber, als schon Spielzeug auf dem Bette lag, und eben ein schöner Morgen in das Zimmer schien, wurde die kleine Vita stille, sann nach, und fing dann bitterlich zu weinen an. Die Mutter neigte sich über sie, strich die Locken, und fragte, warum ihr liebes Englein so weine.

„Weil ich schwer, schwer gesündigt habe."

„Wo hast du denn gesündigt, liebe Vita?"

„Ich habe damals Gott recht gebethen, er möchte den großen Wagen wegthun, der mir immer auf den Füßen gestanden ist, und du hast gesagt, um was man den lieben Gott recht bittet, das thut er auch, aber den Wagen that er doch nicht weg, und er blieb immer, immer stehen. Da aber der Wagen doch jetzt weg ist, so sehe ich, daß du ihn

weggethan und die schönen Puppen und Kleidchen hergelegt hast. Da dachte ich, Gott ist gar nicht barmherzig, und ich werde ihn auch gar nicht mehr anbethen. Da wird er mich nun strafen und doch sterben lassen."

Die Mutter sagte zu dem schluchzenden Kinde: 5

„Höre mich an, Vita, ich werde dir etwas erzählen, und dich um etwas fragen. Weißt du noch, wie das heiße Wasser auf deinen Arm rann, und er recht schrecklich schmerzte?"

„Ja." 10

„Was haben wir denn damals gethan?"

„Es ist der große Doktor gekommen, und hat dir etwas gesagt."

„Und was habe ich denn dann gethan?"

„Du hast mich in das Bett gelegt, hast ein Tuch um 15 den Arm gebunden, und hast mir recht, recht schöne Dinge gegeben."

„Und wie ist denn dann morgen oder übermorgen der Arm geworden?"

„Nun, gut ist er geworden." 20

„Hat er denn lange, lange noch geschmerzt?"

„Gar nicht mehr hat er geschmerzt."

„Als neulich das schöne Glasstängelchen abgebrochen war, mit dem du immer gespielt hast, wenn wir es auch mit einem Tuche eingebunden, und in das Bett gelegt 25 hätten, wäre es auch wieder gesund und ganz geworden?"

„Nein," sagte das Kind, durch die Thränen lachend.

„Warum denn nicht?"

„Nun, weil — weil — Mutter, warum denn nicht?"

„Siehst du, weil in deinem Arme ein Fleisch ist, das 30 wachsen kann, und ein lebendiges Blut, welches rieselt, und das Wachsen befeuchtet. Und wenn ein Schaden kommt, und eine Wunde, so geht das Fleisch herzu und wächst

zusammen, und das Blut kommt auch, und befeuchtet es, damit es wachse. Das arme Glasstängelchen, wenn es einmal entzwei ist, muß so bleiben, und kann gar nie zusammen wachsen, weil es nicht lebendig ist."

„Ja, Mutter."

„Wer hat denn nun dem Fleische die Gnade gegeben, daß es wachsen kann, und dem Blute, daß es befeuchtet, und heilet?"

„Gott."

„Wer hat uns denn das Herz so gemacht, mir und dem Vater, daß wir dich so lieb haben, und dir Alles geben müssen, was du brauchst, damit du leben kannst, und damit du noch dazu recht viel Freude habest?"

„Gott, Mutter."

„Siehst du nun, Vita, wie Gott barmherzig ist. Weil er selber nicht überall hingehen und gleich helfen kann, da er zu majestätisch ist und in dem Himmel wohnet, so hat er alle Menschen so gemacht, daß sie es nicht sehen können, wenn ein Anderer leidet, sondern daß ihnen das Herz zerspringt, und sie gleich hingehen und helfen müssen. Weißt du, wie du geschrieen hast, als sich das Kätzchen bald an der rothen Schnur erhängt hätte, wie du es herab genommen, wie du es gestreichelt hast, bis es maulig wurde, und in deinem Schooße einschlief?"

„Ja, Mutter."

„Und dem großen Doktor hat es Gott in das Haupt gegeben, daß er die Eigenschaften der Kräuter und der Dinge kennen lernen kann, damit er eine Salbe mache, wenn die Leute krank sind, oder einen Trank, damit sie wieder gesund werden. Und dem Feuer hat es Gott gegeben, daß es wärme, dem Wasser, daß es naß ist, der Sonne, daß sie scheine, dem Brode, der Milch, den Früchten, daß sie uns ernähren, und uns hat er den Verstand ge-

geben, daß wir diese Dinge immer besser einsehen und immer besser gebrauchen lernen. Überall schickt er die Menschen wie Schutzengel hin, daß sie helfen, und auch zu mir ist er in der Nacht gekommen, und hat gesagt, daß ich dir den großen Wagen wegthun soll. Siehst du es nun, Sita?"

Das kranke Kind hatte die klaren Äuglein immer hingerichtet, und aufmerksam zugehört, aber endlich fielen ihm die Lieder zu, als wollte es schlafen, wie das gestreichelte Kätzchen. Es war längst schon überzeugt, und eine solche Beruhigung lag in dem Angesichtchen, als wäre Gott selber da gewesen, und hätte es gesagt; denn die Kinder glauben Alles, was die Eltern sagen. Die Mutter aber ging in das Zimmer daneben, und weinte sich dort aus, bis keine einzige Thräne mehr in ihr war. Sie wußte nicht, hatte sie aus Freude geweint oder aus Schmerzen.

Als sie nach einer Weile wieder heraus kam, schlief das Kind recht fest, die Wänglein waren wieder roth, aber nun von Gesundheit, auf dem Stirnlein standen kleine lichte Tröpflein, und die Puppen lagen herum auf dem Deckchen, und rührten sich nicht, daß der heilende Schlaf nicht unterbrochen werden möge.

---

insehen und
hickt er die
n, und auch
gesagt, daß
t du es nun, 5

immer hin=
h fielen ihm
gestreichelte
eine solche 10
Gott selber
der glauben
ging in das
s keine ein=
t, hatte sie 15

sam, schlief
roth, aber
den kleine
auf dem 20
de Schlaf

Volume

14

Adalbert Stifter's

Werke.

Bibliothek

Deutscher Schriftsteller aus Böhmen.

Herausgegeben
im Auftrage der
Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

Band XII.

Stifters Sämmtliche Werke. XIV. Band.

Prag 1901.
J. G. Calve'sche k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung.
(Josef Koch.)

Adalbert Stifters
Sämmtliche Werke.

Vierzehnter Band.

Vermischte Schriften. Erste Abtheilung.

Herausgegeben

von

Dr. Adalbert Horcicka.

Mit 18 Lichtdrucktafeln.

Prag 1901.

J. G. Calve'sche k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung.

(Josef Koch.)

Druck von Karl Bellmann in Prag.

Herrn

K. Adolf Bachofen von Echt sen.

in Wien-Nußdorf,

dem begeisterten Verehrer Stifters,

gewidmet.

Inhaltsverzeichnis.

(Ungedrucktes ist mit *, bisher theilweise Gedrucktes mit ** bezeichnet.)

Vermischte Schriften 1843—1867.

Erste Abtheilung.

Einleitung.

Ad. Stifter hat seine geistige Befähigung in fruchtbringender Weise auf verschiedenen Gebieten bethätigt. Dichtkunst und Malerei hat er mit gleicher Hingebung gepflegt. Wir sind meist gewohnt, in ihm den hervorragendsten Novellisten zu schätzen, auf den mit Recht das deutsche Volk in Böhmen stolz sein kann, als dessen Sohn er sich stets gern bekannte, wiewohl er seit den ersten Jahren zarter Jugend in den benachbarten Erzherzogthümern, mit Vorliebe „in seinem geliebten Oberösterreich“ weilte. Seine großen Werke „Studien, Bunte Steine, Nachsommer und Witiko“, weniger die von Johannes Aprent gesammelten und dem Nachlaß entnommenen „Erzählungen“ und „Vermischte Schriften“ sind der Maßstab für die Beurtheilung seiner literarischen Leistungen, für die Würdigung seiner schriftstellerischen Bedeutung geworden. Ad. Stifter hatte aber nicht allein die seltene Gabe, das Leben der Natur und ihre Erscheinungen — die Geheimnisse des Waldes, die Pracht der Fluren und Felder, selbst die Schönheit der Heide — mit trefflichem Verständnisse zu belauschen, mit zutreffenden Worten ihre von ihm vergötterte Großartigkeit, die er bis in die kleinsten Einzelnheiten scharf beobachtet, zu schildern. Nicht minder verehrt er die bildende Kunst, „das höchste irdische Gut,

die Darstellung des Göttlichen im Kleide des Reizes". Er fühlte sich sogar als Künstler. Weit früher, ehe er zur Feder griff, übte er sich in der Zeichnung, mit Pinsel und Farbe wollte er seine Naturstudien verkörpern, in der Malerei suchte er seinen Beruf für die Zukunft. Selbst als er nach langem Schwanken und reichlicher Erwägung sich für die Schriftstellerei aus freier Wahl entschied, pflegte er immer noch die Malkunst, da sie ihm nach Stunden der Arbeit eine erquickende Erholung und angenehme Zerstreuung bot, aus Liebhaberei. Darf es unter solchen Umständen verwundern, dass der Dichter, der sich als Künstler fühlte, über Werke der bildenden Kunst, die ihn besonders interessierten, seine Gedanken niederschrieb? So wendet sich Stifter, seitdem er in Linz ständig seinen Wohnsitz nimmt, auch der Kunstkritik (seit 1851) zu, einem neuen Felde seiner Thätigkeit, das von seinen Biographen bisher nicht entsprechend, nahezu gar nicht gewürdigt wurde. Die gesammelten kunstkritischen Studien bilden den vorliegenden Band, zu dessen näherem Verständnis wir uns im Folgenden mit Ad. Stifter als Kunstkritiker und Maler beschäftigen wollen.

I.

Der Kunstkritiker.

Die vorliegenden Aufsätze wurden abgedruckt zum Theile nach bisher nicht bekannten oder nicht benützten Handschriften, zum Theile meist aus oberösterreichischen Zeitungen und Zeitschriften, in denen sie erschienen; denn Stifter bespricht darin ausschließlich Kunstwerke, die sich im Lande Oberösterreich befinden, oder solche, welche für Ausstellungen oder auf besondere Bestellung dahin geschickt wurden. Diese Kritiken haben daher in erster Linie einen örtlichen Charakter für die oberösterreichische Landschaft, gewinnen aber ein weit darüber

hinausgehendes Interesse dadurch, daß in ihnen Werke der verschiedensten Künstler aus Österreich, Deutschland, Belgien und Holland — ich zähle 266 Namen — mehr oder weniger eingehend besprochen werden. Auch für die böhmischen Kunstverhältnisse haben sie eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, da in Linz die Privatsammlung von Gemälden des Fürsten Camillo von Rohan ausgestellt war, und in Böhmen wirkende oder aus Böhmen stammende Künstler, wie die Maler August Palme, August Piepenhagen, der Bildhauer Johann Rint u. a., in ihnen gewürdigt werden. Von Denkmälern der Kunst aus vergangenen Zeiten werden in diesen Abhandlungen nur solche berücksichtigt, die sich auf oberösterreichischem Boden befinden, zu deren Besprechung Zufälligkeiten, als Funde, Wiederherstellungen, Zu- oder Umbauten, die Veranlassung gaben.

Da die genannten Aufsätze in der amtlichen „Linzer Zeitung" oder in andern Linzer Ortsblättern, welche nur für einen engeren Kreis von Lesern zunächst bestimmt sind, erschienen, so geriethen sie bald in Vergessenheit und sind heute recht schwer zugänglich, da sich vollständige Folgen dieser Zeitungen nur selten finden. Es dürfte demnach jedem Freunde der Muse Stifters willkommen sein, seine kunstkritische Abhandlungen in ihrer Gesammtheit in diesem Bande vereinigt zu finden, da Johannes Aprent (Vermischte Schriften. Pest. 1870. I. Band. S. 189—202 und 235—306) nur einige mittheilt. Ihr Abdruck leidet unter einer gewissen Verstümmlung, indem die meisten Stücke nur Theile der Aufsätze unter anderer Überschrift sind, also aus dem Zusammenhange herausgelöste Bruchstücke, wobei noch überdies der Herausgeber manche für diesen Zweck nothwendige, aber auch viele rein willkürliche Änderungen vorgenommen hat, damit das abgedruckte Stück wie aus einem Gusse und so erscheine, als ob es Ad. Stifter selbst in dieser Gestalt geschrieben habe, so namentlich in dem Abschnitte „Gemälde" (S. 269—306).

Für den Druck dieser Abhandlungen wurde die Anordnung eingehalten, daß an erster Stelle zwei „Allgemeine ästhe-

tische Ansichten" (S. 1—12) traten, aus denen sich der Standpunkt Ad. Stifters für den Aufbau seiner Novellen, für seine Ansichten über Kunst und ihre Wirkung auf die Veredlung des menschlichen Gemüthes, dann aber auch die Ansicht über die Art, wie man ein Kunstwerk zu würdigen und von welchem Gesichtspunkte aus man es zu besprechen hat, ableiten läßt. Er spricht in dem Gesuch „um Bewilligung öffentlicher Vorträge über Ästhetik" seine philosophische Überzeugung aus, die — wenn auch nicht ganz originell — ein Kind ihrer Zeit, doch ein förmliches Glaubensbekenntnis seiner ethischen und ästhetischen Anschauungen ist, dem er selbst in den späteren Tagen, ja bis zu seinem letzten Athemzuge treu blieb. Da ihm als Hauptsache „Nachahmung der äußeren Natur, als eines von einer großen, allmächtigen, sittlichen Kraft Erzählenden" gilt und „Leidenschaft immer unsittlich ist", so pflegt er die erstere auf allen Gebieten seiner Thätigkeit, während er letztere aus dem Kreise seiner Darstellungen verbannt. Wie man demnach in seinen Novellen die inneren Vorgänge, welche die handelnden Personen leiten, nur durch die Schilderung der Äußerlichkeiten erkennt, aus ihren Thaten und Worten erst auf innere Vorgänge zurückschließen muß, so hat er auch als Maler nur das ruhige, majestätische Walten in der Natur verherrlicht, ohne auch nur durch irgend ein kleines Beiwerk den überwältigenden Eindruck ihrer Wesenheit zu stören, und tritt als Kritiker mit dem ersten Erfordernis, das gestellt wird, der vollsten Objectivität an ein Kunstwerk heran, um nur den Eindruck auszusprechen, den dieses in seinem Empfinden verursacht hat.

Es folgt dann in zeitlicher Aufeinanderfolge die Reihe der „Berichte über den oberösterreichischen Kunstverein" (S. 13—243), die zwar als ganz zwanglose „Ansprachen", „Briefe" oder „Berichte" erschienen — er verwahrt sich ausdrücklich gegen die Bezeichnung „Recensionen" (S. 144) — trotzdem aber naturgemäß ein zusammengehöriges Ganzes bilden,

das selbstverständlich nicht zerrissen werden durfte. Zuerst, als der oberösterreichische Kunstverein (1851) gegründet wurde (S. 16), dessen Gegner, weil ihm Linz nicht der richtige Boden für ein derartiges Unternehmen schien, trat Ad. Stifter diesem Vereine doch aus Liebe zur Kunst als Mitglied bei, berichtet aus ganz freien Stücken, da er sich bald von der guten Wirkung desselben überzeugt hatte, über ihn an die „Allgemeine Zeitung", wird sogar wegen seiner Verdienste, die er sich durch die Besprechung der Ausstellungen erworben, und wegen seiner Beziehungen zu vielen Künstlern 1854 zum Comité-Mitglied gewählt und als Stellvertreter des Obmannes Johann Grafen von Weißenwolf bestimmt (Linzer Zeitung, 18. Juni 1854, Nr. 145). In dieser Eigenschaft eröffnet er nun eine erfolgreiche Thätigkeit bis zum Schlusse des Jahres 1862, wo er aus ihm geschieden ist (Ebenda, 3. December 1862 Nr. 278, S. 209).

1854 gieng er mit dem späteren Obmann des Vereines, Abt Dominik Lebschy von Schlägl, daran, die Landes-Gallerie zu gründen. Ihrem Bemühen gelang es, bereits 1855 das erste große Werk „Schiffbruch an der Insel Capraja im ligurischen Meere" dafür zu erwerben (S. 65—67, 89—92). So dankt Oberösterreich Ad. Stifter nicht bloß die Idee und den Anfang seiner Bildersammlung, die 1866 in das Eigenthum des Landes übergieng, sondern auch seinem feinen Kunstsinn die Erwerbung ihres schönsten Stückes, das von Hermann Mevius gemalt ist. Auch weitere Kreise außerhalb des Landes wußte er für den Plan zu begeistern, indem wohl durch seine Vermittlung dieses Bild, das in mehreren Ausstellungen des deutschen Reiches (München) zu sehen war, auch nach Wien und Pest wanderte, wo man darüber voll des Lobes war (Wiener Zeitung, 1865, Nr. 101, S. 1287). Jedenfalls erfolgte 1856 auf Ad. Stifters Anregung der Antrag des vereinigten Landescollegiums an das hohe Ministerium um Bewilligung eines jährlichen Beitrages von

1000 fl. für den Kunstverein (S. 201), dem zwar nicht willfahrt wurde, der aber jedenfalls die leitenden Persönlichkeiten in Wien auf diese Linzer Bestrebungen aufmerksam machte, so daß dieser Wunsch später, 1860, mit Genehmigung des h. Staats-Ministeriums durch Widmung eines Betrages von 500 fl. wenigstens zum Theile erfüllt wurde (S. 202). 1860 hat der Kunstverein, jedenfalls auf Ad. Stifters Drängen, der Verbindungen in den Hofkreisen hatte und bei seinen öfteren Reisen (nach Wien, die theils dienstlicher, theils geschäftlicher Natur waren) dieser Eingabe Nachdruck zu geben im Stande war, Se. Majestät den Kaiser um Überlassung von Gemälden aus den Depots der k. k. Gemäldegallerie behufs der Gründung einer Landes-Gallerie in Linz angegangen. Mit Allerhöchster Entschließung vom 5. December 1860 wurden acht Bilder verabfolgt, von denen fünf in den Besitz der Linzer Landes-Gallerie übergiengen, drei später jedoch zurückgestellt werden mußten (Katalog der oberösterreichischen Landes-Gallerie, 1893, S. VI). Um den Wunsch einer jährlichen Unterstützung rascher zu verwirklichen und um bei der Eingabe darum einen größeren Einfluß zu gewinnen, holte Ad. Stifter bereits 1858 das Gutachten des Central-Comités der deutschen Künstler in München über die Errichtung der Landes-Gallerie in Linz ein (S. 202, 203), in welchem man dieses Bestreben „als das bezeichnete, was den deutschen Kunstvereinen Noth thue und denselben dringend zu rathen sei, nämlich aus dem Wechsel der Dinge ein Bleibendes zu schaffen und Sammlungen des Besten anzulegen, was die Zeit erzeuge, zum Frommen der Kunst und zur Förderung des wahren Geschmackes". Endlich hatte nach langen Vorarbeiten von 1854 bis 1862 die von Ad. Stifter am 24. October 1862 abgefaßte Eingabe an den oberösterreichischen Landesausschuß (S. 195—204) die erwünschte Wirkung, daß mit Beschluß der Landesvertretung vom Jahre 1863 dem Kunstvereine eine jährliche Unterstützung von 500 fl. unter der Bedingung ge-

währt wurde, daß die Kunstwerke und Gemälde, welche sie erwürbe, dereinst in das Eigenthum des Landes übergehen sollten, was auch laut des am 9. October 1866 ausgestellten Übernahmsprotokolles durch Dr. Ignaz von Figuly als Referenten des Landesausschusses und Josef Edelbacher als Bevollmächtigten des Kunstvereines geschehen ist. Wir werden wohl nicht fehl gehen, wenn wir all diese Erfolge dem Ansehen und dem persönlichen Eingreifen Ad. Stifters zuschreiben. Sonst äußerst vorsichtig in der Wahl seiner Worte, ja mitunter mehr unterthänig, als gerade nothwendig ist, verstand er jedoch im Interesse der Sache eine kräftige, recht scharfe Sprache zu führen, wenn er die Überzeugung hatte, daß eine Entscheidung auf Grund mangelhafter Anschauung und Vorkenntnisse gefällt wurde, wie aus der „Eingabe an den Statthalter von Oberösterreich“ (1856) ersichtlich ist, als man die Wiederherstellung des Redoutespeisesaales, der für die Kunstausstellung von den Ständen überlassen wurde, einfach abgelehnt hatte. Die Zumuthung, „daß der Saal noch in anständigem Zustande sei“, weist er entrüstet zurück. „Dieser Zustand muß mit dem Ausdrucke „nicht anständig“ für den Kunstverein überhaupt, und insbesondere für einen Verein bezeichnet werden, dem beizutreten Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin die hohe Huld und Gnade gehabt haben, und dessen Ausstellung Se. Majestät der Kaiser zu besuchen geruht hat, welcher Besuch von beiden Majestäten im heurigen Jahre nicht in Unmöglichkeit steht.“ Und recht heiter klingt es, wenn man den Zustand des Saales als anständig bezeichnete, ohne ihn gesehen zu haben; denn als man ihn dann später besichtigte, mußte man erklären, „der Stand desselben könne nicht so bleiben, das Collegium hätte bei seiner Abstimmung den Zustand nicht gesehen“ u. s. w. (S. 73—76). — Ad. Stifters Würde als Stellvertreter des Kunstvereines brachte es mit sich, zumal der Obmann Dominik Lebschy, der Abt von Schlägl, nur gelegentlich

in Linz anwesend war, daß er mit den Allerhöchsten Kreisen in Fühlung trat. Er wurde an das Allerhöchste Hoflager der Kaiserin Elisabeth (1854) nach Ischl berufen, geleitete den Kaiser durch die Ausstellung anläßlich seines Besuches in Linz, lernte König Ludwig II. von Baiern (Linzer Zeitung, 20. Mai 1860, Nr. 117) und andere hohe Fürsten kennen, welche auf ihrer Durchreise die Hauptstadt Oberösterreichs berührten. Und darum drängte er wohl auch auf die Errichtung einer Landes-Gallerie, damit die vielen Fremden, welche die Stadt besuchen, in dieser mehr Zerstreuung und nicht Eintönigkeit finden, da sie an Naturschönheit so reich, an Kunstschätzen so arm war. Alle Kräfte setzte er daher für das Aufblühen des Kunstvereines und für die Entwickelung seiner Schöpfung, der Landes-Gallerie, ein, so lange es seine Gesundheit zuließ. Sein Austritt aus dem Ausschusse seit 1863 ist die Folge der zunehmenden Kränklichkeit, seine ihm zum Bedürfnis gewordene Gepflogenheit, in die Linzer Zeitung Berichte über die Kunstausstellungen zu schreiben, hat er infolgedessen wegen häufiger, oft monatelanger Abwesenheit von Linz für die Jahre 1864 bis 1866 aufgeben müssen. Das letztemal schrieb er über die Ausstellung des Jahres 1867, welche noch eröffnet war, da er von der Sommerfrische zurückkehrte.

Diese Artikel, in welchen Ad. Stifter seine Ansichten über die zeitgenössische Kunst ausspricht, erregen unsere Aufmerksamkeit in zweifacher Beziehung: durch die in ihnen niedergelegten allgemeinen Gedanken und durch die eingehende Besprechung einzelner Werke der modernen Kunst. Mit eigenen Worten bekennt er, „daß sie nicht eigentlich sogenannte Recensionen sind, wie sie sich in dem neueren Zeitungswesen entwickelt haben, sondern daß sie den Zweck haben, die Kunst in diesem Lande heben und fördern zu helfen, daß sie daher sich mehr mit dem allgemeinen Wesen der Kunst und wie dasselbe zu heben, zu pflegen und zu entwickeln sein dürfte, als mit

dem Einzelnen, was geboten wurde, mit den vereinzelten Schönheiten und Fehlern desselben, beschäftigen" (S. 144). Unter diesen Voraussetzungen gliedert er nahezu alle die Kunstausstellungen behandelnden Aufsätze in zwei von einander scharf getrennte Theile: den allgemeinen und den besonderen. Die im ersten Theile angeregten Fragen erörtern Ansichten über die Kunst im allgemeinen (S. 45, 140, 147, 216), ihr Verhältnis zur Religion (S. 21, 48, 49, 84, 143, 205, 217, 224), die Kunst als den Wertmesser für den Rückgang des Culturzustandes der Völker (S. 33 ffg.). Er bespricht daselbst einige Ursachen des Verfalles der Kunst mit besonderer Rücksicht auf Oberösterreich (S. 204 ffg.) und wie man ihr wieder aufhelfen könnte, den Idealismus und Realismus der Kunst (S. 216 ffg.), die Bedeutung des Stoffes bei einem Kunstwerke (S. 163), die veredelnde Wirkung der Kunst auf die Menschen (S. 21, 102) und die historische Malerei (S. 96, 115, 150, 223). Selbstverständlich erfolgen die Ausführungen häufig in Beziehung zum Kunstvereine oder unter dem Eindrucke anderer örtlicher Momente. Ungescheut spricht er offen seine Bedenken aus, als der Verein gegründet wurde (S. 15), freut sich aber über dessen Wachsen und Gedeihen (S. 17), lobt das Verdienst des Ausschusses um die Ausstellungen (S. 20, 28, 32, 39, 40, 47—50, 57—59, 140—148, 195, 208—210) und die Prämienblätter an die Mitglieder (S. 37—39, 67—73). Von seiner steten Fürsorge um die Veranstaltung der Kunstausstellungen zeigt insbesonders ein Brief an Heinrich Bürkel ddo. Linz, 9. September 1861 (Aprent, Briefe II, 351, 352). Hauptsächlich beschäftigt ihn begreiflicherweise die Landes-Gallerie (S. 65, 105—107, 195—204). Wiederholt wird Klage erhoben, daß die Ausstellungen nicht so reichhältig und nicht von den hervorragendsten Künstlern beschickt sind, wie es zu wünschen sei. Der Grund liegt in erster Linie darin, daß Linz eine kleinere Stadt ist und die Künstler in dieser Stadt auf

ein großes Absatzgebiet ihrer Werke nicht rechnen konnten (S. 48, 183). Mit Recht aber beschwert er sich darüber, daß häufig die Verhältnisse, wie die Kriege 1854 (S. 47) und 1859 (S. 126), den Ausstellungen ungünstig waren oder daß gerade einheimische Künstler ihr geringen Antheil entgegenbringen und wenig ausstellen (S. 77, 107, 209). — Da in Oberösterreich die Kunst vom 17. bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhundertes keine sonderliche Förderung gefunden hat, so ist nach seiner Meinung auch der Sinn für das künstlerische Fühlen, Empfinden und Sehen dem Volke abhanden gekommen, daher erklärt er ausdrücklich, daß diese seine Berichte in erziehlicher Absicht niedergeschrieben sind, um die breite Masse des Volkes für die Erzeugnisse der Kunst empfänglicher zu machen. Bei Besprechung des schönen Bildes „Rübezahl" von Schwind meint Stifter: „Ich glaube kaum, daß unser Publicum schon so weit gedrungen ist, dieses Bild nach Verdienst würdigen zu können" (S. 19). Noch weniger schmeichelhaft ist eine Bemerkung Stifters in dem Berichte an die k. k. Centralcommission über die Restaurierung des geschnitzten Hochaltars der Kirche zu Pesenbach, welche von F. Scheck stilgemäß vorgenommen wurde. Im steinernen Saale des Landhauses hat man dann den Altar zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt. „Betrübend ist es, die Urtheile der Besucher zu hören, welche größtentheils nicht wissen, um was es sich handelt, und welche die stilwidrigsten Wünsche laut werden lassen. Mitunter geben sie Scheck die Fehler der Zeichnungen und der Bildhauereien Schuld. Ich habe einen Aufsatz über diesen Altar für die Landeszeitung unter der Feder, wie ich über die Steyrer Restaurationen geschrieben habe. Zum Theile dienen solche Besprechungen doch zur Richtigstellung verworrener Urtheile und zur Klärung und Begründung von Kunst und kunstgeschichtlichen Ansichten" (S. 264). Bezeichnet Ad. Stifter in einem Briefe an Alfred Ritter von Lebzelter Linz als den Ort der

„Verbannung, wo man nur aus jeder Productengattung das Schwächste haben kann" (A. Horcicka: Die Beziehungen Ad. Stifters zu der Familie Kaindl. Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXXVII. S. 324—336), so gibt er seiner Stimmung noch viel kräftiger Ausdruck in dem Schreiben an den Maler Heinrich Bürkel, Linz, ddo. 9. September 1861 (Aprent, Ebenda II. S. 352) mit den Worten: „Und wenn du auf den Verein böse bist, so sei es nicht auf den armen Stifter, der hier in der Kunstwüstenei sitzt . . ." Die Fülle trefflicher und schöner Gedanken, denen wir in diesem allgemeinen Theile seiner Berichte begegnen, hat er zweckentsprechend in das Gewand volksthümlicher Darstellung gekleidet, damit jeder Leser sie erfasse und aus ihnen ohne Schwierigkeit Belehrung hole.

Diesen allgemeinen Betrachtungen folgt dann stets der zweite specielle Theil, in welchem er die einzelnen Kunstwerke, meist Gemälde, je nachdem er die Zeit hiefür erübrigt (S. 29, 40), mehr oder weniger eingehend würdigt. Das nöthige Rüstzeug als Kunstkritiker steht Ad. Stifter im vollsten Maße zur Verfügung. Dazu gesellt sich ein großes Wohlwollen jedem Künstler gegenüber. Selbst ein Maler, vermag er technische Feinheiten, Vorzüge, aber auch Mängel in der Auffassung, Behandlung und Durchführung mit geübtem Kennerblicke leicht aufzudecken. Seinen Standpunkt kennzeichnet er bei Besprechung des Hauptaltarblattes von A. Palme für das Stift Schlägl. „Mag das Bild Fehler und Schwächen haben, mag es von dem Trefflichsten, was kirchliche Kunst in früheren Jahrhunderten vorgebracht hat, in diesem oder jenem Abstande stehen — wir forschten nicht darnach — es wird fortwährend durch das wirken, was es ist, und nicht durch das, was es nicht ist, es wird selbst bei denen wirken, welche das zu sehen vermögen, was es nicht ist. Und das ist wieder ein Zeichen der Kunst, daß sie bringt und beglückt, und daß sie vergessen

läßt, was sie nicht gebracht hat" (S. 333, ähnlich S. 84). Streng wie gegen sich selbst ist er in seinem Urtheile über jedes Kunstwerk, versteht doch immer sehr zart und rücksichtsvoll die Mängel so hervorzuheben, daß selbst der empfindlichste Künstler nicht gekränkt werden kann. Offenliegende Fehler des Bildes bemängelt er in der Art, daß er statt zu tadeln nur als Wunsch ausspricht, wie er sich nach deren Beseitigung die Wirkung großartiger vorstellen würde (S. 24, 25, 29, 222). Er tritt vor die Bilder, um an sie nicht eben als Künstler den Maßstab der Besprechung anzulegen, sondern will in seiner Bescheidenheit, soweit es seine Kenntnisse und Fähigkeiten zulassen (S. 20), oder soweit er die Sache zu beurtheilen vermag (S. 22), berichten. Und wenn er z. B. bei dem großen Bilde Koehlers „Semiramis" manches geändert wünschte, um die Handlung lebendiger und glaubwürdiger zu gestalten, so schließt er die Besprechung mit den Worten: „Möge der Künstler, wenn ihm diese Worte etwa zu Gesichte kämen, dem Schreiber nicht zürnen, er verehrt ihn, darum sagt er die Worte, er verehrt die Kunst, darum spricht er eine Meinung aus, und er achtet jeden ehrlichen Gegner, darum fürchtet er nicht schief beurtheilt zu werden, wenn er irrt" (S. 32, ähnlich S. 96). „Wenn einem in der Kunst untergeordneten Manne, der nur auf der Stufe des Liebhabers steht, ein Rath erlaubt ist, so würden wir sagen, der Künstler (Robert Zimmermann) bewahre die kräftige Männlichkeit, wie sie aus diesem Bilde spricht" u. s. w. (S. 100). An anderer Stelle hält er es für seine Pflicht (S. 113), dem bedeutenden Künstler seine „Bedenken nicht vorenthalten zu dürfen" (ähnlich S. 170, 195). In der Besprechung über ein Bild von Munsch heißt es zum Schlusse „nach unserer Meinung darf auch nicht der geringste Theil eines Kunstwerkes vernachlässigt werden" (S. 181). Ohne hohe Meinung von seiner eigenen Leistungsfähigkeit, ohne Voreingenommenheit schreitet er, wie wir sehen, an die

Beurtheilung eines Kunstwerkes, wobei er nur aus Interesse an der Sache Ausstellungen macht, auch den Freund, den besten, nicht verschont, z. B. Johann Nepomuk Geiger in seinem Bilde „Goethe und Schiller“ (S. 151 ffg.) u. a. Bei Künstlern, welche die Linzer Ausstellungen regelmäßig zu beschicken pflegten, liebt er die Anstellung eines Vergleiches der letzten Bilder mit den früheren, um für die Wertschätzung der Meister und ihrer Arbeiten einen sicheren Anhaltspunkt zu finden, wohl aber auch um in dem Leser des Artikels die Erinnerung an ein vor längerer Zeit gesehenes Kunstwerk wachzurufen und ihn selbst zu einem Vergleiche anzuspornen (S. 27). Unter den vielen Künstlern, deren Werke er bespricht, begegnen wir Namen ersten Ranges, und Ad. Stifters Bemerkungen gewinnen dadurch an Bedeutung, daß viele von ihnen damals noch in jungen Jahren, erst am Beginn ihrer Laufbahn standen, er aber mit richtigem Blicke aus den vorliegenden Erstlingswerken die künftige Größe ersah, wie bei Robert Zimmermann: „wenn er im treuesten Studium der Natur beharre, selbst wie sie in ihren kleinsten Zügen malt — wir können es nicht besser machen als sie — und wir glauben, daß er seinen Zeitgenossen und sich genug thun wird, und daß, wenn er ihn wünscht, der Ruf bei den Nachkommen nicht ausbleiben kann“ (S. 101). So auch bei anderen. Wiewohl seinem ganzen Wesen nach Landschafter, so wirkt auf Ad. Stifter in gleicher Weise das Gattungsbild, die Porträtstudie, die historische und vor allem die religiöse Malerei, das Höchste, wie er sich ausdrückt, das in diesem Kunstbetrieb überhaupt erreicht werden kann. Oft genügen nur einige Worte zur Charakterisierung eines Bildes. Ein Beispiel: „Nr. 39 die Ernte am Staremberger See von Zimmermann Richard in München, worin sich die Schwüle des Mittags zeigt, scheint uns durch die trüben Schatten doch etwas zu staubig zu sein“ (S. 233). Besondere Anziehung üben auf ihn Landschaften mit Mondbeleuchtung, die er selbst mit Vorliebe malte (S. 61,

85, 119, 130, 148, 174, 178, 192). Bei größeren, namentlich historischen Bildern und Porträten verweilt er mitunter recht lange, gibt eine genaue Beschreibung, bespricht Auffassung und Ausführung, lobt und tadelt, wenn es nöthig ist, und macht Vorschläge, welche nach seiner Meinung eine vortheilhaftere Wirkung erzielen würden. Diese Urtheile sind nach Inhalt und Form trefflich behandelte, einheitliche „Bilder", welche ein für sich abgeschlossenes Ganzes in dem Maße bilden, daſs Aprent (Vermischte Schriften I, 269—306) einige derselben als „Gemälde" aus dem Zusammenhange herausnehmen und abdrucken konnte, z. B. Ebene bei Rosenheim von R. Zimmermann (S. 100), die Taufe des hl. Stephan von P. J. Geiger (S. 271), der Klosterorganist von Maassen (S. 135), Goethe und Schiller von P. J. Geiger (S. 151), Gegend an der Isar von A. Zimmermann (S. 158), Goethe's Frauengestalten von W. Kaulbach (S. 292), Studienkopf von K. Löffler (S. 298), die Kreuzfahrer von Rustige (S. 222) und andere mehr. Nicht wenig förderte ihn bei den Besprechungen der Umstand, daß er während seines langjährigen Aufenthaltes in Wien (1826—1848) Gelegenheit hatte, in den Gallerien die Werke alter Meister und in den Ausstellungen die Gemälde der neuen Meister zu sehen und zu studieren, an deren Betrachtung und Beurtheilung er sein Kunstgefühl gebildet und geläutert hat, auf die er auch gelegentlich bei Besprechung einzelner Bilder gern zu reden kommt. Diese Besprechungen bezeugen die große Gewandtheit und vollendete Fertigkeit, mit der Ad. Stifter auch in Kunstfragen die Feder zu führen verstand.

Daran schließt sich der Aufsatz „Kirchliche Kunst in Oberösterreich" (S. 247—250), den er geschrieben hat, als der „Verein für kirchliche Kunst in Oberösterreich" begründet wurde, den er mit Freuden begrüßte, da er sich von ihm die Hebung der kirchlichen Kunst, die Erhaltung und Rettung alter Kunst-

werke vor dem gänzlichen Verfalle versprach und erwartete, daß er insbesonders mit der k. k. Centralcommission Hand in Hand gehen werde und beide sich wechselweise fördern und stützen würden (S. 249).

Die nächste Gruppe bilden die fünf Berichte an die k. k. Centralcommission in Wien, die er in seiner Stellung als Conservator für Oberösterreich (1853—1868) abgefaßt hat (S. 251—268). Nicht die Kunstleistungen der Gegenwart allein vermochten ihn zu fesseln, er zeigt das gleiche Verständnis für das, was frühere Zeiten geleistet. Mit Recht beklagt er den Barbarismus der Zopfzeit, welche die mittelalterlichen Baudenkmäler in Oberösterreich so sehr entstellt hat, huldigt dem gesunden Grundsatz, der heute bei den Wiederherstellungsarbeiten als Norm gilt, daß die Denkmäler in dem Geiste wiederherzustellen sind, in dem sie aus der Hand des Künstlers hervorgiengen. Seine Dienstreisen als Schulrath setzten ihn in die Lage, die verschiedenen Kunstwerke des Landes kennen zu lernen, für deren stilgerechte Umbauten oder Zubauten er eintrat. Hauptsächlich seinem Einflusse verdankt Steyr die Wiederherstellung der Stadtkirche (S. 255 ffg.), Pesenbach und Käfermarkt die Erhaltung der schönen geschnitzten Hochaltäre aus dem Schlusse des XV. Jahrhundertes. Vergeblich bemühte er sich um den Ausbau des Thurmes der Stadtkirche in Braunau am Inn; leider ist trotz seines Eingreifens die k. k. Centralcommission nicht im Stande gewesen, etwas für die Erhaltung der interessanten Ruinen Wildberg im Haselgraben bei Linz und der Schaumburg durchzusetzen, von denen letztere mit Riesenschritten dem Verfalle entgegengeht.

Den Berichten an die k. k. Centralcommission folgen die aus verschiedenen Zeitschriften gesammelten Aufsätze über Baudenkmale (S. 269—289), über Werke der Holzschnitzerei (S. 290—326) und Malerei (S. 327—339), zu deren Abfassung meist Zufall die Veranlassung gab. So erschien in Verbindung mit dem Berichte an die k. k. Central-

commission (S. 255 ffg.) der Aufsatz „Die Stadtpfarrkirche zu Steyr (S. 271—273) in der Linzer Zeitung, um für deren Wiederherstellung in den weiteren Volksschichten Stimmung zu machen, welche sich merkwürdigerweise aus Anhänglichkeit an das Althergebrachte durchgreifenden Neuerungen feindlich entgegenstellten. Der Bau des Privathauses in der Herrengasse, den Ferdinand Scheck mit gothischer Façade ausführen ließ, veranlaßte Ad. Stifter zu Betrachtungen über den „Baustil von Linzer Häusern“ (S. 273—278), in welchen er die damals so beliebte, armselig dareinsehende, kasernenartige Form des Häuserbaues verwirft, auf die schöne Wirkung einer durch geschickt ausgeführte Ornamente wirksamen Häuseranlage hinweist und für größere Objecte ganz besonders auf den gothischen (deutschen) Baustil verweist, der sich aber wegen der massigen Formen in seinem Wesen für kleinere Bauwerke, wie Eingangspforten u. s. w. nicht eigne. „Der Mariendom in Linz“ (S. 278—282) knüpft an die Besprechung der vorgelegten Zeichnungen in der Kunstausstellung des Jahres 1859 (S. 126—130) an, und diesmal wird hauptsächlich die künstlerische Seite des Baues hervorgehoben, daher einzelne kleine Bedenken, die damals bei Besprechung der Pläne vorgefunden wurden, diesmal gar nicht erwähnt werden. Die bereits am 1. Mai 1862 auf das festlichste vorgenommene „Grundsteinlegung des Mariendomes in Linz“ bot zu der gleichnamigen, bisher nur als Handschrift bekannten Abhandlung den Anlaß (S. 282—286), in welcher nebst neuerlichen Angaben über die im Kathedralsystem angelegte Domkirche hauptsächlich der Verlauf des Festes erzählt wird. Wie reizend Ad. Stifter in seinen Novellen versteht, Leistungen der profanen Baukunst mit dem Landschaftsbilde zu schildern, die für sich abgeschlossen gleichsam wie ein formvollendetes Gußwerk vor dem Auge des Lesers sich entwickeln, beweist die prächtige Schilderung der „Ruine St. Thoma“ (S. 286—289) in seinem Hoch=

wald (Band I, S. 214₁₇—217₁₀), welche seinen Freund Dr. Isidor Proschko, der gerade dieses lose Blatt der Handschrift des Hochwaldes vor sich hatte, dazu verleitete, diese Beschreibung als selbständige Schrift Ad. Stifters aus dessen Nachlasse im österreichischen Volks- und Wirtschaftskalender für das Jahr 1874 (XXIII. Jahrgang, S. 1 und 2) zu veröffentlichen.

Die eigenartigen Verhältnisse des oberösterreichischen Landes brachten es mit sich, daß Ad. Stifter unter Werken, welche die Bildhauerei hervorgebracht, ausschließlich der Holzschnitzerei das Wort spricht. Denn so stattlich und schön die Zahl der in diesem Lande erhaltenen mittelalterlichen Holzschnitzarbeiten ist, so unbedeutend und nichtssagend sind daselbst die Gebilde der Bildhauerei in Stein, welche erst in neuester Zeit in Verbindung mit dem neuen Dombaue in Linz und als Folge desselben zu größerer Blüte gelangten. „In unserem kleinen Lande ist manches schöne Denkmal bildender Kunst übrig geblieben, und besonders der nördlich von der Donau gelegene, von Kriegen und Umwälzungen weniger betroffene Theil ist nicht arm an solchen, namentlich aus dem Gebiete kirchlicher Baukunst und Bildnerei“, liest man als Hauptgedanken in seinen Betrachtungen über „Alte Kunst in Oberösterreich“ (S. 293—297), wofür er dann den Pesenbacher gothischen Flügelaltar, der damals in Linz wiederhergestellt wurde, als Beleg anführt; doch das künstlerisch hervorragendste, nördlich der Donau befindliche Kunstwerk dieser Art ist der berühmte „geschnitzte Hochaltar der Kirche zu Käfermarkt“ (S. 297—314), dessen Erhaltung vor gänzlichem Verfalle und stilgerechte Wiederherstellung das ausschließliche Verdienst Ad. Stifters ist, der sie überwachte und die maßgebenden Kreise Oberösterreichs, vor allem den Statthalter für die Sache zu interessieren verstanden hat. Die Würdigung dieses Werkes in künstlerischer und geschicht-

licher Beziehung hat er in einer für diesen Zweck eigens geschriebenen, umfassenden Denkschrift niedergelegt, welche als achte Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Österreich ob der Enns 1853 im Verlage des Museums Francisco-Carolinum in Linz erschien. Alle übrigen Abhandlungen Ad. Stifters über Holzschnitzerei beschäftigen sich ausschließlich mit Arbeiten der beiden berühmten Holzschnitzer Johann Rint und seines Sohnes Josef (S. 314—326). Johann Rint, in dem deutschen Orte Kukus in Böhmen 1815 geboren, übersiedelte am 1. Mai 1848 nach Linz, wo er anfangs mit ziemlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, bis er die Aufmerksamkeit durch den geschnitzten Pokal erregte, den die Bürgerschaft von Linz kaufte, um ihn dem damaligen deutschen Reichsverweser Erzherzog Johann zum Geschenk zu machen (S. 314—319). Den Ruf Johann Rint's begründete Ad. Stifter durch die zahlreichen Artikel, in denen er für ihn und seine Leistungsfähigkeit eintrat, indem er ferner seine Bekanntschaft und Verbindung mit der hohen Geistlichkeit und den Adelskreisen dazu benützte, daß Rint mit Aufträgen für Neuarbeiten, mehr aber noch mit Wiederherstellungen in großem Stile, wie bei den Altären zu Pesenbach, Käfermarkt und anderen betraut, sein künstlerisches Können und sein feines Verständnis glänzend zu bethätigen Gelegenheit hatte. Gewiß hat auch Stifters Fühlung mit Wiener Künstler- und Hofkreisen nicht wenig dazu beigetragen, daß Rint's sehr hoffnungsvoller Sohn Josef, auf den sich die väterliche Begabung vererbte, ein Reisestipendium erhielt, das er zu einem Aufenthalte in München benützte, um sich daselbst in der Bildhauerei auszubilden und zu vervollkommnen. Anläßlich der Übersendung von Rint's Kaiserpokal in die Ausstellung nach Berlin 1868 bemerkt die „Neue freie Presse", Nr. 1494, daß sich die Berliner Blätter sehr anerkennend über den Kunstwert des-

selben aussprachen und daran erinnern, „daß Adalbert Stifter noch in den letzten Tagen seines Lebens sein Möglichstes gethan, um den Ruf Rint's zu sichern; durch Freunde, welchen Stifter empfahl, für Rint zu wirken, ist der Pokal nun auch nach Berlin gelangt und soll durch Verkauf oder Verlosung dem Künstler Lohn für seine Mühe bringen". Ein Freund der Familie Rint's, fand sich Ad. Stifter häufig in dessen Werkstätte ein, um sich von den Studien oder dem Fortgange seiner Arbeiten zu überzeugen. Denn seinem Wesen lag es inne und bereitete ihm große Befriedigung, wenn er den Werdegang eines Kunstwerkes betrachten konnte, das langsam unter der Hand des Meisters aus der rohen, ungefügen Masse des Holzklotzes zum Erhabensten der Kunst, der Gestaltung göttlicher Wesen für den Dienst der Religion Form und Leben gewann. Und Rint hat in Linz nahezu ausschließlich Holzschnitzereien für kirchliche Bestimmung angefertigt.[1])

Sehen wir in der Abtheilung „Über Malerei" von dem „Gesuch um Aufnahme in den Witwen- und Waisenpensionsfond bildender Künstler in Wien" (S. 329, 330) ab, das er 1844 mit Erfolg überreichte, so behandeln die andern Aufsätze nur Hervorbringungen zeitgenössischer Künstler. Er spricht „Über das Bild des Erzherzogs Johann" aus dem Jahre 1848 von Johann Fischbach (S. 330—332) und das des Statthalters Eduard Freiherrn von Bach, ge-

[1]) Über Johann Rint: Wurzbach, Biographisches Lexikon XXVI., S. 166—170, wo ein aber recht mangelhafter Literaturbericht über ihn zu finden ist. Über ihn und sein Verhältnis zu Ad. Stifter urtheilt zutreffender der Aufsatz: „Johann Rint, der Bildschnitzer zu Linz" in „Unsere Zeit". Deutsche Revue der Gegenwart. Neue Folge. II. Jahrg. 1. Hälfte. Leipzig. Brockhaus, 1866, S. 63—66. Abgedruckt in der Linzer Zeitung. 1866, 28.—30. März, Nr. 71—73. — Über Josef Rint: Wurzbach, Ebenda S. 170—171, wo sich über seine Beziehungen zu Stifter und sonst auch über seine Thätigkeit nur lose Angaben finden.

malt von dem Professor der Realschule in Linz Josef Grandauer (S. 335, 336), der auch ein wohl getroffenes, farbenschönes Bildnis Ad. Stifters gemalt hat, das sich im Besitze des Professors A. R. Hein in Wien befindet. Und auch in diesem Fache gilt die umfangreichste Besprechung dem Bilde eines deutschen Künstlers aus Böhmen „Über das Hauptaltarblatt für das Stift Schlägl“ (S. 332—337), gemalt von August Palme, der zu Rochlitz in Böhmen geboren wurde, seinen ständigen Wohnsitz in München nahm, wo er in selten hohem Alter am 22. August 1897 starb. Der Gegenstand des Bildes, der heilige Norbertus, der Begründer des Ordens der Prämonstratenser, mit seinen Heiligen gibt ihm Gelegenheit, daran weitgehende Betrachtungen über die Kunst in ihrem Verhältnisse zu der Religion und in deren Dienste überhaupt, und der christlichen insbesondere zu knüpfen. „Im Dienste des Christenthums haben die Künste ihre höchste Höhe erreicht, und in dieser Höhe haben sie auch der Religion würdig gedient“. (S. 333). Ist das Kunstwerk, wie auch die früheren Arbeiten, die Palme nach Linz gesendet hat (S. 80, 83, 168), nicht einwandfrei, so gibt Ad. Stifter doch folgendem Wunsche lebhaften Ausdruck: „Möchten doch alle Landkirchen, wie hier ein edles Bild in die Stiftskirche von Schlägl wandelt, auch mit ähnlichen, das Herz zu religiöser Erhebung weihenden Bildern versehen werden“. Solche Werke wahrer Kunst erheben zur Andacht, denn „wie das Volk dafür empfänglich ist, zeigte dem Beobachter gerade das Benehmen des Volkes diesem Bilde gegenüber“. Auch sonst noch fand Palme für Schlägl Beschäftigung; insbesonders veranlaßte ihn der Abt Dominik Lebschy zu dem Entwurfe für die Ausmalung der Deckengemälde der Stiftsbücherei, der aber lange ruhte. Erst der gegenwärtige, nicht minder kunstliebende Abt Norbert Schachinger hat ganz genau nach den damals erworbenen und wohlerhaltenen Plänen Palmes die Ausführung,

welche 1901 beendet worden ist, von berufener Hand durchführen lassen, so daß der Schlägler Büchereisaal in seinem Schmucke sich den Lesesälen der anderen oberösterreichischen Stifter ebenbürtig an die Seite stellt.

Wohl die allerletzte, selbständige Abhandlung, die Ad. Stifter vor seinem Ableben am 28. Januar 1868 in Angriff genommen und fertiggestellt hat, behandelt „J. M. Kaisers Bleistiftzeichnungen": „Das Schloß Buchenau, Steyregg und den Traunstein" (S. 337—339), welche in der Linzer Zeitung am 8. Januar 1868 (Nr. 5) abgedruckt wurde. Es ist dies gleichzeitig das einzigemal, wo er über Bleistiftzeichnung und diese Manier künstlerischer Bethätigung sich ausführlich und über den Künstler sehr lobend äußert; denn „Kaisers Zeichnungen sind bis zum letzten Schatten in Flächen und Körpern, wie ein Gemälde, durchgeführt. Und diese Abtonung von dem sanftesten Dufte der Ferne bis zur tiefsten Stärke des Vordergrundes gibt ihnen eine Gegenständlichkeit, die man sonst nur durch Farben zu erreichen pflegte". Das ist der Schwanengesang eines in bescheidenen Verhältnissen, einfach lebenden Dichters, welcher der Kunst von Jugend an treulich diente; denn sie galt ihm als das höchste irdische Gut (S. 12), das nach der Religion es vorzüglich ist, welches die Herzen der Menschen sänftigt, veredelt, reiner macht, auf die eigentliche Höhe der Menschheit hebt, und dabei Seelengenüsse gibt, mit denen sich keine vergleichen lassen (S. 48). Und bis in die letzten Tage seines Lebens bleibt er treu ein Diener dieser Muse und der Dichtkunst. Wenige Tage vor seinem Tode legte er das Manuscript des zweiten Bandes der unvollendeten „Mappe" aus der Hand mit der Bemerkung: „Hierher wird man schreiben: Hier ist der Dichter gestorben". (Aprent, Briefe I., S. LXVIII).

Den Beschluß der Schriften dieses Bandes bilden „Proben aus dem Malertagebuche", das er in den Jahren

1854—1867 mit peinlichster Sorgfältigkeit bis auf die Minute, wie lange er arbeitete, geführt hat (S. 341—350), und der Bericht über „die Grundsteinlegung des Denkmales für Kaiser Franz I. in Wien“ (S. 351) aus dem Jahre 1843, welcher wohl nach dem Inhalte, auch nach der Form Ad. Stifter zugeschrieben werden kann, wenn man davon absieht, daß der Ton darin viel unterthäniger ist, als in seinen übrigen Schriften. Dies könnte aber in dem Umstande seine Entschuldigung finden, daß es sich um eine hochpatriotische Feier noch lange vor dem Heranbruche der Märztage des Jahres 1848 handelt.

II.

Der Maler.

Ad. Stifter war die Liebe zur Landschaftsmalerei angeboren. Sie weckte bereits in dem kindlichen Gemüthe des Knaben die Lust an der Natur, die Freude an ihren großartigen Erscheinungen, welche eine so tiefe, nachhaltige Wirkung in ihm hervorriefen, daß er bis in sein hohes Alter immer noch unter ihrem Nachhall stand und sich förmlich verjüngte, wenn er im Freundeskreise über diese ersten Regungen zarter Kindheit sprach. Der Knabe im „Haidedorf“ ist ja der Dichter selbst, und was der Knabe daselbst sinnt und ausführt, hat der Dichter selbst erlebt, selbst gefühlt und mitgemacht. Eine Scholle heimatlichen Bodens schildert er, die aber nach Oberösterreich, vielleicht in die Welser Gegend oder in die Umgebung von Kremsmünster verlegt wird, wo er seine Gymnasialstudien zurücklegte. Hier begann er, seinem inneren Drange folgend, zu dichten, ohne daß jemand davon erfahren sollte. Hier hat er die Aufgabe des Professors P. Ignaz Reischl „Das Freudenfest am Trauer-

denkmale", eine Beziehung auf die Gründung des Klosters, in Jamben als die beste unter den Mitschülern gelöst. Hier übten aber neben den Sprachen namentlich die Naturwissenschaften, zu denen sein Wesen ihn hinzog, großen Einfluß auf seine künstlerische Veranlagung, führten ihn nothwendig zu einer künstlerischen Auffassung der Natur. Die herrliche Gegend, die sich wie ein reizender Garten um die Abtei ausbreitet, im Süden die Alpenkette, welche Ad. Stifter von den Fenstern der Wohnung, die er in den letzten zwei Jahren inne hatte, übersehen konnte, und besonders die prachtvollen Gewitter, welche im Sommer dort aufsteigen, regten seinen lebhaften, empfänglichen Sinn mächtig an (Aprent, Briefe, I, S. XXI, XXVII). Hier mochte er den schwärmerischen Zauber einer prächtigen Mondnacht in sich eingesogen haben, hier lernte er die großartige Herrlichkeit der vom matten Silber des Mondes beleuchteten Alpenwelt kennen! Daher erklärt sich seine Vorliebe für Mondlandschaften (S. 61, 85, 119, 130, 148, 174—5, 178—9; Aprent, Ebenda II 350, III 89 ffg.), deshalb wählt er mit Vorliebe diesen Vorwurf zum Gegenstand seiner Studien und Bilder (Nr. IX), daher seine Verehrung für Aart van der Neer, den Meister solcher Gemälde. Hier konnte er in der Gemäldesammlung des Stiftes die Werke vergangener Zeiten sehen, an ihnen sein Auge für das Verständnis der Kunstwerke üben, seinen Kunstsinn pflegen und läutern.

Die Anfangsgründe in der Kunst des Zeichnens und Malens verdankt er dem Zeichenlehrer des Gymnasiums Georg Riezlmair, der sein Talent sofort erkannte, mit Sorgfalt pflegte und den Unterricht dementsprechend bei Ad. Stifter so leitete, daß er etwas Tüchtiges leisten sollte. Daher hielt er ihn — eine Ausnahme seines gewöhnlichen Vorganges — hauptsächlich dazu an, einen fertigen, tadellosen Baumschlag auszuführen, die Grundbedin-

gung landschaftlicher Formenschönheit, welche mit einem richtigen Verständnis der perspectivischen Behandlung der landschaftlichen Motive das Haupterfordernis eines wirkungsvollen Landschaftsbildes sind. Und beides hat er in Kremsmünster gelernt! Leider sind Studien Ad. Stifters, die er unter der Leitung seines Lehrers ausgeführt hat, nicht bekannt. Nur zwei Proben aus dieser Zeit haben sich erhalten, eine „Ansicht von Kremsmünster" im Besitze des Bibliothekars A. Schlossar in Gräz, aus dem Jahre 1823 (vervielfältigt in der Zeitschrift für Bücherfreunde, IV. Jahrgang, 1900, S. 278) und die im Besitze von P. K. Rosegger befindliche Illustration zu dem oberösterreichischen Volksliede „Am Rain lag ein Haus", aus dem Jahre 1825 (Nr. II). Beide Bilder, in Wasserfarben ausgeführt, zeigen eine gute Auffassung landschaftlicher Motive, ausgeprägten Sinn für perspectivisches Zurücktreten des Hintergrundes und Verständnis für Baumschlag, wenn auch bei letzterem das Colorit nicht immer recht zusammenstimmt und die überhöhten Bäume des Vordergrundes den landschaftlichen Gesammteindruck zu stark decken.

Nur in Kremsmünster erhielt er regelrechten Unterricht im Zeichnen und in den Anfängen der Malerei mit Wasserfarben; denn als er nach Wien kam, um die Hochschule zu besuchen, hat er daselbst weder in der k. k. Akademie der bildenden Künste[1]) noch in dem Privatatelier eines Künstlers weiteren Unterricht genommen. Wieder zeigt sich da seine Neigung zu den Naturwissenschaften; statt juridische Vorlesungen zu besuchen, finden wir ihn in Vorträgen über Philosophie, Mathematik, Astronomie, Physik und Naturgeschichte, also die Fächer, die ihn schon in zartester Jugend

[1]) Sein Name findet sich nach einer freundlichen Zuschrift des Rectorates in den dortigen Acten nicht.

angezogen haben. Doch auch da unterzieht er sich nicht planmäßigen Studien, welche zur Ausbildung für einen fachmännischen Beruf in Zukunft unerläßlich sind, sondern folgt mehr dem Drange nach solchen Vorträgen, deren Inhalt ihm zusagt. Ad. Stifter wurde in Wien ein Schöngeist, der streng und planmäßig betriebener wissenschaftlicher Forschung aus dem Wege gieng und diese mehr als Liebhaberei betrieb, sich aber in den einzelnen Zweigen menschlicher Erkenntnis eine stattliche Fülle tiefgreifenden Wissens aneignete. Damals malte Ad. Stifter nicht als Liebhaber, sondern weil er sich zum Künstler ausbildete. Er wollte, wie Emil Ranzoni, sein Freund, berichtet, die durchsichtige, glanzvolle Bläue des wolkenlosen Himmels mit seinen Farben nachbilden. Hunderte und Hunderte von Lüften malte er, um die Natur zu erreichen; selbstverständlich vergeblich. Die Studien geriethen matt und stumpf und verloren allen Reiz, wenn er sie zu einer Landschaft stimmen wollte. Das rührte aber bei ihm keineswegs von Unkenntnis der Theorie her, denn er wußte so gut wie irgend Einer, daß der durchsichtige Schmelz, mit welchem die Natur aufträgt, auch durch die virtuose Behandlung der Pigmente nicht zu erreichen ist, und daß die Malerei sich die frische Unmittelbarkeit der Farbenreize ihrer Vorbilder nur anheucheln kann, indem sie mit wohlabgewogenem Maße Alles um einige Töne niedriger, aber zugleich harmonischer zusammenklingen läßt. Ebenso mühte er sich jahrelang ab, die erhabene Schönheit einer sternenhellen Nacht nachzubilden, die er wiederholt so trefflich in seinen Erzählungen zu schildern versteht. Im „Condor“ spiegelt sich sein Arbeitszimmer jener Zeit wieder. In jenen Tagen des Wiener Aufenthaltes kommt bei ihm langsam die dichterische Begabung zum wahren Ausdruck, für welche er, wie P. K. Rosegger in den „Illustrierten deutschen Monatsheften“ berichtet, seltsam genug anfangs den rechten Weg der Aus-

drucksweise nicht fand. Anstatt der Feder wollte er sich des Pinsels bedienen. Auf Leinwand suchte er seine Dichtungen zu malen. Es entstand Gemälde um Gemälde, aber keines befriedigte. Rosegger gegenüber hat Ad. Stifter selbst sich einmal geäußert, die Leinwand sei ihm wie ein Sieb, auf welchem nur das Grobe liegen bleibe, das Feine, Zarte und Wahrhafte aber durchfalle. Daher entstand bei ihm über jedes Bild, das er gemalt, ein Gefühl der Unzufriedenheit, wenn er es bei sich behielt, das sich steigerte, je länger er es bei sich behielt, je öfter er es betrachtete, bis er schließlich zu dessen Vernichtung schritt. Er wollte das Höchste erreichen, die Wiedergabe der Natur in aller ihrer Pracht und in allen Einzelheiten auf der Leinwand; die allfälligen Schwächen, die er herausfand, machten ihn zum größten Feinde selbst solcher Bilder, denen man die Höhe der Meisterschaft nicht absprechen konnte. Er hatte sich die Malerei eine Zeitlang als Lebensberuf gewählt, studierte die Gallerien alter Meister in Wien, besuchte die Ausstellungen der zeitgenössischen Künstler, vertiefte sich in das Volksthum und die Landschaft der Umgebung Wiens, aus der er seine Motive entlehnte, unterließ es aber ganz unverzeihlich, sich der Leitung eines bekannten Künstlers behufs Ausbildung in diesem Fache anzuvertrauen, so daß er eigentlich ein Autodidakt blieb, der erst nach langer Mühe, schwerer Arbeit und vielen Versuchen sich manchen Kunstgriff aneignete, den er bei einem Meister leicht gelernt hätte. Die meisten Bilder, die er damals geschaffen, machte er seinen Freunden und Gönnern zum Geschenke. Einzelne hat er aber auch auf Bestellung für Geld gemalt und in den Jahren 1839—1841 in Wien die Ausstellungen beschickt, jedenfalls um seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt zu machen und die Früchte seiner Arbeit daselbst an den Mann zu bringen. Auch in Pest hat er ausgestellt.

„Seit einer Reihe von Jahren sei er in Wien ansäßig, übe die Landschaftsmalerei aus und lebe von dem Ertrage

derselben," schreibt Ad. Stifter Schluß 1844 in dem Gesuch um Aufnahme in den Witwen- und Waisenpensionsfond bildender Künstler in Wien (S. 329), „er habe in mehreren Jahren, mit Ausnahme der zwei letzten (1843, 1844), verkäufliche Bilder in der Wiener Kunstausstellung gehabt, wie er auf Verlangen mittels Katalogen ausweisen kann. Von diesen Bildern wurden manche von Privaten, und im Jahre 1841 eines vom Kunstverein angekauft." Sein Name erscheint thatsächlich in der Jahresausstellung der Akademie bei St. Anna, wo er 1839 drei Bilder (eine Gebirgslandschaft, einen Kirchhof und eine Herbstgegend), 1840 einen See mit Mondbeleuchtung und 1842 eine Felsenpartie ausstellt, die dann in die Kunstausstellung nach Pest wanderte, wo sie Gustav Heckenast, sein Verlagsbuchhändler, erwarb. Wir vervielfältigen sie nach der noch nicht ganz ausgeführten Radierung des Professors A. R. Hein als Nr. VI.

Nach dem „curriculum vitae" aus dem Jahre 1847 verlegte er sich auch auf „Forschungen im Gebiete der Kunst" und lebte in Wien „als Privatmann, stets mit Wissenschaft und Kunst beschäftigt" (S. 11). Noch im Jahre 1844 (S. 330) schreibt Ad. Stifter: „In letzterer Zeit hat der Gefertigte zwar einige kleine Versuche in der Schriftstellerei gemacht, aber er glaubt, daß ihm dies um so weniger hinderlich sei (zur Aufnahme in den Pensionsfond), als ein anderes Mitglied des löblichen Vereines, Herr Anton Ritter von Perger, auch als namhafter Schriftsteller bekannt ist." Daß es Ad. Stifter in den dreißiger Jahren, selbst noch bis in die Mitte der vierziger Jahre ernstlich darum zu thun war, die Malkunst als Beruf zu wählen, ersieht man auch ganz deutlich aus der ersten Eintragung seines Namens in einer allgemeinen Biographie, zu der er die Notiz wohl kaum selbst veranlaßt hat. Dr. G. K. Nagler's „Neues allgemeines Künstlerlexicon" (München, A. Fleischmann, 1847) bringt

S. 354 die Bemerkung: „Stifter Adalbert, Maler zu Wien, ein jetzt lebender Künstler. Er widmete sich dem Genrefache und ist auch als belletristischer Schriftsteller bekannt. Seine Erzählungen sind von großem Gehalte.“

Malerei und Poesie besaßen damals sein Herz noch zu gleichen Theilen; nicht vielleicht, wie Johannes Aprent meint (Briefe I, XXVII), sondern gewiß stand Ad. Stifter damals der ersteren sogar näher als der letzteren. Selbst als er 1840 mit den ersten Gaben seiner poetischen Muse vor die Öffentlichkeit trat, lag er noch lange mit sich im Zwiespalt, nicht wissend, welcher Kunst er den Vorzug geben solle. Und als er sich durch seine Novellen schon einen Namen geschaffen, hörte er es noch immer lieber, wie E. Ranzoni, sein Freund, berichtet, wenn man ihn Maler nannte. Und welche Stücke er von sich als Maler hielt, zeigt sein Ausspruch aus jener Zeit: „Als Schriftsteller bin ich nur Dilettant, und wer weiß, ob ich es auf diesem Felde weiter bringen würde, aber als Maler werde ich etwas erreichen.“ Dann später dreht sich allerdings der Spieß: der Künstler wird zum Dichter, die Malkunst für ihn nur Liebhaberei. Er hat entschieden richtig gewählt. Lassen wir die unnütze, müßige Frage, auf welchem Gebiete er Bedeutenderes geleistet hätte, und freuen wir uns mit größter Dankbarkeit, dass er das ihm anvertraute Pfund so nutzbringend für die Menschheit angelegt hat.

Die vervielfältigten 16 Studien, Skizzen und ausgeführten Landschaftsgemälde von Ad. Stifters Hand, welche diesem Bande beigegeben sind, fallen alle in die Zeit von 1825 bis 1845, also insgesammt noch in jene Epoche seines Lebens, in der ihm die Berufsmalerei als das Ziel seines Lebens vorschwebte. In den verschiedenartigsten Manieren ausgeführt, geben diese Bilder dem Beschauer den deutlichsten Beweis von der künstlerischen Begabung des Dichters, dem seine hohe Verehrung der Natur bei der nahezu ausschließlichen Beschäfti-

gung mit der Landschaftsmalerei besonders für diese Technik der Malkunst zustatten kam, so daß er glücklich gewählte, schön abgeschlossene Partien aus der Natur zu landschaftlichen Stimmungsbildern wirkungsvoll zu gruppieren verstand. Darin zeigen gute perspectivische Auffassung, richtige Vertheilung der zu behandelnden Einzelheiten, correcte Zeichnung, vor allem des Baumschlages — weniger die Zusammenstimmung der Farbentöne — stets von tiefem Verständnis, von großer Liebe zum Fache, von geübter Hand und großer Geschicklichkeit, doch nicht immer von künstlerischer Vollendung und Vollkommenheit, so daß wir diese Erzeugnisse, welche unter den Grad der Mittelmäßigkeit nie herabsinken, als gute Arbeiten bezeichnen können, ihnen aber die Höhe einer Meisterleistung selten, und selbst da nur bedingt, zu zuerkennen vermögen (Nr. III, VI, VIII, IX, XI, XIII, XV).

Unter den Landschaftern gehört Ad. Stifter der realistischen Richtung an im Gegensatze zu der in seiner Jugendzeit noch sehr beliebten Art der Darstellung idealer Landschaften, oft reiner Phantasiegebilde, wie sich solche der Maler vorstellt. Wie in den Novellen die Beschreibung der Landschaft auf den örtlichen Eindrücken meist seiner engeren Heimat fußt, so hat er auch erst nach eingehendem Studium der betreffenden Gegend die Landschaft gezeichnet oder gemalt, und zwar so getreu und naturwahr, daß es an der Hand der Vervielfältigung gelungen ist, die dem Bilde Nr. V zu Grunde liegende Landschaft genau zu bestimmen, weil die Felsen und Steine des Wasserfalles heute noch genau so liegen und aussehen, wie sie Ad. Stifter gemalt hat (Vgl. „Zur Geschichte der Bilder Ad. Stifters" Nr. V). Selbst Landschaft Nr. III ist nicht ideal, denn der Vordergrund, die Partie um den Wasserfall, ist Nr. V entlehnt, und der Hintergrund mit dem in der Vervielfältigung nur schwach angedeuteten Watzmann ist der herrliche Ausblick, den der Naturfreund

von Berchtesgaden genießt. Und so ist es auch mit den anderen Bildern, so weit wir die Anhaltspunkte zu ihrer Bestimmung haben. Ja, sein Realismus gieng so weit, daß er, um genaue Steinstudien zu machen, eine Anzahl von Steinen stets auf Sesseln in seinem Arbeitszimmer hatte, und daß er, um die richtige Farbe der Steine an seichten Seeufern oder bei Flüssen wiederzugeben, diese in ein Schaff mit Wasser legte, um die dadurch hervorgerufenen Licht- und Farbenerscheinungen zu beobachten. Im Einzelnen verweisen wir auf die Würdigung der Bilder, wie auch auf die geschichtlichen Nachrichten darüber im Anhange zu dieser Einleitung.

In die Mitte der vierziger Jahre fällt dann der völlige Umschwung in Ad. Stifters Anschauung über seinen zukünftigen Wirkungskreis. Von jetzt ab fühlt er sich in allen Fasern als Dichter, dem aber leider die täglichen Sorgen um die Bestreitung des Haushaltes und der Lebensbedürfnisse die ungetrübte Schaffensfreudigkeit etwas dämpften, deren nur das ganz sorgenfreie Genie in vollen Zügen sich erfreuen kann. Er beschäftigt sich wie früher mit Stundengeben, als Vorleser, strebt dann nach einer sicheren Lebensstellung im Staatsdienste, ist in den Ereignissen des Jahres 1848 nur wenig hervorgetreten, betheiligt sich 1848 und 1849 an der Schriftleitung verschiedener Tagesblätter und erhält schließlich, nachdem er bei verschiedenen Bewerbungen Schiffbruch gelitten, 1850 die Anstellung als Schulrath für Oberösterreich mit dem Amtssitze in Linz. Rasch folgte aber die Enttäuschung; denn das Einarbeiten in die rein administrativen Angelegenheiten seiner neuen Stellung und die Aufsicht über den Unterricht in den Volksschulen wurde für einen Mann, der bisher im praktischen, öffentlichen Unterrichte auch nicht eine einzige Stunde zugebracht hatte, zur unerträglichen Last und Bürde, über die er ganz untröstlich klagt, daß sie ihm alle Zeit und die Lust am Arbeiten raube und zahllose Unannehmlichkeiten bereite. Mit

Mühe konnte er sich damals nur gelegentlich wenige Stunden seiner freien Zeit für die schriftstellerischen Arbeiten abringen! Wo blieb aber dann die Muße zur Beschäftigung mit der Malerei? Wie hat er doch die Ansicht über seine Leistungen auf dem Gebiete der Malerei gegen früher geändert, wenn er von sich (1856) als „einem in der Kunst untergeordneten Manne, der nur auf der Stufe des Liebhabers steht“, spricht (S. 100)! In dem Mangel an Zeit ist ohne Zweifel der Grund zu suchen, daß wir über seine malerischen Studien und Arbeiten in den Jahren 1846—1853 nahezu keine Nachricht erhalten.

Über Ad. Stifters malerische Thätigkeit seit dem Jahre 1854 sind wir genau durch das von ihm seit dem 5. Februar dieses Jahres geführte „Tagebuch über Malerarbeiten“ unterrichtet, das sich im Besitze des Großindustriellen Herrn Adalbert Ritter von Lanna in Prag befindet, aus dem wir einige Proben auf S. 343 bis 350 abdrucken, soweit sie für den Leser im allgemeinen zur Kenntnis seiner Anlage dienen können. Das Tagebuch reicht ohne Unterbrechung bis zum Jahre 1867. Die letzte Eintragung erfolgte am 24. Juli. Da es Ad. Stifter mit der ihm eigenen, äußerst peinlichen Gewissenhaftigkeit führt, ganz genau die einzelnen in Arbeit befindlichen Landschaften anführt, wobei er außer dem Gegenstand, Tag und Stunde auch jedesmal selbst die Zahl der Minuten mittheilt, die zur Arbeit verwendet wurden, so liegt doch die Vermuthung nahe, daß er in diesen Jahren außer den in dem Tagebuche genannten Bildern wohl keine anderen gemalt hat — gelegentliche Zeichnungen, Entwürfe, Skizzen oder Studien, wie sie der Maler braucht, natürlich ausgenommen. Er führt auf dem Vorsteheblatte folgende acht Bilder an (S. 343), von denen die ersten vier 1854 bereits zum Theile entworfen, die letzteren vier nur in der Idee zurecht gelegt waren:

1. Die Vergangenheit — römische Ruinen — bis auf den Vordergrund gezeichnet, die Luft gemalt;
2. Die Heiterkeit — griechische Tempeltrümmer — Mittelgrund gezeichnet, Luft nd Hintergrund gemalt;
3. Die Sehnsucht — Mondstück — die Luft gemalt;
4. Die Bewegung — strömendes Wasser — bis auf die Luft und Theile des Vordergrundes gezeichnet (wurde später verworfen und neu gezeichnet).

Im Kopfe entworfen und noch nicht begonnen:

5. Die Ruhe. See mit Schneeberg;
6. Die Einsamkeit. Ruinen mit Mondaufgang;
7. Die Wehmuth. Mondstück;
8. Die Feierlichkeit. (Großglockner.)

Im Juni 1859 hat er ein neuntes Bild angefangen, denn zum 18. Juni findet sich die Eintragung „Zeichnung eines Steinbildes begonnen (Erinnerung an den Karst)."

Diesem Tagebuche verdanken wir aber auch einen gründlichen Einblick in die Art und Weise, wie Ad. Stifter gemalt hat, da er alle, selbst die kleinlichsten Umstände getreulich einträgt. Er liebte die Landschaftsmalerei als Zeitvertreib und pflegte sie, sobald ihm sein Beruf oder die Beschäftigung mit literarischen Arbeiten Zeit dazu erübrigten. Wir finden Tage, wo er bis 7 Stunden den Pinsel führte, aber auch solche, wo er aus Mangel an Zeit oft nur einige Minuten, vielleicht um eine momentane Eingebung festzuhalten, malte, z. B. 13 Minuten (S. 347), um an dem Steinbilde etwas Schnee zu malen. Ja, einmal, am 6. Januar 1865, begann er um 11 Uhr vormittags zu arbeiten, mußte aber bereits nach 16 Minuten aufhören, da es zu finster war (Tagebuch S. 38). Von Jugend an liebte Ad. Stifter die Malerei; wollte er ihr ja sein ganzes Leben widmen! Doch, wie bei seinen literarischen Arbeiten, war er auch auf diesem Gebiete, für dessen Bethätigung ihm die Begabung nicht fehlte, ein langsamer Arbeiter, dem

es nicht gegeben war, seine Ideen flott und rasch in Körperlichkeit zu übertragen, der, in Bezug auf sich selbst streng im Urtheil, die schärfste Kritik übte, dem ein vollendetes Bild, wenn er die letzte Hand angelegt hatte, meist so mißfiel, daß er es übermalte oder ganz vernichtete. An seinen Jugendfreund, Sigmund Freiherrn von Handel, dem er schon lange ein schönes Bild versprochen hatte (Brief ddo. Wien, 14. Januar 1837 bei Aprent, Briefe I. S. 29—31), schreibt er von Wien aus ddo. 20. September 1837 (Ebenda S. 31—34) nach neuerlicher Übermalung des früher schon fertigen Bildes: „Freilich viel schöner war die neue Luft, die statt Kobalt mit Ultramarin gemacht wurde — aber die elenden Felsen, die nun wie Koth in die reine, klare Luft standen! es konnte unmöglich so bleiben, — darauf zu malen macht nur Alles dick und patzig, also mußten auch die Felsen ausgerieben und an ihre Stelle neue gemacht werden. Nun der See, die Wälder —— Alles zu matt!! — Kurz, ich kam in die lächerliche Nothwendigkeit, das fertige Bild von oben bis unten von Zoll zu Zoll auszureiben, und ein neues, nämliches, besseres darauf zu malen. — Es ist ein eigenes Unglück, ich kann kein meiniges Bild lange in den Händen haben, ohne etwas auszubessern, und zwar so lange auszubessern, bis ich das Bild wegwerfe." Seiner „Theuersten Freundin", Fanni Greipl, hat er eine Ansicht von Friedberg versprochen. Ihr schreibt er ddo. Wien, den 3. Feber 1829: „Dein Friedberg soll recht, recht schön werden. Ich habe es schon 2 Mahl angefangen, allein jedes Mahl wieder herabgerissen, da es mich nicht befriedigte." (Amman, Zeitschrift für österreichische Gymnasien, 1895, XLVI, S. 684.) Zum Schlusse entstand die allerdings nur flüchtig angelegte Skizze (Bild Nr. XVI). Leider ist Ad. Stifter also der größte Feind seiner eigenen Arbeiten, die bei ihm das Gefühl wahrer Befriedigung und Zufriedenheit mit seiner Leistung nicht aufkommen lassen, so daß er die

meisten in den Papierkorb wandern ließ oder mit Spachtel und Bimstein wieder vernichtete. Verhältnismäßig gering ist daher die Zahl der Bilder, die von seiner Hand stammen. Ob sich die im Tagebuche genannten Bilder erhalten haben oder in wessen Besitz sie übergegangen sind, war trotz eifrigsten Nachforschens nicht möglich herauszubringen. Zu befürchten ist wohl, daß Ad. Stifter in seinem letzten Lebensjahre infolge des schweren, krebsartigen Leberleidens und der dadurch erzeugten Launenhaftigkeit und gereizten Kränklichkeit vielleicht ein oder das andere, vielleicht die meisten, mit eigener Hand wieder vernichtet hat. Seine Naturanlage hat er nach dieser Seite selbst mit zunehmendem Alter nicht geändert.

Zu den Bildern, die ihn in den letzten Jahren am meisten in Anspruch nahmen, gehört die „Bewegung", die anfangs Februar 1854 bis auf die Luft und Theile des Vordergrundes gezeichnet war (S. 343). „Die Zeichnung der Bewegung vollendet," bemerkt Ad. Stifter am 22. Februar 1854, doch — „NB. am nächsten Tage wurde manches von der Zeichnung wieder ausgelöscht, und neu zu zeichnen begonnen" (S. 344). Das war der zweite Entwurf. Seit 1. November 1856 (Tagebuch S. 8) wird „an einer erneuerten und vergrößerten Bewegung gezeichnet, derselbe Gegenstand; der frühere wurde verworfen". Das ist die dritte Skizze. Am 20. Jänner 1858 wurde das dritte Mal „die Zeichnung der Bewegung vollendet", nachdem er „zur Zeichnung der Bewegung 75 Stunden 21 Minuten gebraucht hat" (Tagebuch S. 14). Dann begann er mit dem Malen der Luft, die er viermal am 15., 18., 21. und 28. September (Ebenda S. 16 und 17) und überdies noch zweimal, am 24. September und 12. October 1859 (Tagebuch S. 19), immer wieder ganz neu ausgeführt hat, wornach erst die Zeichnung langsam gepaust und mit der Ausführung der einzelnen Theile, die immer

genau bezeichnet sind (S. 347—349), begonnen wurde. Seit 5. October 1862 hat er an der Bewegung nicht mehr gemalt. Das Bild scheint damals vollendet worden zu sein. Zu seinem Unglück blieb es aber zu Hause, begann ihm zu mißfallen und wurde dann wahrscheinlich von ihm vernichtet; denn mit 24. April 1864 wird wieder „an der Bewegung gezeichnet". Das ist die vierte Umarbeitung. Die Zeichnungen werden fortgesetzt, und schließlich wird, wie bei der ersten Anlage, mit dem Malen der Luft wieder begonnen. Seit 17. März 1865 findet sich keine Eintragung mehr über dieses, jetzt gewiß nur im Entwurfe angelegte Bild. Beinahe unglaublich klingt aber der Aufwand an Zeit, der für diese Landschaft aufgeboten wurde. Im ganzen arbeitete Stifter an der Bewegung 1163^{h} 43′ (über 48 Tage), davon an der ersten Zeichnung 75^{h} 21′, an der Pausierung und der Bemalung der zweiten und dritten Aufnahme 1030^{h} 31′, an der letzten Zeichnung 17^{h} 12′ und an ihrer Bemalung 40^{h} 39′. Würde es sich um großangelegte Staffeleibilder handeln, dann wäre der große Zeitaufwand zu ihrer Ausführung erklärlich; da aber Ad. Stifter das Ausmaß von 40 cm × 60 cm nur ausnahmsweise überschritt, so ersieht man daraus, mit welcher Peinlichkeit, wie fleißig, genau und ausdauernd er bei der Arbeit war, wohl aber auch, daß ihm die Arbeit nicht leicht von statten gieng, in seinem Geiste sich aber stets andere Gedanken formten als die, welchen er mit der Farbe Ausdruck gegeben. So erklärt sich die später immer eingetretene Nichtbefriedigung beim Anblick seiner Landschaften, die zu ihrer Vernichtung führte, ein geradezu unverantwortlicher Vandalismus, den ein Dichter an den ihm viele Zeit raubenden Früchten seiner Liebhaberei verübt hat, wie uns scheint, nur aus dem Grunde, weil er der Überzeugung war, mit diesen Werken den Grad der Meisterschaft nicht beanspruchen zu können.

Den andern Bildern dieser Gruppe ergieng es auch nicht viel besser. Die Zeichnung der „Vergangenheit" wurde am 1. März 1860 vollendet (S. 349) mit einem Aufwande von 69^h 36′, an ihr gemalt nur 27^h 21′. Das Bild blieb jedenfalls unvollendet. An dem ersten Entwurfe der „Heiterkeit" zeichnete er nur 28^h 25′, worauf er am 17. Februar 1860 eine „neue Zeichnung begonnen" (S. 349), deren Stoff ihn in späterer Zeit nicht angezogen hat, da er an ihr nur 9^h 37′ überhaupt gearbeitet hat. An der „Sehnsucht" beginnt er erst am 18. März 1860 (Tagebuch S. 22) nach einem neuen Entwurfe zu arbeiten, da am 16. December 1863 (Tagebuch S. 35) sich die Bemerkung befindet „an der Sehnsucht gezeichnet (neue Zeichnung)", darunter die Zahl 48. 30, wohl 48^h 30′, da diese Summe das Ergebnis der einzelnen Arbeitsstunden ist; er beschäftigte sich mit ihr überhaupt 138^h 6′, ohne daß sie vollendet wurde. Wenig befaßte er sich mit der „Schwermuth", begonnen am 18. November 1854 (Tagebuch S. 8), und der „Feierlichkeit", begonnen am 19. März 1855 (Tagebuch S. 9). Beide kamen über die erste Skizze nicht hinaus, da für erstere nur 22^h 2′, für die letztere sogar nur 15^h 43′ verzeichnet erscheinen. Sehr eingehend sind wir durch das Tagebuch über Stifters Beschäftigung mit den Landschaften „Einsamkeit" und „Ruhe" unterrichtet, da Stifter bei diesen genau von Anfang an unterscheidet, wieviel Zeit er der Zeichnung und Malerei eines jeden dieser Bilder zugewendet hat. An der Einsamkeit begann er am 5. Juni 1854 (Tagebuch S. 5) zu zeichnen, und nachdem er bereits 31^h 51′ an ihr gearbeitet hatte, hat er am 12. October 1862 eine „Neue Zeichnung begonnen" (Tagebuch S. 29), an der er neuerlich 55^h zeichnet und 284^h 15′ malt. Dasselbe Schicksal theilt die „Ruhe", welche am 23. November 1854 (Tagebuch S. 6) begonnen wurde; das von Ad. Stifter selbst durchstrichene „neu" vor dem Worte „begonnen" beruht auf einem Irrthum. Nachdem er für die Zeichnung den unglaub=

lich großen Zeitaufwand von 291^{h} 87′ verwendet und bereits mit dem Malen begonnen hatte (11^{h} 30′), wurde eine „Neue Zeichnung zu Ruhe begonnen“, an der er seit dem 22. December 1864 (Tagebuch S. 49) 21^{h} 59′ neuerlich gezeichnet hat. Es scheint, daß er in diesem Falle die erstere Skizze nur einer eingehenden Umarbeitung unterzog, da er dann gleich mit dem Übermalen beginnt, dem er 160^{h} 51′ zuwendet. Dieses Bild hat ihn in der letzten Zeit seines Lebens ausschließlich beschäftigt; denn das Tagebuch schließt mit dem 24. August 1867, wo ihn gerade das Ausmalen der Berge in Anspruch nahm. Da er von diesem Bilde nach genauer, eigener Angabe (Tagebuch S. 39 und 40) früher nur die „Luft“, von da ab (Tagebuch S. 41 ffg.) aber nur die Berge in Arbeit hatte, so blieb auch diese Landschaft — vorausgesetzt, daß er sie nicht in der letzten Zeit vernichtet hat — bei seinem Tode unvollendet, da der See, der Schnee, der Wald und eine etwa zugehörige Staffage nicht einmal angelegt waren.

Wie auf jede dichterische Natur übte auf Ad. Stifter die Reise nach dem Süden, die er am 6. Juni 1857 unternahm, um seine liebe Muhme Josephine aus Klagenfurt in sein Haus zu führen und ihr daselbst für die Zukunft ein gastliches Heim zu gestalten, einen mächtigen, nachhaltigen Eindruck. Er setzte über den Karst, genoß zuerst in seinem Leben von Optschina aus den herrlichen Ausblick auf die blaue Adria, das Meer, den Gegenstand seiner fortwährenden, in der letzten Zeit auf's höchste gestiegenen Sehnsucht (Aprent, Ebenda I. S. XLI); er sah Triest und in weiter Ferne die schönen Gefilde Italiens, den gottbegnadeten Schauplatz der Kunst, den zu betreten ihm nicht gegönnt war. Eine tiefempfundene Schilderung des hochbegeisterten Naturfreundes über diese Eindrücke enthält das Schreiben an seinen Verleger Gustav Heckenast ddo. Linz, den 20. Juli 1857 (Aprent, Ebenda II. S. 170—179). Darin heißt es unter anderem: „Da wir in der Gegend von

Duino das Meer verließen, war der Eindruck fast niederschlagend, und die Gegend des Karst sah uns an wie Fließpapier. Und doch ist die Öde des Karst auch merkwürdig, und sein Bild haftet in meiner Seele." Die unwirtliche Felsenlandschaft des istrianisch-krainischen Karstes prägte sich so tief in seine Seele ein, daß damals wohl in ihm der Gedanke auftauchte, die „Erinnerung an den Karst" durch ein Gemälde für die Zukunft in voller Kraft und lebendiger Wirklichkeit festzuhalten, dem er durch die „Zeichnung eines Steinbildes" Ausdruck gab, mit der er am 18. Juni 1859 begonnen hat. So kam das „Steinbild", das neunte Bild, in das Tagebuch, das einem momentanen, mächtigen Impulse entsprungen ist, da Stifter sich in den Monaten Juni und Juli, auch noch August mit diesem Vorwurfe sehr befaßt, die Zeichnung und gleichzeitig auch schon das Untermalen der Luft, der Felsen und des Schnees begonnen (S. 347) hat. Dann aber verlor dieser Gegenstand seine Anziehung für ihn, da er ihm in dieser Zeit für die Zeichnung 8ʰ 17′, für die Untermalung 21ʰ 8′ widmet, später aber nur noch am 9. März 1860 (Tagebuch S. 22) 1ʰ 11′ am Steinbilde malte. Und so blieb leider auch dieses Bild nichts als ein Torso!

Diese früher erwähnten acht Bilder, durchaus Allegorien, standen gewiß zu einander in nahen Beziehungen, wahrscheinlich in gleichem Format, von Ad. Stifter wohl als eine zusammenhängende Folge gedacht, in welcher er die ihn mächtig beherrschenden Ideen durch gut gewählte Symbole zu veranschaulichen sich bestrebte. Die „Vergangenheit" durch römische Ruinen, die „Heiterkeit" durch griechische Tempeltrümmer, die „Sehnsucht" und „Schwermuth", wie passend gewählt, sind Mondstücke; die „Bewegung" kennzeichnet strömendes Wasser, die „Ruhe" ein See mit Schneeberg, die „Einsamkeit" Ruinen mit Mondaufgang, und trefflich eignet sich zur Darstellung der „Feierlichkeit" in der Gebirgswelt der „Großglockner". Wir sehen, in der

Wahl und Anordnung des Stoffes war Ad. Stifter nicht verlegen. Dem Maler stand der Dichter fördernd zur Seite, der die Natur in ihren tiefsten Geheimnissen belauschte und mit seltener Treue schilderte. Wäre es nicht ein Genuß, diese Folge von Bildern vor sich zu sehen, um die Schilderungen des Dichters mit den Werken des Malers zu vergleichen und zu würdigen? Und ist es nicht ewig Schade, daß von diesen Bildern, die im Tagebuche erwähnt werden, nicht eines vollendet wurde, ja sogar wahrscheinlich die meisten von Stifter selbst wieder vernichtet wurden? Ist es nicht zu beklagen, dass nach den das Zeitmaß so genau bestimmenden Aufzeichnungen des Tagebuches eine Arbeit von nahezu 100 Tagen (98 Tage, 13^h 2′) ununterbrochener Arbeitsdauer nur ihm als Liebhaberei Freude bereitete, daß sich aber von ihr nichts der Nachwelt erhalten hat? Wenn es auch Zeiten gab, wo Ad. Stifter sich oft Monate lang (Mai bis August 1857, Tagebuch S. 9), oder manches Jahr, wie 1856, nur sehr wenige Tage überhaupt mit der Malerei beschäftigen konnte, sei es, daß Reisen, amtliche Abhaltungen, sein Beruf als Schulrath, oft auch in den letzten Jahren Kränklichkeit oder literarische Thätigkeit ihn daran hinderten, so greift er doch immer, sobald es ihm die Muße gestattet, zu Bleistift oder Farbe, Pinsel und Palette, um sich an der Kunst, die er so hoch schätzte, zu erheitern, um ihr aus angeborener Zuneigung zu dienen, nicht aber um aus ihr Erfolge, Nutzen zu erzielen, oder, wie es in seiner Jugend der Fall war, sie wegen des Lebensunterhaltes zu pflegen.

Die im Tagebuche auf S. 27 befindliche, gestrichene Bemerkung „Die Kunstausstellung für den Monat Juli" [1861] bezieht sich nicht etwa auf die Beschickung derselben seinerseits, sondern stammt daher, daß er ein verdorbenes Blatt, worauf er eine Besprechung der Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines niederschreiben wollte, für das Tagebuch benützte, wie auch die ersten Blätter des Tagebuches

auf ausgemusterten Blättern seines „Tännling" geschrieben sind (S. 6 und 8). Von Seite 7 an hört die Anführung der Seitenzahl von Ad. Stifters Hand auf. Für das Recht, die Handschrift des Tagebuches abzuschreiben, zu veröffentlichen und für die vorliegende Arbeit auszunützen, sprechen wir deren Besitzer, dem Herrn Großindustriellen Adalbert Ritter von Lanna in Prag, den verbindlichsten Dank aus. Rudolf Fürst hat das Tagebuch in seiner Ausgabe „Adalbert Stifters Werke in sechs Bänden" (Leipzig, Hesse) Band I, Vorrede XV, zum erstenmal für einige Bemerkungen litterarisch verwendet, in welchen das „Steinbild", das als neuntes später hinzukam, nicht weiter berücksichtigt wird. Seine Schlußbemerkung „Diese absonderliche künstlerische Buchführung, die ganz den Gewohnheiten des alternden Stifter entsprach, beweist am deutlichsten, wie ernstlich er sich dem Dienste dieser ihm so spröden Muse weihte", verdient vollste Beachtung und Zustimmung mit dem Bemerken, daß er aber in seiner Jugend auch schon solche pedantische Anwandlungen hatte, wie ich aus andern, über sonst unwesentliche Vorkommnisse geführten Tagebüchern Ad. Stifters ersehe.

Ad. Stifter beschäftigte sich nahezu ausschließlich mit der Landschaftsmalerei. Der Sänger des Hochwaldes, der die Natur abgöttisch verehrte, hatte das Bestreben, ihre Schönheit und Großartigkeit, Einfachheit und Erhabenheit, alle Reize, die sein scharfes Auge beobachtete, die Empfindungen und Gefühle, die sie in ihm erweckte, ungekünstelt, einfach und darum gerade so schön und wirksam zu malen, wie er es unter vielen einzig und allein verstanden hat, die Naturschönheit mit Worten zu schildern. Er läßt sie daher am liebsten auch im Bilde nur durch sich selbst wirken. Jede größere Staffage meidet er sorgfältig, weil sie nur scheinbar das Bild belebt und den Beschauer hindert, die wahre Naturschönheit mit dem Künstler zu empfinden. Daher finden wir in seinen Bildern

alle möglichen Formen der Natur, nur gelegentlich die Gestalt eines Menschen, aber nie sonst ein lebendes Wesen zur Belebung.

Und doch hat er sich auch mit Thierstudien beschäftigt, wofür die schön ausgeführte Studie eines Hundes im Stifterhause in Oberplan den Beweis erbringt. Auch die historische Malerei ist ihm bei seiner Vielseitigkeit in der Jugend nicht fremd geblieben. Jedenfalls hat er sich in figuraler Ölmalerei versucht. Ich war sehr überrascht, in Krummau drei Bilder dieser Art vorzufinden. Sie befinden sich im Besitze des Herrn Wenzel Pax, Drechslermeisters in Krummau, der eine wirklich sehenswerte Sammlung von Alterthümern aller Art hat, die in Südböhmen, namentlich aber in Krummau und Umgebung, vorgefunden wurden. Es wäre nur zu wünschen, daß sie, gegenwärtig sein Privateigenthum, dereinst dem Lande, womöglich aber der Stadt Krummau erhalten bliebe, da doch die meisten Gegenstände aus der Stadt oder ihrer Umgebung stammen. Die eben erwähnten Bilder sind Darstellungen religiösen Inhaltes: Eine Kreuzabnahme, gezeichnet „A. Stifter 1835", nach einem niederländischen Meister in der Art des Peter Paul Rubens, die Madonna im Grünen nach Raffael Santi von Urbino und eine Flucht der heiligen Familie nach Ägypten nach einem italienischen, dieser Richtung angehörigen Meister; die beiden letzteren sind nicht bezeichnet. Der Wert dieser Bilder ist nicht sehr bedeutend, da es keine selbständigen Arbeiten, sondern nur Copien berühmter Meister sind, die allerdings deswegen von großem Interesse für die Person Ad. Stifters werden, weil es die einzigen, bisher bekannten Versuche sind, in denen er das Gebiet der religiösen Malerei, die er als die höchste hinstellt, pflegte. Die weiche, farbenprächtige, ruhige Darstellung der italienischen Meister scheint seiner Gemüthsart näher gelegen zu haben, als die grandios angelegte, durch die Massen wirkende, äußerst bewegte Auffassung des Niederländers, dessen

gewaltige Zeichnung und eigenartige Behandlung der Farbe in den Fleischtönen Ad. Stifter gar nicht gelungen ist. Auch leidet das Bild, abgesehen von dieser Härte, noch besonders darunter, daß es in sehr verkleinertem Maßstabe wiedergegeben ist, wogegen die beiden anderen Copien sich der Stimmung der Originale mehr anpassen. Stifter war seinem ganzen Naturell nach nur Landschafter, für Geschichts- und religiöse Malerei hatte er nicht die Anlage. In richtiger Erkenntnis seiner Befähigung hat er sich dann ausschließlich der Landschaftsmalerei zugewendet. Eine Vervielfältigung der Kreuzabnahme hätte die Schwächen dieses Bildes deutlich hervortreten lassen; der gegenwärtige Besitzer hat jedoch die Erlaubnis hierzu unter keinen Umständen ertheilt. Diese drei Bilder stammen aus dem Nachlasse des fürstlich Schwarzenberg'schen Herrschaftsarztes Dr. Ignatius Duschek, dem sie von Ad. Stifter verehrt wurden.

Durch Vervielfältigung sind von den Bildern Ad. Stifters bisher nur zwei bekannt: „Eine Ansicht von Kremsmünster", unvollendet, um 1823 in Wasserfarben gemalt (in $^1/_{10}$ der Originalgröße), und nach einer Photographie das Bild Nr. VI dieses Bandes, aus dem Besitze A. Schlossar's, Bibliothekars der Universitätsbibliothek in Graz, der außerdem noch einige Skizzen von Ad. Stifter aus der Zeit des Kremsmünster Aufenthaltes verwahrt. (A. Schlossar: Adalbert Stifter und die Künstler Axmann und Geiger. Zeitschrift für Bücherfreunde, IV. 1901. S. 278, 285, 275.)

Mit Vorliebe bewegt sich Ad. Stifter in Künstlerkreisen. In Wien schloß er einen engen Freundschaftsbund mit den akademischen Malern Karl von Binzer und Johann Fischbach, der sich später in Salzburg niederließ. Weniger Gelegenheit, persönlichen Verkehr mit Künstlern zu pflegen, bot ihm der Aufenthalt in Linz. Hier beschränkte sich sein inniger Umgang auf die Professoren des Zeichnens an der Staatsreal-

schule Josef Grandauer, Gustav Schaller und Anton Stranik, die Bildhauer Johann und Josef Rint und Ferdinand Scheck. In den letzten Jahren verkehrte er viel mit dem Zeichner Josef Maria Kaiser, der mit der Illustration seiner Werke betraut war und die Stelle des Secretärs im oberösterreichischen Kunstvereine bekleidete. Klein war überhaupt d e Zahl der Familien in Linz, mit denen Ad. Stifter engfreundschaftliche Beziehungen geknüpft hat, kleiner noch begreiflicher Weise die Zahl der Künstler in Linz, mit denen er sich über moderne Kunstbestrebungen aussprechen konnte. Aus dem sonst recht reichhaltigen Briefwechsel Ad. Stifters lernen wir sein Verhältnis nur zu den Malern Josef Axmann, Peter Johann N. Geiger und Karl Löffler in Wien, Heinrich Bürkel in München und August Piepenhagen in Prag kennen. Er scheint auch persönliche Fühlung mit dem Landschafter Hermann Mevius in Düsseldorf und dem Historienmaler August Palme in München unterhalten zu haben. Seine Namenszeichnung unter der Aufforderung des oberösterreichischen Kunstvereines an die Künstler zur Beschickung der Ausstellungen in Linz hat gewiß manchen Künstler bewogen, Bilder nach Linz zu schicken, und mancher Künstler hat gelegentlich seines Verweilens in dieser Stadt den kunstbegeisterten Mann besucht, dem keine größere Freude bereitet werden konnte als dadurch, daß er mit einem Künstler seine Meinungen austauschen konnte. Überall übten nicht minder die Denkmäler vergangener Zeiten einen mächtigen Eindruck auf sein Gemüth. Voll Begeisterung spricht er über seinen Besuch in Nürnberg, Prag und Regensburg, classischen Städten mittelalterlicher Kunst, ja selbst in den kleinen Orten Oberösterreichs, die an hervorragenden Werken bildender Kunst meist recht arm sind, hat er bei seinem Besuche alles einer genauen Besichtigung unterzogen und ist mit Wort und Schrift für deren Erhaltung eingetreten. Von Meistern der älteren Zeit auf dem Gebiete der Malerei haben

ihm in Wien, soweit wir aus seinen Schriften schließen können, besonders Interesse abgewonnen auf dem Gebiete der religiösen und historischen Malerei Albrecht Dürer, Raffael Santi von Urbino und Tizian Vecellio, ferner die Landschafter Claude Lorrain, Aart van der Neer, Jakob van Ruisdael und Philipp Wouwermann, auf welche Meister er sich beruft, wenn er die Schönheit und die Vorzüge eines Bildes hervorheben will.

Ad. Stifter liebte es, sein Heim mit Werken der Kunst zu schmücken; er schmückte seine Wände mit guten Arbeiten der Zeitgenossen, auf seinen Staffeleien finden wir Studien und Skizzen manches ihm befreundeten Künstlers neben den eigenen Werken, an denen er mit unermüdlicher Ausdauer immer wieder arbeitete. „Ich habe," schreibt er an August Piepenhagen (ddo. Linz, 25. December 1864, bei Aprent, Briefe III S. 92), „Ihren zwei Bildern, die bei mir hängen, Stunden zu verdanken, die zu den schönsten meines Lebens gehören. Oft stelle ich mir das eine oder das andere auf die Staffelei in das beste Licht, lasse es Tage und Wochen darauf stehen, und stehe oft davor und freue mich, und liebe Sie dann auch recht wacker, Sie feiner, tief empfindender Künstler." Nachdem Ad. Stifter als Vorstandsstellvertreter des Kunstvereines mit August Piepenhagen am 11. August 1859 in brieflichen Verkehr (Aprent, Briefe II S. 267) getreten, bewog er ihn sofort zu einer sehr reichhaltigen Sendung von Skizzen, die er einem eingehenden Studium unterzog. Alle Freunde der bildenden Kunst, die Ad. Stifter hatte, forderte er zu deren Besichtigung auf. Der kunstsinnige Post-director Moriz von Az hat einige für sich ausgewählt. Auch Ad. Stifter traf eine Auswahl. Unter dem unmittelbaren Eindrucke dieser trefflichen Bilder entstand der Dankesbrief Ad. Stifters an August Piepenhagen für den herrlichen Kunstgenuß, den er ihm durch die Übersendung dieser Blätter

bereitet (Aprent, Ebenda II S. 291—302), wohl eines der wertvollsten Schriftstücke des Dichters, weil er darin, abgesehen von den Ausdrücken persönlicher Hochachtung gegen den bekannten Meister, eine Fülle großartiger Gedanken über Kunst im allgemeinen und über einzelne Werke niederlegt. Bis zu Thränen gerührt, kaum im Stande sich zu fassen, war Ad. Stifter, als er das ihm von Gustav Heckenast verehrte Gemälde August Piepenhagens vor sich sah (Aprent, Ebenda II S. 360), ein Werk, „das mit meiner eigenen Seele die größte Verwandtschaft hat. Und so wird es mir für den Rest meines Lebens eine unversiegbare Quelle von Freude bleiben. Es ist mir dieser Tage her immer schöner geworden, was mir das Merkmal eines wahren Kunstwerkes zu sein scheint. Und für ein Kunstwerk allerersten Ranges halte ich dieses Bild. Es hat alle Dichtungsfülle der Kunst und gar keine Mittel des Handwerkes. Das ist es, was mir Piepenhagen so theuer macht, daß er mit unbewußter Unschuld, ich möchte sagen Kindlichkeit, in die gewöhnlichsten Dinge, die er darstellt, wie sie sind, eine Seelenhaftigkeit bringt, die das dichterische Spiel unserer eigenen Seelenkräfte auf die holdeste Weise hervorruft.“ (Aprent, Ebenda III S. 4.) In diesem Sinne schreibt er 1861 an Heinrich Bürkel in München: „Hast Du einmal ein Bild, von dem Du denkst, das könnte Stifter gefallen, wenn es auch zu theuer ist, so daß wir (der Kunstverein) es nicht ankaufen können, so sende es, daß ich mich recht erquicken kann; denn wenn Du auch viel Verehrer hast, so bestreite ich, daß es einen größeren geben kann, als ich bin. Deine Bilder geben mir immer ein Stück Schöpfungskraft.“ (Aprent, Ebenda II S. 352.) Wohl keine größere Freude konnte Ad. Stifter bereitet werden als dadurch, daß der als Zeichner so hochgeschätzte Professor der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, Peter Johann N. Geiger, ihm das Ölgemälde

„Abdias“, den Helden seiner gleichnamigen Novelle, zum Geschenke machte, welches als Vermächtnis von Ad. Stifters Witwe an den Kunstverein und von diesem an die Landes-Gallerie gewidmet wurde (Nr. 26).

Sein Sammeleifer erstreckte sich ferner auch auf Kunstgegenstände aus früheren Zeiten, an denen damals Oberösterreich noch recht reich gewesen ist. Die amtlichen Reisen, welche ihn bis in die entlegensten Ortschaften führten, gaben ihm eine willkommene Gelegenheit zu der Erwerbung bisher ganz unbeachteter Erzeugnisse der Kunstindustrie und der Kleinkunst, die man in Bürgerhäusern, aber auch in Bauerngehöften antreffen konnte. Manche dieser Objecte erwarb er für sich, andere für seine Freunde, oder er machte sie wenigstens darauf aufmerksam. Die Dichterin Betty Paoli, welche Ad. Stifter in Linz besuchte, berichtet, daß man in seinem Arbeitszimmer alte Gläser, Porcellansachen, Bilder und andere verschiedene Alterthümer antreffen konnte. Hat auch Amalia Stifter im Laufe der Jahre (1868—1883) manche Kostbarkeit aus diesem Nachlasse ihres Gatten veräußert oder an seine Freunde als Andenken verschenkt, so ersehe ich doch aus dem nach ihrem Tode aufgenommenen Inventar ihres Nachlasses, daß sich unter dem Titel „Einrichtungsstücke“ noch manches befand, das Ad. Stifter erworben hatte. Ich finde da alte Gläser (Kelchgläser, antik, mit Bemalung; Bechergläser aus Krystall), verschiedene Meißner Schalen, Porcellangefäße türkischen und japanischen Ursprungs, neuere und ältere Bilder verschiedener Zeiten und in verschiedener Manier, darunter auch ein „Öhlgemälde, Niederländer, klein“, angesetzt mit 20 fl. Schätzungswert, das höchstbewertete Stück der ganzen Nachlassenschaft, wobei wohl die Bemerkung gestattet ist, daß die Ansatzpreise des Schätzungswertes überhaupt sehr tief angenommen sind, wenn z. B. 39 Blatt Handschriften von Ad. Stifter mit 50 kr., die Handschriften zu

Kalkstein, Der Kuß von Sentze, Der fromme Spruch, Die zwei Schwestern zu 1 fl., ja das bekannte Porträt Ad. Stiftes von Moriz Michael Daffinger mit 10 fl. als Ausrufspreis feilgeboten wurden. Der in Linz verstorbene Landesgerichtsrath Heinrich Freiherr von Krauß besaß einen aus dieser Versteigerung erworbenen Glaspokal, ein Geschenk Gustav Heckenast's an Ad. Stifter.

Die zwei wertvollsten Stücke, wahre Prachtwerke der Kunsttischlerei, welche Ad. Stifter erworben hat, befinden sich gegenwärtig im fürstlich Schwarzenberg'schen Museum im Schlosse Frauenberg bei Budweis in Böhmen: ein reich ausgelegter Kleiderkasten und der prächtige, auf einem Delphingestell ruhende Schreibtisch. Beide waren in recht schlechtem Zustande, als sie Ad. Stifter erhalten. Mit seltener Sachkenntnis und feinem Kunstsinn gieng er an ihre Instandsetzung, an der er mit einem für solche Arbeiten geschickten Tischler mehr als ein und ein halbes Jahr arbeitete. Daß er diese Wiederherstellungsarbeit, an der er manche Stunden seiner freien Zeit mit Fleiß, Liebe und großer Ausdauer zugebracht hat, hoch anschlug, geht daraus hervor, daß er eigenhändig auf der Rückseite des Kleiderkastens die Inschrift anbrachte: „Restaurirt im Jahre 1853 von Adalbert Stifter Dichter und Michael Müller Tischler." Es ist ein glücklicher Zufall gewesen, daß die Hofräthin Amalia Stifter nach dem Tode ihres Gatten darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die kunstsinnige Fürstin Eleonore zu Schwarzenberg eine Freundin von Kunstalterthümern sei, welche thatsächlich nach kurzen Verhandlungen die beiden Meisterwerke der Kunsttischlerei für 1300 Gulden erwarb; sie kamen auf diese Weise in gute Hände und sind jetzt in der Kunstsammlung des fürstlichen Hauses in Frauenberg an würdiger Stätte für immerwährende Zeiten vor dem Untergange bewahrt. Der fürstliche Centralarchivsdirector Anton Mörath in

Krummau war so freundlich, von Seiner Durchlaucht dem regierenden Fürsten Adolf Josef zu Schwarzenberg die Erlaubnis für die Veröffentlichung der drei Briefe Amalia Stifters, von denen zwei an die Fürstin Eleonore gerichtet sind, zu erwirken, welche wir vollinhaltlich mittheilen, weil sie manches interessante Streiflicht auf Ad. Stifter als „Sammler" und „Restaurator" werfen. Sie lauten:[1])

I.

Eure Durchlaucht!

Von mehreren Seiten wird mir versichert, daß Euer Durchlaucht alterthümliche Gerätschaften, die sich durch Schönheit der Form auszeichnen, sammeln, um dieselben auf dem Schloße Frauenberg aufzustellen. Mein seliger Gatte hat, durch Liebe zur Kunst getrieben, mehrere derartige Gegenstände an sich gebracht und zum Theil mit unsäglicher Mühe und großen Kosten wieder in Stand gesetzt. Leider bin ich durch die Verhältnisse gezwungen, sie verkaufen zu müssen, und so erlaube ich mir den Eure Durchlaucht auf einen ganz vorzüglich schönen Schreibkasten und auf einen Kleiderkasten aufmerksam zu machen, die es gewiß würdig wären, einen Platz auf Frauenberg einzunehmen. Beide Stücke befinden sich gegenwärtig in Wien, der Schreibkasten im fürstlich Metternich-Palais am Rennweg, der Kleiderkasten im kaiserlichen Museum für Kunst und Industrie. Mit der Bitte meinen Antrag nicht als Zudringlichkeit und Unbescheidenheit aufzunehmen, zeichne ich als

Euer Durchlaucht Gehorsamste

Amalia Stifter,
k. k. Hofrathswitwe, wohnhaft Donaustraße
Nr. 1 im 3. Stock, Linz.

Linz, den 12. Jänner 1870.

Außen: An Ihre Durchlaucht die Fürstin Eleonore zu Schwarzenberg, geborne Prinzessin Liechtenstein in Wien.

---

[1]) Die Orthographie ist unverändert geblieben.

II.

Euer Durchlaucht!

1300 fl. sind so ziemlich die Summe, welche die Kästen gekostet haben, denn wir hatten zu ihrer Ausbesserung einen Tischler durch $1^1/_2$ Jahre unausgesetzt und dann noch einige Male durch mehrere Wochen im Hause. Die unsägliche Mühe, die sich mein Gatte, der die Arbeiten selbst leitete, mit der Herbeischaffung und dem Zusammenstimmen der Hölzer gab, ist dabei freilich nicht im Anschlag gebracht. Da ich also bei diesem Preise keinen Verlust erleide, so bin ich bereit, sie Euer Durchlaucht um denselben zu überlassen. Wenn ich einige Jahre warten könnte, so wäre es vielleicht möglich einen Höheren zu erlangen, aber ich kann nicht warten; denn die beständigen Sorgen, welche durch die langjährige Krankheit meines seligen Gatten entstanden sind, würden mich ja aufreiben; und es könnte sogar geschehen, daß ich sie doch zuletzt noch einem Händler um noch weniger überlaßen müßte, und dann vielleicht bald darauf den Schmerz hätte zu erfahren, daß er sie viel theurer verkauft hat. So weiß ich wenigstens, daß sie in den edelsten Händen und in der schönen Heimat meines Gatten sind, die er so sehr geliebt hat.

Ich bitte also Euer Durchlaucht sie, sobald es gefällig ist, abholen zu lassen, weßhalb ich auch noch heute an den Direktor des Museums schreibe.

In tiefster Ehrerbietung zeichnet

Euer Durchlaucht unterthänigste

Amalia Stifter,
k. k. Hofrathwitwe.

Linz, am 1. Februar 1870.

Außen: An J. D. die Fürstin Eleonore zu Schwarzenberg in Wien.

III.

Gnädige Frau!

Ich habe am 25. v. M. wegen der Kästen an Ihre Durchlaucht geschrieben, bis jetzt aber keine Antwort erhalten.

Wenn Sie sich hochgeehrte Frau in die Lage einer einsam in der Welt stehenden Witwe denken, so werden Sie gewiß meine Unruhe über die Ungewißheit, in der ich schwebe, begreifen und es entschuldigen, wenn ich mir erlaube, diese Zeilen an Sie zu richten. Wen die Frau Fürstin

noch keinen Entschluß gefaßt hat, so bin ich gewiß nicht unbescheiden und will gerne noch länger warten. Hätte aber Ihre Durchlaucht bereits sich entschieden und ist Ihnen diese Entscheidung bekannt, so bitte ich herzlich und inständig, mich es durch ein paar Zeilen wissen zu lassen.

Da ich auf den allgemein bekannten Edelsinn der Frau Fürstin bauend, die Bestimmung des Preises vertrauensvoll, [in] deren Hand gelegt habe, so hoffe ich noch immer von Tag zu Tag. Vor mehreren Wochen hat mir ein Antikenhändler in Wien 600 fl. angeboten, aber um den Preis konnte ich sie doch nicht weggeben, da ein Mann, welcher derartige Geschäfte macht, gewiß das Doppelte verdienen will und zudem möchte ich auch gar zu gerne die Kästen endlich wieder an einen ruhigen Platz wissen; und würde selbst den Schreibkasten zu den ermäßigten Preis um 1000 fl. hergeben. Vielleicht kommt noch einmahl eine Zeit, wie diejenige, wo die Welt Stifters Studien mit Bewunderung und Entzücken aufnahm, und wo auch die Kästen nicht bloß durch ihren Kunstwerth, sondern auch als eine Erinnerung für den Besitzer einigen Werth haben werden.

Mit der herzlichen Bitte, mein Anliegen nicht ungütig aufzunehmen, und bei Ihrer Durchlaucht gelegentlich ein gutes Wort für mich einzulegen, zeichnet

Hochgeehrte Frau Ihre ergebenste Dienerin

Amalia Stifter,
k. k. Hofrathswitwe.

Linz am 5. Februar 1870.

In der Umgebung solcher Lieblingsgegenstände der Kunst der Gegenwart und schon lange vergangener Tage fühlte sich Ad. Stifter heimisch, in ihrem Kreise gieng er seinen Gedanken nach, ihr Anblick erheiterte sein Gemüth, aus ihnen schöpfte er neue Kraft und Lust zu dichterischem Schaffen. Wer den „Nachsommer" Ad. Stifters liest, erkennt in den Beschreibungen so manches Einrichtungsstück wieder, das sein Arbeitszimmer geschmückt hat. Auch im „Witiko" fehlt es nicht an derlei Anspielungen.

So konnte es nicht ausbleiben, daß die Zeitgenossen den edlen, kunstsinnigen Mann ehrten und mit Auszeichnungen bedachten. Die Verleihung des Franz Josefs-Ordens

durch Se. Majestät den Kaiser ist ausschließlich eine Ehrung des Dichters gewesen. Insbesonders waren es aber seine Mitbürger in Linz, die er sich durch seine Kunstbestrebungen zu großem Danke verpflichtete. Man überträgt ihm im Ausschusse des oberösterreichischen Kunstvereines die Würde des Obmannstellvertreters und betraut ihn mit der Ehre, den Verein zu vertreten, wenn es gilt, einen Sprecher zu haben, der durch Inhalt und Form der Rede, aber auch durch sein ganzes Erscheinen für das Interesse des Vereines zu wirken vermag. Auch in dem Comité für die Ausstellung des katholischen Diöcesanvereines finden wir Stifter. Wir finden ihn in dem Ausschusse des Museums Francisco-Carolinum, woselbst er, wie man aus den Berichten über dessen Thätigkeit in den fünfziger Jahren entnehmen kann, mit vollem Eifer an den Sitzungen theilnahm, mit den verschiedensten Aufgaben bei Begutachtung von Anschaffungen, bei Besprechung von Kunstgegenständen u. s. w. betraut wurde. Handelte es sich um organisatorische Arbeiten, so dachte man in erster Linie an ihn. Ein Beispiel für viele. Zur Umarbeitung der Statuten für das Museum wählte man einen Ausschuß von fünf Männern: Barth Grafen von Barthenstein, Statthaltereirath Kreil, Regierungsrath Fritsch, Schulrath Stifter und Dr. Med. Ulrich. „Der Ausschuß dieser fünf Männer beauftragte Herrn Schulrath Stifter durch Wahl mit der Ausarbeitung des Entwurfes der Statuten zum Behufe seiner Berathungen, sowie auch der Verwaltungsausschuß, dem statutenmäßig die Ertheilung einer Instruction an den Custos zusteht, den Entwurf dieser Instruction dem Schulrath Stifter übertrug. Nach dem Studium der Statuten aller ähnlichen Anstalten, nach Berathung mit Fachmännern, dann mit den Männern, die dieser Anstalt so lange ihre Kräfte widmeten, und endlich mit andern gebildeten Männern faßte Schulrath Stifter den Entwurf der Statuten auf

Grundlage der bisherigen ab, so wie provisorisch auch die aus diesem Entwurfe sich ergebenden Instructionen für die Fachreferenten und den Custos. Besonders soll wissenschaftliche Thätigkeit und praktische Nutzbarmachung der Sammlungen der Gesichtspunkt sein, auf den sich die neuen, zu den früheren hinzugekommenen Bestimmungen stützen." (Linzer Zeitung, 30. Jänner 1853, Nr. 26.) Treten da nicht Ansichten, wie sie heute noch gelten, zum Durchbruch? Aus der Art jedoch, wie Ad. Stifter die ihm übertragene Aufgabe löste, sieht man, wie freudig, eingehend und gewissenhaft er sich an ihre ersprießliche Lösung machte, aber auch daß es ihm wohl keine kleine Mühe verursachte, wenn er sie in zweckentsprechender Weise und spruchreif vorlegen wollte. Im Ausschusse des Museums wirkte er ersprießlich als Berichterstatter für Kunst und Alterthum (Linzer Zeitung, 12. und 18. Jänner 1854, Nr. 10 und 15; 17. und 18. Februar 1854, Nr. 41, 42; 24. Mai 1854, Nr. 123 u. a. m.). In voller Würdigung der Verdienste Ad. Stifters um die Erforschung der Kunst- und historischen Denkmale des Landes und seiner Wirksamkeit im Museum Francisco-Carolinum erfolgte auf Antrag des Statthalters Eduard Freiherrn von Bach am Schlusse des Jahres 1853 seine Ernennung zum Conservator der k. k. Centralcommission für Oberösterreich, welches Amt er bis zu seinem Tode verwaltete.

Mit den mannigfachsten künstlerischen Bestrebungen seiner Zeit finden wir also Ad. Stifters Namen eng verknüpft. In erster Linie stellt er seine Arbeitskraft in den Dienst zur Hebung des Kunstverständnisses in den breiteren Volksschichten Oberösterreichs, zu dessen Belebung er in Wort und Schrift unermüdlich thätig war. Nur um der Kunst zu dienen, nur aus Liebhaberei griff er zur Feder, um eine kunstkritische Abhandlung zu schreiben, gerade so wie er nur aus Liebhaberei in der Zeit des Linzer Aufenthaltes die Kunst

des Zeichnens und Malens pflegte. Es dürfte daher zur Würdigung des bekannten Novellisten nicht unwesentlich beitragen, wenn dem Leser in diesem Bande die gesammelten, an schönen Gedanken reichen, kunstkritischen Abhandlungen vorgelegt werden, damit er an ihrer Hand diese in den Biographien Ad. Stifters bisher stiefmütterlich bedachte schriftstellerische Thätigkeit kennen lerne. Man steht vor einem bisher nahezu Unbekannten, wenn man an den Vervielfältigungen der Bilder Ad. Stifters Proben seines künstlerischen Schaffens vor sich sieht; denn nur wenigen Dichtern, aus Deutschböhmen nur ihm, standen die Genien der Dichtkunst und der Malkunst an der Wiege und gaben ihm für das Leben ihr Geleite. Nach langer und schwerer Wahl entschied Stifter sich für die Dichtkunst, ohne darauf zu verzichten, auch weiter den Spuren der Malerei zu folgen. Aus dem Maler der Jugend entwickelt sich der Dichter in dem gereiften Alter. Den Jüngling drängte das dichterische Empfinden, die Gedanken in der Farbe zu verkörpern, der Mann verstand die Erscheinungen in der Natur mit Worten zu malen — darin hat er auch die höchste Meisterschaft erreicht.

Allen Förderern dieses Werkes wird der aufrichtigste Dank zum Ausdruck gebracht. Sie müssen sich mit dem Danke im allgemeinen zurechtfinden, da es mir nicht möglich ist, jedem nach Gebühr Worte der Anerkennung zu zollen. Besonderer Dank aber gebührt Herrn Dr. A. Sauer, k. k. Professor an der deutschen Universität in Prag, für die große Liebenswürdigkeit und außerordentliche Freundlichkeit, welche er diesem Buche in allen Phasen seiner Entstehung angedeihen ließ.

Wien, am „Matheistag in der vasten“ 1902.

Dr. Adalbert Horcicka.

Zur Geschichte der Bilder Ad. Stifters.

Da der vorliegende Band ausschließlich kunstkritische Schriften Ad. Stifters enthält, so wird es gewiss zur genaueren Kenntnis der Eigenart des Dichters beitragen, dass ihm mehrere Bilder beigegeben wurden. Ich habe von den mir bekannten Bildern, welche Stifter selbst gemalt hat, 16 aus verschiedenen Zeiten und in verschiedener Manier ausgewählt und dazu noch zwei hinzugefügt, die zwar von anderen Meistern stammen, aber von ihm ausführlich besprochen werden, damit an der Hand der Abbildung das geschriebene Wort an Leben gewinne. Alle Bilder sind für den Zweck des Lichtdruckes nach den Originalen aufgenommen und von der Kunstanstalt Karl Bellmann in Prag vervielfältigt worden; nur in den Fällen, wo eine Zusendung der Bilder nach Prag auf Schwierigkeiten stieß, wurde mit der Anfertigung der Platten für den Lichtdruck die Kunstanstalt Loewy, Wien III., Parkgasse 15, betraut. Im allgemeinen wurde bei der Einreihung der Grundsatz festgehalten, dass die Bilder nach der Zeit der Entstehung oder an solche Stellen eingefügt wurden, an denen sie sich mit einer Bemerkung des Textes irgendwie in Beziehung bringen lassen. Alle sind zuverlässig echte Arbeiten Ad. Stifters, entweder mit Jahr und Unterschrift von ihm gezeichnet, oder aber durch geschichtliche Überlieferung verbürgt, da sie bis auf die neueste Zeit meist in den Händen derjenigen Familienangehörigen geblieben sind, deren Voreltern sie Stifter meist als Geschenk verehrte.

Nr. I ist eine Ölskizze (nicht Aquarell) auf schwach getöntem Papiere, $9^1/_2$ cm hoch $\times$ 14 cm breit, im Besitze des Herrn Professors an der Staatsrealschule im V. Bezirke in Wien, Alois Raimund Hein. Die Vervielfältigung ist in Originalgröße und wurde deshalb im Farbendruck wiedergegeben, damit eine Probe der Farbentechnik Stifters vorliege. Die flüchtig hingeworfene Skizze enthält ein Motiv aus den Donauauen bei Linz, einen Lieblingsgegenstand Stifters. Der Mond, durch vorüber-

ziehendes Gewölke bedeckt, gewährt nur spärliches Licht, wobei wir aber noch deutlich das Spiegeln der Bäume im Wasser bemerken können. Zur Rechten, nur durch Striche angedeutet, befindet sich auf erhöhter Stelle über dem Wasser ein Weiler. Was Stifter an Aart van der Neer (S. 179 ffg.) und August Piepenhagen (S. 178 ffg.) so lobend rühmt, wir finden es hier: Nebel und Wolken, die den Mond dämpfen, aber nicht verhüllen. Er schwimmt gleichsam in ihnen, und sie umgeben ihn in natürlichen, dämmerigen, ahnungsvollen Gestalten. Je weiter von dem Monde, desto tiefer wird es Nacht, die Nebel werden dunkler, vermählen sich mit den Gebüschen und lassen weit hineingehende Räume ahnen. Die günstige Farbenanwendung und das ruhige, schöne Zurücktreten des Flusses und der Bäume an dem Ufer dürften wir als sehr gelungen bezeichnen. Es ist hier kein Streben nach sinnlichem Farbenreiz, nur soviel Beleuchtung und Spiegelung im Wasser, als der Thatsächlichkeit entspricht. Diese Skizze, deren linksseitige Partie etwas an die Straßer-Au bei Linz (Nr. IX) erinnert, dürfte ausgeführt wohl eines der besten Bilder von Ad. Stifters Hand geworden sein, da er dann gewiss die nur flüchtig angelegten Wolken vor der Mondscheibe, wirksamer, in ruhigerer Farbenabstufung ausgeführt hätte. Die Skizze, die Professor Hein von Amalie Stifter als Andenken an ihren verstorbenen Gatten erhielt, ist nicht gezeichnet und ohne Angabe der Jahreszahl.

Nr. II besitzt der Schriftsteller P. K. Rosegger in Graz. Aquarell auf weißem Papier, mit Rand 46 cm lang und 38 cm hoch, ohne Rand 34 cm breit und 25 cm hoch; am Rande rechts unten gezeichnet: Ad. Stifter 1825. Das Bild, in Kremsmünster gemalt, gehört zu den wenigen Jugendarbeiten des Dichters, die sich erhalten haben. Trotz mancher Verstöße, wie sie Schülerarbeiten aufzuweisen pflegen, ist die Zeichnung im ganzen recht correct, die perspectivische Durchführung recht wirksam, der Baumschlag namentlich der zu beiden Seiten der Straße stehenden Bäume zeigt gutes Verständnis; doch erscheinen die beiden Bäume des Vordergrundes im Verhältnis zu der sie umgebenden Landschaft überhöht, wirken daher etwas störend. Der Himmel fehlt vollständig, ob ursprünglich, lässt sich schwer sagen, da sich weiße Kreidetöne in der Mitte des Bildes über der Landschaft befinden, die vielleicht ausgebleichte Stellen des leicht angedeuteten Himmels sein können. Mehr noch zeigt sich der Anfänger in der Farbengebung. Die Landschaft ist ein Herbstbild. Die Straße, die Steine und der Baum zur Rechten sind stark röthlich gehalten, die Partie zur Linken ist in gelblich grünem Tone, infolge dessen das feine harmonische Ineinandergreifen der Farbenabstufung vermisst wird, welches der Beschauer gerade bei Aquarelllandschaften schwer vermisst. Man sieht

deutlich, wie der Abendwind von der Seite der untergehenden Sonne in das Laub der hohen Bäume bläst und sie zerzaust.

Das Bild ist die Illustration zu dem alten Volksliede:

I hab an schens Häuserl am Roan,
Das Häuserl is sauber und kloan etc.

Stifter hat es in Kremsmünster als Reconvalescent nach den echten Blattern 1825 gemalt. Es ist daher nur eine ideale Landschaft, die er geschaffen, der vielleicht ein Motiv aus der Gegend von Kremsmünster zu Grunde liegt. Er schenkte sie der Mutter des Dr. Karl Gubatta in Leoben aus Dankbarkeit dafür, dass sie sich seiner während der Krankheit annahm, und dieser wieder verehrte sie Rosegger im Jahre 1897, als er dessen Aufsatz im Heimgarten (Juliheft) „Ein Tag im Böhmerwalde“ gelesen. Die beiden von Dr. K. Gubatta an Rosegger wegen der Widmung des Bildes geschriebenen Briefe sind für die Geschichte des Bildes und auch für den Aufenthalt Stifters in Kremsmünster nicht ohne Interesse. Sie lauten:[1])

I.

Leoben 10./8. 97.

Hochverehrter Herr!

Als ich jüngst im Juli-Hefte des Heimgartens Ihren Aufsatz las: „Ein Tag im Böhmerwalde“, an welchem ich als Adalbert Stifters inniger Verehrer mich entzückte, kam mir der Gedanke, daß ein Landschaftsbild von der Hand Adalbert Stifters vom J. 1825, von ihm selbst unterfertigt und datirt, das ich aus dem Nachlaße meiner Mutter besitze, bei Ihnen als dem großen Verehrer der Stifterschen Muse am besten aufgehoben seyn würde. Das Bild stellt eine Landschaft vor „Das Häuschen am Rain,“ nach dem alten Liede:

I hab an schens Häuserl am Roan
Das Häuserl is sauber und kloan etc.

Trotz des Alters von 72 Jahren ist dasselbe ganz gut erhalten, die Farben so, als wäre das Bild erst vor wenigen Jahren gemalt. Stifter war als Student in Kremsmünster im Hause meiner Mutter als Instruktor meiner älteren Geschwister. Obwohl ich anno 1825 erst 5 Jahre alt war, erinnere ich mich doch noch an ihn, sah ihn natürlich auch später

[1]) Die Orthographie der Originale wurde beibehalten.

noch öfter, wenn er meine Mutter besuchte, und lebhaft steht vor mir seine mittelgroße, gedrungene Gestalt mit schlichtem dunklem Haare, mit Blatternarben besäetem Gesichte, seinen seelenvollen Augen.

So lieb mir das Bild ist, Ihnen wäre ich bereit dasselbe zu widmen, da ich keine Kinder habe, damit es nicht nach meinem und meiner Frau Tode in ganz unberufene Hände komme, da es ja meines Wissens kein Musäum gibt, in welchem Erinnerungen an Stifter gesammelt sind — falls ich Ihnen eine Freude bereite?

In aufrichtiger Verehrung

Dr. Karl Gubatta.

II.

Leoben 20./8. 97.

Hochverehrter Herr Rosegger!

Durch Ihren freundlichen Brief vom 17./8. überzeugt, daß Sie mein Anerbieten betreffs des Gemäldes von Ad. Stifter nicht blos aus Höflichkeit — um den Anerbieter nicht zu kränken — annehmen, habe ich die Verpakung desselben sogleich veranlaßt und wird Ihnen dasselbe in Kürze zukommen.

Ich habe meine um 4 Jahre [ältere], 82jährige, in Wien lebende Schwester seither gefragt, ob ihr nähere Umstände über das Ueberkommen des Gemäldes in unsere Familie bekannt sind und hat mir diese geschrieben, daß Stifter im J. 1825 an den echten Blattern erkrankt war als Student am Gymnasium zu Kremsmünster, als Reconvalescent in der Kontumaz das Bild gemalt und meiner Mutter, die sich in dessen Kostorte während der Krankheit täglich erkundigte, um ihm etwa fehlendes zu bieten, das Bild als Beweis seiner Dankbarkeit gegeben habe. Das Bild ist noch in derselben Rahme, in die es damals gegeben wurde, ein Beweis, wie solid anno dazumahl gearbeitet worden ist. Stifter ist als 14j. Knabe mit seinem Großvater, einem Fuhrmann, nach Kremsmünster gekommen, wo sich der Benediktiner P. Placidus, der aus der Gegend von Stifter's Heimat stammte, seiner angenommen, seine Aufnahme ins Gymnasium veranlaßt und ihn in einem Kostorte untergebracht hat. Ihr aufrichtiger Verehrer

Dr. Gubatta.

Für die Freundlichkeit, das Bild und die beiden Briefe veröffentlichen zu dürfen, erlauben wir uns P. K. Rosegger, wie auch Herrn K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf, der die Erlaubnis erwirkte, den gebührenden Dank auszusprechen.

Nr. III, jetzt im Besitze des Großindustriellen Herrn K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nussdorf, gehörte mit Nr. IV, V, X und XVI in die Gruppe derjenigen Bilder, welche Stifter für die Familie Greipl in Friedberg gemalt hat. Als J. J. Ammann („Adalbert Stifters Beziehungen zur Familie Greipl in Friedberg im Böhmerwalde“ in Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, XLVI. Jahrg., S. 673—699, 865—883) das Greipl'sche Haus in Friedberg aufsuchte, wo einst für Kunst und Wissenschaft eine gastliche Stätte war (Ebenda S. 678), fand er in dem Zimmer, welches daselbst für Ad. Stifter stets frei war, nur noch zwei Aquarelle vor „das eine Friedberg, das andere eine Landschaft darstellend“. Die „Ruine Wittinghausen“, in Öl auf Holz gemalt, hatte Stifter dem Mathias Greipl junior verehrt (Ebenda S. 678), später aber, wie ich aus dem Briefe des fürstlich Schwarzenberg'schen Rentamtsbeamten Herrn Johann Bezecny in Wittingau, ddo. 24. April 1901, entnehme, sie zur Zeit seiner Wirksamkeit als Schulrath in Linz auf einige Zeit zurückverlangt, um sie jemand zu zeigen. Trotz der eifrigsten Versicherungen, dass er die Landschaft zurückstellen werde, kam sie nicht wieder nach Friedberg. Ich glaube, es ist dies das kleine Bild, welches sich nach dem Tode der Hofräthin in deren Nachlasse befand (Nr. 335 des Verzeichnisses, welches damals angelegt wurde, unter dem Titel „Kl. Bild, Ruine Wittinghaus“, bewertet mit 1 fl.). — Über ein anderes Bild der Ruine Wittinghausen, das Ad. Stifter seinem Jugendfreunde Dr. A. Mugerauer verehrt hat, berichtet J. A. Freiherr von Helfert (Studien über den Dichter der Studien. Montagsrevue. Literarische Beilage. 1881. Wien, 24. Mai, Nr. 43). Die Widmung lautete: Dr. Antonio Mugerauer. St. Thoma, olim Wittinghausen, nunc ruinis distractis monumentum adhuc restat nostrae juventatis laete ibi peractae et fraterni amoris, qui non prius cesset quam illi testes muri cinerei, quorum sumus memores Pietas tibi imaginem offert — ne sis quando immemor temporis ejus hominumque participum. — Viennae, Augusti die 26ta 1839. Ad. Stifter. Wohin dieses Bild kam, konnte ich bisher nicht ermitteln. Helfert erwähnt daselbst auch die beiden, im Besitze der Familie Greipl befindlichen Bilder (Nr. IV und XVI). — Ein viertes Bild, das Ammann nicht mehr vorfand, ist der „Blick auf Gutwasser“, das damals bereits im Besitze des Herrn Josef Funke in Bodenbach a. d. Elbe war (Nr. X). Das fünfte Bild endlich „eine Hochgebirgslandschaft mit einem Wildbach“, im Besitze der Greipl'schen Verwandtschaft, wie Ammann (Ebenda S. 678) bemerkt, ist das vorliegende Aquarell, auf graublauem Papier, 17·5 cm hoch, 23·5 cm breit, gezeichnet am Rande rechts unten: Stifter 1829. Wie aus dem

genannten Briefe hervorgeht, schenkte Stifter das frisch gemalte Bild der Familie Greipl; Nanni, die jüngste Schwester des Mathias Greipl junior, nahm es bis zu ihrem Tode 1879 in Verwahrung, worauf es in das Eigenthum der fürstlich Schwarzenberg'schen Verwalterswitwe in Krummau, Frau Franziska Bezecny, einer Tochter des Mathias Greipl junior, übergieng, von der es im Frühjahre 1901 der gegenwärtige Besitzer erwarb. Ferner hat Frau Franziska Bezecny in freundlichster Zuvorkommenheit sich des Besitzes der acht Briefe Stifters an Familie Greipl, die Ammann veröffentlicht hat (Zeitschrift für öst. Gymnasien, 1895, XLVI, S. 673—699 und 865—883), begeben, damit sie in Zukunft, wohl verwahrt, nicht Schaden leiden. Durch meine Vermittlung hat Herr K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nussdorf sie käuflich erworben.

Das Bild ist von Stifter 1829 während seines Aufenthaltes in Berchtesgaden gemalt. Den Bemühungen des Herrn K. Adolf Bachofen von Echt ist es gelungen, die Scenerie genau festzustellen. Den Hintergrund bilden links die Ausläufer des Watzmann, in der Mitte der Hochkalter, zwischen beiden die Wimbachklam, und rechts vom Hochkalter die Mühlsturzhörner. Der Vordergrund, namentlich der Wasserfall, ist Phantasie, entnommen dem Bilde Nr. V, wo der Wasserfall, die Felsenpartie zur Rechten und der in der Ache befindliche Baumstamm, kaum merklich umgeändert, wiederkehren. Von sämmtlichen Aquarellen Ad. Stifters, die ich gesehen, ist diese Landschaft in Zeichnung und Farbe am ansprechendsten. Herrlich wirkt durch einfachen, aber natürlichen Lichteffect der Wasserfall, langsam, ruhig und vermittelt ist das Zurücktreten des Hintergrundes. „Der Hauch der ganzen Alpenkette zieht, wie ein luftiger Feengürtel, um den Himmel,“ der selbst nur angedeutet, in lichtblauem Dufte mit leicht eingesetzten, weißlichen Tönen sich von den Felsen abhebt. Das kräftige, saftig gehaltene Grün in seinen verschiedenen Abstufungen ist mit lebhaften Farben wirksam zur Anschauung gebracht. Mit dieser Perle halten die andern Bilder, die Stifter der Greipl'schen Familie verehrte, den Vergleich nicht aus.

Nr. IV hat dasselbe Schicksal wie Nr. XVI und wurde unter den gleichen Umständen wie dieses von K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nussdorf erworben. Ebenfalls auf graublauem Papier, 12 cm hoch, 17 cm breit, gezeichnet: Stifter 1829, zeigt es dieselben Mängel in der Ausführung wie Nr. XVI, beide müssen daher auch um dieselbe Zeit unter demselben Eindrucke entstanden sein. Nach dem Briefe Gustav Greipls, Friedberg, ddo. 29. Mai 1901, ist dieses Bild in seiner Familie bekannt als „eine nicht nach der Natur gemalte Idylle“, eine gewiss sehr passende Bezeichnung. Es ist ein Phantasiestück, doch unter dem Ein-

drucke wirklicher, im Hochlande aufgenommener Eindrücke, welche zum Ausdrucke gelangen. Vergleicht man damit Nr. III und V, so findet man das wiederkehrende Motiv des durch Felseneinengung hervortretenden Wassers neuerdings verwertet, aber diesmal so geändert, dass der Beschauer durch die zwei den Vordergrund bildenden Felsen den Durchblick auf das hinter ihnen über ein Wehr fließende Wasser und auf den von einem Parke umgebenen Hof gewinnt. Die hohen, ganz schwach angedeuteten Felsen geben der Landschaft den alpinen Charakter. Im Vordergrunde verwendet er diesmal einen Fischer als Staffage, um die Idylle etwas zu beleben.

Nr. V erwarb ebenfalls Herr K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nussdorf. In Ölfarben auf Holz ist es 19 cm hoch, 23½ cm breit; gezeichnet am Rande links unten auf einem Steine: A. Stifter 1833. Es befand sich vorher im Besitze der Oberingenieurs-Witwe Frau Marie Rodler in Krummau, welche nach dem Briefe ddo. 19. November 1901 aus dem Nachlasse ihrer Tante, des Fräuleins Anna Greipl, der Schwester Fanni Greipl's, das Bild erbte, doch ist ihr leider nicht bekannt, unter welchen Umständen es in den Besitz der Familie kam, wahrscheinlich als Andenken Ad. Stifters an Anna Greipl. Der gegenwärtige Besitzer des Bildes hat mit seinem Schwiegersohne Herrn Ehrensberger, Director der Krupp'schen Werke, der seine Jugend in Berchtesgaden verbracht hat und die Gegend sehr genau kennt, Forschungen über den Vorwurf dieses Bildes im Verlaufe des heurigen Sommers angestellt und ganz genau den Punkt festgestellt, wo Stifter es aufgenommen hat. „Felsblock (zur Linken des Wassers) und Wasserfall befinden sich an der „Hintersee Ache" ungefähr 3 Minuten unterhalb der „Seeklause" oder des Ausflusses der Ache aus dem See. Beide sind porträtähnlich, und beim Wasserfall kann man jeden Stein auf dem Bilde nachweisen: wir hatten nämlich die Reproduction des Bildes zum Vergleiche mitgenommen." (Brief ddo. Wien-Nussdorf, 15. September 1901.) Das Bild stellt also eine Scenerie auf dem Wege zum Hintersee dar, mit der Reiteralm rechts im Hintergrunde. Die Ergebnisse dieser Forschung sind für die Beurtheilung der Bilder A. Stifters, soweit die Composition in Betracht kommt, von größter Wichtigkeit: Er hat sich streng an die Natur gehalten, ja so getreu ihre Formen wiedergegeben, dass man mitunter geneigt wäre, seine Darstellungen zum Theile wenigstens als Gebilde der Phantasie zu bezeichnen, wie in dem vorliegenden Falle den Felsblock, oder besser gesagt, den seltsam geformten Felsklumpen zur Linken des Wasserfalles, der doch ein wahrhaftiges, natürliches Gebilde ist, das nach siebzig Jahren seine äußere Gestalt nicht

im geringsten geändert hat. In den Farben ist das Bild sehr lebhaft und recht warm. Wenn auch in einzelnen Übergängen und Lasuren manches Unvermittelte befrembet, herrscht doch darin im ganzen eine viel weichere Stimmung als in dem „Königsee" Nr. XV. Da sich in dem Bilde Nr. III vom Jahre 1829 die Wiederholung des Wasserfalles findet, mit der jedenfalls günstigen Änderung, dass der Felsen zur Linken weggelassen ist, so muss daher dieses Bild jedenfalls später gemalt sein: doch dürfte man annehmen können, dass beide Bilder bei demselben Aufenthalte in Berchtesgaden, nämlich 1829, entstanden sind. Und die Wiederholung desselben Motivs ist bei Malern gar nichts Auffälliges.

Nr. VI ist vervielfältigt nach einer noch nicht ganz ausgeführten Radierung, die Herr Prof. Alois Raimund Hein in Wien bei Gustav Heckenast nach dem Originale Ad. Stifters im Jahre 1870 angefertigt hat. Es ist dies ein Ölbild auf Leinwand in so großen Maßen, wie sie Hein bei Stifters Bildern überhaupt nie wiedergesehen. Wir bringen die Vervielfältigung in der Originalgröße der Radierung, welche für die Biographie Stifters, mit der sich Hein damals beschäftigte, bestimmt war, welche jedoch erst jetzt absatzweise in den „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen", Jahrg. XXXIX ffg., zum Abdruck gelangt. Nach seinem künstlerischen Urtheile ist diese Landschaft in Composition und Perspective, in Farbe und Lichtwirkung äußerst wirksam durchgeführt. Das Motiv ist eine Lieblingsdarstellung Ad. Stifters: Aus einem Bergkessel strömt Wasser hervor, das sich über eine kleine Felswand herabstürzt, die Felsen sind nahezu kahl, eine Gebirgslandschaft, den höher gelegenen Gebieten der Kalkalpen entnommen. Dieses Bild hat seine ganz eigene Geschichte. Stifter hat es während seines Wiener Aufenthaltes gemalt, 1842 war es in Wien unter dem Namen „eine Felspartie" auf der Jahresausstellung der Akademie bei Sancta Anna ausgestellt, später auf der Kunstausstellung zu Pest. (Schlossar „Adalbert Stifter und die Künstler Axmann und Geiger" in der Zeitschrift für Bücherfreunde [Velhagen und Klasing], Jahrg. IV, 1900, S. 273—287.) Daselbst hat es Gustav Heckenast jedenfalls gesehen, und da in diese Zeit das Anknüpfen seiner Beziehungen als Verleger zu Stifter fällt, so dürfte er es vielleicht aus diesem Grunde erworben haben; wenigstens ist eine spätere Erwerbung desselben aus dem Briefwechsel mit Stifter nicht nachweisbar. Bei Heckenast bildete es in seinem Salon zu Pressburg die vornehmste Zierde. Dort hat es Hein gesehen und gezeichnet. Wohin es nach Heckenast's Tode gekommen, war bisher nicht möglich festzustellen. Dr. Anton Schlossar in Graz besitzt von diesem Bilde eine Photographie, die er in dem genannten Aufsatze auf S. 285 vervielfältigt.

Nr. VII ist im Besitze der oberösterreichischen Landes-Gallerie in Linz, welche in den Räumen des Museums Francisco-Carolinum untergebracht ist. Es ist das erste Stück, welches für die Gallerie vom oberösterreichischen Kunstvereine 1855 erworben wurde, trägt die Signatur Nr. I, ist 164 cm hoch, 263 cm breit, gezeichnet rechts unten auf einem Felsen „H. Mevius, Düsseldorf 1855“. Hermann Mevius, geb. 1820 zu Breslau, gest. 1864, gehört der Düsseldorfer Schule an, wo er 1836 bis 1840 die Akademie besuchte und später seinen ständigen Aufenthalt nahm. Die Ausstellungen des oberösterreichischen Kunstvereines pflegte er recht häufig zu beschicken (S. 27, 61, 62, 65—67, 89—92, 97, 107, 133—135, 156, 161, 202, 233). Das vorliegende große Bild „Schiffbruch an der Insel Capraja im ligurischen Meere“, wurde noch im Jahre 1855 in Linz ausgestellt, dessen treffliche Zeichnung und farbenprächtige Ausführung Ad. Stifter so ungemein begeisterte, dass er zwei längere Artikel der Besprechung desselben in der Linzer Zeitung widmete (S. 65—67, 89—92). Weil durch Zufall dieses Meisterwerk, über welches die Stimmen sehr berechtigter Männer und Künstler dieselbe günstige Meinung aussprachen, um einen sehr billigen Preis (1500 fl. C.-M.) zu haben war und eine solche Gelegenheit nicht leicht wiederkehrt, haben mehrere Mitglieder des Vereines, darunter insbesonders der kunstsinnige Prälat des Stiftes Schlägl Dominik Lebschy, vorläufig die Deckung dieses Bildes auf sich genommen, unter der Bedingung, dass das Bild Eigenthum derer werden sollte, welche die Deckung gewährleistet haben, wenn dies Unternehmen an der Nichtbeschaffung der materiellen Mittel scheitern sollte (S. 107). So ist der Beschluss der Begründung einer Bildersammlung in Linz, welcher 1854 vom Abte Dominik Lebschy, dem Präsidenten des oberösterreichischen Kunstvereines, Adalbert Stifter, dem Vicepräsidenten, und Josef Edlbacher, dem Secretär, gefasst wurde, rasch in die Wirklichkeit umgesetzt worden, und mit Recht wird die Erwerbung dieses ersten Bildes als „ein sehr glücklicher Griff bezeichnet, indem dieses Bild zu den Zierden unserer Gallerie zu zählen ist“. (Katalog der oberösterreichischen Landes-Gallerie in Linz a. d. Donau. 1893. S. V; daselbst auch eine Vervielfältigung auf S. 2.) Da es doch für den Leser von größtem Interesse ist, die ausführliche Beschreibung Stifters mit dem Bilde selbst zu vergleichen und an ihm zu würdigen, so bringen wir zu S. 99 dessen Vervielfältigung im Lichtdruck, der, da die ganze Farbenwirkung fehlt, nur ein schwacher Nothbehelf ist, wobei ich mir erlaube, dem Herrn Landeshauptmann in Oberösterreich, Dr. Alfred Ebenhoch, für die Erlaubnis der photographischen Aufnahme zu diesem Zwecke den gebührenden Dank auszusprechen. Man war in Linz stolz auf die

Erwerbung dieses Bildes, und, um für die Interessen der neu begründeten Landes-Gallerie auch weitere Kreise heranzuziehen, wurde das Bild von Mevius nach Wien in die Ausstellung geschickt, wo sich die Kritik ebenfalls sehr lobend aussprach. Dann kam es in die Ausstellung des Pester Kunstvereines. Darüber hat sich folgender Brief Adalbert Stifters, gegenwärtig im Besitze der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen erhalten. Er lautet:

Theurer Freund!

Heute muß ich Sie Namens unsers Kunstvereins mit einer Bitte plagen. Der Pesther-Kunstverein hat hierher das Ansuchen ergehen lassen, daß wir ihm das große Bild von Mevius „Seesturm an der ligurischen Küste", welches wir für unsere Landesbildersammlung gekauft hatten, und welches in Wien gegen Ansuchen des österreichischen Vereines ausgestellt war, ebenfalls zu einer Ausstellung überlassen möchten. Der österreichische Verein hat den Abgang des Bildes nach Pesth zu Anfang Novembers hieher berichtet. Von Pesth ist aber keine Nachricht über die Ankunft eingetroffen, und auf ein Anfrageschreiben unsers Schriftführers an den Pesther Verein ist keine Antwort erfolgt. Obwohl das Bild um 2000 fl. assekurirt ist, ginge es uns doch sehr nahe, wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre. Wir bitten Sie daher freundlich, in Pesth gütige Nachfrage bezüglich des Bildes anzustellen und in einigen Zeilen das Ergebniß an mich anzeigen zu wollen. Sie nehmen gewiß mir zu Liebe die Aufbürdung dieser Mühewaltung nicht übel, wie ich ja auch recht gerne jede Mühewaltung Ihnen zu Liebe übernähme.

Tausend Grüße an Sie, Ihre liebe Gattin und an das Kleine.

Linz, 5ten Dezember 1859.

Adalbert Stifter.

[Auf der Außenseite.] Linz. Seiner Wohlgeboren Herrn Gustav Hekenast, Verlagsbuchhändler in Pesth. Der Poststempel ist: Linz 6/12 und Pesth 7/12.

Vergl. dazu: „Ein Brief Adalbert Stifters an Gustav Heckenast“ von Dr. Adalbert Horcicka in „Deutsche Arbeit“, München, Callwey, 1901. Jahrg. I. S. 40—42. — Stifter schreibt sonst mit Vorliebe Mövius statt Mevius.

Nr. VIII ist Eigenthum des Großindustriellen Herrn Adalbert Ritter von Lanna in Prag. Das Ölbild, auf Leinwand gemalt, 82½ cm breit und 29 cm hoch, ohne Namensfertigung und ohne Jahresangabe, kam durch Kauf wahrscheinlich aus dem Nachlasse Ad. Stifters an seinen gegenwärtigen Besitzer. Die sorgfältig ausgeführte Landschaft ist die Darstellung einer Partie aus den Auen der Donau in Oberösterreich und erinnert gewiss in der Auffassung etwas an die Skizze Nr. I, wobei natürlich die Scenerie und insbesondere die Behandlung des Himmels bei ganz anderer Tageszeit in völlig verschiedener Auffassung einen weit ruhigeren und günstigen Eindruck hervorrufen. Es ist ein Motiv ausgeführt, das Ad. Stifter mit Vorliebe zu verwenden pflegte, da er auch in seinen Werken für die Schilderung solcher Stimmungsbilder die richtigen Worte und die wahre Empfindung hatte. Die Wiedergabe des seeartigen Wassers zur Rechten des Beschauers mahnt an die nicht ausgeführte Partie in Nr. I, wogegen die Erhebung der Ufer ganz anders behandelt ist. Auf dem flachen, ebenen, mit Gras und Buschwerk bewachsenen Gefilde erhebt sich als natürlicher Mittelpunkt des Bildes ein einfaches, reizend ausgeführtes Bauerngehöfte, von hochgewachsenen Bäumen umgeben, wie man solche in oberösterreichischen Gegenden überall so häufig begegnet. Der Ausblick der Landschaft in einen weiten Hintergrund ist durch den bewölkten Himmel benommen, der sich von der Erdoberfläche wie ein dichter Nebel bis zur leichten Wolkenbildung in der Höhe abhebt. In der Farbe wirksam, in der Composition einfach und wie in der Zeichnung correct, gibt dieses Bildchen einen schönen Beweis von dem Können des Malerpoëten.

Nr. IX hat Herr K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nussdorf von dem Maler K. Blumauer in Linz käuflich erworben. Das Bild ist in Öl auf Leinwand gemalt, 33 cm breit, 24½ cm hoch, ohne Jahreszahl mit den Buchstaben „St“ gezeichnet. Die Landschaft ist in graubraunem Tone gehalten, in Farben sehr weich gemalt, trefflich gegen den Hintergrund zurücktretend. Den Gegenstand der Darstellung bildet die Straßer-Au, einer der schönsten Punkte in der nächsten Umgebung von Linz, die leider in Folge der Donauregulierung gegenwärtig ein ganz anderes Aussehen erhalten, ihren Reiz ganz verloren hat. Die Baumgruppe zur Linken des Beschauers, wie auch die Anlage des Wassers erinnert an Nr. I, nur dass wir mit gewissen Änderungen zu Gunsten

des Bildes statt der skizzenhaften Aufnahme ein in jeder Beziehung vollendetes Kunstwerk vor uns haben. Der Mond steigt langsam am Gesichtskreis empor, spiegelt sich im Wasser des Vordergrundes in sanfter, silbergrauer Farbe. An dem ruhigen, in Farbe gleichmäßig abgetönten Himmel spendet die Mondscheibe überallhin sanftes Licht, das die Gruppen entsprechend beleuchtet je nach dem Standorte, so dass das Zurücktreten gegen den Hintergrund, wie aber auch die Spiegelung der Bäume am Ufer in dem Wasser ohne alle Gezwungenheit sich naturgemäß vollzieht. Will man an ein Vorbild denken, das etwa Stifter bei der Darstellung dieses Bildes vorschwebte, so fühlt man sich unwillkürlich unter den älteren Meistern an die Motive des Aart van der Neer erinnert, von modernen Künstlern mahnt die Farbengebung an August von Piepenhagen, der landschaftliche Gegenstand an A. Zwengauer in München. Und in der That wissen wir, dass das Studium gerade dieser Künstler auf Stifter einen mächtigen Eindruck hervorgerufen hat. Hier fehlt jede Beigabe im Vordergrunde, etwa ein Kahn, ein zur Tränke gehender Hirsch, oder sonst ein Wild, die vielleicht mehr Leben in die heilige Stille der Nacht gebracht hätte, doch nicht nöthig war — und Stifters Anschauung nicht entsprach — da die Landschaft als solche durch sich allein den gewünschten Erfolg erzielen müsse. „Der Maler muss das stille, einfache und in unzählige zarte Abstufungen gegliederte Walten dieses Gegenstandes so in sich aufgenommen haben, dass dessen reiner Inhalt ihn mit wahrer Liebe erfüllt hat, wie etwa ein sinniger Dichter uns das stumme Brüten, Knospen und Treiben einer Steppe oder die Wunder eintöniger weitgehender Wälder vorführt“ (S. 160). Unter Stifters Ölbildern ist das vorliegende Stimmungsbild unstreitig das beste.

Nr. X gehörte mit Nr. IV und XVI dem gegenwärtigen Bürgermeister von Friedberg, Herrn Gustav Greipl, dessen Eltern diese Bilder als eine Widmung von Adalbert Stifter persönlich erhalten hatten. Gegenwärtig ist es im Besitze des Herrn Josef Funke, gräflich Franz Thun'schen Rentamts-Controlor in Bodenbach an der Elbe. Dieser ist nämlich ein begeisterter Verehrer Stifters, mit Gustav Greipl wohl befreundet, der es ihm aus diesem Grunde vor Jahren als einen Beweis der Freundschaft verehrte. Das Bild ist in Öl auf Holz gemalt, 17½ cm hoch und 14 cm breit, links unten über dem Rande gezeichnet: Stifter 1832. Den Gegenstand der Darstellung bildet die Kapelle zu Gutwasser über Oberplan, der Heimat Stifters, die auf einem Hügel mit freier Aussicht weithin sichtbare Begräbnisstätte der Oberplaner. Die Aufnahme erfolgte an einem Punkte der Straße, welche von Oberplan aus zu der Kapelle führt. Die Scenerie ist auch heute noch nahezu unverändert. In

Zeichnung und Farbe ist das Bildchen gut. Der Himmel ist lichtblau, ganz gleichmäßig, das Colorit des Rasens und der Blätter mattgrün, mehr als Masse behandelt, im Einzelnen nicht ausgeführt, mit Ausnahme des Blattwerkes der Bäume an der Straße im Vordergrunde, mit der Farbe der Bauwerke aber zu einem harmonischen Ganzen abgetönt. — Eine Bleistiftzeichnung Stifters, die „Kapelle in Gutwasser“, befindet sich im Stifterhause in Oberplan. Sie ist rechts unten gezeichnet: 3/9 1845 Adalb. Stifter. In der Durchführung der architektonischen Details weicht sie von dem genannten Bilde so wesentlich ab, dass wohl ähnliche, aber ganz verschiedene Bauwerke dargestellt erscheinen. Die vorliegende Skizze enthält nur die Kapelle mit zwei Bäumen zur Linken und einen Baum zur Rechten als Staffage. Herr Prof. A. R. Hein hat von derselben eine photographische Vervielfältigung anfertigen lassen, die er mir zur Verfügung gestellt hat. Im Stifterhause befindet sich überdies noch eine recht interessante Thierstudie von Adalbert Stifter, darstellend einen großen Vorstehhund, welche jedoch viel gelitten hat und theilweise sogar abgeblättert ist. Der Hund, der aufrecht dasteht und vor sich hinsieht, ist naturgetreu gemalt. Wir haben in dieser Studie meines Wissens das einzige Werk Stifters erhalten, das sich mit Thiermalerei beschäftigt. Auch davon verdanke ich Herrn Prof. A. R. Hein die photographische Vervielfältigung. Beide Studien Stifters im Stifterhause werden in der Separatausgabe der Stifterbiographie, welche der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen eben vorbereitet, als Beilagen veröffentlicht werden.

Nr. XI ist unter dem Namen „Landschaftsstudie aus dem Hochgebirge“ Eigenthum der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Böhmen, welche es in der öffentlichen Gallerie im Rudolfinum in Prag (Katalognummer 670, S. 225) ausgestellt hat. Sie ist ein Geschenk des Großindustriellen Herrn Adalbert Ritter von Lanna aus dem Jahre 1885 und stammt wahrscheinlich aus dem Nachlasse der 1883 verstorbenen Witwe Stifters. Gemalt ist sie in Ölfarben auf Leinwand, 29 cm hoch und 32 cm breit, also in der Größe, in welcher Stifter mit Vorliebe seine Landschaften ausführte, am Rande gezeichnet: Stifter. Die Darstellung ist ein von Stifter sehr geliebtes, oft wiederkehrendes Motiv: Ein circusartig abschließender Thalschluss mit einem See im Vordergrunde — eine Erinnerung an die Gegend des Alm- oder Langbathsees, die er schon von Kremsmünster aus besuchte — mit dem waldig umsäumten Ufer, selbst ohne ein Bauernhaus an dem Gelände, nur im Vordergrunde durch zwei Thalbewohner belebt. Es ist ein fleißig ausgeführtes Bildchen, das die Hand eines verständigen, in Behandlung landschaftlicher

Vorwürfe kundigen Pinsels verräth. Es wirkt auch an dem Orte seiner Aufstellung im Vergleiche mit den anderen benachbarten Bildern ganz vortheilhaft.

Nr. XII. Besitzer ist Herr K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nussdorf, welcher die Skizze in Ölfarben auf Papier, 32 cm breit × 26 cm hoch, ohne Jahreszahl und ohne Namensfertigung, von dem Maler K. Blumauer in Linz erwarb, in dessen Besitz sie aus Stifters Nachlass übergegangen ist. Das Motiv soll nach Blumauers Angabe ein Schloss im Böhmerwalde sein. Mir ist es nicht bekannt, auch ist es mir nicht gelungen, etwas Bestimmtes darüber in Erfahrung zu bringen. Die Skizze ist ganz unausgeführt, weder die perspectivische Zeichnung der Architektur noch auch die Farbengebung ist gelungen. Die Farben sind, wie man es selbst in der Vervielfältigung deutlich wahrnehmen kann, mit grobem Pinsel massig aufgetragen — es ist ein flüchtig zu Papier gebrachter Gedanke, den weiter auszuführen Stifter später keine Gelegenheit, vielleicht auch keine Lust hatte.

Nr. XIII besitzt Frau Anna Kaindl, Lederfabrikantenswitwe nach Stifters Freunde Alois Kaindl, in Linz. Das Ölbild ist 29 cm breit und 13½ cm hoch, ohne Jahreszahl, auch nicht gezeichnet. Es kam in den Besitz der Familie durch Schenkung von Stifter selbst, der mit der Familie in sehr regem, persönlichem Verkehre stand. Vergl. „Die Beziehungen Adalbert Stifters zu der Familie Kaindl“ von Dr. Ad. Horcicka in den „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“, Jahrg. XXXVII, S. 324—336. Leider kann sich Frau Anna Kaindl nicht erinnern, was auf dem Bilde dargestellt ist. Sie meint, es sei eine felsige Landschaft mit einem Sturzbach, von welcher sich eben der Nebel zu verflüchtigen beginnt — ein Vorgang der Natur, den der Dichter mit Vorliebe darzustellen liebte. Aber mit ziemlicher Sicherheit, soweit ich mich aus eigener Anschauung erinnern und auch aus dem Vergleich mit Photographien entnehmen kann, ist der Gegenstand der Darstellung eine Partie aus der sogenannten „Teufelsmauer“, dem an Abwechslung so reichen Durchbruchsthale der Moldau, das bei Kienberg beginnt und vor Hohenfurt endet. Er beschreibt seine Schönheit im Hochwald, auch in diesem Bande S. 287. Wasserfälle und Felspartien beschäftigen mit Vorliebe Stifter als Maler. In diesem Falle ist es besonders der starke, sich verflüchtende Nebel, welcher der Landschaft einen eigenartigen Charakter verleiht; leider aber erscheint dadurch die Partie zur Rechten des Beschauers gegen den Hintergrund hinter dem Wasserfalle etwas undeutlich, nicht mit jener ins Kleinliche gehenden Feinheit Stifters ausgearbeitet, die seinen Studien eigen ist. Die linksseitige, in Farben sehr

leicht gehaltene, gut beleuchtete Felsenwand erzielt natürlich einen viel größeren Erfolg. Zwischen beiden stürzt sich das Wasser der Moldau über einen Querriegel, der ihm den natürlichen Lauf verhindert, ohne dass auch da ein besonderer sinnlicher Reiz angestrebt würde. — Im Besitze der Frau Anna Kaindl befindet sich ferner die Copie des Bildes welches Stifter selbst malte und „Waldweg" nannte. Sie ist von ihrem Schwager Albert Kaindl angefertigt. Ein Bild im Besitze Kaindl's erwähnt J. A. Freiherr von Helfert in „Studien über den Dichter der Studien". Montagsrevue. Literarische Beilage. 1881. Wien. 24. October 1843. — Aus Ad. Stifters Nachlasse befinden sich überdies noch zwei Bilder im Besitze der Familie Kaindl. Sie stellen die Kinder des Wiener Malers Karl Löffler, von ihm selbst gemalt, dar. Der Mädchenkopf war in Linz 1862 ausgestellt. Stifter widmet ihm eine eingehende Beschreibung S. 193—195. An Gustav Heckenast schreibt er im November 1862 (Aprent Johannes, Briefe von Adalbert Stifter. Pest. 1869. Heckenast. III. Band S. 16): „Ich besitze von ihm (Löffler) ein Mädchenköpfchen (Kind von 10 bis 11 Jahren), dessen Angesicht eine solche Seelenschönheit hat, dass nur ein Maler unter den gekannten sie auch so und besser malen konnte, Raphael. — Ich bin hier unterbrochen worden, und kann erst nach zwei Tagen den Brief vollenden. Ich lege Ihnen zwei Kritiken über Löfflers Köpfchen bei. Die mit A bezeichnete ist von mir. Das Knabenköpfchen vom vorigen Jahr kann ich vielleicht auch noch bekommen. Macht es Ihnen, wenn Sie es sehen, die Freude wie mir, so kann es geschehen, dass ich es Ihnen überlasse. Das Mädchen aber gebe ich nicht weg, so lange ich lebe." Das Mädchen, eine jugendlich schöne Erscheinung, pflegte er „Angela" zu nennen, denn sie schien ihm wahrscheinlich eine würdige Darstellung seines Mädchen-Ideals in den Feldblumen zu sein. Die hier mit A bezeichnete Kritik kann nur die in der Linzer Zeitung erschienene sein, welche wir S. 193 bis 195 abdrucken. Das „Knabenköpfchen" hat Stifter anläßlich seines Aufenthaltes in Wien 1863 erworben (Aprent, Ebenda. Brief an G. Heckenast vom 24. April 1863, III. Band, S. 31). — Die beiden Bilder giengen nach dem Tode Ad. Stifters 1868 in das Eigenthum der Familie Alois Kaindl in Linz über.

Nr. XIV. Besitzer ist der Herr K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nussdorf, der es von dem Maler K. Blumauer in Linz käuflich erworben hat. Es ist in Öl auf Papier gemalt, 17 cm breit und 25 cm hoch, nicht gezeichnet, ohne Jahresangabe, und stellt auf einsamer Höhe angeblich eine Kapelle in der Nähe von Linz dar, die Stifter mit Vorliebe aufzusuchen pflegte. Diese Idylle ist sehr wirksam in Farben ausgeführt. Der

tiefblaue Himmel mit der Farbe des Steines und des Daches der Kapelle im Vordergrunde, dazu der in kräftigem Baumschlag und saftig im Laub gehaltene Baum mit dem kleinen Durchblick neben der Kapelle gegen den Hintergrund bilden ein in allen Theilen zusammenstimmendes Ganze, das den Beschauer durch seine stille Ruhe in feierliche Andacht versetzt. Alle Einzelheiten sind in kräftigen Zügen, sehr genau und fleißig ausgearbeitet, insbesonders die Steine, die vor der Kapelle liegen und zu den Seiten des Weges sich befinden, beruhen auf eingehendstem Naturstudium. In den Vordergrund stellte Stifter zur Belebung der Landschaft einen alten Mann, der eben auf dem Wege zur Kapelle angelangt, in die freie Landschaft hinausblickt — ein Vorgehen, das er nur selten einschlägt, da er in der Landschaft diese Staffage sorgfältig meidet und nur durch die Zeichnung und Farbe die Landschaft als solche wirken lassen will. Das vorliegende Bild gehört zu seinen guten Arbeiten. Wo sich die Kapelle in der Nähe von Linz befinden soll, ist mir nicht bekannt. Auch die Anfragen bei Herrn Josef Straberger, Vicepräsidenten des Museums Francisco-Carolinum, wie auch bei mehreren Mitgliedern des Touristen-Clubs, denen die nähere und weitere Umgebung von Linz recht bekannt ist, haben den gewünschten Aufschluss nicht erzielt.

Nr. XV gehört Herrn Moriz Sechter, städtischen Lehrer und Gewerbeschulleiter, derzeit Obmann des Vereines deutscher Böhmerwäldler in Wien. Das Bild ist in Ölfarben auf Leinwand gemalt, 36 cm hoch, 45 cm lang, links unten gezeichnet: Stifter 1837. Den Gegenstand bildet der Königsee mit dem Blick auf Bartholomae im Hintergrunde, die Abstürze des großen Watzmann zur Rechten. Es ist nicht die gewöhnliche Ansicht des Königsee's, wie sie von dem malerisch schönsten Punkte, dem „Malerwinkel", aus sich bietet. Stifter muss seinen Standpunkt mehr gegen den „Kessel" gehabt haben. Auch hier verleiht die Hochgebirgslandschaft dem Bilde eine feierliche Stimmung, welche in „einheitlicher und echt poetischer" Weise zum Ausdruck kommt. Die berühmte prachtvolle Farbe des Wassers, die den Königsee auszeichnet, das Durchblicken der Steine am Boden des Sees an den seichten Stellen zur Linken, der auf den Bergen im Hintergrunde liegende Schnee, ein mit Wolken etwas bedeckter Himmel, die aus dem See senkrecht aufsteigenden Wände und die Spiegelung im Wasser — das Alles ist einzeln mit großem Fleiße und vieler Liebe durchdacht und gemalt, von dem innigen Bestreben beseelt, zu einem harmonischen Ganzen sich zu vereinen. Aber trotzdem wirkt es hart in der Farbe und vermag den Beschauer nicht so recht zu erwärmen und für sich zu gewinnen, weil ihm leider jene Weichheit in der Tongebung fehlt, die den Bildern Stifters

sonst eigen ist. Stifter hat das Bild, wahrscheinlich im Sommer 1837 gemalt, also in jenem Jahre, in welchem er in den Ehestand trat. Es liegt da die Vermuthung nahe, dass er es als Geschenk, vielleicht als Hochzeitsgeschenk, für seine Braut bestimmte. Gewiss ist, dass sie es als ein Pfand der Liebe in Erinnerung an die Jugendzeit bis zu ihrem Tod hoch in Ehren hielt. Aber auch Stifter selbst scheint darauf große Stücke gehalten zu haben, denn er hatte außer diesem in der letzten Zeit seines Lebens in seinem Besitze nur noch eine kleine „Ruine Wittinghausen“, vielleicht jenes Bild, das er einst für Fanni Greipl gemalt, später aber zurückverlangt hatte, wohl weil bei dessen Anblick manche Jugenderinnerung das Herz des ergrauten Mannes erwärmte. Nach dem Tode der Hofräthin Amalie Stifter 1883 widmeten die Erben den „Königsee“ Jordan Kajetan Markus, einem warmen Freund Stifter'scher Muse, dem auch das Verdienst gebührt, daß der Obelisk auf dem Plöckenstein errichtet wurde. Und nach dessen Ableben (23. Juli 1893) kam dieses Bild als Andenken an seinen Neffen Moriz Sechter, seinen langjährigen und intimsten Freund, der sich noch heute seines Besitzes erfreut. (Vgl. S. 43 der Abhandlung von Sechter Moriz und Teufelsberger Heinrich: Jordan Kajetan Markus. Biographisches Denkmal. Zur Gelegenheit der J. K. Markus-Gedenktafel-Enthüllungsfeier, herausgegeben vom Verein der deutschen Böhmerwäldler in Wien. Linz. Selbstverlag. 1894. 99 S. Mit einer Abbildung und der Stammtafel der Familie Markus.) In dem Schätzungsinventar, das nach dem Tode der Hofräthin für die Versteigerung des Nachlasses am 2. Mai 1883 angefertigt wurde, findet sich: Nr. 335 — Kl. Bild „Ruine Wittinghaus“ bewertet 1 fl., und Nr. 383 — Landschaftliches Ölgemälde, bewertet 2 fl. (wohl kaum der „Königsee“), ferner aber noch Nr. 305 — 4 Landschaften von Adalbert Stifter, bewertet mit 1 fl. 50 kr. Das sonst auch interessante Inventar erhielt ich von dem Großindustriellen Herrn K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nussdorf. Nach persönlicher Mittheilung des Notars Herrn Dr. Karl Kiesling in Linz, der die Versteigerung geleitet hat, wurde damals kein Verzeichnis der Ersteher der einzelnen Objecte aufgenommen, so dass sich für die Zukunft nur durch Zufall wird ermitteln lassen, in wessen Hände die verzeichneten Stücke gekommen sind.

Nr. XVI hat Herr K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nussdorf erworben. Aquarell auf graublauem, gewöhnlichem Papier, 18 cm hoch, 25 cm breit, nicht gezeichnet, ohne Jahreszahl. Es gehört in die Gruppe, welche Stifter für die Greipl'sche Familie gemalt hat. Dieses Bild hat er für Fanni Greipl, seine „Theuerste Freundin“, gemalt. Ihr schreibt er darüber von Wien aus am 3. Februar 1829: „Dein Fried-

berg soll schön, recht schön werden. Ich habe es schon 2 Mahl angefangen, allein jedes Mahl wieder herabgerissen, da es mich nicht befriedigte. Laß es bis ins Frühjahr, wo es lichter wird, denn jetzt kann keine Farbe rein und klar aufgetragen werden, da das so nothwendige Bedürfnis, helles Sonnenlicht, gänzlich fehlt. Dein Vater wird es dir bei seiner nächsten Wienerreise bringen." Sollte man nicht nach diesen Worten meinen, dass sich Stifter gerade bei diesem Bilde so recht ins Zeug gelegt hätte, um etwas Vollkommenes, wirklich Großes zu leisten? Dem ist aber nicht so, denn dieses Bildchen ist wohl nur eine schwach angelegte Skizze, die ihm viel Arbeit nicht verursachen konnte, weder in der Zeichnung, noch weniger in der Farbengebung, die wir thatsächlich nur als eine schülerhafte Leistung bezeichnen müssen, deren Vervielfältigung viel günstiger wirkt als das Original selbst. Die Landschaft stellt Friedberg dar, aufgenommen von einer Höhe über dem Marktplatze, so dass wir über den Ort hinwegsehen, im Hintergrunde der mächtige Waldberg mit dem deutlich sichtbaren, viereckigen Thurm von Wittinghausen, der den natürlichen Abschluss bildet. Reizend ist die Aufnahme, denn sie zeigt uns den schönsten landschaftlichen Eindruck, den die Friedberger Gegend erzielen kann, leider aber schwach die Ausführung. Wie Stifter schon als Maler war, mochte er das Bild von Friedberg zu wiederholtenmalen begonnen, und da ihn seine Arbeit nie recht befriedigte, immer wieder zerrissen haben, so dass er über den Anfang einer Skizze, wie die vorliegende ist, gar nicht hinauskam. Wertvoll bleibt sie aber für alle Zukunft schon aus dem Grunde, weil sie die Ansicht des Ortes vor dem großen Brande (1856) bietet, durch welchen nahezu der ganze Marktflecken eingeäschert wurde. Nachdem Stifter das Verhältnis mit Fanni Greipl gelöst hate, sah ihn Friedberg sehr selten, auch dann nicht, wenn er bei seinen Angehörigen in Oberplan zu Besuch war, aber in seinem Geiste weilte er oft an der Stätte des schönsten Jugendtraumes. Als Beweis für seine große Liebe zu Friedberg diene der Aufruf, den er in der Linzer Zeitung Nr. 206, 31. August 1856, einschalten ließ, um Sammlungen in Linz für den schwer heimgesuchten Ort einzuleiten. Es lautet:

Linz, 30. August.

Es sei mir erlaubt einiges über den furchtbaren Brand, welcher am 7. d. M. den im südlichen Deutschböhmen liegenden Marktflecken Friedberg in Asche legte, hauptsächlich aus dem Munde von Augenzeugen nachzutragen, damit viel-

leicht mancher, der geneigt wäre, den Unglücklichen mit einer freundlichen Gabe zu Hilfe zu kommen, nicht nur in die Lage gesetzt werde, von dem Unglücke überhaupt Kenntniß zu erhalten, sondern sich auch von der Größe des Elends und der Hülfsbedürftigkeit der Bedrängten zu überzeugen. Durch meine Geburt und mein Heranwachsen in jener Gegend, so wie durch oftmaligen Aufenthalt in derselben bin ich einigermaßen in der Lage, die Verhältnisse der Bewohner beurtheilen zu können. Friedberg liegt auf einem mäßigen Rücken, der sich von West gegen Ost an der Moldau hinzieht. In einem kleinen Häuschen an der Moldau brach ungefähr um 9 Uhr Morgens am 7. August bei starkem Südostwind Feuer aus. Es waren sogleich Leute bei der Hand, und meinten, des Feuers sofort Herr werden zu können. Allein während sie da löschten, trug der Wind die Flammen den Hügel hinan, und es standen Häuser im Markte so wie die Appretur- und Bleichanstalten des Kaufmanns Greipl, die sich auf dem Abhange des Hügels befanden, in Feuer. Mit unbegreiflicher Geschwindigkeit griff die Flamme über große Räume, und es brannte fast gleichzeitig an den entgegengesetzten Enden des Ortes. In der daraus entstehenden, unbeschreiblichen Verwirrung verlor alles die Haltung, und es wurde nur an Rettung von Vieh und Habseligkeiten gedacht. In Schnelligkeit war alles in Rauch und Feuer, man mußte rückwärts aus den Häuschen fliehen; denn auf dem sehr geräumigen Marktplatze wäre man vor Hitze des Todes gewesen, herbeieilende Spritzen konnten nicht auf den Platz dringen, und leere Wägen, die in der Mitte desselben standen, verbrannten bis auf das Eisen, ja so groß war die Hitze, daß eiserne Fensterläden sich wie Papier bogen und in guten Gewölben bewahrte Sachen sich entzündeten und verbrannten. Gras, Getreide und Bäume sind auf weithin versengt. Vier und fünfzig Häuser sammt Wirthschaftsgebäuden

sind verbrannt. Die Kirche, der Pfarrhof, die Schule und einige Häuser im Osten, so wie einige im Westen sind verschont geblieben. So heftig wüthete der Brand, daß in den 54 abgebrannten Häusern nicht sechs Wohnungen übrig blieben, sie brannten größtentheils ein, selbst Gewölbe und Mauern stürzten ein. Der Schaden wurde ämtlich überschläglich auf 250.000 fl. C.-M. geschätzt. Die Ernte ist wohl noch auf den Feldern gewesen; aber das Futter für die Hausthiere ist verbrannt, und der größte Theil der Bewohner, der bei der Armuth der Gegend fast allein von seinen Hausthieren lebt, ist nun, da er sich nicht nähren kann, und weggeben muß, dem größten Elende ausgesetzt, da er auch nicht einmal einen Platz für sein weniges Getreide und für seine Kartoffeln hat. Um das Unglück voll zu machen, ist der größte Theil aus Besorgniß, nicht viel zahlen zu müssen, bei weitem zu geringe assekurirt, viele nach glaublichen Versicherungen nur zu 200 oder 300 Gulden, und es ist daher wenig Hoffnung vorhanden, daß sie vor dem Winter auch nur unter ein nothdürftiges Obdach kommen. Manche Familie hatte am Abende des Brandes nichts als eine leere Stätte, ein wenig Vieh und etwas Getreide auf dem Felde und von der Anstrengung zerrissene Kleider am Leibe. Es wurden von der Umgegend Lebensmittel und andere Dinge des täglichen Bedarfes sogleich zugeführt; allein in der großen Ausdehnung des Unglückes kann nur einiger Maßen geholfen werden, wenn auch in weiten Entfernungen sich mildthätige Hände aufthun und wenn auch in kleinen Spenden durch die große Zahl derselben nachdrücklich helfen.

Adalbert Stifter.

Ad. Stifter selbst zeichnete für diesen Zweck den Betrag von 10 fl. Der Aufruf fand aber keinen lebhaften Wiederhall in Linz, denn nach dem Ausweis der Linzer Zeitung Nr. 208, 3. September 1856, wies das Verzeichnis der Beiträge nur 11 fl. 20 kr. aus; ein weiteres habe ich überhaupt nicht gefunden.

Diese Landschaft übergieng aus dem Besitze des Mathias Greipl junior an dessen Sohn Gustav, den gegenwärtigen Bürgermeister von Friedberg, der sie im Frühjahr 1901 durch meine Vermittlung mit Nr. IV Herrn K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nussdorf überließ.

Nr. XVII ist eine Bleistiftzeichnung auf gewöhnlichem Zeichenpapier, 45 cm breit, $57^1/_2$ cm hoch, im Besitze der Sammlung der Handzeichnungen der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste in Wien, Nr. 12.789, Kasten 69, Mappe 10; links unten gezeichnet: Käfermarkt. Altar gez. von C. v. Binzer Oberösterreich; doch stammt dieses Vermerk, sowie ein zweites: Zeichnung von C. v. Binzer, der Flügelaltar zu Käfermarkt in Oberösterreich, nicht von dem Künstler selbst her. Die Zeichnung ist sehr correct und fleißig gearbeitet, wohl erhalten und gewährt einen guten Überblick über den Aufbau, die stilgerechte und reiche Ausführung des herrlich geschnitzten Flügelaltares der Pfarrkirche zu Käfermarkt in Oberösterreich, der nunmehr nach zielbewusster und dem Denkmal angepasster Erneuerung zu den bedeutendsten Denkmälern dieser Kunstgattung in Österreich gehört, wenngleich er noch wenig gekannt und gewürdigt ist, da der Ort seiner Aufstellung von der allgemeinen Verkehrsstraße leider etwas zu sehr abseits gelegen ist. Ad. Stifters Verdienst ist es, dass er durch seinen Einfluss und den rechtzeitigen Hinweis auf dieses thatsächlich hervorragende Kunstdenkmal dessen Untergang rettete, zum mindesten aber der weiteren Verstümmelung des dem Zusammenbruche schon nahen Schnitzwerkes Einhalt that. Um daher recht weite Kreise selbst außerhalb des Landes für dieses Denkmal zu interessieren, hat er mit Recht dessen ausführliche Beschreibung in dem Jahresberichte des Museums Francisco-Carolinum, Linz im Jahre 1853, niedergelegt und wirklich die Anerkennung erzielt, dass dessen gründliche Wiederherstellung von fachmännischer Hand über besonderes Eingreifen des Statthalters von Oberösterreich erfolgte, so daß es, wenn nicht besondere, unberechenbare Zufälle eintreten, wieder für Jahrhunderte geborgen ist als ein sprechender Beleg dafür, wie sehr man zur Zeit des Humanismus gerade diesen Zweig der Kunst im oberösterreichischen Lande pflegte. (Vgl. dazu den Flügelaltar in St. Wolfgang, Pesenbach, die Schnitzereien in der Pfarrkirche zu Steyr u. a. m., auf welche Stifter in seiner Eigenschaft als Conservator gelegentlich ebenfalls zu sprechen kommt.)

Nr. XVIII, im Besitze des Herrn Professors A. K. Hein in Wien, ist eine Bleistiftzeichnung auf gewöhnlichem Zeichenpapier, 23 cm hoch, 30 cm breit, gezeichnet: Stifter 1845. Den Gegenstand bildet eine umgestürzte Baumwurzel von großen Dimensionen, wie sie so häufig im

Böhmerwalde angetroffen werden. Die Skizze, realistisch erfasst, ist mit breiten Strichen naturgetreu hingeworfen. Professor Hein hat sie aus Stifters Nachlasse von dem ihm sehr befreundeten Neffen des Dichters Herrn Philipp Stifter in Oberplan erhalten. — Professor Hein verwahrt überdies noch eine Skizze von Ad. Stifter, welche aber nur in den ersten Anfängen die Studie einer Felspartie darstellt. Sie ist nur flüchtig in den Grundfarben angelegt, so dass sie weder in Auffassung, noch Zeichnung oder Farbentechnik ein weiteres Interesse bietet. Eine Steinstudie in ziemlich großen Dimensionen, Federzeichnung auf gewöhnlichem Zeichenpapier, mit Leinwand unterzogen, hat Herr K. Adolf Bachofen von Echt sen. in Wien-Nußdorf von dem Maler K. Blumauer in Linz käuflich erworben. Es ist dies gleichfalls nur ein erster, mit Strichen ziemlich flüchtig angedeuteter Entwurf, wahrscheinlich nach der Natur, aus dem man trotz fleißigen Studiums noch keine recht klare Vorstellung über den Gegenstand der Darstellung gewinnen kann, doch wie die frühere Steinstudie ein neuerlicher Beweis für die naturalistische Auffassung und das eifrige Studium der Naturformen, denen wir in allen Landschaften Ad. Stifters begegnen. In den Besitz dieser Skizze gelangte K. Blumauer jedenfalls erst nach Stifters Tode, da dieser eine so unvollkommene Studie wohl nie aus seinen Händen gegeben hätte.

Dr

Vermischte Schriften.

Erste Abtheilung.

Allg

Allgemeine ästhetische Ansichten.

1.

Zu Seite 1.





Aquarell (o. J.).

Gem. von Ad. Stifter.

Donaulandschaft bei Linz.

Besitzer: Professor A. R. Hein in Wien.

1. Zu Seite 1.



Aquarell (o. J.). Gem. von Ad. Stifter.

Donaulandschaft bei Linz.

Besitzer: Professor A. R. Hein in Wien.

Gesu

k. k.

5

Auf
sophischen
gung, öffe
als Beilag
10 anlaßt, F
Da
sind, als
ich mit ei
die Natur
15 auf allgen
zweck dari
Sittliche
in den gr
so liegen
20 zu Grund

Gesuch um Bewilligung öffentlicher Vorträge über Ästhetik.

Löbliches

k. k. Vicedirectorat der philosophischen Studien

5 **an der Hochschule zu Wien.**

Auf Antrag des k. k. löbl. Vicedirectorats der philosophischen Studien allhier zu meinem Gesuche um Bewilligung, öffentliche Vorträge über das Schöne halten zu dürfen, als Beilage meine Vorlesungshefte anzufügen, bin ich ver-
10 anlaßt, Folgendes zu antworten und beizufügen:

Da meine Vorträge nicht sowohl wissenschaftlich strenge sind, als vielmehr nur in Unterredungen bestehen, welche ich mit einer Auswahl meiner Freunde und Bekannten über die Natur und Wesenheit des Schönen halte, wobei vor allem
15 auf allgemeine Verständlichkeit gesehen wird, und der Hauptzweck darin besteht, durch diese einfachen Vorträge das schlichte Sittliche als letzte Grundlage jedes Schönen festzustellen und in den größten Mustern verstorbener Meister nachzuweisen: so liegen diesen Unterredungen nicht wörtlich abgefaßte Hefte
20 zu Grunde, welche ich auch gar nicht besitze, sondern sie

werden auf Grundlage zwanzigjähriger Studien und Beobachtungen gehalten, aus denen ich mir selber wohl Auszüge, Abschriften, Zusammenstellungen, und endlich eine Skizze meiner Vorträge gemacht habe, welche aber vorzugsweise nur als Hülfe für mein Gedächtniß und als Faden für die herzuhaltende Ordnung zu meinem eigenen Gebrauche dienen soll, und wegen Abkürzungen und bloßen Andeutungen, die sie enthält, schwerlich von jemand andern, als mir, verstanden werden würde. Ich setze daher diese Skizze in ihrer Allgemeinheit als Beilage auf gegenwärtiges Blatt:

1. Das Schöne wird der Erfahrung zu Folge als ein allgemein ohne Bedingung *Gefallendes* bezeichnet. Dieser Satz durch Beispiele erläutert, wo wir das Wort *Schön* gebrauchen.

2. Das Gefallende hat zwei Merkmale:

a) es ist ein der menschlichen Natur Zusagendes, und
b) ein durch die Sinne Wahrnehmbares. Wieder Beispiele, in denen wir das Wort *Gefallen* in ursprünglichem Sinne gebrauchen.

3. A. *Zusagendes.* Alles, was irgend eine menschliche Kraft zu der ihr entsprechenden Thätigkeit veranlaßt, ist ein der menschlichen Natur Zusagendes. Wenn aber die menschlichen Kräfte in einer bestimmten Unterordnung stehen, so kann die Thätigkeit einer niedereren Kraft die einer höhern stören oder zeitweise gar aufheben; alles das also, was in einem solchen Falle die niedere Kraft zur Thätigkeit ruft, ist zwar ein ihr Zusagendes, aber auch ein der höheren Kraft Widersprechendes, es ist somit kein *unbedingt* Gefallendes, also kein Schönes, sondern setzt die einseitige Erregbarkeit der niedern Kraft voraus, der gegenüber es gefällt, es ist daher in diesem Sinne ein *Reizendes*, oder es setzt in einem Individuum eine in der Zeit dauernde

Verkehrung der Kräfte (Herrschen der niederen über die höhern), also Leidenschaft voraus und ist daher in diesem Sinne ein menschlich allgemein Ungültiges, d. h. Unsittliches. Es ist daher dasjenige Zusagende, welches ein allgemein unbedingtes Gefallen werden soll, ein solches, das die höchste Kraft des Menschen, die ihrer selbst willen da ist, und nicht mehr eine Bedingung einer andern abgibt, in Thätigkeit setzt. Da diese Kraft als solche, welcher alle andern unterthan sind, zugleich den Charakter des Menschen als Menschen bestimmt, so ist sie das rein Menschliche, also das Zusagende gegenüber dieser Kraft ein Menschliches, daher Unbedingtes d. h. es setzt zu seiner Existenz nur den Menschen als solchen, also in harmonischer Unterordnung seiner Kräfte voraus. Da ferner die Thätigkeit der höchsten Kraft nothwendig die gleichzeitige Thätigkeit aller übrigen Kräfte bedingt, weil diese jener höchsten Kraft wegen da sind, so ist die Anregung der höchsten Kraft nothwendig zugleich eine aller niederen Kräfte, welche daher nach Maßgabe ihrer Unterordnung harmonisch thätig werden, es ist daher das der höchsten Kraft Zusagende zugleich das Zusagendste, mithin menschlich Allgemeinste (Sittliche) und daher das unbedingt Gefallende. Das subjective Innewerden des harmonischen Spieles aller Kräfte im Dienste der höchsten ist dann Seligkeit, welche jederzeit im Geleite des Schönen, als eines Sittlichen geht.

Um aber jene höchste Kraft, die zur Verwirklichung eines unbedingten Gefallens in Thätigkeit kommen soll, zu ermitteln, muß der geistige Mensch, wie er sich uns in der Erfahrung und im Selbstbewußtsein gibt, in Betrachtung gezogen werden.

Hier folgt ein kurzer Abriß der Erfahrungsseelenkunde, wo als Leitfaden das Lehrbuch, nach dem auf hiesiger Universität vorgetragen wird, dient, wie ja auch obige Definition

des Schönen identisch ist mit der auf der Universität vorgetragenen und sich nur in der Entwicklungsart unterscheiden wird, welche auf wissenschaftlich nicht vorbereitete Menschen berechnet sein muß.

In Nachweisung der menschlichen Kräfte wird folgender Massen vorgeschritten:

Der Sinn als objectives Anschauungsvermögen. (Entwicklung, Beispiele.)

Das Empfindungvermögen, als subjectives Anschauungsvermögen. (Entwicklung, Beispiele).

Beide geben das niedere Wahrnehmen.

Die Vernunft als höheres objectives Wahrnehmungsvermögen. (Entwicklung, Beispiele).

Das Gefühlsvermögen als höheres subjectives Wahrnehmungsvermögen. (Entwicklung, Beispiele.)

Beide geben das höhere Wahrnehmen.

Alle vier vermitteln das Wahrnehmen (unmittelbare Vergegenwärtigen).

Das Vorstellungsvermögen als Vermögen, gehabte und im Bewußtsein verdunkelte Wahrnehmungen mittelst Hülfen wieder hervorrufen zu können. (Entwicklung, Beispiele). Diese Thätigkeit ist ein mittelbares Vergegenwärtigen zum Unterschiede des Wahrnehmens als eines unmittelbaren.

Gesetze des Vorstellens (Reproducirens): Ähnlichkeit und Contrast, Gleichzeitigkeit und Reihenfolge, (Entwicklung, Beispiele).

Individuelles Vorstellen (Reproduciren der Einzelvorstellungen), *Gedächtniß*, Vermögen des unveränderten Reproducirens, *Einbildungskraft*, Vermögen des verändert Reproducirens.

Allgemeines Vorstellen (Denken). Reproduciren eines Gemeinsamen über gleichartig Verschiedenem. Begriff, Urtheil, Schluß. Vermögen hiezu: Der Verstand. (Entwicklung, Beispiele über individuelles und generelles Vorstellen.)

Das Vorstellen als mittelbares Vergegenwärtigen und das Wahrnehmen als unmittelbares Vergegenwärtigen erschöpfen den Begriff Vergegenwärtigen (vorzugsweise passive Seelenthätigkeit).

Der Trieb (niederes Strebungsvermögen), (Entwicklung, Beispiele), Eintheilung der Triebe und Charakterisirung der vorzüglichsten.

Die Freiheit (höheres Strebungsvermögen), (Entwicklung, Beispiele). Der Wille, die Handlung (Gesinnung und That).

Höchstes Vermögen des Menschen: Vernunft und Freiheit.

Höchster Zweck: Realisirung der objectiven Menschheit (Sittlichkeit).

Affecte, einseitiges Überwiegen des Strebens über die anderen Seelenthätigkeiten, namentlich über den Verstand. (Entwicklung, Beispiele). Sittliche, unsittliche Affecte.

Leidenschaft, selbstthätige Überordnung des niederen Strebens über das höhere. Sie ist immer unsittlich (Beispiele). Heilbarkeit derselben.

Sittlichkeit ist also das der Menschheit Zusagendste, sie ist das immer und allzeit selbst bei unendlicher Wiederholung unbedingt Gefallende, also das erste Merkmal des Schönen.

B. Sinnlich Wahrnehmbares. Das Sittliche, daß es als Schönes wirke, muß sinnlich wahrgenommen werden. Wenn der Mensch ein Schönes darstellen will, ahmt er

Theile der Schöpfung nach, als des Schönsten, was in Erscheinung kömmt, gleichsam der sichtlichen Verkörperung Gottes.

Erst ist es der Leib des Menschen, den der Künstler nachbildet, dann bewegt es ihn, seine Seele in Sprache, in Tönen vernehmlich zu machen, er sagt das Erhabene mit Worten, er singt seine Gefühle in Tönen. Nachahmung der äußern Natur, als eines von einer großen, allmächtigen, sittlichen Kraft Erzählenden. Ähnlichkeit der Urbauwerke mit dem Charakter der umgebenden Natur. Allmähliche Darstellung der Seele in Körperformen, höhere Plastik, Tanz der alten Völker. Gymnastik derselben. Malerei. Musik. Schauspiel. Als Schluß Andeutung des Erhabenen, Tragischen, Komischen.

Als Beispiele, an denen das Schöne nachgewiesen wird, werden genommen: Ein Gesang Ilias, Antigone, Ödipus, etwas Allgemeines über griechische Skulptur, Aeneis (nur im Allgemeinen), Allgemeines über die Nibelungen, Wolfram Eschenbach, Walter von der Vogelweide (Allgemein), der Dom von St. Stephan in Wien. Gegenüber etwas über antike Tempel. Iphigenia von Göthe. Marie Stuart von Schiller. Makbeth, Hamlet, Lear von Shakespeare. Don Juan, Requiem von Mozart, A Symphonie und Fidelio von Beethoven, Schöpfung von Haidn.

Nach dem obigen Entwurfe und der Entwicklung des Schönheitsbegriffes ist jede Nebensache und jede andere Tendenz eines Kunstwerkes, als daß es schön sei, ausgeschlossen.

Auf Antrag des löbl. Vicedirectorates, ein kleines curriculum vitae anzuführen, habe ich zu erwiedern, daß mein Leben sehr einfach war.

Ich bin in Oberplan in südlichem Deutschböhmen geboren. Mein Vater war Leinweber. In meinem 12ten Jahre kam ich nach der Benedictiner-Abtei Kremsmünster in die Studien, absolvirte dort als 1t oder 2t Prämiant das Gymnasium, und die Philosophie. Im Jahre 1827 gieng ich nach Wien, wo ich öffentlich die Rechte hörte. Nach denselben verlegte ich mich auf Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte und Forschungen im Gebiete der Kunst. Ich lebte seit 1827 mit Ausnahme gelegentlicher Reisen immer in Wien, und zwar als Privatmann, stets mit Wissenschaft und Kunst beschäftigt. Seit sechs Jahren übte ich etwas Schriftstellerei, und gab 1844 zwei Bände gesammelter Schriften ästhetischen Inhalts unter dem Titel Studien heraus, welche günstig aufgenommen wurden, und im ersten Jahre eine zweite Auflage nothwendig machten. Auf Antrag des löbl. Vicedirectorats liegt dieser Schrift ein Exemplar bei. Der dritte und vierte Band der Studien ist so eben im Erscheinen, ich besitze aber noch kein Exemplar. Meinen Lebensunterhalt zog ich aus einem eigenen kleinen Vermögen, aus Privatunterricht und aus meinen Schriften. Seit 1837 bin ich vermählt.

Auf Antrag des löbl. Vice-Directorats, mich einer gesetzlichen Probe mündlichen Vortrages an der hiesigen Hochschule zu unterwerfen, erkläre ich hiemit meine Bereitwilligkeit hiezu.

Wien am 18ten März 1847.

Adalbert Stifter.

Aphorismus.

Das höchste irdische Gut ist die Kunst, die Darstellung des Göttlichen im Kleide des Reizes: alles Andere Wohlfahrt, Handel, Gewerbe, ja der Staat selbst ist nur Mittel und steht unterhalb der Kunst. Nur Eines ist noch höher, 5 die Religion, das Göttliche an sich; aber es ist dies kein Irdisches mehr, und könnte von uns auch gar nicht gefaßt werden, wenn es sich nicht auch wieder eines Kleides bediente. Daher sind die Künste so gerne die Gesellschafterinen und Dienerinen der Religion geworden, welcher Standpunkt ihr 10 höchster und in der Geschichte auch ihr erfolgreichster geworden ist.

Linz, am 21ten April 1851.

---

obe

Berichte

über den

oberösterreichischen Kunstverein.

D
und gef
gebildet,
5 Vereine
gesteht
schen Ku
scher wu
und er,
10 Kunst
geförder
sofern d
Schaden
Wesen
15 die Th
andere
konnten,
wieder
den eige
20 es seine
stellend,
sich der
ehrer
Gut d

(1851.)

Die Kunst hat in unsern Mauern einen Platz gesucht und gefunden. Seit kurzer Zeit hat sich ein Kunstverein gebildet, und zwar nach dem gewöhnlichen Muster bestehender Vereine für bildende Künste. Der Schreiber dieser Zeilen gesteht offen, daß für ihn der Gedanke eines ob-der-Ennsischen Kunstvereins (als ein solcher specifisch oberösterreichischer wurde er ihm anfangs bezeichnet) viel Komisches hat, und er, von der Überzeugung durchdrungen, daß in der Kunst nur durch ausreichende Geldmittel etwas Tüchtiges gefördert werden könne, ein Gegner des Vereins war, insofern derselbe durch Vereinzelung der Kräfte der Kunst eher Schaden als Nutzen bringen könnte. Allein von dem innern Wesen des Vereins näher unterrichtet, und namentlich über die Thatsache belehrt, daß Anträge zur Anschließung an andere Gesellschaften vorläufig noch zu keinem Resultat führen konnten, daß man den einmal erwachten Kunsteifer nicht wieder erkalten lassen dürfe, und also in Gottes Namen mit den eigenen, eben zusammengebrachten Kräften frisch anfieng, es seinem redlichen Eifer und Gottes gütiger Fügung anheimstellend, wie die junge Pflanze weiter gedeihen möge, wendete sich der Verfasser dieser Zeilen, von jeher ein warmer Verehrer der Kunst, ja nach der Religion sie für das höchste Gut der Menschen achtend, dem neuen Unternehmen mit

ganzer Seele zu. Daß von einem bloß ob-der-Ennsischen Kunstverein keine Rede sein kann, sondern daß die gesammte Kunstwelt, ausübende und verehrende, gastlich eingeladen ist, versteht sich von selber. Am 31. d. M. wird die bis October dauernde periodische Ausstellung eröffnet, und da unsere Stadt der Mittelpunkt der Reisenden zwischen Wien und dem Westen, und dann auch zwischen Norden und Süden ist, so können die zahlreichen Reisenden, denen man sonst gern mit vieler Befriedigung unsere reizende Natur zeigte, nun auch treffliche Kunstwerke sehen; denn trotz der Neuheit des Unternehmens und trotz mancher Besorgniß, die sonst eifrige Kunstfreunde hatten, ist in der That in dem sehr zweckmäßig und angenehm eingerichteten Ausstellungsraum bereits nicht bloß Vortreffliches angelangt, sondern es sind Meisterwerke ersten Ranges anzutreffen. Vorzüglich verdanken wir dem nahen München Vieles, dann aber auch andern Gegenden Deutschlands. Wir erwähnen vorderhand nur die Bilder von Bürkel, Schleich und Baade aus München, von Humel aus Weimar, von Einsle aus Wien, und behalten uns vor, Ausführlicheres über die Ausstellung zu berichten, wenn die Bilder, alle angelangt, in Ordnung gestellt und zur Ansicht in Bereitschaft sind. Ein erfreuliches Zeichen ist es, daß die besten Bilder nicht nur als solche sogleich erkannt wurden, sondern daß sich bereits Käufer dafür gemeldet haben. Der Verein beabsichtigt eine Winterlandschaft von Bürkel und eine sicilische Landschaft von Humel, zwei ganz ausgezeichnete Bilder, zu erwerben. Wenn der Verein seinem jetzt gefaßten Vorsatz treu bleibt, nur Vortreffliches zu kaufen und seinen Mitgliedern zu bieten, sich nie und nirgends durch Rücksichten zum Ankauf von Mittelmäßigkeiten verleiten zu lassen, wodurch so leicht Anstalten dieser Art zu Grunde gehen, so dürfte ihm ein Gedeihen nicht mangeln, und wir wünschen ihm von Herzen, daß er seine Thätigkeit, seine Tüchtigkeit und mithin auch



Aquarell auf Papier (1825). Gem. von Ad. Stifter.

Illustration zu dem oberösterreichischen Volkslied „Am Rain lag ein Haus“,

Besitzer: P. K. Rosegger in Graz.

II.

Zu Seite 17.





Aquarell auf Papier (1825). Gem. von Ad. Stifter.

Illustration zu dem oberösterreichischen Volkslied „Am Rain lag ein Haus“.

Besitzer: P. K. Rosegger in Graz.

II.

Zu Seite 17.

II.

Zu Seite 17.



Aquarell auf Papier (1825). Gem. von Ad. Stifter.

Illustration zu dem oberösterreichischen Volkslied „Am Rain lag ein Haus“.

Besitzer: P. K. Rosegger in Graz.

seine Ch
landes u

He
unseres
erste Ma
weise du
zählte 8
Maßstab
stellung
jedenfall
nahme d
auch un
eingelan
theils a
Winterla
Zartheit
bewahrhe
in Wahr
stück vo
eigenthu
landschaf
Ausgezei
und Cha
Hofstette
hat ein
ausgestel
altes W
zwei kle
vorzügli
zähle ic

seine Ehre über einen großen Theil des deutschen Vaterlandes und auch des Auslandes verbreiten möge.

(1851.)

Heute kann ich Ihnen von dem Wachsen und Gedeihen
5 unseres jungen Vereins für bildende Kunst berichten. Die erste Monatsausstellung ist vorüber und die Bilder sind theilweise durch neue ersetzt. Das Verzeichniß des ersten Monates zählte 84, das des zweiten hat 83 Stücke. Wenn man den Maßstab großer Städte anlegt, dann dürfte die hiesige Aus-
10 stellung wohl zurück sein, die billigen Erwartungen sind aber jedenfalls weit übertroffen worden. Nicht bloß die Theilnahme der Bevölkerung zeigte sich sehr rege, sondern es sind auch unter vielem Mittelgute manche ausgezeichnete Gaben eingelangt, und zumeist abgesetzt worden theils an den Verein,
15 theils an Private. Im vorigen Monat hatten wir eine Winterlandschaft von Bürkel zu bewundern, die in Schmelz, Zartheit und Wahrheit den alten Ruhm des Meisters neu bewahrheitet. Der Verein hat das Bild gekauft. Vorzüglich in Wahrheit und Leichtigkeit der Behandlung war ein Brust-
20 stück von Einsle, einen Montenegriner vorstellend, Privateigenthum. Baade's Mondlandschaft und Schleichs Gebirgslandschaft haben sehr angesprochen und Käufer gefunden. Ausgezeichnet schön durch ihre weiche Luft und in Studium und Charakter der Fernsicht ist Humels sicilianische Landschaft.
25 Hoffstetter aus München, ein mir bisher nicht bekannter Name, hat ein Bildchen voll Ruhe, Lieblichkeit und abendstiller Poesie ausgestellt. Es ist von einem Privaten gekauft worden. Ein altes Weib von Waldmüller ist meisterhaft gemalt, ebenso zwei kleine Pferdstudien von Adam in München. Zu den
30 vorzüglichen Einkäufen des Vereins für den ersten Monat zähle ich auch ein Stillleben von Schuster (besonders die

Citrone ist sehr schön) und Waldblumen von Petter in Wien. Für den zweiten Monat ist, was ich für ein Glück für unsere Stadt halte, eine wahre Perle hieher gelangt, eine Landschaft von Marko mit Staffage, Ruth aus der Bibel. Nicht bloß hier, nicht bloß in der größten Stadt, nein, das ist ein Bild, das zu allen Orten und allen Zeiten schön ist. Das Erntefeld mitten durch den Weg, die ruhigen edlen Bäume, die wahrhaft herrlichen Figuren, das sanfte Rückschreiten der Gründe, das durchsichtige Leuchten der Ferne, die klare, reine Luft, die da fließt, die alles umhüllt und nichts verdeckt, der tiefe Nachmittag, der waltet und seine Schatten bereits länger streckt, das alles vereinigt sich zu der heitersten, kräftigsten Dichtung, die voll Güte und Adel ist. Mit ganzer Liebe, mit ganzer Seele fühlt man sich zu dem Bilde hingezogen, in dem nicht das kleinste Gräschen, der kleinste Halm ist, der nicht rein und schön ist. Ich habe viele Marko gesehen, habe dem Dichterischen und Hohen dieser Bilder mich immer hingegeben, aber einen schöneren habe ich kaum gesehen. Der höhere Schmelz, der Marko's Bilder zeichnet und an den alten Claude erinnert, die größere Heiterkeit und der Schwung seines Pinsels haben sich hier zu einem stimmenden Ganzen vereint, das in seiner Harmonie, wie eben jede Dichtung, auf die Ganzheit der Seele unmittelbar wirkt. Das Hohe und Gute in uns wird bei Betrachtung dieses Bildes geweckt, und beglückt uns, und dieß ist das große Anrecht jeder Kunst und Dichtung, daß sie den Menschen über sich selbst erhebt, sonst ist sie nicht Kunst, nicht Dichtung und erregt nur Widerwillen.[1]) Verzeihen Sie, daß ich so lange hier verweilte, aber der Gegenstand reißt hin, und

---

[1]) Ein durchreisender Fremder hat in meiner Gegenwart bei Beschauung des Bildes erklärt, daß, wenn es der Verein nicht nehme, er der Käufer desselben sei.

das Aufblühen künstlerischen Lebens in unserm Lande will, wie jedes Neue, gern ein Wort mehr haben. Schwind aus München hat eine Legende ausgestellt, worin der heilige Herrmann als Knabe wunderbar schön ist, ebenso der Mönch
5 im Hintergrunde, weniger will die steinerne Bildsäule der Madonna auf dem Bilde gefallen. Sein Rübezahl ist der uralte, halb boshafte, halb tölpische, halb gutherzige und zum Betrogenwerden einladende Berggeist in einer wahrhaft urgrauen, alterthümlichen, barocken Wildniß, ein Bild voll
10 des kräftigsten Humors, das als Zeichnung noch schöner sein müßte, da die Farbe als etwas ganz Bestimmtes, dem unhaschbaren, dem allgestaltigen und dem luftigen Proteus-Humor Abbruch thut. Ich glaube aber kaum, daß unser Publikum schon so weit gedrungen ist, dieses Bild nach Verdienst
15 würdigen zu können. Von de Ryk aus Amsterdam sind zwei Stiere da, die den Maler als sehr großen Virtuosen beurkunden. Ich sage Virtuosen, denn hielte die Luft und die Landschaft gleichen Schritt mit den Thieren, so wäre das Bild ein Werk ersten Ranges. Rints und Preleuthners
20 plastischer Arbeiten und der lieblichen Aquarellporträts von Frau Auegg-Dilg erwähne ich noch, und schließe nun meinen Bericht von den Bildern. Da wir schon von geistigem Aufschwung unseres sonst so tüchtigen und gehäbigen Ländchens reden, so gestatten Sie, daß ich noch von Schul-Dingen
25 etwas erwähne. Die Realschule von drei Jahrgängen wird im October in Linz eröffnet. Die Gemeinde thut redlich das Ihrige. Ebenso die Gemeinde der kleinen Stadt Wald, die sich sehr um eine Unter-Realschule von zwei Jahrgängen bewarb, und jährlich 1000 fl. C.-M. beiträgt. Eine erhebende
30 Feier war am Geburtstag des Kaisers, wo auf Anregung des für alles Gute eifrigen Grafen v. Barth-Barthenheim der katholische Verein trefflichen Schulkindern Denkmünzen, und für ärmere auch Sparkassenbüchlein nebst Denkmünzen

unter Beiwohnung der höchsten Behörden und eines zahlreichen Publikums austheilen ließ. Die Wirkung auf die Belohnten war eine außerordentliche.

Oberösterreichischer Kunst-Verein.

(1852.)

Der Verein für bildende Kunst in Oberösterreich hat am 29. Juni seine Ausstellung für den Monat Juli eröffnet. Ich werde in diesen Blättern eine ausführliche Besprechung über diese Ausstellung, so weit es meine Fähigkeiten und Kenntnisse zulassen, niederlegen. Allein, um keine Zeit zu verlieren, fühle ich mich gedrungen, allen entfernteren Theilnehmern und Freunden der Kunst in Kürze anzuzeigen, daß aus dem Privatbesitze Sr. Durchlaucht des Fürsten von Rohan Gemälde ausgestellt sind (namentlich von den Künstlern Achenbach und Leu aus Düsseldorf), die zu den ersten Meisterwerken aller Zeit zählen, und ein solches einfaches Verständniß biethen, daß sie, wie die eigentlichen Meisterwerke das immer thun, von dem einfachsten Menschen wie von dem Kunstkenner begriffen werden.

Es verlohnt sich eine Reise von dem entferntesten Ende unseres Kronlandes hieher, um diese Gemälde zu sehen. Reiset man ja doch zu Pferderennen, Bällen und andern Dingen, die nicht diese hohe Bedeutung haben.

Wir müssen den eifrigen Bemühungen der Mitglieder des Kunstausschusses den größten Dank sagen, daß sie es vermittelt haben, daß auch wir zum Anschauen solcher Werke gelangen können, und wir müssen dem Edelmuthe des Fürsten von Rohan Dank sagen, dafs er Werke von so hohem Preise, die wegen ihres großen Umfanges um so leichter einer Be-

schädigung ausgesetzt sind, der Gefahr Preis gibt, und daß er ihren Genuß so lange entbehrt, um auch andern Menschen das Gefühl der Erhebung, das aus solchen Werken entspringt, zu verschaffen.

Aber ich halte es auch für Pflicht, daß wir angesichts solcher Bemühungen des Vereins für bildende Kunst (für den Monat August sind bereits wieder Bilder von berühmten Meistern angelangt) auch das Unsere thun, und frei von allen selbstsüchtigen Absichten unseren Beitrag zur Hebung des Volkes durch die Kunst in unserem Kronlande leisten. Durch nichts wird ein Volk so schnell und so edel gehoben und gebildet, als durch nachhaltige Anschauung wahrer Kunst, so wie es durch nichts so schnell entsittlicht wird, als durch die Einwirkung schlechter Kunst, sei es durch schlechte Theater, schlechte Gemälde, schlechte Dichtungen.

Die Kunst ist im menschlichen Leben gleich das Höchste nach der Religion, und steht auch mit der Religion seit den Urzeiten des menschlichen Geschlechtes in Verbindung, und dient ihr als Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Poesie, Musik.

Dieß ist die Rücksicht, die uns leiten soll, nicht die Aussicht auf den Gewinn eines Kunstwerkes, was nur eine untergeordnete Bedeutung hat, und nur wenigen zu Theile werden kann, obwohl auch hiedurch Werke vom großen Werthe im Lande zerstreut werden, und dann wohlthätig wirken, so wie durch den Verein in Zukunft eine verbesserte Kirchenmalerei und wahrscheinlich auch die Einrichtung, daß man in manchen Theilen unseres Kronlandes wird ausgezeichnete Werke sehen können, angebahnt werden dürfte.

Dieser hier gemachte Zuruf kann um so unverdächtiger aufgenommen werden, da der Schreiber dieser Zeilen dem Kunstausschusse nicht angehört, ja da er bisher ein Gegner mancher Maßregel desselben war, und auch in Zukunft seine Meinung sagen wird, daß sie zur Verbesserung des Ganzen

führe, oder, wo sie irrt, widerlegt werde. Er hat aber deßungeachtet seinen Beitrag geleistet und wird fortfahren ihn zu leisten, weil er weiß und die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß jedes menschliche Ding von seinem Anfange an, in seinem Verlaufe sich erst weiter bilden kann, daß es aber ganz gewiß sogleich zu Grunde geht, wenn jeder im Eigensinne zurücktritt, so bald man nicht so verfährt, wie er es sich in seinem Sinne ausgedacht hat.

Ob der ennsischer Kunstverein.

Gemälde-Ausstellung vom Juli 1852.

Meinem Versprechen gemäß unternehme ich es, einen etwas ausführlicheren Bericht über die zu Anfang d. M. nur kurz angedeutete dießmonatliche Gemälde-Ausstellung des ob der ennsischen Kunst-Vereines, so weit ich die Sache zu beurtheilen verstehe, zu liefern. Wie schon dort gesagt wurde, hat Se. Durchlaucht der Fürst von Rohan auf Ansuchen des Vereines mehrere große und sehr werthvolle Gemälde zur Ausstellung überlassen. Wo die Mittel und der Geschmack sich so vereinen, dort ist der Mensch glücklich zu preisen, der sich mit solchen Dingen umgibt; aber auch Dank und Hochachtung gebührt dem Manne, der mit Gefahr der Beschädigung oder gar des Verlustes, dann mit Entbehrung der eigenen Anschauung ihm theure Gegenstände versendet, daß auch Andere sich im Anschauen derselben erfreuen und erheben können. Gewiß wird sich dieser Dank schon in dem Herzen manches Beschauers geäußert haben, und es ziemt sich, ihn an die Spitze dieser Zeilen zu setzen; aber auch damit die Wiederholung des Dankes an den ob der ennsischen Kunstverein zu verbinden, der uns die Anschauung solcher Werke ermöglichte.

Ohne auf die Frage einzugehen, welches der von Sr. Durchlaucht überlassenen Gemälde den ersten Rang verdiene (welche Frage leichter gegeben als beantwortet ist), betrachten wir das uns zuerst begegnende: „Norwegischer Fjord bei Gutwangen“ von A. Leu in Düsseldorf, Nr. 25. Kaum wird man sich beim ersten Anblicke dieser Gebirgs- und Seelandschaft einer secundenlangen Sprachlosigkeit erwehren können, so mächtig ist der Eindruck der Feierlichkeit und Wahrheit. Es dürfte ein paar Stunden nach Sonnenaufgang sein; die letzten Nebel sind im Begriffe, sich von dem Gebirge zu zerstreuen, das bereits in Sonnenhelle glänzt. Wunderbar ist das Licht auf dem Felsen, und durchsichtig und luftig die Schatten, namentlich die leichten, auf der steinigen Fläche gleichsam hingleitenden Wolkenschatten. Luft und Wolkenbau entsprechen dieser Bergspitze. Unsere Alpennatur hat gleiche Augenblicke, darum dieses Bild so schnell gefaßt und verstanden wird. Wir wollen nicht untersuchen, ob etwa das Mittelstück des Bildes zu blau gehalten ist, ich wage es nicht zu bejahen oder zu verneinen; aber das Gerölle am Ausgange des Sees und die grauen Steine in ihrem Mose sind wieder so wahr und kräftig, daß das Bild einen Ehrenplatz nicht blos in der deutschen Landschaftsmalerei, sondern in der aller bisherigen Zeiten, behaupten wird.

In Nr. 26 begegnen wir einer „Norwegischen Hochebene“, von A. Achenbach in Düsseldorf. Achenbach ist ein Name guten Klanges. Das hier besprochene Bild ist schon vor Jahren in den besten öffentlichen Blättern besprochen worden, und ist berühmt geworden. Eine Hochebene, mit einer Menge von Gräsern, Schilfen, Baumstämmen, Krüppelsträuchern und Steinen bedeckt, ist den ersten Winterstürmen ausgesetzt. Die Gräser und Schilfe sind zu Stroh geworden, sind bereift und gefroren, das Wasser ist mit Eis bedeckt, es hat ein wenig geschneit, und der nachfolgende Wind hat

den Schnee unter die Gräser auf der Glätte des Eises dahin und in die Steinritzen geblasen. Es ist Sonne gefolgt, aber durch den Wald herab weht bereits ein neuer Schneesturm. Die hinteren Bergkuppen und der Himmel sind mit Schneedunst, Nebel und Wolken erfüllt. Von lebenden Wesen sind zwei Geier vorhanden, einer, der auf einem Strunke sitzt, und ein zweiter, der sich eben zu ihm niederlassen will. Ist Leu's Gemälde feierlich, so ist Achenbachs erhaben. Der Gesammteindruck zeigt unbeschränktes Walten der Natur in einsamer Großartigkeit. Das Einzelne des Vordergrundes ist mit einer Meisterschaft und einem durchgängigen genauen Studium gemacht. Nicht ein Gräschen ist, das nicht seine Wahrheit mit sich führt. Der Künstler muß so manches Blatt von Einzelstudien in dieses Bild verwebt haben. Wenn es mir auch hier erlaubt ist, einen Wunsch auszusprechen, so wäre es der, daß der Hintergrund gleich trefflich studirt wäre. Er ist künstlerisch behandelt, um den Vordergrund zu betonen, aber er trifft das Herz nicht mit dieser Unmittelbarkeit und Wahrheit. Unwillkürlich denkt man, wäre Leu's Mittelgrund wie Achenbachs Vordergrund, und Achenbachs Hintergrund wie der Leu's — das wären zwei Bilder! Nur Liebe zur Kunst läßt bei so preiswürdigen Bildern auch einen Wunsch aussprechen, nicht etwa Sucht zu tadeln — ja ich wage noch einen ferneren Wunsch nachzusenden, nämlich den, diese Bilder neben trefflichen Claude's, Ruisdaels und Rottmans zu haben, um vergleichen zu können. Die ungemeine Größe der beiden angeführten Bilder hilft ihren Eindruck erhöhen.

Noch ein herrliches Bild ist von Achenbach da — ja noch tiefer und besonnener gedacht als das erste, wenngleich nicht mit so sinnfälligen Farben gemalt — Nr. 40: „Marine“. Das gelblich grüne Wasser der Wogen, ihre Schaumkämme, das Fliehen des Schaumes von ihren Gipfeln, die

schwarzen, gerundeten, in salzigem Seeschaume glänzenden Steine und der wässerige Himmel über dem Ganzen nebst dem auffliegenden Mövenschwarm, sind unübertrefflich. Wieder liegt hier ein anderes Stück Erhabenheit vor, in unbeschränktem Walten der Natur. Wie unmächtig erscheint das Schiff mit seinen geschwellten Segeln in diesen Massen, aber ist doch der unsichtbare Verstand, der das Schiff gebaut hat, leitet und die Massen beherrscht. Eine ganz besondere Meisterschaft in den Lasuren hat der Künstler in diesem Bilde gezeigt.

In Nr. 39: „Der Herbstzehend“ von Cand. Jaquand, sind die Gemüse, Früchte, Fische, Geflügel und Geschirre so ausgezeichnet, daß sie neben dem Besten in dieser Art bestehen (und es ist Außerordentliches in solchen Stillleben geleistet worden). Die Figuren, so trefflich sie in anderen Bildern stünden, sind gegen obgenannte Gegenstände schwächer, was dem sonst ausgezeichneten Bilde etwas an Stimmung nimmt. Es ist derselbe Mißton, wie wenn in einem Bilde das Kleid besser gemalt ist, als der Mensch.

In Nr. 48 ist eine „heimkehrende Schafheerde“, von Lotze in München ausgestellt. Nicht nur sind die einzelnen Schafe so wahr gemalt, daß man ihr Fließ fassen zu können meint, daß man ihr Blöcken beinahe zu hören glaubt, und gleichsam ihre Bewegungen sieht, sondern es ist auch die Gesammtheit der Zeit — wie die Abendsonne über alle Fließe gleitet, und die kühlen, luftigen Schatten veranlaßt, und wie sie in den qualmenden Staub scheint — und die Gesammtheit der Eigenthümlichkeit der Thiere — wie sie blöcken, sich schieben, den Kopf auf den Rücken des Nachbars legen, ihn senken, vor sich hinschauen — so lebendig dargestellt, daß nicht die kleinste Lücke oder die kleinste Leere in der Gruppe auffällt, und Alles voll Bewegung ist. Wenn die Landschaft nicht mit gleicher Meisterschaft behandelt ist,

wie die Schafe, so ist das hier weniger störend, weil sie der untergeordnete Theil ist. Besonders ausgezeichnet sind die Widder.

Weniger, als mit obgedachten Bildern, kann ich mich mit einem eines Meisters von gutem Namen befreunden: „Ein Waldbach mit beginnendem Gewitter" von Alb. Zimmermann in München. Abgesehen von vieler Wahrheit in Steinen und im Wasser, scheint das Bild doch zu hoch überbaut, und dennoch die Berge nicht die nöthige plastische Rundung zu haben, und die Färbung auf Colorirung mit Tusch und Wasserfarben zu erinnern. Auch ist das Herabkommen vom Stege dießseits des Baches etwas zu schwer gemacht.

Außer den fürstlich Rohan'schen Bildern zieht „Eine Waldlandschaft" von Marko in Florenz, Nr. 12, den Blick auf sich. Wie es von diesem großen Meister zu erwarten ist, hat dieses Bild einen zauberischen Schmelz von Reinheit, Glanz, Klarheit und Zartheit, so daß das Auge mit innigem Behagen auf diesen Bäumen, auf dem Helldunkel mit der lieblichen Staffage, auf den Lichtblicken und auf dem lauschenden Wasser ruht. Das einzige Blau der Ferne scheint mir ein wenig zu stark.

In Nr. 21 hat Schiller aus München ein kleines Bildchen mit ausgezeichnet schönen Abendwolken ausgestellt.

In Nr. 14: „Ein erstarrter Krieger und sein treuester Gefährte", von Wilh. Melchior in München, ist die Behandlung der trüben Luft, des einsamen Schnees, und besonders des Hundes, trefflich; und wenn dem Bilde ein etwas mehr historischer Charakter gegeben wäre, den es fast hat, so wäre die Idee ergreifender, als sie in der angegebenen Besonderheit ist. Seine Kühe und Schafe in Nr. 33 sind sehr gut.

„Die Toilette des Handwerksburschen", von C. von Ennhuber in Nr. 13, wäre wirksamer, wenn die Motive der Toilette klarer hervorträten, und der Hut nicht für den Kopf zu groß wäre. Das Angesicht erscheint mir sehr gut, die Landschaft schwach.

H. Mövius aus Düsseldorf hat zwei Bilder, Nr. 27 und 31, die große Verdienste haben, namentlich in letzterem das Hinausweichen des Strandes.

K. Müller aus München dürfte in seinem gut behandelten Bilde, Nr. 28: „Partie in Gosau", etwas zu trüb sein, welcher Eigenschaft dieser Künstler sich überhaupt zuneigt.

H. Bürkl aus München hat in seiner „Winterlandschaft", Nr. 16, und in „Chiemsee bei schwülem Mittag", Nr. 29, etwas leichthin gemalte Bilder ausgestellt, namentlich in letzterem das Luftperspective nicht in seinem Grade bezeichnet, und den Wolkenbau flach gehalten, was bei einem Künstler so hohen Ranges, so treuer Naturauffassung und so tiefer Innigkeit, befremdet, da er doch im vergangenen Jahre ein so liebliches und treffliches Bild hieher gesendet hat, das auch mit Liebe hier behandelt worden ist.

Von einem anderen Münchnerkünstler, Ed. Schleich, müssen wir auch sagen, daß er in der leichten, fast leichtfertigen Behandlung mit großem Pinsel etwas zu weit geht. Unverantwortlich in dieser Hinsicht scheint es uns für einen solchen Namen, wie er in Nr. 42: „Abendlandschaft", verfahren ist. Das Bild erscheint wie ein sehr altes, auf Blech gemaltes und außerordentlich ausgewachsenes Gemälde.

Baade in München hat in Nr. 46 eine „Nachtlandschaft" ausgestellt, die schwächer ist, als seine Mondstücke vom vergangenen Jahre. Die Bäume scheinen, so weit die Dunkelheit in das Bild hängt, die Beobachtung gestattet,

zu einfärbig und flach, und der Mondhimmel nicht glänzend genug, dafür vielleicht zu blau.

In Ed. Swoboda's „Genrebild“, Nr. 47, sind sehr verdienstliche Einzelnheiten, aber zum Ausdrucke der einfachen Thatsache, daß ein Affe jemanden eine Perücke nimmt, steht der große gemachte Aufwand in keinem Verhältnisse.

Bei unserem Künstler, L. Zinnögger, der in Nr. 45 ein gut gemaltes „Früchtenstück“ ausgestellt hat, kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß er dem traurigen Schwarz ausweiche, das er gerne in seinen Bildern, besonders im Grunde, hat, und das der guten Behandlung mancher Einzelnheiten schadet.

Die Aquarelle der Frau Anegg-Dilg in Linz machen einen sehr lieblichen, und in der Freiheit und Wärme der Behandlung sehr befriedigenden Eindruck.

In Nr. 9 hat Rudolph Alt aus Wien ein Aquarell-Architekturstück ausgestellt, in welchem die große Gewandtheit des bekannten Meisters wohl zu erkennen ist, das aber, gegen andere Bilder dieses Meisters gehalten, sich nicht so klar, rein und luftig löset, wie man es von ihm gewohnt ist.

Ueber Glas- und Porzellan-Gemälde wagt es der Gefertigte nicht zu urtheilen, weil ihm die Technik derselben zu wenig bekannt, und daher die Weite der Forderung nicht meßbar ist.

Zum Schlusse sei es noch einmal erlaubt, mit Dank auf alle Jene hinzuweisen, die es uns ermöglicht haben, eine so herrliche Ausstellung zu sehen, und dieser Stadt und diesem Lande, die so reizend und so überreich von Natur ausgestattet sind, auch das Gebiet der Kunst aufzuschließen, das es nicht entbehren kann, wie Alles, was menschlich ist, den menschlichsten Ausdruck in der Kunst findet, an dem es

sich erheben und erfreuen wird, und an dem es erst doppelt die großen Schätze von Schönheit empfinden wird, die es in sich ausgebreitet hat. Mögen überhaupt nicht die Hauptstädte allein den Genuß hoher Kunst haben, mögen ihre sanften und reinen Strahlen auch über das Land ausgehen, daß sich allgemeiner ihre Wohlthat ausbreite, wie es in dem so herrlichen Griechenlande einstens der Fall war, daß sich die Herzen sonnen und erwärmen können, und daß es immer mehr wahr werde, was der Dichter von der Kunst so treffend sagt:

Emollit mores, nec sinit esse feros.[1])

Kunst-Ausstellung in Linz.

(1852.)

Mögen die folgenden Worte über den Schluß der Kunst-Ausstellung des ob der ennsischen Kunstvereines nicht zu wenig sein, da den Schreiber dieser Zeilen der Mangel an Zeit hindert, so ausführlich zu sein, als er gerne wollte, und mögen sie freundlich aufgenommen werden.

Wir begegneten in der letzten Ausstellung einem Bilde, das viel gelobt und viel geschmäht worden ist, Köhlers „Semiramis“. Das Bild mag selber Grund zu beidem geben; aber es wird sich immer um den Standpunkt handeln; ist es der der Kunst, so muß man, ohne Partei zu nehmen, des schönsten, wärmsten Lobes voll sein, ohne darum die Schwächen verschweigen zu müssen, die das Bild hat. Semiramis wird durch die Nachricht eines ausgebrochenen Aufstandes überrascht, und verlangt ihr Schwert, um sich an

---

[1]) Sie mildert die Sitten und läßt sie nicht wild sein.

die Spitze ihrer Truppen zu stellen. Der Kopf des Weibes ist nach antiken Linien, hat die Farbe des Morgenlandes, trägt den Ausdruck des höchsten sittlichen Zornes, hat nur in den Haaren eine Beimischung sinnlicher Kraft, und ist so schön, daß er die Bewunderung aller Freunde der Kunst verdient. Ich möchte dieses Antlitz seinem Gesammteindrucke nach das eines weiblichen Napoleons nennen. Man kann sich von der Schönheit und dem Adel dieses Profils kaum trennen. Die Büste ist eben so trefflich modellirt, und, um bei der Heldin nicht so sehr an das Weib zu erinnern, mit einer gefalteten Tunica bedeckt. Der rechte Fuß dürfte vielleicht bis zum Knie zu lang sein, Zehen, Finger und rechter Arm erscheinen zu wenig modellirt. Möge es nicht als Ungunst gegen den Künstler genommen werden, wenn ich sage, daß der Kopf so außerordentlich schön ist, daß ihn wenige Künstler der Mit- und Vorwelt so machen können, und daß Finger und Zehen so wenig mit Liebe behandelt sind, daß sie eben nicht große Künstler besser behandeln würden. Ist es Flüchtigkeit der Arbeit, was den Künstler dazu veranlaßt hat, oder ist es Furcht, das Untergeordnete nicht zur Hauptsache anwachsen lassen zu wollen, wir wissen es nicht; Unfähigkeit ist es sicherlich nicht, da wieder andere Beidinge von höchster technischer Vollendung sind, z. B. die beiden Kissen, der Fußboden. Die Mohrin, welche das Schwert reicht, drückt als Gegensatz zur Semiramis den sinnlichen Effect aus, Erschrecken und Zorn. Die Figur ist herrlich behandelt, und dürfte, auf ihren Standpunkt gestellt, der Hauptfigur nichts nachgeben, ja sogar sie vielleicht übertreffen — wir sagen immer von ihrem Standpunkte aus betrachtet; denn an und für sich ist der der Semiramis ein höherer. Die anderen Figuren sind das gewöhnliche, hier vortrefflich behandelte Beiwerk zu solchen Bildern und geben nach den gegenwärtigen Motiven eine gut gestellte Gruppe.

Dieß über das Einzelne. Was die poetische Composition anbelangt, muß man das Bild weniger zu den historischen, sondern zu den Sagenbildern zählen, also Phantasiebeimischung erlauben. Wir glauben, daß in einem so offenen Raume, wo sich Semiramis befindet, sie von einem Aufruhre nicht so überrascht werden kann, daß sie erst Kunde erhält, wenn draußen vor ihren Augen der Kampf schon wüthet. Zur Erzielung größerer Ruhe des Gemäldes und höherer tragischer Spannung, meine ich, würde es dienen, wenn der Künstler den Aussichtsbogen, in dem er so viel zusammen gedrängt hat, und in dem doch die Figuren nicht hinausschauen, weggelassen, und nur zum Bestandtheil einer innern Räumlichkeit gemacht, dafür ein Fenster oder dergleichen rechts am Rahmen so angedeutet hätte, daß die Figuren parallel der Ebene des Bildes hinschauen (wohin sie ohnedem schauen), daß ein Vorhang des Fensters von einer Zofe auf gehörtes Geschrei geöffnet würde, und sie auf ein Mal sehen, was draußen vorgeht. Daß wir dieß nicht sehen, schadet dem Bilde nicht; es nützt ihm; wir sehen es auf den Gesichtern der im Innern befindlichen Personen, und wenn es da bezeichnend lebt, so wirkt es unendlich tragischer, daß wir das Gesehene nicht sehen, weil unsere Phantasie ihre Unendlichkeit behält, durch kein Gegebenes beschränkt ist, und in ihrer gestaltlosen Vorstellung des Entsetzlichen draußen, unsere Seele mit banger Macht erfüllt. Nicht das herein gebrochene Geschick ergreift, sondern das aus dunkler Wolke drohende. Wenn hiebei noch der Künstler etwa die Figuren am Feuer weg ließe, die zur vorhergegangenen Handlung nicht nöthig sind, die gegenwärtige aber zerstreuen, wenn er weniger verticale Linien hinter den Figuren hätte (wodurch der Erhabenheit der Einfachheit Abbruch geschieht), wenn die Oertlichkeit klarer und einfacher wäre, und wenn er noch auch in Folge des plötzlichen Hinaussehens zum

Fenster eine freiere Gruppirung erhielte, namentlich die Handlung durch eine schöne, den Vorhang öffnende Figur an das Fenster leitete, glauben wir, würde eine erhabenere, tragischere, künstlerich ruhigere und großartigere Wirkung erzielt werden. Möge der Künstler, wenn ihm diese Worte etwa zufällig zu Gesichte kämen, dem Schreiber nicht zürnen, er verehrt ihn, darum sagt er die Worte, er verehrt die Kunst, darum spricht er eine Meinung aus, und er achtet jeden ehrlichen Gegner, darum fürchtet er nicht schief beurtheilt zu werden, wenn er irrt.

Zu den besten Bildern der Ausstellung rechnet der Schreiber dieser Zeilen den „Schiffzug" von Albrecht Adam. Die Pferde sind trefflich, vielleicht nur etwas zu vornehm für einen Schiffzug, und jene Gruppe von Dingen, auf welchen ein Schiffmann sitzt und sein Brot verzehrt, ist ausgezeichnet. Eben so Luft und Wolkenbau. Das Bild von Hellich aus Prag hat viel Verdienstliches, namentlich in der Zeichnung, dürfte aber in der Farbe manierirt sein. Die „Attaque österreichischer Husaren" von A. Koch ist eine treffliche, leichte und bewegte Skizze. Hanno Romberg aus München hat in seiner „alten Frau mit einem Knaben" ein sehr gutes Bild mit ausgezeichneten Einzelnheiten geliefert. Zu den bessern Bildern rechnen wir auch Nr. 32 und 38: „Blumen und Erdbeeren", von Pollinger, ferner „Blumen" von Zinögger, so wie die „Winterlandschaft" von Langko, und besonders die „Abendlandschaft" von Hoffstetter in München.

Zum Schlusse glaubt der Schreiber dieser Zeilen noch einmal seine Meinung aussprechen zu müssen, daß Linz und Oberösterreich dem Ausschusse des ob der ennsischen Kunstvereines viel Dank schuldig ist, daß derselbe in diesem Sommer so außerordentlich treffliche Bilder zur Anschauung gebracht hat, und daß jeder Geist, dem es um Aufnahme

III. Zu Seite 32.



Aquarell auf Papier (1829). Gem. von Ad. Stifter.

Wasserfall in der Ramsau mit dem Blick auf den Watzmann.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

III. Zu Seite 32.



III. Zu Seite 32.



Aquarell auf Papier (1829). Gem. von Ad. Stifter.

Wasserfall in der Ramsau mit dem Blick auf den Watzmann.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

Zu Seite 32.

III.

Zu Seite 32.



Aquarell auf Papier (1829). Gem. von Ad. Stifter.

Wasserfall in der Ramsau mit dem Blick auf den Watzmann.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

des Ei
nen N
Begon
höhere

5

des m
10 des D
zweck
seiner
missio
einzig
15 sind,
mit C
Abart
schöne
Künst
20 Chris
versa
würd
hat,
Jahr
25 alle
auch
zwun
pfort
höhe

des Edlen und Großen zu thun ist, ohne Rücksicht auf eigenen Nutzen oder Gewinn, beitragen soll, daß das einmal Begonnene fortwirke, sich vervollkommne und zu immer höherer Blüthe gedeihe.

5

Ueber Kunst.

(1853.)

I.

Da die Kunst eine der größten und wichtigsten Mächte des menschlichen Lebens ist, ja da sie allen jenen Dingen 10 des Daseins, die nur Mittel sind, als menschlicher Selbstzweck vorangeht, und die Völker, wie Czörnig so schön in seiner Eröffnungsrede der ersten Sitzung der Central-Commission zur Erhaltung vaterländischer Baudenkmäler sagt, einzig durch diesen Durchgangspunkt zu ihrer Cultur gelangt 15 sind, da dieß so wahr ist, daß das Höchste, was den Menschen mit Gott verbindet, die Religion, in allen ihren Arten und Abarten des Cultus bis zum Christenthume sich in kein schöneres Gewand zu hüllen vermochte als in das der Künste, und der letzte höchste Ausdruck des Göttlichen, das 20 Christenthum, die Künste in ihrer edelsten Gestalt um sich versammelt, ja gerade allein die höchsten und bewunderungswürdigsten Blüthen der Kunst aus frommem Herzen erzeugt hat, da selbst die, welche, wie es besonders im vorigen Jahrhundert der Fall war, aus vermeintlicher Aufklärung 25 alle Bildnerkraft aus dem Religiösen entfernen, und es auch auf deren Einsicht zurückführen wollten, doch wieder gezwungen wurden, die Kunst durch diese oder jene Hinterpforte in die Tempel zu lassen, weil die Kunst unendlich höher steht, als jeder noch so scharfe bloße Verstand: so

sei es mir gegönnt, in diesen Blättern zuweilen das Wort in diesem Gegenstande zu nehmen, um über Kunst und Kunsterzeugnisse zu sprechen, auf Kunstdenkmale unsers Kronlandes aufmerksam zu machen, das nicht so arm an solchen Dingen ist, als man gemeiniglich denkt oder sagt, 5 Kunstsachen in dem hiesigen Museum, im Kunstvereine, in Privatsammlungen, in Betrachtung zu ziehen, oder endlich aus Ursache der neuen, überall sich kund gebenden Richtung, zu reiner einfacher Kunst zurück zu kehren, und die Denkmäler unserer alten Vorfahren wieder zu würdigen, 10 Veranlassung zu einigen Worten zu nehmen.

Mehrmal haben sich Schwankungen in der Kunst ergeben. Wie sich die Seelen von Völkern erhoben, ging jedes Mal die Kunst dem Aufleuchten der andern Geisteskräfte voran, und wie sich die Herzen dem Niederen zuwandten, 15 dem Genusse des erworbenen Reichthums, der Sinnlichkeit, der zerstreuenden Freude und lärmenden Vergnügungssucht, so nahm die züchtige Freundin des Menschen, die Kunst, zuerst von ihm Abschied, die Wissenschaften blühten oft noch fort, ja ihre Blüthe steigerte sich, aber da ihnen ihr Boden 20 weggenommen war, das fromme einfache Herz, der heilige Ernst des Forschers, so blieben sie nach einzelnem Aufblitzen in einzelnen Männern verkommender Jahrhunderte stehen, gingen endlich allgemach verloren, und das Volk verarmte geistig. Es wußte endlich nicht mehr Recht von Unrecht, 25 Gut von Böse zu unterscheiden, und auch sein Luxus, seine Gewerbthätigkeit schwanden, da sie nicht mehr auf ihrem eigenthümlichen Boden der Rechtschaffenheit und allseitiger Einsicht stehen konnten, und endlich verloren solche Völker sogar die Kraft des Armes, mit der Waffe in der Hand sich 30 vertheidigen zu können, ließen sich von rohen, aber gesunden Barbaren erschlagen und gingen trotz ihrer Waffenvorräthe, ihrer Ueberzahl und ihrer besseren Abrichtung zu Grunde.

Dieses traurige Bild hat sich oft in den menschlichen Geschlechtern wiederholt, und die düstern Lettern noch bis in unsere Zeit hereinragender Trümmer der Vergangenheit und die Beschreibungen von Trümmern, die selbst schon längst 5 zu Grunde gegangen sind, erzählen uns, daß dieses auf verschiedenen Punkten unseres Erdballes der Fall gewesen sei, und daß es sich viel öfter zugetragen hat, als wir uns zu denken vermögen, oder als uns zu erforschen gelang.

Es ist ein sehr betrübendes Bild menschlichen Schwan- 10 kens; aber es ist ein naturnothwendiges, es ist das eiserne Gesetz der Folgerichtigkeit von Sünde und Strafe. Wir sind ihm hingegeben. Wenn unsere Kräfte wachsen, wenn der Geist in Blüthe steht, die Künste glänzen, die Wissenschaft sich regt, die Felder blühen, der Handel seine Wege zieht, 15 die Städte emporsteigen: geben wir uns der Freude hin, dem Entwerfen, dem Uebermuthe, dem Genusse, dem Entnerven. Gott hat ein großes gewaltiges Mittel dagegen in unser Leben gelegt, den Schmerz, das Unglück, die Züchtigung, und der Krieg, der sonst in allen Hinsichten für die Menschen 20 und ihre Vernunft so entehrend ist, hat das einzige Gute, daß er ein Schreck und eine Läuterung für Völker sein kann, daß sie sich wieder zu erheben vermögen. Aber auch die Menschen haben in sich selber Mittel, die Vernunft, das aus ihr entwickelte Gewissen und die Religion. In Zeiten des 25 Verfalles, wenn er seine ersten Blätter treibt, und fort zu wachsen beginnt, sollen die, denen ein reicheres Maß des Edlen gegeben ist, sich erheben, alle ihre Kräfte gebrauchen, um durch Wort und That Einhalt zu thun, und das Böse wieder in das Gute zu verkehren. Sie sollen rastlos sein in 30 Widerlegung der falschen Apostel, die im Beginne solcher Zeiten erscheinen, und durch das eigene schlechte Innere gestachelt, das Volk zu verschlechtern streben, indem sie ihm das Gemeine, das Sinnliche, das Reizende, das Aufregende bieten,

3*

weil sie merken, daß das Volk an dem Rande dieser Dinge steht, weil sie selber an diesem Rande stehen, und weil sie Ehre, Preis und Reichthum aus ihrem Beginnen erwarten. Mit diesen Aposteln geht das Volk zu immer Schlechterem, und eilt seinem Abgrunde entgegen. Wir haben das oft gesehen, und sehen es vielleicht auch in der Gegenwart. Alle, denen das Wort des Himmels im Herzen ist, die die Religion nicht im Munde, sondern in der That hegen, besonders ihre Diener sollen sich in solchen Zeiten erheben, reinigen, und als erneuerter Damm des Göttlichen da stehen. Einmal hat nur das Christenthum die Welt gerettet — wenn jetzt dieselbe den nämlichen Weg der Entartung ginge, wie zu Anfang unserer Zeitrechnung, wenn das Christenthum seine Kraft verlöre; so ist die Unendlichkeit des Abgrundes gar nicht zu ermessen, der sich da aufthäte, und die Mittel ihn zu schließen, wären keiner menschlichen Kraft, nur Gott bekannt.

Aber weil es Mittel gegen solche Uebel gibt, ist nicht jedes Mal ein Volk den Weg des Unterganges gewandelt, wenn sich die Spuren des Sinkens offenbarten, und da die Kunst das erste verschwindende Heiligthum ist, aber auch immer wieder das erste Erwachende, so gibt sie das Merkmal ab, an dem wir Sinken und Steigen eines Volkes erkennen können. Und in dieser Hinsicht erfreut es auch, bemerken zu können, daß manches Volk mehr als eine Periode seines sogenannten goldenen Zeitalters der Kunst gehabt hat. So haben wir Deutsche ein solches herrliches Zeitalter der bildenden Künste und zwei der redenden gehabt. Wenn nicht an sich die Kunst schon göttlich wäre, so wäre sie als das Merkmal des Zustandes der Völker schon von unermeßlicher Wichtigkeit, und ihr Steigen oder Fallen sollte von den Augen aller Kenner und Menschenfreunde mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit beobachtet und aufgezeichnet werden.

Gegen unsere Zeit her ist die Kunst sehr tief gesunken; aber sie hebt sich wieder und eine neue schönere Zeit scheint im Anzuge zu sein. Wir wollen dieser Betrachtung und ihren Folgen im Nächsten einen kleinen Raum erbitten.

II.

Ehe ich weiter gehe, und in die von mir in dem letzten Briefe angekündigten Betrachtungen über die Kunstzustände der jüngstvergangenen Zeiten mich einlasse, erlaube ich mir im heutigen Schreiben gleichsam zwischen Einschließungszeichen über einen Zwischenfall zu reden, der auch zu den Kunstzuständen unsers Kronlandes gehört, und nicht übergangen werden darf, nämlich über das Eintreffen der zwei Geschenkblätter des hiesigen Kunstvereines. Da am 27. d. M. die Verloosung der angekauften Gemälde für das Jahr 1852 statthaben wird, so dürfte es am Platze sein, ehe die Geschenke an die Mitglieder und Theilnehmer abgehen, einige Worte über sie zu sagen. Wir müssen es dem Vereine vom ganzen Herzen danken, daß er zwei so vortreffliche Vereinsgaben auszuwirken verstanden hat, und wenn auch dem ursprünglichen Plane sich Hindernisse entgegenstellten, die seine Umänderung bewirkten, und wenn auch Manchem darüber schon die Zeit lange zu werden schien, so freuen wir uns über die Planänderung und über den Zeitverlust, da daraus so Gutes hervorgegangen ist. Den Marktschreier nach einem Gemälde von Ritter, gestochen von Bl. Höfel in Salzburg, muß man trotz kleiner Schwächen als ein ausgezeichnet vortreffliches Blatt ansehen. Der herrlichen alten Schule huldigend, führt der Künstler seine Stoffe, seine Flächen, seine Rundungen in Linien aus, die klar, rein und edel die Gegenstände in Durchsichtigkeit und Zartheit geben, und diese nicht genug zu schätzende Eigenschaft bis in den dun-

kelsten Schatten bewahren. Diese Durchsichtigkeit als Eigenschaft der Luft der Erde ist der höchste Schatz eines Stiches, und ist nur durch Anwendung der Linien zu erzielen. Das wußten die alten köstlichen Meister gar wohl, daher die Linie die klassische Methode blieb, was für Spielwerke und Gaukelwerke auch das vorige Jahrhundert (man denke an die weichliche charakterlose Punctirmethode) oder das jetzige (Lithographie, Galvanoplastik &c.) hervorgebracht hat. Und diese Art hat Höfel in dankenswertem Grade, man möchte sagen mit Pietät angewendet. Welch herrliche Klarheit, diese Perle des Kupferstiches, deren Gegentheil und Gift die schwarze undurchsichtige Fläche gleichsam wie schwarzer Filz ist, der die Schatten von namhaften Künstlern unserer Zeit verunstaltet, herrscht in dem ganzen Bilde, welch meisterhafte Figur ist der Marktschreier, welch tadelloser Kopf der seiner Tochter. Die Oberflächen der Stoffe hat der Künstler mit dem anpassenden wechselnden Vortrage behandelt von der feinen menschlichen Haut in ihren Abstufungen angefangen auf die Leibwäsche des Marktschreiers herab, auf seinen Rock, auf Linnen, Tücher, Röcke der Weiber, auf die Stoffe an Männerkleidern bis auf die Mäntel der Croaten, von denen der des Knaben größer ist, als der des Mannes. Man betrachte nur die Stoffe an demselben und an verschiedenen Kleidern, mit welcher Liebe zur Objectivität sich der Künstler den Abwechslungen und Abstufungen hingegeben hat, und welcher lieblicher Geschmack in der Abwechslung der Behandlung ihm zur Seite gestanden ist. Man muß dem Künstler für diesen feinen Sinn um so dankbarer sein, als er heut zu Tage selbst bei geachteten Meistern immer seltener wird. Psychologische Fehler, z. B. bei den raufenden Knaben, bei der Episode mit dem Affen, fallen dem Gemälde, nicht dem Stiche zur Last. Die Mitglieder, denen dieser Stich zu Theil wird, dürfen ihn mit Zufriedenheit empfangen, da Vereine

mit den größten Kräften kaum etwas bieten könnten, das dieses Geschenk sehr bedeutend überragte.

Obwohl sehr schön und gleichsam elegant das zweite Geschenk an die Theilnehmer ist, spielende Kinder von Oldermann, obwohl manche namhafte Vereine Norddeutschlands es ihren Mitgliedern als Geschenk gegeben, und diese es mit Beifall aufgenommen haben, so dünkt es uns doch dem oben genannten Blatte nachzustehen. Der Künstler hat die Ätzmethode mit der der Linien verbunden. Die Linien sind nach der neuesten Art der Stahlstichwerke geführt, und entbehren daher des tieferen Ernstes und der einfacheren Weise der classischen Linienführung, obwohl man ihnen einen sinnlichen Augenreiz nicht absprechen kann. Die Ätzung der Platte gibt dem Stiche in den Schatten eine Untertuschung, die die Durchsichtigkeit gefährdet, welche wirklich in den tiefsten Schattenstellen, in denen in der Wirklichkeit das menschliche Auge noch immer etwas sieht, verschwindet, wodurch die Schatten nicht Schatten, sondern dunkle Flecken sind. Auch müssen wir das zu starke Spielen mit Lichtern, als der einfachen Reinheit der Kunst zuwider tadeln, da es mit zu großen Ansprüchen für das Auge auftritt, ein Hauptgegenstand statt eines Mittels wird, und dem eigentlichen Gegenstande Abbruch thut. Dazu sind noch die Lichter der Baumblätter so weiß, wie die Linien. Wir heben diese Dinge aus Achtung vor dem Künstler hervor, weil er diesen Fehlern eine mächtige Schönheit entgegen setzt im Gefühle für Schmelz und Kraft, die in dem Bilde herrschen. Wer blendendere Augenreize liebt und stillerem einfachem Wirken vorzieht, wird auch die spielenden Kinder dem Marktschreier voranstellen. Jedenfalls aber verdienen die beiden Blätter unsern Dank an den Kunstverein, obwohl der Schreiber dieser Zeilen zu denen gehört, die lieber auf ein Geschenk verzichten, und das Ersparniß dem Ankaufe von Gemälden oder auch einzelnen trefflichen Stichen zuwenden würden.

Ausstellung des oberösterreichischen Vereines für bildende Kunst.

(1853.)

Dem thätigen Bestreben des Ausschusses des ob der ennsischen Vereines für bildende Kunst ist es gelungen, mit dem Monate Juni wieder eine Ausstellung eingegangener Gemälde eröffnen zu können. Ich behalte mir vor, in den wegen Zeitmangels unterbrochenen Briefen über Kunst, die in diesen Blättern begonnen worden sind, in nächster Zeit über Einfluß der Kunst auf die Menschheit und über Wesen und Wirkung von Kunstvereinen zu sprechen, und beschränke mich heute nur auf einen kurzen Bericht über die ausgestellten Kunstwerke. Da ich sowohl hier als etwa auch künftig in die Lage kommen könnte, über den Ausschuß des Vereines zu sprechen, so muß ich für die Leser dieser Blätter anmerken, daß ich wohl dem Vereine, nicht aber dem Ausschusse angehöre.

Durch die freundliche Bereitwilligkeit des Herrn Grafen von Breuner ist der Ausschuß in die Lage gesetzt worden, aus der Privatsammlung dieses Kunstfreundes und Kenners der Kunst sehr werthvolle Beiträge zu unserer Anschauung zu bringen. Wer es mit der Veredlung der Menschheit aufrichtig meint, und wer es weiß, welch großen Antheil die Kunst an dieser Veredlung nimmt, wird gewiß den Bemühungen des Ausschusses und der Bereitwilligkeit des Herrn Grafen von Breuner den wärmsten Dank entrichten. Und besonders Ober-Österreich (es sei mir, der ich das Land und seine Bewohner so liebe, und der ich meine Jugend in seinen schönsten Theilen verlebt habe, erlaubt, es zu sagen) hat Ursache, über Kunstbestrebungen und Kunsthebungen erfreut zu sein, und dafür zu danken, da es in Hinsicht auf Kunst und ihre

Wirkungen nicht so vertreten ist, als es durch seine Nähe an Wien könnte, und als es vermöge des herrlichen Reizes seiner Landschaften, durch den es Tausende der Länder dieser Erde übertrifft, sollte. Wer andere Länder und Städte gesehen hat, dem fällt das auf, weil manche, denen ungünstigere Bedingungen im Wege stehen, den Vorzug haben, und weil es als keine Entschuldigung gelten kann, daß viele noch weiter zurückstehen. Bildende Kunst allein kann die Umgestaltung nicht bewirken, aber bereits sind auch Bestrebungen in anderen Zweigen wach, und wenn Theater, Baukunst, selbst Dichtung mitwirkt, so kann zu dem Reize des Landes und den Vorzügen seiner Bewohner auch noch der Reiz feiner und gehobener Kunstbildung kommen, was nicht bloß an sich ein Gut ist, sondern was auch auf alle Kreise der Geselligkeit, des Verkehrs und selbst des Staates zurückwirkt.

Mögen Alle, die in einer oder der andern Kunst etwas vermögen, zusammen wirken, möge in der Beurtheilung durch öffentliche Blätter Freimuth und Offenheit, aber auch Ernst und Billigkeit walten, mögen jene Kreise, deren vorzugsweise Aufgabe es ist, auf geistige und sittliche Aufnahme des Landes einzuwirken, sich auch der Kunst mit freundlicher Wärme zuwenden, und möge Jeder, so weit er es mit seinen Kräften vermag, zur Hebung dieses Zweiges beitragen. Von der Betrachtung und Anhörung von Kunstdingen geht der Mensch zum Wohlgefallen an ihren Wirkungen über, vom Wohlgefallen zur Liebe (wenn auch anfangs mitunter an Afterdingen), von der Liebe zum Erkennen und zum Antheilnehmen, und dieß prägt sich in seinem Charakter als gewonnener Adel, als größere Menschlichkeit und als Würde aus, daher schon die Alten die Studien über Dichtkunst, Redekunst, Musik u. dgl. die humanen, die menschlichen, nannten.

Ich will nach diesem Eingange einige Worte über die ausgestellten Werke sagen.

In Nr. 1 sind Zeichnungen aus dem oberösterreichischen Volksleben von Emerich Benkert ausgestellt. Wenn man auch Haltung und Zeichnung, so wie Erfindung als lobenswerth bezeichnen muß, so dürfte das Wort „oberösterreichisch“ nicht so ganz passen.

Nr. 4. „Regenskizze“ von Bürkl (Gallerie des Herrn Grafen von Breuner). Wahrscheinlich ist diese Studie (denn das ist sie) aus dem Stegreife bei Gelegenheit eines Platzregens entstanden; sie hat alles Leben, alle Freiheit und alle Wahrheit dieses großen Meisters und wirkt hier besonders mit der Zierlichkeit und Leichtigkeit einer Studie, die nicht selten auch bei großen Meistern trotz der Nachlässigkeit, die ein ausgeführtes Bild nicht hat, wahrer und tiefer wirken als Bilder selbst.

Nr. 6. Porträt von Giobbe. Man muß nicht nur Angesicht und Hände, sondern auch die Nebendinge, den weißen Rock, die Borden, den Hut, die Federn, wie überhaupt die ruhige und stimmende Haltung mit großem Lobe anerkennen.

In Nr. 7 ist ein hübsches Bildchen von Rik, dem bekannten Thiermaler aus Hylversum in Holland, ausgestellt.

Nr. 9. Von dem mit Ruhm genannten A. Beyr, früher in München, jetzt laut Verzeichniß in Wien, ist aus der Gallerie des Herrn Grafen von Breuner, ein Klosterhof mit einer Halle ausgestellt, in welchem das zauberhafte Helldunkel, das durch die Reflexe an Gewölben, Säulen und Fußboden entsteht, ferner das blendende, directe Licht, dann die ruhige, poesievolle Betrachtung liegt, wodurch sich die ähnlichen Arbeiten dieses Meisters auszeichnen. Man kann sich von dem sanften und holden Reize und von der Ruhe

und Abgeschiedenheit, in der der Geist dieses Bildes schwebt, kaum trennen.

Ueber diesem Bilde (in Nr. 8) hängt ein anderes Architecturstück „Das Innere der alten Burg zu Nürnberg“
5 von Neher in München (Gallerie des H. Gr. v. Breuner), welches in dem Mauer- und Dachwerk äußerst gelungen und wahr ist, dem aber die mittelalterlichen, nicht nach der Natur, sondern aus dem Kopfe des Künstlers zugemalten Figuren etwas Abbruch thun, daher dieses Bild, obwohl es
10 vielleicht mehr Wahrheit hat, als das in Nr. 9, doch nicht den poetischen Hauch darbringt wie dieses.

Nr. 10. „Landschaft“ von Hansch (Gallerie des H. Gr. v. Breuner). Ein gutes Bild von dem gefühlvollen, strebenden Wiener Künstler. Dürfte vielleicht, wie überhaupt bei
15 diesem Maler, mehr Kunstruhe zu wünschen sein.

Nr. 17. „Kartoffelernte in Norddeutschland“ von Richard Zimmermann in München. Eines der herrlichsten Bilder der Ausstellung und überhaupt trotz kleiner Fehler ein meisterhaftes Bild. Der Wolkenbau, der über der öden
20 Ebene steht, und in herbstlichem Graue über sie hinausgeht, ist bewunderungswürdig ausgeführt; sei es, daß der Künstler große Naturstudien gemacht, sei es, daß alte große Meister auf ihn Einfluß gehabt — beides ist zu rühmen. In Leichtigkeit, sanfter Beweglichkeit und wolkengemäßem Leben geht die
25 Wölbung in einförmig anmuthiger Stimmung nach rückwärts in große Fernen, während in der Neuzeit gar oft von bedeutenden Meistern der Himmel nicht hinaus, sondern nur herab geht. Wer die Schwierigkeit solcher Ausführungen kennt, wird die Luft von Zimmermann um so mehr bewun-
30 dern. Die herbstliche Ebene ist meisterlich in Farbe und Ruhe, dürfte nur nach vorne etwas mehr herausschreiten. Die Figuren des Vordergrundes sind trotz kleiner Fehler

herrlich und dem Ganzen Stimmung, Ton und Geschichte gebend: Die charakteristische Mädchenfigur (die Feine der Familie), der sie bewundernde Jäger, der schon so lange steht, daß einer seiner Hunde eingeschlafen ist, der dazwischen stehende, schalkhafte, einsichtige Knabe, der etwas entfernter grabende Mann (der Töffel des Hauses), der dumm ist, aber entsetzlich arbeitet und wahrscheinlich auch ißt, so wie die andern Figuren, die noch beschäftigt sind, erzählen fast eine nordische Familien-Idylle. Die hinteren Figuren, besonders die Schafe, dürften etwas zu leichtfertig behandelt sein. Eben so ist wohl auch der schlafende Hund, der wie ein ertrunkener aussieht, zu tadeln, so wie auch der Umstand, daß das Kartoffelfeld zu wenig als ein aufgegrabenes aussieht. Aber trotz alledem ist das Bild so vortrefflich, daß sich viele Künstler Glück wünschen dürften, diese Fehler zu besitzen, wenn sie nur auch die Schönheiten hätten. Eine Klarheit der Farbe, daß die Figuren rein und klar in die Luft stehen, eine Tongebung der Luft und der Gründe, die von der modernen Farbensucht entfernt ist, und gerade dadurch so durchsichtig wird, daß die Dinge des Bildes als gesehene Objecte stark gefärbte Bilder wie sogenannte illuminirte Zeichnungen aussehen machen.

In Nr. 19 „Stall mit Fuhrmannspferden" von Klein aus München sind die Pferde hervorzuheben.

Nr. 21. „Schiffsbrand" von Achenbach in Düsseldorf (Gallerie des H. Gr. v. Breuner). Der große Meister ist namentlich in dem Leben der Brandung nicht zu verkennen, doch meine ich, daß dieses Bild vor manchem seiner anderen zurückstehen dürfte.

Nr. 23. „Landschaft" von Friedrich Gauermann in Wien (Gallerie des H. Gr. v. Breuner), eine der besseren und fleißigeren Arbeiten aus der früheren Zeit dieses in Wien hochgeachteten Meisters.

In Nr. 24 und Nr. 31 sind zwei „Marko" aus früherer Zeit (Gallerie des H. Gr. v. Breuner) ausgestellt, die alle Zartheit und Lieblichkeit dieses Meisters haben, die aber doch zeigen, daß der herrliche Mann, dessen Größe wahrscheinlich und leider erst nach seinem Tode in vollem Maße wird anerkannt werden, nicht stehen geblieben, sondern zu immer höherer Kunstgemäßheit und Reinheit vorgeschritten ist.

Nr. 29. „Waldpartie" von Fischbach in Salzburg. Ein nett und duftig ausgeführtes Bildchen dieses bedeutenden Meisters.

In Nr. 30 „Schiffspferde bei Wasserburg am Inn" von Klein in München. Es dürften Pferde und Figuren hervorzuheben sein.

Nr. 33. „Die Weinliebhaberin" von Ritter in Wien (angekauft vom Vereine), ist meisterhaft gemalt, aber der Gegenstand (das alte versoffene Weib mit dem Weinglase liebäugelnd) dürfte gerade durch die Wahrheit der Behandlung manches Gemüth anwidern. Die Kunst soll heben, und wo sie Gemeines darstellt, muß sie durch Humor die Negation des Gemeinen, also wieder Erhebung bringen.

Nr. 34. „Sonnenuntergang" von Rottmann (Gallerie des H. Gr. v. Breuner). Kann man den großen verstorbenen Meister auch nicht von Manier freisprechen, so ist doch eine solche Größe, Erhabenheit und magische Gewalt in dem Manne gewesen, daß er der größte Landschafter unserer Zeit genannt werden kann, und daß, wäre er eben nicht ein Kind unserer abgeschwächten Zeit gewesen und etwa im Mittelalter geboren worden, er gewiß der größte Landschafter der Vergangenheit geworden wäre. Aber auch wie er ist, dürfen wir nichts anders, als mit der größten Verehrung von dem Manne sprechen. Alle seine Werke sind in großen einfachen und erhabenen Gedanken angelegt, und zeugen von der Feinheit,

der Großartigkeit und dem Schwunge seiner Seele. Auch in dem vorliegenden Bilde, das ich bei seiner Ankunft in Wien wegen seiner Frische für einen Sonnenaufgang gehalten habe, ist alle Kraft, Tiefe und Einfachheit entfaltet, die ihm eigen war, und es wirkt mit der Strenge und Reinheit eines antiken Epos. Aber gerade diese Entkleidung vom Kleinen und Zierlichen macht, daß er manchen Gemüthern nicht zusagt: Das Große drückt, und die Seele muß sich von dem Gehäbigen, Wohnlichen, Allumgebenden los machen, um es empfinden zu können.

Friede umschwebt die Seele dieses abgeschiedenen Mannes, er war einer der Größten der Deutschen.

Leider hat das Bild, von dem die Rede ist, sehr gelitten. Ich vermag den Grund nicht anzugeben. Ist es ausgewachsen, sind die Lasuren verdünstet oder sonst beschädigt worden: als es neu war, hat es mir den Eindruck viel größerer Frische gemacht, besonders aber muß ich auf den Umstand aufmerksam machen, daß der weiße Fleck, der jetzt die Sonne bezeichnet, damals gleichsam ein rothes Gluthauge in Wolken war: wahrscheinlich hat der Künstler über Weiß mit Karminlack lasirt, und die Luft ist verloren gegangen. Der Firniß zeigt auch viele Sprünge.

Nr. 35. „Der Jude" von Amerling in Wien (Gallerie des H. Gr. v. Breuner). Eines der schönsten Bilder des so bedeutenden Künstlers, mit Einfachheit, Kraft und Tiefe ausgeführt. Eben so müßen auch die zwei wunderschönen „Studienköpfe" desselben Meisters in Nr. 27 hervorgehoben werden (Gallerie des H. Gr. v. Breuner), wenn ihre Gesichtsfarbe auch eben nicht von „Leiermädchen" ist, und wenn man auch die Beigaben zu den Köpfen hie und da mit Recht zu tadeln haben dürfte.

Zu Seite 46.

IV.

IV.

Zu Seite 40.



Aquarell-Skizze (1829). Gem. von Ad. Stifter.

Landschaftsstudie.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

IV.

Zu Seite 46.

IV. Zu Seite 46.



Aquarell-Skizze (1829). Gem. von Ad. Stifter.

Landschaftsstudie.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

Zu Seite 46.

IV.

Zu Seite 46.



Aquarell Skizze (1829). Gem. von Ad. Stifter.

Landschaftsstudie.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

Es
5 bildenden
welchem
in Münch
bestimmte
nach Am
10 Künstler
wegte. D
Kunstvere
Sammlu
schauung
15 und das
hat, son
wenn A
unserm
haft pra
20 Künstler
Zweck d
ausstelle
geeignet
ist die
25 geworde
mit and
bilden,
erfüllt,
sich solc
30 und ge
Ammerl

Kunst-Ausstellung.

(1854.)

1.

Es dürfte wohl kaum ein Jahr den Ausstellungen der
5 bildenden Künste minder günstig sein, als das heurige, in welchem nebst der großen Ausstellung deutscher Kunstwerke in München noch andere Ansammlungen von Kunstwerken an bestimmten Stellen statthaben, besonders starke Bestellungen nach Amerika gemacht worden sind, und die Thätigkeit der
10 Künstler schon von vorne herein sich in dieser Richtung bewegte. Dennoch ist es dem Ausschusse des oberösterreichischen Kunstvereines gelungen, mit Beginn des Monates Juli eine Sammlung von 36 Oelgemälden aufzustellen und der Anschauung der Kunstfreunde darzubieten. Aber nicht die Zahl
15 und das Zusammenbringen allein ist es, was die Bedeutung hat, sondern der künstlerische Werth der Gemälde; denn wenn Verbreitung von Kunstkenntnis und Kunstliebe in unserm Lande, das in seinen Landschaften unzählige, wahrhaft prachtvolle Bilder dem Auge vorhält, und alle Sommer
20 Künstler von allen Weltgegenden zu Studien heranzieht, der Zweck des Kunstvereines ist, so darf er nur solche Gemälde ausstellen, welche wenigstens in der überwiegenden Mehrzahl geeignet sind, dem gedachten Zwecke zu genügen. Und hierin ist die gegenwärtige Ausstellung ihrer Aufgabe nicht untreu
25 geworden. Wir finden vortreffliche Gemälde aufgestellt, die mit andern sehr verdienstlich gemalten im Vereine ein Ganzes bilden, welches sehr anmuthig und wohlthuend das Auge erfüllt, und bei dem Betrachter, der überhaupt geeignet ist, sich solchen Gefühlen hingeben zu können, Freude, Erhebung
30 und geistige Erquickung hervorbringt. Wem die Namen Ammerling, Gauermann, Hansch, Waldmüller, Borsos, van

Haanen, Ender, Barbarini aus Wien, Schertl, Zimmerman, Max. Heilmayr aus München bekannt sind, der wird uns, ohne die Bilder gesehen zu haben, im Allgemeinen schon zustimmen, und im Besondern nach der Besichtigung desto mehr, wenn er gesehen hat, daß es nicht die geringeren Bilder sind, die von diesen Meistern ausgestellt wurden. Wenn, wie ich an einem andern Orte gesagt habe, nach der Religion die Kunst es vorzüglich ist, welche die Herzen der Menschen sänftigt, veredelt, reiner macht, auf die eigentliche Höhe der Menschheit hebt, und dabei Seelengenüsse gibt, mit denen sich keine vergleichen lassen: so müssen wir es einem Vereine von Männern Dank wissen, die mit so geringer Aussicht auf Erfolg (ich selber war in dieser Hinsicht ein Gegner des Vereines, weil ich sein Emporkommen für unmöglich hielt) in einem kleinen Lande bei ungünstigen Verhältnissen der Zeit mit wenigen Kräften begonnen haben, auch in einem Zweige der Kunst, nämlich der bildenden, besonders der Malerei, Früchte des Erkennens und des Liebens zu erzielen, und größer und größer zu ziehen, um endlich dem höchsten Zwecke hierin immer näher zu kommen, die Gemüther dieses Landes, das zu den schönsten der Erde gehört, auch in Kunstbeziehung zu erheben und zu erweitern, und um auch dem untergeordneten Ziele zuzustreben, in die Bereiche der Gewerbe des geselligen Lebens und selbst anderer Kunstzweige Geschmack und Schönheitssinn zu verbreiten. In dieser Hinsicht halte ich es für Pflicht eines jeden Bewohners dieses Landes, für den es im Leben etwas Höheres gibt als Nahrung, Kleidung und Wohnung, nach Kräften mitzuwirken, daß das oben angegebene Ziel immer schöner und nachhaltiger erreicht werde. Ich muß es selbst auf die Gefahr hin, manchen Freund Oberösterreichs (es kann kaum einen größern geben, als ich es selber bin) zu beleidigen, sagen, daß dieses Land und seine Hauptstadt in den bildenden Künsten weiter

zurück steht, als es ihm seiner Lage und seiner unvergleichlichen Schönheit nach erlaubt ist. Ich sage, seiner Lage nach; denn einerseits liegt das so kunstliebende Wien so nahe, daß Linz gleichsam eine Vorstadt davon ist, anderereits ist
5 München, das wie durch ein Wunder in kurzer Zeit eine Weltkunststadt geworden ist, in nicht großer Ferne, und mitten liegt Ischl, ein Badeplatz, in welchem sich Größen aller Art von ganz Europa versammeln. Ist es anderwärts möglich, in Kunstbeziehungen höher zu kommen, warum sollte
10 es hier zu Lande, von wo doch schon bedeutende wissenschaftliche Größen ausgegangen sind, nicht möglich sein, wenn Körperschaften und Einzelne ihr Auge auch diesem Ziele zuwenden, nach Kräften ohne Beeinträchtigung anderer Angelegenheiten mit kleinem, aber nachhaltigem und in weitere
15 Kreise sich verbreitenden Antheile mitwirken, und ernstlich das erreichen wollten, was sicherlich auch dem Lande nicht ohne Nutzen sein würde; denn man sehe, welche Ströme von Reisenden jetzt München zuwandern, das vor nicht Langem durchaus nicht hervorragend besucht war. Es kann uns nicht
20 zu Sinn kommen, in Oberösterreich jetzt ein zweites München hervorrufen zu wollen, aber wo das Größte nicht erreicht werden kann, soll man das kleinere Erreichbare wenigstens nicht unangestrebt lassen. Wenn aus unsern öffentlichen Plätzen und Oertlichkeiten die unheimlich uns anblickende Leerheit
25 von Kunstgebilden verschwunden sein würde, wenn in unsern Kirchen manche (ich muß es der Wahrheit Willen sagen) barbarische, unserer heiligen und erhebenden Religion nicht zusagende bildliche Darstellung, die sich hie und da und öfter findet, als es gut ist, einer höheren, edleren Darstellung
30 wiche, die sich finden würde, wenn auch die höchste nicht erreichbar wäre: dann würden die vielen Reisenden, die jetzt das Land gleichsam nur als Straße durchfliegen, oder sich nur in seinen Naturschönheiten aufhalten, an manchem

Punkte, und besonders in der Hauptstadt weilen, sich vieles besehen und den Ruf des Gesehenen weiter tragen, statt daß man jetzt hören muß, dieser und jener gebildete Reisende habe in Linz auf das Dampfschiff oder den Bahnzug warten müßen, und habe sich gelangweilt. Auffallend ist es, daß hierin die Hauptstadt manchen Punkten des Landes, z. B. Klöstern, so weit nachsteht. Wir reden hier natürlich von Privatsammlungen nicht, deren einige werthvolle im Lande sind, aber in Bezug auf das Ganze einen sehr erheblichen Ausschlag nicht geben. Es war einmal besser, wie herrliche Reste, die aus früheren Zeiten herein ragen, darthun, welche, da sie im ganzen Lande oft an sehr abgelegenen Punkten zerstreut sind, auch beweisen, daß ein höheres Verständniß und eine größere Liebe zur bildenden Kunst einst allgemeiner gewesen sei als jetzt.

Ueber einzelne Werke der Ausstellung morgen etwas Näheres.

2.

Wir lassen nach den allgemeinen Betrachtungen, die in dem ersten Aufsatze über die Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines enthalten waren, einen kurzen Bericht über die ausgestellten Werke selber folgen. Gleich beim Eintritte rechts hängen ein paar fleißig ausgeführte Bleistiftzeichnungen von Blumauer in Vöklabruck und tiefer im Zimmer sind auf derselben Seite ein paar sehr gelungene Lichtbilder ausgestellt, die wohl, strenge genommen, in eine Ausstellung von Kunstwerken nicht gehörten, aber gewiß von Jedermann gerne werden gesehen werden. Links an den Fenstern an eigens dazu verfertigten, gegen die Fenster schief gestellten Gestellen hängen die Bilder.

In der ersten Abtheilung befinden sich zwei mit hervorzuhebender Technik gemalte Bildnisse von Giobbe, dann ein

Sonnenaufgang von Max Zimmermann in München (Nr. 5), der in allen Theilen mit meisterhafter Kunst gemalt ist, nur scheint der Künstler einiges Naturstudium vernachlässigt zu haben, denn sonst würde der Lichtabstand zwischen dem Lichte des Sonnenkörpers selber und dem des sonst herrlich gemalten Getreides um vieles größer gehalten worden und dadurch die Sonne leuchtend geworden sein, während sie jetzt mehr den Eindruck einer gelben Kugel macht, und ferner würde er der Luft einen Morgenton gefunden haben, der in der Gegend der Sonne nicht das trübe Bleigrau hätte, das er hat. Ausgezeichnet morgenhaft erscheinen die Bäume, die das Trefflichste an Ton im ganzen Bilde sind.

Von Karolina von Weyrother ist ein Seestück (Nr. 6) ausgestellt, das mit vieler Gewandtheit gemalt, in manchen Felsentheilen sogar trefflich ist. Die Luft dürfte studirter sein. Die Künstlerin scheint an Achenbach Studien gemacht zu haben. — Von Waldmüller in Wien ist ein altes Weib in Brandruinen (Nr. 14) ausgestellt, welches mit ausgezeichneter Künstlerschaft gemalt ist, nur dürfte anzunehmen sein, daß, um Mitleid zu erregen, die Schönheit gemalt werden müße, nicht die Häßlichkeit, wie vollendet sie auch behandelt ist. Ein altes düsteres Weib, vielleicht in Erinnerung mancher Jugendsünden und vielleicht vom Grimm heimgesucht, daß alle Herrlichkeit vorüber ist, in unheimlichen, ausgebrannten Stätten sitzend, dürfte in einer Art tragischer Wirkung viel bedeutungsvoller sein, als ein solches Weib, das Mitleid wecken will. In der That scheint es fast, wenn man so ferne steht, daß man die gemalten Thränen nicht sieht, als wollte das Bild jenen ernsteren Eindruck machen. In Behandlung des Angesichtes, der Hände, der Kleider, in Zeichnung der Verkürzungen dürfte das Bild nicht leicht seines Gleichen finden. Die Luft scheint zu großartig auf das kleine Bild angelegt, es ist, als schaute ein Stück einer großen, auf

einem historischen Bilde befindlichen Luft über diese Mauer herein.

Von Hansch aus Wien ist eine Landschaft aus der Gegend von Ischl (Nr. 13) ausgestellt, welche mit all dem bekannten Geschicke dieses Malers, aber nicht naturgemäß ist. Die Bäume dürften in diesem Bilde am schwächsten behandelt sein. Aber jene Zartheit des Pinsels, jene Haltung des Ganzen, die diesem Künstler eigen ist, findet sich auch in diesem Bilde in vollem Maße wieder. — Miller aus München (Nr. 11) hat in seinem Marktmädchen viel Naturstudium (wir machen auf den Kopf der Henne aufmerksam), und wenn es diesem Künstler gelingt, die Partien auseinander zu halten, Freiheit in die Tragung des Körpers und seiner Theile zu bringen und durch Gegensatz der kalten und warmen Farben jene den Bildern so anmuthig stehende Klarheit zu erzielen, so dürften von diesem Maler naturwahre und innige Bilder zu erwarten sein. — In den zwei Kindern von J. B. Reiter in Wien (Nr. 15) ist viel Verdienstliches, besonders an dem kleineren, und wieder besonders in der Gegend der Schläfe; aber es dürfen die Verzeichnungen an den Armen des größeren Kindes, so wie die violettliche unwahre Hautfarbe nicht unerwähnt bleiben. Großes Studium hat der Maler den Beisachen gewidmet.

Von J. Schertl in München ist eine Landschaft am Starhemberger See mit dem Schlosse Possenhofen (Nr. 19) ausgestellt. Mögen, wenn man mit der äußersten Kritik an das Bild geht, Kleinigkeiten daran auszustellen sein, z. B. das vorherrschende Braununtermalen in den Gewächsen, was dem Bilde etwas Braunstaubiges gibt, ferner die Fülle warmer Farben, wodurch das Ganze etwas zu heiß wird, so dürfte wohl keinen Augenblick Anstand zu nehmen sein, das Bild für die schönste Landschaft der Ausstellung zu erklären. Mit wahrhaft in's Runde bildender und die Luft-

brechung kühn ergreifender Meisterschaft ist die Vegetation um das Schloß behandelt, die Töne gehen Zoll um Zoll zurück, die Gegenstände lösen sich in Bestimmtheit von einander, und auf ihrer Fülle ruht das Feuer und die Gluth des Abends. Zwei Eckfenster des Schlosses fangen den Blitz der Sonne, und sind so fast der Mittelpunkt des Lichtreizes des Bildes. Frei und leicht in schönen Tönen des Aethers baut sich die Luft von der Tiefe der Ferne bis über unsere Häupter auf, und in ihr sind eingewoben jene leichten, anmuthigen Gewölke, die an heißen Tagen der hinabgehenden Sonne den Abschied sagen. Auf der Fläche des Sees ist als idyllischste Stelle, und nebenbei meisterhaft plastisch behandelt, eine Fischfangbeschäftigung, Einziehung des Netzes, der blendende Wasserblitz zieht sich davon weg und leitet die flüssige sanfte Fläche bis zu unsern Füßen, wo sie von Schilf und Uferpflanzen leicht empfangen wird. Jenseits des Sees ruhen im heißen Abende die Berge, und leuchtet die kleine Linie eines Pfarrkirchthurmes. In Anbetracht der Schönheit dieses Bildes, in Anbetracht des verhältnißmäßig sehr geringen Preises und in Anbetracht des Umstandes endlich, daß es den Kindheits- und Jugendsitz unserer erhabenen Kaiserin darstellt, welche bei ihrer Brautfahrt den ersten Schritt auf österreichischem Boden in unserer Stadt that und alle Herzen derselben eroberte, ist wohl der Wunsch ein erklärlicher, daß dieses Bild in den Mauern unserer Stadt, und wenn es selbst in Privathänden wäre, verbleiben möchte.

Die Kapelle in Pinzgau von Ant. Schrödl in Wien (Nr. 20) erscheint als eine sehr verdienstvoll gemalte Landschaft. — Das Bildniß Ihrer Majestät der Kaiserin (Nr. 22) von Giobbe ist mit frischen, feurigen Farben und mit großem Geschicke in Behandlung derselben gemalt. — Die Alpenrosen von Anton Schrödl in Wien (Nr. 23)

erscheinen sehr gut und natürlich, nur dürfte der Vorwurf nicht ungegründet sein, daß entweder die Felsen zu klein oder die Blumen zu groß sind. — Die Landschaft von Barbarini aus Wien (Nr. 25), eine Gegend bei Gmunden vorstellend, ist breit und plastisch behandelt, macht einen sehr angenehmen Eindruck, dürfte aber doch ein wenig manierirt sein. — Die ruhende Zigeunerin von Friedrich Bischof in München (Nr. 28) ist ein mit vielem Geschick gemaltes Bild, hat Schule und Haltung, dürfte aber von Manier nicht frei sein, und das Weib erscheint als ein Weib, aber nicht eben als Zigeunerin.

Die zwei Studienköpfe von Ammerling aus Wien (Nr. 27 und 32) beurkunden den großen Meister in Behandlung der Oberfläche menschlicher Angesichter und in Behandlung der Köpfe überhaupt. Wollte man dem weiblichen Angesichte den Vorwurf machen, daß die Schatten fast zu sehr in's Grünliche gehen, so sind die weißen Haare des Männerkopfes so schön gemalt, wie sie in den größten Meisterwerken des Mittelalters nicht schöner vorkommen.

Der verwundete Krieger von Borsos in Wien (Nr. 29) ist (was den Stilllebenmaler bekundet) am schönsten in seinem Eisenwerke; aber der ganze Krieger, praktisch und mit viel Empfindung gemalt, erregt unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme, und erregte sie noch mehr, wenn er allein wäre. Denn wir können nicht verschweigen, daß er erscheint, als wäre die ihm beigegebene Nonne nicht so begründet, daß man ihre Handlung versteht, oder sie von Gesuchtheit freisprechen könnte.

Das schöne Bild von Marco (Nr. 30) dürfte doch aus früherer Zeit dieses so begabten Künstlers herrühren.

Die zwei Flachlandschaften von van Haanen (Nr. 31 und 35) bezeugen die Gewandtheit und Trefflichkeit dieses ausgezeichneten Künstlers in Behandlung von Formen, so wie

von reizenden Gegensätzen durch unendlich einfache, kaum begreifliche Mittel, wenn man nicht bedächte, daß gerade die Natur ebenfalls so vorgeht, und durch Reinheit und Einfachheit der Mittel wirkt. Es ist eine Krankheit der modernen Kunst, durch Auffälligkeit und Gesuchtheit Erfolge erringen zu wollen, die aber namentlich bei dem Kenner immer ausbleiben. Deßhalb zeigt sich van Haanen gerade als einen Verehrer und höchst glücklichen Darsteller der Natur, und besonders seiner vaterländischen Natur, in Behandlung der Luft-, Licht- und Formtöne.

Die Auffindung Moses von Johann Ender in Wien (Nr. 33) ist sehr geschickt, fleißig und mit stechenden Farben gemalt; es erscheint uns aber doch, daß es weder genüglich biblisch oder historisch, sondern wohl genreartig gehalten ist.

Heilmanns Mondlandschaft (Nr. 34) zeichnet sich von Bildern dieser Art sehr vortheilhaft aus, an Stellen ist das Flimmrige und Florige der Mondnacht trefflich dargestellt, daß uns Göthe's Worte einfallen:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz" —

und dennoch können wir bei diesem Bilde, das schon in Lithographien und auf anderer Weise nachgeahmt worden ist, den Wunsch nicht unterdrücken, daß es weniger eintönig in der Farbe (es erscheint beinahe wie ein Tonbild) und daß der Himmel, welcher, wie die Sterne bekunden, heiter sein soll, nicht so nebeldunstig sein sollte.

Das Stillleben von Adalbert Schäffner in Wien (Nr. 36) ist gut gemalt, aber es scheint, als spräche der Künstler mit diesem Stoffe weniger an, als mit anderen, die wir von ihm schon gesehen haben.

Gauermanns kämpfende Hirsche (Nr. 37) ist eines jener Bilder, die wir von diesem außerordentlichen Naturtalente zu sehen gewohnt sind, ein Bild für das große Publikum, verständlich in seinen Theilen, mit den Farben in das Auge gehend, wie man von mancher Musik sagt, sie gehe in das Ohr, ja in Theilen des Wolkenbaues, z. B. der Lichtpartien derselben prachtvoll: aber dennoch dürfen wir bemerken, und im Anbetrachte der wunderbaren, natürlichen Anlagen, die diesem Manne geworden, halten wir es sogar für Pflicht, es zu sagen, daß das Heiligthum der Natur sich nur der begeisterten und beharrlichen Liebe gegen ihre kleinsten Theile und der Betrachtung aller ihrer Kinder als gleich geliebter aufschließt, und hier scheint uns Gauermann (wir kennen die Ursachen nicht) weniger in die Tiefe gehen zu wollen. Er ahmt sich selber nach und in diesem Bilde hat er es mit der blauen Farbe hinter der Eiche, ja an der Eiche selbst, mit dem Laub der braunen Eiche, mit dem Schilfe und den Thieren in demselben, mit dem Mittelgesträuche, ja sogar mit dem Wasser nicht genau genug genommen. Es kömmt uns beinahe vor, als hätte er nur Liebe gehabt zur Luft, zum Hirschenkampf und zur Haupteiche, und hätte über das Andere wegzukommen getrachtet. Eine geniale Behandlung der Allgemeinheit mit warmen, innigen Farben reißt die Menge hin, aber die Verschmähung der Natur in ihrer sorgfältigsten Liebe zu jedem ihrer Reize und die Verabsäumung gerade dadurch, daß man diese auffaßte, das gestimmteste und vollendetste Ganze zu schaffen, erfüllt den tieferen Freund der schaffenden Mutter mit Schmerz. Wie schön wäre das Bild, wenn alles so wäre, wie die Lichtpartien der Wolken, die Ausgangsäste der dürren Eiche und der Luftton hinter ihnen. Die kämpfenden Hirsche sind der Natur nach gemalt; aber wir befürchten, der Künstler hat sie beim Malen näher gehabt, als sie auf dem Bilde erscheinen, und sie dürften in

der Luft, namentlich gegen das Licht der Wolken gehalten, anders aussehen, als im Zimmer. Man halte uns diese Worte im Angesichte des Größten, was der irdische Mensch hat, der Kunst, gegenüber zu Gute.

Möge es der Thätigkeit des Ausschusses des Kunstvereines bei der Ungunst der Zeiten gelingen, auch im Verlaufe des Sommers Ähnliches, wenn wir auch nicht Gleiches fordern wollen, zu bringen.

Kunstausstellung.

(1854.)

Bevor die Ausstellung von Werken bildender Kunst von Seite des ob der ennsischen Kunstvereines für diesen Sommer geschlossen wird, sei es uns vergönnt, noch einen Blick auf die Kunstwerke zu werfen, welche eben in den Räumen, die dem Vereine zur Verfügung gestellt sind, sich noch befinden, und zur Betrachtung aufgestellt sind. Wenn es überhaupt eine sehr schwierige Aufgabe selbst für die größten Städte ist, Ausstellungen mit häufigem Wechsel der Bilder zu veranstalten, da Kunstwerke nicht so schnell und in Menge hervorgebracht werden können, wie Erzeugnisse des Gewerbsfleißes, ja wenn nach dem unumwundenen Geständnisse des Schreibers dieser Zeilen gerade der häufige Wechsel in Ausstellungen einerseits die Künstler in's Handwerksmäßige hineinzuleiten geeignet ist, und die beschauenden Besucher in's Oberflächliche und zur Geneigtheit nach Neuem: so ist es für eine kleinere Stadt und eine kleinere Gesellschaft um so schwieriger, da gewöhnlich der Zug der Kunst so wie des Gewerbes seine Richtung nach größeren Plätzen nimmt, da Gesellschaften, die wenigstens anfangs klein sind, sich erst

Gewähr erringen müssen, da Künstler von kleineren Städten nicht so großen Absatz hoffen können, und da endlich der Natur der Sache nach in kleineren Gesellschaften sich nicht so viele Kunstkenner und Liebhaber befinden können, um durch warme Theilnahme an der Sache derselben einen Schwung geben zu können, da vielmehr diese Kenner und Freunde erst durch die Ausstellungen und anderen Schritte der Vereine mehr herangebildet werden müßen, obwohl wieder der Natur der Sache nach gerade diese wegen minderer Eingeweihtheit am meisten nach Neuem streben, und oft das Unmögliche verlangen. Dazu kömmt noch, daß heuer durch die vielen Ausstellungen sich selbst in großen Städten Mangel zeigte. Deßohngeachtet hat der ob der ennsische Verein sich bereits so viel Ansehen erworben, daß er sich auch in diesem Sommer über Mangel an Bildern nicht zu beklagen hatte, und zwar guter Bilder. Schlechte wären freilich und an allen Orten nicht mit großen Schwierigkeiten zu haben. Wenn die Theilnahme auf denselben Wegen fortschreitet, wie sie sich bisher in der Bevölkerung und in hohen und höchsten Kreisen geoffenbaret hat, so wird dieser Verein immer mehr gedeihen, und unser Land, das in den meisten Dingen so vieles thut, sich auch hierin auszeichnen, und einen Zweig empor bringen, der zu den schönsten und edelsten des Lebens gehört und die reinsten und feinsten Genüsse gewährt, die der, der sich ihnen einmal hingegeben hat, nicht mehr lassen und nicht mehr mit andern vertauschen kann. Der Verein, der es sich zum Gesetze gemacht hat, nach Kräften nur das Beste, was ihm eingesendet wird, zur Verlosung für seine Mitglieder anzukaufen, wird auf dieser Bahn fortfahren, und so wird mancher Kunstfreund mit einem Werke beschenkt werden, das er sich sonst nicht zu kaufen vermocht hätte, und es werden nach und nach treffliche Werke im ganzen Lande zerstreut sein, und den Sinn für Kunst,

der im Mittelalter vorhanden war, aber verloren gegangen ist, wieder wecken, und nicht nur häusliche und öffentliche, sondern auch kirchliche Kunst empor heben, was für alle drei Zweige im höchsten Grade zu wünschen ist.

5 Vereine dieser Art könnten sich und die Kunst am sichersten und natürlichsten zerstören, wenn sie statt der Kunst Persönlichkeiten vor Augen hätten, und zu deren Besten ohne Rücksicht auf den Werth der Leistungen die Kräfte des Vereines verwendeten. Unser Verein hat sich von diesem 10 Verfahren ferne gehalten und wird sich stets davon ferne halten. Zeuge davon sind die trefflichen Bilder, die schon in manchen Punkten des Landes gesehen werden und aus den Verlosungen des Vereines stammen. Um diesem Grundsatze immer unverrückt und mit völliger Gewißheit treu bleiben 15 zu können, will der Verein selbständig da stehen. Alle, die neben dem Bedarfe des Lebens auch auf das Edlere und Höhere desselben hinsehen, werden ihn hierin unterstützen, und werden es zu ihrer Genugthuung erfahren, daß, wenn auch nicht mit so großen, doch mit vereinten Kräften dieses 20 Edlere und Höhere auch in dem Zweige der Kunst immer wachsen wird, und wenn der Verein unverrückt sein Ziel, die Kunst allein, vor Augen hat, so werden diese vereinten Kräfte auch immer größer und größer werden.

Es ist gegenwärtig die für die Verhältnisse namhafte 25 Zahl von 38 Kunstwerken in dem Vereine ausgestellt, 5 Gemälde in Wasserfarben, 6 Zeichnungen, 26 Oelgemälde und ein Marmorbild in halberhabener Arbeit.

Die Gemälde in Wasserfarben (2—5) von Jakob Alt sind in der bekannten Art dieses Meisters gemalt, und ge- 30 hören zu den guten Erzeugnissen dieses Künstlers. Das Bild von Sutor jun. (1) dürfte mehr Wirkung haben, wenn es in gebrochener Farbe wäre.

Die Zeichnungen von Maximiliana Scoff (6—11), wahrscheinlich nach Julien, sind mit sehr viel Uebung und Gewandtheit gemacht.

Schuberts Bild „Kauft Liebesgötter" nach Göthe's Gedicht (12) können wir weder in Farben noch Zeichnung billigen.

Giobbe hat in 14 ein hübsches Porträt ausgestellt.

Der „Chiemsee" im Mittag (15) von Piloty in München erscheint uns manierirt, so wie der „Gebirgssee" von Kierstein in München (16) trotz des vielen Gefälligen und Verdienstlichen nicht im Ganzen und Einzelnen hinlänglich studirt.

Die „Madonna" von Bischof in München (17) hat viel Anmuthiges, nur müssen wir am Leibe des Kindes eine Verzeichnung rügen.

In der „Braut" von Geyer in Augsburg (19) sind die Gewänder mit jener Fertigkeit behandelt, die wir an diesem Künstler schon mehrmal zu bemerken die Gelegenheit hatten, der Schreiber dieser Zeilen hält es für Pflicht, bei solcher Geübtheit doch den Umstand hervorzuheben, daß es ihm vom Uebel scheint, daß die Kleider über die Braut herrschen und nicht umgekehrt.

Seidl in München hat ein Bild gesendet, „Hintersee in der Ramsau" (20), welches im Gewölke, Schneeberg, Mittelgrund, Wasser, vortrefflich erscheint, es ist da eine Modellirung, ein Sinn für Ton und Tiefe, der nur großen Künstlern eigen ist, besonders ist Duft und Ton des Mittelgrundes hervorzuheben; aber die Steine im See müssen wir als zu trocken und hart behandelt, und den Vordergrund als nicht durchgebildet bezeichnen.

Die „Winterlandschaft" von Richard Zimmermann in München (21) ist mit viel Kraft, Weiche, Zartheit, Tiefe und klarer Tongebung behandelt, trefflich ist der Schlitten

mit den zwei Personen, manches im Mauerwerke, Gestrippe, Schneewehen und anderem sehr schön; dennoch müssen wir gestehen, daß uns der tiefe, fast schwärzliche Nebel und Rauch im Hintergrunde, so wie der metallartige Kupferton in der Luft nicht so unbefangen und einfach erscheint, wie das Bild nöthig hätte, und wodurch es zu einem meisterlichen Werke würde.

Nr. 22 von Mövius in Düsseldorf „Alter Wachtthurm bei Savonna“, ein Mondbild, erscheint uns als eine wahrhafte Perle. Selten wird man die Wirkung des Mondlichtes so trefflich gemalt finden. Das Bild erinnert an die besten Mondbilder alter Meister. An der Seite des dunklen Thurmes, der freilich eine etwas zu geradlinige Gestalt hat, steht der Mond, er scheint wirklich, was in nicht vielen neuen Bildern dieser Art der Fall ist, die Luft geht von ihm in jener nachtblauen Farbe weg, die in der Natur so schön und auf Bildern so schwierig ist, hinter einer in schönem Schmelze gemalten Landzunge leuchtet das Meer, es geht hinaus, und draußen im Dufte liegt die Nacht. Wir heben dieses Bild, namentlich der ungemeinen Harmonie wegen heraus, in der es gemalt ist.

Die „Landschaft“ von Minjon in Düsseldorf, Motiv aus Brohl am Rhein (23), ist besonders in den sehr studirten Gebäuden vortrefflich.

Der „Leuchtthurm in Genua“ von Heilmayr in München (24), ein Mondbild, hat eine sehr schöne Luft, die noch bei weitem mehr Wirkung thun würde, wenn nicht auf den Wellenkämmen des bewegten Meeres zu viele weiße Lichter wären, welche die Wirkung zerstreuen.

Der „Christabend“ von Wischebrink (26), ein in ziemlicher Größe gemaltes Genrestück, ist ein mit meisterhafter Technik ausgeführtes Bild, die Figuren scheinen nach der

Natur gemalt und unter ihnen zeichnet sich die Großmutter als eine besonders poetische Gestalt aus.

Der „Sonnenuntergang“ von Mövius in Düsseldorf (27) hat eine kräftige Luft und ein in besonders schönen Schwankungen begriffenes Meer.

In Nr. 28 ist ein „Studienkopf“ von Ammerling in Wien ausgestellt. Der berühmte Meister wird selten einen so schönen Kopf gemalt haben. Es ist das Antlitz eines italienischen Mädchens. Wir werden von dieser Wahrheit auf das Höchste überrascht. Obwohl der Kopf in der Farbe trüb erscheint, so ist er es doch nicht, sondern dieser Umstand schreibt sich von der nicht fertig gemalten Umgebung her. Die bräunliche Gesichtsfarbe ist von der Natur genommen, die sanften Augen schwimmen in einem innigen treuherzigen Feuer, und der besonders schöne Mund ist voll Unschuld und Güte und doch auch voll Wärme. Je länger man dieses Angesicht anschaut, desto schöner wird es.

Das „Gemach eines Nonnenklosters“ von Petzl in München (29) ist ein mit trefflicher Technik ausgeführtes Bild, besonders dichtungsreich spricht uns der sinnige, rückwärts gelegene Erker, in welchem eine Nonne der Aebtissin vorliest, als ruhig, still und kühl bei der draußen herrschenden Hitze an.

„Die Mühle aus dem Innthal“ von Minjon in Düsseldorf (30) ist eine herrlich gemalte Landschaft, die Gebirge, grau und sonnig, von dem Schnee, der hie und da liegt, und von den Geröllfurchen und Geröllagern unterbrochen, sind selten so schön gemalt gesehen worden. Auch der rückwärts befindliche Theil des Gebirgsbaches, die Mühle, die Brücke und das graufärbige Grün des Gebirgsrückens sind ausgezeichnet schön gemalt.

„Ein Thoreingang“ von Fischbach in Salzburg (31) ist ein vortreffliches Bild dieses berühmten Meisters. Es

muß nach der Natur gemalt sein, denn sonst wäre diese Wahrheit nicht möglich. Das Helldunkel auf dem Thore, dem eisernen Ringe dieses Thores, auf den runden Steinen des Pflasters des Thorweges, auf dem dastehenden Fasse sind ausgezeichnet schön gemalt. Draußen im Lichte sitzen zwei sehr liebe ländliche Mädchen, und leuchtet in der Sonne das Gebüsch.

Die Landschaft mit Rindern, Pferden, Ziegen und Enten von Gauermann (32) ist ein Bild aus der schönen Zeit dieses Meisters. Die Rinder sind so außerordentlich schön gemalt und studirt, und mit solcher Liebe und solchem Fleiße behandelt, daß sie sich dem Schönsten, was es in dieser Art gibt, an die Seite stellen können. Auch die Pferde, besonders das Füllen, sind trefflich. Die Landschaft, obwohl mit der Tüchtigkeit gemalt, die diesem Meister eigen ist, scheint uns doch den Thieren nachzustehen.

Von Bürkl in München ist ein „Räuberanfall" ausgestellt (33), der besonders in den Figuren der italienischen Räuber, so wie in der Behandlung des Veturinwagens, köstlich ist, in den Beigaben und Pferden wünschten wir etwas mehr Vollendung.

Giobbe hat in seinen „Kreuzweg-Stationen" (36 und 37) ein Bestreben geoffenbart, sich dem ernsten religiösen Style zu nähern.

Das in halberhabener Arbeit in Marmor ausgeführte Werk Oberhubers in Linz, der heil. Franz Xaver, ist mit großem Fleiße und mit großem Verständnisse der Gewandung und der Bildung des menschlichen Angesichtes und der menschlichen Hände vollendet.

Möge es dem Vereine gelingen, so wie in diesem vergangenen Sommer, auch in dem nächsten uns mit so vielem Schönen und Lobenswerthen zu beschenken.

Wissenschaft, Kunst und Literatur.

(1855.)

Durch längeres Unwohlsein und theilweise Abwesenheit von Linz war es dem Gefertigten nicht möglich, der ihm so lieb gewordenen Gepflogenheit, über die in dem oberösterreichischen Kunstvereine ausgestellten Kunstwerke in diesen Blättern Berichte zu erstatten, auch in diesem vergangenen Sommer nachzukommen; es sei daher erlaubt, nachträglich, so weit es noch möglich ist, einige Worte über diesen Gegenstand zu sagen, wobei der Gefertigte auf den eben so umfassenden, als gründlichen, warmen und sachgemäßen Vortrag des Herrn Vereins-Secretärs hinweist, welcher in der General-Versammlung der Vereinsmitglieder gehalten, und in den Blättern der „Linzer Zeitung" abgedruckt worden ist.

Es wird den Freunden der Kunst bekannt sein, daß heuer aus vielen zum Theile ziemlich entfernten Punkten werthvolle Gemälde von bedeutenden Meistern zur ob der ennsischen Ausstellung geschickt worden sind, was einerseits als Beweis des Vertrauens gilt, welches sich der Verein des kleinen Landes erworben hat, und andererseits als Ermuthigung dient, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, und vor den Hindernissen nicht zurück zu weichen, welche in jedem neuen Unternehmen liegen, welche sich aus der Natur einer so verzweigten Sache, an der viele Personen und Dinge betheiligt sind, ergeben, und welche durch noch nicht im erwünschten Maße entwickelte Kunstkenntnisse in weiten Kreisen und mitunter auch durch Uebelwollen von vereinzelten Seiten entstehen. So sehr die Freunde der Kunst durch den Anblick der eingesendeten werthvolleren Gegenstände erfreut wurden, ergab sich doch auch ein kleiner Uebelstand darin, daß die vorzüglichsten Werke eine solche Größe und einen in Bezug



Oelbild auf Holz. (1833). Gem. von Ad. Stifter.

Wasserfallstudie aus dem Hochgebirge.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

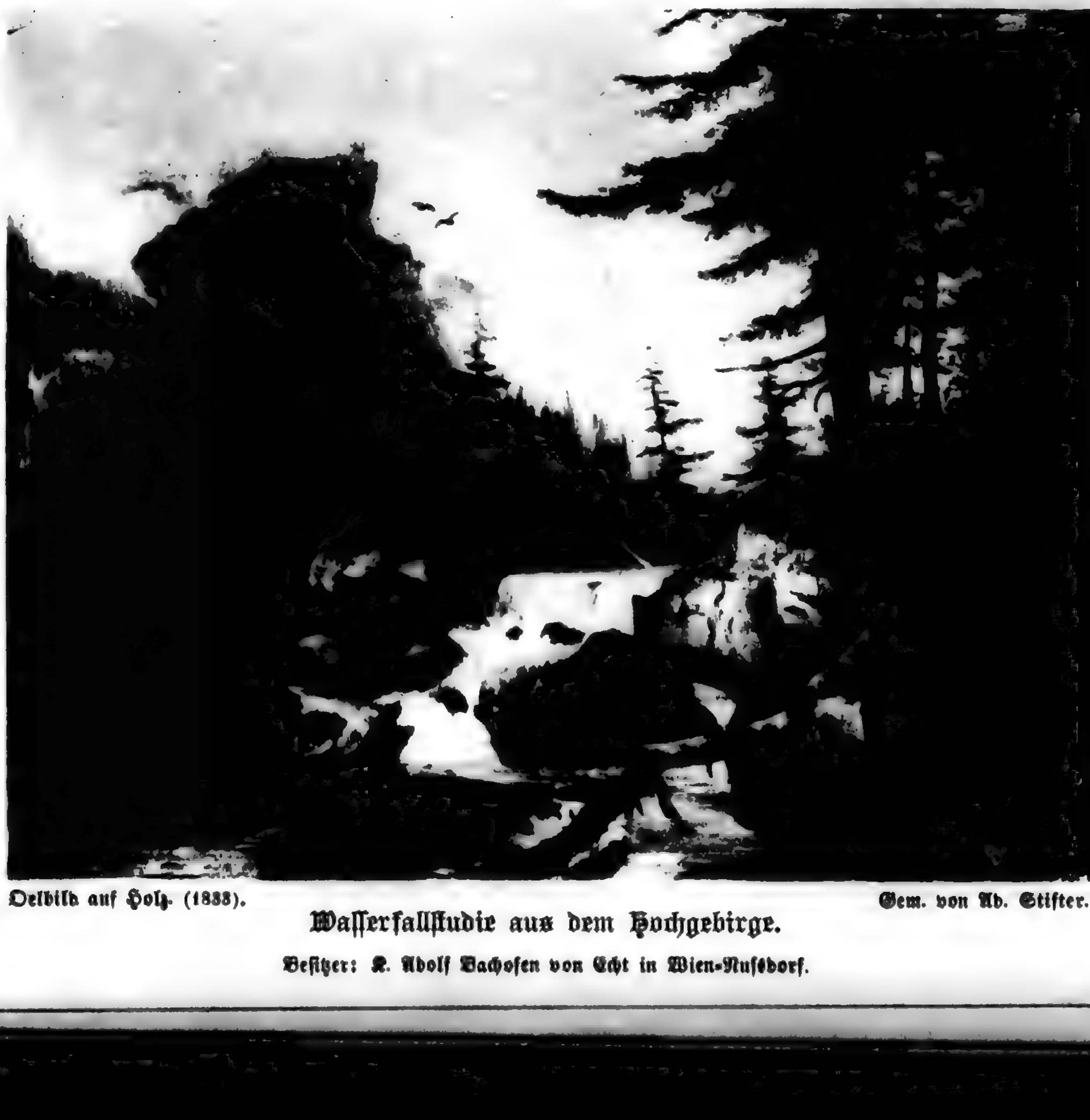
V.

Zu Seite 64.



V.

Zu Seite 64.



Oelbild auf Holz. (1833). Gem. von Ad. Stifter.

Wasserfallstudie aus dem Hochgebirge.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

Zu Seite 64.



V.

V.

Zu Seite 64.



Oelbild auf Holz. (1833). Gem. von Ad. Stifter.

Wasserfallstudie aus dem Hochgebirge.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

auf ih
Preis
Werke
vaten
eines
Gemä
zu ern
fällige
gebote

beson
Verei
kann,
Wirk
liegt
bilder
die Z
dürfte
Lande
und
ist v
Bild
Sees
von
allen
ist,
bote
fügt
nam
der
und
Es
die

auf ihren Werth zwar bescheidenen an sich aber so hohen Preis hatten, daß wir bedauern müssen, daß gerade diese Werke unser Land wieder verlassen, da sie weder von Privaten gekauft wurden, noch es in den Verhältnissen des Vereines lag, einseitig zwar so werthvolle aber doch theure Gemälde zur Beeinträchtigung der Quantität der Verlosung zu erwerben. Wir halten diesen Umstand nur für einen zufälligen, der sich in allen Verhältnissen, wo zum Kaufe angeboten wird, und wo gekauft wird, ereignet.

Dafür hat das Geschick auf eine andere Weise eine besondere Gunst erzeigt, und Veranlassung gegeben, daß der Verein einem Zweige seiner Verpflichtungen nachkommen kann, wozu sich während der vergangenen ersten Jahre seiner Wirksamkeit keine Gelegenheit ergeben hatte. Statutengemäß liegt es in dem Umkreise der Vereinszwecke, eine Landesbildersammlung in Linz anzubahnen und einzuleiten. Ueber die Zweckmäßigkeit eines solchen Beginnens noch zu sprechen, dürfte überflüssig sein, wenn man bedenkt, daß dem schönen Lande die schöne Zierde der Kunst sehr wohl anstehen wird, und ihm eine geistige Krone zu reichen geeignet ist. Zufällig ist von dem Maler Mövius, aus Düsseldorf, ein sehr großes Bild (13 Schuh lang, 8 Schuh hoch) eingegangen, einen Seesturm an einem italienischen Vorgebirge darstellend, welches von ungewöhnlicher, nicht bloß in unserer Zeit, sondern in allen bisherigen Kunstzeiten selten vorkommender Trefflichkeit ist, und um einen unverhältnißmäßig billigen Preis angeboten wurde. Zu diesem Zusammentreffen günstiger Umstände fügte sich noch ein dritter hinzu, daß von früherer Zeit namhafte Überschüsse vorhanden sind, so daß ohne Behinderung der anderweitigen Vereinszwecke der Ankauf dieses Bildes und die Abtragung des Preises eingeleitet werden konnte. Es soll das erste Werk sein, welches die Reihe derer eröffnet, die in mehreren oder wenigeren Jahren die Landes-Haupt-

stadt schmücken sollen, je nach dem ungünstigere oder günstigere Zeitläufte eintreten, oder die Bevölkerung, die sich stets sehr bereitwillig zu allen guten Zwecken zeigt, auch diesem geistigen Zwecke ihre unterstützende Beistimmung in geringerem oder größerem Maße angedeihen läßt. Daß man als erstes Glied zu einer so würdigen Sammlung nur ein Werk von bleibendem Werthe anschaffen darf, und nicht leichtsinnig ein Werk der Mode oder einseitigen Gefallens einführen wird, liegt in der Natur der Sache. Es ist dies eine ernste Gewissenspflicht des Vereines, es ist aber auch eine heilige Pflicht desselben, dort, wo sich so günstige Geschicke vereinen, wie bei dem besprochenen Bilde, vor Hindernissen nicht zurück zu weichen, und sich durch Einzelheiten selbst durch Mißbilligungen nicht irre machen zu lassen. Freunde und Kenner der Kunst so wie Laien, Einheimische, so wie Fremde und Durchreisende, selbst ausübende Künstler von bedeutendem Namen und Lehrer der Kunst sind einstimmig in der Bewunderung dieses Bildes. Es gehört in der That zu jenen Werken, die nicht nur dem Kenner, sondern auch dem Nichtkenner verständlich sind, beide entzücken, und was namentlich von diesem Bilde gilt, durch Großartigkeit erschüttern. Bei einem Meeressturm, an dem Menschen betheiligt sind, können zwei Gesichtspunkte walten: entweder herrscht das menschliche Element vor in der Darstellung der Gefühle und entsetzlichsten Affecte, oder es herrscht die Natur vor als Großes über alle Gefühle und menschlichen Bestrebungen hinweggehend. Das Letztere ist in Mövius Bild der Fall, und dadurch wird es erhaben und episch, während es sonst nur ergreifend und dramatisch geworden wäre. So kann schon an diesem ersten Werke ein Theil des Zweckes in Erfüllung gehen, den das Ganze vor Augen hat, daß die heranwachsende Welt nicht bloß künstlerisch schaffen lernt, sondern, daß sie sich auch durch Anschauung des Schönen bilde und geistig veredle, was doch

zuletzt der höchste Zweck der Kunst ist, wenn sie ihn auch durch einen näher liegenden zu erreichen strebt, durch Wohlgefallen an dem Reize, durch Erwärmung an dem Harmonischen und durch Begeisterung an dem Prächtigen. Wenn auch Einzelne in Gegenwart kalt bleiben zu diesem ersten Schritte, so wird ihn die gehobnere Nachkommenschaft preisen, und möge ihn der höhere Segen geleiten, und bald einen zweiten dadurch möglich machen, daß sich wieder ein würdiges Werk finde, und dem Werke die Mittel nicht entstehen. Mögen auch die Nebenumstände, die leichter zu schaffen sind, als die herrlichen Werke der Kunst, sich in Kürze günstig und zweckmäßig gestalten, und mögen alle jene dem Werke nicht fremd bleiben, deren eigentlichster Beruf wegen ihrer Stellung oder wegen ihrer geistigen Hoheit es ist, alles Große und Gute in dem Lande zu fördern und zu stützen, besonders wenn es sich um die Blüthen der höheren und inneren Erwerbungen handelt.

Das Bild, von welchem hier die Rede ist, befindet sich noch in dem Ausstellungssaale, und wird nach der Zeit vorläufig an einem geeigneten zugänglichen sicheren Orte untergebracht werden.

Von anderen im vergangenen Sommer dem Vereine zugeschickten Bildern wird in einem nächsten Aufsatze gesprochen werden.

Prämienblätter des oberösterreichischen Kunstvereins.

(1856.)

Für die Theilnehmer des ob der ennsischen Kunstvereins ist für das Vereinsjahr 1855 „Der Invalide“ (Gemälde von Enhuber, gestochen von Bl. Höfel) gewählt worden. Der Invalide ist in seiner Stube, er sitzt vor dem

Tische und dreht an einer kleinen Drehorgel, um Vögel abzurichten. Die Vögel werden nicht bloß zum Gesange, sondern auch zu allerlei Kunststücken abgerichtet. Sie flattern zum Theile frei in der Stube herum, und haben seltsame Kleider an, und zwar lauter Uniformen. Einer z. B. ist ein Todtenkopf-Husar, ein Zeisig schreitet auf dem Boden mit dem Marketenderfäßchen auf dem Rücken. Der Gegenstand ist launig und mit Empfindung aufgefaßt, die Stube sehr gut componirt und die Gestalt, besonders aber das Angesicht des Invaliden freundlich und würdig gehalten. Der Stich ist sehr klar und rein in jenem strengeren Stile, dem der bekannte Künstler sich zuneigt. Das Bild dürfte eine Zimmerzierde sein, wie es dem Vereine bisher kaum gegönnt war, eine gleiche zu bieten. Welchen Beifalles sich das Bild erfreut, dürfte auch aus der Thatsache sich ergeben, daß sich auch der Salzburger Verein bewogen gefunden hat, diesen Stich als Prämie zu wählen.

Für die Mitglieder wurde in diesem Jahre ein historisches Blatt gewählt: „Richard III. von England oder die Söhne Eduards", gestochen von Oldermann. Wir können dieses Blatt und den Gegenstand, welchen es darstellt, nicht besser bezeichnen, als wenn wir aus den Verhandlungen des Berliner Kunstvereines anführen, was dort über dieses Werk gesagt wird:

„Als König Eduard IV. am 9. April 1483 starb, zählte sein ältester Sohn, Eduard V., erst 13, der jüngere, Richard, erst 7 Jahre. Für den dreizehnjährigen Knaben übernahm sein väterlicher Oheim, Richard von Glocester, die Regierung. Zwar ließ ihn derselbe zum König ausrufen, aber Alle wußten es, daß er selber nach der Krone trachtete. Richard, allbekannt durch das Bild, welches eine hohe poetische Meisterhand von ihm entworfen, war ein häßlicher, mißgestalteter Mensch, bucklich und von kleiner Körpergestalt;

seine Gesichtszüge waren finster, obgleich geistvoll, sein Blick unruhig umherschweifend, sein Gang ungestört. Oft biß er sich in der Leidenschaft auf die Unterlippe, oder hatte die Faust an dem Griff des halb gezückten Schwertes. Er war nicht ohne große Fähigkeiten, von scharfem Verstande, tapfer bis zur Verwegenheit, aber von den heftigsten Leidenschaften beherrscht, ehrgeizig, entschlossen, tückisch und listig. Während der Kämpfe der beiden Rosen hatte er vielfach persönlichen Muth und treue Anhänglichkeit an seinen königlichen Bruder gezeigt, dagegen beschuldigte man ihn der Theilnahme an dem Morde des unglücklichen Heinrich VI. im Tower (21. Mai 1471) und durch Ränke aller Art soll er auch besonders an dem Tode seines Bruders, des Herzogs von Clarence, schuld gewesen sein. Da nach Eduards Tode die Woodwilles wieder zu dem Einflusse gelangten, dessen sie sich als Verwandte der Königin Elisabeth früher erfreuten, so wurde bald der Neid und die Unzufriedenheit des alten Adels rege, an dessen Spitze der Herzog von Buckingham und der Lord Hastings standen. Richard schloß sich den Unzufriedenen an, entriß mit Buckinghams Hülfe dem Grafen Rivers, dem Bruder der Königin, den König, und bald darauf zwang er die Königin-Mutter, die mit ihrem zweiten Sohne, dem achtjährigen Herzog Richard von York, nach der Westminsterabtei geflüchtet war, ihm auch diesen zu übergeben. — Unter dem Vorwande größerer Sicherheit sperrte er die Knaben in den Tower, während er sich selber von dem Staatsrath zum Protector ernennen ließ. Den Grafen Rivers ließ er darauf ohne allen Proceß enthaupten, seine Anhänger aber gefangen nehmen. Und nicht besser verfuhr er mit der andern Partei. Lord Stanley wurde mit mehreren Anderen gefangen genommen, Lord Hastings, eins der andern Häupter der Adelspartei, wurde bei einer Versammlung, die Richard nach dem Tower berufen hatte, ergriffen,

auf den Hof geschleppt und enthauptet. Hierauf ging Richard noch weiter. Er ließ aussprengen, Eduards Söhne seien nicht als eheliche Kinder zu betrachten, da derselbe vor seiner Vermählung mit Elisabeth schon heimlich vermählt gewesen sei; ja noch mehr: der Schändliche entblödete sich nicht, seine eigene noch lebende Mutter der Untreue gegen ihren Gemahl zu beschuldigen und zu erklären, er sei der einzige ächte Sohn desselben. Selbst von der Kanzel der Paulskirche herab wurden diese Dinge dem Volke verkündigt. Darauf ließ Richard eine Versammlung der Bürger von London veranstalten, in welcher Buckingham Ähnliches vorbrachte und dann die Versammlung fragte, ob sie den Protector zum Könige haben wollten. Da auf seine wiederholte Frage sich noch immer Niemand regen wollte, mußte der Lordmayor die Sache zum dritten Male auseinandersetzen. Wieder schwieg Alles still. Da rief Buckingham: „Das ist doch eine seltsame Hartnäckigkeit!"

„Sagt doch nur auf irgend eine Art, was ihr wollt, liebe Freunde. Wir fragen Euch ja überhaupt nur aus besonderer Gefälligkeit. Die Lords und die Gemeinen haben ja Macht genug, einen König zu bestimmen; aber ich möchte doch auch von Euch ausdrücklich hören, ob ihr den Herzog von Glocester zu Eurem Herrn haben wollt, oder nicht." — Da warfen endlich einige bezahlte Schreier ihre Mützen in die Höhe, und riefen: „Gott erhalte den König Richard!" — Nun eilte Buckingham mit dem Lordmayor zu Richard und trug ihm im Namen des Volkes die Krone an. Richard stellte sich anfangs überrascht, erklärte dann heuchlerisch, er liebe seinen Neffen und wolle ihm die Krone aufbewahren, und erst, als Buckingham erklärte, das Volk werde einen unächten Sohn nicht als König anerkennen, ging er auf das Anerbieten ein. Am 6. Juli 1488 erfolgte die feierliche Krönung. Kurz nach derselben gab der Thronräuber dem

Befehlshaber des Tower, Sir Robert Brakenburg, den Auftrag, die beiden königlichen Kinder heimlich ermorden zu lassen; derselbe erklärte jedoch, er werde nie die Hand zu einem Verbrechen bieten, das gegen seine Ehre und sein Gewißen sei. Deshalb schickte Richard den Ritter Jacob Tyrrel, seinen Stallmeister, zu ihm, mit dem schriftlichen Befehle, demselben auf 24 Stunden die Schlüssel des Tower zu übergeben. Tyrrel begab sich darauf in der Nacht mit drei gedungenen Meuchelmördern in das Schlafgemach der beiden Prinzen, und während er an der Thür stehen blieb, drückten seine Mordgesellen Betten auf die Kinder, bis sie darunter erstickt waren. Dann begruben sie die Leichname unter der Treppe und warfen einen Haufen Steine darauf. Erst 1674 wurden die Gebeine der unglücklichen Knaben durch Zufall entdeckt." (Dr. Wernicke's Geschichte der Welt, II. Theil.)

„Gehen wir nun zur Betrachtung unseres Bildes über! Der Künstler hat den Augenblick zum Gegenstande der Darstellung gewählt, wo Richard, von Bewaffneten begleitet, in die Westminsterabtei dringt und von der Mutter den zweiten Sohn fordert. Das Bild umfaßt drei Gruppen. Auf die mittlere, welche aus den drei Personen, Elisabeth mit ihren beiden Söhnen — der Künstler führt uns Eduard V. aus dem Tower ebenfalls vor — besteht, und den Herzog von Glocester, welcher mit seinen Kriegsknechten die zweite Gruppe bildet, fällt, da sie die Hauptpersonen der dramatischen Handlung sind, auch der Hauptaccent der ganzen Composition. Die Figur der unglücklichen Mutter, welche das thränenüberströmte Antlitz, um Schonung flehend, zu dem gleißnerischen Herzog erhebt, während sie, in die Knie sinkend, die theuren Kinder mit den Armen umschlingt, zeigt im Ausdrucke eine edle und weibliche Haltung, die unsere ganze Theilnahme in Anspruch nimmt. Eduard V. erbleicht beim Erscheinen seines Oheims, zieht die Stirn in Falten und

hält die Rechte, wie zum Schutze, über dem Haupte seines schuldlosen Bruders, während er die Linke um den Hals der bekümmerten Mutter legt. Der achtjährige Richard schmiegt sich, in unbefangener Heiterkeit lächelnd, an die Mutter, auf deren Schoß er ruht und hat keine Ahnung von der ihm drohenden Gefahr, und von dem Schmerz, welcher der Mutter Thränen erpreßt und den Bruder erbleichen macht. — Mit Widerwillen wenden wir uns der zweiten Gruppe zu, welche Glocester und sein bewaffnetes Gefolge bilden. Mit heuchlerischem Lächeln und teuflischem Blick tritt der Herzog uns entgegen; die rechte Hand, an deren runzligen Fingern zwei Ringe bemerkbar sind, streckt er gierig nach den kleinen Knaben aus. Schon dieser Griff mit den geiermäßig gekrallten Fingern sagt deutlich genug, um was es sich hier handelt, verräth aber auch, daß Glocester mit seinem Fange Eile hat. Die dritte Gruppe befindet sich im Hintergrunde. Drei junge Mädchen umgeben den ehrwürdigen Bischof. Das eine hat sich vor ihm auf die Knie geworfen und ringt die emporgehobenen Hände, wahrscheinlich um den Bischof zu bewegen, daß er die Entführung der Kinder aus ihrer Freistätte nicht zugebe. Die beiden andern Mädchen scheinen die Bitten der Knieenden dringend zu unterstützen, wiewohl der Ausdruck ihres Gesichtes der Art ist, als ahnten sie die Bedeutung des Vorganges gar nicht. Namentlich schaut das eine mehr neugierig als bekümmert über die Schulter des Bischofs.

Unstreitig ist dieses Blatt von den bei der ersten Vertheilung zur Wahl gestellten Stichen das Schönste und Werthvollste, und darum ist es erklärlich, daß die Vereinsmitglieder sich vorzugsweise für dasselbe entschieden. Den zahlreichen Besitzern dieses englischen Königsbildes dürfte das Urtheil von Interesse sein, welches bei seinem Erscheinen ein hochgeachteter Kunstrichter, Dr. T. Ulrich, über dasselbe abgegeben hat. Es lautet wörtlich: „Der oldermanische Stich

ist in der That ein Meisterstück der schwarzen Kunst oder des sogenannten Sammetstiches. Die Vergangenheit, dies ist die Zeit vor und nach dem Anfange des verflossenen Jahrhundertes, hat wohl umfangreichere und gewagtere Arbeiten in dieser Manier aufzuweisen, charakteristischer, geistvoller und sauberer behandelte, als das Blatt von Oldermann, jedoch nicht.

Die deutsche Geduld und Gewissenhaftigkeit erzielte in der Vorbereitung der Platte ein Korn der Gründung, wie die technische Sprache sich ausdrückt, von außerordentlicher Feinheit. Und auf dieser Vorlage nüanciren sich alle Tonstufen und stofflichen Unterschiede mit schönster Weichheit, Ruhe und Bestimmtheit unter der Beihülfe von Contourlinien, welche die kleineren und größeren Parthien der Modellirung in sicherem Stil zusammenfassen. So ging in diesem Stahlstich aus dem Atelier Oldermanns ein Werk hervor, welches Schwarz in Schwarz und obwohl nur die Copie eines Gemäldes, doch den Titel einer Verklärung dieses Gemäldes verdient.“ —

Wir können nach dem Angeführten nicht umhin auszusprechen, daß wir meinen, daß sich der obderennsische Kunstverein in diesem Jahre um seine Mitglieder ganz besonders verdient gemacht hat.

Eingabe an den Statthalter von Oberösterreich.

(1856.)

Eure Excellenz!

Da der oberste Vorstand des obderennsischen Kunstvereines Herr Graf von Weißenwolf mit Tod abgegangen und ein neuer oberster Vorstand noch nicht erwählt ist, so

sehe ich mich als zeitweiliger Vorstandstellvertreter in die Lage versetzt, Eurer Excellenz mit einer ehrfurchtsvollen Bitte nahen zu müssen. Das hochlöbliche ständische Verordneten-Collegium hat die Bitte des Vereines, die für 1856 präliminirte mit dem Aufwande von 95 fl. angesagte Restaurirung des Redouten-Speisesales, den die Gnade der Stände dem Kunstvereine als Ausstellungslocale überlassen hat, jetzt anticipando vornehmen zu lassen, verneinend beschieden. Durch eine Besprechung mit dem Herrn Statthaltereirathe Bruner bin ich in die Kenntniß gekommen, daß dem besagten Beschlusse zwei Irrthümer zu Grunde liegen, und zwar:

a) Daß der Saal noch in anständigem Zustande sei, und
b) daß durch Nägeleinschlagen von Seite des Kunstvereines Beschädigungen an dem restaurirten Saale entstehen würden.

Ich erlaube mir, beide Punkte zu berühren.

Zu a. Der Saal hat an den Seitenwänden und wahrscheinlich auch an der Decke sehr große Blasen mit unzähligen Sprüngen, so daß täglich Stücke herabfallen und bereits Flächen von 1 Quadratschuh entblößt sind, so daß die rohe, weiße Mauer hervorsieht. Zudem sind sehr häßliche Schmutzflecken in großer Ausdehnung vorhanden. Dieser Zustand muß mit dem Ausdrucke „nicht anständig" für den Kunstverein überhaupt, und insbesondere für einen Verein bezeichnet werden, dem beizutreten Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin die hohe Huld und Gnade gehabt haben, und dessen Ausstellung Se. Majestät der Kaiser zu besuchen geruht hat, welcher Besuch von beiden Majestäten im heurigen Jahre nicht in Unmöglichkeit steht. Zudem ist Gefahr vorhanden, daß die Bilder durch herabfallende Stücke einen Schaden nehmen können, der größer wäre als alle Kosten der Restaurirung. Der Verein hebt sich zusehends und gerade heuer

sind von ausgezeichneten Meistern aus Amsterdam, Brüssel, Antwerpen, Rotterdam (in welchen Ländern eben jetzt die Kunst in hoher Blüthe steht) Bilder für unsere Ausstellung als auf dem Wege befindlich durch Briefe angekündigt. Ich 5 nehme Anstand, solche Bilder in dem Saale einer Gefahr auszustellen. Statthaltereirath Bruner hatte die Güte, auf meine Bitte den Saal zu besehen, und er sagte, der Stand desselben könne nicht so bleiben, das Collegium hätte bei seiner Abstimmung den Zustand nicht gekannt, da es den 10 Saal nicht besehen hat, der Verein möge eine neue Eingabe machen, er werde die fragliche Anticipirung bevorworten.

Zu b. Der Verein macht durch seine Ausstellung gar keine Beschädigung, es wird kein einziger Nagel eingeschlagen, die Bilder werden heuer alle auf den zu diesem Zwecke auf 15 dem Fußboden stehenden Wänden aufgehängt, und der Verein macht sich zudem verbindlich jede selbst die kleinste Verunstaltung der Restaurirung auf seine Kosten im Herbste so herstellen zu lassen, daß der Saal wie neu dasteht.

In Erwägung dieser Sachlage und von dem innigsten 20 Wunsche beseelt, daß das junge edle Institut, welches eine Zierde des Landes zu werden verspricht, auch in einem edlen Gewande erscheint, bitten wir, ja ich darf den Ausdruck gebrauchen, flehen wir Eure Excellenz an, die besagte Anticipirung gestatten zu wollen, insbesondere da Schek sich an- 25 heischig macht, die Zahlung erst nach Beginn des neuen Präliminarjahres anzusuchen. Der Verein macht gleichzeitig eine erneuerte Eingabe an das hochlöbliche Collegium. Wegen der Dringlichkeit und Wichtigkeit der Sache glaubte man beide Wege gleichzeitig einschlagen zu müssen.

30 Da Bilder, wie z. B. das von Reiter in Antwerpen, auf 1000 fl. C.-M. im Werthe angesetzt sind, und wenn durch ein herabfallendes Stück ein Bild so beschädigt würde, daß, wenn z. B. die Verletzung in der Luft wäre, eine Aus-

besserung ohne sichtbar zu sein nicht mehr möglich wäre, so könnte der Schaden sehr groß sein. Der Verein stellt daher auch die ehrfurchtvollste Bitte, daß, wenn die Anticipation nicht vorgenommen werden sollte, ihm erlaubt werde, auf seine eigenen Kosten eine Interimsrestaurirung vornehmen lassen zu dürfen.

Mit der Bitte, Eure Excellenz möge mein Schreiben, das ich für meine Pflicht halte, mit Ihrer gewöhnlichen Güte und Freundlichkeit entschuldigen, zeichne ich mich

Eurer Excellenz

ergebenster Diener

Adalbert Stifter.

Obderennsische Kunstausstellung.

(1856.)

Da die diesjährige Ausstellung von Werken der bildenden Kunst, vorzüglich der Malerei, von Seite des obderennsischen Kunstvereins bereits am 15. d. M. eröffnet worden ist, mithin sich ein Urtheil über die ausgestellten Werke gebildet haben mag, so sei es uns vergönnt, auch in diesen Blättern einige Worte zu sagen, die zu den verschiedenen Urtheilen, die bereits bestehen, noch eins hinzufügen, und den von Linz entfernten Lesern dieses Blattes Nachricht geben sollen.

In der ersten diesjährigen Ausstellungs-Abtheilung sind 49 Kunstwerke enthalten, in Anbetracht des kleinen Landes eine nicht unbedeutende Zahl, darunter Werke von sehr namhaften Künstlern, freilich solchen, die zum Theile nicht Oberösterreich, ja nicht dem Erzherzogthume, ja nicht einmal Deutschland angehören. Warum sich Künstler des Landes

nicht bestreben, durch gute Leistungen denen, die von ferne her Bilder einsenden, nachzufolgen, vermögen wir nicht zu sagen — aber — wenigstens bis jetzt ist die Thatsache vorhanden.

Die Ausstellung ist wie gewöhnlich in dem, von dem h. vereinigten Landescollegium mit Bereitwilligkeit eingeräumten an den Redoutensaal grenzenden Saale, und ist in dem trefflich hiezu geeigneten Raume auf sehr gefällige Weise geordnet.

In der ersten Abtheilung begegnen uns auf der Rückwand mit Farben unterstützte Bleistiftzeichnungen und Wasserfarbengemälde, welche beide vortrefflich sind. Die Zeichnungen Nr. 2, 3, 6, 8 und 9 nach Bach Alexander in München sind leicht, frei und gefällig behandelt, stellen meist Pferde und Menschen in einer Handlung vor, die natürlich und anziehend ist. Besonders bezeichnend dürfte Nr. 9, der Postillon, sein, in welchem Bildchen der müde Hundetrab der heimkehrenden Postpferde mit humoristischer, aber durchaus nicht gespreizter Meisterschaft gegeben ist. Ob in den netten Bildern irgend eine Verzeichnung vorhanden sei, vermögen wir nicht anzugeben, da wir uns bei dem so gefälligen und kunstmäßen allgemeinen Eindrucke in kleine Einzelheiten weniger einließen, und auch die Meinung hegen, daß solche Besonderheiten zu eigener Belehrung sehr gut sein, von einem allgemeinen Urtheile aber füglich entfernt bleiben können.

Die Wasserfarbengemälde von Zeiss Friedrich in München sind ebenfalls vortrefflich und meisterhaft. Sie bekunden den kunstsinnigen und in der Technik äußerst geübten Mann. Wir heben besonders Nr. 5, Ponale am Lago di Garda, und Nr. 4, den Dom in Regensburg, hervor. In Nr. 5 sind die Felsen mit den an ihnen fast anklebenden Häusern, so wie die Fernsicht und endlich auch das farbenfrische Wasser von einer echt künstlerischen Wirkung. In Nr. 4 ragt der

edle Dom, der ein herrliches Werk einer vergangenen Kunstzeit ist, hinter frischen Vordergründen, in einem solch großen Werken so wohlthuenden Dufte empor. Diese Behandlung ist eben so schwierig, als sie hier zart ist.

Unter den Oelgemälden begegnen wir in Nr. 12 „Gardasee bei Desenzano" von Röttecken in Düsseldorf, einem sehr anmuthigen Bilde, in welchem die Gründe, Gebäude und das Wasser sehr gut behandelt sind, und die Linien und die Anordnung überhaupt den fühlenden Künstler verrathen. Die Fernen sind ihm noch zu unbestimmt gerathen, wodurch sie das Sonnige entbehren, so wie wir auch meinen, daß die Bäume und Gebüsche weniger farbig und dafür plastischer sein sollten.

Feids Donnerkogel, Nr. 11, scheinen uns der Morgenfrische und Morgenluft zu entbehren, da namentlich die Schatten der Felsen zu wenig athmosphärisch sind, und daher den Felsenkogeln die gelbe Farbe eher als eine Localfarbe, als ein Glühen im Morgenlichte ansteht. Lichtenau C. in Wien hat in Nr. 13 einen Zigeunerknaben (sollte wohl heißen Kroatenknaben [Rastelbinder]) ausgestellt, an welchem das Angesicht des Knaben ausgezeichnet gut und wahr gemalt ist, es scheint aus Ammerling'scher Schule hervorgegangen. Wenn der Künstler diesen Weg der wahren aber auch künstlerischen Auffassung fortgeht, so dürfte er auf keinem Irrwege befindlich sein. Auch die Beisachen müssen wir anerkennen, und besonders den Hut und den Drahtbund, so wie auch den Mantel besonders hervorheben. Das Hemd dürfte zu schwer und fast wollig sein. Auch dürfen wir nicht verschweigen, daß uns die Hände des Knaben zu wenig modellirt und auch zu klein erscheinen. Das Porträt desselben Künstlers, Nr. 15, erscheint uns weniger gelungen, besonders dürften die Schatten durchsichtiger und weniger schwarz zu wünschen sein. Eine öftere Begegnung mit diesem Künstler

wird gewiß hiesigen Kunstfreunden, so wie dem Vereine willkommen sein. Der Alpabzug, von Habenschaden S. in München, Nr. 14, ist fleißig gemalt, entbehrt aber der Sonne. Die Flucht nach Ägypten, von Max von Menz in München, ist, 5 obwohl nicht von Manier frei, praktisch gemalt, wir müssen aber sagen, daß uns die Behandlung nicht im religiösen, ernsten und strengen Stile erscheint. Man glaubt den Köpfen Mariens und Josephs nicht ganz leicht, daß sie Heilige sind. Die Schiffswerfte, von Linning Eg. in Antwerpen, Nr. 18, 10 ist gut gezeichnet, hat aber nach unserer Ansicht im Schnee, in den Fernen und Wolken statt Duft zu viel stoffliches Blau. Viel besser scheint uns die Marine desselben Meisters in Nr. 19, wo Farbe, Plastik und Bewegung des Wassers trefflich sind, nur sollte auch, glauben wir, die Luft weniger 15 flach und der obere Theil der Wolken weniger wollig sein.

Jungheim C. in Düsseldorf hat in Nr. 20 eine Landschaft ausgestellt, „Salzburg von Maria Plain aus gesehen", welche einen sehr angenehmen Eindruck macht. Der Künstler hat den Luft- und Lichtton, der gegen Abend neigt, vor- 20 trefflich studirt. In dem Himmelsgewölbe, in den entfernten Bergen (vorzüglich hat er den hohen Göll in seine Liebe genommen), in dem Mauerwerke der Stadt, in dem Grunde vor ihr bis gegen die Nähe des Beschauers an zittert alles von Luft und Licht. Dieser Nachmittags- gegen Abend ge- 25 hende Zustand dürfte nicht oft so glücklich gelöst sein. Der Künstler hat zu dem vorliegenden Naturstudium aus seinem Vorrathe von Vorstellungen einen reichen Baumwuchs in den Vordergrund gemalt.

Passy in Ischl hat in Nr. 21 und 23 zwei fleißig ge- 30 malte Landschaften ausgestellt.

Der Weihnachtsabend von Geyer in Augsburg, Nr. 22, ist in der bekannten Art dieses Künstlers gemalt, nur scheinen uns hier die Gewänder, die sonst seine Hauptsache sind,

flüchtiger behandelt, auch vermögen wir nicht zu erkennen, welche Tageszeit auf dem Bilde ist; es wird doch nicht bei hellem Tage, wie er auf den Gewändern der Kinder ist, der Weihnachtsbaum in der Nebenstube angezündet worden sein? Auch glauben wir nicht gar gerne, daß die Hüterin der Kinder zur Zeit, da in der Nebenstube der Weihnachtsbaum angezündet wird, eingeschlafen ist.

Von Palme August in München befindet sich in Nr. 24 ein Madonnenbild mit dem Kinde dargestellt, an welchem uns die Plastik, sowie die Farbe des Mantels, außerordentlich schön erscheint, das Ganze halten wir für sehr gerundet und ruhig und feierlich angeordnet, so wie edel und breit gemalt; aber doch können wir nicht unterdrücken, daß wir die Zeichnung des Kindes richtiger, die Farbe der Incarnation klarer (wie sie oft so schön in Titian erscheint), mannigfaltiger und durchsichtiger und endlich den Ausdruck tiefer und religiöser wünschten.

In Nr. 26 ist von Geyer in Augsburg ein Bild ausgestellt, „Engagement zum Seebade", von dem wir uns nicht enthalten können zu sagen, daß, wenn auch der Gegenstand scherzhaft oder gar humoristisch sein soll, dieser Zweck doch wegen Abgang auch nur des gewöhnlichsten Adels, den jedes Kunstwerk doch haben soll, nichts weniger als erreicht ist, da endlich auch die Technik in einem etwas zu großem Maße vernachlässigt ist.

In der Gestalt des alten Münchners von Hoppel E., Nr. 27, können wir trotz mancher Virtuosität in der Ausführung doch jene Poesie nicht finden, die in ihrem Idyllenhaften oder Humoristischen solche Bilder angenehm oder zu Kunstwerken macht.

Im oberfränkischen Gänsemädchen von Bischof Fr. in München, Nr. 28, müssen wir trotz der etwas schweren Behandlung doch die Frische und Ursprünglichkeit der Gestalt



Oelgemälde (o. J.). Gem. von Ad. Stifter

Wasserfall in den Kalkalpen.

War im Besitze Gustav Heckenasts. Nach einer Radierung von Prof. A. K. Hein in Wien.



Oelgemälde (o. J.). Gem. von Ad. Stifter.

Wasserfall in den Kalkalpen.

War im Besitze Gustav Heckenasts. Nach einer Radierung von Prof. A. R. Hein in Wien.

VI. Zu Seite 80.

Zu Seite 80.



Oelgemälde (o. J.). Gem. von Ad. Stifter.

Wasserfall in den Kalkalpen.

War im Besitze Gustav Heckenasts. Nach einer Radierung von Prof. A. R. Hein in Wien.

sehr lo
Angesic
wie Er
birgig
5
dürfte
nand

Küste
10 der l
ausge
eine
gibt.
Meis
15
Düs
Volk
in d
Beh
20 gru
des
Ga
der
übe
25 stü
G
sp
P
in
30 S
V
d
d

sehr loben, besonders das herzige, naive, sehr gut gehaltene Angesichtchen. Die drei Gänse im Vordergrunde sehen sehr wie Embleme aus. Ob in Oberfranken Gänseweiden so gebirgig romantisch sind, wissen wir nicht.

5 Das Hühnermädchen von Högg J. in Düsseldorf, Nr. 30, dürfte wohl zu starr, und der Klosterhof von Petzl Ferdinand in München, Nr. 29, zu verblasen sein.

In Nr. 31 ist ein Schiffbruch an der französischen Küste von Kannemanns C. in Breda ausgestellt, welcher in 10 der leichten, gefälligen und gewandten Art dieses Seemalers ausgeführt ist, der einen guten Wellenschlag zeichnet, und eine durchsichtige und charakteristische Färbung des Wassers gibt. Im vergangenen Jahre hat der Verein ein Bild dieses Meisters angekauft.

15 In Nr. 32 ist eine Landschaft von Krause Robert in Düsseldorf ausgestellt „Ruinen von Nimfa am Fuße des Volskergebirges in den pontinischen Sümpfen“. Wir müssen in dem Bilde eine sehr vorzügliche Arbeit anerkennen. Die Behandlung der Luft, der Wolken, der Berge im Hinter- 20 grunde, der zerfallenen Baulichkeiten im Mittelgrunde und des Wassers nach vorne zu bekundet einen denkenden, das Ganze sehr klug, geschickt und mit Schönheitsgefühl anwendenden Künstler. Es liegt ein Ernst und eine südliche Ruhe über dem ganzen Bilde. Besonders reizend ist das Mittel- 25 stück mit dem zerfallenen Thurme und Mauerwerk, das mit Gebüsch bekleidet ist, welche Partie sich in dem Sumpfwasser spiegelt, und von der rechts eine Bucht ist, welche eine Paussin'sche Schönheit zeigt. Mit feinem Takte hat der Künstler in das den Glanz des Mauerwerkes spiegelnde Wasser eine 30 Staffage versetzt, Landleute, welche mit Karren durch das Wasser fahren. Er konnte auf diese Weise das Bild beleben, das jenseitige mit dem diesseitigen Ufer verbinden, und durch die dunklen Gestalten den Glanz des Wassers bis zum Blitzen

erhöhen. Sehr schön und vorwärts gehend sind die Gründe an dem Wasser behandelt, die in Halmen stehenden Gräser sind ganz der Abdruck der Natur, und die Räumlichkeit, welche das Bild darthut, ist bei den geringer angewandten Mitteln nicht genug hervorzuheben, besonders da es in dieser Optik den Landschaften so oft gebricht, und dieselbe überhaupt ein Merkmal des durchgeübten Künstlers ist. Sollen wir nun auch tadeln, so scheint uns der braune Thurm links zu wenig in die Luftperspective gesetzt, und die Thiere in der Staffage hätten wir sorgfältiger behandelt gewünscht.

Von Klein J. A. in München, welcher ein Genrebild eingesendet hat, Nr. 33, „Ungarischer Heubauer auf dem Heumarkte in Wien", müssen wir in Bezug auf Zeichnung und Behandlung des Einzelnen mit Farben das Rühmlichste sagen, ja stellenweise ist das Bild ausgezeichnet, z. B. die sitzende Figur, Theile der Pferde u. s. w., aber dennoch kann man dem Bilde kaum einen tieferen Antheil widmen, den doch das Studium, das darinnen herrscht, zu verdienen scheint; denn es däucht uns, daß der Künstler, welcher mit Gewissenhaftigkeit das Einzelne betrachtet und es nachzuahmen bestrebt ist, doch das Ganze nicht in seiner Lebhaftigkeit erfaßt. Er hat den Glanz des Tages und die durch ihn bedingten scharfen Schatten nicht erfaßt, daher seine Gestalten von Pferden und Menschen, sowie der Heuwagen in einem trüben Mittel schwimmt, und etwas Düsteres, Kaltes und Trauriges hat. Wir heben diese Dinge hervor, weil es uns nicht so schwierig däucht, sie durch die Sorgfalt, welche den Künstler in Ausarbeitung der Theile seiner Bilder leitet, zu vermeiden, wodurch, wenn einer genauen Betrachtung der Natur in ihrer Ganzheit die unverkennbar ersichtliche Technik zur Seite steht, gewiß ein ungleich größerer Erfolg von Leben erzielt werden würde, als es uns jetzt der Fall zu sein scheint.

In Nr. 35 ist von Ferdinand von Petzl in München ein Architecturstück ausgestellt: „Das ehemalige Conciliumsgebäude, jetzige Kaufhaus in Konstanz". Wir müssen die große Genauigkeit im Auffassen und Wiedergeben der Baulichkeiten rühmen. Der Künstler hat sich, wie das Bild ausweist, wahrscheinlich eine treffliche, fast zu realistische Studie derselben gemacht und darnach gearbeitet. Wir sehen das Mauerwerk, die Fenster und namentlich das Dach, wie es sich gegen die klare Luft schneidet, fast leibhaftig vor uns. Bei Gegenständen dieser Art, besonders wenn sie, wie hier, geschichtliches Interesse haben, ist eine solche Treue, die überall rühmlich und unentbehrlich ist, doppelt schätzenswerth. Darum wird dieses Bild in jeder Sammlung, die nicht aus alten und neuen Meisterwerken besteht, seinen Platz ausfüllen, und würde gewiß mancher werthvollen Sammlung zur Zierde gereichen, wenn der Boden der Straße vor dem Hause und die sonstigen Nebendinge, z. B. der Baum und die Staffagen, deren Kleiderstoffe lebhafter sein dürften, mit derselben musterhaften Treue behandelt wären wie die Bauten. Durch diese Ungleichheit der Liebe zu seinem Stoffe kommt, es läßt sich kaum läugnen, auch einige Ungleichheit in das Bild.

Nr. 36. Palme Aug. in München: „Die klugen und thörichten Jungfrauen nach einer Composition Führichs in Farben ausgeführt". Wir müssen die Composition (abgesehen von dem biblischen Inhalte) äußerst trefflich nennen. Die Gruppen lösen sich und binden sich auf ernste, feierliche, religiöse und künstlerisch gerundete Weise, und sind anmuthig und würdig in die Architectur vertheilt, welche durch ein Stück Nachthimmel und den Mond sehr edel gemildert wird. Nicht minder kunstgemäß müssen wir die Zeichnung nennen. Der Ausdruck in den Gestalten und Angesichtern ist jener erhabene und religiöse Ernst, der in den weiblichen Angesichtern zur holden Sittlichkeit wird und der so sehr das

Wesen der religiösen Kunst ausmacht. Neben diesem inneren Momente ist auch das äußere der sehr reinen, mannigfaltigen und in schöner Harmonie geführten Linien zu beachten. Diese Composition und Zeichnung Führichs hat Palme in würdigem und ernstem Stile mit Farben erfüllt, die zu den besten gehören, welche wir von Palme kennen. Sehr schön hat er die beiden Gruppen der Jungfrauen auseinander gehalten, die klugen von ihren Lichtern beleuchtet, die thörichten ohne Licht, nur vom schwachen Monde beschienen, wegen ihrer Unvorsichtigkeit nun die Hände ringend. Mit Geschick hat er die in der Composition wenig individualisirten Angesichter der Jungfrauen durch die Farbe unterschieden. Sehr rein und durchsichtig sind die männlichen Köpfe behandelt, eben so die Gestalten. Das Beiwerk ist mit besonderer Kunst behandelt, die so oft an derlei Dingen scheitert, da sie entweder nichts oder zu viel sagen. Hier sind sie ruhig und bedeutend, und drängen sich doch nicht vor. Die specielle Allegorie oder Parabel oder sonstige Bedeutung der Composition verstehen wir nicht ganz. In den Evangelien erzählt Jesus die Geschichte der Jungfrauen als Gleichniß: in diesem Bilde scheint sowohl er als Petrus handelnde Personen zu sein. Wir sind der unvorgreiflichen Meinung, daß das Bild mit dem einfachen Evangeliensinne mehr Wirkung machen würde, als mit einem zweiten, noch darüber hineingegebenen. Ob etwa einzelne kleine Fehler da sind, haben wir, wie schon oben gesagt wurde, nicht zum Gegenstande dieser Betrachtung und Besprechung gemacht.

Die Baade'sche Mondlandschaft in Nr. 38 „Parthie am Soganfjord in Norwegen“ ist in der Art dieses Malers gemacht, und vielleicht sogar schwächer behandelt, als wir von Baade schon hier Mondnächte gesehen haben. Charakteristisch Norwegisches, welches dem Titel entspräche, vermißt man. Es wäre zuletzt bezüglich des Kunsteindruckes auch nicht so

wesentlich; aber der Mond leuchtet doch zu wenig aus diesem trüb und schwarzgrau behandeltem Himmel, und blitzt und schimmert zu wenig in dem ebenfalls schwarzgraubraunem Wasser. Das Bild hat hiedurch etwas Schweres und Eintöniges erhalten, und ergreift daher unsere Einbildungskraft und unser Herz nicht so, wie es eine wirkliche, duftige oder scharfe Mondnacht thut, die, so zart ihre Farben sind, doch der ungemeinsten Mannigfaltigkeit nicht entbehrt, welche, wie es überhaupt überall in der Natur und in der Kunst der Fall ist, zur Einheit verbunden, erst den Eindruck macht. In der Mondnacht ist diese Einheit noch gebundener und faßlicher, daher die Modnacht das Bild der Zährtlichkeit und Schwärmerei geworden ist, und daher nicht geübte Augen in ihr die Mannigfaltigkeit nicht zu entdecken wissen. Fehlen darf sie aber nicht, wo Kunst vorhanden sein soll und wo die Wirkung nicht auf Trockenheit, sondern auf jene Tiefe und jene Unendlichkeit des Spieles der Einbildungskraft ausgehen soll, die so besonders durch die Unbestimmtheit einer Mondnacht angeregt werden.

Nr. 39. Linning Eg. in Antwerpen. „Kalfatern eines Ostindienfahrers bei Dordt in Holland". Ein freundliches, durch Morgenduft belebtes Bild, auf welchem die Partie mit dem Schiffe viel Verdienstliches hat. Schade, daß dem Bilde nicht ein besseres Licht gegeben werden konnte.

Nr. 40. Portmann W. in Düsseldorf. „Der Erlenbach". Wir müssen dem Walde, aus dessen Tiefe der Bach hervorkömmt, dann den Gründen, Gesteinen und der Hütte die größte Anerkennung zollen, selbst der Berg, so wie die wolkige Luft ist sehr gut. Nur eine etwas kalkige und trockene Behandlung des Wassers in den vordersten Gründen dürfte auszustellen sein, sonst könnte man nicht umhin, dieses Bild als ein vorzüglich schönes und tiefe Wald- und Bergesruhe aussprechendes Landschaftsgemälde anzuerkennen.

In Nr. 41 ist ein großes Bild von Voltz Friedrich in München, „Heerde an einer Landstraße", ausgestellt. Hat uns schon das im vorigen Jahre von diesem Meister gesendete und von dem Vereine angekaufte Bild, welches eine Viehheerde vorstellte, die an einem äußerst heißen, trockenen und staubigen Abende heimkehrt, im hohen Grade befriedigt, so ist dies bei dem gegenwärtigen Bilde in noch weit höherem Maße der Fall. Es ist nicht bloß größer, sondern auch ungleich reicher an Gegenständen, und ist mit viel künstlerischerer Abwägung der sich wechselweise beherrschenden und hebenden Momente angeordnet. Es ist wieder ein sehr heißer Tag, aber noch nicht Abend, sondern erst gegen denselben neigend. Neben der Landstraße, die mit einer Allee von hohen Bäumen eingefaßt ist, befindet sich eine Viehweide, auf der auch theilweise, wie in der Allee, sehr große Bäume stehen. Die Weide ist bedeckt mit Gruppen von Thieren, größtentheils Rindern. Sie sind in Lagen, wie sie gegen Abend sein können, weidend, stehend und herumschauend, liegend und wiederkäuend. Die Sonne läßt hie und da ihr Licht durch die Bäume auf das Grün der Weide fallen, belebt es mit ihren Lichtblicken und gibt den Thiergruppen etwas Feierliches, das das Gemüth mit Ruhe und Heiterkeit erfüllt. Auf der Landstraße jagt ein Bauernfuhrwerk, welches ein wanderndes Marktmädchen in Staub hüllt, und den Staub selbst theilweise zwischen den Baumstämmen gegen die grüne Wiese treibt. Im Hintergrunde ist der Kirchthurm des Dorfes, so wie links in der Ferne ein weißer Thurm durch die Baumstämme herein schaut. Diese schwache Beschreibung möge ein Bild von der Ländlichkeit und Einheit dieses Gemäldes geben. Uns ist selten eine so schöne Hirtenidylle vorgekommen. Selten hat auch Voltz die Thiere, die Gräser, die Weide, die menschlichen Gestalten (der Hirt ist ein plastisches Meisterwerk) so trefflich ausgeführt, wie auch, was noch höher steht, compo-

nirt. Selbst die Bäume, welche als Alleebäume in ihrer Gleichartigkeit die größten Schwierigkeiten bieten, hat er gut behandelt, da sie das Bild machen halfen, ohne sich vorzudrängen. Dieses Gemälde hat einen der heitersten, edelsten, 5 lieblichsten Eindrücke, und würde jede Sammlung selbst ziemlich bedeutender Meister schmücken.

D. Ruyten J. in Antwerpen, Nr. 42: „Abfahrt des Admirals Jakobson von Antwerpen im Jahre 1604“. Der Titel scheint ein Geschichtsbild zu versprechen, allein das 10 Bild ist vorzugsweise Seelandschaft, die Schiffe wie die Figuren erscheinen als Staffage. Die Abfahrt des Admirals ist keine Staatsaction, sondern der dem politischen Acte folgende, einsame, dem Volke nicht bekannte Abschied von den Seinen, welche Gruppe der Künstler vorzüglich schön nach 15 älteren holländischen Mustern behandelt, wie man denn diesem Meister ein genaues Studium der älteren Künstler ansieht. Die Klarheit und Heiterkeit, die dem Maler überhaupt und diesem Bilde besonders eigen ist, dürfte dieses Werk zu einem Cabinetstück machen, daß man ungleich andern oft sehr wir- 20 kungsreichen Bildern immer wieder und immer mit Vergnügen ansehen kann.

Nr. 43. Linnig W. in Antwerpen: „Der Brief“. Ein Helldunkel im Zimmer einer Dame, welche einen Brief liest, das kaum trefflicher sein könnte. Alles, was sich im Zimmer 25 befindet und das Reflexlicht auffängt, ist erfüllt von demselben, die Stoffe der Kleider, die Geräthe, der Fußboden, der Tisch, der Polsterstuhl mit dem Hunde, der Vorhang, die Sessellehne u. s. w. Diesem Stilleben, das ältere Meister oft mit der bewunderungswürdigsten Herrlichkeit dargestellt 30 haben, sind die Niederländer sehr zugethan, gleichsam als Menschen, die ihr reinlich gehaltenes Haus als ihr Königreich betrachten; und die jungen Meister machen von den Alten in dieser Vorliebe keine Ausnahme. In wie weit sie

auf dem Gebiete der Kunst berechtigt ist, und ob ihr das menschliche Antlitz und dessen geistige Bedeutung unterzuordnen sei, wäre eine Untersuchung, die auf einen anderen Platz gehört, als in eine Besprechung unserer Kunstausstellung.

„Der Alchimist in seiner Werkstätte", Nr. 44, von Schmid H. J. in Düsseldorf, hat in den Geräthen und dergleichen viel Verdienstliches, wenn man etwa die zu sehr herrschende violettschwarze Färbung ausnimmt, aber in der Figur selber, scheint uns, sollte mehr Charakteristisches liegen. Wir vermissen eben das Innere, das Dichtende der Kunst.

In Nr. 46 hat Krause Robert aus Düsseldorf ein zweites Bild ausgestellt: „Waldung, Motiv aus dem Albanergebirge". Wir müssen auch diesem Bilde eine große Meisterschaft zuerkennen, ja dasselbe noch reiner von Erinnerungen an alte Meister erklären. Der Künstler hat seinen Stoff studirt, und sich an denselben ohne Nebenrücksichten hingegeben. Der warme Tag, der auf den hellen Weg das blendende Licht und den klaren Schatten legt, so wie in dem Gezitter der Bäume und dem durchsichtigen Duft der Fernen sich ausspricht, ist sehr treu wiedergegeben, und hat sein Ruinenbild etwas Antikes und Episches, so rückt sich dieses unserer Zeit und dem Idyllischen näher. Die Behandlung ist gewandt, klar, praktisch und mit jener Liebe durchgeführt, die allein, sobald die technische Fertigkeit erreicht ist, einem Werke den Stempel der Kunst aufzudrücken im Stande ist.

Der „Falconier", Nr. 47, von Schmitz H. J. in Düsseldorf, erscheint uns viel besser als der Alchimist desselben Künstlers. Wir müssen der Plastik der Köpfe, vorzüglich der am Kopfe des Vaters, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch der Ausdruck des Knaben ist leicht und gefällig. Meisterhaft sind die Dinge im Helldunkel behandelt, nur Schade, daß auf die Stelle des Bildes nicht mehr genug Licht fällt, um dieses Halbdunkel genau betrachten zu können. Es liegt

dieses in der Natur des Ausstellungssaales, der nicht eigentlich ein Kunstsaal, sondern zu anderen Zwecken bestimmt ist, und daher unvermeidlich macht, daß die Fenster auf die ferneren Gemälde nicht mehr genug Licht senden können, was übrigens der in Farben viel stärkere Falconier noch weit leichter ertragen konnte, als andere Bilder, deren Farben nicht so herrschen. Das scheint auch der Grund, weshalb gerade dieses Bild an diesem Platze hängt. Wir müssen aber gerade diese starke Färbung des Bildes (besonders auf dem Wamse des Vaters) etwas tadeln, weil wir glauben, daß, wenn wir mehr die Natur der Gegenstände als die Farben suchen, dieses dem Bilde sehr zu statten kommen müßte. Sehr wohlthuend, ich möchte sagen, erwärmend wirkt auf uns die Freude des Vaters an seinen zwei Buben, welche Freude recht wahr in dem guthmüthigen, alternden Angesichte des Falkners ausgedrückt ist. Er scheint schon gegen die siebzig zu gehen, er muß spät geheirathet haben, wir stellen uns vor, daß er früher Kriegsknecht oder dergleichen gewesen sei und nicht an die Ehe habe denken können. Jetzt in dem weicheren Alter rührt ihn Familienfreude mehr, als sie es gethan hätte, da er noch in den Fehdezügen begriffen war, und uns rührt diese Familienfreude mit, und wir genießen sie mit ihm. Ob hiezu eben der Stand eines Falkners aus dem Mittelalter nothwendig war, ob der Maler diesem Stande außer der Vaterfreude nicht mehr Rechte hätte widerfahren lassen sollen, oder ob er den Falkner bloß gewählt hatte, um die malerischen Gewänder und Geräthe jener Zeit zur Schau zu stellen, müssen wir unentschieden lassen.

In der letzten Abtheilung hat der Verein noch einmal das von ihm als erstes Stück der zu gründenden Landes-Gallerie angekaufte Bild von Hermann Mevius in Düsseldorf „Schiffbruch bei Capra Zoppa an der ligurischen Küste“ ausgestellt. Da dieses Bild im vorigen Jahre nur kurze Zeit

und unter ungünstigen Besuchsverhältnissen ausgestellt war, da es ferner das erste Bild eines sehr wichtigen und für unser Kronland in künstlerischer Beziehung sehr einflußreichen Unternehmens ist, und da es endlich aus dieser Ursache in recht weiten Kreisen, um Theilnahme und Bildung eines Urtheiles hervorzurufen, zur Anschauung gebracht werden soll: hat der Verein geglaubt, es heuer vor die Öffentlichkeit führen zu müssen, weßhalb es in die Ausstellung gegeben wurde und dort bis zu ihrer Schließung verbleiben wird. Alle, die die Wichtigkeit der Gründung einer Landes-Bildersammlung für die geistigen Verhältnisse des Kronlandes und sogar auch für materielle Vortheile begreifen, sind dadurch in die Lage gesetzt, sich selber durch den Augenschein zu überzeugen, ob der Verein recht und gut gethan hat, daß er gerade mit diesem Bilde den Anfang gemacht hat.

Das Bild ist 8′ hoch und 13′ lang. Auf dasselbe kann man mit Fug bei seiner Beurtheilung den Standpunkt einer Gallerie einnehmen, nicht mehr den einer bloßen Gemäldeausstellung — ja man muß diesen Standpunkt einnehmen, da das Bild ein Galleriestück werden soll. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß das Seestück von Mevius jeder öffentlichen Bildersammlung nicht blos von neuen, sondern auch von alten Bildern zur Zierde gereichen dürfte. Nicht nach hergebrachten Formen, nicht nach jetzt im Schwunge gehenden Malerschulen ist das Bild gemalt, sondern es ist empfangen worden nach den Eingebungen der wohl beobachteten und wohl studirten Natur, und ist ausgeführt worden nach der strengen und ernsten Art nicht etwa dieses oder jenes alten Meisters, sondern der classischen alten Meisterschaft überhaupt. Es thut unendlich wohl, sagen zu können, daß nichts Manirirtes in dem Bilde ist, da es dazu viel zu ernst, viel zu empfunden ist. Eine große Scene großer einfacher Natur ist wiedergegeben, und ergreift, er-

VII. Zu Seite [illegible].



Oelgemälde auf Leinwand (1855). Gem. von H. Mevius.

Schiffbruch an der Insel Capraja im ligurischen Meere.

Besitzer: Die Landesgallerie für Oberösterreich im Museum Francisco-Carolinum in Linz.

VII.

Zu Seite 90.



Oelgemälde auf Leinwand (1855). Gem. von H. Mevius.

Schiffbruch an der Insel Capraja im ligurischen Meere.

Besitzer: Die Landesgallerie für Oberösterreich im Museum Francisco-Carolinum in Linz.

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

VII. Zu Seite 90.



Oelgemälde auf Leinwand (1855). Gem. von H. Mevius.

Schiffbruch an der Insel Capraja im ligurischen Meere.

Besitzer: Die Landesgallerie für Oberösterreich im Museum Francisco-Carolinum in Linz.

schütte
müßte
Ausfü
artigke
5 bestreb
wir, i
große
des K
diese
10 holt,
in jed
mern
tender
unter
15 malt
das G
Selbst
hat, d
nicht
20 der A
und d
Seher
Vereh
und
25 echten
größte
näher
Nichtk
es an
30 Besch
diesen
den
und

schüttert und erhebt die Herzen. Solchen Dingen gegenüber müßte der Künstler nicht Künstler sein, wenn er an allerlei Ausführungskunststückchen dächte, und nicht von der Großartigkeit überwältigt, diese allein in ihrer Einfachheit zu geben bestrebt wäre. Dieses hat Mevius gethan, und dieses, glauben wir, ist der Hauptvorzug des Gemäldes, daß es, wie jedes große Werk, nicht gemacht, sondern in der ergriffenen Seele des Künstlers gewachsen ist. Darum diese Reinheit, darum diese Ursprünglichkeit der Wirkung, die sich immer wiederholt, so oft man auch das Werk ansieht, wie ein Hochgewitter in jedem Sommer majestätisch ist, in so viel tausend Sommern auch schon Hochgewitter gewesen sind. Ein sehr bedeutender Künstler Wiens hat darum auch im vorigen Jahre unter dem Einfluße dieser Wirkung die Worte gesagt: „Das malt er nicht zum zweiten Male.“ Ein fernerer Beleg für das Gesagte dürfte auch das sein, daß das Bild so sehr ein Selbst ist, daß, wer auch viele Werke von Mevius gesehen hat, doch an diesem, wenn es nicht gesagt wird, den Meister nicht errathen würde. Noch führen wir an, daß viele, denen der Anfang mit diesem großen Bilde zu weitaussehend war, und die daher als Gegner gegenüber standen, durch öfteres Sehen desselben allmählich besiegt wurden und zur Zahl der Verehrer übergingen. Diese nachhaltige Wirkung auf Kenner und Nichtkenner dürfte als eines der sichersten Zeichen des echten inneren Werthes des Kunstwerkes gelten, wie ja das größte Werk der Kunst, dem sich alle andern immer mehr nähern sollten, die Welt seit Jahrtausenden Kennern und Nichtkennern gefallen und sie entzückt hat, daß keiner, wenn es an ihm wäre, von ihr weggehen würde. In eine nähere Beschreibung des Bildes gehen wir nicht ein, da das in diesen Blättern zum Theil schon geschehen ist, und da wir den Lesern den weit besseren Rath geben, selber zu kommen und zu sehen. Zum Schluße glauben wir unsere aufrichtige

Überzeugung aussprechen zu müssen, daß der Verein sowohl in geistiger als materieller Beziehung eine äußerst glückliche Erwerbung mit diesem Bilde gemacht hat, und daß nur der Wunsch übrig bleibt, es mögen Mittel und Wege nicht fehlen, immer mehrere und würdigere Nachfolger dazu zu finden. 5

Ob der ennsische Kunstausstellung.

(1856.)

Wir erlauben uns mit folgenden Worten einen Rückblick auf die zweite Ausstellung des ob der ennsischen Kunstvereines zu werfen. Ausgestellt waren 33 Werke, darunter 10 3 Wasserfarbengemälde, 27 Ölgemälde und 3 Photographien. Müssen wir im Allgemeinen sagen, daß die zweite Ausstellung der Zahl und dem Gehalte nach der ersten nachsteht, so müssen wir doch anführen, daß sich in dieser zweiten Ausstellung wieder einige Werke von vorzüglicher Bedeutung be- 15 fanden. Ohne von den durch den Verein angekauften Werken, in so fern sie bereits in der ersten Aufstellung begriffen waren, neuerdings zu sprechen, beschränken wir uns, das Hauptsächlichste dieser Aufstellung zu berühren.

Die Feierstunde im Kloster, Nr. 4, von Diefenbach L. 20 in Hadamar, hat etwas recht Liebliches in den Figuren, die sich gruppiren, besonders bei dem Käfiche, dürfte aber in der Naturwahrheit der Bauten und des Landschaftlichen einige Wünsche übrig lassen.

Der Kampf mit den Elementen, Nr. 6, von Giobbe 25 A. G. in Linz, zeigt von einem rühmlichen Streben nach höherer und idealer Poesie in der Kunst; aber wir glauben nicht unberührt lassen zu dürfen, daß man, wenn man auch nicht einer rein realistischen Richtung angehört, doch von dem

Künstler verlangen dürfe, daß er die natürlichen Bedingungen des Entstehens und Bestehens einer Thatsache in Composition und Zeichnung nach den Gesetzen der irdischen Nothwendigkeit berücksichtige.

5 Die von Passy in Ischl in Nr. 7 und 8 ausgestellten Bilder „Der erste Schmerz“ und „Waldpartie“ haben die Kunstfreunde weniger befriedigt, als die, wenn wir nicht irren, von demselben Künstler in früherer Zeit ausgestellten Blumen.

10 Der Astrolog von Eiss A. in Linz in Nr. 9 ist ein nach alten Mustern fleißig und mit viel Geschick ausgeführtes Bild, das bei einem sehr bescheidenen Preise als ein Stück in einem Cabinette zu empfehlen wäre. In den andern, von diesem Künstler ausgestellten Werken ist ein fertiger, etwas 15 nach Schrotzberg, Ammerling, Decker gebildeter Pinsel nicht zu verkennen; aber wir müssen doch bemerken, daß die Beseitigung des zu Verwischten und Trüben in den Bildern, also eine markigere und klarere Behandlung auf Grund von Naturstudien denselben von großem Vortheile sein würde. 20 Auch dürfte zu fordern sein, daß die Titel den Bildern in so ferne genauer entsprächen, als uns die Vorstellung der Urbilder durch die Geschichte oder Dichtung geläufig geworden ist.

In Nr. 10 hat Obermüller A. aus München eine sehr 25 fleißige und gut ausgeführte Baumstudie ausgestellt. Ein besonderes Studium der Vordergründe, besonders der Lehmschichten, die er zu lieben scheint, dürfte dem sehr begabten und strebenden jungen Künstler, der der Geburt nach Oberösterreich angehört, zu empfehlen sein.

30 „Der Herbstabend“ in Nr. 15 von Zwengauer A. in München ist eines der gelungensten Abendstücke in der bekannten Art dieses Künstlers, nämlich ein brennender, ganz heiterer Abendhimmel über Sumpfgewässer, Gestrippe und

Schilf. Erhabenheit und epische Tiefe ergreifen uns in diesem ziemlich großen Bilde. Die Sonne ist untergegangen, die Gegend ist öde, der ganze klare Himmel ruht und glüht schweigend über ihr, und schaut einsam aus dem unbewegten Wasser wieder heraus, an welchem als einzige belebte Wesen Hirsche sind, um zu trinken. Das fahle Gras und das herbstlich abgestorbene Laub umgeben die Hirsche, die hier weit von menschlichen Wohnungen und menschlichem Bereiche entfernt scheinen, was die Abgeschiedenheit vermehrt, und in uns das Gefühl des Abgeschlossenen und Großen erhöht. Ein breiter, fertiger Pinsel, Kühnheit in Anwendung der Farben, die doch naturgemäß sind, und ein Perspective, welches die Landschaft, die durch keine Reize oder gesuchte Kunststücke uns nahe gelegt wird, flach und großartig hinaustreibt, geben dem Bilde auch große und befriedigende technische Vorzüge. Wir können unsere Freude darüber nicht unterdrücken, daß der Verein dieses Bild für seine Actionäre, troß dem, daß er schon das kostbare und herrliche Thierstück von Volz gekauft hatte, anschaffte, selbst wenn durch solche größeren Aufwand erfordernde Erwerbungen der Fall eintreten sollte, daß die Zahl der Gewinnste kleiner würde. Ich glaube, jeder Actionär wird einverstanden sein, und es ist dem Glück zu wünschen, dem der Zufall dieses schöne Werk in seine Wohnung führt. Es ist eine Quelle lebenslänglichen Vergnügens.

„Hall im Innthale in Tirol" von Minjon in Düsseldorf, Nr. 18, ist kräftig und tüchtig behandelt; aber nach unserem individuellen Gefühle hat der Künstler, der uns in früheren Jahren sehr wahre und markige Alpenbilder vorgeführt hat, sich hier von einem trüben, röthlichen Tone überschleichen lassen, der dem Bilde etwas Heißes und Fremdartiges gibt, und, weil von keinem kalten Tone unterbrochen, es einförmig macht.

VIII. Zu Seite: 94.



Ölbild auf Leinwand (o. J.). Gem. von Ad. Stifter.

Partie aus den Auen der Donau in Oberösterreich.

Besitzer: Adalbert Ritter von Lanna in Prag.

VIII.

Zu Seite 94.

Zu Seite 94.



Oelbild auf Leinwand (o. J.). Gem. von Ad. Stifter.

Partie aus den Auen der Donau in Oberösterreich.

Besitzer: Adalbert Ritter von Lanna in Prag.

Zu Seite 94.

VIII.

VIII. Zu Seite 94.



Oelbild auf Leinwand (o. J.). Gem. von Ad. Stifter.

Partie aus den Auen der Donau in Oberösterreich.

Besitzer: Adalbert Ritter von Lanna in Prag.

Val
in w
tricit
5 den
hie
und
das
mach
10 in d
schni
mal

Mä
15 Ein
sein
bei
aus
und
20 wei
Kün
Bl
fris
den
25 M
un
des
Ki
öft
30 in
es

N

Heinlein H. in München hat in Nr. 22 „Parthie aus Val di Non in Süd-Tirol" ein Landschaftsbild ausgestellt, in welchem die dunstige, gewitterhafte, fast sichtbar mit Elektricität gefüllte Luft, die hinter den Bergen schon aufdockenden lichten Wolken, die unübertreffliche Felsenwand, das klare, hie und da mit vollendeter Meisterschaft behandelte Wasser und die wohnlichen Häuser uns mit Entzücken erfüllen, und das Bild zu einem der hervorragendsten in der Künstlerwelt machen würden, wären nicht zwei Bäume des Mittelgrundes in der Zeichnung zu manirirt (wie in der Art älterer Holzschnitte) und in der Farbe und Behandlung an Theatermalerei erinnernd.

In Nr. 23 von Embde A. in Kassel, „Knabe und Mädchen am Fenster", ist ein sehr beliebtes Bild ausgestellt. Ein Knabe mit einem Pfeilchen in der Hand und hinter ihm seine schon etwas ältere und verschämtere Schwester sehen bei einem, mit hölzernen Fassungen umgebenen Fenster heraus, die Zweige eines Kirschbaumes ragen bis zu dem Fenster und vergittern und umgeben es, angefüllt mit den zierlichen weißen Blüthen. Es ist ein sehr glücklicher Gedanke des Künstlers, die Jugend der Angesichter und die Jugend der Blüthen zu verbinden. Etwas Frühlingsfrisches und Lebensfrisches weht uns im ersten Augenblick des Beschauens aus dem Bilde an und lacht in unserm Herzen. Trotz kleiner Mängel, wohin wir rechnen, daß der außerordentlichen und unvergleichlichen Naturwahrheit der Blüthen die Wahrheit des andern etwas nachsteht, und daß die offenbar armen Kinder etwas zu feine Gesichter haben, übt das Bild bei öfterer Betrachtung allemal seinen Zauber wieder, und jeder, in dessen Haus das liebliche und herzige Ding kömmt (da es zur Verlosung angekauft ist) wird uns beipflichten.

Das sehr große Gemälde von Pecht F. in München, Nr. 29, „Einzug der Österreicher in Venedig im August

1849", ist nach sorgfältigen Studien alter italienischer Meister, nach gewissenhaften und eifrigen Studien, nach Modellen theilweise mit ganz außerordentlicher Meisterschaft, mit Großartigkeit und Begeisterung ausgeführt. Wir müssen es als einen Schritt in der noch so sehr der Aufnahme bedürftigen Geschichtsmalerei mit Freude und Dank begrüßen, und an den Künstler die Bitte im Namen der Schönheit und Herrlichkeit der Kunst richten, auf dem Wege der Geschichtsmalerei, die so vielen durch Hindernisse verschlossen ist, wenn sie auch begabt wären, nicht zu ermüden, wenn es anders seine Lage erlaubt, und Heldenthaten unserer Zeit — sie ist wahrlich eben so wenig arm daran als frühere Zeiten — auf die Nachwelt zu bringen. Sein Genius bürgt für den Erfolg. Wenn auch dem Bilde Pechts Vorwürfe zu machen wären, so sollte doch im Hinblicke auf die große und ernste Zeit Österreichs, die er zu verherrlichen strebt, im geschichtlichen Gefühle jener Zeit und in anhänglicher Liebe an unser Land das Bild einen Platz in Österreich finden. Wenn wir tadeln dürfen (und gewiß, es geschieht aus Achtung für den Künstler), so glauben wir, daß in der Behandlung nicht alle Gegenstände mit gleichem Studium bedacht sind, und daß in der Auffassung einer geschichtlichen That doch die Episoden, und wären sie noch so herrliche wie hier etwa das Elend durch den Aufstand und die großmüthige Milde der Sieger als Episoden zu behandeln seien, und dem großem Geiste des Ganzen, der uns geschichtlich treu vorgeführt wird, naturgemäß eingeführt werden sollen. Es ist die Meinung eines einzelnen Mannes, die der Künstler in seinem höchst ehrenwerthen Streben gewiß nicht übel nehmen wird.

In so fern Photographien in einem Kunstberichte zur Sprache kommen dürfen, müssen wir die des Photographen Pfeiffer in Linz, welche im Vereine ausgestellt sind, als vorzüglich bezeichnen.

Ob der ennsische Kunstausstellung.

(1856.)

In der dritten Aufstellung der heurigen Kunstausstellung des ob der ennsischen Kunstvereines sind mit Einrechnung der in den früheren Aufstellungen zur Verlosung angekauften Gegenstände und des zur Landesgallerie bestimmten Seesturmes von Mövius, welcher den ganzen Sommer ausgestellt bleibt, 46 Nummern. Es sei uns erlaubt, in diesen Blättern, wie es die bisherige Gepflogenheit war, einige Worte über die neu ausgestellten Werke zu sagen.

In 4, 5 und 8 hat Kaiser J. M. in Linz Bleistiftzeichnungen (das Schweizerhaus an der Donau) ausgestellt, welche an Zartheit, Reinheit, Empfindung und, wie uns dünkt, auch Richtigkeit der Zeichnung den größten Beifall, ja zum Theile Bewunderung verdienen. Eines dieser Blätter ist von Herwegen in München sehr klar und scharf lithographirt und in Nr. 9 ausgestellt worden.

Schaller G. in Linz hat in Nr. 10 „österreichische Försterfamilie“ ein Genrebild ausgestellt, in welchem alle Theile des Försterzimmers sammt dem Gewande und der Gestalt der jungen Frau sammt der Wiege und dem im Halbdunkel darin schlummernden Kinde sehr entsprechend und mitunter sehr virtuos gemalt sind, besonders trefflich ist das Glas des Fensters, nur müssen wir auch eingestehen, daß die durch das offene Fenster gesehene Landschaft zu wenig zurücktritt.

Die Landschaft von Ed. von Lichtenfels in Wien Nr. 11 gibt von emsiger Naturbetrachtung Zeugniß.

Giobbe A. G. in Linz hat in Nr. 12 eine heilige Familie von viel Verdienst ausgestellt, die Figuren sind mit Fleiß behandelt, und wenn der Künstler in Bezug auf Farbe,

Gegensatz der Töne und in Bezug auf Zeichnung in genauem Studium der Natur fortfährt, so hoffen wir, ihn auch in componirten Bildern auf der Stufe zu finden, auf der wir ihm in der Portraitmalerei begegnet sind, und ihm unser aufrichtiges Lob gespendet haben. 5

Das Bild von Feid J. in Wien, Nr. 13, scheint aus der Zeit zu stammen, in der Feid zu Marko's talentirtesten Schülern gehörte.

Die Griechin von Eifs, Nr. 14, scheint doch zu wenig modellirt und in Farbe und Beleuchtung zu leicht behandelt 10 zu sein.

Bode W. in München hat in Nr. 16 ein ansprechendes Bildchen ausgestellt.

Die Eichenpartie von Wehly Math. in München, Nr. 17, hat viel Zeichnung, dürfte in der Farbe weniger 15 trocken und mit mehr Gegensatz zu halten sein.

Englhard J. in Berlin, Nr. 18, „Der Reigerberg am Brienzer See" ist ein warmes farbenreiches Bild. Besonders studirt erscheinen die Föhren im Vordergrunde.

„Nachtlandschaft bei Mondlicht", Nr. 19, von Spitzweg 20 in München ist ein vortreffliches Bild, in welchem der aufgehende Mond in dem Gedüfte von Wolken, die ihn umgeben, die Stückchen heiterer Luft, die daneben sind, der einsame Steg, der hoch über das Wasser führt, die Gräser, deren Spitzen in die silberschimmernde Luft starren, 25 die Töne des Himmels hinter den Steg hinab, selbst das abgelegene Wirthshaus jenseits des Steges so wie das Gebüsche und Gestrüppe sammt dem trägen Wasser und dem morschen Kahne darin mit einer seltenen Meisterschaft gemalt sind, die geradezu an die schönste Behandlung dieses 30 Gegenstandes nach Ausgang des Mittelalters erinnert, ohne doch irgendwie Nachahmung zu sein. Die größeren Wolken indessen scheinen uns doch ein wenig zu bestimmt



Oelbild auf Leinwand (o. J.). Gem. von Ad. Stifter.

Die Straßerau bei Linz.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

IX.

Zu Seite 98.



Oelbild auf Leinwand (o. J.). Gem. von Ad. Stifter.

Die Straßerau bei Linz.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

Zu Seite 98.

IX.

Zu Seite 98.



Oelbild auf Leinwand (o. J.). Gem. von Ad. Stifter.

Die Straßerau bei Linz.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

br
fag
fin
die
5 der

ist
tre
sch

10

M
T
N
K
15 ge
H
w
d

20 k

A
d
a
25 i

30

braun und zu flach zu sein, so wie wir den Scherz der Staf-
fage in dieser fast episch ernsten Landschaft nicht stimmend
finden, wozu noch die Unbestimmtheit der Handlung kommt,
die mehrere Auslegungen zuläßt. Wir freuen uns, daß
5 der Verein dieses Bild zur Verlosung angekauft hat.

Deckers G. aus Wien weiblicher Studienkopf, Nr. 20,
ist sehr gut modellirt und colorirt, besonders die Haare sind
trefflich. Theile der Brust dürften weniger flach zu wün-
schen sein.

10 In der häuslichen Scene von Bethke Herm. in
München, Nr. 21, ist eine Großmutter am Kachelofen ein
Tuch einsäumend vorgestellt, der die kleine Enkelin die
Nadel einfädelt. Die Handlung und die Charakteristik der
Köpfe ist mit fast rührender Naivität und Richtigkeit ge-
15 geben. Dazu stimmt das ganze Zimmerchen mit seinem
Hausrathe. Das liebliche Bild wäre eines guten Grabstichels
würdig. Wir glauben, daß, da der Verein es angekauft hat,
der Gewinner eine Freude daran finden wird.

Baade's Mondlandschaft in 22 ist in der schon be-
20 kannten Art dieses Künstlers behandelt.

In 23, 24 und 42 hat Obermüller aus München
Bilder von mäßigem Umfange ausgestellt. Wir wiederholen
das, was wir in der vorigen Besprechung über diesen jungen
aus Oberösterreich stammenden Künstler gesagt haben. Es
25 ist Wärme, Luft und Stimmung in seinen Bildern, er strebt
den eigenen Weg zu gehen, in Bäumen und Wolken sieht
man das Naturstudium, und wenn er sich immer treuer und
klarer an die Gegenständlichkeit der Natur anschließt, so
werden seine Bilder eines Beifalls gewiß sein.

30 In Nr. 26 hat Zimmermann Robert in München eine
Landschaft ausgestellt. „Ebene bei Rosenheim im bairischen
Oberlande", die wir eine Perle nennen müssen. In den
Münchner Zimmermann (wir glauben, sie sind Brüder und

dann sind ihrer vier) scheint eine ganz kernhafte, urwüchsige Natur vorhanden zu sein. Einer malt tüchtiger als der andere, und alle gehen sie dem heute so breit getretenen Wege des Farbenblendwerkes aus dem Angesichte, und wenn sie sich auch von der Nachahmung älterer Meister, wozu einer nach einem im vorigen Jahre hier gesehenem Bilde zu neigen scheint, ferne halten können, so dürften in Deutschland die Namen der Zimmermann bald sehr geläufig sein. Einer, wenn wir nicht irren, der älteste, ist bereits in das Verzeichnis der Meister eingetragen. Das hier in Rede stehende Bild ist frei von Nachahmung und geht den reinen hellen Weg der Natur. Dieser Wolkenhimmel in seiner kühlen klaren Auffassung ist von einer Kraft und Fülle, so wie von einer unbeirrten Gegenständlichkeit, daß wir mit frischer Erquickung davor stehen, und daß die gedunsensten flachen Dinge, die wir so oft an Bilderhimmeln sehen, dagegen verschwinden und wie sogenannte Illuminirungen erscheinen. Unter dem meisterhaft sich hinauswölbendem Himmel steht der meisterhafte Hintergrund, steht das Mittelstück mit seinem selten so wahr getroffenen, gegen das Weiß der Wolken sich reizend zeichnenden Grün der Bäume und mit anmuthigen Gruppen ländlicher Beschäftigungen. Die Ebene prangt in Lichtern und in Wolkenschatten, dann geht der Weg mit Lehmgrund und mit Wasser, das der kurz vorher gewesene Regen stehen gelassen hat, vorwärts. Wenn wir tadeln wollten, wünschten wir ganz vorne mehr Kraft und ein schärferes Blitzen der Wolkenreflexe in dem Wasser, dadurch würde der Mittelgrund noch richtiger hinausgehen und das Bild an Optik gewinnen. Wenn einem in der Kunst untergeordnetem Manne, der nur auf der Stufe des Liebhabers steht, ein Rath erlaubt ist, so würden wir sagen, der Künstler bewahre die kräftige Männlichkeit, wie sie aus diesem Bilde spricht, und wie sie in unserem Zeitalter der Phantastereien nicht leicht zu bewahren

ist, er beharre im treuesten Studium der Natur, selbst wie sie in ihren kleinsten Zügen malt, — wir können es nicht besser machen als sie — und wir glauben, daß er seinen Zeitgenossen und sich genug thun wird, und daß, wenn er 5 ihn wünscht, der Ruf bei den Nachkommen nicht ausbleiben kann.

Das Bild von Zimmermann Friedrich in Genf Nr. 27, „Der Wasserfall von Schmadribach in Lauterbrunnenthale“ hat eine schöne, sonnige Ferne im Gletscher und den Mittel- 10 bergen, den Vordergrund dürfte man studirter wünschen.

Die Winterlandschaft von Remi von Haanen in Wien, Nr. 28, ist in der bekannten virtuosen Art dieses Meisters gemalt.

Steffan J. G. in München hat zwei Bilder ausge- 15 stellt, Nr. 29 und 39. Das erste ist mit viel Fleiß und Talent gemalt, im zweiten können wir das Alpenglühen nicht eigentlich ein G l ü h e n nennen, der Vordergrund hat viel Verdienst. Uns scheint, daß Naturstudium und Uebung im Componiren den Künstler sehr fördern werden.

20 „Der Seesturm auf der Nordsee“ von Weiß F. in Berlin, Nr. 30, ist eines der besten Marinbilder von der Art, wie sie jetzt so häufig hervorgebracht werden. Eben so sind die beiden Marinbilder von Schotel in Düsseldorf, Nr. 31 und 33, sehr lobenswerth, nur sollte vielleicht die 25 Luft in beiden nicht jenen nüchternen blauen Ton und jene Unbeweglichkeit haben, wie wir sie oft auf Porzellangemälden sehen.

Die Bilder von Heike in Wien, Nr. 32, 41 und 43, sind sehr verdienstlich, wie wir es von diesem namhaften 30 Künstler gewohnt sind. Die zwei Rehe sind sehr zart und mit tiefem Gefühle gemalt.

Der „Im Kreuzgange arbeitende Mönch“ von Meyer F. C. in Nürnberg, Nr. 34, hat in den Baulichkeiten viel Angenehmes.

Die „Dorfpartie aus Pinzgau im Winter“ von Millner C. in München, Nr. 35, ist im Schnee, im Wege, besonders aber in den trefflich behandelten Häusern sehr gelungen, ja es dürfte in der Häusergruppe und selbst in den entlaubten Bäumen zu den Besten dieses Faches gehören. Das Eis sollte nach unserm Bedünken mehr studirt sein, und die Wolkenluft weniger die düsterbraune Farbe haben.

Die „Partie in Savoyen“ von Zimmermann Fried. in Genf, Nr. 37, ist ein sonniges Bildchen mit vorzüglichen, luftigen Bäumen und einer sehr schönen Brücke. Der Verein hat es zur Verlosung angekauft.

Die „Conchilien“ von Esch Mathilde in Wien, Nr. 44, sind mit äußerstem Fleiße und mit großer Treue gemalt; aber doch gewinnt das Bild nicht unsere Theilnahme in dem Maße als es die langwierige und mühsame Arbeit forderte. Eines Theils liegt dem menschlichen Fühlen eine Gruppe zusammengestellter Muscheln doch im Allgemeinen zu ferne, anderen Theiles hat die Künstlerin doch zu sehr die Localfarben walten lassen, wodurch dem Luftton und dem Hinausgehen der Gegenstände Abbruch geschah.

Die Nummern 10, 15, 18 und 26 sind von Privaten angekauft worden, was mit den nicht unbeträchtlichen Ankäufen der früheren Ausstellungen dieses Jahres zusammengehalten, den erfreulichen Beweis liefert, daß auch die bildende Kunst in dem an Naturreizen so reichen Oberösterreich immer größeren Eingang findet, und daß zu den Gütern, welche die Natur gegeben hat, wir auch den höchsten Schmuck, den der Mensch selber dem irdischen Leben zu geben vermag, die Kunst hinzuzufügen gedenken.

Ob der ennsischer Kunstverein.

(1857.)

Da mit dem Monat April das gegenwärtige Vereinsjahr des ob der ennsischen Kunstvereines ablauft, so seien uns einige Bemerkungen in Hinsicht desselben erlaubt. — Ueber die Ausstellungen und die vorzüglicheren, in denselben enthaltenen Gegenstände ist in diesem Blatte schon ausführlich gesprochen worden, auch wurde gelegentlich erwähnt, daß einige der hervorragenden besprochenen Gemälde, deren Preis in dem Bereiche der Vereinsmittel lag, angekauft worden sind.

In der am 6. d. M. abgehaltenen Ausschußsitzung wurde der 22. April als der Tag der Verlosung der angekauften Kunstgegenstände bestimmt. — Die Verlosung wird wie gewöhnlich öffentlich im ständischen Theatergebäude, durch dem Ausschusse nicht angehörige Vertrauensmänner vorgenommen werden. Man hofft einen so zahlreichen Zuspruch von Vereinsmitgliedern zu dieser Handlung, wie er bisher größtentheils Statt gefunden hat.

Zu dieser Hoffnung ist man um so mehr berechtigt, als insbesonders heuer der Ankauf von sehr vorzüglichen Gemälden darum zu ermöglichen war, weil gerade solche Gemälde innerhalb der Mittel des Vereines liegend zur Ausstellung eingesendet worden sind, was nicht von jedem Jahrgange gefordert werden kann, — und was in Zukunft mehr in Aussicht steht, als es in der Vergangenheit der Fall war, da die Künstler bereits über die Verhältnisse des hiesigen Vereines besser unterrichtet sind, und der Verein in der Achtung derselben immer mehr gestiegen ist.

Wir nennen unter den Gegenständen, welche zur Verlosung kommen, vorzugsweise die große Thierlandschaft — (Viehheerde), von Friedrich Voltz in München, Zwengauers (aus München) schönen Herbstabend, das liebliche Bild zweier

aus einem von Kirschenblüthen umgebenen Fenster sehend, von Embde in Kassel, das Conciliumsgebäude in Constanz, von Petzl in München, die häusliche Scene: die Großmutter, von Bethke in München, eine Landschaft aus Savoyen, von Friedrich Zimmermann in Genf, und den trefflichen Mondaufgang von Karl Spitzweg in München. Außerdem sind Aquarelle zur Verlosung bereit, dann der große bekannte Kupferstich: die Zerstörung Jerusalems, nach Kaulbach, von Merz Heinrich in München, unter Glas und Goldrahmen; und endlich eine Mappe: Kunst und Literatur der Gegenwart mit 14 Kunstblättern, nach Lessing, Achenbach, Gude, Kamphausen, Jordan u. s. w., dann mehrere Kupferstiche.

Das Prämienblatt für die Mitglieder: „Der Gang der heiligen Frauen zum Grabe Christi" (Lithographie) schließt sich an ein früheres Blatt „Christus" als Gegenstück an, und dürfte in Adel der Auffassung und Reinheit der Ausführung sehr willkommen sein. — Das ziemlich große, galvanographische Blatt für die Theilnehmer: „Die junge Wohlthäterin" ist wohl das gefälligste unter allen, die bisher die Theilnehmer erhalten haben. Es wird eine Zierde jedes Zimmers sein.

Nur durch große Bemühungen des Vereinsausschusses in Anknüpfung von Geschäftsverbindungen ist es möglich, solche Blätter den Vereinsmitgliedern bieten zu können, — (wozu wir namentlich auch das vorjährige Mitgliederblatt rechnen), welche im Einzelverkaufe bedeutend höhere Preise haben. —

Was das Wirken des Vereins im Allgemeinen anbelangt, so ist ein mit den einzelnen Belegen versehener Ausweis alljährlich der Generalversammlung vorgelegt worden, und hat auch den Weg in die öffentlichen Blätter gefunden, so wie auswärtige Blätter schon rühmlich des Wirkens des Vereines gedacht haben.

Der Verein hat das in der Gegenwart beliebte Mittel, Kunstwerke in dem Lande zu verbreiten, und dadurch Sinn für Kunst und hohe Bildung überhaupt zu wecken gewählt, nämlich Verlosung von Kunstwerken unter die Vereinsangehörigen und Austheilung von Prämienblättern an dieselben.

Es sind in neuerer Zeit häufig Bedenken gegen diese Art der Verbreitung der Kunstwerke erhoben worden und die vorzüglichsten öffentlichen Blätter wie z. B. die Allgemeine Zeitung in Augsburg, haben sich daran betheiligt.

Es führt diese Art, sagte man, zu leicht zu einer der Kunst nachtheiligen Nachgiebigkeit gegen den Geschmack der großen Menge, Kunstwerke kommen oft in unwürdige Hände, auf die Prämienblätter gehen große Summen weg u. s. w. Der Verein von Oberösterreich ist weder tonangebend, noch von so großer Macht, um hierin von dem Gebrauche anderer Vereine abweichen zu können, und es wird wohl muthmaßlich die gebräuchliche Art beibehalten, bis überhaupt eine gefunden und allgemein angenommen wird, welche die vollständige Erreichung des Kunstzweckes mit der Befriedigung der doch unläugbar bei vielen Menschen vorhandenen Eigensucht zu vereinen im Stande ist.

Außer den bisher besprochenen Obliegenheiten des Vereines hat sich derselbe noch eine andere laut §. 2 der Statuten auferlegt, nämlich Anbahnung einer Landesbilder-Sammlung in der Hauptstadt Linz. In neuerer Zeit ist häufig und besonders wieder in der obenangeführten Allgemeinen Zeitung auf etwas Aehnliches, als auf die würdigste und ergiebigste Quelle der Hebung der Kunst und des Kunstsinnes und als auf eine triftige Pflicht der Vereine hingewiesen worden.

Der Entschluß des ob der ennsischen Vereines hat auch in öffentlichen Blättern günstigen Wiederhall gefunden; wir verweisen hierin auf die Wiener Zeitung selbst.

In der That kann es in unserer, leider so ins lediglich Stoffliche und in leere Genußsucht versunkenen Zeit nicht hoch genug angeschlagen und angerathen werden, daß man an so vielen Punkten als nur möglich und zweckmäßig ist, geistige Mittelpunkte errichtet, von denen höhere Bildung und geistiger Halt ausgeht, der dem einreißenden Versinken und Verdumpfen entgegentritt und den Blick wieder auf Höheres und Würdigeres richtet.

Wie manche andere, ebenfalls nicht große Städte Deutschlands und des Auslandes könnte auch Linz nach Maßgabe seiner Kraft eine Sammlung von Gemälden besitzen, die sich nach und nach immer vermehrt, zu der Söhne des Landes kommen könnten, um zu lernen und sich zu bilden, zu der man sich wie ins Theater zu einem geistigen Genusse einfindet, zu der man **Freunde als einer der** Stadt und des Landes würdigen Anstalt führen könnte, und welche in ihrer Geist und Seele bildenden Kraft nicht so leicht zu bloßer leerer Unterhaltungssache herabgewürdigt werden kann, wie es leider heut zu Tage so oft und an so vielen Orten mit der edlen Schauspielkunst und Musik geschieht. — Von dem Vortheile, den Kunstschöpfungen und Anstalten der Wissenschaft je nach ihrer Art und Größe der Hauptstadt und mittelbar dem Lande auch in materieller Hinsicht geben, reden wir nicht als einem der Sache nicht ganz würdigen Grunde, weisen aber für die Zweifler nur auf München und Baiern hin. —

Der Verein hat die Anbahnung dieser Sammlung nicht auf Kosten der Verlosung und der Prämienblätter beschlossen, an diesen ist kein Abbruch geschehen, wie ja die jährlichen Verlosungen und auch die heurige ausweisen und wie der jährlich der Generalversammlung vorgelegte Rechnungsbericht darthut.

Der Verein sucht hauptsächlich andere Mittel und Wege ins Leben zu rufen, um dieses wichtige Werk in Gang zu bringen. Er hat aus dem Schoße des Ausschusses einen eigenen Körper zusammengesetzt, der sich mit den Mitteln und Wegen zu diesem Zwecke zu beschäftigen hat. Die Ergebnisse werden zu ihrer Zeit bekannt gegeben werden. Der Verein hat vorläufig ein Bild zu diesem Zwecke angekauft, weil durch Zufall ein meisterhaftes Werk, über welches die Stimmen sehr berechtigter Männer und Künstler dieselbe günstige Meinung aussprachen, um sehr billigen Preis zu haben war, und eine solche Gelegenheit nicht so leicht wiederkehrt. Mehrere Mitglieder des Vereines haben die Deckung dieses Bildes auf sich genommen. Wenn das Unternehmen patriotischer und auf höhere Geistesbildung hinzielender Männer doch an den so vorzugsweise materiellen Bestrebungen unserer Zeit scheitern sollte, so ist dann das eben berührte Bild Eigenthum derer, welche die Deckung gewährleistet haben.

Obderennsische Gemälde-Ausstellung.

(1857.)

In der ersten Abtheilung der heurigen Gemälde-Ausstellung des ob der ennsischen Kunstvereines befinden sich fünf und sechzig Gegenstände, darunter neun Bleistift- und Wasserfarben-Zeichnungen, 3 Rauchbilder, 47 Oelgemälde und 6 Photographien.

Wie gewöhnlich sind München und Düsseldorf am stärksten vertreten, nebenbei auch Wien, Breda, Amsterdam, Antwerpen, Köln. Von in Oberösterreich lebenden Künstlern ist in dieser Abtheilung nichts ausgestellt als neun Bleistift- und Wasserfarben-Zeichnungen von Blumauer in Vöcklabruck. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir aussprechen, daß der

Verein bedauern werde, daß ihm nicht so ausreichend Gelegenheit geboten werde, für einheimische Kunst in Hinsicht auf Anerkennung und Verwerthung, so weit beides in seinen Kräften und in seinem Wirkungskreise liegt, so viel zu thun, wie er es mit Eifer und mit Liebe zur Kunst für Gegen- 5
stände thut, die ihm oft aus weiter Ferne eingesendet werden.

Die Bleistift- und Wasserfarben-Zeichnungen von Blumauer, Nr. 1—9, sind sehr zart, freundlich und mit Gefühl ausgeführt, besonders glauben wir auf Nr. 1 „Partie am Attersee", Nr. 5 „Friedhofseingang in Wolfsegg" und Nr. 9 10
„Schloß Ort" als sehr reich und sinnig behandelt, aufmerksam machen zu müssen. In den Winterlandschaften dürfte der Schnee mehr zur Geltung kommen müssen, und in den Wasserfarben-Zeichnungen dürfte im Vordergrunde mehr örtliche Treue zu wünschen sein. In allen den kleinen Stücken 15
spricht sich übrigens ein Sinn für künstlerische Abrundung, Stimmung, Schwung, Treue und Körperlichkeit aus. Manche dieser Zeichnungen würden einer Mappe oder einem Zimmer nicht zur Unzierde gereichen.

Wir gehen zu den Oelgemälden über. 20

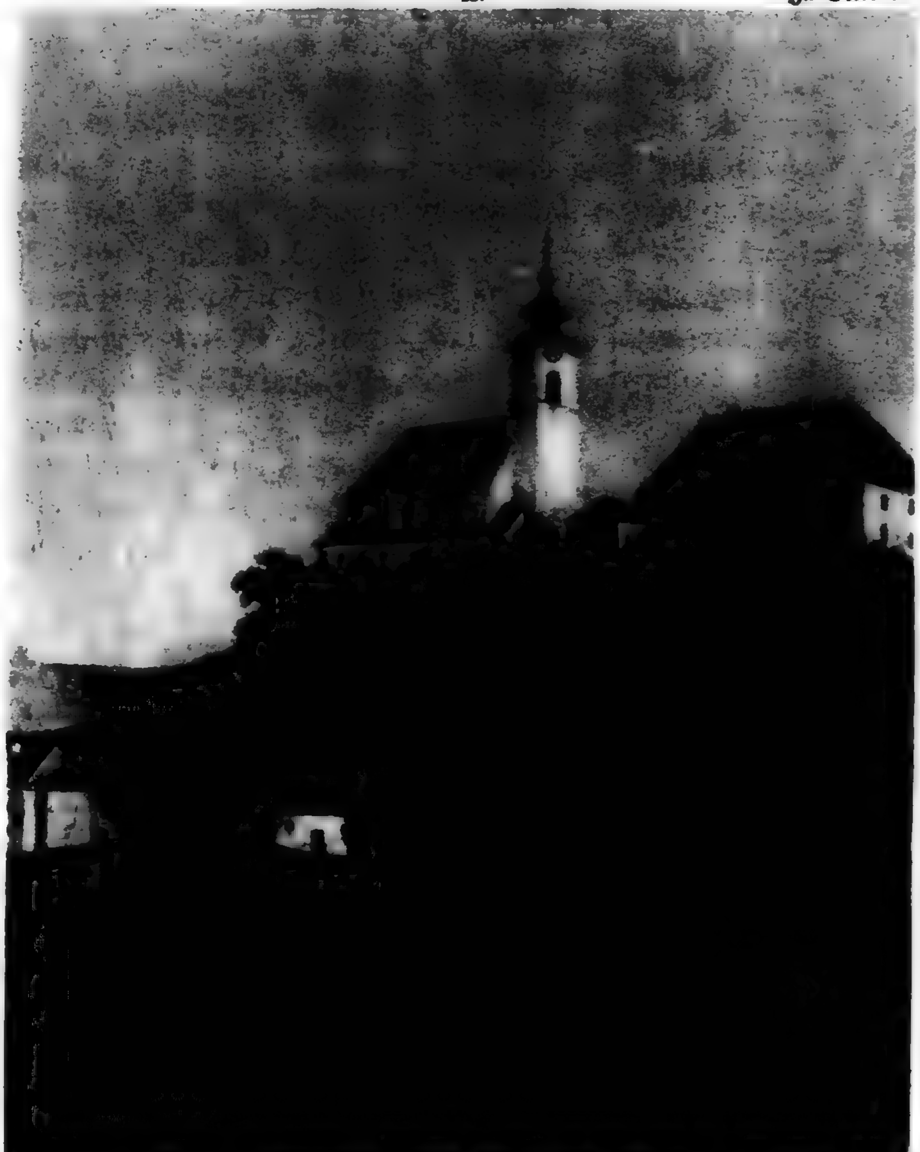
In Nr. 14 „Rast im Walde" ist ein sehr gut gedachtes und gezeichnetes Genrebild von Zimmermann Julius in München ausgestellt, das vielleicht noch mehr ansprechen dürfte, wenn der Künstler das Spiel mit Lichtern weniger betont hätte, und in dieser Hinsicht einfacher geblieben wäre. 25
„Die Wolfsjagd im Schlitten", Nr. 15, von Lachenwitz in Düsseldorf, ist gut in der herkömmlichen Art dieser Stücke ausgeführt. Klyver P. L. in Amsterdam hat in Nr. 16 eine Landschaft „Gegend mit Rundsicht" ausgestellt, die an körperlicher Durchbildung, an Mannigfaltigkeit, an Licht- und 30
Linearperspective, so wie an richtiger Bezeichnung einzelner Gegenstände trefflich wäre, wenn, wie wir meinen, der Künstler eine größere Weichheit und damit einen klareren Schmelz



Oelbild auf Holz (1832). Gem. von Ad. Stifter

Blick auf Gutwasser bei Oberplan.

Besitzer: J. Funke in Bodenbach a./E.



Oelbild auf Holz (1832). Gem. von Ad. Stifter.

Blick auf Gutwasser bei Oberplan.

Besitzer: J. Funke in Bodenbach a./E.

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE



Oelbild auf Holz (1832). Gem. von Ad. Stifter.

Blick auf Gutwasser bei Oberplan.

Besitzer: J. Funke in Bodenbach a./E.

des Lufttons über seine Gemälde verbreitet hätte. Im Steinbruche von Feid Joseph aus Wien, Nr. 20, erscheint uns der „Steinbruch" sehr bezeichnend und zart ausgeführt (fast an Wasserfarben mahnend), die Umgebung aber, und besonders der Himmel erscheint uns nicht genug studirt.

In Nr. 21, „Schneeschuhlaufer in Lappland", von Nordgrén A. in Düsseldorf, ist ein Bild ausgestellt, das uns meisterhaft dünkt. Auf einer freien Stätte zwischen Fichten und Föhren ist ein Lappe mit den Schneeschuhen an den Füßen, eine Fackel, die ihm zu seinen Wanderungen leuchtet, über seinem Haupte haltend. Ein Tannenstamm, der gegen die Tiefe liegt, hält seinen Wurzelstock empor, neblichte Wipfel schreiten in das Thal und am bewölkten Himmel steht zum Theile verschleiert der Vollmond. Die Fackel wirft auf die Schneestelle das Licht und zeichnet die scharfen Schatten des Mannes, der Wurzeln und der Stämme. Rings ist alles ruhig, still und dämmerig. Der Ausdruck der Nacht könnte kaum besser gegeben sein. Der Himmel mit dem Monde ist so trefflich, wie wir sie selten auf sogenannten Mondbildern gesehen haben. Der frische Schnee mit seiner Fackelbeleuchtung drückt die andere Landschaft hinaus, und gibt ihr ihren Dämmer. Die vorzügliche Zeichnung und Färbung der in das Bild hineingehenden Nadeläste vermitteln das Räumliche und Luftige. Nur die in den hiesigen Gegenden unbekannte Lage der dargestellten Dinge, und die etwas fremde Führung der Linien dürfte die Anerkennung beeinträchtigen, die sonst diesem Bilde zu Theile werden müßte.

Die südschwedische Landschaft desselben Künstlers, Nr. 24, scheint uns nicht erforderlich studirt zu sein, auch ist es trotz des Mondes nicht so Nacht als es die Umstände anzeigen.

Unser Landsmann Obermüller A., der zwar nicht in Oberösterreich, sondern derzeit in München lebt, hat in Nr. 22 eine Ansicht von Wels ausgestellt, die das wackere Vorwärts-

streben dieses jungen Künstlers bekundet, welcher, wenn er mit genauen und ins Einzelne gehenden Naturstudien seine Liebe zur Kunst wird durchdrungen haben, gewiß Treffliches zu leisten im Stande sein wird.

Kannemans Seestück, Nr. 23, „Schiffer in der Nordsee" ist in der bekannten, wir möchten sagen, virtuosen Art dieses Künstlers ausgeführt, weniger scheinen uns die Bilder desselben Künstlers in Nr. 33 „Ruhige See" und Nr. 34 „Schiffbruch im weißen Meere" gelungen. Die „Stille See", Nr. 25, von Kockkock A. in Amsterdam, ist gut und sonnig gehalten. Wir wissen nicht, ob das Bild von dem berühmten Maler Kockkock ist, bezweifeln es aber trotz der guten und sauberen Ausführung.

Die Landschaft aus dem bayerischen Gebirge, Nr. 27, von Jungheim Carl in Düsseldorf hat eine sehr gute Stimmung und weicht in ihren Räumlichkeiten trefflich zurück, besonders treu und entsprechend ist der waldige Berg behandelt, doch dürfte noch treueres Naturstudium zu empfehlen sein, auch glauben wir, daß die Luft minder trocken sein und sich klarer von den Bergen abheben sollte.

In Nr. 30 „Der Starhembergersee" von Höfer Heinrich in München ist nach unserer Meinung viel Verdienstliches, doch wäre wohl Hintergrund und Luft in klarern Tönen zu wünschen.

In dem Bilde von Linnig Eg. in Antwerpen, Nr. 35, „Gestrandetes Schiff an der Küste der Normandie" dürfte wohl ein genaueres Studium der Nacht und ihrer Eigenthümlichkeiten zu wünschen sein.

„Das Gebet des Enkels", Nr. 37, von Hoegg Joseph in Düsseldorf, ist ein äußerst nett, fleißig und rein ausgeführtes Genrebild, das seiner Abrundung willen, seiner Haltung, seiner angenehmen Farben, seiner Treue in einzelnen Gegenständen und des in das Gemüth gehenden Aus-

druckes der Angesichter der Gestalten willen viele Bewunderer finden wird.

Neben diesem Gemälde hängt eine überhöhte Landschaft, welche wahrscheinlich ihres späten Anlangens halber keine 5 Zahl führt. Ein Zettel besagt uns, daß sie von Fischbach Johann in Salzburg sei. Daß dieser bewährte Künstler, aus dessen Hand schon Meisterwerke ersten Ranges hervorgegangen sind, Theil an der obderennsischen Ausstellung nimmt, muß gewiß dankbar anerkannt werden. Auch in diesem kleinen, 10 im ersten Augenblicke unscheinbar scheinenden Bilde bewährt sich wieder der Pinsel des streng geschulten Meisters einer Landschaftsmalerei, die jetzt immer mehr zu verschwinden und in das Manierirte überzugehen droht. Eine sehr schöne Stimmung herrscht in dem Bilde. Es ist die stille Wärme 15 eines sommerlichen Tages, die selbst ihren Hauch in die Abgelegenheit eines Waldbächleins herein sendet, und die Kräuter, die auf dem Haupte eines schattigen Felsens wachsen, in ihren obersten Spitzen erglänzen macht. Die Sonne des heitern Tages färbt einige Wölklein weiß, legt ihren Schein auf 20 einen Theil des Gesteins und macht rückwärts ein Wässerchen blitzen. Die Buchenstämme des rückwärtsschreitenden Waldes sind auch zum Theile beleuchtet, und eben so der röthliche Erdabhang, auf welchem sie beginnen. Ein Reh als Staffage hilft die Einsamkeit der Stimmung erhöhen. Außer dieser 25 Allgemeinheit ist die Zeichnung vortrefflich und hält die genaueste Prüfung aus, wie denn überhaupt dieses Bild ein genaueres Eingehen fordert, was vielen andern gerade wieder schadet. Die Gegenstände gehen naturgemäß stetig, nicht sprunghaft, wie es heut zu Tage sonst der Fall ist, zurück, und 30 schließen sich in natürlichen und schönen Linien ab. Eine besonders schöne Hineintiefung zeigt das Wasser, die hintereinander stehenden Buchenstämme und die luftigen Aeste und Zweige, welche in trefflicher und seltener Zeichnung ihren

Raum leicht und schwebend finden, während sie in neuen Bildern so äußerst gerne sich nur in der Ebene der Leinwand befinden. Wir müssen bekennen, daß es wohl thut, in der sehr gesteigerten, aber nicht immer so gereiften Hervorbringung von Bildern besonders Landschaften der neuesten Zeit auf ein in allen seinen Theilen auf Gründen ruhendes Studium zu stoßen.

In Nr. 38 hat Schäffer in Wien „Blumen und antike Gefäße“ ausgestellt, in denen uns besonders die Rosen gelungen erscheinen.

„Der Wilddieb“ von Enhuber in München, Nr. 39, erscheint uns in der Absicht auf Tieferes zu deuten, als in den sogenannten Gattungsbildern zu liegen pflegt, aber eben so, glauben wir, ist durch Linien- und Farbmittel dieses Tiefere nicht zum Ausdrucke gekommen, wie denn überhaupt die Farbe etwas rauh behandelt ist.

Das „Innere eines Ganges“ aus dem 17. Jahrhundert von Linnig Wilhelm in Antwerpen, Nr. 40, ist in stofflicher Beziehung vortrefflich gehalten, auch die Beleuchtung ist künstlerisch; aber es dürfte doch das, was zuletzt jedes Kunstwerk bedingt, mehr zur Erscheinung kommen sollen, die Idee.

Nr. 42 „Landschaft“ von Füchsel H. in Düsseldorf hat sehr gute Theile, z. B. die „Fichten im Mittelgrunde“, deren Farbe nur zu hellgrün sein dürfte, auch ist das Ganze kunstgemäß gedacht, nur Einzelnes, z. B. die Gräser, die Steine, dürften nach unserer Meinung mehr studirt sein, auch ist die Luft etwas flach und allgemein.

Nr. 44 „Kinder im Walde“ von Schlesinger Fel. in Düsseldorf ist eigentlich mehr eine Studie. Die Kinderköpfe sind am meisten ausgeführt und sehr ansprechend. Die Lage des einen Mädchens, glauben wir, dürfte etwas anders sein. —

In Nr. 47 hat Robert Zimmermann in München eine im Ganzen vortreffliche Landschaft ausgestellt. Es ist eine

Ebene mit einem leicht bewölkten Himmel. Die duftigen etwas schwüler sich ballenden Frühlingswolken und das zwischen ihnen schimmernde Blau der Luft und das Zurückweichen derselben in weite Formen ist außerordentlich trefflich studirt und dargestellt. Der Künstler scheint diesem Gegenstande besondere Liebe und Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eben so gut ist die Ferne, und im Mittelgrunde das in grünen Wogen wallende Kornfeld. Weniger studirt, in der Färbung vielleicht zu saftig und nicht so gehörig von einander abgehoben erscheinen uns die Bäume im Mittelgrunde. Auch der Vordergrund, mit wie großem Geschicke er auch gemacht sei, ist nach unserer Meinung nicht so studirt, wie die Wolken und das Kornfeld, auch dürfte das fast parallele Laufen einiger Linien und das silhouettenmäßige der Gründe zu mißbilligen sein. Wir glauben, daß es unsere Pflicht sei, den Künstler, der zu sehr Bedeutendem berufen scheint, unsere Bedenken nicht vorenthalten zu dürfen.

In Nr. 48 sind Kühe von Voltz F. aus München in seichtem Wasser stehend ausgestellt. Wie gewöhnlich von diesem Künstler sind die zwei Thiere ganz vortrefflich gemalt, alle Theile sind voll, sind körnig und sind reich und richtig ausgeführt. Eben so trefflich, sonneglänzend und beweglich ist das Wasser dargestellt. Alle Theile, die Lehmwand hinter dem Wasser, die Ebene, das Gebüsch und die Luft tragen dazu bei, dieses Bild zu einem sehr heiteren und angenehmen zu machen.

Nr. 49 „Aus dem bairischen Hochlande“ von Spitzweg C. in München scheint uns meisterlich. Der Duft, die Stille, die Einsamkeit und die Erhabenheit der Alpenwelt sind durch alle Theile dieses Bildes gehaucht. Die Ausführung ist mit dem großen Geschicke und der Fertigkeit vollendet, die wir schon öfter an diesem Künstler zu bewundern Gelegenheit hatten. Nur hat uns überrascht, wie er, von dem wir bisher

meistens gebrochene Farben gesehen haben, mit dem frischesten Gefühle den reizenden Sonnenduft dem Gebirge zu geben wußte.

Nr. 50 „Felsenpaß in der Schweiz" von Hoquet in Amsterdam erschiene uns gut und körperlich ausgeführt, wenn nicht in den Lichttheilen aller irdischen Gegenstände dieselbe Farbe waltete.

Nr. 51 „Das ungenügende Wanderbuch" von Wildmann F. in Düsseldorf scheint uns ein Gattungsbild, wie jetzt sehr viele entstehen, mit Geschick und hinlänglicher Charakteristik gemacht, wir glauben aber, daß man höheren Humor von allen diesen Werken verlangen dürfe, wenn sie wahrhaft dichterisch wirken sollen.

In Nr. 52 „Kinder am Grabe der Mutter" von Hübner C. scheinen uns die Köpfe sehr gut und rund gebildet und gemalt, das Weitere aber dürfte wohl etwas willkührlich sein und des strengen Naturstudiums entbehren.

Nr. 53 „Kuh mit Ziegen" von Wagner-Deines in München erscheint uns als ein nettes Thierstückchen. In derselben Art ist Nr. 57 „Alpenthiere" von Swoboda Rud. in Wien gehalten.

Das einzige Geschichtsgemälde, welches die jetzige Ausstellung enthält, Nr. 58 „R. von Bari überreicht Conradin von Hohenstaufen und Friedrich von Baden das Todesurtheil (1268)" rührt von einem jungen Künstler aus Linz (derzeit in München) Munsch her. Wir können nicht genug das ernste und edle Streben des jungen Mannes hervorheben. Man sieht in allen Theilen, wie er sich zum Zwecke setzt, den besten und würdigsten Mustern dieser Art nachzueifern. Auch ist in allen Theilen des Bildes die tiefe und gehaltvolle Stimmung, von der es eingegeben worden ist, ersichtlich; und das scheint uns eine sehr gute Grundlage für das weitere Wirken des jungen Mannes abzugeben. Manche Theile

sind sehr gut, manche sogar meisterhaft ausgeführt, z. B. das auf dem Boden liegende Buch. Wir dürfen nicht läugnen, daß Fehler in geschichtlicher Auffassung, in der Zeichnung und Färbung nachgewiesen werden können; allein von dem jungen Manne sind eben noch nicht alle Theile dieses höchsten und darum schwierigsten Faches überwältigt (dazu muß oft ein ganzes Menschenleben verwendet werden); aber wenn er seiner Seele durch Betrachtung der größten Geschicke der Vergangenheit des menschlichen Geschlechtes, durch Versenkung in die größten Dicht- und Kunstwerke und durch Betrachtung des gegenwärtigen Völkerlebens in seinen größten Ausdehnungen jene feste und hohe Stimmung gibt, die sein Beruf erheischt, wenn er damit unablässiges Studium der größten und kleinsten Gegenstände seines Faches verbindet und sich ohne Ermattung bestrebt, die Mache nach allen Richtungen durchzubilden: so wird er auf diesem Zweige der Malerkunst, der der wirksamste, dem menschlichen Geschlechte heiligste und größte, aber leider jetzt unbearbeitetste ist, gewiß nicht umsonst gestrebt haben. Wir wünschen vom Herzen unserem Landsmann das beste Gedeihen.

In Nr. 59 sind von Pfeifer in Linz ganz treffliche Photographien ausgestellt. Eben so sind von der bekannten Frau Auegg-Dilg Photographien lieblich colorirt.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines.

(1858.)

Obwohl das laufende Jahr für Ausstellungen von Kunstvereinen nicht so günstig ist als andere, da die Künstler ihr Augenmerk vorzüglich auf die große geschichtliche Ausstellung in München richteten und daher die Ausstellungen

anderer besonders kleinerer Orte weniger beachten konnten, so war doch der oberösterreichische Kunstverein nach einiger Verspätung der Ausstellung in der Lage, den Besuchern seiner Anstalt 54 Kunstwerke vorführen zu können, u. z.: 1 Lithographie, 7 Handzeichnungen, 6 Gemälde in Wasserfarben, 1 Glasgemälde, 37 Oelgemälde und 2 Bildhauerarbeiten, wozu nachträglich noch mehrere einfache und farbige Photographien, 1 Federzeichnung, 1 Oelgemälde kamen. Wenn andere Künste, besonders die Musik, ihre Verehrer finden, so werden die Verehrer der bildenden Kunst eine Betrachtung der Kunstwerke der gegenwärtigen Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines nicht bereuen, es müßte denn jemand den Saal mit der Meinung betreten, daß in einer Ausstellung von Werken lebender Künstler, die doch stets mehr oder minder einem Markte gleicht, sich lauter Meisterwerke vorfinden müssen, was in keiner öffentlichen, ja nicht einmal in einer privaten, mit noch so großer Sorgfalt angelegten Sammlung möglich zu machen sein dürfte. Wohl aber besitzt die bildende Kunst den großen Vorzug vor Dichtkunst, Musik, Schauspiel, daß sie nicht so Seichtes, Leeres und Sittenverderbendes bringen kann, wie die genannten Künste zu manchen Zeiten thaten und in unserer Zeit besonders in zu reichlichem Maße thun, weil in der bildenden Kunst jene verderblichen Einflüße leichter erkannt und daher von gewissenhaften Vermittlern öffentlicher Anschauungen von Werken bildender Kunst leichter vermieden werden können.

Es sei uns erlaubt, nach diesem Eingange über manches Einzelne der Ausstellung zu sprechen:

Die Lithographie von J. Schall in Berlin, Nr. 1, „Unbefleckte Empfängniß“ dürfte, obwohl selbst nicht fehlerfrei, doch weit würdiger jene Abbildungen ersetzen, die diesen religiösen Gegenstand in wenig entsprechender Art darstellen,

und ihre Verbreitung wohl kaum durch etwas anderes als durch ihre Wohlfeilheit rechtfertigen.

Die nachträglich eingesandte Federzeichnung von Fr. Hummer scheint uns mit vielem Fleiße und großer Reinlichkeit behandelt.

Die Photographien von einem Dilettanten zeichnen sich auch heuer, wie im vergangenen Jahre, durch Reinheit, Klarheit und Bestimmtheit aus. Die von Eleonore Auegg gemalten Photographien Zinöggers lassen wohl wenig mehr von der Photographie sehen, tragen aber die gewohnten gefälligen und lieblichen Farben dieser Künstlerin.

Blumauer aus Vöklabruck hat in Nr. 2, 3, 4 und 5 sehr schöne und ansprechende Handzeichnungen ausgestellt, die an Schwung und dichterischer Auffassung des Gegenstandes die in früheren Jahren ausgestellten bedeutend übertreffen; aber es scheint uns, daß Blumauer in der Schnelligkeit des Arbeitens Gefahr läuft, sich von dem Bestimmten zu entfernen und dem Wolligen zu nähern.

Die Pferdezeichnungen von Bach Alex. aus München in Nr. 6, 7 und 8 sind in der geübten und leichten Art dieses Künstlers ausgeführt.

Zeiß Friedrich aus München hat in Nr. 11 und 14 sehr schöne Wasserfarbengemälde ausgestellt. Nr. 11 ist der hohe Göll im Abendglühen, ein klares erhebendes und künstlerisch begrenztes Bild. In Nr. 14 „Das obere Thor zu Neuessing im Altmühlthale" erscheinen uns Felsen und Häuser trefflich, und würden dies noch mehr sein, wenn beide Gegenstände sich bestimmter von einander abhöben.

Die Wasserfarbengemälde von Eibner Friedrich aus München, Nr. 9, 10, 12 und 13, scheinen uns viel Fertigkeit und Farbensinn zu zeigen.

Das Glasgemälde von Ferstl A. in München, Nr. 15, „Madonna nach Raphael“ ist sehr klar, rein und feurig in der Farbe.

In Nr. 17, 19 und 21 hat Esch Mathilde aus Wien Landschaften in Oel gemalt ausgestellt. Die Künstlerin scheint eine Schülerin Seids zu sein. Wir finden die zarten Ausgänge, die nette Zeichnung und durchsichtige Farbe in den Bäumen, wie wir sie an dem genannten Künstler wenigstens in der früheren Zeit zu sehen gewohnt waren. Mehr Abwechslung im Grün, mehr Sonnenkraft und leichtere Staffirung dürfte der Künstlerin ungemein förderlich sein.

Nr. 18 „Der ungebetene Gast“ von Swoboda Rudolf in Wien zeigt eine Bruthenne, welche zu einem essenden Kinde auf das Kinderstühlchen geflogen ist und von dort Korbstückchen aus dem Napfe für ihre Küchlein hinabwirft, während das Kind sich erschrocken und weinend zurückhält. Wir halten den Stoff der naivsten und schalkhaftesten Behandlung fähig, nur muß dann alles höchst bezeichnend, leicht und flüßig sein, wie denn der Scherz überhaupt nicht im Harnisch und Koller geht. Diese leichte, ins Herz treffende, ungesuchte Art, wie wir sie in diesem Stoffe ahnen, hat der Künstler troß guter Technik und gefälliger Farben, wie wir meinen, nicht ganz getroffen.

In Nr. 20 hat unser Landsmann Obermüllner Adolf, welcher sich derzeit in München befindet, eine große Landschaft ausgestellt: „Gegend bei Branenburg“. Wir müssen überhaupt das Bestreben, die Schönheit, Kraft und Majestät des Baumes in der Landschaftmalerei wieder zu Ehren zu bringen, was troß des herrlichen Vorbildes Ruisdaels in neuester Zeit sehr in Abnahme gekommen ist, unbedingt loben, und insbesonders müssen wir es hervorheben, daß der junge Künstler ein so ernsthaftes Studium auf die Bäume verwendet hat, wie es aus diesem Bilde hervorleuchtet, und es

freut uns, sagen zu können, daß der Künstler seit Kurzem einen sehr großen Schritt nach vorwärts gethan hat. Die Eiche im Mittelgrunde, welche den Kern des Bildes darstellt, ist sehr gut studirt, ist körperlich gebaut, und hat ernste und würdige Farben. Für trefflich müssen wir auch die Durchsicht unter den Bäumen erklären, so wie den Bruch, der rechts im Bilde nach vorwärts geht, und Grasbüschel und allerlei breite Blätter trägt. Wenn der junge Künstler, der sich vielleicht noch zu sehr vor gebrochenen Farben scheut, die sich theilweise deckenden Bäume in optische Trennung bringen kann, und wenn er auf dem Wege genauen Naturstudiums und im Sinn nach edlen Gestalten so fortschreitet, wie es den Anschein hat, daß er es thut, so kann ihm nach unserer Meinung die Bedeutung nicht entgehen, die jedem Begabten und mit heiligem Eifer Strebenden gewiß ist.

„Mondlicht auf der Schelde bei Antwerpen", Nr. 21, von Lining Egid in Antwerpen scheint uns dieses Mal bei viel Duft und Feuer doch nicht von Schwere und Eintönigkeit frei zu sein.

Das Gattungsbild, Nr. 23, „Ländliche Scene" von Bergmann J. in München hat etwas Natürliches, dürfte aber nach unserer Meinung eine leichtere Behandlung erfordern.

Nr. 24. „Ziegelei bei Benediktbaiern" von Metzenauer Adolf in München zeigt uns viel Naturstudium und Auffassung so wie Fernhaltung von eingelernten Gestaltungen; aber es dürften anziehendere Formen zu wünschen sein. Besonders gut gleichsam eine idyllische Stimmung weckend scheint uns der Vordergrund zu sein.

In Nr. 25 hat Müller Moriz in München (Feuermüller) eines seiner bekannten Stücke mit Feuerbeleuchtung, der dieses Mal auch eine Morgenbeleuchtung beigegeben ist, ausgestellt: „Sonntagsmorgen auf der Alm". Die Art, wie

die Feuerbeleuchtung vom Herde, über dem ein Kessel hängt, auf dem Antlitze einer ihren Geliebten erwartenden Sennerin und auf ihren Gewändern spielt, ist wie immer bei diesem Meister vortrefflich und natürlich. Das Haupt und der Oberkörper der Sennerin scheint uns auch ausgezeichnet, aber auf Modellirung und Stellung des Unterkörpers so wie auf Faltung der Gewänder desselben hätte nach unserer Meinung ein so bedeutender Künstler eine etwas größere Sorgfalt verwenden sollen. Deßohngeachtet dürfte dieses Bild in mancher Sammlung eine liebe Gabe sein.

Nr. 26 „Bauernhof bei Werfen“ von Höfer Heinrich in München hat gefällige Farben, wir glauben aber, daß sie wahrer und weniger wollig sein sollten.

Kannemans C. aus Breda hat drei Bilder ausgestellt, Nr. 28, 32 und 38, lauter Seestücke, von denen Nr. 28 „Bewegte See an der holländischen Küste“ ein schön gezeichnetes Meer bringt. Die Luft dürfte zu eintönig sein. Stimmender scheint uns Nr. 32 „Ruhige See an der französischen Küste“; aber ein treffliches Bild kann Nr. 38 genannt werden: „Ruhige See mit Fischerbooten“. Ein sanftes, sonnenglänzendes Meer geht freundlich hinaus, körperliche Schiffe werden von ihm getragen, und der Himmel, einer sonst zuweilen vorkommenden Untugend Kannemans entgegen, wölbt sich hier in guter Abstufung dem fernen Horizonte zu.

Nr. 30. „Kloster Apollinarius im Aso-Thale“ von Funk H. in Stuttgart hat Stimmung in Luft und Bergen, es erscheint uns nur der Vordergrund in seinem Braungelb zu hart.

Die zwei aus Palästina heimkehrenden Pilger, welche ihr Kloster zerstört finden, von Ender Eduard in Wien, Nr. 34, sind fleißig gearbeitet und mit Sauberkeit ausgeführt. Der Künstler hat sich eine äußerst schwierige Aufgabe gestellt, die nicht leicht klar sprechend auszuführen ist. Die

bloße Umarmung scheint uns nicht hinlänglich zu sein, eben
so wirkt das Trümmerwerk nicht unmittelbar, da die Zer-
störung vor längster Zeit schon geschehen scheint. In techni-
scher Hinsicht dürfte das Morgendämmern des Himmels zu
graublau und schwer sein. Diese rußartige Färbung und die
Undeutlichkeit der Handlung scheint uns der „Geizhals“ des-
selben Künstlers in Nr. 41 in erhöhtem Maße zu haben.

Nr. 34 „Salzburg von Maria Plain“ von Zeller
Friedrich in Salzburg ist sonnig, dürfte aber etwas weicher
in der Zeichnung sein.

Bürkel Heinrich in München hat 2 Bilder ausgestellt,
Nr. 36 „Schiffzug auf dem Inn in Tirol“ und Nr. 49
„Wirthshaus auf dem Wege nach Patenkirchen im bairischen
Oberlande“. Die Reiter des Schiffzuges sind von einer
Meisterschaft in Zeichnung — vorzüglich sind die Verkür-
zungen, staunenswerth — in Farbe, in Modellirung, in Auf-
fassung und in Unmittelbarkeit des Lebens, daß wir solchen
durchgebildeten, auf das Frischeste mitten in ihrer Handlung
begriffenen Gestalten selten begegnen, es wäre etwa auf den
Bildern des alten Wouwermann. Das ist der eigentliche
echte Humor, daß sich das Leben in seiner kecken Sprudel-
kraft gibt, und daß dort, wo scheinbar Rohheit und wilde
Kraft herrscht, die Dichtung das Schalkhafte findet, was aus
den Bestrebungen der Einzelnen ihrer unbewußt als Gesammt-
heit hervorgeht, daß sie in dem eifrigen, belebtesten Arbeiten
zum gemeinschaftlichen Zwecke das höhere Gesetz findet, und
daß die Kunst durch Behandlung der Gestalten ihren Zauber
um Gewöhnlichkeit gießt. Man sagt, daß Bürkel viele Wochen
unter Schiffsziehern gelebt hat. Dies erklärt die Unmittel-
barkeit seiner Hervorbringungen. Viele suchen den Humor
und finden ihn nicht, weil sie ihn suchen. Auf den Wellen
des Lebens muß er daher schwimmen, und dort muß er ge-
sehen werden. Das Landschaftliche in seiner Klarheit, Zartheit

und Wahrheit, wie es Bürkel, wenn er will, so unnachahmlich kann, ist zum größten Theile in beiden Bildern. Im Wirthshausbilde ist bezüglich der Figuren der Tisch im Grase, zu dessen Insassen der danebenstehende Wirth das große Wort führt, von vollendeter Meisterschaft. Es ist hier wieder das hellste Leben zusammengestellt aus den eigensten Kundgebungen jedes Einzelnen. Ein Dichter könnte eine der neckischsten Erzählungen aus dieser einzigen Gruppe herableiten. Herrlich ist noch der Fuhrwagen, der Hintergrund, die Straße. Wir müssen abbrechen, um nicht dem einen Manne des Raumes, der uns in diesen Blättern gegönnt ist, zu viel zu geben.

Hansch Anton aus Wien hat zwei Bilder ausgestellt: Nr. 40 „Sonnenuntergang am Chiemsee" und Nr. 43 „Herannahendes Gewitter am Chiemsee". Dieses letztere Bild scheint uns in seinem Studium bedeutend zu sein. In den Wolken, in den Bergen, in dem rollenden Wasser ist Kraft, selbst der Strand in dem verödeten Winkel mit dem alten Kahne stimmt zum Ernste des Ganzen. Ob die allerdings in der Natur so eintretenden, parallelen, aber sich schnell bewegenden Strandwellen in ihrem starren Beharren auf dem Bilde zu rechtfertigen sind, getrauen wir uns nicht zu entscheiden. Der Sonnenuntergang scheint uns weniger ins Einzelne studirt zu sein, obgleich er durch seine, ins Auge gehenden Farben verständlicher sein dürfte.

Schleich Eduard aus München hat in Nr. 42 „Ernte bei heranziehendem Gewitter" ein ganz treffliches Bild ausgestellt. Das Sonnige und Duftige in den fernen Bergen und Wolken links im Bilde ist meisterhaft, eben so die ferne sich sanft erhebende Ebene unter diesen Wolken. Auch rechts ist in der Ferne der Horizont herrlich zu nennen. Die Mitte nimmt das drohende Gewitter ein. Ob dem schönen, dichtungsreichen Gemälde von nicht großem Umfange die breite Behandlung Schaden thut, wagen wir nicht zu entscheiden. Nur

das scheint uns der Bemerkung zu bedürfen, daß im Vordergrunde das Braun und Gelb zu herrschend sein dürfte.

Girscher Bernhard aus Berlin hat in Nr. 44 und 50 zwei Landschaften ausgestellt: „Spätherbst im Gebirge“ (Motiv aus dem Salzkammergute) und „Hochgebirgssee an der Vedretta Marmelata Livinia longa“. Beide Bilder reißen im ersten Augenblicke die Betrachtung an sich. Das Herbststück lockt auch sehr durch seine ausgezeichnete Harmonie; aber es scheint uns doch, daß in der Farbe Willkühr und daher Manier herrscht, sie ist nach technischer Wohlstimmung zusammengestellt, wie man eben Gegensätze und Stimmungen braucht, weniger nach dem Naturgesetze, und endlich soll in jedem Gemälde, wenn man sich die Farbe wegdenkt, eine schöne Contour und reine Zeichnung übrig bleiben, was bei dem Ineinanderfahren der Farben besonders im Herbstabende nicht so völlig gelingen dürfte. Der Schnee in dem Gebirgsstücke scheint uns sehr gelungen, doch dürfte er luftiger sein, dann hätte der Künstler das schwere Braun der Mittelberge nicht bedurft.

Das Thierstück von Heike in Wien, Nr. 46, ist mit sehr schönen und schimmernden Farben gemalt, dürfte aber mehr Naturstudium nöthig haben.

Nr. 51: „Flußhafen im Charakter der Niederlande“ von Hermann Ludwig in Berlin ist ein sehr sonnig, lebendig und klar gemaltes Bildchen. Ist auch etwas Manier vorhanden besonders in dem leichtkalkigen Tone der Wolken, so entschädigt doch den Liebhaber die anmuthige Haltung des Einzelnen und die Freundlichkeit des Ganzen.

Das nachträglich eingesendete Bildnißstück Bachems ist breit und praktisch gemalt, dürfte aber mehr Weichheit und Naturstudium haben.

In Nr. 52 ist von Peter Johann Nep. Geiger in Wien ein Bild ausgestellt: „Beduine in der Wüste“. Der Gegen-

stand ist aus einer Erzählung genommen, die den Titel „Abdias“ führt, daher erklärt sich die schwarze Inschrift des Rahmens, und der in den Kleidern eines Wüstenhäuptlings da sitzende Mann ist ein Jude, der unter aegyptischen und römischen Trümmern in der Wüste lebte und später im Hochmuthe sich reich beduinisch kleidete, daher erklärt sich die lichtere Farbe seines Angesichtes. Das Bild erscheint bei dem ersten Anblicke fremdartig, es ist uns der Mann, die Umgebung, der Himmel nicht zugeartet, und dieß muß um so mehr der Fall sein, je wahrer das alles ist; es ist eben die Erscheinung der fremden Zone, die unsern Lüften ein Räthsel ist. Das Gemälde aber theilt eine Eigenschaft mit allen Meisterwerken der Kunst, nämlich die, daß es immer schöner wird, je länger man es besieht und betrachtet. Wir stehen nicht an, zu bekennen, daß wir dieses Bild für ein Meisterwerk der neueren Kunst erachten. Die dichterische Kraft, die in dem Haupte der Gestalt liegt, ist bewunderungswerth. Die Züge seines Stammes tragend und etwas hager, ist das Angesicht doch von ergreifender, männlicher Schönheit. Die Stirne hegt den Ernst und die Schwärmerei, die Augen blicken freudig und entschlossen, und der feine, leicht geöffnete Mund zeigt die südliche Gluth des Begehrens und die treibende Gewalt des Willens. Wir denken uns, aus diesem Stoffe liefert das Wüstenvolk seine Führer, seine Löwenjäger, seine Propheten und Fanatiker. Die ganze Gestalt entspricht dem Haupte, und erklärt dasselbe nur weiter. Die Hagerkeit und Geschmeidigkeit der Wüste ist auch mit ihrer Kraft vereint. Dies erscheint besonders in den Händen und in den schön gestalteten nackten Füßen. Die Umgebung der Gestalt ist ebenso dichterisch. Aegyptische Trümmer, römische Ueberreste, zu zwei Dritttheile versandet, eine zerrissene Aloe, stehende und sinkende Palmenstämme, gelber Sand, eine in den Hintergrund gehende Oede, Wohnung der Schakale und

Löwen, ein dunkler, grünlich blauer Himmel, gleichsam mit Wüstenstaub geschwängert und eine wasserlose Hitze, die aus allen Gegenständen spricht — das sind die Bestandtheile der Landschaft, die den Mann umgibt. Die Behandlung ist frei, leicht und kühn, wie sie dem Genie eigen ist, und doch so reich in den innigsten Farben durchgearbeitet, wie sie nur das tiefe Gefühl hervorbringt. Darum sind solche Bilder so außerordentlich schwer zu copiren. Alles Außenwerk hat der berühmte, in historischer Treue fast ängstliche Zeichner wahrscheinlich nach der Natur studirt, da er im Gefolge Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand Max Klein-Asien, Aegypten und Algier besucht hat. Die Rundungen in den Gegenständen des Gemäldes sind ausgezeichnet. Zu bedauern ist nur, daß das Bild ohne Firniß ausgestellt werden mußte, weil es noch zu neu ist, und daher des Einschlagens der Farben willen nicht nur deren eigentlicher Ton mißkannt wird, sondern auch gerade der tiefste Schmelz und die Kraft verloren geht.

In Nr. 53 ist ein geschnitzter Becher von Rint aus Linz ausgestellt. Er ist mit all der staunenswerthen Fertigkeit in der zartesten Art von Holzschnitzerei ausgeführt, welche wir an ähnlichen Arbeiten dieses Bildhauers schon öfter zu bewundern Gelegenheit hatten. Dieser Becher dürfte aber alle seine Vorgänger an Schönheit übertreffen, nicht nur, was die gefällige Gesammtgestalt betrifft, sondern auch der reinen, leichten und ins wirklich Künstlerische gehenden Ausführung wegen. In Anbetracht des unsäglichen Fleißes, der ausdauerndsten Geduld und der langen dazu verwendeten Zeit, womit dieses Werk vollendet wurde, ist der Preis ein sehr geringer, mit dem gebräuchlichen von vielen leicht hervorgebrachten Gemälden verglichen. Der Becher würde jeder Sammlung kunstreicher Dinge zur Zierde gereichen.

In Nr. 54 hat Westerreicher aus Linz eine Madonna aus Holz geschnitten ausgestellt, deren Angesicht mild und

lieblich, und deren Körper mit edlem gefälligem Faltengewande bekleidet ist. Schwieriger war dem Künstler das Kinderköpfchen.

Schließlich können wir die Nachricht mittheilen, daß einige Gemälde von ausgezeichneter Schönheit für den nächsten Wechsel eingetroffen sind.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines.

(1859.)

Gleich anderen namhaften Vereinen, welche in dem heurigen Jahre der im Frühlinge eingetretenen Verhältnisse willen, die der Kunst und ihrem Verkehre nicht günstig erschienen, eines Theils ihre Ausstellungen nur später eröffnen, und anderen Theils sie nicht so reichlich ausstatten konnten als sonst, hat auch der oberösterreichische Verein seine heurige Ausstellung verspäten müssen, da insbesondere die von anderen Ausstellungen nach Linz bestimmten Gemälde später eintrafen als in früheren Jahren, und er hat eine geringe Zahl von Gemälden bringen können, da manche Künstler theils am Arbeiten verhindert waren, theils bei der Verfrachtung leichter Beschädigungen für ihre Bilder fürchteten als sonst. Es ist zu hoffen, daß nach Behebung dieser Uebelstände wieder der frühere Verkehr eintreten wird, wie ja bereits neue Werke angekommen und fernere angekündigt sind.

In der gegenwärtigen Aufstellung sind 35 Oelgemälde, eine Bleistiftzeichnung und die Pläne zu dem beabsichtigten Mariendome in Linz in zehn Blättern und einer perspectivischen Zeichnung enthalten.

In der ersten Raumabtheilung befinden sich auf langen Tischen in großen Blättern die Grundrisse, horizontalen

Quer- und Längenschnitte, so wie die Lang- und Queransichten des für Linz beabsichtigten Mariendomes. Eine perspectivische, getuschte Zeichnung desselben Domes hängt im Rahmen und unter Glas an der Wand. Obwohl schon eine
5 erste Beschauung dieser Blätter zeigt, daß der Zeichner derselben, der Baumeister Statz aus Köln am Rhein, von der Heiligkeit, von der Würde und dem Ernste seiner Aufgabe durchdrungen war, und diese Heiligkeit, diese Würde und diesen Ernst in der entsprechenden Gestaltung, wozu er den
10 gothischen Stil wählte, darzustellen sich bestrebt habe, obgleich dem Beschauer sofort aus diesen Blättern, deren Zeichnungen in großem Maßstabe ausgeführt wurden, das Religiöse, das Feierliche, das Weihevolle und andererseits auch das Reiche, Großartige und, wir möchten sagen, Prachtvolle
15 der Anlage dieser Räume entgegen tritt, obwohl aus der perspectivischen Zeichnung zu vermuthen ist, daß die Kirche, wenn sie ihre Vollendung zu gewinnen vermag, nicht nur das schönste Bauwerk in Oberösterreich sein wird, sondern auch zu den schönsten Bauwerken, welche die neue Zeit her-
20 vorgebracht hat, überhaupt wird gezählt werden müssen: so reicht doch ein bloßes, wenn auch öfter wiederholtes Beschauen eines solchen Planes nicht hin, um auch nur von dem einen Standpunkte der Kunst ein annähernd entsprechendes Urtheil fällen zu können. Dazu muß das Werk, wie
25 die Künstler sich ausdrücken, studirt werden, d. h. in allen seinen Theilen und ihrer Beziehung zum Ganzen betrachtet, und um die Einzelschönheit und deren Zusammenstimmung zur Allheit befragt werden. Man erwäge hier nur den einen Umstand, den viele vielleicht für unbedeutend halten, die
30 Größe. Gothische Kirchen dürfen unter ein bestimmtes Maß der Größe nicht herabsinken, ohne daß ihre Wirkung beeinträchtigt wird. Die Gothik ist so ernst und groß, daß sie sogleich lächerlich wird, wenn man sie auf zu Kleines an-

wendet. Manche Gartenhäuschen, manche Gartenthore, manche Sommerhäuser auf grünen Hügeln geben in unserer Zeit ein trauriges Zeugniß dieser Thatsache. Es kann ein Plan einer gothischen Kirche tadellos sein, die Perspectivzeichnung das lauterste Ebenmaß zeigen; ist sie aber zu klein, ist alle Wirkung verloren. Es muß demnach nicht bloß der Techniker, der wissen will, wie viele Menschen die Kirche zu fassen vermag, den Plan derselben messen, sondern auch der, der ihn um die Schönheit befragt, wenn die Kirche fertig dastehen wird. So müssen auch die Größen der Theile und ihre Verhältnisse zu dem nächsten und endlichen Ganzen geschätzt werden. Daß die Gestalt zuletzt den entscheidenden Ausschlag auf Schönheit gibt, ist wohl jedem klar. Auch der Baustoff, wenn er zugleich mit dem Entwurfe gegeben wird, ist für Schönheit nicht gleichgiltig, ja er bedarf, wenn nicht andere unüberwindliche Verhältnisse gebieten, der eindringendsten Erwägung.

Da die Pläne des Mariendomes erst seit Beginn dieser Woche in dem Ausstellungssaale aufliegen, so behält sich der Schreiber dieser Zeilen, welcher eine Besprechung der ausgestellten Kunstgegenstände des Vereines nicht mehr länger zu verschieben vermochte, vor, eine Beschreibung des zukünftigen Domes nach seinen Einzelheiten, und, so weit es die Kräfte des Beurtheilers erlauben, auch eine Meinung über die Schönheit dieses Baues als einen kleinen Beitrag zu der Gesammtanschauung, die sich über diesen Gegenstand bilden wird, nieder zu legen. Er glaubt hiedurch auch allen denjenigen einen kleinen Dienst zu erweisen, welche an der wichtigen Landesangelegenheit des Baues eines Domes für die Diöcese großen Antheil nehmen, und nicht in der Lage sind, selber kommen und die Zeichnungen in eigenen Augenschein nehmen zu können, welcher Augenschein freilich besser ist als alle Beschreibung, weßhalb diejenigen, die an der

Sache Antheil nehmen, und denen es nur einiger Maßen ihr Beruf erlaubt, eine kleine Reise nicht scheuen, nach Linz kommen, und den eigenen Augenschein an den aufliegenden Papieren nehmen sollen. Der Schreiber dieser Zeilen hat sich übrigens auch nur vorgenommen, von dem Standpunkte der Kunst aus über die Pläne der Marienkirche zu sprechen; über die vielen anderen, wichtigen und nothwendigen Standpunkte zu urtheilen, die bei einem solchen Werke in Anbetracht kommen, hält er sich für noch weniger befähigt als über den Standpunkt der Kunst. Fachmänner werden nach ihrem Fache den Gegenstand betrachten, und vielleicht gelangen auch hierin öffentliche Urtheile zur Kenntnis der Landesbewohner, um dadurch ein Gesammturtheil, und aus diesem, wir hoffen es ganz zuversichtlich, eine Gesammtliebe des Gegenstandes hervorzurufen.

Wenn es erlaubt ist, nach kurzer Betrachtung auch schon eine Bemerkung über einen Kunstgegenstand niederzulegen, so würde der Schreiber dieser Zeilen sagen, daß ihm die Fenster des Domes zu wenig hoch erscheinen, und die Verhältnisse der Breite zur Höhe ein etwas gedrücktes Aussehen bieten. Dies schien sich ihm besonders bei Betrachtung der Längenansicht aufzuzeigen, in welcher ihm die Fensterreihe eher der heiteren Pracht eines mittelalterlichen Rathsaales als der Strenge einer Kirche zu entsprechen schienen. In der perspectivischen Zeichnung tritt dies weniger hervor, da in derselben die Sockel unter den Fenstern in demselben Tone gehalten sind, wie die Fenster, und daher als Fortsetzung derselben wirken, welches Verhältnis in der Beziehung zu der ganzen wirkenden Masse als ein sehr entsprechendes in das Auge zu gehen scheint. Deckt man sich aber die Sockel mit Papier, so scheint es, daß sich auch in der Perspectivzeichnung die zu geringe Höhe der Fenster bemerkbar machen will. — Der Gefertigte spricht seine Bemerkung aus, daß sie sich,

wenn sie irrig ist, durch die Betrachtung anderer widerlege, oder daß sie, wenn sie anerkannt werden sollte, einen geringen Beitrag zu einer allfallsigen Abänderung liefere.

Greil hat eine Bleistiftzeichnung ausgestellt: „Maximilian von Oesterreich begrüßt seine Braut Marie von Burgund". Die Zeichnung gereicht nach unserer Meinung dem jungen angehenden Künstler sehr zur Ehre, er beurkundet in derselben wieder sein entschiedenes Talent zur Composition, dessentwillen er von Linz aus in die Akademie der bildenden Künste zu Wien empfohlen wurde, und das er auch dort beurkundete. Im Einzelnen des Zeichnens wird er sich die nothwendige Vollkommenheit sonst aneignen. Die Angesichter der Hauptgestalten in der vorliegenden Zeichnung dürften nach unserer Ansicht unbeschadet der Bildnißähnlichkeit doch schöner zu halten sein.

In Nr. 1, 9, 25 und 28 hat Waldmüller F. G. aus Wien Studien ausgestellt, denen wir, wenn wir etwa Nr. 9 ausnehmen, keinen Beifall schenken können, ja Nr. 1 „Der Nothverkauf eines Kalbes", scheint uns in allen Theilen verfehlt.

Nr. 2 „Mondandacht an der Küste der Normandie", Marées Albert in München, hat viel Licht und das Meer geht gut hinaus. Das Land dürfte zu bleiern sein. Genauere Naturstudien werden den Künstler sehr fördern.

„Der Fischer von Göthe" von Krauthauf Ferdinand in Wien in Nr. 3 ist nach alten italienischen Mustern gemacht. Wenn aber alle Bilder schlechthin mit ihren durch das Alter erlittenen Unbilden nachgeahmt werden, erscheint uns das nicht als Studium der Alten. Wir vermissen auch die Innerlichkeit der Naivität und den Duft der Göthe'schen Dichtung.

Das „Wirthshaus" von Voltz Ludwig in München Nr. 6 erscheint uns fleißig gearbeitet.

Das Bild von Altmann A. in Wien Nr. 10 dürfte doch zu weit vom Naturstudium entfernt sein.

Nr. 12 „Sennerin bei den Kühen und Schafen" von Habenschaden S. in München ist mit Fleiß und Zartgefühl gemalt, der Künstler möge die Kraft des Lichtes und die Klarheit der Schatten in der Natur recht oft betrachten, dann wird sich das Trübe, das diesem Bilde noch anklebt, verlieren.

Nr. 13 „Das Höllengebirge mit dem Moorbade Zipf" von Obermüllner in München war schon im vorigen Jahre gegen Ende der Ausstellung zur Ansicht gebracht. Das Bild ist in einzelnen Theilen vortrefflich, ja geradezu meisterhaft. Wir rechnen hiezu die rechte Seite des Wolkenhimmels, die fast unübertrefflich ist, dann das Höllengebirge, den Wald vor demselben, und die hinteren Wiesen. Diese Theile sind von dem jungen Künstler mit einer Tiefe und Gestaltungskraft behandelt, welche eines erfahrenen Meisters würdig wäre. Wenn dies nicht etwa zufällig ein sehr gelungener Wurf ist, sondern mit Naturbewußtsein gestaltet, so dürfen wir, wenn der Künstler unbeirrt von Methoden oder Genossenschaftseinflüssen dem treuen Studium der Natur anhängt, ihm eine genugthuende Zukunft weissagen. Wir haben von ihm kein schöneres Bild gesehen als dieses. Die linke, obere Ecke der Luft dürfte zu flach sein, und mit der übrigen Luft nicht stimmen. Der Vordergrund sollte wahrer und minder trüb sein.

In Nr. 14 und 7 hat Löffler E. aus Wien Bildnisse ausgestellt, von denen uns 14 fleißig und gegenständlich ausgeführt erscheint.

Von Stademann A. in München dürfte die „Eislandschaft" in Nr. 15 befriedigen. Sein Mondschein in Nr. 5 aber scheint uns weit hinter dem zu stehen, welchen der

Verein im vorigen Jahre von ihm gekauft hat. Der Duft ist in etwas Wolliges und Mehltges ausgeartet.

Die „Pflanzen aus den Hochalpen Salzburgs" in Nr. 16 von Schuster in Wien haben etwas emsig und mit Studium Ausgearbeitetes, dürften aber kaum in dieser Ordnung auf dem Hochgebirge gewachsen sein.

Kannemanns C. in Breda hat in Nr. 17 und 21 Seestücke ausgestellt, in denen er wieder, wie wir es von ihm gewohnt sind, den Wellenschlag überhaupt, und dann die Färbungen der nordischen Meere trefflich bildet, der Himmel dürfte in beiden Stücken zu flach und eintönig sein.

Der „Gardasee" von Zimmermann Albert in München in Nr. 18 dürfte schwächer sein, als wir es von diesem Meister zu sehen gewohnt sind. Der Himmel erscheint uns meisterhaft gemalt, dann aber sind die ihn schneidenden Berge und der See nicht tief genug in Färbung, um ihn zurück zu drängen und zu klären. Der Mittelgrund erscheint uns zu unbestimmt gelblichbraun, und im Vordergrunde treten nach unserer Meinung kalte Mauertöne störend heraus.

Die „betenden Kinder" von Fröhlich J. in München in Nr. 20 sind ein ansprechender Gegenstand, dürften aber in den Schatten zu gleichmäßig schwarz sein.

Hantsch A. in Wien hat zwei Bilder ausgestellt. In Nr. 22 „Abend am Chiemsee" und in Nr. 24 „Das Wetterhorn bei Rosenlaui in der Schweiz." In beiden Bildern zeigt sich der warmfühlende Künstler. Der Vordergrund in Nr. 22 ist im Halbdunkel des Abendschattens sehr anmuthig hingestellt. Das Stilleben der menschlichen und der Thiergestalten zeigt sich sehr ansprechend, und über dem Hintergrund ist der Duft des Abendlichtes ausgegossen. In Nr. 34 ist der Vordergrund zart und kräftig durchgeführt. In beiden Bildern, scheint es uns, sollten die Berge mehr in die sie umgebende Luft getaucht sein, und in Nr. 22 dürfte

diese Luft als Abendluft klarer hinter das Haus zurückgehend zu halten gewesen sein.

Mövius H. aus Düsseldorf hat in Nr. 24 „Cap Misene am Eingange vom Golfe von Neapel“ ein Bild von großer Meisterschaft ausgestellt. Hier ist kein Versuchen, kein Tasten in unbestimmten Richtungen, kein Hingeben an verführerische Farben, sondern das klare Bewußtsein dessen, was ist, das Versenken in die Schönheit desselben und die bestimmte Darstellung dieser Schönheit. Man könnte sagen, jeder Pinselzug in diesem Bilde ist ein klassischer und entschiedener, daher gewinnt das Bild jene unbeschreibliche Klarheit, Ruhe und Durchsichtigkeit, die es hat. Das Vorgebirge stellt sich mit seinen gelblichbraunen Felsen gegen das blaue Mittelmeer, dessen Bläue vielleicht das schönste Landschaftsblau ist, das die Natur kennt. Auf ihrem Rücken tragen die Felsen das durch den Süden verbrannte Gras, grauliche Olivenbäume, und an der äußersten Spitze gegen die See ein kleines, leuchtendes, weißes Gebäude. Von ihrem Fuße geht gegen den Vordergrund, der ein kleines Strandstück mit einem flachen Steine und einem Fischerkahne darstellt, der langgestreckte Wellenschlag des Meeres, der in seinen Spiegelfurchen hinterseits das Leuchtgelb der Felsen, vorderseits das Blau des Himmels zeigt, und zwischen beiden hie und da die örtliche, grüne Farbe des Wassers durchblicken läßt. Seitwärts der Felsen hat das Wogen des Meeres das Blau und Silber des Tages. Hinter dem Vorgebirge streicht ein Lüftchen, das an dem langen, dunkelblauen Striche, den es auf das Meer legt, erkennbar wird. Hinter diesem Blau leuchtet die lange, feine, gerade Linie des Strandes von Neapel und seiner Umgebung mit der fortlaufenden Kette von Gebäuden, und hinter diesen sind die sonnigen, absteigenden Flächen des Vesuves mit ihren lieblich blauen Schatten und der sanft gebogenen Rauchsäule des Gipfels.

Der Himmel ist heiter, und hegt gegen seinen Scheitel die sogenannten Schäfchenwolken. Uns Nordländern mag die Einfachheit der Linien und die Ruhe der großen Massen, die dort wirken, etwas fremdartig sein, und den Eindruck abschwächen; aber sicher gehört dieses Bild zu jenen, die, wie 5 es jedem Kunstmeisterstücke eigenthümlich ist, immer schöner werden, je länger man es besieht.

Gehen wir gleich von diesem Bilde zu einem anderen über, das mit ihm um den Siegespreis ringt. Stellt Mövius den heißen, heiteren, ausgebrannten Süden dar, so zeigt 10 sich uns in Nr. 31 „Motiv aus dem Salzkammergute“ von August Piepenhagen aus Prag der frische, feuchte, duftige lichtglänzende Norden. Sonnige Hochberge mit Schneestellen gehen aus der leichtnebligen Luft vorwärts, legen ihre Dämmerschatten nach abwärts, hegen den dunkeln, tiefdämmerigen 15 Seespiegel zu ihren Füßen, und heben sich in blaulicher Schattenwand von dem vordern, grünen und felsengeschmückten in der Sonne glänzenden Abhange ab, der auch seine Farben wieder in dem See spiegelt. Schön gebaute Steine mit leuchtendem Moose, Gräsern und Kräutern bedeckt, und 20 sonnige Gesträuche, die sich gegen die dunklen Berge zeichnen, schließen in der linken, vordern Ecke das Gemälde ab. Ein Schiffchen, das auf dem See fährt, und das man fahren zu sehen wähnt, belebt die Einsamkeit, die auch durch ein paar Häuschen am Seestrande gemildert wird. Kaum hat man 25 das Sonnenleben und die Schattenruhe unserer Berge, so wie das Stille und Glatte unserer Seen treuer und schöner dargestellt gesehen als auf diesem Bilde. Der Ton der luftigen Schatten der Gebirge biethet oft den bedeutendsten Künstlern große Schwierigkeiten, ebenso die dunkle Farbe der 30 ruhenden Seen. Hier sind sie mit der wahrsten Naturtreue und der größten Durchsichtigkeit wiedergegeben, daß man sie in Wirklichkeit zu sehen meint. Zugleich hat der Künstler

XI. Zu Seite 134



Oelbild auf Leinwand (o. J.). Gem. von Ad. Stifter.

Landschaftsstudie aus dem Hochgebirge.

Besitzer: Die Gemäldegallerie im Rudolfinum in Prag.

XI.

Zu Seite 184.

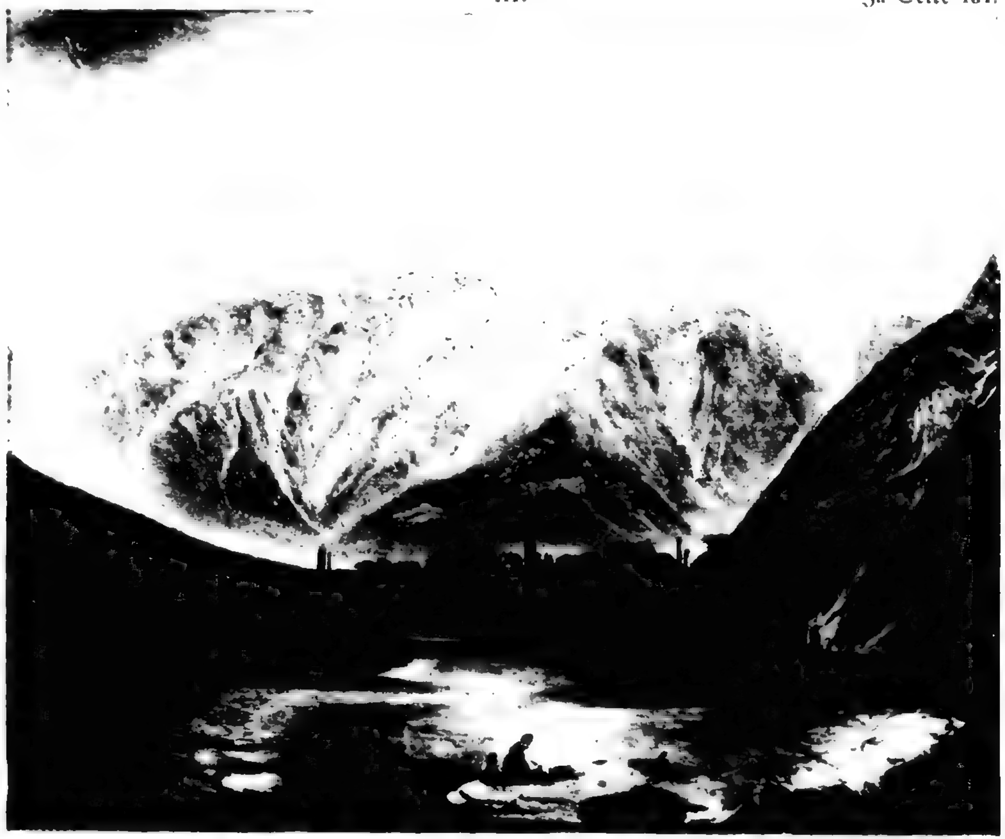
XI. Zu Seite 184.



Oelbild auf Leinwand (o. J.). Gem. von Ad. Stifter.

Landschaftsstudie aus dem Hochgebirge.

Besitzer: Die Gemäldegallerie im Rudolfinum in Prag.



Oelbild auf Leinwand (o. J.). Gem. von Ad. Stifter.

Landschaftsstudie aus dem Hochgebirge.

Besitzer: Die Gemäldegallerie im Rudolfinum in Prag.

seinen Gegenstand mit der innigsten Liebe und tiefsten Wärme behandelt, so daß man den Ausdruck gebrauchen möchte, es wohne eine reizende Süßigkeit in diesem Bilde. Die Bewohner unseres Landes werden es wohl, da ihnen solche 5 Gegenstände bekannt und vertraut sind, dem von Mövius vorziehen. Es wäre ein Gewinn, wenn der Wunsch in Erfüllung gienge, daß Piepenhagen gleich dem trefflichen Mövius unseren Verein jährlich mit einem so schönen Bilde beehrte.

10 Der „Sommer“ von Pergel L. in München Nr. 26 hat leichte, schöne Wolken, die Räume dürften wohl etwas beweglicher und durchbrochener sein.

Seidl August in München hat uns schon manches tiefgedachte und schöne Bild gesendet. Wir versprachen uns 15 von diesem Künstler eine bedeutende Zukunft. Aber schon in dem vorjährigen, schönen Bilde fanden wir einen Hang zum bloß Decorativen, welcher sich in dem heurigen Bilde Nr. 27 „Mittag am Starnbergersee, Kornernte“ noch entschiedener ausspricht. Dieses Gehen nach oberflächlicher Ge- 20 sammtwirkung ohne näheres Eindringen in die Wirklichkeit und Nothwendigkeit der Dinge und ohne die tiefe Liebe für sie dürfte auch ein treffliches Talent, wie es Seidl gewiß ist, endlich schmerzhaft verflachen.

Die „Holländische Rheingegend“ von de Hay in 25 Amsterdam in Nr. 30 hat die Lehmgründe und Kühe im Vordergrunde sehr gut, minder spricht uns der Hintergrund und die Luft an.

Lange Julius aus München hat in Nr. 32 ein großes Bild „Landschaft mit kriegerischer Staffage“ ausgestellt, an 30 dem viel Fleiß ist, wir glauben aber Naturstudium empfehlen zu müssen.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines.

(1860.)

In der jetzigen Ausstellung befinden sich 28 Gegenstände, lauter Ölgemälde. Weil ein bedeutendes Bild nur 14 Tage in Linz bleiben konnte, so mußte, um dieses Bild zur Anschauung bringen zu können, die Ausstellung etwas früher eröffnet werden, als es den Künstlern angezeigt war. Deßhalb sind noch mehrere und darunter werthvolle Kunstgegenstände unter Wegs, welche bei dem nächsten Wechsel werden zur Anschauung gebracht werden.

In der gegenwärtigen Aufstellung sind, wie es bei Ausstellungen von Werken lebender und in Thätigkeit befindlicher Künstler nicht anders sein kann, Gegenstände von größerem und minderem Werthe zugleich vertreten, da nur in bleibenden, öffentlichen Bildersammlungen eine strenge Auswahl getroffen, und das im höchsten Sinne Künstlerische zur Bildung und zum Unterrichte der Nachwelt aufbewahrt werden kann.

Wir finden in der gegenwärtigen Aufstellung mehrere der Beachtung würdige Gegenstände, und erlauben uns Einiges davon in künstlerischer Beziehung nach unserer Einsicht zu bezeichnen, da wohl eine Aufzählung und Besprechung aller vorhandenen Werke nicht den Raum in diesen Blättern und nicht die Aufmerksamkeit der Leser finden würde.

Die zwei Seebilder Kannemanns in Breda Nr. 2 und Nr. 6 sind in der bekannten Art dieses Künstlers gehalten, der den gleichen Kreis zu beobachten liebt. Wir halten das unter 2 ausgestellte für das ausgearbeitetere.

Linnig Egid in Antwerpen hat sein Seebild „Quarantaine-Platz bei Antwerpen“ Nr. 5 sehr fleißig behandelt, uns erscheint die Farbe der Wogen etwas zu giftig blau.

„Der gute Hirt" von Maassen Theodor in Düsseldorf Nr. 10 erscheint uns als ein ausgezeichnet gedachtes und durchgeführtes Bild voll Ernst und Würde.

In Nr. 12 hat Piepenhagen August aus Prag ein kleines Bild ausgestellt, auf welchem ein Nebelsturm (im Kataloge verdruckt mit „Stern") dargestellt ist, welcher Sturm in der Nebelbildung in den Gebüschen und in der Gewandung der kleinen Staffage sichtbar ist. Das unscheinbare Bildchen, ganz mit der tiefen Phantasie dieses Künstlers hingezeichnet, dürfte den Kenner nicht so kurz beschäftigen.

In der „Häuslichen Scene" von Weddige in Amsterdam Nr. 13 ist manches sehr naturwahr und richtig, dennoch konnte der Künstler eine ruhige Einheit nicht in das Bild bringen.

„Der Türkensturz bei Sebenstein in Österreich im Jahre 1532" von Till Leopold in Wien Nr. 15 ist ein historisches Bild, und wir müssen es dem Künstler sehr danken, daß er dieses so ernste und herrliche, aber eben so verwaiste Fach in Pflege genommen, wir müssen auch das Lebendige der Zeichnung hervorheben, das mitunter in's Schreckliche geht, und glauben nur, daß der Künstler der epischen Wirkung näher kommen wird, wenn er die Farbe in künstlerische Ruhe und in tiefen Ernst wird gestimmt haben.

Axmann Ferdinand in Wien hat in Nr. 16 einen männlichen Studienkopf ausgestellt, welcher, wenn man auch sieht, daß er das Werk eines Aktstudiums ist, und daß der Kopf und der Helm der Zeit nach auseinander liegen, doch so viel wirkliches Leben, eine so kräftige Modellirung und eine so markige Farbe zeigt, daß wir dem noch sehr jungen Künstler Glück wünschen, wenn er im Geiste dieser Bahn fortfährt, und seine Erzeugnisse aus dem wirklichen, lebendigen Leben schöpft. Bewunderung verdient das Auge, welches

klar und durchsichtig ist, und wirklich blickt, was so wenige gemalte Augen thun.

Nr. 17 „Der Klosterorganist“ von Maassen Theodor in Düsseldorf ist das Bild, dessentwillen die Ausstellung früher eröffnet worden ist, und dieses Bild verdiente auch die Aufmerksamkeit. Es erscheint uns so schön, wie es wenige in unserer Zeit und in der Kunst überhaupt gibt. Ohne der geringsten Sucht nach Virtuosenthum oder Anwendung einzelner Kunststückchen hat der Maler eine technische Wirkung hervorgebracht, die erstaunlich ist. Noch höher aber steht die künstlerische. Wir befinden uns auf dem Musikchor einer Kirche, ziemlich weit zurück, da wir den größeren Theil des Chors und die Gewölbung und die Fenster der Kirche erblicken können. Der Chor ist im Helldunkel, die Kirche durch die Fenster klar erleuchtet. An der Orgel sitzt ein Mönch und spielt. Von der Andacht und dem Spiele ergriffen zeigt er uns ein von seitwärts erblicktes, erhobenes Antlitz. Ein Kirchenfürst, der in einem Seitenstuhle saß, und in einem großen Buche las, läßt das Buch sinken, und blickt auf ihn. Ein junger Mönch an der Chorthür halb stehend und halb auf einem Stuhle knieend stützt sein gesenktes Haupt mit der Hand. Ein Ministrant an der Chorbrüstung sollte aus einem Buche beten, er blickt aber seitwärts auf den Orgelspieler. Neben ihm ein Mönch mit der Kapuze über dem Haupte ist in tiefe Andacht versunken. Aus der Tiefe der Kirche steigt Weihrauch empor. Aus dieser schwachen Beschreibung möge man die Vergeistigung dieses Bildes entnehmen. Aber nur der wirkliche Anblick bringt sie erst in's rechte Bewußtsein. Wie gleich bewunderungswürdig ist das Aufhorchen des Greises und des Knaben, und doch wie verschieden! Hier das Milde des Greises, der viel gesehen und gelitten, dort das Frische des Knaben, vor dem erst die Zukunftswelt liegt. Im jungen Mönche sind Gefühle der Weh=

muth, in dem älteren mit der Kapuze ist die gewohnte Andacht, die durch die Orgel gesteigert ist, aber er lebt der Andacht, nicht den Tönen. Zu dieser geistigen Durchbildung gesellt sich eine Technik des Vortrags, die kaum freier und vollendeter sein könnte. Jeder Gegenstand, von der Orgel bis zum letzten Bücherdeckel herab, stellt sich wirklich und körperlich dar, er steht, liegt, lehnt frei, und zeigt nur sich, nicht Farben. Zugleich ist eine Ruhe und künstlerische Anordnung aller Dinge vorhanden, die vom Gefühle eines Meisters spricht, dem Bilde einen großartigen Ernst, und dem Beschauer einen völligen Abschluß in seinem Gemüthe gibt. Wir wünschen dem hohen Fürsten Glück, der dieses Bild in sein Eigenthum gebracht hat.

In Nr. 20 hat unser Landsmann Obermüllner Adolf eine Landschaft, „Die drei Thorspitze im bairischen Hochgebirge" ausgestellt, welche zu den allerbesten Arbeiten dieses jungen strebsamen Künstlers gehört. Wir müssen sehr dieses Trachten nach immer größerer Ruhe und Stimmung nur im höchsten Maße billigen, und erlauben uns nur aufmerksam zu machen, daß über diesem technischen Streben der Vortrag nicht in's Trübe gerathe, und nicht den Gesetzen der Wirklichkeit Gewalt anthue.

Von Hansch Anton in Wien ist in Nr. 21 ein ansprechendes Bild „Der Vierwaldstädter See" ausgestellt.

Till Johann aus Wien hatte in Nr. 23 „Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe" ausgestellt. Es ist nach dem bekannten Gedichte Kerners gemalt. Wie das Gedicht romanzenhaft ist, ist auch das Gemälde romanzenhaft. Etwas mehr Geschichtsmalerei erschiene uns angezeigter. Sonst ist aber das Bild markig, und sehr geschickt behandelt. Es erinnert an die ruhenden Pilger vom vergangenen Jahre.

In Nr. 26 und 27 sind Landschaften von Piepenhagen aus Prag. 26 ist eine duftige, sonnige, anmuthige Alpen-

landschaft, 27 ein einsames, nebliges Abendbild. In der Gebirgslandschaft ist all jener Sonnenreiz und jenes duftige Weben, welches wir in seinem, im vorigen Jahre hier ausgestellten Bilde bewunderten, vorhanden. In der Abendlandschaft ist eine solche Stimmung der Öde, daß wir sie fast eine ossianische Trauer nennen möchten. Beide Bilder so wie das oben besprochene zeigen die tiefe arbeitende Phantasie des Künstlers; aber alle drei scheinen auch zu zeigen, daß ihn diese Phantasie fortreißt und über manches Stück der wirklichen Natur hinausführt.

Das „Februarwetter" in Nr. 28 von Lange G. in Düsseldorf scheint uns theilweise vortrefflich gemalt. Manche Gegenstände, wie z. B. das Eis, die Bäume, Theile der Baulichkeiten scheinen uns meisterhaft, nur däucht uns, daß die Schneeschatten zu entschieden gefärbt sind, und manche blaue Stellen z. B. im Innern des Hauses, ober dem Rauchfange, aus dem Bilde herausfallen.

Möge dieses Wenige über die gegenwärtige Ausstellung nicht zu viel sein.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines.

(1860.)

Mit Anfange dieses Monates ist ein theilweiser Wechsel der Gemälde in den Ausstellungsräumen des oberösterreichischen Vereines für bildende Kunst vorgenommen worden, indem einige Bilder fortgesendet werden mußten, andere noch da bleiben konnten, und neue an die Wände kamen. Der Verfasser dieser Zeilen ist seit mehreren Jahren nach seinen schwachen Kräften bestrebt gewesen, zur Emporbringung des Geistes der schönen Kunst in dem schönen Lande Oberöster-

reich beizutragen, in welchem Lande der Kunstgeist in der neueren Zeit eingeschlummert war, während er früher in einem sehr hohem Maße daselbst verbreitet gewesen sein mußte, wie die noch äußerst zahlreich vorkommenden Überreste treff= licher Kunst in allen, oft den ärmsten und abgelegensten Theilen des Landes beweisen, welche Überreste beinahe aus= schließlich der Baukunst und Bildhauerei angehören. Sie mußten damals nicht bloß verfertigt, sondern auch, weil sie so verbreitet sind, verstanden worden sein. Ein Kreis edler Männer hat sich zusammengethan, um mit Wort und That zur Emporbringung der Kunst hierlands zu wirken. Ein Mann des höheren Adels des Landes, in fast allen Kreisen geliebt und geehrt stand früher an der Spitze, seit dessen Tode steht ein würdevoller Kirchenprälat an derselben. Viele Männer und Frauen des Landes, denen es wahrhafter Ernst um die Sache ist, haben sich diesem Kreise angeschlossen, ja auch Bewohner anderer Kronländer sind beigetreten, um so= wohl durch Beiträge als auch durch Erweiterung des Vereines für die Zwecke desselben zu sorgen. Mannigfach groß und kaum geahnt sind die Hindernisse, mit denen der Verein zu kämpfen hat. Sie liegen theils in der Natur der Sache, theils in der Verschiedenheit der Ansichten, theils in Übel= wollen und Eigennutz, theils in der früheren nachwirkenden Theilnahmlosigkeit, und endlich auch in hie und da vor= kommender nicht besiegbarer Unkenntniß. Die Hindernisse sucht man zu bewältigen, und wen die Liebe und der Eifer für die Sache beseelt, der trägt auch die schmerzlichen Ge= fühle, die sie nothwendig erregen müssen, mit leichterem und fröhlicherem Muthe. Möchten doch recht viele mitwirken, und thatsächlich Hand an das Werk legen, daſs das Land, welches vor vielen auf der Erde durch so herrliche Reize der Natur gesegnet ist, auch mit den Gebilden der Kunst in einem fortschreitenden, immer höherem und höherem Maße

leuchte, welche Gebilde ihren sanften Schein, der so recht eigentlich menschlich ist, auf die Bewohner werfen, und sie in höhere und lichtere Kreise ziehen. Wir möchten hier an das erinnern, was der von unserem Volke fast allgemein geliebte Sänger Schiller sagt:

> Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
> In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
> Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern:
> Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Wenn die Anfänge schwer sind, wenn Muth und Vertrauen erst geweckt werden müssen, wenn Unzulängliches manches Mal an die Stelle des wünschenswerthen Trefflichen gestellt werden muß, wenn der Eintracht und des Zusammenwirkens willen öfter die Nothwendigkeit von Zugeständnissen an die Schwächeren eintritt, so mögen die, welche sogleich das Herrlichste verwirklicht haben möchten, an das alte Sprichwort denken, daß das Beste der Feind des Guten ist. Vom Bessern geht man zum Besten. Fast in der ganzen Natur ist dieses Gesetz, und wenn in einer Körperschaft das Streben vom Besseren zum Besten ersichtlich ist, so muß man mit Muth dieses Streben stützen, und dadurch eben das Erringen des Besten näher rücken. Wenn die, welche für sich größere Kunstvortheile von dem Vereine fordern zu können glauben, in Erwägung ziehen, daß der Verein seinem Wesen nach allen gerecht zu werden streben muß, daß er daher die Kunstgaben für alle am trefflichsten will, daß aber dann auch diese Gaben vorerst vorhanden, und in dem Bereiche der Vereinskräfte liegen müssen: dann werden sie von ihren augenblicklichen kleineren Anliegen absehen, und durch Mithilfe jenen größeren Nutzen zu erzielen streben, den die Kunst im Vereine mit anderen Mächten der Völker, mit Wissenschaft, Handel, Gewerbfleiß, Bodenpflege in geistiger Beziehung in

die Länder bringt, und sie über ihre Nachbarn empor hebt. Und gerade durch einträchtiges Zusammenwirken und durch Unterordnen einzelner Ansichten unter das Allgemeine stärkt man das Ganze so, daß es dann eben jenes gewünschte Beste eher zu bieten im Stande ist. Durch Beharren auf auseinandergehenden Gedanken, durch bloßes Reden, Besprechen, Beurtheilen und Verurtheilen sind große Reiche gefallen, und ist niemals das Gute, ja nicht einmal das annähernd Gute erzielt, sondern es ist vernichtet worden.

Wenn im Vereine Irrthümer, Mängel, selbst Mißgriffe vorkommen — wo ist die Anstalt, in der das nicht möglich wäre — so sind diese Dinge gerade durch Anschluß an den Verein, durch Theilnahme an seinen Strebungen, durch freundschaftliches Besprechen und durch endliche Hingebung an die wahren Zwecke des Vereines sicherer zu beseitigen, als durch Fernhalten und Entfremden. In den Gesetzen des Vereines ist gerade durch Anschluß an ihn, durch Theilnahme an seinen Versammlungen, durch Wahlen, durch Antragstellen die Möglichkeit geboten, jeden Mißstand auf ein Kleinstes herab zu bringen. Der Verfasser dieser Zeilen sagt das alles, um auf die verschiedensten Bemerkungen, die gemacht werden könnten, nach seiner Fähigkeit eine Antwort zu geben.

In neuester Zeit hat sich auch hierlands eine Körperschaft für kirchliche Kunst im Allgemeinen gebildet, um die Kunst in ihrem erhabensten Berufe als Dienerin der Religion im Bereiche dieses Kronlandes dem erhabenen Zwecke immer näher und näher führen zu helfen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes ist beiden Vereinen nach Maßgabe seines Vermögens beigetreten, und hat auch, da ja nicht bloß Vereinsmitgliedern, sondern auch andern manche Nachricht über das Wirken des Vereines noth thut, nicht als Vereinsmitglied, noch weniger als Beauftragter des Vereines sondern als Privatmann, jedoch beseelt für die Sache

der Kunst, manche Ansprache über den Verein und dessen Wirken so wie über Kunstgegenstände überhaupt in die Öffentlichkeit ergehen lassen.

Bei den Ansprachen, welche der Verfasser dieses Aufsatzes über den oberösterreichischen Kunstverein zu Zeiten in diesen Blättern veröffentlichte, wird es wohl den Lesern schon aufgefallen sein, daß sie, selbst wenn sie über einzelne Kunstwerke sprachen, nicht eigentlich sogenannte Recensionen sind, wie sie sich in dem neueren Zeitungswesen entwickelt haben, sondern daß sie, wie die anderen Aufsätze, welche der Verfasser in seiner Eigenschaft als Conservator der Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmale für Oberösterreich zeitweise zu veröffentlichen für Pflicht hält, den Zweck haben, die Kunst in diesem Lande heben und fördern zu helfen, daß sie daher sich mehr mit dem allgemeinen Wesen der Kunst und wie dasselbe zu hegen, zu pflegen und zu entwickeln sein dürfte, als mit dem Einzelnen, was geboten wurde, mit den vereinzelten Schönheiten und Fehlern desselben, beschäftigen. Sie waren daher, wenn sie über die Ausstellungen handelten, eigentlich Berichte über das, was durch die Bemühungen des Vereines, durch freundliches Entgegenkommen der Künstler, durch die Thätigkeit der Vereinsagenten und durch die wachsende Ausbreitung des Vereines wieder an Gegenständen der schönen Kunst geboten werden konnte, wobei immer hingewiesen wurde, daß durch Zusammenhalten und Zusammentreten stets Umfassenderes und Schöneres erzielt werden könnte. Diese Berichte haben daher nie alle in Ausstellungen befindlichen Gegenstände behandelt, das wäre selbst für Leser, welche die Ausstellungen besucht haben, um wie viel mehr für andere ermüdend geworden, sondern sie haben auf das Gebotene im Allgemeinen aufmerksam gemacht, und zum Belege Einzelnes angeführt, ohne darum für das Nichtangeführte einen Tadel

aussprechen zu wollen. Sie haben darum den Gegenstand meist zu beschreiben versucht, haben sich bestrebt, in sein Wesen einzugehen, und von dem aus ihn zu sehen, und wenn sie Wünsche anbrachten, war es nur, um anzuregen, wie man weiter bauen könne. Von bloßen Verneinungen oder lediglichen Aufzählungen der Fehler haben sie sich enthalten, weil dadurch selten gebaut, und durch Verbitterung, die sich nothwendig erzeugt, meist zerstört wird. Auch dürfte zu erwägen sein, daß zeitweise Kunstausstellungen, wie der Verfasser schon früher einmal erwähnt hat, nicht stehende Kunstsammlungen sind. Zeitweise Kunstausstellungen führen uns das Kunstbestreben der lebenden Kunstjünger bruchstückweise vor Augen, es ist da ein Lernen vor uns ausgebreitet, daher es nicht anders sein kann, als daß Unvollendetes, Unzulängliches, Anstrebendes, ja auch Schwaches vor uns erscheinen wird. Nebenbei sind ja solche Ausstellungen mehr oder minder ein Markt. Stehende Kunstsammlungen sind in der Regel aus dem Besten aller Zeitstrebungen entstanden, das Schwache der früheren Zeiten hat sich meist verloren oder ist zu Grunde gegangen. Sie haben die Kunstbildung und den Kunstunterricht der Völker zum Zwecke. Sie wären eigentlich die Blüthe der Zwecke der Kunstvereine, wenn nicht noch gar so viele Hindernisse im Wege ständen, namentlich Kurzsichtigkeit der Menschen, Eigennutz, Theilnahmlosigkeit, lauter Dinge, welche aus dem Verfalle der Kunst herstammen, der nach der herrlichen Kunstblüthe der früheren Jahrhunderte namentlich durch den unseligen dreißigjährigen Krieg eingetreten ist, und erst langsam zu weichen beginnt. Selbst Sammlungen einzelner Menschen, die sie zunächst zu eigenem Kunstgenuß angelegt haben, dienen auch dem Zwecke der Kunstbildung und des Kunstunterrichtes, da sie selten nur dem Besitzer allein, sondern meistens auch anderen zugänglich sind. Es scheint daher einleuchtend, daß von Kunstausstellungen anders

gesprochen werden müße als von Kunstsammlungen, namentlich, wenn es sich bei letzteren darum handelt, ob gewisse Gegenstände in dieselben aufgenommen werden sollen oder nicht. Daß die Ansprachen des Verfassers über Kunst und Kunstdinge sich nicht als endgültige Urtheile, sondern nur als die Ansichten eines einzelnen Mannes, der die Kunst liebt und ihr mitunter die schönsten Stunden seines Lebens verdankt, geben wollen, dürfte wohl aus der Fassung derselben ersichtlich sein.

Der Verfasser hat diese Rücksichten hier darum erneuert ausgesprochen, damit der Standpunkt, von dem aus er seine Wirksamkeit betrachtet wissen möchte, nicht außer Augen gerathe.

Der Verein hat nebst andern Erfolgen durch seine Verwendung bei Künstlern und durch deren gefälliges und wahrhaft dankenswerthes Entgegenkommen, selbst mitunter von Meistern ersten Ranges, dann durch das anerkennenswertheste Entgegenkommen einzelner Besitzer von Kunstwerken, die dieselben mit Verzicht auf monatelangen Besitz und mit Gefahr der Beschädigung dem Vereine zur Ausstellung überließen, es möglich gemacht, daß jährlich eine Ausstellung von Kunstwerken, die sogar öfter gewechselt werden konnten, in Linz statthatte. In diesen Ausstellungen waren mehrmalen schon Meisterwerke unserer Zeit enthalten, wie sie sonst nur in Hauptstädten großer Reiche und in besonderen Kunstländern gesehen werden. Man erinnere sich nur an die Kunstwerke des Herrn Prinzen von Rohan und des Herrn Grafen von Breuner. Daß dies für eine nicht gar große Stadt wie Linz und für ein so kleines Land wie Oberösterreich möglich wurde, danken wir mehreren Umständen. Zuoberst hat sich in dem Lande eine bedeutende Theilnahme für den Verein geoffenbaret. Der Verfasser dieses Aufsatzes war in Anbetracht der Kleinheit des Landes und der früher beobachteten

Kunsttheilnahmlosigkeit in demselben ein Gegner der Gründung des oberösterreichischen Kunstvereines, da er meinte, derselbe werde nicht zu Kräften kommen können. Er freut sich, daß er sich geirrt hat, und daß die Theilnahme des Landes an Kunstdingen, die sich an andern nützlichen Dingen schon so oft bewährt hat, auch nur einer Anregung bedurfte, um werkthätig aufzutreten. Daß deßohngeachtet eine Vermehrung der Beitritte wünschenswerth ist, geht aus der Natur der Sache hervor, damit immer tüchtiger, edler und vor allem nachhaltig könne gewirkt werden. Die Kunst ist kein Gewächs, das schnell und bei jedem Wetter aufschießt, sie ist ein edler Baum, der eine reine Sonne manche Jahre und treue Pflege braucht, um seine Krone zu entfalten, der aber dafür auch köstliche und erlesene Früchte bringt. Immer hat es einzelne Pfleger dieses Baumes gegeben, sie haben Großes erreicht und die Geschichte hat sie mit Dank genannt; aber Größeres und Dauernderes würde erreicht, wenn ein Volk der Pfleger wäre. Unsere Zeiten sind auf dem Wege, aber erst nur auf dem Wege dazu. Einen ferneren Beitrag zu dem Erfolge des Vereines haben einzelne Männer desselben geleistet, die im Lande zerstreut als Agenten desselben aus reiner Kunstliebe ohne einen anderen Lohn als ihr Bewußtsein für den Verein wirken. Endlich, obwohl der Verfasser selber zu dem Verwaltungsausschuße des Vereines gehört, muß auch desselben gedacht werden, von dem fast alle Mitglieder mit Aufopferung ihrer Zeit und anderer Vortheile eifrig und thätig für die Zwecke des Vereines wirken. Zur Beschaffung von Kunstwerken haben namentlich einzelne ihre Verbindung mit Künstlern und Kunstbesitzern benützt. Schließlich muß auch jenen der Dank gesagt werden, welche zu Zeiten Kunstwerke ankaufen, und dadurch Kunstbildung und Kunstunterricht im Lande nähren, und Künstler aneifern, wieder etwas hieher zu senden. Man wende mir nicht ein,

daß diese Einkäufe doch hauptsächlich im Antriebe des eigenen Kunstgenusses erfolgen: der Kunstgenuß ist etwas Hohes und Gutes, und jedes Gute, das auch nur als Gutes auf einer kleinen Stelle angestrebt wird, kann gar nicht anders, als auch in größeren Kreisen als Gutes wirken. 5

Nach dieser allgemeinen Darstellung, deren Länge und deren vielleicht auch ermüdende Ausführlichkeit man mit dem Zwecke für Kunst und ihre Ausbreitung gütig entschuldigen wolle, dürfte nun auch noch etwas über die gegenwärtige Ausstellung folgen können. 10

Die gegenwärtige Ausstellung ist ziemlich reichhaltig geworden. Sie enthält 38 Kunstwerke, und darunter manches, das dem Kunstfreunde Vergnügen bereiten dürfte. Derjenigen Werke, welche schon in der ersten Aufstellung enthalten waren, und die in einem früheren Aufsatze dieser Blätter angeführt 15 worden sind, wird wohl nicht mehr erwähnt werden dürfen.

Auf der ersten Wand begegnen uns einige neue Stücke, welche unsere Aufmerksamkeit erregen könnten. Klein Wilhelm in Düsseldorf hat in Nr. 7 einen „Abend am Seestrande" ausgestellt, in welchem Bilde besonders der gegen den Rand 20 des Meeres hinaus gehende Himmel durch seine sonnige Wärme und Wahrheit ansprechen dürfte. Auch der Strand und die Schiffe erscheinen uns gut gehalten. Derselbe Künstler hat in Nr. 29 ein kleines Bild ausgestellt: „Festung Ehrenbreitstein", in welchem die Luft und das klare gegen Abend 25 neigende Licht, das auf den hinteren Bergen und den Gebäuden ruht, uns wohlthuend anspricht.

Heilmeier Karl hat in Nr. 12 eine „Dorfparthie bei Mondbeleuchtung" ausgestellt, welche wieder den flimmerigen und mondlichen Schimmer enthält, den dieser Künstler gerne 30 aufführt. Uns scheint das Bildchen auf eine Nacht etwas zu licht. Dasselbe möchten wir von Nr. 13 sagen „Mondlandschaft" von Stademann in München, von welchem der

Verein schon verdienstliche Werke zu erwerben Gelegenheit hatte. Auch dieses kleine Bild ist mit geübtem Pinsel gemalt.

In dem Bilde von Petzl J. in München Nr. 16 „Nonne" scheint uns die Gestalt der Nonne anmuthig behandelt, das herbstliche Gebüsche dürfte aber wohl zu eintönig roth und namentlich die Schatten zu warm gefärbt sein.

Das „Studierzimmer" desselben Künstlers in Nr. 22 erscheint uns hervorragender. Das Dämmerige und traulich Stille des hohen Prunkzimmers so wie das ruhig Ernste der Gestalt des alten Mannes dürfte sehr ansprechen. Auch hier scheinen uns braune und gelbe Töne vorherrschend zu sein, die zur Erzeugung von Farbenklarheit kalte Töne heischen.

Die „Alpe bei Kufstein mit der Aussicht auf den wilden Kaiser" Nr. 20 von Ott J. M. in München ist mit viel Wärme behandelt, besonders in den hinteren Bergen. Fleißige Betrachtung der Natur wird den Künstler immer wahrer erscheinen lassen.

Heinlein Heinrich in München hat zwei Bilder eingesendet „Abend am obern Wallersee" Nr. 21 und „Der Bannwaldsee bei Schwangau" Nr. 27. Vorzüglich in dem kleinen Bildchen erscheint uns der lichte morgenliche Himmel, die Berge, die gegen denselben stehen, und das gegen Vorne gehende Wasser klar, durchsichtig und innig behandelt. Dasselbe möchten wir auch von den gleichen Gegenständen des größeren Bildes sagen. Es liegt ein eigener Reiz von etwas Lichtverklärtem in diesem Vortrage. Nur glauben wir auch aussprechen zu müssen, daß uns das Baum-, Gesträuch- und Schilfwerk in der Farbe heftig, in der Zeichnung gleichmäßig und in der Pinselführung etwas decorativ erscheint.

L'Allemand j. in Wien hat in Nr. 28 ein Schlachtengemälde ausgestellt. „Episode aus der Schlacht bei Aspern."

„Erzherzog Karl ergreift die Fahne des Grenadierbataillons Zach, und führt es von Neuem gegen den Feind.“ Wenn Schlachtengemälde im Allgemeinen auch nicht den obersten Rang in der Geschichtsmalerei einnehmen, so muß man sie doch mit Freude grüßen, da sie in ihrer edleren Haltung, die den hier waltenden menschlichen Geist hervortreten läßt, unstreitbar zu dem höchsten Zweig der weltlichen Malerei, zur Geschichtsmalerei gehören, zu einem Zweige, der, wie er der höchste ist, so auch in der Gegenwart der verwaisteste ist, und dessen Pflege auf das Innigste zu wünschen wäre. Leider sind solche Bilder ihrer Natur nach nur um höhere Summen zu malen, und leider ist unserer in dem gewöhnlich Irdischen befangenen Zeit der höhere Sinn für das alte Heldenlied, für das Heldendrama und für den verwandten Zweig, für die Geschichtsmalerei, abhanden gekommen, so daß die Maler selten und die Käufer noch seltener sind. Möge mit dem allgemeinen deutschen Vereine für Geschichtsmalerei der Segen sein; vor Allem aber möge das deutsche Volk seine große Vergangenheit empfinden, möge empfinden, was es noch ist, und was es durch Einigkeit und Treue werden kann; dann, wenn wir uns hiezu gehoben haben, wird es nicht an solchen fehlen, die malen können, wie der Sänger der Nibelungen sang, es wird nicht an solchen fehlen, die die Werke bewundern und belohnen, und keiner der Nachbarn wird es uns gleich thun. In die Beurtheilung des Einzelnen des Bildes von L'Allemand können wir nicht eingehen, weil uns kriegerische Bildung fehlt, und weil, wenn wir auch diese hätten, das Bild zu reich an Gestalten ist, als daß wir nach Durchforschung derselben in diesen Blättern den Raum fänden, das Ergebniß anzuführen. Das glauben wir sagen zu können, daß das Bild sich zu den höheren Arten dieser Bilder hebt, da es nicht lediglich Raufereien bringt, wie es so oft geschieht, sondern daß es innere, vater-

landsbegeisterte Gefühle vorzuführen strebt, welche die äußere Handlung zur Vollendung leiten. Immer größere Übung wird diesem Meister immer größere Leichtigkeit in dem Ausdrucke innerer Größe bringen, so wie wir in diesem Bilde schon bedeutende Studien zu Ermöglichung des Vortrages des Äußeren uns entgegen treten sehen.

In Nr. 33 ist ein „Nebelmorgen am Kochelsee“ von Seidl August in München zu sehen. Wenn man sich in die Art dieses Künstlers, die Gegenstände breit und allgemein zu behandeln, hinein gefunden hat, so dürften Theile dieses Bildes zu dem Trefflichsten gehören, was der Künstler hervorgebracht hat. Das Hinausgehen des schilfdurchzogenen Wassers, das feuchte lichtschimmernde Wesen des dünnen Nebels, das Verschwinden des Sees in der Ferne unter dem dichteren, kalt unterwölbten Nebelkörper kann kaum mit so wenigen Strichen meisterlicher vorgetragen sein. Alles athmet Morgen, selbst die Handlung des Schiffers, der eben den ersten Andruck mit seiner Stange gibt, um das Schiff in den See hinauszuführen. Wenn nicht die Berge, welche oberhalb des Nebels hervorragen, wie es uns vorkömmt, weniger leicht und wahr behandelt wären, als das Übrige, zu dem sie daher nicht zu passen scheinen, so würden wir nach unserer Ansicht dieses Bild ein wahrhaft meisterliches nennen können.

In Nr. 34 und Nr. 35 sind zwei Bilder von Joh. N. Geiger in Wien ausgestellt, Schiller und Göthe vorstellend Jedes Bild enthält eine Gestalt. Wenn die Bildniß- oder sogenannte Portrait-Malerei den Zweck hat, daß von einem Künstler ein vor ihm gegenwärtiger, lebendiger Mensch in seiner körperlichen, und so weit es durch diese möglich ist, auch geistigen Wesenheit im Allgemeinen dargestellt wird, so daß demnach die Ähnlichkeit des Abbildes in körperlicher und geistiger Beziehung mit dem Urbilde die Hauptsache

dieser Malerei ist, wobei die Handlung, in der sich der Abgebildete befindet, Nebensache, ja, wenn sie eine sehr vereinzelte oder auffällige ist, sogar der Auffassung des Menschen in seiner Allgemeinheit hinderlich ist, weßwegen die besten Bildnißmaler aller Zeiten ihre Menschen meist in einer ruhigen und gleichgültigen Handlung dargestellt haben, wenn dies so ist: so sind Geigers Gestalten keine Bildnisse oder Portraite. Das zeigt er selber; denn er hat längst verstorbene Personen gemalt; er hat nicht vorzugsweise Linien- und Körperähnlichkeit angestrebt, und hat den Gestalten Dinge gegeben, die sie im Leben nicht gehabt haben. Wenn die Geschichtsmalerei Personen der Vergangenheit, die mehr oder minder allgemein bekannt sind, in Handlungen aus ihrem Leben darstellt, die ebenso bekannt sind, einzelne ganz bestimmte sein müssen, und nicht nur ihnen, sondern auch der Geschichte angehören, wobei die Handlung die Hauptsache und die Ähnlichkeit der handelnden Personen mit ihrer einstigen Erscheinung im Leben die Nebensache ist, und so sehr die Nebensache wird, daß sie bei Personen, die so weit in der Geschichte zurückliegen, daß wir von ihrem Äußeren keine entschiedene Kunde mehr haben, ganz und gar fehlen darf — wenn dies so ist: so sind Geigers Gestalten auch keine Geschichtsmalerei, denn er hat sie in keiner einzelnen ganz bestimmten Handlung, die in der Geschichte bekannt ist, dargestellt, sondern eher in einer von ihm gedachten Stimmung. Wohl aber erscheinen uns diese Bilder mehr der Geschichtsmalerei als der Bildnißmalerei verwandt. Wir möchten sie jedoch lieber lyrische Auffassungen nennen, wie eben die Lyrik in der Dichtkunst die Gefühle und Phantasien des Dichtenden in einem Grade von Erregung ausspricht, wenn diese persönlichen Erregungen auch an eine Erscheinung oder Person der Geschichte geknüpft sind. Wir möchten dies um so mehr behaupten, als auch die Behandlung in den Gemälden eine mehr allgemeine, an die

Skizze erinnernde ist, die unter dem Einflusse der Phantasie das Allgemeine des Gefühles und des Seelenschwunges fest zu halten strebt, ohne in die strenge Ausführung des Einzelnen einzugehen, die dem Lyrischen und Phantasievollen Eintrag thun könnte. Dies scheint uns besonders bei dem Göthebilde der Fall zu sein. Geiger ist bisher vorzüglich in zwei Richtungen bekannt geworden: als Darsteller von Allegorien, Randzeichnungen, Verzierungen und dergleichen, und als Darsteller geschichtlicher Thaten. — In den ersten ist er besonders phantasievoll, reich und schwunghaft, in den letzten strebt er weniger der sinnfälligen Schönheit der einzelnen Gestaltungen nach als der Gewalt, der Kraft und dem Ernste des Ganzen. Er stellt dieses Ganze immer mit tiefer Erfassung der geistigen Thatsächlichkeit der Handlung und mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Kühnheit der Linien dar. Man könnte aus seinen Werken ganze und zwar zahlreiche Klassen sofort gekennzeichneter Menschen zusammenstellen, und seine Memorabilien gehören zu dem Herrlichsten, was in der Kunst der Linien hervorgebracht worden ist. In den vor uns stehenden Bildern scheinen beide Richtungen theilweise vorhanden zu sein. Der Verfasser dieser Zeilen glaubt in ihnen etwas Großartiges und Bedeutendes erblicken zu können. Er hat sie in der Zeit ihres Hierseins öfter und zuweilen lange betrachtet, und jedes Mal ist seine Seele von einem ernsten und tiefen Gefühle ergriffen worden. Schillers Angesicht trägt den Ernst, die sittliche Kraft, den Aufschwung und die Schwärmerei, die sich der Maler etwa in seinen Dichtungen gedacht haben mochte. Weniger ist der Schmelz ausgedrückt. Schiller läßt die Dinge auf sich wirken, und verarbeitet sie in seiner großen Seele. Es ist, als wäre er von einer anderen Beschäftigung gekommen, und hätte sich schnell hingesetzt, um einen Gedanken, der ihn beschäftigte, völlig zu erfassen. Er

ist so erregt, daß er nicht einmal die Hand, in der er den Stift hält, auf den Tisch stützt. Seine Begeisterung ist so stark dargestellt, daß sie fast wie sittliches Zürnen aussieht, das ja mit der Begeisterung den gleichen Grund und letztlich fast den gleichen Ausdruck hat. Göthe scheint auswärts gewesen zu sein, scheint, als er Nachts nach Hause gekommen war, sich noch ein wenig in seinen Stuhl gesetzt und den Nachthimmel und den Mond durch das offene Fenster betrachtet zu haben. Die Majestät der äußeren Ruhe wirkt auf ihn, und er denkt an diese Dinge, vielleicht an den Faust. Sein Angesicht ist gehoben, sein Auge vom Mond beglänzt, auf seiner Stirne ist die Kraft. Auf ihn wirken die Dinge; aber er beherrscht sie. Auch er ist so erregt, als wollte er etwas Innerliches erfassen, darum hebt er die Hand an sein Haupt, ohne den Arm auf die nahe Lehne zu stützen. Geigers Werke wirken auf den Verfasser dieser Zeilen immer anregend, weiter zu dichten und zu gründen, wie es ja überhaupt das Eigenthümliche in den Werken des Genius scheint, daß sie, wenn sie uns selbst in einer widerstrebenden, ja sogar fehlerhaften Gestalt entgegentreten, unsere schaffenden Kräfte aufrufen, daß diese je nach Art ihres Besitzers weiter dichten, weßhalb solche Werke immer wieder anregen, während die oft sehr lieblichen Hervorbringungen des bloßen Talentes, die in dem Vortrage sich meistens nach der Zeitrichtung und der hergebrachten Schule halten, gleich alles, wenn auch oft Bedeutendes, aber immer alles geben, weßhalb sie endlich weggelegt werden.

Was die äußere Darstellung betrifft, so ist sie, wie bei jedem genialen Menschen immer, bei Geiger ganz eigenthümlich. Sie hat nichts mit andern Meistern und dem Herkommen gemein. Das ist bei dem Genius nicht etwa Verachtung der andern, niemand liebt große Meister inniger als der Genius, sondern er ist eben ein eigenthümlicher,

selbstarbeitender, gibt sich, und kann sich nur in seiner Form geben. Wie oft ringt er sich bitter mit derselben ab, während eine vollendete zur Nachahmung bereit läge, wenn er nachahmen könnte, was das bloße Talent immer und zwar oft überraschend trefflich kann. Geigers äußere Darstellung hat nun nach der Meinung des Verfassers dieses Aufsatzes wirklich etwas Befremdendes, in seinen Zeichnungen weniger, in seinen Gemälden mehr. Man muß sich daran gewöhnen. Sie hat durchaus mehr etwas Starkes und Gewaltiges als etwas Glattes und Einschmeichelndes. Man muß sich ihr hingeben, dann schließt sich ihr Inneres auf, und beschäftigt immer mehr. Die gegenwärtigen Bilder sind fast in einem, wenn man so sagen darf, monumentalen Stile gemalt. Schiller ist noch mehr ein Staffeleibild, Göthe fast gar nicht mehr. Die sogenannte Technik im Vortrage der Stoffe, Faltungen und anderer Einzelheiten ist sehr durchgearbeitet, oft kühn, was man erst in der Nähe sieht. Doch meinen wir, ist Geiger hierin erst im Ringen mit sich begriffen. Wir müssen bedauern, daß den Bildern nicht ein so großer Abstand von der entgegengesetzten Wand gegeben werden konnte, als sie zur Betrachtung fordern. Auf Fehler und Vorzüge im Besondern einzugehen, ist nicht Zweck dieser Ansprache, die, wie wir fürchten, ohnehin schon zu lange über diesen Gegenstand ist. Wenn aber der Verfasser dieser Zeilen, der Geiger auch in bloßer Beurtheilung in Kunstdingen so weit nachsteht, doch einen Tadel im Allgemeinen aussprechen dürfte, so würde er sagen, daß es ihm lieber wäre, wenn die Dichter nicht im Feierkleide, was sie uns so fremd macht, nicht in einer Ausnahmshandlung, die wir nicht gleich fassen, sondern im trauten Hauskleide in Erscheinung ihres geistigen Berufes vorgeführt worden wären. Auch hätten wir lieber ganz und gar ihre Wirklichkeiten um sie gesehen als nur theilweise. In Bezug der äußern Darstellung dürften die

Umrisse der hintern Gegenstände weicher zu halten gewesen sein, daß sie von den Gestalten zurück weichen und ihnen mehr Raum gäben. Endlich ist dem Verfasser nicht klar, ob es für die Wirkung in der Ferne nothwendig gewesen ist, daß das Studium manches Einzelnen und die Richtigkeit und Reinheit von Besonderheiten (in der Nähe besehen) hintangesetzt worden war. Aber der Verfasser ist zu wenig Techniker, um hierüber absprechen zu können, und in Bezug der allgemeinen Auffassung hat eben der Künstler sie so gewählt, und der Verfasser kann auch hierin nicht mit ihm rechten.

Das unter Nr. 37 ausgestellte, meisterliche Bild von Mevius H. in Düsseldorf „Schiffbruch an der ligurischen Küste“, das erste Bild der Landesgallerie, ist von dem Verfasser dieser Zeilen in diesen Blättern schon wiederholt als ganz vorzüglich bezeichnet und seine Wesenheit ist schon ausführlich behandelt worden, so daß wir glauben, hier nicht näher darauf eingehen zu müssen.

In Nr. 38 hat Berg Gustav in Dresden „Eine Fußwaschung Christi“ (durch Magdalena) ausgestellt. Es erscheint uns als ein strenges, sauber und ernst ausgeführtes Kirchenbild, das weniger als so manche andere kirchliche Bilder der Neuzeit weltlichen Stil hat.

Möge das über die einzelnen ausgestellten Werke Gesagte nicht lange gewesen sein.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines.

(1860.)

Durch die Feierlichkeiten der Eröffnung der Westbahn hat die heurige Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines eine Unterbrechung erlitten, da die Räume, in denen

sie sich befand, und die ein Seitensaal des Redoutensaales sind, zum Empfang der Festgäste geschmückt und vorbereitet werden mußten. Die Kunstwerke sind in das Landhaus gebracht worden, und nach nicht langer Frist konnten sie in den dem Vereine dermalen zur Verfügung gestellten Räumen (vom kleinen landständischen Sitzungssaale ein Stockwerk aufwärts links) aufgestellt werden, wo sich die Ausstellung noch befindet, und wo sie bis zum heurigen Schluße bleiben wird. Von den Gemälden sind manche, welche schon länger da waren, zurück gesendet worden, andere sind geblieben, und neue sind hinzugekommen.

Über einiges neu Hinzugekommene möge dem Verfasser dieser Zeilen ein Wort erlaubt sein.

Von unserem jungen Landsmann Greil, welcher eben seine Studien in der Akademie in Wien macht, sind zwei sehr gute Kreide-Tuschzeichnungen ausgestellt, die zwei hervorragendsten Persönlichkeiten des oberösterreichischen Bauernkrieges vorstellend, den Grafen Herbersdorf und Stephan Fadinger. Beide Gestalten zeigen mit ihren Umgebungen das Leben und die Freiheit, welche wir schon bei den ersten Bestrebungen dieses Kunstjüngers bei seinen Gestaltenzusammenstellungen zu bemerken Gelegenheit hatten, nur sind sie hier noch edler und noch freier entwickelt als früher. Wenn der junge Künstler fortfährt, auf Reinheit der Zeichnung und immer steigende Schönheit der Gestaltungen hinzuarbeiten, und wenn ihn hierin ein so sicherer Trieb leitet, wie bei seinen Zusammenstellungen lebenzeigender Gestalten, so dürfte ihm eine künstlerische Vollendung dereinst beschieden sein, welche über der größten Fertigkeit noch so hoch steht, wie eben die Kunst über dem Gewerbe. Ob die Gestalten genaue Ähnlichkeit mit den Urbildern haben, weiß der Verfasser dieser Zeilen nicht, es wird aber versichert.

Bezüglich der Bildung in's Runde und Körperliche scheint Herbersdorf vorzuziehen zu sein.

Karl von Binzer hat ein vortreffliches Bildniß (das seiner Mutter) ausgestellt. In Bildung in's Körperliche, in Sicherheit der Zeichnung, in Klarheit und Richtigkeit der Farbe hat dieser strebsame Künstler Ausgezeichnetes geleistet. Besonders lobenswerth erscheint es uns, daß er gleich unsern starken Voreltern nur den einfachen Ernst der Wirklichkeit gab, und die Blendemittel der neuen Bildnißmalerei verschmähte, die angewendet werden, um Bildnisse anziehend zu machen, und die der Kunst so sehr Abbruch thun. Wenn wir einen Wunsch äußern dürfen, so wäre es der, daß der Künstler den etwas schwärzlichen Grund des Bildes in einer andern, vielleicht gelblichbräunlicheren Farbe hätte halten sollen, um ihn von den im Gewande vorkommenden schwarzen Farben, z. B. den Spitzen klarer zu trennen.

Eine kleine Landschaft von Albert Zimmermann aus Wien scheint uns in dem Vordergrunde und in der Nebelluft sehr gut zu sein, die lehmigen Gelände des Mittelgrundes sind in Farbe und Beleuchtung dem Verfasser dieser Zeilen nicht ganz verständlich.

Dagegen muß er seine vollste Bewunderung einem andern großen Bilde desselben Meisters, Gegend an der Isar, zollen. Theile dieses Bildes sind dermaßen vollendet, daß in der neuen und alten Kunst wenig sein wird, das ihnen an Großartigkeit der Darstellung und Tiefe der Empfindung gleich wäre. Es ist in der neuen Landschaftmalerei Sitte geworden, gewaltige Stoffe zu wählen, namentlich unzählige Male Stoffe aus den Alpen. Wahr ist es, daß, könnte der Künstler die Großartigkeit der Alpenwelt in der Ausdehnung, wie das Auge sie oft von guten Standpunkten faßt, genau geben, diese Bilder an künstlerischer Wirkung diejenigen weit übertreffen würden, welche etwa ein einfacheres,



Oelskizze auf Papier (o. J.) Gem. von Ad. Stifter.

Ein Schloss im Böhmerwalde.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nussdorf.

Zu Seite 158.



Oelskizze auf Papier (o. J.) Gem. von Ad. Stifter.

Ein Schloss im Böhmerwalde.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nussdorf.

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

Zu Seite 158.

XII.

Zu Seite 158.



Oelskizze auf Papier (o. J.) Gem. von Ad. Stifter.

Ein Schloss im Böhmerwalde.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nussdorf.

ländl
wie d
faßt,
eben
5 land
um
über
an
Alpe
10 Cla
Bäu
Lüft
ernſ
Waſ
15 Naſ
ode
Tra
nich
vor
20 Kün
fein
kün
wo
hat
25 vie
die
br
Me
de
30 Lu
ei
gr
zo

ländliches Bild in kleineren Grenzen zur Anschauung bringen, wie das Trauerspiel, wenn es vollendet ist, ungleich gewaltiger faßt, als die eben so vollendete Elegie oder Idylle. Nur eben ist die Vollendung im Trauerspiele und in der Alpen-
5 landschaft das ungemein Schwierige, und es ist der Angel, um den sich die Sache dreht. Selten ist die Schwierigkeit überwunden worden, darum gehen große Künstler mit Scheu an diese Stoffe. Die älteren Landschafter haben fast nie Alpen gewählt, obwohl sie ihnen nicht unbekannt sein konnten.
10 Claude hat in seinen idealen Gestaltungen schönverbundene Bäume, duftige Fernen, glitzernde Wasser und glänzende Lüfte: Ruisdael in seinen mehr realistischen Gebilden einen ernsten, nordischen Baum oder Wald, einen Grund, aus dem Wasser schäumt, oder oft die einfachsten Gestaltungen von
15 Rasen, Erdlehnen, einer Hütte und Luft. Junge Künstler oder schwächere wählen große Stoffe, und beginnen mit dem Trauerspiele, mit der Alpenlandschaft. Der Grund scheint nicht ferne zu liegen. Große Stoffe haben immer auch sehr vorspringende Merkmale. Diese faßt nun das Auge des
20 Künstlers auf, und versteht sie zu bringen, während die feinen Beziehungen des großen Stoffes, die ihn eben zum künstlerisch Größten und Herrlichsten machen, ihm entgehen, wodurch die Unvollendung des Werkes entsteht. Andererseits hat der große Stoff schon in seinen allgemeinsten Theilen so
25 viele phantasieerweckende Kraft in sich, daß wir, wo wir auch nur diese Theile treffen, sofort unsere eigene Dichtkraft in's Spiel bringen und mit ihr und mit dem Schönen, was da ist, die Mängel der Durchführung verdecken, während die Kleinheit des Stoffes, um mit Jean Paul zu reden, in der Idylle im
30 Lustspiel den ganzen Zwerg von Künstler entblößt, wenn er ein solcher ist, und den kleinen Stoff wählt. Der tiefe und große Künstler sieht auch in dem kleinen Stoffe die vielen zarten Beziehungen und Abstufungen, ihm entsteht daraus

Reichthum, und er sucht ihn zu bringen. Die Griechen wählten neben den großen Stoffen ihrer Tragiker besonders in der bildenden Kunst das Einfachste, führten es aber dann mit einem Reichthume und einer Vollendung aus, die noch heute unser Erstaunen erregt, und die wir nicht einmal nachzuahmen vermögen. Man denke an den Niobidentorso in München, der verstümmelt eine Bewunderung hervorruft, die, wenn sie einmal da ist, nicht mehr endet. In der Natur liebten die Griechen hervorragend das Einfachste, was sie hat, das Meer. Man denke an Homer, besonders im Odysseus. Albert Zimmermann hat sich in der oben genannten Landschaft das Ziel gesetzt, das sonnige Weben eines schwülen Tages über einer großen Ebene darzustellen. Er muß das stille, einfache und in unzählige zarte Abstufungen gegliederte Walten dieses Gegenstandes so in sich aufgenommen haben, daß dessen reiner Inhalt ihn mit wahrer Liebe erfüllt hat, wie etwa ein sinniger Dichter uns das stumme Brüten, Knospen und Treiben einer Steppe oder die Wunder eintöniger weithingehender Wälder vorführt. Selten ist ein Gegenstand in seiner dichtungsvollen Wesenheit so tief und erschöpfend dargestellt worden, wie hier. Das Blau des höheren Himmels hat den kräftigen, aber doch sanften Ton, wie ihn dieses Gewölbe zeigt, und es ziehen sich durch ihn schon die leichten Flächen der Wolkenbildung. Tiefer unten steht die geschichtete Haufenwolke, welche gegen den Rand der Ferne immer dichter wird, sich hintereinander verschiebt, und überall von dem Glanze einer nicht völlig herausscheinenden, aber heißen Sonne erfüllt ist. Unter diesem Himmel geht die spätsommerliche, schon ziemlich ausgebrannte Ebene von den fernen Bergen, die von der Luft kaum zu unterscheiden sind, immer mehr und mehr hervor, und ist auch angefüllt von dem Glanze der halbverschleierten Sonne. Dann fällt das Land steilrecht ab, und zeigt jene lehmigen, sandigen und steinigen Wände,

wie sie gerne Alpenwässer zu ihrem Ufer haben. Diesseits dieser Wand, die ebenfalls besonnt ist, befindet sich das seichte Wasser der Isar, befinden sich die Sandbänke und die blaugrünen Weidengebüsche des Flußbettes, die gleichfalls mit dem Lichte der Sonne belegt sind. Diese Dinge sind in ihren dichterischen verborgensten Merkmalen dargestellt, die immer wieder zur Betrachtung reizen. Zugleich sind sie so richtig, wie man sie kaum in den gefeiertsten Bildern alter und neuer Zeit sieht. Der Künstler, der lange in München gelebt hat, an welcher Stadt sich diese Natur befindet, muß jahrelang und sehr eingehende Studien gemacht haben, um das Werk so darstellen zu können, wie er es dargestellt hat Die genannten Eigenschaften dieses Werkes scheinen es uns vorzugsweise geeignet zu machen, die Betrachtung einfacher landschaftlich künstlerischer Merkmale zu stärken und zu fördern, und durch die ungemeine Genauigkeit zum Unterrichte zu dienen. Dies scheint uns besonders in unserer Zeit von Gewicht, da das Streben nach Wirkung und Aufsehen so hervortritt, und die schwer zu erreichende Naturtreue versäumt wird, weßhalb so viele sogenannte Manieren hervortreten, daß es den Kunstfreund mit Schmerz erfüllt. Der Vordergrund des hier beschriebenen Bildes ist eine Art einstigen Steinbruches mit Gebüsch, Kräutern und Rasen überwuchert. Er ist sehr gut gemalt, daß man die vielgeübte Hand erkennt, aber er ist nach herkömmlicher Schule sehr geschickt g e m a l t, nicht gedichtet. Daher gleicht er dem oben Genannten nicht. Wäre dieser Vordergrund in gleicher Weise wie das Übrige bis in die kleinsten Merkmale durchgebildet und erschöpft, statt mehr in allgemeinen, gebräuchlichen Weisen gehalten, und schlöße er das Entferntere in ruhiger, einfacher Größe ab, so wäre dieses Bild Zimmermanns nach unserer Meinung ein mustergültiges für alle Zeiten.

Von Mevius in Düsseldorf ist eine Ansicht eines Theiles von Neapel mit dem Vesuv ausgestellt. Das Bild ist eben-

falls ein vortreffliches Werk, in welchem ganz die Weichheit und die Glut des Südens ausgedrückt ist. Besonders herrlich ist das Meer in seinem fast vollkommen glatten, sonnigen Zustande, und wahrhaft reizend ist das im Vordergrunde befindliche Stück Küste mit seinem Steingerölle und den darauf befindlichen Gestalten. Mevius hat in diesen südlichen Bildern, deren wir schon mehrere gesehen haben, einen breiten, ruhigen, an die Antike erinnernden Vortrag. Nur erscheint uns, daß die Einfachheit des Stoffes einen größeren Reichthum der zarten Einzelheiten erfordert hätte, wodurch es nicht an Ruhe verloren, aber an Inhalt gewonnen hätte. Das Durchgebildetste erscheint uns das Meer. Die blauen Schatten des Vesuvs scheinen uns nicht mit der Luft im Schmelze zu sein, und wir glauben, die Ursache liege in der Luft, welche reicher an feinen Übergängen sein sollte, wodurch sie auch körperlicher und tiefer geworden wäre. Das Bild würde für jede kleinere Sammlung eine Zierde sein.

Von Voltz aus München sind Schafe ausgestellt, deren Fließe (außer dem jungen) ganz vortrefflich erscheinen. Die Köpfe haben wir in anderen Werken schon durchgebildeter gesehen.

Die Bauernstube von Eduard Merk in München ist recht klar und sonnig, sowie das Ganze anmuthig und freundlich ist. Das Halbdunkel ist ausgezeichnet gehalten.

Mögen die in Aussicht stehenden schönen Bilder von Bürkel in München bald ankommen, damit die heurige Ausstellung, welche Bedeutenderes gebracht hat, als so manche andere, einen guten und würdigen Abschluß erhalte.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines.
(1861.)

Es sei uns vergönnt, über die heurigen Ausstellungen des oberösterreichischen Kunstvereines einige Worte in diesem Blatte zu sagen. Näher in die Wirksamkeit und das Wesen des Vereines einzugehen, glauben wir in diesem Augenblicke nicht nöthig zu haben, da dies in einem Aufsatze im vergangenen Jahre ausführlich geschehen ist, und der Verein seither sein Wesen nicht geändert hat. Nur das müssen wir bemerken, daß die Thätigkeit des Vereines und seiner Bevollmächtigten sich wo möglich gesteigert hat, und in mancher Hinsicht mit günstigem Erfolge gekrönt worden ist. So ist z. B. die Zahl der zur Ausstellung gebrachten Werke heuer bisher eine bedeutend größere als es in manchen früheren Jahren der Fall gewesen war. Und wenn zugegeben werden muß, daß dem Kunstwerthe nach die erste heurige Ausstellung schwächer war als manche frühere (was nicht Sache des Vereines, sondern mehr des Zufalls ist, wie eben die Werke eintreffen), so ist die gegenwärtige zweite Ausstellung der ersten nicht an Zahl nachstehend, und übertrifft sie an Kunstwerth weit, in welcher Hinsicht sie ganz und gar nicht ohne Bedeutung ist. Ehe wir in das Einzelne eingehen, müssen wir die Bemerkung vorausschicken, daß unser Urtheil, welches durchaus sich nur als vereinzelte Meinung eines Privatmannes ansieht, vorzugsweise der künstlerischen Ausführung zugewendet ist. Der Stoff eines Kunstwerkes ist allerdings nicht gleichgültig, und seine Großartigkeit hilft in Verbindung mit der entsprechenden Ausführung die Tiefe der Wirkung erzielen; allein bei dem Schwächerwerden der Ausführung verliert der Stoff allmälig seine Bedeutung, und ist bei schlechter Ausführung ganz und gar ohne Werth.

Wir glauben diese Bemerkung um so mehr machen zu müssen, als unsere Zeit, in welcher die stofflichen Angelegenheiten so sehr herrschen, auch in der Kunst geneigt ist, dem ledigen Stoffe zu huldigen, und ihn mit dem Kunstwerke zu verwechseln. Hiebei tritt als folgerechte Beigabe ein, daß der sinnfällige Theil, den jede Kunst als Ausdruck weg haben muß, in seiner Eigenschaft als Reiz auf die Sinne eine zu große Breite gewinnt, und die Schönheit verschlingt, deren Diener er doch sein soll, daher unsere Zeit in Malerei so gerne das Färben, in der Musik das Klingen liebt. Höhere Künstler unserer Zeit verschmähen wohl den bloßen Reiz der Sinne, und mag das sich immer weiter ausbreiten, dann werden auch die Kunstgenießer in den weitesten Schichten sich von diesen Lockungen abwenden.

In der gegenwärtigen Aufstellung von Kunstwerken befinden sich außer den Gegenständen der Landesbildersammlung 61 Stücke. Es sei uns erlaubt, über einige zu sprechen.

Stademann A. in München hat in Nr. 3 eine kleine harmonische Sommerlandschaft ausgestellt, nur dürfte der Gesammtton zu grau sein. Der Mondschein desselben Künstlers in Nr. 22 dürfte denn doch zu derb gemalt sein, da der Abstand zwischen Mond- und Wolkenglanz zu gering ist, scheint der Mond nicht so wie in der Natur.

Von J. F. Hulk in Amsterdam sind in Nr. 5 und 15 zwei Ansichten von Amsterdam ausgestellt, in welchen Gebäude, Schiffe und Wasser mit all der Sauberkeit und Nettigkeit, die von jeher den holländischen Bildern eigen ist, ausgeführt sind. Die Luft scheint uns mehr nach ältern, holländischen Manieren als nach der Natur studirt zu sein.

In Nr. 8 hat Konrad Bühlmayr aus Wien einen „Dach-Stein“ ausgestellt. Der Berg ist vom mittleren Gosausee aus gemalt. Der Maler ist unsers Wissens ein

Kunstjünger und bringt seine Erstlinge zur Anschauung. Er hat etwas sehr Zartes und Edles in der Farbe und in der Behandlung. Bei näherer Betrachtung des Bildes ist die Innigkeit der Empfindung, womit er die Naturgegenstände anfaßt, nicht zu verkennen. So müssen wir in dieser Hinsicht Theile der Luft, den Schnee, den Ausgang des Gletschers, die Vorderseite des Berges und die dunkeln Abhänge links anführen. Manche Töne streifen hier schon an die Empfindung eines Meisters. Der Künstler hat sich auch glücklich von der Klippe der Anfänger fern gehalten, von der Buntheit. Wenn wir auch einen Rath ertheilen dürfen, so wäre es der des gewissenhaftesten und von Vorstudien unabhängigen Studiums der Natur, selbst in den kleinsten Theilen, dann wird von selber kommen, was wir in diesem Bilde zu vermissen glauben: der Gegensatz kalter und warmer Töne, der in der Natur bei gewöhnlicher Beleuchtung immer vorhanden ist, das Auseinandergehen der Massen (der Donnerkogel scheint sich uns in dem Bilde zu wenig nach vorwärts zu heben) und die Treue der Zeichnung (der Künstler hat die schönen Formen des Dachsteins etwas verlassen). Einem ernsten und eifrigen Streben dieses jungen Mannes glauben wir bei der Wärme und Tiefe des Gefühles, das wir in dem vorliegenden Bilde finden, eine lohnende Zukunft versprechen zu dürfen.

Von unserem Landsmanne A. Obermüllner befindet sich unter Nr. 10 eine Landschaft in der Ausstellung „Der Staubbach im Lauterbrunnerthale", welche sehr viel Verdienstliches im sonnigen Dufte der Berge, im freundlichen Aufblicken des Thales und im Zurückweichen der Felswand hat. Wir erlauben uns, diesem begabten und strebsamen Künstler den schon früher ertheilten Rath zu wiederholen, durch das strengste gegen die Neigungen seines Pinsels unnachsichtigste Naturstudium sich jene Kraft der Wahrheit anzueignen, durch

welche er in Verbindung mit der Phantasie seiner Darstellungen eine tiefgewaltige Wirkung hervorbringen würde.

„Der Geizhals" von A. Seitz in München Nr. 19 leidet an Unklarheit der Handlung und an einer trüben Farbe trotz mancher nicht unbeträchtlichen Vorzüge in der Mache.

„Die Gewitterlandschaft" von Konrad Gräfe in Wien in Nr. 24 zeigt ein sehr ernstes und tiefes Studium der alten Meister, welche mehr den großartigen Ernst der Natur als ihre bunten Spielereien darzustellen liebten, und in breiter Behandlung einen epischen Vortrag zeigten. Das vorliegende Bild, welches eine Jugendarbeit des Künstlers zu sein scheint, weist diese Vorzüge auf, z. B. in der Bildung der stehenden Eiche, des Grundes hinter derselben, wo der Wasserfall herabkömmt, der Felsen im Mittelgrunde und der Fernsicht. Wer sich von dem Geiste der einfachen Großartigkeit der Alten durchdringen läßt, und damit die Erfahrungen der neuen Mache verbindet, darf des nachhaltigen Erfolges versichert sein. Wir hätten in diesem Bilde die Wolken körperlicher und die Bäume sturmbewegter gewünscht.

In Nr. 25 „Porträt" von Karl Löffler begegnen wir einem Bilde, das uns von vollendeter Schönheit zu sein scheint. Es stellt einen Knaben mit dem Oberkörper dar. All die Einfalt, Unmittelbarkeit, Reinlichkeit und Klarheit der Natur liegt da vor uns. Da ist keine Spur von jener anspruchsvollen Mache, die Absonderlichkeiten sucht, und bei jedem Pinselstriche sagt: „Seht, da bin ich." Hier ist die naive Gegenständlichkeit, welche in der Welt und in jedem großen Kunstwerke liegt, in der Antike und in den Werken des Mittelalters. Seit uns (mit Ausnahmen) die schlichte und fromme Größe der Alten verloren gegangen ist, sind wir in gespreizte Darstellung verfallen. Hier ist aber lediglich, was sein muß, und was durch das Sein auch die Be-

rechtigung aufzeigt. In dem Bilde scheint fast keine Mache zu sein, wie in Mozarts Melodien, und doch ist diese Mache schwieriger als die schillerndste Darstellung, oder sie ist auch nicht schwierig, denn wenn der Künstler seiner Seele den rechten Ton ertheilt hat, fließt sie von selbst in den Pinsel. Der Künstler geht in dem, was er darzustellen scheint, auf, und doch liegt in dieser fast bewußtlosen Darbringung die holdeste Schönheit. Das Bild ist wie aus der besten raphaelischen Zeit der italienischen Kunst. Nach der Natur dieser Berichte können wir in Näheres oder in etwaige Fehler nicht eingehen, und bemerken nur, daß wir uns nach unserm Gefühle nicht enthalten können, dieses kleine Bild für das beste der Ausstellung zu erkennen.

Das „Landstädtchen" von Hawranek in Prag in Nr. 28 hat in einzelnen Theilen eine so überraschende Wahrheit, daß man staunt, auch ist die Lieblichkeit und Zartheit des Vortrages in's Herz gehend; aber uns scheint die fast mikroskopische Darlegung der Freiheit der Kunstbehandlung und der Einheit des Gesammteindruckes hinderlich zu sein.

F. Schrader in Berlin hat in seiner „Madonna" Nr. 29 den modernen blendenden Vortrag; uns will aber dieses Bild nicht als eine Mutter Gottes erscheinen.

Die „Episode aus dem dreißigjährigen Kriege" von E. Ender in Wien in Nr. 32 hat eine ausgezeichnet tüchtige Mache, Einzelnes in dieser Hinsicht ist sogar von vollendeter Meisterschaft. Wir glauben uns aber zu der Bemerkung berechtigt, daß die Durchgeistigung des Bildes nicht mit der äußeren Mache gleichen Schritt hält, auch scheint uns das Bild außer der Gewandung keinen Zusammenhang mit dem 30jährigen Kriege zu haben.

Von Kockock dem Jüngeren in Amsterdam sind in Nr. 37 und 49 zwei Seestücke ausgestellt, welche in Schmelz und Zartheit der Behandlung der Wogen, in ihrer Durchsichtigkeit,

Beweglichkeit, Körperlichkeit und in ihrem richtigen Bau an die Art des weitberühmten älteren Kockock erinnern, dem sie nur noch an Leichtigkeit und Tiefe der Mache nachstehen, so weit wir uns früher gesehener Kockock'scher Bilder erinnern können. Wir ziehen unserer Seits das kleine Bild in Nr. 49 dem in Nr. 37 vor, da es eine einfach richtigere Sachlichkeit und eine künstlerischere Übereinstimmung der Theile aufweist, während das größere in Luft und Wasser bunter und in den Lichtern der Wolken nicht gehörig abgestuft erscheint.

Nordgréen aus Düsseldorf hat in der „Schwedischen Landschaft" in Nr. 40 sehr viel Wahrheit im Gesteine; aber wir können die Frage nicht unterdrücken, ob, wenn in der Natur solche Bildungen vorkommen, man sie auch malt.

Arnoldine Hadak hat in Nr. 41 ein „Stillleben", in welchem die Dinge außer dem rothen Tuche mit vieler Wahrheit und vielem Glanze dargestellt sind, der Tisch ist aber nicht flach genug, und das Stillleben dürfte nicht leicht herab gleiten.

Wenn das Bild von Wörndle in Innsbruck Nr. 42 „Der Verkauf des aegyptischen Josefs in der Gegend des Berges Tabor" bei seinen starken Gegensätzen viel größer wäre, dürfte die Wirkung bedeutend harmonischer werden.

„Die Versuchung" von F. Till in Wien Nr. 44 wünschten wir wohl viel kirchlicher gehalten.

Die „Heilige Familie" von Palme in München Nr. 45 hat die edle, ruhige, kirchliche Strenge, welche wir von diesem Künstler gewohnt sind, und eben so begegnen wir seiner bekannten, reinen und klaren Ausführung.

Das Bild von O. Achenbach in Düsseldorf „Motiv aus Villa Cauti" in Nr. 46 können wir nur als Studie betrachten, es erscheint uns aber in dieser Hinsicht meisterlich. Die Töne sind mit einer solchen Sicherheit angegeben, wie

sie nur aus der Hand eines geübten Meisters hervorgehen können. Ebenso ist Wärme und Licht in dem ganzen Bilde, und die menschlichen Gestalten beleben es in sehr natürlichen Handlungen. Nur scheint uns der Gipfel des Springstrahles 5 nicht recht wasserglänzend zu sein.

Spitzweg in München ist uns heuer in seinem anziehenden Bildchen „Im Gebirge“ Nr. 47 doch nicht so zart und gewählt in der Farbengebung, wie wir es von diesem ausgezeichneten Künstler aus früheren Anschauungen gewohnt sind.

10 Das Bild von Otto von Thoren in Brüssel „Ackerpferde bei herannahendem Gewitter“ Nr. 50 scheint uns außerordentliche sachliche Vorzüge zu haben, wozu wir besonders den durchbrocheneren und lichteren Theil der Luft und die körperliche Gestaltung der Pferde, die im Vorder-15 grunde sind, rechnen. Der genannte Theil der Luft ist mit einer Meisterschaft behandelt, die selten ist, das gewitterhafte Anlaufen der Lufttöne, wie es beim Sturme vorkömmt, dürfte kaum wahrer zu geben sein, eben so sind die genannten Pferde auf das Trefflichste, wenn wir so sagen dürfen, modellirt, wie es 20 nicht so oft vorkömmt. Einem so durchgearbeiteten Künstler gegenüber dürfen wir aber auch nicht verschweigen, was wir an seinem Bilde ausstellen zu müssen glauben. Zuvörderst da das Bild auf Durchgeistigung — entweder durch die Majestät des Gewitters oder durch hervorragende Gefühls-25 äußerung der Menschen in ihren Handlungen oder etwa auch der Thiere in ihren Bewegungen — zu verzichten scheint, und uns dafür sachliche Richtigkeit bringt, so sollte, meinen wir, diese so vollendet sein, daß uns, wie man sich auszudrücken pflegt, die Virtuosität hinreißt; allein hier scheinen 30 uns nach unserem Urtheile Abgänge vorhanden zu sein. In der lichteren Luft haben fast alle Wolken parallele Richtungen, die dunkeln Wolken sind flach, und die Natur derselben ist nicht ausstudirt, daher sie nicht charakteristisch sind. Außer-

dem ist die ganze Färbung der Luft, wie sie in alten ausgewachsenen Gemälden zu sehen ist, wornach der Künstler studirt zu haben scheint. Der weißen Farbe des Rothschimmels fehlen die Glanzdecken, welche das Weiß der Haare, der Seide ꝛc. zeichnen, weßhalb hier die Farbe statt einer Glanzfarbe mehr eine Mehlfarbe wird. Wir erlauben uns zu unserer Rechtfertigung auf die Schimmel Wouwermanns zu verweisen. Das Perspective zwischen dem vordern und hintern Pferde ist ein verfehltes, und wenn nicht, so ist es das der Personen. Die hintern Pferde scheinen uns zu oberflächlich behandelt, eben so ist der Ackergrund nicht scharf gekennzeichnet, und das Gras ist zu leichthin und mit glasartiger Farbe behandelt. Wir entschuldigen uns noch einmal, daß wir unsere Bedenken aufgeführt haben; das Bild fordert durch treffliche Behandlung einzelner Theile und durch seinen Preis von 1200 fl. dazu auf.

Im „Wiedersehen“ von Verheyden in Brüssel Nr. 51 glauben wir eine sehr seelenvolle Behandlung im herauseilenden Mädchen zu erblicken; aber jedes Kunstwerk muß die Begründung jedes seiner Theile völlig in sich tragen, um uns durch Folgerichtigkeit und Nothwendigkeit zu bezwingen. Beim Wiedersehen können daher nicht weniger als zwei Wiedersehende sein. Durch den Witz des Schattens eines kommenden schnurbärtigen Soldaten auf der Erde und an der Wand hat der Künstler die Begründung nicht ersetzt, dafür aber das Seelenvolle in dem herauseilenden Mädchen herabgewürdigt. Zudem steht dieser Schatten mit andern Schatten des Bildes im Widerspruch. Endlich sollten so kurzdauernde Augenblicke wie der in diesem Bilde eigentlich nicht gemalt werden; denn das immerwährende Stehenbleiben einer in der Natur schnell vorübergehenden Bewegung in einem Bilde peinigt zuletzt das Auge, welches das Bild um sich haben muß.

In der „Wallfahrt auf dem Rhein“ von Maassen in Düsseldorf, Nr. 52, finden wir so edle, dichtungsvolle, andachtdurchdrungene und doch wieder so menschliche Gestalten, daß sich das Studium dieses Bildes sehr verlohnen dürfte.
5 Gauermanns „Mädchen mit Schafen“, Nr. 56, zeigt uns einen sehr schönen Hund und schöne wenn auch mehr dämmerig als plastisch gehaltene Schafvließe, das Mädchen erscheint uns zu unbeweglich und die Landschaft hart.

Die trefflichen Thürme der „Alhambra“ von Bossuet 10 in Brüssel, Nr. 57, kennen wir aus einer frühern Ausstellung.

Das Aquarell von R. Alt „Monte Cebello in Rom“, Nr. 58, erscheint uns vortrefflich in Zeichnung, Farbe und besonders im Luftperspective, welches in Aquarell so schwierig ist.
15 Von den Galleriebildern werden wir uns erlauben zu einer anderen Zeit zu sprechen.

Oberösterreichische Kunstausstellung.
(1861.)

Es sei mir vergönnt, noch einmal einige Worte über die oberösterreichische Kunstausstellung und zwar über die letzte 20 Abtheilung zu sagen. Diese Abtheilung ist nicht nur die reichste, sondern auch die trefflichste dieses Sommers. Es befinden sich nach unserer Meinung Werke allerersten Ranges in derselben. Wir wollen versuchen, Einiges hervorzuheben.

Die zwei Studienköpfe von Reiter in Wien in Nr. 1 und 25 2 dürften wegen der anmuthigen Farbe und Behandlung manchen Gewinnern Freude machen. Sie sind zur Verlosung angekauft. Neben ihnen hängen zierliche Blumen auf Porzellan von Miesner in Prag. Ein Rastelbinder von Löffler scheint uns seinem Knabenbildniß, das wir einmal schon angeführt 30 haben, bedeutend nachzustehen.

In Nr. 6 ist ein „Strand an der Nordsee“ von Schäfer Aug. in Wien ausgestellt, welchem Bilde wir, wenn es noch schärfere Naturwahrheit hätte, einen hohen Rang zuweisen würden; die künstlerische Auffassung in demselben ist ausgezeichnet. Die großartige Einsamkeit und Öde dieses Strandes wirkt fast mit epischer Gewalt. Solche einfache Dinge aber wollen mit der größten Vollendung in der Form durchgeführt werden, um ihre Wirkung zu machen, die aber dann um so größer ist, da die Rohheit des Stoffes sich der Betrachtung des kunstsinnigen Auges desto mehr entzieht.

Die photographirten Zeichnungen von Frauengestalten aus Goethe von W. Kaulbach haben wir uns, ehe wir sie sahen, besser gedacht. Wir wagen ein Urtheil auszusprechen, das Vielen hart erscheinen dürfte, da Kaulbach einen großen Namen besitzt; aber wir müssen es sagen, da wir es so fühlen, und da nur durch offenes Aussprechen der Gefühle von Verehrern der Kunst eben die Kunst am höchsten geehrt wird. Urtheile können irrig sein, heuchelnd dürfen sie nie sein. So sehr wir das akademisch Richtige dieser Zeichnungen im Allgemeinen bewundern, so sehr glauben wir, daß sie weit hinter der einfachen, aber dadurch um so größeren Naturgewalt der Seelen Goethe'scher Frauen zurückgeblieben sind. Gretchen, Klärchen, Dorothea, die unerreichte Iphigenia leben anders in der Tiefe unseres Herzens. Mignon, die bisher jedem Pinsel und jedem Stifte spottete, ist nicht vorgeführt worden. In Beziehung auf Goethe sind uns die Zeichnungen kalt. Es ist die mißlichste Sache, die Unendlichkeit der dichtenden Einbildungskraft, die auch die Unendlichkeit der lesenden wach ruft, in ganz bestimmt umschreibende Linien zu bannen, welche durch die eine Anschauung, die sie bringen, jede Unendlichkeit ausschließen, die Mittel beider Künste sind eben sehr verschieden, es müßte nur die Unendlichkeit des Malers größer sein als die des Dichters, daß er uns den Dichter

umdichtend s e i n e e i g e n e Unendlichkeit mit s e i n e n e i g e n e n Mitteln brächte. Der Dichter bringt mit dem unsichtbaren Worte leichter die Seele, schwerer den Körper; aber er muß ihn bringen, der Maler mit der sichtbaren Linie leichter den Körper, schwerer die Seele; aber wir fordern sie auch von ihm. Der duftige Zauber großer Dichter ist ein anderer als der plastische großer Maler, und in Goethe ist er so zart, so fest begründet und nur ihm eigenartig, daß er kaum in der bildenden Kunst erreichbar sein dürfte, am ersten noch in Marmor. Daß Zeichnungen nach Goethe nur mit Goethe verglichen werden müssen, liegt, glauben wir, in der Natur der Sache.

Die Photographien der Zeichnungen des Märchens der sieben Raben von Schwind, Nero's auf den Trümmern des brennenden Roms, der Sündfluth von Schorn und der Schlacht von Leipzig von Dietz dürften jedem Gewinner die größte Freude machen. Sie sind zur Verlosung angekauft. Obwohl die Sündfluth, Nero und die Leipziger Schlacht nach Ölgemälden photographirt sind und den Reiz der Farbe entbehren, so sind sie doch herrliche Blätter, und es ist nicht nur die ungewöhnliche Größe dieser Photographien, sondern auch ihr innerer Gehalt hervorzuheben.

Bei Schwinds Märchen wirkt hervorragend die Zeichnung, daher, obgleich auch manche Farben durch die Photographie nicht erreichbar waren, doch all das Phantastische, Schalkhafte, Märchenartige und Zauberische des Schwind'schen Griffels in diesen Blättern erscheint. In solchen Dingen ist Schwind kaum zu übertreffen, und die Nachbilder erregen in uns nur die größte Sehnsucht nach der Anschauung des Urbildes.

An derselben Wand hängt eine Photographie eines Cartons von Josef Munsch, Wilhelm der V., Herzog von Baiern, als wohlthätigen Fürsten im Kreise der Armen darstellend, welchen Carton der junge Künstler im Auftrage

des Königs von Baiern als Frescogemälde im National-museum ausführen muß. Wir glauben diesen Entwurf als einen vorzüglichen bezeichnen zu müssen. Die Eintheilung des Raumes, die Anordnung der Gestalten, der Reiz der Verschlingung der Linien zu anmuthiger Erregung der be- 5 schauenden Einbildungskraft sind mit großem künstlerischen Sinne in's Werk gesetzt. Ausdruck und Durchführung des Einzelnen und Kleinsten wird nur in dem Gemälde, eben weil es im Verhältnisse zum Entwurfe auf sehr großem Raume ausgeführt werden soll, beurtheilt werden können. 10

Der erste Rauchversuch von Mayr J. in Wien in Nr. 13 ist nach Art der älteren Niederländer trefflich in heller und kräftiger Farbe behandelt. Manches ist mit Aus-zeichnung vorgetragen, die nähere Betrachtung des Bildes zeigt, daß der Künstler wohl die Alten studirt, aber nicht 15 blind nachgeahmt hat. Wir müssen hier nur die Auffassung als etwas zu sachliches tadeln; denn die Qual des ersten Rauchens, welche so Manchem von uns noch erinnerlich sein dürfte, wie er die grünen und gelben Farben vor seinen Augen zu verbeißen suchte, um nur ja mit der Pfeife in die 20 Männlichkeit einzurücken, könnte wohl viel schalkhafter als durch das lediglich Übelwerden, durch Ansicht und Gestalt ausgedrückt sein. Nicht der Eckel ist das Lächerliche an der Sache, sondern das Bramarbasiren im Ringen mit ihm.

Die Blumen von Hadak Arnoldine in Brünn, Nr. 14, 25 erscheinen uns fleißig und zart gemalt.

Das Nachtstück „Kirche St. Georgio magiore in Venedig" von Meklenburg in München, Nr. 26, halten wir für sehr fleißig, sauber und mit feinem Verständnisse der Töne ge-malt, uns scheint aber, daß es auf dem Bilde nicht völlig 30 Nacht ist. Die Wolkenlichter dürften um mehrere Stufen dunkler zu halten gewesen sein, damit sie dem Mondglanz nicht Abbruch thun, und so, scheint es uns, sollten alle Töne

der Luft im Verhältnisse tiefer sein, wodurch dann die irdischen Gegenstände, jenes unbestimmte Schwimmen in der lichtnebligen Luft zeigen würden, was den Mondnächten, selbst den klarsten eigen ist.

Die kleinen Landschaften von Raffalt in Nr. 27 und 29 zeigen sich sehr lieblich.

In Nr. 31 ist eine Landschaft von Bühlmayr C. in Wien ausgestellt, welcher wir eine große Anerkennung zollen müssen. Es ist von dem Künstler ein trüber Tag gewählt worden, der kein unmittelbares Sonnenlicht auf die Gegenstände fallen läßt, aber jene sanfte und gleichmäßige Beleuchtung über alle Dinge ausgießt, die ihnen ein ruhiges und zartes Ansehen gibt, welches der Freund und aufmerksame Beobachter der Natur nicht minder liebt, als die Kraft einer glühenden Beleuchtung. Der mit blauduftigen Wolken erfüllte Himmel wölbt sich sehr schön in die Ferne, in welcher er ein weiches Licht zeigt, daß es weiter draußen heller ist, als wo wir stehen. Die Ferne ist leicht und weithingehend behandelt. Der blaue Berg gegen qie rechte Seite des Bildes ist zart modellirt, und eine Ebene geht nach vorwärts, in welcher die Töne mit einem ausgezeichnet feinem Gefühle gegeben sind, der grüne Abhang rechts geht mit der richtigsten Abstufung in die Ferne, und zwischen ihm und der Ebene schlängelt sich der Strom, der jene schillernde stahlblaue Farbe trägt, die solchen Tagen eigen ist. Sehr schön und anmuthig stehen die zerstreuten ferneren Bäume in der Landschaft, und auch die näheren größeren Bäume sind gut ausgespitzt, modellirt und gefärbt. Es liegt jene gewisse schwermüthige Einsamkeit in dem Gemälde, die solchen Tagen und solchen einfachen Landschaftsgebilden eigen zu sein pflegt, die allerdings nicht jedem Gemüthe zusagt; aber von manchem tief empfunden wird. Wir glauben dem Künstler nicht genug anrathen zu können, die feine Empfindung für zarte Ab-

stufungen nicht fallen zu lassen, und sie gelegentlich auch auf beleuchtete und erheiternde Gebilde anzuwenden. Ein treues Studium der Natur und ein aufrichtiges Festhalten ihrer Erscheinungen wird dem jungen Künstler gewiß eine Zukunft sichern. In diesem Sinne hätten wir auch den Vordergrund des besprochenen Bildes gerne genauer behandelt gesehen.

Das Nachtbildchen von Dworak Ant in Leitomischl, Nr. 33, „Ein Bauernbursche läßt sich seine Stiefel beschlagen“ und zwar bei Kerzenlicht Nachts in der Schmiede, halten wir für gut und drollig ausgeführt, die Beleuchtung scheint uns richtig studirt.

Die Winterlandschaft von Stademann in Nr. 39 halten wir für sehr gut in der Abstufung des Tones, meinen aber, die Farbe dürfte richtiger sein.

Von Richard Zimmermann in München ist in Nr. 42 ein Bild ausgestellt „Herannahendes Gewitter im baierischen Hochgebirge“, welches wir zu den allerbesten Landschaftsbildern zählen würden, die jetzt gemalt werden, wenn das Bild gleichmäßig mit dem genauen Studium durchgeführt wäre, mit dem einzelne Theile desselben behandelt sind. Im Vordergrunde ist zerworfenes Gestein, durch welches ein Gebirgsbach vorwärts rollt, der dann in mehreren Armen gegen uns herabstürzt. Weiter zurück ist stärkeres Steinwerk, und dann Felsberge, über die schon die Schauer der Gewitterwolken ziehen. Am Saume des Baches stehen dicht aneinander ein Paar Tannen, die der Wetterwind sehr beugt, und links im Bilde eilen Menschen über eine Knittelbrücke, um eine Zuflucht zu suchen. Das Wasser mit dem Gesteine scheint uns ein Naturstudium zu sein. Die bräunliche Felswand der Berge und die Tannen sind mit einer sehr geübten Hand nach herkömmlicher Weise gemalt. Die Schwierigkeit solcher Gegenstände ist um so größer, als sie so vorübergehender und wechselnder Natur sind, daß sie in der Zeit ihres Be-

stehens auch von der schnellsten Malerhand nicht auf die Leinwand geworfen werden können, sondern daß sie in das Gedächtniß geprägt werden müssen, und daß dann die Einbildungskraft des Künstlers die Stelle der unmittelbaren Natureinwirkung vertreten muß. Gerade im Gebirge rauschen diese Erscheinungen oft mit der ungeheuersten Schnelligkeit daher. Das Bild ist von dem Vereine zur Verlosung angekauft, und es wird gewiß jedem Gewinner Freude bringen.

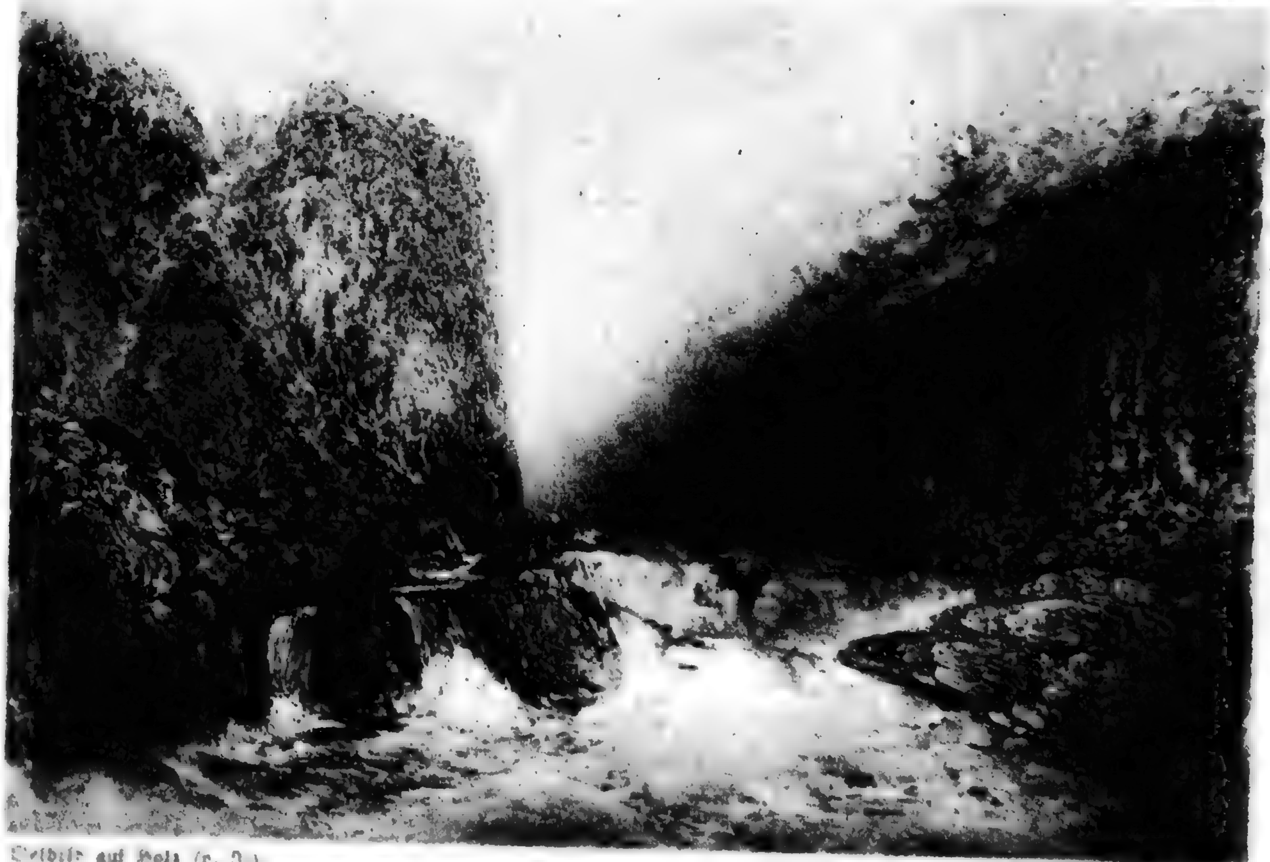
Von Ender Eduard in Wien ist in Nr. 43 ein Bild unter dem Titel „Eine Fuge“ ausgestellt. Es ist ein Scherzbild, vier Geigenspieler aus dem vorigen Jahrhunderte darstellend, die in der Fuge auseinander gekommen zu sein scheinen. Das Bild bringt in den glänzendsten Farben die Äußerlichkeiten der Personen und Dinge, ist mit ungewöhnlichem Geschicke gemalt, es däucht uns aber, daß sein Inhalt durch die Fassung leidet. Dasselbe aber in noch größerem Maße müssen wir von einem anderen Bildchen desselben Künstlers sagen, welches auf der ersten Wand hängt, und eine Malerstube darstellt, in welcher auf einem vergoldeten Prachtsessel ein Kind eingeschlafen ist. Es ist eine krause Mannigfaltigkeit von Dingen in dieser Malerstube, welche sehr gut und mit Vorliebe behandelt sind, nur das Kind ist schwach, und so ermangelt das Bild eigentlich seines Inhaltes.

In Nr. 44 ist „Eine Morgendämmerung am großen Venediger“ von Albert Zimmermann in Wien ausgestellt. Das Bild ist, wie es von diesem Künstler zu erwarten ist, von der vollendetsten Haltung und Stimmung. In der hellen Morgenluft schwebt die erblassende Mondessichel. Der Gletscher und alles Andere ist noch im Morgengrauen. Jene erhabene Ruhe, wir möchten sagen, Starrheit, in welcher die Gebirgswelt des ersten Lichtes harrt, um von ihm angehaucht zu werden, steht uns aus dem ganzen Bilde entgegen. Die tiefste Einheit des Ganzen und doch die reichste Mannigfaltig-

keit in Farbe und Zeichnung herrscht in dem Bilde. Das war von dem großen Meister zu erwarten. Doch scheint uns die Färbung des Schnees zu aschig und die der Felsen zu roth. Es ist eben eine der schwierigsten Aufgaben, die sich der Künstler gestellt hat. 5

In Nr. 46 und 48 sind zwei Landschaften von Piepenhagen in Prag ausgestellt. Wer die einsamen, großartigen, ruhigen, durch keine Blendungsstellen wirkenden Gebilde Ruisdaels liebt, der wird mit Ehrerbietung vor diesen Bildern stehen. Wir halten sie für die Meisterwerke erster Größe. 10 Das eine stellt eine neblige Sommernacht dar. Es sind nur Gebüsche, Fischerhütten, Gras und etwas Wasser da. Ein Mann in einem Kahne ist eben im Begriffe Reusen zu legen, und gegen eine Fischerhütte zu sehen wir drei unbestimmte Gestalten von Weibern, die entweder unter sich sprechen, oder 15 dem Manne zusehen. Doch welch ein Zauber liegt in diesen wenigen Gegenständen! Auch hierin gleicht Piepenhagen Ruisdael. Große Dichter und Maler wählen so gerne den einfachsten Stoff. Von der Fülle des eigenen reichen Innern gedrängt, wissen sie mit Wenigem in gebildetster Form dieses 20 Innere in einer Art Unendlichkeit zu offenbaren, ja sie gehen dem gehäuften Stoffe aus dem Wege, weil er als roher Körper den zarten Geist zu ersticken droht. Man denke an die Ilias von Homer, an Macbeth von Shakespeare, an Iphigenia von Goethe. Die Armuth und Unerfahrenheit geht 25 an die Menge des Stoffes, bringt ihn aber roh; und die Armuth und Unentwickeltheit empfängt ihn und verwechselt ihn mit der einzig dichterischen Form. Hier sind weiche Nebel, die den Mond dämpfen, aber ihn nicht verhüllen, er schwimmt gleichsam in ihnen, und sie umgeben ihn in 30 natürlichen, dämmerigen, ahnungsvollen Gestalten. Je weiter von dem Monde, desto tiefer wird es Nacht, die Nebel werden dunkler, vermählen sich mit den Gebüschen und lassen

XIII.



Oelbild auf Holz (r. J.). — Gew. von Ad. Tritter.

Die Teufelsmauer bei Rienberg (Hohenfurt).

Besitzerin: Frau Anna Seidl in Linz.

XIII. Zu Seite 179.



Oelbild auf Holz (o. J.). Gem. von Ad. Stifter.

Die Teufelsmauer bei Kienberg (Hohenfurt).

Besitzerin: Frau Anna Kaindl in Linz.

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

Zu Seite 179.



Oelbild auf Holz (o. J.). Gem. von Ad. Stifter.

Die Teufelsmauer bei Kienberg (Hohenfurt).

Besitzerin: Frau Anna Kaindl in Linz.

weit
voll
zeig
anzi
5 Pie
dur
bild
voll
brin
10 ein
Gr
und
auf
stuf
15 All
Zu
un
Fa
an
20 we
un
de
hi
M
25
ei
h
G
d
30 f
G
C

weithineingehende Räume ahnen. Hier ist das Geheimniß-
volle der Nacht, die nicht alles verhüllt und nicht alles
zeigt. Darin liegt das Dichterische der Nacht, das uns so
anzieht und begeistert. Und diese Dichtungsfülle weiß
5 Piepenhagen wie fast Keiner in einer großartigen Phantasie
durch ein Unbestimmtes und Ahnungsvolles in seinen Ge-
bilden hervorzubringen und in dem Gemüthe des phantasie-
vollen Beschauers zu erzeugen. Die vorderen Gebüsche
bringen schon das Mondlicht in ihren Spitzen, auf der Wand
10 einer Fischerhütte schimmert es trübe, auf dem bethauten
Grase glänzt es und läßt unbestimmte Pflanzengebilde sehen,
und im Wasser blinkt es mit einer kleinen Blitzspiegelung
auf. Die Übereinstimmung des Ganzen und die weise Ab-
stufung der Lichter in diesem Bilde ist bewunderungswürdig.
15 Alle Glieder der Wolken sind vom Lichte belebt, in allen
Zweigen, Gräsern und Moosen lebt es, im Wasser blitzt es,
und doch drängt es sich nirgends vor, es ist kein sinnlicher
Farbenreiz da, nur die Beleuchtung, und diese so viel, als sie
an jedem Platze zu sein vermag. Seit van der Neer dürften
20 wenige Mondnächte gemalt sein, die dieser gleichen. Wir
unsers Theils ziehen diese Landschaft weit allen übrigen in
der Ausstellung vor. Sollen wir auch tadeln? Die Wolke
hinter der Fischerhütte links scheint uns zu röthlich und die
Mondspieglung im Wasser zu hell.

25 Das andere Bild von Piepenhagen ist eine Stelle
eines Hochwaldes. Nebelsprühregen geht nieder, färbt die
hinteren Dinge grau und beugt die Wipfel der Nadelbäume.
Ein frischer Bach sprudelt gerade nach vorwärts. Wer je
die feuchte Fülle solcher großartiger Wälder gesehen hat,
30 findet sie hier wieder: Das tiefste Grün auf moorigen
Schattenstellen, das Rostbraun dürren Farrenkrautes, das
Grünschwarz der Tannen, ihre Auszackungen, ihr Schiefsinken
im moorigen Boden, das Herumliegen von Geniste und Steinen,

das Faulen eines liegenden Stammes und Perlen und Rollen des durchsichtigen Wassers. Auch ist nicht das mindeste Prahlen mit Glanzstellen oder Gegensätzen, sondern das einfache Wiedergeben der einfachen großen Natur. Auch dieses Bild stehen wir nicht an als ein Meisterwerk zu bezeichnen, wenn wir auch den lichten Stein im Vordergrunde geflachter und die Formwiederholung am rechten Ufer vermieden wünschten. All das Ernste, Düstere und Erhabene großer Wälder liegt in diesem Bilde, und läßt auf das Lichterspiel auf allerlei Zweigen und Baumtheilen, das geringere Künstler so gerne lieben, vergessen, ja es verschmähen. Beide Bilder sind Privateigenthum, und wir sind dem Besitzer Dank schuldig, daß er sie zur Beschauung von ziemlicher Ferne herlieh.

Auf dieselbe Wand ist nachträglich ein Bild von Munsch in München gehängt worden, das uns sehr gelungen scheint. Es ist ein Scherzbild. Auf einer sonnigen einsamen Wiesenstelle von Blumen, hinter der eine Planke und ein blühender Hollunderstrauch ist, befindet sich eine Bleiche, ein Faß liegt in einem Winkel des Grases, dessen Reife gesprungen sind. Vier Kinder, Mädchen unterer Klassen, mit Mieder und Wollröckchen sind im Grase. Eines steht bekränzt mit Wiesenblumen und macht schon Mienen eines Fräuleins, denn das zweite kniet vor ihm und macht ihm in das Röckchen aus einem Faßreife eine Crinoline. Ein drittes Mädchen schaut naiv und ruhig zu. Es ist mit seinem Putze fertig. Es hat grüne Ketten aus dem Löwenzahn um und trägt über hohem Stengel ein flaches, grünes Blatt als Sonnenschirm. Ein viertes Mädchen sitzt weiter entfernt, hält sich den Arm gegen die Sonne oberhalb der Augen und schaut neugierig zu, wie das werden wird. Eine zahme junge Dohle mit gestutzten Flügeln, die wahrscheinlich den Kindern überall nachgeht, ist auf dem Fasse, spreizt die Flügel und

macht sich gelten. Weiter im Hintergrunde sitzen zwei kleinere Kinder im Grün und küssen sich, und ein noch kleineres sitzt mit dem Rücken gegen uns unbeholfen im Grase. Es ist heller Sonnenschein und blauer Himmel. Wir finden so viele Innerlichkeit in diesem Bilde, daß es uns zu großer Heiterkeit stimmt. Der Ausdruck der Gestalten ist äußerst wahr und so schalkhaft und voll Seele, daß das Bildchen wie eine liebliche Dichtung wirkt. Auf solche Art rücken sogenannte Geltungsbilder wieder in das Kunstgebiet, wenn sie, wie hier, Idylle sind, oder Epigramm werden. Leider sind sie heut zu Tage meistens beides nicht, sondern bloß arm. Wir müssen sagen, daß wir uns bei jedem Beschauen an diesen herzigen, kräftigen Gestalten erfreut haben. Dürfen wir dem jungen Künstler einen Rath geben? Die Verkürzung des Schenkels des sitzenden Mädchens dürfte besser zu bilden sein, daß das Auge nicht versucht werde, die Schienbeine für zu lange zu halten, Hände und Vorfüße erscheinen uns hie und da zu groß. Oder hat der Künstler die lebenden Modelle photographirt, und sind diese Gegenstände durch größere Ferne vom Brennpunkte zu groß gekommen? Das weiße Wölkchen dürfte zu entfernen sein, um den Lichtreiz nicht zu zerstreuen, und größere Kräuter im Vordergrunde und Schlußstellungen gegen den Rahmen scheinen uns ein genaueres Studium zu verlangen; denn nach unserer Meinung darf auch nicht der kleinste Theil eines Kunstwerkes vernachlässigt werden.

Von Alois Greil ist ein ziemlich großer Carton aufgehängt, „Das Frankenburger Würfelspiel“, eine Scene unter Herbersdorf, die mit dem oberösterreichischen Bauernkriege zusammenhängt. Wir müssen dem noch sehr jungen Künstler unsere Freude über diesen Carton aussprechen. Das sind nicht Akademiegestalten und Akademiegruppirungen, es ist wirkliches lebendiges Leben. Der Raum ist trefflich einge-

theilt, er ist vertieft, ist mit Reiz ausgefüllt und schließt mit völliger Übereinstimmung ab. Auf diesem Wege glauben wir dem jungen Künstler eine bedeutende Zukunft versprechen zu dürfen. Aber wir glauben auch die dringende Bitte aussprechen zu müssen, daß er auch der Bildung des Einzelnen und Kleinsten gerecht werde, und mit Eifer den unteren Boden der Kunst das Handwerk betreibe. Er hat nach unserer Meinung, was man nicht lernen kann, und steht über das weg, was zu erlernen ist, und was er auch lernen muß, soll die Tüchtigkeit kommen, zu der er berufen ist.

Noch müssen wir auch Bildhauerarbeiten erwähnen, eine „Bauernscene" von Noker in Gröden in Nr. 57, halb erhabene Arbeit in Holz, nett und mit sehr viel Laune ausgeführt und die halberhabenen Köpfe in Gyps von Kolbe, welche in reizvollen Linien mit viel Leben und Anmuth dargestellt sind. Wir wünschten sehr, einmal Gelegenheit zu haben, etwas in runder Arbeit von diesem Künstler sehen zu können.

Daß von Kunstwerken, über welche in früheren Blättern dieser Zeitung gesprochen worden ist, und welche sich noch in der Ausstellung befinden, an diesem Platze keine weitere Erwähnung geschieht, glauben wir, bedarf keine Entschuldigung.

Gemälde-Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines.

(1862.)

Die diesmalige Ausstellung von Kunstwerken, in welche mehrere der namhaftesten Werke der Juliausstellung übergegangen sind, stellt sich so wie die Juliausstellung nach unserer Ansicht als eine dem Werthe nach durchschnittlich mittlere dar. Wenn auch einzelne treffliche Werke vorhanden sind,

so vermissen wir doch größere Namen, welchen wir in manchen früheren Ausstellungen des oberösterreichischen Vereines begegnet sind. Für das Gedeihen der Kunst, des Kunstsinnes und des Kunsturtheiles in unserem Lande wäre es höchst wünschenswerth, wenn, ich will nicht sagen, viele fremde und dann deutsche, doch aber nicht gar die wenigsten österreichischen Kunstgrößen so freundlich wären, zuweilen die oberösterreichische Ausstellung mit der einen oder der andern ihrer besseren Arbeiten auf einen Monat zu beschicken, und zwar aus Liebe zur Kunstentwicklung, wenn auch nicht oft eines ihrer edlen und darum theureren Werke hier einen Käufer finden könnte. Ob dieses durch einen kleineren Verein zu erreichen ist, wie und auf welche Art größere Künstler zu Beschickungen zu bewegen wären, und weßhalb solche Beschickungen bisher in ausreichendem Maße nicht geschehen sind, maßen wir uns nicht an, beurtheilen zu wollen. Wir beschränken uns hier darauf, einige Werke namhaft zu machen, welche unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme in Anspruch genommen haben, ohne darum verlangen zu wollen, daß unsere Meinung mehr als die eines einzelnen Mannes sein soll, der die Kunst liebt, und zur Verbreitung dieses edlen und lieblichen Bildungsmittels der Menschen etwas beitragen möchte.

In Nr. 7, „Brautpaar aus dem südlichen Tirol" von Moriz Müller in München, sehen wir ein Fackelbeleuchtungsbild, das so sehr den Bildern des bekannten Feuermüllers ähnlich ist, daß wir es dem Namen und Preise nach für ein Werk dieses Künstlers halten. Wenn es so ist, so ist dieses Werk des Künstlers ein schwächeres, als wir von ihm schon mehrfältig gesehen haben. Die in unmittelbarer Nähe des Fackellichtes befindliche Beleuchtung finden wir sehr gut, besonders an den Metallgegenständen; aber eben, weil die Beleuchtung Fackelbeleuchtung ist, hätte sie auf ihren Raum

zusammen gespart sein sollen, und nach dem Gesetze, daß ein helles Fackellicht die ferneren Gegenstände in desto tieferes Dunkel stellt, sollte alles weiter rückwärts und seitwärts des beleuchteten Brautpaares in Nacht sein, die kaum durchdringlich ist. Statt dessen sehen wir die Weinblätter unter dem Simse des Ausganges so deutlich, daß wir sie zählen können. Fast eben so wenig können wir das bleiartige Licht der Landschaft billigen. Die Köpfe von Braut und Bräutigam so wie anderer sind ansprechend, wir möchten sagen, köstlich, wie immer bei dem Feuermüller, bei dem wir sonst auch die Umgebungen (meistens Stuben) sehr zweckmäßig untergeordnet fanden. Deßungeachtet zeugt dieses Bild von einem ausgezeichneten Pinsel. Weniger spricht uns das Kinderbild desselben Künstlers in Nr. 11 an.

In Nr. 14 hat Obermüllner A. aus München ein großes Landschaftsbild ausgestellt „Chamounix mit dem Montblanc". Es freut uns, sagen zu können, daß dieser unser junger Landsmann (Obermüllner ist ein Oberösterreicher) in jedem Bilde, das er zur Ansicht bringt, einen Fortschritt zeigt. Mit Ausnahme des Bildes „Ansicht des Bades Zipf", das Obermüllner einmal im oberösterreichischen Verein ausgestellt hatte und das eine Perle von landschaftlicher Darstellung ist, erscheint uns dieser Montblanc das Beste, was wir von Obermüllner gesehen haben. Der junge Künstler strebt rüstig nach künstlerischer Belebung, nach künstlerischer Ruhe und Einheit. Das Erhabene der Alpenwelt scheint ihm besonders zuzusagen, wie ja dieser Nebelmorgen des Montblanc aus derselben Vorliebe hervorgegangen zu sein scheint. Möge ein immer innigeres Anschließen an die reine Natur und ihre gegenständlichen Bildungen nach ihren zusammenstimmenden Abstufungen mit Hinweglassung bisheriger Angewöhnungen seines Pinsels dem jungen Künstler bald auf die Höhe führen, die wir ihn anstreben sehen. An dem

Bilde, von dem wir sprechen, scheint uns das enge Chamounix-thal zu breit und der Berg (vielleicht eben deßhalb) zu hoch und zu flach. Auch erscheinen uns seine Abtheilungen nicht entsprechend genug ausgebildet, wie überhaupt die Zeichnung etwas verschwommen und durch Pinselstriche verhüllt ist. Wir erlauben uns den Künstler auf sein eignes Bild „Die Zipf“ zu verweisen. Das Dorf „Gstaig“ in Nr. 34 von demselben Künstler ist ein ansprechendes kleines Bildchen.

In Nr. 19, „Westküste von Helgoland“, hat August Schäfer in Wien ein Bild von ungewöhnlicher Schönheit ausgestellt. Es ist ein Theil der rothen Küstenfelsen der Insel Helgoland ausgestellt, zu deren Füßen eine leichte Brandung spielt, und von denen links ein Blick in das offene Meer geboten ist. Wir erinnerten uns beim Anschauen dieses Bildes an den alten Spruch:

> Roth ist der Strand,
> Weiß ist der Sand,
> Grün ist das Land,
> Das sind die Farben von Helgoland.

Die röthlichen und gelblichen Felsen des merkwürdigen Eilandes sind mit ihren Farbabstufungen und den schönen Schatten in die klare Luft getaucht und gehen in ihr fast Zoll für Zoll zurück, bis sie mit der bläulichen Farbe des Himmels endigen. Ihre Massen sind mit schöner und kräftiger Körperlichkeit ausgestaltet, und sie heben sich anmuthig von der klar und tief gehaltenen Luft ab. Das Meer geht in lieblicher Farbe hinaus und zeichnet sich zart von den glänzenden Formen des Himmels ab. Man hat hier nicht einen Gemeinplatz schöner Farben vor sich, wie es so oft auf Bildern der Fall ist, sondern in diesem Kunstwerke zeigt sich ein eifriges, gründliches und doch feines Studium der Natur. Möge der Künstler diese Treue für die Mutter der Künste

bewahren und noch mehren, dann kann es ihm an einer schönen Zukunft nicht fehlen. Wir möchten dieses Bild das zweite der ganzen Ausstellung nennen. Erfreulich ist es uns, daß es jetzt einen so guten Platz hat, in der Juliausstellung war es an einem Orte aufgehängt, der dessen Wirkung fast völlig vernichtete. 5

Weniger können wir uns mit einem andern Bilde dieses Künstlers, Nr. 41, „Der Gmundnersee", befreunden. Gewiß hat der Künstler einmal die dargestellte Wirkung gesehen, wir sahen schon derlei öfter; aber fast gewiß hat er 10 sie bei anderer Beschaffenheit der Luft und in Folge davon bei anderer Beschaffenheit des Sees gesehen.

Die Früchte von Lach in Wien, Nr. 20, erscheinen uns sehr nett gemalt, nur, wie es in derlei Bildern häufig vorkömmt, zu farbig. Dasselbe müssen wir von dem großen 15 Blumen-, Blätter- und Früchtenbilde von Virginia de Sartorius aus Brüssel, Nr. 21, sagen, welches Bild sonst außergewöhnlich geschickt gemalt ist, und den großen Vorzug vor ähnlichen Gemälden hat, daß es die herkömmliche und fast langweilig gewordene Anordnung zu einem Strauße ver- 20 meidet und vielmehr die Gewächse an einem Steine zwanglos und schön geordnet darstellt.

In Nr. 25, „Gratulation", hat Spitzweg Karl aus München eines jener scherzhaften Bilder ausgestellt, welche dieser Künstler öfter zu malen pflegt. Auf der Gasse einer 25 Stadt vor vielen Leuten, die die Köpfe bei den Fenstern heraus stecken, gesehen, überreicht ein lächerlich herausgeputzter Mann einem Dienstmädchen, das in Dienstverrichtungen ausgeht, einen Blumenstrauß. Die zwei Gestalten, namentlich die des Mannes, erscheinen uns etwas derb gemalt, in Farbe 30 und Zeichnung nicht genug durchgebildet und auch weniger schalkhaft ausgeführt, als wir es sonst von diesem Künstler gewohnt sind, welcher schon herrliche Bilder hieher geschickt

hat. Wir erinnern nur an das wunderbare Bild „Das Badeplätzchen“ und an seinen Mondaufgang, welchen der Verein einmal zur Verlosung angekauft hat. Die Gasse mit den Häusern erscheint uns trefflich gemalt; nur, glauben wir, trete da den Beschauern der Zwiespalt entgegen, daß diese Häuserreihe wieder eine Hauptsache ist. Die zwei Gestalten sind keine sogenannte Staffage, dazu treten sie zu selbstständig, ja fast abgesondert von dem Bilde heraus, und die Häuser sind kein Beigrund, dazu sind ihrer zu viele und sind zu ausführlich als ein Eigenes behandelt. Das Bild hat also für uns zwei Kunstgegenstände. Nach unserer Vorliebe würden wir nun die Stadt mit all ihrem Leben in den Fenstern und auf der Gasse bei Hinweglassung des Blumenstraußmannes vorziehen.

Das „Grabmal Kaiser Friedrich III.“, Nr. 26, von Franz Alt in Wien halten wir für gut gemalt, minder ansprechend erscheint uns sein Bild in Nr. 27 „In der Gallerie“, in welchem namentlich die Kleider nicht genug studirt und modellirt erscheinen.

In „Romsdal Fyord in Norwegen“, Nr. 30, von Nordgréen Alex. in Düsseldorf halten wir die Berge und die Wolken für sehr gut gemalt, und glauben jene Natur des Nordens, obwohl wir sie nie gesehen haben, treu wieder gegeben, wie es uns oft ergeht, daß wir sagen, ein Bildniß müsse sehr getroffen sein, obwohl wir das Urbild nie gesehen haben. Der Vordergrund des Bildes erscheint uns durch die mehreren geraden parallelen Linien, die die linke untere Ecke des Bildes zu einem Dreiecke gestalten, durch das helle Rothbraun des obern Theiles der Kieferstämme, die zu glimmen scheinen, und durch die sträußchenartigen Gesträuche, die überall fast regelmäßig vertheilt sind, minder gelungen und für ein Kunstwerk zu unruhig.

In Nr. 31 hat Grandauer das Bildniß des Freiherrn Eduard von Bach, des gewesenen Statthalters in Oberösterreich, ausgestellt. Das ziemlich große Bild (Kniestück) ist Eigenthum der hiesigen Oberrealschule, deren Lehrkörper zur Erinnerung an die erfolgreiche Werkthätigkeit, welche der Statthalter der Oberrealschule zugewendet hatte, einstimmig den Beschluß gefaßt hat, den Statthalter zu bitten, dem Zeichnungslehrer an der Linzer Oberrealschule J. Grandauer zum Behufe der Anfertigung des besagten Bildnisses als Vorbild zu dienen, welcher Bitte der Statthalter auch willfahrt hat. Es ist nach unserem Wissen das erste Mal, daß Grandauer ein Werk von sich in der oberösterreichischen Kunstausstellung zur Anschauung gebracht hat, und wir müssen es ihm danken, daß er es gethan hat, und wir glauben, daß diese Veröffentlichung zur Verbreitung seines Rufes beitragen wird; denn nach unserer Meinung ist das Bild ein vortreffliches. Daß bei einem Bildnisse Ähnlichkeit mit dem Urbilde da sein müsse, versteht sich von selber, daß diese Ähnlichkeit eine geistige sein müsse, versteht sich wohl auch von selber, sie ist aber nicht immer vorhanden. In Grandauers Bilde finden wir die körperliche und geistige Ähnlichkeit, und zwar sehr überraschend, allein wir finden in diesem Bilde auch ein Kunstwerk, wie bloße Bildnisse selten sind, ein Kunstwerk, das mit großer Ruhe und mit jenem künstlerischen Anstande angeordnet ist, der jedem Werke, es sei Dichtung, Bildnerei, Bauwerk oder dergleichen eine Weihe gibt, und der jetzt so selten ist, wie er es immer war. Das Haupt ist körperlich und schön gebildet, die Gestalt hat jene Anspruchslosigkeit, welche Kunstwerke immer haben müssen, und der Grund ist wirklich ein Zimmer, in welchem sich die Gestalt befindet, während Bildnißmaler so gerne irgend eine Farbe um ihre Köpfe legen, bloß damit dieselben gehoben werden, so daß die Farbe gar nichts darstellt, und daher die Gestalten nicht

in irgend einer Örtlichkeit sind. So steht das Gemälde als ein vorzügliches vor uns, und es wird der Oberrealschule, abgesehen von dem Gefühle der Dankbarkeit, das sich daran knüpft, als bloßes Werk der Kunst zur Zierde gereichen. Wenn wir auch tadeln dürfen, so würden wir sagen, daß die Töne des Antlitzes zu rothbraun sein dürften; in der Untermahlung, die lediglich nach der Natur geschah, während die letzte Ausführung nach unserem Wissen bei Abwesenheit des Statthalters erfolgte, schien uns die Farbe natürlicher zu sein. Etwa können gelbliche und grauliche Töne noch gut thun. Nach unserm Vernehmen ist das Bild ohnehin noch nicht vollendet, es soll noch das Band des Ordens der eisernen Krone über der Weste sichtbar gemacht werden, was das Dunkle des Körpers sehr gut unterbrechen wird. Dann dürften auch die Hände noch einmal zu übergehen sein, der untere Theil der Gestalt dürfte mehr Körper zu gewinnen haben, und der Grund dürfte in den Kanten des Mauerwerkes weniger scharf und lichter zu halten sein, daß er zurück weiche und die Gestalt freier werde. Es sind das unsere Meinungen, die auch irrig sein können. Möge Grandauer fortan öfter Werke seines Pinsels zur öffentlichen Anschauung bringen, er wird sich gewiß manchen Dank verdienen.

Bühlmayer in Wien hat in Nr. 28 eine Landschaft ausgestellt, welche mit jener Innigkeit gemalt ist, welche wir schon im vergangenen Jahre an diesem Künstler angezeigt haben. Die Luft ist sehr warm und weich, eben so das Wasser und die Bäume und Gesträuche, die jenseits desselben stehen, im Vordergrunde dürften die Farben gebrochener sein. Wenn dieser Künstler mit der Genauigkeit, die wir im vorigen Jahre an seinem größeren Bilde hervorgehoben haben, die Gefühlswärme, die er in dem heuer ausgestellten Bilde zu bethätigen strebt, fortdauernd verbindet, so wird der Erfolg sicher an seine Arbeiten geknüpft sein.

Die Waldlandschaft von Genschow G. in Düsseldorf, Nr. 40, zeigt recht viel Eifer und vieles Studium nach der Natur, auch müssen wir bemerken, daß namentlich in der Durchsicht zwischen den Stämmen rechts jene dichtungsvolle Weise ersichtlich wird, die in so hohem Maße in dem Walde und in seinen ahnungsreichen Unbestimmtheiten liegt, aber wir glauben auch sagen zu müssen, daß noch Härten zu überwinden sind, daß die Gründe, auf welche sich die vorderen Waldgegenstände zeichnen, durchsichtiger sein sollen, und daß manche Farben z. B. an dem großen Buchenstamme im Vordergrunde minder trocken und kalkig sein dürften. Jedenfalls aber halten wir dieses Bild für ein bedeutendes.

In Nr. 38 ist ein Geschichtsgemälde „Der Besuch Herzog Albas auf dem Schlosse Schwarzburg-Rudolstadt" von Munsch Josef in München ausgestellt. Es ist jedes Mal eine große Befriedigung des Kunstfreundes, wenn er von Künstlern hört, welche sich dem Geschichtsfache zugewendet haben, das für Menschen doch das nächstliegende und ergreifendste ist, und das, weil es das schwierigste ist, und weil seine Früchte wegen ihrer naturgemäß höheren Preise weniger Abnehmer finden, in der jetzigen Kunstwelt am seltensten gepflegt wird, und doppelt erfreulich ist es, wenn der Künstler, der das Geschichtsfach ergriffen hat, auch Gutes in demselben leistet. Das genannte Bild von Munsch gehört nach unserer Meinung in diese Klasse. Der Gegenstand ist die bekannte Äußerung der Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt gegen ihren Gast Alba, dessen Soldaten gegen alles Versprechen, daß alles Eigenthum geschont werden solle, sich namentlich an Heerden sehr vergriffen hatten, daß sie ihn und seine Begleiter gefangen halten und tödten werde, wenn nicht Entschädigung geschehe, wobei sie die Worte gerufen haben soll: „Menschenblut für Ochsenblut." Alba gewährte die Entschädigung, und die Sache war abgethan. Das Bild stellt

das Ende der Mahlzeit vor, Bewaffnete der Gräfin dringen in den Saal, sie war aufgesprungen und scheint halb in das Bild hineingewendet und auf ihre Helfer weisend, die oben angeführten Worte zu rufen. Das Bild ist mit einer Geschicklichkeit in Behandlung der Farben gearbeitet, die wir eine ausgezeichnete nennen müssen, und die nicht oft vorkömmt: die Stoffe der Kleider, die Geräthe, die Waffen, die Rüstungen, das Zimmer sind mit einer Leichtigkeit und Vollendung der Behandlung gegeben, wie wir sie nur bei durchgeübten Meistern finden, ja sie sind sogar inniger und treuer ausgeführt, als es sonst bei Geschichtsgemälden vorzukommen pflegt; in den sogenannten Gattungsbildern haben besonders die Niederländer dieses Geschick in Behandlung der Gegenstände hervorragend bethätigt. Wenn der junge Künstler die menschlichen Köpfe und Angesichter mit dieser Treue und innigsten Anhänglichkeit an die Gegenständlichkeit der Dinge wird gebildet haben, wenn die dichtenden Kräfte seines Geistes das glühendste Leben durch den Pinsel werden dargestellt haben, wie es sich in der Unmittelbarkeit der Erregung und Begeisterung, der Erhebung kurz des inneren Daseins der Menschen kundgibt, daß wir nicht gemalte oder nach Vorbildern hervorgebrachte Gestalten zu sehen glauben, sondern wirkliche Menschen in dieser ihrer einzelnen, inneren Handlung, dann wird er Meisterwerke schaffen, welche weit über unsere Zeit hinaus werden bewundert werden.

Das zweite Bild, welches von diesem Künstler ausgestellt ist: „Spielende Kinder“, Nr. 22, haben wir schon im vorigen Jahre sehr anerkennend erwähnt. Wir finden das innere Leben in diesem Bilde in seinem Zusammenhange in allen Gestalten vortrefflich und reizend gegeben. Das Kindesgemüth, wie es sich in der dargestellten Handlung ausspricht, ist mit so dichtungsvollem Geiste vorgeführt, daß wir alles an diesen Kindern zu kennen glauben, und daß wir uns

allerlei von ihnen erzählen. Die Farbe in den Angesichtern, Händen und Füßen dürfte weniger erdig, und manche Glieder dürften sicherer durchgebildet sein. Auch glauben wir, daß durch die Veränderungen, die der Künstler seit dem vorigen Sommer mit dem Bilde vorgenommen hat, dasselbe unruhiger und zerstreuter geworden ist.

Wir knüpfen hier gleich an ein zweites, wie es scheint, geschichtlich gemeintes Bild an: Nr. 49 „Götz von Berlichingen vor dem Rathe zu Heilbronn" (nach Goethe) von Geyer J. in Augsburg. Das Unübertreffliche, ein wahres Meisterwerk von Darstellung ist in diesem Bilde ein alter, über den Tisch gebreiteter Teppich, dann kömmt ein gelber Sessel, der dreimal in dem Bilde vorhanden ist, dann kommen Kleider, Fußteppiche und Zimmerbeiwerke. Als Kleider- und Geräthemaler haben wir Geyer schon öfter kennen gelernt, man denke an seine Atlasgewänder. Die Angesichter waren stets mehr Nebensache. An den Rathsherren sind hier die Köpfe besser gebildet als sonst (obwohl nicht unmittelbares Leben der Handlung darstellend); das Antlitz des alten Götz, wenn auch nach älteren Bildnissen gemalt, konnten wir uns bisher weder aus Goethe, noch aus der Selbstlebensbeschreibung so vorstellen. Auch die Gestalt dürfte anders gewesen sein. Die Ungleichheit der Behandlung und diese Verkehrung der Rangordnung der Dinge wirkt fast peinlich.

„Aus Cochem an der Mosel", Nr. 46, von Minjon P. F. aus Düsseldorf erscheint uns als ein nett und fleißig gemaltes Bild.

„Der Mondschein", Nr. 48, von Stademann A. in München erscheint uns in der Lichtspieglung des Wassers vortrefflich, minder in der Schattenspieglung, die auf Nacht zu deutlich ist. Den Himmel und die andern Gegenstände der Nacht halten wir nicht für hinreichend studirt, wir vermissen

die weiche und schöne Unbestimmtheit der Nacht, wodurch das Bild eine gewisse Starrheit erhält.

Der „Studienkopf", Nr. 50, von Löffler C. in Wien ist das Bildniß eines Kindes, eines Mädchens von 10—11 Jahren, ein Bruststück. Das Kind hat dichte, wilde, blonde Haare wie ein Knabe, zeigt uns fast sein volles Angesicht und trägt ein ärmliches braunes Jäckchen. Hinter ihm ist klarer, blauer Himmel, und unten sieht man ein schmales Stück eines unscheinbaren Ufergeländes. Haben wir Schäfers Helgolandbild das zweite der Ausstellung geheißen, so müssen wir Löfflers Bild weitaus das erste nennen. Schon im vorigen Jahre haben wir auf ein Knabenstudienköpfchen von Löffler aufmerksam gemacht, indem wir sagten, es sei so rein, einfach und vortrefflich, daß es an die schönsten Werke der Raphaelischen Zeit erinnert. Heuer sagt der Beurtheiler der Gemäldeausstellung im Linzer Abendboten von dem Mädchenstudienköpfchen fast genau dasselbe, und wir stimmen von ganzem Herzen mit ihm überein. Ohne in die müßige Frage einzugehen, ob die Knaben- oder Mädchenstudie besser sei, welche Frage jedenfalls nur dann entschieden werden könnte, wenn man beide Werke neben einander hätte und genau vergleichen könnte, sagen wir bloß, daß wir dieses Mädchenköpfchen für ein Meisterwerk halten, und wie es bei Werken geht, die uns entzücken, daß man das letzte immer für das beste hält, so geht es uns für unsere Person auch hier so; wir glauben nämlich kaum etwas Schöneres gesehen zu haben. Wenn die neue Kunst so gerne mit Farben prunkt und viele und anmaßende Töne auf der Oberfläche des menschlichen Angesichtes und Körpers zu Gesichte bringt, so ist Löffler der alten Schule und der Natur zugewendet, es scheint fast, daß wir nur eine Farbe in diesem Angesichte sehen, und doch ist es eine große Reihe von Tönen, die da in dem feinsten Zusammenhang gearbeitet sind. Das ist stets das Merkmal

der Meisterwerke, daß wir keine Mittel sehen und doch die große, unbeschreibliche Wirkung gewahren, während in Afterwerken die Menge und der Lärm der Mittel uns zu keinem Ergebnisse kommen lassen. So einfach wie die Färbung ist auch die Zeichnung in Löfflers Bilde, sie ist bestimmt und klar, und man meint, sogleich könne man diese Linien nachmachen; und doch müssen sie so schwer sein, weil man sie so selten findet; denn in dieser Einfachheit, wir möchten sagen, Einfalt, ohne die geringsten Hilfsmittel, mit denen man Kinderangesichter höherer Stände gerne schön macht, große Augen, weiß und rothe Bäckchen, frische Lippen u. s. w.; (und dieses Mädchen gehört gar nicht zu den höheren Ständen, sondern eher zu den geringeren), ohne sonstige, künstlerische Behelfe ist eine so holdselige, ideale Schönheit in diesem Angesichte, die uns zum Entzücken hinreißt. Augen (wir müssen die Worte des Abendbotenberichterstatters wiederholen) Augen von solcher Unergründlichkeit, die noch dazu halb niedergeschlagen seitwärts blicken, und nicht die geringsten Glanzlichter zeigen, haben wir noch nicht gesehen. Dazu die reinen, lieblichen Wangen und der holde Mund. Wenn Löffler, dessen künstlerische Laufbahn erst noch kurz ist, sich diese Einfachheit bewahren kann, wenn er sich das Gefühl für erhabene, nicht prunkende Schönheit des menschlichen Körpers als des Zeigers der inneren, tiefen, empfindenden Seele zu bewahren versteht, wenn er nie den auffälligen, aber nichtigen Reizen mancher neuer Kunstjünger verfällt, und wenn er die hier besprochenen Arbeiten als Ausgangspunkte nehmend sich mit derselben Liebe und zu derselben Vollendung auf alle Zweige seiner Kunst ausbildet, so dürfte ihm eine ausnehmend bedeutungsvolle Stellung vorbehalten sein. In Nr. 23 hat er sein eigenes Bild in Seitenansicht gemalt ausgestellt, dessen Angesichtstöne mit derselben Kunstfertigkeit wie das Studienköpfchen gearbeitet sind. Sollen wir auch tadeln? Die Haare des Mädchens dürften freier und in ihren hintern

Theilen zurückweichender behandelt, der Halsschatten dürfte durchsichtiger und das Landschaftliche studirter sein. Hier noch eine kleine Nachricht, daß Löffler ein Oberösterreicher u. zw. ein Mühlviertler aus Haslach ist.

5 Das Seestück Nr. 52 von Marées Alb. in München erscheint uns rüstig und geübt gemalt, aber gar zu sehr in der allgemeinen, üblichen Art ohne tieferes, bezeichnenderes Eingehen in die Wunder des Meeres und der Luft.

Unter den Wasserfarbengemälden gefällt uns der unga-10 rische Schafhirt, Nr. 56, von Hutschenreiter am besten.

In dieser Abtheilung ist auch ein sehr schöner, wir glauben, photographirter Rehkopf.

Die „Porträtbüste" von Schaller, Lehrer an der Oberrealschule in Linz, Nr. 57, halten wir für vortrefflich ge-15 bildet. Da wir das Urbild nicht kennen, so ist uns ein Urtheil über die Ähnlichkeit nicht möglich.

Mögen diese Worte nicht zu viel sein, und uns die Irrthümer nicht zu sehr verübelt werden.

Eingabe an den oberösterreichischen Landesausschuß.

20 **(1862.)**

Hoher Landesausschuß!

Um hierlands dem Mangel an Gelegenheiten und Mitteln abzuhelfen, das Publikum auf dem Felde der Kunst Umschau halten zu lassen, den Sinn für Kunst zu heben und zu be-25 leben, ein gedeihliches Verhältniß mit der schaffenden Kunst anzubahnen und somit dem längst gefühlten Bedürfnisse nach künstlerischen Anregungen Rechnung zu tragen, wurde im Jahre 1851 der oberösterreichische Kunstverein gegründet. Mit hoher Freude begrüßte jeder Patriot und Kunstfreund 30 das längst ersehnte Institut, welches trotz der schwierigen

Zeitverhältnisse, unter denen der Verein sein Leben empfing und sich zu entwickeln hatte, doch schnell in allen Theilen des Landes die lebhafteste Theilnahme fand, ein Beweis, wie sehr man auch hierzulands die Nothwendigkeit, das Gemein- 5 nützige und Ehrenvolle einer Sache zu schätzen wisse, die sich die schöne Aufgabe gestellt, der bildenden Kunst die größt- möglichste Unterstützung angedeihen zu lassen und ihren Ein- fluß auf Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens fruchtbar zu machen. Wie sehr der Kunstverein bestrebt war, 10 seiner Aufgabe Genüge zu leisten, bezeugen seine jährlichen oft sehr reichhaltigen Ausstellungen, die Verbreitung zahl- reicher gediegener Kunstwerke im Privatbesitze und die That- sache, daß er zur Unterstützung der Kunst seit seinem 11jährigen Bestande bereits die höchst bedeutende Summe von mehr als 15 30.000 fl. zu Stande gebracht und verwendet hat. — Der durch dieses Wirken gehobene Sinn für Kunst bekundet sich in dem bereits allgemeiner gewordenen Interesse des Publi- kums, in der Richtigkeit des Erkennens der Vorzüge und Mängel der Kunstgegenstände, in der Betheiligung durch An- 20 käufe von Kunstwerken für den Privatbesitz. — Wenn nun auch der Kunstverein auf die Empfänglichkeit des Publikums und seine Bildsamkeit zur Liebe für die Kunst bereits einen sehr wohlthätigen Einfluß geübt und zur Unterstützung der Kunst bereits ein Namhaftes beigetragen hat, so ist doch 25 durch die Verbreitung guter Kunstwerke im Privatbesitze und durch periodische Kunstausstellungen für die Kunst noch keines- wegs das fruchtbarste Feld ihres Wirkens erschlossen worden. Abgesehen davon, daß es für keinen Kunstverein und am wenigsten für einen Provinzialverein im Bereiche der Mög- 30 lichkeit liegt, seine wechselnden Ausstellungen nur mit klassischen ganz gediegenen Werken zu schmücken und alles minder Voll- kommene, auch Mittelmäßige auszuschließen, kann die Aus- stellung auch nur auf einige Monate beschränkt sein; für die ganze übrige Zeit fehlt es meist an aller künstlerischen An-

regung. Aber selbst die so kurz dauernde Ausstellung erlaubt dem Besuchenden nur die *Kunstschau*; denn jede weitere Benützung der nur zum Kaufe ausgestellten Kunstwerke ist ausgeschlossen, und so kann daher der Künstler und Kunstjünger, welcher von einem eindringlichen Studium eines tüchtigen Meisterwerkes großen Nutzen schöpfen könnte, sich ihn nicht eigen machen, weil die ausgestellten Kunstwerke diesem Zwecke nicht gewidmet werden dürfen. Und auf dem höchsten Gebiete der Kunst, nämlich der Historienmalerei, sinken vollends die Bestrebungen eines Provinzial-Kunstvereines zum frommen Wunsche herab, wenn er *aus sich selbst* die Mittel beschaffen soll, um klassische Leistungen auf diesem Fache nach Verdienst zu lohnen; auch der Privatbesitz hat in Oberösterreich keine Sammlung echt klassischer Werke und insbesonders auf dem Gebiete der Historien-Malerei aufzuweisen; übrigens hat der Privatbesitz den Nachtheil, daß durch die Abgeschlossenheit desselben der belebende Einfluß der bildenden Kunst dem Allgemeinen entzogen bleibt, wenn es dem Eigenthümer nicht möglich ist, oder seinem Willen nicht zusagt, seine Schätze zur fruchtbaren Ausbeutung ihrer Vorzüglichkeiten so zu sagen zu einem Gemeingute zu machen. Der Kunstverein hat nur zu oft schon wahrgenommen, wie schwer solche Umstände insbesonders Künstler treffen, die auf den Aufenthalt hier in Linz oder auf dem Lande angewiesen sind; Akademiker, die, um schnell einen Verdienst und häuslichen Herd zu erlangen, oft zu früh die Schule verlassen, verfallen in der Provinz bei dem Mangel künstlerischer Anregung oft schnell der Mittelmäßigkeit, das Erlernte wird dann gewerbmäßig betrieben; selbst entschiedenen Talenten, auch wenn sie mit ihrer bürgerlichen Existenz auf gesicherterem Boden stehen, ist es unmöglich, vorwärts zu schreiten, ja sich nur auf der erreichten Stufe zu behaupten; auch solche Talente müssen verkümmern, denn es fehlen ihnen die nothwendigen Vorbilder und somit die Möglichkeit eines ernstlichen

und fortwährenden Studiums, um sich neben andern Meistern zu behaupten. — Um dieser längst anerkannten Noth abzuhelfen, wurde daher dem oberösterreichischen Kunstverein im §. 2 der allerhöchst genehmigten Statuten die Verbindlichkeit auferlegt, *nach Möglichkeit eine Gallerie von klassischen Kunstwerken alter und neuer Schule zu gründen*. Mit Recht gab man sich der Hoffnung hin, daß durch ein solches Institut, durch eine Landes-Kunst-Gallerie dem großen Bedürfnisse gründlich abgeholfen würde. Man erkennt in einer solchen öffentlichen Kunstsammlung, wenn sie aus sorgfältig gewählten, tüchtigen Meistern gebildet wird, keine einseitige Richtung verfolgt, sondern alle Kunstfächer vertritt und so eingerichtet ist, daß die darin aufgestellten Kunstwerke für das künstlerische Studium zugänglich gemacht werden, die ergiebigste Quelle zur Erquickung strebender Talente, die sonst hier einer völligen Verlassenheit anheimfallen müßten. Mit freudigem Herzen wünscht einem solchen Unternehmen das beste Gedeihen der *Patriot*, in der Anhoffnung, in dem darin vertretenen historischen Fache große Momente aus der Geschichte seines theuren Vaterlandes durch die Kunst verherrlicht zu finden. Er freut sich der *Zierde*, den eine solche Stätte der Kunst auf Stadt und Land verbreitet, wo man sie pflegt und nährt, er freut sich *des Aufschwunges im bildenden geselligen Verkehr*, der stets dort zu finden, wo ein reges Kunstleben seinen Sitz aufgeschlagen. Es kann daher alle *Freunde der Kunst* und alle *Patrioten*, die es mit der *geistigen Kultur aufrichtig meinen*, nur *ein Wunsch* beseelen, mögen sich Mittel und Wege finden, um ein solches Unternehmen, welches anderwärts, wo man die Segnungen, welche die Pflege wahrer Kunst begleiten, längst erkannt, solche Kunststätten oft mit dem Aufgebothe der größten Opfer ins Leben gerufen hat und noch bestrebt ist, ihnen eine immer

größere Ausbreitung zu geben, auch in unserem Vaterlande zum raschen Aufschwunge zu bringen. Der oberösterreichische Kunstverein hat die Wichtigkeit des im §. 2 der Statuten ausgesprochenen Wunsches auch nie aus den Augen verloren, sondern bereits Hand an's Werk gelegt, um eine solche *Landes-Kunstgallerie* in's Leben zu bringen; er hat es sogar schon ermöglicht, durch Ersparungen an seinen jährlichen Einnahmen, ohne seine übrigen statutenmäßigen Obliegenheiten zu vernachlässigen, ein *Kunstwerk* zu dem bedeutenden Werthe von 1500 fl. käuflich zu erwerben.

Die Ansammlung klassischer Kunstwerke, und *nur solche* können einen Platz finden in einer Kunststätte, wie sie angestrebt wird, könnte indeß, wenn der Verein bei deren Beischaffung nur auf seine jährlichen Ersparnisse angewiesen bliebe, nur höchst langsam vor sich gehen. Der Wunsch nach *möglichster Beschleunigung* zur Erzielung der guten Früchte daraus liegt jedoch im Zwecke des Unternehmens und des Vereines, daher derselbe besorgt sein muß, theils *Geldbeiträge* zu gewinnen zum Ankaufe von Kunstwerken neuer Schule und hiedurch zur Unterstützung der sie schaffenden Künstler, theils Besitzer von Kunstwerken zu dem patriotischen Opfer zu bewegen: theils mittels Schenkung oder unter Vorbehalt des Eigenthums sich mancher passender Kunstwerke zu Gunsten der Landes-Gallerie zu begeben. Die Bestrebungen des Vereines in dieser Richtung haben auch schon Erfolge aufzuweisen; dem zuerst aus den Vereinsmitteln erworbenen Kunstwerke ist nämlich bereits ein zweites ausgezeichnetes Gemälde im Werthe von 500 fl. gefolgt, zu dessen Ankauf von dem bestandenen h. vereinigten Landescollegium die Mittel aus dem Domestikalfond gnädigst beigeschafft wurden. — Diesem schließen sich an eine Anzahl von Gemälden, welche dem Kunstvereine mit der Widmung für die Landesgallerie in Folge *Allerhöchster Gestattung* Seiner k. k.

apostolischen Majestät aus den Depots der kais. Gemäldesammlung im Belvedere zugekommen, dann einige bereits von Privaten geschehene Widmungen. — Der Verein hofft zuversichtlich, bei diesem Vorgange aller Opferwilligkeit seitens der Privaten, vorzüglich derer gewiß sein zu können, welche dem Lande Oberösterreich näher befreundet sind. Wir haben aber auch die Überzeugung, daß die überraschendsten Erfolge seine Bestrebungen lohnen würden, wenn die hohe Landesvertretung diese gemeinnützige Sache unter ihren mächtigen Schutz nehmen und ihr eine ergiebige Unterstützung zuwenden würde. — Wir verkennen keineswegs, welch großen Erfordernissen das Land mit seinen Mitteln abzuhelfen hat; aber auch die bildende Kunst hat ihre Berechtigung. Es verdient viele Anerkennung, daß z. B. das Theater, die Musik bei uns öffentlich gepflegt werden; dies berechtigt aber auch zu der Hoffnung, daß auch die bildende Kunst, die edelste von Allen, deren Wirkungen gleich der monumentalen Kunst Jahrhunderte lang dauern und nicht mit dem Augenblicke, mit dem Klange verhallen, deren nachhaltige Wirkungen von nicht so zweifelhaftem sittlichen Erfolge begleitet sind, wie es bei anderen Künsten oft der Fall ist, einen sicheren Halt finden und nicht immer auf Privatkräfte werde angewiesen bleiben; daß daher auch der *Meister der bildenden Kunst*, der doch für die geistige Kultur seines Volkes schafft und wirkt, Anspruch habe auf Bedachtnahme, wenn die Gaben vertheilt werden zum Nutzen und Frommen des Landes, und daß er dann aber auch nicht der Letzte bleibe; zudem kann auch die Verwendung der Geldmittel zum Ankaufe von *wahren Kunstwerken* für eine *Landesgallerie* nicht als ein *Opfer* betrachtet werden, sondern nur als ein *gerade für das Land* höchst vortheilhafter *Eintausch*, da die Kunstwerke dem Lande als *Eigenthum* verbleiben, einen unvergänglichen und immer steigenden Werth haben.

— Nur rohe Völker mißachteten die Kunst und zertrümmerten ihre Werke; ein **gesittetes Volk** sammelt aber mit Emsigkeit diese Trümmer aus dem Schutte einer barbarischen Vergangenheit, baut ihnen Tempel und Hallen und verwahrt sie darin als Heiligthum. — Diese Gesinnung will der oberösterreichische Kunstverein auch durch seine Bemühungen zur Schaffung einer Landes-Kunstgallerie zum lebendigen Ausdruck bringen. — Das Bestehen von solchen Kunstgallerien in den Provinzen bezeugt das Vorhandensein des Verständnisses ihrer Wichtigkeit; der erste Beginn solcher Unternehmungen stoßt freilich immer auf mannigfache Vorurtheile und Hindernisse, sie werden aber durch Beharrlichkeit in der Verfolgung des gesteckten Zieles endlich alle überwältigt, dies bezeugt den moralischen, unzerstörbaren Werth der Sache. Man hat solche Gallerien nicht bloß in Ländern und ihren Hauptstädten angelegt, worin durch die Kunstvereine bleibende Ausstellungen veranstaltet werden, sondern auch in Städten mit nur wechselnden Ausstellungen; in Städten, in denen der Handel weit mehr als die Kunst blüht, wurden solche Sammlungen angelegt und sogar einige Gebäude für sie errichtet. Es gibt beinahe keine Provinz im österreichischen Staate mehr, und keine größere Stadt in Deutschland, die sich nicht schon solcher, oft mit der freigebigsten Municicenz ausgestalteter Gallerien zu erfreuen haben; Pest, Prag, Graz, Innsbruck haben große Leistungen dieser Art aufzuweisen. Bereits am 19. November 1856 hat der Kunstverein an das bestandene h. vereinigte Landes-Kollegium die Bitte um Bewilligung eines jährlichen Beitrages aus dem Domestikalfonde für den Zweck der Landesgallerie gestellt. Es ist dem Vereine auch nicht unbekannt, daß jene Bitte an das hohe Ministerium und zwar mit dem Antrage auf Bewilligung eines jährlichen Beitrages von 1000 fl. mit aller Wärme bevorwortet worden ist. Fand sich das Ministerium auch

damals nicht bestimmt, dem mit so vielen Gründen unterstützten Antrage des h. Landes-Kollegiums zu willfahren, so gereiche dem Vereine doch die Thatsache, daß die von ihm vertretene gemeinnützige Sache bei der damaligen Landes-Vertretung eine so günstige Aufnahme gefunden, zur hohen Befriedigung, von einer späteren Zeit einen günstigeren Erfolg erwartend, welcher denn auch im Jahre 1860 durch die mit Genehmigung des h. Staats-Ministeriums geschehene Votirung eines Beitrages von 500 fl. eingetreten ist. — Wir können nicht unterlassen, die Aufmerksamkeit des hohen obderennsischen Landes-Ausschusses auf das Urtheil aufmerksam zu machen, welches über die Bestrebungen des oberösterreichischen Kunstvereines in Absicht auf die Gründung einer Landesgallerie an sehr maßgebender Stelle, nämlich von dem Centrale der deutschen Kunstgenossenschaft ausgesprochen wurde, und erlauben uns den ganzen Inhalt des diesfälligen Schreibens hier folgen zu lassen: „An den löblichen oberösterreichischen Kunstverein in Linz! Von der deutschen Künstlerschaft mit der Pflicht betraut, den Interessen der vaterländischen Kunst überall da, wo es Noth thun sollte, einen moralischen Halt in Wort und That zu leihen, glaubt das unterzeichnete Central-Comité in seiner Mission zu handeln, wenn es den Bestrebungen des oberösterreichischen Kunstvereins in Linz ein Zeugniß seiner vollen Anerkennung ausstellt. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, den Gang, welchen der junge Verein genommen, mit Aufmerksamkeit zu verfolgen; wir haben die werthvolle Acquisition desselben: „Schiffbruch an der ligurischen Küste von H. Mevius“, eine würdige Stelle unter den ausgezeichneten Leistungen der Düsseldorfer Schule in der historischen Ausstellung in München einnehmen sehen; vor allem aber haben wir den uns bekannt gewordenen Entschluß des Vereins mit Freuden begrüßt, eine Sammlung des

Besten anzulegen, das sich zu seiner Auswahl böte, um eine Landesgallerie zu gründen. Der oberösterreichische Verein hat hiemit den Gedanken bereits zu realisiren begonnen, den die deutsche Kunstversammlung in der Sitzung am 22. September d. J. als das bezeichnete, was den deutschen Kunstvereinen Noth thue und denselben dringend zu rathen sei, nämlich aus dem Wechsel der Dinge ein Bleibendes zu schaffen und Sammlungen des Besten anzulegen, was die Zeit erzeuge, zum Frommen der Kunst und zur Förderung des wahren Geschmackes, und rufen wir dem Vereine in Linz zu, in seinen edlen Bestrebungen auszuharren, den sich ergebenden Schwierigkeiten muthig wie bisher entgegen zu treten und mit uns der tröstlichen Überzeugung zu sein, daß alle Ideen, die den Entwicklungsgang der Nation wirklich zu unterstützen vermögen, eines endlichen Sieges gewiß sind. — München, am 30. October 1858. — Das Central-Comité der deutschen Künstler: M. Witmann m. p., Fr. Dietz m. p., Ed. Schleich m. p., Schön m. p., Köckert m. p." — Ein Rückblick auf all die von dem oberösterreichischen Kunstvereine seit seinem 11jährigen Bestande vollbrachten Leistungen und erzielten Erfolge bezeugen, daß er seinem Zwecke, den Sinn für Kunst zu heben, gewiß getreulich nachgestrebt und durch die Beharrlichkeit in seinem Wirken erkennen läßt, daß ihn ein richtiger Zug nach den höchsten Zwecken der Kunst beseelt, ermuthigt uns daher, die Bitte zu stellen, ein hoher Landes-Ausschuß wolle die gemeinnützige und ehrenvolle Sache, der wir schon seit einer langen Reihe von Jahren aus Liebe zur Kunst und zum Vaterlande unsere Thätigkeit widmen, in seine mächtige Obsorge nehmen und bei dem hohen Landtage durch den Antrag bevorworten, daß alljährlich eine ergiebige Beitragsleistung

aus dem Domestikalfonde zur Dotirung der Landes-Kunstgallerie insbesonders behufs der Beischaffung gediegener Werke aus dem Fache der historischen Kunst gnädigst bewilliget werde, damit in nicht ferner Zeit unser Vaterland und seine Hauptstadt um ein schönes Denkmal der Kultur reicher werde. 5

Linz, am 24. October 1862.

Das Comité des oberösterreichischen Kunst-Vereins.

In Abwesenheit des Herrn Präsidenten dessen Stellvertreter. 10

Oberösterreichische Kunstausstellung.

(1863.)

Unter allen Völkern, von denen uns die Geschichte, so weit sie jetzt Vergangenes enthüllt hat, erzählt, und von denen Überbleibsel ihrer Wirksamkeit auf uns gekommen sind, waren 15 in der Kunst die alten Griechen die ersten. Es ist rührend, wenn wir jetzt, wo Wissenschaft und Geschäfte einen ungleich höheren Gipfel erreicht haben und die Mittel uns viel mannigfaltiger und wirksamer zur Hand liegen, ein einfaches, naives, reines Kunstwerk jener Zeit betrachten, in welchem 20 der feinste Sinn vollendeter Menschlichkeit ausgesprochen ist, und daneben die Wucht von Dingen und Erfahrungen sehen, die wir haben, und mit denen wir doch jene einfache Größe weitaus nicht zu erreichen im Stande sind. Es ist rührend und betrübend zugleich. Jener innigste Schönheitssinn war 25 nur einmal in der Welt und kam seitdem nicht wieder. So tief war jener Sinn in den Herzen der Griechen, so fein ihr Gefühl für Gesetz und Maß in den Gestaltungen, daß sie nicht das Volk, welches schlechtere Staatseinrichtungen, rohere Sitten, grausamere Gebräuche u. dgl. hatte, Barbaren 30 nannten, sondern die, welchen die Gabe Schönheit darzu-

Kunst-
liegener
nädigst
terland
Kultur 5

unst-

rtreter. 10

chte, so
n denen
waren 15
ührend,
ungleich
ns viel
nfaches,
velchem 20
hen ist,
sehen,
Größe
rührend
an war 25
er. So
so fein
n, daß
tungen,
rbaren 30
darzu-



...bild auf Papier. Gem. von Ad. Stifter.

Eine Kapelle bei Linz — Lieblingsaufenthalt Ad. Stifters.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.



Oelbild auf Papier. Gem. von Ad. Stifter.

Eine Kapelle bei Linz — Lieblingsaufenthalt Ad. Stifters.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nussdorf.

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE



Oelbild auf Papier. Gem. von Ad. Stifter.

Eine Kapelle bei Linz — Lieblingsaufenthalt Ad. Stifters.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

stellen und zu empfinden nicht oder in einem geringeren Maße
verliehen war. Ihnen erschien der in Staats- und Kriegs-
dingen große Römer als Barbar, und dort, wo dieses sonst
merkwürdige Römervolk die Barbarei von sich abzustreifen
5 bemüht war, ahmte es nur die Griechen nach. Die spätere
Welt, wenn die Griechen zur Zeit Perikles ein Urtheil über
sie abgeben könnten, würden sie wieder Barbaren heißen, und
wir müßten es dulden. Wir wollen nicht von der Dichtkunst
reden, in derselben hat auch die Nachwelt Großes geleistet,
10 und Einzelnes mag neben, theilweise sogar über griechischen
Werken stehen. In der bildenden Kunst, in wie weit wir
Reste zur Vergleichung haben, sind wir ihnen nicht mehr
nachgekommen, und die ängstliche Nachahmung ihrer Gestalten,
die einige Zeit an der Tagesordnung war, ist das aller-
15 frostigste geblieben.

Wir wollen nicht zu ergründen suchen, weßhalb es so
ist, ob geringere Begabung, ob Zeitläufe oder Ereignisse die
Schuld haben, es wäre dies eine Arbeit über unsere Kräfte,
und sie würde nicht sehr großen sachlichen Erfolg haben;
20 sondern wir wollen bei Veranlassung der Ausstellung von
Kunstwerken in unserer Stadt wieder einmal der Kunst das
Wort reden, wie wir es schon öfter in diesen Blättern ver-
sucht haben. Der Standpunkt der Kunst eines Volkes ist
immer der Standpunkt seiner Menschlichkeit. Das menschlich
25 Höchste für den Menschen ist nach der Religion die Kunst,
die ja in allen ihren Zweigen auch der Religion dient. Selbst
das Landschaftsbild ist als Bild eines göttlichen Werkes
religiös, und es wird es desto mehr und desto schöner, je
tiefer es göttliches Walten darzustellen im Stande ist. Es
30 gibt keinen Menschen ohne allen Sinn für die Kunst, und
wenn er nur bunten Farben und gellenden Tönen nachläuft,
so sucht er schon eine Art Kunst. Die Menschen ohne alle
Kunst, da sie nicht höhere Geister werden können, würden

nur sehr geschickte Thiere sein; aber auch die höheren Geister müssen eine Kunst und wahrscheinlich eine höhere haben als wir, weil die Welt außer allem Großen, was sie ist, auch schön ist. Mögen wir, wenn uns auch der griechische Lastträger, falls er von der Betrachtung des Volkes von Bildsäulen in Athen durch Jahrtausende und einige Meilen zu uns versetzt würde, Barbaren heißt, uns bestreben, diesen Namen immer weniger zu verdienen. Aber leider — und dies ist der Grund, weßhalb wir so oft, und vielleicht von Manchem verspottet, unsere Stimme für die Kunst erhoben haben, — leider geht, einzelne verehrungswürdige Bestrebungen ausgenommen, der Sinn für Kunst im Ganzen abwärts, wenn auch noch wie ein verspäteter Blitz einzelnes Großes auftaucht, das Gefühl für das Große schwächt sich ab, und täglich mehr, wie man, wenn man vierzig Jahre diese Dinge beobachtet hat, nicht mehr zu läugnen im Stande ist. „Und was liegt daran?" fragt jener Spötter. Wir antworten ihm: wenn Völker verkommen, so ist es allemal die Kunst, welche zuerst von ihnen weicht; ehe der Grieche durch Sklaverei geschändet wurde, floh seine Kunst von ihm, und das Entweichen dieses holden Gebildes dürfte der Anfang viel ernsterer und traurigerer Dinge sein. „Und wird dein Wort dies aufhalten?" frägt man weiter. Mein Wort nicht, vielleicht nicht die Worte vieler Menschen; aber dennoch ist es Pflicht, die Worte zu sagen.

Einen Grund der Abnahme des Kunstsinnes glauben wir in einer Zusammenwirkung von Zeitdingen zu erblicken, die sich noch steigern, dann überstürzen und dann vielleicht das Zerstörte wieder und noch schöner aufbauen können. Die Kunst, wie jedes Hohe, verlangt Sammlung, sie verlangt, daß der Geist, der das Geistige betrachtet, im Geiste ruht. Wo aber ist heute Sammlung, wo ist Ruhe? Die gesellschaftlichen Ereignisse unseres Welttheils stacheln zur Unruhe

auf, rufen die Thätigkeit zum Ordnen und Befestigen hervor. Möge dies gelingen, dann wird der Geist, wenn das Haus wieder gebaut ist, in seinen Thaten größer und herrlicher emporleben. Bedenklicher ist ein Zweites. Alle Welt hat die Reise- und Wanderlust erfaßt, alles ist in Bewegung, der Großstädter sucht nicht mehr zur Sommerszeit die ländliche Stille, er reist um das Geld, das er sonst für Landleben ausgegeben, und der stille Bewohner des Landes macht sich auf, die Welt zu sehen, und wird mit dem Großstädter zusammengeworfen. Durch die Schnelligkeit und Leichtigkeit der Bewegungen werden die Menschen der fernsten Orte durcheinander gewürfelt. Eindrücke rauschen an ihnen vorüber, der Mensch sieht Menschen, Berge, Thäler, Städte, Theater, Bahnhöfe, Ausstellungen, Verzierungen, Fahnen, Trachten, er sieht bunte Farben, er hört sinnreizende Töne, er ißt feine Speisen, schläft in den Kissen des Eisenbahnwagens, und träumt, wenn er nach Hause gekommen ist, von diesen Dingen, und liest dann in Zeitungen von Andern ähnliche Eindrücke, die sie in fernen Ländern erfahren haben, und beschrieben. Wie soll da ein Versenken in sich selber, wie soll da ein Arbeiten des Geistes in seinen Tiefen über die Menge kommen? Sie wird immer roh stofflicher, sie wird immer sinnlicher. Der Genuß ist das Ziel, wornach gejagt wird, der Genuß, der so leicht ist, wie das Fahren auf der Eisenbahn. An Stätten, wo die Kunst am öftesten an die Menge tritt, in Theatern und Büchern sucht man nur die Unterhaltung, und Theater und Bücher bequemen sich dazu, und die hohe Muse, die Freundin des hohen Menschen, die Wohlthäterin des menschlichen Geschlechtes, verhüllt ihr Haupt und trauert. Es ist möglich, daß sich Sinnengenuß noch steigert, daß dann, wie gewöhnlich, Eckel und Umkehr eintritt. Es ist noch möglicher, daß der Mensch die großartige Erscheinung der Eisenbahnen und der Dampfschifffahrt, und was

noch kommen mag, verarbeitet, sie als ein neues Gewicht in sein Leben aufnimmt, durch ihren Gebrauch die Ruhe nicht mehr verliert, vielmehr an ihr eine neue Kraft, gleichsam einen längeren Arm für seine höheren Bestrebungen gewinnt. In dieser Zeit lasse sich Keiner, dem Gott Kräfte zu künstlerischen Hervorbringungen verliehen hat, entmuthigen, und arbeite in höheren Kreisen, von seinem Geiste beseelt, muthig fort, wenn auch die Anerkennung nur von Eingeweihteren kömmt, und der Lohn in seinem Bewußtsein liegt; denn dies gilt mehr, als die Kunst zum Vergnügungsmeister der Menge herabzusetzen, oder Dinge mit ihr in Verbinduug zu bringen, die ihr fremd sind. Freilich ist es trostlos, wenn der Kunst die äußeren Mittel fehlen, und sie nach Brot gehen muß. Dann wäre, wenn es nur irgend möglich ist, besser, der Ausübung einer Afterkunst, zu der man gezwungen ist, entsagen, und sein Brot auf andern Wegen suchen. Und die, welche zwar nicht selber die Kunst ausüben, aber in reinem Sinne pflegen, und für ferner stehende Kreise vermitteln, mögen nicht verzagen, im Dienste ihrer Sendung ausharren, und nur nach dem Hohen streben; etwa tragen sie doch ein Körnlein bei, jene Zeit, wenn uns noch eine beschieden sein sollte, herbeizuführen, in der wir uns neben die alten Griechen und neben einige Jahrhunderte des Mittelalters stellen dürfen.

In neuerer Zeit haben sich zur Pflege der Kunst Vereine gebildet, namentlich für Musik und bildende Kunst. Wir haben es nach der Aufschrift unseres Aufsatzes mit letzterer zu thun. In Oberösterreich hat sich ein Kunstverein gebildet, der sich zwei Aufgaben gestellt hat, erstens Ausstellung von Werken der bildenden Kunst, Verlosung von solchen und Vertheilung von Nietenblättern, zweitens Anlegung einer Landesbildersammlung. Wir wollen einmal Gelegenheit nehmen, unsere unmaßgebliche Ansicht über das Wirken und die Erfolge

der in neuer Zeit üblich gewordenen Kunstvereine auszusprechen, so wie wir einmal auch über die Anlegung einer Landesbildersammlung eine Meinung darzulegen versuchen wollen. Für jetzt sei es uns gegönnt, über die Ausstellung dieses Sommers einige Worte zu sagen.

Es ist eine ziemliche Zahl von Kunstwerken besonders Ölgemälden zur Anschauung gekommen. Wir müssen hier wieder die Frage aufwerfen, woher es kommen möge, daß so wenige Künstler des so nahe liegenden und uns näher angehörigen Wiens sich an den Linzer Ausstellungen betheiligen, während von München und Düsseldorf, ja von weiter her bedeutend mehr Gemälde anlangen? Es wäre doch wünschenswerth, daß die Wiener Künstler an die ihnen zunächst gelegene Kronlandshauptstadt freundlicher gedächten, und wenn auch bedeutend hervorragende und größere Werke hier nicht sollen gekauft werden können, so ist es ja auch ein Gewinn für den Künstler, wenn er durch sein Werk die Menschheit zu heben und zu fördern beiträgt, und wenn ihm die Worte des Dankes und der Freude darüber zukommen. Möchte dieser Übelstand doch bald behoben sein. Wir zweifeln nicht, daß der leitende Ausschuß des Vereins, dem wir nicht angehören, also sein näheres Vorgehen nicht kennen, gewiß das Seinige stets gethan haben wird, die Wiener Künstler so wie andere zu uns heranzuziehen, und daß es nur Sache unserer Künstlernachbaren wäre, in getreulicher Nachbarschaft unser zu gedenken.

Daß in einer Gemäldeausstellung, die die Hervorbringungen des Tages zur Anschauung führt und naturgemäß nur das völlig Unkünstlerische ausschließen kann, ohne sich den Anschein der Ungerechtigkeit zu geben, nicht lauter treffliche Sachen sein können, ist an sich begreiflich, ja die Sterne erster Größe erscheinen wie bei allen menschlichen Dingen so besonders in der Kunst nur in ziemlichen Jahresabschnitten,

das einfach Gute kömmt öfter, das Mittelmäßige am meisten, dann das Schlechte auch ziemlich oft, jedoch seltener als das Mittelmäßige, weil es denn doch sehr häufig auf seinem Wege schon verworfen wird. Demgemäß dürfen wir ungescheut sagen, daß die Linzer Ausstellungen stets Beachtenswerthes gebracht haben, ja öfter (wir erinnern an die Ausstellungen der Rohan'schen, Breunerischen Bilder u. s. w.) Ausgezeichnetes, wenn eben die obbenannten Sterne erster Größe zu haben waren, was für Bildersammlungen wohl stets ein Gebot des Anstrebens, für Tagesausstellungen aber nur ein günstiges Geschick ist, das nicht für jeden Tag gefordert werden kann. Wenn wir auch sagen müssen, daß die heurige Ausstellung etwas schwächer war, als wir schon frühere gesehen haben, indem nicht Werke höchsten Ranges und die vortrefflichen nicht in großer Zahl da waren, so befand sich doch erklecklich so Manches in den Ausstellungsräumen, das den Freund und Kenner der Kunst zu ergötzen und zu erfreuen im Stande war. Da wir uns durchaus nicht anmaßen, durch unser Urtheil leitend etwa auf den Ausschuß des Vereines oder auf die Besucher wirken zu wollen, was ja schon das späte Erscheinen dieses Aufsatzes, da jenes Urtheil schon längst gebildet sein mußte, beweist, so heben wir zur Bekräftigung unseres Satzes, daß so manches sehr Beachtenswerthe dagewesen ist, Einiges hervor, was uns besonderen Kunstwerth zu haben geschienen hat, wobei wir uns ausdrücklich verwahren, mit dem Genannten die Reihe des Beachtenswerthen erschöpft haben zu wollen, da wir einerseits die Reihe nicht zu lange machen können, andererseits die Abstufungen so allmälig sind, daß jeder Abschnitt, der gemacht wird, mehr oder minder willkürlich erscheint.

Eines der trefflichsten Bilder der Ausstellung, ja nach unserer Meinung das bei weitem vollendetste und künstlerischste ist jetzt nicht mehr ausgestellt. Wir meinen Spitzwegs

„Spaziergang". Wie Spitzweg überhaupt in den Bildern, die uns bekannt geworden sind, liebliche Schalkhaftigkeit zur Anschauung bringt, so ist in diesem kleinen Bilde, auf welchem in einer ebenen, anspruchslosen Gegend, die eine heitere Fern-
5 sicht gewährt und hinter Gebüschen den Thurm einer ländlichen Kirche zeigt, der Pfarrer, oder es könnte auch der Schulmeister sein, lesend, auf einem schmalen Fußwege, sein Hündchen vor sich, auf einem Nachmittagsspaziergange begriffen ist, eine ganz besondere Anmuth, Stille, Einfachheit
10 und Lieblichkeit ausgegossen. Dieß ist das Grundwesen des Bildes, das in jedem Tone, in jeder Farbe, in jeder Linie erscheint. Und wenn wir einen Scherz in dem Bilde ahnen sollen, daß nehmlich der Leser neben dem Brette, welches vor ihm über ein schmales Bächlein gelegt ist, in das Wässerchen
15 treten sollte, so ist dieser Scherz so harmlos und zugleich so verdeckt, daß er dem Holden, welches dieses Bild bringt, durchaus keinen Eintrag thut, ja es wie ein feines Salz eher erhöht. Die Bearbeitung dieses Werkes ist, wie es von Spitzweg zu erwarten war, eine durchaus künstlerisch meister-
20 hafte. Die wolkige aber sonnige Nachmittagsluft ist so rein, klar, duftig und durchsichtig hinaus gewölbt, wie wir sie nicht oft gesehen haben, denn selbst bei trefflichen Künstlern ist sie nicht selten eine mehr oder minder steilrechte Wand, die Ferne ist mit den wenigsten Mitteln so sicher hingestellt, daß
25 das Auge mit Vergnügen auf ihr weilt, und den Weg, der hinausgeht, verfolgt, als ginge er weit und weit dahin. Dazu links die ausgezeichnete Abstufung und das Hinausweichen des Grüns in den Gebüschen, was wieder so schwer zu erreichen ist, und wobei sich die Künstler so gerne, aber
30 unwahr mit blaulichem Dufte zu helfen suchen, und dann das Hervorragen der Kirche in anspruchloser Richtigkeit, was die Stille und den Frieden auf diesem Bilde erhöht. Auch der Weg und das Gras und Gestrüppe diesseits desselben

sind zu erwähnen, obwohl wir diesen Vordergrund in Anbetracht der Kleinheit des Bildes zarter gewünscht hätten. Daß die vollkommenste Übereinstimmung in Farbe und Linien vorhanden ist, macht eben dieses Gemälde in künstlerischer Beziehung so ausgezeichnet. Wir bedauern, daß dieses klare und gemüthreiche Bildchen nicht in unserem Lande geblieben ist. 5

Zunächst müssen wir dreier Bilder von G. Bürkel in München erwähnen, Landschaften, das erste: Aufladen von Heu bei kommendem Winde, das zweite: der Kochelsee bei nahendem Gewitter, das dritte: ein Kapuzinerkloster im Hochgebirge. Alle drei Bilder tragen das Zeichen des großen Meisters, der einen Weltruf besitzt. Wir finden hier kein Haschen, kein Herumsuchen, keine Unsicherheit, sondern die Klarheit und selbstbewußte Meisterschaft des großen Künstlers. Alles ist naturgetreu mit dichterischem Gemüthe aufgefaßt und mit einer Arbeit ausgeführt, die eben so weit von Kleksen, mit welchen manche Neueren Kraft und Leichtigkeit anzeigen wollen, entfernt ist, als von ängstlicher Ausführung, sondern klar, durchsichtig und voll Schmelz. Besonders müssen wir Landschafter, die nur ein Grün haben, auf die ganz herrlichen Abstufungen von Grün in diesen Bildern aufmerksam machen. Für das Beste halten wir den Kochelsee, ein Meisterwerk ersten Ranges. Wie schön ist das gewitterhafte Anlaufen der Berge, wie lieblich die warme, vom Gewitter noch nicht berührte Färbung der Ferne, das Zurückweichen des Grüns der Bäume, die Durchsichtigkeit des Wassers im See, in welchem die Kühe gleichsam wie frei dastehen, das gehäbige Stillleben der Häuser am See, deren Rauch schon vom Gewitterwinde erfaßt ist, und alles so wahr, von jeder Übertreibung so ferne, durch Zusammenstimmung so rein und durch Ernst so würdig. Die Heuernte ist ein sehr liebliches, neckisches Bildchen, durch die Lebendigkeit der menschlichen Gestalten und der Thiere sehr anmuthig. Als besonders

XV.



Oelbild auf Leinwand (1837) Gem. von Ad. Stifter

Blick vom Königsee gegen den Watzmann und „St. Bartholomä"

Besitzer: Moriz Eichler in Wien

XV. Zu Seite 213.



Oelbild auf Leinwand (1837). Gem. von Ad. Stifter.

Blick vom Königsee gegen den Watzmann und „St. Bartholomä.“

Besitzer: Moritz Sechter in Wien.

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

XV. Zu Seite 213.



Oelbild auf Leinwand (1837). Gem. von Ad. Stifter.

Blick vom Königsee gegen den Watzmann und „St. Bartholomä.“

Besitzer: Moritz Sechter in Wien.

großen Meister in der Farbe hat sich Bürkel in diesem Bilde bewiesen, wie er es in so manchem seiner berühmten Werke gezeigt hat. Im Klosterbilde sind die Gebäude und die Ferne tadellos, herrlich, nur der Vordergrund in Gras und Gestein
5 däucht uns etwas hart, ohne daß wir darum wagen würden, dies gerade als einen Fehler bezeichnen zu wollen; denn Gebirgsbesucher wissen zu gut, welch seltsame Gestaltungen dort vorzukommen pflegen. Und ist in einem Brükel'schen Bilde ein Fehler, so ist es meist trotz desselben ein Meister-
10 werk, indeß leider so viele Bilder bestehen, die selber sammt und sonders ein Fehler sind. Möge ein günstiges Geschick den bereits in's Greisenalter tretenden Künstler uns noch eine gute Weile lassen, mit seinem Hingange stirbt eine edle, seltene Begabung aus, die in solcher Innigkeit nicht leicht
15 zu ersetzen ist. Wir bedauern, daß bisher keines dieser Bilder für unser Land erworben worden ist.

Von August Piepenhagen in Prag war eine Gebirgslandschaft ausgestellt, die mit all dem Dufte und der Meisterschaft gemalt ist, welche diesen Künstler auszeichnet und ihn
20 zu einem der ersten Landschafter der Gegenwart gemacht hat; aber die Leichtigkeit, die sonst in seinen Arbeiten mit Recht, wie es uns däucht, bewundert wird, dürfte doch in diesem Bilde zu weit getrieben sein, und der Freund der Kunst verlangt, besonders in den Vordergründen, eine hingebendere
25 Ausführung.

Unser Landsmann Obermüllner Adolf hat ein sehr großes Bild ausgestellt: „Der Obersee im bairischen Hochgebirge“. Wie wir schon früher Gelegenheit nahmen, dem ernsten, eifrigen, nach Großartigem gerichteten Streben dieses
30 jungen Künstlers Anerkennung zu zollen, müssen wir es auch jetzt thun. Überall zeigt sich das Streben nach großen, edlen, fast epischen Wirkungen. In dem vor uns stehenden Gemälde scheint uns das Streben in vielen Theilen von Erfolg

begleitet zu sein, manche Theile sind ausgezeichnet gedacht und kräftig durchgeführt. Ein fortgesetztes, von aller vorgefaßten oder angelernten Malerweise befreites Studium der Natur in ihren Theilen und in ihrer Ganzheit wird diesen Künstler gewiß auf jene Stufe führen, die er anstrebt, und der er würdig ist. Wenn wir bezeichnen sollen, was uns einer Abänderung in diesem Bilde bedürfend scheint, so wäre es die Wiederholung der weißen Töne der Wolken in der großen Steinwand und in einem Steine des Vordergrundes.

Die Herbstlandschaft von Zimmermann Robert aus München scheint uns ein sehr ruhiges, würdiges, liebliches Bild zu sein, besonders für gelungen halten wir den Strand, die Bäume sind gut gehalten, das Wasser klar und ruhig und die Belebung heiter und idyllisch. Ein blaues Fleckchen im Hintergrunde der Luft scheint uns die Stimmung ein wenig zu stören.

Die Vertheidigung Breisachs von Sell Christian in Düsseldorf scheint uns ein treffliches Bild zu sein. Lebendig und bewegt in der Zeichnung, besonders durch Mannigfaltigkeit und doch so künstlerische Zusammenstimmung der Linien, klar, heiter und anmuthig in den Farben mit besonders schöner Beachtung der Luftperspektive in dem Hinausreichen der Gestalten, ohne der Wahrheit deßhalb wesentlichen Eintrag zu thun. Die Gegensätze sind recht gut und wirksam gehandhabt. In mancher Privatsammlung dürfte das Bild eine Zierde sein. Größeres Studium des Einzelnen, besonders der Faltung der Gewänder, der Spieglungen der Rüstungen u. dgl., dann des Ineinanderspieles der Handlung, besonders was die Wahrheit kriegerischer Thaten anbelangt, dürfte diesen Künstler mächtig fördern. Ob Männer der Waffen mit der Zusammenstellung der Gestalten bei der Vertheidigung einverstanden sein werden, wissen wir nicht; aber daß das Bild nicht zu stark an Querfurt erinnern sollte,

glauben wir sagen zu müssen, so wie wir nicht verschweigen können, daß die zwei anderen von diesem Künstler ausgestellten kleinen Bilder unsern Beifall nicht haben. Sie scheinen sehr wenig gedacht und ausgeführt zu sein.

Auf das Bild von Linnig Wilhelm in Antwerpen „Gib uns heute unser tägliches Brod" glauben wir aufmerksam machen zu müssen. Selten ist uns ein trefflicheres Helldunkel vorgekommen. Aber auch die einzelnen Gestalten, besonders das kleine Mädchen im Hintergrunde, welches uns das gute, treuherzige Angesichtchen zeigt, sind mit Liebe und Verständniß behandelt. Das Bild fesselt, je länger man es besieht, immer mehr. Es muß, da Staub darauf war, gefirnißt worden sein, woher ein trüblicher Ton stammt, der in den dunkeln Theilen ist und beseitigt werden kann. Wenn wir tadeln sollen, so wünschten wir in den Lichtblicken auf den Häuptern der Gestalten mehr Abwechslung, sie scheinen uns in ihrer Einhelligkeit zu sehr den Eindruck von Weiß zu machen.

Wir schließen unseren Bericht damit, daß wir wiederholen, es sei durchaus nicht unsere Absicht gewesen, eine sogenannte Recension der Ausstellung zu verfassen, wozu wir uns nicht Fähigkeit genug zutrauen, und wozu uns, da die Aufzählung der vielen Stücke und ihre Besprechung etwas lang geworden wäre, die Zeit gemangelt hätte. Wir wollten nur den Männern, die sich in diesen kunstfeindlichen Zeiten der Kunst mit Eifer annehmen, unsern herzlichen Dank sagen, womit gewiß viele Kunstfreunde einstimmen werden, und wir wollten beispielsweise manches von dem Guten anführen, das uns die heurige Ausstellung gebracht hat.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines.

(1867.)

Es möge mir gegönnt sein, einige Worte über die Kunstwerke zu sagen, welche gegenwärtig in dem oberösterreichischen Kunstvereine ausgestellt sind. 5

Vorerst erlaube ich mir, etwas über Kunst im Allgemeinen zu sagen, um meinen Beurtheilungsstandpunkt zu erhellen. In allen jenen Werken, welche im Alterthume und in den folgenden Zeiten von den Völkern als Kunstwerke anerkannt worden sind, ist ein gemeinschaftliches Merkmal, 10 das Göttliche, das in ihnen liegt. Dieß ist es, was nicht altert, was einer Zeitströmung nicht unterliegt, was jedes Volk in jeder Zeit wieder erhebt und entzückt, so lange dieses Volk seine sittliche Würde nicht aufgibt und in Niedrigkeit versinkt, wo dann freilich die Kunst von ihm flieht, oder ihr 15 strahlendes Angesicht, wenn es noch von fernen Zeiten her schimmert, nicht mehr erkannt wird. Das höchste Werk, worin dieses Göttliche ausgedrückt wird, ist die Welt, die Gott erschaffen hat. Und wenn der Mensch das Göttliche durch die Kunst darstellen will, so ahmt er Theile der Welt 20 nach. In der Malerei und in den zeichnenden Künsten, von denen hier vorzugsweise die Rede sein soll, ist es zu oberst der Mensch, der als Gegenstand dient, dann landschaftliche Gebilde, Blumen, Früchte, Thiere, ja selbst Erzeugnisse einer andern Kunst, z. B. Gebäude, oder allerlei Dinge 25 gewöhnlichen Gebrauches, Zimmer, Hallen, Geräthe u. s. w. Für den Menschen ist die bloße menschliche Gestalt die schönste Gestalt der Erde, und sie wird ihm am leichtesten zum Träger des Göttlichen, wenn in ihrem Ausdrucke sich dieses Göttliche spiegelt oder in Handlungen der Menschen zum Vorscheine 30 kömmt. Man wende mir nicht ein, daß dann das sogenannte

Komische und Humoristische aus der Kunst verbannt wäre. Im Gegentheile, das Komische kömmt nur zu künstlerischer Verklärung durch die Grundlage der sittlichen Tiefe, die als Größtes dem Lächerlichen als Kleinstem gegenüber steht, welcher Gegensatz eben das Lachen hervorbringt. Darum lacht nur der Mensch, weil er ein Sittengesetz hat, das Thier lacht nicht. Ein Mann, der eine hohe Vernunftentwicklung hat, sieht die Gegensätze zwischen den Thorheiten der Menschen und den Forderungen der Vernunft schärfer als andere, er hat also auch ein viel größeres Feld des Lächerlichen und Humoristischen. Ein großer Denker, dessen Namen mir zu dieser Sache nicht im Gedächtnisse ist, sagt: Die Franzosen bringen es nicht zu einem rechten Lächerlichen, weil ihnen der rechte Ernst fehlt. Ich erlaube mir auf die Abschnitte über das Lächerliche und den Humor in J. Pauls Vorschule zu verweisen, vielleicht das Tiefste über diese Gegenstände. Schwieriger drückt sich dem Künstler in der Landschaft oder gar in den andern genannten Gegenständen das Göttliche aus. In der Natur und ihren Gestaltungen, als von Gott ausgegangen, liegt es. Es kommt nur darauf an, es zu fassen und zu bringen. Wenn die Malerei Dinge, die Menschen gemacht haben, darstellt, so hängt der Kunsterfolg häufig von dem ab, was der erste Werkmeister als Göttliches in sein Erzeugniß zu legen vermochte. Aus dem bisher Gesagten würden sich jetzt die landläufigen Ausdrücke in der Kunst: Realismus, Idealismus, Stil erklären. Realismus (Gegenständlichkeit) wird so gerne geradehin verdammt. Aber ist nicht Gott in seiner Welt am allerrealsten? Ahmt die Kunst Theile der Welt nach, so muß sie dieselben den wirklichen so ähnlich bringen, als nur möglich ist, d. h. sie muß den höchsten Realismus besitzen. Hat sie über ihn hinaus aber nichts weiter, so ist sie nicht Kunst, der Realismus kann dann noch für die Naturwissenschaft Werth haben, für die Kunst

ist er grobe Last. Idealismus ist eben jenes Göttliche, von dem ich oben sagte. Ist es in der Kunst dem größten Realismus als höchste Krone beigegeben, so steht das vollendete Kunstwerk da. Wie bloßer Realismus grobe Last ist, so ist bloßer Idealismus unsichtbarer Dunst oder Narrheit. J. Paul sagt von solchen Idealisten in der Vorschule: Sie malen den Äther mit Äther in Äther. Die Idealisten, welche den Realismus so verachten, sind meist solche, die seiner nicht Herr werden können, und es mag mit ihrem Idealismus auch schwanken, und er dürfte eher nur Empfindelei sein; denn das hohe, gesunde Ideal wird gleich mit der rechten, gesunden Gestalt geboren. Nach dem Gesagten ist uns Stil ein überflüssiges Wort, jedenfalls ist es ein gefährlich vieldeutiges, und Unzählige mögen sich darunter jene Darstellungsweise denken, die sie für schön halten, oder gar, an die sie sich gewöhnt haben.

Bisher ist von den Merkmalen des Kunstwerkes an sich gesprochen worden. Es kömmt aber noch etwas hinzu. Jeder, der malt, zeichnet u. s. w., legt auch sich in sein Werk, bewußt oder unbewußt, ja oft wider seinen Willen.

Der wahre Künstler bringt ohne Wissen das Göttliche, wie es sich in seiner Seele spiegelt, in sein Werk. Und je größer und erhabener diese Seele ist, und je mächtiger und majestätischer sie das Göttliche faßt, das sie dann wiedergibt, desto mehr entzückt, erhebt und überwältigt uns das Werk. Der Afterkünstler bringt ebenfalls ohne Wissen Allerlei, nur kein Göttliches in sein Werk, Verstandklügelei, Räthsel, sogenannte Allegorie, Rohheit, Niedrigkeit, selbst Schlechtigkeit, Verstandeslosigkeit, Seichtheit und Leere seines Gemüthes u. s. w. Kleine Gegenstände, Stillleben, sogenannte Genrestücke und dergleichen bedürfen eines besonders innigen, tiefen, heiteren, arglosen oder schalkhaften und humoristischen Gemüthes, weil das Ideal in der Kleinheit des Gegenstandes

so schwierig zu finden ist. Daher geht der Afterkünstler solchen Dingen häufig aus dem Wege und wählt große Stoffe, hinter denen er sich unbewußt verbirgt, und wählt er den kleinen Stoff, so entblößt die Kleinheit desselben erst recht den kleinen Künstler. Nicht bloß in Darstellungen menschlicher Dinge, sondern auch in Landschaften u. s. w. können jene üblen Erscheinungen liegen, von denen ich sagte, und der echte Kunstreund begreift Pechts Worte sehr gut, der gesagt hat, er habe Franzosen gekannt, die lasterhafte Landschaften gemalt haben. Ist mit solchen Niedrigkeiten, Seichtigkeiten, Anmaßungen und dergleichen ein gewisses und oft großes Geschick der Arbeit verbunden, dann kann der Unwille des Kunstfreundes sich bis zum sittlichen Zorne steigern, und vor der schuldlosen und harmlosen Dummheit und Ohnmacht steht man mit verzeihendem Lächeln. Sonst sind eher Mängel der Arbeit zu übersehen als bei vollendetster Arbeit Mangel des Ideals oder Dasein seines Gegentheiles. Wie könnte uns sonst manches altdeutsche Werk mit bedeutenden Arbeitsfehlern so entzücken? Daß zum Genusse eines Kunstwerkes auch ein eigenes Göttliches gebracht werden muß, wie es jeder mehr oder minder hat, ist begreiflich, Göthe sagt:

> Lebt nicht in Dir des Gottes eigne Kraft,
> Wie könnt' Dich Göttliches entzücken?

Und eben so begreiflich ist es, daß man Kunstwerke einer Ausstellung milder beurtheilt als die einer öffentlichen Sammlung, die nur Mustergiltiges besitzen soll, oder für Kunstgeschichte Merkwürdiges.

Ich gehe nun daran, über einige der ausgestellten Kunstwerke, so weit meine Einsicht reicht, zu sprechen.

In Nr. 1 bis 6 hat Steinfurth H. aus Hamburg Bleistiftzeichnungen. Diese Zeichnungen dürften, was Anordnung der Linien, Flächen, Gestaltungen betrifft, zu

den Schönsten ihrer Art gehören. Das Leichte, Luftige, Schwebende, Verschlungene daran erinnert geradezu an die Antike. Auch die Vertheilung des Ausdruckes der Handlung an die verschiedenen Gestalten, besonders bei den gestaltenreicheren Blättern, ist sehr befriedigend. Darstellungen dieser Art aber fordern fast unwillkürlich zur Vergleichung mit der altgriechischen Dichtung auf. Und in dieser Hinsicht muß man bekennen, daß das Erhabene, Großartige, Erschütternde von Aischylos und Sophokles nicht in den Zeichnungen liegt. Auch sollte das Studium des Einzelnen sorgfältiger sein.

In Nr. 7 sind zwei liebliche, sauber und klar ausgeführte Landschaftszeichnungen von Schauer Johann aus Wels ausgestellt. Freunde neuerer Zeichnungsweise werden viel Gefallen daran finden.

Die Früchte von Zinnöger aus Linz in Nr. 8 erscheinen mir sehr klar, fleißig, getreu und rein ausgeführt. Es ist eine sehr gut gedachte Zeichnung und eine kräftige Farbengebung bei guter Vertheilung der Gegenstände vorhanden.

Die zwei Landschaften von Minjon J. in Düsseldorf, Nr. 11 und 14, scheinen mir kälter und gemüthsleerer, als wir sonst von diesem Künstler gesehen haben.

Die Mondlandschaft von Seidl August in München, Nr. 12, ist ein zusammenstimmend gehaltenes Bild, dürfte in dem Tone aber zu wenig Tiefe haben, daher Mond und Wolken nicht genug leuchten, und es dürfte auch mehr des Tones als der Farbe vorhanden sein, weshalb sich die Massen zu wenig abheben.

Schloß Tirol von Jäger Gustav in Wien, Nr. 15, ist ein Bild von kräftiger Beleuchtung, schön in die Tiefe gehenden Gründen und Thalmulden, ein Bild, in welchem Gemüth und Gedanke herrscht; aber die Behandlung dürfte doch zu breit sein, was dem großen Bilde etwas Leeres gibt,

und was mir von zu geringer Durchbildung des Einzelnen her zu rühren scheint.

In Nr. 19 ist ein kleines Mädchen mit einer Strickerei von Löffler C. in Wien ausgestellt. Das Kind läßt die Strickerei ruhen und sinnt. Was ich vom Idealismus in der Kunst sagte, ist in lieblichster Weise in diesem Bilde enthalten. Das Sanfte, Einfache, Unschuldige, Gute, Schwärmerische und Sehnsuchtsvolle dieses Angesichtes hat in der ganzen Ausstellung nicht, und hat überhaupt nicht oft seines Gleichen. Der Menschenforscher vertieft sich in dieses Angesicht, und ahnt bedeutungsvolle Seelenbegebenheiten, wenn dieses Kind erwachsen sein wird. Die Farbengebung ist im Allgemeinen herrlich, kräftig, voll Wahrheit und gesättigter Tiefe. Der Künstler, der mir die höhere Kunstbegabung in einem ungewöhnlichen Maße zu besitzen scheint, erlaube mir aber auch ein Gegenwort aus wohlwollendem Gemüthe zu sprechen. Er übersehe in dem Fluge seines Gemüthes nach Höherem ja das Niedere, Handwerksmäßige seiner Kunst nicht und gebiethe seinem Geiste, auch dieses fleißig zu üben und zu lernen, wie ja der vollendetste idealste Sänger recht viel Scala gesungen haben muß. Das Mädchen ist in diesem Bilde verzeichnet. Der Körper gehört einem kleineren Kinde, namentlich der rechte Arm mit der Hand. Auch dürfte das Linearperspective des Körpers nicht richtig sein, und der Durchmesser des Oberhauptes scheint zu groß. Über die Farbe, die ich herrlich nannte, schwebt ihrer ganzen Ausdehnung nach etwas wie Ruß, Schmutz, Ausgewachsenheit alter Bilder, und man meint, man müsse das Bild reinigen, um zu all dem Glanze der so edlen Farbe zu gelangen, die nur durch fremde Einflüsse verdüstert ist. Hat nun der Künstler ein eigenes Arbeitsverfahren, so daß in die Pinselhärchen der Schmutz kömmt, oder hat er sich zu sehr in alte, von der Zeit verunglimpfte Meisterwerke eingelebt, oder ist Beides, ich

kann es nicht entscheiden. Aber das ist richtig, daß Menschen, welchen das Hohe eines solchen Bildes weniger zugänglich ist, es wegen seiner Mängel für ein sehr schlechtes Bild halten. Sehr gewissenhaftes Zeichnen und Farbengeben nach der Natur, meine ich, dürfte dem Übelstande bald abhelfen, 5 der, was Farbe betrifft, in den ersten Bildern dieses Künstlers, die wir mit solcher Freude in diesen Blättern begrüßt haben, nicht vorhanden war. Aus der größten Achtung vor der hohen Begabung des Künstlers in der Innigkeit des Seelenausdruckes, in der ihm wenige gleichen, habe ich den 10 Tadel niedergeschrieben. Es ist der Ausdruck eines einzelnen Mannes, dem andere beistimmen oder widersprechen können.

In Nr. 20 ist ein Bild von Rustige H. aus Stuttgart, „Kreuzfahrer in der Wüste nach langem Umherirren Wasser findend“, ausgestellt. Es ist nicht strenge ein Geschichts- 15 bild, steht einem solchen aber am nächsten. Ich glaube das Bild als ein vortreffliches bezeichnen zu müssen. In der Zusammenstellung sind alle Gestalten in derselben Handlung und in demselben Zustande befindlich, wie verschieden auch die Äußerungen sein mögen: in fast verschmachtender Hin- 20 fälligkeit, im Bringen von Wasser, im Streben darnach, im Hinblicke auf die Stelle, dann darin, daß einer mit einer Trompete denen, die weiter zurück sind, das Zeichen gibt, das Ersehnte sei gefunden, in den Pferden, die das Wasser wittern, deren alle Glieder nach dem Flüssigen hinstreben, 25 und deren Köpfe mit herrlicher Deutlichkeit fast sprechend wie menschliche Antlitze den Gedanken ausdrücken. Besonders ist das, ich möchte sagen, Angesicht eines Pferdes, das ziemlich weit zurück ist, außerordentlich zu preisen. Ungemein dichterisch ist der einfache Gedanke des zurückblasenden Trompeters, 30 wodurch unserer Einbildungskraft noch ein langer Zug geoffenbart wird, den der Rahmen nicht mehr umschließt. Der Ausdruck der Handlung in den Gestalten ist durchaus ein

hoher, von der treuherzigen, selbstvergessenden Gutmüthigkeit des alten Knappen an, der Wasser bringt, bis zu dem Ernste und der Strenge der Ritter. Und hier ist wieder ein dichterischer Gedanke. Was bei den Thieren eine berechtigte Begier ihres Körpers ist, wird bei den Menschen ein veredelnder Seelenzustand. Die Ausführung durch die Farbe ist eben so weit von pralerischer Schaustellung eines glänzenden Vortrages oder kecker Pinselführung als von Aengstlichkeit entfernt, sie ist überall gediegen, ernst, sich liebevoll dem Gegenstande fügend und sorgsam. Es sei mir nun auch erlaubt, meine Bedenken gegen das Bild auszusprechen. Wenn der Künstler in dem Ausdrucke noch einen Schritt höher zu gehen vermocht hätte, wenn wir in den Gestalten außer dem, was sie jetzt unmittelbar angeht, noch den Hauch jenes ungemein großen Gedankens des Mittelalters schimmern sähen, der das, was ihm christlich das Heiligste war, von der Schmach der Entwürdigung der spottenden Heiden mit Anstrengung aller Kraft des Abendlandes befreien wollte, welcher Gedanke nur in der Folge durch ungeschickte Mittel und durch Leidenschaften vereitelt und entweiht wurde — wenn wir diesen Gedanken natürlich und wahrhaftig ohne erkennbare Absichtlichkeit schimmern sähen, wäre das Bild in die Höhe des Ideals gehoben und ein ergreifendes Kunstwerk. Dieser Schritt, von dem ich spreche, ist entweder schwerer als das Malen des ganzen Bildes, wenn der Künstler mit kalter Überlegung die Sache in die Gestalten zu bringen gesucht hätte, wobei ihm wahrscheinlich ein Afterchristenthum gelungen wäre, oder er ist sehr leicht, wenn der Gedanke des Alterthums glühend in der Seele des Künstlers lebt und einfach in sein Bild überquillt. Eines Umstandes, der mir ein realistischer und auch ein Stimmungsfehler scheint, muß ich noch erwähnen. Der Künstler hat wahrscheinlich keine Wüste des Morgenlandes gesehen, daher das Unbestimmte derselben. Er

hat Hitze und Ausgebranntheit des Bodens durch gelblich röthliche und fahle Töne gegeben. Man möge dagegen nicht streiten; aber derselbe ziegelröthliche und bräunliche Ton beherrscht das ganze Bild, auch Thiere und Menschen. Steht doch oft kaum die Farbe eines Pferdes von der des Bodens wesentlich ab, ja Angesichter nähern sich dieser Farbe. Dadurch erhält das Bild eine allseitige röthliche, fahle Trübe, die nicht durch das Weiß eines Schimmels, das Blau eines Mantels, das Roth eines Sattels gebrochen werden konnte. Und welche Mannigfaltigkeit und doch schmelzende Einheit hätten die vielen Gestalten gebothen. Wüstenstaub kann die Sache wegen der sichtbaren Klarheit der Zeichnung nicht sein. Der Künstler ist wahrscheinlich durch sein Streben, die Wüstenglut zu bringen, in dieses Rothfahlbraun gezogen worden. Das wirkliche sorgsame Studium einer Wüste würde die entscheidenden Merkmale bringen, und die Wüste würde glühen, wenn was immer für Farben von Pferden und Gewändern in ihr wären. Ich habe so lange bei diesem Bilde verweilt, weil ich meine, daß es ein liebevolles Eingehen gar sehr verdiene, und weil ich meine, daß es die Hoheit der Kunst, die darinnen ist, und die so selten angetroffen wird, erfordert, besonders der Geschichtsmalerei, der höchsten nach der religiösen.

Der Sommerabend von Stademann A. in München, Nr. 22, von dem wir schon sehr verdienstvolle Bilder gesehen haben, zeigt wieder eine tüchtige Farbengebung, nur kann ich das helle Weiß der Wolken am Rande der Landschaft für einen Sommerabend nicht recht verstehen, auch dürfte die Vortragsweise Stademanns durch starke Drucker und Flocken mit Verwischung der Zeichnung doch schon etwas zu weit gehen.

Die Früchte von Lauer J. in Wien, Nr. 24, erscheinen mir lieblich und angenehm gemalt.

Das Bild von Kronberger in München, „Der Wirthin Töchterlein nach dem Gedichte von Uhland“, Nr. 33, hat viel Verdienstliches. Das Antlitz des todten Mädchens erscheint mir geistig sehr schön. Auch im Stofflichen, z. B. im gelblichen Vorhange, weist' sich eine edle Pinselführung auf. Das Mißliche, nach einer herrlichen Dichtung zu malen, dürfte auch hier zu Tage treten; denn das unaussprechlich Naive und Hohe dieser Dichtungsperle Uhlands ist in dem Bilde nicht erreicht, Dichter und Maler haben eben ganz verschiedene Mittel, und beide Künste, wenn sie einander erläutern wollen, bleiben meist im Nachtheile, in Geschichtlichem nicht immer, oft gar nicht, im Lyrischen sicherlich jedes Mal.

„Rule Britania“ von Jerichau Elise in Kopenhagen, Nr. 34, ist ein allegorisches Bild und verzichtet somit eigentlich auf unmittelbares Leben. Die Frauengestalt ist indeß an sich sehr kraftvoll vorgetragen. Nur erscheint sie mir etwas zu kurz und stramm, und die Hände zu groß. Die Waisenkinder, Nr. 61, haben mit Ausnahme der Arme auch viel Schönes in der Darstellung.

Die Blumen von Rossi in Paris, Nr. 35, erinnern in ihrer Wolligkeit, Verschwommenheit und Zartheit sehr an die Zeit von Angelika Kaufmann.

In dem Bilde „Dame mit Maske“ von Astolfi in Padua, Nr. 36, sind die verblichenen Seidenstoffe sehr gut gemalt. Wenn aber der Mensch und insbesonders sein Angesicht der schöne Gegenstand der Kunst ist, so erscheint es sonderbar, die schönsten Theile dieses schönen Gegenstandes mit einem schwarzen Flecke verdeckt zu malen, und wenn das an den Fleck Grenzende so namenlos schön wäre, daß sich unsere Einbildungskraft das Verdeckte erst recht unaussprechlich schön erhoffte und nach Enthüllung stürmte, wäre die Sache eher erklärlich.

Tartarus von Steinfurth H. in Hamburg, Nr. 42, hat wie die Zeichnungen desselben meistens sehr schöne Gestaltungen in sehr schönen Farben. Die Vergleichung mit der altgriechischen Dichtung liegt auch hier nahe. Das Bild ist aber in mehrere Gruppen getheilt, die für sich Gegenstände erschütternder Darstellung wären, es ist also etwas zerstreut.

Das Stillleben und die Blumen von Lauer Josef in Wien, Nr. 47 und 51, glaube ich als sehr lieblich und heiter anführen zu müssen.

In Nr. 53 ist ein kleines Bild von Bürkel in München „Der Achensee" ausgestellt. Jene Naivität, eine der schönsten Blumen hoher Kunst, die in alten Werken so herrlich blüht, die in unsern Zeiten so selten ist und immer seltener wird, die bei der Arbeit weder an sich noch an irgend einen Beschauer denkt, sondern sich mit Liebe dem Gegenstande hingibt und seine Schönheit zu fassen bestrebt ist, leuchtet uns hier noch in voller Reinheit und Ursprünglichkeit entgegen. Nirgends ein Bestreben nach Wirkung, nirgends in einen Theil ein Gewaltschlag gelegt, nirgends eine einzelne Schönheit, sondern Alles schön, ohne daß man sagen könnte, hier oder hier liegt die Schönheit. Mit gleicher Liebe ist das Stäudlein auf dem Felsen und der Schneeberg und das Steinchen auf dem Weg behandelt. Und Alles ist aus einem Gusse und in einem zarten Schmelze, daß keine harte, keine leere Stelle sich aufzeigt. Und diese Meisterschaft von Arbeit, der man aber eben darum die Meisterschaft nicht ansieht, ist der Träger einer Innigkeit, einer Tiefe, Reinheit und Anmuth, die sich als Seele des Bildes in unsere Seele senkt und ihr eine sanfte Ruhe und Befriedigung schenkt. Ich glaube, daß dieses Bild bei Weitem die schönste Landschaft der Ausstellung ist.

Die Landschaft von Nowapaki in Wien, Nr. 54, erscheint mir in den Bäumen als sehr vortrefflich. Der Wind bewegt die Massen und zeigt uns mitunter das schöne Silber der Kehrseiten der Blätter. Man könnte das Bild Jahre lang in seiner Wohnung haben und dürfte einer holden, beruhigenden Kunstwirkung immer sicher sein. Die Wolken und der Vordergrund scheinen mir weniger als die Bäume studirt.

In der Landschaft „Norwegisches Hochgebirge“ von Nordgréen Alex. in Düsseldorf, Nr. 55, ist eine solche Pracht der Arbeit, daß das Bild im ersten Augenblicke mit Gewalt hinreißt. Alles ist auf ungemeine Wirkung angestrengt, und sie wird gleichsam mit Dringlichkeit gefordert. Aber es erscheinen da gewaltsame Gegensätze, man ahnt Naturwillkührlichkeiten, z. B. den Schneefall, der eine kleine Erhöhung mit frischem, tiefen Schnee bedeckte, und den Berg dahinter ohne Schnee, nur mit einigen alten Flecken ließ, es zeigt sich die Starrheit der wenigen Linien, die das Bild umreißen, endlich doch auch Schwächen in dem, was der ungemeine Glanz des Bildes ist, in der Realität, so daß eine Unruhe in uns wird, daß uns Absichtlichkeit entgegen tritt, und wir uns nach jener Naivität sehnen, von der ich bei Bürkel gesprochen habe. Gewiß ist jener Gegenstand norwegischer Natur so erhaben, und der Künstler so begabt, daß er uns den Hauch jener Größe bringen kann, ohne nach künstlichen Mitteln greifen zu müssen.

In Nr. 58 ist ein Bild ausgestellt, bezeichnet: J. C. in Linz, „Abend am Gosausee.“ Man darf wohl seine Freude aussprechen, daß in unserer Mitte ein Mann, der in einem bedeutenden Amte so viel beschäftigt ist, seine Mußestunden mit so edlen Vergnügungen ausfüllt, und um so mehr, meine ich, dürfte man seine Freude aussprechen, als man das Bild als ein treffliches erkennen muß. Ich glaube,

daß die Landschaft von Bürkel, Nordgréen, Nowopaki und diese die besten der Ausstellung sind. Fehler scheinen mir alle zu haben, selbst Bürkel, z. B. der Hals und Kopf der trinkenden Kuh; aber Bürkel ragt mit dem Ganzen, die andern mit Hauptsachen hervor. In dem Bilde ist vorzüglich jenes Hingeben an die Natur anzuerkennen, die ohne Selbstsucht von der Größe des Gegenstandes erfüllt ist und ihn zu bringen strebt. Eine Ruhe, eine Abendfeierlichkeit ist über die Einsamkeit jener Höhen und jenes Wasserspiegels ausgegossen, die sich uns mittheilt und uns erfreut. Und steht das Bild andern an Arbeit bedeutend nach, so steht es durch diese höhere Eigenschaft der Kunst ihnen eben so bedeutend wieder vor. Der violette Ton, den es zeigt, und der, wenn das Bild in einem Zimmer allein gesehen wird, nicht so hervortritt, rührt von der stark blauen und grünen Nachbarschaft her. Jeder, der mit Farben umgeht, kennt die Gewalt derselben gegen einander. Ein Gemisch aus Schwarz und Weiß ist auf weißem Papier grau, neben Braun blau, neben Himmelblau röthlich-grau. Daher ist das Aufhängen der Bilder eine der schwersten Sachen. Dieses Bild braucht sehr viel Licht, da es in den Einzelheiten zarter gearbeitet ist, besonders in dem Helldunkel, als einem so großen Bilde zuträglich ist. Ich halte es für einen Fehler in der Arbeit.

In Nr. 63 ist ein sehr großes Geschichtsbild ausgestellt. „Judenverfolgung in Speier im Jahre 1014. Erzbischof Johann von Speier schützt die Juden vor der Wuth des Volkes.“ Das Bild ist von Schmitz Adolf in Düsseldorf. Der Gegenstand ist ungemein künstlerisch und ungemein schwierig. Soll er die Großartigkeit haben, die ihm inne wohnt, so muß er durch Massen des Volkes wirken. In den Massen, wie in den Einzelnen, die uns näher sind, muß all die furchtbare Erregtheit, die ein so schrecklicher Augenblick

bringt, ersichtlich sein: Fanatismus, Rachsucht, Geldgier, Grausamkeit, Neid, Haß von einer Seite, Entrüstung, Zorn, Angst, Furcht, Widerstand von der andern. In all das tritt der Friedensstifter. Ist seine Erscheinung so würdevoll, daß uns Ehrfurcht bei seinem Anblicke ergreift, und sind seine Worte, die man nicht malen kann, so, daß wir ihre Wirkung in den Massen sehen, die stutzig werden und fast wider Willen inne halten, so sehen wir die furchtbar große und herrliche Majestät des Sittengesetzes, der sich Gewalt und Übermacht beugen muß, wir werden zu der lichtesten Höhe gehoben, empfinden das Göttliche und empfinden die Macht des Göttlichen in dem vollendeten Kunstwerke. Minder ist das Werk, wenn der Erzbischof durch Waffen die Ruhe herstellt. Schmitz scheint uns ein ganz außerordentliches Farbtalent zu besitzen. In dem Bilde ist ein hinreißender Prunk der Farbe, ja eine Übermacht derselben, und doch sind ihre Flächen so geordnet, daß das Ganze eine edle, befriedigende Stimmung gibt. Wenn der Künstler seiner Zeichnung überall die Richtigkeit und Sicherheit gibt, die nothwendig ist, wenn alle Glieder seiner Gestalten, statt daß sie Modelle sind, lebendiges Leben und die innigste Handlung des Augenblicks zeigen, wenn in Zeichnung und Farbe die Angesichter sorgfältiger behandelt werden als alles Stoffliche, wenn der Raum für die Bewegung und wenn alle Beisachen genau studirt werden und wenn dem Ganzen endlich jene höhere sittliche Weihe gegeben wird, von der ich gesprochen habe, so glaube ich, daß wir an diesen Künstler die schönsten Hoffnungen knüpfen dürfen.

Ob der ennsische Kunstausstellung.

(1857.)

In der zweiten diesjährigen Aufstellung der Kunstgegenstände des ob der ennsischen Kunstvereines sind 12 Bleistiftzeichnungen, 1 Rauchbild, 42 Oelgemälde und mehrere Photographien enthalten.

Im Allgemeinen macht diese Aufstellung, wie die erste, einen sehr freundlichen und in einzelnen Theilen sogar einen erhebenden Eindruck. Und wenn Kunstausstellungen, in denen das enthalten ist, was die Gegenwart bringt, auch nicht den Eindruck von Gallerien machen können, in welchen das Erlesenste aller Zeiten gesammelt erscheint, so ist in der gegenwärtigen Aufstellung doch Manches, was einer gediegenen Gallerie nicht zur Unzierde gereichen würde.

Die Bleistiftzeichnungen von Greil Alois in Linz (1 bis 10) versprechen ein nicht gewöhnliches Talent. Wie wir vernehmen, steht der junge Künstler noch näher dem Knaben- als dem Jünglingsalter. Daher muß es jedem Beschauer Verwunderung einflößen, daß schon ein so hoher Grad von Lebendigkeit (dieser eigentlichen Kunstseele) sowie von Leichtigkeit in der Stiftführung vorhanden ist. Selbst wenn in den vorliegenden Bildern etwa Erinnerungen an gemachte Studien nach Meistern liegen sollten (was wir nicht wissen), so ist schon so viele selbsteigene Freiheit und Beweglichkeit vorhanden, daß dem jungen Künstler ein durch ausreichende Hilfsmittel gesicherter weiterer Bildungsgang auf das Herzlichste zu wünschen wäre.

Die Bleistiftzeichnungen von Blumauer in Vöklabruck Nr. 11 und 12, welche der Verein angekauft hat, sind in diesen Blättern schon besprochen worden.

Das Rauchbild Nr. 13 von Ockert C. in München, junge Hasen vorstellend, ist sehr nett und in zierlichen Farben dargestellt. Es dürfte, da es vom Vereine angekauft ist, jedem Gewinner ein willkommener Schmuck seines Zimmers sein.

In Nr. 15 „der Kaiser bei Audorf“ hat Metzener Alfred aus München ein, wie uns dünkt, in der Anlage und den Linien lobenswerthes Bild ausgestellt, nur scheint uns die Farbe zu trübe.

In Nr. 17 Dorfparthie im baier'schen Oberlande von Gebhardt Ludwig in München erscheint der Mondhimmel gut gebildet und räumlich tief, so auch das Uebrige, nur erscheint uns auf eine Mondnacht das Bild zu licht, wodurch gerade dem Glanze des Mondes Eintrag geschieht; dasselbe möchten wir von seinem Bilde in Nr. 35 Mondnacht in Lindau am Bodensee sagen.

In Nr. 19 Gewitterlandschaft bei Golling in Oberösterreich von Heilmayr Carl in München erscheint ein eifriges Studium, wir glauben aber, daß der Künstler der großartigen Gegensätze des warmen Sonnenlichtes und des die Farben erkühlenden Gewitterhauches nicht völlig Herr geworden ist.

Von Minjon in Düsseldorf sind in Nr. 24 und Nr. 25 sehr freundliche Bildchen ausgestellt worden.

Die Frühlingslandschaft von Zimmermann Robert in München Nr. 26 ist schon besprochen worden. Das Bild ist mit Erlaubniß des Künstlers noch in der jetzigen Aufstellung geblieben und bildet in ihr mit dem wahrhaft herrlichen Wolkenhimmel wieder eine große Zierde.

Die zwei Gemälde Nr. 27 und 28 von Gurlitt Louis in Wien aus dem Sabinergebirge und Strand bei Cattaro dürften ein genaueres Naturstudium zu enthalten haben, besonders das letztere bezüglich des Meeres.

Nr. 29 Gebet des Enkels von Hoegg Josef in Düsseldorf, welches von dem Vereine angekauft worden ist, ist schon besprochen worden.

Nr. 30 Unangenehme Ueberraschung von Zimmermann R. S. in München ist ein derber Scherz, der wohl als flüchtige Zeichnung seine Bedeutung bekommen kann, in einem vollständigen Oelgemälde vorgetragen aber doch zu wenig Idee bringen dürfte, zudem, da auch aus der ganzen Umgebung nichts zu schöpfen ist. Unsere sogenannte Genremalerei, soll sie das werden, was sie anstreben muß, nämlich die Idylle, hat sich vor Dürftigkeit und Willkür sehr zu hüten; denn da der Natur dieser Gattung zu Folge der Stoff ohnehin gewöhnlich aus dem Kleinen genommen werden muß, so steht die Gefahr nahe, daß dann doch zu wenig übrig bleibt.

Die Mondscheinlandschaft von Stademann A. in München Nr. 32 dünkt uns da, wo der Himmel sich zum Horizonte neigt, dann im Horizonte selber so wie im Hintergrunde vortrefflich. Das mondlich Dämmerige ist mit Kraft und Tiefe dargestellt. Der Wolkenbau sollte nach unserer Meinung ruhiger und edler so wie der Mondglanz im Gewölke und Wasser weniger mehlig weiß sein.

Die zwei von Hansch Anton in Wien eingesendeten Landschaften Nr. 34 und 35 das obere Lauterbrunnenthal und der Chiemsee in Baiern beurkunden den sehr gewandten Pinsel dieses beliebten Meisters. Die Gletscherbildungen in dem ersten Bilde erscheinen uns sehr gut modellirt, so wie der Wasserspiegel im zweiten nebst dem Schiffe und den Thieren darin sehr lieblich in das Auge geht. Im Hintergrunde dürfte nach unserer Meinung das Gebirge mehr an dem Lufttone Theil nehmen, wodurch ein größerer Schmelz und das optische Zurückweichen erreicht werden würde.

Die schöne Landschaft Nr. 37 von Spitzweg in München, welche vom Vereine angekauft worden ist, ist schon besprochen worden.

Nr. 38 Insel Iff bei Marseille von H. Mövius in Düsseldorf scheint uns in allen seinen Theilen ein durchaus gelungenes, wohlstudirtes und mit Bewußtsein der Mittel ausgeführtes Bild zu sein. Sowohl die gut gebauten, schwankenden Meereswogen als auch der dunkle Körper der Insel, dann der ferne Strand, an dem sich das Morgenlicht fängt, und endlich der bewölkte, morgendlich leuchtende Himmel, aus dessen grünlich blaulich strahlender Färbung sich die lichten Wolkenflocken und die dunkleren Wolkenkörper hervorheben, machen dieses Bild zu einem reizenden Ganzen, das, je länger man es betrachtet, immer wahrer und schöner wird.

Nr. 39 die Ernte am Staremberger See von Zimmermann Richard in München, worin sich die Schwüle des Mittags zeigt, scheint uns durch die trüben Schatten doch etwas zu staubig zu sein.

Geist August in München hat in Nr. 42 und 49 Wallfahrtskirche im Zillerthal und Sommer-Nachmittag bei Elting am Jakobsee in Baiern zwei fleißig gearbeitete und studirte, aber etwas trockene Bilder ausgestellt.

Nr. 43 die Mühle zu Anhalt an der Insel von Hengsbach F. in Düsseldorf hat in dem Mittelgrunde in den untern Theilen der Wolken eine sehr schöne räumliche Tiefe, auch die Bäume und Gebäude scheinen uns trefflich modellirt, mit genauerem Naturstudium dürfte das Bild ein vortreffliches sein.

Die Pferde von Bach Alexander in München Nr. 47 scheinen uns in der Zeichnung gut, trennen sich aber nach unserem Bedünken in der Farbe zu wenig.

Der Mittag im Zillerthale von Heinlein H. in München Nr. 50 hat all das Träumerische und Romantische, was

der Stimmung nach manche Bilder dieses Künstlers gerne haben, und was ihnen eine bedeutende poetische Haltung gäbe, wenn sie wahrer in der Naturanschauung und einfacher und weniger dekorativ in der Ausführung wären.

Nr. 51 Landschaft von Metzinger L. in München ist sehr zart und plastisch durchgeführt, doch dürfte größere Naturtreue zu empfehlen sein. 5

Der holländische Seestrand von Klein Wilhelm in Düsseldorf Nr. 53 ist klar, rein und einfach behandelt und macht eine edle, ruhige Wirkung. 10

Das ausgezeichnete und in manchen Theilen unübertreffliche Bild von Bürkel H. in München Nr. 52 Heimkehr der Bärenjäger ist von anderer Seite schon in diesen Blättern nach unserer Meinung trefflich und eingehend besprochen worden, so daß wir glauben, die Besprechung hier übergehen zu müssen. Dem Ankäufer des Bildes wünschen wir Glück zu dieser Erwerbung. 15

Die Photographien von Pfeiffer sind in gegenwärtiger Aufstellung wo möglich noch trefflicher als in der vergangenen. Von einem Dilettanten ist ein sehr gutes photographisches Bildniß eingegangen. 20

Die gemalten Photographien von Mad. Auegg-Dilg erscheinen uns sehr gelungen.

Wie wir hören, wird im Laufe dieses Monates die dritte Aufstellung erfolgen. Es sind einige sehr werthvolle Sendungen eingegangen. 25

Ob der ennsische Kunstausstellung.

(1857.)

Die dritte Aufstellung des ob der ennsischen Kunstvereines enthält 61 Gegenstände, darunter 45 Oehlgemälde, 1 Skizze in Frescofarben, 5 Handzeichnungen, 3 Rauchbilder, 4 Bildhauerarbeiten, 2 Flachstickereien, und eine Abtheilung von Photographien. Wir müssen den Künstlern für ihre Betheiligung an unserer Anstalt sehr dankbar sein, und um so mehr, als nicht blos die Aufstellung sehr zahlreich ist, sondern auch mehrere vortreffliche Gegenstände enthält.

Vor allem müssen wir die Skizze von Geiger Joh. Nep. in Wien, Nr. 11, „Taufe des heiligen Stephan, Königs von Ungarn" hervorheben. Sie ist in Frescofarben gemalt, und sollte nur die Wirkung dieser Farben im Allgemeinen erproben; das nähere Studium und die Ausführung im Einzelnen war dem Carton und der Durchbildung der einzelnen Gestalten vorbehalten, wenn die Skizze etwa ausgeführt werden sollte. Aber troß dem ist auch die Skizze in ihrer jetzigen Gestalt ein Meisterwerk, und Wenigen dürfte es gelingen, mit der genauesten Ausführung eine solche Reinheit, Klarheit, Mannigfaltigkeit und vor Allem — worin wir die höchste Wirkung der Kunst erblicken — ein so wahres, kräftiges, individuelles und zugleich edles und erhabenes Leben auszudrücken. Zum näheren historischen Verständnisse führen wir Folgendes aus Zieglers Bilderchronik, die uns eben zu Handen ist, an.

„Nach dem Tode des alten Herzogs Geisa übernahm die Regierung über das Ungarland sein Sohn Waik. — (Stephan der Heilige.) [1]) Er wurde von einem Grafen Theodatus von San Severino aus Apulien unter-

[1]) Geburtsjahr wahrscheinlich 979.

richtet. — Als der heilige Adalbertus nach Ungarn kam, war Waik bereits mehrerer Sprachen mächtig und im Christlichen Glauben so weit unterrichtet, daß Adalbert nach einer kurzen Belehrung ihn zur Taufe fähig fand.

Diese feierliche Handlung geschah zu Gran im Jahre 997, wobei Theodatus die Pathenstelle versah, und da die Zeremonie gerade an dem Tage des ersten Märtyrers Stephan vollzogen wurde, so erhielt der Täufling (in Erfüllung des Traumes seiner Mutter Sarolta, nach welchem ihr der Märtyrer Stephan gebot, den Sohn, den sie gebären werde, nach seinem Namen zu nennen, da er seinen Ruhm verkünden werde) den Namen jenes Heiligen. — Dieses erhabene Beispiel machte einen mächtigen Eindruck, und in kurzer Zeit wandten sich viele der edelsten Ungarn der katholischen Kirche zu.

Bald nach Stephans Taufe erfolgte auch die Vermählung mit Gisela von Baiern, einer Verwandten des Kaisers Otto III., welcher der junge Prinz versprechen mußte, der Träger des Christenthums in Ungarn zu sein, wenn er ihre Hand besitzen wollte, welchem Versprechen Stephan auch mit großem Eifer nachkam.

Solches Streben stieß jedoch auf harte Hindernisse; die neue Religion war den zu bekehrenden heidnischen Großen schon aus dem Grunde zuwider, weil sie die Freilassung der Christen-Sclaven verlangte.

Die bereits unter Geisa begonnene Gährung loderte bald in hellen Flammen.

Der Sohn des kahlen Zirina, Namens Kupa Graf von Simegh, ein Anverwandter Stephans, hatte vergebens um Geisa's Wittwe Sarolta sich beworben, und war das Haupt der Empörer.

Stephan sammelte sein Heer bei Gran, (wahrscheinlich bei Been). Hier wurde er von Hunt und Pazman mit dem

Schwerte nach deutscher Weise umgürtet, und diese beiden Männer wurden auch zu seinem persönlichen Schutze bestimmt, während der Ritter Wenzel von Wasserburg den Oberbefehl der Kriegsmacht übernahm. — Das Heer ging auf das rechte Donauufer über und zog gegen den Kupa, der Veßprán (Wesprim) belagerte.

Hier kam es nun zur entscheidenden blutigen Schlacht, in welcher Kupa fiel, und dieser Fall entschied auch den Tag für Stephan, den Sieg der christlichen Lehre, der Kultur und Civilisation über Heidenthum und Barbarei."

Geiger hat die Handlung vorzugsweise von historischer Seite aufgefaßt, und in dieser Hinsicht ist eine Kraft und eine Wirklichkeit zugleich aber auch ein Ernst, eine Würde und eine Weihe in dem Bilde, daß wir zur Bewunderung hingerissen werden. Es ist fast, als thäte man einen Blick in das herrliche Dichtungswerk der Nibelungen. Der noch sehr jugendliche Stephan, von dem höchsten Ernste und der tiefsten Andacht ergriffen, ist wie eine der schönsten antiken Gestalten. Der heilige Bischof weiset auf jene bewunderungswürdigen Köpfe der alten Kirchenlehrer zurück. Alle anderen Gestalten sind so individuell, daß nicht nur Jeder nur er selber ist, daß jedes Haupt nicht nur blos auf diese Gestalt paßt, und wir uns unwillkürlich eine Vorstellung von seinem Charakter machen, sondern daß Jeder auch eine Vorgeschichte hat, die wir beinahe errathen wollten, und daß wir fast urtheilen, wie Jeder in der Zukunft zu handeln geneigt sein dürfte. Alle aber sind von dem Augenblicke der Handlung ergriffen: von Jenen angefangen, die mit einem die Sache nicht begreifenden Staunen zusehen, oder mit bewegender Neugier hinblicken, bis zu Jenen, die mit Frömmigkeit selbst Vollbringer der Handlung sind, oder die von ihrer staatlichen Wichtigkeit durchdrungen sind oder schon von einer religiösen Ahnung oder gar einem tiefen religiösen Feuer

ergriffen werden, oder bis zu Jenen, die mit widerstrebendem Gefühle den heiligen Vorgang betrachten, denn auch Gegner mögen bei der wichtigen Handlung zugegen gewesen sein. Aber der tiefste Ernst ist über Alle ausgegossen, sie mögen was immer für inneren Sinnes sein, und dies gibt dem Bilde die große künstlerische Bedeutung, während ihm die kräftigste Individualität der Gestalten und bei den anwesenden Ungarn die ausgesprochenste Nationalität die Wirklichkeit geben, die doch zuletzt, man mag in manchen Zeiten wie immer anders sprechen, von der Menge der Kunstfreunde durch alle Zeiten her als nicht zu entbehrendes Grundmerkmal jeder Kunst erkannt wurde, wenn sie auch dieselbe nicht erschöpft, da zuletzt die geistige Idee es ist, welche das Kunstwerk als solches empor trägt, weshalb in Kunstwerken die bloße Wirklichkeit ohne Idee dürr und leer bleibt, die bloße Idee ohne Wirklichkeit bodenlos ist. Die höchste geistige Idee soll im Kunstwerke herrschen, aber ihr Träger kann in demselben nur das Sinnliche sein. Sonst steht die Idee auf einem andern Felde, entweder in der Wissenschaft oder in der Philosophie oder in der Religion.

Die Beisachen hat Geiger mit großer Vollendung behandelt. Wie geht die Vordergruppe von den zwei hintern hervor, wie lös't sich die Baulichkeit ab, wie schmelzen die kraftvollen Farben zu einem lieblichen Ganzen, mit welchem Verstande und mit welchem Gefühle der Nothwendigkeit sind die Falten geordnet, die bei manchem selbst nicht unbedeutenden Künstler so gerne Gemeinplätze sind, wie gegenständlich steht selbst das Kleinste auf seinem Platze, wie ferne ist jede Unsicherheit, Seichtigkeit oder Unbestimmtheit, und wie zeugt jede Linie von der dem Künstler eigenthümlichen, naturwüchsigen, ihr Gebiet ergreifenden Kraft, dem ernsten und wahrhaftigen Genie. Der bewunderte Zeichner der Memorabilien, der wohl einer der allergrößten jetzt lebenden Ge-

schichts-Compositeure ist, hat nach unserem Dafürhalten in dieser nicht bis zum Letzten ausgeführten Skizze ein Meisterwerk ersten Ranges geliefert. Wir bedauern eine nähere geschichtliche Erklärung der einzelnen Personen des Bildes nicht geben zu können, da die Entfernung uns nicht erlaubt, uns mit dem Künstler zu besprechen, und da uns solche geschichtliche Einzelheiten nicht zu Handen sind, wir aber zum Behufe einer Zeitungsanzeige nicht Quellenstudien unternehmen können, die im Falle des günstigsten Ergebnisses doch zu spät kämen.

Die Flachstickereien von Marie U. in Wien Nr. 1 und 2 dürften wohl mit Hinblick auf das Materiale und dessen Widerstreben zu künstlerischer Behandlung sehr gut genannt werden; wir sind aber der Meinung, daß selbständige Bilder von diesem Materiale, das übrigens dem Ausbleichen ausgesetzt ist, nicht gemacht werden, und daß Stickereien hauptsächlich ihren Platz zu Verzierungen und Ausschmückungen haben sollten.

Die Rauchbilder Nr. 3, 4, 5 von Ockert C. in München sind so niedlich, wie die früher ausgestellten.

In Blumauers Handzeichnungen Nr. 6—10 erblicken wir einen bedeutenden Fortschritt.

Von den Oelgemälden sind manche, wie es wohl bei Ausstellungen, die immer strenge von Gallerien unterschieden werden müssen, nicht anders sein kann, eine Gattung herkömmlicher Erzeugnisse, wie man ebenso nach einer Manier malen lernt, die man auf die Erzeugnisse nach einander und neben einander anwendet.

Unserm jungen strebenden Landsmanne Obermüller Adolf, Nr. 15, müssen wir die Fortsetzung eines eifrigen Naturstudiums empfehlen.

Der Rhein bei Bacharach von Piepers Eugen in Frankfurt, Nr. 17, hat manches tiefe Naturstudium, wir halten

viele Stellen für trefflich, es scheint aber, daß der Künstler das Ganze nicht habe bewältigen können.

Die Scene in der Campagna von Habenschaden S. in München, Nr. 20, ist ein derber drolliger Schwank, der mit einem gewissen Virtuosenthum vorgetragen ist. 5

Der Klosterfriedhof im Winter von Steinach Anton in München, Nr. 24, erscheint uns in vielen Theilen vortrefflich, ja meisterhaft und würde, wenn sich das genaue Studium, wie es sich in einigen Stellen ausspricht, auf das Ganze ausgedehnt hätte, gewiß ein auserlesenes Bild geworden sein. 10 Die Eichen in dürrem Laubwerk, in Zweigen, Aesten und Stamm sind vortrefflich studirt, die Lichtwirkung darin ist herrlich, der Bau naturgemäß und das Rindenwerk in seinen eigenen Merkmalen und im Einflusse des directen Lichtes und des Reflexes ausgezeichnet, eben so ist der von der Spät- 15 sonne beschienene Schnee mit seinen Lichtern und Schatten, die Friedhofmauer, die beiden Kapuziner, der Winterduft der fernen Berge und das mit Schnee durchwehte Gestrüpp des Vordergrundes als gelungen zu bezeichnen. Uns scheint dagegen der lichtere Theil des Himmels etwas zu leer an 20 Wirkung zu sein, und die Schatten an den Gebäuden und den benachbarten Gebüschen des Studiums zu entbehren. Sie tragen fast alle die gleiche Farbe.

Der herumziehende Handwerksbursch von Mayr Ferdinand in München Nr. 27 erscheint uns in der Mache sehr 25 gut; ob aber ein solcher Gegenstand, wenn er nicht durch vorzüglich trefflichen Humor geläutert wird, gemalt werden soll, halten wir für sehr zweifelhaft.

Ebenso müssen wir gestehen, daß wir dem Gedanken, daß ein Bauernbursch nicht Arznei nehmen will, Nr. 29 von 30 Zimmermann R. S. in München, wenig Künstlerisches abgewinnen können, wie trefflich auch die Stiefel und das Bett gemalt sein mögen. Mit dem Humor in Malerei und Dich-

tung ist es eine eigene Sache, wenn er nicht schlagend ist, so wird durch die Kleinheit des Stoffes sogleich das von dem höheren humoristischen Glanze nicht getragene Kunstwerk sehr arm.

Heilmayrs C. in München, Mondnacht in einem Gebirgsdorfe, Nr. 35, ist in der gewohnten wirksamen Art dieses Künstlers gemalt.

Der Kochelsee von Bode W. in München Nr. 38 erscheint uns sehr ernst und sehr gut gestimmt. Das ganze Bild macht den Eindruck von Adel und Ruhe. Besonders scheint uns das Wasser studirt zu sein. Hätten auch andere Theile dasselbe wahre Naturstudium, besonders einige Stellen der Berge, die wollige Lichter zeigen, und der Vordergrund, so müßten wir das Bild vortrefflich nennen.

In dem Thierstücke von Voltz Friedrich in München Nr. 36 erscheint uns die Kuh vortrefflich, es hat aber den Anschein, als hätten wir sie auf anderen Werken dieses Künstlers schon gesehen.

Der Studienkopf von Decker Georg in Wien Nr. 42 ist sehr lieb und ansprechend. Dieses naive Kinderköpfchen dürfte jedes Zimmer zieren.

Parthie aus dem Schlosse Güstrow von Hoff Konrad in München Nr. 43 ist in der Farbe und Zeichnung sehr verdienstlich ausgeführt, nur scheint uns der Jagdzug im Hintergrunde größerer Klarheit zu bedürfen.

Liebesverlegenheiten, von Erdmann Otto in München, Nr. 47, hat etwas Zartes und Ansprechendes, besonders in der Gestalt des Mädchens. Die des Vaters dürfte mehr Bezeichnendes haben. Den Kopf des Liebhabers wünschten wir ein wenig schöner.

Obwohl wir in der Moorebene am Maisinger Weiher bei Staremberg, von Robert Zimmermann in München

Nr. 49, eine sehr harmonische Stimmung und ein edles Streben nicht verkennen können, so müssen wir doch dem Künstler ein sehr genaues Naturstudium besonders in Bäumen anrathen.

Des Jägers Morgengebet, von Riedmann August in München Nr. 51, ist bis auf das durch die Thür hereinschauende Landschaftliche, dessen der Künstler nicht vollkommen Herr werden konnte, in allen Theilen sehr trefflich und wahr, auch scheint uns der Ausdruck im Angesicht und Stellung von tiefem Ernste zu zeugen. Wir wünschten den Jäger schlanker, auch, daß er nicht an einen Wildschützen erinnerte.

Im Dome von Bamberg, von Take Ludwig in München Nr. 52, halten wir das Bauwerk für vorzüglich. Es hat das Luftige, Lichtige und Dämmerige solcher Kirchen. Die sehr reiche Staffirung ist nach unserer Meinung schwächer behandelt, wir hätten gemeint, der Zug dürfte sich besser gegen den Zuschauer bewegen, damit wir nicht vorzugsweise die Rückentheile zu sehen bekämen.

Von Bürkel H. in München, Nr. 53, ist eine vortreffliche Rauferei vor einem Wirthshause ausgestellt. Da ist wahres Leben und kräftiger Humor. Das ganze Bild bewegt sich, und Farbe und Zeichnung schließt sich zu dem innigsten Schmelze an einander. Auch füllt die Handlung das ganze Werk und ist in allen Theilen gespiegelt, was so selten der Fall ist. Selbst der vom Hintergrunde auf der Straße herauf gehende Kapuziner wird Theil nehmen müssen; denn offenbar wird er Friedensstifter sein. Nur Eines müssen wir gegen das Bild anführen: Wir sehen darin Erinnerungen aus einem ähnlichen Werke Bürkels.

Der Nebelbogen auf einer Alpe im baierischen Hochgebirge, von Seidl August in München Nr. 54, erscheint uns sehr wahr, kräftig, geistvoll und voll Gefühl aufgefaßt. Wir

glauben unsere Freude darüber aussprechen zu müssen, daß dieser Künstler so rasch auf der Bahn der Kunst fortschreitet.

Die Abfahrt von dem Markte von Noer in München, Nr. 56, hat in der Zeichnung viel Humoristisches, auch die Farbe ist hie und da trefflich, z. B. der Figuren am Tische; aber im Ganzen ist in der Färbung doch etwas Trockenes und Unerquickliches.

Die „Bildhauerarbeiten" von Westerreicher in Linz, Nr. 57 und 58, erscheinen uns sehr rein und verdienstlich. Eben so erscheint uns der „Tod des heil. Franciscus", von Oberhuber Franz in Linz Nr. 59, mit vielem Gefühle und Zartsinn geschnitten.

Die Photographien bringen sehr anziehende Bildnisse.

Bericht

über den

Verein für kirchliche Kunst in Oberösterreich.

Kirchliche Kunst in Oberösterreich.

(1860.)

Wir haben, seit wir von den Bildern sprachen, welche der hochwürdige Herr Abt von Schlägl für die Stiftskirche 5 seines Klosters malen ließ, und seit wir nach Maßgabe unserer Kräfte einige Worte über die Pläne des Mariendomes in Linz verlautbarten, nicht mehr über die Bestrebungen unseres Landes für die kirchliche Kunst gesprochen. Mögen Freunde dieser Kunst uns nicht der Saumseligkeit anklagen, und 10 mögen sie das Folgende nicht zu sehr unzulänglich finden, wenn es, da etwa nicht Alles zu unserer Kenntniß kam, unvollständig oder, da unsere Kräfte nicht hinreichen, unentsprechend erscheint.

Außer dem großen Vorhaben des Mariendomes, das, 15 wenn Eifer und Mittel sein Vollbringen erwirken, ein einzelnes auserlesenes Werk für unser Land erschaffen würde, ist wohl das am Nachhaltigsten Wirkende die Gründung des Vereins für kirchliche Kunst in Oberösterreich, wenn, wie wir oben sagten, auch hier nicht Eifer und Thatkraft erkalten. 20 Ueber das Wesen und die Absichten des Vereins glauben wir hier nicht sprechen zu müssen, da dies zu weit abführen würde, da es ohnehin bekannt gemacht worden ist und von Jedem, der sich hierin unterrichten will, in den Veröffentlichungen des Vereins eingesehen werden kann.

Wir beschränken uns darauf, über einige bereits erfolgte Aeußerungen der Thätigkeit des Vereins zu berichten, denen wir Wichtigkeit zuschreiben.

Zuerst ist es der Einwirkung des hochwürdigen Ordinariates zu danken, daß beabsichtigte Neugestaltungen und Umänderungen an kirchlichen Kunstgegenständen, Bauten, Gemälden, Bildwerken u. s. w. im Plane vorzulegen sind, und daß darüber die Meinung des Vereines eingeholt wird. Dadurch, wenn auch nicht immer theils wegen Mangel an Mitteln, theils wegen Räumlichkeiten und andern Umständen wirkliche und untadeliche Kunstwerke hinfort in Gotteshäusern entstehen können, wird doch fast unmöglich gemacht, daß völlig Werthloses, Unwürdiges oder der Heiligkeit der Sache nicht Entsprechendes in's Dasein gerufen wird. Jedenfalls hat mit dieser Vorkehrung die praktische Wirksamkeit in kirchlichen Kunstdingen einen wesentlichen Schritt in unserem Lande vorwärts gethan.

Es sind dem Vereine bereits schon mehrere Pläne zur Begutachtung vorgelegt worden.

Eine zweite, uns wichtig dünkende Thätigkeitsäußerung des Vereines besteht darin, daß über Einwirkung des hochwürdigen Ordinariates Bruchstücke von kirchlichen Kunstwerken, welche außer Verwendung gekommen sind und der Verwahrlosung oder Zerstörung ausgesetzt sein können, eingesammelt und in einer eigenen Oertlichkeit aufgestellt werden. Wem ist es unbekannt, mit welchem Eifer besonders die sogenannte Zopfzeit es sich angelegen sein ließ, die edelsten Kunstbildungen des Mittelalters zu beseitigen und dafür oder daneben ihre ungeheuerlichen Erzeugungen hinzustellen. Manches mag auf Kirchenböden oder in Geräthkammern unbeachtet liegen, worin noch Reste schönster Kunstempfindung der Vergangenheit enthalten sind. Besonders ist uns Manches dieser Art von Theilen unseres Landes bekannt, die weniger als andere von

Kriegen oder sonstigen Umwälzungen gelitten haben. Von Kunstgegenständen, die noch in Verwendung oder an ihrem rechten Orte sind, könnten durch Zusammenwirken von Freunden kirchlicher Kunst Zeichnungen oder sonstige Nachbildungen entstehen und eingesendet werden. So könnte eine Sammlung zu Stande kommen, an der sich kirchlicher Kunstsinn erwecken und kräftigen, und an der für praktische Wirksamkeit Studien gemacht werden könnten. Auf diese Weise würde auch zum Wohle des Ganzen der oberösterreichische Verein für kirchliche Kunst mit der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale Hand in Hand gehen, und beide würden sich wechselweise fördern und stützen.

Dasselbe gilt von dem Verhältnisse der Wirksamkeit des hiesigen Landesmuseums und des kirchlichen Kunstvereines.

Obwohl an diesem Platze vorzüglich die bildende Kunst im Auge behalten wurde, so können wir nicht umhin, eine Thatsache auf einem andern Gebiete kirchlicher Kunst zu berichten. Der Verein sammelt auch kirchliche Volksmelodien und Texte.

Es ist bekannt, daß im Volke oft sehr viele Jahrhunderte hindurch sich Lieder erhalten und dem Umsturze der Zeiten trotzen. Darunter leben oft kirchliche Lieder noch immer im Volke, wenn sie auch lange schon nicht mehr im unmittelbaren kirchlichen Gebrauche stehen. Und je nachdem solche Werke aus einer Zeit stammen, können sie wahrhafte Perlen und Schätze sein. Und um so mehr muß man solche Dinge sammeln, wenn, wie jetzt, Seichtigkeit und Leichtfertigkeit gleichsam aus der heutigen Opernbühne in die kirchliche Musik eindringen will. Wir für unseren Theil, ohne unserm Urtheile großen Werth zuschreiben zu wollen, halten noch immer den Gesammtgesang für die weihevollste Kirchen-

musik, ohne darum den großen Werken kirchlicher Instrumentalmusik, die wir aus früheren Zeiten besitzen, ihren ungemeinen Werth absprechen zu wollen. Von unmittelbarem kirchlichen Gesange sind aus grauesten Zeiten bis gegen die unseren herzu wahrhaft majestätische Rhythmen übrig, und von dem mittelbaren, dem Volkskirchengesange, dürften, da der Geist tieferer vergangener Zeiten auch durch das Volk geweht hat, gleichfalls herrliche Stücke bestanden, und nicht Alles im Gedächtnisse des Volkes verschwunden sein, und nicht alles nicht Verschwundene dürfte bekannt sein. 5 10

Der kirchliche Kunstverein hat ein freundliches Benehmen mit dem älteren in Oberösterreich bestehenden Vereine für bildende Kunst überhaupt angebahnt, und es ist wohl kein Zweifel, daß durch ein freundliches Zusammenwirken beider Vereine die Zwecke beider gefördert werden, da sie zum Theile zusammenfallen und dort, wo sie verschieden sind, doch wechselweise sich aneifern und heben können. 15

Berichte

an die

k. k. Centralcommission zur Erhaltung und Erforschung der Kunst- und historischen Denkmale.

Berichte an die k. k. Centralcommission.

I.

(1855.)

Hochlöbliche k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung von Baudenkmalen!

Der Gefertigte erlaubt sich, in der Inlage die Zeichnung der altdeutschen Kirche von Pabneukirchen vorzulegen. Es sind 7 Blätter von Gustav Royko in Steyr.

Wäre gleich vom artistischen Standpunkte noch Manches zu wünschen übrig, so ist anderseits der Preis für die Arbeit sehr geringe, indem der Zeichner dafür 65 fl. C. M. beansprucht. Wenn es im Wirkungskreise der hochlöbl. k. k. Centralcommission liegt, durch Sammlung von Abbildungen von Baudenkmalen eine Übersicht über das Vorhandene anzustreben, so dürfte eine Arbeit wie die vorliegende nicht ganz unentsprechend sein.

Da in Oberösterreich mehrere Baudenkmale von Bedeutung vorhanden sind, da es aber dem Gefertigten nicht gelungen ist, auf unentgeltlichem Wege Zeichnungen zu erlangen, so wagt er die Anfrage, ob es die hochlöbl. k. k. Centralcommission angemessen findet, daß Zeichnungen gegen ein mäßiges Honorar verfertigt werden, und bittet um Weisung, in

welcher Art die Anfertigung solcher Zeichnungen einzuleiten wäre, und wie bezüglich der Honorirung vorgegangen werden müßte. Zugleich würde der Gefertigte um Weisung über die Beschaffenheit der Zeichnungen, Zahl der Blätter über einen Gegenstand und dgl. bitten. Kräfte, welche um mäßiges Honorar arbeiten würden, wären im Lande vorzufinden. 5

Wenn die hochlöbl. Centralcommission nicht geneigt wäre, die vorgelegten Blätter zu erwerben, so bittet der Gefertigte um baldige Zurücksendung derselben, damit der Zeichner, welcher sehr arm ist, Gelegenheit erhalte, sie etwa anderweitig zu verwerthen. 10

Linz, am 28ten November 1855.

Adalbert Stifter,
Conservator für Oberösterreich.

II. 15

(1856.)

Hochlöbliche k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale!

Laut Schreiben der hochlöbl. Centralcomission vom 4ten Dezember v. J., Z. 231, angekommen in Linz am 9ten Dezember, habe ich den Auftrag erhalten, mich um 4 Stück Fibula, welche bei Pichlwang in Oberösterreich gefunden worden sind und von dem Besitzer Blumauer in Vöcklabruck dem Herrn Sueß, Conservator in Salzburg, zum Kaufe angebothen wurden, zu erkundigen und zu vermitteln, daß selbe, falls sie sich eignen, dem k. k. Hofkabinete überlassen werden. Ich habe mit umgehender Post nach Vöcklabruck an Herrn Blumauer geschrieben und die Antwort d. dato 15ten Dezember 1855 erhalten, daß er nicht mehr im Besitze der Fibula ist, welche Antwort ich beilege. Ich habe mich neuerdings an 20 25 30

Blumauer gewendet, ob er nicht von dem jetzigen Besitzer eine Vorlage besagter Fibula an das k. k. Hofkabinet erwirken könne, habe aber noch keine Antwort erhalten. Um den gegenwärtigen Bericht nicht zu verzögern, sende ich einstweilen die Antwort Blumauers ein und werde über das Weitere später berichten. Ich habe aus dem Munde des Herrn Blumauer, welcher in der Nähe von Vöcklabruck Silberarbeiter ist und sich mit alterthümlichen Gegenständen beschäftigt, schon früher in Erfahrung gebracht, und der Schluß seines Schreibens deutet wieder darauf hin, daß in der Nähe von Vöcklabruck bei Pichlwang auf Privatgrund sich Hügel und Erhöhungen befinden, welche vermuthlich keltische Gräber sind. Da der Grund Wald- und Weidegrund ist, so haben mit Bewilligung des Eigenthümers vorläufige Nachsuchungen stattgefunden und einige Gegenstände, besonders Fibula, zu Tage gebracht, wie man sie gewöhnlich in keltischen Gräbern findet. Ich werde mit Beginn des Frühlings mich selber an Ort und Stelle begeben und über den Befund und die sich ergebenden Vorkehrungen berichten.

Linz, am 8ten Jänner 1856.

Adalbert Stifter,
k. k. Conservator für Oberösterreich.

III.
(1857.)

Hochlöbliche k. k. Centralcommission!

In Folgendem erlaube ich mir über ziemlich umfassende Wiederherstellungen an älteren Kunst- und Bauwerken in Oberösterreich zu berichten.

Das Wesentlichste ist an der Stadtpfarrkirche in Steyr geschehen. Diese Kirche ist auf dem Platze, an dem vor ihr

schon eine Kirche gestanden war, am südlichen Ende der Stadt, nach Pritz von dem Baumeister Hanns Buxbaum im J. 1443 begonnen worden. Hanns Buxbaum starb im Jahre 1454. Nach ihm baute Martin Kronschacher an der Kirche weiter. Diesem folgte der Steinmetzmeister Wolfgang Denk, welcher im Jahre 1515 starb. Nach ihm kam Hanns Schwedhorer, welcher die Kirche bis 1522 fast ganz vollendete. Am 18ten März 1522 zerstörte ein großer Brand die Baulichkeiten an der Kirche dergestalt, daß man meinte, die Mauern tragen die Gewölbe nicht mehr, und daß man den Weiterbau einstellte. Von da bis 1628 stand die Kirche leer, und man baute nicht weiter. Im Jahre 1628 hat der Abt Anton II. von Garsten die Vollendung der Kirche übernommen, und im Jahre 1630 waren die Wölbungen fertig. Nicht lange darnach wurde die Kirche eingeweiht. Die Kirche ist im gothischen Stile begonnen worden, und die ältesten Theile, darunter vorzüglich das Portale, welches im Jahre 1454 schon fertig gewesen sein soll, sind von außerordentlicher Schönheit. Spätere Bauführungen sind von dem ursprünglichen Stile und Plane abgegangen, aber wesentlich nur im Äußern der Kirche. An der Schmalseite derselben, welche dem Hochaltare gegenübersteht, und welche den Haupteingang enthält, ist eine Wölbung längs ihrer ganzen Wand angebracht worden, welche einer Durchfahrt gleicht, die nur die zwei Öffnungen nach Nord und Süd hat und nach Westen eine blinde Mauer zeigt. Die Länge der Kirche ist von West nach Ost gerichtet. Dieser Anbau ist wohl sehr alt; aber er dürfte um so weniger im Plane Buxbaums gelegen sein, als die Schmalseite der Kirche in der Hauptsache Ähnlichkeit mit der der Kirche von St. Stephan in Wien hat und gewiß nicht zum Verbauen bestimmt war, so wenig das Hauptthor von St. Stephan verbaut ist. Überhaupt hat die Kirche in Steyr mit der von St. Stephan in Wien viele Ähnlichkeit der

Motive. Der ziemlich hohe Thurm hat zum Querschnitt ein Sechseck, hat hohe Thurmfenster, an denen nach Außen Balkone mit bauchigem Eisengitter, nach der Sitte des 17ten Jahrhunderts sich befinden, und trägt ein Kuppeldach. Das Innere der Kirche wurde fast ganz rein gothisch vollendet. Nur fehlen in dem hinteren Theile der drei Schiffe an den Wölbungen die Rippen, welche in dem vorderen Theile äußerst schön und zierlich sind. Im Laufe der letzten Zeiten ist das Innere der Kirche sehr entstellt worden. Im Chore der drei Schiffe hat man sieben Fenster zugemauert, um drei Zopfaltäre aufstellen zu können, welche so groß gemacht wurden, daß sie die drei Chore vollständig füllten und jede Spur der Bauwerke und ihrer Verzierungen so wie das Sakramentshäuschen deckten. An zwei Stellen wurde die Wand des südlichen Seitenschiffes zwischen den Säulen durchbrochen, und hinter dem Durchbruche ein seichter Außenbau angebracht, in welchen jeden ein Seitenaltar im Zopfstile gesetzt wurde. Die Fenster über diesen Zubauen waren natürlich dadurch sehr verkürzt und entstellt worden. Das Innere dieser Zubaue wurde mit Stuck ornamentirt, und zwischen die gothischen Säulen wurde eine Art dorisches und korinthisches Gebälk gestellt. An einem Pfeiler wurde eine sehr große Kanzel im Zopfstile befestigt. An vielen andern Pfeilern wurden große in demselben Stile gearbeitete, vergoldete und gemalte Heiligengestalten aufgehängt. Um sie anbringen zu können, wurden an mehreren Stellen die Baldachine über den Säulennischen, in welche gothische Figuren bestimmt waren, zerstört oder verstümmelt. Ein Musikchor nebst einer Orgel wurden ebenfalls im Zopfstile aufgestellt. Die Gewölbe und Pfeiler waren braun in braun (nach Sepiaart) theils allegorisch, theils mit Zierwerk bemalt, wie man es öfter in Stiegenhäusern und Vorsälen zu Rathhäusern und dergleichen aus den letzten zwei Jahrhunderten antrifft.

Schon seit meiner Jugendzeit, welche ich in dem Steyr sehr nahe gelegenen Kremsmünster verlebte, war mein Augenmerk auf diese Kirche gerichtet. Oft habe ich in neuerer Zeit für ihre Wiederherstellung das Wort ergriffen, aber vergebens. Erst in neuester Zeit fand sich in Steyr eine größere Liebe zu der schönen Pfarrkirche ein, und Wünsche für ihre Reinigung wurden rege. Früher waren einsichtsvolle und gebildete Menschen in dieser Hinsicht mehr oder weniger allein gestanden. Nach meiner Ernennung zum Conservator von Oberösterreich ergriff ich jede Gelegenheit, auf eine Wiederherstellung der Pfarrkirche in Steyr zu dringen. Ich hatte viele Besprechungen mit dem seither verstorbenen hochw. Herrn Stadtpfarrer, Canonicus und Dechant Plersch und mit Mitgliedern des Gemeinderathes. Alle Betheiligten waren fast ohne Ausnahme zu einer Wiederherstellung in einzelnen Theilen, so weit die Mittel reichen würden, geneigt, und dieser Geist breitete sich immer mehr aus. Zur Feier der Wiedergenesung Sr. k. k. apost. Majestät unsers allergnädigsten Kaisers Franz Joseph votirte der Stadtrath von Steyr einen gothischen Hauptaltar an die Stelle des Zopfaltares. Der Bildhauer Schönlaub in München wurde mit dem Baue desselben betraut. Seitdem benützte ich jede Gelegenheit, auf Reinigungen aufmerksam zu machen, die mit der Aufstellung des neuen Altars Hand in Hand gehen könnten. Ich besprach mich mit dem höchstwürdigen gegenwärtigen Herrn Stadtpfarrer, Dechant Zweithurn, mit dem einsichtsvollen Herrn Bürgermeister Gaffl, mit dem in alten Bauwerken bewanderten Magistratssekretär und mit Mitgliedern des Gemeinderathes. Besonders im Dezember 1856, zu welcher Zeit ich fast drei Wochen in Amtsgeschäften in Steyr zubrachte, wurde diese Angelegenheit im Einzelnen vorgenommen, und ich brachte in Gesellschaft der Obgenannten viele Zeit in Besprechung und Berathung in der Kirche zu. Mein Rath ging damals auf folgende Gegenstände:

1. Entfernung der drei Zopfaltäre im Chore.

2. Ausbrechung der sieben vermauerten Fenster und Wiederherstellung der etwa verlorenen oder verstümmelten Maßwerke derselben.

3. Entfernung der Bemalung der Kirche und Bloßlegung des behauenen Steines, wenn die Wände aus einem solchen bestehen, oder Anbringung eines passenden Tones, wenn etwa unbehauener oder unregelmäßiger Stein oder gar hie und da Ziegel unter dem Anwurfe wären. Als Thon rieth ich die Farbe eines nicht gar alten Sandsteines oder Tuffsteines, fügte aber hinzu, daß für diesen Fall Schönlaub gebeten werden möge, daß er den Ton auf Papier getragen angeben und übersenden wolle.

4. Einsetzung von dessenirten farbigen Fenstern in die sieben ausgebrochenen Räume, falls die Mittel zu Glasgemälden nicht vorhanden sein sollten. Würden Glasgemälde möglich, so schlug ich vor, sich deßfalls um Weisung an die hochlöbl. k. k. Centralcommission zu wenden. Könnten nur dessenirte Fenster geschafft werden, so möge Schönlaub um die Zeichnung im gothischen Stile angegangen werden. Keines Falles aber möge man fertiges dessenirtes Glas kaufen.

5. Vorläufig Aufstellung des gothischen Hochaltares und Leerlassung der Stellen der Seitenhauptaltäre, bis man auch gothische aufstellen könnte.

6. Beseitigung der Seitenzopfaltäre und Herstellung der ursprünglichen Kirchenwände und der verstümmelten Fenster.

7. Beseitigung der vergoldeten Figuren von den Pfeilern, Herstellung der Pfeilernischen sammt ihren Baldachinen und allmählige Anschaffung der nothwendigen gothischen Figuren.

8. Ersetzung der Kanzel durch eine gothische.

9. Bau eines gothischen Musikchores und gothische Fassung der Orgel.

Anmerkung. Von dem Baue eines Thurmes wird wohl der Kosten wegen nie die Rede sein können, so wie die Beseitigung der Anwölbung an die Eingangsseite auf große Schwierigkeiten stoßen dürfte, da der Musikchor hauptsächlich auf ihr ruht.

Die Betheiligten stimmten mir in allen Stüken zwar bei, sagten aber, daß die Mittel nicht zu Allem reichten, und daß sich vielleicht Schwierigkeiten in Hinsicht der kirchlichen Gefühle der Gemeinde und bei den vorgesetzten Behörden ergeben dürften.

Sollten aber nach und nach die Mittel beschafft werden können, so dürfte, falls die Erlaubniß nicht vorenthalten würde, nicht nur das Vorgeschlagene in Vollzug kommen, sondern auch noch die Ornamentirung des Äußern der Kirche Fortschritte machen. Der Gemeinderath stellte die Bitte um Genehmigung der Umgestaltung in der Kirche an den hochwürdigsten Herrn Bischof in Linz, welcher in bereitwilliger Weise die mit Aufstellung des Votivaltares verbundenen Umgestaltungen und die Verschönerung der Kirche überhaupt zugestand. In Folge dessen wurden von den oben angeführten Beantragungen folgende ausgeführt:

Zu 1. Alle drei Zopfaltäre im Chore wurden entfernt.

Zu 2. Die sieben vermauerten Fenster des Chores wurden wieder ausgebrochen, es erschienen drei große im Hauptschiffe und je zwei schmälere in den zwei Nebenschiffen. Die verloren gegangenen Theile der Maßwerke wurden durch Schönthaler aus Sandstein ergänzt.

Zu 3. Die ganze Kirche erhielt im Inneren einen Ton, weil ihre Wände nicht überall Stein sind, sondern häufig Backstein oder unregelmäßiger, unbehauener Tuffstein. Der Ton wurde von Schönlaub angegeben. Er ist dem des Tuff-

steines ähnlich und trocknete ziemlich klar heraus. Mir erschien er ein wenig zu gelblich und an getrockneten Lehm erinnernd; allein ich sah ihn, da er vielleicht noch nicht ganz getrocknet war, und kann auch darum ein Urtheil nicht mit Beruhigung abgeben, weil ich die Kirche fast leer und hauptsächlich ohne dem Hochaltar und den farbigen Fenstern sah.

Zu 4. Schönlaub hat sehr schöne, in gothischem Stile dessenirte Fenster gezeichnet, und sie sind eben in München in der Ausführung. Heute erfuhr ich, daß die drei größern bereits angekommen sind, und man eben zur Einsetzung schreitet. Die vier schmäleren werden erst in vier Wochen fertig.

Zu 5. Der gothische Hochaltar von Schönlaub ist fertig. Er war in Wien ausgestellt, ist angekommen und wird demnächst aufgestellt werden. Ich lege diesem Berichte eine Photographie des Altares bei. Die Stellen in dem Chore der Seitenschiffe bleiben einstweilen frei, bis auch dort gothische Altäre angeschafft werden können.

Zu 6. Die Altäre im Zopfstile an der südlichen Seitenwand sind vorläufig stehen geblieben. Aber die antiken Gebälke sind weggenommen worden, so daß nun rings um die Vertiefungen dieser Altäre die glatten Kirchenwände sind. Auch hat man die Säulen, welche durch Errichtung der antiken Gebälke vielfach beschädigt worden sind, wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit hergestellt. Die genannten zwei Seitenaltäre stehen so unstimmend von der ganzen, edlen und reinen Schönheit der Kirche ab, daß ich keinen Zweifel hege, daß man in Kurzem auch an die Beseitigung dieses Übelstandes denken wird.

Zu 7. Alle Figuren an den Säulen im Zopfstile sind beseitigt worden. Man hat die Säulenbeschädigungen ausgebessert und die beschädigten Nischen und Baldachine ergänzt. Die Gestalten der zwölf Apostel in gothischem Stile sind

bereits bestellt, und man hat vor, nach und nach alle Nischen mit gothischen Figuren zu besetzen.

Zu 8. Die Kanzel wird durch eine gothische später ersetzt werden.

Zu 9. Der Musikchor und die Fassung der Orgel bleiben einstweilen noch. Das Sakramentshäuschen, welches jetzt sichtbar ist, ist von sehr schöner Arbeit. Es fehlte aber die Thür, welche, wie Spuren angaben, einst gewaltsam entfernt worden war. Der Schlossermeister Sippmayr in Steyr erinnerte sich, einmal eine eiserne alterthümliche Thür in einer Auction gekauft zu haben, und both an, dieselbe für das Sakramentshäuschen herrichten zu lassen. Sie war aber die echte; denn als man sie versuchte, paßte sie vollkommen in die Angeln und in den Steinfalz. Sie ist von doppelten Eisenwänden in durchbrochener Arbeit, gothisch, sehr schön und kunstreich gearbeitet. Ich habe zu Ende des September Steyr besucht, um mich von dem Fortgange der Arbeiten zu überzeugen. Der Eindruck, den die Kirche jetzt nach Wiedereröffnung der vermauerten Fenster, namentlich vom Musikchore aus, macht, ist ein außerordentlicher. Der Bau vereinigt Erhabenheit und religiöse Majestät mit der größten Anmuth und Lieblichkeit. Ich werde mir erlauben, sobald die jetzigen Wiederherstellungsarbeiten beendet sind, wieder zu berichten. Sehr zu bedauern ist, daß man mit einem Theile einer fast fanatischen Bevölkerung zu kämpfen hat, welche sich der Umänderung widersetzt und darin eine Entweihung erblickt. Es ist dies ein Grund mehr, weßhalb jetzt nur ein Theil aller Umänderungen vorgenommen werden konnte, damit man früher fertig wird, und die Unzufriedenen an der Stelle des Weggenommenen etwas Anderes sehen und sich damit versöhnen. Ich glaube, daß bei dem Geiste, welcher bei den Einsichtsvolleren herrscht, in nicht langer Zeit auch noch der Rest, der jetzt bleibt, in seine ur-

sprüngliche Gestalt wieder hergestellt werden wird. So wie ich bisher in Hinsicht dieser Kirche meine Pflicht wahrgenommen zu haben glaube, werde ich auch in Zukunft die mir mögliche Mühe aufwenden, damit dieses schöne Werk wenigstens im Innern von den noch an ihm haftenden Verunzierungen befreit werde. An die Stelle einer Einfassungsmauer des ehemaligen, die Kirche umgebenden Kirchhofes wird an der Stadtseite, wo der Anblick der Kirche besonders durch die Mauer verdeckt ist, ein eisernes Gitter in gothischem Stile kommen. Wünschenswerth wäre es, wenn wenigstens theilweise Mittel zu öfteren Reisen zu Gebothe ständen, weil man, während die Arbeiten im Gange sind, oft durch Rath etwas fördern oder durch Einwirkung Zerstörungen, Verunstaltungen und Stilwidrigkeiten wirksam hintan halten kann. Bisher habe ich, so wie ich alle Reisen bei der Wiederherstellung des Käfermarkter-Altares aus meinem Eigenen bestritt, alle Auslagen bezüglich Steyrs aus Eigenem gedeckt.

Über eine zweite Wiederherstellung in Oberösterreich erlaube ich mir unter Einem zu berichten. In Pesenbach, am linken Donauufer, 1½ Meile von Linz aufwärts, steht eine kleine, aber sehr schöne gothische Kirche, in welcher schon länger nicht mehr täglich Gottesdienst gehalten wird. In dieser Kirche befand sich ein Flügelaltar aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Flügel hatten im Innern halberhabene Arbeit in vier Tafeln, die Wunder des heiligen Leonhard vorstellend. Das Hauptstück hatte drei ganze Figuren, so wie der schön ornamentirte Giebel nach damaliger Sitte mehrere ganze Figuren enthielt. Die Rückseiten der Flügel, so wie ein Theil der Rückwand des Altars hatte Oelgemälde. Das Mittelstück der Rückwand trug ein Gemälde in Leimfarben. Der Altar war vergoldet und vielfärbig gefaßt. Er war in der Zeit schon vielfach beschädigt und beschmutzt worden. Wenn auch sein Kunstwerth als solcher

nicht ein hervorragender ist, und bedeutende Fehler, wie sie dem Mittelalter eigen waren, hervortreten, so ist er doch als gothisches Bauwerk in manchen Theilen besonders in der Ornamentik von großer Schönheit und ist für die Kunstge- 5 schichte und das Studium der Gothik von manigfaltigem Werthe. Das Kirchlein gehört zu dem Kloster St. Florian. Der für Kunst wohlgesinnte hochwürdige Abt von St. Florian Theophil Mayr hat diesen gothischen Altar durch den hiesigen akademischen Maler und Bildhauer Scheck, welcher 10 sich in München gebildet hatte, wieder herstellen, neu vergolden und fassen lassen. Da Scheck in Linz wohnt und der Altar nach Linz gebracht worden war, konnte ich öfter, als es bei entfernten Arbeiten der Fall ist, dem Fortgange der Wiederherstellung zusehen. Scheck hat die Farben an den 15 Ornamenten und zum Theil an den Figuren (wie sie eben Farbe hatten) genau so gehalten, wie er sie vorfand, und dort Gold aufgelegt, wo früher Gold war. An den Gemälden ist, außer daß sie gereinigt wurden, nichts geändert worden. Die ursprüngliche Farbe ist geblieben. Nur wo Stellen ganz 20 weggebrochen waren, sind sie ergänzt worden und haben die nothwendige Farbe erhalten. An den Hauptgemälden war dies nur bei unbeträchtlichen Nebendingen nothwendig. Der Altar ist in dem Augenblicke in dem sogenannten steinernen Saale des hiesigen Landhauses zur allgemeinen Besichtigung 25 ausgestellt. Betrübend ist es, die Urtheile der Besucher zu hören, welche größtenteils nicht wissen, um was es sich handelt, und welche die stilwidrigsten Wünsche laut werden lassen. Mitunter geben sie Scheck die Fehler der Zeichnungen und der Bildhauereien Schuld. Ich habe einen Aufsatz über diesen 30 Altar für die Landeszeitung unter der Feder, so wie ich über die Steyrer Restaurationen geschrieben habe. Zum Theile dienen solche Besprechungen doch zur Richtigstellung verworrener Urtheile und zur Klärung und Begründung von Kunst und kunstgeschichtlichen Ansichten.

Die Stadtpfarrkirche in Wels hat statt des früheren Zopfaltares einen gothischen von Stolz in Innsbruck erhalten. Ich behalte mir vor, über diesen Altar, sowie über die Kirche, ihre ansprechenden Glasmalereien und ihr schönes Portale abgesondert zu berichten, da mich in Kurzem Amtsgeschäfte auf längere Zeit in Wels zurückhalten werden.

Daß der schöne Flügelaltar in St. Wolfgang über Anregung Sr. Excellenz des Herrn Statthalters in Oberösterreich, Freiherrn Eduard von Bach, einer gründlichen Restaurirung entgegen geht, ist der hochlöblichen k. k. Centralcommission ohnehin bekannt.

Sehr schmerzlich war es mir, von dem bereits in Anregung gebrachten Beginnen der Gründung eines sogenannten Kreuzervereines zum Ausbaue des schönen Thurmes der schönen gothischen Kirche zu Braunau wieder abstehen zu müssen. Der hochwürdigste Bischof von Linz hat einen Verein zum Baue eines Domes in Linz gegründet und zu Sammlungen zu diesem Zwecke aufgerufen. Da nun alle oder doch wenigstens die meisten zu religiösen Baulichkeiten geeigneten Beiträge sich der Natur der Sache gemäß diesem großartigen Unternehmen zuwenden, so konnte ich nicht hoffen, daß Beiträge zu dem kleineren Unternehmen fließen werden, und stand, was meinen Einfluß betrifft, von dem Plane ab, ihn auf bessere Zeiten oder andere Wege versparend. Braunau ist von seinem früheren Wohlstande sehr herabgesunken, und mit sogenannten Lokalmitteln ist hier nicht auszureichen, obwohl die Kosten nicht mehr so groß sein dürften, da nach Augenscheinschätzung drei Viertheile des Thurmes ausgebaut sind oder eher darüber. Seine Schönheit ist aber so groß, daß er, vollendet, zu den schönsten und höchsten von Deutschland zählen würde.

Schließlich lege ich noch zwei Photographien bei. Die eine stellt das Thürmchen einer Kapelle dar, welche neben

der Pfarrkirche in Steyr steht. Man hat die Ornamente im vergangenen Jahre restauriren lassen. Die zweite ist von dem sehr alten Taufbecken in der Pfarrkirche von Steyr genommen.

Linz, am 21ten October 1857. 5

Adalbert Stifter,
k. k. Schulrath und Conservator für Oberösterreich.

IV.
(1862.)

Hochlöbliche k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale! 10

In der Linzer Zeitung vom 22ten d. M. fand ich eine Angabe, daß beabsichtigt werde, die Ruinen der Schlösser Wildberg im Haselgraben bei Linz und Schauenburg (fälschlich Schaumburg) zwischen Efferding und Aschach abzutragen. Da nun Wildberg nicht nur dadurch geschichtlich merkwürdig ist, daß im Jahre 1394 der damalige böhmische König Wenzel auf dieser Burg gefangen saß, sondern auch dadurch, daß es das Stammhaus der schon um 1138 blühenden Herren von Wildberg ist, aus denen durch Verheirathung mit einem Fräulein von Wildberg die jetzigen Besitzer dieser Burg, die Staremberge, erst zu Ansehen und Geltung kamen, da die Schauenburg nach Stülz von einem aus dem alten Geschlechte der Julbache bei Braunau (alt „Brummenau") erbaut wurde, wornach er und seine Nachkommen den Namen „von Schauenberg" führten, welcher Name besonders unter Ulrich von Schauenberg bedeutsam in die österreichische Geschichte eingriff, und da abgesehen davon, daß diese Burgen alte Geschichts- und Geschlechtsdenkmäler dieses Landes sind, sie auch zu den poetisch'sten Zierden derselben gehören: so

dürfte es in allen diesen Beziehungen ein unersetzlicher Verlust sein, wenn diese Burgen von ihrer Stelle verschwänden.

Ich zog Erkundigungen ein, konnte aber nichts Gewisses erfahren, da ich den Herrn Generalsekretär des Herrn Fürsten von Staremberg Stauber nicht traf, und frühere Beamte des Herrn Fürsten, namentlich der jetzige Notar Hocke mit den gegenwärtigen Umständen nicht mehr vertraut sind. Weil ich aber Gefahr im Verzuge fürchte, so erlaube ich mir die Anzeige an die hochlöbliche k. k. Centralcommission zu erstatten, welche mit dem als Reichsrath in Wien (oder wie man mir sagt, gegenwärtig in Baden bei Wien) befindlichen Besitzer beider Burgen, Camillo Fürsten von Staremberg, am unmittelbarsten in Verkehr zu treten in der Lage wäre. Zugleich habe ich eine Eingabe an die hiesige k. k. Statthalterei um geeignete Einflußnahme in dieser Angelegenheit gemacht. Ich werde mich demnächst zu beiden Burgen begeben und nach auch noch anderweitigen Erkundigungen wieder ehrfurchtvollen Bericht erstatten.

Linz, am 24ten Mai 1862.

Adalbert Stifter,
Conservator für Oberösterreich.

V.
(1864.)

Hochlöbliche k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale!

In der Einlage lege ich die Anzeige eines gefundenen Römergrabes in Uiberaggern im Bezirke Braunau von Seite des dortigen Herrn Pfarrers ehrerbiethig vor, der weitern Weisungen harrend.

Von einer langen Krankheit eben in die Genesung getreten, kann ich mich nicht an Ort und Stelle begeben, habe aber sofort an den H. Pfarrer geschrieben und um nähere Auskunft gebeten, auf wessen Grunde sich das Grab befand oder befindet, wie weit es erhalten und bei Auffindung be- 5
lassen worden ist, in wessen Händen sich die aufgefundenen Gegenstände befinden, und was der Berechtigte damit beabsichtigt.

Die Antwort werde ich mich beeilen, sofort der hochlöbl. Commission mitzutheilen. 10

Linz, am 12ten Mai 1864.

Adalbert Stifter,
Conservator für Oberösterreich.

Ueber Baudenkmale.

Die Stadtpfarrkirche in Steyr.
(1857.)

In der ob der ennsischen alten Stadt Steyr ist bekanntlich von Hanns Buchsbaum, einem der Baumeister der St. Stephanskirche in Wien, der Bau einer gothischen Kirche im Jahre 1443 begonnen worden. Nach mannigfaltigen Schicksalen dieses Baues wurde er im Jahre 1522 am 18. März auch von einer großen Feuersbrunst heimgesucht, in Folge dessen die Kirche bis in die letzten zwanziger Jahre des 17. Jahrhundertes fast verödet war, in welcher Zeit dann die Vollendung und Einweihung statt fand. Nach Buchsbaums Plane, so weit es aus den Anfängen und der allgemeinen Anlage ersichtlich ist, wäre die Kirche, wenn sie vollkommen in dessen Sinne ausgebaut und entsprechend verziert worden wäre, eines der ersten Meisterwerke der Baukunst geworden. Spätere Zeiten sind im Weiterbau theilweise von dem Grundgedanken abgewichen, wodurch der außerordentlichen Trefflichkeit des Ganzen besonders am Aeußeren der Kirche Eintrag geschah. Wir rechnen hieher namentlich den Thurm. Das vergangene Jahrhundert hat aber theils durch Hinzufügung an sich schöner Baugestaltungen, welche aber mit dem Vorhandenen im Widerspruche standen, theils durch Hineintragung von solchen Verzierungsstücken, welche in der völlig sinnentbehrenden, schönheitswidrigen Art jenes Zeitraumes

verfertigt waren, das Innere der Kirche um den größten Theil seines künstlerischen und mithin religiondienenden Eindruckes gebracht. Die neuere Zeit hat wieder die Kunst älterer Meister schätzen gelernt und hat gelernt, sich von der Einseitigkeit einer Modegestaltung, die überall angebracht 5 wurde, sie mochte passen oder nicht, zu befreien. Daher ist man auch daran gegangen, das Innere der Kirche in Steyr, so weit es möglich war, wieder in seiner Einheit herzustellen. Bisher ist einiges Fremde entfernt worden, sieben Fenster, welche den Hochaltarplatz umstehen und vermauert waren, 10 sind ausgebrochen worden, und die Pfeiler und Wände, deren Stoff nicht ein einziger glattgehauener und feingefugter Stein ist, sind mit einem Farbeton bekleidet worden, der der Oberfläche des Tuffsteines ähnlich ist. Schon in dieser Gestalt macht das Innere der Kirche einen Eindruck, der an 15 Erhabenheit, Milde und Klarheit der Religion ähnlich ist und ihr dient, aus der so eigentlich diese Gestaltungen hervorgegangen sind. Erst jetzt, besonders durch Ausbrechung der Fenster, kann man sich an der Leichtigkeit, an der organischen Entstehung und Gliederung der Theile überzeugen, 20 daß nicht nur das Innere dieser Kirche das Schönste in unserem Kronlande ist, sondern daß es überhaupt ebenbürtig im Kranze der schönsten Kirchen dieser Art dasteht. Wenn der Altar, der im gleichen Stile mit der Kirche neu verfertigt worden ist, und dessen Beurtheilung erst mit völliger 25 Sicherheit in dem Raume möglich wird, für den er bestimmt ist, aufgestellt sein wird, und wenn die Fenster mit ihrem Farbenschmelze ihn umgeben werden, kann sich durch die Uebereinstimmung und den Gegensatz die volle Macht der Wirkung entfalten. Es wäre zu wünschen, daß es nach und 30 nach die Kräfte gestatteten, daß außer den Gestalten der zwölf Apostel, die in Aussicht stehen, auch noch die übrigen Nischen an den Säulen mit Gestalten von Heiligen im Stile

der Kirche besetzt, daß manche noch entblößte Theile verziert, und einiges noch bestehende Fremde entfernt werden könnte, damit der Freund des Schönen und, was weit mehr ist, der der tiefsten Religiosität den unverkümmersten und reinen Ausdruck beider in diesen Gestaltungen finde. Wir behalten uns vor, bei Vollendung der gegenwärtigen Umwandlungen wieder und genauer über diesen Gegenstand zu berichten.

Der Baustil von Linzer Häusern.
(1859.)

Wenn auch in diesem Augenblicke die Gedanken der Menschen fast allein mit jenen Ereignissen beschäftigt sind, welche sich in Oberitalien entwickeln, wenn alle Vaterlandsfreunde, wie auch der Schreiber dieser Zeilen, mit den gesammten Kräften ihrer Seele und den heißesten Siegeswünschen bei unserem ruhmwürdigen Heere sind: so darf doch bei dem Umstande des stillen aber großen Wirkens der Kunst auf das menschliche Geschlecht und bei der Aufgabe, die wir uns gestellt haben, durch zeitweise Berichte dieses Wirken nach unseren geringen Kräften zu unterstützen, folgender Aufsatz um ein kleines Plätzchen in diesen Blättern bitten.

Nachdem die schönen Gestaltungen, welche selbst einfache Wohnhäuser im Mittelalter hatten, (man denke nur an Nürnberg) der völligsten Gedankenleere gewichen waren, und man nebenher auch Häuser nur mehr wie eine Waare achtete, die das Wenigste kosten und das Meiste einbringen soll, kam man bei dem kunstleeresten Baustile an, und so stehen unsere Häuser in überwiegender Zahl noch da. Unter allen Linien ist die phantasieloseste die gerade, da sie nur den einen Gedanken gibt: Streben nach derselben Richtung, und unter allen Flächen ist die Ebene die unkünstlerischeste,

weil sie gleichfalls keine Gedankenmannigfaltigkeit aufkommen läßt, außer, wo sie so groß ist, daß sie durch optische Uebergänge zum Erhabenen wird, wie bei dem Meere und der Wüste. Und eben aus der geraden Linie und der kleinen Ebene sind in neuerer Zeit unsere Häuser zusammengestellt. 5
Alle Kunststile haben diese Uebel vermieden: Der griechische in klassischer Einfachheit und Ruhe durch die gebrochene Linie und durch die sanften Rundungen der Bildhauerei, der halberhabenen Arbeit und des Laubwerkes der Säulen, der gothische durch Zackung und reizendste Rundung, der neu- 10
italienische durch Ausladungen, Säulen, Simse und Bogenwerke. Nur die Zeit vor uns ließ diese Zuthaten, wofür man sie halten mochte, fahren und langte bei der Unform an, bei der Kiste. Die mageren Verzierungen konnten dem Werthe der Kiste so wenig etwas nehmen, wie die Rauhigkeit der 15
Waarenkiste ihrer Reinheit Eintrag thut. So waren wir in Kunsttrostlosigkeit angelangt, wie auch unsere Gemüther kunsttrostlos waren oder wurden. Die neueste Zeit erst hat wieder wie in anderen Kunstzweigen, so auch in diesem sich aufgerafft, und das Wohnhaus will neuestens nicht bloß wieder 20
ein Menschenbehältniß sein, sondern auch ein Schmuck und eine Schönheit an sich. Mit Freuden haben wir, wie es nach und nach fertig wurde, das Haus in der Herrengasse gegenüber der Mündung der Spittelwiese betrachtet. Der Erbauer mochte wohl nicht vorzugsweise ein strenges als Muster gel- 25
tendes Kunstwerk vor Augen gehabt haben; aber gewiß wollte er sein Haus durch jene Kunstmittel schmücken, die es gefällig erscheinen lassen, und deren Anwendung nach den Verhältnissen möglich war. Und so entstand, wenn man von den kleinen Bedenken, welche das strenge Kunsturtheil erheben 30
mag, absieht, ein klares, bewußtes, in seinen Gestaltungen abgeschlossenes Werk, das die höheren Kräfte des Menschen zu Heiterkeit und Ruhe stimmt, wie es jede Kunst thut. Nur

die Afterkunst — und leider sind unsere Tage noch lange nicht frei davon — strebt nach Unruhe, Erregung und Aufstachlung der unteren Seelenkräfte des Menschen, daher die Kunst so göttlich, die Afterkunst so verderblich ist. Man hat zu diesem Hause trotz der Kleinheit der Fläche den gothischen — oder man sollte eigentlich sagen — deutschen Stil gewählt. Die uralte Baugestaltung des Giebels, von den verschiedensten Bauweisen angewendet und erst spät von der Kunstohnmacht verworfen, ist wieder, wenn auch nach unserer Mittheilung etwas zu schüchtern, hervorgesucht worden, die durch das Wohnbedürfnis nöthigen Gestaltungen sind auf der gegebenen Fläche schön vertheilt, und diese Fläche, so wie ihre Gestaltungen sind in wohlgedachte, der deutschen Bauweise entnommenen Simse, Maßwerke und Verzierungen geschlossen. Besonders entsprechend erscheint uns das Maßwerk des Giebelfensters und des zweiten Stockwerkes. Die Ausladungen sind markig, und jede Verzierung bis zu den Ziffern der Hauszahl ist in starker Körperlichkeit durchgeführt. Die Ausladungen sind im Verhältnisse zur beherrschten Fläche sehr bedeutend, und doch wünscht sie fast der allgemeine Anblick noch bedeutender. Die Ausladungen verlangt besonders die deutsche Bauart sehr stark gehalten, damit im vollen Sonnenlichte jener liebliche, nur der deutschen Art so eigenthümliche Licht- und Schattenreiz entsteht, der nur von dem noch unendlich lieblicheren Licht- und Schattenspiele des Hochgebirges in vollen Sommertagen übertroffen wird. Der Baustoff des Steines, der der deutschen Kunst so eigenthümlich ist — ja die Verzierungsgestaltungen mögen sogar aus der Natur dieses Stoffes entsprungen sein — daß er bei deutschen Bauten ungestraft nicht beseitigt werden darf, welche Strafe bei größeren und ernsteren Bauten auch immer größer und härter wird, ist hier sehr glücklich durch eine von Ferdinand Scheck zusammengesetzte Steinfreske

ersetzt worden. Die Freske ist so trefflich, daß wir Simse und Maßwerke im ersten Anblicke wirklich für Stein hielten. Die Quadern sahen wir unter der Hand der Arbeiter hervorgehen. Durch diese Freske erhält die angewendete Baugestaltung den Ernst und die Ruhe, welche sie unzweifelhaft heischt. So wenig wir verlangen, daß kleinere deutsche Bauten wirklich aus Stein aufgeführt werden, weil die Gestaltung zu schwer erschiene, so trefflich wir für sie die angeführte Freske halten, so möchten wir doch nicht aussprechen, daß sie bei großen Palästen und Kirchen angewendet werde. Dort ist nur der Stein in seinem Reiche, weil dort die Schwere der Gestaltung zum Ernste nöthig ist; jeder andere Stoff, wie das Auge ihn entdeckt, — und das ist fast unvermeidlich — führt das Werk nach Gestalt der Dinge zum Seichteren und unter Umständen dem Lächerlichen zu; und das Lächerliche ist der fürchterlichste Feind des Erhabenen, wenn es ihm auch nur mit dem kleinsten Rechte gegenüber steht. Man denke nur daran, wie viel steinerne Brunnen, Thürfassungen, Wegsäulen u. dgl. verlieren, wenn sie beweißt oder mit Oelfarbe angestrichen werden; von da an könnten sie innen auch von Tannenholz sein. Nach Versuchen soll die angewendete Steinfreske den stärksten Wassergüssen widerstehen. Sie ist seitdem auch an einem Hause auf dem oberen Graben angewendet worden. Obgleich sie dort mit den Bauverzierungen, die sich weniger dem deutschen Steine und mehr der italienischen Stuckarbeit nähern, nicht so rein verwachsen ist, so ist sie doch um sehr Vieles ernster, würdiger und stilgemäßer als die weißliche, gelbliche, grauliche, grünliche, nichts sagende und kunstlose Tünche, mit der man so oft Gebäude und ganze Gassen überzogen hat. Vom Kunststandpunkte aus halten wir aber den Oelfarbenanstrich der Häuser für noch verwerflicher, weil Häuser dadurch auf Darlegung jedes Stofflichen verzichten und sich den chinesischen

Lackarbeiten nähern. Bei dem Hause, von welchem wir in diesem Aufsatze sprechen, bedauern wir nur, daß seine Gesichtsfläche nicht größer, und daß sie nicht ganz gegen die Spittelwiese gerichtet sein konnte.

5 Wenn wir die Bauart dieses Hauses hervorgehoben haben, so wollten wir damit nicht ein Mißkennen der mehrfachen in neuerer Zeit in Linz geführten Bauten aussprechen; wir haben mit Freude jedes der in letzter Zeit in Linz entstandenen Häuser begrüßt, bei welchem Kunstgefühl und nicht 10 der bloße, leidige Ertrag im Spiele war: wir wollten mit unserem heutigen Aufsatze nur dem Reize des deutschen Baustiles selbst bei Wohnhäusern das Wort reden, welcher Stil bisher so selten oder so mangelhaft angewendet worden ist. — Die in letzter Zeit hier entstandenen, sich so vortheilhaft aus- 15 zeichnenden Häuser nehmen ihre Einzelnheiten hauptsächlich aus dem italienischen Stile mit antiken oder andern Anklängen. Wenn wir auch nicht zu den Anhängern des deutschen Stiles als des allein zu bewundernden gehören, so schreiben wir ihm doch so wie dem antiken in seiner natur- 20 gemäßen Umgebung die größte Schönheit zu, ohne darum den Werth des italienischen, die Würde des romanischen, die Schwärmerei des maurischen und die Zierlichkeit des byzantinischen Stiles zu verkennen oder unsere Meinung für unumstößlich auszugeben. Nur Eines ist vollkommen gewiß: 25 Nichts ist darum schön, weil es antik, deutsch, maurisch, byzantinisch, italienisch u. s. w. ist, sondern es ist es, wenn die Behelfe dieser Stile in völliger Reinheit, in verstandesgemäßem Bewußtsein und in künstlerischer Grazie angewendet werden, oder wenn man, so man es im Stande ist, seinen 30 eigenen, fest geschlossenen oder fertigen Stil anwendet. Wie eckel sind die gothischen Rindenhäuschen, Parkeingänge u. dgl., und die antiken Gartenhäuser, Casino's, Einzugspforten u. s. w.

Für Besprechung eines anderen, höchst lieblichen Kunstwerkes, eines Schnitzwerkes, - welches vor Kurzem aus der Werkstube des jüngeren Rint hervorgegangen ist, werden wir nächstens um einigen Raum bitten.

Der Mariendom in Linz.
(1860.)

Bei Gelegenheit einer Besprechung der Kunstausstellung wurde in diesen Blättern auch des in Linz beabsichtigten Mariaeempfängniß-Domes im Allgemeinen erwähnt, dessen Pläne und perspektivische Zeichnungen zu allgemeiner Besichtigung ausgestellt waren, und es wurde damals das Versprechen gegeben, seiner Zeit auch etwas Einzelnes über den Dom zu berichten.

Diesem Versprechen suche ich nun nachzukommen und bringe jene Einzelheiten, welche als Anhaltspunkte dienen mögen, daß sich solche, welche die Pläne nicht hatten sehen können, doch ein ungefähres Bild von der Kirche, so weit dieß aus einer bloßen Beschreibung thunlich ist, zu entwerfen vermögen.

Daß die Kirche im gothischen und altdeutschen Stile gezeichnet ist, habe ich schon gesagt. Als solche hat sie jene schlanken, emporstrebenden, vielgliedrigen, mannigfaltigen und lebendigen Gestaltungen, welche die gothischen Bauwerke auszeichnen. Ihr Grundgedanke ist das christliche Kreuz. Derselbe tritt in dem Querschnitte der Kirche unter dem Dache, welcher den Plänen beiliegt, ganz besonders hervor. Dieses Kreuz hat die schönsten Verhältnisse und erinnert durch seine Schlankheit und doch Massenhaftigkeit an die Kreuze, welche hohe Kirchenfürsten auf der Brust zu tragen pflegen. Die

Kirche besteht also aus einer Längenkirche und aus einer Querkirche. Und wie die Kreuze an ihren Ausgängen geziert zu sein pflegen, so trägt auch dieses Kreuz an seinen Ausläufern Verzierungen, und zwar an dem Scheitel, dessen Inneres den Hochaltar enthält, sieben Kapellen und an dem Fuße, der den Haupteingang in sich faßt, zwei Kapellen. Die Enden des Querbalkens des Kreuzes enthalten wieder Eingänge.

Das Aeußere der Kirche entspricht in den Hauptumrissen dieser Kreuzgestaltung. Es hat also vier Längenseiten, zwei des Haupt- und zwei des Querarmes, und es hat drei Breiteseiten, eine am Fuße und zwei an den Enden des Querarmes, der Scheitel des Kreuzes ist bogenförmig. Die Längenseiten enthalten Längefenster und zwar zwei Reihen übereinander. Zwischen ihnen ist eine Gallerie und ein schmales Dach. Die Längenseiten enden an der unteren Linie des steilansteigenden Daches auch mit einer Gallerie, und der Dachfirst weis't ebenfalls eine Gallerie. Die Länge der Kirche beträgt 415 Wiener Fuß, des Querarmes 210 W. F. Die Höhe der Kirche beträgt bis zum Dache 100 W. F., die des Daches sammt der Gallerie 47 W. F., also die Gesammthöhe 147 W. F. Von dem Durchschnittspunkte der Firste des Längen- und Querdaches steigt ein schlankes Thürmchen noch 68 W. F. über das Dach empor. Am Fuße des Kreuzes befindet sich der Hauptthurm. Die Breitseite des Fußes des Kreuzes fällt also zum Theile mit einer Seite des Thurmes zusammen. Der Thurm hat drei Stockwerke und das Dach. Das erste Stockwerk, welches wie die Kirchenseiten 100 W. F. hoch ist, enthält das Hauptthor und über ihm ein großes, mit schönen Maßwerken erfülltes Rundfenster. Jedes der zwei folgenden Stockwerke, wovon das zweite 53 und das dritte 70 W. F. hoch ist, enthält in jeder Seite ein Längenfenster. Von dem dritten Stockwerke steigt das schlanke, undurchbrochene, an

den Kanten verzierte Dach noch 182 W. F. empor, so daß die Höhe des ganzen Thurmes 405 W. F. beträgt. Die Spitze des Thurmes hat die gewöhnlich so schön gestaltete gothische Kreuzrose. Die Breitseiten des Querarmes haben Eingangsthore, darüber Gallerien und darüber sehr schöne Rundfenster, von denen das dreiseitige Stirnschild der Querseite bis zur Dachspitze emporsteigt.

Das Innere der Kirche entspricht dem Aeußeren. Zu beiden Seiten des Haupteinganges sind Lauben, welche Nebeneingänge enthalten. Der Haupteingang führt zuerst in die Thurmhalle, über welcher die Orgelbühne ist. Die Nebeneingänge haben Vorhallen zur Folge, über welchen sich Oratorien befinden. Von der Vorhalle rechts springt die Todtenkapelle nach auswärts, von der Vorhalle links die Taufkapelle. Von diesen Eingangsräumlichkeiten gehen dann die drei schlanken Schiffe der Kirche gegen den Hochaltar vorwärts. Das Hauptschiff wird von den Nebenschiffen an seinen beiden Seiten durch eine Flucht runder, polirter Granitsäulen geschieden. Es ist 387 W. F. lang und 42 breit, jedes der Nebenschiffe ist 22 W. F. breit. Das Querschiff hat eine Länge von 183 und eine Breite von 54 W. F. Von diesem Querschiffe, dem Hauptaltar zu, enthält das Hauptschiff den Chor, in dessen Eingang drei Altäre stehen, einer rechts, einer links, einer mitten, und der die zwei gebräuchlichen, einander gegenüberstehenden Reihen von Bänken faßt. Der Schluß des Hauptschiffes endlich hat den Hochaltar und den Platz, auf dem die Sitze stehen, und zwar links der Bischofssitz und rechts andere Sitze. Das Seitenschiff umgeht in einem hufeisenförmigen Bogen den Chor und den Hauptaltarplatz. Außen an diesen Bogen schließen sich die Presbyterialnebengebäude, und zwar an die Länge des Querschiffes stoßend rechts und links, die Pfarrkapelle von dem Querschiffe durch die Communionbank getrennt.

Jede dieser Kapellen hat einen Altar. An die Pfarrkapelle links stößt das Kapitelzimmer, das Archiv und die kleine Sakristei, an die Pfarrkapelle rechts die bischöfliche Sakristei und die große Sakristei. Von da an umgeben den Bogen des Scheitels des Kreuzes die oben genannten sieben Kapellen, und zwar drei Heiligenkapellen rechts, drei Heiligenkapellen links, jede mit einem Altare, und am äußersten Scheitel des Kreuzes die Marienkapelle mit drei Altären. Ueber die Abmessungen dieser Kapellen und anderer Nebenräume, sowie über kleinere Abmessungen überhaupt führe ich nichts an, weil man über Verhältnisse eines Baues doch nur durch Anschauen des Planes oder des fertigen Baues sich ein Urtheil bilden kann, und weil zu viele Zahlenangaben in einer Beschreibung deren Auffassung eher verwirren als erleichtern. Von den Plänen der Crypta und dem Dachstuhle führe ich nichts an, da in diesem Aufsatze doch hauptsächlich die künstlerische Seite des Baues hervorgehoben wird, und jene Pläne besonders die Zweckmäßigkeit betonen. Ueber die Wölbungen des Domes kann ich nichts Näheres sagen, da dieselben in ihrer Ganzheit weniger in den vorliegenden Blättern zur Erscheinung kommen. Der Baumeister hat auch eine perspektivische Zeichnung des Inneren in Aussicht gestellt, nach deren Einlangung es mir vielleicht noch einmal gegönnt ist, wieder auf den Gegenstand des Mariendomes zurück zu kommen.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch einige Worte über die runden Granitsäulen zu sagen. Man ist im Innern gothischer Kirchen häufig die Bündelsäulen gewohnt. Allein die Rundsäulen kommen in gothischen Bauten organisch vor und zwar vielfältig, und im gegenwärtigen Falle werden mächtige polirte Granitsäulen durch ihr Abheben von dem übrigen Stoffe der Kirche und durch die Unterbrechung der Einförmigkeit mit eindringender Gewalt die Schönheit der Kirche erhöhen.

Aus meinem ersten Aufsatze über die beabsichtigte Domkirche und aus der gegenwärtigen dürftigen Beschreibung, die der Natur der Sache nach weit hinter der Anschauung der Pläne zurückbleiben muß und dieselbe, wo sie unmöglich ist, nur mangelhaft ersetzen soll, dürfte doch die Folgerung hervorgehen, daß es sich bei dem vorliegenden Entwurfe zum Mariendome in Linz nicht um eine mehr oder minder gewöhnliche Kirche handelt, sondern um ein würdevolles Gotteshaus, das in seiner Schönheit auch noch kommende Geschlechter, und wenn selbst Zeiten erscheinen sollten, welche in Kunstdingen die unserige weit übertreffen, zur Bewunderung, zu heiligem Ernste und zur Andacht emporheben wird. Möge es sehr vielen Händen, deren kleine Einzelwirkungen eine von ihnen nicht gekannte und nicht geahnte, ja von den meisten Menschen nicht richtig gewürdigte Gesammtwirkung geben, und vielleicht auch unseren Zeiten gelingen, den Bau zum völligen Ende zu bringen, und mögen, wenn widrige Fälle des Vaterlandes oder der gesammten Menschheit das Werk in die Länge ziehen sollten, dann nicht Tage, in denen das künstlerische Gefühl verkommen ist, dünkelhaft an dem Plane Aenderungen vornehmen und den Bau nach ihrer Meinung fortführen, wie es zum Bedauern kirchlicher Kunst an so vielen Domen und darunter auch an der so schön begonnenen Kirche in Steyr in ihrer langen Bauzeit geschehen ist.

Zur Grundsteinlegung des Mariendomes in Linz.
(1862.)

Linz, am 5ten Mai.

Am ersten Tage dieses Monates wurde in Linz ein für die Kirchen- und Kunstgeschichte sehr merkwürdiges Fest gefeiert. Es wurde der Grundstein zu einer neuen Domkirche gelegt. Oberösterreich gehörte bis zu dem Jahre 1784

zu dem Sprengel der Bischöfe von Passau. Seit dieser Zeit, da es ein eigenes Bisthum mit dem Bischofsitze in Linz wurde, benützte man die Kirche des ehemaligen Jesuitencollegiums als Domkirche. Eine eigens zum Domdienste gebaute Kirche bestand bis jetzt nicht. Abgesehen davon, daß die Jesuitenkirche eine wesentliche Bedeutung für kirchliche Kunst nicht hat, mithin jener Majestät entbehrt, die auch das Bauwerk des Tempels dem Gottesdienste in einem Dome darzubringen hat, steht sie mit der Schmalseite und dem Haupteingange in einer engen Gasse, die sich gleich hinter der Kirche in das engste Gäßchen zusammenzieht, hat nur noch eine Langseite mit einem kleinen Eingange und der Sakristeithür frei, während alles Uebrige verbaut ist, steht auf einer unansehnlichen, fast winkligen Stelle der Stadt und ist außerdem für Kirchenfeste, an denen das Volk zusammen zu strömen pflegt, zu klein. Da faßte der jetzige Bischof von Linz, Franz Joseph Rudigier, kurz nach dem Antritte seines Hirtenamtes den Gedanken, eine eigene Domkirche zu bauen. Es bildete sich im Jahre 1855 unter seiner Vorstandschaft ein Dombauverein, der die Mittel beschaffen und überhaupt das Werk fördern sollte. Im Jahre 1859 lieferte der Baumeister Statz in Köln die Pläne zu der Kirche. Diese Pläne waren öffentlich ausgestellt und sonst auch einer vielseitigen Prüfung unterzogen. Sie wurden allgemein als trefflich erkannt. Die Kirche ist nach diesen Plänen eine gothische, ihr Hauptschiff ist 69 $^1/_6$ W. Klafter, die zwei Seitenschiffe je 42 W. Klaft. lang, sie ist 24 $^1/_2$ W. Klaft. hoch und der Thurm 67 $^1/_2$ W. Klaft. hoch, mithin nur um 4 Klafter niedriger als der Thurm des Stephansdomes in Wien. Ihre fertige Ausschmückung entspricht dem Zwecke, insbesondere trennt im Innern eine Doppelflucht polirter Granitsäulen die Seitenschiffe von dem Hauptschiffe, und wenn nach diesen Plänen die Kirche vollendet wird, so steht ein Kunstdenkmal von großer Bedeutung da, und wenn es

einmal in dieser an Kunstbauten sehr armen Stadt prangt, so ist nicht nur die Stadt und das Land, sondern das ganze deutsche Volk und die ganze gebildete Welt um ein hohes Werk reicher. Nach sieben Jahren des Bestandes des Vereines war die durch freiwillige Beiträge entstandene Bausumme so erstarkt, daß man die Hand an den sichtbaren Beginn des Werkes legen konnte, es wurde am ersten Mai auf eine feierliche Weise der Grundstein gelegt, und es wird sofort zum Baue geschritten werden. Nie dürfte in Linz ein kirchliches Fest von solcher Schönheit und Bedeutung zu sehen gewesen sein. Der Bischof von St. Pölten, der gewesene Bischof von Patna, der sich gegenwärtig in Linz befindet, das Domkapitel, die Aebte der Klöster Kremsmünster, St. Florian, Schlägl und Reichersberg, Willhering und Lambach, an 300 Priester, die bürgerlichen und kriegerischen Behörden und Körper, die Zünfte, die Schulen und Unterrichtsanstalten, die religiösen Vereine und eine große Menschenmenge wohnten demselben bei. Der Bischof von Linz celebrirte es. Nach der Weihung von Wasser und Salz wurde die Gründungsurkunde unterzeichnet, in den Stein gelegt, der Stein an seine Stelle gebracht, geweiht, gelegt, dann wurde von zahlreichen Betheiligten der Hammerschlag vollbracht, der Bischof weihte die Grundfesten. Hierauf hielt er eine Anrede, feierte das Hochamt und verlas dann die päpstliche Ablaßbulle aus Anlaß der Heiligsprechung der 23 japanesischen Märtyrer. Der Schauplatz war von dem Altare an bis auf das Kleinste herab auf das Festlichste geschmückt, und da konnte man an den Flaggenstangen, durch welche die Grundfesten der Kirche ausgezeigt waren, und an denen sich die Wappen der oberösterreichischen Städte befanden, erst recht die Größe der Kirche ersehen. Die Vereinsfahne, welche dem Zuge beim Kommen und Gehen von weißgekleideten Mädchen vorangetragen wurde, war vom Maler Steinle aus

Köln gemalt. Der Platz, auf dem die Kirche stehen wird, konnte sehr glücklich gewählt werden. Es befand sich an einer schönen Stelle der Stadt in der Nähe des bischöflichen Palastes ein großes Oblong, das an seinen Außenseiten Häuser mit Gartenmauern, gegen Innen Gärten hatte. Dieses Oblong, das im Verhältnisse zu seiner Größe nur 14 Häuser hatte, war zum Zwecke des Baues sehr geeignet, da es eine geringere Kaufsumme forderte, und da es so groß war, daß der Domplatz namentlich an den Längeseiten der Kirche einen schönen Raum zur völligen Entfaltung der Wirkung des Bauwerkes gewann, was nicht bei allen ansehnlichen Kirchen in großen Städten der Fall ist. Der Verein erwarb 12 dieser Häuser mit ihren Gärten. Die Eigenthümerin des 14. konnte sich nicht zum Frommen des großen begonnenen Werkes von ihrem Eigenthume trennen, was den Uebelstand haben wird, daß die Kirche nicht mitten auf dem Domplatze stehen kann, und daß der Raum um sie herum nicht überall so frei sein wird, als es ein so hohes, religiöses Kunstwerk fordert. Ueber die Vollendung des Werkes sind die Stimmen getheilt. Einige glauben an eine nahe Vollführung, Andere nur an eine ferne, und wieder Andere meinen, es könne gar nicht vollendet werden. Jetzt wird mit den Zinsen des vorhandenen Kapitales und den jährlichen Eingängen des Vereines gebaut. Was die Zeiten Gutes oder Uebles zu dieser beiden Hülfen bringen werden, kann niemand ermessen. Aber jedes große Werk muß mit einem vertrauensvollen Griffe in die Zukunft begonnen werden und ist stets so begonnen worden, sonst wäre es nicht entstanden, selbst nicht durch die größte Gewalt eines Königs, da ja kein Erfolg sogar des kleinsten Dinges untrüglich sicher ist. Und je größer die Geistesmacht ist, auf die sich der Fortgang eines Werkes stützt, um so sicherer schreitet das Werk fort, und welche Geistesmacht ist größer als die Religion?

Die rohesten Völker schmückten zuerst ihre Götter und Altäre und Tempel, und dann erst sich selbst und ihre Häuser, und so ist es bis auf heute gewesen. Die Künste alle fanden ihr Entstehen im Dienste der Religion und sind in ihrem Dienste von der Heidenzeit bis zum Christenthume am schönsten ver= 5 wendet worden. Und unsere Tage sind nicht arm an dem Gefühle. Es werden die ungeheuren Dome, welche unsere Voreltern in rührender Unwissenheit ihrer Mittel begonnen haben, ausgebaut, und es werden neue Kirchen begonnen. Auch bei dieser Grundsteinlegung offenbarten sich ähnliche 10 Gesinnungen. Der Grundstein blieb mehrere Tage zur Besichtigung frei. Da kam nun eine große Menge von Menschen, und weil sie wußten, daß der Stein von dem Oelberge bei Jerusalem stamme, von wo ihn der nunmehr verstorbene Domherr Striegel auf einer Pilgerreise gebracht hatte, und 15 vielleicht auch weil sie eine sichtliche Erinnerung an das Fest bewahren wollten, nahmen viele ein Bischen Sand und Staub von dem Steine, thaten diese Dinge in ein Papier und steckten dasselbe zu sich. Und so möge denn das Werk mit dem Geiste, in dem es begonnen wurde, fortgeführt 20 werden, dann wird die Vollendung nicht in zu späten Tagen erfolgen, und mir mögen diese Blätter gönnen, von Zeit zu Zeit, was sich Wichtiges zuträgt, von diesem Baue zu berichten.

Die Ruine St. Thoma.

Rings um einen See, gegen Bayern ab, liegen schwere 25 Wälder, manche nie besuchte einsame Thalkrümme sammt ihren Bächlein zwischen den breiten Rücken führend, manche Felsenwand schiebend mit den tausend an der Sonne glänzenden Flittern und manche Waldwiese dem Tagesglanze unterbreitend, einen schimmernden Versammlungssaal des 30 mannigfachsten Wildes.

Dies ist der eine der zwei obbemerkten Punkte. Lasset uns nun zu dem andern übergehen. Es ist auch ein Wasser, aber ein freundliches, nämlich das leuchtende Band der Moldau, wie es sich darstellt von einem Höhenpunkt desselben Waldzuges angesehen, aber etwa zehn Wegestunden weiter gegen Sonnenaufgang. Durch die duftblauen Waldrücken noch glänzender, liegt es geklemmt in den Thalwindungen, weithin sichtbar, erst ein Lichtfaden, dann ein flatternd Band und endlich ein breiter Silbergürtel, um die Wölbung dunkler Waldesbusen geschlungen — dann, bevor sie neuerdings schwarze Tannen- und Föhrenwurzeln netzt, quillt sie auf Augenblicke in ein lichtes Thal hervor, das wie ein zärtlich Auge aufgeschlagen ist in dem ringsum trauernden Waldesdunkel. — Das Thal trägt dem wandernden Waldwasser gastliche Felder entgegen und grüne Wiesen und auf einer derselben, wie auf einem Sammetkissen, einen kleinen Ort mit dem schönen Namen Friedberg. — Von da, nach kurzem Glanze, schießt das Wellensilber wieder in die Schatten erst des Jesuitenwaldes, dann des Kienberges und wird endlich durch die Schlucht der Teufelsmauer verschlungen.

Der Punkt, von dem aus man fast so weit als es hier beschrieben, den Lauf dieser Waldestochter übersehen kann, ist eine zerfallene Ritterburg, von dem Thale aus wie ein luftblauer Würfel anzusehen, der am obersten Rande eines breiten Waldbandes schwebet. Friedbergs Fenster sehen gegen Südwesten auf die Ruine, und dessen Bewohner nennen sie den Thomasgipfel oder Thomasthurm oder schlechthin St. Thoma und sagen, es sei ein uraltes Herrenschloß, auf dem einst grausame Ritter wohnten, weßhalb es jetzt verzaubert sei und in tausend Jahren nicht zusammenfallen könne, ob auch Wetter und Sonnenschein daran arbeite.

Oft saß ich in vergangenen Tagen in dem alten Mauerwerke, ein liebgewordenes Buch lesend oder bloß den lieben aufkeimenden Jugendgefühlen horchend, durch die ausgebröckelten Fenster zum blauen Himmel schauend oder die goldenen Thierchen betrachtend, die neben mir in den Halmen liefen, oder statt all Dem bloß müssig und sanft den stummen Sonnenschein empfindend, der sich auf Mauern und Steine legte — — oft und gern verweilte ich dort, selbst als ich das Schicksal derer noch nicht kannte, die zuletzt diese wehmüthige Stätte bewohnten.

Ein grauer, viereckiger Thurm steht auf grünem Weidegrunde, von schweigendem zerfallenen Außenwerke umgeben, tausend Gräser und schöne Waldblumen und weiße Steine im Hofraume hegend und von außen umringt mit vielen Platten, Knollen, Blöcken und andern wunderlichen Granitformen, die ausgesäet auf dem Rasen herumliegen. Keine Stube, kein Gemach ist mehr in wohnbarem Zustande, nur seine Mauern, jedes Mörtels und Anwurfes entkleidet, stehen zu dem reinen Himmel empor und tragen hoch oben manche einsame Thür oder einen unzugänglichen Söller, nebst einer Fensterreihe, die jetzt in keinem Abendroth mehr glänzen, sondern eine Wildniß schöner Waldkräuter in ihren Simsen tragen. — Keine Waffen hängen an den Mauerbögen, als die hundert goldnen Pfeile der schief einfallenden Sonnenstrahlen; keine Juwelen glänzen aus der Schmucknische, als die schwarzen befremdeten Aeuglein eines brütenden Rothkehlchens; kein Tragebalken führt vom Mauerrande sein Dach empor, als manch ein Fichtenbäumchen, das hoch am Saume im Dunkelblau sein grünes Leben zu beginnen suchet — Keller, Gänge, Stuben — Alles Berge von Schutt, gesucht und geliebt von mancher dunkeläugigen Blume. Einer der Schutthügel reicht von Innen bis gegen das Fenster des zweiten Stockwerkes empor. Dem, der ihn erklimmt, wird ein An-

XVI. Zu Seite 288.



(Aquarellskizze auf Papier ...) Gem. von Ad. Stifter

Friedberg mit dem Blick auf Wittinghausen.

Besitzer: L. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

XVI. Zu Seite 288.



Aquarellskizze auf Papier (o. J.) Gem. von Ad. Stifter.

Friedberg mit dem Blick auf Wittinghausen.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE

XVI.

Zu Seite 288.



Aquarellskizze auf Papier (o. J.) Gem. von Ad. Stifter.

Friedberg mit dem Blick auf Wittinghausen.

Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

blick, der, obwohl im geraden Gegensatze mit den Trauer-
denkmalen ringsum, dennoch augenblicklich fühlen läßt, daß
eben er den Vollendungszirkel um das beginnende Empfinden
lege, nämlich: über alle Wipfel der dunklen Tannen hin er-
5 gießt sich Dir nach jeder Richtung eine unermessene Aussicht,
strömend in Deine Augen und sie fast mit Glanz erdrückend.
— Dein staunender und verwirrter Blick ergeht sich über
viele, viele grüne Bergesgipfel, in webendem Sonnendufte
schwebend, und geräth dann hinter ihnen in einen blauen
10 Schleierstreifen — es ist das gesegnete Land jenseits der
Donau mit seinen Getreidehängen und Obstwäldern, bis der
Blick endlich auf jenen ungeheueren Halbmond trifft, der
den Gesichtskreis einfaßt: die norischen Alpen. — Der große
Priel glänzt an heiteren Tagen wie eine lichte Flocke am
15 Himmelsblau hängend, — der Traunstein zeichnet eine blasse
Wolkencontour in den Krystall des Firmamentes. — Der Hauch
der ganzen Alpenkette zieht, wie ein luftiger Feengürtel, um
den Himmel, bis er hinausgeht in zarte, kaum sichtbare
Luftschleier, drinnen weiße Punkte zittern, wahrscheinlich die
20 Schneeberge fernerer Züge.

Ueber Werke der Holzschnitzerei.

Alte Kunst in Oberösterreich.

(1857.)

Die Zeit liegt noch gar nicht so ferne, in welcher die Werke des Mittelalters, nicht nur was die Bildnerkunst, son-
5 dern auch was selbst die Dichtkunst anbelangt, wenig gewürdigt wurden, ja in welcher man sogar in jenen Kreisen, die für die Kunst maßgebend waren, nicht selten so weit ging, daß man altdeutsche Bauten und altdeutsche Dichtung für abscheulich erklärte, wie ja das Wort „altfränkisch" für lächerlich Altes
10 zum Sprichwort geworden ist. In jener Zeit geschah es auch, daß man die Zusätze, welche zu alten Bauwerken gemacht wurden, dem vorhandenen Stile zuwider fast durchgängig in der eben herrschenden Zeitrichtung machte, von deren Treff-lichkeit und Mustergültigkeit man überzeugt war. Es geschieht
15 jederzeit so, wenn von der Kunst zur Mode geschritten wird. Die Mode erkennt nur das Gegenwärtige an, ihr Vergangenes ist lächerlich, ja auch ihr Gegenwärtiges wird es, sobald es Vergangenes wird. Hieraus erhellt (nebenher gesagt), wie die Mode so selten Schönes hervorbringt, weil ihre Erzeugnisse
20 unerbittlich selbst in unbefangenen Augen veralten. Das dürfte vielleicht auch jene Kunstweise treffen, die sich in den jüngsten Jahrhunderten so gerne als einzige gab. Man begann in neuerer Zeit die Augen wieder zu öffnen und zu erkennen, daß es auch in der Vergangenheit Schönes gegeben hat, ja

daß Zeitalter der höchsten Schönheitsblüthe vor uns gewesen sind. Man lernte wieder, daß antike, daß romanische, byzantinische, gothische, italienische Baukunst schön sein könne, und daß aus allen diesen Zweigen Denkmale von größter Schönheit auf uns herübergekommen sind. Das Beginnen dieser Erkenntniß bezeichnete das Verlassen der Mode und das Wiedereinlenken zu den Wegen der Kunst. Man beschränkte sich nicht mehr auf seine gegenwärtige Kunstart, man wendete auch frühere an: man baute in byzantinischem, gothischem, antikem Stile, ja man dichtete und malte aus bestimmten Zeitaltern. So sehr das Wiederanerkennen mannigfaltiger gewesener Kunstzustände zu loben ist, so sehr es das Wiedererwachen der Kunsteinsicht beweis't, so sehr die Betrachtung gewesener Kunstzustände und die Vertiefung in dieselben für den ausübenden Künstler von unermeßlichem Werthe ist: so wenig wäre die stetige Nachbildung gewesener Kunstausgestaltungen wahre Kunst. So wenig ein Wolkenhimmel einem andern vergangenen gleicht, obwohl er aus ihm hervorgegangen und beide schön sein können; ebenso wenig ist ein wahrhafter Kunstzustand einer Zeit dem einer anderen völlig gleich, wohl aber ist der frühere der Vater des späteren. So ist nach dem lebendigen Streben, das nun einmal erwacht ist, auch zu schließen, daß in den Zweigen, die eines Aufschwungs bedürfen und ihn nehmen, die Künstler an der Hand der Vergangenheit und an der des sie umgebenden Lebens und der Natur zu eigenthümlichen, ihre Zeit bezeichnenden und der Nachwelt zum Muster dienenden Kunstzuständen empor schreiten werden. In unserem kleinen Lande ist manches schöne Denkmal bildender Kunst übrig geblieben, und besonders der nördlich von der Donau gelegene, von Kriegen und Umwälzungen weniger betroffene Theil ist nicht arm an solchen, namentlich aus dem Gebiete kirchlicher Baukunst und Bildnerei. Wie das Aufwachen der Verehrung vergangener Kunst alte Kunstdenkmale in vielen

Ländern theils wieder herstellt, theils wo sie unfertig geblieben sind, zu vollenden strebt, so ist auch unser Land nicht zurück geblieben. Wir haben gesehen (mancher anderer besonders Privatbestrebungen in dieser Hinsicht nicht zu gedenken), daß der so herrliche altdeutsche Flügelaltar in der Kirche zu Käfermarkt durch eine lange und mühevolle Arbeit dem Verfalle entrissen worden ist; wir sehen, daß eben die außerordentlich schöne altdeutsche Kirche in Steyr umfaßende und den Gesetzen wahrer kirchlicher Kunst entsprechende Wiederherstellungen erhält; die Domkirche in Linz, wenn auch nicht gerade ein Denkmal aus alter, bedeutender Kunstzeit, doch in ihrem Inneren eine schöne Kirche ihrer Art bekam in neuer Zeit eine ihrem Stile entsprechende innere Wiederherstellung; die altdeutsche Pfarrkirche von Wels mit ihrem auserlesenen Portale hat ihre alten schönen Glasgemälde im Chor wieder enthüllt und einen gothischen Hochaltar empfangen; über die Wiederherstellung des bekannten schönen altdeutschen Flügelaltars in St. Wolfgang sind eben die Verhandlungen im Zuge. Die Veränderungen in der Stadtpfarrkirche in Linz können wir nicht hieher rechnen, weil nach unserer Meinung diese Kirche wohl nicht zu den älteren Kunstbaudenkmälern zu zählen ist.

Die jüngste Handlung der Verehrung alter Kunst ist in der Wiederherstellung des gothischen Flügelaltares von Pesenbach vorgekommen. Der hochwürdige Abt von St. Florian ließ diesen aus dem fünfzehnten Jahrhunderte stammenden einer kleinen, aber alten gothischen Kirche angehörigen Altar durch den akademischen Maler und Bildhauer Ferdinand Scheck von Linz, welcher in München seine Ausbildung erhalten hatte, vollständig in Gold und Farben wieder herstellen. Der Altar, über dessen Theile wir vor und nach der Wiederherstellung eine genaue Einsicht genommen haben, war vielfach beschädigt und namentlich durch die Zeit geschwärzt und beschmutzt. Der Wiederhersteller hat, wie es wohl nicht anders

sein darf, dem Vorhandenen die genügendste Ehrfurcht erwiesen, und sich nicht erlaubt, etwas daran zu ändern und es, selbst wenn es entschieden fehlerhaft war, zu verbessern, wie man auch in alten Urkunden nicht Stil- und Schreibfehler ausbessert. Von den Gemälden sind die Urfarben geblieben und nur gereinigt worden; bloß die Stellen, an denen die Farbe fehlte, sind mit der umgebenden Farbe ergänzt worden. Die am Altare im Schnitzwerke vorkommenden Farben sind genau nach den vorhandenen alten gewählt und gestimmt worden, das Blau wurde sogar in der Art des vorgefundenen behandelt, nämlich in Tempera. Wo Gold war, wurde wieder Gold aufgelegt, und so durchaus nach dem Alten vorgegangen. Man kann auf diese Schonung des auf uns herüber Gekommenen nicht nachdrücklich genug aufmerksam machen, da es noch immer Menschen gibt, welche nichts Arges zu thun meinen, wenn sie alte Werke nach ihrer besten Einsicht völlig umarbeiten, und da es auch an solchen nicht fehlt, die glauben, der Wiederhersteller müsse die Fehler des ursprünglichen Werkes bei der Wiederherstellung verbessern. Durch die große Genauigkeit, Reinheit und Sorgfalt, welche auf die Arbeit verwendet worden ist, steht der Altar gleichsam wieder wie neu aus den Händen des ersten Meisters gekommen vor unsern Augen. Das Figurale an demselben ist nach unserer Meinung von geringerm Kunstwerthe, da neben der Naivität und Innigkeit jener Zeit doch auch ihre Gebrechen zu sehr hervorstehen, das Architektonische ist von bedeutend höherem, für Kunstgeschichte und Studium ist aber der Altar von sehr großem Werthe. Alle gothischen Bauwerke aus der Zeit ihrer Blüthe haben, weil sie damals gleichsam in Fleisch und Blut der Menschen gelegen waren, selbst bei minder begabten Baumeistern etwas Lebendiges, Unmittelbares und daher Leichtes und Künstlerisches, während die nachgeahmten sogar bei großen Begabungen nicht selten mehr oder minder etwas Starres,

Hartes und Fremdes zeigen. Dieses Leichte, Anmuthige und Unmittelbare hat auch der Altar von Pesenbach, und hierin kann er nebst anderen großartigeren und herrlicheren Bauten manchem Kunstjünger, und wenn er auch viel begabter wäre als der Erbauer jenes Altares, als Perle des Studiums dienen, daß der Künstler nicht bloß die mathematischen Gestaltungen des Gothischen erlerne, sondern daß er sich auch zu dem Geiste jenes leichten und beweglichen Lebens erhebe, und, was wir für das Höchste halten und wie wir oben angedeutet haben, daß auch in der Baukunst aus dem Betrachten und Erlernen des Gewesenen ein uns Eigenthümliches und Neues hervorgehe, welches eben so selbstständig und eben so künstlerisch ist wie das Alte, und welches von unseren Nachkommen nach Jahrhunderten Entstandene noch eben so zu bewundern ist, wie wir jetzt das vor Jahrhunderten bewundern.

Wir werden vielleicht über das Geschichtliche von Käfermarkt, Wolfgang und Pesenbach etwas nachtragen, wenn wir uns dem Zwecke entsprechend darüber werden unterrichtet haben.

Ueber den geschnitzten Hochaltar in der Kirche zu Käfermarkt.

(1853.)

In Käfermarkt, einem kleinen Marktflecken zwischen Freistadt und Linz, in jenem hügeligen Hochlande des Erzherzogthumes Oesterreich ob der Enns, das von dem Flusse Mühl den Namen Mühlviertel trägt und den Naturfreunden durch seine eigenthümliche, zerrissene, zerklüftete, bald öde, bald höchst anmuthige Beschaffenheit die größte Theilnahme einflößt, befindet sich in der dortigen Pfarrkirche ein Kunstwerk hohen Werthes und Ranges, das, wenn es bekannt wird, zahlreiche Kunstfreunde zu sich locken und mit Freude und Bewunderung erfüllt entlassen wird, und von dem sich die Frage

aufwirft: wie ist es in diesen schönen, abgelegenen Thalwinkel, durch den nicht einmal eine Hauptstraße führt, in die ebenfalls ein Kunstwerk der Baukunst darstellende Kirche gelangt, wie sind beide entstanden und wie konnten beide so lange unbekannt bleiben? Die letzte Frage beantwortet sich aus dem Verfalle jedes Kunstsinnes und jeder Kenntniß der Kunst seit dem sechzehnten Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten, besonders aus der mit dem entweihten Namen „vernünftig" belegten Barbarei des vorigen Jahrhunderts. Einst mußte man wohl die Schönheit dieses Werkes geliebt haben, sonst wäre es nicht entstanden, wenn man auch seinen hohen Werth inniger Naivetät nicht so gefühlt haben mag, wie ja das naive Kind nicht weiß, daß es naiv ist, wie die Unschuld nicht weiß, daß sie unschuldig ist. Dann kamen Zeiten, in denen der Werth des Kunstwerkes verkannt, ja als Trödel einer beschränkten, bigotten Zeit verachtet wurde, wie die abscheulichen Verbesserungen, die man anbrachte, beweisen. Auf solche Art ging die Kenntniß des künstlerischen Schatzes verloren, und außer einzelnen Freunden der Kunst, die sich an dem Werke zu verschiedenen Zeiten ergötzten und die Ueberlieferung von demselben auf ihres Gleichen fortpflanzten, war die größere Menge der Menschen mit dem Dasein desselben unbekannt. Leider trug hiezu ein Fehler auch das Seinige bei, mit dem der Oesterreicher so gerne behaftet ist, von dem man nicht weiß, soll man ihn Bescheidenheit oder Trägheit nennen (vielleicht ist es ein Gemisch von beiden), der ihn verleitet, wenn er etwas Herrliches besitzt oder gethan hat, sich daran zu freuen, weiter aber kein Aufheben davon zu machen, selbst in dem Falle nicht, wo Verbreitung sogar Pflicht für das Schöne und Gute und Pflicht gegen die Nebenmenschen wäre. Die erste Frage wird sich zum Theile im Verlaufe dieses Berichtes beantworten, so weit es nämlich dem Gefertigten bisher möglich ist, Aufklärungen über diese Thatsache zu geben.

lwinkel,
benfalls
agt, wie
ge unbe=
us dem
unst seit
esonders
belegten
an wohl
es nicht
ger Rai=
sind nicht
aß sie un=
Berth des
, bigotten
ngen, die
ntniß des
eunden der
ergötzten
ichen fort=
dem Da=
ehler auch
e behaftet
nheit oder
n beiden),
der gethan
davon zu
ogar Pflicht
enmenschen
laufe dieses
Gefertigten
hatsache zu

XVII



Handzeichnung (1848)

Der geschnitzte Hochaltar in der [illegible] in Oberösterreich

Besitzer: Die k. k. Akademie der [illegible] Künste in Wien.

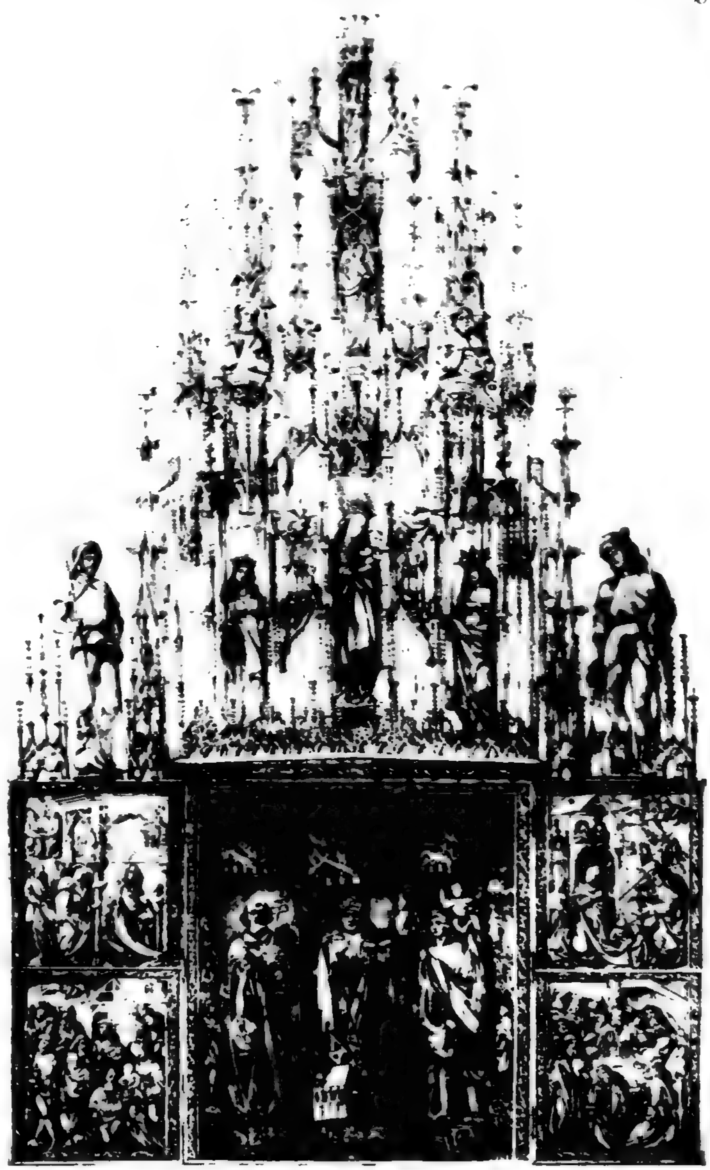


Handzeichnung (1848). Gez. von Carl von Binzer.

Der geschnitzte Hochaltar in der Kirche zu Käfermarkt in Oberösterreich.

Besitzer: Die k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien.

INTENTIONAL SECOND EXPOSURE



Handzeichnung (1848). Gez. von Carl von Binzer

Der geschnitzte Hochaltar in der Kirche zu Käfermarkt in Oberösterreich.

Besitzer: Die k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien.

Das Kunstwerk aber ist ein aus Lindenholz geschnitzter Hochaltar aus dem 15. oder Anfange des 16. Jahrhunderts.

Das Schiff der Kirche von Käfermarkt hat seine Richtung beinahe von West nach Ost. Im Osten ist das Presbyterium, 5 das zwei Stufen über dem Fußboden der Kirche erhöht und von fünf in einen Halbkreis gestellten Fenstern erhellt ist. In diesem Presbyterium steht der Altar, der so sehr nach der Kirche gebildet ist, daß er ein untrennbares Ganze mit ihr macht, daß er mit seiner Spitze bis gegen den Scheitel des 10 Gewölbes reicht, daß die Seitenräume im rechten Verhältnisse sind, und daß er im Presbyterium, wie in einer zu seiner Verherrlichung zierlich erbauten Glocke oder Nische, emporragt. Er hat (wie das bei solchen Werken fast durchgehends der Fall ist) die Gestalt einer Monstranze. Auf den Steinplatten des 15 Presbyteriums steht der Fuß der Monstranze. Dieser trägt einen viereckigen Rahmen, in dessen Innerem drei Figuren von ganzer Arbeit auf Sockeln stehen. An dem Rahmen sind zwei Seitenflügel gleichsam Thüren, welche zusammen vier Bilder in halberhabener Arbeit tragen. Auf den Flügeln stehen 20 zwei ganze Figuren und zwischen ihnen baut sich der Giebel aus Ornamenten und Figuren auf. Die Höhe des Altares, so weit die wegen Hindernissen vorläufig nur mit Schnüren gemachten Messungen Verläßlichkeit gewähren, beträgt 42′ 6″, davon kommen auf den Fuß 10′ 2″, auf das Mittelstück 9′ 9″ 25 und auf den Giebel 22′ 7″. Die Breite des Altares beträgt 20′.

Ueber die Beschaffenheit der Vorderseite des Fußes kann dieser Bericht keinen Aufschluß geben, weil die ganze Breite des Presbyteriums unmittelbar vor dem Altare bis zum 30 Rahmen des Mittelstückes mit einer schwarzen Bretterwand verschlagen ist, in der sich zwei Thüren befinden, die gestatten, daß man um den Altar gehen kann.

An der Rückseite des Fußes sieht man, daß sein Körper aus mächtigen Steinquadern gebaut ist, um die bedeutende Last des Altares tragen zu können. Wahrscheinlich ist die Vorderseite desselben, wie in allen ähnlichen Werken und, wie der nicht verbaute Theil ahnen läßt, mit Schnitzereien bedeckt. Vor der genannten Bretterwand steht dermalen ein moderner Altartisch mit einem Tabernakel, den der alte Altar nicht hat, weil in früheren Zeiten das Allerheiligste in der Regel in einem eigenen Orte, dem sogenannten Sakramentshäuschen, aufbewahrt wurde. Auf der Bretterwand stehen außerdem noch vergoldete Büsten, die vor der Schnitzerei empor ragen und einen Theil derselben bedecken.

Unmittelbar auf dem Fuße steht nun der Rahmen, der den Hauptheil des Altares ausmacht. In ihm befindet sich als Mittelfigur die Gestalt des heiligen Wolfgang im Bischofsornate mit einem Buche und dem Hirtenstabe. Zu seiner Rechten steht der Apostelfürst Petrus mit dem Oberhirtenstabe und dem Schlüssel und zur Linken der heilige Christophorus mit dem Jesuskinde. Die Figuren mögen etwas über sechs Fuß hoch sein. Sie stehen auf geschnitzten Sockeln, die man aber derzeit nicht genau untersuchen kann, da sie hinter der Bretterwand hinab gehen. Außer den drei Hauptfiguren sind in die Verzierungen dieses Raumes noch 18 kleinere Figuren vertheilt, die Engel und die Gestalten nicht gerechnet, welche an den Sockeln verschlungen vorkommen. Zwischen den Figuren und an ihnen laufen Säulenornamente empor, und über den Häuptern schweben Verzierungs-Baldachine. Der Rahmen ist ebenfalls mit Verzierungen bedeckt und trägt über sich eine Gallerie von Ornamenten.

Zur Rechten dieses Hauptstückes (vom Altare aus genommen) trägt der Flügel zwei Reliefbilder in Rahmen. Das obere ist die Verkündigung des Engels mit 12 Figuren, das untere das Opfer der heiligen drei Könige mit 9 Figuren.

Der linke Flügel mit ebenfalls zwei Reliefbildern hat oben die Geburt Christi mit 13 Figuren (ohne die Hirten im Hintergrunde) und unten den Tod der heiligen Jungfrau Maria mit 15 Figuren. Die Rahmen der Reliefbilder sind wieder mit Ornamenten bedeckt.

Der Hauptrahmen mit den zwei Seitenflügeln bildet den Mitteltheil des Altares.

Auf dem erhebt sich der Giebel. Derselbe besteht aus der höchsten Mittelsäule und je fünf kleinern Nebensäulen. Diese sind nicht bloß einzeln durchbrochen, sondern unter sich wieder durch Ornamente verbunden, so daß alle eilf ein leichtes und schwebendes Ganze ausmachen. Die Mittelsäule hat drei Figuren, die zwei nächsten schwächeren Säulen haben jede nur eine Figur, und die zwei nach ihnen kommenden wieder stärkeren Säulen haben jede eine Figur und eine Büste. Die übrigen sechs Säulen sind ohne Figur. Zur Rechten des Giebels steht, wie gesagt worden ist, eine ganze Figur, die Gestalt des heiligen Georg, und zur Linken die des heiligen Florian. Beide sind über sechs Fuß hoch und in mittelalterlicher Rittersrüstung. Die emporgehenden geraden und gewundenen Stäbe der Säulen, die Baldachine und die Untersätze sind mit größeren und kleineren sogenannten Tulpen verziert.

Der Altar hat also im Ganzen 79 Figuren, 2 Büsten, die Figuren der Untersätze und den Lindwurm des heiligen Georg. Hiezu kommen noch die Figuren, die sich an dem Fuße befinden mögen.

Ueber die Entstehungsgeschichte des Altares kann dieser Bericht vorläufig nur wenig angeben. Die Kirche wurde von Heinrich Grafen von Zelking, der auf der Burg Weinberg neben dem Orte Käfermarkt hauste, erbaut. Der Gefertigte hat die Urkunde hierüber nicht selbst gesehen, da er die Nachforschungen über die Geschichte der Kirche und des Altares

einer späteren Zeit vorbehalten mußte, aber es wurde ihm das Dasein derselben von glaubwürdigen Personen versichert. Ein Grabmal des Grafen Heinrich von Zelking mit dessen lebensgroßer, halberhabener Figur in rothem Marmor ist in der Kirche vorhanden, und eine Inschrift desselben besagt den Tod 5 des Grafen als im Jahre 1492 erfolgt. Auf der dem Altare zugekehrten Seite einer Gewölbsrippe zwischen der Kirche und dem Presbyterium stehen auf der Tünche der Kirche mit schwarzer Farbe in modernen Buchstaben die Worte: DEDICATUM a. MCCCCLXXII. Wenn die Vermuthung erlaubt ist, daß die 10 Worte an der Gewölbsrippe eingegraben oder auf eine andere Art vorfindlich waren und nach der Uebertünchung des Innern der Kirche auf die Tünche gesetzt wurden, wie ja auch die ursprüngliche Grabschrift des Grafen Heinrich von Zelking in modernen Buchstaben auf die Tünche des Presbyteriums gesetzt 15 worden ist, so dürfte nach dem Sinne des Dedicatum dasselbe auf den Altar Bezug haben, er also im Jahre 1472 aufgestellt oder begonnen worden sein. Nach dem Stile und der Bauart ist er zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrhundertes entstanden. Wenn die Gestalt und die Gesichtszüge 20 des Grafen Heinrich von Zelking nur einiger Maßen auf seinem Grabmale getroffen sind — und man darf dieß um so eher vermuthen, da das Werk charakteristisch und nicht ohne Kunstwerth ist — so wäre aus dieser hohen und edlen Stirne und aus dem verständigen Ausdrucke des Angesichtes mit Recht 25 zu schließen, daß er ein Freund der schönen Kunst gewesen sein und zu dem frommen Werke seines Kirchenbaues die ersten Meister seiner Zeit berufen haben möge. Andern Theils aber hätte sich der Gefertigte aus der Zeit der Verzierungen, aus der Art der Faltengebung und besonders aus der Zeich- 30 nung und Haltung der Figuren die Ansicht gebildet, daß der Altar aus einer Zeichnung oder wohl gar aus der unmittelbaren Leitung Albrecht Dürers hervorgegangen sei. Allein

dem widerspricht die obige Zeitrechnung. Auch könnte der Fall sein, daß das Werk nach Bildern von Dürer zusammengestellt worden sei, wodurch es aber in eine noch spätere Zeit hinaus gerückt würde, welcher der Stil nicht mehr entspricht, und wodurch es gewiß nicht die große Uebereinstimmung seiner Theile erlangt hätte. Wie dem aber auch sei, jedenfalls rechtfertiget die Schönheit des Inneren der Kirche sowohl in allen Raumesverhältnissen, als auch im Einzelnen der Baulinien die Vermuthung, daß hier die geschicktesten Hände einer reichen und kunstbegabten Zeit thätig gewesen sind. Man erzählt, daß sich in den fünf Presbyterialfenstern auch kostbare Glasmalereien befunden haben und nach Laxenburg übertragen worden seien. Wenigstens haben diese Fenster jetzt moderne, große, viereckige Glastafeln und entbehren der steinernen Bogenrosetten, die an den andern Fenstern der Kirche vorhanden sind, an denen sich auch noch die alten, vieleckigen, kleinen Glasscheiben befinden. Der Gefertigte wird der Geschichte der Kirche und des Altares in der folgenden Zeit nachforschen, vielleicht gelingt es, die Widersprüche in etwas aufzuklären, und er wird dann das Weitere in diesen Blättern veröffentlichen, so wie überhaupt eine Einzelbeschreibung dieser Kirche und ihrer Werke nicht unwichtig sein dürfte.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß die Kirche und der Altar von Käfermarkt in dem mittelalterlich deutschen (sogenannten gothischen) Stile gebaut sind. Sie stammen aus der Zeit, wo man schon aus der Strenge des Stiles heraus zu gehen anfing und ihm durch Weiche und Rundung Anmuth und Milde zu geben bestrebt war, ihn aber im Laufe der Zeiten dadurch verflachte und verwässerte, so daß er seine alte Würde und Reinheit verlor. Aber immer sind noch Kirche und Altar so rein, klar und strenge, daß sie ein Bild der edelsten Schönheit darstellen. Wenn auch das Innere der Kirche so frei, leicht und heiter ist, daß man sich in ihr heilig

und würdevoll umfangen fühlt, wenn auch ihre Theile, selbst die kleinsten, wie z. B. die Thürklinke, einer kunstreichen Zeit angehören, so ist es doch nur vorzugsweise die Aufgabe dieser Zeilen, von dem geschnitzten Hochaltare zu sprechen.

Derselbe theilt vollkommen das Hauptmerkmal jener Bauart, wo sie in ihrer vollkommensten Gestalt auftritt, nemlich Einfachheit des Gesammteindruckes und Reichthum der Einzelheiten. Man kann sich kaum etwas Einfacheres denken als die Umschreibungslinien des Altares und seiner Hauptheile, welche Linien aber wieder in ihrer Einfachheit doch so leicht und schwunghaft sind. Mit einem Blicke steht das Ganze als Bild in den Augen. Man kann sich aber kaum etwas Mannigfaltigeres, Ausgearbeitete-res, Zahlreicheres und Eingetheilteres denken als die Einzel-heiten. Nicht nur die Figuren sind in ihren Körpertheilen und Kleidern bis zu den Täschchen, die sie anhängen haben, ja bis zu dem Riemwerk und Knöpfen herunter sehr sorgsam ge-arbeitet, sondern auch die Verzierungen sind außerordentlich reich, gleichsam ein Wald von Mannigfaltigkeit. Tausende von Tulpen, Blättern, Stäbchen, Stangen streben als Ornamente empor, und in ihnen, wie in aufsteigende Weihrauchwolken ein-gestreut, schweben die Figuren. Besonderen Reichthum zeigen die Baldachine über den Häuptern der drei Heiligen des Mittelstückes. Man kann Monate lang an dem Werke be-obachten und findet täglich neue Schönheiten. In Hinsicht der Einheit und schnellen Vermittelbarkeit des Gesammteindruckes, verbunden mit Reichthum und Kunstgemäßheit der Theile (Merkmale jedes großen Kunstwerkes), erinnert der Altar leb-haft an den bewunderungswürdigen Bau von St. Stephan in Wien. Er hat mit ihm die einfache Großartigkeit des Ge-sammteindruckes gemein, an Leichtigkeit und Zartheit der Aus-führung dürfte er ihn noch übertreffen. Der Giebel, der Haupt-träger des Stils, ist von einer architektonischen Schönheit,

Zierlichkeit und Größe, die sich nicht beschreiben läßt, und die das Herz mit Ruhe und Erhebung erfüllt, dem schönen Vorrechte der deutschen Baukunst.

Das Hauptwerk sind die Figuren. Wenn sie auch zu dem Ganzen gehören, wenn sie auch nur mit ihm den eigentlichen Eindruck hervorbringen, ja einzeln betrachtet sogar an Bedeutung verlieren: so sind sie doch auch an sich schon Kunstwerke. In Bezug auf sinnliche Gestaltung steht die deutsche Kunst der altgriechischen und mittelalterlich italienischen weit nach, ja sie erlaubt sich hierin Fehler, die oft sehr auffallend und kaum zu entschuldigen sind: aber an Einfalt, Größe und Frömmigkeit ist keine Kunst der deutschen gleich. Und kaum in einem Kunstwerke dieser Art dürften die Fehler mehr zurück und die Schönheiten mehr hervortreten als an dem Hochaltare der Kirche zu Käfermarkt. In einer gewissen Kindlichkeit, Unbeholfenheit, ja Fehlerhaftigkeit der Ausführung liegt doch ein Adel, eine Anspruchslosigkeit, eine Selbstgeltung, eine Strenge und Keuschheit, die unser Herz mit einem Zauber von Rührung und Bewunderung umfängt. Wenn unsere Zeit durch Anmaßung, Verrenkung und Uebertreibung gleichsam mit den Mitteln die Wirkung überschreit, wenn das vorige Jahrhundert durch Schnörkel, Drehungen und Wendungen vergeblich seine Leere und Hohlheit zu decken bemüht war, so sehen wir in diesem mittelalterlichen Kunstwerke schier keine Bemühungen, der Künstler tritt nirgends hervor, ihm scheint es nirgends um Wirkungen zu thun zu sein, die Gestalten leben in ihm, sie sind leibhaftig in seiner Frömmigkeit und Anbetung vorhanden und wachsen aus ihm hervor. Darum sind sie auch so selbstständig, so selbstgültig, ohne Anforderung und machen, weil die Größe in ihrer Natur liegt, eben den außerordentlichsten Eindruck der Größe. Der Kopf des heiligen Petrus ist von einer Schönheit, Kraft und Würdigkeit, zugleich aber auch von einer Einfachheit und Anspruchlosigkeit, daß alle Künstler unserer Zeit

gegen alle Belohnungen der Welt d i e s e n Kopf nicht machen könnten. Sie würden einen anderen, modernen machen, wahrscheinlich mit gefühlvollerem Ausdrucke, mit auffälligeren Mitteln, vielleicht sogar scheinbar einen schöneren; aber diesen Kopf voll Kindlichkeit, Kraft und Gottvertrauen nicht. Die mittelalterlich deutsche Kunst hat die Schlichtheit und Ruhe ihrer Figuren mit der altgriechischen gemein, aber auch das Geheimniß der Größe in dieser Schlichtheit und Ruhe. Beide Völker waren jugendliche, in deren warmer Seele die Gebilde blühten und von da wie mit Unbewußtheit zur Außenwelt gelangten. Wo das ideale Gefühl nicht im Herzen ist und sich in beredtem Stammeln erkennbar und zündend Luft macht, dort wird die prachtvolle Redekunst und die Menge der Worte angewendet, und sie ist Kälte und erzeugt Kälte. Die Gewandung des heiligen Petrus ist reich und schön in den scharfen Falten jener Zeit geschnitten und hat an dem innern Saume, der umgeschlagen ist, fortlaufende Bildnisse von Bischöfen, was sehr schön, aber ein Zeitrechnungsfehler ist. Der heilige Christoph ist nach der Legende gebildet, in welcher erzählt wird, daß ihm das Christkindlein, welches er trug, immer schwerer und zuletzt schwer wie der Weltball wurde. Daher hat sich der Künstler bemüht, Erschöpfung, ja sogar Abmagerung in die Figuren zu legen, um das Wunder der Last nur desto besser hervor zu heben. Bezüglich der Einzelschönheit ist nun freilich diese Gestalt, besonders die Füße, zu tadeln, und doch können wir uns der Rührung über die kindlich poetische Auffassung des Künstlers nicht erwehren und das Gefühl der Andacht nicht verbannen, das diese gleich den andern Figuren in uns erregt. Die Mittelfigur, die hauptsächlichste des Werkes, kann in diesem Berichte nicht berührt werden, weil sie so verändert worden ist, daß ihr früherer Zustand nicht mehr erkannt werden kann.

Dieselbe Tiefe und Einfachheit zeigen die Figuren der Reliefbilder, wenn sie gleich, wie es in der Natur der Sache

ist, untergeordnet gehalten sind. Besonders ist die Opferung der drei Könige und der Tod Maria's hervorzuheben.

Die zwei hohen Figuren, welche gleichsam die Schlußsäulen des Giebels bilden, die des heiligen Georg und Florian, zeigen alle die Schönheit, Ruhe und Ergebenheit unserer vorväterlichen Kunst. Sie sind so ausnehmend Dürerisch, daß man sich des Gedankens kaum entschlagen kann, sie müßten aus den Händen dieses Künstlers hervorgegangen sein. Und sind sie es, dann gehören sie zu dem Schönsten, was Dürer je gezeichnet hat. Oder hat derselbe gewisse herkömmliche Arten schon vorgefunden und sie nur weiter gebildet? Gewiß; aber er hat sie so veredelt, daß sie erst jetzt bedeutsam und sein Eigenthum wurden. Die zwei genannten Gestalten zeigen aber gerade diese Veredlung im schönsten Maße. Auch in der Opferung der Könige ist eine Figur, von der man meint, sie müsse aus einem Dürer'schen Bilde heraus und an diesen Platz getreten sein. Es wäre auch der Fall denkbar, daß diese Figuren später entstanden sind, dem aber widerspricht ihre Stimmung zum Ganzen, und sie gleichen in Behandlung und Veraltung des Holzes genau den übrigen Theilen des Altares. Durch einen Zeitrechnungsfehler trägt der heilige Florian auch deutsche Ritterrüstung und einen langen Speer. Bemerkenswerth durch weiche, schöne Arbeit ist das Symbol des Lindwurms des heiligen Georg. Nur als Symbol, nicht in wirklicher Größe liegt der Drache zu den Füßen des Ritters.

Die Giebelfiguren, als für die Höhe berechnet, sind minder ausgearbeitet, aber sie sind edel, stimmen zu dem Ganzen und haben dadurch, daß sie gleichsam in dem Gitterwerke des Giebels schweben, einen besonderen Reiz. Es sind außer den zwei Büsten lauter weibliche Figuren. In der mittleren, höchsten Giebelsäule steht an der Basis die heilige Jungfrau mit dem Kinde. Zu beiden Seiten ihres Hauptes und der Krone schweben über wunderschönen Ornamenten, die nur an

diesem Orte angebracht sind, zwei kleine fliegende Engel, deren Körper mit Federn bekleidet sind. Ueber der heiligen Mutter stehen noch zwei sich verjüngende Figuren. Die Engel bilden die Figuren der zwei zweiten Säulen. An der Basis der dritten Säulen steht überall eine weibliche Gestalt, und oberhalb ihr ist eine Büste. 5

Diese Büsten sind sehr schön gearbeitet und dürften, wenn man sie näher betrachten und nach gefundenen Anhaltpunkten beurtheilen könnte, Aufschluß über den Bau geben; denn vermuthlich stellen sie die Urheber des Werkes vor, der 10 Kirche und des Altares. Eine trägt ein Buch, bei der andern dürfte das Symbol, welches sie in der linken Hand hielt, verloren gegangen sein.

Wenn man nun den Gefertigten um ein Kunsturtheil über den ganzen Altar fragen würde, so müßte er antworten: 15 Er ist nicht etwa ein Kunstwerk, gut für eine Zeit, einen Ort oder gut für seine Art, sondern ein Kunstwerk ersten Ranges, ein Kunstwerk des gesammten deutschen Volkes aus der Zeit seiner schönsten Kunstblüthe. Es dürften in diesem Fache wenige Arbeiten sein, vielleicht 20 nicht eine einzige, die dem Altare von Käfermarkt den Vorzug streitig machen könnten. Wir haben eine Abbildung des berühmten Altares von Blaubeuern durch Heideloff mit einer Zeichnung des Käfermarkter Altares verglichen, und wenn man auch zugab, daß etwa durch Zeichnung oder Nachbildung die 25 Gestalten des Blaubeurer Altares mehr einen neuen Anstrich bekommen haben und verflacht worden sein mögen, so sagten doch alle Vergleicher einstimmig, daß der Käfermarkter Altar nicht nur viel reicher und mannigfaltiger, sondern auch weit schöner sei. Es mag nun die Thatsache so oder anders sein, es 30 mag der besagte Hochaltar der erste oder einer der ersten sein: ein Kunstwerk erster Größe ist er gewiß; und wenn die Kunst das größte irdische Heiligthum eines Volkes ist, wenn vergan-

gene Kunst das höchste Merkmal der Geschichte eines Volkes ist, weil darin sein ganzes Herz, sein Geist, seine Seele sich spiegelt, wie in nichts Anderem, nicht in der Wissenschaft, die nur Mittel und nur Erzeugniß des Verstandes ist, nicht in Staatseinrichtungen, die nur die Gestalt des äußeren Seins bilden, nicht in Kriegsthaten, die auch von Wut und Leidenschaft entstellt sein können, wenn allein durch die Kunst die Völker zu höherer irdischer Bildung gehen und ihr Sein und Wesen erheben: so muß uns ein solches Kunstmerkmal unserer Vergangenheit heilig sein; es ist eine geweihte Erinnerung, es ist ein Bewußtsein des Volkes als Volk in seiner Herzens-Innigkeit und Herzens-Tiefe, wie ja das Bewußtsein des einzelnen Menschen auch nichts Anderes ist, als daß er seine gehabten und seine jetzt waltenden Geistesregungen und Schwingungen in ein Einziges verbinden kann, und dieses Einzige als Ganzes von allem Anderen Verschiedenes empfindet — ein Mensch ohne Erinnerung ist kaum Thier, kaum Pflanze, und ein Volk ohne Erinnerung ist kein Volk, sondern eine Masse physischer Kraft — wenn das so ist, wenn die Kunst-Erinnerung ein Volk inniger zu einem solchen macht als jede andere Erinnerung: so müssen wir Ehrfurcht haben vor jedem Denkmale vergangener Kunst, wir müssen es als eigenthümlichstes Eigenthum der Nation betrachten, und es ist eine der ersten Pflichten eines Volkes, das sich selber achtet, seine Kunstdenkmäler auch zu achten, sie zu schützen, zu erhalten und dieselben, wenn sie durch Zeit und Barbarei gelitten hätten, wieder, so weit es möglich ist, in den ursprünglichen Stand zu setzen. Unsere Zeit hat wieder angefangen, sich der Kunst zuzuwenden, sie geht aus sich heraus, sie hält nicht mehr ihre Richtung für maßgebend, sondern achtet auch die Empfindungen und Lebensoffenbarungen der Vergangenheit für berechtigt: aber noch ist es immer nur ein Anfang, noch erkennen nicht alle Einsichtigen, nicht alle Mächtigen die Wichtigkeit dieses

Gegenstandes. Möchte das Erwachen nicht wieder ein Einschlummern werden, möchten alle Eingeweihten nicht nachlassen, ihre Stimme zu erheben, möchten die Kunstvereine nicht Nebenzwecke verfolgen und endlich nicht nur in tüchtigen Hervorbringungen, sondern auch im allgemeinen Erkennen des Tüchtigen sich jene innere Erhebung und Festigkeit beurkunden, welche die Grundlage jenes Hervorbringens und Erkennens ist und, mit den andern Geistesrichtungen vereint, ein Volk nicht nur im Innern, edel und mäßig, sondern auch nach außen stark und herrlich macht.

Der Altar zu Käfermarkt hat leider durch Zeit und Barbarei viel gelitten.

Die Fenster des Presbyteriums umstehen ihn in einem Halbkreise, und seit die glatten Scheiben eingesetzt sind, mußte die Einwirkung des Sonnenlichtes sehr verderblich sein, das Holz zerklüftete und fiel in Stücken herab. So sind namentlich mehr als tausend Tulpen aus den Verzierungen verloren gegangen und machten dieselben kahl, wie verwitterte Geweihe. Fast alle Figuren haben Sprünge und Spalten in äußerst großer Zahl, und von den Ornamenten der Rahmen und der Giebel fehlen bereits nicht unansehnliche Stücke, namentlich die kleineren, und diese zwar in bedeutender Menge. Dazu kommt, daß an manchen Stellen verheerender Wurmfraß eingetreten ist.

Unter den Zerstörungen der Barbarei nimmt als erste die den Platz ein, daß mit Flinten unzählige Schrotte in das Holzwerk geschossen worden sind. (Mehr als eine Hand voll sind von zwei unbedeutenden Giebelsäulen gesammelt worden). Wahrscheinlich hat man nach Vögeln geschossen. Leider sind viele Theile der Angesichter durch diese unglaubliche Rohheit verletzt worden.

Den zweiten Platz der Barbarei nehmen die Verschönerungen ein. Nicht blos in der ganzen so schönen Kirche hat

man im vorigen Jahrhunderte neue Bestandtheile in ungeschlachtem rohen Stile eingesetzt (Predigtstuhl, Chor, Oratorium — auch die Seitenaltäre sind im sogenannten Zopfstile erbaut, und eine Sage behauptet, es wären auch sie ursprünglich geschnitzt gewesen, was durch die Thatsache Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß man an dem Hochaltare Ornamente angenagelt fand, die gar keine Bestandtheile dieses Altares sind), welche Aenderungen durch ihre plumpe Masse mit der unsäglichen Leichtigkeit der Kirche und des Altares einen schreienden Gegensatz bilden: sondern auch den Altar hat man vielfach umgestaltet. Von der schwarzen Bretterwand, die den Fuß deckt, ist schon gesprochen worden. Die Unförmlichkeit ist dadurch groß geworden, da nur der Körper der Monstranze hervorragt und auf dem unglaublich unpassenden schwarzen Untersatze, wie auf einer Krämerbude, sitzt. Sämmtliche Ornamente und Rahmen sind mit weißer Leimfarbe angestrichen und so verklebt worden, daß man die Feinheit und Reinheit des Schnittes nicht mehr sieht. Das Kissen unter dem Haupte der sterbenden Maria hat man, wahrscheinlich durch die Weichheit und Natürlichkeit verlockt, noch natürlicher gemacht und es weiß und blau in Gevierten gestreift angestrichen, wie die Bettüberzüge im Mühlkreise gebräuchlich sind — und was das Aeußerste ist — die Hauptfigur, die des heiligen Wolfgang, hat man ganz vergoldet, ihr ein neues, unaussprechlich gemeines und widrig sinnliches Angesicht gemacht und dasselbe mit rother und weißer Farbe und mit einem blauen, schön rasirten Barte bemalt. Es ergreift einen angesichts solcher Dinge fast unabweisbar das Gefühl bitterer Verachtung gegen eine Zeit, die das konnte und zuließ. Es geht daraus doppelt die Pflicht der Erhaltung alter Kunstwerke hervor, weil Zeiten der Versunkenheit eintreten können, in denen das herrlichste Eigenthum von Völkern zu Grunde gehen kann und über die man es zu besseren Zeiten hinüber retten muß. Und gerade solche

versunkene Zeiten sind ihrer Natur nach am geneigtesten, mit ihrem Ungeschmack und ihrer Rohheit überlieferte Kunstwerke edlerer und darum unbegriffener Zeiten zu bekleben und zu verunzieren.

Vor ungefähr vier Jahren zeichnete Karl von Binzer, ein sehr talentvoller Schüler Kaulbachs, den Hochaltar zu Käfermarkt, welche Handzeichnung jetzt Eigenthum der Akademie der bildenden Künste in Wien ist, und damals machte auf dessen Anregung die allgemeine Zeitung aus Augsburg auf dieses Kunstwerk und die dringende Nothwendigkeit, es vor gänzlichem Verfalle zu retten, aufmerksam. Aber im Drange der damaligen Ereignisse kam es zu keiner Folge.

Im Jahre 1852 besah der Herr Statthalter von Oesterreich ob der Enns den Altar und faßte in Erkennung des Kunstwerthes desselben den Entschluß, eine Rettung des Werkes vor äußerstem Verfalle und eine Wiederherstellung in dem ursprünglichen Sinne einzuleiten. Nach einer angeordneten Beschauung, die, wie alle Kenner, sich über den großen Kunstwerth aussprach, ward die Sache im October 1852 begonnen und ist nun in stetigem Verlaufe. Die Ornamente werden von der Leimfarbe durch Sieden und Waschen befreit, die fehlenden Stücke neu geschnitten, die beschädigten ergänzt, und die Klüfte mit dürrem Lindenholze ausgesetzt. Dasselbe geschieht mit den Figuren. Es wird mit großer Aufmerksamkeit verfahren, so daß an dem Werke nicht das Geringste geändert wird, wodurch der Charakter seiner Zeit und Kunst im Mindesten ein anderer würde. Figurale Bestandtheile werden nur dann neu gemacht, wenn sie ganz und gar fehlen, sonst werden sie aus den vorhandenen Stücken, wie klein diese auch seien, zusammen gesetzt. Zum Glücke ist das an Figuren Fehlende sehr wenig und von keiner sichtbaren Bedeutung. Zur Abhaltung des künftigen Wurmfraßes wird das Holz mit einer Kochsalzlösung getränkt, so daß nach der Trocknung das feine krystallisirte Salz in der

Faser bleibt, worauf der Erfahrung zu Folge dieselbe von keinem Wurme mehr ergriffen wird. Die rein hergestellte Holzoberfläche wird dann mit gutem, wasserhellen Kopallacke wiederholt überzogen, bis ein matter Glanz bleibt. Zum Behufe dieser Ausbesserung werden die zur Bearbeitung kommenden Bestandstücke mittelst eines hinter dem Altare aufgeschlagenen Gerüstes und eines Korbes, der von der Decke vor dem Altare herabzulassen ist, weggenommen und nach ihrer Vollendung wieder aufgestellt und mit Schrauben und Eisenbändern an dem wohlerhaltenen Gerippe befestigt. Auf diese Weise wird der Gottesdienst vor dem Hochaltare nie unterbrochen, und es sind die Theile nur so kurz, als es unumgänglich nöthig ist, von ihrem Platze entfernt. So kann das Kunstwerk, wenn es in Zukunft immer zweckmäßig gereinigt wird, und Vorhänge vor die Presbyterialfenster kommen, noch viele Jahrhunderte dauern, bis es endlich dem Gesetze der Unhaltbarkeit seines Stoffes wie jedes aus irdischen Dingen Verfertigte erliegt. Aber auch über diese Zeit hinaus wird das Werk durch treue Abbildung und durch Stich erhalten werden und kann so lange ein Eigenthum des deutschen Volkes bleiben, als dasselbe nicht selber in unheilbare Barbarei versinkt.

Die zwei Giebelsäulen rechts und die Gallerie über dem Mittelstücke sind bereits aufgestellt, und ihre Wirkung im Gegensatze zu dem Nichtausgebesserten ist außerordentlich.

Der schon in der allgemeinen Zeitung von einem, dem Gefertigten unbekannten Kunstfreunde vorgeschlagene und namentlich durch seine Holzschnitzereien sehr rühmlich bekannte Bildhauer Johann Rint ist mit der Ausbesserung betraut worden. Als Grundlage zur Herhaltung der Ordnung in der ungemeinen Menge der Ornamente ist eine von Herrn Stranik, Professor der hiesigen Realschule, nach der Binzer'schen Zeichnung gemachte Kopie genommen worden. Zur Ueberwachung der Arbeiten in ästhetischer und kunstgeschichtlicher

Hinsicht, besonders aber zur Beachtung, daß das Werk nicht die geringste Aenderung seiner Ursprünglichkeit erleide, ist der Gefertigte bestellt worden. Vielleicht entdecken sich im Verlaufe der Herstellungsarbeiten noch Anhaltspunkte zur Entstehungsgeschichte des Werkes. 5

Möchte auch die schöne Kirche, in gleicher Weise wie der Altar, von ihren groben Verunzierungen gereinigt und in ihrer Schönheit wieder hergestellt werden.

Wir laden alle Kunstfreunde von nah und ferne ein, das Werk zu besuchen und sich von der Wahrheit des oben 10 angegebenen Urtheils zu überzeugen.

Zum Schlusse sei es vergönnt, auf eine anziehende Thatsache in derselben Kirche aufmerksam zu machen, wodurch ältere und neuere Kunst verglichen werden kann. Auf dem linken Seitenaltare (vom Beschauer genommen) ist ein Holz- 15 schnitzwerk späterer Zeiten. Es ist in Hinsicht seiner Zeit sehr schön, aber gerade durch die Nachbarschaft des Hochaltares ist es möglich zu sehen, daß es viel sinnlicher und irdischer ist, und die Hoheit und Heiligkeit älterer Kunst wird dadurch erst recht erkennbar. 20

Linz, am 17. April 1853.

Der geschnitzte Becher von Johann Rint.

(1848.)

Der Bildhauer Johann Rint hat aus einem Stücke Buxholz einen Becher geschnitten, von dem wir nicht unter- 25 lassen können, dem Publikum eine Anzeige zu machen. Der Becher enthält in seinem Innern ein Glas, das von Außen mit kunstreicher, durchbrochener Schnitzerei umschlossen ist. Als

Motive der Kunst dienen jene Gegenstände, welche zu dem Gebrauche des Gefäßes den unmittelbarsten Bezug haben, nämlich Verschlingungen von laub- und traubenbehangenen Reben, denen als Gitter ein gothischer Säulen- und Bogenbau dient. Hinter den Reben, gleichsam dem Geflechte eines Waldes, sind noch vier in Bewegung begriffene Thiergruppen. Wir wollen das Ganze kurz zu bezeichnen suchen.

Aus dem kreisrunden, mit durchbrochenem Rebengewinde überwölbten Untersatze erhebt sich ein weicher Stengel, der den runden, durch gothische Säulen in vier Felder getheilten Becher trägt. Jedes der Felder hat ein Rebengewinde, und ist oben durch eine Bogenführung geschlossen. Die Reben gehen am Fuße der Säulen hervor, stehen nach aufwärts zu in der Luft und schließen sich mit ihren Spitzen an den Bogen. Hinter diesen Reben, etwa ¼ Zoll entfernt, steht ein zweiter Arabesken-Bau und enthält an seinem Fuße die obbesagten Thiergruppen, und zwar eine Eule mit einem kleinen Vogel und einem Fuchse, dann einen Hirsch mit 4 Hunden, dann zwei Steinadler mit einem todten Reh und endlich drei Wachtelhunde mit einem Fischotter. Hinter den Thiergruppen und durch die zweiten Arabesken sieht man erst das Glas. Auf dem Becher ist ein Arabesken-Deckel gestellt, auf dessen oberster Blattfaltung ein Marienkäfer sitzt. Das Ganze ist im gothischen Stile gehalten.

Wir müssen bekennen, daß wir diese Arbeit für bei Weitem gelungener halten, als den Krug, welchen wir in der vorjährigen Linzer Gewerbs-Ausstellung von demselben Künstler sahen, und dem wir in der Art unsere Anerkennung zu Theil werden ließen, daß wir erklärten, er sei ein wahres Kunstwerk, das sich den schönen Schnitzereien des Mittelalters anschließt. Der vorliegende Becher in ein großer Fortschritt. Die Technik ist staunenswerth, namentlich, wenn man bedenkt, daß die weichste Blätter- und Arabeskenschneidung des innern Baues

durch die kleinen Lücken des äußeren hindurch gemacht werden mußte. Die Anordnung ist so regelrecht und geschmackvoll, daß es sich hier nicht mehr um eine Holzschneiderei, sondern um ein wahrhaftes Kunstwerk handelt. Möchte der begabte Künstler sein Talent recht bald an dem Höchsten und Weichsten seiner Aufgabe, an den menschlichen Gebilden, versuchen. 5

Unsere Zeit ist zwar der Muse nicht günstig, aber vielleicht findet sich doch bei der ungemein bescheidenen Anforderung des Künstlers (in Ansehung der unsäglichen Zeit und Mühe) ein Erwerber, was wir dem wackeren Meister vom 10 Grunde unseres Herzens wünschen.

Der Becher ist in der Wohnung des Künstlers — Welsergasse, erstes Haus rechts — zu besehen. Möge in einem Beschauer das Gefühl des Wohlgefallens und der Bewunderung erwachen, der es werkthätiger zu machen im Stande ist, als 15 der Schreiber dieser Zeilen.

Ueberreichung des geschnitzten Bechers an Erzherzog Johann.
(1848.)

Linz, 17. Juli.

Heute gegen 8 Uhr Morgens kam der Erzherzog-Reichs- 20 verweser auf seinem Wege von Frankfurt nach Wien, wohin er zur Eröffnung des Reichstags geht, in unserer Stadt an. Er wurde schon gestern Abends erwartet. Zweihundert weißgekleidete Mädchen, mit dem deutschen Bande um die Schultern und mit Blumen in den Locken und an der Brust, standen 25 am Landungsplatze des Regensburger Dampfschiffes, um ihn zu empfangen. In Mitte dieser festlichen Kinderschaar standen Officiere, Staatsdiener und Bürger, um den Erwarteten zu begrüßen, und längs des Gestades war die Bürgerwehr auf-

gestellt, umgeben von einer Menge Volks, welches dem Feste beiwohnen wollte. Das ankommende Schiff brachte aber die Nachricht, daß der Erwartete erst am nächsten Morgen eintreffen werde. Viele Freude war vereitelt; denn die Stadt, der Hauptort jenes Landes, in welchem ein großer Theil der Berge liegt, die unser Erzherzog so liebt, hat einen doppelten Antheil an dem Manne: erstens als deutschem Reichsverweser, welchen Antheil sie mit allen deutschen Städten und Ländern theilt, und zweitens als Mann ihrer Berge, welchen sie nur allein mit den freundlichen angränzenden Gebieten besitzt. Fünfhundert Fackeln waren in Bereitschaft, um ihm einen Festzug und ein Lied darzubringen, und in allen Häusern wurde gerüstet, um feierlich zu beleuchten. Aber es mußte stumm und dunkel bleiben. Heute Morgen wurde er in derselben Art wie gestern erwartet. Unter dem heiter glänzenden Himmel flog endlich das Dampfboot mit vielen Flaggen geziert die Donau herunter. Als der Erzherzog auf dem Verdeck erblickt ward, tönte ihm ein tausendstimmiges Hoch zu. Als er die Treppe des Landungsplatzes betrat, empfingen ihn die Mädchen. Eines reichte ihm einen Blumenstrauß, ein anderes auf silbernem Teller in einem geschnitzten Holzbecher einen Labetrunk dar, den er freundlich annahm. In Bezug auf diesen Becher muß ich erwähnen, daß er erst in neuester Zeit von einem jungen Mann Johann Rint, den sein eigener Hang zu Arbeiten dieser Art hintrieb, geschnitten wurde, und daß er nicht etwa eine gewöhnliche Holzschneiderei, sondern im wahren Sinn ein Kunstwerk ist. Er mahnt durch den gothischen Stil und den Fleiß an die so schönen Werke des Mittelalters. Die Bürgerwehr von Linz und Urfahr, durch die Bewunderung dieser Arbeit angeleitet, erwarb den Becher, um ihn dem Erzherzog zum Geschenk zu reichen. Darum sind auch um den Rand des Untersatzes die Worte eingegraben: „Dem deutschen Reichsverweser von der Nationalgarde zu Linz und Urfahr. Am

17. Jul. 1848.“ Das Mädchen sprach bei der Ueberreichung des Bechers ungefähr folgende Worte: „Deutsche Frauen und Jungfrauen können bei dieser ernsten Zeit nichts Hervorragendes thun, aber sie bitten und flehen zu Gott, daß er das Werk gelingen lasse, und daß er den Mann, der sich ihm nun zuwendet, mit langem Leben, mit Kraft und mit Gesundheit ausrüste. Sie bitten, daß er von ihnen zum Willkomm als deutscher Reichsverweser in deutschem Becher einen deutschen Trunk annehme.“ Dieß that der Erzherzog und trank allen zum Willkomm zu. Hierauf wurde er unter dem Vortritt der Mädchen und gefolgt von all den Empfangnehmenden und Theilhabenden, unter dem Spiele des Volksliedes, unter jubelndem Lebehochruf, unter unaufhörlichem Schwenken der Tücher und unter dem Donner des Geschützes von dem Regensburger Schiffe bis zu dem von Wien begleitet. Auf dem Verdecke desselben sprach er zu den Anwesenden, dankte für den Empfang, erkundigte sich nach manchem Manne und drückte, als man auf sein neues Amt hinwies, seinen redlichsten Willen und seine ernsteste Absicht aus, zu arbeiten, was er nur könne. Hier wurde ihm auch der Becher, den er früher wieder auf den Teller gestellt hatte, von der Bürgerwehr als Geschenk übergeben, das er mit Freude und mit Anerkennung annahm und gut zu verwahren befahl. Wir wünschen dem Künstler, der die zarten Rebengewinde nur für sich geschnitten hatte, Glück, daß sein Werk in solche Hände kam, und daß es durch den Moment der Zeit historische Bedeutung gewinnt; wir wünschen auch der Linzer und Urfahrer Bürgerwehr Glück zu dem Gedanken, das Kunstwerk für diesen Zweck erworben zu haben; denn die Kunst, bisher nur Eigenthum und leider auch oft nur Magd von Privatleuten, soll nun Eigenthum von Körperschaften und, wir hoffen es zu Gott, von der deutschen Nation werden. Als das Schiff in Bereitschaft war, verabschiedete sich der Erzherzog von der Begleitung; diese zog

sich zurück, und der Dampfer, seine Geschütze lösend, mit Flaggen bedeckt, wendete sich in einem zierlichen Bogen von der Zuschauermenge, welche Lebewohl nachrief, in den Donaustrom hinaus und flog mit seiner wirbelnden Rauchsäule in der Richtung nach Wien zu. Das Fest, ein durchaus würdiges und schönes, war von der ganzen Menge, das sah man deutlich, in seiner Wesenheit empfunden. Der Schreiber dieser Zeilen, ein Mann in reifen Jahren und bedeutungslosen Festgeprängen vom Herzen abhold, war in seinem Innersten erschüttert und konnte sich der Thränen kaum erwehren, wenn er bedachte, wieviel hier auf einem Manne ruhe, welches Zutrauen ihm entgegen komme, und wieviel Segensreiches in der Zukunft liegen könne oder auch Unglückliches. In diesem Sinne ist es auch, daß er das Fest für sehr bedeutend in der Zeit ansieht, und daß er die Beschreibung desselben zur Verbreitung im deutschen Vaterlande in die Spalten Ihres Blattes sendet.

Auslagefassung von Johann Rint.
(1858.)

In der Arbeitsstätte des hiesigen Bildhauers Rint ist so eben aus Eichenholz in gothischem Stile eine Auslagefassung für eine Silberwaaren-Handlung fertig geworden. Wir hätten über ein Waarenauslagefach nicht gesprochen, wenn es nur eines wäre, wie sie gewöhnlich, wenn auch in besserer Art sind. Dieses aber ist ein wirkliches Kunstwerk. Es würde, wenn es nicht kirchliche Gefässe und Geräthe aufzunehmen bestimmt wäre, fast zu kirchlich und religiös sein; so aber scheint es uns gerade zu seiner Bestimmung zu passen. Die zwei Seitenfächer, welche die Aufschrift tragen, haben einen, das Mittelfach, welches dies Silbergefässe zeigen soll, hat zwei Spitz-

bogen über sich, die sich an eine Wand lehnen, welche mit den gewöhnlichen gothischen Thürmchen geziert ist. Die Bögen haben Maßwerke. Zwischen ihnen werden von schlanken Säulen zwei symbolisirende Figuren getragen. Die Ausführung ist sehr rein und mit Gefühl gemacht. Sehr schön dünken uns die Laube der Maßwerke, besonders aber müssen wir die Figuren hervorheben, welche man bei derlei Arbeiten selten von einer solchen Leichtigkeit und von einem solchen natürlichen Leben findet. Zuletzt ist es doch zu bedauern, daß ein solches Werk in Wind und Wetter im Freien zu stehen bestimmt ist. Aus solchen Motiven könnten sehr leicht Altäre für Kapellen und kleine Kirchen gebaut werden.

Rint hat seinen durch ein Reisestipendium ermöglichten Münchner Aufenthalt sehr gut benützt. Wir haben über seine mit hoher Befriedigung aufgenommenen Probearbeiten in diesen Blättern nicht sprechen können, weil diese Arbeiten leider hier nirgends öffentlich ausgestellt werden konnten, sondern sofort nach Wien abgehen mußten, woher sie nicht mehr zurückkehrten. — Wir müssen bei dieser Gelegenheit auch des sehr hoffnungsvollen Sohnes des Bildhauers erwähnen. Der 19jährige Josef Rint war in München sehr fleißig, und berechtigt, wenn er so fortfährt oder vielmehr, wenn es seine Umstände gestatten, so fortfahren zu können, zu sehr guten Hoffnungen. Er hat in jüngster Zeit ein lebensgroßes Bild des heiligen Leopold aus Eichenholz geschnitten, welches, da es sich in der Ausstellung des hiesigen Kunstvereines befand, alle Freunde der Kunst als eine Frühblüthe erfreute, aus welcher einmal eine sehr schöne, ernste und reife Frucht hervorgehen dürfte. Dieses Bildwerk steht derzeit auch in der Arbeitsstätte des Bildhauers Rint.

Die Chorbekleidungen in Nesamislic von Rint.
(1862.)

Es dürfte für diese Blätter nicht unzweckmäßig sein, wenn sich in dem Kalenderjahre etwas Bedeutendes in der kirchlichen Kunst unsers Kronlandes zugetragen hat, dasselbe kurz zu erwähnen und zu bezeichnen, wodurch Künstler und Pfleger kirchlicher Kunst auch auf diesem Wege einander näher gebracht würden, und die Besitzer dieses Kalenders sich nach und nach einen kleinen Ueberblick über das anlegen könnten, was in einem Zeitraume in kirchlicher Kunst in unserem Kronlande Wesentliches geschehen ist. Wenn uns hierin Künstler und Pfleger kirchlicher Kunst in so ferne an die Hand gehen, daß sie uns Mittheilungen über das Entstehen solcher Werke zukommen lassen, so dürften wir nicht in die Lage kommen, in so weit ungerecht zu werden, daß wir etwa Minderes anführen und Bedeutendes übergehen. Wenn wir heuer hauptsächlich über ein einzelnes Werk berichten, so geschieht es lediglich deßhalb, um vor der Hand einen Anfang zu machen, da die Drucklegung des Kalenders schon begonnen hatte, als der Gedanke dieser Rubrik gefaßt wurde, und also einestheils nicht mehr Zeit zur Einsammlung der Thatsachen und anderntheils nicht mehr genug Raum in den Blättern des Kalenders war. Wir werden bestrebt sein, im nächsten Jahrgange das Versäumte nachzuholen.

Das größte kirchliche Kunstwerk, das je in dem Länderraume zwischen der Enns und dem Inn und zwischen den Steireralpen und dem Böhmerwalde unternommen worden ist, ist der Bau des Domes in Linz, welcher mit der Grundsteinlegung am ersten Mai dieses Jahres begonnen hat. Da aber jeder Besitzer dieses Kalenders entweder selbst bei jener erhebenden Feier zugegen gewesen ist, oder von ihr auf anderen Wegen ausreichende Kunde erhalten hat, so dürfte es über-

flüßig sein, an diesem Orte noch einmal von jenem Feste zu reden, und wir behalten uns vor, jährlich über den Fortgang des Baues in diesen Blättern einen kurzen Bericht zu erstatten.

Es sei uns jetzt gegönnt, einige Worte über Rints neue- 5
stes kirchliches Kunstwerk zu sprechen.

Vor zwei Jahren hatte Rint auf Bestellung des Fürsten von Lamberg für die Lamberg'sche Gruftkapelle in Nesamislic in Böhmen einen von dem Erbauer der Votivkirche in Wien, Heinrich Ferstel, gezeichneten gothischen Altar in Lindenholz 10
ausgeführt. Derselbe zeigte als Hauptgestalten zwei Standbilder und in der Mitte das Kreuz des Heilandes. Dasselbe schwebte vor einem durchbrochenen Grunde aus Rosen und Weinlaub. Der Altar wurde nicht in Farben gefaßt, sondern erhielt eine bräunliche Glanzlasur, die ihn sehr edel, fast wie 15
Bronze kleidete.

Der Altar, welcher leider nur zu kurz in dem steinernen Saale des Landhauses aufgestellt war, erregte große Theilnahme und großes Wohlgefallen. Um den Schmuck der Gruftkapelle zu vollenden, bestellte der Fürst von Lamberg nebst 20
kleineren Gegenständen noch eine Bekleidung des Musikchores, welche in diesem Sommer vollendet wurde und in der Rint'schen Arbeitsstätte aufgestellt war. Sie war gleichfalls aus Lindenholz und in Bronzelasur. Die Zeichnung hatte der Sohn Rints, Josef, entworfen. Auf vier Bündelsäulen, die 25
in einen Spitzbogen auszweigen und drei Eingänge bilden, steht die Verkleidung, die in ihrer Mitte in einem Bilderhäuschen, das ein sogenannter englischer (Tudor-) Bogen überspannt, das Standbild der unbefleckten Gottesmutter zeigt, und die über den Eingängen rechts und links kreis- 30
runde, halberhabene Bilder des h. Georg und Hubert in schön gehohlten, wohlausgeladenen Rahmen bringt. Die Zwischen-

räume haben Ast- und Laubwerk nebst den Rosen und dem Weinlaube. Die gothischen Thürmchen gliedern das Ganze.

Der Entwurf war in sehr schöner, späterer, leicht und zart gegliederter Gothik gemacht und erregte die Freude derer, die ihn betrachteten. Er wurde sehr rein und scharf und mit besonders starken Ausladungen, die dem altdeutschen Bauschmuckwerk erst die rechte Kraft verleihen, ausgeführt. Die Marienbildsäule war würdig und rein. Die halberhabenen Bilder zeigten ein herrliches, kräftiges Leben und überragten fast Alles an tüchtiger Ausführung. Diese Chorbekleidung gehört zu dem Schönsten, was die Bildhauerkunst in neuerer Zeit hervorgebracht hat.

Die schmerzhafte Jungfrau Maria von Johann Rint. (1863.)

In der Arbeitsstätte des hiesigen Bildhauers Rint ist dieser Tage eine aus dieser Arbeitsstätte hervorgegangene, überlebensgroße Bildsäule der schmerzhaften Jungfrau Maria ausgestellt. Die Arbeit ist aus Lindenholz, grau grundirt und noch nicht gemalt. Wohl dürfte es außer dem Heilande am Kreuze kaum einen Gegenstand geben, der für die Kunst schwieriger zu behandeln ist, als Maria mit dem Leichname ihres Sohnes. Am künstlerischsten dürfte es wohl sein, wenn der Leib auf der Erde ruht und Marie, etwa auf der Erde sitzend, sein Haupt in ihrem Schooße hält; allein das widerspräche der Herkömmlichkeit, vermöge welcher Maria den Leib des gekreuzigten Sohnes auf ihrem Schooße haben muß, das Volk würde sich an der neuen Auffassung stoßen, und oft, wie besonders im gegenwärtigen Falle, wäre die Oertlichkeit, auf welche das Werk zu stehen kommen sollte, nicht dafür geeignet,

da diese Oertlichkeit meistens ein aufwärts stehender Raum, Nische oder dergleichen zu sein pflegt. Rint setzte also den Leib Christi auf Marias Schooß; allein der äußerst unschönen Stellung, die größtentheils vorkommt, daß Jesus quer über die Knie Maria's liegt mit herabhängenden Händen und Füßen, wodurch beide Körper ein plumpes Kreuz bilden, ist Rint sehr sinnig ans dem Wege gegangen. Bei ihm hält Maria den Oberkörper ihres Sohnes etwas empor, so daß beide Angesichter sich nahe kommen, was nicht nur dem Schmerze etwas Innigeres und Heiligeres gibt, sondern auch die Gruppe weit schöner und künstlerischer gliedert. Freilich ist auch die Schwierigkeit geblieben, daß ein Weib den Leichnam eines Mannes nicht ohne großer und fast krampfiger Anstrengung der Muskeln auf ihrem Schooße halten kann. Allein je sichtlicher die körperliche Anstrengung zu Lösung der rein natürlichen Aufgabe in der Gestalt Maria's wäre, desto mehr würde der Blick von dem Religiösen abgezogen und dem Irdischen zugewendet, dies darf nicht sein, und der gläubige Sinn muß von dem Gesetze der Schwere weg an die Heiligkeit des Gegenstandes geführt werden, was Rint auch namentlich in dem Antlitze Maria's, das nicht den irdischen Schmerz, sondern das heilige Leiden der Schmerzensmutter und Himmelskönigin ausdrückt, wirklich gethan hat. Das Uebrige müssen wir dem vorgeschriebenen Stoffe anheim stellen. Wo es der Raum zuläßt, würden wir immer, wenn nicht kirchliche Bestimmungen entgegen sind, in künstlerischer Hinsicht der leichteren Ausführbarkeit wegen den auf der Erde ruhenden Christus vorziehen, obgleich wir nicht leugnen, daß es weit ergreifender ist, wenn die schmerzdurchglühte Mutter den todten, vom Kreuze gelösten Sohn auf ihrem Schooß nimmt und sein Leidenshaupt gegen ihr Angesicht hält. Rints schmerzhafte Maria ist die schönste, die wir bis jetzt gesehen haben. Auch die Körper sind gut gestaltet, und die Gewandung ist vor-

trefflich. Sehr zu wünschen wäre, daß zum Dienste der Religion überall solche würdige Gegenstände bestellt und gemacht würden. Es sei erlaubt zu sagen, daß noch wirklich höchst unwürdige Gestalten Gottes, des Heilandes, Maria's und der Heiligen in nicht wenigen Kirchen sich befinden. Im Mittelalter hatte das Volk einen höheren Sinn für solche Werke. Warum soll es nicht wieder sein können, wenn man sich nur ernst und heilig von der Aufgabe durchdringen läßt. Leider muß das Werk Rints wieder wegen der Zuständigkeit zu andern bemalt werden.

Wir können nicht schließen, ohne den Wunsch auszusprechen, daß in den Tagen einer wirklich heilsamen Oeffentlichkeit auch andere Künstler ihre Werke, die zur Oeffentlichkeit bestimmt sind, ausstellen möchten. Ist ein einseitiges Urtheil dem Werke ungünstig, werden mehrseitige Urtheile dagegen sein. Dem Künstler, der nach Hohem strebt, ist die öffentliche Beurtheilung nur vom Nutzen, und wenn Männer aufstünden, die des Vortheils willen Schlechtes brächten, so ist es gut sie zurecht zu weisen und die Heiligkeit der Kirche, wohin solche Dinge kommen sollten, möglichst vor ihnen zu bewahren.

Ueber Malerei.

Gesuch um Aufnahme in den Witwen- und Waisenpensionsfond bildender Künstler in Wien.

(1844.)

Löblicher Verein des Wittwen- und Waisen-Pensionsfondes
5 bildender Künstler in Wien!

Der Gefertigte bittet, ein löblicher Verein bildender Künstler zu einem Pensionsfonde für bejahrte Künstler und deren Wittwen und Waisen möge den Gefertigten als Mitglied in die verdoppelte erste Klasse dieses Fondes
10 aufnehmen, oder ihn, falls die Mitgliederzahl voll ist, zu diesem Behufe vormerken.

Als Behelfe seiner Bitte führt der Gefertigte an:

A. Daß er in Wien ansäßig ist und seit einer Reihe von Jahren die Landschaftsmalerei ausübt und von dem
15 Ertrage derselben lebt, da er in keinerlei öffentlichem oder Privatamte steht. Für die Ausübung seiner Kunst kann er folgende Thatsachen anführen: Er hat in mehreren Jahren, mit Ausnahme der zwei letzten, verkäufliche Bilder in der hiesigen Kunstausstellung gehabt, wie er auf Verlan-
20 gen mittels Katalogen ausweisen kann. Von diesen Bildern wurden manche von Privaten, und im Jahre 1841 eines vom Kunstvereine angekauft, worüber auch das Verzeichniß

jenes Jahres beigebracht werden kann. Auch wird derselbe ein Bild, worüber er von übermorgen an verfügen kann, zur Einsicht des löblichen Vereines stellen, aus welchem ersichtlich werden wird, daß er sich seit längerer Zeit mit der Landschaftsmalerei beschäftigt hat. In letzterer Zeit hat der Gefertigte zwar einige kleine Versuche in der Schriftstellerei gemacht, aber er glaubt, daß ihm dies um so weniger hinderlich sei, als ein anderes Mitglied des löblichen Vereines, Herr Anton Ritter von Perger, auch als namhafter Schriftsteller bekannt ist. 5 10

B. C. Sub B und C folgen als Beilagen mein und meiner Gattin Taufschein.

D. Der Trauungsschein ist eben nicht in meinen Händen, wird aber zu Anfang künftiger Woche nachgeliefert werden. 15

Wien, am 29ten October 1844.

Adalbert Stifter,
Landschaftsmaler,
Stadt Seitenstettergasse 495.

Ueber das Bild des Erzherzogs Johann von Johann Fischbach. 20

(1848.)

Linz, 12. Juli.

Unser ausgezeichneter Künstler Johann Fischbach hat in diesem Frühjahr ein in jeder Beziehung sehr gelungenes Bildniß des Erzherzogs Johann gemalt. Es ist aber nicht ein gewöhnliches Porträt, sondern ein componirtes Bild, mit dessen Plane sich nach meinem Wissen der Künstler schon ein paar Jahre trug. Der Erzherzog sitzt mit seinem Sohne, 25

derselbe
gen kann,
lchem er-
t mit der
t hat der 5
iftstellerei
niger hin-
Vereines,
r Schrift-
10
ein und

n meinen
chgeliefert
15

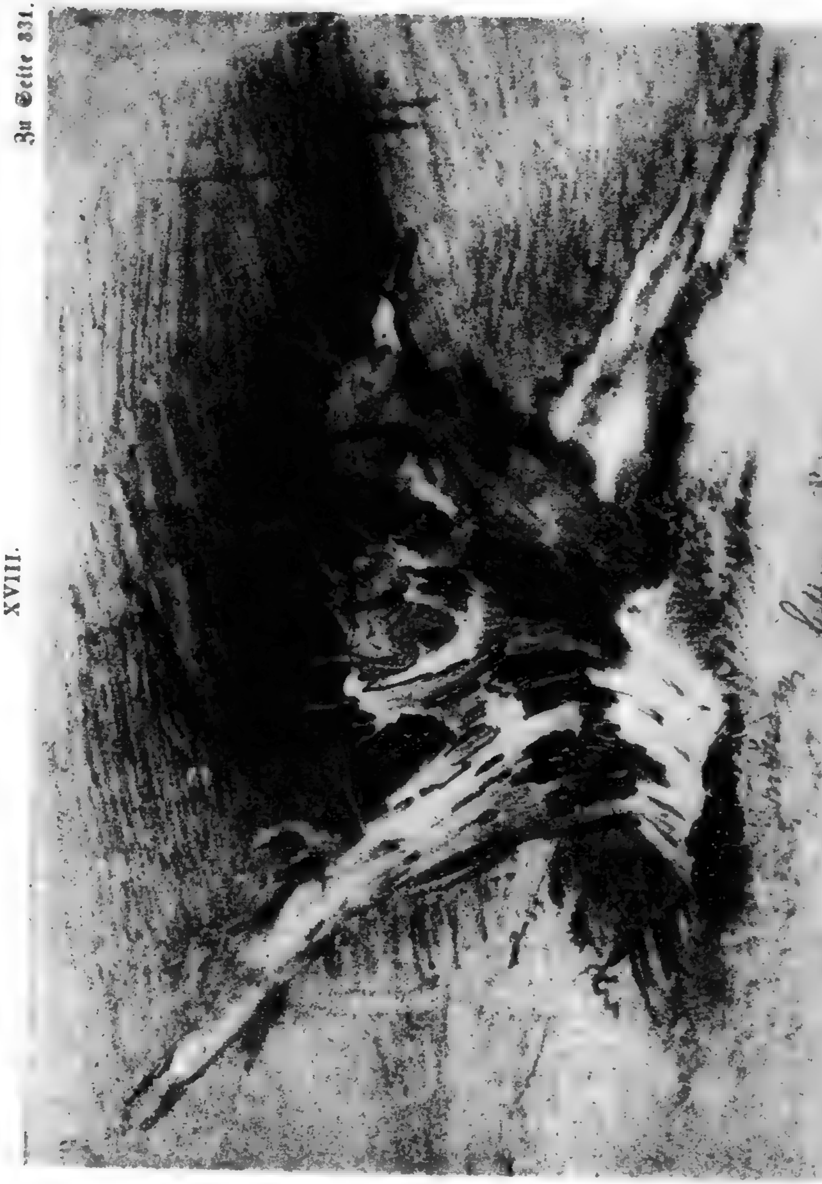
ter,
r,
asse 495.

Johann 20

Juli.
bach hat
lungenes 25
ber nicht
es Bild,
ler schon
Sohne,

Zu Seite 331.

XVIII.



jenes Jahres beigebracht werden kann. Auch wird derselbe ein Bild, worüber er von übermorgen an verfügen kann, zur Einsicht des löblichen Vereines stellen, aus welchem ersichtlich werden wird, daß er sich seit längerer Zeit mit der Landschaftsmalerei beschäftigt hat. In letzterer Zeit hat der Gefertigte zwar einige kleine Versuche in der Schriftstellerei gemacht, aber er glaubt, daß ihm dies um so weniger hinderlich sei, als ein anderes Mitglied des löblichen Vereines, Herr Anton Ritter von Perger, auch als namhafter Schriftsteller bekannt ist.

B. C. Sub B und C folgen als Beilagen mein und meiner Gattin Taufschein.

D. Der Trauungsschein ist eben nicht in meinen Händen, wird aber zu Anfang künftiger Woche nachgeliefert werden.

Wien, am 29ten October 1844.

Adalbert Stifter,
[illegible]
[illegible] 195.

Ueber das Bild des Erzherzogs Johann von Johann Fischbach.

(1848.)

Linz, 12. Juli.

Unser ausgezeichneter Künstler Johann Fischbach hat in diesem Frühjahr ein in jeder Beziehung sehr gelungenes Bildniß des Erzherzogs Johann gemalt. Es ist aber nicht ein gewöhnliches Porträt, sondern ein componirtes Bild, mit dessen Plane sich nach meinem Wissen der Künstler schon ein paar Jahre trug. Der Erzherzog sitzt mit seinem Sohne,

XVIII. Zu Seite 331.



Handzeichnung auf Papier (1845). Gez. von Ad. Stifter.

Naturstudie einer umgestürzten Baumwurzel im Böhmerwald.

Besitzer: A. R. Hein in Wien.

dem Grafen von Meran — beide in steirischer Jagdkleidung — auf dem Gipfel eines Salzburger Berges, und ist in freundlich ernstem Gespräch, gleichsam den Jüngling belehrend, begriffen. Er zeigt mit der ausgestreckten Rechten, während er mit der Linken den Sohn umschlungen hält, in das tief unter ihnen liegende Thal hinab, wo man das Kirchlein von Böckstein erblickt, dann weiterhin die Schlucht nach dem Naßfelde am Fuße des Rathhausberges sieht und endlich im Hintergrunde hohe Gletscher, das Schaareck und die Schlapperebene gewahrt. Das ganze Bild ist mit jenem angenehmen Sonnendufte und jener lieblichen Tagesheiterkeit erfüllt, die dieser Künstler in so besonderem Maße über alle seine landschaftlichen Dichtungen auszugießen versteht. Es hat schon, obwohl ich es nicht ganz vollendet sah, und es später gleich nach dem Orte seiner Bestimmung abging, mein Kunstgefühl in hohem Grade in Anspruch genommen; nun erfahre ich aber gerade in dieser bedeutungsvollen Zeit, daß seit Geraumem schon an einer Lithographie nach diesem Bilde gearbeitet werde und zwar in der Größe des Oelgemäldes, 24½″ hoch, 19½″ breit. Kriehuber hat die Figuren und Weixelgärtner die Landschaft übernommen. Beim Druck werden zwei Tonplatten angewendet. Da bei der Tüchtigkeit der zwei Künstler nur Ausgezeichnetes zu erwarten steht, und da der Gegenstand ein solcher ist, daß nun die Gedanken aller Deutschen mit der Hoffnung einer guten Zukunft auf ihn gewendet sind, so kann ich es mir nicht versagen, auf diese demnächst zu erwartende Kunsterscheinung aufmerksam zu machen und sie der Beachtung unsrer deutschen Mitbrüder, namentlich aber der Freunde und Liebhaber unsrer schönen Berge zu empfehlen. Wir haben zwar jetzt nicht Höheres — denn nur die Religion steht höher als die Kunst — aber weit Dringenderes zu thun, als uns Kunstgenüssen hinzugeben; nun ist vielleicht gerade der Mann, auf den jetzt alle

Augen schauen, die Veranlassung, daß nach der jetzigen Zeit ernsten Drängens, heftigen Strebens und leider auch düsterer Leidenschaften wieder jene menschlich schönere Periode heraufkomme, wo der Geist sich bei äußerer Ruhe und größerer Zufriedenheit wieder an jenes hohe Wesen wenden kann, das ihn mit holder Sinnlichkeit und mit ernster Vernunft zur Gottheit leitet und ihn mit bewußter Würde über sich selbst erhebt.

Ueber das Hauptaltarblatt für das Stift Schlägl von August Palme.
(1858.)

Durch mehrere Tage war in dem hiesigen Redoutensaale ein sehr großes Bild von A. Palme zur allgemeinen, unentgeldlichen Besichtigung ausgestellt. Der Gegenstand war der heilige Norbertus, welcher mit den Heiligen seines Ordens für die Gegenwart Christi in dem allerheiligsten Altarsakramente einsteht. Das Bild ist für die Stiftskirche in Schlägl bestimmt, es gehört in die Reihe vortrefflicher, von echter Kunst hervorgebrachter Werke, welche der gegenwärtige hochwürdige Herr Abt von Schlägl dem öffentlichen Gottesdienste oder der religiösen Erbauung überhaupt in seinem Stifte gewidmet hat. Durch die Güte des hochwürdigen Herrn Abtes wurde das Bild durch mehrere Tage in der Landeshauptstadt Linz zu allgemeiner Besichtigung ausgestellt, und es ist nur zu bedauern, daß wegen anderweitiger Benützung des Saales die Besichtigungszeit so kurz bemessen werden mußte; denn der Eindruck war ein tiefer und allgemeiner. Stets stand eine Menge von Menschen vor dem Bilde, und alle, der Hohe wie der Niedere, waren davon ergriffen.

Menschen aus den untersten Ständen zeigten eine Art Weihe, da sie dieses Bild betrachteten. Es ist dieß ein Zeichen, daß die Kunst, wenn sie die echte ist und in ungesuchter und naiver Weise das Hohe und Erhabene gibt, keiner besonders vorbereiteter und gelehrter Menschen zu ihrem Verständnisse bedarf, sondern alle Herzen, die nur nicht durch Schlechtigkeit und Laster entwürdigt sind, erfaßt und zu sich empor hebt. Wir können nicht in eine Einzelbeurtheilung des Bildes eingehen, da es sich hier nicht um eine Kunstausstellung und Kunstkritik handelt, und auch der größte Theil der Leser dieses Blattes nicht mehr in der Lage ist, das Urtheil mit dem Bilde zu vergleichen; wir sagen nur, daß dieses Bild an Heiligkeit und Ernst des Gedankens, so wie an Reinheit, Kraft und Klarheit der Durchführung eines der besten, vielleicht das beste ist, welches wir von Palme gesehen haben. In der Stiftskirche von Schlägl werden in den kommenden Jahren viele Menschen, die es besehen, davon bewegt werden, und werden mit einer Erbauung in ihrem Herzen hinweg gehen. Mag das Bild Fehler und Schwächen haben, mag es von dem Trefflichsten, was kirchliche Kunst in früheren Jahrhunderten vorgebracht hat, in diesem oder jenem Abstande stehen — wir forschten nicht darnach — es wird fortwährend durch das wirken, was es ist, und nicht durch das, was es nicht ist, es wird selbst bei denen wirken, welche das zu sehen vermögen, was es nicht ist. Und das ist wieder ein Zeichen der Kunst, daß sie bringt und beglückt, und daß sie vergessen läßt, was sie nicht gebracht hat.

Ein anderer Gedanke drängt sich auch bei Betrachtung dieses Bildes auf. Schon bei den alten Heiden stand die Kunst im Dienste ihrer Religion, nicht den Besitz der Einzelnen, nur ihre Staatsgebäude und Tempel schmückten sie mit allen Kräften der Kunst, die ihnen so reich zu Gebote standen. Im Dienste des Christenthums haben die Künste

ihre höchste Höhe erreicht, und in dieser Höhe haben sie auch der Religion würdig gedient." Es erleidet keinen Zweifel, daß unsere Zeit gegen das Mittelalter, ja selbst gegen die unmittelbar vor uns gewesene Zeit, was die kirchliche Kunst in ihrer Verbreitung durch das ganze Land betrifft, tief herabgesunken ist. In den kleinsten, entlegensten Orten findet man oft noch treffliche Kunstwerke aus dem Mittelalter, oder noch gute Arbeiten aus neuerer Zeit, denen, wenn sie zu Grunde gehen, sofort etwas, wir müssen das Wort gebrauchen, Barbarisches folgt. Möchten doch unsere Landkirchen, wie hier ein edles Bild in die Stiftskirche von Schlägl wandelt, auch mit ähnlichen, das Herz zu religiöser Erhebung weihenden Bildern versehen werden. Wie das Volk dafür empfänglich ist, zeigte dem Beobachter gerade das Benehmen des Volkes diesem Bilde gegenüber. Man wende nicht ein, daß wir die Künstler nicht haben, die Hohes leisten können. Man beschäftige sie nur, so werden sie kommen. Man feilsche nicht mit ihnen, damit sie nicht ihrer Nahrung willen gezwungen sind, um das geringe Geld ein Bild zu malen, das ihrer nicht würdig ist. Auch wären in vielen Gemeinden die Mittel aufzubringen, man lasse nur das Mannigfaltige weg, was bloß glänzt, den Sinn ergreift, als Zierrath angestaunt wird, aber nicht erbaut, nicht religiös heiligt. Diese Dinge nehmen oft die größten Kräfte hinweg, wie es ja Beispiele gegeben hat, daß hinlängliche Summen auf Afterschmuck verwendet worden sind. Das Volk, wenn es jetzt auch Freude an dem bloßen Zierrath hat, wird schnell der höheren Weihe kirchlicher Kunst folgen und dann selber seine Ausschmückungen und Auszierungen belächeln, womit es seine Kirchen überladen hat. Und jeder höhere Mensch wird nicht mehr den Schmerz empfinden, der ihn jetzt ergreift, wenn er manche Landkirche und auch die mancher Städte betritt, und der ganz gewiß nicht geeignet ist, seine Andacht zu erhöhen. Man

muß wohl zugestehen, unsere Zeit sieht im Allgemeinen das Uebel bereits ein, und es geschehen als Zeichen des Umschwunges an manchen Punkten werkthätige Schritte zur Besserung; aber sehr Viel ist noch zu thun, unzweckmäßige Schritte geschehen auch noch immer, und zwar in der Mehrzahl, und, wie wir glauben, kann nicht oft genug darauf hingedeutet werden, daß wir Alle, so klein auch der Wirkungskreis und Einfluß jedes Einzelnen sein mag, mit vereinten Kräften, Jeder in seiner Weise, sei es durch Selbstbelehrung, sei es durch Rath, sei es durch Geben dahin wirken sollen, daß alle Künste, Musik, Baukunst, Malerei, Bildnerei u. s. w. zu immer höherer Weihe und Heiligkeit im Dienste der Religion emporsteigen.

Ueber das Bild des Statthalters Eduard Freiherrn von Bach von Grandauer und eine Madonna von Josef Rint. (1862.)

Wir erlauben uns, auf zwei Werke der bildenden Kunst aufmerksam zu machen, welche eben jetzt in unseren Mauern der Vollendung entgegen gehen.

Grandauer, Zeichnungslehrer an der hiesigen Ober-Realschule, ein Künstler, der mit der treuesten Innigkeit an den reinen Erscheinungen der Natur hängt, und dieselben unbeirrt von Manier oder Mode oder dergleichen darzustellen strebt, wie denn auch aus seiner Arbeitsstube schon treffliche Bildnisse, religiöse Gemälde und sebst Restaurationen (die treffliche Restauration des meisterlichen Altarbildes in Buchkirchen von Kremser-Schmid, die Predigt des heil. Jakobus darstellend) hervorgegangen sind, und der sein nicht ent-

sprechendes Bekanntsein nur selber dadurch verschuldet, daß er seine Werke nicht zur öffentlichen Anschauung bringt, führt eben ein fast lebensgroßes Bildniß (Kniestück) Sr. Excellenz des Statthalters Eduard Freiherrn von Bach der Vollendung entgegen. Der Lehrkörper der hiesigen Ober-Realschule hat nämlich mit Einstimmigkeit beschlossen, seine Dankbarkeit für den Eifer und die erfolgreiche Thätigkeit, die der Statthalter von Oberösterreich Freiherr von Bach während seiner Statthalterschaft stets der Oberrealschule zugewendet hat, dadurch zu beweisen und jene Eigenschaften Bachs dadurch den späteren Besuchern der Ober-Realschule zu überliefern, daß er ein würdiges Bildniß des Statthalters malen und es als Denkmal in dem Gebäude der Anstalt aufstellen lasse. Am 18. Mai bat eine Abordnung des Lehrkörpers der Ober-Realschule den Statthalter um diese Vergünstigung, welche auch gewährt wurde. Grandauer unternahm die unentgeltliche Anfertigung des Bildnisses für die Schule. Obwohl der Statthalter nur wenige Male dem Künstler zum unmittelbaren Malen nach der Natur dienen konnte, so ist das Bildniß doch eins der gelungensten geworden, die wir kennen. Nicht nur ist es fast photographisch treu, sondern es ist auch noch mehr, es gibt die Seele, und besonders ist jene Güte und edle Menschenfreundlichkeit, welche Alle, die dem gewesenen Statthalter von Oberösterreich nahe kamen, liebten und achteten, mit beinahe innigem Verständnisse wieder gegeben. Da auch die Außendinge des Bildnisses sehr schön und einfach, wir möchten fast sagen, monumental behandelt sind, so ist das Bild ein sehr würdiges geworden, und wir glauben mit gutem Gewissen dessen Betrachtung den Kunstfreunden empfehlen zu können. Möchte der Künstler sich doch bewogen finden, dieses Werk zur öffentlichen Anschauung auszustellen.

Das zweite Werk ist eine lebensgroße Madonna aus Holz geschnitzt von Josef Rint (Sohn). Es gehört zu dem Altare der neuen Kirche in Steierling und ist schon ziemlich weit vorgerückt. Wir haben kaum je ein frömmeres und reineres Angesicht gesehen als das dieser jungfräulichen Maria, obwohl es nach der Versicherung des Künstlers noch nicht vollendet ist. In höchstem Grade muß man bedauern, daß, weil der ganze Altar in Farben ist, auch dieses Bildniß Farbe bekommen muß, wodurch, und wenn es auf das Beste geschieht, doch vermöge des Körpers der Farbe die Reinheit des Schnittes und der Duft der künstlerischen Auffassung nothwendig verloren gehen muß. Es wäre fast zu wünschen, daß durch einen Freund der Kunst dieses Standbild unbemalt erhalten bliebe, und ein zweites zur Bemalung angefertigt würde. Rint gestattet Jedem, der das Standbild sehen will, bereitwillig Zutritt.

Kaisers Bleistiftzeichnungen.
(1868.)

Da ich öfter in diesen Blättern meine Meinung über Kunstwerke, die öffentlich ausgestellt waren, ausgesprochen habe, und da in letzterer Zeit in unserer Stadt einige Werke entstanden sind, die die größte Beachtung verdienen, so erlaube ich mir, auch von ihnen zu sprechen, namentlich, da zwei davon zur Ansicht ausgestellt waren, und das neueste auch ausgestellt werden wird. Der Künstler war so freundlich, mir diese seine Werke zu zeigen und sich mit mir über sie zu besprechen. Das letzte hatte ich einige Tage auf meiner Staffelei.

Von Kaiser haben wir einmal eine Bleistiftzeichnung ausgestellt gesehen: Das Schloß Buchenau, dann vor einigen

Monaten: Steyregg, und die letzte ist: Der Traunstein von Traunkirchen gesehen.

Ich habe schon in früheren Jahren öfter landschaftliche Bleistiftzeichnungen von Kaiser gesehen. Sie waren mit einer Zartheit, Weichheit, Lieblichkeit und Innigkeit behandelt, 5 daß sie das Gefühl mächtig anzogen. Aber die hohe Bedeutung haben erst die neuesten erlangt. Sie sind auch durchweg ernster und strenger gehalten.

Es bewegen sich Bleistiftzeichnungen meistens mehr oder weniger im Skizzenhaften und bringen als Hauptsache den 10 Umriß. Kaisers Zeichnungen sind bis zum letzten Schatten in Flächen und Körpern, wie ein Gemälde, durchgeführt. Und diese Abtonung von dem sanftesten Dufte der Ferne bis zur tiefsten Stärke des Vordergrundes gibt ihnen eine Gegenständlichkeit, die man sonst nur durch Farben zu erreichen 15 pflegte.

Ueber die große Schwierigkeit, den Bleistift an jeder Stelle zu überwachen, daß er ausreiche, rede ich nicht. Jeder, der sich mit Bleistiftzeichnungen abgegeben hat, kennt sie und wird ihre Ueberwindung durch Kaiser bewundern. Wäre 20 der Bleistift unzureichend, so müßte man eben mit ihm kein Bild machen wollen. Dieser Gedanke kömmt einem aber bei Kaiser nicht. Außer dieser Stimmung in der Abtonung ist aber jede Linie des Bleistifts nicht nur rein und klar, was sich wohl bei jeder Zeichnung, die den Namen verdient, von 25 selber versteht, sondern sie hat auch ihre eigenthümliche Wesenheit je nach dem Körper, an dem sie erscheint. Sie ist anders in der Wolke, in der Weichheit des Wasserspiegels, anders in dem Laubwerk der Bäume und in den Gräsern und anders an dem rauhen Baumstamme, so daß wir die 30 Verschiedenheit der Flächen, wie sie die Natur hat, vor uns sehen. Aber wie verschieden auch die Linie ist, immer hat sie etwas Seelenvolles, das uns anzieht.

Diese Vollendung in der bloßen Arbeit der Sache würde aber Kaisers Zeichnungen noch immer nicht zu Kunstwerken machen. Ihre Gegenstände sind alle nach der Natur entworfen, machen also den Eindruck der Wahrheit. Aber auch das würde noch nicht zur Erzeugung des Kunstgefühles ausreichen. Es ist das Geistige, das über dem Ganzen schwebt. Ein Hauch der Reinheit, der Sanftheit, der Lieblichkeit, der Innigkeit ist über diesen Arbeiten und theilt sich uns mit und bringt ein befriedigendes Gefühl in uns zu sanftem Abschlusse.

So glaube ich Kaisers Zeichnungen, wenn sie auch nur Bleistiftzeichnungen sind, Kunstwerke nennen zu dürfen, und ich glaube, daß man sich freuen könne, daß Kaiser zu den Männern dieser Stadt gehört, welche von ihrem Innern getrieben werden, edlere, geistige Bahnen zu wandeln.

Proben

aus

dem Malertagebuche Ad. Stifters.

(1854—1867.)

[Vorsatzblatt a]

Tagebuch über Malerarbeiten.

Am 5ten Februar 1854 begonnen.

Adalbert Stifter.

[Vorsatzblatt b.]

Am 5ten Februar 1854 war in Arbeit.

Landschaften:

1. Die Vergangenheit. Römische Ruinen } Bis auf den Vordergrund gezeichnet. Die Luft gemalt.
2. Die Heiterkeit. Griechische Tempeltrümmer } Mittelgrund gezeichnet, Luft und Hintergrund gemalt.
3. Die Sehnsucht. Mondstück. Die Luft gemalt.
4. Die Bewegung. Strömendes Wasser } Bis auf die Luft und Theile des Vordergrundes gezeichnet.
   (Wurde später verworfen und neu gezeichnet.)

Im Kopfe entworfen, aber noch nicht begonnen.

5. Die Ruhe. See mit Schneeberg.
6. Die Einsamkeit. Ruinen mit Mondaufgang.
7. Die Schwermuth. Mondstük.
8. Die Feierlichkeit. (Großglockner.)

[Seite 1.] 1854.

Datum	Von	Bis	Gegenstand der Arbeit	Stunden	Minuten
Februar					
5.	8° 30′	11° 30′	an der Bewegung gearbeitet	3	—
8.	8° 20′	9°	an der Bewegung gearbeitet	—	40
9.	8° 30′	9° 30′	an der Bewegung gearbeitet	1	—
10.	8° 45′	11° 45′	an der Bewegung gearbeitet	1	30
11.	8° 45′	11° 45′	an der Bewegung gearbeitet	3	—
12.	8° 15′	10° 15′	an der Bewegung gearbeitet	2	—
12.	11° 20′	12° 20′	an der Bewegung gearbeitet	1	—
13.	3° 25′	4° 30′	an der Vergangenheit gearbeitet . .	1	5
15.	8° 10′	8° 50′	an der Bewegung gearbeitet	—	40
15.	3° 50′	4° 25′	an der Bewegung gearbeitet	—	35
17.	12° 45′	1° 40′	an der Bewegung gearbeitet	—	55
18.	8°	10° 7′	an der Bewegung gearbeitet	2	7
18.	4° 45′	5° 18′	an der Bewegung gearbeitet	—	33
19.	8° 26′	12° 8′	an der Bewegung gearbeitet	3	42
20.	8° 20′	9° 34′	an der Bewegung gearbeitet	1	14
20.	4° 2′	4° 38′	an der Vergangenheit gearbeitet . . .	—	36
21.	8° 10′	9° 48′	an der Bewegung gearbeitet	1	38
22.	8° 50′	10° 10′	an der Bewegung gearbeitet	1	20
22.	3° 55′	4° 45′	an der Bewegung gearbeitet	—	50
			Die Zeichnung der Bewegung vollendet.		
			NB. am nächsten Tage wurde manches von der Zeichnung wieder ausgelöscht und neu zu zeichnen begonnen.		
23.	8° 45′	10° 5′	an der Bewegung gearbeitet	1	20
23.	3° 30′	4° 45′	an der Bewegung gearbeitet	1	15
24.	8° 25′	9° 13′	an der Bewegung gearbeitet	—	48
			Die Zeichnung der Bewegung vollendet.		
			Summe der Arbeit: an der Bewegung auf dieser Seite	29	7
			Summe der Arbeit: an der Vergangenheit auf dieser Seite . . .	1	41

[Seite 2.]

Datum	Von	Bis	Gegenstand der Arbeit	Stunden	Minuten
Februar					
24.	9° 36′	11° 25′	an der Heiterkeit gearbeitet	1	49
25.	8° 47′	1° 17′	an der Bewegung gemalt	4	30
26.	8° 30′	10° 50′	an der Vergangenheit gemalt	2	20
26.	12° 40′	1° 40′	an der Heiterkeit gezeichnet	1	—
27.	8° 25′	1° 45′	an der Bewegung gemalt	5	20
27.	2° 26′	3° 22′	an der Bewegung gemalt	—	56
März					
1.	8° 15′	12° 19′	an der Bewegung gemalt	4	4
2.	9° 49′	12° 52′	an der Bewegung gemalt	3	3
4.	4° 5′	5° 3′	an der Vergangenheit gezeichnet . . .	—	58
5.	9° 27′	11° 43′	an der Vergangenheit gemalt	2	16
5.	11° 43′	12° 15′	an der Heiterkeit gemalt	—	32
11.	8° 30′	1°	an der Bewegung gemalt	3	30
12.	8° 15′	1°	an der Bewegung gemalt	3	45
13.	8° 20′	9°	an der Bewegung gemalt	—	40
13.	9° 30′	9° 56′	an der Vergangenheit gezeichnet . . .	—	26
18.	4° 15′	4° 47′	an der Vergangenheit gezeichnet . . .	—	32
19.	8° 20′	12°	an der Bewegung gemalt	3	40
21.	3° 24′	5° 10′	an der Heiterkeit gezeichnet	1	46
22.	8°	8° 42′	an der Heiterkeit gezeichnet	—	42
23.	7° 40′	8° 59′	an der Heiterkeit gezeichnet	1	19
23.	11° 42′	12° 56′	an der Heiterkeit gezeichnet	1	14
24.	8° 4′	9° 13′	an der Heiterkeit gezeichnet	1	9
25.	8° 50′	12° 20′	an der Heiterkeit gezeichnet	3	30
26.	8° 37′	11° 16′	an der Heiterkeit gezeichnet	2	39
27.	8° 21′	11° 13′	an der Heiterkeit gezeichnet	2	52
27.	11° 13′	1° 23′	an der Heiterkeit gemalt	2	10
			Summe der auf dieser Seite verzeichneten Arbeitsstunden:		
			An der Heiterkeit gezeichnet	18	—
			An der Heiterkeit gemalt	2	42
			An der Bewegung gemalt	29	28
			An der Vergangenheit gezeichnet . .	1	56
			An der Vergangenheit gemalt . . .	4	36

[Seite 3.]

Datum	Von	Bis	Gegenstand der Arbeit	Stunden	Minuten
März					
28.	8°	12° 44′	an der Bewegung gemalt	4	44
29.	7° 54′	1° 25′	an der Bewegung gemalt	5	31
29.	2°	4°	an der Bewegung gemalt	2	—
30.	8° 15′	12° 56′	an der Bewegung gemalt	4	41
30.	2° 24′	3° 30′	an der Bewegung gemalt	1	06
30.	4° 22′	5° 22′	an der Vergangenheit gezeichnet . . .	1	—
31.	7° 30′	9° 7′	an der Vergangenheit gezeichnet . . .	1	37
April					
1.	7° 16′	9° 11′	an der Vergangenheit gezeichnet . . .	1	55
2.	8° 48′	1° 23′	an der Vergangenheit gemalt	4	35
2.	5° 3′	5° 50′	an der Vergangenheit gemalt	—	47
3.	4° 18′	6° 14′	an der Heiterkeit gezeichnet	1	56
4.	3° 15′	5° 15′	an der Bewegung gemalt	2	—
5.	3° 57′	5° 29′	an der Bewegung gemalt	1	32
9.	8°	8° 47′	an der Vergangenheit gezeichnet . . .	—	47
9.	8° 47′	12° 30′	an der Vergangenheit gemalt	3	43
10.	3° 55′	5° 55′	an der Vergangenheit gemalt	2	—
11.	3° 30′	5° 30′	an der Bewegung gemalt	2	—
12.	5° 15′	6°	an der Bewegung gemalt	—	45
13.	4° 10′	5° 39′	an der Bewegung gemalt	1	29
15.	3° 21′	5° 31′	an der Bewegung gemalt	2	10
16.	9° 6′	12° 11′	an der Heiterkeit gemalt	3	05
17.	7° 13′	9° 55′	an der Heiterkeit gemalt	2	42
			Summe:		
			An der Bewegung gemalt	27	58
			An der Vergangenheit gezeichnet . .	5	19
			An der Vergangenheit gemalt . . .	11	05
			An der Heiterkeit gezeichnet	1	56
			An der Heiterkeit gemalt	5	47

Stunden	Minuten
4	44
5	31
2	—
4	41
1	06
1	—
1	37
1	55
4	35
—	47
1	56
2	—
1	32
—	47
3	43
2	—
2	—
—	45
1	29
2	10
3	05
2	42
27	58
5	19
11	05
1	56
5	47

[S. 18.] **1859.**

Datum	Von	Bis	Gegenstand der Arbeit	Stunden	Minuten
Mai					
3.	8° 45′	9° 45′	an der Bewegung gemalt (Wasser) . .	1	—
5.	8° 33′	12° 22′	an der Bewegung gemalt (nasse Steine)	3	49
6.	8° 24′	11° 23′	an der Bewegung gemalt (nasse Steine)	2	59
10.	9° 39′	10° 20′	an der Ruhe gezeichnet	—	41
13.	9° 51′	11°	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	1	09
14.	10°	11°	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	1	—
14.	11° 15′	12° 15′	an der Bewegung gemalt (Wolken) . .	1	—
21.	10° 5′	12° 44′	an der Bewegung gemalt (Wolken) .	2	39
22.	9° 30′	12° 24′	an der Bewegung gemalt (Wolken) . .	2	54
*** Juni**					
18	5°	6° 30′	**Zeichnung eines Steinbildes begonnen** (Erinnerung an den Karst)	1	30
19.	8°	9° 49′	am Steinbilde gezeichnet	1	49
20.	8° 9′	9° 40′	am Steinbilde gezeichnet	1	31
20.	12° 30′	1°	am Steinbilde gezeichnet	—	30
21.	8° 48′	1° 15′	am Steinbilde gemalt (Luft)	4	27
21.	1° 45′	3°	am Steinbilde gemalt (Luft)	1	15
22.	10°	11° 5′	am Steinbilde gezeichnet	1	05
22.	3° 45′	4° 22′	am Steinbilde gezeichnet	—	37
22.	4° 37′	4° 50′	am Steinbilde gemalt (Schnee ??) . .	—	13
25.	8° 32′	11° 56′	am Steinbilde gemalt (Felsen) . . .	3	24
Juli					
2.	8° 27′	10° 30′	am Steinbilde gemalt	2	03
3.	8° 44′	11°	am Steinbilde gemalt	2	16
29.	9°	11° 37′	am Steinbilde gemalt	2	37
30.	10°	11°	am Steinbilde gemalt	1	—
August					
12.	9° 45′	10° 45′	an der Ruhe gezeichnet	1	—
19.	12°	1° 15′	am Steinbilde gezeichnet	1	15
19.	4° 45′	5° 4′	an der Ruhe gezeichnet	—	19
21.	9° 5′	12° 58′	am Steinbilde gemalt	3	53
22.	5° 30′	6°	an der Ruhe gezeichnet	—	30
23.	5° 14′	6° 16′	an der Ruhe gezeichnet	1	02
			Summe: An der Bewegung gemalt .	16	30
			An der Ruhe gezeichnet .	3	22
			Am Steinbilde gezeichnet .	8	17
			Am Steinbilde gemalt . .	21	08

[S. 19.]

Datum	Von	Bis	Gegenstand der Arbeit	Stunden	Minuten
September					
3.	4° 24′	5° 52′	an der Ruhe gezeichnet	1	28
11.	10°	11° 20′	an der Bewegung gemalt (nasse Steine)	1	20
17.	3° 36′	4° 34′	an der Ruhe gezeichnet	—	58
18.	8° 35′	8° 58′	an der Ruhe gezeichnet	—	23
24.	8° 30′	12° 45′	a. d. Beweg. gemalt (Luft zum 5ten Male)	4	15
October					
2.	10° 7′	11° 25′	an der Ruhe gezeichnet	1	18
11.	10° 46′	11° 10′	an der Ruhe gezeichnet	—	24
12.	8° 48′	11° 30′	a. d. Bew. gem. (Luft z. 6ten u. letzt. Male)	2	42
16.	8° 42′	10° 21′	an der Bewegung gemalt (trockne Steine)	1	39
November					
6.	8° 30′	9° 30′	an der Ruhe gezeichnet	1	—
7.	11° 19′	12° 49′	an der Bewegung gemalt (trockne Steine)	1	30
7.	3°	3° 45′	an der Bewegung gemalt (trockne Steine)	—	45
8.	8° 10′	12° 24′	an der Bewegung gemalt (trockne Steine)	4	14
9.	8°	9° 23′	an der Bewegung gemalt (trockne Steine)	1	23
10.	8° 1′	9° 45′	an der Bewegung gemalt (trockne Steine)	1	44
12.	8° 3′	10°	an der Bewegung gemalt (trockne Steine)	1	57
13.	8° 30′	11° 8′	an der Bewegung gemalt (trockne Steine)	2	38
14.	8°	9° 42′	an der Bewegung gemalt (nasse Steine)	1	42
15.	9° 3′	12° 24′	an der Bewegung gemalt (Wolken) . .	3	21
16.	2° 57′	3° 44′	an der Bewegung gemalt (Wolken) . .	—	47
17.	8° 15′	9° 27′	an der Bewegung gemalt (Wolken) . .	1	12
17.	3° 1′	4° 3′	an der Bewegung gemalt (Wolken) . .	1	02
18.	8° 10′	9° 42′	an der Bewegung gemalt (Wolken) . .	1	32
18.	3° 20′	4°	an der Bewegung gemalt (Wolken) . .	—	40
19.	8°	10° 6′	an der Bewegung gemalt (Wolken) . .	2	06
19.	3° 9′	3° 24′	an der Bewegung gemalt (Wolken) . .	—	15
20.	8° 8′	9° 11′	an der Bewegung gemalt (Wolken) .	1	03
20.	9° 49′	12° 20′	an der Bewegung gemalt (Wolken) . .	2	31
21.	8° 8′	9° 24′	an der Bewegung gemalt (Wolken) . .	1	16
22.	8° 2′	9° 12′	an der Bewegung gemalt (Wolken) . .	1	10
22.	3° 5′	3° 40′	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	—	35
23.	1° 49′	3° 40′	an der Bewegung gemalt (Wolken) . .	1	51
			Summe: An der Ruhe gezeichnet . .	5	31
			An der Bewegung gemalt .	45	16

[S. 21.] **1860.**

Datum	Von	Bis	Gegenstand der Arbeit	Stunden	Minuten
Jänner					
15.	8° 36′	10° 45′	an der Bewegung gemalt (Sand) . .	2	09
16.	8°	9° 50′	an der Bewegung gemalt (Sand) . .	1	50
17.	8° 30′	12° 40′	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	4	10
19.	9°	11° 45′	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	2	45
20.	8° 4′	10° 30′	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	2	26
22.	8° 46′	11° 03′	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	2	17
23.	8° 3′	10° 22′	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	2	19
24.	7° 59′	10° 20′	an der Bewegung gemalt (nasse Steine)	2	21
25.	8° 17′	12° 42′	an der Bewegung gemalt (nasse Steine)	4	25
27.	8° 15′	10° 10′	an der Bewegung gemalt (trockne Steine)	1	55
28.	9° 30′	10°	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	1	30
29.	7° 54′	9° 52′	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	1	58
29.	9° 52′	11° 25′	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	1	33
30.	8° 48′	10° 32′	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	1	44
31.	8° 30′	9° 45′	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	1	15
Februar					
2.	9° 8′	12° 14′	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	3	06
3.	9°	10° 16′	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	1	16
3.	3°	3° 45′	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	—	45
5.	9 45′	11° 53′	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	2	08
6.	8° 41′	12° 11′	an der Bewegung gemalt (trockne Steine)	3	20
14.	8° 39′	10° 4′	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	1	25
14.	3° 19′	4° 4′	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	—	45
16.	9°	9° 45′	an der Vergangenheit gezeichnet . . .	—	45
16.	3° 30′	4° 30′	an der Vergangenheit gezeichnet . . .	1	—
17.	8°	9° 25′	an der Heiterkeit gezeichnet (**neue Zeichnung begonnen**)	1	25
18.	9°	9° 33′	an der Heiterkeit gezeichnet	1	33
19.	9°	12° 19′	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	3	19
20.	8° 30′	9° 20′	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	—	50
24.	9° 5′	11° 37′	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	2	32
26.	8° 2′	11° 5′	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	3	03
27.	8° 20′	9° 46′	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	1	26
28.	8° 10′	9° 50′	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	1	40
29.	7° 45′	9° 22′	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	1	37
März					
1.	4° 3′	4° 43′	an der Vergangenheit gezeichnet . . .	—	40
			Die Zeichnung der Vergangenheit vollendet.		
			Summe: An der Bewegung gemalt .	61	59
			An der Vergangenheit gez.	2	25
			An der Heiterkeit gezeichnet	2	58

[S. 43.] 1867.

Datum	Von	Bis	Gegenstand der Arbeit	Stunden	Minuten
April					
24.	8° 15′	9° 32′	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	1	17
Juli					
29.	8° 31′	9° 59′	an der Ruhe gemalt (Berge)	1	28
29.	2° 9′	3°	an der Ruhe gemalt (Berge)	—	51
August					
5.	7° 21′	9° 33′	an der Ruhe gemalt (Berge)	2	12
5.	2° 29′	3° 26′	an der Ruhe gemalt (Berge)	—	57
9.	2° 16′	3° 24′	an der Ruhe gemalt (Berge)	1	08
10.	2° 35′	4° 6′	an der Ruhe gemalt (Berge)	1	31
11.	9° 35′	10° 18′	an der Ruhe gemalt (Berge)	—	43
12.	2° 38′	3° 43′	an der Ruhe gemalt (Berge)	1	05
13.	2° 36′	3° 48′	an der Ruhe gezeichnet	1	22
16.	8° 31′	9° 31′	an der Ruhe gemalt (Berge)	1	—
17.	7° 52′	9° 45′	an der Ruhe gemalt (Berge)	1	53
17.	2° 24′	3° 37′	an der Ruhe gemalt (Berge)	1	13
18.	7° 46′	9° 12′	an der Ruhe gemalt (Berge)	1	26
19.	10° 31′	11° 31′	an der Ruhe gemalt (Berge)	1	—
19.	2° 9′	2° 20′	an der Ruhe gemalt (Berge)	—	11
21.	8° 7′	9° 44′	an der Ruhe gemalt (Berge)	1	27
21.	2° 50′	3° 21′	an der Ruhe gemalt (Berge)	—	31
21.	5°	6° 21′	an der Ruhe gemalt (Berge)	1	21
22.	7° 9′	8° 34′	an der Ruhe gemalt (Berge)	1	25
23.	7° 28′	8° 45′	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	1	17
24.	7° 33′	8° 40′	an der Ruhe gemalt (Berge)	1	07
24.	2° 56′	3° 26′	an der Ruhe gemalt (Berge)	—	30

Stunden	Minuten
1	17
1	28
—	51
2	12
—	57
1	08
1	31
—	43
1	05
1	22
1	—
1	53
1	13
1	26
1	—
—	11
1	27
—	31
1	21
1	25
1	17
1	07
—	30

Zweifelhaftes.

Die Grundsteinlegung des Denkmales für Kaiser Franz I. in Wien.

(1843.)

Vaterländische Feier. Am 18. d. M. fand die feierliche Grundsteinlegung des Monumentes weiland Kaiser Franz I. in der auf dem inneren Burgplatze bestehenden Bauhütte Statt. Die letztere war zu diesem Behufe in eine Art von Kapelle umgewandelt worden, in deren Mitte ein schöner Altar sich erhob. Nach einer, von dem hochwürdigsten Herrn Burgpfarrer abgehaltenen kirchlichen Function geschah dann die Einsenkung des Grundsteines in der bei solchen Gelegenheiten üblichen Weise, worauf Se. Majestät, unser regierender Landesherr, den Stein zuerst mit dem Hammer berührte und jedes einzelne Mitglied des hohen Kaiserhauses diesen Act wiederholte. Es war ein schöner Anblick, alle die geliebten, ehrwürdigen, oder in jugendlicher Frische blühenden Fürsten und Fürstinnen zu sehen, welche gleichsam eine öffentliche Erinnerungsfeier an den Dahingegangenen begingen. Mit einem geistlichen Segensspruche endete die Feier, den Wunsch in jeder Brust zurücklassend, daß das würdige Denkmal gedeihen und recht bald seiner Vollendung zugeführt werden möge, eine neue Zierde Wiens, eine neue Garantie der unwandelbaren Liebe Oesterreichs zu seiner Regentenfamilie. Es lag ein schönes Symbol darin, die zahlreichen Tauben zu bemerken, welche fortwährend die Kuppel der Bauhütte und den ganzen Platz umflatterten, die vermittelnde Tendenz des verewigten Friedensfürsten und seiner Bluts- und Geistesverwandten andeutend, in deren väterlicher Sorgfalt die Geschicke Oesterreichs gebettet sind.

Lesarten und Anmerkungen.

Der vorliegende Band „Vermischte Schriften", erste Abtheilung, umfasst die gesammelten, theils handschriftlichen, bisher noch nicht veröffentlichten, theils in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen abgedruckten Aufsätze Adalbert Stifters, welche
5 sich mit Kunstkritik befassen.

Es bedeutet: *H* Handschrift, *J* Erster Druck, Schwabacher Ausgestrichenes, *Cursivdruck* Lateinischgeschriebenes der Handschrift. Unzweifelhafte Abkürzungen der Handschrift sind im Texte aufgelöst.

10 **Allgemeine ästhetische Ansichten.** S. 1—12.

Gesuch um Bewilligung öffentlicher Vorträge über Aesthetik.
S. 5—11.

(Ungedruckt.)

H: Die von Ad. Stifter eigenhändig geschriebene Eingabe
15 verwahrt das Archiv des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht in Wien (Abtheilung Unterricht), Act Z. 2280 vom Jahre 1847.

Der Concipist des Archivs, Herr Dr. Wilhelm von Ambros, war so freundlich, mich auf dieses Schriftstück aufmerksam zu machen, und hatte die besondere Güte, nachdem das
20 Präsidium des hohen k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht die Erlaubnis zur Drucklegung ertheilt hatte, die Abschrift selbst zu besorgen. Dem Präsidium des Ministeriums für das grosse Entgegenkommen und dem Herrn Dr. W. von Ambros für seine Bemühungen sei an diesem Orte der geziemende Dank aus-
25 gesprochen.

Da von den Bestrebungen Ad. Stifters, an der Universität Vorlesungen zu halten, bisher nichts bekannt ist, und er in dieser Eingabe über Aufforderung des Vicedirectorates der philosophischen Facultät in Wien eine Skizze seiner geplanten Vorlesungen zusammenstellt, gewinnt diese um so grössere Bedeutung, weil in 5 ihr gleichsam das Bekenntnis seiner ästhetischen Anschauungen niedergelegt ist. Um Ad. Stifters Stellung zu den philosophischen Anschauungen um die Mitte der vierziger Jahre des 19. Jahrhundertes genau festzustellen, ersuchte ich das correspondierende Mitglied unserer Gesellschaft, Herrn Dr. Friedrich Jodl, k. k. 10 Professor der Philosophie an der Universität in Wien, um ein kurzgefasstes Gutachten, durch dessen Übersendung er mich zu ganz besonderem Danke verpflichtet hat. Es lautet:

„Die von Stifter vorgelegte Skizze lässt den Einfluss eines bestimmten unter den damals führenden Systemen der deutschen 15 Ästhetik nicht erkennen. Die zwei Momente, welche sie am Schönen bemerkt, das Zusagende und das Gefallende, berühren die seit jeher die Kunstphilosophie beschäftigende Frage nach dem Verhältnis des Ethischen zum Ästhetischen. Die Anschauung, dass das Schöne, als sinnliche Erscheinung eines Idealen, nicht ohne 20 Beziehung zu den höchsten Aufgaben und Problemen des menschlichen Daseins sein könne, ist eine gemeinsame Grundüberzeugung der idealistischen deutschen Philosophie. Die sehr schwierige und von Verschiedenen auf ganz verschiedene Weise gelöste Aufgabe einer genaueren Bestimmung der Grenzlinien zwischen ethisch und 25 ästhetisch hat Stifter gar nicht in Angriff genommen, ebensowenig wie die Aufsuchung der Bedingungen, unter welchen das Phänomen des Gefallens steht. Der Abriss der Erfahrungsseelenkunde, welche den grössten Theil der vorgelegten Skizze füllt, steht mit den zu untersuchenden Problemen nur in ganz losem Zusammen- 30 hang. Er stützt sich auf die um das Jahr 1848 an der Wiener Universität vielbenutzten Lehrbücher des Professors Peithner von Lichtenfels."

In der zugehörigen Polizeinote heisst es: „Er beabsichtigt diese Vorlesungen zweimal wöchentlich in den Abendstunden zu 35 geben, in einem Cyklus von 15 Vorlesungen zu beenden, für Personen beiderlei Geschlechtes zugänglich zu machen, und ein Honorar von 10 fl. von den Bemittelten abzunehmen. Als Locale zur Abhaltung derselben macht er den Saal im ständischen Landhause oder jenen der Gesellschaft der Musikfreunde namhaft." Nach dem 40

beiliegenden Protokolle sprach Stifter in dem Probevortrage „Über die geistigen Grundlagen, auf denen die Befähigung zum Künstler beruht“. Gehalten wurde die Vorlesung um $^3/_4$10 Uhr am 19. März 1847 im landwirtschaftlichen Hörsaale im Beisein der Universitätsprofessoren Dr. Franz Ficker, Johann N. Kaiser, Johann Petzval, Johann N. Hromatko und C. L. von Lützow. Die Gutachten der Professoren Petzval, Hromatko und Lützow sind kurz, aber zustimmend. Einen sehr ausführlichen, ebenfalls zustimmenden Bericht erstattete Professor Johann N. Kaiser, den ich, weil er für die Art der Vortragsweise Ad. Stifters, die ihm auch in späteren Jahren nach dem Zeugnisse der Zuhörer, welche ich noch darüber auszufragen Gelegenheit hatte, eigen blieb, zum Abdruck bringe:

Beurtheilung

des Probevortrages des Herrn Adalbert Stifter Behufes öffentlicher Vorlesungen über Ästhetik am 19. März 1847.

Herr Stifter sprach durch 15 Minuten über die geistigen Grundlagen, auf denen die Befähigung zum Künstler beruht, und die er theils in dem Vermögen, das Übersinnliche oder Göttliche in der Natur wahrzunehmen, d. i. in der Vernunft; theils in dem Vermögen, das Zweckmässige in derselben von dem Zufälligen zu unterscheiden, d. i. dem Verstande; ferner in der Reproductionskraft, und vorzugsweise in jenem Zweige, den man Phantasie nennt, darstellte. Die erforderliche Schärfe des Sinnes setzte er billiger Weise als conditio sine qua non voraus. Doch, wies er weiterhin nach, daß, so wie beim Abgange irgend einer jener psychischen Fähigkeiten, auch beim Vorhandensein aller derselben der Künstler noch nicht geschaffen sei; sondern daß, unter Voraussetzung jener Anlagen, derselbe erst aus umfassender wissenschaftlicher Ausbildung, vorzugsweise in dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften, und der Geschichte der Menschheit hervorgehe; und daß jener am weitesten von dem Begriffe eines Künstlers fern sei, der sich selbst für einen Künstler hält.

Man sieht aus diesem Ideengange, daß dem Redner das Wesen der Kunst und des Künstlers klar genug sei, um conforme Vorstellungen auch im Geiste seiner Zuhörer hervorzurufen.

Ein zuweilen eintretendes momentanes Stocken im Vortrage, eine hier und da angebrachte Correctur minder passend scheinender Ausdrücke lassen sogar der Vermuthung Raum, daß der Vortrag nicht auswendig gelernt worden, sondern unmittelbar aus dem Vorstellungskreise des Sprechers geflossen sei, was ihm einen um so reelleren Werth verleiht. Nebstbei daß sich die Persönlichkeit des Sprechers durch ein gefälliges Äusseres, und durch anständige Haltung ankündiget, sein Sprechorgan gesund ist, und für ein zahlreiches Auditorium ausreicht, dürfte noch bemerkt werden, daß der Vortrag gleich ferne von bombastischen Schwulste, wie von niedriger Gemeinheit, jene Eigenschaften vollkommen nachwies, welche man mit Recht von einer populairen Behandlung einer philosophischen Wissenschaft erwartet.

Beurtheiler hält sonach auf Grundlage des Probevortrages den Herrn Adalbert Stifter zur Abhaltung von Vorlesungen über Ästhetik für geeignet.

Wien den 19. März 1847.

Johann Nep. Kaiser,
Professor der Welt- u. öst. Staatengeschichte,
der Diplomatik und Heraldik.

Dr. Franz Ficker, Professor der classischen Literatur und Ästhetik, der früher das Urtheil abgab: „Im Ganzen erscheint H. A. Stifter zu Vorträgen geeignet," scheint später in seinem Berichte namens der Beisitzer nach dem Probevortrage seine Ansicht geändert zu haben, da er gegen Stifter den Vorwurf der Oberflächlichkeit u. a. erhebt und dessen Ansuchen abweist, wobei insbesondere hervorgehoben wird, dass unter keiner Bedingung Frauen der Zulass gewährt werden dürfe. Damit ist dieser Versuch Stifters endgiltig gescheitert, und er hat den Gedanken, öffentliche Vorträge in Zukunft mit oder ohne Bewilligung der akademischen Behörde zu halten, für immer aufgegeben. Auf diese Vorgänge beziehen sich die beiden Briefe Ad. Stifters an Gustav Heckenast ddo. 1. März und 18. April 1847 (Aprent, Briefe I S. 124—129). Vgl. dazu A. R. Hein: Adalbert Stifter, sein Leben und seine Werke (Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XL. S. 341, 342). Weder in den Decanatsacten noch in den Acten des Universitätsarchives in Wien findet sich darüber eine Eintragung. Sie enthalten über Stifter nur die

Notiz seines Eintrittes an die juridische Facultät als Hörer. In der Hauptmatrikel XI, p. 831, Jahrg. 1826—7, heisst es: „Stifter Adalbert, aus Oberplan in Böhmen. Vater: Privat; Jur. I anni. Arm," wie mir mit Zuschrift des Decanates der philosophischen Facultät in Wien Nr. 448, ddto. 11. December 1900 mitgetheilt wurde. Für die Liebenswürdigkeit des eingehenden Nachsehens sei es gestattet, dem Herrn Universitätsarchivar und Sectionsrath im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Dr. Karl Schrauf, den verbindlichsten Dank auszusprechen.

5 1. 2 Überschrift fehlt *H* 7 32 Gemeint ist das Lehrbuch der Psychologie von Professor Peithner von Lichtenfels 8 7 objectives für nachgetragenes und wieder gestrichenes äußeres *H* 8 17 Nicht „unmittelbares" als Einwirkung des vorangehenden „das" 9 20—29 Die Ansicht Stifters über Affect und Leidenschaft, das Ergebnis seiner philosophischen Anschauung, ist für den Inhalt und die Form seiner Dichtungen massgebend geworden. „Leidenschaft ist immer unsittlich", daher meidet er sie. Nur im „Krystall" und „Tännling" dringt sie durch, aber auch da nur in geringem Masse. Meist lässt er sie nur ahnen, sie geben sich dann in einem Gefühle der Beängstigung, Beklemmung oder in einem unbestimmten Nachzittern kund. Er begnügt sich in seinen Schilderungen mit der „Nachahmung der äusseren Natur, als eines von einer grossen, allmächtigen, sittlichen Kraft Erzählenden" 11 12 Verlag Gustav Heckenast, Pest 1844, 1. und 2. Auflage je 2 Bände 11 19 Stifter war mittellos, über sein Vermögen ist sonst gar nichts bekannt.

Aphorismus. S. 12.

(Ungedruckt.)

H: K. k. Hofbibliothek in Wien. Autographensammlung Nr. LXXXVI—28. Ein loses Blatt, wahrscheinlich für ein Stammbuch geschrieben.

12 1 Überschrift fehlt *H* 10 12 rechts vom Datum etwas tiefer die Unterschrift Adalbert Stifter.

Berichte über den oberösterreichischen Kunstverein. S. 13—243.

Drucke:

J^1: Allgemeine Zeitung. Stuttgart und Augsburg. Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1840—1868.

J^2: Linzer Zeitung. Linz. Eurich's Witwe. Redacteur A. Tuczek. 5

J^3: Der Abendbote. Linz. 1862. Huemers Witwe. Herausgeber H. Danner.

V: Vermischte Schriften von Adalbert Stifter. Herausgegeben von Johann Aprent, Pest. Gustav Heckenast. 1870. Band II. Da Aprent, 10 wie in der Einleitung S. XIII nachgewiesen ist, Stifters Berichte eigenmächtig zerstückelte und veränderte, so wird von den Lesarten der Vermischten Schriften im Folgenden abgesehen.

(1851.) S. 15 2—17 2.

Erster Druck: J^1, Nr. 215, 3. October 1851, S. 3428 15 unter dem Titel: Österreich, *A. S.* Linz, 29. Juli.

15 1 fehlt J^1 16 18. 26 17 24 Hummel J^1

(1851.) S. 17 4—20 3.

Erster Druck: J^1 Nr. 253, 10. September 1851, S. 4036 unter der Aufschrift: Österreich. σ Linz, 5. Sept. 20

17 8 fehlt J^1 19 12 luftigen] soll wohl heissen: luftigen 25 Die Eröffnung der Unterrealschule in Linz hat am 3. December 1851 im Beisein Ad. Stifters stattgefunden, der bei diesem Anlasse die Festrede hielt. Ihm als Schulrath unterstand auch deren Beaufsichtigung. Ebenso hielt Stifter das folgende Jahr bei Eröffnung 25 der Oberrealschule am 6. December 1852 in Gegenwart des Directors und der Lehrer in der neuen Classe eine Ansprache, in welcher er über die Wichtigkeit der Real-, Bürger- und Gewerbeschule sprach. Die Rede bringt im Auszuge J^2 7. December 1852 Nr. 291. Über die Gründung der Realschule, insbesondere 30 über die damit verbundenen Arbeiten klagt Stifter im Briefe vom 11. September 1851 an G. Heckenast bei Aprent, Briefe I 210, ferner 212, 213, 215, 237, 238 17 16 ist zur Verlosung gekauft worden. Aprent, Briefe I 212

Oberösterreichischer Kunst-Verein. (1852.) S. 20 4—22 8.

Erster Druck: J^2 1. Juli 1852 Nr. 155 mit der Unterschrift: Linz, den 30. Juni 1852. Adalbert Stifter.

20 5 fehlt J^2 20 13 hiezu bringt J^2 8. Juni 1852 Nr. 136 die Bemerkung, dass Fürst Camill zu Rohan in Prag über Ansuchen des oberösterreichischen Kunstvereines gestattet habe, dass die in seinem Besitze befindlichen Kunststücke, jüngst die höchsten Zierden des älteren Wiener Kunstvereines, als: „Norwegischer Fjord“ (Leu), „Landschaft“ (Schirmer), „Norwegische Hochebene“ (Achenbach), „Schafe“ (Lotze), „Herbstzehend“ (Jaquand) dem oberösterreichischen Kunstvereine zu der gegenwärtigen Ausstellung zugesendet werden dürfen. Die eingehende Würdigung dieser Bilder folgt 22 11—26 14. Zur Kenntnis des Schicksales dieser Sammlung diene, dass Camill Fürst Rohan, Herzog von Montbazon und Bouillon, am 13. September 1892 in Schloss Sichrow in Böhmen gestorben ist. Die Sammlung bestand nach dem Inventare aus 54 Ölgemälden und 3 sonstigen Bildern (im Prager Palais) und aus 230 Ölgemälden und Statuen im Schloss Sichrow, durchwegs Ahnen des Hauses Rohan darstellend, welche von den akademischen Malern F. Wachsmann und Karl Javůrek bewertet wurden. Aus den Verlassenschaftsacten ist nicht ersichtlich, dass die von ihm angelegte Bildersammlung im Prager Palais verkauft wurde, doch weiss ich mich aus Zeitungsberichten mit Bestimmtheit zu erinnern, dass sie in der Zeit zwischen 1894 bis 1898 in einer Münchener Kunstauction zur Versteigerung war.

Ob der ennsischer Kunstverein.

Gemälde-Ausstellung vom Juli 1852. S. 22 9—29 11.

Erster Druck: J^2 15. August 1852 Nr. 194. Gezeichnet: Adalbert Stifter.

27 6 Mövius] Mevius J^2 13 Bürkl] Bürkel J^2 17 Das Luftperspective auch 94 12, 170 8, 171 14. Vgl. dazu 82 9, 108 31, 214 22 die Luftperspective 28 ausgewachsenes, term. tech n für ein Gemälde mit rasch verblassten Farben. Vgl. 46 14, 17 28 13 lies: Auegg-Dilg 29 11 Citat aus Ovidius ex Ponto II. 9. 48

Kunst-Ausstellung in Linz. (1852.) S. 29 12—33 4.

Erster Druck: J^1 2. November 1852 Nr. 261. Gezeichnet: Adalbert Stifter.

29 13 fehlt J^1

Über Kunst. (1853.) S. 33 5—39 34. 5

I. S. 33 5—37 5.

Erster Druck: J^1 3. Februar 1853 Nr. 29. Gezeichnet: Von Adalbert Stifter.

Zum Theil gekürzt und geändert unter dem Titel: Die Kunst als ein Merkmal des Kulturzustandes der Völker. (1853.) *VI*, S. 189—192. 10

33 6 fehlt J^1 11 Vortrag, gehalten am 10. Januar 1853, bei der Eröffnung der Sitzungen der kaiserlichen königlichen Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der historischen und Baudenkmale in Österreich, von Freiherrn Karl von Czörnig, k. k. Sectionschef und Präsidenten der k. k. Centralcommission. 15 Jahrbuch der k. k. Centralcommission. Wien. 1856 (Braumüller). S. 43—52.

II. S. 37 6—39 34.

Erster Druck: J^1 11. Februar 1853 Nr. 36. Gezeichnet: Adalbert Stifter. 20

Ausstellung des oberösterreichischen Vereines für bildende Kunst. (1853.) S. 40 1—46 31.

Erster Druck: J^1 29. Juni 1853 Nr. 155. Gezeichnet: Von Adalbert Stifter.

40 3 fehlt J^1 9—11 Der in Aussicht gestellte Aufsatz 25 „Über Einfluss der Kunst auf die Menschheit und über Wesen und Wirkung von Kunstvereinen“ ist von Stifter nicht abgefasst worden 42 8 richtig Bürkel 44 6 Töffel (Kankerl) oberösterreichische Dialektform für Tepp, dummer Kerl 46 14 ausgewachsen, vgl. 27 28, 170 2

Kunst-Ausstellung. (1854.) S. 47 1—57 8.

1. S. 47 1—50 17.

Erster Druck: J^2 20. Juli 1854 Nr. 173. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

47 2 fehlt J^2 48 1. 2 lies Zimmermann Max, Heilmayr 48 7—11 Über Religion und Kunst vgl. den Aphorismus S. 12 und 21 16—19

2. S. 50 18—57 8.

Erster Druck: J^2 26. Juli 1854 Nr. 178. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

52 9 Miller] Müller J^2 24 Die Landschaft „Possenhofen" von J. Schertl hat der oberösterreichische Kunstverein zur Verlosung für 200 fl. ö. W. angekauft, vgl. J^2 12. November 1854 Nr. 272. Doch gieng dieses Bild in kaiserlichen Besitz über. Stifter schreibt darüber an Heckenast ddo. Linz 29. September 1854 (Aprent, Briefe II 64): Eine angenehme Begebenheit muss ich Ihnen mittheilen. Ich war zu Ende August in Ischl. Der hiesige Kunstverein, dessen Vicevorstand ich bin, hatte eine sehr schöne Landschaft von Schertl in München, Possenhofen vorstellend, gekauft. Der Künstler schrieb uns, dass Ihre Majestät, die Kaiserin Elisabeth, das Bild zu sehen wünsche (vielleicht hat sie einen Aufsatz, den ich über die Juliausstellung in der Linzer Zeitung hatte, wo des Bildes als eines ausgezeichnet schönen Erwähnung geschah, und dasselbe beschrieben wurde, gelesen), und ersuchte uns, das Bild, wenn es nicht verkauft wäre, an die Kaiserin zu senden. Wir fanden es dem Anstande gemäss, dass der Verein das Bild in Abwesenheit des Vorstandes Grafen Weissenwolf durch den Vicevorstand selber überbringe. Ich reiste nach Ischl und zeigte Ihrer Majestät das Bild. Es gefiel ihr so, dass es ihr der Verein überlassen musste, für welchen Fall ich schon Vollmacht hatte. 53 22—25 Die Bemerkung ist richtig, dass des Kaisers Franz Josefs I. Braut, die Herzogin Elisabeth von Baiern, auf ihrer Brautfahrt in Linz zuerst österreichischen Boden betrat, von wo sie dann mit dem Dampfschiff die Fahrt nach Wien fortsetzte. Vgl. Aprent, Briefe II 51. 54 2 Zur Verlosung für 70 fl. gekauft, vgl. J^2 12. No-

vember 1854 Nr. 272 55 17 ſehr] lies mit J^2: äußerſt 55 21. 22 Die Anfangsverse zu Goethe's Gedicht „An den Mond"

Kunſtausſtellung. (1854.) S. 57 9—63 32.

Erster Druck: J^2 4. October 1854 Nr. 238. Gezeichnet: Von Adalbert Stifter.

57 10 fehlt J^2 60 13 zur Verlosung für 80 fl. 60 16 für 70 fl. 60 23 für 50 fl. 60 31 für 120 fl. 61 8 für 80 fl. und 62 3 für 200 fl. zur Verlosung angekauft vgl. J^2 12. November 1854 Nr. 272 61 8 J^2 5. October 1854 Nr. 239

Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur. S. 64 1—67 24.

Erster Druck: 28. October 1855 Nr. 257. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

64 2 fehlt J^2 3 Stifter weilte im August beim Rosenberger (Jokel Hiesel in der Volkssprache) in den Lakerhäusern am Fusse des Dreisesselberges, um sich von Anschoppung der Leber, Congestionen und allgemeinem Unbehagen zu erholen. Aprent, Briefe II 89 ffg. 10—14 Verfasst von dem Vereinssecretär Josef Edelbacher. Abgedruckt J^2 5., 7., 10., 11. und 12. October 1855 Nr. 237, 239, 241, 242, 243 65 15—20 Über die Begründung der Landesbildersammlung in Linz vgl. Einleitung S. XV ffg. und Katalog der oberösterreichischen Landes-Gallerie in Linz a. d. Donau. Herausgegeben von dem Landesausschusse des Erzherzogthums Österreich ob der Enns. Linz a. d. Donau. 1853. Selbstverlag. Geschichtliche Einleitung S. V—X 21 Die näheren Angaben über das Bild von Mevius S. 89—92, wo es auch als Nr. VII vervielfältigt ist, ferner S. XV. Das Bild war 1858 in der allgemeinen Ausstellung in München (Aprent, Briefe II 273), wo es allgemeine Anerkennung gefunden (S. 202). Um dieselbe Zeit stand Stifter mit Josef Axmann in Verhandlung wegen der Anfertigung eines Kupferstiches von diesem Bilde (Aprent, Briefe II 282, 311), welche aber wegen der materiellen Anforderung für die würdige Ausstattung in Brüche gieng aus Mangel der Geldmittel, die der Verein für dasselbe aufwenden konnte. Aus dem Nachlasse des Hermann Mevius (gest. 20. Mai 1864) erhielt der Kunstverein die Skizze im Aquarelle zu dem Bilde „Ein

Seesturm an der ligurischen Küste“ durch Vermittlung des Malers C. H. Lotz in Düsseldorf vgl. J^2 5. Januar 1865 Nr. 4 67 24 Verzeichnis der zur Verlosung des oberösterreichischen Kunstvereines angekauften Bilder vgl. J^2 11. November 1855 Nr. 209

Prämienblätter des oberösterreichischen Kunstvereins. (1856.)
S. 67 25—73 23.

Erster Druck: J^2 12. und 13. Januar 1856 Nr. 11, 12. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

67 26 fehlt J^2

Eingabe an den Statthalter von Oberösterreich. (1856.)
S. 73 24—76 12.

(Ungedruckt.)

H: Die von Ad. Stifter eigenhändig geschriebene Eingabe befindet sich im Landesarchiv des Erzherzogthums Österreich ob der Enns, die einzige daselbst von Stifter verwahrte Handschrift. Der oberösterreichische Landesarchivar Dr. Krakowitzer war so freundlich, mich auf sie aufmerksam zu machen und sie für den vorliegenden Zweck abschreiben zu lassen und zu collationieren, wofür ich verbindlichst danke. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

73 24. 25 fehlt *H* 74 4 Das nicht datierte Schriftstück gehört in das Jahr 1856 75 24 Schel] richtig Scheck 76 12 Der Bitte wurde willfahrt, da die Juni-Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines bereits in dem „an den Redoutensaal angrenzenden Saale“ untergebracht wurde S. 77 8

Ob der ennsische Kunstausstellung. (1856.) S. 76 13—92 5.

Erster Druck: J^2 27.—29. Juni und 4.—6. Juli 1856 Nr. 151—153, 157—159. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

Vor 76 13 die Überschrift: Wissenschaft, Kunst und Literatur J^2 14 fehlt J^2 81 13 Die Ziehungsliste der Bilder des oberösterreichischen Kunstvereins vgl. J^2 24. April 1856 Nr. 98. Der Kunstverein selbst gewinnt das Gemälde „Winterlandschaft mit

Staffage“ von Robert Zimmermann vgl. J^2 16. Januar 1856 Nr. 14 82 9 Vgl. das Luftperspective 27 17, 94 12, 108 31, 170 8, 171 14, 214 22 86 1 Das Bild ist vom oberösterreichischen Kunstverein in der Sitzung am 3. Juli 1856 für 350 fl. zur Verlosung angekauft worden 87 19 baß] lies: das 88 5 lies Schmitz 89 31 Vgl. 65 20 ffg. 32 heisst „Schiffbruch an der Insel Capraja im ligurischen Meere“ 91 13 Es ist dies das Urtheil des bekannten Malers und Professors Steinfeld in Wien, welcher seinen Aufenthalt in Linz im Jahre 1856 dieses Bildes wegen verlängerte und persönlich bei dem Vereinsvorstande die Bitte stellte, dahin wirken zu wollen, dass dieses Bild, welches unstreitig zu den Besten zähle, welche in diesem Fache erzeugt worden seien, dem Lande erhalten werde. Vgl. J^2 13. Juli 1856 Nr. 165 und Aprent, Briefe II 140

(Der J^2 20. August 1856 Nr. 196 nicht gezeichnete Aufsatz — Leonstein-Molln, die Gnadenalpe in Oberösterreich. Eine Skizze — könnte allenfalls Ad. Stifter zugeschrieben werden, hat aber mit Kunst nichts weiter zu thun.)

Ob der ennsische Kunstausstellung. (1856.) 92 6—96 33.

Erster Druck: J^2 20. und 21. August 1856 Nr. 196, 197. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

92 7 fehlt J^2 93 24 Obermüller] Obermüllner J^2 94 12 Vgl. dazu 27 17, 82 9, 108 31, 170 8, 171 14, 214 22 95 4 aufdockenden, soviel als aufsteigenden, sich aufthürmenden

Ob der ennsische Kunstausstellung. (1856.) S. 97 1—102 32.

Erster Druck: J^2 12. und 13. September 1856 Nr. 215, 216. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

97 2 fehlt J^2 3 Stifter braucht häufig Aufstellung für Ausstellung. 86 21 Obermüllner J^2 99 30—101 6 unter der Überschrift Zimmermann Robert: Ebene bei Rosenheim. (1856.) V I, 269, 270. 101 7 Genf] Graf J^2 8 in J^2] besser: im. Nach Beschluss der Sitzung vom 20. December 1856 erhalten die Mitglieder des Vereines das galvanoplastische Blatt „Die junge Wohlthäterin“ nach dem Gemälde von Reinhard Sebastian Zimmermann in München als Prämienblatt vgl. J^2 23. December 1856 Nr. 299

Ob der ennsischer Kunstverein. (1857.) S. 103 1—107 17.

Erster Druck: J^2 9. und 10. April 1857 Nr. 81, 82. Der Artikel, nicht gezeichnet, stammt von Ad. Stifter, der die für Zeitungen bestimmten Aufsätze des Vereines als Obmannstellvertreter selbst abzufassen pflegte. Auch ist die ganze Art der Abfassung und Stilisierung, die Anwendung der Phrasen und Redewendungen mit den gezeichneten Abhandlungen Ad. Stifters über Kunst völlig übereinstimmend. Über den Plan der Begründung einer Landesbildersammlung gibt auch das Protokoll der Generalversammlung des oberösterreichischen Kunstvereines ddo. 30. August 1857 Aufschluss J^2 1.—8. September 1857 Nr. 199—206.

103 2 fehlt J^2 12 J^2 22. April Nr. 88; Verzeichnis der verlosten Bilder und der Gewinner J^2 23. April 1857 Nr. 92 107 7 Gemeint ist das Bild „Schiffbruch" etc. von Mevius S. 65 ffg.

Ob der ennsische Gemälde-Ausstellung. (1857.) S. 107 17—115 23.

Erster Druck: J^2 24., 25. und 26. Juli 1857 Nr. 167, 168, 169. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

107 19 fehlt J^2 108 31 Vgl. 27 17, 82 9, 94 12, 170 8, 171 14, 214 22 109 21 ihr ihr Dämmen J^2 31 richtig Obermüllner

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereins. (1858.) S. 115 24—126 6.

Erster Druck: J^2 12. und 14. August 1858 Nr. 183, 185. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

115 25 fehlt J^2 119 16 21] 20 J^2 123 32—125 18 unter der Überschrift Geiger: Beduine in der Wüste. (1858.) *VI*, 274, 275. Stifter hat wiederholt den Maler Peter Johann N. Geiger ersucht, ihm ein Bild in Öl zu jedem seiner Werke — Studien, Bunte Steine, Nachsommer — zu malen (Aprent, Briefe II S. 140), welchem Ersuchen er insoferne nachkam, dass er ihm „Abdias", den Beduinen in der Wüste, malte und als Geschenk nach Linz übersandte. Unter dem ersten Eindrucke, den das Bild bei ihm hervorrief, schreibt er darüber an G. Heckenast, ddo. Linz, 29. Juli 1858 ausführlich (Aprent, Briefe II S. 236, 240, 241). Er hat es sofort in die Aus-

stellung des oberösterreichischen Vereines zur Ansicht gegeben. Das Bild (24 *cm* h., 19 br.) ist jetzt Eigenthum der Landesgallerie in Linz (Nr. 26), da es von Ad. Stifters Witwe an den oberösterreichischen Kunstverein und von diesem der Landesgallerie gewidmet wurde (Katalog S. 47) 125 11 Von den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses beschäftigte den Künstler P. J. Geiger am meisten der Erzherzog Ferdinand Max, an dessen Orientreise er 1850 theilnahm. Geiger, geb. 1805 zu Wien, starb daselbst 30. October 1880. Vgl. über ihn Wiesböck, Geigers Werke. Leipzig 1868 20 Über Rint und seine Arbeiten vgl. S. 19 und 313—325

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereins. (1859.)
S. 126 7—135 31.

Erster Druck: *J*[1] 1. und 2. September 1859 Nr. 199. 200 Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

126 8 fehlt *J*[1] 28 Über den Mariendom in Linz vgl. S. 278—286 128 22 vgl. unter der Überschrift „Der Mariendom in Linz" (1860) S. 278—282 133 3—134 7 unter der Überschrift Möbius: Cap von Misene am Golfe von Neapel. (1859.) *V* I, S. 276 und 277 134 11 Dieses Bild hat auf Stifter einen so mächtigen Eindruck gemacht, dass es ihm die Veranlassung gab zu einem regen Briefwechsel mit August Piepenhagen aus Prag, der mit einem Briefe ddo. Linz 11. August 1859 eingeleitet wurde (Aprent, Briefe II S. 267—270). An Heckenast schreibt er am 24. August 1859 (Ebenda, S. 272, 273): Ich hätte mich unglücklich gefühlt, wenn ich mich von diesem Bilde hätte trennen sollen. Es ist, man könnte sagen, die reizendste Süssigkeit in diesem Bilde. Vgl. 135 3. Piepenhagen gieng auf Stifters Antrag ein, ihm das Bild zu überlassen und die 100 fl., die es kostet, in vier monatlichen Raten zu 25 fl. zu begleichen, womit er ihm eine grosse Freude machte (Ebenda S. 273, 277—279, 286, 287). Über Stifters Verlangen sendet Piepenhagen 47 Blätter ihm zur Ansicht, über die er sich begeistert äussert, einige an Feinheit und Schönheit Rembrandt und Ruysdael gleichstellend (Ebenda 290). Die Beantwortung dieser Sendung mit kunstkritischen Bemerkungen ist einer der interessantesten und wertvollsten Briefe, die Stifter geschrieben hat, ddo Linz 13. December 1859 (Ebenda S. 291—304. Vgl. Dr. F. Jiřík „Ein Brief Adalbert Stifters an August Piepenhagen" in Mitthei-

lungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Jahrg. XXXIX, S. 91—100). Der Brief befindet sich gegenwärtig im Besitze des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, dem er von Frau Charlotte Moor-Piepenhagen aus dem Nachlasse ihres Vaters gewidmet wurde. August Piepenhagen beschickte von da ab regelmässig die Ausstellungen des oberösterreichischen Kunstvereines.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines. (1860).
S. 136 1—140 19.

Erster Druck: J^2 26. Juni 1860 Nr. 146. **Unterzeichnet:** Adalbert Stifter.

136 2 fehlt J^2 138 3—139 13 **unter der Überschrift** Maassen: Der Klosterorganist. (1860.) *V* I, 278, 279.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines. (1860.)
S. 140 20—156 25.

Erster Druck: J^2 28., 29. und 31. Juli 1860 Nr. 173, 174, 175. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

140 21 fehlt J^2 141 12 Graf Weissenwolf 14 Abt Dominik Lebschy des Prämonstratenser-Stiftes Schlägl im Mühlkreis 142 6—10 Citat aus Schillers Gedicht: Die Künstler, Vers 30—33 143 23 Der oberösterreichische Verein für kirchliche Kunst vgl. S. 247—250 151 25—156 11 unter der Aufschrift Geiger: Göthe und Schiller. (1860.) *V* I, 280—284 153 18 Die „Memorabilien“ gehören neben den „Immortellen“ zu den grossen Publicationen Peter Johann N. Geigers. Vgl. 238 32 151 25 Stifter hat sich schon lange (1856) für diese Bilder, die Geiger für G. Heckenast gemalt hat, interessiert (Aprent, Briefe II S. 137, 141, 144, 272, 274). Der von Stifter geäusserte Wunsch (Ebenda S. 272), auch für Geiger einen Aufsatz in die Allgemeine Zeitung setzen zu können, ist nicht verwirklicht worden. Stifter vermittelte, dass G. Heckenast versprach, die beiden Bilder in Linz auszustellen (Ebenda S. 327), welches Versprechen er auch einhielt, da sie anfangs Juli 1860 in Linz eintrafen, von Stifter selbst ausgepackt und im Ausstellungssaal aufgehängt wurden (Ebenda S. 329, 330).

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines. (1860.)
S. 156 26—162 28.

Erster Druck: J^2 5. September 1860 Nr. 205. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

156 27 fehlt J^2 158 22—161 32 unter der Überschrift Zimmermann Albert: Gegend an der Isar. (1860.) *V* I, 285—288. Für die Landesgallerie gekauft für 500 fl. (Nr. 2). Siehe S. 199. Zimmermann hat dieses Bild an Stifter nur „zum Anschauen geschickt" (Aprent, Briefe III S. 343) 161 31 Über die Begegnung Ad. Stifters mit Albert Zimmermann in Wien vgl. Aprent, Briefe II S. 326 162 28 Verzeichnis der zur Verlosung angekauften Bilder J^2 1. Februar 1861 Nr. 27

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines. (1861.)
S. 163 1—171 16.

Erster Druck: J^2 5., 6. und 7. September 1861, Nr. 205, 206, 207. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

163 2 fehlt J^2 163 26—164 14 unter der Überschrift Über die Bedeutung des Stoffes bei einem Kunstwerke. (1861.) *V* I, 202. 166 21—167 13 unter der Überschrift Löffler Karl: Portrait. (1861.) *V* I, 289. Vgl. darüber den Brief Ad. Stifters an G. Heckenast vom November 1862 (Aprent, Briefe III S. 14—16), in welchem er das Porträt ihm anbietet. Stifter hat es 1863 selbst erworben (Aprent, Briefe III 31) 169 10—170 16 unter der Aufschrift Otto von Thoren: Ackerpferde bei herannahendem Gewitter. (1861.) *V* I, 290, 291 170 2 ausgewachsenen. Vgl. 27 28, 46 14 8 Das Perspective. Vgl. 37 17, 82 9, 94 12, 108 3, 171 14, 214 12 171 14 siehe 170 8 16 Verzeichnis der zur Verlosung angekauften Bilder der Ausstellung J^2 15. October 1861 Nr. 239

Oberösterreichische Kunstausstellung. (1861.) S. 171 16—182 22.

Erster Druck: J^2 24., 25., 26. und 27. October 1861 Nr. 247, 248, 249, 250. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

171 18 fehlt J^2 172 11—173 12 unter der Aufschrift Kaulbach: Göthe's Frauengestalten. (1861.) *V* I, 292, 293 176 7 lies: Ant.

177 24—178 5 unter der Aufschrift Zimmermann Albert: Morgendämmerung auf dem großen Venediger. (1861.) *V* I, 294 178 6—180 14 unter der Aufschrift Piepenhagen: Zwei Landschaften. (1861.) *V* I, 295—297 180 14 Die beiden Landschaften gehörten G. Heckenast, der sie auf das Ansuchen Stifters an diesen für die Ausstellung überlassen hat (Aprent, Briefe II S. 343). In höchster Entzückung schreibt er über sie an Heckenast am 29. August 1861 (Ebenda II S. 349—351) unter anderem: „Wenn solche Werke in meiner Wohnung um mich wären, könnte ich nichts Unbedeutendes mehr schaffen, und die Bildungskraft müsste sich immer neu erheben ... Wenn ich Witiko fertig habe, mache ich für Hoffmann zwei kleine Erzählungen, und für das Geld muss mir Piepenhagen einen Mond malen, nicht den Ihrigen (ich will keine Wiederholung), aber irgend einen Mond, der voll Phantasie und Empfindung sein soll . . . Schreiben Sie mir doch, was sie gekostet haben.“ Heckenast konnte Stifter keine tiefere Seelenfreude, keinen passenderen Freundschaftsdienst, keinen Beweis grösserer Hochachtung erweisen, als durch die Verehrung eines Mondbildes (Aprent, Briefe II 360 ffg., vom 31. October 1861), das er für Stifter bei August Piepenhagen bestellt hat (Ebenda III 1—5, 90) 181 9 lies: Gattungsbilder 182 10 lies: bekommen

Gemälde-Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines.

(1862.) S. 182 23—195 18.

Erster Druck: J^2 2., 4. und 5. September 1862 Nr. 202, 204, 205. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

182 24 fehlt J^2 184 32 dem J^2] lies: den 193 3—195 4 unter der Aufschrift Löffler Karl: Studienkopf. (1862.) *V* I, 298—300 194 30 Diesen Mädchenkopf hat Stifter erworben und pflegte ihn „Angela“ nach seinem Ideal in den „Feldblumen“ zu nennen. Vgl. darüber den Brief an G. Heckenast vom November 1862 (Aprent, Briefe II 14—17). Die daselbst S. 16 mit Q bezeichnete Kritik Stifters ist die in der Linzer Zeitung abgedruckte. Vgl. dazu die Bemerkungen zu Bild XIII und den Aufsatz von Dr. Ad. Horcicka „Die Beziehungen Adalbert Stifters zu der Familie Kaindl“ in den Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Jahrg. XXXVII, S. 324 ffg.

Eingabe an den oberösterreichischen Landesausschuß.

S. 195 19—204 10.

Erster Druck: J^3 30. und 31. October 1862 Nr. 251, 252. Das Original dieser Eingabe befindet sich weder im oberösterreichischen Landesarchiv, noch im Archiv der k. k. Statthalterei, oder in dem des oberösterreichischen Kunstvereines.

Dieser Artikel wurde aus dem Correcturbogen abgedruckt unter der Überschrift Stifter über Landes-Kunstgallerien in „Deutsche Arbeit". München. Callwey I. Jahrgang 1901. S. 43—47.

195 19. 20 fehlt J^3 196 15 Es ist sehr interessant, dass, als Stifter an diesem Berichte arbeitete, er den Betrag von 30.000 fl., welchen der Kunstverein bis 1862 für die Unterstützung der Kunst seit seinem Bestande ausgegeben hat, in dem Dankbrief an G. Heckenast für das Bild Piepenhagens (Aprent, Briefe II 360) ebenfalls in folgender Ausdrucksweise anwendet: Sie hätten diese Hochachtung nicht ausgedrückt, wenn Sie mir einen Ring, eine Agraffe von 30.000 Gulden im Werthe geschickt hätten. Wenigstens ist jetzt klar, wie so Stifter dazu kam, gerade diese Höhe des Betrages festzustellen. 199 9 Das ist das Bild Nr. I der oberösterreichischen Landesgallerie von H. Mevius „Schiffbruch an der Insel Capraja im ligurischen Meere". Vgl. Bemerkungen zu Bild Nr. VII und S. 64 ffg., 87 ffg. und die Bemerkungen dazu 27 Das ist das Bild Nr. II der Landesgallerie von Albert Zimmermann „Isargegend", welches als Geschenk des Landescollegiums 1860 für 500 fl. erworben wurde. S. 158 31 Der oberösterreichische Kunstverein richtete 1860 ein Gesuch an Se. Majestät den Kaiser um Überlassung einiger Gemälde, die im Belvedere nicht Aufstellung finden konnten, wegen Bildung einer Gemäldegallerie. Stifter bat in dieser Angelegenheit Leander Russ um Vermittlung (Aprent, Briefe II 282), der ihm auch diesbezüglich Antwort gab (Ebenda S. 312). Mit Entschliessung vom 5. December 1860 wurden 8 Gemälde zur Aufstellung in Linz als Eigenthum der k. k. Belvederesammlung unter der Bedingung der eventuellen Rückerstattung nach Linz gesendet und am 10. Januar 1861 übernommen: 1. „Wallachischer Pferdemarkt" von Otto Stolz; 2. „Der Grossglockner" von Thomas Ender; 3. „Erzherzog Karl und sein Stab" von August Aertinger; 4. „Helgoland" von Franz Heinfeld; 5. „Bettlerfamilie" von Dominik Scotolla; 6. „Waldlandschaft"

von Schindler; 7. „Christus vor Pilatus“ von Molinari; 8. „Tivoli bei Rom“ von Josef Koch. Von diesen mussten 1874 die drei Bilder 6—8 zurückgestellt werden, wogegen die ersten fünf als Geschenk mit Allerhöchster Entschliessung vom 20. September in den Besitz des Vereines übergiengen, aus dem sie am 27. April 1875 das Land übernahm (Katalog der Landesgallerie u. s. w. S. VI). Es sind dies die Nr. 14—18 der Landesgallerie 200 3 Karl von Binzer schenkte 1861 das Porträt des Malers Josef Sutter (Nr. 4), H. Mevius 1860 den Kupferstich der Disputa nach Raffael von Josef Keller (Aprent, Briefe II S. 327) 201 26 Über dieses Gesuch konnte trotz eifrigen Nachsuchens bisher nichts Näheres in Erfahrung gebracht werden 203 23 wohl richtiger: bezeugt 204 10 Stellvertreter des oberösterreichischen Kunstvereines war 1862 Adalbert Stifter, der solche Schriftstücke gewöhnlich selbst abzufassen pflegte. Überdies beweisen in diesem Schriftstücke der ganze Gedankengang, die Form der Abfassung und die verschiedenen Redewendungen, dass es von ihm selbst abgefasst worden ist.

Oberösterreichische Kunstausstellung. (1863.) S. 204 11—215 28.

Erster Druck: J^2 10. September, 7. und 16. October 1863 Nr. 206, 229, 237. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

204 12 fehlt J^2 204 13—208 24 unter der Überschrift Einige Ursachen des Verfalles der Kunst in der Gegenwart. (1863.) *V* I, 193—197 209 21 Stifter gehört seit der Generalversammlung am 1. December 1862 dem Ausschusse des oberösterreichischen Kunstvereines nicht mehr an vgl. J^2 3. December 1862 Nr. 278 210 31—212 6 unter der Überschrift Spitzweg: Spaziergang. (1863.) *V* I, 300, 301 212 11 Alle — 213 15 ist. Unter der Überschrift Bürkel: Aufladen von Heu bei kommendem Winde; der Kochelsee; ein Kapuziner-Kloster im Gebirge. (1867.) *V* I, 302—303. Daselbst falsch datiert 1867, da der Artikel der Besprechung aus dem Jahre 1863 entnommen ist 214 22 Die Luftperspective. Vgl. 37 17, 82 9, 91 2, 108 31, 170 3, 171 7.

1864 berichtet Stifter nicht über die Ausstellung. Die Berichte J^2 23. und 24. Juli 1864 Nr. 167, 168 sind gezeichnet: A, doch mit der Bemerkung: „Da wir leider für den Augenblick nicht hoffen durften, die gediegene Feder jenes Kenners und Kunst-

richters, welcher seit Jahren seine interessanten Bemerkungen über die ausgestellten Gemälde des Kunstvereines in unserem Blatte niederlegte, für diesen Zweck zu gewinnen, so erlauben wir uns dem Publicum in wenigen Zeilen eine Art raisonierenden Kataloges zu bieten." Ebenso stammen nicht von Stifter die beiden weiteren, mit A gezeichneten Artikel J^2 24. August 1864 Nr. 193 und 24. September 1864 Nr. 219.

Auch 1865 berichtet Stifter nicht. Die Artikel über den neu erstandenen „Verein bildender Künstler und Kunstfreunde in Linz" J^2 4., 5., 8. und 9. August 1865 Nr. 177, 178, 180, 181 sind nicht von ihm (Karl von Binzer?). Wir finden jedoch Ad. Stifter dieses Jahr im engeren Ausschuss des Diöcesan-Kunstvereines, dessen Neuwahl am 19. October 1865 vorgenommen werden soll, vgl. J^2 8. October 1865 Nr. 231. Das Comité zur Erbauung eines Kepler-Denkmals in der Stadt Weil in Würtemberg, wo Kepler geboren wurde, ernennt ihn zum Ehrenmitgliede, vgl. J^2 19. Januar 1865 Nr. 15. Johannes Kepler stand übrigens seinen Studien nicht ferne. Trug er sich doch ernstlich mit der Idee, nach Beendigung seines Witiko Kepler zum Gegenstand einer grösseren Arbeit zu machen (Aprent, Briefe II 241, 242 u. a. O.).

1866 weilte Stifter zur Erholung seiner angegriffenen Gesundheit, mit ganz geringen Unterbrechungen in Karlsbad, in den Lakerhäusern und in Kirchschlag, so dass er dem Kunstleben in Linz ganz entzogen war.

216 1 J^2 23. und 25. Juli 1867 Nr. 167, 169 „Besprechung der Juli-Ausstellung" ist mit H gezeichnet. Der Bericht über die Ausstellung des Kunstvereines im Monate August, ohne Angabe des Autors J^2 4., 8., 11. und 14. August Nr. 178, 181, 184, 186, ist gewiss nicht von Stifter, da er während der Zeit, in der die Ausstellung stattfand, von Linz abwesend war. Etwas gestärkt durch den Curgebrauch in Karlsbad und durch den Landaufenthalt, ermannt er sich zu seiner letzten Besprechung einer Veranstaltung des oberösterreichischen Kunstvereines, der September-Ausstellung des Jahres 1867.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines. (1867.) S. 216 1—229 27.

Erster Druck: J^2 6., 8., 9. und 11. October 1867 Nr. 231, 232, 233, 235. Unterzeichnet: Von Adalbert Stifter.

216 2 fehlt J^2 216 8—219 23 unter der Überschrift Idealismus und Realismus in der Kunst. (1867.) *V* I, 198—201 217 15 Vorschule der Ästhetik 3 Bände, Hamburg 1804; 2. Auflage. Tübingen 1813 219 8 Friedrich Perth, Maler, Zeichner und Kunstschriftsteller, geb. 2. October 1814 zu Konstanz. Er hat die Kunstproduction in kritischen Artikeln, besonders in der „Allgemeinen Zeitung" beleuchtet. Auf eine Stelle daraus beruft sich jedenfalls Stifter in dem vorliegenden Citat 22 Das Citat ist nach Goethe's zahmen Xenien, 3. Reihe, etwas geändert:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken,
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!"

221 24 Das Linearperspective analog wie Perspective. Vgl. 27 17 u. a. O. 27 Ausgewachsenheit analog ausgewachsen. Vgl. 27 28 u. a. O. 222 13—224 23 unter der Überschrift Rustige: Kreuzfahrer. (1867.) *V* I, 304—306 227 1 Der Name des Künstlers ist Novopacky 27 Leider konnte ich nicht herausbringen, wer unter dem Siegel J. C. gemeint sei.

Ob der ennsische Kunstausstellung. (1857.) S. 230 1—234 26.

Erster Druck: J^2 16. September 1857 Nr. 211. Gezeichnet: Adalbert Stifter.

Dieser Aufsatz gehört als Fortsetzung zu dem Berichte über die erste Ausstellung S. 107 ffg. Da in dem von mir in Linz benützten Exemplar der Linzer Zeitung der Bericht ausgeschnitten war, konnte er erst als Nachtrag an diese Stelle gesetzt werden, nachdem ich in dem zur Revision benützten Exemplar der „Linzer Zeitung" in der k. k. Hofbibliothek in Wien dessen gewahr geworden war.

230 2 fehlt J^2 16 10] 12 J^2 231 29 von Nr. 27 J^2

Ob der ennsische Kunstausstellung. (1857.) S. 235 1—243 13.

Erster Druck: J^2 25., 27. und 28. October 1857 Nr. 245, 246, 247. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

Gehört als Fortsetzung zu dem Berichte über die erste Ausstellung S. 107 ffg., aus demselben Grunde, wie der vorhergehende Bericht über die zweite Ausstellung nachgetragen.

235 2 fehlt J^2 235 11—239 10 unter der Überschrift Geiger P. J. N.: Die Taufe des heil. Stephan. (1857.) V I, 271—273. Über diese Skizze vgl. Aprent, Briefe II S. 136, 148, 164, 170, 185, 192, 194—200, 209, 290. Über ein zweites Bild Geigers: Die Krönung Stephans vgl. Ebenda III 6 238 32 Memorabilien. Vgl. 153 18 239 19 Ockert L. J^2 29 Obermüllner J^2 5

Bericht über den Verein für kirchliche Kunst in Oberösterreich. 10
S. 245—250.

Kirchliche Kunst in Oberösterreich. (1860.) S. 247—250.

Erster Druck: J^2: Linzer Zeitung 27. Mai 1860 Nr. 123. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

247 2 fehlt J^2 4 Dominik Lebschy, Abt des Prämonstratenserstiftes Schlägl im Mühlviertel 5 Über das Hauptaltarblatt für das Stift Schlägl von August Palme (1858) S. 332—335 6 Der Mariendom in Linz (1860) S. 278—282, ferner S. 126—130 und 282—286 18 Dieser Verein ist eine Gründung des katholischen Centralvereines, der bekannt gibt, dass die Statuten des beantragten „christlichen Diöcesan-Kunstvereines für Oberösterreich“ mit einigen kleinen Abänderungen genehmigt wurden, vgl. J^2 14. März 1857 Nr. 60. Stifter stand den Interessen dieses Vereines durch seine ganze Sinnesart und als Kunstfreund nahe. Wir finden ihn desgleichen 1865 in dem engeren Ausschusse des oberösterreichischen Diöcesan-Kunstvereines, dessen Neuwahl am 19. October erfolgte, vgl. J^2 8. October 1865 Nr. 231 20 Die von dem Verein im September 1861 veranstaltete Ausstellung war reichhaltig, insbesonders an Arbeiten von J. Rint junior, vgl. J^2 17. September 1865 Nr. 213 249 4 Denselben Gedanken spricht er in dem Berichte an die k. k. Centralcommission in Wien bereits im Jahre 1855 aus. Vgl. S. 253, 254 249 22—250 10 ist das einzige Urtheil Stifters in seinen Schriften über den Wert und die Bedeutung der kirchlichen Musik, namentlich über den Volkskirchengesang.

Berichte an die k. k. Centralcommission zur Erhaltung und Erforschung der Kunst- und historischen Denkmale. S. 253—268.

Ad. Stifter interessiert sich für die Angelegenheiten der k. k. Centralcommission in Wien seit seiner Ernennung zum Conservator im Jahre 1853. Diese erfolgte über Antrag des Statthalters von Oberösterreich, des Freiherrn Eduard von Bach (Brief ddo. 28. November 1853 Z. 3257), nach dem Referate des k. k. Sectionsrathes von Sprenger (Präs. 17. December 1853 Nr. 105) durch den Handelsminister Andreas Ritter von Baumgartner mit Erlass vom 15. December 1853 Z. 2708 H. M. unter gleichzeitiger Hervorhebung seiner Verdienste um die Förderung von Kunst u. s. w. am 20. December 1853 Z. 105. Der Präsident der k. k. Centralcommission, Se. Excellenz Josef Alexander Freiherr von Helfert, war so freundlich, alle auf Stifter bezüglichen Acten aus dem Archive der k. k. Centralcommission für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen, wofür ich mir erlaube, den verbindlichsten Dank auszusprechen.

I. (1855.) S. 253 1—254 14.

(Ungedruckt.)

H: Archiv der k. k. Centralcommission in Wien, Nr. 266 präs. 4. December 1855 (mit 7 Zeichnungen), ein Bogen Papier, die ersten 2 Seiten halbseitig beschrieben. Rubrum eigenhändig: Centralcommission für Erforschung und Erhaltung von Baudenkmalen in Wien. Conservator Stifter legt 7 Blätter Zeichnungen der Kirche in Pabneukirchen in Oberösterreich zum Kaufe vor.

253 1—3 fehlt *H* 254 14 Nach dem Protokolle erfolgte deren Rücksendung, da sie nicht von Interesse seien, mit der Weisung an Stifter, dass in Zukunft Zeichnungen von der Centralcommission selbst nach Einvernahme aller Momente bestellt würden.

II. (1856) S. 254 15—255 22.

(Ungedruckt.)

H: Archiv der k. k. Centralcommission in Wien Nr. 21 präs. 19. Januar 1856, ein Bogen Papier, 1½ Seiten ganzlinig beschrieben. Rubrum eigenhändig: Vom Conservator für Ober-

österreich. Linz. An die hochlöbliche k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale in Wien — als Adresse benützt und mit dem Conservatorsiegel gesiegelt.

254 15. 16 fehlt *H* 28 Der Brief liegt dem Acte bei. Er lautet: 5

Euer Wohlgeboren

Hochverehrungswürdiger Herr!

Unliebsamer Weise habe ich zur Rede stehenden Agraffen vor 8 Tagen um ein Aquarellbild vertauscht, nachdem mir Herr Justus Suess keine Antwort zukommen liess — und warum ich 10 selbe nicht dem Museum zu Linz antrug? werde ich sobald ich die Ehre habe mit Euer Wohlgeboren sprechen zu können, erzählen.

Kommendes Frühjahr erwarte ich jedenfalls etwas neues, da um selbe Zeit ohnehin auf diesem räthselhaften Boden ge- 15 arbeitet wird. —

Einen geschnitzten alten Rahmen vollständig, aquirierte ich dieser Tage: davon ich eine skizierte Ecke beifüge.

Ich empfehle mich Hochachtungsvoll Euer Wohlgeboren so auch der gnädigen Frau: 20

ergebener gehorsamer

Carl Blumauer.

Vöcklabruck 15. 12. 1855.

Adresse: Seiner Wohlgeboren dem Hochgeehrten und Hochgelehrten Herrn Adalbert Stifter, k. k. Schulrath ob der 25 Enns. Linz.

255 20 Jänner nach Dez. *H*

III. (1857.) S. 255 23—266 7.

H: Archiv der k. k. Centralcommission in Wien Nr. 404 präs. 26. October 1857. 3 Bogen Papier, halbseitig beschrieben. 30 Den Umschlag bildet ein Halbbogen mit dem eigenhändigen Rubrum: K. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Der Conservator für Oberösterreich, Schulrath Stifter, berichtet über Wiederherstellung von Baudenkmalen und Kunstwerken in Oberösterreich. 35

Theilweise gedruckt: J^4 Mittheilungen der k. k. Centralcommission. Band III (Jahrgang 1858). Wien. Selbstverlag.

255 23. 24 fehlt *H* 29 Vgl. die Beschreibung der Kirche von Dr. E. Freiherrn von Sacken J^4 1856 S. 43 ffg. 30 Diese — 263 10 kommen. J^4 1858 III S. 194, 195 256 6 Schwedchorer J^4 29 mit der Kirche J^4 30. 31 Verbaue J^4 257 2 fehlt J^4 8 bauchigen Eisengittern J^4 XVII. J^4 5 ganz fehlt J^4 12 Chöre J^4 17 welchem J^4 18 Zubauten J^4 20 Zubauten J^4 Stucco J^4 21 wurde fehlt J^4 258 9 von] für J^4 11 drängen J^4 13 Plarsch J^4 259 2 vorläufig Ausbrechung *H* 9 hier J^4 9 Da die Schreibweise: Thon und Ton, Tufstein und Tuffstein in diesem Schriftstücke wechselt, so wurde sie nach *H* beibehalten 18 hochlöbl.] hohe J^4 22 vorläufige J^4 25 Seitenzopfaltäre] Zopfaltäre J^4 30 allmähliche J^4 260 3—7 fehlt J^4 260 24—262 5 die Numerierung: Zu 1 bis Zu 9 fehlt J^4 260 24 wurden fehlt J^4 26 wurden fehlt J^4 261 4 auch fehlt J^4 6 ohne den Hochaltar und den farbigen Fenstern *H* ohne den Hochaltar und die farbigen Fenster J^4 Stifter construiert ohne häufig mit dem Dativ 7 im gothischen J^4 9 größeren J^4 16 Ich — 17 bei fehlt J^4 33 im gothischen J^4 262 16 des September] 1857 J^4 22 Über einen Bericht dieser Art aus späterer Zeit ist nichts bekannt 33 seiner J^4 263 1 ursprünglichen J^4 5 Inneren J^4 9 im gothischen J^4 10 kommen. A. Stifter J^4 263 18—265 22 J^4 1858 III. Jahrgang S. 305 263 19 unter Einem] weiter J^4 20 Linz fehlt *H* 24 XV J^4 264 4 ist fehlt J^4 6 Das Kirchlein] Die Kirche J^4 13 es fehlt J^4 23 ist] war J^4 23 in dem Augenblicke fehlt J^4 27 ließen J^4 28—34 fehlt J^4 29 Der Aufsatz konnte nicht aufgefunden werden; wahrscheinlich blieb es nur bei dem Vorsatze, der nicht ausgeführt wurde 30 unter der Überschrift Die Stadtpfarrkirche in Steyr. (1857.) S. 271—273 265 5 Auch dieser Bericht ist nicht an die k. k. Centralcommission abgegangen 265 4 ansprechenden] passenden J^4 10 hochlöblichen] hohen J^4 17 Bau J^4 21 ich — 24 versparend.] ich gegenwärtig nicht die von mir angeregte Idee weiter verfolgen. J^4 265 24 Braunau — 266 4 fehlt J^4 266 6 Adalbert] A. J^4

IV. (1862.) S. 266 8—267 21.

(Ungedruckt.)

H: Archiv der k. k. Centralcommission in Wien Nr. 86 präs. 1. Juni 1862, 1 Bogen Papier, dessen 2 ersten Seiten ganz-

zeilig beschrieben sind. Die Adresse auf der Rückseite, eigenhändig Vom Conservator Adalbert Stifter in Linz. An die Hochlöbliche k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale in Wien. *ex offo.* Mit dem Conservatorensiegel versehen und Poststempel ddo. Linz 25. Mai und Wien 25. Mai. 5

266 s. 9 fehlt *H* 267 14 Die Eingabe an die k. k. Statthalterei für Oberösterreich ist nicht eingegeben worden, da sie sich im Archiv nicht befindet und in den Registraturbüchern kein Vermerk darüber eingetragen ist. Herr Landesschulinspector Dr. Josef Loos in Linz, dem ich dafür zu besonderem Danke ver- 10 pflichtet bin, war so freundlich, persönlich darüber Nachschau zu halten 16 Die k. k. Centralcommission hat wegen Erhaltung der Burgen im Juli 1862 eine Eingabe an den Fürsten Camillo von Starhemberg gerichtet 18 Ein neuerlicher Bericht Ad. Stifters in dieser Angelegenheit wurde nicht vorgelegt. 15

V. (1864.) S. 267 22—268 13.

(Ungedruckt.)

H: Archiv der k. k. Centralcommission in Wien Nr. 134 präs. 24. Mai 1864, ein Bogen Papier, dessen erste Seite ganzzeilig beschrieben ist, ohne Adresse. 20

267 26 Der von Stifter beigelegte Brief lautet:

Euer Hoch- und Wohlgeboren, Herr k. k. Schulrath!

Der Gefertigte macht ergebenste Anzeige, dass er am 23ten April d. J. im hiesigen Pfarrhofgarten ein römisches Grab entdeckte. 25

Dasselbe ist von der Südseite des Pfarrhofes 2° entfernt in gerader Richtung von dem einzigen Fenster auf dieser Seite desselben.

Unter einem Tumulus von Kieselsteinen befand sich in einer Tiefe von $2^1/_2{}'$ eine mit einem grossen Kiesel bedeckte Urne. Auf 30 dem Boden derselben lag $^1/_4{}''$ Flusssand, darauf gebrannte Menschenknochen, auf diesen gegen Westen ein rothes Thränengefäss aus Terra C., in diesem am Boden Zähne in Form eines Sternes geordnet, darüber schwarze Erde und Kohlen. Das Thränengefäss war mit einem Steine, welcher deutliche Spuren hat, dass er im 35 Feuer war, sorgfältig zugedeckt.

Gegenüber (dem Thränengefässe) lagen schon zum Theil in Feuer geschmolzene Schmuckgegenstände. Obenauf befanden sich in der Urne gebrannte Erde und Knochentheilchen.

In ausgezeichneter Hochachtung und Verehrung zeichnet sich

Euer Hoch- und Wohlgeboren ergebenster

Josef Saxeneder,
Pfarrer von Uiberackern.

Uiberackern, am 4. Mai 1864.

Adresse: Sr. Hoch- und Wohlgeboren, Herrn, Herrn Adalbert Stifter, k. k. Schulrath, Conservator der Baudenkmahle Oberösterreichs etc. etc. in Linz.

268 3 Der Brief Ad. Stifters ist bisher unbekannt 9 Einen neuerlichen Bericht hat er nicht vorgelegt 10 Den Bericht Ad. Stifters bekam zur Begutachtung Dr. Friedrich Kenner, dessen Urtheil dem Protokoll vom 31. Mai 1864 beiliegt. Er verlangt wenigstens eine Zeichnung des Fundes, um das Alter bestimmen zu können. In diesem Sinne geht das Ansuchen der Commission an Ad. Stifter am 5. Juli 1864, gleichzeitig mit der Weisung nachzusehen, was mit dem Mosaikboden geschehen sei, den man im Garten des Grundbesitzers Stadler 1853 bei Schloss Bogenhofen bei Braunau gefunden habe. Dieses Schriftstück befindet sich im Besitze der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Es trägt den Poststempel Wien 2. Juli 18 Nach Stifters Tode wurde der Professor am Staatsgymnasium in Linz, Dr. Michael Walz, der eine Brochure „Die Grabdenkmäler von St. Peter und Nonnberg in Salzburg“ geschrieben, mit Beschluss vom 6. Juli 1868 zum Conservator für Oberösterreich ernannt.

Über Baudenkmale. S. 269–289.

Drucke:

J^1: Linzer Zeitung.

J^5: Österreichischer Volks- und Wirtschaftskalender für das Jahr 1874. XXIII. Jahrgang.

V: Johannes Aprent: Vermischte Schriften von Adalbert Stifter. 1869. Heckenast. Pest.

Die Stadtpfarrkirche in Steyr. (1857.) S. 271 1—273 7.

Erster Druck: J^2 1. October 1857 Nr. 224. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.

271 2 fehlt J^2 271 3—273 7 unter der Überschrift Die Stadtpfarrkirche in Steyr. (1857.) *V* I, 254—256 273 7 ein weiterer Bericht folgte nicht 5

Der Baustil von Linzer Häusern. (1859.) S. 273 7—278 4.

Erster Druck: J^2 22. Juni 1859 Nr. 141 unter der Überschrift Kunst, Wissenschaft und Literatur. 1859. Unterzeichnet: Adalbert Stifter. 10

273 13 Der Artikel erschien unmittelbar nach der Entscheidung im italienischen Feldzuge. Sein tief eingewurzeltes Vaterlandsgefühl hat Ad. Stifter auch dadurch bethätigt, dass er bereits am 5. Mai 1859 für die Dauer des Krieges jährlich auf einen Theil seines Gehaltes im Betrage von 120 fl. verzichtete, vgl. J^2 6. Mai 1859 15 Nr. 103 274 23 Das Haus ist noch vollständig unverändert 276 24 Dieses Haus konnte ich nicht mehr genau bestimmen, da am Graben bedeutende Änderungen und Umbauten seither durchgeführt wurden 278 3 Über dieses Schnitzwerk hat Stifter nicht berichtet.

Der Mariendom in Linz. (1860.) S. 278 20—282 25. 20

Erster Druck: J^2 22. Januar 1860 Nr. 18, unterzeichnet: Adalbert Stifter; wiederholt unter der Überschrift Der Plan des Mariendomes in Linz. (1860.) *V* I, 257—261.

278 6 fehlt J^2 9 S. 126—130 281 25 Kann nur gemeint sein die Abhandlung Zur Grundsteinlegung des Mariendomes in 25 Linz (1862) S. 282—286.

Zur Grundsteinlegung des Mariendomes in Linz. (1862.)
S. 282 25—286 3.

(Ungedruckt.)

H: Im Besitze der Gesellschaft zur Förderung deutscher 30 Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen; ein auf beiden Seiten

eng beschriebenes Grossquartblatt, 21 *cm* breit, 27 *cm* hoch, ohne Namensfertigung, eigenhändig geschrieben. Der Aufsatz scheint nicht endgiltig redigiert zu sein; deshalb wurden die beabsichtigten Änderungen Stifters in den Text nicht aufgenommen.

282 26. 27 fehlt *H* 24 Die feierliche Grundsteinlegung hat am 1. Mai 1862 in Linz stattgefunden 283 2 Bisthum wurde mit *H* wurde an der jetzigen Stelle über der Zeile nachgetragen *H* 11 zusammenzieht, und hat *H* 11. 12 Langseite frei, in mit *H* 21 1858 mit Bleistift in 1859 verbessert *H* 26. 27 Die Zahlen fehlen *H*; der Platz dafür ist frei gelassen; sie sind nach Mittheilung des Dombauamtes in Linz eingesetzt worden 26 W. fehlt *H* je fehlt *H* W. fehlt *H* 27 W. fehlt *H* das erste hoch fehlt *H*, aber der Platz dafür ist freigelassen W. fehlt *H* 29 fertige] lies: sonstige 30 im Innern über die Zeile eingeschaltet *H* 284 12 gewesene mit Bleistift über der Zeile eingeschaltet *H* 13 Das Domcapitel mit Bleistift über der Zeile eingeschaltet *H* 15 Willhering und Lambach mit Bleistift über das Domcapitel *H* 16 u Körper über der Zeile *H* 23 Der — Grundfesten über der Zeile *H* 24 er über der Bischof von Linz *H* 24. 25 verlas — Anlaß mit Bleistift gestrichen; dafür wollte Stifter nach einer Bleistiftbemerkung am Ende von Seite 2 setzen: und ertheilte den bei solchen Gelegenheiten üblichen Ablaß, wahrscheinlich wollte er die ganze Stelle bis 26 Märtyrer streichen 27 nach und zwei unleserlich gemachte Worte *H* 30 nach Städten fügt eine Bleistiftnotiz am Schlusse ein: und der [Provinzen] Kronländer des österreichischen Kaiserstaates *H* 285 6 nur 14 [14 für mit Bleistift gestrichenes 12] statt ursprünglichem sehr wenige *H* 7 hatte, war] hatte, nehmlich 12 [n. 12 über der Zeile eingefügt und wieder gestrichen], war *H* 7 geeignet, [Das Komma aus einem Punktum corrigiert] Der Verein erwarb da *H* 11. 12 allen Kirch ansehnlichen *H* 13 12 mit Bleistift aus 11 *H* zuerst irrthümlich nach Häuser, dann richtig nach Gärten fügte Stifter am Rande mit Bleistift ein: ein kleines steht ihm zu Gebote 13. 14 Die Eigenthümerin mit Bleistift aus Der Eigenthümer *H* 15 ihrem] seinem *H* irrthümlich nicht geändert 24 gebaut.] Dazu vermerkt Stifter am Rande mit Bleistift: **sicher betonen** *H* 286 15 Pilgerreise nach Jerusalem gebracht *H* 16 Steine, gab thaten *H* 21 zu mit Bleistift über der Zeile *H* 23 was — zuträgt mit Bleistift unter etwas Wichtiges *H* 286 18 Am Schlusse des Aufsatzes finden sich in *H* noch folgende eigenhändige Bleistiftbemerkungen, die sich in den Text nicht einreihen lassen:

Schöpfung aufgeführt.

Vnsfahne [Vereinsfahne] deren Quasten weißgekleidete Mädchen trugen. Die Malerei von Steinle, Zeichnung von Statz. Stickerei von den Klosterfrauen vom armen Kinde Jesu in Köln

Vertretung des Gimnasiums von Kremsmünster und der Volks- 5 schulen des Landes.

Bürgermeister und Bezirksvorstehe von den

(u eingeladen) Vertretungen der übrigen Männerklöster [aus Frauenklöster]

unbefleckte Empfängniß 10

Die Ruine St. Thoma. S. 286 24—289 20.

Erster Druck: Österreichischer Volks- und Wirthschaftskalender auf das Jahr 1874. Herausgegeben vom Österreichischen Volksschriften-Verein. Dreiundzwanzigster Jahrgang .... Wien. Druck und Verlag von Karl Fromme. S. 1. 2 unter der Überschrift: Die Ruine St. 15 Thoma. Von Adalbert Stifter. und mit der Anmerkung: Aus dessen literarischem Nachlasse gütigst mitgetheilt von *Dr.* Isidor Proschko. Proschko hat offenbar ein ausgeschiedenes Blatt einer Handschrift des Hochwaldes mit geringfügigen Änderungen veröffentlicht. Es entspricht Band I unserer Ausgabe, S. 214 17—217 10 und ist in 20 den Lesarten dazu kritisch verwerthet. Die Abweichungen der andern Texte werden hier nicht wiederholt.

Über Werke der Holzschnitzerei. S. 291—325.

Drucke:

J[1]: Allgemeine Zeitung 1848. 25

J[2]: Linzer Zeitung. 1857. 1858. 1863.

J[5]: XIII. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Linz 1853. Josef Wimmer.

J[6]: Österreichisches Volksblatt für Verstand, Herz und gute Laune. Linz 1848. Eurich. 30

J[7]: Österreichischer katholischer Volkskalender. V. Jahrg. 1863, herausgegeben von Dr. Isidor Proschko. Verlag des Blindeninstitutes.

V: Vermischte Schriften von Joh. Aprent.

Alte Kunst in Oberösterreich. (1857.) S. 293 7—297 19.

Erster Druck: J^3 20. November 1857 Nr. 267. Unterzeichnet: Adalbert Stifter.
Wiederholt: *V* I, 262—266.

293 2 fehlt J^3

Über den geschnitzten Hochaltar in der Kirche zu Käfermarkt. (1853.) S. 297 20—314 21.

Erster Druck: J^5 Über den geschnitzten Hochaltar in der Kirche zu Kefermarkt. Zur Veröffentlichung überlassen von Adalbert Stifter, k. k. Schulrath. Linz 1853. Auf Kosten des Museums Francisco-Carolinum. Druck von Josef Wimmer. S. 19. Separatabdruck aus dem dreizehnten Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Linz. Josef Wimmer. 1853. (Achte Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Österreich ob der Enns); wiederholt *V* I, 235—253.

297 20. 21 fehlt J^5 299 15 so berichtet er auch an Josef Axmann ddo. Linz, 26. Juli 1855, dem er eine Photographie davon verspricht (Aprent, Briefe II, 89) 303 20 ein weiterer Bericht Ad. Stifters über den Hochaltar in der Kirche in Käfermarkt ist bisher nicht bekannt 312 5 Die Vervielfältigung des Bildes Nr. XVII und die Bemerkungen dazu S. LXXXIV 9 Der Aufsatz ist nicht von Ad. Stifter. Vgl. 313 25

Der geschnitzte Becher von Johann Rint. (1848.) S. 314 22—316 16.

Erster Druck: J^6 S. 456 unter der Überschrift Kunstbericht. Unterzeichnet: Linz, am 15. Juli 1848. Adalbert Stifter.

314 22. 23 fehlt J^6 315 29 Der genannte Bericht ist nicht bekannt; vielleicht war das Urtheil nur in einem Briefe mitgetheilt 316 11 J^6 Anmerkung: Der schöne Wunsch ist augenblicklich zur schönen That geworden. Der Becher ist von den Herren Nationalgarden zu Linz und Urfahr angekauft, und wird Seiner kaiserlichen Hoheit Erzherzog Johann, dem Reichsverweser Deutschlands, zum Andenken Höchstseiner Anwesenheit in Linz mit Innigkeit und Ehrfurcht überreicht. Karl Schmutz. Garde.

Überreichung des geschnitzten Bechers an Erzherzog Johann.

(1848.) S. 316 17—319 17.

Handschrift. *H*: 1 Bl., eigenhändig mit Tinte geschrieben, im Besitz von Herrn Moritz Schönbaur, Fabrikanten in Krummau, dessen Benützung uns durch Herrn Professor J. J. Ammann ebendaselbst vermittelt wurde. 5

Erster Druck: *J*[1] 21. Juli 1848 Nr. 203, S. 3235, nicht gezeichnet.

Die Beschreibung des Bechers 317 22—31 stimmt mit der im früheren Aufsatz 315 29. 30 fast wörtlich überein. 10

316 17. 18 fehlen *J*[1] Für die allgemeine Zeitung in Augsburg *H* 19 Linz am 17ten Juli *H* 22 Reichstages *H* geht] gieng *H* 23 Zweihundert] Vier Hundert *H* 23. 24 weiß gekleidete *H* 317 1 Volkes 6 so fehlt *H* 8 welchen Antheil sie über den es *H* 9 ihrer über seiner *H* welchen] den *H* sie über es *H* 10 freundlichen 15 über der Zeile *H* angrenzenden *H* gebieten hat [?] besitzt *H* 11. 12 Festzug] Zug *H* 12 und in — 13 feierlich] und alle Häuser rüsteten sich, um festlich *H* 14 Morgens *H* 14 Art — 15 erwartet.] Art auf dem Landungsplaze erwartet, wie gestern. *H* 17 Verbeke *H* wurde *H* 18 zu.] Von hier ab mit Tinte gestrichen *H* zu. Als] 20 zu. [Der Bildhauer Johann Rint] Als *H* 19 Landungssteges *H* Eines aus Eine *H* 20 Blumenstrauß, u ein [aus eine] anderes [reichte ihm] auf *H* 21 in über der Zeile *H* einem [aus einen] kunstreich geschnizten *H* 21. 22 dar, den] dar, [bei Erwähnung dieses Bechers muß] den *H* 22 diesen Becher] den Holzbecher *H* 23 er] 25 derselbe *H* Zeit von] Zeit (im vergangenen Winter) von *H* 24 Manne *H* 24 Hang zu] Hang, ohne daß er irgend wie Unterricht erhalten hätte, zu *H* Arbeiten] Kunstbestrebungen *H* 25 hintrieb] hinführte *H* 25 geschnitten — 28 Mittelalters.] geschnitten worden sei. Er ist aus Bux, die drei Hauptbestandtheile sind jedes aus einem Stüke, und wenn er 30 gleich den herrlichen Kunstwerken des Mittelalters in dieser Art nicht *H* Hier bricht *H* ab. Darunter steht mit Bleistift: um seinem Drange Genüge zu thun 28 Die bis 319 17 fehlt *H* 319 17 Ad. Stifter bietet seinem Verleger Gustav Heckenast in Pest einen schön geschnitzten Becher J. Rint's am 28. November 1851 zum Kaufe an 35 (Aprent, Briefe I 216, 217), den er ihm auch mit einem Schreiben Rints zuschickt, der für den Becher 80 fl. C. M. verlangt. In einem anderen ausführlichen Briefe an G. Heckenast, ddo. 23. Jänner 1852 (Ebenda S. 224), schildert ihn Stifter als ein „Meisterwerk

in „Einfachheit und Reinheit", wobei er erwähnt, dass er mit Rint über einen lebensgrossen Moses berathe, der in Birnbaumholz geschnitten werden soll.

Auslagefassung von Johann Rint. (1858.) S. 319 18—320 30.

Erster Druck: J^2 28. November 1858 Nr. 274, unterzeichnet: Adalbert Stifter.

319 19 fehlt J^2

Die Chorbekleidungen in Nesamislic von Rint. (1862.) S. 321 1—323 12.

Erster Druck: J^7 S. 118—120, unterzeichnet: Adalbert Stifter.

321 2 fehlt J^7

Die schmerzhafte Jungfrau Maria von Johann Rint. (1863.) S. 323 13—325 21.

Erster Druck: J^2 13. October 1863 Nr. 234 unter der Überschrift Kunst.

323 13 fehlt J^2 323 18—325 8 Abgedruckt in dem Artikel „Johann Rint, der Bildschnitzer" in Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon. Neue Folge. II. Jahrgang. 1. Hälfte. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1866 S. 66 mit folgenden Auslassungen: 323 18 ganze Arbeit, grau — 19 gemalt fehlt 324 23 Das — 31 fehlt 30 ihren J^2 325 10 Aprent bemerkt J^2 18. October 1863 Nr. 239, dass die Gruppe thatsächlich bemalt werde.

Über Malerei. S. 329—351.

Drucke:

J^1: Allgemeine Zeitung. Augsburg. 1848.

J^2: Linzer Zeitung. 1858. 1862. 1868.

J^3: XX. Jahresbericht der deutschen Staats-Realschule in Pilsen 1893. Selbstverlag. Adalbert Stifter. Beitrag zu seiner Biographie. Von Prof. Franz Neumann. S. 1—33.

Gesuch um Aufnahme in den Witwen- und Waisenpensions-fond bildender Künstler in Wien. (1841.) S. 329 1—330 19.

Handschrift: *H* im Besitze der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, ein Bogen Papier mit eingedrucktem 10 kr.-Stempel, dessen beide ersten Seiten halbseitig beschrieben sind, während die Überschrift ganzseitig ist.

329 1—3 fehlt *H* 13 Daß — 330 10 gedruckt J^a S. 19 329 15. 16 öffentlichen, Privatbeamte J^a 20 Kataloge J^a 330 11—16 fehlt J^a 19 Das Rubrum eigenhändig: Verein bildender Künstler zu Wien zu einem Pensionsfonde für bejahrte bildende Künstler, und deren Wittwen und Waisen. Adalbert Stifter, Landschaftsmaler in Wien bittet als Mitglied der verdoppelten ersten Klasse des obgenannten Vereines aufgenommen zu werden. Beilagen *Sub B* und *C* des Bittstellers und dessen Gattin Taufscheine. Die Eingabe wurde: Praesentirt den 30. October 1844. Franz Stöber, Direktor. Die Erledigung lautet: „Herrn Adalbert Stifter wird hiemit die Versicherung gegeben, dass er den Statuten gemäss zur Aufnahme in die Gesellschaft mit der N° 248 gehörig vorgemerkt sey. Von der Pensionsgesellschaft bildender Künstler. Wien am 14. December 1844. Leopold Beyer, Secretair. Franz Stöber, Direktor.“ Links von den Unterschriften das Papiersiegel

Über das Bild des Erzherzogs Johann von Johann Fischbach. (1848.) S. 330 20—332 8.

Erster Druck: J^1 19. Juli 1848 Nr. 201 S. 3204. Der Aufsatz ist nicht gezeichnet, aber gewiss von Adalbert Stifter, wie aus Form und Inhalt ersichtlich ist.

330 20—22 fehlt J^1 23 Linz] Oesterreich, Linz J^1

Über das Hauptaltarblatt für das Stift Schlägl von August Palme. (1858.) S. 332 9—335 13.

Erster Druck: J^2 27. November 1858 Nr. 273, unter dem Titel Linz, unterzeichnet: Adalbert Stifter.

332 9-11 fehlt J^2

Ausser dem Norbertusbilde hat A. Palme, der im 89. Jahre am 22. August 1897 in München gestorben ist, folgende Bilder für das Stift Schlägl gearbeitet: Den Entwurf für die Ausmalung der Stiftsbücherei, welcher von dem akademischen Maler Ferdinand Weiss, Professor des Gymnasiums in Freistadt i. R., ausgeführt und 1901 beendet wurde; das Hochaltarbild der Stiftskirche Maria Himmelfahrt; zwei Historienbilder über den Chorstühlen, die Bekehrung des hl. Norbert und die Bestätigung des Prämonstratenserordens durch Papst Gelasius II.; zwei Bilder für die Seitenaltäre, den hl. Johann Nepomucenus und den hl. Donatus, und für die sogenannte Veitskapelle in der Stiftskirche ein Bild des hl. Aloisius von besonderer Schönheit. Ausserdem befinden sich in der Prälatur von ihm mehrere Skizzen und Entwürfe, besonders zum Hochaltarbilde. Wer die Arbeiten dieses deutsch-böhmischen Künstlers (geb. zu Rochlitz) kennen lernen will, muss wohl Schlägl aufsuchen. Zu dem hohen Ordensfeste 1849 hat der Bibliothekar Franz Holzhammer mehrere Gedichte verfasst, die er als selbständige Broschüre unter dem Titel „August Palme's Norberti-Blätter in der Stifts-Kirche zu Schlägel psychologisch-poetisch aufgefasst" (Linz. Josef Wimmer. 1849) erscheinen liess. Der Bibliothekar P. Gottfried Vielhaber war so freudlich, mir diese Einzelheiten mitzutheilen.

Die „Wiener Zeitung" 1858 bringt eine mit S. S. gezeichnete Notiz „Neuere Bilder für die Stiftskirche in Schlägl", welche aber von Adalbert Stifter nicht verfasst ist. Vgl. Dr. Ad. Horcicka „Über einige kunstkritische Abhandlungen Adalbert Stifters" in den Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Jahrg. XXXVI, S. 478—483.

Über das Bild des Statthalters Eduard Freiherrn von Bach von Grandauer und eine Madonna von Josef Rint. (1862.) S. 335 14—337 16.

Erster Druck: J^2 20. Juni 1862 Nr. 166, unter der Überschrift: Für bildende Kunst, unterzeichnet: Adalbert Stifter.

335 14—16 fehlt J^2 337 1 Über Rint vgl. S. 314—325

Kaisers Bleistiftzeichnungen. (1868.) S. 337 17—339 15.

Erster Druck: J^2 8. Januar 1868 Nr. 5, gezeichnet: Von Adalbert Stifter.

337 18 fehlt J^2 338 8 Vgl. Aprent, Briefe II 72, III 15, 31 u. a. O. Ad. Stifter stand mit ihm im engen Verkehr. Josef Maria Kaiser, 1824 in Kremsmünster geboren, Schüler der Wiener Akademie der bildenden Künste, war Zeichenlehrer am Staatsobergymnasium in Linz, später Custos des Museums Francisco-Carolinum und Secretär des oberösterreichischen Kunstvereines. Er starb am 6. Mai 1893. Kaiser hat sich auch an der Illustration Stifter'scher Werke betheiligt.

Proben aus dem Malertagebuche Ad. Stifters. (1854—1867.)

S. 343—350.

(Ungedruckt.)

Handschrift: Im Besitze des Grossindustriellen Herrn Adalbert Ritter von Lanna in Prag. Herr Dr. August Sauer, k. k. Professor der deutschen Universität in Prag, war so freundlich, die Handschrift, welche Herr Adalbert Ritter von Lanna für den vorliegenden Zweck bereitwilligst zur Verfügung ihm übersendet hat, in Abschrift zu nehmen, wofür ich mir erlaube, den gebührenden Dank auszusprechen. Da die nur ganz kurz und knapp angeführten Aufzeichnungen immer in derselben Art wiederkehren, schien es nicht nothwendig, die ganze Handschrift abzudrucken. Zur Kenntnis der Handschrift genügen die Proben, welche aus den Jahren 1854, 1858, 1859 und 1860 so gewählt sind, dass sie die Seiten des Tagebuches umfassen, auf denen sich Bemerkungen von allgemeinerem Interesse über die Art, wie Stifter zu malen pflegte, befinden. Sie enthalten die beiden Vorsatzblätter *a* und *b* (343), dann die Seiten der *H* 1 (344), 2 (345), 3 (346), 18 (347), 19 (348), 21 (349) und die Schlussseite 43 (349), und zwar in der Weise abgedruckt, dass je eine Seite *H* auf eine Druckseite kommt. Über die Anlage dieses Malertagebuches und die Ergebnisse aus demselben vgl. die Vorrede S. XLI—L

Zweifelhaftes. S. 351.

Die Grundsteinlegung des Denkmales für Kaiser Franz I. in Wien. (1843.)

Erster Druck: J^1 Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Herausgeber und Redacteur: Friedrich Witthauer.

209. Freitag, den 20. October 1843 S. 1670 f. Notizenblatt. Gezeichnet: S.

351 2—4 fehlt J^a 15 oder] und J^a 26 Wir bringen den Bericht als zweifelhaft, da sich manche Wendung und Art des Ausdruckes darin findet, die wir bei Stifter antreffen, doch scheint für ihn die Form etwas zu submiss (hochwürdigste Herr Burgpfarrer u. a.), übrigens die allgemeine Form der Schreibweise der vormärzlichen Zeit, in der gerade nichts Auffälliges liegt. 26 In die von Friedrich Witthauer herausgegebene Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode hat Ad. Stifter Beiträge geliefert, wie ich einem Tagebuche entnehme, in welchem er die Honorare, die er von F. Witthauer erhalten hat, genau verzeichnet. Diese Artikel erschienen ohne Namensfertigung oder nur mit dem Anfangsbuchstaben S gezeichnet, dessen sich aber auch andere Schriftsteller in dieser Zeitschrift bedienten, so dass es sehr schwer wird genau festzustellen, was von Ad. Stifter oder was von anderen Schriftstellern herrührt. Für den vorliegenden Band kommt diese Frage überhaupt nicht in Betracht, da in der Wiener Zeitschrift nahezu ausschliesslich Theater und Musik oder die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur gewürdigt, die Werke der bildenden Kunst jedoch nur dann eingehender besprochen werden, wenn dazu eine ganz besondere Veranlassung wie in dem vorliegenden Falle den Anstoss gab. Es ist wohl ohne allen Zweifel Thatsache, dass Ad. Stifter für diese Zeitschrift keinen weiteren Beitrag über Baukunst, Bildhauerei oder Malerei abgefasst hat, da ja selbst der hier abgedruckte ihm nicht mit voller Sicherheit zugeschrieben werden kann.

Register.

1. Personenverzeichnis.

[Die Namen in Klammern geben die bei Ad. Stifter oft wiederkehrende, abweichende Schreibart des Namens an.]

2. Verzeichnis der besprochenen Kunstwerke.[1])

---

[1]) Hier werden die in den Ausstellungen des oberösterreichischen Kunstvereines besprochenen Bilder und Bildhauerarbeiten nicht berücksichtigt. Die Aufzählung geschieht nach dem Orte, wo sie sich zur Zeit der Besprechung befanden.

3. Verzeichnis der Bilder.

(Außer Nr. VII und XVII sind alle Ad. Stifters eigenhändige Arbeiten.)

Volume

15

Bibliothek
Deutscher Schriftsteller
aus Böhmen, Mähren und Schlesien

Herausgegeben
im Auftrage der
**Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künst
für die Tschechoslowakische Republik**

Begründet von

August Sauer

Band XII

**Adalbert Stifters Sämmtliche Werke. XIV. Band
Vermischte Schriften. 1. Abteilung.**

2. Auflage.

Reichenberg 1933
Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus

Adalbert Stifters
Sämmtliche Werke

Vierzehnter Band

Vermischte Schriften. Erste Abteilung.

Herausgegeben
von
Gustav Wilhelm

Mit 13 Bildern

2. Auflage

Reichenberg 1933
Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus.

Gedruckt bei Rudolf M. Rohrer in Brünn

Inhalt.

Bisher Ungedrucktes ist mit einem Stern bezeichnet.

Vermischte Schriften. Erste Abteilung.

Erster Teil: Besprechungen von Kunstwerken.

Berichte über den oberösterreichischen Kunstverein.

Der
vor mehr
schienen is
geber, Pro
Verdienst
gemacht zu
Besprechun
tungen üb
in dem er
veröffentli
Kunstkritik
gewiß für
feuilletons
erschienene
und Becke

Mit
Bandes zu
klar, daß
konnte. V
und manc
sich eine
zung durc
Hand als
folgend, s
9. u. 10. A

Vorwort.

Der XIV. Band der Sämtlichen Werke Stifters, der vor mehr als dreißig Jahren als erster der Ausgabe erschienen ist, war seit langer Zeit vergriffen. Sein Herausgeber, Professor Dr. Adalbert Horcicka, hatte sich das große Verdienst erworben, Stifter als Kunstschriftsteller bekanntgemacht zu haben; denn bis dahin waren nur ein paar Besprechungen von Kunstwerken und allgemeine Betrachtungen über das Wesen der Kunst von Johann Aprent in dem ersten Bande der Vermischten Schriften Stifters veröffentlicht worden. Freilich ist auch heute noch der Kunstkritiker Stifter viel zu wenig anerkannt. Es spricht gewiß für ihn, daß A. F. Seligmann sich in seinen Kunstfeuilletons des öfteren auf ihn beruft. In den 26 bisher erschienenen Bänden des Künstler-Lexikons von Thieme und Becker fand ich aber nur einen Verweis auf Stifter.

Mit der Aufgabe betraut, eine zweite Auflage dieses Bandes zu besorgen, war ich mir von vornherein darüber klar, daß ein bloßer Neudruck nicht in Betracht kommen konnte. Vor allem mußte der Text von vielen Druckfehlern und manchen Versehen gesäubert werden. Ebenso erwies sich eine kritische Sichtung des Stoffes und die Ergänzung durch seither aufgefundene Schriftstücke von Stifters Hand als notwendig. Einem Hinweise Otto Jungmairs folgend, schied ich den Bericht der Linzer Zeitung Nr. 81, 82, 9. u. 10. April 1857 (XIV[1], S. 103 ff.) als nicht von Stifter,

sondern wahrscheinlich von dem Sekretär des oberösterreichischen Kunstvereines Josef Edlbacher verfaßt aus. Der Verfasser des im Gegensatz zu Stifters Gewohnheit nicht gezeichneten Artikels rühmt die Bestrebungen zur Errichtung einer Landesgalerie als „Unternehmen patriotischer und auf höhere Geistesbildung hinzielender Männer". Auf diese Stelle stützt Otto Jungmair unter Berufung auf Stifters Abneigung gegen Fremdwörter seine Annahme. Tatsächlich hat Stifter schon bei der Umarbeitung seiner ersten Erzählungen für die Aufnahme in die „Studien" ganz geläufige Fremdwörter verdeutscht und sie später möglichst vermieden (vgl. I, S. LXI). Jungmairs Beobachtung ergänzend, verweise ich darauf, daß Stifter in einem Berichte aus dem Jahre 1860 von einem Bilde spricht, das „innere, vaterlandsbegeisterte Gefühle" vorführt (156_{21}). Wir ersehen daraus, wie er das Wort „patriotisch" verdeutscht hat. Ebenso wie dieser Artikel mußte die im Jahre 1862 von dem Kunstvereine an den Landesausschuß gerichtete Eingabe (XIV[1], S. 195 ff.) ausgeschieden werden. Jungmair konnte an dem Horcicka nicht zugänglich gewesenen Originale feststellen, daß Edlbacher dieses Gesuch verfaßt hat. Von selbst ergab sich die Weglassung des Bruchstückes aus Stifters „Hochwald", betitelt „Die Ruine St. Thoma" (XIV[1], S. 286), das F. J. Proschko mit der Bemerkung „Aus dessen literarischem Nachlasse gütigst mitgetheilt" veröffentlicht hatte, ohne zu erkennen, daß ihm ein Blatt aus dem Manuskripte der Erzählung mit einigen Varianten des Textes vorlag. Übrigens paßte es an und für sich nicht in den Rahmen dieses Bandes. Stifters Bericht über die Überreichung des von Johann Rint geschnitzten Bechers an Erzherzog Johann habe ich im Band XVI an der ihm zukommenden Stelle (S. 35) unter der Überschrift „Der Empfang des Erz-

herzogs Johann in Linz" eingereiht. Ferner muß ich darauf hinweisen, daß die in demselben Bande abgedruckten „Kunst- und Litteraturbriefe aus Wien" in ihrer zweiten Hälfte Stifters Besprechung eines Bildes von Johann Fischbach und zweier Bilder von Franz Steinfeld enthalten (S. 329_{26} ff.) und daß ich in diesen Band auch die von Horcicka übersehene Besprechung des Ölgemäldes „Das Erdbeermädchen" von Carl Löffler (S. 332_{1}) eingerückt habe, weil ich nicht damit rechnete, daß in absehbarer Zeit eine Neuauflage des XIV. Bandes zustande kommen wird.

Neu aufgenommen wurde eine große Zahl von Eingaben und Gesuchen, die Berichte Stifters an den Statthalter Eduard Freiherrn von Bach über die Wiederherstellung des Kefermarkter Altares, zwei von Stifter verfaßte, diese Angelegenheit betreffende Eingaben des Statthalters, ein bisher nicht vollständig veröffentlichter Bericht Stifters an die Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, eine Eingabe des oberösterreichischen Kunstvereines und ein an dessen Ausschuß gerichteter Kommissionsbericht. Dieser Zuwachs legte es mir nahe, alle einschlägigen Stücke in eine eigene Gruppe zusammenzufassen und als solche Stifters Besprechungen von Kunstwerken folgen zu lassen. Zugleich erwies sich auch sonst eine übersichtliche Anordnung der außerhalb des Rahmens der Ausstellungsberichte stehenden Artikel als geboten.

Wie der erste Herausgeber habe auch ich dem Maler Stifter einen Abschnitt der Einleitung gewidmet und dem Bande eine Auswahl aus seinen Bildern in Schwarzdrucken eingefügt. Diese Auslese trug der Tatsache Rechnung, daß Stifters Autorschaft bei mehreren Bildern mit Recht angezweifelt wurde und daß seit dem Erscheinen der ersten Auflage viele und darunter künstlerisch hochstehende Bilder

bekannt geworden sind. Das erst kürzlich in den Besitz der Wiener Adalbert Stifter-Gesellschaft übergegangene Bild „Blick auf Kremsmünster“ (Bildbeilage Nr. II) ist bisher nicht reproduziert worden. Die dieses Kapitel abschließende eingehende Besprechung des „Tagebuches über Malereiarbeiten“ und einer dieses ergänzenden handschriftlichen Aufzeichnung aus dem Jahre 1867, die bisher nicht verwertet worden ist, soll darlegen, mit welcher Hingabe sich Stifter noch in seinem letzten Lebensjahre der Malkunst gewidmet hat, ohne eines der vielen Bilder, an denen er jahrelang arbeitete, zu vollenden, und wie pedantisch er die Arbeit daran Tag für Tag nach Stunden und Minuten gebucht hat. Zu einer Nebeneinanderstellung und Vergleichung des Landschaftschilderers, Malers und Kunstkritikers konnte ich nur hie und da Ansätze bieten. Vorausgegangen ist hier mit reichen Ergebnissen, von dem Dichter ausgehend, Frank Matzke in seiner Schrift „Die Landschaft in der Dichtung Adalbert Stifters“, die ich unmittelbar vor dem Abschluß des Manuskriptes zu ergänzenden Hinweisen verwerten konnte.

In den „Lesarten und Anmerkungen“ habe ich mit Heranziehung der hiefür in Betracht kommenden Quellenwerke die biographischen Daten der Künstler, deren Werke Stifter besprochen hat, angeführt. Nur anderthalb Dutzend Namen kann ich nicht nachweisen, eine Tatsache, die für die Beurteilung des Niveaus der von dem oberösterreichischen Kunstvereine veranstalteten Ausstellungen nicht belanglos ist. Diese Feststellungen waren auch deshalb unerläßlich, weil die Namen mancher Künstler in den Berichten der Linzer Zeitung entstellt sind und auch Namensverwechslungen vorliegen. Zu ihrer Berichtigung mußten die Kataloge der Ausstellungen und gelegentlich, da auch diese keineswegs verläßlich sind, die im Archiv

des Kunstvereines aufbewahrten Briefe der Aussteller herangezogen werden. Diese Arbeitsbehelfe hat mir Otto Jungmair erschlossen und sich dadurch auch um die Herstellung eines zuverlässigen Textes verdient gemacht. Nachweisbar ungenaue Namensschreibungen wurden beibehalten, wenn sie auf Stifter selbst zurückzuführen sind.

Mit größerer Ausführlichkeit bin ich auf Stifters Plan, Vorlesungen über Ästhetik an der Wiener Universität zu halten, und auf sein Scheitern eingegangen und habe die sich darauf beziehenden Akten und ihnen beigefügten Gutachten der Kommissionsmitglieder über Stifters Probevortrag teils wörtlich, teils in Auszügen mitgeteilt, weil die Beurteilungen Stifters an und für sich interessant sind und die Behandlung des Gesuches ein denkwürdiges Dokument aus der letzten Zeit des Vormärz ist. Ebenso schien mir Stifters Abhandlung über den geschnitzten Hochaltar in der Kirche zu Kefermarkt eingehender Erläuterungen zu bedürfen. Die Bedeutung dieses Kunstwerkes, das noch vor wenigen Jahren der Vernichtung durch den Holzwurm preisgegeben zu sein schien, nun aber durch die Obsorge des Bundesdenkmalamtes gerettet worden ist und in den letzten drei Jahrzehnten der Gegenstand einer kaum übersehbaren Zahl von Einzelschriften und Artikeln in Tageszeitungen und Monatsschriften war, legte es mir nahe, den heutigen Stand der Forschung im Anschluß an Stifters von tiefem Verständnis und innigster Liebe zur Kunst zeugende Ausführungen festzuhalten, die trotz mancher Irrtümer im Einzelnen der Anmut und Erhabenheit des Werkes vollauf gerecht werden, und auf die noch einer Klärung harrenden Fragen hinzuweisen. An Stelle der in der ersten Auflage wiedergegebenen Handzeichnung des Altares von dem Freiherrn Karl von Binzer, die aus der Zeit vor der von Stifter geleiteten Restaurierung des

Altares stammt, wurde eine Gesamtansicht, die ihn in der Gestalt bietet, wie er sich nach dieser bis zur letzten im Herbst 1931 abgeschlossenen Restaurierung dem Beschauer dargestellt hat, und ein Detailbild beigegeben. Freilich kann kein Bild, auch nicht die große Zahl trefflicher Bilder, mit denen Florian Oberchristl sein grundlegendes Werk „Der gotische Flügelaltar zu Kefermarkt" ausgestattet hat, und keine Beschreibung den Eindruck ersetzen, den wir in der Kirche von Kefermarkt empfangen und als weihevolles Erlebnis in uns aufnehmen.

Auf die abgeschlossen vorliegende Neuausgabe zurückblickend, danke ich an erster Stelle Otto Jungmair, der mir die Kenntnis von Akten des oberösterreichischen Landesarchivs und des Archivs des oberösterreichischen Kunstvereines vermittelt und keine Opfer an Zeit und Mühe gescheut hat, um die ihm vorgelegten Fragen zu klären, und mich andrerseits auch durch seine verdienstvollen Arbeiten über Stifters Tätigkeit im Kunstverein sehr gefördert hat. Zu bestem Danke haben mich auch der Direktor des oberösterreichischen Landesarchivs Dr. Ignaz Zibermayr und die Linzer Freunde Museumsdirektor Dr. Hermann Ubell und Professor Dr. Ägid Raiz verpflichtet. Ebenso erfuhr ich dankenswerte Unterstützung durch den Staatsbibliothekar Dr. Max Stefl in München, den Oberstaatskonservator des Bundesdenkmalamtes Reg.-R. Dr. Oskar Oberwalder, den Oberstaatsarchivar des Bundesministeriums für Unterricht Reg.-R. Dr. Viktor Kreuzinger und durch das Ausschußmitglied der Adalbert Stifter-Gesellschaft Herrn Franz Fink, der die Bereitstellung der für die photographische Aufnahme durch Herrn Paul Frankenstein bestimmten Bilder in der Adalbert Stifter-Sammlung übernommen hat. Schließlich danke ich herzlichst dem Redakteur der

Stifter-Ausgabe Professor Dr. Franz Hüller in Aussig für die treue mir als Berater geleistete Weggenossenschaft und der Sekretärin der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die tschechoslowakische Republik, Fräulein Marie Kaulfersch in Prag, für die Übermittlung von Handschriften aus dem Stifter-Archiv.

Wien, 31. Dezember 1932.

Dr. Gustav Wilhelm.



Ölbild auf Karton. I. 1839

Aussicht aus Stifters Wohnung.

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.





Ölbild auf Karton. I. 1839

Aussicht aus Stifters Wohnung.

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.

Einleitung.

„Die Kunst bereitet dem, der sie zu lieben versteht, ein unwandelbares Glük, und Gott hat mir die Gabe gegeben, das Schöne zu lieben, und mich daran aufs Tiefste erfreuen zu können.“ An August Piepenhagen, 1. September 1859.

Stifters Wirken im oberösterreichischen Kunstvereine.

Als Stifter im Jahre 1848 unter dem Eindruck der Oktoberrevolution befürchten mußte, daß das Ideal der Freiheit für lange Zeit vernichtet sei, reifte in ihm der Entschluß, an der Erziehung und Bildung des Volkes werktätig mitzuarbeiten. Das schien ihm die erste und heiligste Pflicht des Tages zu sein. „Mein Gott,“ so beteuert er seinem Verleger, „ich gäbe gerne mein Blut her, wenn ich die Menschheit mit einem Ruke auf die Stufe sittlicher Schönheit heben könnte, auf der ich sie wünschte.“ (XVII 323$_{26}$.) Im Geiste der Humanitätsideen Herders und der „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ Schillers tritt Stifter an seine Aufgabe heran, als sich ihm als Redakteur und Mitarbeiter der Linzer Zeitung und des Wiener Boten die Möglichkeit bot, erziehend und belehrend auf das Volk zu wirken. Welche Bedeutung er in seinem Er=

ziehungsplane der Kunst beimaß, bezeugt sein Artikel „Die Kunstschule“. Die Kunst, die ihm als die Schwester der Religion und als das höchste irdische Gut des Menschen galt, „soll nicht mehr Eigenthum Einzelner, sondern des Landes sein; es sollen Anstalten getroffen werden, daß ihre holde Erscheinung nach Maßgabe der Möglichkeit Jedem zugänglich sei und mit ihrer Wohlthätigkeit auf ihn wirke“ (XVI 178_{17}). Dabei leitete ihn wie bei dem Entschluß, seine Kraft dem Schulwesen zu widmen, die Liebe zu dem Lande Oberösterreich, das ihm seit seiner Jugend wohl vertraut war und ihn oft zu längerem Verweilen verlockt hatte. Freilich gaben ihm erst die Gründung des oberösterreichischen Kunstvereines und die von diesem veranstalteten Ausstellungen die Möglichkeit, das Interesse und Verständnis für Kunst zu heben und zu verbreiten. Zunächst entbehrte er in Linz schmerzlich jeden Kunstgenuß und Verkehr mit Künstlern, den er in Wien gepflegt hatte, und er stand auch der Gründung des Vereines anfangs skeptisch gegenüber, weil er befürchten mochte, daß die Stadt Linz, die damals nur 25.000 Einwohner hatte, nicht der richtige Boden für eine gedeihliche Förderung der Kunst sei, und die Pflege einer Afterkunst nur für schädlich hielt (vgl. 5_{5}, 13_{32}). Dennoch aber trat er dem Vereine gleich nach der am 17. April 1851 erfolgten Konstituierung als Mitglied bei und erklärte sich schon im August dieses Jahres in einem Briefe an Joseph Türck angesichts der mit Meisterwerken beschickten Ausstellung für bekehrt (XVIII 69_{26}). Stifter würdigte diese Ausstellung zunächst in zwei Artikeln der Augsburger Allgemeinen Zeitung und besprach in den Jahren 1852 — 1867 die Ausstellungen mit Unterbrechungen, die nur seine Kränklichkeit verursachte, in der Linzer Zeitung. Im Jahre 1854 wurde Stifter in den Ausschuß gewählt; er führte in der Folgezeit, von dem damaligen Präsidenten, dem Grafen

Johann Nepomuk von Weißenwolff, zu seinem Stellvertreter bestimmt, sehr häufig den Vorsitz in den Sitzungen und wurde nach dem am 27. April 1855 erfolgten Tode des Grafen auch von dessen Nachfolger, dem Abte Dominik Lebschy, zum Vizepräsidenten bestellt. Seine Tätigkeit im Vereine bot ihm Gelegenheit, alte Beziehungen zu Künstlern zu festigen und neue anzuknüpfen, wie zum Beispiel zu dem Prager Maler August Piepenhagen (vgl. XIX 165_9). In dieser dauernden Verbindung mit Kunst und Künstlern schuf sich Stifter das nötige Gegengewicht gegen die Berufstätigkeit, die ihm deshalb eine Last wurde, weil er sich außerstande sah, seine Pläne zu verwirklichen. Durch anderthalb Jahrzehnte widmete Stifter seine ganze Kraft den Zwecken des Vereines, und dieser ist sich dessen bewußt geblieben, was er Stifter zu verdanken hat. Das im Frühjahr 1931 gefeierte Jubiläum des achtzigjährigen Bestandes war mit einer würdigen Ehrung des Dichters verbunden, und die bei diesem Anlasse erschienene, von Otto Jungmair verfaßte Festschrift „Oberösterreichisches Kunstleben 1851—1931“ (Linz, 1931. Im Selbstverlage des oberösterreichischen Kunstvereines) läßt uns in den beiden bisher nicht erschlossene Akten des Archives verwertenden Artikeln „Die Entwicklung des Oberösterreichischen Kunstvereines 1851—1931“ (S. 12 ff.) und „Adalbert Stifters Wirksamkeit im Oberösterreichischen Kunstverein“ (S. 71 ff.) zum erstenmal die vielseitige Tätigkeit Stifters im Vereine überblicken und feiert ihn mit Recht als den treuen Eckart aller Kunstbestrebungen im Lande Oberösterreich[1]).

[1]) Gleichzeitig veranstaltete der Direktor des oberösterreichischen Landesmuseums Dr. Hermann Ubell eine Ausstellung von 58 Bildern aus den Jahren 1829 — 1880 (aus Linzer Privatbesitz, den Stiften St. Florian, Kremsmünster, Schlägl und Wilhering und

Stifter setzte sich im Ausschuß für die Förderung heimischer Talente ein. Bei seinen Inspektionen der Linzer Realschule hatte er die zeichnerische Begabung des damaligen Unterrealschülers Alois Greil erkannt; er veranlaßte, daß im Jahre 1857 zehn Bleistiftzeichnungen Greils im Kunstvereine ausgestellt wurden, und ermöglichte dessen Ausbildung als Künstler. Greil erhielt auf Grund eines vom Ausschuß an den Statthalter gerichteten Gesuches ein Landeskunststipendium und die Zusage einer Entsendung nach Italien im Falle seiner weiteren befriedigenden künstlerischen Vervollkommnung. Ebenso trat Stifter dafür ein, daß dem Münchner Maler Josef Munsch, einem gebürtigen Linzer, eine Unterstützung aus Landesmitteln für einen Aufenthalt in Italien bewilligt wurde (Jungmair, S. 84 f.). Mit lobendem Zuspruche begleitete er auch als Kritiker beide Künstler ebenso wie den in Wels geborenen Adolf Obermüllner auf ihren weiteren Wegen. Wiederholt übernahm Stifter die Abfassung von Berichten und Eingaben: an den Ausschuß des Vereines im Namen der von ihm zur Besichtigung der Kirche in Neufelden entsendeten Kommission, an den Statthalter wegen Renovierung der Redoutenspeisesäle, in denen die Ausstellungen veranstaltet wurden, und an das Landeskollegium wegen Zuweisung von Räumlichkeiten für die Landesbildersammlung. Von seiner Hand stammen auch die Entwürfe eines Gesuches an den Erzherzog Ferdinand Maximilian um Überlassung

der Landesgalerie) als Biedermeierausstellung des oberösterreichischen Landesmuseums. Hier waren 33 Maler, die im oberösterreichischen Kunstvereine ausgestellt hatten, vertreten und darunter 16 mit Bildern, die Stifter besprochen hatte. Diese Ausstellung gab Gelegenheit, Stifters liebe- und verständnisvolle Kunsturteile zu überprüfen und zu würdigen, und veranschaulichte den Erfolg seines Bestrebens, den Kunstbesitz des Landes zu mehren (vgl. den im Verlage des Museums erschienenen Katalog).

eines Bildes von Peter J. N. Geiger für eine Ausstellung und an den Kaiser wegen leihweiser Überlassung von Bildern aus dem Belvedere für die Landesgalerie (vgl. Jungmair, S. 86, 89 f. und Anm. S. 439, 441). Als Stellvertreter des Vorstandes verlieh Stifter gewiß oft Angelegenheiten des Vereines durch seine persönliche Fürsprache Nachdruck; er wurde auch dazu ausersehen, im August 1854 das Bild „Possenhofen" des Malers Josef Schertl der Kaiserin Elisabeth in Ischl zu überreichen (XVIII 223_{29}) und Anfangs Dezember 1860 bei der Erzherzogin Sophie in Wien in Audienz zu erscheinen, um ihr das oben erwähnte Ansuchen des Vereines, das offenbar nicht abgesendet worden ist, vorzutragen und ihr Fürwort bei dem Kaiser zu erbitten (XIX 250_{29}, 258_{14}).

Die Errichtung der Landesgalerie lag Stifter besonders am Herzen; er setzte sich bei jeder Gelegenheit dafür ein, da nur in bleibenden, öffentlichen Bildersammlungen das im höchsten Sinne Künstlerische zur Bildung und zum Unterrichte der Nachwelt aufbewahrt werden könne; er lenkte auch die Aufmerksamkeit auswärtiger Künstler auf dieses Unternehmen und veranlaßte das Zentral-Komitee der deutschen Künstler zu einem Gutachten über die Errichtung von Landesgalerien, wofür er diese Körperschaft um so eher gewinnen konnte, weil er ihr die Ausstellung des als erstes Galeriestück erworbenen Gemäldes von Hermann Mevius „Schiffbruch bei der Insel Capraja" auf der großen geschichtlichen Ausstellung in München ermöglicht hatte (vgl. Festschrift, S. 87 und Otto Jungmair, Adalbert Stifter und die Gründung der oberösterreichischen Landesgalerie, Alpenländische Monatshefte, Jahrgang 1930/31, Heft 5, S. 291; S. A. S. 5).

Die Maßnahmen des Vereines widersprachen manchmal den Absichten und Zielen, die Stifter im Auge hatte.

Darüber klagte er zu einer Zeit, als er noch nicht dem Ausschuß angehörte, am 8. November 1851 in einem Briefe an Joseph Türck: „Auch im Kunstvereine, wo man mir Alles versprach, wo man in Alles eingehen wollte, was ich vorschlug, thun sie nun so dummes Zeug, daß ich meine Hand ganz zurük halten muß. Es war ein schöner Anfang und wird durch die unüberwindlichste Dummheit verzettelt. Ich stehe fast allein“ (XVIII 75_{21}). Auch im Ausschusse dürfte er manchmal sich als ein Prediger in der Wüste gefühlt haben und mit seinen Anträgen gegenüber der Majorität, „dem Ungeheuer, das oft sehr vernünftige Dinge zu nichte macht,“ nicht durchgedrungen sein (vgl. XVIII 274_{23}). Diese Äußerungen erklären uns die Berechtigung der Warnungen, die Stifter in seinen Kunstberichten, als er noch nicht Ausschußmitglied war, vernehmen ließ, der Verein dürfe sich nicht durch Rücksichten zum Ankaufe von Mittelmäßigkeiten verleiten lassen, wodurch so leicht Anstalten dieser Art zugrunde gehen, und müsse unverrückt sein Ziel, die Kunst allein vor Augen haben. Besonders denkwürdig und ein ehrendes Zeugnis für Stifters strenge Auffassung ist die von Otto Jungmair (Festschrift, S. 96—98) aus den im Vereinsarchiv aufbewahrten Akten ermittelte Geschichte seines Austrittes aus dem Ausschusse. In der Sitzung vom 17. Dezember 1861, in der Stifter wieder zum Vorstandstellvertreter ernannt worden war, teilte das Mitglied des Ausschusses Edenberger mit, der landständische Beamte L i n d n e r wünsche das Bild von Friedrich Havránek „Böhmisches Städtchen“, das ausgestellt und vom Verein zur Verlosung erworben war, anzukaufen. In den Satzungen des Vereines war nämlich bestimmt, daß jährlich eine Anzahl von Bildern angekauft und durch Verlosung an Mitglieder und Teilnehmer abgegeben werden sollte. Der Antragsteller setzte sich für die

Bewilligung des Ansuchens ein, denn es entspräche der Tendenz des Vereines, aus den Ausstellungen, sei es für die Verlosung, sei es an Private, so viel als möglich Verkäufe zustande zu bringen, damit die Künstler immer mehr ermuntert würden. Stifter erhob dagegen Einspruch, das Komitee habe durch das Ankleben eines Zettels „Zur Verlosung angekauft" die Mitglieder von der Bestimmung dieses Bildes als Gegenstand der Verlosung in Kenntnis gesetzt und könne nicht mehr anders darüber verfügen, da das Bild bereits Gemeingut aller Vereinsmitglieder geworden sei, und berief sich hiebei darauf, daß gerade dieses Bild den Freiherrn Siegmund von Handel veranlaßt habe, dem Vereine beizutreten $\left(\text{vgl. Protokoll } \frac{\text{Nr. 234}}{\text{K. V. 1861}}\right)$. Mit seinem Ablehnungsantrage überstimmt, richtete Stifter am nächsten Tage an Dominik Lebschy als Präsidenten des Vereines ein Schreiben, erklärte nochmals, daß nach seiner Überzeugung der Ausschuß zum Ankaufe dieses Bildes nicht berechtigt sei, und stellte die Bitte, seinen Austritt aus dem Ausschusse annehmen zu wollen (XX 42_{20}). Dieser Brief kam in der Sitzung vom 21. Dezember 1861, an der Stifter nicht mehr teilnahm, zur Vorlage und veranlaßte eine kurze Debatte, in der Josef Edlbacher, der Sekretär des Vereines, um den Standpunkt der Mehrheit zu begründen, auf die Tatsache hinwies, daß auch das Bild von Schertl zur Verlosung angekauft und ohne Einspruch Stifters der Kaiserin überlassen worden war. Einem wieder mit Stimmenmehrheit gefaßten Beschluß gemäß wurde Stifters Gegenantrag samt den daran anknüpfenden Bemerkungen Edlbachers in das Protokoll aufgenommen $\left(\text{vgl. } \frac{\text{Nr. 237}}{\text{K. V. 1861}}\right)$, und damit war diese Angelegenheit erledigt. Wir kennen keine Klage Stifters über diese Erfahrung, die er machen mußte. Ganz

gelassen meldet er im Juli 1862 seinem Freunde Gustav Pechwill: „Mein Amt als Vicevorstand und als Ausschuß im Vereine habe ich nieder gelegt, weil einige Unregelmäßigkeiten vorfielen, die ich nicht verantworten zu können glaubte; aber das Kritisiren ist ein Privatamt, und das habe ich behalten“ (XX 72_{16}). Der Sache des Vereines blieb Stifter tatsächlich auch fürderhin treu, denn der Kunst, so weit es in seinen Kräften lag, zu dienen, war für ihn Lebensinhalt geworden.

Eine Ergänzung seiner Tätigkeit im Kunstvereine bot ihm der Linzer Museumsverein. Am 24. April 1852 in den Ausschuß gewählt, übernahm er das Referat für Kunst und Altertum, erstattete in den Sitzungen einschlägige Berichte (vgl. Linzer Zeitung 1854, 12., 18. Jänner, 17., 18. Februar, 24. Mai) und hielt im Jahre 1853 einen Vortrag über den Kefermarkter Altar, der im 13. Jahresberichte des Museums veröffentlicht wurde. Stifter arbeitete auch die Statuten des Vereines um und entwarf Instruktionen für die Fachreferenten, war aber in den folgenden Jahren durch sein Amt und Kränklichkeit behindert, sich an den Arbeiten des Vereines zu beteiligen. Auch in diesem Wirkungskreise war für ihn der Wunsch maßgebend, eine Stätte der Bildung und Belehrung zu schaffen und die Sammlungen des Museums der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Diese Aufgabe des Vereines wird in der neuen Fassung der Statuten nachdrücklich betont (vgl. Linzer Zeitung Nr. 26, 30. Jänner 1853).

An der im Jahre 1857 erfolgten Gründung des Diözesanvereines für kirchliche Kunst war Stifter gleichfalls beteiligt, und auch in ihm wirkte er als Ausschußmitglied bis zu seinem Lebensende. Von der Tätigkeit dieses Vereines erhoffte er sich, daß künftighin „wirkliche und untadeliche Kunstwerke in Gotteshäusern entstehen“ werden

und „Reste schönster Kunstempfindung der Vergangenheit" erhalten bleiben ($254_{7, 28}$), und er dachte hiebei an ein Zusammenwirken dieses Vereines mit der Zentral-Kommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, der er seit seiner zu Ende des Jahres 1853 erfolgten Ernennung zum Konservator für Oberösterreich angehörte.

Nach zwei Seiten hin entfaltete Stifter seine auf Förderung der Kunst in Oberösterreich gerichtete Tätigkeit: durch sein Wirken im Ausschusse des Kunstvereines, seine Berichte über Kunstwerke, besonders die im Kunstvereine ausgestellten, und durch sein Eintreten für Erhaltung und Wiederherstellung alter Baudenkmale, wofür sich ihm als Konservator ein weites Arbeitsfeld eröffnet hatte.

Stifter als Kritiker.

Die Berichte, die Stifter über die Ausstellungen des oberösterreichischen Kunstvereines veröffentlichte, erstrecken sich über mehr als anderthalb Jahrzehnte (1851 bis 1867). Stifter hat etwa 300 Ausstellungsgegenstände, Gemälde, Zeichnungen, Plastiken und Photographien, die Werke von etwa 250 Künstlern, besprochen. Unter den Ausstellern begegnen wir alljährlich anerkannten Meistern, die der Düsseldorfer oder Münchener Schule angehörten oder nahe standen. Dies bezeugen die Namen: Andreas und Oswald Achenbach, Heinrich Bürkel, Hermann Mevius, Karl v. Rottmann, Eduard Schleich und Karl Spitzweg. Weniger eifrig beschickten die Wiener Künstler die Linzer Ausstellungen, wie Stifter mehrmals bedauernd bemerkt, aber dennoch stellten sich Maler, die in der Zeit des Biedermeier sehr beliebt und geschätzt waren, mit Bildern ein, wie zum Beispiel Jakob und Rudolf Alt, Friedrich v. Amerling, Johann Ender, Johann

Fischbach, Friedrich Gauermann, Anton Hansch, August Schäffer und Ferdinand Waldmüller.

Als Rezensent aufzutreten, lag Stifter fern. Dazu fühlte er sich, wie er in seiner Bescheidenheit wiederholt erklärte, nicht berufen, er wollte mit seinen Besprechungen — „Ansprachen“ nennt er sie — nur dazu beitragen, die Kunst im Lande Oberösterreich zu fördern und zu heben. Indem er diesen Zweck in den Vordergrund stellte und es ablehnte, als Rezensent beurteilt zu werden, sicherte er sich die Freiheit, nicht alle Bilder besprechen zu müssen, und gewann Raum für allgemeine Betrachtungen über das Wesen der Kunst, die er ebenso wie Mitteilungen über die Entwicklung des Vereines an die Spitze seiner Artikel stellte oder an die Besprechung eines Bildes anknüpfte. Als ein Mann, „der die Kunst liebt und ihr mitunter die schönsten Stunden seines Lebens verdankt“, vor die Leser tretend (151_{25}), verrät er nur gelegentlich, daß auch eigene seit seiner Schulzeit gepflegte Ausübung der Malkunst sein Urteil leitet: „Wer die Schwierigkeit solcher Ausführungen kennt, wird die Luft von Zimmermann um so mehr bewundern“ (37_{33}). „Jeder, der mit Farben umgeht, kennt die Gewalt derselben gegeneinander“ (229_{27}). Kann er ein Bild weder in seiner Gesamtheit noch in allen Einzelheiten durchwegs loben, so sucht er doch der Bemängelung ein Lob zuzugesellen, oder er schwächt den Tadel dadurch ab, daß er auf andere wohlgelungene Bilder desselben Künstlers hinweist. Immer steht ihm aber bei den hohen Anforderungen, die er an ein Werk stellt, die Sache höher als die Person. Auch berühmten Malern gegenüber hält er nicht mit seinem Tadel zurück. Eine Studie W a l d m ü l l e r s scheint ihm in allen Teilen verfehlt zu sein, und auch anderen gleichzeitig ausgestellten Studien dieses Malers kann er keinen Beifall schenken (135_{15}). E d u a r d S c h l e i c h geht nach Stifters Ansicht „in der

leichten, fast leichtfertigen Behandlung mit großem Pinsel etwas zu weit. Unverantwortlich in dieser Hinsicht scheint es uns für einen solchen Namen, wie er in Nr. 42: Abendlandschaft verfahren ist" (20_{14}).

Stifter legte in seinen Besprechungen sein eigenes künstlerisches Glaubensbekenntnis nieder. Als höchster Zweck der Kunst gilt ihm die Veredelung der Menschheit. Dem Lande Oberösterreich wollte er die Segnungen der Kunst zukommen lassen und in ihm den Kunstsinn, der einst vorhanden war, wieder beleben. An der Umgestaltung sollen außer der bildenden Kunst auch Theater, Baukunst und Dichtung mitwirken. Freilich war sich Stifter darüber klar, daß die Voraussetzung des Erfolges dieser Bestrebungen die Empfänglichkeit der Menschen sei, daß sie auch „ein eigenes Göttliches" mitbringen müssen (220_{26}), und daß die Abnahme des Kunstsinnes eine Folge der gesellschaftlichen Ereignisse unseres Weltteiles und der durch den Aufschwung der Technik umgestalteten Kultur ist: „Die Kunst, wie jedes Hohe, verlangt Sammlung . . . Wo aber ist heute Sammlung, wo ist Ruhe? . . . Der Genuß ist das Ziel, wornach gejagt wird" (207_{24} ff.).

In seinen allgemeinen Betrachtungen greift Stifter hie und da in das Gebiet der Kulturgeschichte hinüber. Im Anschluß an Herder erblickt er in der Kunst den Gradmesser der Kultur eines Volkes, in ihrem Blühen ein Zeichen des Aufstieges und in ihrem Welken einen Vorboten des Verfalles. Wie Herder stellt er die griechische Kunst am höchsten, erkennt in ihr den Ausdruck vollendeter Menschlichkeit und rühmt das Gefühl der Griechen für Gesetz und Maß, das sich in ihrer Kunst offenbare. Daß aber der Genius dieser Zeiten, wie Herder sagt, vorüber ist, dessen war auch Stifter sich bewußt, der die eine Zeit lang übliche „ängstliche" Nachahmung ihrer Gestalten als „das Aller-

frostigste“ bezeichnet (206_{8}). Erklärt sich diese Charakteristik der Antike durch die vom Klassizismus geprägten Werturteile, deren generalisierende Einseitigkeit erst spätere Zeiten erkannt haben (vgl. Margarete Gump, Stifters Kunstanschauung, Berlin, Ebering, 1927, S. 45), so beruht Stifters Würdigung der gotischen Kunst auf eigener Anschauung und Empfindung. Die Gotik war ihm vor allem in Wien durch den Stephansdom nahegebracht worden und offenbarte sich ihm immer wieder in vielen Kirchen und Holzschnitzaltären Oberösterreichs in ihrer Lebendigkeit und Unmittelbarkeit, die er feinsinnig darauf zurückführt, daß ihre Kunstwerke „gleichsam in Fleisch und Blut der Menschen gelegen waren“ (291_{26}). „In einer gewissen Kindlichkeit, Unbeholfenheit, ja Fehlerhaftigkeit der Ausführung liegt doch ein Adel, eine Anspruchlosigkeit, eine Selbstgeltung, eine Strenge und Keuschheit, die unser Herz mit einem Zauber von Rührung und Bewunderung umfängt“ (277_{18}). An ihr gemessen erschienen ihm spätere Epochen, besonders das Barock, als Entartung.

Auch allgemeine Fragen der Ästhetik zieht Stifter in den Kreis seiner Betrachtungen. In einer Zeit, die nach seiner Ansicht geneigt war, „den Stoff mit dem Kunstwerke zu verwechseln“, erklärt er: „Der Stoff eines Kunstwerkes ist allerdings nicht gleichgültig ... allein bei dem Schwächerwerden der Ausführung verliert der Stoff allmälig seine Bedeutung“; er bezeichnet es als charakteristisch für junge Künstler, daß sie große Stoffe wählen, während bedeutende dem kleinen Stoffe große Wirkungen abgewinnen; das einfache Motiv müsse mit der größten Vollendung in der Form durchgeführt werden (165_{31}, 171_{1}, 179_{19}, 186_{10}). Hierin folgt er wie so häufig Jean Pauls Vorschule der Ästhetik, und unter ausdrücklicher Berufung auf sie erörtert er auch die Berechtigung des Komischen und Humoristischen in der

Kunst und ebenso, zugleich in Übereinstimmung mit Goethes Auffassung des Verhältnisses zwischen Natur und Kunst, das Problem des Idealismus und Realismus ($218_{6,\ 30}$). Stifter hatte sich mit diesen Fragen oft beschäftigt und wollte sie auch in den von ihm im Jahre 1847 geplanten Vorträgen über Ästhetik, wie wir der von ihm entworfenen Skizze entnehmen, behandeln.

In einem Briefe an August Piepenhagen sagt Stifter: „Der Künstler hat jenes Ding in seiner Seele, das alle fühlenden Menschen in ihrer Tiefe ergreift, das alle entzükt, und das keiner nennen kann" (XIX 199_{31}). Daß der Künstler mit seiner Seele schaffen muß, war Stifters innerste Überzeugung. Der Seesturm von Hermann Mevius „ist, wie jedes große Werk, nicht gemacht, sondern in der ergriffenen Seele des Künstlers gewachsen" (84_{33}). „Wenn der Künstler seiner Seele den rechten Ton ertheilt hat, fließt sie von selbst in den Pinsel" (174_{9}). Solche Werke sind der unmittelbaren Wirkung auf den Beschauer sicher. „Und diese Meisterschaft von Arbeit... ist der Träger einer Innigkeit, einer Tiefe, Reinheit und Anmuth, die sich als Seele des Bildes in unsere Seele senkt" (Heinrich Bürkel, Achensee, 228_{5}). Frank Matzke, Die Landschaft in der Dichtung Adalbert Stifters (Verlag der literar. Adalb. Stifter-Gesellschaft in Eger, 1932) bezeichnet die Landschaften in Stifters Dichtungen, von einzelnen Fällen abgesehen, als „Seelenlandschaften" (vgl. S. 71 f.). In engem Zusammenhange damit steht Stifters Forderung, daß der Künstler alle Teile seines Werkes mit gleicher Liebe und Sorgfalt ausführen muß. „Das Heiligtum der Natur schließt sich nur der begeisterten und beharrlichen Liebe gegen ihre kleinsten Theile und der Betrachtung aller ihrer Kinder als gleich geliebter auf" (50_{16}, 77_{12}). Die Ungleichheit der Behandlung wirkt bei einem Historienbilde wie Johann Geyers Götz, in dem Teppiche und Kleider

unübertrefflich, die Gesichter aber als nebensächlich behandelt sind, fast peinlich (201_{9}). Der Künstler darf aber nicht, wenn er gewissenhaft das Einzelne betrachtet und nachzuahmen strebt, darüber versäumen, das Ganze in seiner Lebhaftigkeit zu erfassen (76_{11}). Das erste Gebot, das der Künstler beachten muß, ist die Erlernung der Technik, „des Handwerks", wie Stifter sagt. Die künstlerische Vollendung steht aber noch so hoch über der größten Fertigkeit, wie eben die Kunst über dem Gewerbe (189_{31}, 164_{9}). Über der äußeren Mache darf der Künstler auch nicht die Durchgeistigung des Bildes außer acht lassen, denn „die geistige Idee ist es, welche das Kunstwerk als solches empor trägt" (114_{19}). Jedes Bild muß Inhalt haben, die dargestellte Handlung muß klar, deutlich und einheitlich sein, und der Künstler muß „die natürlichen Bedingungen des Entstehens und Bestehens einer Thatsache berücksichtigen" und Widersprüche zwischen der Handlung und der Art, wie sie dargestellt wird, vermeiden. Aber auch der Titel muß dem Inhalt des Bildes entsprechen (185_{15}, 173_{9}, 86_{23}, 73_{25}, 87_{18}).

Stifter vertieft sich in liebevolles Studium der Einzelheiten eines Bildes und läßt zugleich das Ganze als solches auf sich wirken. „Die tiefste Einheit des Ganzen und doch die reichste Mannigfaltigkeit in Farbe und Zeichnung" rühmt er an dem Bilde von Albert Zimmermann „Morgendämmerung am großen Venediger" (185_{25}). Ebenso kennzeichnet er die Stephanskirche und den Kefermarkter Altar (276_{22}). Diese Geschlossenheit und Einheitlichkeit bezeichnet Stifter als die Ruhe eines Kunstwerkes, als „Kunstruhe". „Es ist diese Ruhe", sagt er im „Nachsommer" (VII 94_{12}), „jene allseitige Uebereinstimmung aller Theile zu einem Ganzen, erzeugt durch jene Besonnenheit, die in höchster kunstliebender Begeisterung nie fehlen darf, durch jenes Schweben über dem Kunstwerke". Es ist

außerordentlich charakteristisch für Stifter und seine künstlerische Einstellung, daß er so oft den Gesamteindruck eines Kunstwerkes mit diesem Worte kennzeichnet, das Fehlen der Ruhe ausstellt und zum Streben nach größerer Ruhe auffordert (vgl. 37_{20}). Die Ruhe eines Bildes von Friedrich Voltz erfüllt auch die Seele des Beschauers mit Ruhe und Heiterkeit (vgl. 80_{15}), während ein Bild Nordgrens infolge der Aufdringlichkeit der Wirkung Unruhe erregt (228_{31}). Ruhe und Erhebung rühmt Stifter auch als „das Vorrecht der deutschen Baukunst" (276_{32}). Daß wir dieses Wort zugleich im ethischen Sinne erfassen müssen, geht aus Stifters Gesuch um Bewilligung ästhetischer Vorlesungen hervor, in dem er dem Gutachten des Professors Ficker zufolge mit willkürlicher Einschränkung des Bereiches der Kunst erklärte, „das Sittliche komme ... in Malerei, Bildhauerei und Baukunst durch sittliche Ruhe, Einheit und Tüchtigkeit, die wir anschauen, zur Erscheinung (vgl. Anm. S. 426). Für die Antike haben der Klassizismus und Jean Paul dieses Merkmal in Anspruch genommen, der in der „Vorschule der Ästhetik" sagt: „Wie drückt nun der Grieche die Freude in seiner Dichtkunst aus? — Wie an seinen Göttergebilden: durch Ruhe" (Werke, Hempel, 49, S. 77)[1]). Auch die Landschaftsdichtung Stifters kennt, wie Matzke feststellt, fast nur die Ruhe

[1]) Walther Rehm hat in seiner tiefgründigen und das Thema erschöpfenden Abhandlung „Götterstille und Göttertrauer. Ein Beitrag zur Geschichte der klassisch-romantischen Antikendeutung" (Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt am Main, 1931, Niemeyer, Halle) S. 228 ff. gezeigt, daß die von Winckelmann gepriesene Stille und Ruhe der griechischen Göttergestalten die Gesamtauffassung des Griechentums im Klassizismus bestimmt und daß diese sich neben gegensätzlichen bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts behauptet, wie Stifters „Nachsommer", Fr. Th. Vischers „Ästhetik" und Jakob Burckhardts „Cicerone" (1. Auflage, 1855) beweisen. Vergleiche auch Margarete Gump, S. 45 ff.

(S. 77; vgl. S. 12), und Bewegung ist in ihr Ausnahme. Diese Ruhe darf natürlich nicht ohne weiteres der „Kunstruhe“, wie sie Stifter im „Nachsommer“ formuliert hat, gleichgesetzt werden, aber sie berühren sich doch sehr enge; denn heftige Bewegungen in der Natur würden das Landschaftsbild Stifters des Gesamteindruckes, den es erregen soll, berauben, weil in ihm nicht mehr alle Teile zu diesem Ganzen übereinstimmen würden.

Ein anderes Kennzeichen echter Kunst ist für Stifter die Gegenständlichkeit. Darunter versteht er die wirklichkeitstreue Wiedergabe des von dem Künstler gewählten Vorwurfes, seine gleichsam selbstlose Hingabe an den Stoff. An einem Bilde Peter J. N. Geigers rühmt er: „Wie gegenständlich steht selbst das Kleinste auf seinem Platze“ (114_{33}). Der Wolkenhimmel auf Robert Zimmermanns „Ebene bei Rosenheim“ „ist von einer unbeirrten Gegenständlichkeit“ (94_{16}), und in dem Cap Misene von Hermann Mevius ist „kein Versuchen, kein Tasten in unbestimmten Richtungen..., sondern das klare Bewußtsein dessen, was ist, das Versenken in die Schönheit desselben und die bestimmte Darstellung dieser Schönheit“ (138_{1}). In demselben Sinne gebraucht Stifter „naiv“ und „Naivität“. In Heinrich Bürkels „Achensee“ „leuchtet uns jene Naivetät, eine der schönsten Blumen hoher Kunst..., in voller Reinheit und Ursprünglichkeit entgegen“ (227_{24}). Naive Gegenständlichkeit liegt nach Stifters Urteil in den Werken der Antike — worin er wieder zu weit geht — und in denen des Mittelalters. Margarete Gump (Stifters Kunstanschauung, S. 33) verweist hier mit Recht auf Goethes Charakteristik Homers (Italienische Reise, 17. Mai 1787). Diese naive Gegenständlichkeit erkennt Stifter auch in einem Knabenköpfchen Carl Löfflers: „Da ist keine Spur von jener anspruchsvollen Mache, die Absonder-

lichkeiten sucht, und bei jedem Pinselstriche sagt: ‚Seht, da bin ich'" (173_{30}).

Damit hängt Stifters Forderung des treuesten Studiums der Natur enge zusammen. Besonders die jungen Talente Oberösterreichs verweist er immer darauf. An einem Bilde Obermüllners lobt er das an Bäumen und Wolken erkennbare Naturstudium und empfiehlt ihm, „sich immer treuer und klarer an die Gegenständlichkeit der Natur anzuschließen" (93_{31}), und ebenso richtet er an Alois Greil die Mahnung, „auch der Bildung des Einzelnen und Kleinsten gerecht zu werden" (189_{30}). „Der Schiffbruch bei der Insel Capraja" von Hermann Mevius ist „empfangen worden nach den Eingebungen der wohl beobachteten und wohl studirten Natur" (84_{20}), und eine Landschaft von Johann Fischbach zeigt „ein in allen seinen Theilen auf Gründen ruhendes Studium der Natur" (101_{27}). Hierin stimmt Stifter völlig mit der Richtung des Biedermeier überein (Matzke, S. 62), die ihm, der von seiner Kindheit an wie Heinrich im „Nachsommer" „ein großer Freund der Wirklichkeit der Dinge gewesen war" (VI 23_{25}), bei seinem Bestreben, sich als Maler und Dichter an die Natur zu halten, entgegenkam. Bei der Wiedergabe der Natur darf der Künstler aber nicht wahllos vorgehen, da sich nicht alle Bildungen der Natur dafür eignen (175_{17}), und das bloße Studium der Natur genügt nicht, er muß seine Phantasie walten lassen und mit der Genauigkeit Gefühlswärme verbinden (173_{5}, 198_{11}). Die Phantasie darf jedoch den Künstler nicht über die Natur hinausführen, wie Stifter dies an drei Bildern des von ihm hochgeschätzten Piepenhagen feststellt (145_{15}). Ebenso warnt er vor einer fast mikroskopischen Darlegung, weil sie die Freiheit der Kunstbehandlung und die Einheit des Gesamteindruckes beeinträchtigt (174_{22}). In allen diesen Ratschlägen kommt der Maler Stifter zu Wort,

der sich bei seinem eigenen künstlerischen Schaffen immer wieder vor diese Fragen gestellt sah und sich um ihre Klärung bemühte. Den besten Aufschluß gewährt uns der „Nachsommer". Heinrich wird auf die Fehler in seinen Entwürfen von dem Freiherrn von Risach und Eustach aufmerksam gemacht und belehrt, wie er sie vermeiden könne. Freiheit und Leichtigkeit sei das Wesen und das Herz der Kunst. „Das Auge soll nur geübt und unterrichtet werden, die Seele müsse schaffen, das Auge soll ihr dienen... Wenn überhaupt ein Fehler gegen die Genauigkeit gemacht werden müsse — und kein Mensch könne Dinge, namentlich Landschaften, in ihrer völligen Wesenheit geben — so sei es besser, die Gegenstände großartiger und übersichtlicher zu geben, als in zu viele einzelne Merkmale zerstreut. Das Erste sei das Künstlerischere und Wirksamere" (VII 32_{24} ff.).

Die Natur, „die Mutter der Künste" (194_{18}), lehrt aber auch nach Stifters Überzeugung den Künstler, einfache Mittel zu verwenden. An Piepenhagens „Hochwald" rühmt Stifter „das einfache Wiedergeben der einfachen großen Natur" (187_{28}) und an zwei Bildern Remi van Haanens „die unendlich einfachen, kaum begreiflichen Mittel. Die Natur geht ebenfalls so vor und wirkt durch Reinheit und Einfachheit der Mittel" (49_{9}). Löfflers „Mädchenköpfchen" veranlaßt ihn zur Bemerkung: „Das ist stets das Merkmal der Meisterwerke, daß wir keine Mittel sehen und doch die große, unbeschreibliche Wirkung gewahren" (202_{20}). Die Beobachtung der Natur kann nicht durch die Nachahmung alter Meister ersetzt werden, so sehr deren Studium dem Künstler empfohlen werden muß (182_{7}). „Wer sich von dem Geiste der einfachen Großartigkeit der Alten durchdringen läßt, und damit die Erfahrungen der neuen Mache verbindet, darf des nachhaltigen Erfolges versichert sein" (173_{21}). Die bloße Beherrschung der Mache

führt aber zur Manier, und sie bekämpft Stifter, wo er ihr Vorwalten erkennt (vgl. 89_{8}). Auch Karl von Rottmann, „den größten Landschafter unserer Zeit", spricht er nicht von ihr frei (39_{27}).

Stifter kennt noch ein anderes Merkmal eines echten Kunstwerkes: die anhaltende, sich steigernde Wirkung auf den Beschauer. Friedrich von Amerlings „Studienkopf" wird, je länger man ihn anschaut, desto schöner (57_{8}). „Der Herbstabend" Anton Zwengauers wird für den, der das Bild bei der Verlosung erhält, „eine Quelle lebenslänglichen Vergnügens" sein (88_{22}). „Man kann Monate lang an dem Werke beobachten, und findet täglich neue Schönheiten", sagt Stifter von dem Kefermarkter Altare (276_{21}).

Ein wiederholtes Studium ermöglicht aber nur eine Galerie. Durch ihre Errichtung wollte Stifter besonders die jungen Künstler des Landes fördern, die dadurch Gelegenheit zu Studien anerkannt guter Bilder erhalten sollten. Stifter selbst konnte sich glücklich preisen, daß Bilder bekannter Künstler seine Wohnung schmückten und ihm die Quelle eines lebenslänglichen Vergnügens boten. „Wir haben manche Zeit mit Hineinleben in Schönheiten zugebracht", sagt der Freiherr von Risach in seinem Bilderzimmer, und in dem Sternenhof wiederholen Mathilde und ihre Gäste den Genuß der Betrachtungen und „verleben sich" in die Kunstwerke (VII 117_{8}, 129_{31}). Wie dem Künstler sein Werk zum Erlebnis werden muß, so gilt dies auch für den Betrachter des Werkes. Diese Überzeugung vertritt Stifter in seinen Besprechungen, wenn er auch nicht ausdrücklich vom „Erlebnisse" spricht (vgl. 174_{9}, 207_{26}). Wir erinnern uns bei ihm an den „wahren Liebhaber" Goethes: „er fühlt, daß er sich zum Künstler erheben müsse, um das Werk zu genießen, er fühlt, daß er sich aus seinem zerstreuten Leben

sammeln, mit dem Kunstwerke wohnen, es wiederholt anschauen und sich selbst dadurch eine höhere Existenz geben müsse“ (Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke, Werke, Meyer, Bd. 22, S. 81).

Unter den Zweigen der Malerei stellt Stifter die Historie am höchsten. Damit steht er im Banne seiner Zeit. Diese Überschätzung ist aber auch durch seine ethische Auffassung der Kunst bedingt. Obwohl er in seinem Entwurf der ästhetischen Vorlesungen mit den Worten: „Jede andere Tendenz eines Kunstwerkes, als daß es schön sei, ist ausgeschlossen“ (308_{20}) die Selbstherrlichkeit der Kunst anerkannt hat, war doch für ihn Sittlichkeit das erste Merkmal des Schönen, und die Geschichtsmalerei erschien ihm am geeignetsten, um das Walten des Sittengesetzes zu veranschaulichen. Auch in seinem „Witiko“ bringt ja Stifter „die schreckliche Majestät des Sittengesetzes“, die sich ihm bei seinen Quellenstudien offenbarte, zur Anschauung (vgl. XIX 231_{5} und Franz Hüller, Adalbert Stifters „Witiko“, Eger, 1930 S. 17, 23 ff.). In dem Bilde von Adolph Schmitz ‚Die Judenverfolgung in Speier‘ kommt nach Stifters Urteil „die furchtbar große und herrliche Majestät“ dieses Gesetzes zu wenig zur Geltung. Es fehlt ihm „die höhere sittliche Weihe“ (230_{19}). Die Geschichtsmalerei steht Stifter nach der religiösen am höchsten (226_{2}), und er fordert immer wieder dazu auf, diesen jetzt am meisten verwaisten Zweig der Malerei zu pflegen (155_{28}), und dankt allen Künstlern, die sich mit geschichtlichen Werken einstellten.

Der Genremalerei gegenüber, die auf jeder Ausstellung reich vertreten war, erhebt Stifter Forderungen, die durch seine Kunstanschauung bedingt sind. Der Maler solcher Bilder „hat sich vor Dürftigkeit und Willkür sehr zu hüten; denn da ... der Stoff ... gewöhnlich aus dem Kleinen

genommen werden muß, so steht die Gefahr nahe, daß dann doch zu wenig übrig bleibt“ (108_{13}), besonders bei der Behandlung komischer und humoristischer Motive. „Mit dem Humor in Malerei und Dichtung ist es eine eigene Sache, wenn er nicht schlagend ist, so wird durch die Kleinheit des Stoffes sogleich das von dem höheren humoristischen Glanze nicht getragene Kunstwerk sehr arm.“ (117_5). „Das Komische kömmt nur zu künstlerischer Verklärung durch die Grundlage der sittlichen Tiefe, die als Größtes dem Lächerlichen als Kleinstem gegenüber steht, welcher Gegensatz eben das Lachen hervorbringt“ (218_8; vgl. Anm. S. 403).

Die Bedingtheit der künstlerischen Behandlung durch den Stoff weist Stifter auch in der religiösen Malerei nach. Ein Werk August Palmes wirkt durch die edle, ruhige, kirchliche Strenge (175_{30}), während Madonnen und Heilige anderer Künstler diesen Stil vermissen lassen (vgl. 174_{26}).

Da nach Stifters Auffassung die Kunst in allen ihren Zweigen der Religion dient, erscheint ihm auch das Landschaftsbild als Bild eines göttlichen Werkes als religiös (206_{21}). Den Landschaften, die auf jeder Ausstellung der Gattung und der Neigung der Zeit gemäß der Zahl nach an erster Stelle standen, widmete Stifter die ausführlichsten Besprechungen und bietet mit ihnen oft selbst Kunstwerke in seiner Wiedergabe des Eindruckes. Diesen Bildern brachte er die meiste Liebe und das größte Verständnis entgegen, da er selbst fast ausschließlich Landschaftsmaler war. Sehr häufig kennzeichnet er ein Bild durch Heranziehung der seinem Stimmungsgehalt entsprechenden Dichtungsgattung. Im Rückblicke auf seine Kindheit erschien ihm die heimatliche Landschaft als eine ruhevolle, schweigsame und fast epische Gegend (XVII 185_{14}). Eine „fast episch ernste Landschaft“ bietet ihm ein Mondnachtbild Spitzwegs

(93$_{7}$). In Obermüllners „Obersee" „zeigt sich überall das Streben nach großen, edlen, fast epischen Wirkungen" (214$_{32}$), und Rottmanns „Sonnenuntergang" „wirkt mit der Strenge und Reinheit eines antiken Epos" (40$_{9}$). Ein andermal stellt er die Alpenlandschaft dem Trauerspiel zur Seite und läßt Genrebilder nur dann gelten, wenn sie Idylle sind oder Epigramm werden (165$_{18}$, 188$_{33}$). Viel häufiger aber kennzeichnet er den Stimmungsgehalt eines Bildes oder einzelner Teile im allgemeinen als dichterisch. Eduard Schleichs „Ernte bei heranziehendem Gewitter" nennt Stifter ein schönes, dichtungsreiches Gemälde (127$_{17}$). In einem Bilde Piepenhagens „liegt das Dichterische der Nacht... Und diese Dichtungsfülle weiß Piepenhagen wie fast Keiner... hervorzubringen und in dem Gemüthe des phantasievollen Beschauers zu erzeugen" (186$_{28}$). Albert Zimmermanns „Gegend an der Isar" veranlaßt ihn zu dem Ausspruch: „Selten ist ein Gegenstand in seiner dichtungsvollen Wesenheit so tief und erschöpfend dargestellt worden" (167$_{8}$). In Rustiges „Kreuzfahrern" ist „der einfache Gedanke des zurückblasenden Trompeters ungemein dichterisch" (224$_{6}$), und „aus einer einzigen Gruppe in Bürkels „Schiffzug auf dem Inn in Tirol" „könnte ein Dichter eine der neckischsten Erzählungen herableiten" (126$_{24}$). Hingegen vermißt Stifter an Bildern den „poetischen Hauch" oder „das Dichtende der Kunst" (37$_{15}$, 82$_{4}$) und tadelt an dem Vordergrunde von Albert Zimmermanns „Gegend an der Isar", er sei „nach herkömmlicher Schule sehr geschickt gemalt, nicht gedichtet" (168$_{10}$).

Wie hier überall in dem Kritiker der Dichter mitspricht, so erklärt sich aus Stifters dichterischem Empfinden, daß er sich gegen die Verwertung von Dichtungen in der Malerei ausspricht. In Krauthaufs „Fischer von Goethe" vermißt er „die Naivetät und den Duft der Göthe'schen

Dichtung" (135_{28}). *Kronbergers* „Der Wirthin Töchterlein" hat „das unaussprechlich Naive und Hohe dieser Dichtungsperle Uhlands nicht erreicht, Dichter und Maler haben eben ganz verschiedene Mittel, und beide Künste, wenn sie einander erläutern wollen, bleiben meist im Nachtheil, in Geschichtlichem nicht immer, oft gar nicht, im Lyrischen sicherlich jedes Mal" (226_{19}). Deshalb konnte Stifter auch an den Frauengestalten Goethes von *Kaulbach* keinen Gefallen finden. „Der Dichter bringt ... leichter die Seele, schwerer den Körper; aber er muß ihn bringen, der Maler mit der sichtbaren Linie leichter den Körper, schwerer die Seele; aber wir fordern sie auch von ihm" (180_{3}, $_{25}$). Kaulbachs Kunst lehnte Stifter, darin seinen Zeitgenossen vorauseilend, überhaupt ab; er warf ihm seinen Hang zum Symbolisieren vor und prägte für ihn das zutreffende Urteil, er wolle Maler und Dichter sein und sei beides nicht (XIX 69_{18}). Nur sein Bild „Kaiser Otto vor der Gruft Karls des Großen" im Germanischen Museum in Nürnberg machte auf ihn einen großen Eindruck. „Hier erschien er mir auf dem Boden der Naturwahrheit und doch des gewaltigsten geschichtlichen Gedankens" (XXI 2_{1}).

Oft zieht Stifter, um uns den Gehalt und künstlerischen Wert von Bildern auf assoziativem Wege näherzubringen, berühmte Künstler oder Werke heran. Freilich zeigen gerade diese Vergleiche seine Schwäche, die Leistungen ihm befreundeter Künstler zu überschätzen. *Geigers* „Taufe des heiligen Stephan" erinnert ihn an die Nibelungen (113_{21}), das Knabenköpfchen *Löfflers* „ist wie aus der besten raphaelischen Zeit" (174_{13}), eine Landschaft *Piepenhagens* rückt er in die unmittelbare Nachbarschaft der „einfachen, großartigen, ruhigen, durch keine Blendungsstellen wirkenden Gebilde Ruisdaels" und der Mondnächte van der Neers (185_{32}, 187_{11}). Nur einmal zieht er auch die Tonkunst heran.

Das scheinbare Fehlen der Mache in dem oben erwähnten Bilde Löfflers erinnert ihn an Mozarts Melodien (174_7).

In seiner Liebe zur Landschaftsmalerei studiert Stifter alle Teile der Bilder, den Vorder-, Mittel- und Hintergrund, und folgt dem Maler in alle Einzelheiten der Technik. Besonders erregen seine Aufmerksamkeit die Phänomene des Himmels, die Färbung der Luft und die Gestaltung der Wolken. „In Leichtigkeit, sanfter Beweglichkeit und wolkengemäßem Leben geht die Wölbung in einförmig anmuthiger Stimmung nach rückwärts in große Fernen, während in der Neuzeit gar oft von bedeutenden Meistern der Himmel nicht hinaus, sondern nur herab geht" (Richard Zimmermann, „Kartoffelernte in Norddeutschland", 37_{28}). „Frei und leicht in schönen Tönen des Aethers baut sich die Luft von der Tiefe der Ferne bis über unsere Häupter auf, und in ihr sind eingewoben jene leichten, anmuthigen Gewölke, die an heißen Tagen der hinabgehenden Sonne den Abschied sagen" (Schertl, Possenhofen, 47_{15}). Auf anderen Bildern erscheint ihm die Luft als etwas flach (vgl. 102_{15}). Die Tiefenwirkung, die Räumlichkeit des Bildes, das optische Zurückweichen gilt ihm als ein Merkmal des durchgeübten Künstlers (vgl. 75_{28}). Schertl behandelt „mit wahrhaft in's Runde bildender und die Luftbrechung kühn ergreifender Meisterschaft die Vegetation um das Schloß, die Töne gehen Zoll um Zoll zurück, die Gegenstände lösen sich in Bestimmtheit von einander" (47_8). Auch hier muß auf den Dichter Stifter verwiesen werden. Frank Matzke bezeichnet die Atmosphäre als das Herzstück der Stifterschen Landschaft (S. 43) und beruft sich hiebei besonders auf den „Condor". Emmerich Ranzoni (Adalbert Stifter als Maler, Neue Freie Presse, 29. Juli 1880) weiß zu berichten, daß Stifter in den Vierzigerjahren die seltsamsten Luftstimmungen unermüdlich und leidenschaftlich beobachtete und sich immer

und immer wieder bestrebte, den Abglanz davon auf seine Leinwand zu bekommen. Auch in seinen Landschaftsdichtungen dehnt sich, wie er dies von den Malern fordert, der Raum in die Tiefe (vgl. Matzke, S. 82 und Anm. S. 128). Welche Bedeutung hiebei und überhaupt Farbe und Ton haben, darüber war sich Stifter aus eigener Erfahrung klar. In Conrad Bühlmayrs „Dachstein" vermißt er „den Gegensatz kalter und warmer Töne, der in der Natur bei gewöhnlicher Beleuchtung immer vorhanden ist" (172_{19}). Durch diesen Gegensatz erhalten Bilder die ihnen „so anmuthig stehende Klarheit" (46_{22}). Hingegen stört das der Natur widersprechende Überwiegen eines und desselben Tones die Wirkung (vgl. 88_{28}), besonders wenn braune, trübe, dunkle, rußartige Färbungen ein Bild oder einzelne Teile beherrschen (222_{31}, 225_{14}). Im Gegensatz dazu rühmt er an einem Bilde Heinleins „das Lichtverklärte in diesem Vortrage" (155_{14}). Welchen Anteil Farben und Licht in Stifters Landschaftsdichtungen haben, hat Frank Matzke dargelegt (vgl. S. 65 ff., 69 ff.).

Der Bedeutung, die den Problemen der Farbe und des Tones bei Mondbildern zukommt, war sich Stifter, der sich so oft als Maler in der Wiedergabe der ihn anziehenden Mondstimmungen versucht und mehr als eine meisterhafte Mondlandschaft geschaffen hat (vgl. LX), besonders bewußt. Unter den vielen ausgestellten Mondbildern befriedigten ihn am meisten Bilder von Hermann Mevius, Karl Spitzweg und August Piepenhagen. In seiner „Mondnacht" „sind weiche Nebel, die den Mond dämpfen, aber ihn nicht verhüllen, er schwimmt gleichsam in ihnen, und sie umgeben ihn in natürlichen, dämmerigen, ahnungsvollen Gestalten. Je weiter von dem Monde, desto tiefer wird es Nacht, die Nebel werden dunkler, vermählen sich mit den Gebüschen und lassen weithingehende Räume

ahnen" (186_{20}). ... „Die Uebereinstimmung des Ganzen und die weise Abstufung der Lichter in diesem Bilde ist bewunderungswürdig" (187_{5}). In dem Gemälde von Mevius „Alter Wachtthurm bei Savonna" „scheint der Mond wirklich, was in nicht vielen neuen Bildern dieser Art der Fall ist, die Luft geht von ihm in jener nachtblauen Farbe weg, die in der Natur so schön und auf Bildern so schwierig ist" (56_{7}). Auf anderen Bildern tun die zu wenig dunkel gehaltenen Wolken dem Mondglanz Abbruch (182_{23}), oder es „leuchtet der Mond zu wenig aus diesem trüb und schwarzgrau behandelten Himmel" und das Bild wird dadurch eintönig und ergreift uns nicht so, „wie es eine wirkliche duftige oder scharfe Mondnacht thut, die, so zart ihre Farben sind, doch der ungemeinsten Mannigfaltigkeit nicht entbehrt, welche, wie es überhaupt überall in der Natur und in der Kunst der Fall ist, zur Einheit verbunden, erst den Eindruck macht". Die Unendlichkeit des Spieles der Einbildungskraft wird durch die Unbestimmtheit einer Mondnacht angeregt (78_{27} ff.). Auch hier kommt es Stifter auf den Gesamteindruck an, und seinetwegen studiert er die Einzelheiten der Bilder.

Unter den vielen Bildern, die August Piepenhagen ihm auf seinen Wunsch zum Studium eingesendet hatte, gab Stifter den Mondstudien, denen er „fast völlige Naturwahrheit" zuerkannte, den Vorzug, und der Besitz eines Mondbildes dieses Malers beglückte ihn (XX 47_{15}). In dem ausführlichen, in den Tagen vom 13. bis 25. Dezember 1859 geschriebenen Briefe an Piepenhagen, der eine Besprechung aller ihm vorliegenden Bilder des Malers enthält, kennzeichnet Stifter die Mondstudien folgendermaßen: „Alle Ihre Mondstudien haben etwas Vortreffliches durch die Weichheit und Zartheit der Behandlung, durch die Unbestimmtheit der Hintergründe, wodurch die Nacht entsteht,

und durch das Licht, welches in sehr gebrochnen Farben auf den Gegenständen liegt, wodurch die Thatsache des wirklichen Scheinens des Mondes auf den irdischen Körpern erzeugt wird" (XIX 205_{29}). In dieser Charakteristik ist fast alles enthalten, was Stifter in seinen Besprechungen an Mondbildern zu loben oder zu tadeln hatte.

Auch auf die Behandlung des Baumschlages geht Stifter, wenn er sich hiezu veranlaßt sah, näher ein. In einem Bilde von Anton Hansch dürften die Bäume am schwächsten behandelt sein"; zwei Bäume auf einem Gemälde Heinleins sind „in der Zeichnung zu manirirt und erinnern in der Farbe und Behandlung an Theatermalerei", während ein Bild Max Zimmermanns „ausgezeichnet morgenhafte Bäume" aufweist (46_{14}, 89_{7}, 45_{19}). Adolf Obermüllner erhält Stifters Beifall wegen seines Bestrebens, „die Schönheit, Kraft und Majestät des Baumes in der Landschaftmalerei wieder zu Ehren zu bringen, was trotz des herrlichen Vorbildes Ruisdael in neuester Zeit sehr in Abnahme gekommen ist", und wegen seines „so ernsthaften" auf die Bäume verwendeten Studiums (123_{7}). Wie Johann Aprent (Briefe Stifters I, S. XXI) berichtet, mußte Stifter in Kremsmünster bei dem Professor Riezlmair immer wieder nur Bäume zeichnen, bevor er eine Landschaft beginnen durfte, damit er etwas Tüchtiges erlerne. Stifters Bilder aus dieser Zeit zeigen den Erfolg der Bemühungen seines Lehrers; aber nicht immer scheint ihm geglückt zu sein, der Schwierigkeit, Bäume richtig zu zeichnen, Herr zu werden, und vielleicht liegt eine Erinnerung an Riezlmair und seine Kritiken der Bäume in den Zeichnungen seiner Schüler vor, wenn Stifter in den „Nachkommenschaften" (Werke, Bong, T. V 195_{20}) von den „alljährlich in den Fräuleinschulen verfertigten Landschaften mit Bäumen" spricht, „auf denen Handschuhe wachsen".

Aus dem in Kremsmünster empfangenen Unterrichte hat Stifter wohl auch die Forderung einer sorgfältigen und richtigen Zeichnung als Grundlage eines Gemäldes übernommen. An einem Bilde Adolph Stademanns rügt er, daß die Zeichnung durch starke Drucker und Flocken verwischt werde (226_{8}), und dem Düsseldorfer Adolph Schmitz glaubt er bei Anerkennung seines außerordentlichen Farbtalentes und des hinreißenden Prunkes der Farbe doch Richtigkeit und Sicherheit der Zeichnung empfehlen zu müssen (230_{26}). Auch hier lernen wir Stifters Ansicht am besten aus seinem Briefe an Piepenhagen kennen: „Ich meine, jedes Gemälde müsse so entworfen werden, daß, wenn nur erst gar nichts als Linien auf dem lichten Grunde sind, dieselben durch den Reiz ihrer Stimmung, durch ihren Adel, durch ihre Ruhe troz der Bewegung des Werdens, die in jedem Bilde sein muß, jedes empfängliche Herz zum Entzüken erregen.... Die bloße Conturzeichnung eines künftigen Bildes soll schon ein Meisterwerk, soll ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk sein“ (XIX 201_{25}). Mit Recht rühmte Stifter Moritz von Schwind als Meister der Zeichnung (181_{13}), und in den Zeichnungen des Professors J. M. Kaiser sah er seine Forderungen erfüllt. Sie sind „bis zum letzten Schatten in Flächen und Körpern wie ein Gemälde durchgeführt. Und diese Abtonung von dem sanftesten Dufte der Ferne bis zur tiefsten Stärke des Vordergrundes gibt ihnen eine Gegenständlichkeit, die man sonst nur durch Farben zu erreichen pflegte.... Ein Hauch der Reinheit, der Sanftheit, der Lieblichkeit, der Innigkeit ist über diesen Arbeiten und theilt sich uns mit und bringt ein befriedigtes Gefühl in uns zu sanftem Abschlusse“ (241_{23}, 242_{29}). Die Einzelbesprechung dieser Zeichnungen, die am 8. Jänner 1868 in der Linzer Zeitung erschien, ist Stifters letzter, warmherziger Gruß an die Kunst, dem ihm befreundeten

Künstler entboten von dem Dichter, dessen Lebenstage bereits gezählt waren, und zugleich der Abschluß seines literarischen Schaffens.

Kunstwerke hat Stifter auch schon, bevor er über die Linzer Ausstellungen berichtete, besprochen. In der Zeit eifriger Betätigung als Maler, im Jahre 1836, wollte er einem Berichte der Allgemeinen Zeitung über die Wiener Kunstausstellung antworten, der keine andere Kunst als christlich-katholische gelten ließ, „nur das sei würdig, jedes andere Genremalerei". Damals besuchte er wiederholt diese Ausstellung mit Johann Fischbach, der ihm „das Kunstwidrige" jener „altdeutschelnden Bilder mit wahrhaft philosophischer Schärfe zeigte" (XVII 54_6). Erst mehr als ein Jahrzehnt später trat Stifter als Kunstkritiker hervor; er besprach in den „Kunst- und Litteraturbriefen aus Wien" in der Allgemeinen Zeitung (XVI 329_{17}) im Anschluß an seine feinsinnige Charakteristik des „armen Spielmann" Grillparzers ein Bild Fischbachs und zwei Bilder Anton Steinfelds und widmete in derselben Zeitung im Jahre 1848 einem Bilde Johann Fischbachs, das den Erzherzog Johann mit seinem Sohne, dem Grafen von Meran, darstellt, eine Besprechung (232_1). Stifter erwies dem Maler damit einen erbetenen Freundschaftsdienst. Auch die übrigen Artikel, die nicht den Ausstellungen gelten, betreffen Künstler, die ihm persönlich nahestanden, wie Josef Grandauer, Josef Maria Kaiser und August Palme, der von dem Prälaten Dominik Lebschy dazu auserſehen wurde, für die Stiftskirche in Schlägl zu arbeiten, und mit seinen im Kunstverein ausgestellten kirchlichen Bildern Stifters Beifall fand. Besonders aber setzte er sich für den Bildhauer und Holzschnitzer Johann Rint (in vier Artikeln) ein und suchte auch dem aufstrebenden Talente des jungen Josef Rint, eines Sohnes Johanns, Geltung zu verschaffen. Auch

Heckenast machte er auf Johann Rint aufmerksam; er sendete ihm einen von Rint geschnitzten Becher und wies in seiner Besprechung in einem Briefe an den Pester Freund auf die traurige Lage des Künstlers hin, der seiner sechs Kinder wegen alles unreif aus seinen Händen geben müsse. „Es ist fast mit Gott zu hadern, daß er mir nicht irgendwo mehrere Millionen zufallen läßt, ich würde diesem Manne helfen“ (XVIII 87_{11}). Noch in seinen letzten Lebenstagen nahm Stifter sich seiner an; er empfahl ihn Freunden, und durch deren Vermittlung gelangte Rints „Kaiserpokal“ in Berlin zur Ausstellung (Neue Freie Presse, 27. Okt. 1868).

Die Gotik in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen, wurde Stifter durch die im Kunstvereine ausgestellten Pläne des Linzer Mariendomes veranlaßt, und er ließ seiner Besprechung in den Ausstellungsberichten noch einen Artikel in der Linzer Zeitung folgen, während ein anderer, der über die Grundsteinlegung berichten sollte, von Stifter nicht veröffentlicht wurde, aber im Manuskript erhalten blieb. Stifter hatte an dem Plane nur die geringe Höhe der Fenster auszusetzen und sprach die Erwartung aus, der Dom werde nach seiner Vollendung zu den schönsten Bauwerken der Neuzeit gezählt werden, worin er sich freilich täuschte, da dieser neugotische, übrigens auch jetzt noch nicht vollendete Bau ein Denkmal bloßer Stilnachahmung geworden ist. Für die Gotik trat Stifter auch in einem Artikel über den Baustil von Linzer Häusern ein. Stifter bekämpft die phantasielose Bauart, die bis vor kurzem unter Verzicht auf jeden Schmuck und unter der Herrschaft der geraden Linie und Ebene zur Unform, zur Kiste geführt hatte. „Das Wohnhaus will neuestens nicht bloß wieder ein Menschenbehältniß sein, sondern auch ein Schmuck und eine Schönheit an sich“ (248_{18}). Mit richtigem Kunstempfinden wendet sich Stifter hier auch gegen die Manier, ganze

Gassen zu übertünchen oder die Häuser mit Ölfarbe anzustreichen, weil sie dadurch auf Darlegung jedes Stofflichen verzichten und sich den chinesischen Lackarbeiten nähern (250_{28}). Wie sich Stifter gegen den Vorwurf einseitiger Bewunderung des gotischen Stils sichert und seine Nachahmung wie die anderer nur dann gelten lassen will, wenn „die Behelfe dieser Stile in völliger Reinheit, in verstandesgemäßem Bewußtsein und in künstlerischer Grazie angewendet werden" (251_{27}), so hat er noch deutlicher in dem Artikel „Alte Kunst in Oberösterreich" die Hoffnung ausgesprochen, daß „die Künstler an der Hand der Vergangenheit und an der des sie umgebenden Lebens und der Natur zu eigenthümlichen, ihre Zeit bezeichnenden und der Nachwelt zum Muster dienenden Kunstzuständen empor schreiten werden" (289_{22}). Auch hier liegt ein Hinweis auf den „Nachsommer" nahe. „Wir lernten", sagt der Freiherr von Risach, „an dem Alten; aber wir ahmten es nicht nach.... Wir suchten selbstständige Gegenstände für die jetzige Zeit zu verfertigen mit Spuren des Lernens an vergangenen Zeiten" (VI 102_{9} ff.) und ist überzeugt, daß nach einer Zeit „der bloßen Nachahmung des als schön Erkannten" und einer des Entstehens von manchem Ungereimten „aus den alten Bauarten neue, der Zeit eigenthümlich zugehörige entsprießen" werden (VII 358_{5} ff.).

Stifter bekämpfte die Richtungen seiner Zeit und der Kunst überhaupt, die seiner Kunstanschauung widersprachen, die Manier, durch Kleckse Kraft und Leichtigkeit anzuzeigen (213_{16}) oder die Farben so aufzutragen, daß sie als „flockig" und „wollig" empfunden werden (121_{33}, 226_{8}), die Sucht, mit Farben zu prunken (202_{14}) und durch Auffälligkeit und Gesuchtheit Erfolge zu erzielen (49_{12}, 228_{23}).

Als Kunstkritiker ist Stifter beeinflußt durch die von ihm im Sinne des Klassizismus aufgefaßte Antike und seine

Schätzung der Gotik und ist zeitgebunden durch die Richtung des Biedermeier, der er auch als Landschaftsdichter und Landschaftsmaler angehört; aber seine Kritiken sind, wie Hermann Ubell treffend sagt, ein kulturgeschichtliches Dokument, da sie uns zeigen, wie sich die maßgebende bildkünstlerische Produktion Österreichs und Deutschlands in der Seele eines Beobachters von ungemeiner Feinfühligkeit spiegelte (Adalbert Stifter als Kunstkritiker, Die Heimat, Unterhaltungsbeilage der Münchner Neuesten Nachrichten, Nr. 31 vom 23. Sept. 1931), und sie sind auch da, wo sie Anschauungen vertreten, die unsere Zeit als veraltet empfindet, dauernd wertvoll und anziehend durch die vorbildliche Art der Kunstbetrachtung Stifters, die getragen von dem Streben, dem Gehalt und künstlerischen Werte eines Bildes und dem darin gestalteten Wollen des Künstlers gerecht zu werden, zugleich die persönliche Einstellung des Kritikers offenbart.

Stifter als Konservator.

In dem Artikel „Ueber Kunst“ in der Linzer Zeitung vom 3. Februar 1853 kündigte Stifter sein Vorhaben an, auch auf Kunstdenkmale Oberösterreichs aufmerksam zu machen, „das nicht so arm an solchen Dingen ist, als man gemeiniglich denkt oder sagt“, und wies auf das sich überall kundgebende Bestreben hin, „zu reiner, einfacher Kunst zurück zu kehren, und die Denkmäler unserer alten Vorfahren wieder zu würdigen“ (27_4). Diesem Zwecke dienten besonders seine Artikel „Alte Kunst in Oberösterreich“ (288_1 ff.) und „Kirchliche Kunst in Oberösterreich“ (253_1 ff.).

Der Statthalter Eduard Freiherr von Bach förderte alle auf Erhaltung von Kunstdenkmälern gerichteten Bestrebungen und schätzte Stifters Kunstsinn, ästhetisches Wissen und richtiges Kunsturteil. Daher vertraute er ihm die Ober-

leitung bei der Wiederherstellung des Altars in Kefermarkt an, die in den Jahren 1852—1855 durchgeführt wurde. Vermutlich bestimmte Bach im Einvernehmen mit Stifter, daß alles Mittelalterliche an dem Altar erhalten und, wo sich unzweifelhaft die Notwendigkeit zeige, ergänzt und die Teile so aufgestellt werden sollten, wie sie beim Beginn der Arbeit vorgefunden worden waren. Stifter, der in dem Altar ein Kunstwerk ersten Ranges erkannte, widmete sich, wie seine Berichte an den Statthalter zeigen, mit liebevollem Eifer der ihm übertragenen Aufgabe.

Wenige Monate nach dem Beginn der Arbeiten in Kefermarkt nahm die k. k. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale in Wien ihre Tätigkeit auf. Bald nachher schrieb Stifter an Antonie von Arneth, er beneide ihren Gatten, „daß er sich nur mit lauter Schönem zu beschäftigen braucht und jezt wieder in der Section für Erhaltung vaterländischer Baudenkmale beschäftigt ist. Eine solche Stellung würde mich außerordentlich freuen. Ich gehöre jener Section unsichtbar an, denn auf meinen Reisen stöbere ich in allen Kirchen Kapellen und Ruinen herum, und zeichne mir die Merkwürdigkeiten an. So eben wird unter meiner Leitung der... Altar der Kirche zu Kefermarkt restaurirt“ (XXII 224_{25} ff.). Stifters Vortrag über diesen Altar (vgl. S. 269 ff.) legte der Statthalter samt einem von Stifter auf seine Veranlassung über den Stand der Arbeiten am Altare verfaßten Bericht als Beilage seiner Eingabe der Zentralkommission vor, als diese unter Berufung auf die Mitteilungen einiger ihrer Mitglieder, daß der Altar besonders an den beiden Seitenflügeln Zutaten späterer Zeit enthalte, um die vorläufige Einstellung der Restaurierung, bis die Fragen der Zugehörigkeit geklärt seien, ersuchte. Der Erfolg dieses Schrittes war, daß die Zentralkommission ihre Haltung

aufgab und erklärte, die Überzeugung gewonnen zu haben, daß „bei der Restaurierung mit jener Kunstliebe vorgegangen werde, welche dem hohen Kunstwerthe des Altares angemessen erscheint“. Am 15. Dezember 1853 wurde Stifter von dem Handelsminister Andreas Ritter von Baumgartner zum Konservator für Oberösterreich ernannt, und der Vorstand der Kommission Freiherr Karl von Czoernig hob bei diesem Anlaß Stifters Verdienste um die Erhaltung von Kunstdenkmalen in überaus anerkennenden Worten hervor.

Außer dem Altare in Kefermarkt erregte unter den vielen gotischen Altären des Landes Stifters besonderes Interesse der in Pesenbach von dem Linzer Maler und Bildhauer Ferdinand Scheck im Jahre 1857 wiederhergestellte Altar. Scheck hat, wie Stifter in seinem Berichte an die Zentralkommission vom 21. Oktober 1857 und in dem Artikel „Alte Kunst in Oberösterreich“, ins Einzelne eingehend, darlegt, „dem Vorhandenen die genügendste Ehrfurcht erwiesen, und sich nicht erlaubt, etwas daran zu ändern und es, selbst wenn es entschieden fehlerhaft war, zu verbessern... Durch die große Genauigkeit, Reinheit und Sorgfalt, welche auf die Arbeit verwendet worden ist, steht der Altar gleichsam wieder wie neu aus den Händen des ersten Meisters gekommen vor unsern Augen“ (290_{32}). Bei einem anderen, viel umfassenderen Unternehmen erstattete Stifter selbst die Vorschläge für die Durchführung der Arbeiten. Die Stadtpfarrkirche in Steyr, im 15. Jahrhundert im gotischen Stile begonnen, aber erst im 17. vollendet und im folgenden durch das Zumauern von sieben Fenstern und die Aufstellung von Zopfaltären sowie durch andere Zutaten umgestaltet, hatte Stifters Aufmerksamkeit schon in seiner Jugend auf sich gezogen. Nach früheren Bemühungen hatte er nach seiner Ernennung zum Konservator jede

Gelegenheit benützt, um auf ihre Wiederherstellung zu dringen. Hier hielt Stifter, wie sein ausführlicher Bericht an die Zentralkommission zeigt, ein anderes Verfahren als das in Pesenbach eingeschlagene für geboten. Wenn er die Beseitigung der Zopfaltäre, die Ausbrechung der vermauerten Fenster und Entfernung der gemalten Figuren befürwortete und beantragte, einen gotischen Altar zu errichten, farbige Fenster einzusetzen und gotische Figuren aufzustellen, wie dies auch durchgeführt wurde, so widersprach er zwar dem von ihm sonst gebilligten konservativen Verfahren und seiner eigenen Ansicht, daß die Nachahmung eines Stils sogar bei großen Begabungen etwas Starres, Hartes und Fremdes zeige (291_{31}), und mußte erkennen, daß sich ein Teil der Bevölkerung der Umänderung widersetzte und in ihr eine Entweihung erblickte (351_{20}), er hielt es aber für notwendig, dieses Werk von den stilfremden Zutaten zu befreien, und bekannte sich hier zu dem für seine Zeit charakteristischen Purismus, den die folgenden Generationen in ihrem Bestreben, die Gleichberechtigung aller Stile darzutun, in Bausch und Bogen verdammten. Ihm galten Barock und Rokoko nur als Moden, ihm schienen seit dem 16. Jahrhundert Kunstsinn und Kunstkenntnis verfallen zu sein, und das 18. Jahrhundert galt ihm als barbarisch. Vor Entstellungen von Werken des Mittelalters durch Schöpfungen dieser Zeiten glaubte er das Volk, das er zum Genusse reiner, edler Kunst zurückführen wollte, behüten zu müssen. Mit Befriedigung stellte Stifter in seinem Berichte an die Kommission den Erfolg der bisher durchgeführten Arbeiten fest: „Der Eindruck, den die Kirche jetzt nach Wiedereröffnung der vermauerten Fenster... macht, ist ein außerordentlicher. Der Bau vereinigt Erhabenheit und religiöse Majestät mit der größten Anmuth und Lieblichkeit" (351_{12}). Erst durch diese Wiederherstellung hat das Innere

dieser Kirche die harmonische Schönheit erhalten, die seither oft bewundert wurde.

Über eine ähnliche Wiederherstellungsarbeit in der Kirche zu Braunau am Inn berichtet Stifter gleichfalls der Zentralkommission. Auch hier war das Innere durch geschmacklose Altäre und in gotische Bogen gefügte Stuckarbeit entstellt. Die Arbeiten in der Kirche führten zur Bloßlegung eines gotischen Altares, der durch einen aus der Zopfzeit stammenden verdeckt war. Konnte sich Stifter mit Recht dieser von ihm veranlaßten Wiederentdeckung freuen, so mußte er sich damit begnügen, den Ausbau des nur zu zwei Dritteln vollendeten gotischen Turmes dieser Kirche anzuregen, der eine stilwidrige Kuppel als einstweiligen Abschluß erhalten hatte (338_{20} ff., 354_{12}).

Im „Nachsommer" spiegelt sich diese Tätigkeit Stifters wider. Der Freiherr von Risach betätigt sich mit Roland und Eustach in der Wiederherstellung alter gotischer Kirchen des Landes. In der Kirche von Kerberg und ihrem Altar (VI 309_{8} ff., VII 151_{4} ff.) erkennen wir die Kefermarkter Kirche und ihren Altar wieder. Auch die Lage der Kirche und des Ortes hat Stifter von Kefermarkt herübergenommen. Das „Grünau" des „Nachsommer" (VI 118_{26}) ist Braunau am Inn (vgl. Anm. S. 444). Eustach ist in seiner Werkstätte mit der Anfertigung notwendiger Ergänzungen beschäftigt, wie Johann Rint in Linz, und die Grundsätze für die Wiederherstellungen, die der Freiherr von Risach entwickelt, sind dieselben, die Stifter und Johann Rint bei dem Altare von Kefermarkt befolgt haben (VI 116_{10} ff.). Auch der Freiherr von Risach hat mit Widerständen von seiten der Obrigkeit zu kämpfen, die er erst durch die Vorlage von Proben beseitigen kann (115_{33}, 116_{25}). Stifters Schätzung der Gotik veranlaßte ihn auch, in seinem Artikel über kirchliche Kunst in Oberösterreich auf die von dem

bischöflichen Ordinariate eingeleitete Sammlung von Bruchstücken kirchlicher Kunstwerke aus alter Zeit hinzuweisen. Die reichhaltige Sammlung gotischer Skulpturen im oberösterreichischen Landesmuseum bezeugt, wie richtig die Erkenntnis Stifters war, von der er sich bei seiner Förderung dieser Sammeltätigkeit leiten ließ (vgl. Hermann Ubell, Die Sammlung gotischer Holzskulpturen im Museum Francisco-Carolinum in Linz, Kunst und Kunsthandwerk, Jahrg. 1912, XV, S. 137 ff.).

Die vielen Ruinen und verlassenen Schlösser Oberösterreichs hatten Stifters Interesse schon in seiner Jugend erregt. Als eine irrtümliche Nachricht der Linzer Zeitung im Jahre 1862 meldete, daß die Ruinen der Starhembergschen Schlösser Wildberg und Schauenburg niedergerissen werden sollten, wendete Stifter sich, ohne vorher eine Bestätigung dieser Nachricht abzuwarten, an die Zentralkommission und verstimmte dadurch den Fürsten Camillo Starhemberg. Einmal beachtete Stifter auch nicht genau die ihm bei seiner Ernennung übermittelten Instruktionen; er erhielt daher bei der Anfrage wegen Einsendung von Zeichnungen solcher Objekte, die in den Bereich der Kommission fielen, einen abschlägigen Bescheid, der sich auf diese von ihm einzuhaltenden Weisungen berief. Da Funde auf prähistorischem und archäologischem Gebiete gleichfalls in seinen Wirkungskreis fielen, berichtete Stifter auch darüber aus eigenem und erhielt Aufträge, die sich darauf bezogen. Daß manche der ihm übertragenen Angelegenheiten heikel waren und diplomatische Gewandtheit erforderten, bezeugt die letzte uns bekannte Aufforderung der Kommission vom 29. Oktober 1864, Stifter möge sich mit dem Pfarrer von St. Wolfgang ins Einvernehmen setzen, um zu erfahren, ob tatsächlich der König Ludwig I. von Bayern einen Agenten abgeordnet habe, um „die mit überaus werthvollen

Malereien geschmückten Thüren des von Michael Pacher geschaffenen Flügelaltares zu acquiriren". Stifters Antwort ist nicht erhalten oder wie andere Beantwortungen der an ihn gerichteten Anfragen und Aufträge der Kommission derzeit nicht auffindbar. Die Wiederherstellung dieses Altars war nach dem Antrage des Statthalters im Jahre 1856 begonnen und 1861 vollendet worden; mit der Oberleitung aber hatte die Zentralkommission den Wiener Architekten Josef Bergmann, nicht Stifter betraut, der als Konservator für Oberösterreich und auf Grund seiner erfolgreichen Bemühungen um den Kefermarkter Altar dazu berufen gewesen wäre (vgl. Ignaz Zibermayr, Die St. Wolfganglegende, Linz, 1924, S. 92).

Stifter hat sich, wie wir bereits gesehen haben, nicht nur als Organ der Zentralkommission um die Erhaltung von Kunstdenkmälern des Landes bemüht, er hat jede Gelegenheit dazu benützt, das Verständnis für gute alte Kunst zu wecken und zu fördern, und auch seine Ausstellungsberichte in den Dienst dieser Sache gestellt. Als sich der Statthalter an den Kunstverein mit dem Ersuchen wendete, Vorschläge für die Wiederherstellung der Kirche in Neufelden zu erstatten, meldete sich Stifter für die von dem Verein entsendete Kommission und verfaßte das an den Ausschuß des Vereines gerichtete Gutachten (310_1). Da Stifter die Kunst seit seiner Schulzeit als Dienerin der Religion betrachtete, erkannte er der kirchlichen Kunst eine besondere Bedeutung zu. Überzeugt, daß diese in seiner Zeit „gegen das Mittelalter, ja selbst gegen die unmittelbar vor uns gewesene Zeit tief herabgesunken ist" (vgl. 235_{30}), erhoffte er sich von der vereinigten Tätigkeit aller dazu Berufenen eine Besserung. „Das Volk, wenn es jetzt auch Freude an dem bloßen Zierrath hat, wird schnell der höheren Weihe kirchlicher Kunst folgen und dann selber seine Ausschmückungen und Aus-

zierungen belächeln, womit es seine Kirchen überladen hat!" (236_{21}).

Stifter als Maler.

In dem Briefe an Gottlob Chr. Fr. Richter hat Stifter in einer Rückschau auf seine Jugend von sich bekannt: „Sehr bald entwikelte sich in mir eine Liebe für das Wundervolle und Hohe... Dabei wirkte Schönheit, besonders der menschlichen Gestalt, zauberhaft auf mich. Sehr bald trat sie mir auch in der Kunst und in der äußeren Natur entgegen, wie ich denn... oft schon damals die schönen Linien und die Färbung unserer Wälder betrachtete... (In Kremsmünster) hatte ich über eine außerordentlich schöne Landschaft hin täglich den Blik auf die blauen Alpen und ihre Prachtgestalten, dort lernte ich zeichnen... und hörte zum ersten Male den Saz: das Schöne sei nichts anderes als das Göttliche in dem Kleide des Reizes dargestellt" (XXI 236_{13} ff.). In demselben Nährboden schlugen die Anlagen zum Maler und zum Dichter Wurzel. In seiner Doppelbegabung erinnert uns Stifter an Gottfried Keller, Eduard Mörike und viele andere deutsche Dichter. Aber es gab für ihn kein schmerzliches Verzichten auf die Betätigung des einen Talentes zugunsten des anderen. Die Malerei als Beruf zu wählen, hatte Stifter in dem ersten Jahrzehnt seines Lebens in Wien gewiß nicht beabsichtigt, nur um das Jahr 1840 mag er daran gedacht haben, und es ist immerhin merkwürdig, daß er sich noch nach dem Erscheinen der ersten Studienbände in dem vom 29. Oktober 1844 datierten „Gesuch um Aufnahme in den Witwen- und Waisenpensionsfond bildender Künstler in Wien" (XVII 132_8) als „Landschaftsmaler" unterzeichnet und nur nebenbei von „einigen kleinen Versuchen in der Schriftstellerei" spricht. Kurze Zeit später ist Stifter sich gewiß darüber klar geworden, daß sein

dichterisches Talent das malerische überwiegt, er hat aber zu eigener Freude und Erhebung sich auch weiterhin als Maler betätigt, sein Skizzenbuch vorgenommen und, wie erhaltene Aufzeichnungen bestätigen, auch noch in seinem letzten Lebensjahre viele Stunden an der Staffelei zugebracht.

Daß Stifter ein Maler war, wußten vor dreißig Jahren fast nur die Besitzer von Bildern seiner Hand. Adalbert Horcicka, der erste Herausgeber dieses Bandes in unserer Gesamtausgabe, hat zu einer Zeit, in der nach langer Vergessenheit der Dichter Stifter wieder geschätzt wurde, zum erstenmal auch den Maler gewürdigt und seine Kunst durch die in das Buch aufgenommenen Reproduktionen den Lesern nähergebracht. Bald darauf schloß A. R. Hein sein grundlegendes Werk „Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke" (Prag, 1904, Calvesche Buchhandlung) ab und gab mit feinstem, durch seine Ausbildung an der Wiener Akademie der bildenden Künste und die Betätigung seines eigenen Malertalentes gereiftem Urteile eine eingehende Charakteristik der Malkunst Stifters, die sich auf eine große Anzahl trefflicher Reproduktionen stützen konnte. Horcicka und Hein verdankten diese Möglichkeit dem Freiherrn Karl Adolf Bachofen von Echt, der die Vervielfältigung von Bildern seiner Stifter-Sammlung bereitwilligst gestattete. Bachofen überließ auch im Jahre 1907 die von ihm erworbenen Bilder dem Österreichischen Kunstverein für eine Adalbert Stifter-Gedächtnis-Ausstellung und trug dadurch wesentlich dazu bei, daß Stifter als Maler immer mehr bekannt wurde. Diese mittlerweile auf 52 Nummern angewachsene Sammlung kam im Jahre 1922 durch Bachofens hochherziges Vermächtnis in den Besitz der Wiener Adalbert Stifter-Gesellschaft und wurde in der Neuen Hofburg untergebracht. Durch ihre im Frühjahre 1932 erfolgte Übersiedlung in die

Albertina ist sie nunmehr allgemein zugänglich geworden (vgl. das Verzeichnis der Adalbert Stifter-Sammlung in der Albertina, Wien 1932, Ad. St.-Ges.). In dem letzten Jahrzehnte hatten auch mehrere Ausstellungen die Kenntnis der Bilder Stifters vermittelt. Im Jahre 1925 vereinigte der Direktor des oberösterreichischen Landesmuseums Dr. Hermann Ubell Handschriften, andere Reliquien und Bilder aus Linzer Privatbesitz mit einer Auswahl der Wiener Sammlung zu einer Stifter-Ausstellung im Linzer Museum, 1928 stellte sich die Wiener Künstlervereinigung „Theseustempel“ in den Dienst eines gleichen Unternehmens, und in den letzten zwei Jahren war Stifter auf der Dichter-, Musiker- und Maler-Ausstellung in Schaffhausen (1930) und den unter derselben Devise in Heidelberg, Mannheim und Osnabrück veranstalteten vertreten, denen sich jüngst die von der „Gesellschaft zur Förderung moderner Kunst“ und dem „Hagenbunde“ in Wien unternommene anreihte.

Die erst im Laufe der letzten zehn Jahre gebotene Gelegenheit, die Bilder Stifters in den Bereich kunstkritischer Studien einzubeziehen, hat die überraschende Erkenntnis ermöglicht, daß mehrere, nicht signierte Bilder, die bisher als Werke Stifters galten, aus seinem Erbe auszuscheiden haben. Otto Jungmair hat nach Feststellung des Bestandes aller nachweisbaren Bilder Stifters und der Geschichte ihrer Entstehung und Erwerbung durch die jetzigen Besitzer stilkritische Vergleichungen mit Bildern des Malers Carl Blumauer durchgeführt und gemeinsam mit Dr. Hermann Ubell, der sie überprüft und zum Teil selbständig vorgenommen hat, diese durch ihre Stifter fremde Maltechnik gekennzeichneten Bilder als Werke dieses Malers erkannt. Es sind dies folgende Bilder der Wiener Sammlung: Kapelle auf dem Pfennigberge bei Linz [richtig nach Jungmairs Überprüfung: Ägydikirchlein auf dem Hohen-

stein bei Linz]; Greinburg an der Donau; Steinbach am Attersee; Attersee; Ruine im Mondschein und Passau. Vielleicht sind außerdem auch die Bilder „Schloß im Böhmerwalde“ und „Das Moldauherz bei Oberplan“ Stifter abzusprechen. An den meisten dieser Bilder haben auch der Sohn und die Tochter Blumauers die Malweise ihres Vaters erkannt. Auch „die Strasserau bei Linz“ (Verzeichnis, Nr. 49) zeigt im Vordergrunde die von Dr. Ubell als flockig und wollig charakterisierte Malart Blumauers. Vermutlich hat er dieses Bild in unfertigem Zustande von Stifter, mit dem er seit der Mitte der Fünfzigerjahre in Verbindung war, übernommen und vollendet. Ein Gleiches dürfte von dem Bilde „Mondnacht in der Au“ (Verzeichnis, Nr. 50) gelten. Stifter hatte ja stets angefangene oder halb vollendete Bilder seit Jahren bei sich liegen, besonders als er in Linz durch sein Amt und die Arbeit an seinen Romanen von der Malerei abgedrängt worden war, klagte er doch im Jahre 1855 seinem Freunde Gustav Pechwill, er habe 13 Bilder seit 8 Jahren angefangen und keins vollendet (XVIII 257_1). Es ist interessant, zu beobachten, daß sich die Ergebnisse der stilkritischen Untersuchung bei den drei Bildern „Kapelle auf dem Pfennigberge“, „Alpensee (Attersee)“ und „Steinbach am Attersee“ eng mit dem Urteile Heins berühren, der sie, freilich ohne sich einen Zweifel betreffs ihrer Echtheit zu erlauben, wegen ihrer geringen Innerlichkeit und der Routiniertheit der Pinselführung zu einer eigenen Gruppe zusammenfaßte (Stifter, S. 502). Es sei hier noch bemerkt, daß das Fehlen der Signatur allein bei dieser Ausscheidung der angeführten Bilder nicht in Betracht kam; denn wir kennen etwa zwei Dutzend nicht signierte Bilder Stifters, die jedem Zweifel an ihrer Echtheit standhalten. Erst nach dieser kritischen Sichtung ist es möglich, die Malkunst Stifters in ihrer in sich geschlossenen

Entwicklung, die ihre Parallele in seinem dichterischen Schaffen findet, zu erfassen. Es ist dringend wünschenswert, daß dem Maler Stifter bald von berufener Seite eine das gesamte Bildermaterial heranziehende Sonderstudie gewidmet wird. Nur eine knapp gehaltene Charakteristik kann hier geboten werden.

Die Bilder, die Stifter in Kremsmünster unter der Anleitung seines Lehrers Riezlmair malte, zeigen sein Bestreben, die Landschaft getreu wiederzugeben, seine Freude an lebhaften Farben und, freilich nicht durchwegs, eine gewandte Darstellung des Baumschlages, wirken aber als Ganzes etwas dekorativ und verraten auch in der Behandlung der Perspektive den Anfänger. Auch die in den ersten Wiener Jahren von ihm gemalten Bilder, die größtenteils Motive aus der Heimat oder den Alpen ausführen, stehen diesen Erstlingsarbeiten noch nahe. Bekanntlich hat Stifter in Wien keinen Unterricht im Zeichnen und Malen genommen, sondern sich, wie er selber sagt, nur von seiner Beobachtung leiten lassen (XVII 186_{30}). Fördernd wirkte auf ihn sein Verkehr mit Malern und der Besuch der Sammlungen, Galerien und Ausstellungen. Auch im Kopieren alter Meister versuchte er sich (vgl. Hein, S. 494).

Die zweite Hälfte seiner Wiener Jahre, die Zeit von 1837 an, in der sich Stifter seiner dichterischen Gabe bewußt ward und die ersten Erfolge mit seinen „Studien" erringt, sind zugleich die Jahre der Entfaltung seines Könnens in der Malerei. Stifter hatte die Meisterschaft seiner Naturschilderung in den „Studien" der vorausgegangenen, auf liebevoller Beobachtung beruhenden Ausübung der Malkunst zu verdanken, und andererseits dürfte ihn in dieser Zeit manchmal eine mit der Kunst seines Wortes geschilderte Landschaft veranlaßt haben, sich in der Schwesterkunst an demselben Motive zu versuchen. Die Technik dieser Bilder, die eben-

so wie die der ersten Periode Stifters Liebe zur Detailmalerei erkennen lassen, ist durch den Gegensatz heller und dunkler Töne und durch die richtig durchgeführte Luftperspektive vervollkommnet. Auch jetzt bevorzugt er dieselben Stoffe, wählt aber mit Vorliebe Motive, die ihm Gelegenheit boten, die Beobachtung der Stimmung der Atmosphäre, besonders der einer Mondnacht, zu verwerten, in deren Zauber er uns ja auch in seinen „Studien" des öfteren festhält. In dieser Zeit sind u. a. die datierten und signierten Bilder „Hinterer Gosausee und Dachstein" (1837, Bachofens „Verzeichnis von Bildern Adalbert Stifters", Wien, Paul Gerin, 1916, Nr. 54), „Ruine Wittinghausen" (1839, Bachofen, Nr. 57), „Königssee" (1837), „Ideale Landschaft" (1841), „Das Leithagebirge" [?] (1841; vgl. S. LXXIV ff. und Bildbeilagen VIII—X) entstanden und ihr dürften wohl auch die meisten der Mondbilder: „Mondnacht in der Au" (Verz., Nr. 12 und 50), „Mondaufgang in der Puszta" (Verz., Nr. 40), „Mondlandschaft" (Verz., Nr. 17) und „Windmühle im Mondlicht" (Bachofen, Nr. 68) zuzuweisen sein.

In dem unvollendeten „Mondaufgang in der Puszta" erhebt sich der Mond strahlend über einem öden, wüstenartigen Landstrich. Zwei wie furchtsam aneinander geschmiegte Bäume bilden die einzige Erhebung in einer unendlichen, kahlen Ebene. Das untere Drittel des grundierten Malkartons ist mit wirren Federstrichen bedeckt; nur das Firmament ist fertig gemalt, und der Dichter dürfte, wie das seine Art war, als er den Himmel und den Mond nicht genug leuchtend fand, die Arbeit mißmutig unterbrochen haben (Hein, Neues von Adalbert Stifter, Neues Wiener Tagblatt, Nr. 27, 28. Jänner 1908). Ist dieses Bild wirklich bloß eine gemütliche Atelierträumerei, wie Hein annimmt, oder hat Stifter während seines Aufenthaltes in Südungarn im Sommer 1841

ein ähnliches Motiv festgehalten und später in Wien ausgeführt? Eine solche Frage kommt bei dem Bilde „Aussicht aus Stifters Wohnung" (1839, vgl. S. LXX) nicht in Betracht. Wieder ein einfaches Motiv gestaltend, hat Stifter den Blick auf die Hausdächer der Umgebung und die Türme der nahen Rochuskirche mit einer Unmittelbarkeit der Wirkung dargestellt, die mit den einfachsten Mitteln unter Verzichtleistung auf die Wiedergabe jeder Einzelheit durch Farbentöne, die sich nur wenig voneinander abheben, erzielt wird. Margarete Gump (Stifters Kunstanschauung, S. 63) hebt mit Recht die auf der kühnen Art des gewählten Ausschnittes beruhende Verwandtschaft dieses Bildes und eines zweiten Stifters mit dem kleinen Bilde von Karl Blechen (1798—1840) „Blick auf Gärten und Häuser" (Berliner Nationalgalerie) hervor, und auf ihn hat kürzlich auch anläßlich der Ausstellung im Hagenbunde Wilhelm Dessauer, „Malende Dichter und dichtende Maler" (Neue Freie Presse, 2. März 1932), verwiesen. Blechens Bild war in der „Jahrhundertschau deutscher Malerei" in Wien 1926 ausgestellt (vgl. Abbildung im Katalog). Am Beginn der Vierzigerjahre, vielleicht schon früher, stellte Stifter auch Bilder in den Ausstellungen der k. Akademie der vereinigten bildenden Künste zu St. Anna aus (vgl. XVII 108_3 und Anm. S. 368), im Jahre 1841 laut des erhaltenen Begleitscheines ein „Seestück bei Mondbeleuchtung" und im Jahre 1842 die „Ideale Landschaft".

In dieser Periode hatte sich Stifter das Geheimnis der einfachen Stoffe erschlossen, und er gestaltet sie mit einer jenseits alles Dilettantismus liegenden Meisterschaft zu Bildern, deren Stimmungsgehalt unmittelbar auf den Beschauer übergeht. Um die Mitte der Vierzigerjahre hat Stifter auch in seinen Erzählungen Landschaften, die durch ihre Einfachheit wirken, geschildert, in der „Brigitta" die

Puſzta und in den „Zwei Schweſtern“ die Alpenlandſchaft oberhalb des Gardaſees, und hat hier die Stimmung der Atmoſphäre mit einer Anſchaulichkeit wiedergegeben, die uns zeigt, wie geſchult ſein Auge war, und uns ermeſſen läßt, wie oft der Maler Stifter verzweifeln mochte, mit den Farben die gleiche Wirkung zu erreichen: „Die Maler haben eigentlich dieſe Dinge noch nicht gemalt ... In allen Stufen des matten Grün, Grau und Blau lag das fabelhafte Ding hinaus; ſchwermüthig dämmernde, ſchwebende, webende Tafeln von Farben ſtellten ſich hin .... hier ſtand ich in einer Oede, wo Alles fehlte, wo gar keine Mittel waren, etwas darzuſtellen, und wo ſich doch eine ſo ruhige Schönheit zeigte, als legte die Natur ein einfach erhabenes Heldengedicht vor mich hin“ (IV 1, 125_{21} ff.). Damals rühmte er an Steinfeld, daß er, bis dahin „einer der tüchtigſten Vertreter der Anſicht ſchöner Gebirgsſcenerie . . . die Fläche, die Steppe, das Unſcheinbare wählte und . . . durch das Ideelle, das er hinein zu legen wußte, ſeine ſchönſten Gebirgslandſchaften an künſtleriſcher Tiefe übertraf“ (XVI 329_{26}). Ruhe und Geſchloſſenheit ſind die Kennzeichen der beſten Bilder dieſer Periode. Es iſt gewiß zu beklagen, daß Stifter damals und in der folgenden Zeit ſo viele Bilder nicht vollendet hat, z. B. „Athen mit der Akropolis“ (Bachofen, Nr. 56), die „Mondlandſchaft“ und „Mondnacht in der Au“ (Verz., Nr. 12). Aber mit Recht brachte Freiherr v. Bachofen gerade dieſen Bildern großes Intereſſe entgegen: „Dieſe Skizzen und beſonders die unvollendeten Bilder ſind aus dem Grunde ſo ſehr intereſſant, weil ſie deutlich die Art und Weiſe der Stifterſchen Malerei vor Augen führen“ (an Roſegger, 11. Februar 1908). „Die ‚Mondnacht in der Au‘“ zeigt beſonders deutlich, mit welcher peinlichen Genauigkeit Stifter bei ſeinen Entwürfen vorgegangen iſt. Stifter hat die Umriſſe der Farbengrenzen oder die Konturen

der Abtönungen auf der Bildfläche mit Federstrichen vorgezeichnet und sodann erst in diese Konturen die Farben nach einem Farbenschema eingesetzt und dann, meistens mit dem Finger, verrieben und abgetönt. Wir sehen an diesem Bilde das Gemälde unter Stifters Hand entstehen" (Otto Jungmair).

Da Stifter in den Jahren 1845—1847 jedesmal mehrere Sommermonate in Linz oder in seiner Umgebung zugebracht hat, werden wahrscheinlich auch die Bilder „Strasserau bei Linz" und „Mondlandschaft" in dieser Zeit und nicht erst nach seiner Übersiedlung nach Linz entstanden, beziehungsweise begonnen worden sein.

In den ersten Linzer Jahren (1848—1850) dürfte Stifter von seiner Tätigkeit als Redakteur der Linzer Zeitung und des Wiener Boten und Mitarbeiter anderer Blätter nicht viele Mußestunden für die Malerei erübrigt haben. Hiezu stimmt auch die oben angeführte briefliche Äußerung aus dem Jahre 1855 über die 13 seit dem Jahre 1847 angefangenen und nicht vollendeten Bilder. Tatsache ist, daß aus dieser Zeit keine von ihm signierten Bilder vorhanden sind, und daß er überhaupt in den letzten zwei Jahrzehnten nur wenige Bilder vollendet hat. Wir kennen nur die Bildnisse seines Lieblingshündchens „Puzzi" (Aquarell und Ölbild auf Holz), das treffliche Porträt des Vorstehhundes des Barons Marenholtz, und eine zur Verwertung auf einem Alpenbilde bestimmte, in Kirchschlag entstandene „Steinstudie" (Verz., Nr. 20, 19 und 9). Aus seinen Briefen wissen wir, daß er in den Lackenhäusern an einem Bilde des Waldhauses seines Freundes Rosenberger und an einem Waldbilde für Amalia gearbeitet hat (vgl. XXI 234_{4}, 316_{17} ff.). Auf eines dieser Bilder bezieht sich der anonyme Verfasser des ersten Nekrologs der Neuen Freien Presse in Nr. 1226, 28. Januar 1868 — am 30. folgte der ausführliche Karl von

Thalers — mit den Worten: „Sein letztes Bild war eine halb vollendete Landschaft, die geliebten Lackerhäuser seiner Heimat am Saume des Böhmerwaldes. Es wäre vielleicht sein bestes Bild geworden. Luft und Hintergrund sind fertig, Mittel- und Vordergrund fehlen noch.“ Dieses Bild scheint also bei seinem Tode noch vorhanden gewesen zu sein. Andere hat er wohl selbst vernichtet, wie er es dreißig Jahre früher mit manchem Bilde getan hat, darunter auch die Bilder, die wir aus seinem Maler-Tagebuche kennen.

Von dem Streben, die Stimmung einer Landschaft wiederzugeben und sich bei der Wahl der Motive von dieser Absicht leiten zu lassen, ging Stifter vielleicht schon um das Jahr 1847 einen Schritt weiter, er suchte in der Natur das der Stimmung, die er gestalten wollte, entsprechende Bild. Bis zum Jahre 1854 hatte er bereits 4 dieser symbolischen Bilder angefangen, 4 andere traten noch hinzu, wenn man nicht auch das ihnen verwandte Steinbild, das ihn freilich nur kurze Zeit beschäftigte, dazurechnen will. Es ist von vornherein ausgeschlossen, daß Stifter in den Jahren 1854—1867, in denen er an diesen Bildern arbeitete, noch Zeit gefunden hätte, viele andere zu malen. Offenbar hat sich bei diesen Bildern, denen nicht die Natur als Vorlage diente, der Skeptizismus noch früher und öfter als sonst in ihm geregt und ihn dazu getrieben, das Gezeichnete und zum Teil bereits Gemalte immer wieder zu verwerfen und von neuem zu beginnen. Es ist ergreifend, zu erkennen, wie dem alternden Stifter die Natur zum Gleichnis wurde, und wie er bis nahe vor dem Abschluß seines Erdendaseins mit hingebungsvoller Ausdauer an der „Sehnsucht“, der „Einsamkeit“ und der „Ruhe“ gemalt hat.

Das Tagebuch über Malereiarbeiten hat Stifter am 5. Februar 1854 begonnen und bis zum 24. August 1867 weiter-

geführt. Außer diesem aus ausgeschiedenen Manuskriptblättern zusammengestellten Großoktavhefte, dessen Einträge 43 Seiten füllen (vgl. Anm. S. 450), ist noch ein gefaltetes Quartblatt mit Einträgen vom 28. Februar—13. Dezember 1867 erhalten, gleichfalls ein beiseite gelegtes Manuskriptblatt (1 Zeile Text, am Rande: Witiko 383), auf 3 Seiten (S. 1 einreihig, S. 2 u. 3 in Doppelreihen) beschrieben. In diesem Arbeitsjournal hat Stifter täglich Beginn und Beendigung der Arbeit mit Angabe des Bildes eingetragen, diese Einträge dann gruppenweise (4, 12, 11 u. 13 Buchungen) in das Tagebuch übernommen und die übertragenen Partien mit dem Rotstift durchgestrichen. Vom 25. August an hat er dieses Verfahren nicht weiter fortgesetzt, so daß für die Zeit von diesem Tage bis zum 13. Dezember 1867 das Arbeitsjournal allein uns über seine Maltätigkeit Auskunft gibt. Aus dieser bisher nicht verwerteten Handschrift ergibt sich, daß Stifter bis zum Beginn der schweren Erkrankung, die im Dezember 1867 einsetzte, ja vielleicht noch, als er bereits von ihr erfaßt war, gemalt hat. Vermutlich hat Stifter auch schon früher dem Tagebuch derartige Aufzeichnungen zugrunde gelegt und erst bei der Übertragung die Arbeitsdauer bei jedem Eintrage hinzugesetzt und am Ende jeder Seite die Summen der auf die einzelnen Bilder verwendeten Zeiten verzeichnet. So erklären sich ein paar Versehen, die Stifter beim Übertragen unterlaufen sind, wie andrerseits auch die von ihm verzeichneten Summen hie und da zu berichtigen sind. Daß das Tagebuch in dieser Weise zustande gekommen ist, bestätigt auch die Wahrnehmung, daß partienweise dunkle und helle Tinte wechselt und die Schriftzüge in einem solchen Abschnitte so gleichmäßig sind, wie dies bei Tag für Tag vollzogenen Eintragungen nicht der Fall sein könnte.

Das Vorsatzblatt enthält auf der zweiten Seite eine Übersicht der Bilder in 2 Gruppen: 1. Bilder, die am 5. Februar 1854 in Arbeit waren, 2. Bilder, die im Kopfe entworfen, aber noch nicht begonnen waren. Bei jedem Bilde hat Stifter das hiefür gewählte Motiv hinzugefügt, bei denen der ersten Gruppe außerdem angegeben, wie weit die Arbeit bereits vorgeschritten war. Gruppe I umfaßt: 1. Die Vergangenheit. 2. Die Heiterkeit. 3. Die Sehnsucht. 4. Die Bewegung, Gruppe II: 5. Die Ruhe. 6. Die Einsamkeit. 7. Die Schwermuth. 8. Die Feierlichkeit.

Von den Bildern der Gruppe I hat Stifter „Die Bewegung" (strömendes Wasser) am meisten in Anspruch genommen. Im ganzen hat er auf das Bild 1168h 5m verwendet, hievon auf die Zeichnung 94h 50m, auf das Malen 1073h 15m. Das Bild war am

5. Februar 1854 bis auf die Luft und Teile des Vordergrundes gezeichnet. An diesem Tage beginnt er mit der Arbeit, und am 22. Februar vermerkt er: „Die Zeichnung der Bewegung vollendet", läßt aber die N. S. folgen: „Am nächsten Tage wurde manches von der Zeichnung wieder ausgelöscht und neu zu zeichnen begonnen." (vgl. S. 359.) Am 24. d. M. ist diese Zeichnung vollendet, und am 25. beginnt er an dem Bilde zu malen (vgl. S. 360), bricht dann mit der Arbeit im August 1854 ab und kehrt zu dem Bilde erst am 1. November 1856 zurück, zu dem er im Tagebuch vermerkt: „An einer erneuerten und vergrößerten Bewegung gezeichnet (derselbe Gegenstand). Der frühere wurde verworfen." Diese neue Zeichnung war am 21. Jänner 1858 vollendet. So glaubte wenigstens Stifter und vermerkte auch als „Summe aller Stunden zur Zeichnung der Bewegung" 75^{h} 21^{m}. Erst im September beginnt er die Luft zu malen, malt sie am 28. zum vierten Male neu, geht dann auf die Wolken über und malt den dunkeln Berg, trockene Steine, den lichten Berg, das Wasser und nasse Steine. Eine Zeitlang beschäftigt er sich fast ausschließlich mit diesem Bilde (17. Oktober 1858—22. Mai 1859) und auch später mit ihm mehr als mit anderen, er malt die Luft zum fünften und sechsten Male neu (26. September und 12. Oktober 1859; vgl S. 362) und arbeitet an dem Bilde weiter bis zum 5. Oktober 1862. Dann folgt eine lange Unterbrechung, da Stifter „die Einsamkeit" ganz in Anspruch nimmt. Am 24. April 1864 beginnt er wieder eine neue Zeichnung des Bildes — er verzeichnet auch die Größe: 48′ 35″ — und geht noch in demselben Monat zum Malen über, das ihn bis zum 17. März 1865 beschäftigt. An diesem Bilde hat Stifter auch im Jahre 1864 in den Lackenhäusern gemalt (XX 204_{2}, 205_{27}, Anm. S. 379).

Als Gegenstück zur Bewegung begann Stifter gleichfalls im Jahre 1854 „Die Ruhe. See mit Schneeberg". Der Arbeit an diesem Bilde gelten auch noch seine letzten Einträge im Jahre 1867. Da er aber daneben mit anderen Bildern beschäftigt war und auch mit dieser Arbeit zweimal für lange Zeit aussetzte, so beträgt die Arbeitszeit fast nur die Hälfte der auf die „Bewegung" verwendeten, nämlich 619^{h} 28^{m}. Die am 23. November 1854 begonnene Arbeit führte Stifter mit großen Unterbrechungen zunächst bis zum 28. Oktober 1860 weiter, nahm sie dann erst am 14. Februar 1862 wieder auf, vollendete tagsdarauf die Zeichnung und begann am nächsten Maltage, am 17. Februar, die Luft zu malen, erkannte sie jedoch ebenso wie gleich darauf den Schneeberg für verfehlt. Nun wendete er sich offenbar mißmutig von dem Bilde ab und nahm es erst wieder am 22. De-

zember 1864 vor, indem er eine neue Zeichnung begann; er malt dann nach einer neuerlichen langen Pause im November nach Vollendung der Zeichnung und am 5. Dezember 1865 an der Luft, im Jänner 1867, nachdem er nochmals zwei Tage an dem Bilde gezeichnet hatte, die Berge und arbeitet daran, abgesehen von einigen anderen Bildern gewidmeten Arbeitstagen, bis zum 13. Dezember weiter, war aber bis dahin noch nicht dazu gekommen, den See zu malen. An diesem Bilde malte Stifter auch im Herbst 1865 in Kirschschlag (vgl. XXI 50_9, 78_1, Anm. ebd. S. 337, 340).

Das von Stifter in seinem Verzeichnis an erster Stelle angeführte Bild „Die Vergangenheit“ (römische Ruinen) dürfte wohl mit seinem unvollendeten Bilde „Römische Ruinen“ (Verz. Nr. 43), das vielleicht durch das bekannte Heidentor bei Petronell angeregt war, zusammenhängen; denn vermutlich hat dieses wahrscheinlich um die Mitte der Vierzigerjahre gemalte Bild ihm die Anregung gegeben, die Vergangenheit auf diese Weise zu symbolisieren. Stifters Anführung des Bildes an erster Stelle legt auch die Vermutung nahe, daß er von den „römischen Ruinen“ überhaupt zu seinem Plane, einen Zyklus symbolischer Bilder zu schaffen, angeregt worden ist. Keinesfalls aber ist das erhaltene Bild mit der „Vergangenheit“ identisch. Das Bild, an dem am 5. Februar 1854 nur der Vordergrund noch nicht gezeichnet, die Luft aber bereits gemalt war, beschäftigte Stifter vom 13. Februar an mit Unterbrechungen immer wieder, bis er am 1. März 1860 die Zeichnung vollendet hatte und zum Malen überging, dem er außer 6 Märztagen nur noch einen im Juni d. J. widmete, um dann nach Jahren noch einmal, an 3 Februartagen im Jahre 1864, daran weiterzuarbeiten. Im ganzen hat Stifter an dem Bilde $101^h\ 35^m$ (an der Zeichnung $29^h\ 37^m$, an der Malerei $71^h\ 58^m$) gearbeitet.

Das nächste von ihm auch noch im Februar 1854 zur Weiterarbeit gewählte Bild „Die Heiterkeit“ (griechische Tempelruinen) war im Mittelgrunde gezeichnet, die Luft und der Hintergrund des Bildes waren bereits gemalt. Stifter zeichnete daran bis zum Ende des April, malte auch bis dahin an drei Tagen an dem Bilde, arbeitete aber daran erst wieder im Jahre 1860 und zuletzt am 9. März 1861, also eine verhältnismäßig kurze Zeit, nämlich $38^h\ 2^m$ (z: $29^h\ 33^m$, m: $8^h\ 29^m$). Noch weniger Zeit hat Stifter der „Schwermuth“ gewidmet, einem Mondstücke der zweiten Gruppe; er arbeitete daran nur im November 1854, in den Augustwochen der Jahre 1861 und 1862, zuletzt am 8. September dieses Jahres

und scheint das Bild dann beiseite gelegt zu haben, nachdem er darauf 25^{h} 36′ (z: 14^{h} 36′, m: 11^{h}) verwendet hatte. Am kürzesten hat sich Stifter mit der Feierlichkeit (Großglockner) beschäftigt; er zeichnete, ohne je zum Malen überzugehen, nur im Jahre 1855, und zwar 15^{h} 41^{m} an diesem Bilde.

Als ein Mondstück hatte sich Stifter auch die „Sehnsucht“ gedacht. Am 5. Februar 1854 war die Luft an diesem Bilde bereits gemalt; aber erst im März 1860 nahm Stifter die Arbeit wieder auf, unterbrach sie abermals, arbeitete in den folgenden Jahren nur in kleinen Zeitabschnitten weiter, vom 16. Dezember 1863 an auf Grund einer neuen Zeichnung, und führte die Arbeit bis zum 10. November 1867 fort, indem er insgesamt für sie 148^{h} 2^{m} (z: 42^{h} 20^{m}, m: 105^{h} 42^{m}) verwendete. Auch an der „Sehnsucht“ hat Stifter im Sommer 1864 in den Lackenhäusern und im Herbst 1865 in Kirschschlag gearbeitet. Ein drittes Mondstück, „Die Einsamkeit (Ruinen mit Mondaufgang)“ beschäftigte Stifter zunächst wie alle Bilder außer der „Feierlichkeit“ und „Sehnsucht“ im Jahre 1854, aber nur wenige Tage, dann erst wieder im März 1856 und am 31. Oktober und 1. November dieses Jahres. Hierauf legte er das Bild beiseite und begann erst am 12. Oktober 1862 mit einer neuen Zeichnung. Dann widmete er sich lange Zeit, wie er dies bei keinem anderen Bilde getan hat, ausschließlich der „Einsamkeit“, malte in den 77 Arbeitstagen der Zeit vom 12. Oktober 1862 bis zum 15. Dezember 1863 den Mond, die Luft, die Wolken, hie und da zum Zeichnen zurückkehrend, und von da an mit Unterbrechungen, welche die Bevorzugung anderer Bilder, besonders der „Ruhe“, bedingte, bis zum 14. November 1867. Die Summe der auf dieses Bild verwendeten Arbeitszeiten beträgt 364^{h} 52^{m} (z: 63^{h} 18^{m}, m: 301^{h} 34^{m}). An der „Einsamkeit“ hat Stifter gleichfalls im Sommer 1864 in den Lackenhäusern gearbeitet.

Ein neuntes, nicht in dem Verzeichnis angeführtes Bild, das Steinbild, hat Stifter nach seinem Eintrag im Tagebuch am 18. Juni 1859 als „Erinnerung an den Karst“ zu zeichnen begonnen. Die Anregung hiezu hatte er auf seiner Reise im Juni 1857 erhalten. „Und doch ist die Öde des Karst auch merkwürdig, und sein Bild haftet in meiner Seele“, berichtete er am 20. Juli 1857 seinem Verleger (XIX 39 $_{30}$). Stifter zeichnete und malte im Sommer 1859 an dem Bilde und nahm es dann nach mehr als einem halben Jahre nur noch einmal, am 9. März 1860 vor (vgl. S. 363). Gearbeitet hat er daran im ganzen bloß 30^{h} 36^{m} (z: 8^{h} 17^{m}, m: 22^{h} 19^{m}).

Die Gesamtdauer der Arbeit an diesen 9 Bildern beträgt 2511^{h} 56^{m}. Stifter hat im ersten Jahre an 6 Bildern gearbeitet, nur in den Jahren 1859 und 1863 bloß an 2, in allen anderen an 3—5 Bildern. Die Zahl der Arbeitstage erreicht 1859 das Maximum 169, ist in den Jahren 1858, 1860 und 1863 höher als 100, nachdem sie bereits 1854 vom 5. Februar an 96 betragen hatte, und sinkt nur 1857 und 1866 unter 20 herab. Besonders hervorzuheben ist aber die Tatsache, daß Stifter in seinem letzten Lebensjahre bis zum 13. Dezember 1867 an 148 Tagen an den Bildern „Einsamkeit", „Sehnsucht" und „Ruhe" gearbeitet hat. Die verhältnismäßig niedrigen Zahlen der Jahre 1855—1857 (31, 22, 15) und 1864—1866 (68, 52, 17) betreffen Zeiten, in denen die Arbeit an seinen Romanen Stifter besonders in Anspruch genommen oder Krankheit ihn von der Staffelei ferngehalten hat. Die tägliche Arbeitszeit beträgt oft mehrere Stunden. Am 27. August 1861 hat Stifter sogar von 7·3—5·50 also 10^{h} 47^{m} ohne Unterbrechung gemalt. Damals arbeitete er an der Luft der „Sehnsucht", die er am vorhergehenden Tage nach einer Arbeit von 5^{h} 42^{m} als verfehlt erkannt hatte (vgl. S. 364). Die meisten Einträge gelten Arbeitszeiten von $1^{1}/_{2}$ — 3 Stunden, aber manchmal konnte Stifter auch nur $^{1}/_{4}$ Stunde, einmal nur 12 Minuten bei seiner Arbeit bleiben.

Das Schicksal dieser 9 Bilder war vermutlich mit ihrem letzten Eintrage ins Tagebuch besiegelt. Mit ihrer Vernichtung hat Stifter wiederholt, was er dreißig Jahre früher zu tun pflegte. Seinem Freunde Siegmund Freiherrn von Handel, der auf den ihm versprochenen „Gosausee mit Dachstein" wartete, schreibt Stifter am 20. September 1837: „Es ist ein eigenes Unglük, ich kann kein meiniges Bild lange in den Händen haben, ohne etwas auszubessern, und zwar so lange auszubessern, bis ich das Bild wegwerfe" (XVII 70$_{24}$) und der Maler Peter Roderer in den „Nachkommenschaften", der seine „wirklich mißlungenen Dachsteinmalereien" vernichtet, ist niemand anderer als der Dichter selbst.

Die Bildbeilagen.

1. Aussicht aus Stifters Wohnung.

Ölbild auf Karton, 22·5 × 29·5 cm, links unten gezeichnet: Stifter 1839. Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien (Verz., Nr. 45).

Stifter wohnte in seinen ersten Ehejahren in dem Hause Landstraße 484, im 3. Stocke, heute Beatrixgasse 18. Dort hat er seine ersten Erzählungen, den „Condor" und die „Feldblumen" geschrieben. In diese Behausung führt er ja auch den Leser der „Feldblumen": „Die Höhe der Stube über andern Wohnungen läßt mich wohl ein sattsames Stück Himmel erblicken, aber auch Rauchfänge genug und mehrere Dächer und ein paar Vorstadtthürme. Die südlichen Wolken stellten sich indessen zu artigen Partieen zusammen und gewinnen immer liebere und wärmere Farben. Ich will ... einige abzustehlen suchen und auf der Leinwand aufzubewahren. Ich schrieb das oben Stehende heute morgens und malte fast den ganzen Tag Luftstudien" (I 49_{14}, vgl. 69_{9}). Die beiden auf dem Bilde sichtbaren Türme sind die der Rochuskirche, in der Stifter am 15. November 1837 getraut worden war.

„Das Bild hat etwas Autobiographisch-intimes, etwas Rührend-gemütliches; dieses Stück Hausdächerwelt des vormärzlichen Wien ist ganz und gar ureigenstes Erlebnis, und wir sehen den jugendlichen Verfasser des „Condor" in seiner dem Alltagslärm entrückten luftigen Einsamkeit an der Luke des Mansardengelasses bei der Staffelei, das Schornstein- und Dachziegelgewirr, die lauschigen Höfe, verschwiegenen Hausgärten und gähnenden Gassentiefen überschauend und liebevoll bestrebt, die tägliche seltsame Augenweide auf der Fläche festzubannen" (A. R. Hein, Neues Wiener Tagblatt, Nr. 27, 28. Jänner 1908).

In dem von Stifter bewohnten Hause sind in der Wohnungseinteilung in den hundert Jahren, seit er darin wohnte, allerlei Änderungen vorgenommen worden. Die von ihm bewohnten Räume lassen sich daher nicht mehr feststellen. Auch in den Häusern der Nach-

barschaft und ihren Gärten und Höfen hat sich sicherlich viel geändert. Die Wirklichkeitstreue des Bildes läßt sich also nicht überprüfen und daher auch nicht die mir bekanntgegebene Vermutung, daß Stifter das Bild von einem Nachbarhause aus entworfen hat. Gewiß unrichtig ist jedoch ein anderes Bild, das sich in der Galerie des 19. Jahrhunderts im Oberen Belvedere in Wien befindet, im Katalog der Galerie (Nr. 390) als „Blick aus der Wohnung des Künstlers auf der Landstraße" bezeichnet worden.

Das impressionistisch wirkende Bild hat bei den Ausstellungen von Werken Stifters in den letzten Jahren berechtigtes Aufsehen erregt. Es zeigt ihn auf der Höhe seiner Malkunst und hat nicht seinesgleichen in dem gesamten Schaffen des Malers Stifter (vergleiche S. LXI).

2. Blick auf Kremsmünster.

Aquarellskizze auf Papier. 9·5 × 16 cm, nicht gezeichnet [1825]. Besitzer: Ad. St.-Ges. in Wien.

Stifter hat das Bild südöstlich von Kremsmünster auf einer Waldblöße des Kalvarienberges, dessen Kapelle auf der Höhe links sichtbar ist, aufgenommen. Auch der mit Buchen und Eschen bestandene Abhang rechts gehört zum Kalvarienberge. Auf diesem gut gewählten Standpunkte bot sich Stifter die Möglichkeit, das Stift in seiner ganzen Ausdehnung mit der Sternwarte und den darunter sich hinziehenden Ort in einer wirkungsvollen Umrahmung darzustellen. Rechts im Hintergrunde erhebt sich über den Ort eine Anhöhe mit der Kirche von Kirchberg a. d. Krems. Im Mittelgrunde ziehen sich Felder und Wiesen bis zu den Sträuchern hin, welche die nicht sichtbare, dem Orte entlang fließende Krems einsäumen.

Das Bild ist zweifellos von Stifter gemalt. Es erweist durch die verwandte Technik seine Zugehörigkeit zu den in Kremsmünster entstandenen Jugendbildern, der „Illustration zu dem oberösterr. Volkslied: Am Raine lag ein Haus", der „Kirche bei Kremsmünster" (Verz., Nr. 6) und dem „Blick gegen die Falkenmauer" (Verz., Nr. 32) und darf wohl als ältestes der erhaltenen Bilder Stifters bezeichnet werden. Das Stiftsgebäude, besonders der Turm der Sternwarte und die aus dem Orte zum Stift emporführende Straße zeigen, daß Stifter die Perspektive noch nicht beherrschte. Auch die Starrheit und Steifheit des Baumschlages im Vordergrunde links verrät den Anfänger, während die sich zur Rechten erhebenden Bäume viel lebendiger und mit trefflicher Charakteristik ihrer Wesenheit dargestellt sind. Die Felder und Wiesen des Mittelgrundes geben dem Bilde die erforder-

liche Tiefenwirkung. Stifters Hand erkennen wir vor allem in der liebevollen Ausführung der Einzelheiten in der Darstellung des Ortes und in dem sorgfältig abgetönten Hintergrunde. Das Bild ist, wie der weiße unbemalte Fleck im Vordergrunde zeigt, nicht ganz vollendet. Ein paar Beschädigungen in der Front und am Dache des Stiftes dürften durch mangelhafte Aufbewahrung hervorgerufen sein.

Der „Blick auf Kremsmünster" stellt uns das Stift und den Ort, wie sie vor mehr als hundert Jahren gestaltet waren, vor Augen und ist schon aus diesem Grunde interessant und aufschlußreich. Seither sind an dem Stifte mehrere bauliche Veränderungen vorgenommen worden und hat sich der Ort bis hinauf zum Stifte erstreckt. Eine Ansicht von Kremsmünster wollte Stifter auch noch im Jahre 1839 in Wien malen, weil seine „Erinnerung und Jugendliebe so sehr an diesem Orte hing", und erbat sich deshalb von seinem Zeichenlehrer Georg Riezlmair eine Skizze als Vorlage (XXII 188 $_{30}$ ff.).

Wahrscheinlich hat Stifter auch dieses Bild wie Nr. 3 für die Frau Gubatta gemalt. Professor Georg Weitzenböck in Graz erwarb es im Jahre 1890 aus dem Besitze ihrer Enkelin, der Frau Franziska Lederhilger in Kremsmünster. Bei ihr hatte er bei einem früheren Besuche „ein paar ganz ähnliche, von Stifter mit Namen gezeichnete Bilder", darunter seiner Erinnerung nach auch den „Blick gegen die Falkenmauer" gesehen. Professor Weitzenböck hat dieses bis dahin nicht bekannt gewesene Bild im Juli 1932 der Adalbert Stifter-Gesellschaft geschenkt und deren Sammlung durch diese Gabe um ein überaus wertvolles Werk bereichert. Sein Bericht über die Erwerbung des Bildes bestätigt die Autorschaft Stifters (mit Verwertung von Mitteilungen Otto Jungmairs).

3. Illustration zu dem oberösterreichischen Volkslied „Am Raine lag ein Haus".

Aquarell auf Papier 25·5 × 33·5 cm, mit Rand 38 × 46 cm, rechts unten gezeichnet: Ad. Stifter 1825. Besitzer: Ad. St.-Ges. in Wien (Verz., Nr. 1).

Stifter malte das Bild in Kremsmünster als Rekonvaleszent nach seiner Erkrankung an den echten Blattern und schenkte es der Frau Gubatta, deren Kinder er unterrichtete, zum Dank dafür, daß sie sich seiner während der Krankheit angenommen hatte. Ihr Sohn, Dr. Karl Gubatta, schenkte es im Jahre 1897 dem ihm als Verehrer Stifters bekannten Dichter Peter Rosegger, und nach dessen Tode ging

es zufolge letztwilliger Verfügung in den Besitz des mit ihm befreundeten und ihm durch verwandtschaftliche Bande nahestehenden Freiherrn Karl Adolf Bachofen von Echt über.

Diese Jugendarbeit Stifters zeigt trotz mancher den Anfänger verratenden Schwächen Korrektheit der Zeichnung und Perspektive und gewandte Behandlung des Baumschlages. Die beiden Bäume des Vordergrundes sind freilich überhöht, und das mit sichtlicher Freude an den Farben einer Herbstlandschaft gemalte Bild läßt das Gefühl für ihre gegenseitige Abtönung noch vermissen. Der Himmel scheint nur leicht angedeutet gewesen zu sein. Die weißen Kreidetöne in der Mitte des Bildes über der Landschaft sind offenbar als ausgebleichte Stellen zu betrachten.

4. Friedberg mit dem Blick auf Wittinghausen.

Aquarellskizze auf graublauem Papier, 17×24 cm, nicht gezeichnet, [1829]. Besitzer: Ad. St.-Ges. in Wien (Verz., Nr. 25).

Stifter hat mehrere Bilder für die Familie Greipl in Friedberg gemalt. Dieses Bild hatte er Fanny Greipl zugedacht. Ihr schrieb er am 3. Februar 1829: „Dein Friedberg soll recht, recht schön werden. Ich habe es schon 2 Mahl angefangen, allein jedes mahl wieder herabgerissen, da es mich nicht befriedigte. Laß es bis ins Frühjahr, wo es lichter wird, denn jetzt kann keine Farbe rein und klar aufgetragen werden, da das so nothwendige Bedürfniß, helles Sonnenlicht gänzlich fehlt. Dein Vater wird es dir bey seiner nächsten Wienerreise überbringen“ (XVII 6_{11}).

Offenbar ist Stifter trotz dieses Versprechens nicht über die Skizze hinausgekommen, für die er den besten Standpunkt, den Hammerberg gewählt hat, um den ihm teuern Ort und die ihn im Westen überragenden Höhen im Bilde festzuhalten. Die Vervielfältigung läßt die in Zeichnung und Farbengebung vorhandenen Schwächen des Originals nicht erkennen.

5. Landschaftsstudie.

Aquarell auf graublauem Papier, 12×17·5 cm, gezeichnet: Stifter 1829. Besitzer: Ad. St.-Ges. in Wien (Verz., Nr. 28).

Das ebenfalls für die Friedberger Freunde auf demselben Papier wie Nr. 4 und in demselben Jahre gemalte Bild verrät dieselben Mängel wie Nr. 4. Gustav Greipl berichtete dem Freiherrn von Bachofen, der das Bild von ihm erwarb, daß es in seinem Vaterhause als eine nicht nach der Natur gemalte Idylle bezeichnet wurde. Vermutlich

geht diese Benennung auf Stifter selbst zurück. Diesem Charakter des Bildes entspricht der im Vordergrunde als Staffage angebrachte Fischer.

6. Wasserfall in der Ramsau mit dem Blick auf den Watzmann.

Aquarell auf Karton, 11·5×17·5 cm, m. R. 17·5×23·5, rechts unten gezeichnet: Stifter 1829. Besitzer: Ad. St.-Ges. in Wien (Verz., Nr. 35).

Auch dieses Bild hatte Stifter der Familie Greipl gewidmet.

Der Vordergrund, ein Wasserfall mit der ihn umgebenden Gebirgslandschaft, ist mit freier Erfindung gestaltet, die Mitte stellt den Hochkalter, die Wimbachklamm und die Mühlsturzhörner dar, der Hintergrund die Ausläufer des Watzmann. Dieses Aquarell ist das beste der Bilder aus Stifters erster Periode. Herrlich wirkt durch einfachen, aber natürlichen Lichteffekt der Wasserfall, langsam, ruhig und vermittelt ist das Zurückweichen des Hintergrundes. Das kräftige, saftig gehaltene Grün in seinen verschiedenen Abstufungen ist mit lebhaften Farben wirksam zur Anschauung gebracht (Adalbert Horcicka).

7. Wasserfall im Hochgebirge.

Ölbild auf Holz, 18×22 cm, links unten auf dem Stein gezeichnet: A. Stifter 1833. Besitzer: Ad. St.-Ges. in Wien (Verz., Nr. 27).

Auch dieses Bild war für das Haus Greipl bestimmt und war später im Besitze einer Nichte der Frau Greipl, von der es der Freiherr von Bachofen erhielt.

Das Bild stellt den Wasserfall der Hintersee-Ache bei Berchtesgaden dar. Bachofen hat bei einem Besuche der Gegend festgestellt, daß die Szenerie einem Punkte entspricht, der drei Minuten unterhalb des Ausflusses der Ache aus dem See liegt, und in dem Berge des Hintergrundes die Reiteralm erkannt. Da kaum anzunehmen ist, daß Stifter im Jahre 1833 wieder in Berchtesgaden war, dürfte dem Bilde eine im Jahre 1829 (vgl. Nr. 6) aufgenommene Skizze zugrunde liegen. Hein rühmt an dieser Arbeit und einigen ihr zeitlich und dem Motive nach nahestehenden „die vortreffliche Bildwirkung; der Standpunkt ist auf das Glücklichste gewählt, die Luftperspective fein empfunden, die Raumverteilung der gegebenen Fläche den natürlichen Größenverhältnissen weise angepaßt“ (S. 497).

8. Königssee mit Watzmann und St. Bartholomä.

Ölbild auf Leinwand, 36×45 cm, links unten gezeichnet: Stifter 1837. Besitzer: Frau Therese Teufelberger in Wien.

Stifter hat das Bild vermutlich als Hochzeitsgeschenk für Amalia gemalt. Nach deren Tode widmeten es die Erben dem Anreger und Förderer des Stifter-Denkmals auf dem Blöckenstein, Jordan Kajetan Markus, dem Großonkel der jetzigen Besitzerin.

Im Sommer 1836 unternahm Stifter mit Amalia eine Reise ins Salzkammergut und weilte auch in Berchtesgaden und am Königssee. Als er im nächsten Jahre in Wien das Bild malte, verwertete er vermutlich eine an Ort und Stelle aufgenommene Skizze. Hein würdigt S. 499 das Bild mit folgenden Worten: „Dieses Gemälde, etwa die Mitte haltend zwischen den Bildern von Steinfeld und den Gebirgslandschaften von Hansch, etwas wärmer und farbiger als der erstere, dabei aber schärfer und bestimmter als die meisten Bilder des beliebtesten und geschätztesten österreichischen Alpenmalers, hat nichts Dilettantisches an sich und würde jedem Künstler von Beruf Ehre machen. Die im Lichte flimmernden Berge des Hintergrundes, der leicht bewölkte, zart getönte Himmel, die Spiegelung in dem durchsichtig klaren, tiefgrünen Wasser, an dessen Uferrande die Steine des abfallenden Grundes unter dem nassen Spiegel emporblinken, das alles ist mit einer Sicherheit gemacht, die umso erstaunlicher wirken muß, als sie ohne jede Schulung erworben wurde."

9. Ideale Landschaft.

Ölbild, 69×83 cm, rechts unten gezeichnet: Stifter 1841. Besitzer: Ad. St.-Ges. in Wien (Verz., Nr. 42).

Stifter hat dieses Bild im Jahre 1842 in der Jahresausstellung der Akademie zu Sankt Anna in Wien ausgestellt und es dann dem Pester Kunstverein für eine Ausstellung überlassen (vgl. XVII 113_8, Anm. S. 308). In Pest hat Heckenast das Bild um den Preis von 120 fl. angekauft (vgl. XVII, S. 368). Das lange Zeit als verschollen bezeichnete Gemälde — Hein hatte es in Preßburg bei Heckenast gesehen und eine Kupferradierung hergestellt, aber nicht vollendet (vgl. Hein, nach S. 504) — befand sich im Besitze der Frau Marie Sladovich, einer Tochter Heckenasts aus dessen vierter Ehe, und wurde von dem Freiherrn von Bachofen angekauft. Es ist das größte, das Stifter gemalt hat. Ob er für dieses Bild und dessen drei Variationen, deren eine derzeit nicht nachweisbar ist, von dem Moldaudurchbruch an der Teufelsmauer bei Kienberg Anregungen erhalten hat, ist sehr fraglich, da der Szenerie der Teufelsmauer das Erhabene und Großartige dieses Bildes fehlt.

Hermann Ubell (Die Stifter-Ausstellung des oberösterreichischen Landesmuseums, Linzer Tagespost Nr. 174, 2. August 1925) sagt:

„Das Bild wirkt, mit Asphalt braun untermalt, fast monochrom und gewährt eine überaus geschlossene ruhige malerische Erscheinung, die auf wirkungsvolle Verteilung der hellen und dunkeln Farben in erster Linie abzielt.“

10. Das Leithagebirge [?].

Ölbild, 36 × 44·5 cm, links unten gezeichnet: Stifter 1841. Besitzer: Ad. St.-Ges. in Wien (Verz., Nr. 21).

Das von dem Freiherrn Bachofen von Echt in Baden erworbene Bild hat irrtümlich den Namen „Leithagebirge“ erhalten, dessen Ursprung nicht aufgeklärt ist. Vermutlich hat Stifter die Anregung hiezu auf seiner Reise nach Ungarn im September 1841 (vgl. XVII 96_5) empfangen, ebenso wie für den „Mondaufgang in der Puszta“ (Verz., Nr. 40) und die „Landschaft mit Hütten bei aufgehendem Mond“ (Verz., Nr. 38).

„Das Bild zeigt im Vordergrunde die drohend aufgerichtete dunkle Silhouette eines Baumstrunkes und im Hintergrunde einen effektvollen Gewitterhimmel, der sich hoch über eine weite Ebene mit steilen Strohdächern und einen langgestreckten feuchtblauen Höhenzug aufbaut. In dieser Periode seines Schaffens sind es hauptsächlich hochmalerische atmosphärische Stimmungen, die unsern Dichter intensiv anziehen und zu künstlerischer Wiedergabe verlocken“ (Hermann Ubell, Linzer Tagespost, 2. August 1925).

11. Die Gutwasserkapelle bei Oberplan.

Bleistiftzeichnung, 24·5 × 29·5 cm, gezeichnet: 3./9. 1845, Adalb. Stifter. Besitzer: Ad. St.-Ges. in Wien (Verz., Nr. 4).

Stifter hat die Kapelle im Sommer 1845 während seines Aufenthaltes in Oberplan, wohin er mit seiner Frau gereist war, gezeichnet (vgl. XVII 149_{26} ff.). Kurz zuvor hatte er den „beschriebenen Tännling“ vollendet, in dessen Handlung das Kirchlein eine bedeutende Rolle spielt (vgl. IV, S. XLVI 257_{20} ff., 298_{18} ff.).

Die Zeichnung zeigt wie die anderen erhaltenen die liebevolle Sorgfalt der Ausführung, zu der Stifter durch seinen Lehrer in Kremsmünster angeleitet worden war, und entspricht den Forderungen, die Stifter in seinen Kunstberichten an den Zeichner und Maler stellte (vgl. S. XLIV).

12. Der Kefermarkter Flügelaltar. Gesamtbild.

Aufnahme des Photographen Bruno Reiffenstein in Wien (vgl. hiezu Anm. S. 418 zu 279_5).

13. Christophorus mit dem Jesukinde. Detailbild vom Kefermarkter Altare.

Aufnahme des Photographen Bruno Reiffenstein in Wien. „Sankt Christophorus mit dem Kinde fand durch den Meister des Altares eine Formgebung, die nirgends wiederkehrt in der Kunstgestaltung seiner Legende. Das bartlose, noch junge, leidverhärmte Antlitz — man sucht in ihm eine Wiedergabe des frühverstorbenen Altarstifters Christoph von Zelking — ist bis in jede Einzelheit eine tiefergreifende Versinnlichung des Menschenleides. In edler, nicht volkstümlicher Gewandung, barfüßig, durchschreitet der Heilige das Wasser ... fast erliegend unter der Last des Kindleins, das in seiner runden Fülle die bleierne Last des ganzen Weltalls dem ‚Gottesträger' aufbürdet" (Otto Jungmair, Alpenländische Monatshefte, Dezember 1926, S. 136).

Vermischte Schriften.

Erste Abteilung.

Erster Teil.

Besprechungen von Kunstwerken.

Berichte über den oberösterreichischen Kunstverein.

[Erster Bericht.]

(1851.)

Die Kunst hat in unsern Mauern einen Platz gesucht und gefunden. Seit kurzer Zeit hat sich ein Kunstverein gebildet, und zwar nach dem gewöhnlichen Muster bestehender Vereine für bildende Künste. Der Schreiber dieser
5 Zeilen gesteht offen, daß für ihn der Gedanke eines obderennsischen Kunstvereins (als ein solcher specifisch oberösterreichischer wurde er ihm anfangs bezeichnet) viel Komisches hat, und er, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß in der Kunst nur durch ausreichende Geldmittel etwas
10 Tüchtiges gefördert werden könne, ein Gegner des Vereins war, insofern derselbe durch Vereinzelung der Kräfte der Kunst eher Schaden als Nutzen bringen könnte. Allein von dem innern Wesen des Vereins näher unterrichtet, und namentlich über die Thatsache belehrt, daß Anträge zur
15 Anschließung an andere Gesellschaften vorläufig noch zu keinem Resultat führen konnten, daß man den einmal erwachten Kunsteifer nicht wieder erkalten lassen dürfe, und also in Gottes Namen mit den eigenen, eben zusammengebrachten Kräften frisch anfing, es seinem redlichen Eifer
20 und Gottes gütiger Fügung anheimstellend, wie die junge

Pflanze weiter gedeihen möge, wendete sich der Verfasser dieser Zeilen, von jeher ein warmer Verehrer der Kunst, ja nach der Religion sie für das höchste Gut der Menschen achtend, dem neuen Unternehmen mit ganzer Seele zu. Daß von einem bloß obderennsischen Kunstverein keine Rede sein kann, sondern daß die gesammte Kunstwelt, ausübende und verehrende, gastlich eingeladen ist, versteht sich von selber. Am 31. d. M. wird die bis October dauernde periodische Ausstellung eröffnet, und da unsere Stadt der Mittelpunkt der Reisenden zwischen Wien und dem Westen, und dann auch zwischen Norden und Süden ist, so können die zahlreichen Reisenden, denen man sonst gern mit vieler Befriedigung unsere reizende Natur zeigte, nun auch treffliche Kunstwerke sehen; denn trotz der Neuheit des Unternehmens und trotz mancher Besorgniß, die sonst eifrige Kunstfreunde hatten, ist in der That in dem sehr zweckmäßig und angenehm eingerichteten Ausstellungsraum bereits nicht bloß Vortreffliches angelangt, sondern es sind Meisterwerke ersten Ranges anzutreffen. Vorzüglich verdanken wir dem nahen München Vieles, dann aber auch andern Gegenden Deutschlands. Wir erwähnen vorderhand nur die Bilder von Bürkel, Schleich und Baade aus München, von Humel aus Weimar, von Einsle aus Wien, und behalten uns vor, Ausführlicheres über die Ausstellung zu berichten, wenn die Bilder alle angelangt, in Ordnung gestellt und zur Ansicht in Bereitschaft sind. Ein erfreuliches Zeichen ist es, daß die besten Bilder nicht nur als solche sogleich erkannt wurden, sondern daß sich bereits Käufer dafür gemeldet haben. Der Verein beabsichtigt eine Winterlandschaft von Bürkel und eine sicilische Landschaft von Humel, zwei ganz ausgezeichnete Bilder, zu erwerben. Wenn der Verein seinem jetzt gefaßten Vorsatz treu bleibt, nur Vortreffliches zu kaufen und seinen Mitgliedern zu bieten,

sich nie und nirgends durch Rücksichten zum Ankauf von Mittelmäßigkeiten verleiten zu lassen, wodurch so leicht Anstalten dieser Art zu Grunde gehen, so dürfte ihm ein Gedeihen nicht mangeln, und wir wünschen ihm von Herzen, 5 daß er seine Thätigkeit, seine Tüchtigkeit und mithin auch seine Ehre über einen großen Theil des deutschen Vaterlandes und auch des Auslandes verbreiten möge.

[Zweiter Bericht.]

(1851.)

Heute kann ich Ihnen von dem Wachsen und Gedeihen unseres jungen Vereins für bildende Kunst berichten. Die erste Monatsausstellung ist vorüber, und die Bilder sind theilweise durch neue ersetzt. Das Verzeichniß des ersten Monates zählte 84, das des zweiten hat 83 Stücke. 5
Wenn man den Maßstab großer Städte anlegt, dann dürfte die hiesige Ausstellung wohl zurück sein, die billigen Erwartungen sind aber jedenfalls weit übertroffen worden. Nicht bloß die Theilnahme der Bevölkerung zeigte sich sehr rege, sondern es sind auch unter vielem Mittelgute manche 10
ausgezeichnete Gaben eingelangt, und zumeist abgesetzt worden theils an den Verein, theils an Private. Im vorigen Monat hatten wir eine Winterlandschaft von Bürkel zu bewundern, die in Schmelz, Zartheit und Wahrheit den alten Ruhm des Meisters neu bewahrheitet. Der Verein hat das 15
Bild gekauft. Vorzüglich in Wahrheit und Leichtigkeit der Behandlung war ein Bruststück von Einsle, einen Montenegriner vorstellend, Privateigenthum. Baade's Mondlandschaft und Schleichs Gebirgslandschaft haben sehr angesprochen und Käufer gefunden. Ausgezeichnet schön durch 20
ihre weiche Luft und in Studium und Charakter der Fernsicht ist Humels sicilianische Landschaft. Hofstetten aus München, ein mir bisher nicht bekannter Name, hat ein Bildchen voll Ruhe, Lieblichkeit und abendstiller Poesie

ausgestellt. Es ist von einem Privaten gekauft worden. Ein altes Weib von Waldmüller ist meisterhaft gemalt, eben so zwei kleine Pferdstudien von Adam in München. Zu den vorzüglichen Einkäufen des Vereins für den ersten Monat zähle ich auch ein Stillleben von Schuster (besonders die Citrone ist sehr schön) und Waldblumen von Petter in Wien. Für den zweiten Monat ist, was ich für ein Glück für unsere Stadt halte, eine wahre Perle hieher gelangt, eine Landschaft von Marko mit Staffage, Ruth aus der Bibel. Nicht bloß hier, nicht bloß in der größten Stadt, nein, das ist ein Bild, das zu allen Orten und allen Zeiten schön ist. Das Erntefeld mitten durch den Weg, die ruhigen edlen Bäume, die wahrhaft herrlichen Figuren, das sanfte Rückschreiten der Gründe, das durchsichtige Leuchten der Ferne, die klare, reine Luft, die da fließt, die Alles umhüllt und nichts verdeckt, der tiefe Nachmittag, der waltet und seine Schatten bereits länger streckt, das Alles vereinigt sich zu der heitersten, kräftigsten Dichtung, die voll Güte und Adel ist. Mit ganzer Liebe, mit ganzer Seele fühlt man sich zu dem Bilde hingezogen, in dem nicht das kleinste Gräschen, der kleinste Halm ist, der nicht rein und schön ist. Ich habe viele Marko gesehen, habe dem Dichterischen und Hohen dieser Bilder mich immer hingegeben, aber einen schöneren habe ich kaum gesehen. Der höhere Schmelz, der Marko's Bilder zeichnet und an den alten Claude erinnert, die größere Heiterkeit und der Schwung seines Pinsels haben sich hier zu einem stimmenden Ganzen vereint, das in seiner Harmonie, wie eben jede Dichtung, auf die Ganzheit der Seele unmittelbar wirkt. Das Hohe und Gute in uns wird bei Betrachtung dieses Bildes geweckt, und beglückt uns, und dieß ist das große Anrecht jeder Kunst und Dichtung, daß sie den Menschen über sich selbst erhebt, sonst ist sie nicht Kunst, nicht Dichtung und erregt nur

Widerwillen.[1]) Verzeihen Sie, daß ich so lange hier verweilte, aber der Gegenstand reißt hin, und das Aufblühen künstlerischen Lebens in unserm Lande will, wie jedes Neue, gern ein Wort mehr haben. Schwind aus München hat eine Legende ausgestellt, worin der heilige Hermann als Knabe wunderbar schön ist, eben so der Mönch im Hintergrunde, weniger will die steinerne Bildsäule der Madonna auf dem Bilde gefallen. Sein Rübezahl ist der uralte, halb boshafte, halb tölpische, halb gutherzige und zum Betrogenwerden einladende Berggeist in einer wahrhaft urgrauen, alterthümlichen, barocken Wildniß, ein Bild voll des kräftigsten Humors, das als Zeichnung noch schöner sein müßte, da die Farbe als etwas ganz Bestimmtes, dem unhaschbaren, dem allgestaltigen und dem lustigen Proteus-Humor Abbruch thut. Ich glaube aber kaum, daß unser Publikum schon so weit gedrungen ist, dieses Bild nach Verdienst würdigen zu können. Von de Ryk aus Amsterdam sind zwei Stiere da, die den Maler als sehr großen Virtuosen beurkunden. Ich sage Virtuosen, denn hielte die Luft und die Landschaft gleichen Schritt mit den Thieren, so wäre das Bild ein Werk ersten Ranges. Rints und Preleuthners plastischer Arbeiten und der lieblichen Aquarellporträts von Frau Auegg-Dilg erwähne ich noch, und schließe nun meinen Bericht von den Bildern. Da wir schon von geistigem Aufschwung unseres sonst so tüchtigen und gehäbigen Ländchens reden, so gestatten Sie, daß ich noch von Schul-Dingen etwas erwähne. Die Realschule von drei Jahrgängen wird im October in Linz eröffnet. Die Gemeinde thut redlich das Ihrige. Eben so die Gemeinde der kleinen Stadt Wels, die sich sehr um eine Unter-Realschule von zwei Jahr-

[1]) Ein durchreisender Fremder hat in meiner Gegenwart bei Beschauung des Bildes erklärt, daß, wenn es der Verein nicht nehme, er der Käufer desselben sei.

gängen bewarb, und jährlich 1000 fl. C.-M. beiträgt. Eine erhebende Feier war am Geburtstag des Kaisers, wo auf Anregung des für alles Gute eifrigen Grafen v. Barth-Barthenheim der katholische Verein trefflichen Schulkindern Denkmünzen, und für ärmere auch Sparkassenbüchlein nebst Denkmünzen unter Beiwohnung der höchsten Behörden und eines zahlreichen Publikums austheilen ließ. Die Wirkung auf die Belohnten war eine außerordentliche.

Oberösterreichischer Kunstverein.

(1852.)

Der Verein für bildende Kunst in Oberösterreich hat am 29. Juni seine Ausstellung für den Monat Juli eröffnet. Ich werde in diesen Blättern eine ausführliche Besprechung über diese Ausstellung, so weit es meine Fähigkeiten und Kenntnisse zulassen, niederlegen. Allein um keine Zeit zu verlieren, fühle ich mich gedrungen, allen entfernteren Theilnehmern und Freunden der Kunst in Kürze anzuzeigen, daß aus dem Privatbesitze Sr. Durchlaucht des Fürsten von Rohan Gemälde ausgestellt sind (namentlich von den Künstlern Achenbach und Leu aus Düsseldorf), die zu den ersten Meisterwerken aller Zeit zählen, und ein solches einfaches Verständniß bieten, daß sie, wie die eigentlichen Meisterwerke das immer thun, von dem einfachsten Menschen wie von dem Kunstkenner begriffen werden.

Es verlohnt sich eine Reise von dem entferntesten Ende unseres Kronlandes hieher, um diese Gemälde zu sehen. Reiset man ja doch zu Pferderennen, Bällen und andern Dingen, die nicht diese hohe Bedeutung haben.

Wir müssen den eifrigen Bemühungen der Mitglieder des Kunstausschusses den größten Dank sagen, daß sie es vermittelt haben, daß wir auch hier zum Anschauen solcher Werke gelangen können, und wir müssen dem Edelmuthe des Fürsten von Rohan Dank sagen, daß er Werke

von so hohem Preise, die wegen ihres großen Umfanges um so leichter einer Beschädigung ausgesetzt sind, der Gefahr Preis gibt, und daß er ihren Genuß so lange entbehrt, um auch andern Menschen das Gefühl der Erhebung, das aus solchen Werken entspringt, zu verschaffen.

Aber ich halte es auch für Pflicht, daß wir angesichts solcher Bemühungen des Vereins für bildende Kunst (für den Monat August sind bereits wieder Bilder von berühmten Meistern angelangt) auch das Unsere thun, und frei von allen selbstsüchtigen Absichten unseren Beitrag zur Hebung des Volkes durch die Kunst in unserem Kronlande leisten. Durch nichts wird ein Volk so schnell und so edel gehoben und gebildet, als durch nachhaltige Anschauung wahrer Kunst, so wie es durch nichts so schnell entsittlicht wird, als durch die Einwirkung schlechter Kunst, sei es durch schlechte Theater, schlechte Gemälde, schlechte Dichtungen.

Die Kunst ist im menschlichen Leben das Höchste gleich nach der Religion, und steht auch mit der Religion seit den Urzeiten des menschlichen Geschlechtes in Verbindung, und dient ihr als Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Poesie, Musik.

Dieß ist die Rücksicht, die uns leiten soll, nicht die Aussicht auf den Gewinn eines Kunstwerkes, was nur eine untergeordnete Bedeutung hat, und nur Wenigen zu Theile werden kann, obwohl auch hiedurch Werke von großem Werthe im Lande zerstreut werden, und dann wohlthätig wirken, so wie durch den Verein in Zukunft eine verbesserte Kirchenmalerei und wahrscheinlich auch die Einrichtung, daß man in manchen Theilen unseres Kronlandes wird ausgezeichnete Werke sehen können, angebahnt werden dürfte.

Dieser hier gemachte Zuruf kann um so unverdächtiger aufgenommen werden, da der Schreiber dieser Zeilen dem Kunstausschusse nicht angehört, ja da er bisher ein Gegner mancher Maßregel desselben war, und auch in Zukunft seine

Meinung sagen wird, daß sie zur Verbesserung des Ganzen führe, oder, wo sie irrt, widerlegt werde. Er hat aber deßungeachtet seinen Beitrag geleistet und wird fortfahren, ihn zu leisten, weil er weiß und die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß jedes menschliche Ding von seinem Anfange an, in seinem Verlaufe sich erst weiter bilden kann, daß es aber ganz gewiß sogleich zu Grunde geht, wenn Jeder im Eigensinne zurücktritt, so bald man nicht so verfährt, wie er es sich in seinem Sinne ausgedacht hat.

Obderennsischer Kunstverein.

Gemälde-Ausstellung vom Juli 1852.

Meinem Versprechen gemäß unternehme ich es, einen etwas ausführlicheren Bericht über die zu Anfang d. M. nur kurz angedeutete dießmonatliche Gemälde-Ausstellung des obderennsischen Kunstvereines, so weit ich die Sache zu beurtheilen verstehe, zu liefern. Wie schon dort gesagt wurde, hat Se. Durchlaucht der Fürst von Rohan auf Ansuchen des Vereines mehrere große und sehr werthvolle Gemälde zur Ausstellung überlassen. Wo die Mittel und der Geschmack sich so vereinen, dort ist der Mensch glücklich zu preisen, der sich mit solchen Dingen umgibt; aber auch Dank und Hochachtung gebührt dem Manne, der mit Gefahr der Beschädigung oder gar des Verlustes, dann mit Entbehrung der eigenen Anschauung ihm theure Gegenstände versendet, daß auch Andere sich im Anschauen derselben erfreuen und erheben können. Gewiß wird sich dieser Dank schon in dem Herzen manches Beschauers geäußert haben, und es ziemt sich, ihn an die Spitze dieser Zeilen zu setzen; aber auch damit die Wiederholung des Dankes an den obderennsischen Kunstverein zu verbinden, der uns die Anschauung solcher Werke ermöglichte.

Ohne auf die Frage einzugehen, welches der von Sr. Durchlaucht überlassenen Gemälde den ersten Rang verdiene (welche Frage leichter gegeben als beantwortet ist), betrachten wir das uns zuerst begegnende: „Norwegischer Fjord bei

Gutwangen" von A. Leu in Düsseldorf, Nr. 25. Kaum wird man sich beim ersten Anblicke dieser Gebirgs- und Seelandschaft einer secundenlangen Sprachlosigkeit erwehren können, so mächtig ist der Eindruck der Feierlichkeit und Wahrheit. Es dürfte ein paar Stunden nach Sonnenaufgang sein; die letzten Nebel sind im Begriffe, sich von dem Gebirge zu zerstreuen, das bereits in Sonnenhelle glänzt. Wunderbar ist das Licht auf dem Felsen, und durchsichtig und luftig die Schatten, namentlich die leichten, auf der steinigen Fläche gleichsam hingleitenden Wolkenschatten. Luft und Wolkenbau entsprechen dieser Bergspitze. Unsere Alpennatur hat gleiche Augenblicke, darum dieses Bild so schnell gefaßt und verstanden wird. Wir wollen nicht untersuchen, ob etwa das Mittelstück des Bildes zu blau gehalten ist, ich wage es nicht zu bejahen oder zu verneinen; aber das Gerölle am Ausgange des Sees und die grauen Steine mit ihrem Moose sind wieder so wahr und kräftig, daß das Bild einen Ehrenplatz nicht bloß in der deutschen Landschaftsmalerei, sondern in der aller bisherigen Zeiten behaupten wird.

In Nr. 26 begegnen wir einer „Norwegischen Hochebene" von A. Achenbach in Düsseldorf. Achenbach ist ein Name guten Klanges. Das hier besprochene Bild ist schon vor Jahren in den besten öffentlichen Blättern besprochen worden, und ist berühmt geworden. Eine Hochebene, mit einer Menge von Gräsern, Schilfen, Baumstämmen, Krüppelsträuchen und Steinen bedeckt, ist den ersten Winterstürmen ausgesetzt. Die Gräser und Schilfe sind zu Stroh geworden, sind bereift und gefroren, das Wasser ist mit Eis bedeckt, es hat ein wenig geschneit, und der nachfolgende Wind hat den Schnee unter die Gräser auf der Glätte des Eises dahin und in die Steinritzen geblasen. Es ist Sonne gefolgt, aber durch den Wald herab weht bereits ein neuer Schneesturm. Die hinteren Bergkuppen und der Himmel sind mit Schnee-

dunst, Nebel und Wolken erfüllt. Von lebenden Wesen sind zwei Geier vorhanden, einer, der auf einem Strunke sitzt, und ein zweiter, der sich eben zu ihm niederlassen will. Ist Leu's Gemälde feierlich, so ist Achenbachs erhaben. Der Gesammteindruck zeigt unbeschränktes Walten der Natur in einsamer Großartigkeit. Das Einzelne des Vordergrundes ist mit einer Meisterschaft und einem durchgängigen genauen Studium gemacht. Nicht ein Gräschen ist, das nicht seine Wahrheit mit sich führt. Der Künstler muß so manches Blatt von Einzelstudien in dieses Bild verwebt haben. Wenn es mir auch hier erlaubt ist, einen Wunsch auszusprechen, so wäre es der, daß der Hintergrund gleich trefflich studirt wäre. Er ist künstlerisch behandelt, um den Vordergrund zu betonen, aber er trifft das Herz nicht mit dieser Unmittelbarkeit und Wahrheit. Unwillkürlich denkt man, wäre Leu's Mittelgrund wie Achenbachs Vordergrund, und Achenbachs Hintergrund wie der Leu's — das wären zwei Bilder! Nur Liebe zur Kunst läßt bei so preiswürdigen Bildern auch einen Wunsch aussprechen, nicht etwa Sucht zu tadeln — ja ich wage noch einen ferneren Wunsch nachzusenden, nämlich den, diese Bilder neben trefflichen Claude's, Ruisdaels und Rottmanns zu haben, um vergleichen zu können. Die ungemeine Größe der beiden angeführten Bilder hilft ihren Eindruck erhöhen.

Noch ein herrliches Bild ist von Achenbach da — ja noch tiefer und besonnener gedacht, als das erste, wenngleich nicht mit so sinnfälligen Farben gemalt — Nr. 40: „Marine“. Das gelblich grüne Wasser der Wogen, ihre Schaumkämme, das Fliehen des Schaumes von ihren Gipfeln, die schwarzen, gerundeten, in salzigem Seeschaume glänzenden Steine und der wässerige Himmel über dem Ganzen nebst dem auffliegenden Mövenschwarme, sind unübertrefflich. Wieder liegt hier ein anderes Stück Erhabenheit vor, in un-

beschränktem Walten der Natur. Wie unmächtig erscheint das Schiff mit seinen geschwellten Segeln, in diesen Massen aber ist doch der unsichtbare Verstand, der das Schiff gebaut hat, leitet und die Massen beherrscht. Eine ganz besondere Meisterschaft in Lasuren hat der Künstler in diesem Bilde gezeigt. 5

In Nr. 39: „Der Herbstzehend" von Cand. Jaquand, sind die Gemüse, Früchte, Fische, Geflügel und Geschirre so ausgezeichnet, daß sie neben dem Besten in dieser Art bestehen (und es ist Außerordentliches in solchen Stillleben geleistet worden). Die Figuren, so trefflich sie in anderen Bil- 10 dern stünden, sind gegen obgenannte Gegenstände schwächer, was dem sonst ausgezeichneten Bilde etwas an Stimmung nimmt. Es ist das derselbe Mißton, wie wenn in einem Bilde das Kleid besser gemalt ist, als der Mensch.

In Nr. 48 ist eine „heimkehrende Schafherde", von 15 Lotze in München, ausgestellt. Nicht nur sind die einzelnen Schafe so wahr gemalt, daß man ihr Fließ fassen zu können meint, daß man ihr Blöcken beinahe zu hören glaubt, und gleichsam ihre Bewegungen sieht, sondern es ist auch die Gesammtheit der Zeit — wie die Abendsonne über alle 20 Fließe gleitet, und die kühlen, luftigen Schatten veranlaßt, und wie sie in den qualmenden Staub scheint — und die Gesammtheit der Eigenthümlichkeit der Thiere — wie sie blöcken, sich schieben, den Kopf auf den Rücken des Nachbars legen, ihn senken, vor sich hinschauen — so lebendig dar- 25 gestellt, daß nicht die kleinste Lücke oder die kleinste Leere in der Gruppe auffällt, und Alles voll Bewegung ist. Wenn die Landschaft nicht mit gleicher Meisterschaft behandelt ist, wie die Schafe, so ist das hier weniger störend, weil sie der untergeordnete Theil ist. Besonders ausgezeichnet sind die 30 Widder.

Weniger, als mit obgedachten Bildern, kann ich mich mit einem eines Meisters von gutem Namen befreunden:

„Ein Waldbach mit beginnendem Gewitter“ von Alb. Zimmermann in München. Abgesehen von vieler Wahrheit in Steinen und im Wasser, scheint das Bild doch zu hoch überbaut, und dennoch die Berge nicht die nöthige plastische Rundung zu haben, und die Färbung auf Colorirung mit Tusch und Wasserfarben zu erinnern. Auch ist das Herabkommen vom Stege dießseits des Baches etwas zu schwer gemacht.

Außer den fürstlich Rohan'schen Bildern zieht „Eine Waldlandschaft“ von Marko in Florenz, Nr. 12, den Blick auf sich. Wie es von diesem großen Meister zu erwarten ist, hat dieses Bild einen zauberischen Schmelz von Reinheit, Glanz, Klarheit und Zartheit, so daß das Auge mit innigem Behagen auf diesen Bäumen, auf dem Helldunkel mit der lieblichen Staffage, auf den Lichtblicken und auf dem lauschenden Wasser ruht. Das einzige Blau der Ferne scheint mir ein wenig zu stark.

In Nr. 21 hat Schiller aus München ein kleines Bildchen mit ausgezeichnet schönen Abendwolken ausgestellt.

In Nr. 14: „Ein erstarrter Krieger und sein treuester Gefährte“, von Wilh. Melchior in München, ist die Behandlung der trüben Luft, des einsamen Schnees, und besonders des Hundes, trefflich; und wenn dem Bilde ein etwas mehr historischer Charakter gegeben wäre, den es fast hat, so wäre die Idee ergreifender, als sie in der angegebenen Besonderheit ist. Seine Kühe und Schafe in Nr. 33 sind sehr gut.

„Die Toilette des Handwerksburschen“, von C. von Ennhuber in Nr. 13, wäre wirksamer, wenn die Motive der Toilette klarer hervorträten, und der Hut nicht für den Kopf zu groß wäre. Das Angesicht erscheint mir sehr gut, die Landschaft schwach.

H. Mevius aus Düsseldorf hat zwei Bilder, Nr. 27 und 31, die große Verdienste haben, namentlich in letzterem das Hinausweichen des Strandes.

K. Müllner aus München dürfte in seinem gut behandelten Bilde, Nr. 28: „Partie in Gosau", etwas zu trüb sein, welcher Eigenschaft dieser Künstler sich überhaupt zuneigt.

H. Bürkel aus München hat in seiner „Winterlandschaft", Nr. 16, und in „Chiemsee bei schwülem Mittag", Nr. 29, etwas leichthin gemalte Bilder ausgestellt, namentlich in letzterem das Luftperspective nicht in seinem Grade bezeichnet, und den Wolkenbau flach gehalten, was bei einem Künstler so hohen Ranges, so treuer Naturauffassung und so tiefer Innigkeit befremdet, da er doch im vergangenen Jahre ein so liebliches und treffliches Bild hieher gesendet hat, das auch mit Liebe hier behandelt worden ist.

Von einem anderen Münchenerkünstler, Ed. Schleich, müssen wir auch sagen, daß er in der leichten, fast leichtfertigen Behandlung mit großem Pinsel etwas zu weit geht. Unverantwortlich in dieser Hinsicht scheint es uns für einen solchen Namen, wie er in Nr. 42: „Abendlandschaft" verfahren ist. Das Bild erscheint wie ein sehr altes, auf Blech gemaltes, aber außerordentlich ausgewachsenes Gemälde.

Baade in München hat in Nr. 46 eine „Nachtlandschaft" ausgestellt, die schwächer ist, als seine Mondstücke vom vergangenen Jahre. Die Bäume scheinen, so weit die Dunkelheit, in der das Bild hängt, die Beobachtung gestattet, zu einfärbig und flach, und der Mondhimmel nicht glänzend genug, dafür vielleicht zu blau.

In Ed. Swoboda's „Genrebild", Nr. 47, sind sehr verdienstliche Einzelnheiten, aber zum Ausdrucke der einfachen Thatsache, daß ein Affe Jemanden eine Perücke nimmt, steht der große gemachte Aufwand in keinem Verhältnisse.

Bei unserem Künstler, L. Zinnögger, der in Nr. 45 ein gut gemaltes „Früchtenstück" ausgestellt hat, kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß er dem traurigen Schwarz ausweiche, das er gerne in seinen Bildern, besonders im

Grunde, hat, und das der guten Behandlung mancher Einzelnheiten schadet.

Die Aquarelle der Frau Auegg-Dilg in Linz machen einen sehr lieblichen, und in der Freiheit und Wärme der Behandlung sehr befriedigenden Eindruck.

In Nr. 9 hat Rudolph Alt aus Wien ein Aquarell-Architekturstück ausgestellt, in welchem die große Gewandtheit des bekannten Meisters wohl zu erkennen ist, das aber, gegen andere Bilder dieses Meisters gehalten, sich nicht so klar, rein und luftig löset, wie man es von ihm gewohnt ist.

Ueber Glas- und Porzellan-Gemälde wagt es der Gefertigte nicht zu urtheilen, weil ihm die Technik derselben zu wenig bekannt, und daher die Weite der Forderung nicht meßbar ist.

Zum Schlusse sei es noch einmal erlaubt, mit Dank auf alle jene hinzuweisen, die es uns ermöglicht haben, eine so herrliche Ausstellung zu sehen, und dieser Stadt und diesem Lande, die so reizend und so überreich von der Natur ausgestattet sind, auch das Gebiet der Kunst aufzuschließen, das es nicht entbehren kann, wie Alles, was menschlich ist, den menschlichsten Ausdruck in der Kunst findet, an dem es sich erheben und erfreuen wird, und an dem es erst doppelt die großen Schätze von Schönheit empfinden wird, die es in sich ausgebreitet hat. Mögen überhaupt nicht die Hauptstädte allein den Genuß hoher Kunst haben, mögen ihre sanften und reinen Strahlen auch über das Land ausgehen, daß sich allgemeiner ihre Wohlthat ausbreite, wie es in dem so herrlichen Griechenlande einstens der Fall war, daß sich die Herzen sonnen und erwärmen können, und daß es immer mehr wahr werde, was der Dichter von der Kunst so treffend sagt:

Emollit mores, nec sinit esse feros.[1])

[1]) Sie mildert die Sitten und läßt sie nicht wild sein.

Kunstausstellung in Linz.

(1852.)

Mögen die folgenden Worte über den Schluß der Kunst-Ausstellung des obderennsischen Kunstvereines nicht zu wenig sein, da den Schreiber dieser Zeilen der Mangel an Zeit hindert, so ausführlich zu sein, als er gerne wollte, und mögen sie freundlich aufgenommen werden.

Wir begegneten in der letzten Ausstellung einem Bilde, das viel gelobt und viel geschmäht worden ist, Köhlers „Semiramis". Das Bild selber mag Grund zu Beidem geben; aber es wird sich immer um den Standpunkt handeln; ist es der der Kunst, so muß man, ohne Partei zu nehmen, des schönsten, wärmsten Lobes voll sein, ohne darum die Schwächen verschweigen zu müssen, die das Bild hat. Semiramis wird durch die Nachricht eines ausgebrochenen Aufstandes überrascht, und verlangt ihr Schwert, um sich an die Spitze ihrer Truppen zu stellen. Der Kopf des Weibes ist nach antiken Linien, hat die Farbe des Morgenlandes, trägt den Ausdruck des höchsten sittlichen Zornes, hat nur in den Haaren eine Beimischung sinnlicher Kraft, und ist so schön, daß er die Bewunderung aller Freunde der Kunst verdient. Ich möchte dieses Antlitz seinem Gesammteindrucke nach das eines weiblichen Napoleons nennen. Man kann sich von der Schönheit und dem Adel dieses Profils kaum trennen. Die Büste ist eben so trefflich modellirt, und, um bei der Heldin nicht so sehr an das Weib zu erinnern, mit

einer gefalteten Tunica bedeckt. Der rechte Fuß dürfte vielleicht bis zum Knie zu lang sein, Zehen, Finger und rechter Arm erscheinen zu wenig modellirt. Möge es nicht als Ungunst gegen den Künstler genommen werden, wenn ich sage, daß der Kopf so außerordentlich schön ist, daß ihn wenige Künstler der Mit- und Vorwelt so machen können, und daß Finger und Zehen so wenig mit Liebe behandelt sind, daß sie eben nicht große Künstler besser behandeln würden. Ist es Flüchtigkeit der Arbeit, was den Künstler dazu veranlaßt hat, oder ist es Furcht, das Untergeordnete nicht zur Hauptsache anwachsen lassen zu wollen, wir wissen es nicht; Unfähigkeit ist es sicherlich nicht, da wieder andere Beidinge von höchster technischer Vollendung sind, z. B. die beiden Kissen, der Fußboden rc. Die Mohrin, welche das Schwert reicht, drückt als Gegensatz zur Semiramis den sinnlichen Effect aus, Erschrecken und Zorn. Die Figur ist herrlich behandelt, und dürfte, auf ihren Standpunkt gestellt, der Hauptfigur nichts nachgeben, ja sogar sie vielleicht übertreffen — wir sagen immer von ihrem Standpunkte aus betrachtet; denn an und für sich ist der der Semiramis ein höherer. Die anderen Figuren sind das gewöhnliche, hier vortrefflich behandelte Beiwerk zu solchen Bildern und geben nach den gegenwärtigen Motiven eine gut gestellte Gruppe. Dieß über das Einzelne. Was die poetische Composition anbelangt, muß man das Bild weniger zu den historischen, sondern zu den Sagenbildern zählen, also Phantasiebeimischung erlauben. Wir glauben, daß in einem so offenen Raume, wo sich Semiramis befindet, sie von einem Aufruhre nicht so überrascht werden kann, daß sie erst Kunde erhält, wenn draußen vor ihren Augen der Kampf schon wüthet. Zur Erzielung größerer Ruhe des Gemäldes und höherer tragischer Spannung, meine ich, würde es dienen, wenn der Künstler den Aussichtsbogen, in dem er so viel zusammen gedrängt

hat, und in dem doch die Figuren nicht hinausschauen, weg-
gelassen, und nur zum Bestandtheil einer innern Räum-
lichkeit gemacht, dafür ein Fenster oder dergleichen rechts am
Rahmen so angedeutet hätte, daß die Figuren parallel der
Ebene des Bildes hinschauen (wohin sie ohnedem schauen),
daß ein Vorhang des Fensters von einer Zofe auf gehörtes
Geschrei geöffnet würde, und sie auf ein Mal sehen, was
draußen vorgeht. Daß wir dieß nicht sehen, schadet dem
Bilde nicht; es nützt ihm; wir sehen es auf den Gesichtern
der im Innern befindlichen Personen, und wenn es da be-
zeichnend lebt, so wirkt es unendlich tragischer, daß wir
das Gesehene nicht sehen, weil unsere Phantasie ihre Un-
endlichkeit behält, durch kein Gegebenes beschränkt ist, und
in ihrer gestaltlosen Vorstellung des Entsetzlichen draußen
unsere Seele mit banger Macht erfüllt. Nicht das herein-
gebrochene Geschick ergreift, sondern das aus dunkler
Wolke drohende. Wenn hiebei noch der Künstler etwa die
Figuren am Feuer weg ließe, die zur vorhergegangenen
Handlung nicht nöthig sind, die gegenwärtige aber zerstreuen,
wenn er weniger verticale Linien hinter den Figuren hätte
(wodurch der Erhabenheit der Einfachheit Abbruch geschieht),
wenn die Oertlichkeit klarer und einfacher wäre, und wenn
er noch auch in Folge des plötzlichen Hinaussehens zum
Fenster eine freiere Gruppirung erhielte, namentlich die
Handlung durch eine schöne, den Vorhang öffnende Figur
an das Fenster leitete, glauben wir, würde eine erhabenere,
tragischere, künstlerisch ruhigere und großartigere Wirkung
erzielt werden. Möge der Künstler, wenn ihm diese Worte
etwa zufällig zu Gesichte kämen, dem Schreiber nicht zürnen,
er verehrt ihn, darum sagt er die Worte, er verehrt die
Kunst, darum spricht er eine Meinung aus, und er achtet
jeden ehrlichen Gegner, darum fürchtet er nicht schief beur-
theilt zu werden, wenn er irrt.

Zu den besten Bildern der Ausstellung rechnet der Schreiber dieser Zeilen den „Schiffzug“ von Albrecht Adam. Die Pferde sind trefflich, vielleicht nur etwas zu vornehm für einen Schiffzug, und jene Gruppe von Dingen, auf welchen ein Schiffmann sitzt und sein Brot verzehrt, ist ausgezeichnet. Eben so Luft und Wolkenbau. Das Bild von Hellich aus Prag hat viel Verdienstliches, namentlich in der Zeichnung, dürfte aber in der Farbe manierirt sein. Die „Attaque österreichischer Husaren“ von A. Bach ist eine treffliche, leichte und bewegte Skizze. Hanno Romberg aus München hat in seiner „alten Frau mit einem Knaben“ ein sehr gutes Bild mit ausgezeichneten Einzelheiten geliefert. Zu den besseren Bildern rechnen wir auch Nr. 32 und 38: „Blumen und Erdbeeren“ von Pollinger, ferner „Blumen“ von Zinögger, so wie die „Winterlandschaft“ von Langko, und besonders die „Abendlandschaft“ von Hofstetten in München.

Zum Schlusse glaubt der Schreiber dieser Zeilen noch einmal seine Meinung aussprechen zu müssen, daß Linz und Oberösterreich dem Ausschusse des obderennsischen Kunstvereines viel Dank schuldig ist, daß derselbe in diesem Sommer so außerordentlich treffliche Bilder zur Anschauung gebracht hat, und daß jeder Geist, dem es um Aufnahme des Edlen und Großen zu thun ist, ohne Rücksicht auf eigenen Nutzen oder Gewinn, beitragen soll, daß das einmal Begonnene fortwirke, sich vervollkommne und zu immer höherer Blüthe gedeihe.

Ueber Kunst.

(1853.)

I.

Da die Kunst eine der größten und wichtigsten Mächte des menschlichen Lebens ist, ja da sie allen jenen Dingen des Daseins, die nur Mittel sind, als menschlicher Selbstzweck vorangeht, und die Völker, wie Czörnig so schön in seiner Eröffnungsrede der ersten Sitzung der Central-Com- 5 mission zur Erhaltung vaterländischer Baudenkmäler sagt, einzig durch diesen Durchgangspunkt zu ihrer Cultur gelangt sind, da dieß so wahr ist, daß das Höchste, was den Menschen mit Gott verbindet, die Religion, in allen ihren Arten und Abarten des Cultus bis zum Christenthume sich in kein 10 schöneres Gewand zu hüllen vermochte als in das der Künste, und der letzte höchste Ausdruck des Göttlichen, das Christenthum, die Künste in ihrer edelsten Gestalt um sich versammelt, ja gerade allein die höchsten und bewunderungswürdigsten Blüthen der Kunst aus frommem Herzen erzeugt 15 hat, da selbst die, welche, wie es besonders im vorigen Jahrhundert der Fall war, aus vermeintlicher Aufklärung alle Bildnerkraft aus dem Religiösen entfernen und es auch auf nüchterne Einsicht zurückführen wollten, doch wieder gezwungen wurden, die Kunst durch diese oder jene Hinter- 20 pforte in die Tempel zu lassen, weil die Kunst unendlich höher steht, als jeder noch so scharfe bloße Verstand: so

sei es mir gegönnt, in diesen Blättern zuweilen das Wort in diesem Gegenstande zu nehmen, um über Kunst und Kunst-Erzeugnisse zu sprechen, auf Kunstdenkmale unsers Kronlandes aufmerksam zu machen, das nicht so arm an solchen Dingen ist, als man gemeiniglich denkt oder sagt, Kunstsachen in dem hiesigen Museum, im Kunstvereine, in Privatsammlungen, in Betrachtung zu ziehen, oder endlich aus Ursache der neuen, überall sich kund gebenden Richtung, zu reiner einfacher Kunst zurück zu kehren, und die Denkmäler unserer alten Vorfahren wieder zu würdigen, Veranlassung zu einigen Worten zu nehmen.

Mehrmal haben sich Schwankungen in der Kunst ergeben. Wie sich die Seelen von Völkern erhoben, ging jedes Mal die Kunst dem Aufleuchten der andern Geisteskräfte voran, und wie sich die Herzen dem Niederen zuwandten, dem Genusse des erworbenen Reichthumes, der Sinnlichkeit, der zerstreuenden Freude und der lärmenden Vergnügungssucht, so nahm die züchtige Freundin des Menschen, die Kunst, zuerst von ihm Abschied, die Wissenschaften blühten oft noch fort, ja ihre Blüthe steigerte sich, aber da ihnen ihr Boden weggenommen war, das fromme einfache Herz, der heilige Ernst des Forschers, so blieben sie nach einzelnem Aufblitzen in einzelnen Männern verkommender Jahrhunderte stehen, gingen endlich allgemach verloren, und das Volk verarmte geistig. Es wußte endlich nicht mehr Recht von Unrecht, Gut von Böse zu unterscheiden, und auch sein Luxus, seine Gewerbthätigkeit schwanden, da sie nicht mehr auf ihrem eigenthümlichen Boden der Rechtschaffenheit und allseitiger Einsicht stehen konnten, und endlich verloren solche Völker sogar die Kraft des Armes, mit der Waffe in der Hand sich vertheidigen zu können, ließen sich von rohen, aber gesunden Barbaren erschlagen und gingen trotz ihrer Waffenvorräthe, ihrer Ueberzahl und ihrer besseren Abrichtung zu Grunde.

Dieses traurige Bild hat sich oft in den menschlichen Geschlechtern wiederholt, und die düstern Lettern noch bis in unsere Zeit hereinragender Trümmer der Vergangenheit und die Beschreibungen von Trümmern, die selbst schon längst zu Grunde gegangen sind, erzählen uns, daß dieses auf verschiedenen Punkten unseres Erdballes der Fall gewesen sei, und daß es sich viel öfter zugetragen hat, als wir uns zu denken vermögen, oder als uns zu erforschen gelang.

Es ist ein sehr betrübendes Bild menschlichen Schwankens; aber es ist ein naturnothwendiges, es ist das eiserne Gesetz der Folgerichtigkeit von Sünde und Strafe. Wir sind ihm hingegeben. Wenn unsere Kräfte wachsen, wenn der Geist in Blüthe steht, die Künste glänzen, die Wissenschaft sich regt, die Felder blühen, der Handel seine Wege zieht, die Städte emporsteigen: geben wir uns der Freude hin, dem Entwerfen, dem Uebermuthe, dem Genusse, dem Entnerven. Gott hat ein großes gewaltiges Mittel dagegen in unser Leben gelegt, den Schmerz, das Unglück, die Züchtigung, und der Krieg, der sonst in allen Hinsichten für die Menschen und ihre Vernunft so entehrend ist, hat das einzige Gute, daß er ein Schreck und eine Läuterung für Völker sein kann, daß sie sich wieder zu erheben vermögen. Aber auch die Menschen haben in sich selber Mittel, die Vernunft, das aus ihr entwickelte Gewissen und die Religion. In Zeiten des Verfalles, wenn er seine ersten Blätter treibt, und fort zu wachsen beginnt, sollen die, denen ein reicheres Maß des Edlen gegeben ist, sich erheben, alle ihre Kräfte gebrauchen, um durch Wort und That Einhalt zu thun, und das Böse wieder in das Gute zu verkehren. Sie sollen rastlos sein in Widerlegung der falschen Apostel, die im Beginne solcher Zeiten erscheinen, und durch das eigene schlechte Innere gestachelt, das Volk zu verschlechtern streben, indem sie ihm das Gemeine, das Sinnliche, das Reizende, das Aufregende bieten,

weil sie merken, daß das Volk an dem Rande dieser Dinge steht, weil sie selber an diesem Rande stehen, und weil sie Ehre, Preis und Reichthum aus ihrem Beginnen erwarten. Mit diesen Aposteln geht das Volk zu immer Schlechterem, und eilt seinem Abgrunde entgegen. Wir haben das oft gesehen, und sehen es auch vielleicht in der Gegenwart. Alle, denen das Wort des Himmels im Herzen ist, die die Religion nicht im Munde, sondern in der That hegen, besonders ihre Diener sollen sich in solchen Zeiten erheben, reinigen und als erneuerter Damm des Göttlichen da stehen. Einmal hat nur das Christenthum die Welt gerettet — wenn jetzt dieselbe den nämlichen Weg der Entartung ginge, wie zu Anfang unserer Zeitrechnung, wenn das Christenthum seine Kraft verlöre; so ist die Unendlichkeit des Abgrundes gar nicht zu ermessen, der sich da aufthäte, und die Mittel, ihn zu schließen, wären keiner menschlichen Kraft, nur Gott bekannt.

Aber weil es Mittel gegen solche Uebel gibt, ist nicht jedes Mal ein Volk den Weg des Unterganges gewandelt, wenn sich die Spuren des Sinkens offenbarten, und da die Kunst das erste verschwindende Heiligthum ist, aber auch immer wieder das erste erwachende, so gibt sie das Merkmal ab, an dem wir Sinken und Steigen eines Volkes erkennen können. Und in dieser Hinsicht erfreut es auch, bemerken zu können, daß manches Volk mehr als eine Periode seines sogenannten goldenen Zeitalters der Kunst gehabt hat. So haben wir Deutsche ein solches herrliches Zeitalter der bildenden Künste und zwei der redenden gehabt. Wenn nicht an sich die Kunst schon göttlich wäre, so wäre sie als das Merkmal des Zustandes der Völker schon von unermeßlicher Wichtigkeit, und ihr Steigen oder Fallen sollte von den Augen aller Kenner und Menschenfreunde mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit beobachtet und aufgezeichnet werden.

Gegen unsere Zeit her ist die Kunst *sehr tief* gesunken; aber sie hebt sich wieder, und eine neue schönere Zeit scheint im Anzuge zu sein. Wir wollen dieser Betrachtung und ihren Folgen im Nächsten einen kleinen Raum erbitten.

II.

Ehe ich weiter gehe, und in die von mir in dem letzten Briefe angekündigten Betrachtungen über die Kunstzustände der jüngstvergangenen Zeiten mich einlasse, erlaube ich mir im heutigen Schreiben gleichsam zwischen Einschließungszeichen über einen Zwischenfall zu reden, der auch zu den Kunstzuständen unsers Kronlandes gehört, und nicht übergangen werden darf, nämlich über das Eintreffen der zwei Geschenkblätter des hiesigen Kunstvereines. Da am 27. d. M. die Verlosung der angekauften Gemälde für das Jahr 1852 statthaben wird, so dürfte es am Platze sein, ehe die Geschenke an die Mitglieder und Theilnehmer abgehen, einige Worte über sie zu sagen. Wir müssen es dem Vereine von ganzem Herzen danken, daß er zwei so vortreffliche Vereinsgaben auszuwirken verstanden hat, und wenn auch dem ursprünglichen Plane sich Hindernisse entgegenstellten, die seine Umänderung bewirkten, und wenn auch Manchem darüber schon die Zeit lange zu werden schien, so freuen wir uns über die Planänderung und über den Zeitverlust, da daraus so Gutes hervorgegangen ist. Den Marktschreier nach einem Gemälde von Ritter, gestochen von Bl. Höfel in Salzburg, muß man trotz kleiner Schwächen als ein *ausgezeichnet vortreffliches* Blatt ansehen. Der herrlichen alten Schule huldigend, führt der Künstler seine Stoffe, seine Flächen, seine Rundungen in *Linien* aus, die klar, rein und edel die Gegenstände in Durchsichtigkeit und Zartheit

geben, und diese nicht genug zu schätzende Eigenschaft bis in den dunkelsten Schatten bewahren. Diese Durchsichtigkeit als Eigenschaft der Luft der Erde ist der höchste Schatz eines Stiches, und ist nur durch Anwendung der Linien zu erzielen. Das wußten die alten köstlichen Meister gar wohl, daher die Linie die klassische Methode blieb, was für Spielwerke und Gaukelwerke auch das vorige Jahrhundert (man denke an die weichliche charakterlose Punktirmethode) oder das jetzige (Lithographie, Galvanoplastik 2c.) hervorgebracht hat. Und diese Art hat Höfel in dankenswerthem Grade, man möchte sagen mit Pietät angewendet. Welch herrliche Klarheit, diese Perle des Kupferstiches, deren Gegentheil und Gift die schwarze undurchsichtige Fläche gleichsam wie schwarzer Filz ist, der die Schatten von namhaften Künstlern unserer Zeit verunstaltet, herrscht in dem ganzen Bilde, welch meisterhafte Figur ist der Marktschreier, welch tadelloser Kopf der seiner Tochter. Die Oberflächen der Stoffe hat der Künstler mit dem anpassenden wechselnden Vortrage behandelt von der feinen menschlichen Haut in ihren Abstufungen angefangen auf die Leibwäsche des Marktschreiers herab, auf seinen Rock, auf Linnen, Tücher, Röcke der Weiber, auf die Stoffe an Männerkleidern bis auf die Mäntel der Croaten, von denen der des Knaben größer ist, als der des Mannes. Man betrachte nur die Stoffe an demselben und an verschiedenen Kleidern, mit welcher Liebe zur Objectivität sich der Künstler den Abwechslungen und Abstufungen hingegeben hat, und welcher lieblicher Geschmack in der Abwechslung der Behandlung ihm zur Seite gestanden ist. Man muß dem Künstler für diesen feinen Sinn um so dankbarer sein, als er heut zu Tage selbst bei geachteten Meistern immer seltener wird. Psychologische Fehler, z. B. bei den raufenden Knaben, bei der Episode

mit dem Affen, fallen dem Gemälde, nicht dem Stiche zur Last. Die Mitglieder, denen dieser Stich zu Theil wird, dürfen ihn mit Zufriedenheit empfangen, da Vereine mit den größten Kräften kaum etwas bieten könnten, das dieses Geschenk sehr bedeutend überragte.

Obwohl sehr schön, gleichsam elegant das zweite Geschenk an die Theilnehmer ist, spielende Kinder von Oldermann, obwohl manche namhafte Vereine Norddeutschlands es ihren Mitgliedern als Geschenk gegeben, und diese es mit Beifall aufgenommen haben, so dünkt es uns doch dem oben genannten Blatte nachzustehen. Der Künstler hat die Aetzmethode mit der der Linien verbunden. Die Linien sind nach der neuesten Art der Stahlstichwerke geführt, und entbehren daher des tieferen Ernstes und der einfacheren Weise der classischen Linienführung, obwohl man ihnen einen sinnlichen Augenreiz nicht absprechen kann. Die Aetzung der Platte gibt dem Stiche in den Schatten eine Untertuschung, die die Durchsichtigkeit gefährdet, welche wirklich in den tiefsten Schattenstellen, in denen in der Wirklichkeit das menschliche Auge noch immer etwas sieht, verschwindet, wodurch die Schatten nicht Schatten, sondern dunkle Flecken sind. Auch müssen wir das zu starke Spielen mit Lichtern, als der einfachen Reinheit der Kunst zuwider tadeln, da es mit zu großen Ansprüchen für das Auge auftritt, ein Hauptgegenstand statt eines Mittels wird, und dem eigentlichen Gegenstande Abbruch thut. Dazu sind noch die Lichter der Baumblätter so weiß, wie die Linien. Wir heben diese Dinge aus Achtung vor dem Künstler hervor, weil er diesen Fehlern eine mächtige Schönheit entgegen setzt im Gefühle für Schmelz und Kraft, die in dem Bilde herrschen. Wer blendendere Augenreize liebt und stillerem einfachem Wirken vorzieht, wird auch die spielenden Kinder dem Marktschreier

voranstellen. Jedenfalls aber verdienen die beiden Blätter unsern Dank an den Kunstverein, obwohl der Schreiber dieser Zeilen zu denen gehört, die lieber auf ein Geschenk verzichten und das Ersparniß dem Ankaufe von Gemälden oder auch einzelnen trefflichen Stichen zuwenden würden.

Ausstellung des oberösterreichischen Vereines für bildende Kunst.

(1853.)

Dem thätigen Bestreben des Ausschusses des obderennsischen Vereines für bildende Kunst ist es gelungen, mit dem Monate Juni wieder eine Ausstellung eingegangener Gemälde eröffnen zu können. Ich behalte mir vor, in den wegen Zeitmangels unterbrochenen Briefen über Kunst, die in diesen Blättern begonnen worden sind, in nächster Zeit über Einfluß der Kunst auf die Menschheit und über Wesen und Wirkung von Kunstvereinen zu sprechen, und beschränke mich heute nur auf einen kurzen Bericht über die ausgestellten Kunstwerke. Da ich sowohl hier als etwa auch künftig in die Lage kommen könnte, über den Ausschuß des Vereines zu sprechen, so muß ich für die Leser dieser Blätter anmerken, daß ich wohl dem Vereine, nicht aber dem Ausschusse angehöre.

Durch die freundliche Bereitwilligkeit des Herrn Grafen von Breuner ist der Ausschuß in die Lage gesetzt worden, aus der Privatsammlung dieses Kunstfreundes und Kenners der Kunst sehr werthvolle Beiträge zu unserer Anschauung zu bringen. Wer es mit der Veredlung der Menschheit aufrichtig meint, und wer es weiß, welch großen Antheil die Kunst an dieser Veredlung nimmt, wird gewiß den Bemühungen des Ausschusses und der Bereitwilligkeit des Herrn Grafen von Breuner den wärmsten Dank ent-

ichten. Und besonders Ober-Oesterreich (es sei mir, der ich das Land und seine Bewohner so liebe, und der ich meine Jugend in seinen schönsten Theilen verlebt habe, erlaubt, es zu sagen) hat Ursache, über Kunstbestrebungen und Kunsthebungen erfreut zu sein, und dafür zu danken, da es in Hinsicht auf Kunst und ihre Wirkungen nicht so vertreten ist, als es durch seine Nähe an Wien könnte, und als es vermöge des herrlichen Reizes seiner Landschaften, durch den es Tausende der Länder dieser Erde übertrifft, sollte. Wer andere Länder und Städte gesehen hat, dem fällt das auf, weil manche, denen ungünstigere Bedingungen im Wege stehen, den Vorzug haben, und weil es als keine Entschuldigung gelten kann, daß viele noch weiter zurückstehen. Bildende Kunst allein kann die Umgestaltung nicht bewirken, aber bereits sind auch Bestrebungen in anderen Zweigen wach, und wenn Theater, Baukunst, selbst Dichtung mitwirkt, so kann zu dem Reize des Landes und den Vorzügen seiner Bewohner auch noch der Reiz feiner und gehobener Kunstbildung kommen, was nicht bloß an sich ein Gut ist, sondern was auch auf alle Kreise der Geselligkeit, des Verkehrs und selbst des Staates zurückwirkt.

Mögen Alle, die in einer oder der andern Kunst etwas vermögen, zusammen wirken, möge in der Beurtheilung durch öffentliche Blätter Freimuth und Offenheit, aber auch Ernst und Billigkeit walten, mögen jene Kreise, deren vorzugsweise Aufgabe es ist, auf geistige und sittliche Aufnahme des Landes einzuwirken, sich auch der Kunst mit freundlicher Wärme zuwenden, und möge Jeder, so weit er es mit seinen Kräften vermag, zur Hebung dieses Zweiges beitragen. Von der Betrachtung und Anhörung in Kunstdingen geht der Mensch zum Wohlgefallen an ihren Wirkungen über, vom Wohlgefallen zur Liebe (wenn auch

anfangs mitunter an Afterdingen), von der Liebe zum Erkennen und zum Antheilnehmen, und dieß prägt sich in seinem Charakter als gewonnener Adel, als größere Menschlichkeit und als Würde aus, daher schon die Alten die Studien über Dichtkunst, Redekunst, Musik u. dgl. die humanen, die menschlichen, nannten.

Ich will nach diesem Eingange einige Worte über die ausgestellten Werke sagen.

In Nr. 1 sind Zeichnungen aus dem oberösterreichischen Volksleben von Emerich Benkert ausgestellt. Wenn man auch Haltung und Zeichnung, so wie Erfindung als lobenswerth bezeichnen muß, so dürfte das Wort „oberösterreichisch" nicht so ganz passen.

Nr. 4. „Regenskizze" von Bürkel (Gallerie des Herrn Grafen von Breuner). Wahrscheinlich ist diese Studie (denn das ist sie) aus dem Stegreife bei Gelegenheit eines Platzregens entstanden; sie hat alles Leben, alle Freiheit und alle Wahrheit dieses großen Meisters, und wirkt hier besonders mit der Zierlichkeit und Leichtigkeit einer Studie, die nicht selten auch bei großen Meistern trotz der Nachlässigkeit, die ein ausgeführtes Bild nicht hat, wahrer und tiefer wirken als Bilder selber.

Nr. 6. Porträt von Giobbe. Man muß nicht nur Angesicht und Hände, sondern auch die Nebendinge, den weißen Rock, die Borden, den Hut, die Federn, wie überhaupt die ruhige und stimmende Haltung mit großem Lobe anerkennen.

In Nr. 7 ist ein hübsches Bildchen von Rik, dem bekannten Thiermaler aus Hylversum in Holland, ausgestellt.

Nr. 9. Von dem mit Ruhm genannten A. Beyr, früher in München, jetzt laut Verzeichniß in Wien, ist aus der Gallerie des Herrn Grafen von Breuner, ein Klosterhof mit einer Halle ausgestellt, in welchem das zauberhafte

Helldunkel, das durch die Reflexe an Gewölben, Säulen und Fußboden entsteht, ferner das blendende, directe Licht, dann die Ruhe und poesievolle Betrachtung liegt, wodurch sich die ähnlichen Arbeiten dieses Meisters auszeichnen. Man kann sich von dem sanften und holden Reize und von der Ruhe und Abgeschiedenheit, in der der Geist dieses Bildes schwebt, kaum trennen.

Ueber diesem Bilde (in Nr. 8) hängt ein anderes Architecturstück „Das Innere der alten Burg zu Nürnberg" von Neher in München (Gallerie des H. Gr. v. Breuner), welches in dem Mauer- und Dachwerk äußerst gelungen und wahr ist, dem aber die mittelalterlichen, nicht nach der Natur, sondern aus dem Kopfe des Künstlers zugemalten Figuren etwas Abbruch thun, daher dieses Bild, obwohl es vielleicht mehr Wahrheit hat, als das in Nr. 9, doch nicht den poetischen Hauch darbringt wie dieses.

Nr. 10. „Landschaft" von Hansch (Gallerie d. H. Gr. v. Breuner). Ein gutes Bild von dem gefühlvollen, strebenden Wiener Künstler. Dürfte vielleicht, wie überhaupt bei diesem Maler, mehr Kunstruhe zu wünschen sein.

Nr. 17. „Kartoffelernte in Norddeutschland" von Richard Zimmermann in München. Eines der herrlichsten Bilder der Ausstellung und überhaupt trotz kleiner Fehler ein meisterhaftes Bild. Der Wolkenbau, der über der öden Ebene steht, und in herbstlichem Graue über sie hinaus geht, ist bewunderungswürdig ausgeführt; sei es, daß der Künstler große Naturstudien gemacht, sei es, daß alte große Meister auf ihn Einfluß gehabt — Beides ist zu rühmen. In Leichtigkeit, sanfter Beweglichkeit und wolkengemäßem Leben geht die Wölbung in einförmig anmuthiger Stimmung nach rückwärts in große Fernen, während in der Neuzeit gar oft von bedeutenden Meistern der Himmel nicht hinaus, sondern nur herab geht. Wer die Schwierigkeit

solcher Ausführungen kennt, wird die Luft von Zimmermann um so mehr bewundern. Die herbstliche Ebene ist meisterlich in Farbe und Ruhe, dürfte nur nach vorne etwas mehr herausschreiten. Die Figuren des Vordergrundes sind trotz kleiner Fehler herrlich und dem Ganzen Stimmung, Ton und Geschichte gebend. Die charakteristische Mädchenfigur (die Feine der Familie), der sie bewundernde Jäger, der schon so lange steht, daß einer seiner Hunde eingeschlafen ist, der dazwischen stehende schalkhafte, einsichtige Knabe, der etwas entfernter grabende Mann (der Töffel des Hauses), der dumm ist, aber entsetzlich arbeitet und wahrscheinlich auch ißt, so wie die andern Figuren, die noch beschäftigt sind, erzählen fast eine nordische Familien-Idylle. Die hinteren Figuren, besonders die Schafe, dürften etwas zu leichtfertig behandelt sein. Eben so ist wohl auch der schlafende Hund, der wie ein ertrunkener aussieht, zu tadeln, so wie auch der Umstand, daß das Kartoffelfeld zu wenig als ein aufgegrabenes aussieht. Aber trotz alledem ist das Bild so vortrefflich, daß sich viele Künstler Glück wünschen dürften, diese Fehler zu besitzen, wenn sie nur auch die Schönheiten hätten. Eine Klarheit der Farbe, daß die Figuren rein und klar in die Luft stehen, eine Tongebung der Luft und der Gründe, die von der modernen Farbensucht entfernt ist, und gerade dadurch so durchsichtig wird, daß die Dinge des Bildes als gesehene Objecte starkgefärbte Bilder wie sogenannte illuminirte Zeichnungen aussehen machen.

In Nr. 19 „Stall mit Fuhrmannspferden“ von Klein aus München sind die Pferde hervorzuheben.

Nr. 21. „Schiffsbrand“ von Achenbach in Düsseldorf (Gallerie des H. Gr. v. Breuner). Der große Meister ist namentlich in dem Leben der Brandung nicht zu verkennen, doch meine ich, daß dieses Bild vor manchem seiner anderen zurückstehen dürfte.

Nr. 23. „Landschaft" von Friedrich Gauermann in Wien (Gallerie des H. Gr. v. Breuner), eine der besseren und fleißigeren Arbeiten aus der früheren Zeit dieses in Wien hochgeachteten Meisters.

In Nr. 24 und Nr. 31 sind zwei „Marko" aus früherer Zeit (Gallerie des H. Gr. v. Breuner) ausgestellt, die alle Zartheit und Lieblichkeit dieses Meisters haben, die aber doch zeigen, daß der herrliche Mann, dessen Größe wahrscheinlich und leider erst nach seinem Tode in vollem Maße wird anerkannt werden, nicht stehen geblieben, sondern zu immer höherer Kunstgemäßheit und Reinheit vorgeschritten ist.

Nr. 29. „Waldpartie" von Fischbach in Salzburg. Ein nett und duftig ausgeführtes Bildchen dieses bedeutenden Meisters.

In Nr. 30 „Schiffspferde bei Wasserburg am Inn" von Klein in München. Es dürften Pferde und Figuren hervorzuheben sein.

Nr. 33. „Die Weinliebhaberin" von Ritter in Wien (angekauft vom Vereine) ist meisterhaft gemalt, aber der Gegenstand (das alte versoffene Weib mit dem Weinglase liebäugelnd) dürfte gerade durch die Wahrheit der Behandlung manches Gemüth anwidern. Die Kunst soll heben, und wo sie Gemeines darstellt, muß sie durch Humor die Negation des Gemeinen, also wieder Erhebung bringen.

Nr. 34. „Sonnenuntergang" von Rottmann (Gallerie des H. Gr. v. Breuner). Kann man den großen verstorbenen Meister auch nicht von Manier freisprechen, so ist doch eine solche Größe, Erhabenheit und epische Gewalt in dem Manne gewesen, daß er der größte Landschafter unserer Zeit genannt werden kann, und daß, wäre er eben nicht ein Kind unserer abgeschwächten Zeit gewesen und etwa im Mittelalter geboren worden, er gewiß der größte Landschafter der Vergangenheit geworden wäre. Aber auch wie

er ist, dürfen wir nicht anders, als mit der größten Verehrung von dem Manne sprechen. Alle seine Werke sind in großen, einfachen und erhabenen Gedanken angelegt, und zeugen von der Freiheit, der Großartigkeit und dem Schwunge seiner Seele. Auch in dem vorliegenden Bilde, das ich bei seiner Ankunft in Wien wegen seiner Frische für einen Sonnenaufgang gehalten habe, ist alle Kraft, Tiefe und Einfachheit entfaltet, die ihm eigen war, und es wirkt mit der Strenge und Reinheit eines antiken Epos. Aber gerade diese Entkleidung vom Kleinen und Zierlichen macht, daß er manchen Gemüthern nicht zusagt: Das Große drückt, und die Seele muß sich von dem Gehäbigen, Wohnlichen, Allumgebenden los machen, um es empfinden zu können.

Friede umschwebe die Seele dieses abgeschiedenen Mannes, er war einer der Größten der Deutschen.

Leider hat das Bild, von dem die Rede ist, sehr gelitten. Ich vermag den Grund nicht anzugeben. Ist es ausgewachsen, sind die Lasuren verdünstet oder sonst beschädigt worden: als es neu war, hat es mir den Eindruck viel größerer Frische gemacht, besonders aber muß ich auf den Umstand aufmerksam machen, daß der weiße Fleck, der jetzt die Sonne bezeichnet, damals gleichsam ein rothes Gluthauge in Wolken war: wahrscheinlich hat der Künstler über Weiß mit Karminlack lasiert, und die Lasur ist verloren gegangen. Der Firniß zeigt auch viele Sprünge.

Nr. 35. „Der Jude" von Amerling in Wien (Gallerie des H. Gr. v. Breuner). Eines der schönsten Bilder des so bedeutenden Künstlers, mit Einfachheit, Kraft und Tiefe ausgeführt. Eben so müssen auch die zwei wunderschönen „Studienköpfe" desselben Meisters in Nr. 27 hervorgehoben werden (Gallerie des H. Gr. v. Breuner), wenn ihre Gesichtsfarbe auch eben nicht die von „Leiermädchen" ist, und wenn man auch die Beigaben zu den Köpfen hie und da mit Recht zu tadeln haben dürfte.

Kunstausstellung.

(1854.)

1.

Es dürfte wohl kaum ein Jahr den Ausstellungen der bildenden Künste minder günstig sein, als das heurige, in welchem nebst der großen Ausstellung deutscher Kunstwerke in München noch andere Ansammlungen von Kunstwerken an bestimmten Stellen statthaben, besonders starke Bestellungen nach Amerika gemacht worden sind, und die Thätigkeit der Künstler schon von vorne herein sich in dieser Richtung bewegte. Dennoch ist es dem Ausschusse des oberösterreichischen Kunstvereines gelungen, mit Beginn des Monats Juli eine Sammlung von 36 Oelgemälden aufzustellen und der Anschauung der Kunstfreunde darzubieten. Aber nicht die Zahl und das Zusammenbringen allein ist es, was die Bedeutung hat, sondern der künstlerische Werth der Gemälde; denn wenn Verbreitung von Kunstkenntniß und Kunstliebe in unserm Lande, das in seinen Landschaften unzählige wahrhaft prachtvolle Bilder dem Auge vorhält, und alle Sommer Künstler von allen Weltgegenden zu Studien heranzieht, der Zweck des Kunstvereines ist, so darf er nur solche Gemälde ausstellen, welche wenigstens in der überwiegenden Mehrzahl geeignet sind, dem gedachten Zwecke zu genügen. Und hierin ist die gegenwärtige Ausstellung ihrer Aufgabe nicht untreu geworden. Wir finden vortreffliche Gemälde

aufgestellt, die mit andern sehr verdienstlich gemalten im Vereine ein Ganzes bilden, welches sehr anmuthig und wohlthuend das Auge erfüllt, und bei dem Betrachter, der überhaupt geeignet ist, sich solchen Gefühlen hingeben zu können, Freude, Erhebung und geistige Erquickung hervor- 5 bringt. Wem die Namen Ammerling, Gauermann, Hansch, Waldmüller, Borsos, van Haanen, Ender, Barbarini aus Wien, Schertl, Zimmermann Max, Heilmayr aus München bekannt sind, der wird uns, ohne die Bilder gesehen zu haben, im Allgemeinen schon zustimmen, und im Besondern nach 10 der Besichtigung desto mehr, wenn er gesehen hat, daß es nicht die geringeren Bilder sind, die von diesen Meistern ausgestellt wurden. Wenn, wie ich an einem andern Orte gesagt habe, nach der Religion die Kunst es vorzüglich ist, welche die Herzen der Menschen sänftigt, veredelt, reiner 15 macht, auf die eigentliche Höhe der Menschheit hebt, und dabei Seelengenüsse gibt, mit denen sich keine vergleichen lassen: so müssen wir es einem Vereine von Männern Dank wissen, die mit so geringer Aussicht auf Erfolg (ich selber war in dieser Hinsicht ein Gegner des Vereines, weil ich 20 sein Emporkommen für unmöglich hielt) in einem kleinen Lande bei ungünstigen Verhältnissen der Zeit mit wenigen Kräften begonnen haben, auch in einem Zweige der Kunst, nämlich der bildenden, besonders der Malerei, Früchte des Erkennens und des Liebens zu erzielen und größer und 25 größer zu ziehen, um endlich dem höchsten Zwecke hierin immer näher zu kommen, die Gemüther dieses Landes, das zu den schönsten der Erde gehört, auch in Kunstbeziehung zu erheben und zu erweitern, und um auch dem unter- geordneten Ziele zuzustreben, in die Bereiche der Gewerbe, 30 des geselligen Lebens und selbst anderer Kunstzweige Geschmack und Schönheitssinn zu verbreiten. In dieser Hinsicht halte ich es für Pflicht eines jeden Bewohners dieses

Landes, für den es im Leben etwas Höheres gibt als Nahrung, Kleidung und Wohnung, nach Kräften mitzuwirken, daß das oben angegebene Ziel immer schöner und nachhaltiger erreicht werde. Ich muß es selbst auf die Gefahr hin, manchen Freund Oberösterreichs (es kann kaum einen größern geben, als ich es selber bin) zu beleidigen, sagen, daß dieses Land und seine Hauptstadt in den bildenden Künsten weiter zurück steht, als es ihm seiner Lage und seiner unvergleichlichen Schönheit nach erlaubt ist. Ich sage, seiner Lage nach; denn einerseits liegt das kunstliebende Wien so nahe, daß Linz gleichsam eine Vorstadt davon ist, andererseits ist München, das wie durch ein Wunder in kurzer Zeit eine Weltkunststadt geworden ist, in nicht großer Ferne, und mitten liegt Ischl, ein Badeplatz, in welchem sich Größen aller Art von ganz Europa versammeln. Ist es anderwärts möglich, in Kunstbeziehungen höher zu kommen, warum sollte es hier zu Lande, von wo doch schon bedeutende wissenschaftliche Größen ausgegangen sind, nicht möglich sein, wenn Körperschaften und Einzelne ihr Auge auch diesem Ziele zuwenden, nach Kräften ohne Beeinträchtigung anderer Angelegenheiten mit kleinem, aber nachhaltigem und in weitere Kreise sich verbreitendem Antheile mitwirken und ernstlich das erreichen wollten, was sicherlich auch dem Lande nicht ohne Nutzen sein würde; denn man sehe, welche Ströme von Reisenden jetzt München zuwandern, das vor nicht Langem durchaus nicht hervorragend besucht war. Es kann uns nicht zu Sinn kommen, in Oberösterreich jetzt ein zweites München hervorrufen zu wollen, aber wo das Größte nicht erreicht werden kann, soll man das kleinere Erreichbare wenigstens nicht unangestrebt lassen. Wenn aus unsern öffentlichen Plätzen und Oertlichkeiten die unheimlich uns anblickende Leerheit von Kunstgebilden verschwunden sein würde, wenn in unsern Kirchen manche (ich muß es

der Wahrheit willen sagen) barbarische, unserer heiligen und erhebenden Religion nicht zusagende bildliche Darstellung, die sich hie und da und öfter findet, als es gut ist, einer höheren, edleren Darstellung wiche, die sich finden würde, wenn auch die höchste nicht erreichbar wäre: dann würden die vielen Reisenden, die jetzt das Land gleichsam nur als Straße durchfliegen, oder sich nur in seinen Naturschönheiten aufhalten, an manchem Punkte, und besonders in der Hauptstadt weilen, sich Vieles besehen und den Ruf des Gesehenen weiter tragen, statt daß man jetzt hören muß, dieser und jener gebildete Reisende habe in Linz auf das Dampfschiff oder den Bahnzug warten müssen, und habe sich gelangweilt. Auffallend ist es, daß hierin die Hauptstadt manchen Punkten des Landes z. B. Klöstern so weit nachsteht. Wir reden hier natürlich von Privatsammlungen nicht, deren einige werthvolle im Lande sind, aber in Bezug auf das Ganze einen sehr erheblichen Ausschlag nicht geben. Es war einmal besser, wie herrliche Reste, die aus früheren Zeiten herein ragen, darthun, welche. da sie im ganzen Lande oft an sehr abgelegenen Punkten zerstreut sind, auch beweisen, daß ein höheres Verständniß und eine größere Liebe zur bildenden Kunst einst allgemeiner gewesen sei als jetzt.

Ueber einzelne Werke der Ausstellung morgen etwas Näheres.

2.

Wir lassen nach den allgemeinen Betrachtungen, die in dem ersten Aufsatze über die Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines enthalten waren, einen kurzen Bericht über die ausgestellten Werke selber folgen. Gleich beim Eintritte rechts hängen ein paar fleißig ausgeführte Bleistiftzeichnungen von Blumauer in Böcklabruck, und tiefer im

Zimmer sind auf derselben Seite ein paar sehr gelungene Lichtbilder ausgestellt, die wohl, strenge genommen, in eine Ausstellung von Kunstwerken nicht gehörten, aber gewiß von Jedermann gerne werden gesehen werden. Links an den Fenstern an eigens dazu verfertigten, gegen die Fenster schief gestellten Gestellen hängen die Bilder.

In der ersten Abtheilung befinden sich zwei mit hervorzuhebender Technik gemalte Bildnisse von Giobbe, dann ein Sonnenaufgang von Max Zimmermann in München (Nr. 5), der in allen Theilen mit meisterhafter Kunst gemalt ist, nur scheint der Künstler einiges Naturstudium vernachlässigt zu haben, denn sonst würde der Lichtabstand zwischen dem Lichte des Sonnenkörpers selber und dem des sonst herrlich gemalten Getreides um Vieles größer gehalten worden und dadurch die Sonne leuchtend geworden sein, während sie jetzt mehr den Eindruck einer gelben Kugel macht, und ferner würde er der Luft einen Morgenton gefunden haben, der in der Gegend der Sonne nicht das trübe Bleigrau hätte, das er hat. Ausgezeichnet morgenhaft erscheinen die Bäume, die das Trefflichste an Ton im ganzen Bilde sind.

Von Karoline von Weyrother ist ein Seestück (Nr. 6) ausgestellt, das mit vieler Gewandtheit gemalt, in manchen Felsentheilen sogar trefflich ist. Die Luft dürfte studirter sein. Die Künstlerin scheint an Achenbach Studien gemacht zu haben. — Von Waldmüller in Wien ist ein altes Weib in Brandruinen (Nr. 14) ausgestellt, welches mit ausgezeichneter Künstlerschaft gemalt ist, nur dürfte anzunehmen sein, daß, um Mitleid zu erregen, die Schönheit gemalt werden müsse, nicht die Häßlichkeit, wie vollendet sie auch behandelt ist. Ein altes düsteres Weib, vielleicht in Erinnerung mancher Jugendsünden und vielleicht vom Grimm heimgesucht, daß alle Herrlichkeit vorüber ist, in unheimlichen, ausgebrannten Stätten sitzend, dürfte in einer Art tragischer Wirkung viel

bedeutungsvoller sein, als ein solches Weib, das Mitleid wecken will. In der That scheint es fast, wenn man so ferne steht, daß man die gemalten Thränen nicht sieht, als wollte das Bild jenen ernsteren Eindruck machen. In Behandlung des Angesichtes, der Hände, der Kleider, in Zeichnung der Verkürzungen dürfte das Bild nicht leicht seines Gleichen finden. Die Luft scheint zu großartig auf das kleine Bild angelegt, es ist, als schaute ein Stück einer großen, auf einem historischen Bilde befindlichen Luft über diese Mauer herein.

Von Hansch aus Wien ist eine Landschaft aus der Gegend von Ischl (Nr. 13) ausgestellt, welche mit all dem bekannten Geschicke dieses Malers, aber nicht naturgemäß ist. Die Bäume dürften in diesem Bilde am schwächsten behandelt sein. Aber jene Zartheit des Pinsels, jene Haltung des Ganzen, die diesem Künstler eigen ist, findet sich auch in diesem Bilde im vollen Maße wieder. — Miller aus München (Nr. 11) hat in seinem Marktmädchen viel Naturstudium (wir machen auf den Kopf der Henne aufmerksam), und wenn es diesem Künstler gelingt, die Partien auseinander zu halten, Freiheit in die Tragung des Körpers und seiner Theile zu bringen, und durch Gegensatz der kalten und warmen Farben jene den Bildern so anmuthig stehende Klarheit zu erzielen, so dürften von diesem Maler naturwahre und innige Bilder zu erwarten sein. — In den zwei Kindern von J. B. Reiter in Wien (Nr. 15) ist viel Verdienstliches, besonders an dem kleineren, und wieder besonders in der Gegend der Schläfe; aber es dürfen die Verzeichnungen an den Armen des größeren Kindes, so wie die violettliche unwahre Hautfarbe nicht unerwähnt bleiben. Großes Studium hat der Maler den Beisachen gewidmet.

Von J. Schertl in München ist eine Landschaft am Starhemberger See mit dem Schlosse Possenhofen (Nr. 19)

ausgestellt. Mögen, wenn man mit der äußersten Kritik an das Bild geht, Kleinigkeiten daran auszustellen sein, z. B. das vorherrschende Braununtermalen in den Gewächsen, was dem Bilde etwas Braunstaubiges gibt, ferner die Fülle warmer Farben, wodurch das Ganze etwas zu heiß wird, so dürfte wohl keinen Augenblick Anstand zu nehmen sein, das Bild für die schönste Landschaft der Ausstellung zu erklären. Mit wahrhaft in's Runde bildender und die Luftbrechung kühn ergreifender Meisterschaft ist die Vegetation um das Schloß behandelt, die Töne gehen Zoll um Zoll zurück, die Gegenstände lösen sich in Bestimmtheit von einander, und auf ihrer Fülle ruht das Feuer und die Gluth des Abends. Zwei Eckfenster des Schlosses fangen den Blitz der Sonne, und sind so fast der Mittelpunkt des Lichtreizes des Bildes. Frei und leicht in schönen Tönen des Aethers baut sich die Luft von der Tiefe der Ferne bis über unsere Häupter auf, und in ihr sind eingewoben jene leichten, anmuthigen Gewölke, die an heißen Tagen der hinabgehenden Sonne den Abschied sagen. Auf der Fläche des Sees ist als idyllischste Stelle, und nebenbei meisterhaft plastisch behandelt, eine Fischfangbeschäftigung, Einziehung des Netzes, der blendende Wasserblitz zieht sich davon weg und leitet die flüssige sanfte Fläche bis zu unsern Füßen, wo sie vom Schilf und Uferpflanzen leicht empfangen wird. Jenseits des Sees ruhen im heißen Abende die Berge, und leuchtet die kleine Linie eines Pfarrkirchthurmes. In Anbetracht der Schönheit dieses Bildes, in Anbetracht des verhältnißmäßig sehr geringen Preises und in Anbetracht des Umstandes endlich, daß es den Kindheits- und Jugendsitz unserer erhabenen Kaiserin darstellt, welche bei ihrer Brautfahrt den ersten Schritt auf österreichischem Boden in unserer Stadt that und alle Herzen derselben eroberte, ist wohl der Wunsch ein erklärlicher, daß dieses Bild in den Mauern unserer Stadt,

und wenn es selbst in Privathänden wäre, verbleiben möchte.

Die Kapelle in Pinzgau von Ant. Schrödl in Wien (Nr. 20) erscheint als eine sehr verdienstvoll gemalte Landschaft. — Das Bildniß ihrer Majestät der Kaiserin (Nr. 22) von Giobbe ist mit frischen, feurigen Farben und mit großem Geschicke in Behandlung derselben gemalt. — Die Alpenrosen von Anton Schrödl in Wien (Nr. 23) erscheinen sehr gut und natürlich, nur dürfte der Vorwurf nicht ungegründet sein, daß entweder die Felsen zu klein oder die Blumen zu groß sind. — Die Landschaft von Barbarini aus Wien (Nr. 25), eine Gegend bei Gmunden vorstellend, ist breit und plastisch behandelt, macht einen sehr angenehmen Eindruck, dürfte aber doch ein wenig manierirt sein. — Die ruhende Zigeunerin von Friedrich Bischof in München (Nr. 28) ist ein mit vielem Geschicke gemaltes Bild, hat Schule und Haltung, dürfte aber von Manier nicht frei sein, und das Weib erscheint als ein Weib, aber nicht eben als Zigeunerin.

Die zwei Studienköpfe von Ammerling aus Wien (Nr. 27 und 32) beurkunden den großen Meister in Behandlung der Oberfläche menschlicher Angesichter und in Behandlung der Köpfe überhaupt. Wollte man dem weiblichen Angesichte den Vorwurf machen, daß die Schatten fast zu sehr in's Grünliche gehen, so sind die weißen Haare des Männerkopfes so schön gemalt, wie sie in den größten Meisterwerken des Mittelalters nicht schöner vorkommen.

Der verwundete Krieger von Borsos in Wien (Nr. 29) ist (was den Stilllebenmaler bekundet) am schönsten in seinem Eisenwerke; aber der ganze Krieger, praktisch und mit viel Empfindung gemalt, erregt unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme, und erregte sie noch mehr, wenn er allein wäre. Denn wir können nicht verschweigen, daß es erscheint, als



Aquarell auf Papier. II. nicht gez. [1825]

Blick auf Kremsmünster.

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.

und wenn es selbst in Privathänden wäre, verbleiben möchte.

Die Kapelle in Pinzgau von Ant. Schrödl in Wien (Nr. 20) erscheint als eine sehr verdienstvoll gemalte Landschaft. — Das Bildniß ihrer Majestät der Kaiserin (Nr. 22) von Giobbe ist mit frischen, feurigen Farben und mit großem Geschicke in Behandlung derselben gemalt. — Die Alpenrosen von Anton Schrödl in Wien (Nr. 23) erscheinen sehr gut und natürlich, nur dürfte der Vorwurf nicht ungegründet sein, daß entweder die Felsen zu klein oder die Blumen zu groß sind. — Die Landschaft von Barbarini aus Wien (Nr. 25), eine Gegend bei Gmunden vorstellend, ist breit und plastisch behandelt, macht einen sehr angenehmen Eindruck, dürfte aber doch ein wenig manierirt sein. — Die ruhende Zigeunerin von Friedrich Bischof in München (Nr. 28) ist ein mit vielem Geschicke gemaltes Bild, hat Schule und Haltung, dürfte aber von Manier nicht frei sein, und das Weib erscheint als ein Weib, aber nicht eben als Zigeunerin.

Die zwei Studienköpfe von Ammerling aus Wien (Nr. 27 und 32) beurkunden den großen Meister in Behandlung der Oberfläche menschlicher Angesichter und in Behandlung der Köpfe überhaupt. Wollte man dem weiblichen Angesichte den Vorwurf machen, daß die Schatten fast zu sehr in's Grünliche gehen, so sind die weißen Haare des Männerkopfes so schön gemalt, wie sie in den größten Meisterwerken des Mittelalters nicht schöner vorkommen.

Der verwundete Krieger von Borsos in Wien (Nr. 29) ist (was den Stilllebenmaler bekundet) am schönsten in seinem Eisenwerke; aber der ganze Krieger, praktisch und mit viel Empfindung gemalt, erregt unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme, und erregte sie noch mehr, wenn er allein wäre. Denn wir können nicht verschweigen, daß es erscheint, als



Aquarell auf Papier. II. nicht gez. [1825]

Blick auf Kremsmünster.

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.



Aquarell auf Papier. III. 1825

Illustration zu dem oberösterreichischen Volkslied: „Am Raine lag ein Haus."
Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.

wäre die ihm beigegebene Nonne nicht so begründet, daß man ihre Handlung versteht, oder sie von Gesuchtheit freisprechen könnte.

Das schöne Bild von Marco (Nr. 30) dürfte doch aus
5 früherer Zeit dieses so begabten Künstlers herrühren.

Die zwei Flachlandschaften von van Haanen (Nr. 31 und 35) bezeugen die Gewandtheit und Trefflichkeit dieses ausgezeichneten Künstlers in Behandlung von Formen, so wie von reizenden Gegensätzen durch unendlich einfache, kaum
10 begreifliche Mittel, wenn man nicht bedächte, daß gerade die Natur ebenfalls so vorgeht, und durch Reinheit und Einfachheit der Mittel wirkt. Es ist eine Krankheit der modernen Kunst, durch Auffälligkeit und Gesuchtheit Erfolge erringen zu wollen, die aber namentlich bei dem Kenner immer aus-
15 bleiben. Deßhalb zeigt sich van Haanen gerade als einen Verehrer und höchst glücklichen Darsteller der Natur, und besonders seiner vaterländischen Natur, in Behandlung der Luft-, Licht- und Formtöne.

Die Auffindung Moses von Johann Ender in Wien
20 (Nr. 33) ist sehr geschickt, fleißig und mit bestechenden Farben gemalt; es erscheint uns aber doch, daß es weder genüglich biblisch oder historisch, sondern wohl genreartig gehalten ist.

Heilmairs Mondlandschaft (Nr. 34) zeichnet sich von
25 Bildern dieser Art äußerst vortheilhaft aus, an Stellen ist das Flimmrige und Florige der Mondnacht trefflich dargestellt, daß uns Göthe's Worte einfallen:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz" —

30 und dennoch können wir bei diesem Bilde, das schon in Lithographien und auf andere Weise nachgeahmt worden ist, den Wunsch nicht unterdrücken, daß es weniger eintönig in der Farbe (es erscheint beinahe wie ein Tonbild) und daß



Aquarell auf Papier. III. 1825

Illustration zu dem oberösterreichischen Volkslied: „Am Raine lag ein Haus."

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.

wäre die ihm beigegebene Nonne nicht so begründet, daß man ihre Handlung versteht, oder sie von Gesuchtheit freisprechen könnte.

Das schöne Bild von Marco (Nr. 30) dürfte doch aus
5 früherer Zeit dieses so begabten Künstlers herrühren.

Die zwei Flachlandschaften von van Haanen (Nr. 31 und 35) bezeugen die Gewandtheit und Trefflichkeit dieses ausgezeichneten Künstlers in Behandlung von Formen, so wie von reizenden Gegensätzen durch unendlich einfache, kaum
10 begreifliche Mittel, wenn man nicht bedächte, daß gerade die Natur ebenfalls so vorgeht, und durch Reinheit und Einfachheit der Mittel wirkt. Es ist eine Krankheit der modernen Kunst, durch Auffälligkeit und Gesuchtheit Erfolge erringen zu wollen, die aber namentlich bei dem Kenner immer aus-
15 bleiben. Deßhalb zeigt sich van Haanen gerade als einen Verehrer und höchst glücklichen Darsteller der Natur, und besonders seiner vaterländischen Natur, in Behandlung der Luft-, Licht- und Formtöne.

Die Auffindung Moses von Johann Ender in Wien
20 (Nr. 33) ist sehr geschickt, fleißig und mit bestechenden Farben gemalt; es erscheint uns aber doch, daß es weder genüglich biblisch oder historisch, sondern wohl genreartig gehalten ist.

Heilmairs Mondlandschaft (Nr. 34) zeichnet sich von
25 Bildern dieser Art äußerst vortheilhaft aus, an Stellen ist das Flimmrige und Florige der Mondnacht trefflich dargestellt, daß uns Göthe's Worte einfallen:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz“ —

30 und dennoch können wir bei diesem Bilde, das schon in Lithographien und auf andere Weise nachgeahmt worden ist, den Wunsch nicht unterdrücken, daß es weniger eintönig in der Farbe (es erscheint beinahe wie ein Tonbild) und daß

der Himmel, welcher, wie die Sterne bekunden, heiter sein soll, nicht so nebeldunstig sein sollte.

Das Stillleben von Adalbert Schäffer in Wien (Nr. 36) ist gut gemalt, aber es scheint, als spräche der Künstler mit diesem Stoffe weniger an, als mit anderen, die wir von ihm schon gesehen haben.

Gauermanns kämpfende Hirsche (Nr. 37) ist eines jener Bilder, die wir von diesem außerordentlichen Naturtalente zu sehen gewohnt sind, ein Bild für das große Publikum, verständlich in seinen Theilen, mit den Farben in das Auge gehend, wie man von mancher Musik sagt, sie gehe in das Ohr, ja in Theilen des Wolkenbaues, z. B. der Lichtpartien derselben prachtvoll: aber dennoch müssen wir bemerken, und im Anbetrachte der wunderbaren natürlichen Anlagen, die diesem Manne geworden, halten wir es sogar für Pflicht, es zu sagen, daß das Heiligthum der Natur sich nur der begeisterten und beharrlichen Liebe gegen ihre kleinsten Theile und der Betrachtung aller ihrer Kinder als gleich geliebter aufschließt, und hier scheint uns Gauermann (wir kennen die Ursachen nicht) weniger in die Tiefe gehen zu wollen. Er ahmt sich selber nach, und in diesem Bilde hat er es mit der blauen Farbe hinter der Eiche, ja an der Eiche selbst, mit dem Laub der braunen Eiche, mit dem Schilfe und den Thieren in demselben, mit dem Mittelgesträuche, ja sogar mit dem Wasser nicht genau genug genommen. Es kömmt uns beinahe vor, als hätte er nur Liebe gehabt zur Luft, zum Hirschenkampf und zur Haupteiche, und hätte über das Andere wegzukommen getrachtet. Eine geniale Behandlung der Allgemeinheit mit warmen, innigen Farben reißt die Menge hin, aber die Verschmähung der Natur in ihrer sorgfältigsten Liebe zu jedem ihrer Reize und die Verabsäumung gerade dadurch, daß man diese auffaßte, das gestimmteste und vollendetste Ganze zu schaffen, erfüllt den tieferen Freund

der schaffenden Mutter mit Schmerz. Wie schön wäre das Bild, wenn Alles so wäre, wie die Lichtpartien der Wolken, die Ausgangsäste der dürren Eiche und der Luftton hinter ihnen. Die kämpfenden Hirsche sind der Natur nach gemalt; aber wir befürchten, der Künstler hat sie beim Malen näher gehabt, als sie auf dem Bilde erscheinen, und sie dürften in der Luft, namentlich gegen das Licht der Wolken gehalten, anders aussehen, als im Zimmer. Man halte uns diese Worte im Angesichte des Größten, was der irdische Mensch hat, der Kunst gegenüber zu Gute.

Möge es der Thätigkeit des Ausschusses des Kunstvereines bei der Ungunst der Zeiten gelingen, auch im Verlaufe des Sommers Aehnliches, wenn wir auch nicht Gleiches fordern wollen, zu bringen.

Kunstausstellung.

(1854.)

Bevor die Ausstellung von Werken bildender Kunst von Seite des obderennsischen Kunstvereines für diesen Sommer geschlossen wird, sei es uns vergönnt, noch einen Blick auf die Kunstwerke zu werfen, welche eben in den Räumen, die dem Vereine zur Verfügung gestellt sind, sich noch befinden, und zur Betrachtung aufgestellt sind. Wenn es überhaupt eine sehr schwierige Aufgabe selbst für die größten Städte ist, Ausstellungen mit häufigem Wechsel der Bilder zu veranstalten, da Kunstwerke nicht so schnell und in Menge hervorgebracht werden können, wie Erzeugnisse des Gewerbsfleißes, ja wenn nach dem unumwundenen Geständnisse des Schreibers dieser Zeilen gerade der häufige Wechsel in Ausstellungen einerseits die Künstler in's Handwerksmäßige hineinzuleiten geeignet ist, und die beschauenden Besucher in's Oberflächliche und zur Geneigtheit nach Neuem: so ist es für eine kleinere Stadt und eine kleinere Gesellschaft um so schwieriger, da gewöhnlich der Zug der Kunst so wie des Gewerbes seine Richtung nach größeren Plätzen nimmt, da Gesellschaften, die wenigstens anfangs klein sind, sich erst Gewähr erringen müssen, da Künstler von kleineren Städten nicht so großen Absatz hoffen können, und da endlich der Natur der Sache nach in kleineren Gesellschaften sich nicht so viele Kunstkenner und Liebhaber befinden können, um durch warme Theilnahme an der Sache derselben einen Schwung geben zu können, da vielmehr diese Kenner und

Freunde erst durch die Ausstellungen und anderen Schritte der Vereine mehr herangebildet werden müssen, obwohl wieder der Natur der Sache nach gerade diese wegen minderer Eingeweihtheit am meisten nach Neuem streben, und oft das Unmögliche verlangen. Dazu kömmt noch, daß heuer durch die vielen Ausstellungen sich selbst in großen Städten Mangel zeigte. Deßohngeachtet hat der obderennsische Verein sich bereits so viel Ansehen erworben, daß er sich auch in diesem Sommer über Mangel an Bildern nicht zu beklagen hatte, und zwar guter Bilder. Schlechte wären freilich und an allen Orten nicht mit großen Schwierigkeiten zu haben. Wenn die Theilnahme auf denselben Wegen fortschreitet, wie sie sich bisher in der Bevölkerung und in hohen und höchsten Kreisen geoffenbart hat, so wird dieser Verein immer mehr gedeihen, und unser Land, das in den meisten Dingen so Vieles thut, sich auch hierin auszeichnen, und einen Zweig empor bringen, der zu den schönsten und edelsten des Lebens gehört und die reinsten und feinsten Genüsse gewährt, die der, der sich ihnen einmal hingegeben hat, nicht mehr lassen und nicht mehr mit andern vertauschen kann. Der Verein, der es sich zum Gesetze gemacht hat, nach Kräften nur das Beste, was ihm eingesendet wird, zur Verlosung für seine Mitglieder anzukaufen, wird auf dieser Bahn fortfahren, und so wird mancher Kunstfreund mit einem Werke beschenkt werden, das er sich sonst nicht zu kaufen vermocht hätte, und es werden nach und nach treffliche Werke im ganzen Lande zerstreut sein, und den Sinn für Kunst, der im Mittelalter vorhanden war, aber verloren gegangen ist, wieder wecken, und nicht nur häusliche und öffentliche, sondern auch kirchliche Kunst empor heben, was für alle drei Zweige im höchsten Grade zu wünschen ist.

Vereine dieser Art könnten sich und die Kunst am sichersten und natürlichsten zerstören, wenn sie statt der Kunst

Kunstausstellung.

(1854.)

Bevor die Ausstellung von Werken bildender Kunst von Seite des obderennsischen Kunstvereines für diesen Sommer geschlossen wird, sei es uns vergönnt, noch einen Blick auf die Kunstwerke zu werfen, welche eben in den Räumen, die dem Vereine zur Verfügung gestellt sind, sich noch befinden, und zur Betrachtung aufgestellt sind. Wenn es überhaupt eine sehr schwierige Aufgabe selbst für die größten Städte ist, Ausstellungen mit häufigem Wechsel der Bilder zu veranstalten, da Kunstwerke nicht so schnell und in Menge hervorgebracht werden können, wie Erzeugnisse des Gewerbsfleißes, ja wenn nach dem unumwundenen Geständnisse des Schreibers dieser Zeilen gerade der häufige Wechsel in Ausstellungen einerseits die Künstler in's Handwerksmäßige hineinzuleiten geeignet ist, und die beschauenden Besucher in's Oberflächliche und zur Geneigtheit nach Neuem: so ist es für eine kleinere Stadt und eine kleinere Gesellschaft um so schwieriger, da gewöhnlich der Zug der Kunst so wie des Gewerbes seine Richtung nach größeren Plätzen nimmt, da Gesellschaften, die wenigstens anfangs klein sind, sich erst Gewähr erringen müssen, da Künstler von kleineren Städten nicht so großen Absatz hoffen können, und da endlich der Natur der Sache nach in kleineren Gesellschaften sich nicht so viele Kunstkenner und Liebhaber befinden können, um durch warme Theilnahme an der Sache derselben einen Schwung geben zu können, da vielmehr diese Kenner und

Freunde erst durch die Ausstellungen und anderen Schritte der Vereine mehr herangebildet werden müssen, obwohl wieder der Natur der Sache nach gerade diese wegen minderer Eingeweihtheit am meisten nach Neuem streben, und oft das Unmögliche verlangen. Dazu kömmt noch, daß heuer durch die vielen Ausstellungen sich selbst in großen Städten Mangel zeigte. Deßohngeachtet hat der obderennsische Verein sich bereits so viel Ansehen erworben, daß er sich auch in diesem Sommer über Mangel an Bildern nicht zu beklagen hatte, und zwar g u t e r Bilder. Schlechte wären freilich und an allen Orten nicht mit großen Schwierigkeiten zu haben. Wenn die Theilnahme auf denselben Wegen fortschreitet, wie sie sich bisher in der Bevölkerung und in hohen und höchsten Kreisen geoffenbart hat, so wird dieser Verein immer mehr gedeihen, und unser Land, das in den meisten Dingen so Vieles thut, sich auch hierin auszeichnen, und einen Zweig empor bringen, der zu den schönsten und edelsten des Lebens gehört und die reinsten und feinsten Genüsse gewährt, die der, der sich ihnen einmal hingegeben hat, nicht mehr lassen und nicht mehr mit andern vertauschen kann. Der Verein, der es sich zum Gesetze gemacht hat, nach Kräften nur das Beste, was ihm eingesendet wird, zur Verlosung für seine Mitglieder anzukaufen, wird auf dieser Bahn fortfahren, und so wird mancher Kunstfreund mit einem Werke beschenkt werden, das er sich sonst nicht zu kaufen vermocht hätte, und es werden nach und nach treffliche Werke im ganzen Lande zerstreut sein, und den Sinn für Kunst, der im Mittelalter vorhanden war, aber verloren gegangen ist, wieder wecken, und nicht nur häusliche und öffentliche, sondern auch kirchliche Kunst empor heben, was für alle drei Zweige im höchsten Grade zu wünschen ist.

Vereine dieser Art könnten sich und die Kunst am sichersten und natürlichsten zerstören, wenn sie statt der Kunst

Persönlichkeiten vor Augen hätten, und zu deren Bestem ohne Rücksicht auf den Werth der Leistungen die Kräfte des Vereines verwendeten. Unser Verein hat sich von diesem Verfahren ferne gehalten, und wird sich stets davon ferne halten. Zeuge davon sind die trefflichen Bilder, die schon in 5 manchen Punkten des Landes gesehen werden und aus den Verlosungen des Vereines stammen. Um diesem Grundsatze immer unverrückt und mit völliger Gewißheit treu bleiben zu können, will der Verein selbständig da stehen. Alle, die neben dem Bedarfe des Lebens auch auf das Edlere und 10 Höhere desselben hinsehen, werden ihn hierin unterstützen, und werden es zu ihrer Genugthuung erfahren, daß, wenn auch nicht mit so großen, doch mit vereinten Kräften dieses Edlere und Höhere auch in dem Zweige der Kunst immer wachsen wird, und wenn der Verein unverrückt sein Ziel, 15 die Kunst allein, vor Augen hat, so werden diese vereinten Kräfte auch immer größer und größer werden.

Es ist gegenwärtig die für die Verhältnisse namhafte Zahl von 38 Kunstwerken in dem Vereine ausgestellt, 5 Gemälde in Wasserfarben, 6 Zeichnungen, 26 Oelgemälde und 20 ein Marmorbild in halberhabener Arbeit.

Die Gemälde in Wasserfarben (2—5) von Jakob Alt sind in der bekannten Art dieses Meisters gemalt, und gehören zu den guten Erzeugnissen dieses Künstlers. Das Bild von Sutor jun. (1) dürfte mehr Wirkung machen, wenn 25 es in gebrochenerer Farbe wäre.

Die Zeichnungen von Maximiliana Scoff (6—11), wahrscheinlich nach Julien, sind mit sehr viel Uebung und Gewandtheit gemacht.

Schuberts Bild „Kauft Liebesgötter“ nach Göthe's Ge- 30 dicht (12) können wir weder in Farben noch Zeichnung billigen.

Giobbe hat in 14 ein hübsches Porträt ausgestellt.

Der „Chiemsee" im Mittag (15) von Piloty in München erscheint uns manierirt, so wie der „Gebirgssee" von Kierstein in München (16) trotz des vielen Gefälligen und Verdienstlichen nicht im Ganzen und Einzelnen hinlänglich studirt.

Die „Madonna" von Bischof in München (17) hat viel Anmuthiges, nur müssen wir am Leibe des Kindes eine Verzeichnung rügen.

In der „Braut" von Geyer in Augsburg (19) sind die Gewänder mit jener Fertigkeit behandelt, die wir an diesem Künstler schon mehrmal zu bemerken Gelegenheit hatten, der Schreiber dieser Zeilen hält es für Pflicht, bei solcher Geübtheit doch den Umstand hervorzuheben, daß es ihm vom Uebel scheint, daß die Kleider über die Braut herrschen und nicht umgekehrt.

Seidl in München hat ein Bild gesendet, „Hintersee in der Ramsau" (20), welches im Gewölke, Schneeberg, Mittelgrund, Wasser vortrefflich erscheint, es ist da eine Modellirung, ein Sinn für Ton und Tiefe, der nur großen Künstlern eigen ist, besonders ist Duft und Ton des Mittelgrundes hervorzuheben; aber die Steine im See müssen wir als zu trocken und hart behandelt, und den Vordergrund als nicht durchgebildet bezeichnen.

Die „Winterlandschaft" von Richard Zimmermann in München (21) ist mit viel Kraft, Weiche, Zartheit, Tiefe und klarer Tongebung behandelt, trefflich ist der Schlitten mit den zwei Personen, Manches im Mauerwerke, Gestrippe, Schneewehen und Anderem sehr schön; dennoch müssen wir gestehen, daß uns der tiefe, fast schwärzliche Nebel und Rauch im Hintergrunde, so wie der metallartige Kupferton in der Luft nicht so unbefangen und einfach erscheint, wie das Bild nöthig hätte, und wodurch es zu einem meisterlichen Werke würde.

Nr. 22 von Mövius in Düsseldorf „Alter Wachtthurm bei Savonna“, ein Mondbild, erscheint uns als eine wahrhafte Perle. Selten wird man die Wirkung des Mondlichtes so trefflich gemalt finden. Das Bild erinnert an die besten Mondbilder alter Meister. An der Seite des dunklen Thurmes, der freilich eine etwas zu geradlinige Gestalt hat, steht der Mond, er scheint wirklich, was in nicht vielen neuen Bildern dieser Art der Fall ist, die Luft geht von ihm in jener nachtblauen Farbe weg, die in der Natur so schön und auf Bildern so schwierig ist, hinter einer in schönem Schmelze gemalten Landzunge leuchtet das Meer, es geht hinaus, und draußen im Dufte liegt die Nacht. Wir heben dieses Bild, namentlich der ungemeinen Harmonie wegen heraus, in der es gemalt ist.

Die „Landschaft“ von Minjon in Düsseldorf, Motiv aus Brohl am Rhein (23), ist besonders in den sehr studirten Gebäuden vortrefflich.

Der „Leuchtthurm in Genua“ von Heilmayr in München (24), ein Mondbild, hat eine sehr schöne Luft, die noch bei Weitem mehr Wirkung thun würde, wenn nicht auf den Wellenkämmen des bewegten Meeres zu viele weiße Lichter wären, welche die Wirkung zerstreuen.

Der „Christabend“ von Wischebrink (26), ein in ziemlicher Größe gemaltes Genrestück, ist ein mit meisterhafter Technik ausgeführtes Bild, die Figuren scheinen nach der Natur gemalt, und unter ihnen zeichnet sich die Großmutter als eine besonders poetische Gestalt aus.

Der „Sonnenuntergang“ von Mövius in Düsseldorf (27) hat eine kräftige Luft und ein in besonders schönen Schwankungen begriffenes Meer.

In Nr. 28 ist ein „Studienkopf“ von Ammerling in Wien ausgestellt. Der berühmte Meister wird selten einen so schönen Kopf gemalt haben. Es ist das Antlitz eines ita-

lienischen Mädchens. Wir werden von dieser Wahrheit auf das Höchste überrascht. Obwohl der Kopf in der Farbe trüb erscheint, so ist er es doch nicht, sondern dieser Umstand schreibt sich von der nicht fertig gemalten Umgebung her. 5 Die bräunliche Gesichtsfarbe ist von der Natur genommen, die sanften Augen schwimmen in einem innigen treuherzigen Feuer, und der besonders schöne Mund ist voll Unschuld und Güte, und doch auch voll Wärme. Je länger man dieses Angesicht anschaut, desto schöner wird es.

10 Das „Gemach eines Nonnenklosters“ von Petzl in München (29) ist ein mit trefflicher Technik ausgeführtes Bild, besonders dichtungsreich spricht uns der sinnige, rückwärts gelegene Erker, in welchem eine Nonne der Aebtissin vorliest, als ruhig, still und kühl bei der draußen herr- 15 schenden Hitze an.

„Die Mühle aus dem Innthale“ von Minjon in Düsseldorf (30) ist eine herrlich gemalte Landschaft, die Gebirge, grau und sonnig, von dem Schnee, der hie und da liegt, und von den Geröllfurchen und Geröllagern unterbrochen, 20 sind selten so schön gemalt gesehen worden. Auch der rückwärts befindliche Theil des Gebirgsbaches, die Mühle, die Brücke und das graufärbige Grün des Gebirgsrückens sind ausgezeichnet schön gemalt.

„Ein Thoreingang“ von Fischbach in Salzburg (31) 25 ist ein vortreffliches Bild dieses berühmten Meisters. Es muß nach der Natur gemalt sein, denn sonst wäre diese Wahrheit nicht möglich. Das Helldunkel auf dem Thore, dem eisernen Ringe dieses Thores, auf den runden Steinen des Pflasters des Thorweges, auf dem dastehenden Fasse sind aus- 30 gezeichnet schön gemalt. Draußen im Lichte sitzen zwei sehr liebe ländliche Mädchen, und leuchtet in der Sonne das Gebüsch.

Die Landschaft mit Rindern, Pferden, Ziegen und

Enten von Gauermann (32) ist ein Bild aus der schönsten Zeit dieses Meisters. Die Rinder sind so außerordentlich schön gemalt und studirt, und mit solcher Liebe und solchem Fleiße behandelt, daß sie sich dem Schönsten, was es in dieser Art gibt, an die Seite stellen können. Auch die Pferde, besonders das Füllen, sind trefflich. Die Landschaft, obwohl mit der Tüchtigkeit gemalt, die diesem Meister eigen ist, scheint uns doch den Thieren nachzustehen.

Von Bürkel in München ist ein „Räuberanfall“ ausgestellt (33), der besonders in den Figuren der italienischen Räuber, so wie in der Behandlung des Veturinwagens, köstlich ist, in den Beigaben und Pferden wünschten wir etwas mehr Vollendung.

Giobbe hat in seinen „Kreuzweg-Stationen“ (36 und 37) ein Bestreben geoffenbaret, sich dem ernsten religiösen Stile zu nähern.

Das in halberhabener Arbeit in Marmor ausgeführte Werk Oberhubers in Linz, der heil. Franz Xaver, ist mit großem Fleiße und mit großem Verständnisse der Gewandung und der Bildung des menschlichen Angesichtes und der menschlichen Hände vollendet.

Möge es dem Vereine gelingen, so wie in diesem vergangenen Sommer, auch in dem nächsten uns mit so vielem Schönen und Lobenswerthen zu beschenken.

[Kunstausstellung 1855.]

Durch längeres Unwohlsein und theilweise Abwesenheit von Linz war es dem Gefertigten nicht möglich, der ihm so lieb gewordenen Gepflogenheit, über die in dem oberösterreichischen Kunstvereine ausgestellten Kunstwerke in diesen Blättern Berichte zu erstatten, auch in diesem vergangenen Sommer nachzukommen; es sei daher erlaubt, nachträglich, so weit es noch möglich ist, einige Worte über diesen Gegenstand zu sagen, wobei der Gefertigte auf den eben so umfassenden, als gründlichen, warmen und sachgemäßen Vortrag des Herrn Vereins-Secretärs hinweist, welcher in der General-Versammlung der Vereinsmitglieder gehalten und in den Blättern der „Linzer Zeitung“ abgedruckt worden ist.

Es wird den Freunden der Kunst bekannt sein, daß heuer aus vielen zum Theile ziemlich entfernten Punkten werthvolle Gemälde von bedeutenden Meistern zur obderennsischen Ausstellung geschickt worden sind, was einerseits als Beweis des Vertrauens gilt, welches sich der Verein des kleinen Landes erworben hat, und andererseits als Ermuthigung dient, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, und vor den Hindernissen nicht zurück zu weichen, welche in jedem neuen Unternehmen liegen, welche sich aus der Natur einer so verzweigten Sache, an der viele Personen und Dinge betheiligt sind, ergeben, und welche durch noch nicht im erwünschten Maße entwickelte Kunstkenntnisse in weiten Kreisen

und mitunter auch durch Uebelwollen von vereinzelten Seiten entstehen. So sehr die Freunde der Kunst durch den Anblick der eingesendeten werthvolleren Gegenstände erfreut wurden, ergab sich doch auch ein kleiner Uebelstand darin, daß die vorzüglichsten Werke eine solche Größe und einen in Bezug auf ihren Werth zwar bescheidenen, an sich aber so hohen Preis hatten, daß wir bedauern müssen, daß gerade diese Werke unser Land wieder verlassen, da sie weder von Privaten gekauft wurden, noch es in den Verhältnissen des Vereines lag, einseitig zwar so werthvolle, aber doch theure Gemälde zur Beeinträchtigung der Quantität der Verlosung zu erwerben. Wir halten diesen Umstand nur für einen zufälligen, der sich in allen Verhältnissen, wo zum Kaufe angeboten wird, und wo gekauft wird, ereignet.

Dafür hat das Geschick auf eine andere Weise eine besondere Gunst erzeigt, und Veranlassung gegeben, daß der Verein einem Zweige seiner Verpflichtungen nachkommen kann, wozu sich während der vergangenen ersten Jahre seiner Wirksamkeit keine Gelegenheit ergeben hatte. Statutengemäß liegt es in dem Umkreise der Vereinszwecke, eine Landesbildersammlung in Linz anzubahnen und einzuleiten. Ueber die Zweckmäßigkeit eines solchen Beginnens noch zu sprechen, dürfte überflüssig sein, wenn man bedenkt, daß dem schönen Lande die schöne Zierde der Kunst sehr wohl anstehen wird, und ihm eine geistige Krone zu reichen geeignet ist. Zufällig ist von dem Maler Mövius, aus Düsseldorf, ein sehr großes Bild (13 Schuh lang, 8 Schuh hoch) eingegangen, einen Seesturm an einem italienischen Vorgebirge darstellend, welches von ungewöhnlicher, nicht bloß in unserer Zeit, sondern in allen bisherigen Kunstzeiten selten vorkommender Trefflichkeit ist, und um einen unverhältnißmäßig billigen Preis angeboten wurde. Zu diesem Zusammentreffen günstiger Umstände fügte sich noch ein dritter hinzu, daß von früherer Zeit nam-

hafte Ueberschüsse vorhanden sind, so daß ohne Behinderung der anderweitigen Vereinszwecke der Ankauf dieses Bildes und die Abtragung des Preises eingeleitet werden konnte. Es soll das erste Werk sein, welches die Reihe derer eröffnet, die in mehreren oder wenigeren Jahren die Landes-Hauptstadt schmücken sollen, je nachdem ungünstigere oder günstigere Zeitläufte eintreten, oder die Bevölkerung, die sich stets sehr bereitwillig zu allen guten Zwecken zeigt, auch diesem geistigen Zwecke ihre unterstützende Beistimmung in geringerem oder größerem Maße angedeihen läßt. Daß man als erstes Glied zu einer so würdigen Sammlung nur ein Werk von bleibendem Werthe anschaffen darf, und nicht leichtsinnig ein Werk der Mode oder einseitigen Gefallens einführen wird, liegt in der Natur der Sache. Es ist dieß eine ernste Gewissenspflicht des Vereines, es ist aber auch eine heilige Pflicht desselben, dort, wo sich so günstige Geschicke vereinen, wie bei dem besprochenen Bilde, vor Hindernissen nicht zurück zu weichen, und sich durch Einzelheiten, selbst durch Mißbilligungen nicht irre machen zu lassen. Freunde und Kenner der Kunst so wie Laien, Einheimische so wie Fremde und Durchreisende, selbst ausübende Künstler von bedeutendem Namen und Lehrer der Kunst sind einstimmig in der Bewunderung dieses Bildes. Es gehört in der That zu jenen Werken, die nicht nur dem Kenner, sondern auch dem Nichtkenner verständlich sind, Beide entzücken, und was namentlich von diesem Bilde gilt, durch Großartigkeit erschüttern. Bei einem Meeressturme, an dem Menschen betheiligt sind, können zwei Gesichtspunkte walten: entweder herrscht das menschliche Element vor in Darstellung der Gefühle und entsetzlichsten Affecte, oder es herrscht die Natur vor als Großes über alle Gefühle und menschlichen Bestrebungen hinausgehend. Das Letztere ist in Mövius Bild der Fall, und dadurch wird es erhaben und episch, während es sonst nur ergreifend und

dramatisch geworden wäre. So kann schon an diesem ersten Werke ein Theil des Zweckes in Erfüllung gehen, den das Ganze vor Augen hat, daß die heranwachsende Welt nicht bloß künstlerisch schaffen lernt, sondern, daß sie sich auch durch Anschauung des Schönen bilde und geistig veredle, was doch zuletzt der höchste Zweck der Kunst ist, wenn sie ihn auch durch einen näher liegenden zu erreichen strebt, durch Wohlgefallen an dem Reize, durch Erwärmung an dem Harmonischen und durch Begeisterung an dem Prächtigen. Wenn auch Einzelne in der Gegenwart kalt bleiben zu diesem ersten Schritte, so wird ihn die gehobene Nachkommenschaft preisen, und möge ihn der höhere Segen geleiten, und bald einen zweiten dadurch möglich machen, daß sich wieder ein würdiges Werk finde, und dem Werke die Mittel nicht entstehen. Mögen auch die Nebenumstände, die leichter zu schaffen sind, als die herrlichen Werke der Kunst, sich in Kürze günstig und zweckmäßig gestalten, und mögen alle jene dem Werke nicht fremd bleiben, deren eigentlichster Beruf wegen ihrer Stellung oder wegen ihrer geistigen Hoheit es ist, alles Große und Gute im Lande zu fördern und zu stützen, besonders wenn es sich um die Blüthen der höheren und inneren Erwerbungen handelt.

Das Bild, von welchem hier die Rede ist, befindet sich noch in dem Ausstellungssaale, und wird nach der Zeit vorläufig an einem geeigneten, zugänglichen, sicheren Orte untergebracht werden.

Von anderen im vergangenen Sommer dem Vereine zugeschickten Bildern wird in einem nächsten Aufsatze gesprochen werden.

Prämienblätter des oberösterreichischen Kunstvereines.

(1856.)

Für die Theilnehmer des obderennsischen Kunstvereins ist für das Vereinsjahr 1855 „Der Invalide“ (Gemälde von Enhuber, gestochen von Bl. Höfel) gewählt worden. Der Invalide ist in seiner Stube, er sitzt vor dem Tische und dreht an einer kleinen Drehorgel, um Vögel abzurichten. Die Vögel werden nicht bloß zum Gesange, sondern auch zu allerlei Kunststücken abgerichtet. Sie flattern zum Theile frei in der Stube herum, und haben seltsame Kleider an, und zwar lauter Uniformen. Einer z. B. ist Todtenkopf-Husar, ein Zeisig schreitet auf dem Boden mit dem Marketenderfäßchen auf dem Rücken. Der Gegenstand ist launig und mit Empfindung aufgefaßt, die Stube sehr gut componirt und die Gestalt, besonders aber das Angesicht des Invaliden freundlich und würdig gehalten. Der Stich ist sehr klar und rein in jenem strengeren Stile, dem der bekannte Künstler sich zuneigt. Das Bild dürfte eine Zimmerzierde sein, wie es dem Vereine bisher kaum gegönnt war, eine gleiche zu bieten. Welchen Beifalles sich das Bild erfreut, dürfte auch aus der Thatsache sich ergeben, daß sich auch der Salzburger Verein bewogen gefunden hat, diesen Stich als Prämie zu wählen.

Für die Mitglieder wurde in diesem Jahre ein historisches Blatt gewählt: „Richard III. von England oder die

Söhne Eduards", gestochen von Oldermann. Wir können dieses Blatt und den Gegenstand, welchen es darstellt, nicht besser bezeichnen, als wenn wir aus den Verhandlungen des Berliner Kunstvereines anführen, was dort über dieses Werk gesagt wird:

Als König Eduard IV. am 9. April 1483 starb, zählte sein ältester Sohn, Eduard V., erst 13, der jüngere, Richard, erst 7 Jahre. Für den dreizehnjährigen Knaben übernahm sein väterlicher Oheim, Richard von Glocester, die Regierung. Zwar ließ ihn derselbe zum König ausrufen, aber Alle wußten es, daß er selber nach der Krone trachtete. Richard, allbekannt durch das Bild, welches eine hohe poetische Meisterhand von ihm entworfen, war ein häßlicher, mißgestalteter Mensch, bucklich und von kleiner Körpergestalt; seine Gesichtszüge waren finster, obgleich geistvoll, sein Blick unruhig umherschweifend, sein Gang unstät. Oft biß er sich in der Leidenschaft auf die Unterlippe, oder hatte die Faust an dem Griff des halb gezückten Schwertes. Er war nicht ohne große Fähigkeiten, von scharfem Verstande, tapfer bis zur Verwegenheit, aber von den heftigsten Leidenschaften beherrscht, ehrgeizig, entschlossen, tückisch und listig. Während der Kämpfe der beiden Rosen hatte er vielfach persönlichen Muth und treue Anhänglichkeit an seinen königlichen Bruder gezeigt, dagegen beschuldigte man ihn der Theilnahme an dem Morde des unglücklichen Heinrich VI. im Tower (21. Mai 1471), und durch Ränke aller Art soll er auch besonders an dem Tode seines Bruders, des Herzogs von Clarence, schuld gewesen sein. Da nach Eduards Tode die Woodwilles wieder zu dem Einflusse gelangten, dessen sie sich als Verwandte der Königin Elisabeth früher erfreuten, so wurde bald der Neid und die Unzufriedenheit des alten Adels rege, an dessen Spitze der Herzog von Buckingham und der Lord

Hastings standen. Richard schloß sich den Unzufriedenen an, entriß mit Buckinghams Hülfe dem Grafen Rivers, dem Bruder der Königin, den König, und bald darauf zwang er die Königin-Mutter, die mit ihrem zweiten Sohne, dem achtjährigen Herzog Richard von York, nach der Westminsterabtei geflüchtet war, ihm auch diesen zu übergeben. — Unter dem Vorwande größerer Sicherheit sperrte er die Knaben in den Tower, während er sich selbst von dem Staatsrath zum Protector ernennen ließ. Den Grafen Rivers ließ er darauf ohne allen Proceß enthaupten, seine Anhänger aber gefangen nehmen. Und nicht besser verfuhr er mit der andern Partei. Lord Stanley wurde mit mehreren Anderen gefangen genommen, Lord Hastings, eins der andern Häupter der Adelspartei, wurde bei einer Versammlung, die Richard nach dem Tower berufen hatte, ergriffen, auf den Hof geschleppt und enthauptet. Hierauf ging Richard noch weiter. Er ließ aussprengen, Eduards Söhne seien nicht als eheliche Kinder zu betrachten, da derselbe vor seiner Vermählung mit Elisabeth schon heimlich vermählt gewesen sei; ja, noch mehr: der Schändliche entblödete sich nicht, seine eigene noch lebende Mutter der Untreue gegen ihren Gemahl zu beschuldigen und zu erklären, er sei der einzige echte Sohn desselben. Selbst von der Kanzel der Paulskirche herab wurden diese Dinge dem Volke verkündigt. Darauf ließ Richard eine Versammlung der Bürger von London veranstalten, in welcher Buckingham Aehnliches vorbrachte und dann die Versammlung fragte, ob sie den Protector zum Könige haben wollten. Da auf seine wiederholte Frage sich noch immer Niemand regen wollte, mußte der Lordmayor die Sache zum dritten Male auseinandersetzen. Wieder schwieg Alles still. Da rief Buckingham: „Das ist doch eine seltsame Hartnäckigkeit!

Sagt doch nur auf irgend eine Art, was ihr wollt,

liebe Freunde. Wir fragen Euch ja überhaupt nur aus besonderer Gefälligkeit. Die Lords und die Gemeinen haben ja Macht genug, einen König zu bestimmen; aber ich möchte doch auch von Euch ausdrücklich hören, ob ihr den Herzog von Glocester zu Eurem Herrn haben wollt, oder nicht." — Da warfen endlich einige bezahlte Schreier ihre Mützen in die Höhe, und riefen: „Gott erhalte den König Richard!" — Nun eilte Buckingham mit dem Lordmayor zu Richard und trug ihm im Namen des Volkes die Krone an. Richard stellte sich anfangs überrascht, erklärte dann heuchlerisch, er liebe seinen Neffen und wolle ihm die Krone aufbewahren, und erst, als Buckingham erklärte, das Volk werde einen unechten Sohn nicht als König anerkennen, ging er auf das Anerbieten ein. Am 6. Juli 1488 erfolgte die feierliche Krönung. Kurz nach derselben gab der Thronräuber dem Befehlshaber des Tower, Sir Robert Brakenburg, den Auftrag, die beiden königlichen Kinder heimlich ermorden zu lassen; derselbe erklärte jedoch, er werde nie die Hand zu einem Verbrechen bieten das gegen seine Ehre und sein Gewissen sei. Deßhalb schickte Richard den Ritter Jacob Tyrrel, seinen Stallmeister, zu ihm, mit dem schriftlichen Befehl, demselben auf 24 Stunden die Schlüssel des Tower zu übergeben. Tyrrel begab sich darauf in der Nacht mit drei gedungenen Meuchelmördern in das Schlafgemach der beiden Prinzen, und während er an der Thür stehen blieb, drückten seine Mordgesellen Betten auf die Kinder, bis sie darunter erstickt waren. Dann begruben sie die Leichname unter der Treppe und warfen einen Haufen Steine darauf. Erst 1674 wurden die Gebeine der unglücklichen Knaben durch Zufall entdeckt." (Dr. Wernicke's Geschichte der Welt, II. Theil.)

Gehen wir nun zur Betrachtung unseres Bildes über! Der Künstler hat den Augenblick zum Gegenstande der Dar=

stellung gewählt, wo Richard, von Bewaffneten begleitet, in die Westminsterabtei dringt und von der Mutter den zweiten Sohn fordert. Das Bild umfaßt drei Gruppen. Auf die mittlere, welche aus den drei Personen, Elisabeth mit ihren beiden Söhnen — der Künstler führt uns Eduard V. aus dem Tower ebenfalls vor — besteht, und auf den Herzog Glocester, welcher mit seinen Kriegsknechten die zweite Gruppe bildet, fällt, da sie die Hauptpersonen der dramatischen Handlung sind, auch der Hauptaccent der ganzen Composition. Die Figur der unglücklichen Mutter, welche das thränenüberströmte Antlitz, um Schonung flehend, zu dem gleißnerischen Herzog erhebt, während sie, in die Knie sinkend, die theuren Kinder mit den Armen umschlingt, zeigt im Ausdrucke eine edle und weibliche Haltung, die unsere ganze Theilnahme in Anspruch nimmt. Eduard V. erbleicht beim Erscheinen seines Oheims, zieht die Stirn in Falten und hält die Rechte, wie zum Schutze, über dem Haupte seines schuldlosen Bruders, während er die Linke um den Hals der bekümmerten Mutter legt. Der achtjährige Richard schmiegt sich, in unbefangener Heiterkeit lächelnd, an die Mutter, auf deren Schooß er ruht, und hat keine Ahnung von der ihm drohenden Gefahr, und von dem Schmerz, welcher der Mutter Thränen erpreßt und den Bruder erbleichen macht. — Mit Widerwillen wenden wir uns der zweiten Gruppe zu, welche Glocester und sein bewaffnetes Gefolge bilden. Mit heuchlerischem Lächeln und teuflischem Blick tritt der Herzog uns entgegen; die rechte Hand, an deren runzlichen Fingern zwei Ringe bemerkbar sind, streckt er gierig nach den kleinen Knaben aus. Schon dieser Griff mit den geiermäßig gekrallten Fingern sagt deutlich genug, um was es sich hier handelt, verräth aber auch, daß Glocester mit seinem Fange Eile hat. Die dritte Gruppe befindet sich im Hintergrunde.

Drei junge Mädchen umgeben den ehrwürdigen Bischof. Das eine hat sich vor ihm auf die Knie geworfen und ringt die emporgehobenen Hände, wahrscheinlich um den Bischof zu bewegen, daß er die Entführung der Kinder aus ihrer Freistätte nicht zugebe. Die beiden andern Mädchen scheinen die Bitten der Knieenden dringend zu unterstützen, wiewohl der Ausdruck ihres Gesichts der Art ist, als ahnten sie die Bedeutung des Vorganges gar nicht. Namentlich schaut das eine mehr neugierig als bekümmert über die Schulter des Bischofs.

Unstreitig ist dieses Blatt von den bei der ersten Vertheilung zur Wahl gestellten Stichen das schönste und werthvollste, und darum ist es erklärlich, daß die Vereinsmitglieder sich vorzugsweise für dasselbe entschieden. Den zahlreichen Besitzern dieses englischen Königbildes dürfte das Urtheil von Interesse sein, welches bei seinem Erscheinen ein hochgeachteter Kunstrichter, Dr. T. Ulrich, über dasselbe abgegeben hat. Es lautet wörtlich: „Der oldermannische Stich ist in der That ein Meisterstück der schwarzen Kunst oder des sogenannten Sammetstiches. Die Vergangenheit, dieß ist die Zeit vor und nach dem Anfange des verflossenen Jahrhundertes, hat wohl umfangreichere und gewagtere Arbeiten in dieser Manier aufzuweisen, charakteristischer, geistvoller und sauberer behandelte, als das Blatt von Oldermann, jedoch nicht.

Die deutsche Geduld und Gewissenhaftigkeit erzielte in der Vorbereitung der Platte ein Korn der Gründung, wie die technische Sprache sich ausdrückt, von außerordentlicher Feinheit. Und auf dieser Vorlage nüanciren sich alle Tonstufen und stofflichen Unterschiede mit schönster Weichheit, Ruhe und Bestimmtheit unter der Beihülfe von Contourlinien, welche die kleineren und größeren Partien der Modellirung in sicherem Stil zusammenfassen. So

ging in diesem Stahlstich aus dem Atelier Oldermanns ein Werk hervor, welches Schwarz in Schwarz und obwohl nur die Copie eines Gemäldes, doch den Titel einer Verklärung dieses Gemäldes verdient." —

Wir können nach dem Angeführten nicht umhin auszusprechen, daß wir meinen, daß sich der obderennsische Kunstverein in diesem Jahre um seine Mitglieder ganz besonders verdient gemacht hat.

Obderennsische Kunstausstellung.

(1856.)

Da die dießjährige Ausstellung von Werken der bildenden Kunst, vorzüglich der Malerei, von Seite des obderennsischen Kunstvereins bereits am 15. d. M. eröffnet worden ist, mithin sich ein Urtheil über die ausgestellten Werke gebildet haben mag, so sei es uns vergönnt auch in diesen Blättern einige Worte zu sagen, die zu den verschiedenen Urtheilen, die bereits bestehen, noch eins hinzufügen und den von Linz entfernten Lesern dieses Blattes Nachricht geben sollen.

In der ersten dießjährigen Ausstellungs-Abtheilung sind 49 Kunstwerke enthalten, in Anbetracht des kleinen Landes eine nicht unbedeutende Zahl, darunter Werke von sehr namhaften Künstlern, freilich solchen, die zum Theile nicht dem Erzherzogthume Oberösterreich, ja nicht einmal Deutschland angehören. Warum sich Künstler des Landes nicht bestreben, durch gute Leistungen denen, die von ferne her Bilder einsenden, nachzufolgen, vermögen wir nicht zu sagen — aber — wenigstens bis jetzt ist die Thatsache vorhanden.

Die Ausstellung ist wie gewöhnlich in dem von dem h. vereinigten Landescollegium mit Bereitwilligkeit eingeräumten an den Redoutensaal grenzenden Saale, und ist in dem trefflich hiezu geeigneten Raume auf sehr gefällige Weise geordnet.

In der ersten Abtheilung begegnen uns auf der Rückwand mit Farben unterstützte Bleistiftzeichnungen und

Wasserfarbengemälde, welche beide vortrefflich sind. Die Zeichnungen Nr. 2, 3, 6, 8 und 9 nach Bach Alex. in München sind leicht, frei und gefällig behandelt, stellen meist Pferde und Menschen in einer Handlung vor, die natürlich und anziehend ist. Besonders bezeichnend dürfte Nr. 9, der Postillon, sein, in welchem Bildchen der müde Hundetrab der heimkehrenden Postpferde mit humoristischer, aber durchaus nicht gespreizter Meisterschaft gegeben ist. Ob in den netten Bildern irgend eine Verzeichnung vorhanden sei, vermögen wir nicht anzugeben, da wir uns bei dem so gefälligen und kunstgemäßen allgemeinen Eindrucke in kleine Einzelheiten weniger einließen, und auch die Meinung hegen, daß solche Besonderheiten zu eigener Belehrung sehr gut sein, von einem allgemeinen Urtheile aber füglich entfernt bleiben können.

Die Wasserfarbengemälde von Zeiß Friedrich in München sind ebenfalls vortrefflich und meisterhaft. Sie bekunden den kunstsinnigen und in der Technik äußerst geübten Mann. Wir heben besonders Nr. 5, Ponale am Lago di Garda, und Nr. 4, den Dom in Regensburg, hervor. In Nr. 5 sind die Felsen mit den an ihnen fast anklebenden Häusern, so wie die Fernsicht und endlich auch das farbenfrische Wasser von einer echt künstlerischen Wirkung. In Nr. 4 ragt der edle Dom, der ein herrliches Werk einer vergangenen Kunstzeit ist, hinter frischen Vordergründen, in einem solch großen Werken so wohlthuenden Dufte empor. Diese Behandlung ist eben so schwierig, als sie hier zart ist.

Unter den Oelgemälden begegnen wir in Nr. 12 „Gardasee bei Desenzano" von Rötteken in Düsseldorf einem sehr anmuthigen Bilde, in welchem die Gründe, Gebäude und das Wasser sehr gut behandelt sind, und die Linien und die Anordnung überhaupt den fühlenden Künstler verrathen. Die Fernen sind ihm noch zu unbestimmt gerathen, wodurch sie das Sonnige entbehren,

so wie wir auch meinen, daß die Bäume und Gebüsche weniger farbig und dafür plastischer sein sollten.

Feids Donnerkogel, Nr. 11, scheinen uns der Morgenfrische und Morgenluft zu entbehren, da namentlich die Schatten der Felsen zu wenig athmosphärisch sind, und daher den Felsenkogeln die gelbe Farbe eher als eine Localfarbe, als ein Glühen im Morgenlichte ansteht. Lichtenau C. in Wien hat in Nr. 13 einen Zigeunerknaben (sollte wohl heißen Kroatenknaben [Rastelbinder]) ausgestellt, an welchem das Angesicht des Knaben ausgezeichnet gut und wahr gemalt ist, es scheint aus Ammerling'scher Schule hervorgegangen. Wenn der Künstler diesen Weg der wahren, aber auch künstlerischen Auffassung fortgeht, so dürfte er auf keinem Irrwege befindlich sein. Auch die Beisachen müssen wir anerkennen, und besonders den Hut und den Drahtbund, so wie auch den Mantel besonders hervorheben. Das Hemd dürfte zu schwer und fast wollig sein. Auch dürfen wir nicht verschweigen, daß uns die Hände des Knaben zu wenig modellirt und auch zu klein erscheinen. Das Porträt desselben Künstlers, Nr. 15, erscheint uns weniger gelungen, besonders dürften die Schatten durchsichtiger und weniger schwarz zu wünschen sein. Eine öftere Begegnung mit diesem Künstler wird gewiß hiesigen Kunstfreunden, so wie dem Vereine willkommen sein. Der Alpabzug, von Habenschaden S. in München, Nr. 14, ist fleißig gemalt, entbehrt aber der Sonne. Die Flucht nach Aegypten, von Max von Menz in München, ist, obwohl nicht von Manier frei, praktisch gemalt, wir müssen aber sagen, daß uns die Behandlung nicht im religiösen, ernsten und strengen Stile erscheint. Man glaubt den Köpfen Mariens und Josephs nicht ganz leicht, daß sie Heilige sind. Die Schiffswerfte, von Linnig Eg. in Antwerpen, Nr. 18, ist gut gezeichnet, hat aber nach unserer Ansicht im Schnee, in den

Fernen und Wolken statt Duft zu viel stoffliches Blau. Viel besser scheint uns die Marine desselben Meisters in Nr. 19, wo Farbe, Plastik und Bewegung des Wassers trefflich sind, nur sollte auch, glauben wir, die Luft weniger flach und der obere Theil der Wolken weniger wollig sein.

Jungheim C. in Düsseldorf hat in Nr. 20 eine Landschaft ausgestellt, „Salzburg von Maria Plain aus gesehen", welche einen sehr angenehmen Eindruck macht. Der Künstler hat den Luft- und Lichtton, der gegen Abend neigt, vortrefflich studirt. In dem Himmelsgewölbe, in den entfernten Bergen (vorzüglich hat er den hohen Göll in seine Liebe genommen), in dem Mauerwerke der Stadt, in dem Grunde vor ihr bis gegen die Nähe des Beschauers an zittert Alles von Luft und Licht. Dieser Nachmittags-gegen Abend gehende Zustand dürfte nicht oft so glücklich gelöst sein. Der Künstler hat zu dem vorliegenden Naturstudium aus seinem Vorrathe von Vorstellungen einen reichen Baumwuchs in den Vordergrund gemalt.

Passy in Ischl hat in Nr. 21 und 23 zwei fleißig gemalte Landschaften ausgestellt.

Der Weihnachtsabend von Geyer in Augsburg, Nr. 22, ist in der bekannten Art dieses Künstlers gemalt, nur scheinen uns hier die Gewänder, die sonst seine Hauptsache sind, flüchtiger behandelt, auch vermögen wir nicht zu erkennen, welche Tageszeit auf dem Bilde ist; es wird doch nicht bei hellem Tage, wie er auf den Gewändern der Kinder ist, der Weihnachtsbaum in der Nebenstube angezündet worden sein? Auch glauben wir nicht gar gerne, daß die Hüterin der Kinder zur Zeit, da in der Nebenstube der Weihnachtsbaum angezündet wird, eingeschlafen ist.

Von Palme August in München befindet sich in Nr. 24 ein Madonnenbild mit dem Kinde ausgestellt, an welchem uns die Plastik, so wie die Farbe des Mantels,

außerordentlich schön erscheint, das Ganze halten wir für sehr gerundet und ruhig und feierlich angeordnet, so wie edel und breit gemalt; aber doch können wir nicht unterdrücken, daß wir die Zeichnung des Kindes richtiger, die Farbe der Incarnation klarer (wie sie oft so schön in Titian erscheint), mannigfaltiger und durchsichtiger und endlich den Ausdruck tiefer und religiöser wünschten.

In Nr. 26 ist von Geyer in Augsburg ein Bild ausgestellt, „Engagement zum Seebade“, von dem wir uns nicht enthalten können zu sagen, daß, wenn auch der Gegenstand scherzhaft oder gar humoristisch sein soll, dieser Zweck doch wegen Abgang auch nur des gewöhnlichsten Adels, den jedes Kunstwerk doch haben soll, nichts weniger als erreicht ist, da endlich auch die Technik in einem etwas zu großem Maße vernachlässigt ist.

In der Gestalt des alten Münchners von Happel C., Nr. 27, können wir trotz mancher Virtuosität in der Ausführung doch jene Poesie nicht finden, die in ihrem Idyllenhaften oder Humoristischen solche Bilder angenehm und zu Kunstwerken macht.

Im oberfränkischen Gänsemädchen von Bischof Fr. in München, Nr. 28, müssen wir trotz der etwas schweren Behandlung doch die Frische und Ursprünglichkeit der Gestalt sehr loben, besonders das herzige, naive, sehr gut gehaltene Angesichtchen. Die drei Gänse im Vordergrunde sehen sehr wie Embleme aus. Ob in Oberfranken Gänseweiden so gebirgig romantisch sind, wissen wir nicht.

Das Hühnermädchen von Högg J. in Düsseldorf, Nr. 30, dürfte wohl zu starr, und der Klosterhof von Petzl Ferdinand in München, Nr. 29, zu verblasen sein.

In Nr. 31 ist ein Schiffbruch an der französischen Küste von Kannemanns C. in Breda ausgestellt, welcher in der leichten, gefälligen und gewandten Art dieses See-

malers ausgeführt ist, der einen guten Wellenschlag zeichnet, und eine durchsichtige und charakteristische Färbung des Wassers gibt. Im vergangenen Jahre hat der Verein ein Bild dieses Meisters angekauft.

In Nr. 32 ist eine Landschaft von Krause Robert in Düsseldorf ausgestellt „Ruinen von Nimfa am Fuße des Volskergebirges in den pontinischen Sümpfen“. Wir müssen in dem Bilde eine sehr vorzügliche Arbeit anerkennen. Die Behandlung der Luft, der Wolken, der Berge im Hintergrunde, der zerfallenen Baulichkeiten im Mittelgrunde und des Wassers nach vorne zu bekundet einen denkenden, das Ganze sehr klug, geschickt und mit Schönheitsgefühl anwendenden Künstler. Es liegt ein Ernst und eine südliche Ruhe über dem ganzen Bilde. Besonders reizend ist das Mittelstück mit dem zerfallenen Thurme und Mauerwerk, das mit Gebüsch bekleidet ist, welche Partie sich in dem Sumpfwasser spiegelt, und von der rechts eine Bucht ist, welche eine Poussin'sche Schönheit zeigt. Mit feinem Takte hat der Künstler in das den Glanz des Mauerwerkes spiegelnde Wasser eine Staffage versetzt, Landleute, welche mit Karren durch das Wasser fahren. Er konnte auf diese Weise das Bild beleben, das jenseitige mit dem dießseitigen Ufer verbinden, und durch die dunklen Gestalten den Glanz des Wassers bis zum Blitzen erhöhen. Sehr schön und vorwärts gehend sind die Gründe an dem Wasser behandelt, die in Halmen stehenden Gräser sind ganz der Abdruck der Natur, und die Räumlichkeit, welche das Bild darthut, ist bei den geringen angewandten Mitteln nicht genug hervorzuheben, besonders da es in dieser Optik den Landschaften so oft gebricht, und dieselbe überhaupt ein Merkmal des durchgeübten Künstlers ist. Sollen wir nun auch tadeln, so scheint uns der braune Thurm links zu wenig in die

Luftperspective gesetzt, und die Thiere in der Staffage hätten wir sorgfältiger behandelt gewünscht.

Von Klein J. A. in München, welcher ein Genrebild eingesendet hat, Nr. 33, „Ungarischer Heubauer auf dem Heumarkte in Wien", müssen wir in Bezug auf Zeichnung und Behandlung des Einzelnen mit Farben das Rühmlichste sagen, ja stellenweise ist das Bild ausgezeichnet, z. B. die sitzende Figur, Theile der Pferde u. s. w., aber dennoch kann man dem Bilde kaum einen tieferen Antheil widmen, den doch das Studium, das darinnen herrscht, zu verdienen scheint; denn es däucht uns, daß der Künstler, welcher mit Gewissenhaftigkeit das Einzelne betrachtet und es nachzuahmen bestrebt ist, doch das Ganze nicht in seiner Lebhaftigkeit erfaßt. Er hat den Glanz des Tages und die durch ihn bedingten scharfen Schatten nicht erfaßt, daher seine Gestalten von Pferden und Menschen, so wie der Heuwagen in einem trüben Mittel schwimmt, und etwas Düsteres, Kaltes und Trauriges hat. Wir heben diese Dinge hervor, weil es uns nicht so schwierig däucht, sie durch die Sorgfalt, welche den Künstler in Ausarbeitung der Theile seiner Bilder leitet, zu vermeiden, wodurch, wenn einer genauen Beobachtung der Natur in ihrer Ganzheit die unverkennbar ersichtliche Technik zur Seite steht, gewiß ein ungleich größerer Erfolg von Leben erzielt werden würde, als es uns jetzt der Fall zu sein scheint.

In Nr. 35 ist von Ferd. v. Petzl in München ein Architecturstück ausgestellt: „Das ehemalige Conciliumsgebäude, jetzige Kaufhaus in Konstanz". Wir müssen die große Genauigkeit im Auffassen und Wiedergeben der Baulichkeiten rühmen. Der Künstler hat sich, wie das Bild ausweist, wahrscheinlich eine treffliche, fast zu realistische Studie derselben gemacht und darnach gearbeitet. Wir sehen das Mauerwerk, die Fenster und namentlich das Dach, wie

es sich gegen die klare Luft schneidet, fast leibhaftig vor uns. Bei Gegenständen dieser Art, besonders wenn sie, wie hier, geschichtliches Interesse haben, ist eine solche Treue, die überall rühmlich und unentbehrlich ist, doppelt schätzenswerth. Darum wird dieses Bild in jeder Sammlung, die nicht aus alten und neuen Meisterwerken besteht, seinen Platz ausfüllen, und würde gewiß mancher werthvollen Sammlung zur Zierde gereichen, wenn der Boden der Straße vor dem Hause und die sonstigen Nebendinge, z. B. der Baum und die Staffagen, deren Kleiderstoffe lebhafter sein dürften, mit derselben musterhaften Treue behandelt wären wie die Bauten. Durch diese Ungleichheit der Liebe zu seinem Stoffe kommt, es läßt sich kaum läugnen, auch einige Ungleichheit in das Bild.

Nr. 36. Palme Aug. in München: „Die klugen und thörichten Jungfrauen nach einer Composition Führichs in Farben ausgeführt“. Wir müssen die Composition (abgesehen von dem biblischen Inhalte) äußerst trefflich nennen. Die Gruppen lösen sich und binden sich auf ernste, feierliche, religiöse und künstlerisch gerundete Weise, und sind anmuthig und würdig in die Architectur vertheilt, welche durch ein Stück Nachthimmel und den Mond sehr edel gemildert wird. Nicht minder kunstgemäß müssen wir die Zeichnung nennen. Der Ausdruck in den Gestalten und Angesichtern ist jener erhabene und religiöse Ernst, der in den weiblichen Angesichtern zur holden Sittlichkeit wird, und der so sehr das Wesen der religiösen Kunst ausmacht. Neben diesem innern Momente ist auch das äußere der sehr reinen, mannigfaltigen und in schöner Harmonie geführten Linien zu beachten. Diese Composition und Zeichnung Führichs hat Palme in würdigem und ernstem Stile mit Farben erfüllt, die zu den besten gehören, welche wir von Palme kennen. Sehr schön hat er die beiden Gruppen der Jungfrauen auseinander gehalten,

die klugen von ihren Lichtern beleuchtet, die thörichten ohne Licht, nur vom schwachen Monde beschienen, wegen ihrer Unvorsichtigkeit nun die Hände ringend. Mit Geschick hat er die in der Composition wenig individualisirten Angesichter der Jungfrauen durch die Farbe unterschieden. Sehr rein und durchsichtig sind die männlichen Köpfe behandelt, eben so die Gestalten. Das Beiwerk ist mit besonderer Kunst behandelt, die so oft an derlei Dingen scheitert, da sie entweder nichts oder zu viel sagen. Hier sind sie ruhig und bedeutend, und drängen sich doch nicht vor. Die specielle Allegorie oder Parabel oder sonstige Bedeutung der Composition verstehen wir nicht ganz. In den Evangelien erzählt Jesus die Geschichte der Jungfrauen als Gleichniß: in diesem Bilde scheint sowohl er als Petrus handelnde Personen zu sein. Wir sind der unvorgreiflichen Meinung, daß das Bild mit dem einfachen Evangeliensinne mehr Wirkung machen würde, als mit einem zweiten, noch darüber hineingegebenen. Ob etwa einzelne kleine Fehler da sind, haben wir, wie schon oben gesagt wurde, nicht zum Gegenstande dieser Betrachtung und Besprechung gemacht.

Die Baade'sche Mondlandschaft in Nr. 38 „Partie am Soganfyord in Norwegen" ist in der Art dieses Malers gemacht, und vielleicht sogar schwächer behandelt, als wir von Baade schon hier Mondnächte gesehen haben. Charakteristisch Norwegisches, welches dem Titel entspräche, vermißt man. Es wäre zuletzt bezüglich des Kunsteindruckes auch nicht so wesentlich; aber der Mond leuchtet doch zu wenig aus diesem trüb und schwarzgrau behandelten Himmel, und blitzt und schimmert zu wenig in dem ebenfalls schwarzgraubraunen Wasser. Das Bild hat hiedurch etwas Schweres und Eintöniges erhalten, und ergreift daher unsere Einbildungskraft und unser Herz nicht so, wie es eine wirkliche duftige oder scharfe Mondnacht thut, die, so zart ihre Farben sind, doch

der ungemeinsten Mannigfaltigkeit nicht entbehrt, welche, wie es überhaupt überall in der Natur und in der Kunst der Fall ist, zur Einheit verbunden, erst den Eindruck macht. In der Mondnacht ist diese Einheit noch gebundener und faßlicher, daher die Mondnacht das Bild der Zärtlichkeit und Schwärmerei geworden ist, und daher nicht geübte Augen in ihr die Mannigfaltigkeit nicht zu entdecken wissen. Fehlen darf sie aber nicht, wo Kunst vorhanden sein soll, und wo die Wirkung nicht auf Trockenheit, sondern auf jene Tiefe und jene Unendlichkeit des Spieles der Einbildungskraft ausgehen soll, die so besonders durch die Unbestimmtheit einer Mondnacht angeregt werden.

Nr. 39. Linnig Eg. in Antwerpen. „Kalfatern eines Ostindienfahrers bei Dordt in Holland". Ein freundliches, durch Morgenduft belebtes Bild, auf welchem die Partie mit dem Schiffe viel Verdienstliches hat. Schade, daß dem Bilde nicht ein besseres Licht gegeben werden konnte.

Nr. 40. Portmann W. in Düsseldorf. „Der Erlenbach". Wir müssen dem Walde, aus dessen Tiefe der Bach hervorkömmt, daun den Gründen, Gesteinen und der Hütte die größte Anerkennung zollen, selbst der Berg, so wie die wolkige Luft ist sehr gut. Nur eine etwas kalkige und trockene Behandlung des Wassers in den vordersten Gründen dürfte auszustellen sein, sonst könnte man nicht umhin, dieses Bild als ein vorzüglich schönes und tiefe Wald- und Bergesruhe aussprechendes Landschaftsgemälde anzuerkennen.

In Nr. 41 ist ein großes Bild von Voltz Friedrich in München, „Heerde an einer Landstraße", ausgestellt. Hat uns schon das im vorigen Jahre von diesem Meister gesendete und von dem Vereine angekaufte Bild, welches eine Viehheerde vorstellte, die an einem äußerst heißen, trockenen und staubigen Abende heimkehrt, im hohen Grade befriedigt, so ist dieß bei dem gegenwärtigen Bilde in noch weit höherem

Maße der Fall. Es ist nicht bloß größer, sondern auch ungleich reicher an Gegenständen, und ist mit viel künstlerischerer Abwägung der sich wechselweise beherrschenden und hebenden Momente angeordnet. Es ist wieder ein sehr heißer Tag, aber noch nicht Abend, sondern erst gegen denselben neigend. Neben der Landstraße, die mit einer Allee von hohen Bäumen eingefaßt ist, befindet sich eine Viehweide, auf der auch theilweise, wie in der Allee, sehr große Bäume stehen. Die Weide ist bedeckt mit Gruppen von Thieren, größtentheils Rindern. Sie sind in Lagen, wie sie gegen Abend sein können, weidend, stehend und herum schauend, liegend und wiederkäuend. Die Sonne läßt hie und da ihr Licht durch die Bäume auf das Grün der Weide fallen, belebt es mit ihren Lichtblicken und gibt den Thiergruppen etwas Feierliches, das das Gemüth mit Ruhe und Heiterkeit erfüllt. Auf der Landstraße jagt ein Bauerfuhrwerk, welches ein wanderndes Marktmädchen in Staub hüllt, und den Staub selbst theilweise zwischen den Baumstämmen gegen die grüne Weide treibt. Im Hintergrunde ist der Kirchthurm des Dorfes, so wie links in der Ferne ein weißer Thurm durch die Baumstämme herein schaut. Diese schwache Beschreibung möge ein Bild von der Ländlichkeit und Einheit dieses Gemäldes geben. Uns ist selten eine so schöne Hirtenidylle vorgekommen. Selten hat auch Voltz die Thiere, die Gräser, die Weide, die menschlichen Gestalten (der Hirt ist ein plastisches Meisterwerk) so trefflich ausgeführt, wie auch, was noch höher steht, componirt. Selbst die Bäume, welche als Alleebäume in ihrer Gleichartigkeit die größten Schwierigkeiten bieten, hat er gut behandelt, da sie das Bild machen halfen, ohne sich vorzudrängen. Dieses Gemälde hat einen der heitersten, edelsten, lieblichsten Eindrücke, und würde jede Sammlung selbst ziemlich bedeutender Meister schmücken.

De Ruyten J. in Antwerpen, Nr. 42: „Abfahrt des

Admirals Jakobson von Antwerpen im Jahre 1604". Der Titel scheint ein Geschichtsbild zu versprechen, allein das Bild ist vorzugsweise Seelandschaft, die Schiffe wie die Figuren erscheinen als Staffage. Die Abfahrt des Admirals 5 ist keine Staatsaction, sondern der dem politischen Acte folgende, einsame, dem Volke nicht bekannte Abschied von den Seinen, welche Gruppe der Künstler vorzüglich schön nach älteren holländischen Mustern behandelt, wie man denn diesem Meister ein genaues Studium der älteren Künstler ansieht. 10 Die Klarheit und Heiterkeit, die dem Maler überhaupt und diesem Bilde besonders eigen ist, dürfte dieses Werk zu einem Cabinetstück machen, das man ungleich andern oft sehr wirkungsreichen Bildern immer wieder und immer mit Vergnügen ansehen kann.

15 Nr. 43. Linnig W. in Antwerpen: „Der Brief". Ein Helldunkel im Zimmer einer Dame, welche einen Brief liest, das kaum trefflicher sein könnte. Alles, was sich im Zimmer befindet und das Reflexlicht auffängt, ist erfüllt von demselben, die Stoffe der Kleider, die Geräthe, der Fußboden, 20 der Tisch, der Polsterstuhl mit dem Hunde, der Vorhang, die Sessellehne u. s. w. Diesem Stillleben, das ältere Meister oft mit der bewunderungswürdigsten Herrlichkeit dargestellt haben, sind die Niederländer sehr zugethan, gleichsam als Menschen, die ihr reinlich gehaltenes Haus als ihr König- 25 reich betrachten; und die jungen Meister machen von den alten in dieser Vorliebe keine Ausnahme. In wie weit sie auf dem Gebiete der Kunst berechtigt ist, und ob ihr das menschliche Antlitz und dessen geistige Bedeutung unterzuordnen sei, wäre eine Untersuchung, die auf einen an- 30 deren Platz gehört, als in eine Besprechung unserer Kunstausstellung.

„Der Alchimist in seiner Werkstätte", Nr. 44, von Schmitz H. J. in Düsseldorf, hat in den Geräthen und der-

gleichen viel Verdienstliches, wenn man etwa die zu sehr herrschende violettschwarze Färbung ausnimmt, aber in der Figur selber, scheint uns, sollte mehr Charakteristisches liegen. Wir vermissen eben das Innere, das Dichtende der Kunst.

In Nr. 46 hat Krause Robert aus Düsseldorf ein 5 zweites Bild ausgestellt: „Waldweg, Motiv aus dem Albanergebirge". Wir müssen auch diesem Bilde eine große Meisterschaft zuerkennen, ja dasselbe noch reiner von Erinnerungen an alte Meister erklären. Der Künstler hat seinen Stoff studirt und sich an denselben ohne Nebenrücksichten hingegeben. 10 Der warme Tag, der auf den hellen Weg das blendende Licht und den klaren Schatten legt, so wie in dem Gezitter der Bäume und dem durchsichtigen Duft der Fernen sich ausspricht, ist sehr treu wiedergegeben, und hat sein Ruinenbild etwas Antikes und Episches, so rückt sich dieses unserer 15 Zeit und dem Idyllischen näher. Die Behandlung ist gewandt, klar, praktisch und mit jener Liebe durchgeführt, die allein, sobald die technische Fertigkeit erreicht ist, einem Werke den Stempel der Kunst aufzudrücken im Stande ist.

Der „Falconier", Nr. 47, von Schmitz H. J. in Düssel- 20 dorf, erscheint uns viel besser als der Alchimist desselben Künstlers. Wir müssen der Plastik der Köpfe, vorzüglich der am Kopfe des Vaters, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch der Ausdruck des Knaben ist leicht und gefällig. Meisterhaft sind die Dinge im Helldunkel behandelt, nur Schade, 25 daß auf die Stelle dieses Bildes nicht mehr genug Licht fällt, um dieses Halbdunkel genau betrachten zu können. Es liegt dieses in der Natur des Ausstellungssaales, der nicht eigentlich ein Kunstsaal, sondern zu anderen Zwecken bestimmt ist, und daher unvermeidlich macht, daß die Fenster auf die ferneren 30 Gemälde nicht mehr genug Licht senden können, was übrigens der in Farben viel stärkere Falconier noch weit leichter ertragen konnte, als andere Bilder, deren Farben nicht so herrschen.

Das scheint auch der Grund, weßhalb gerade dieses Bild an diesem Platze hängt. Wir müssen aber gerade diese starke Färbung des Bildes (besonders auf dem Wamse des Vaters) etwas tadeln, weil wir glauben, daß, wenn wir mehr die Natur der Gegenstände als die Farben sähen, dieses dem Bilde sehr zu statten kommen müßte. Sehr wohlthuend, ich möchte sagen, erwärmend wirkt auf uns die Freude des Vaters an seinen zwei Buben, welche Freude recht wahr in dem gutmüthigen, alternden Angesichte des Falkners ausgedrückt ist. Er scheint schon gegen die siebzig zu gehen, er muß spät geheirathet haben, wir stellen uns vor, daß er früher Kriegsknecht oder dergleichen gewesen sei und nicht an die Ehe habe denken können. Jetzt in dem weicheren Alter rührt ihn Familienfreude mehr, als sie es gethan hätte, da er noch in den Fehdezügen begriffen war, und uns rührt diese Familienfreude mit, und wir genießen sie mit ihm. Ob hiezu eben der Stand eines Falkners aus dem Mittelalter nothwendig war, oder ob der Maler diesem Stande außer der Vaterfreude nicht mehr Rechte hätte widerfahren lassen sollen, oder ob er den Falkner bloß gewählt hatte, um die malerischen Gewänder und Geräthe jener Zeit zur Schau zu stellen, müssen wir unentschieden lassen.

In der letzten Abtheilung hat der Verein noch einmal das von ihm als erstes Stück der zu gründenden Landes-Gallerie angekaufte Bild von Hermann Mevius in Düsseldorf „Schiffbruch bei Capra Zoppa an der ligurischen Küste“ ausgestellt. Da dieses Bild im vorigen Jahre nur kurze Zeit und unter ungünstigen Besuchsverhältnissen ausgestellt war, da es ferner das erste Bild eines sehr wichtigen und für unser Kronland in künstlerischer Beziehung sehr einflußreichen Unternehmens ist, und da es endlich aus dieser Ursache in recht weiten Kreisen, um Theilnahme und Bildung eines Urtheilles hervorzurufen, zur Anschauung gebracht werden

soll: hat der Verein geglaubt, es heuer vor die Oeffentlichkeit führen zu müssen, weßhalb es in die Ausstellung gegeben wurde und dort bis zu ihrer Schließung verbleiben wird. Alle, die die Wichtigkeit der Gründung einer Landes-Bildersammlung für die geistigen Verhältnisse des Kronlandes und sogar auch für materielle Vortheile begreifen, sind dadurch in die Lage gesetzt, sich selber durch den Augenschein zu überzeugen, ob der Verein recht und gut gethan hat, daß er gerade mit diesem Bilde den Anfang gemacht hat.

Das Bild ist 8′ hoch und 13′ lang. Auf dasselbe kann man mit Fug bei seiner Beurtheilung den Standpunkt einer Gallerie einnehmen, nicht mehr den einer bloßen Gemäldeausstellung — ja man muß diesen Standpunkt einnehmen, da das Bild ein Galleriestück werden soll. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß das Seestück von Mevius jeder öffentlichen Bildersammlung nicht bloß von neuen, sondern auch von alten Bildern zur Zierde gereichen dürfte. Nicht nach hergebrachten Formen, nicht nach jetzt im Schwunge gehenden Malerschulen ist das Bild gemalt, sondern es ist empfangen worden nach den Eingebungen der wohl beobachteten und wohl studirten Natur, und ist ausgeführt worden nach der strengen und ernsten Art nicht etwa dieses oder jenes alten Meisters, sondern der classischen alten Meisterschaft überhaupt. Es thut unendlich wohl, sagen zu können, daß nichts Manirirtes in dem Bilde ist, da es dazu viel zu ernst, viel zu empfunden ist. Eine große Scene großer einfacher Natur ist wiedergegeben, und ergreift, erschüttert und erhebt die Herzen. Solchen Dingen gegenüber müßte der Künstler nicht Künstler sein, wenn er an allerlei Ausführungskunststückchen dächte, und nicht von der Großartigkeit überwältigt, diese allein in ihrer Einfachheit zu geben bestrebt wäre. Dieses hat Mevius gethan, und dieses, glauben wir, ist der Hauptvorzug des Gemäldes, daß es, wie jedes

große Werk, nicht gemacht, sondern in der ergriffenen Seele des Künstlers gewachsen ist. Darum diese Reinheit, darum diese Ursprünglichkeit der Wirkung, die sich immer wiederholt, so oft man auch das Werk ansieht, wie ein Hochgewitter in jedem Sommer majestätisch ist, in so viel tausend Sommern auch schon Hochgewitter gewesen sind. Ein sehr bedeutender Künstler Wiens hat darum auch im vorigen Jahre unter dem Einflusse dieser Wirkung die Worte gesagt: „Das malt er nicht zum zweiten Male.“ Ein fernerer Beleg für das Gesagte dürfte auch das sein, daß das Bild so sehr ein Selbst ist, daß, wer auch viele Werke von Mevius gesehen hat, doch an diesem, wenn es nicht gesagt wird, den Meister nicht errathen würde. Noch führen wir an, daß Viele, denen der Anfang mit diesem großen Bilde zu weitaussehend war, und die daher als Gegner gegenüber standen, durch öfteres Sehen desselben allmählich besiegt wurden und zur Zahl der Verehrer übergingen. Diese nachhaltige Wirkung auf Kenner und Nichtkenner dürfte als eines der sichersten Zeichen des echten inneren Werthes des Kunstwerkes gelten, wie ja das größte Werk der Kunst, dem sich alle andern immer mehr nähern sollten, die Welt seit Jahrtausenden Kennern und Nichtkennern gefallen und sie entzückt hat, daß Keiner, wenn es an ihm wäre, von ihr weggehen würde. In eine nähere Beschreibung des Bildes gehen wir nicht ein, da das in diesen Blättern zum Theile schon geschehen ist, und da wir den Lesern den weit besseren Rath geben, selber zu kommen und zu sehen. Zum Schlusse glauben wir unsere aufrichtige Ueberzeugung aussprechen zu müssen, daß der Verein sowohl in geistiger als materieller Beziehung eine äußerst glückliche Erwerbung mit diesem Bilde gemacht hat, und daß nur der Wunsch übrig bleibt, es mögen Mittel und Wege nicht fehlen, immer mehrere und würdigere Nachfolger dazu zu finden.

Obderennsische Kunstausstellung.

(1856.)

Wir erlauben uns mit folgenden Worten einen Rückblick auf die zweite Aufstellung des obderennsischen Kunstvereines zu werfen. Ausgestellt waren 33 Werke, darunter 3 Wasserfarbengemälde, 27 Oelgemälde und 3 Photographien. Müssen wir im Allgemeinen sagen, daß die zweite Ausstellung der Zahl und dem Gehalte nach der ersten nachsteht, so müssen wir doch anführen, daß sich in dieser zweiten Ausstellung wieder einige Werke von vorzüglicher Bedeutung befanden. Ohne von den durch den Verein angekauften Werken, in so fern sie bereits in der ersten Aufstellung begriffen waren, neuerdings zu sprechen, beschränken wir uns, das Hauptsächlichste dieser Aufstellung zu berühren.

Die Feierstunde im Kloster, Nr. 4, von Diefenbach L. in Hadamar, hat etwas recht Liebliches in den Figuren, die sich gruppiren, besonders bei dem Käfiche, dürfte aber in der Naturwahrheit der Bauten und des Landschaftlichen einige Wünsche übrig lassen.

Der Kampf mit den Elementen, Nr. 6, von Giobbe A. G. in Linz, zeigt von einem rühmlichen Streben nach höherer und idealer Poesie in der Kunst; aber wir glauben nicht unberührt lassen zu dürfen, daß man, wenn man auch nicht einer rein realistischen Richtung angehört, doch von dem Künstler verlangen dürfe, daß er die natürlichen Bedingungen des Entstehens und Bestehens einer Thatsache in Com-

position und Zeichnung nach den Gesetzen der irdischen Nothwendigkeit berücksichtige.

Die von Passy in Ischl in Nr. 7 und 8 ausgestellten Bilder „Der erste Schmerz“ und „Waldpartie“ haben die Kunstfreunde weniger befriedigt, als die, wenn wir nicht irren, von demselben Künstler in früherer Zeit ausgestellten Blumen.

Der Astrolog von Eiſs A. in Linz in Nr. 9 ist ein nach alten Mustern fleißig und mit viel Geschick ausgeführtes Bild, das bei seinem sehr bescheidenen Preise als ein Stück in einem Cabinette zu empfehlen wäre. In den andern von diesem Künstler ausgestellten Werken ist ein fertiger, etwas nach Schrotzberg, Ammerling, Decker gebildeter Pinsel nicht zu verkennen; aber wir müssen doch bemerken, daß die Beseitigung des zu Verwischten und Trüben in den Bildern, also eine markigere und klarere Behandlung auf Grund von Naturstudien denselben von großem Vortheile sein würde. Auch dürfte zu fordern sein, daß die Titel den Bildern in so ferne genauer entsprächen, als uns die Vorstellung der Urbilder durch die Geschichte oder Dichtung geläufig geworden ist.

In Nr. 10 hat Obermüller A. aus München eine sehr fleißige und gut ausgeführte Baumstudie ausgestellt. Ein besonderes Studium der Vordergründe, besonders der Lehmschichten, die er zu lieben scheint, dürfte dem sehr begabten und strebenden jungen Künstler, der der Geburt nach Oberösterreich angehört, zu empfehlen sein.

„Der Herbstabend“ in Nr. 15 von Zwengauer A. in München ist eines der gelungensten Abendstücke in der bekannten Art dieses Künstlers, nämlich ein brennender, ganz heiterer Abendhimmel über Sumpfgewässer, Gestrippe und Schilf. Erhabenheit und epische Tiefe ergreifen uns in diesem ziemlich großen Bilde. Die Sonne ist untergegangen, die

Gegend ist öde, der ganze klare Himmel ruht und glüht schweigend über ihr, und schaut einsam aus dem unbewegten Wasser wieder heraus, an welchem als einzige belebte Wesen Hirsche sind, um zu trinken. Das fahle Gras und das herbstlich abgestorbene Schilf umgeben die Hirsche, die hier weit von menschlichen Wohnungen und menschlichem Bereiche entfernt scheinen, was die Abgeschiedenheit vermehrt, und in uns das Gefühl des Abgeschlossenen und Großen erhöht. Ein breiter, fertiger Pinsel, Kühnheit in Anwendung von Farben, die doch naturgemäß sind, und ein Perspective, welches die Landschaft, die durch keine Reize oder gesuchte Kunststücke uns nahe gelegt wird, flach und großartig hinaustreibt, geben dem Bilde auch große und befriedigende technische Vorzüge. Wir können unsere Freude darüber nicht unterdrücken, daß der Verein dieses Bild für seine Actionäre, trotz dem, daß er schon das kostbare und herrliche Thierstück von Voltz gekauft hatte, anschaffte, selbst wenn durch solche größeren Aufwand erfordernde Erwerbungen der Fall eintreten sollte, daß die Zahl der Gewinnste kleiner würde. Ich glaube, jeder Actionär wird einverstanden sein, und es ist dem Glück zu wünschen, dem der Zufall dieses schöne Werk in seine Wohnung führt. Es ist eine Quelle lebenslänglichen Vergnügens.

„Hall im Innthale in Tirol“ von Minjon in Düsseldorf, Nr. 18, ist kräftig und tüchtig behandelt; aber nach unserem individuellen Gefühle hat der Künstler, der uns in früheren Jahren sehr wahre und markige Alpenbilder vorgeführt hat, sich hier von einem trüben, röthlichen Tone überschleichen lassen, der dem Bilde etwas Heißes und Fremdartiges gibt, und, weil von keinem kalten Tone unterbrochen, es einförmig macht.

Heinlein H. in München hat in Nr. 22 „Partie aus Val di Non in Süd-Tirol“ ein Landschaftsbild ausgestellt,

in welchem die dunstige, gewitterhafte, fast sichtbar mit Elektricität gefüllte Luft, die hinter den Bergen schon aufstockenden lichten Wolken, die unübertreffliche Felsenwand, das klare, hie und da mit vollendeter Meisterschaft behandelte Wasser 5 und die wohnlichen Häuser uns mit Entzücken erfüllen, und das Bild zu einem der hervorragendsten in der Künstlerwelt machen würden, wären nicht zwei Bäume des Mittelgrundes in der Zeichnung zu manirirt (wie in der Art älterer Holzschnitte) und in der Farbe und Behandlung an Theater- 10 malerei erinnernd.

In Nr. 23 von Embde A. in Kassel, „Knabe und Mädchen am Fenster", ist ein sehr liebliches Bild ausgestellt. Ein Knabe mit einem Pfeifchen in der Hand und hinter ihm seine schon etwas ältere und verschämtere Schwester sehen 15 bei einem mit hölzernen Fassungen umgebenen Fenster heraus, die Zweige eines Kirschbaumes ragen bis zu dem Fenster und vergittern und umgeben es, angefüllt mit den zierlichen weißen Blüthen. Es ist ein sehr glücklicher Gedanke des Künstlers, die Jugend der Angesichter und die Jugend der 20 Blüthen zu verbinden. Etwas Frühlingsfrisches und Lebensfrisches weht uns im ersten Augenblick des Beschauens aus dem Bilde an und lacht in unserm Herzen. Trotz kleiner Mängel, wohin wir rechnen, daß der außerordentlichen und unvergleichlichen Naturwahrheit der Blüthen die Wahrheit 25 des Andern etwas nachsteht, und daß die offenbar armen Kinder etwas zu feine Gesichter haben, übt das Bild bei öfterer Betrachtung allemal seinen Zauber wieder, und Jeder, in dessen Haus das liebliche und herzige Ding kömmt (da es zur Verlosung angekauft ist) wird uns beipflichten.

30 Das sehr große Gemälde von Pecht F. in München, Nr. 29, „Einzug der Oesterreicher in Venedig im August 1849", ist nach sorgfältigen Studien alter italienischer Meister, nach gewissenhaften und eifrigen Studien, nach Modellen

theilweise mit ganz außerordentlicher Meisterschaft, mit Großartigkeit und Begeisterung ausgeführt. Wir müssen es als einen Schritt in der noch so sehr der Aufnahme bedürftigen Geschichtsmalerei mit Freude und Dank begrüßen, und an den Künstler die Bitte im Namen der Schönheit und Herrlichkeit der Kunst richten, auf dem Wege der Geschichtsmalerei, die so Vielen durch Hindernisse verschlossen ist, wenn sie auch begabt wären, nicht zu ermüden, wenn es anders seine Lage erlaubt, und Heldenthaten unserer Zeit — sie ist wahrlich eben so wenig arm daran als frühere Zeiten — auf die Nachwelt zu bringen. Sein Genius bürgt für den Erfolg. Wenn auch dem Bilde Pechts Vorwürfe zu machen wären, so sollte doch im Hinblicke auf die große und ernste Zeit Oesterreichs, die es zu verherrlichen strebt, im geschichtlichen Gefühle jener Zeit und in anhänglicher Liebe an unser Land das Bild einen Platz in Oesterreich finden. Wenn wir tadeln dürfen (und gewiß, es geschieht aus Achtung für den Künstler), so glauben wir, daß in der Behandlung nicht alle Gegenstände mit gleichem Studium bedacht sind, und daß in der Auffassung einer geschichtlichen That doch die Episoden, und wären sie noch so herrliche wie hier etwa das Elend durch den Aufstand und die großmüthige Milde der Sieger, als Episoden zu behandeln seien, und dem großen Geiste des Ganzen, der uns geschichtlich treu vorgeführt wird, naturgemäß eingeführt werden sollen. Es ist die Meinung eines einzelnen Mannes, die der Künstler in seinem höchst ehrenwerthen Streben gewiß nicht übel nehmen wird.

In so ferne Photographien in einem Kunstberichte zur Sprache kommen dürfen, müssen wir die des Photographen Pfeiffer in Linz, welche im Vereine ausgestellt sind, als vorzüglich bezeichnen.

Obderennsische Kunstausstellung.

(1856.)

In der dritten Aufstellung der heurigen Kunstausstellung des obderennsischen Kunstvereines sind mit Einrechnung der in den früheren Aufstellungen zur Verlosung angekauften Gegenstände und des zur Landesgallerie bestimmten Seesturmes von Mövius, welcher den ganzen Sommer ausgestellt bleibt, 46 Nummern. Es sei uns erlaubt, in diesen Blättern, wie es die bisherige Gepflogenheit war, einige Worte über die neu ausgestellten Werke zu sagen.

In 4, 5 und 8 hat Kaiser J. M. in Linz Bleistiftzeichnungen (das Schweizerhaus an der Donau) ausgestellt, welche an Zartheit, Reinheit, Empfindung und, wie uns dünkt, auch Richtigkeit der Zeichnung den größten Beifall, ja zum Theile Bewunderung verdienen. Eines dieser Blätter ist von Herwegen in München sehr klar und scharf lithographirt und in Nr. 9 ausgestellt worden.

Schaller G. in Linz hat in Nr. 10 „Obersteirische Försterfamilie“ ein Genrebild ausgestellt, in welchem alle Theile des Försterzimmers sammt dem Gewande und der Gestalt der jungen Frau, sammt der Wiege und dem im Halbdunkel darin schlummernden Kinde sehr entsprechend und mitunter sehr virtuos gemalt sind, besonders trefflich ist das Glas des Fensters, nur müssen wir auch eingestehen, daß die durch das offene Fenster gesehene Landschaft zu wenig zurücktritt.

Die Landschaft von Ed. von Lichtenfels in Wien, Nr. 11, gibt von emsiger Naturbetrachtung Zeugniß.

Giobbe A. G. in Linz hat in Nr. 12 eine heilige Familie von viel Verdienst ausgestellt, die Figuren sind mit Fleiß behandelt, und wenn der Künstler in Bezug auf Farbe, Gegensatz der Töne und in Bezug auf Zeichnung in genauem Studium der Natur fortfährt, so hoffen wir, ihn auch in componirten Bildern auf der Stufe zu finden, auf der wir ihm in der Porträtmalerei begegnet sind, und ihm unser aufrichtiges Lob gespendet haben.

Das Bild von Feid J. in Wien, Nr. 13, scheint aus der Zeit zu stammen, in der Feid zu Marko's talentirtesten Schülern gehörte.

Die Griechin von Eisš, Nr. 14, scheint doch zu wenig modellirt und in Farbe und Beleuchtung zu leicht behandelt zu sein.

Bode W. in München hat in Nr. 16 ein ansprechendes Bildchen ausgestellt.

Die Eichenpartie von Wehly Math. in München, Nr. 17, hat viel Zeichnung, dürfte in der Farbe weniger trocken und mit mehr Gegensatz zu halten sein.

Englhard J. in Berlin, Nr. 18, „Der Reigenberg am Brienzer See" ist ein warmes, farbenreiches Bild. Besonders studirt erscheinen die Föhren im Vordergrunde.

„Nachtlandschaft bei Mondlicht", Nr. 19, von Spitzweg in München ist ein vortreffliches Bild, in welchem der aufgehende Mond in dem Gebüste von Wolken, die ihn umgeben, die Stückchen heiterer Luft, die daneben sind, der einsame Steg, der hoch über das Wasser führt, die Gräser, deren Spitzen in die silberschimmernde Luft starren, die Töne des Himmels hinter den Steg hinab, selbst das abgelegene Wirthshaus jenseits des Steges so wie das Gebüsche und Gestrüppe sammt dem trägen Wasser und dem

morschen Kahne darin mit einer seltenen Meisterschaft gemalt sind, die geradezu an die schönste Behandlung dieses Gegenstandes nach Ausgang des Mittelalters erinnert, ohne doch irgendwie Nachahmung zu sein. Die größeren 5 Wolken indessen scheinen uns doch ein wenig zu bestimmt braun und zu flach zu sein, so wie wir den Scherz der Staffage in dieser fast episch ernsten Landschaft nicht stimmend finden, wozu noch die Unbestimmtheit der Handlung kommt, die mehrere Auslegungen zuläßt. Wir freuen uns, daß 10 der Verein dieses Bild zur Verlosung angekauft hat.

Deckers G. aus Wien weiblicher Studienkopf, Nr. 20, ist sehr gut modellirt und colorirt, besonders die Haare sind trefflich. Theile der Brust dürften weniger flach zu wünschen sein.

In der häuslichen Scene von Bethke Herm. in 15 München, Nr. 21, ist eine Großmutter am Kachelofen ein Tuch einsäumend vorgestellt, der die kleine Enkelin die Nadel einfädelt. Die Handlung und die Charakteristik der Köpfe ist mit fast rührender Naivetät und Richtigkeit gegeben. Dazu stimmt das ganze Zimmerchen mit seinem 20 Hausrathe. Das liebliche Bild wäre eines guten Grabstichels würdig. Wir glauben, daß, da der Verein es angekauft hat, der Gewinner eine Freude daran finden wird.

Baade's Mondlandschaft in 22 ist in der schon bekannten Art dieses Künstlers behandelt.

25 In 23, 24 und 42 hat Obermüller aus München Bilder von mäßigem Umfange ausgestellt. Wir wiederholen das, was wir in der vorigen Besprechung über diesen jungen aus Oberösterreich stammenden Künstler gesagt haben. Es ist Wärme, Luft und Stimmung in seinen Bildern, er strebt 30 den eigenen Weg zu gehen, in Bäumen und Wolken sieht man das Naturstudium, und wenn er sich immer treuer und klarer an die Gegenständlichkeit der Natur anschließt, so werden seine Bilder eines Beifalls gewiß sein.

In Nr. 26 hat Zimmermann Robert in München eine Landschaft ausgestellt, „Ebene bei Rosenheim im bairischen Oberlande", die wir eine Perle nennen müssen. In den Münchner Zimmermann (wir glauben, sie sind Brüder, und dann sind ihrer vier) scheint eine ganz kernhafte, urwüchsige Natur vorhanden zu sein. Einer malt tüchtiger als der andere, und alle gehen sie dem heute so breit getretenen Wege des Farbenblendwerkes aus dem Angesichte, und wenn sie sich auch von der Nachahmung älterer Meister, wozu einer nach einem im vorigen Jahre hier gesehenen Bilde zu neigen scheint, ferne halten können, so dürften in Deutschland die Namen der Zimmermann bald sehr geläufig sein. Einer, wenn wir nicht irren, der älteste, ist bereits in das Verzeichniß der Meister eingetragen. Das hier in Rede stehende Bild ist frei von Nachahmung und geht den reinen, hellen Weg der Natur. Dieser Wolkenhimmel in seiner kühlen, klaren Auffassung ist von einer Kraft und Fülle, so wie von einer unbeirrten Gegenständlichkeit, daß wir mit frischer Erquickung davor stehen, und daß die gedunsenen flachen Dinge, die wir so oft an Bilderhimmeln sehen, dagegen verschwinden und wie sogenannte Illuminirungen erscheinen. Unter dem meisterhaft sich hinauswölbendem Himmel steht der meisterhafte Hintergrund, steht das Mittelstück mit seinem selten so wahr getroffenen, gegen das Weiß der Wolken sich reizend zeichnenden Grün der Bäume und mit anmuthigen Gruppen ländlicher Beschäftigungen. Die Ebene prangt in Lichtern und in Wolkenschatten, dann geht der Weg mit Lehmgrund und mit Wasser, das der kurz vorher gewesene Regen stehen gelassen hat, vorwärts. Wenn wir tadeln wollten, wünschten wir ganz vorne mehr Kraft und ein schärferes Blitzen der Wolkenreflexe in dem Wasser, dadurch würde der Mittelgrund noch richtiger hinausgehen und das Bild an Optik gewinnen. Wenn einem in der Kunst untergeordneten Manne, der nur

auf der Stufe des Liebhabers steht, ein Rath erlaubt ist, so würden wir sagen, der Künstler bewahre die kräftige Männlichkeit, wie sie aus diesem Bilde spricht, und wie sie in unserem Zeitalter der Phantastereien nicht leicht zu bewahren ist, er beharre im treuesten Studium der Natur, selbst wie sie in ihren kleinsten Zügen malt, — wir können es nicht besser machen als sie — und wir glauben, daß er seinen Zeitgenossen und sich genug thun wird, und daß, wenn er ihn wünscht, der Ruf bei den Nachkommen nicht ausbleiben kann.

Das Bild von Zimmermann Friedr. in Genf, Nr. 27, „Der Wasserfall vom Schmadribach im Lauterbrunnerthale" hat eine schöne, sonnige Ferne im Gletscher und den Mittelbergen, den Vordergrund dürfte man studirter wünschen.

Die Winterlandschaft von Remi von Haanen in Wien, Nr. 28, ist in der bekannten virtuosen Art dieses Meisters gemalt.

Steffan J. G. in München hat zwei Bilder ausgestellt, Nr. 29 und 39. Das erste ist mit viel Fleiß und Talent gemalt, im zweiten können wir das Alpenglühen nicht eigentlich ein Glühen nennen, der Vordergrund hat viel Verdienst. Uns scheint, daß Naturstudium und Uebung im Componiren den Künstler sehr fördern werden.

„Der Seesturm auf der Nordsee" von Weiß F. in Berlin, Nr. 30, ist eines der besten Marinbilder von der Art, wie sie jetzt so häufig hervorgebracht werden. Eben so sind die beiden Marinbilder von Schotel in Düsseldorf, Nr. 31 und 33, sehr lobenswerth, nur sollte vielleicht die Luft in beiden nicht jenen nüchternen blauen Ton und jene Unbeweglichkeit haben, wie wir sie oft auf Porzellangemälden sehen.

Die Bilder von Heicke in Wien, Nr. 32, 41 und 43, sind sehr verdienstlich, wie wir es von diesem namhaften Künstler gewohnt sind. Die zwei Rehe sind sehr zart und mit tiefem Gefühle gemalt.

Der „im Kreuzgange arbeitende Mönch“ von Meyer F. C. in Nürnberg, Nr. 34, hat in den Baulichkeiten viel Angenehmes.

Die „Dorfpartie aus Pinzgau im Winter“ von Millner C. in München, Nr. 35, ist im Schnee, im Wege, besonders aber in den trefflich behandelten Häusern sehr gelungen, ja es dürfte in der Häusergruppe und selbst in den entlaubten Bäumen zu den besten dieses Faches gehören. Das Eis sollte nach unserm Bedünken mehr studirt sein, und die Wolkenluft weniger die düsterbraune Farbe haben.

Die „Partie in Savoyen“ von Zimmermann Fried. in Genf, Nr. 37, ist ein sonniges Bildchen mit vorzüglichen, luftigen Bäumen und einer sehr schönen Brücke. Der Verein hat es zur Verlosung angekauft.

Die „Conchilien“ von Esch Mathilde in Wien, Nr. 44, sind mit äußerstem Fleiße und mit großer Treue gemalt; aber doch gewinnt das Bild nicht unsere Theilnahme in dem Maße, als es die langwierige und mühsame Arbeit forderte. Eines Theils liegt dem menschlichen Fühlen eine Gruppe zusammengestellter Muscheln doch im Allgemeinen zu ferne, anderen Theiles hat die Künstlerin doch zu sehr die Localfarben walten lassen, wodurch dem Luftton und dem Hinausgehen der Gegenstände Abbruch geschah.

Die Nummern 10, 15, 18 und 26 sind von Privaten angekauft worden, was mit den nicht unbeträchtlichen Ankäufen der früheren Aufstellungen dieses Jahres zusammengehalten, den erfreulichen Beweis liefert, daß auch die bildende Kunst in dem an Naturreizen so reichen Oberösterreich immer größeren Eingang findet, und daß zu den Gütern, welche die Natur gegeben hat, wir auch den höchsten Schmuck, den der Mensch selber dem irdischen Leben zu geben vermag, die Kunst hinzuzufügen gedenken.



Aquarell auf Papier. IV. nicht gez. [1829]

Friedberg mit dem Blick auf Wittinghausen.

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.

Der „im Kreuzgange arbeitende Mönch" von Meyer F. C. in Nürnberg, Nr. 34, hat in den Baulichkeiten viel Angenehmes.

Die „Dorfpartie aus Pinzgau im Winter" von Millner C. in München, Nr. 35, ist im Schnee, im Wege, besonders 5 aber in den trefflich behandelten Häusern sehr gelungen, ja es dürfte in der Häusergruppe und selbst in den entlaubten Bäumen zu den besten dieses Faches gehören. Das Eis sollte nach unserm Bedünken mehr studirt sein, und die Wolkenluft weniger die düsterbraune Farbe haben. 10

Die „Partie in Savoyen" von Zimmermann Fried. in Genf, Nr. 37, ist ein sonniges Bildchen mit vorzüglichen, luftigen Bäumen und einer sehr schönen Brücke. Der Verein hat es zur Verlosung angekauft.

Die „Conchilien" von Esch Mathilde in Wien, Nr. 44, 15 sind mit äußerstem Fleiße und mit großer Treue gemalt; aber doch gewinnt das Bild nicht unsere Theilnahme in dem Maße, als es die langwierige und mühsame Arbeit forderte. Eines Theils liegt dem menschlichen Fühlen eine Gruppe zusammengestellter Muscheln doch im Allgemeinen zu ferne, 20 anderen Theiles hat die Künstlerin doch zu sehr die Localfarben walten lassen, wodurch dem Luftton und dem Hinausgehen der Gegenstände Abbruch geschah.

Die Nummern 10, 15, 18 und 26 sind von Privaten angekauft worden, was mit den nicht unbeträchtlichen An- 25 käufen der früheren Aufstellungen dieses Jahres zusammengehalten, den erfreulichen Beweis liefert, daß auch die bildende Kunst in dem an Naturreizen so reichen Oberösterreich immer größeren Eingang findet, und daß zu den Gütern, welche die Natur gegeben hat, wir auch den höchsten Schmuck, 30 den der Mensch selber dem irdischen Leben zu geben vermag, die Kunst hinzuzufügen gedenken.



Aquarell auf Papier. IV. nicht gez. [1829]

Friedberg mit dem Blick auf Wittinghausen.

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.



Aquarell auf Papier. V. 1829

Landschaftsstudie.

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.

Obderennsische Gemälde-Ausstellung.

(1857.)

In der ersten Abtheilung der heurigen Gemälde-Ausstellung des obderennsischen Kunstvereines befinden sich fünf und sechzig Gegenstände, darunter neun Bleistift- und Wasserfarben-Zeichnungen, 3 Rauchbilder, 47 Oelgemälde und 6 Photographien.

Wie gewöhnlich sind München und Düsseldorf am stärksten vertreten, nebenbei auch Wien, Breda, Amsterdam, Antwerpen, Köln. Von in Oberösterreich lebenden Künstlern ist in dieser Abtheilung nichts ausgestellt als neun Bleistift- und Wasserfarben-Zeichnungen von Blumauer in Vöcklabruck. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir aussprechen, daß der Verein bedauern werde, daß ihm nicht so ausreichend Gelegenheit geboten werde, für einheimische Kunst in Hinsicht auf Anerkennung und Verwerthung, so weit Beides in seinen Kräften und in seinem Wirkungskreise liegt, so viel zu thun, wie er es mit Eifer und mit Liebe zur Kunst für Gegenstände thut, die ihm oft aus weiter Ferne eingesendet werden.

Die Bleistift- und Wasserfarben-Zeichnungen von Blumauer, Nr. 1—9, sind sehr zart, freundlich und mit Gefühl ausgeführt, besonders glauben wir auf Nr. 1 „Partie am Attersee“, Nr. 5 „Friedhofseingang in Wolfsegg“ und Nr. 9 „Schloß Ort“ als sehr reich und sinnig behandelt, aufmerksam machen zu müssen. In den Winterlandschaften dürfte der Schnee mehr zur Geltung kommen müssen, und in den



Aquarell auf Papier. — V. — 1829

Landschaftsstudie.

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.

Obderennsische Gemälde-Ausstellung.

(1857.)

In der ersten Abtheilung der heurigen Gemälde-Ausstellung des obderennsischen Kunstvereines befinden sich fünf und sechzig Gegenstände, darunter neun Bleistift- und Wasserfarben-Zeichnungen, 3 Rauchbilder, 47 Oelgemälde 5 und 6 Photographien.

Wie gewöhnlich sind München und Düsseldorf am stärksten vertreten, nebenbei auch Wien, Breda, Amsterdam, Antwerpen, Köln. Von in Oberösterreich lebenden Künstlern ist in dieser Abtheilung nichts ausgestellt als neun Bleistift- 10 und Wasserfarben-Zeichnungen von Blumauer in Böcklabruck. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir aussprechen, daß der Verein bedauern werde, daß ihm nicht so ausreichend Gelegenheit geboten werde, für einheimische Kunst in Hinsicht auf Anerkennung und Verwerthung, so weit Beides in seinen 15 Kräften und in seinem Wirkungskreise liegt, so viel zu thun, wie er es mit Eifer und mit Liebe zur Kunst für Gegenstände thut, die ihm oft aus weiter Ferne eingesendet werden.

Die Bleistift- und Wasserfarben-Zeichnungen von Blumauer, Nr. 1—9, sind sehr zart, freundlich und mit Gefühl 20 ausgeführt, besonders glauben wir auf Nr. 1 „Partie am Attersee“, Nr. 5 „Friedhofseingang in Wolfsegg“ und Nr. 9 „Schloß Ort“ als sehr reich und sinnig behandelt, aufmerksam machen zu müssen. In den Winterlandschaften dürfte der Schnee mehr zur Geltung kommen müssen, und in den

Wasserfarben-Zeichnungen dürfte im Vordergrunde mehr örtliche Treue zu wünschen sein. In allen den kleinen Stücken spricht sich übrigens ein Sinn für künstlerische Abrundung, Stimmung, Schwung, Treue und Körperlichkeit aus. Manche dieser Zeichnungen würden einer Mappe oder einem Zimmer nicht zur Unzierde gereichen.

Wir gehen zu den Oelgemälden über.

In Nr. 14 „Rast im Walde" ist ein sehr gut gedachtes und gezeichnetes Genrebild, von Zimmermann Julius in München, ausgestellt, das vielleicht noch mehr ansprechen dürfte, wenn der Künstler das Spiel mit Lichtern weniger betont hätte, und in dieser Hinsicht einfacher geblieben wäre. „Die Wolfsjagd im Schlitten", Nr. 15, von Lachenwitz in Düsseldorf, ist gut in der herkömmlichen Art dieser Stücke ausgeführt. Klyver P. L. in Amsterdam hat in Nr. 16 eine Landschaft „Gegend mit Rundsicht" ausgestellt, die an körperlicher Durchbildung, an Mannigfaltigkeit, an Licht- und Linearperspective, so wie an richtiger Bezeichnung einzelner Gegenstände trefflich wäre, wenn, wie wir meinen, der Künstler eine größere Weichheit und damit einen klareren Schmelz des Lufttons über seine Gemälde verbreitet hätte. Im Steinbruche von Feid Joseph aus Wien, Nr. 20, erscheint uns der „Steinbruch" sehr bezeichnend und zart ausgeführt (fast an Wasserfarben mahnend), die Umgebung aber, und besonders der Himmel erscheint uns nicht genug studirt.

In Nr. 21, „Schneeschuhlaufen in Lappland", von Nordgrén A. in Düsseldorf, ist ein Bild ausgestellt, das uns meisterhaft dünkt. Auf einer freien Stätte zwischen Fichten und Föhren ist ein Lappe mit den Schneeschuhen an den Füßen, eine Fackel, die ihm zu seinen Wanderungen leuchtet, über seinem Haupte haltend. Ein Tannenstamm, der gegen die Tiefe liegt, hält seinen Wurzelstock empor, neblichte Wipfel schreiten in das Thal, und am bewölkten Himmel steht zum

Theile verschleiert der Vollmond. Die Fackel wirft auf die Schneestelle das Licht und zeichnet die scharfen Schatten des Mannes, der Wurzeln und der Stämme. Rings ist Alles ruhig, still und dämmerig. Der Ausdruck der Nacht könnte 5 kaum besser gegeben sein. Der Himmel mit dem Monde ist so trefflich, wie wir sie selten auf sogenannten Mondbildern gesehen haben. Der frische Schnee mit seiner Fackelbeleuchtung drückt die andere Landschaft hinaus, und gibt ihr ihren Dämmer. Die vorzügliche Zeichnung und Färbung 10 der in das Bild hineingehenden Nadeläste vermitteln das Räumliche und Luftige. Nur die in den hiesigen Gegenden unbekannte Lage der dargestellten Dinge und die etwas fremde Führung der Linien dürfte die Anerkennung beeinträchtigen, die sonst diesem Bilde zu Theile werden müßte.

15 Die südschwedische Landschaft desselben Künstlers, Nr. 24, scheint uns nicht erforderlich studirt zu sein, auch ist es trotz des Mondes nicht so Nacht, als es die Umstände anzeigen.

Unser Landsmann Obermüller A., der zwar nicht in Oberösterreich, sondern derzeit in München lebt, hat in Nr. 22 20 eine Ansicht von Wels aufgestellt, die das wackere Vorwärtsstreben dieses jungen Künstlers bekundet, welcher, wenn er mit genauen und in's Einzelne gehenden Naturstudien seine Liebe zur Kunst wird durchdrungen haben, gewiß Treffliches zu leisten im Stande sein wird.

25 Kannemans Seestück, Nr. 23, „Schiffer in der Nordsee“ ist in der bekannten, wir möchten sagen, virtuosen Art dieses Künstlers ausgeführt, weniger scheinen uns die Bilder desselben Künstlers in Nr. 33 „Ruhige See“ und Nr. 34 „Schiffbruch im weißen Meere“ gelungen. Die „Stille See“, 30 Nr. 25, von Kockkock A. in Amsterdam, ist gut und sonnig gehalten. Wir wissen nicht, ob das Bild von dem berühmten Maler Kockkock ist, bezweifeln es aber trotz der guten und saubern Ausführung.

Die Landschaft aus dem bayerischen Gebirge, Nr. 27, von Jungheim Carl in Düsseldorf hat eine sehr gute Stimmung und weicht in ihren Räumlichkeiten trefflich zurück, besonders treu und entsprechend ist der waldige Berg behandelt, doch dürfte noch treueres Naturstudium zu empfehlen sein, auch glauben wir, daß die Luft minder trocken sein und sich klarer von den Bergen abheben sollte.

In Nr. 30 „Der Starhembergersee“ von Höfer Heinrich in München ist nach unserer Meinung viel Verdienstliches, doch wäre wohl Hintergrund und Luft in klarern Tönen zu wünschen.

In dem Bilde von Linnig Eg. in Antwerpen, Nr. 35, „Gestrandetes Schiff an der Küste der Normandie“ dürfte wohl ein genaueres Studium der Nacht und ihrer Eigenthümlichkeiten zu wünschen sein.

„Das Gebet des Enkels“, Nr. 37, von Hoegg Joseph in Düsseldorf ist ein äußerst nett, fleißig und rein ausgeführtes Genrebild, das seiner Abrundung willen, seiner Haltung, seiner angenehmen Farben, seiner Treue in einzelnen Gegenständen und des in das Gemüth gehenden Ausdruckes der Angesichter der Gestalten willen viele Bewunderer finden wird.

Neben diesem Gemälde hängt eine überhöhte Landschaft, welche wahrscheinlich ihres späten Anlangens halber keine Zahl führt. Ein Zettel besagt uns, daß sie von Fischbach Johann in Salzburg sei. Daß dieser bewährte Künstler, aus dessen Hand schon Meisterwerke ersten Ranges hervorgegangen sind, Theil an der obderennsischen Ausstellung nimmt, muß gewiß dankbar anerkannt werden. Auch in diesem kleinen, im ersten Augenblicke unscheinbar scheinenden Bilde bewährt sich wieder der Pinsel des streng geschulten Meisters einer Landschaftsmalerei, die jetzt immer mehr zu verschwinden und in das Manierirte überzugehen droht. Eine sehr schöne

Stimmung herrscht in dem Bilde. Es ist die stille Wärme eines sommerlichen Tages, die selbst ihren Hauch in die Abgelegenheit eines Waldbächleins herein sendet, und die Kräuter, die auf dem Haupte eines schattigen Felsens wachsen, in ihren obersten Spitzen erglänzen macht. Die Sonne des heitern Tages färbt einige Wölklein weiß, legt ihren Schein auf einen Theil des Gesteins und macht rückwärts ein Wässerchen blitzen. Die Buchenstämme des rückwärtsschreitenden Waldes sind auch zum Theile beleuchtet, und eben so der röthliche Erdabhang, auf welchem sie beginnen. Ein Reh als Staffage hilft die Einsamkeit der Stimmung erhöhen. Außer dieser Allgemeinheit ist die Zeichnung vortrefflich und hält die genaueste Prüfung aus, wie denn überhaupt dieses Bild ein genaueres Eingehen fordert, was vielen andern gerade wieder schadet. Die Gegenstände gehen naturgemäß stetig, nicht sprunghaft, wie es heut zu Tage sonst der Fall ist, zurück, und schließen sich in natürlichen und schönen Linien ab. Eine besonders schöne Hineintiefung zeigt das Wasser, die hintereinander stehenden Buchenstämme und die luftigen Aeste und Zweige, welche in trefflicher und seltener Zeichnung ihren Raum leicht und schwebend finden, während sie in neuen Bildern so äußerst gerne sich nur in der Ebene der Leinwand befinden. Wir müssen bekennen, daß es wohl thut, in der sehr gesteigerten, aber nicht immer so gereiften Hervorbringung von Bildern, besonders Landschaften der neuesten Zeit auf ein in allen seinen Theilen auf Gründen ruhendes Studium zu stoßen.

In Nr. 38 hat Schäffer in Wien „Blumen und antike Gefäße“ ausgestellt, in denen uns besonders die Rosen gelungen erscheinen.

„Der Wilddieb“ von Enhuber in München, Nr. 39, erscheint uns in der Absicht auf Tieferes zu deuten, als in

den sogenannten Gattungsbildern zu liegen pflegt, aber eben so, glauben wir, ist durch Linien- und Farbmittel dieses Tiefere nicht zum Ausdrucke gekommen, wie denn überhaupt die Farbe etwas rauh behandelt ist.

Das „Innere eines Ganges“ aus dem 17. Jahrhundert, von Linnig Wilhelm in Antwerpen, Nr. 40, ist in stofflicher Beziehung vortrefflich gehalten, auch die Beleuchtung ist künstlerisch; aber es dürfte doch das, was zuletzt jedes Kunstwerk bedingt, mehr zur Erscheinung kommen sollen, die Idee.

Nr. 42 „Landschaft“ von Füchsel H. in Düsseldorf hat sehr gute Theile, z. B. die „Fichten im Mittelgrunde“, deren Farbe nur zu hellgrün sein dürfte, auch ist das Ganze kunstgemäß gedacht, nur Einzelnes, z. B. die Gräser, die Steine, dürften nach unserer Meinung mehr studirt sein, auch ist die Luft etwas flach und allgemein.

Nr. 44 „Kinder im Walde“ von Schlesinger Fel. in Düsseldorf ist eigentlich mehr eine Studie. Die Kinderköpfe sind am meisten ausgeführt und sehr ansprechend. Die Lage des einen Mädchens, glauben wir, dürfte etwas anders sein.

In Nr. 47 hat Robert Zimmermann in München eine im Ganzen vortreffliche Landschaft ausgestellt. Es ist eine Ebene mit einem leicht bewölkten Himmel. Die duftigen, etwas schwülen, sich ballenden Frühlingswolken und das zwischen ihnen schimmernde Blau der Luft und das Zurückweichen derselben in weite Fernen ist außerordentlich trefflich studirt und dargestellt. Der Künstler scheint diesem Gegenstande besondere Liebe und Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eben so gut ist die Ferne, und im Mittelgrunde das in grünen Wogen wallende Kornfeld. Weniger studirt, in der Färbung vielleicht zu saftig und nicht so gehörig von einander abgehoben erscheinen uns die Bäume im Mittelgrunde. Auch der Vordergrund, mit wie großem Geschicke er auch gemacht sei, ist nach unserer Meinung nicht so studirt, wie die Wolken

und das Kornfeld, auch dürfte das fast parallele Laufen einiger Linien und das Silhouettenmäßige der Gründe zu mißbilligen sein. Wir glauben, daß es unsere Pflicht sei, den Künstler, der zu sehr Bedeutendem berufen scheint, unsere Bedenken nicht vorenthalten zu dürfen.

In Nr. 48 sind Kühe von Voltz F. aus München in seichtem Wasser stehend ausgestellt. Wie gewöhnlich von diesem Künstler sind die zwei Thiere ganz vortrefflich gemalt, alle Theile sind voll, sind körnig und sind reich und richtig ausgeführt. Eben so trefflich, sonneglänzend und beweglich ist das Wasser dargestellt. Alle Theile, die Lehmwand hinter dem Wasser, die Ebene, das Gebüsch und die Luft tragen dazu bei, dieses Bild zu einem sehr heiteren und angenehmen zu machen.

Nr. 49 „Aus dem bairischen Hochlande“ von Spitzweg K. in München scheint uns meisterlich. Der Duft, die Stille, die Einsamkeit und die Erhabenheit der Alpenwelt sind durch alle Theile dieses Bildes gehaucht. Die Ausführung ist mit dem großen Geschicke und der Fertigkeit vollendet, die wir schon öfter an diesem Künstler zu bewundern Gelegenheit hatten. Nur hat uns überrascht, wie er, von dem wir bisher meistens gebrochene Farben gesehen haben, mit dem frischesten Gefühle den reizenden Sonnenduft dem Gebirge zu geben wußte.

Nr. 50 „Felsenpaß in der Schweiz“ von Hoguet in Amsterdam erschiene uns gut und körperlich ausgeführt, wenn nicht in den Lichtseiten aller irdischen Gegenstände dieselbe Farbe waltete.

Nr. 51 „Das ungenügende Wanderbuch“ von Widdemann F. in Düsseldorf scheint uns ein Gattungsbild, wie jetzt sehr viele entstehen, mit Geschick und hinlänglicher Charakteristik gemacht, wir glauben aber, daß man höheren Humor von allen diesen Werken verlangen dürfe, wenn sie wahrhaft dichterisch wirken sollen.

In Nr. 52 „Kinder am Grabe der Mutter“ von Hübner C. scheinen uns die Köpfe sehr gut und rund gebildet und gemalt, das Weitere aber dürfte wohl etwas willkürlich sein und des strengen Naturstudiums entbehren.

Nr. 53 „Kuh mit Ziegen“ von Wagner-Deines in München erscheint uns als ein nettes Thierstückchen. In derselben Art ist Nr. 57 „Alpenthiere“ von Swoboda Rud. in Wien gehalten.

Das einzige Geschichtsgemälde, welches die jetzige Ausstellung enthält, Nr. 58 „R. von Bari überreicht Conradin von Hohenstaufen und Friedrich von Baden das Todesurtheil (1268)“ rührt von einem jungen Künstler aus Linz (derzeit in München) Munsch her. Wir können nicht genug das ernste und edle Streben des jungen Mannes hervorheben. Man sieht in allen Theilen, wie er sich zum Zwecke setzt, den besten und würdigsten Mustern dieser Art nachzueifern. Auch ist in allen Theilen des Bildes die tiefe und gehaltvolle Stimmung, von der es eingegeben worden ist, ersichtlich; und das scheint uns eine sehr gute Grundlage für das weitere Wirken des jungen Mannes abzugeben. Manche Theile sind sehr gut, manche sogar meisterhaft ausgeführt, z. B. das auf dem Boden liegende Buch. Wir dürfen nicht läugnen, daß Fehler in geschichtlicher Auffassung, in der Zeichnung und Färbung nachgewiesen werden können; allein von dem jungen Manne sind eben noch nicht alle Theile dieses höchsten und darum schwierigsten Faches überwältigt (dazu muß oft ein ganzes Menschenleben verwendet werden); aber wenn er seiner Seele durch Betrachtung der größten Geschicke der Vergangenheit des menschlichen Geschlechtes, durch Versenkung in die größten Dicht- und Kunstwerke und durch Betrachtung des gegenwärtigen Völkerlebens in seinen größten Ausdehnungen jene feste und hohe Stimmung gibt, die sein Beruf erheischt, wenn er damit unablässiges Studium der größten

und kleinsten Gegenstände seines Faches verbindet und sich ohne Ermattung bestrebt, die Mache nach allen Richtungen durchzubilden: so wird er auf diesem Zweige der Malerkunst, der der wirksamste, dem menschlichen Geschlechte heiligste und größte, aber leider jetzt unbearbeitetste ist, gewiß nicht umsonst gestrebt haben. Wir wünschen von Herzen unserem Landsmanne das beste Gedeihen.

In Nr. 59 sind von Pfeiffer in Linz ganz treffliche Photographien ausgestellt. Eben so sind von der bekannten Frau Auegg-Dilg Photographien lieblich colorirt.

Obderennsische Kunstausstellung.

(1857.)

In der zweiten dießjährigen Ausstellung der Kunstgegenstände des obderennsischen Kunstvereines sind 12 Bleistiftzeichnungen, 1 Rauchbild, 42 Oelgemälde und mehrere Photographien enthalten.

Im Allgemeinen macht diese Ausstellung, wie die erste, einen sehr freundlichen und in einzelnen Theilen sogar einen erhebenden Eindruck. Und wenn Kunstausstellungen, in denen das enthalten ist, was die Gegenwart bringt, auch nicht den Eindruck von Gallerien machen können, in welchen das Erlesenste aller Zeiten gesammelt erscheint, so ist in der gegenwärtigen Ausstellung doch Manches, was einer gediegenen Gallerie nicht zur Unzierde gereichen würde.

Die Bleistiftzeichnungen von Greil Alois in Linz (1 bis 10) versprechen ein nicht gewöhnliches Talent. Wie wir vernehmen, steht der junge Künstler noch näher dem Knaben- als dem Jünglingsalter. Daher muß es jedem Beschauer Verwunderung einflößen, daß schon ein so hoher Grad von Lebendigkeit (dieser eigentlichen Kunstseele) sowie von Leichtigkeit in der Stiftführung vorhanden ist. Selbst wenn in den vorliegenden Bildern etwa Erinnerungen an gemachte Studien nach Meistern liegen sollten (was wir nicht wissen), so ist schon so viele selbsteigene Freiheit und Beweglichkeit vorhanden, daß dem jungen Künstler ein durch ausreichende Hilfsmittel gesicherter weiterer Bildungsgang auf das Herzlichste zu wünschen wäre.

Die Bleistiftzeichnungen von Blumauer in Böcklabruck Nr. 11 und 12, welche der Verein angekauft hat, sind in diesen Blättern schon besprochen worden.

Das Rauchbild Nr. 13 von Ockert C. in München, junge Hasen vorstellend, ist sehr nett und in zierlichen Farben dargestellt. Es dürfte, da es vom Verein angekauft ist, jedem Gewinner ein willkommener Schmuck seines Zimmers sein.

In Nr. 15 „der Kaiser bei Audorf" hat Metzener Alfred aus München ein, wie uns dünkt, in der Anlage und den Linien lobenswerthes Bild ausgestellt, nur scheint uns die Farbe zu trübe.

In Nr. 17 Dorfpartie im baier'schen Oberlande von Gebhardt Ludwig in München erscheint der Mondhimmel gut gebildet und räumlich tief, so auch das Uebrige, nur erscheint uns auf eine Mondnacht das Bild zu licht, wodurch gerade dem Glanze des Mondes Eintrag geschieht; dasselbe möchten wir von seinem Bilde in Nr. 35 Mondnacht in Lindau am Bodensee sagen.

In Nr. 19 Gewitterlandschaft bei Polling in Oberösterreich von Heilmayr Carl in München erscheint ein eifriges Studium, wir glauben aber, daß der Künstler der großartigen Gegensätze des warmen Sonnenlichtes und des die Farben erkühlenden Gewitterhauches nicht völlig Herr geworden ist.

Von Minjon in Düsseldorf sind in Nr. 24 und Nr. 25 sehr freundliche Bildchen ausgestellt worden.

Die Frühlingslandschaft von Zimmermann Robert in München, Nr. 26, ist schon besprochen worden. Das Bild ist mit Erlaubniß des Künstlers noch in der jetzigen Aufstellung geblieben und bildet in ihr mit dem wahrhaft herrlichen Wolkenhimmel wieder eine große Zierde.

Die zwei Gemälde Nr. 27 und 28 von Gurlitt Louis in Wien, aus dem Sabinergebirge und Strand bei Cattaro,

dürften ein genaueres Naturstudium zu enthalten haben, besonders das letztere bezüglich des Meeres.

Nr. 29 Gebet des Enkels von Hoegg Josef in Düsseldorf, welches von dem Vereine angekauft worden ist, ist schon besprochen worden. 5

Nr. 30 Unangenehme Ueberraschung von Zimmermann R. S. in München ist ein derber Scherz, der wohl als flüchtige Zeichnung seine Bedeutung bekommen kann, in einem vollständigen Oelgemälde vorgetragen aber doch zu wenig Idee bringen dürfte, zudem, da auch aus der ganzen 10 Umgebung nichts zu schöpfen ist. Unsere sogenannte Genremalerei, soll sie das werden, was sie anstreben muß, nämlich die Idylle, hat sich vor Dürftigkeit und Willkür sehr zu hüten; denn da der Natur dieser Gattung zu Folge der Stoff ohnehin gewöhnlich aus dem Kleinen genommen werden muß, so 15 steht die Gefahr nahe, daß dann doch zu wenig übrig bleibt.

Die Mondscheinlandschaft von Stademann A. in München, Nr. 32, dünkt uns da, wo der Himmel sich zum Horizonte neigt, dann im Horizonte selber so wie im Hintergrunde vortrefflich. Das mondlich Dämmerige ist mit Kraft 20 und Tiefe dargestellt. Der Wolkenbau sollte nach unserer Meinung ruhiger und edler so wie der Mondglanz im Gewölke und Wasser weniger mehlig weiß sein.

Die zwei von Hansch Anton in Wien eingesendeten Landschaften Nr. 34 und 45, das obere Lauterbrunnenthal 25 und der Chiemsee in Baiern, beurkunden den sehr gewandten Pinsel dieses beliebten Meisters. Die Gletscherbildungen in dem ersten Bilde erscheinen uns sehr gut modellirt, so wie der Wasserspiegel im zweiten nebst dem Schiffe und den Thieren darin sehr lieblich in das Auge geht. Im Hinter- 30 grunde dürfte nach unserer Meinung das Gebirge mehr an dem Lufttone Theil nehmen, wodurch ein größerer Schmelz und das optische Zurückweichen erreicht werden würde.

Die schöne Landschaft Nr. 37 von Spitzweg in München, welche vom Vereine angekauft worden ist, ist schon besprochen worden.

Nr. 38 Insel Iff bei Marseille von H. Mövius in 5 Düsseldorf scheint uns in allen seinen Theilen ein durchaus gelungenes, wohlstudirtes und mit Bewußtsein der Mittel ausgeführtes Bild zu sein. Sowohl die gut gebauten, schwankenden Meereswogen als auch der dunkle Körper der Insel, dann der ferne Strand, an dem sich das Morgenlicht fängt, 10 und endlich der bewölkte, morgendlich leuchtende Himmel, aus dessen grünlich blaulich strahlender Färbung sich die lichten Wolkenflocken und die dunkleren Wolkenkörper hervorheben, machen dieses Bild zu einem reizenden Ganzen, das, je länger man es betrachtet, immer wahrer und schöner wird.

15 Nr. 39 die Ernte am Staremberger See von Zimmermann Richard in München, worin sich die Schwüle des Mittags zeigt, scheint uns durch die trüben Schatten doch etwas zu staubig zu sein.

Geist August in München hat in Nr. 42 und 49, Wall- 20 fahrtskirche im Zillerthal und Sommer-Nachmittag bei Etting am Jakobsee in Baiern, zwei fleißig gearbeitete und studirte, aber etwas trockene Bilder ausgestellt.

Nr. 43 die Mühle zu Anholt an der Isel von Hengsbach F. in Düsseldorf hat in dem Mittelgrunde in den untern 25 Theilen der Wolken eine sehr schöne räumliche Tiefe, auch die Bäume und Gebäude scheinen uns trefflich modellirt, mit genauerem Naturstudium dürfte das Bild ein vortreffliches sein.

Die Pferde von Bach Alexander in München, Nr. 47, 30 scheinen uns in der Zeichnung gut, trennen sich aber nach unserem Bedünken in der Farbe zu wenig.

Der Mittag im Zillerthale von Heinlein H. in München, Nr. 50, hat all das Träumerische und Romantische, was

der Stimmung nach manche Bilder dieses Künstlers gerne haben, und was ihnen eine bedeutende poetische Haltung gäbe, wenn sie wahrer in der Naturanschauung und einfacher und weniger dekorativ in der Ausführung wären.

Nr. 51 Landschaft von Metzinger L. in München ist sehr zart und plastisch durchgeführt, doch dürfte größere Naturtreue zu empfehlen sein.

Der Holländische Seestrand von Klein Wilhelm in Düsseldorf, Nr. 53, ist klar, rein und einfach behandelt und macht eine edle, ruhige Wirkung.

Das ausgezeichnete und in manchen Theilen unübertreffliche Bild von Bürkel H. in München, Nr. 52, Heimkehr der Bärenjäger, ist von anderer Seite schon in diesen Blättern nach unserer Meinung trefflich und eingehend besprochen worden, so daß wir glauben, die Besprechung hier übergehen zu müssen. Dem Ankäufer des Bildes wünschen wir Glück zu dieser Erwerbung.

Die Photographien von Pfeiffer sind in gegenwärtiger Aufstellung wo möglich noch trefflicher als in der vergangenen. Von einem Dilettanten ist ein sehr gutes photographisches Bildniß eingegangen.

Die gemalten Photographien von Mad. Auegg-Dilg erscheinen uns sehr gelungen.

Wie wir hören, wird im Laufe dieses Monates die dritte Aufstellung erfolgen. Es sind einige sehr werthvolle Sendungen eingegangen.

Obderennsische Kunstausstellung.

(1857.)

Die dritte Ausstellung des obderennsischen Kunstvereines enthält 61 Gegenstände, darunter 45 Oelgemälde, 1 Skizze in Frescofarben, 5 Handzeichnungen, 3 Rauchbilder, 4 Bildhauerarbeiten, 2 Flachstickereien, und eine Abtheilung von Photographien. Wir müssen den Künstlern für ihre Betheiligung an unserer Anstalt sehr dankbar sein, und um so mehr, als nicht bloß die Ausstellung sehr zahlreich ist, sondern auch mehrere vortreffliche Gegenstände enthält.

Vor allem müssen wir die Skizze von Geiger Joh. Nep. in Wien, Nr. 11, „Taufe des heiligen Stephan, Königs von Ungarn", hervorheben. Sie ist in Frescofarben gemalt, und sollte nur die Wirkung dieser Farben im Allgemeinen erproben; das nähere Studium und die Ausführung im Einzelnen war dem Carton und der Durchbildung der einzelnen Gestalten vorbehalten, wenn die Skizze etwa ausgeführt werden sollte. Aber trotz dem ist auch die Skizze in ihrer jetzigen Gestalt ein Meisterwerk, und Wenigen dürfte es gelingen, mit der genauesten Ausführung eine solche Reinheit, Klarheit, Mannigfaltigkeit und vor Allem — worin wir die höchste Wirkung der Kunst erblicken — ein so wahres, kräftiges, individuelles und zugleich edles und erhabenes Leben auszudrücken. Zum näheren historischen Verständnisse führen wir Folgendes aus Zieglers Bilderchronik, die uns eben zu Handen ist, an.

„Nach dem Tode des alten Herzogs Geisa übernahm die Regierung über das Ungarland sein Sohn Waik. — (Stephan der Heilige.)[1]) Er wurde von einem Grafen Theodatus von San Severino aus Apulien unterrichtet. — Als der heilige Adalbertus nach Ungarn kam, war Waik bereits mehrerer Sprachen mächtig und im Christlichen Glauben so weit unterrichtet, daß Adalbert nach einer kurzen Belehrung ihn zur Taufe fähig fand.

Diese feierliche Handlung geschah zu Gran im Jahre 997, wobei Theodatus die Pathenstelle versah, und da die Zeremonie gerade an dem Tage des ersten Märtyrers Stephan vollzogen wurde, so erhielt der Täufling (in Erfüllung des Traumes seiner Mutter Sarolta, nach welchem ihr der Märtyrer Stephan gebot, den Sohn, den sie gebären werde, nach seinem Namen zu nennen, da er seinen Ruhm verkünden werde) den Namen jenes Heiligen. — Dieses erhabene Beispiel machte einen mächtigen Eindruck, und in kurzer Zeit wandten sich viele der edelsten Ungarn der katholischen Kirche zu.

Bald nach Stephans Taufe erfolgte auch die Vermählung mit Gisela von Baiern, einer Verwandten des Kaisers Otto III., welcher der junge Prinz versprechen mußte, der Träger des Christenthums in Ungarn zu sein, wenn er ihre Hand besitzen wollte, welchem Versprechen Stephan auch mit großem Eifer nachkam.

Solches Streben stieß jedoch auf harte Hindernisse; die neue Religion war den zu bekehrenden heidnischen Großen schon aus dem Grunde zuwider, weil sie die Freilassung der Christen-Sclaven verlangte.

Die bereits unter Geisa begonnene Gährung loderte bald in hellen Flammen.

---

[1]) Geburtsjahr wahrscheinlich 979.

Der Sohn des kahlen Zirim, Namens Kupa Graf von Simegh, ein Anverwandter Stephans, hatte vergebens um Geisa's Wittwe Sarolta sich beworben, und war das Haupt der Empörer.

Stephan sammelte sein Heer bei Gran, (wahrscheinlich bei Been). Hier wurde er von Hunt und Paznan mit dem Schwerte nach deutscher Weise umgürtet, und diese beiden Männer wurden auch zu seinem persönlichen Schutze bestimmt, während der Ritter Wenzel von Wasserburg den Oberbefehl der Kriegsmacht übernahm. — Das Heer ging auf das rechte Donauufer über und zog gegen den Kupa, der Veszprán (Wesprim) belagerte.

Hier kam es nun zur entscheidenden blutigen Schlacht, in welcher Kupa fiel, und dieser Fall entschied auch den Tag für Stephan, den Sieg der christlichen Lehre, der Kultur und Civilisation über Heidenthum und Barbarei."

Geiger hat die Handlung vorzugsweise von historischer Seite aufgefaßt, und in dieser Hinsicht ist eine Kraft und eine Wirklichkeit, zugleich aber auch ein Ernst, eine Würde und eine Weihe in dem Bilde, daß wir zur Bewunderung hingerissen werden. Es ist fast, als thäte man einen Blick in das herrliche Dichtungswerk der Nibelungen. Der noch sehr jugendliche Stephan, von dem höchsten Ernste und der tiefsten Andacht ergriffen, ist wie eine der schönsten antiken Gestalten. Der heilige Bischof weiset auf jene bewunderungswürdigen Köpfe der alten Kirchenlehrer zurück. Alle anderen Gestalten sind so individuell, daß nicht nur Jeder nur er selber ist, daß jedes Haupt nicht nur bloß auf diese Gestalt paßt, und wir uns unwillkürlich eine Vorstellung von seinem Charakter machen, sondern daß Jeder auch eine Vorgeschichte hat, die wir beinahe errathen wollten, und daß wir fast urtheilen, wie Jeder in der Zukunft zu handeln geneigt sein dürfte. Alle aber sind von dem Augenblicke der

Handlung ergriffen: von jenen angefangen, die mit einem die Sache nicht begreifenden Staunen zusehen, oder mit bewegender Neugier hinblicken, bis zu jenen, die mit Frömmigkeit selbst Vollbringer der Handlung sind, oder die von ihrer staatlichen Wichtigkeit durchdrungen sind oder schon von einer religiösen Ahnung oder gar einem tiefen religiösen Feuer ergriffen werden, oder bis zu jenen, die mit widerstrebendem Gefühle den heiligen Vorgang betrachten, denn auch Gegner mögen bei der wichtigen Handlung zugegen gewesen sein. Aber der tiefste Ernst ist über Alle ausgegossen, sie mögen was immer für inneren Sinnes sein, und dieß gibt dem Bilde die große künstlerische Bedeutung, während ihm die kräftigste Individualität der Gestalten und bei den anwesenden Ungarn die ausgesprochenste Nationalität die Wirklichkeit geben, die doch zuletzt, man mag in manchen Zeiten wie immer anders sprechen, von der Menge der Kunstfreunde durch alle Zeiten her als nicht zu entbehrendes Grundmerkmal jeder Kunst erkannt wurde, wenn sie auch dieselbe nicht erschöpft, da zuletzt die geistige Idee es ist, welche das Kunstwerk als solches empor trägt, weßhalb in Kunstwerken die bloße Wirklichkeit ohne Idee dürr und leer bleibt, die bloße Idee ohne Wirklichkeit bodenlos ist. Die höchste geistige Idee soll im Kunstwerke herrschen, aber ihr Träger kann in demselben nur das Sinnliche sein. Sonst steht die Idee auf einem andern Felde, entweder in der Wissenschaft oder in der Philosophie oder in der Religion. Die Beisachen hat Geiger mit großer Vollendung behandelt. Wie geht die Vordergruppe von den zwei hintern hervor, wie löst sich die Baulichkeit ab, wie schmelzen die kraftvollen Farben zu einem lieblichen Ganzen, mit welchem Verstande und mit welchem Gefühle der Nothwendigkeit sind die Falten geordnet, die bei manchem selbst nicht unbedeutenden Künstler so gerne Gemeinplätze sind, wie gegenständlich steht

selbst das Kleinste auf seinem Platze, wie ferne ist jede Unsicherheit, Seichtigkeit oder Unbestimmtheit, und wie zeugt jede Linie von der dem Künstler eigenthümlichen, naturwüchsigen, ihr Gebiet ergreifenden Kraft, dem ernsten und wahrhaftigen Genie. Der bewunderte Zeichner der Memorabilien, der wohl einer der allergrößten jetzt lebenden Geschichts-Compositeure ist, hat nach unserem Dafürhalten in dieser nicht bis zum Letzten ausgeführten Skizze ein Meisterwerk ersten Ranges geliefert. Wir bedauern eine nähere geschichtliche Erklärung der einzelnen Personen des Bildes nicht geben zu können, da die Entfernung uns nicht erlaubt, uns mit dem Künstler zu besprechen, und da uns solche geschichtliche Einzelheiten nicht zu Handen sind, wir aber zum Behufe einer Zeitungsanzeige nicht Quellenstudien unternehmen können, die im Falle des günstigsten Ergebnisses doch zu spät kämen.

Die Flachstickereien von Marie U. in Wien, Nr. 1 und 2, dürften wohl mit Hinblick auf das Materiale und dessen Widerstreben zu künstlerischer Behandlung sehr gut genannt werden; wir sind aber der Meinung, daß selbständige Bilder von diesem Materiale, das übrigens dem Ausbleichen ausgesetzt ist, nicht gemacht werden, und daß Stickereien hauptsächlich ihren Platz zu Verzierungen und Ausschmückungen haben sollten.

Die Rauchbilder Nr. 3, 4, 5 von Ockert C. in München sind so niedlich, wie die früher ausgestellten.

In Blumauers Handzeichnungen Nr. 6—10 erblicken wir einen bedeutenden Fortschritt.

Von den Oelgemälden sind manche, wie es wohl bei Ausstellungen, die immer strenge von Gallerien unterschieden werden müssen, nicht anders sein kann, eine Gattung herkömmlicher Erzeugnisse, wie man eben so nach einer Manier malen lernt, die man auf die Erzeugnisse nach einander und neben einander anwendet.

Unserm jungen strebenden Landsmanne Obermüller Adolf, Nr. 15, müssen wir die Fortsetzung eines eifrigen Naturstudiums empfehlen.

Der Rhein bei Bacharach von Piepers Eugen in Frankfurt, Nr. 17, hat manches tiefe Naturstudium, wir halten viele Stellen für trefflich, es scheint aber, daß der Künstler das Ganze nicht habe bewältigen können.

Die Scene in der Campagna von Habenschaden S. in München, Nr. 20, ist ein derber drolliger Schwank, der mit einem gewissen Virtuosenthume vorgetragen ist.

Der Klosterfriedhof im Winter von Steinach Anton in München, Nr. 25, erscheint uns in vielen Theilen vortrefflich, ja meisterhaft und würde, wenn sich das genaue Studium, wie es sich in einigen Stellen ausspricht, auf das Ganze ausgedehnt hätte, gewiß ein auserlesenes Bild geworden sein. Die Eichen in dürrem Laubwerk, in Zweigen, Aesten und Stamm sind vortrefflich studirt, die Lichtwirkung darin ist herrlich, der Bau naturgemäß und das Rindenwerk in seinen eigenen Merkmalen und im Einflusse des directen Lichtes und des Reflexes ausgezeichnet, eben so ist der von der Spätsonne beschienene Schnee mit seinen Lichtern und Schatten, die Friedhofmauer, die beiden Kapuziner, der Winterduft der fernen Berge und das mit Schnee durchwehte Gestrüpp des Vordergrundes als gelungen zu bezeichnen. Uns scheint dagegen der lichtere Theil des Himmels etwas zu leer an Wirkung zu sein, und die Schatten an den Gebäuden und den benachbarten Gebüschen des Studiums zu entbehren. Sie tragen fast alle die gleiche Farbe.

Der herumziehende Handwerksbursch von Mayr Ferdinand in München, Nr. 27, erscheint uns in der Mache sehr gut; ob aber ein solcher Gegenstand, wenn er nicht durch vorzüglich trefflichen Humor geläutert wird, gemalt werden soll, halten wir für sehr zweifelhaft.

Eben so müssen wir gestehen, daß wir dem Gedanken, daß ein Bauernbursch nicht Arznei nehmen will, Nr. 29 von Zimmermann R. S. in München, wenig Künstlerisches abgewinnen können, wie trefflich auch die Stiefel und das Bett gemalt sein mögen. Mit dem Humor in Malerei und Dichtung ist es eine eigene Sache, wenn er nicht schlagend ist, so wird durch die Kleinheit des Stoffes sogleich das von dem höheren humoristischen Glanze nicht getragene Kunstwerk sehr arm.

Heilmayrs C. in München Mondnacht in einem Gebirgsdorfe, Nr. 35, ist in der gewohnten wirksamen Art dieses Künstlers gemalt.

Der Kochelsee von Bode W. in München, Nr. 38, erscheint uns sehr ernst und sehr gut gestimmt. Das ganze Bild macht den Eindruck von Adel und Ruhe. Besonders scheint uns das Wasser studirt zu sein. Hätten auch andere Theile dasselbe wahre Naturstudium, besonders einige Stellen der Berge, die wollige Lichter zeigen, und der Vordergrund, so müßten wir das Bild vortrefflich nennen.

In dem Thierstücke von Voltz Friedrich in München, Nr. 36, erscheint uns die Kuh vortrefflich, es hat aber den Anschein, als hätten wir sie auf anderen Werken dieses Künstlers schon gesehen.

Der Studienkopf von Decker Georg in Wien, Nr. 42, ist sehr lieb und ansprechend. Dieses naive Kinderköpfchen dürfte jedes Zimmer zieren.

Partie aus dem Schlosse Güstrow von Hoff Konrad in München, Nr. 43, ist in der Farbe und Zeichnung sehr verdienstlich ausgeführt, nur scheint uns der Jagdzug im Hintergrunde größerer Klarheit zu bedürfen.

Liebesverlegenheiten, von Erdmann Otto in München, Nr. 47, hat etwas Zartes und Ansprechendes, besonders in der Gestalt des Mädchens. Die des Vaters dürfte mehr

Bezeichnendes haben. Den Kopf des Liebhabers wünschten wir ein wenig schöner.

Obwohl wir in der Moorebene am Maisinger Weiher bei Staremberg, von Robert Zimmermann in München, Nr. 49, eine sehr harmonische Stimmung und ein edles Streben nicht verkennen können, so müssen wir doch dem Künstler ein sehr genaues Naturstudium besonders in Bäumen anrathen.

Des Jägers Morgengebet, von Riedmann August in München, Nr. 51, ist bis auf das durch die Thür hereinschauende Landschaftliche, dessen der Künstler nicht vollkommen Herr werden konnte, in allen Theilen sehr trefflich und wahr, auch scheint uns der Ausdruck in Angesicht und Stellung von tiefem Ernste zu zeugen. Wir wünschten den Jäger schlanker, auch, daß er nicht an einen Wildschützen erinnerte.

Im Dome von Bamberg, von Take Ludwig in München, Nr. 52, halten wir das Bauwerk für vorzüglich. Es hat das Luftige, Lichtige und Dämmerige solcher Kirchen. Die sehr reiche Staffirung ist nach unserer Meinung schwächer behandelt, wir hätten gemeint, der Zug dürfte sich besser gegen den Zuschauer bewegen, damit wir nicht vorzugsweise die Rückentheile zu sehen bekämen.

Von Bürkel H. in München, Nr. 53, ist eine vortreffliche Rauferei vor einem Wirthshause ausgestellt. Da ist wahres Leben und kräftiger Humor. Das ganze Bild bewegt sich, und Farbe und Zeichnung schließt sich zu dem innigsten Schmelze an einander. Auch füllt die Handlung das ganze Werk und ist in allen Theilen gespiegelt, was so selten der Fall ist. Selbst der vom Hintergrunde auf der Straße herauf gehende Kapuziner wird Theil nehmen müssen; denn offenbar wird er Friedensstifter sein. Nur Eines müssen wir gegen das Bild anführen: Wir sehen darin Erinnerungen aus einem ähnlichen Werke Bürkels.

Der Nebelmorgen auf einer Alpe im baierischen Hochgebirge, von Seidl August in München, Nr. 54, erscheint uns sehr wahr, kräftig, geistvoll und voll Gefühl aufgefaßt. Wir glauben unsere Freude darüber aussprechen zu müssen, daß dieser Künstler so rasch auf der Bahn der Kunst fortschreitet.

Die Abfahrt von dem Markte von Noer in München, Nr. 56, hat in der Zeichnung viel Humoristisches, auch die Farbe ist hie und da trefflich, z. B. der Figuren am Tische; aber im Ganzen ist in der Färbung doch etwas Trockenes und Unerquickliches.

Die „Bildhauerarbeiten" von Westerreicher in Linz, Nr. 57 und 58, erscheinen uns sehr rein und verdienstlich. Eben so erscheint uns der „Tod des heil. Franciscus", von Oberhuber Franz in Linz, Nr. 59, mit vielem Gefühle und Zartsinn geschnitten.

Die Photographien bringen sehr anziehende Bildnisse.

Ausstellung
des oberösterreichischen Kunstvereines.
(1858.)

Obwohl das laufende Jahr für Ausstellungen von Kunstvereinen nicht so günstig ist als andere, da die Künstler ihr Augenmerk vorzüglich auf die große geschichtliche Kunstausstellung in München richteten und daher die Ausstellungen anderer, besonders kleinerer Orte weniger beachten konnten, so war doch der oberösterreichische Kunstverein nach einiger Verspätung der Ausstellung in der Lage, den Besuchern seiner Anstalt 54 Kunstwerke vorführen zu können, u. z.: 1 Lithographie, 7 Handzeichnungen, 6 Gemälde in Wasserfarben, 1 Glasgemälde, 37 Oelgemälde und 2 Bildhauerarbeiten, wozu nachträglich noch mehrere einfache und farbige Photographien, 1 Federzeichnung, 1 Oelgemälde kamen. Wenn andere Künste, besonders die Musik, ihre Verehrer finden, so werden die Verehrer der bildenden Künste eine Betrachtung der Kunstwerke der gegenwärtigen Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines nicht bereuen, es müßte denn Jemand den Saal mit der Meinung betreten, daß in einer Ausstellung von Werken lebender Künstler, die doch stets mehr oder minder einem Markte gleicht, sich lauter Meisterwerke vorfinden müssen, was in keiner öffentlichen, ja nicht einmal in einer privaten, mit noch so großer Sorgfalt angelegten Sammlung möglich zu machen sein dürfte. Wohl aber besitzt die

bildende Kunst den großen Vorzug vor Dichtkunst, Musik, Schauspiel, daß sie nicht so Seichtes, Leeres und Sittenverderbendes bringen kann, wie die genannten Künste zu manchen Zeiten thaten und in unserer Zeit besonders in zu reichlichem Maße thun, weil in der bildenden Kunst jene verderblichen Einflüsse leichter erkannt und daher von gewissenhaften Vermittlern öffentlicher Anschauungen von Werken bildender Kunst leichter vermieden werden können.

Es sei uns erlaubt, nach diesem Eingange über manches Einzelne der Ausstellung zu sprechen:

Die Lithographie von J. Schall in Berlin, Nr. 1, „Unbefleckte Empfängniß", dürfte, obwohl selbst nicht fehlerfrei, doch weit würdiger jene vielen Abbildungen ersetzen, die diesen religiösen Gegenstand in wenig entsprechender Weise darstellen, und ihre Verbreitung wohl kaum durch etwas Anderes als durch ihre Wohlfeilheit rechtfertigen.

Die nachträglich eingesandte Federzeichnung von Fr. Hummer scheint uns mit vielem Fleiße und großer Reinlichkeit behandelt.

Die Photographien von einem Dilettanten zeichnen sich auch heuer, wie im vergangenen Jahre, durch Reinheit, Klarheit und Bestimmtheit aus. Die von Eleonore Auegg gemalten Photographien Zinöggers lassen wohl wenig mehr von der Photographie sehen, tragen aber die gewohnten gefälligen und lieblichen Farben dieser Künstlerin.

Blumauer aus Vöcklabruck hat in Nr. 2, 3, 4 und 5 sehr schöne und ansprechende Handzeichnungen ausgestellt, die an Schwung und dichterischer Auffassung des Gegenstandes die in früheren Jahren ausgestellten bedeutend übertreffen; aber es scheint uns, daß Blumauer in der Schnelligkeit des Arbeitens Gefahr läuft, sich von dem Bestimmten zu entfernen und dem Wolligen zu nähern.

Die Pferdezeichnungen von Bach Alex. aus München in Nr. 6, 7 und 8 sind in der geübten und leichten Art dieses Künstlers ausgeführt.

Zeiß Friedrich aus München hat in Nr. 11 und 14 sehr schöne Wasserfarbengemälde ausgestellt. Nr. 11 ist der hohe Göll im Abendglühen, ein klares, erhebendes und künstlerisch begrenztes Bild. In Nr. 14 „Das obere Thor zu Neuessing im Altmühlthale" erscheinen uns Felsen und Häuser trefflich, und würden dieß noch mehr sein, wenn beide Gegenstände sich bestimmter von einander abhöben.

Die Wasserfarbengemälde von Eibner Friedrich aus München, Nr. 9, 10, 12 und 13, scheinen uns viel Fertigkeit und Farbensinn zu zeigen.

Das Glasgemälde von Ferstl A. in München, Nr. 15, „Madonna nach Raphael" ist sehr klar, rein und feurig in der Farbe.

In Nr. 17, 19 und 21 hat Esch Mathilde aus Wien Landschaften in Oel gemalt ausgestellt. Die Künstlerin scheint eine Schülerin Seidls zu sein. Wir finden die zarten Ausgänge, die nette Zeichnung und durchsichtige Farbe in den Bäumen, wie wir sie an dem genannten Künstler wenigstens in der früheren Zeit zu sehen gewohnt waren. Mehr Abwechslung im Grün, mehr Sonnenkraft und leichtere Staffirung dürfte der Künstlerin ungemein förderlich sein.

Nr. 18 „Der ungebetene Gast" von Swoboda Rudolf in Wien zeigt eine Bruthenne, welche zu einem essenden Kinde auf das Kinderstühlchen geflogen ist und von dort Kochstückchen aus dem Napfe für ihre Küchlein hinabwirft, während das Kind sich erschrocken und weinend zurückhält. Wir halten den Stoff der naivsten und schalkhaftesten Behandlung fähig, nur muß dann Alles höchst bezeichnend, leicht und flüssig sein, wie denn der Scherz überhaupt nicht

im Harnisch und Koller geht. Diese leichte, in's Herz treffende, ungesuchte Art, wie wir sie in diesem Stoffe ahnen, hat der Künstler trotz guter Technik und gefälliger Farben, wie wir meinen, nicht ganz getroffen.

In Nr. 20 hat unser Landsmann Obermüllner Adolf, welcher sich derzeit in München befindet, eine große Landschaft ausgestellt: „Gegend bei Brannenburg". Wir müssen überhaupt das Bestreben, die Schönheit, Kraft und Majestät des Baumes in der Landschaftmalerei wieder zu Ehren zu bringen, was trotz des herrlichen Vorbildes Ruisdael in neuester Zeit sehr in Abnahme gekommen ist, unbedingt loben, und insbesonders müssen wir es hervorheben, daß der junge Künstler ein so ernsthaftes Studium auf die Bäume verwendet hat, wie es aus diesem Bilde hervorleuchtet, und es freut uns, sagen zu können, daß der Künstler seit Kurzem einen sehr großen Schritt vorwärts gethan hat. Die Eiche im Mittelgrunde, welche den Kern des Bildes darstellt, ist sehr gut studirt, ist körperlich gebaut, und hat ernste und würdige Farben. Für trefflich müssen wir auch die Durchsicht unter den Bäumen erklären, so wie den Bruch, der rechts im Bilde nach vorwärts geht, und Grasbüschel und allerlei breite Blätter trägt. Wenn der junge Künstler, der sich vielleicht noch zu sehr vor gebrochenen Farben scheut, die sich theilweise deckenden Bäume in optische Trennung bringen kann, und wenn er auf dem Wege genauen Naturstudiums und im Sinn nach edlen Gestalten so fortschreitet, wie es den Anschein hat, daß er es thut, so kann ihm nach unserer Meinung die Bedeutung nicht entgehen, die jedem Begabten und mit heiligem Eifer Strebenden gewiß ist.

„Mondlicht auf der Schelde bei Antwerpen", Nr. 22, von Linnig Egid in Antwerpen scheint uns dieses Mal bei viel Duft und Feuer doch nicht von Schwere und Eintönigkeit frei zu sein.

Das Gattungsbild, Nr. 23, „Ländliche Scene“ von Bergmann J. in München hat etwas Natürliches, dürfte aber nach unserer Meinung eine leichtere Behandlung erfordern.

Nr. 24. „Ziegelei bei Benediktbaiern“ von Metzener Adolf in München zeigt uns viel Naturstudium und Auffassung so wie Fernhaltung von eingelernten Gestaltungen; aber es dürften anziehendere Formen zu wünschen sein. Besonders gut, gleichsam eine idyllische Stimmung weckend scheint uns der Vordergrund zu sein.

In Nr. 25 hat Müller Moriz in München (Feuermüller) eines seiner bekannten Stücke mit Feuerbeleuchtung, der dieses Mal auch eine Morgenbeleuchtung beigegeben ist, ausgestellt: „Sonntagsmorgen auf der Alm“. Die Art, wie die Feuerbeleuchtung vom Herde, über dem ein Kessel hängt, auf dem Antlitze einer ihren Geliebten erwartenden Sennerin und auf ihren Gewändern spielt, ist wie immer bei diesem Meister vortrefflich und natürlich. Das Haupt und der Oberkörper der Sennerin scheint uns auch ausgezeichnet, aber auf Modellirung und Stellung des Unterkörpers so wie auf Faltung der Gewänder desselben hätte nach unserer Meinung ein so bedeutender Künstler eine etwas größere Sorgfalt verwenden sollen. Deßohngeachtet dürfte dieses Bild in mancher Sammlung eine liebe Gabe sein.

Nr. 26 „Bauernhof bei Werfen“ von Höfer Heinrich in München hat gefällige Farben, wir glauben aber, daß sie wahrer und weniger wollig sein sollten.

Kannemanns C. aus Breda hat drei Bilder ausgestellt, Nr. 28, 32 und 38, lauter Seestücke, von denen Nr. 28 „Bewegte See an der holländischen Küste“ ein schön gezeichnetes Meer bringt. Die Luft dürfte zu eintönig sein. Stimmender erscheint uns Nr. 32 „Ruhige See an der französischen Küste“; aber ein treffliches Bild kann Nr. 38

genannt werden: „Ruhige See mit Fischerbooten". Ein sanftes, sonnenglänzendes Meer geht freundlich hinaus, körperliche Schiffe werden von ihm getragen, und der Himmel, einer sonst zuweilen vorkommenden Untugend Kannemanns entgegen, wölbt sich hier in guter Abstufung dem fernen Horizonte zu.

Nr. 30. „Kloster Apollinarius im Aso-Thale" von Funk H. in Stuttgart hat Stimmung in Luft und Bergen, es erscheint uns nur der Vordergrund in seinem Braungelb zu hart.

Die zwei aus Palästina heimkehrenden Pilger, welche ihr Kloster zerstört finden, von Ender Eduard in Wien, Nr. 34, sind fleißig gearbeitet und mit Sauberkeit ausgeführt. Der Künstler hat sich eine äußerst schwierige Aufgabe gestellt, die nicht leicht klar sprechend auszuführen ist. Die bloße Umarmung scheint uns nicht hinlänglich zu sein, eben so wirkt das Trümmerwerk nicht unmittelbar, da die Zerstörung vor längster Zeit schon geschehen scheint. In technischer Hinsicht dürfte das Morgendämmern des Himmels zu graublau und schwer sein. Diese rußartige Färbung und die Undeutlichkeit der Handlung scheint uns der „Geizhals" desselben Künstlers in Nr. 41 in erhöhtem Maße zu haben.

Nr. 34 „Salzburg von Maria Plain" von Zeller Friedrich in Salzburg ist sonnig, dürfte aber etwas weicher in der Zeichnung sein.

Bürkel Heinrich in München hat 2 Bilder ausgestellt, Nr. 36 „Schiffzug auf dem Inn in Tirol" und Nr. 49 „Wirthshaus auf dem Wege nach Partenkirchen im bairischen Oberlande". Die Reiter des Schiffzuges sind von einer Meisterschaft in Zeichnung — vorzüglich sind die Verkürzungen staunenswerth — in Farbe, in Modellirung, in Auffassung und in Unmittelbarkeit des Lebens, daß wir solchen

durchgebildeten, auf das Frischeste mitten in ihrer Handlung begriffenen Gestalten selten begegnen, es wäre etwa auf den Bildern des alten Wouwermann. Das ist der eigentliche echte Humor, daß sich das Leben in seiner kecken Sprudelkraft gibt, und daß dort, wo scheinbar Rohheit und wilde Kraft herrscht, die Dichtung das Schalkhafte findet, was aus den Bestrebungen der Einzelnen ihrer unbewußt als Gesammtheit hervorgeht, daß sie in dem eifrigen, belebtesten Arbeiten zum gemeinschaftlichen Zwecke das höhere Gesetz findet, und daß die Kunst durch Behandlung der Gestalten ihren Zauber um Gewöhnlichkeit gießt. Man sagt, daß Bürkel viele Wochen unter Schiffsziehern gelebt hat. Dieß erklärt die Unmittelbarkeit seiner Hervorbringungen. Viele suchen den Humor, und finden ihn nicht, weil sie ihn suchen. Auf den Wellen des Lebens muß er daher schwimmen, und dort muß er gesehen werden. Das Landschaftliche in seiner Klarheit, Zartheit und Wahrheit, wie es Bürkel, wenn er will, so unnachahmlich kann, ist zum größten Theile in beiden Bildern. Im Wirthshausbilde ist bezüglich der Figuren der Tisch im Grase, zu dessen Insassen der danebenstehende Wirth das große Wort führt, von vollendeter Meisterschaft. Es ist hier wieder das hellste Leben zusammengestellt aus den eigensten Kundgebungen jedes Einzelnen. Ein Dichter könnte eine der neckischsten Erzählungen aus dieser einzigen Gruppe herableiten. Herrlich ist noch der Fuhrwagen, der Hintergrund, die Straße. Wir müssen abbrechen, um nicht dem einen Manne des Raumes, der uns in diesen Blättern gegönnt ist, zu viel zu geben.

Hansch Anton aus Wien hat zwei Bilder ausgestellt: Nr. 40 „Sonnenuntergang am Chiemsee“ und Nr. 43 „Herannahendes Gewitter am Chiemsee“. Dieses letztere Bild scheint uns in seinem Studium bedeutend zu sein. In

den Wolken, in den Bergen, in dem rollenden Wasser ist Kraft, selbst der Strand in dem verödeten Winkel mit dem alten Kahne stimmt zum Ernste des Ganzen. Ob die allerdings in der Natur so eintretenden parallelen, aber sich schnell bewegenden Strandwellen in ihrem starren Beharren auf dem Bilde zu rechtfertigen sind, getrauen wir uns nicht zu entscheiden. Der Sonnenuntergang scheint uns weniger in's Einzelne studirt zu sein, obgleich er durch seine in's Auge gehenden Farben verständlicher sein dürfte.

Schleich Eduard aus München hat in Nr. 42 „Ernte bei heranziehendem Gewitter" ein ganz treffliches Bild ausgestellt. Das Sonnige und Duftige in den fernen Bergen und Wolken links im Bilde ist meisterhaft, eben so die ferne sich sanft erhebende Ebene unter diesen Wolken. Auch rechts ist in der Ferne der Horizont herrlich zu nennen. Die Mitte nimmt das drohende Gewitter ein. Ob dem schönen, dichtungsreichen Gemälde von nicht großem Umfange die breite Behandlung Schaden thut, wagen wir nicht zu entscheiden. Nur das scheint uns der Bemerkung zu bedürfen, daß im Vordergrunde das Braun und Gelb zu herrschend sein dürfte.

Girscher Bernhard aus Berlin hat in Nr. 44 und 50 zwei Landschaften ausgestellt: „Spätherbst im Gebirge" (Motiv aus dem Salzkammergute) und „Hochgebirgssee an der Vedretta Marmelata Livina longo". Beide Bilder reißen im ersten Augenblick die Betrachtung an sich. Das Herbststück lockt auch sehr durch seine ausgezeichnete Harmonie; aber es scheint uns doch, daß in der Farbe Willkür und daher Manier herrscht, sie ist nach technischer Wohlstimmung zusammengestellt, wie man eben Gegensätze und Stimmungen braucht, weniger nach dem Naturgesetze, und endlich soll in jedem Gemälde, wenn man sich die Farbe wegdenkt, eine schöne Contour und reine Zeichnung übrig bleiben, was bei

dem Ineinanderfahren der Farben, besonders im Herbstabende nicht so völlig gelingen dürfte. Der Schnee in dem Gebirgsstücke scheint uns sehr gelungen, doch dürfte er luftiger sein, dann hätte der Künstler das schwere Braun der Mittelberge nicht bedurft. 5

Das Thierstück von Heicke in Wien, Nr. 46, ist mit sehr schönen und schimmernden Farben gemalt, dürfte aber mehr Naturstudium nöthig haben.

Nr. 51: „Flußhafen im Charakter der Niederlande" von Hermann Ludwig in Berlin ist ein sehr sonnig, lebendig und 10 klar gemaltes Bildchen. Ist auch etwas Manier vorhanden, besonders in dem leichtkalkigen Tone der Wolken, so entschädigt doch den Liebhaber die anmuthige Haltung des Einzelnen und die Freundlichkeit des Ganzen.

Das nachträglich eingesendete Bildnißstück Bachems ist 15 breit und praktisch gemalt, dürfte aber mehr Weichheit und Naturstudium haben.

In Nr. 52 ist von Peter Johann Nep. Geiger in Wien ein Bild ausgestellt: „Beduine in der Wüste". Der Gegenstand ist aus einer Erzählung genommen, die den Titel 20 „Abdias" führt, daher erklärt sich die schwarze Inschrift des Rahmens, und der in den Kleidern eines Wüstenhäuptlings da sitzende Mann ist ein Jude, der unter aegyptischen und römischen Trümmern in der Wüste lebte und später im Hochmuthe sich reich beduinisch kleidete, daher erklärt sich die 25 lichtere Farbe seines Angesichtes. Das Bild erscheint bei dem ersten Anblicke fremdartig, es ist uns der Mann, die Umgebung, der Himmel nicht zugeartet, und dieß muß um so mehr der Fall sein, je wahrer das Alles ist; es ist eben die Erscheinung der fremden Zone, die unsern Lüften ein Räthsel 30 ist. Das Gemälde aber theilt eine Eigenschaft mit allen Meisterwerken der Kunst, nämlich die, daß es immer schöner wird, je länger man es besieht und betrachtet. Wir stehen

nicht an, zu bekennen, daß wir dieses Bild für ein Meisterwerk der neueren Kunst erachten. Die dichterische Kraft, die in dem Haupte der Gestalt liegt, ist bewundernswerth. Die Züge seines Stammes tragend und etwas hager, ist das Angesicht doch von ergreifender, männlicher Schönheit. Die Stirne hegt den Ernst und die Schwärmerei, die Augen blicken freudig und entschlossen, und der feine, leicht geöffnete Mund zeigt die südliche Gluth des Begehrens und die treibende Gewalt des Willens. Wir denken uns, aus diesem Stoffe liefert das Wüstenvolk seine Führer, seine Löwenjäger, seine Propheten und Fanatiker. Die ganze Gestalt entspricht dem Haupte, und erklärt dasselbe nur weiter. Die Hagerkeit und Geschmeidigkeit der Wüste ist auch mit ihrer Kraft vereint. Dieß erscheint besonders in den Händen und in den schöngestalteten nackten Füßen. Die Umgebung der Gestalt ist eben so dichterisch. Aegyptische Trümmer, römische Ueberreste, zu zwei Dritttheile versandet, eine zerrissene Aloe, stehende und sinkende Palmenstämme, gelber Sand, eine in den Hintergrund gehende Oede, Wohnung der Schakale und Löwen, ein dunkler, grünlich blauer Himmel, gleichsam mit Wüstenstaub geschwängert, und eine wasserlose Hitze, die aus allen Gegenständen spricht — das sind die Bestandtheile der Landschaft, die den Mann umgibt. Die Behandlung ist frei, leicht und kühn, wie sie dem Genie eigen ist, und doch so reich in den innigsten Farben durchgearbeitet, wie sie nur das tiefe Gefühl hervorbringt. Darum sind solche Bilder so außerordentlich schwer zu copiren. Alles Außenwerk hat der berühmte, in historischer Treue fast ängstliche Zeichner wahrscheinlich nach der Natur studirt, da er im Gefolge Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand Max Klein=Asien, Aegypten und Algier besucht hat. Die Rundungen in den Gegenständen des Gemäldes sind ausgezeichnet. Zu bedauern ist nur, daß das Bild ohne Firniß ausgestellt werden mußte,

weil es noch zu neu ist, und daher des Einschlagens der Farben willen nicht nur deren eigentlicher Ton mißkannt wird, sondern auch gerade der tiefste Schmelz und die Kraft verloren geht.

In Nr. 53 ist ein geschnitzter Becher von Rint aus Linz ausgestellt. Er ist mit all der staunenswerthen Fertigkeit in der zartesten Art von Holzschnitzerei ausgeführt, welche wir an ähnlichen Arbeiten dieses Bildhauers schon öfter zu bewundern Gelegenheit hatten. Dieser Becher dürfte aber alle seine Vorgänger an Schönheit übertreffen, nicht nur, was die gefällige Gesammtgestalt betrifft, sondern auch der reinen, leichten und in's wirklich Künstlerische gehenden Ausführung wegen. In Anbetracht des unsäglichen Fleißes, der ausdauerndsten Geduld und der langen dazu verwendeten Zeit, womit dieses Werk vollendet wurde, ist der Preis ein sehr geringer, mit dem gebräuchlichen von vielen leicht hervorgebrachten Gemälden verglichen. Der Becher würde jeder Sammlung kunstreicher Dinge zur Zierde gereichen.

In Nr. 54 hat Westerreicher aus Linz eine Madonna aus Holz geschnitten ausgestellt, deren Angesicht mild und lieblich, und deren Körper mit edlem, gefälligem Faltengewande bekleidet ist. Schwieriger war dem Künstler das Kinderköpfchen.

Schließlich können wir die Nachricht mittheilen, daß einige Gemälde von ausgezeichneter Schönheit für den nächsten Wechsel eingetroffen sind.

Ausstellung
des oberösterreichischen Kunstvereines.
(1859.)

Gleich anderen namhaften Vereinen, welche in dem heurigen Jahre der im Frühlinge eingetretenen Verhältnisse willen, die der Kunst und ihrem Verkehre nicht günstig erschienen, eines Theils ihre Ausstellungen nur später eröffnen, und anderen Theils sie nicht so reichlich ausstatten konnten als sonst, hat auch der oberösterreichische Verein seine heurige Ausstellung verspäten müssen, da insbesondere die von anderen Ausstellungen nach Linz bestimmten Gemälde später eintrafen als in früheren Jahren, und er hat eine geringere Zahl von Gemälden bringen können, da manche Künstler theils am Arbeiten behindert waren, theils bei der Verfrachtung leichter Beschädigungen für ihre Bilder fürchteten als sonst. Es ist zu hoffen, daß nach Behebung dieser Uebelstände wieder der frühere Verkehr eintreten wird, wie ja bereits neue Werke angekommen und fernere angekündigt sind.

In der gegenwärtigen Aufstellung sind 35 Oelgemälde, eine Bleistiftzeichnung und die Pläne zu dem beabsichtigten Mariendome in Linz in zehn Blättern und einer perspectivischen Zeichnung enthalten.

In der ersten Raumabtheilung befinden sich auf langen Tischen in großen Blättern die Grundrisse, horizontalen Quer- und Längenschnitte, so wie die Lang- und Querdransichten des für Linz beabsichtigten Mariendomes. Eine

perspectivische, getuschte Zeichnung desselben Domes hängt im Rahmen und unter Glas an der Wand. Obwohl schon eine erste Beschauung dieser Blätter zeigt, daß der Zeichner derselben, der Baumeister Statz aus Köln am Rhein, von der Heiligkeit, von der Würde und dem Ernste seiner Aufgabe durchdrungen war, und diese Heiligkeit, diese Würde und diesen Ernst in der entsprechendsten Gestaltung, wozu er den gothischen Stil wählte, darzustellen sich bestrebt habe, obgleich dem Beschauer sofort aus diesen Blättern, deren Zeichnungen in großem Maßstabe ausgeführt wurden, das Religiöse, das Feierliche, das Weihevolle und andererseits auch das Reiche, Großartige und, wir möchten sagen, Prachtvolle der Anlage dieser Räume entgegen tritt, obwohl aus der perspectivischen Zeichnung zu vermuthen ist, daß die Kirche, wenn sie ihre Vollendung zu gewinnen vermag, nicht nur das schönste Bauwerk in Oberösterreich sein wird, sondern auch zu den schönsten Bauwerken, welche die neue Zeit hervorgebracht hat, überhaupt wird gezählt werden müssen: so reicht doch ein bloßes, wenn auch öfter wiederholtes Beschauen eines solchen Planes nicht hin, um auch nur von dem *einen* Standpunkte der Kunst ein annähernd entsprechendes Urtheil fällen zu können. Dazu muß das Werk, wie die Künstler sich ausdrücken, *studirt* werden, d. h. in allen seinen Theilen und ihrer Beziehung zum Ganzen betrachtet, und um die Einzelschönheit und deren Zusammenstimmung zur Allheit befragt werden. Man erwäge hier nur den einen Umstand, den Viele vielleicht für unbedeutend halten, die *Größe*. Gothische Kirchen dürfen unter ein bestimmtes Maß der Größe nicht herabsinken, ohne daß ihre Wirkung beeinträchtigt wird. Die Gothik ist so ernst und groß, daß sie sogleich lächerlich wird, wenn man sie auf zu Kleines anwendet. Manche Gartenhäuschen, manche Gartenthore, manche Sommerhäuser auf grünen Hügeln geben in unserer Zeit

ein trauriges Zeugniß dieser Thatsache. Es kann ein Plan einer gothischen Kirche tadellos sein, die Perspectivzeichnung das lauterste Ebenmaß zeigen; ist sie aber zu klein, so ist alle Wirkung verloren. Es muß demnach nicht bloß der Techniker, der wissen will, wie viele Menschen die Kirche zu fassen vermag, den Plan derselben messen, sondern auch der, der ihn um die Schönheit befragt, wenn die Kirche fertig dastehen wird. So müssen auch die Größen der Theile und ihre Verhältnisse zu dem nächsten und endlichen Ganzen geschätzt werden. Daß die Gestalt zuletzt den entscheidenden Ausschlag auf Schönheit gibt, ist wohl Jedem klar. Auch der Baustoff, wenn er zugleich mit dem Entwurfe gegeben wird, ist für Schönheit nicht gleichgiltig, ja er bedarf, wenn nicht andere unüberwindliche Verhältnisse gebieten, der eindringendsten Erwägung.

Da die Pläne des Mariendomes erst seit Beginn dieser Woche in dem Ausstellungssaale aufliegen, so behält sich der Schreiber dieser Zeilen, welcher eine Besprechung der ausgestellten Kunstgegenstände des Vereines nicht mehr länger zu verschieben vermochte, vor, eine Beschreibung des zukünftigen Domes nach seinen Einzelheiten, und, so weit es die Kräfte des Beurtheilers erlauben, auch eine Meinung über die Schönheit dieses Baues als einen kleinen Beitrag zu der Gesammtanschauung, die sich über diesen Gegenstand bilden wird, nieder zu legen. Er glaubt hiedurch auch allen denjenigen einen kleinen Dienst zu erweisen, welche an der wichtigen Landesangelegenheit des Baues eines Domes für die Diöcese großen Antheil nehmen, und nicht in der Lage sind, selber kommen und die Zeichnungen in eigenen Augenschein nehmen zu können, welcher Augenschein freilich besser ist als alle Beschreibung, weßhalb diejenigen, die an der Sache Antheil nehmen, und denen es nur einiger Maßen ihr Beruf erlaubt, eine kleine Reise nicht scheuen, nach Linz

kommen und den eigenen Augenschein an den aufliegenden Papieren nehmen sollten. Der Schreiber dieser Zeilen hat sich übrigens auch nur vorgenommen, von dem Standpunkte der Kunst aus über die Pläne der Marienkirche zu sprechen; über die vielen anderen wichtigen und nothwendigen Standpunkte zu urtheilen, die bei einem solchen Werke in Anbetracht kommen, hält er sich für noch weniger befähigt als über den Standpunkt der Kunst. Fachmänner werden nach ihrem Fache den Gegenstand betrachten, und vielleicht gelangen auch hierin öffentliche Urtheile zur Kenntniß der Landesbewohner, um dadurch ein Gesammturtheil, und aus diesem, wir hoffen es ganz zuversichtlich, eine Gesammtliebe des Gegenstandes hervorzurufen.

Wenn es erlaubt ist, nach kurzer Betrachtung auch schon eine Bemerkung über einen Kunstgegenstand niederzulegen, so würde der Schreiber dieser Zeilen sagen, daß ihm die Fenster des Domes zu wenig hoch erscheinen, und im Verhältnisse der Breite zur Höhe ein etwas gedrücktes Aussehen bieten. Dieß schien sich ihm besonders bei Betrachtung der Längendransicht aufzuzeigen, in welcher ihm die Fensterreihen eher der heiteren Pracht eines mittelalterlichen Rathsaales als der Strenge einer Kirche zu entsprechen schienen. In der perspectivischen Zeichnung tritt dieß weniger hervor, da in derselben die Sockel unter den Fenstern in demselben Tone gehalten sind, wie die Fenster, und daher als Fortsetzung derselben wirken, welches Verhältniß in Beziehung zu der ganzen wirkenden Masse als ein sehr entsprechendes in das Auge zu gehen scheint. Deckt man sich aber die Sockel mit Papier, so scheint es, daß sich auch in der Perspectivzeichnung die zu geringe Höhe der Fenster bemerkbar machen will. — Der Gefertigte spricht seine Bemerkung aus, daß sie sich, wenn sie irrig ist, durch die Betrachtung Anderer widerlege, oder daß sie, wenn sie

anerkannt werden sollte, einen geringen Beitrag zu einer allfallsigen Abänderung liefere.

Greil hat eine Bleistiftzeichnung ausgestellt: „Maxmilian von Oesterreich begrüßt seine Braut Maria von Burgund". Die Zeichnung gereicht nach unserer Meinung dem jungen angehenden Künstler sehr zur Ehre, er beurkundet in derselben wieder sein entschiedenes Talent zur Composition, dessentwillen er von Linz aus in die Akademie der bildenden Künste zu Wien empfohlen wurde, und das er auch dort beurkundete. Im Einzelnen des Zeichnens wird er sich die nothwendige Vollkommenheit aneignen. Die Angesichter der Hauptgestalten in der vorliegenden Zeichnung dürften nach unserer Ansicht unbeschadet der Bildnißähnlichkeit doch schöner zu halten sein.

In Nr. 1, 9, 25 und 28 hat Waldmüller F. G. aus Wien Studien ausgestellt, denen wir, wenn wir etwa Nr. 9 ausnehmen, keinen Beifall schenken können, ja Nr. 1 „Der Nothverkauf eines Kalbes" scheint uns in allen Theilen verfehlt.

Nr. 2 „Mondnacht an der Küste der Normandie", von Marées Albert in München, hat viel Licht, und das Meer geht gut hinaus. Das Land dürfte zu bleiern sein. Genauere Naturstudien werden den Künstler sehr fördern.

„Der Fischer von Göthe" von Krauthauf Ferdinand in Wien in Nr. 3 ist nach alten italienischen Meistern gemacht. Wenn aber alte Bilder schlechthin mit ihren durch das Alter erlittenen Unbilden nachgeahmt werden, erscheint uns das nicht als Studium der Alten. Wir vermissen auch die Innerlichkeit, die Naivetät und den Duft der Göthe'schen Dichtung.

Das „Wirthshaus" von Voltz Ludwig in München, Nr. 6, erscheint uns fleißig gearbeitet.

Das Bild von Altmann A. in Wien, Nr. 10, dürfte doch zu weit vom Naturstudium entfernt sein.

Nr. 12 „Sennerin bei den Kühen und Schafen" von Habenschaden S. in München ist mit Fleiß und Zartgefühl gemalt, der Künstler möge die Kraft des Lichtes und die Klarheit der Schatten in der Natur recht oft betrachten, dann wird sich das Trübe, das diesem Bilde noch anklebt, verlieren. 5

Nr. 13 „Das Höllengebirge mit dem Moorbade Zipf" von Obermüllner in München war schon im vorigen Jahre gegen Ende der Ausstellung zur Ansicht gebracht. Das Bild ist in einzelnen Theilen vortrefflich, ja geradezu meisterhaft. Wir rechnen hiezu die rechte Seite des Wolkenhimmels, die 10 fast unübertrefflich ist, dann das Höllengebirge, den Wald vor demselben, und die hinteren Wiesen. Diese Theile sind von dem jungen Künstler mit einer Tiefe und Gestaltungskraft behandelt, welche eines erfahrenen Meisters würdig wäre. Wenn dieß nicht etwa zufällig ein sehr gelungener Wurf 15 ist, sondern mit Naturbewußtsein gestaltet, so dürfen wir, wenn der Künstler unbeirrt von Methoden oder Genossenschaftseinflüssen dem treuen Studium der Natur anhängt, ihm eine genugthuende Zukunft weissagen. Wir haben von ihm kein schöneres Bild gesehen als dieses. Die linke obere 20 Ecke der Luft dürfte zu flach sein und mit der übrigen Luft nicht stimmen. Der Vordergrund sollte wahrer und minder trüb sein.

In Nr. 14 und 7 hat Löffler C. aus Wien Bildnisse ausgestellt, von denen uns 14 fleißig und gegenständlich aus- 25 geführt erscheint.

Von Stademann A. in München dürfte die „Eislandschaft" in Nr. 15 befriedigen. Sein Mondschein in Nr. 5 aber scheint uns weit hinter dem zu stehen, welchen der Verein im vorigen Jahre von ihm gekauft hat. Der Duft 30 ist in etwas Wolliges und Mehliges ausgeartet.

Die „Pflanzen aus den Hochalpen Salzburgs" in Nr. 16 von Schuster in Wien haben etwas emsig und mit

Studium Ausgearbeitetes, dürften aber kaum in dieser Ordnung auf dem Hochgebirge gewachsen sein.

Kannemanns C. in Breda hat in Nr. 17 und 21 Seestücke ausgestellt, in denen er wieder, wie wir es von ihm gewohnt sind, den Wellenschlag überhaupt, und dann die Färbungen der nordischen Meere trefflich bildet, der Himmel dürfte in beiden Stücken zu flach und eintönig sein.

Der „Gardasee" von Zimmermann Albert in München in Nr. 18 dürfte schwächer sein, als wir es von diesem Meister zu sehen gewohnt sind. Der Himmel erscheint uns meisterhaft gemalt, dann aber sind die ihn schneidenden Berge und der See nicht tief genug in Färbung, um ihn zurück zu drängen und zu klären. Der Mittelgrund erscheint uns zu unbestimmt gelblichbraun, und im Vordergrunde treten nach unserer Meinung kalte Mauertöne störend heraus.

Die „betenden Kinder" von Fröhlich J. in München in Nr. 20 sind ein ansprechender Gegenstand, dürften aber in den Schatten zu gleichmäßig schwarz sein.

Hantsch A. in Wien hat zwei Bilder ausgestellt. In Nr. 22 „Abend am Chiemsee" und in Nr. 34 „Das Wetterhorn bei Rosenlaui in der Schweiz." In beiden Bildern zeigt sich der warmfühlende Künstler. Der Vordergrund in Nr. 22 ist im Halbdunkel des Abendschattens sehr anmuthig hingestellt. Das Stillleben der menschlichen und der Thiergestalten zeigt sich sehr ansprechend, und über dem Hintergrund ist der Duft des Abendlichtes ausgegossen. In Nr. 34 ist der Vordergrund zart und kräftig durchgeführt. In beiden Bildern, scheint es uns, sollten die Berge mehr in die sie umgebende Luft getaucht sein, und in Nr. 22 dürfte diese Luft als Abendluft klarer hinter das Haus zurückgehend zu halten gewesen sein.

Mövius H. aus Düsseldorf hat in Nr. 24 „Cap Misene am Eingange vom Golfe von Neapel" ein Bild von

großer Meisterschaft ausgestellt. Hier ist kein Versuchen, kein Tasten in unbestimmten Richtungen, kein Hingeben an verführerische Farben, sondern das klare Bewußtsein dessen, was ist, das Versenken in die Schönheit desselben und die bestimmte Darstellung dieser Schönheit. Man könnte sagen, jeder Pinselzug in diesem Bilde ist ein klassischer und entschiedener, daher gewinnt das Bild jene unbeschreibliche Klarheit, Ruhe und Durchsichtigkeit, die es hat. Das Vorgebirge stellt sich mit seinen gelblichbraunen Felsen gegen das blaue Mittelmeer, dessen Bläue vielleicht das schönste Landschaftsblau ist, das die Natur kennt. Auf ihrem Rücken tragen die Felsen das durch den Süden verbrannte Gras, grauliche Olivenbäume, und an der äußersten Spitze gegen die See ein kleines, leuchtendes, weißes Gebäude. Von ihrem Fuße geht gegen den Vordergrund, der ein kleines Strandstück mit einem flachen Steine und einem Fischerkahne darstellt, der langgestreckte Wellenschlag des Meeres, der in seinen Spiegelfurchen hinterseits das Leuchtgelb der Felsen, vorderseits das Blau des Himmels zeigt, und zwischen Beiden hie und da die örtliche grüne Farbe des Wassers durchblicken läßt. Seitwärts der Felsen hat das Wogen des Meeres das Blau und Silber des Tages. Hinter dem Vorgebirge streicht ein Lüftchen, das an dem langen, dunkelblauen Striche, den es auf das Meer legt, erkennbar wird. Hinter diesem Blau leuchtet die lange, feine, gerade Linie des Strandes von Neapel und seiner Umgebung mit der fortlaufenden Kette von Gebäuden, und hinter diesen sind die sonnigen, absteigenden Flächen des Vesuves mit ihren lieblich blauen Schatten und der sanft gebogenen Rauchsäule des Gipfels. Der Himmel ist heiter, und hegt gegen seinen Scheitel die sogenannten Schäfchenwolken. Uns Nordländern mag die Einfachheit der Linien und die Ruhe der großen Massen, die dort wirken, etwas fremdartig sein und den Eindruck ab-

schwächen; aber sicher gehört dieses Bild zu jenen, die, wie es jedem Kunstmeisterstücke eigenthümlich ist, immer schöner werden, je länger man es besieht.

Gehen wir gleich von diesem Bilde zu einem anderen über, das mit ihm um den Siegespreis ringt. Stellt Mövius den heißen, heiteren, ausgebrannten Süden dar, so zeigt sich uns in Nr. 31 „Motiv aus dem Salzkammergute" von August Piepenhagen aus Prag der frische, feuchte, duftige, lichtglänzende Norden. Sonnige Hochberge mit Schneestellen gehen aus der leichtnebligen Luft vorwärts, legen ihre Dämmerschatten nach abwärts, hegen den dunkeln, tiefdämmerigen Seespiegel zu ihren Füßen, und heben sich in blaulicher Schattenwand von dem vordern, grünen und felsengeschmückten, in der Sonne glänzenden Abhange ab, der auch seine Farben wieder in dem See spiegelt. Schön gebaute Steine mit leuchtendem Moose, Gräsern und Kräutern bedeckt, und sonnige Gesträuche, die sich gegen die dunklen Berge zeichnen, schließen in der linken vordern Ecke das Gemälde ab. Ein Schiffchen, das auf dem See fährt, und das man fahren zu sehen wähnt, belebt die Einsamkeit, die auch durch ein paar Häuschen am Seestrande gemildert wird. Kaum hat man das Sonnenleben und die Schattenruhe unserer Berge, so wie das Stille und Glatte unserer Seen treuer und schöner dargestellt gesehen als auf diesem Bilde. Der Ton der luftigen Schatten der Gebirge bietet oft den bedeutendsten Künstlern große Schwierigkeiten, eben so die dunkle Farbe der ruhenden Seen. Hier sind sie mit der wahrsten Naturtreue und der größten Durchsichtigkeit wiedergegeben, daß man sie in Wirklichkeit zu sehen meint. Zugleich hat der Künstler seinen Gegenstand mit der innigsten Liebe und der tiefsten Wärme behandelt, so daß man den Ausdruck gebrauchen möchte, es wohne eine reizende Süßigkeit in diesem Bilde. Die Bewohner unseres Landes werden es wohl, da ihnen

solche Gegenstände bekannt und vertraut sind, dem von Möviu︎s vorziehen. Es wäre ein Gewinn, wenn der Wunsch in Erfüllung ginge, daß Piepenhagen gleich dem trefflichen Mövius unseren Verein jährlich mit einem so schönen Bilde beehrte. 5

Der „Sommer" von Perzel L. in München, Nr. 26, hat leichte, schöne Wolken, die Bäume dürften wohl etwas beweglicher und durchbrochener sein.

Seidl August in München hat uns schon manches tiefgedachte und schöne Bild gesendet. Wir versprachen uns 10 von diesem Künstler eine bedeutende Zukunft. Aber schon in dem vorjährigen schönen Bilde fanden wir einen Hang zum bloß Decorativen, welcher sich in dem heurigen Bilde Nr. 27 „Mittag am Starnbergersee, Kornernte" noch entschiedener ausspricht. Dieses Gehen nach oberflächlicher Ge- 15 sammtwirkung ohne näheres Eindringen in die Wirklichkeit und Nothwendigkeit der Dinge und ohne die tiefe Liebe für sie dürfte auch ein treffliches Talent, wie es Seidl gewiß ist, endlich schmerzhaft verflachen.

Die „holländische Rheingegend" von de Hay in 20 Amsterdam in Nr. 30 hat die Lehmgründe und Kühe im Vordergrunde sehr gut, minder spricht uns der Hintergrund und die Luft an.

Lange Julius aus München hat in Nr. 32 ein großes Bild „Landschaft mit kriegerischer Staffage" ausgestellt, an 25 dem viel Fleiß ist, wir glauben aber Naturstudium empfehlen zu müssen.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines.

(1860.)

In der jetzigen Ausstellung befinden sich 28 Gegenstände, lauter Oelgemälde. Weil ein bedeutendes Bild nur 14 Tage in Linz bleiben konnte, so mußte, um dieses Bild zur Anschauung bringen zu können, die Ausstellung etwas früher eröffnet werden, als es den Künstlern angezeigt war. Deßhalb sind noch mehrere und darunter werthvolle Kunstgegenstände unterwegs, welche bei dem nächsten Wechsel werden zur Anschauung gebracht werden.

In der gegenwärtigen Aufstellung sind, wie es bei Ausstellungen von Werken lebender und in Thätigkeit befindlicher Künstler nicht anders sein kann, Gegenstände von größerem und minderem Werthe zugleich vertreten, da nur in bleibenden, öffentlichen Bildersammlungen eine strenge Auswahl getroffen und das im höchsten Sinne Künstlerische zur Bildung und zum Unterrichte der Nachwelt aufbewahrt werden kann.

Wir finden in der gegenwärtigen Aufstellung mehrere der Beachtung würdige Gegenstände, und erlauben uns Einiges davon in künstlerischer Beziehung nach unserer Einsicht zu bezeichnen, da wohl eine Aufzählung und Besprechung aller vorhandenen Werke nicht den Raum in diesen Blättern und nicht die Aufmerksamkeit der Leser finden würde.

Die zwei Seebilder Kannemanns in Breda, Nr. 2 und Nr. 6, sind in der bekannten Art dieses Künstlers gehalten, der den gleichen Kreis zu beobachten liebt. Wir halten das unter 2 ausgestellte für das ausgearbeitetere.

Linnig Egid in Antwerpen hat sein Seebild „Quarantaine-Platz bei Antwerpen", Nr. 5, sehr fleißig behandelt, uns erscheint die Farbe der Wogen etwas zu giftig blau.

„Der gute Hirt" von Maassen Theodor in Düsseldorf, Nr. 10, erscheint uns als ein ausgezeichnet gedachtes und durchgeführtes Bild voll Ernst und Würde.

In Nr. 12 hat Piepenhagen August aus Prag ein kleines Bild ausgestellt, auf welchem ein Nebelsturm (im Kataloge verdruckt mit „Stern") dargestellt ist, welcher Sturm in der Nebelbildung, in den Gebüschen und in der Gewandung der kleinen Staffage sichtbar ist. Das unscheinbare Bildchen, ganz mit der tiefen Phantasie dieses Künstlers hingezeichnet, dürfte den Kenner nicht so kurz beschäftigen.

In der „häuslichen Scene" von Weddige in Amsterdam, Nr. 13, ist Manches sehr naturwahr und richtig, dennoch konnte der Künstler eine ruhige Einheit nicht in das Bild bringen.

„Der Türkensturz bei Sebenstein in Oesterreich im Jahre 1532" von Till Leopold in Wien, Nr. 15, ist ein historisches Bild, und wir müssen es dem Künstler sehr danken, daß er dieses so ernste und herrliche, aber eben so verwaiste Fach in Pflege genommen, wir müssen auch das Lebendige der Zeichnung hervorheben, das mitunter in's Schreckliche geht, und glauben nur, daß der Künstler der epischen Wirkung näher kommen wird, wenn er die Farbe in künstlerische Ruhe und in tiefen Ernst wird gestimmt haben.

Axmann Ferdinand in Wien hat in Nr. 16 einen männlichen Studienkopf ausgestellt, welcher, wenn man auch

sieht, daß er das Werk eines Aktstudiums ist, und daß der Kopf und der Helm der Zeit nach auseinander liegen, doch so viel wirkliches Leben, eine so kräftige Modellirung und eine so markige Farbe zeigt, daß wir dem noch sehr jungen Künstler Glück wünschen, wenn er im Geiste dieser Bahn fortfährt, und seine Erzeugnisse aus dem wirklichen, lebendigen Leben schöpft. Bewunderung verdient das Auge, welches klar und durchsichtig ist, und wirklich blickt, was so wenige gemalte Augen thun.

Nr. 17 „Der Klosterorganist“ von Maassen Theodor in Düsseldorf ist das Bild, dessentwillen die Ausstellung früher eröffnet worden ist, und dieses Bild verdiente auch die Aufmerksamkeit. Es erscheint uns so schön, wie es wenige in unserer Zeit und in der Kunst überhaupt gibt. Ohne der geringsten Sucht nach Virtuosenthum oder Anwendung einzelner Kunststückchen hat der Maler eine technische Wirkung hervorgebracht, die erstaunlich ist. Noch höher aber steht die künstlerische. Wir befinden uns auf dem Musikchor einer Kirche, ziemlich weit zurück, da wir den größeren Theil des Chors und die Gewölbung und die Fenster der Kirche erblicken können. Der Chor ist im Helldunkel, die Kirche durch die Fenster klar erleuchtet. An der Orgel sitzt ein Mönch und spielt. Von der Andacht und seinem Spiele ergriffen zeigt er uns ein von seitwärts erblicktes, erhobenes Antlitz. Ein Kirchenfürst, der in einem Seitenstuhle saß und in einem großen Buche las, läßt das Buch sinken und blickt auf ihn. Ein junger Mönch an der Chorthür halb stehend und halb auf einem Stuhle knieend stützt sein gesenktes Haupt mit der Hand. Ein Ministrant an der Chorbrüstung sollte aus einem Buche beten, er blickt aber seitwärts auf den Orgelspieler. Neben ihm ein Mönch mit der Kapuze über dem Haupte ist in tiefe Andacht versunken. Aus der Tiefe der Kirche steigt Weihrauch empor. Aus dieser schwachen

Beschreibung möge man die Vergeistigung dieses Bildes entnehmen. Aber nur der wirkliche Anblick bringt sie erst in's rechte Bewußtsein. Wie gleich bewunderungswürdig ist das Aufhorchen des Greises und des Knaben, und doch wie verschieden! Hier das Milde des Greises, der viel gesehen und 5 gelitten, dort das Frische des Knaben, vor dem erst die Zukunftswelt liegt. Im jungen Mönche sind Gefühle der Wehmuth, in dem älteren mit der Kapuze ist die gewohnte Andacht, die durch die Orgel gesteigert ist, aber er lebt der Andacht, nicht den Tönen. Zu dieser geistigen Durchbildung 10 gesellt sich eine Technik des Vortrags, die kaum freier und vollendeter sein könnte. Jeder Gegenstand, von der Orgel bis zum letzten Bücherdeckel herab, stellt sich wirklich und körperlich dar, er steht, liegt, lehnt frei, und zeigt nur sich, nicht Farben. Zugleich ist eine Ruhe und künstlerische An- 15 ordnung aller Dinge vorhanden, die vom Gefühle eines Meisters spricht, dem Bilde einen großartigen Ernst, und dem Beschauer einen völligen Abschluß in seinem Gemüthe gibt. Wir wünschen dem hohen Fürsten Glück, der dieses Bild in sein Eigenthum gebracht hat. 20

In Nr. 20 hat unser Landsmann Obermüllner Adolf eine Landschaft, „Die drei Thorspitze im baierischen Hochgebirge" ausgestellt, welche zu den allerbesten Arbeiten dieses jungen strebsamen Künstlers gehört. Wir müssen sehr dieses Trachten nach immer größerer Ruhe und Stimmung nur im 25 höchsten Maße billigen, und erlauben uns nur aufmerksam zu machen, daß über diesem technischen Streben der Vortrag nicht in's Trübe gerathe, und nicht den Gesetzen der Wirklichkeit Gewalt anthue.

Von Hansch Anton in Wien ist in Nr. 21 ein an- 30 sprechendes Bild „Der Vierwaldstädter See" ausgestellt.

Till Johann aus Wien hatte in Nr. 23 „Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe" ausgestellt. Es ist nach dem bekannten



Aquarell auf Karton. VI. 1829

Wasserfall in der Ramsau mit Blick auf den Watzmann.

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.

Beschreibung möge man die Vergeistigung dieses Bildes entnehmen. Aber nur der wirkliche Anblick bringt sie erst in's rechte Bewußtsein. Wie gleich bewunderungswürdig ist das Aufhorchen des Greises und des Knaben, und doch wie verschieden! Hier das Milde des Greises, der viel gesehen und gelitten, dort das Frische des Knaben, vor dem erst die Zukunftswelt liegt. Im jungen Mönche sind Gefühle der Wehmuth, in dem älteren mit der Kapuze ist die gewohnte Andacht, die durch die Orgel gesteigert ist, aber er lebt der Andacht, nicht den Tönen. Zu dieser geistigen Durchbildung gesellt sich eine Technik des Vortrags, die kaum freier und vollendeter sein könnte. Jeder Gegenstand, von der Orgel bis zum letzten Bücherdeckel herab, stellt sich wirklich und körperlich dar, er steht, liegt, lehnt frei, und zeigt nur sich, nicht Farben. Zugleich ist eine Ruhe und künstlerische Anordnung aller Dinge vorhanden, die vom Gefühle eines Meisters spricht, dem Bilde einen großartigen Ernst, und dem Beschauer einen völligen Abschluß in seinem Gemüthe gibt. Wir wünschen dem hohen Fürsten Glück, der dieses Bild in sein Eigenthum gebracht hat.

In Nr. 20 hat unser Landsmann Obermüllner Adolf eine Landschaft, „Die drei Thorspitze im baierischen Hochgebirge" ausgestellt, welche zu den allerbesten Arbeiten dieses jungen strebsamen Künstlers gehört. Wir müssen sehr dieses Trachten nach immer größerer Ruhe und Stimmung nur im höchsten Maße billigen, und erlauben uns nur aufmerksam zu machen, daß über diesem technischen Streben der Vortrag nicht in's Trübe gerathe, und nicht den Gesetzen der Wirklichkeit Gewalt anthue.

Von Hansch Anton in Wien ist in Nr. 21 ein ansprechendes Bild „Der Vierwaldstädter See" ausgestellt.

Till Johann aus Wien hatte in Nr. 23 „Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe" ausgestellt. Es ist nach dem bekannten



Aquarell auf Karton. VI. 1829

Wasserfall in der Ramsau mit Blick auf den Watzmann.

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.



Ölbild auf Holz. VII. 1833

Wasserfall im Hochgebirge.

Besitzer: Adalbert Stifter=Gesellschaft in Wien.

Gedichte Kerners gemalt. Wie das Gedicht romanzenhaft ist, ist auch das Gemälde romanzenhaft. Etwas mehr Geschichtsmalerei erschiene uns angezeigter. Sonst ist aber das Bild markig und sehr geschickt behandelt. Es erinnert an 5 die ruhenden Pilger vom vergangenen Jahre.

In Nr. 26 und 27 sind Landschaften von Piepenhagen aus Prag. 26 ist eine duftige, sonnige, anmuthige Alpenlandschaft, 27 ein einsames, nebliges Abendbild. In der Gebirgslandschaft ist all jener Sonnenreiz und jenes duftige 10 Weben, welches wir in seinem im vorigen Jahre hier ausgestellten Bilde bewunderten, vorhanden. In der Abendlandschaft ist eine solche Stimmung der Oede, daß wir sie fast eine ossianische Trauer nennen möchten. Beide Bilder so wie das oben besprochene zeigen die tiefe arbeitende 15 Phantasie dieses Künstlers; aber alle drei scheinen auch zu zeigen, daß ihn diese Phantasie fortreißt und über manches Stück der wirklichen Natur hinausführt.

Das „Februarwetter“ in Nr. 28 von Lange G. in Düsseldorf scheint uns theilweise vortrefflich gemalt. Manche 20 Gegenstände, wie z. B. das Eis, die Bäume, Theile der Baulichkeiten scheinen uns meisterhaft, nur däucht uns, daß die Schneeschatten zu entschieden gefärbt sind und manche blaue Stellen z. B. im Innern des Hauses, ober dem Rauchfange, aus dem Bilde herausfallen.

25 Möge dieses Wenige über die gegenwärtige Ausstellung nicht zu viel sein.



Ölbild auf Holz. VII. 1833

Wasserfall im Hochgebirge.

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.

Gedichte Kerners gemalt. Wie das Gedicht romanzenhaft ist, ist auch das Gemälde romanzenhaft. Etwas mehr Geschichtsmalerei erschiene uns angezeigter. Sonst ist aber das Bild markig und sehr geschickt behandelt. Es erinnert an 5 die ruhenden Pilger vom vergangenen Jahre.

In Nr. 26 und 27 sind Landschaften von Piepenhagen aus Prag. 26 ist eine duftige, sonnige, anmuthige Alpenlandschaft, 27 ein einsames, nebliges Abendbild. In der Gebirgslandschaft ist all jener Sonnenreiz und jenes duftige 10 Weben, welches wir in seinem im vorigen Jahre hier ausgestellten Bilde bewunderten, vorhanden. In der Abendlandschaft ist eine solche Stimmung der Oede, daß wir sie fast eine ossianische Trauer nennen möchten. Beide Bilder so wie das oben besprochene zeigen die tiefe arbeitende 15 Phantasie dieses Künstlers; aber alle drei scheinen auch zu zeigen, daß ihn diese Phantasie fortreißt und über manches Stück der wirklichen Natur hinausführt.

Das „Februarwetter“ in Nr. 28 von Lange G. in Düsseldorf scheint uns theilweise vortrefflich gemalt. Manche 20 Gegenstände, wie z. B. das Eis, die Bäume, Theile der Baulichkeiten scheinen uns meisterhaft, nur däucht uns, daß die Schneeschatten zu entschieden gefärbt sind und manche blaue Stellen z. B. im Innern des Hauses, ober dem Rauchfange, aus dem Bilde herausfallen.

25 Möge dieses Wenige über die gegenwärtige Ausstellung nicht zu viel sein.

Ausstellung
des oberösterreichischen Kunstvereines.
(1860.)

Mit Anfange dieses Monates ist ein theilweiser Wechsel der Gemälde in den Ausstellungsräumen des oberösterreichischen Vereines für bildende Kunst vorgenommen worden, indem einige Bilder fortgesendet werden mußten, andere noch da bleiben konnten, und neue an die Wände kamen. Der Verfasser dieser Zeilen ist seit mehreren Jahren nach seinen schwachen Kräften bestrebt gewesen, zur Emporbringung des Geistes der schönen Kunst in dem schönen Lande Oberösterreich beizutragen, in welchem Lande der Kunstgeist in den neueren Zeiten eingeschlummert war, während er früher in einem sehr hohen Maße daselbst verbreitet gewesen sein mußte, wie die noch äußerst zahlreich vorkommenden Ueberreste trefflicher Kunst in allen, oft den ärmsten und abgelegensten Theilen des Landes beweisen, welche Ueberreste beinahe ausschließlich der Baukunst und Bildhauerei angehören. Sie mußten damals nicht bloß verfertigt, sondern auch, weil sie so verbreitet sind, verstanden worden sein. Ein Kreis edler Männer hat sich zusammengethan, um mit Wort und That zur Emporbringung der Kunst hierlands zu wirken. Ein Mann des höheren Adels des Landes, in fast allen Kreisen geliebt und geehrt, stand früher an der Spitze, seit dessen Tode steht ein würdevoller Kirchenprälat an derselben. Viele Männer und Frauen des Landes, denen es wahrhafter Ernst

um die Sache ist, haben sich diesem Kreise angeschlossen, ja auch Bewohner anderer Kronländer sind beigetreten, um so=wohl durch Beiträge als auch durch Erweiterung des Vereines für die Zwecke desselben zu sorgen. Mannigfach groß und kaum geahnt sind die Hindernisse, mit denen der Verein zu kämpfen hat. Sie liegen theils in der Natur der Sache, theils in der Verschiedenheit der Ansichten, theils in Uebel=wollen und Eigennutz, theils in der früheren nachwirkenden Theilnahmlosigkeit, und endlich auch in hie und da vor=kommender nicht besiegbarer Unkenntniß. Die Hindernisse sucht man zu bewältigen, und wen die Liebe und der Eifer für die Sache beseelt, der trägt auch die schmerzlichen Ge=fühle, die sie nothwendig erregen müssen, mit leichterem und fröhlicherem Muthe. Möchten doch recht Viele mitwirken, und thatsächlich Hand an das Werk legen, daß das Land, welches vor vielen auf der Erde durch so herrliche Reize der Natur gesegnet ist, auch mit den Gebilden der Kunst in einem fortschreitenden, immer höheren und höheren Maße leuchte, welche Gebilde ihren sanften Schein, der so recht eigentlich menschlich ist, auf die Bewohner werfen und sie in höhere und lichtere Kreise ziehen. Wir möchten hier an das erinnern, was der von unserem Volke fast allgemein geliebte Sänger Schiller sagt:

> Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
> In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
> Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern:
> Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Wenn die Anfänge schwer sind, wenn Muth und Ver=trauen erst geweckt werden müssen, wenn Unzulängliches manches Mal an die Stelle des wünschenswerthen Trefflichen gestellt werden muß, wenn der Eintracht und des Zusammen=wirkens willen öfter die Nothwendigkeit von Zugeständnissen an die Schwächeren eintritt, so mögen die, welche sogleich

das Herrlichste verwirklicht haben möchten, an das alte Sprichwort denken, daß das Beste der Feind des Guten ist. Vom Bessern geht man zum Besten. Fast in der ganzen Natur ist dieses Gesetz, und wenn in einer Körperschaft das Streben vom Besseren zum Besten ersichtlich ist, so muß man mit Muth dieses Streben stützen und dadurch eben das Erringen des Besten näher rücken. Wenn die, welche für sich größere Kunstvortheile von dem Vereine fordern zu können glauben, in Erwägung ziehen, daß der Verein seinem Wesen nach Allen gerecht zu werden streben muß, daß er daher die Kunstgaben für Alle am trefflichsten will, daß aber dann auch diese Gaben vorerst vorhanden [sein] und in dem Bereiche der Vereinskräfte liegen müssen: dann werden sie von ihren augenblicklichen kleineren Anliegen absehen, und durch Mithilfe jenen größeren Nutzen zu erzielen streben, den die Kunst im Vereine mit anderen Mächten der Völker, mit Wissenschaft, Handel, Gewerbfleiß, Bodenpflege in geistiger Beziehung in die Länder bringt, und sie über ihre Nachbarn empor hebt. Und gerade durch einträchtiges Zusammenwirken und durch Unterordnen einzelner Ansichten unter das Allgemeine stärkt man das Ganze so, daß es dann eben jenes gewünschte Beste eher zu bieten im Stande ist. Durch Beharren auf auseinandergehenden Gedanken, durch bloßes Reden, Besprechen, Beurtheilen und Verurtheilen sind große Reiche gefallen, und ist niemals das Gute, ja nicht einmal das annähernd Gute erzielt, sondern es ist vernichtet worden.

Wenn im Vereine Irrthümer, Mängel, selbst Mißgriffe vorkommen — wo ist die Anstalt, in der das nicht möglich wäre — so sind diese Dinge gerade durch Anschluß an den Verein, durch Theilnahme an seinen Strebungen, durch freundschaftliches Besprechen und durch endliche Hingebung an die wahren Zwecke des Vereines sicherer zu beseitigen, als durch Fernhalten und Entfremden. In den Gesetzen des

Vereines ist gerade durch Anschluß an ihn, durch Theilnahme an seinen Versammlungen, durch Wahlen, durch Antragstellen die Möglichkeit geboten, jeden Mißstand auf ein Kleinstes herab zu bringen. Der Verfasser dieser Zeilen sagt das Alles, um auf die verschiedensten Bemerkungen, die gemacht werden könnten, nach seiner Fähigkeit eine Antwort zu geben.

In neuester Zeit hat sich auch hierlands eine Körperschaft für kirchliche Kunst im Allgemeinen gebildet, um die Kunst in ihrem erhabensten Berufe als Dienerin der Religion im Bereiche dieses Kronlandes dem erhabenen Zwecke immer näher und näher führen zu helfen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes ist beiden Vereinen nach Maßgabe seines Vermögens beigetreten, und hat auch, da ja nicht bloß Vereinsmitgliedern, sondern auch Andern manche Nachricht über das Wirken des Vereines noth thut, nicht als Vereinsmitglied, noch weniger als Beauftragter des Vereines, sondern als Privatmann, jedoch beseelt für die Sache der Kunst, manche Ansprache über den Verein und dessen Wirken so wie über Kunstgegenstände überhaupt in die Oeffentlichkeit ergehen lassen.

Bei den Ansprachen, welche der Verfasser dieses Aufsatzes über den oberösterreichischen Kunstverein zu Zeiten in diesen Blättern veröffentlichte, wird es wohl den Lesern schon aufgefallen sein, daß sie, selbst wenn sie über einzelne Kunstwerke sprachen, nicht eigentlich sogenannte Recensionen sind, wie sie sich in dem neueren Zeitungswesen entwickelt haben, sondern daß sie, wie die anderen Aufsätze, welche der Verfasser in seiner Eigenschaft als Conservator der Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmale für Oberösterreich zeitweise zu veröffentlichen für Pflicht hält, den Zweck haben, die Kunst in diesem Lande heben und fördern zu helfen, daß sie daher sich mehr mit dem all-

gemeinen Wesen der Kunst und wie dasselbe zu hegen, zu pflegen und zu entwickeln sein dürfte, als mit dem Einzelnen, was geboten wurde, mit den vereinzelten Schönheiten und Fehlern desselben, beschäftigten. Sie waren daher, wenn sie über die Ausstellungen handelten, eigentlich Berichte über das, was durch die Bemühungen des Vereines, durch freundliches Entgegenkommen der Künstler, durch die Thätigkeit der Vereinsagenten und durch die wachsende Ausbreitung des Vereines wieder an Gegenständen der schönen Kunst geboten werden konnte, wobei immer hingewiesen wurde, daß durch Zusammenhalten und Zusammentreten stets Umfassenderes und Schöneres erzielt werden könnte. Diese Berichte haben daher nie alle in Ausstellungen befindlichen Gegenstände behandelt, das wäre selbst für Leser, welche die Ausstellungen besucht haben, um wie viel mehr für andere ermüdend geworden, sondern sie haben auf das Gebotene im Allgemeinen aufmerksam gemacht, und zum Belege Einzelnes angeführt, ohne darum für das Nichtangeführte einen Tadel aussprechen zu wollen. Sie haben darum den Gegenstand meist zu beschreiben versucht, haben sich bestrebt, in sein Wesen einzugehen, und von dem aus ihn zu sehen, und wenn sie Wünsche anbrachten, war es nur, um anzuregen, wie man weiter bauen könne. Von bloßen Verneinungen oder lediglichen Aufzählungen der Fehler haben sie sich enthalten, weil dadurch selten gebaut, und durch Verbitterung, die sich nothwendig erzeugt, meist zerstört wird. Auch dürfte zu erwägen sein, daß zeitweise Kunstausstellungen, wie der Verfasser schon früher einmal erwähnt hat, nicht stehende Kunstsammlungen sind. Zeitweise Kunstausstellungen führen uns das Kunstbestreben der lebenden Kunstjünger bruchstückweise vor Augen, es ist da ein Lernen vor uns ausgebreitet, daher es nicht anders sein kann, als daß Unvollendetes, Unzulängliches, Anstrebendes, ja auch Schwaches vor uns erscheinen wird.

Nebenbei sind ja solche Ausstellungen mehr oder minder ein Markt. Stehende Kunstsammlungen sind in der Regel aus dem Besten aller Zeitstrebungen entstanden, das Schwache der früheren Zeiten hat sich meist verloren oder ist zu Grunde gegangen. Sie haben die Kunstbildung und den Kunstunterricht der Völker zum Zwecke. Sie wären eigentlich die Blüthe der Zwecke der Kunstvereine, wenn nicht noch gar so viele Hindernisse im Wege ständen, namentlich Kurzsichtigkeit der Menschen, Eigennutz, Theilnahmlosigkeit, lauter Dinge, welche aus dem Verfalle der Kunst herstammen, der nach der herrlichen Kunstblüthe der früheren Jahrhunderte namentlich durch den unseligen dreißigjährigen Krieg eingetreten ist, und erst langsam zu weichen beginnt. Selbst Sammlungen einzelner Menschen, die sie zunächst zu eigenem Kunstgenuß angelegt haben, dienen auch dem Zwecke der Kunstbildung und des Kunstunterrichtes, da sie selten nur dem Besitzer allein, sondern meistens auch Anderen zugänglich sind. Es scheint daher einleuchtend, daß von Kunstausstellungen anders gesprochen werden müsse als von Kunstsammlungen, namentlich, wenn es sich bei letzteren darum handelt, ob gewisse Gegenstände in dieselben aufgenommen werden sollen oder nicht. Daß die Ansprachen des Verfassers über Kunst und Kunstdinge sich nicht als endgültige Urtheile, sondern nur als die Ansichten eines einzelnen Mannes, der die Kunst liebt und ihr mitunter die schönsten Stunden seines Lebens verdankt, geben wollen, dürfte wohl aus der Fassung derselben ersichtlich sein.

Der Verfasser hat diese Rücksichten hier darum erneuert ausgesprochen, damit der Standpunkt, von dem aus er seine Wirksamkeit betrachtet wissen möchte, nicht außer Augen gerathe.

Der Verein hat nebst andern Erfolgen durch seine Verwendung bei Künstlern und durch deren gefälliges und

wahrhaft dankenswerthes Entgegenkommen, selbst mitunter von Meistern ersten Ranges, dann durch das anerkennenswertheste Entgegenkommen einzelner Besitzer von Kunstwerken, die dieselben mit Verzicht auf monatelangen Besitz und mit Gefahr der Beschädigung dem Vereine zur Ausstellung überließen, es möglich gemacht, daß jährlich eine Ausstellung von Kunstwerken, die sogar öfter gewechselt werden konnten, in Linz statthatte. In diesen Ausstellungen waren mehrmalen schon Meisterwerke unserer Zeit enthalten, wie sie sonst nur in Hauptstädten großer Reiche und in besonderen Kunstländern gesehen werden. Man erinnere sich nur an die Kunstwerke des Herrn Prinzen von Rohan und des Herrn Grafen von Breuner. Daß dieß für eine nicht gar große Stadt wie Linz und für ein so kleines Land wie Oberösterreich möglich wurde, danken wir mehreren Umständen. Zuoberst hat sich in dem Lande eine bedeutende Theilnahme für den Verein geoffenbaret. Der Verfasser dieses Aufsatzes war in Anbetracht der Kleinheit des Landes und der früher beobachteten Kunsttheilnahmlosigkeit in demselben ein Gegner der Gründung eines oberösterreichischen Kunstvereines, da er meinte, derselbe werde nicht zu Kräften kommen können. Er freut sich, daß er sich geirrt hat, und daß die Theilnahme des Landes an Kunstdingen, die sich an andern nützlichen Dingen schon so oft bewährt hat, auch nur einer Anregung bedurfte, um werkthätig aufzutreten. Daß deßohngeachtet eine Vermehrung der Beitritte wünschenswerth ist, geht aus der Natur der Sache hervor, damit immer tüchtiger, edler und vor Allem nachhaltig könne gewirkt werden. Die Kunst ist kein Gewächs, das schnell und bei jedem Wetter aufschießt, sie ist ein edler Baum, der eine reine Sonne, manche Jahre und treue Pflege braucht, um seine Krone zu entfalten, der aber dafür auch köstliche und erlesene Früchte bringt. Immer hat es einzelne Pfleger dieses Baumes gegeben, sie haben

Großes erreicht, und die Geschichte hat sie mit Dank genannt; aber Größeres und Dauerndes würde erreicht, wenn ein Volk der Pfleger wäre. Unsere Zeiten sind auf dem Wege, aber auch erst nur auf dem Wege dazu. Einen ferneren Beitrag zu dem Erfolge des Vereines haben einzelne Männer desselben geleistet, die im Lande zerstreut als Agenten desselben aus reiner Kunstliebe ohne einen anderen Lohn als ihr Bewußtsein für den Verein wirken. Endlich, obwohl der Verfasser selber zu dem Verwaltungsausschusse des Vereines gehört, muß auch desselben gedacht werden, von dem fast alle Mitglieder mit Aufopferung ihrer Zeit und anderer Vortheile eifrig und thätig für die Zwecke des Vereines wirken. Zur Beschaffung von Kunstwerken haben namentlich Einzelne ihre Verbindung, mit Künstlern und Kunstbesitzern benützt. Schließlich muß auch jenen der Dank gesagt werden, welche zu Zeiten Kunstwerke ankaufen, und dadurch Kunstbildung und Kunstunterricht im Lande nähren, und Künstler aneifern, wieder etwas hieher zu senden. Man wende mir nicht ein, daß diese Einkäufe ja doch hauptsächlich im Antriebe des eigenen Kunstgenusses erfolgen: der Kunstgenuß ist etwas Hohes und Gutes, und jedes Gute, das auch nur als Gutes auf einer kleinen Stelle angestrebt wird, kann gar nicht anders, als auch in größeren Kreisen als Gutes zu wirken.

Nach dieser allgemeinen Darstellung, deren Länge und deren vielleicht auch ermüdende Ausführlichkeit man mit dem Zwecke für Kunst und ihre Ausbreitung gütig entschuldigen wolle, dürfte nun auch noch etwas über die gegenwärtige Ausstellung folgen können.

Die gegenwärtige Ausstellung ist ziemlich reichhaltig geworden. Sie enthält 38 Kunstwerke, und darunter manches, das dem Kunstfreunde Vergnügen bereiten dürfte. Derjenigen Werke, welche schon in der ersten Aufstellung enthalten waren,

und die in einem früheren Aufsatze dieser Blätter angeführt worden sind, wird wohl nicht mehr erwähnt werden dürfen.

Auf der ersten Wand begegnen uns einige neue Stücke, welche unsere Aufmerksamkeit erregen könnten. Klein Wilhelm in Düsseldorf hat in Nr. 7 einen „Abend am Seestrande“ ausgestellt, in welchem Bilde besonders der gegen den Rand des Meeres hinaus gehende Himmel durch seine sonnige Wärme und Wahrheit ansprechen dürfte. Auch der Strand und die Schiffe erscheinen uns gut gehalten. Derselbe Künstler hat in Nr. 29 ein kleines Bild ausgestellt: „Festung Ehrenbreitstein“, in welchem die Luft und das klare gegen Abend neigende Licht, das auf den hinteren Bergen und den Gebäuden ruht, uns wohlthuend anspricht.

Heilmeier Karl hat in Nr. 12 eine „Dorfpartie bei Mondbeleuchtung“ ausgestellt, welche wieder den flimmerigen und mondlichen Schimmer enthält, den dieser Künstler gerne aufführt. Uns scheint das Bildchen auf eine Nacht etwas zu licht. Dasselbe möchten wir von Nr. 13 sagen, „Mondlandschaft“ von Stademann in München, von welchem der Verein schon verdienstliche Werke zu erwerben Gelegenheit hatte. Auch dieses kleine Bild ist mit geübtem Pinsel gemalt.

In dem Bilde von Petzl J. in München, Nr. 16, „Nonne“ scheint uns die Gestalt der Nonne anmuthig behandelt, das herbstliche Gebüsche dürfte aber wohl zu eintönig roth und namentlich die Schatten zu warm gefärbt sein.

Das „Studierzimmer“ desselben Künstlers in Nr. 22 erscheint uns hervorragender. Das Dämmerige und traulich Stille des hohen Prunkzimmers so wie das ruhig Ernste der Gestalt des alten Mannes dürfte sehr ansprechen. Auch hier scheinen uns braune und gelbe Töne vorherrschend zu sein, die zur Erzeugung von Farbenklarheit kalte Töne heischen.

Die „Alpe bei Kufstein mit der Aussicht auf den wilden Kaiser“, Nr. 20, von Ott J. M. in München ist mit viel Wärme behandelt, besonders in den hinteren Bergen. Fleißige Betrachtung der Natur wird diesen Künstler immer wahrer erscheinen lassen.

Heinlein Heinrich in München hat zwei Bilder eingesendet „Abend am obern Wallersee“, Nr. 21, und „Der Bannwaldsee bei Schwangau“, Nr. 27. Vorzüglich in dem kleinen Bildchen erscheint uns der lichte morgenliche Himmel, die Berge, die gegen denselben stehen, und das gegen vorne gehende Wasser klar, durchsichtig und innig behandelt. Dasselbe möchten wir auch von den gleichen Gegenständen des größeren Bildes sagen. Es liegt ein eigener Reiz von etwas Lichtverklärtem in diesem Vortrage. Nur glauben wir auch aussprechen zu müssen, daß uns das Baum-, Gesträuch- und Schilfwerk in der Farbe heftig, in der Zeichnung gleichmäßig und in der Pinselführung etwas decorativ erscheint.

L'Allemand j. in Wien hat in Nr. 28 ein Schlachtengemälde ausgestellt. „Episode aus der Schlacht bei Aspern.“ „Erzherzog Karl ergreift die Fahne des Grenadierbataillons Zach, und führt es von Neuem gegen den Feind.“ Wenn Schlachtengemälde im Allgemeinen auch nicht den obersten Rang in der Geschichtsmalerei einnehmen, so muß man sie doch mit Freude grüßen, da sie in ihrer edleren Haltung, die den hier waltenden menschlichen Geist hervortreten läßt, unstreitbar zu dem höchsten Zweig der weltlichen Malerei, zur Geschichtsmalerei gehören, zu einem Zweige, der, wie er der höchste ist, so auch in der Gegenwart der verwaisteste ist, und dessen Pflege auf das Innigste zu wünschen wäre. Leider sind solche Bilder ihrer Natur nach nur um höhere Summen zu malen, und leider ist unserer in dem gewöhnlich Irdischen befangenen Zeit der höhere

Sinn für das alte Heldenlied, für das Heldendrama und für den verwandten Zweig, für die Geschichtsmalerei, abhanden gekommen, so daß die Maler selten und die Käufer noch seltener sind. Möge mit dem allgemeinen deutschen Vereine für Geschichtsmalerei der Segen sein; vor Allem 5 aber möge das deutsche Volk seine große Vergangenheit empfinden, möge empfinden, was es noch ist, und was es durch Einigkeit und Treue werden kann; dann, wenn wir uns hiezu gehoben haben, wird es nicht an solchen fehlen, die malen können, wie der Sänger der Nibelungen sang, 10 es wird nicht an solchen fehlen, die die Werke bewundern und belohnen, und keiner der Nachbarn wird es uns gleich thun. In die Beurtheilung des Einzelnen des Bildes von L'Allemand können wir nicht eingehen, weil uns kriegerische Bildung fehlt, und weil, wenn wir auch diese hätten, das 15 Bild zu reich an Gestalten ist, als daß wir nach Durchforschung derselben in diesen Blättern den Raum fänden, das Ergebniß anzuführen. Das glauben wir sagen zu können, daß das Bild sich zu den höheren Arten dieser Bilder hebt, da es nicht lediglich Raufereien bringt, wie 20 es so oft geschieht, sondern daß es innere, vaterlandsbegeisterte Gefühle vorzuführen strebt, welche die äußere Handlung zur Vollendung leiten. Immer größere Uebung wird diesem Meister immer größere Leichtigkeit in dem Ausdrucke innerer Größe bringen, so wie wir in diesem 25 Bilde schon bedeutende Studien zu Ermöglichung des Vortrages des Aeußeren uns entgegen treten sehen.

In Nr. 33 ist ein „Nebelmorgen am Kochelsee" von Seidl August in München zu sehen. Wenn man sich in die Art dieses Künstlers, die Gegenstände breit und allgemein 30 zu behandeln, hinein gefunden hat, so dürften Theile dieses Bildes zu dem Trefflichsten gehören, was der Künstler hervorgebracht hat. Das Hinausgehen des schilfdurchzogenen

Wassers, das feuchte, lichtschimmernde Wesen des dünnen Nebels, das Verschwinden des Sees in der Ferne unter dem dichteren, kalt unterwölbten Nebelkörper kann kaum mit so wenigen Strichen meisterlicher vorgetragen sein. Alles athmet Morgen, selbst die Handlung des Schiffers, der eben den ersten Andruck mit seiner Stange gibt, um das Schiff in den See hinauszuführen. Wenn nicht die Berge, welche oberhalb des Nebels hervorragen, wie es uns vorkömmt, weniger leicht und wahr behandelt wären, als das Uebrige, zu dem sie daher nicht zu passen scheinen, so würden wir nach unserer Ansicht dieses Bild ein wahrhaft meisterliches nennen können.

In Nr. 34 und Nr. 35 sind zwei Bilder von Joh. N. Geiger in Wien ausgestellt, Schiller und Göthe vorstellend. Jedes Bild enthält eine Gestalt. Wenn die Bildniß- oder sogenannte Porträt-Malerei den Zweck hat, daß von einem Künstler ein vor ihm gegenwärtiger, lebendiger Mensch in seiner körperlichen, und so weit es durch diese möglich ist, auch geistigen Wesenheit im Allgemeinen dargestellt wird, so daß demnach die Aehnlichkeit des Abbildes in körperlicher und geistiger Beziehung mit dem Urbilde die Hauptsache dieser Malerei ist, wobei die Handlung, in der sich der Abgebildete befindet, Nebensache, ja, wenn sie eine sehr vereinzelte oder auffällige ist, sogar der Auffassung des Menschen in seiner Allgemeinheit hinderlich ist, weßwegen die besten Bildnißmaler aller Zeiten ihre Menschen meist in einer ruhigen und gleichgültigen Handlung dargestellt haben, wenn dieß so ist: so sind Geigers Gestalten keine Bildnisse oder Porträte. Das zeigt er selber; denn er hat längst verstorbene Personen gemalt; er hat nicht vorzugsweise Linien- und Körperähnlichkeit angestrebt, und hat den Gestalten Dinge gegeben, die sie im Leben nicht gehabt haben. Wenn die Geschichtsmalerei Personen

der Vergangenheit, die mehr oder minder allgemein bekannt sind, in Handlungen aus ihrem Leben darstellt, die eben so bekannt sind, einzelne ganz bestimmte sein müssen, und nicht nur ihnen, sondern auch der Geschichte angehören, wobei die Handlung die Hauptsache und die Aehnlichkeit der handelnden Personen mit ihrer einstigen Erscheinung im Leben die Nebensache ist, und so sehr die Nebensache wird, daß sie bei Personen, die so weit in der Geschichte zurückliegen, daß wir von ihrem Aeußeren keine entschiedene Kunde mehr haben, ganz und gar fehlen darf — wenn dieß so ist: so sind Geigers Gestalten auch keine Geschichtsmalerei, denn er hat sie in keiner einzelnen ganz bestimmten Handlung, die in der Geschichte bekannt ist, dargestellt, sondern eher in einer von ihm gedachten Stimmung. Wohl aber erscheinen uns diese Bilder mehr der Geschichtsmalerei als der Bildnißmalerei verwandt. Wir möchten sie jedoch lieber lyrische Auffassungen nennen, wie eben die Lyrik in der Dichtkunst die Gefühle und Phantasien des Dichtenden in einem Grade von Erregung ausspricht, wenn diese persönlichen Erregungen auch an eine Erscheinung oder Person der Geschichte geknüpft sind. Wir möchten dieß um so mehr behaupten, als auch die Behandlung in den Gemälden eine mehr allgemeine, an die Skizze erinnernde ist, die unter dem Einflusse der Phantasie das Allgemeine des Gefühles und des Seelenschwunges fest zu halten strebt, ohne in die strenge Ausführung des Einzelnen einzugehen, die dem Lyrischen und Phantasievollen Eintrag thun könnte. Dieß scheint uns besonders bei dem Göthebilde der Fall zu sein. Geiger ist bisher vorzüglich in zwei Richtungen bekannt geworden: als Darsteller von Allegorien, Randzeichnungen, Verzierungen und dergleichen, und als Darsteller geschichtlicher Thaten. — In den ersten ist er besonders phantasievoll, reich und schwunghaft, in

den letzten strebt er weniger der sinnfälligen Schönheit der einzelnen Gestaltungen nach als der Gewalt, der Kraft und dem Ernste des Ganzen. Er stellt dieses Ganze immer mit tiefer Erfassung der geistigen Thatsächlichkeit der Handlung und mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Kühnheit der Linien dar. Man könnte aus seinen Werken ganze und zwar zahlreiche Klassen scharf gekennzeichneter Menschen zusammenstellen, und seine Memorabilien gehören zu dem Herrlichsten, was in der Kunst der Linien hervorgebracht worden ist. In den vor uns stehenden Bildern scheinen beide Richtungen theilweise vorhanden zu sein. Der Verfasser dieser Zeilen glaubt in ihnen etwas Großartiges und Bedeutendes erblicken zu können. Er hat sie in der Zeit ihres Hierseins öfter und zuweilen lange betrachtet, und jedes Mal ist seine Seele von einem ernsten und tiefen Gefühle ergriffen worden. Schillers Angesicht trägt den Ernst, die sittliche Kraft, den Aufschwung und die Schwärmerei, die sich der Maler etwa in seinen Dichtungen gedacht haben mochte. Weniger ist der Schmelz ausgedrückt. Schiller läßt die Dinge auf sich wirken, und verarbeitet sie in seiner großen Seele. Es ist, als wäre er von einer andern Beschäftigung gekommen, und hätte sich schnell hingesetzt, um einen Gedanken, der ihn beschäftigte, völlig zu erfassen. Er ist so erregt, daß er nicht einmal die Hand, in der er den Stift hält, auf den Tisch stützt. Seine Begeisterung ist so stark dargestellt, daß sie fast wie sittliches Zürnen aussieht, das ja mit der Begeisterung den gleichen Grund und letztlich fast den gleichen Ausdruck hat. Göthe scheint auswärts gewesen zu sein, scheint, als er Nachts nach Hause gekommen war, sich noch ein wenig in seinen Stuhl gesetzt und den Nachthimmel und den Mond durch das offene Fenster betrachtet zu haben. Die Majestät der äußeren Ruhe wirkt auf ihn,

und er denkt an tiefe Dinge, vielleicht an den Faust. Sein Angesicht ist gehoben, sein Auge vom Mond beglänzt, auf seiner Stirne ist die Kraft. Auf ihn wirken die Dinge; aber er beherrscht sie. Auch er ist so erregt, als wollte er etwas Innerliches erfassen, darum hebt er die Hand an sein Haupt, ohne den Arm auf die nahe Lehne zu stützen. Geigers Werke wirken auf den Verfasser dieser Zeilen immer anregend, weiter zu dichten und zu gründen, wie es ja überhaupt das Eigenthümliche in den Werken des Genius scheint, daß sie, wenn sie uns selbst in einer widerstrebenden, ja sogar fehlerhaften Gestalt entgegentreten, unsere schaffenden Kräfte aufrufen, daß diese je nach Art ihres Besitzers weiter dichten, weßhalb solche Werke immer wieder anregen, während die oft sehr lieblichen Hervorbringungen des bloßen Talentes, die in dem Vortrage sich meistens nach der Zeitrichtung und der hergebrachten Schule halten, gleich Alles, wenn auch oft Bedeutendes, aber immer Alles geben, weßhalb sie endlich weggelegt werden.

Was die äußere Darstellung betrifft, so ist sie, wie bei jedem genialen Menschen immer, bei Geiger ganz eigenthümlich. Sie hat nichts mit andern Meistern und dem Herkommen gemein. Das ist bei dem Genius nicht etwa Verachtung der andern, Niemand liebt große Meister inniger als der Genius, sondern er ist eben ein eigenthümlicher, selbstarbeitender, gibt sich, und kann sich nur in seiner Form geben. Wie oft ringt er sich bitter mit derselben ab, während eine vollendete zur Nachahmung bereit läge, wenn er nachahmen könnte, was das bloße Talent immer und zwar oft überraschend trefflich kann. Geigers äußere Darstellung hat nun nach der Meinung des Verfassers dieses Aufsatzes wirklich etwas Befremdendes, in seinen Zeichnungen weniger, in seinen Gemälden mehr. Man

muß sich daran gewöhnen. Sie hat durchaus mehr etwas Starkes und Gewaltiges als etwas Glattes und Einschmeichelndes. Man muß sich ihr hingeben, dann schließt sich ihr Inneres auf und beschäftigt immer mehr. Die 5 gegenwärtigen Bilder sind fast in einem, wenn man so sagen darf, monumentalen Stile gemalt. Schiller ist noch mehr ein Staffeleibild, Göthe fast gar nicht mehr. Die sogenannte Technik im Vortrage der Stoffe, Faltungen und anderer Einzelheiten ist sehr durchgearbeitet, oft kühn, 10 was man erst in der Nähe sieht. Doch meinen wir, ist Geiger hierin erst im Ringen mit sich begriffen. Wir müssen bedauern, daß den Bildern nicht ein so großer Abstand von der entgegengesetzten Wand gegeben werden konnte, als sie zur Betrachtung fordern. Auf Fehler und 15 Vorzüge im Besondern einzugehen, ist nicht Zweck dieser Ansprache, die, wie wir fürchten, ohnehin schon zu lange über diesen Gegenstand ist. Wenn aber der Verfasser dieser Zeilen, der Geiger auch in bloßer Beurtheilung von Kunstdingen so weit nachsteht, doch einen Tadel im All- 20 gemeinen aussprechen dürfte, so würde er sagen, daß es ihm lieber wäre, wenn die Dichter nicht im Feierkleide, was sie uns so fremd macht, nicht in einer Ausnahmshandlung, die wir nicht gleich fassen, sondern im trauten Hauskleide in Erscheinung ihres geistigen Berufes vorgeführt 25 worden wären. Auch hätten wir lieber ganz und gar ihre Wirklichkeiten um sie gesehen als nur theilweise. In Bezug der äußern Darstellung dürften die Umrisse der hintern Gegenstände weicher zu halten gewesen sein, daß sie von den Gestalten zurück weichen und ihnen mehr Raum gäben. 30 Endlich ist dem Verfasser nicht klar, ob es für die Wirkung in der Ferne nothwendig gewesen ist, daß das Studium manches Einzelnen und die Richtigkeit und Reinheit von Besonderheiten (in der Nähe besehen) hintangesetzt worden

war. Aber der Verfasser ist zu wenig Techniker, um hierüber absprechen zu können, und in Bezug der allgemeinen Auffassung hat eben der Künstler sie so gewählt, und der Verfasser kann auch hierin nicht mit ihm rechten.

Das unter Nr. 37 ausgestellte, meisterliche Bild von Mevius H. in Düsseldorf „Schiffbruch an der ligurischen Küste", das erste Bild der Landesgallerie, ist von dem Verfasser dieser Zeilen in diesen Blättern schon wiederholt als ganz vorzüglich bezeichnet und seine Wesenheit ist schon ausführlich abgehandelt worden, so daß wir glauben, hier nicht näher darauf eingehen zu müssen.

In Nr. 38 hat Berg Gustav in Dresden „eine Fußwaschung Christi" (durch Magdalena) ausgestellt. Es erscheint uns als strenges, sauber und ernst ausgeführtes Kirchenbild, das weniger als so manche andere kirchliche Bilder der Neuzeit weltlichen Stil hat.

Möge das über die einzelnen ausgestellten Werke Gesagte nicht lange gewesen sein.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines.

(1860.)

Durch die Feierlichkeiten der Eröffnung der Westbahn hat die heurige Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines eine Unterbrechung erlitten, da die Räume, in denen sie sich befand, und die ein Seitensaal des Redoutensaales sind, zum Empfang der Festgäste geschmückt und vorbereitet werden mußten. Die Kunstwerke sind in das Landhaus gebracht worden, und nach nicht langer Frist konnten sie in den dem Vereine dermalen zur Verfügung gestellten Räumen (vom kleinen landständischen Sitzungssaale ein Stockwerk aufwärts links) aufgestellt werden, wo sich die Ausstellung noch befindet, und wo sie bis zum heurigen Schlusse bleiben wird. Von den Gemälden sind manche, welche schon länger da waren, zurück gesendet worden, andere sind geblieben, und neue sind hinzu gekommen.

Ueber einiges neu Hinzugekommene möge dem Verfasser dieser Zeilen ein Wort erlaubt sein.

Von unserem jungen Landsmanne Greil, welcher eben seine Studien in der Akademie in Wien macht, sind zwei sehr gute Kreide-Tuschzeichnungen ausgestellt, die zwei hervorragendsten Persönlichkeiten des oberösterreichischen Bauernkrieges vorstellend, den Grafen Herbersdorf und Stephan Fadinger. Beide Gestalten zeigen mit ihren Umgebungen das Leben und die Freiheit, welche wir schon

bei den ersten Bestrebungen dieses Kunstjüngers in seinen Gestaltenzusammenstellungen zu bemerken Gelegenheit hatten, nur sind sie hier noch edler und noch freier entwickelt als früher. Wenn der junge Künstler fortfährt, auf Reinheit der Zeichnung und immer steigende Schönheit der Gestaltungen hinzuarbeiten, und wenn ihn hierin ein so sicherer Trieb leitet, wie bei seinen Zusammenstellungen lebenzeigender Gestalten, so dürfte ihm eine künstlerische Vollendung dereinst beschieden sein, welche über der größten Fertigkeit noch so hoch steht, wie eben die Kunst über dem Gewerbe. Ob die Gestalten genaue Aehnlichkeit mit den Urbildern haben, weiß der Verfasser dieser Zeilen nicht, es wird aber versichert. Bezüglich der Bildung in's Runde und Körperliche scheint Herbersdorf vorzuziehen zu sein.

Karl von Binzer hat ein vortreffliches Bildniß (das seiner Mutter) ausgestellt. In Bildung in's Körperliche, in Sicherheit der Zeichnung, in Klarheit und Richtigkeit der Farbe hat dieser strebsame Künstler Ausgezeichnetes geleistet. Besonders lobenswerth erscheint es uns, daß er gleich unsern starken Voreltern nur den einfachen Ernst der Wirklichkeit gab, und die Blendemittel der neuen Bildnißmalerei verschmähte, die angewendet werden, um Bildnisse anziehend zu machen, und die der Kunst so sehr Abbruch thun. Wenn wir einen Wunsch äußern dürfen, so wäre es der, daß der Künstler den etwas schwärzlichen Grund des Bildes in einer andern, vielleicht gelblich bräunlicheren Farbe hätte halten sollen, um ihn von den in dem Gewande vorkommenden schwarzen Farben, z. B. den Spitzen klarer zu trennen.

Eine kleine Landschaft von Albert Zimmermann aus Wien scheint uns in dem Vordergrunde und in der Nebelluft sehr gut zu sein, die lehmigen Gelände des Mittel-

grundes sind in Farbe und Beleuchtung dem Verfasser dieser Zeilen nicht ganz verständlich.

Dagegen muß er seine vollste Bewunderung einem andern großen Bilde desselben Meisters, Gegend an der Isar, zollen. Theile dieses Bildes sind dermaßen vollendet, daß in der neuen und alten Kunst wenig sein wird, das ihnen an Großartigkeit der Darstellung und Tiefe der Empfindung gleich wäre. Es ist in der neuen Landschaftmalerei Sitte geworden, gewaltige Stoffe zu wählen, namentlich unzählige Male Stoffe aus den Alpen. Wahr ist es, daß, könnte der Künstler die Großartigkeit der Alpenwelt in der Ausdehnung, wie das Auge sie oft von guten Standpunkten faßt, genau geben, diese Bilder an künstlerischer Wirkung diejenigen weit übertreffen würden, welche etwa ein einfacheres, ländliches Bild in kleineren Grenzen zur Anschauung bringen, wie das Trauerspiel, wenn es vollendet ist, ungleich gewaltiger faßt, als die eben so vollendete Elegie oder Idylle. Nur eben ist die Vollendung im Trauerspiele und in der Alpenlandschaft das ungemein Schwierige, und es ist der Angel, um den sich die Sache dreht. Selten ist die Schwierigkeit überwunden worden, darum gehen große Künstler mit Scheu an diese Stoffe. Die älteren Landschafter haben fast nie Alpen gewählt, obwohl sie ihnen nicht unbekannt sein konnten. Claude hat in seinen idealen Gestaltungen schönverbundene Bäume, duftige Fernen, glitzernde Wasser und glänzende Lüfte: Ruisdael in seinen mehr realistischen Gebilden einen ernsten nordischen Baum oder Wald, einen Grund, aus dem Wasser schäumt, oder oft die einfachsten Gestaltungen von Rasen, Erdlehnen, einer Hütte und Luft. Junge Künstler oder schwächere wählen große Stoffe, und beginnen mit dem Trauerspiele, mit der Alpenlandschaft. Der Grund scheint nicht ferne zu liegen. Große Stoffe haben

immer auch sehr vorspringende Merkmale. Diese faßt nun das Auge des Künstlers auf, und versteht sie zu bringen, während die feinen Beziehungen des großen Stoffes, die ihn eben zum künstlerisch Größten und Fertigsten machen, ihm entgehen, wodurch dann die Unvollendung des Werkes entsteht. Andererseits hat der große Stoff schon in seinen allgemeinsten Theilen so viele phantasieerweckende Kraft in sich, daß wir, wo wir auch nur diese Theile treffen, sofort unsere eigene Dichtkraft in's Spiel bringen und mit ihr und mit dem Schönen, was da ist, die Mängel der Durchführung verdecken, während die Kleinheit des Stoffes, um mit Jean Paul zu reden, in der Idylle, im Lustspiel den ganzen Zwerg von Künstler entblößt, wenn er ein solcher ist und den kleinen Stoff wählt. Der tiefe und große Künstler sieht auch in dem kleinen Stoffe die vielen zarten Beziehungen und Abstufungen, ihm entsteht daraus Reichthum, und er sucht ihn zu bringen. Die Griechen wählten neben den großen Stoffen ihrer Tragiker besonders in der bildenden Kunst das Einfachste, führten es aber dann mit einem Reichthume und einer Vollendung aus, die noch heute unser Erstaunen erregt, und die wir nicht einmal nachzuahmen vermögen. Man denke an den Niobidentorso in München, der verstümmelt eine Bewunderung hervorruft, die, wenn sie einmal da ist, nicht mehr endet. In der Natur liebten die Griechen hervorragend das Einfachste, was sie hat, das Meer. Man denke an Homer, besonders im Odysseus. Albert Zimmermann hat sich in der oben genannten Landschaft das Ziel gesetzt, das sonnige Weben eines schwülen Tages über einer großen Ebene darzustellen. Er muß das stille, einfache, aber in unzählige zarte Abstufungen gegliederte Walten dieses Gegenstandes so in sich aufgenommen haben, daß dessen reiner Inhalt ihn mit warmer Liebe erfüllt hat, wie etwa ein

sinniger Dichter uns das stumme Brüten, Knospen und Treiben einer Steppe oder die Wunder eintöniger weithingehender Wälder vorführt. Selten ist ein Gegenstand in seiner dichtungsvollen Wesenheit so tief und erschöpfend dargestellt worden, wie hier. Das Blau des höheren Himmels hat den kräftigen, aber doch sanften Ton, wie ihn dieses Gewölbe zeigt, und es ziehen sich durch ihn schon die leichten Flächen der Wolkenbildung. Tiefer unten steht die geschichtete Haufenwolke, welche gegen den Rand der Ferne immer dichter wird, sich hintereinander verschiebt, und überall von dem Glanze einer nicht völlig herausscheinenden, aber heißen Sonne erfüllt ist. Unter diesem Himmel geht die spätsommerliche, schon ziemlich ausgebrannte Ebene von den fernen Bergen, die von der Luft kaum zu unterscheiden sind, immer mehr und mehr hervor, und ist auch angefüllt von dem Glanze der halbverschleierten Sonne. Dann fällt das Land steilrecht ab, und zeigt jene lehmigen, sandigen und steinigen Wände, wie sie gerne Alpenwässer zu ihrem Ufer haben. Dießseits dieser Wand, die ebenfalls besonnt ist, befindet sich das seichte Wasser der Isar, befinden sich die Sandbänke und die blaugrünen Weidengebüsche des Flußbettes, die gleichfalls mit dem Lichte der Sonne belegt sind. Diese Dinge sind in ihren dichterischen verborgensten Merkmalen dargestellt, die immer wieder zur Betrachtung reizen. Zugleich sind sie so richtig, wie man sie kaum in den gefeiertsten Bildern alter und neuer Zeit sieht. Der Künstler, der lange in München gelebt hat, an welcher Stadt sich diese Natur befindet, muß jahrelange und sehr eingehende Studien gemacht haben, um das Werk so darstellen zu können, wie er es dargestellt hat. Die genannten Eigenschaften dieses Werkes scheinen es uns vorzugsweise geeignet zu machen, die Betrachtung einfacher landschaftlich künstlerischer Merkmale zu stärken

und zu fördern, und durch die ungemeine Genauigkeit zum Unterrichte zu dienen. Dieß scheint uns besonders in unserer Zeit von Gewicht, da das Streben nach Wirkung und Aufsehen so hervortritt, und die schwer zu erringende Naturtreue verabsäumt wird, weßhalb so viele sogenannte Manieren hervortreten, daß es den Kunstfreund mit Schmerz erfüllt. Der Vordergrund des hier beschriebenen Bildes ist eine Art einstigen Steinbruches mit Gebüsch, Kräutern und Rasen überwuchert. Er ist sehr gut gemalt, daß man die vielgeübte Hand erkennt, aber er ist nach herkömmlicher Schule sehr geschickt g e m a l t, nicht gedichtet. Daher gleicht er dem oben Genannten nicht. Wäre dieser Vordergrund in gleicher Weise wie das Uebrige bis in die kleinsten Merkmale durchgebildet und erschöpft, statt mehr in allgemeinen, gebräuchlichen Weisen gehalten, und schlösse er das Entferntere in ruhiger, einfacher Größe ab, so wäre dieses Bild Zimmermanns nach unserer Meinung ein mustergültiges für alle Zeiten.

Von Mevius in Düsseldorf ist eine Ansicht eines Theiles von Neapel mit dem Vesuv ausgestellt. Das Bild ist ebenfalls ein vortreffliches Werk, in welchem ganz die Weichheit und die Gluth des Südens ausgedrückt ist. Besonders herrlich ist das Meer in seinem fast vollkommen glatten, sonnigen Zustande, und wahrhaft reizend ist das im Vordergrunde befindliche Stück Küste mit seinem Steingerölle und den darauf befindlichen Gestalten. Mevius hat in diesen südlichen Bildern, deren wir schon mehrere gesehen haben, einen breiten, ruhigen, an die Antike erinnernden Vortrag. Nur erscheint uns, daß die Einfachheit des Stoffes einen größeren Reichthum der zarten Einzelheiten erfordert hätte, wodurch es nicht an Ruhe verloren, aber an Inhalt gewonnen hätte. Das Durchgebildetste erscheint uns das Meer. Die blauen Schatten des Vesuvs scheinen uns nicht

mit der Luft im Schmelze zu sein, und wir glauben, die Ursache liege in der Luft, welche reicher an feinen Uebergängen sein sollte, wodurch sie auch körperlicher und tiefer geworden wäre. Das Bild würde für jede kleinere Sammlung eine Zierde sein.

Von Voltz aus München sind Schafe ausgestellt, deren Fließe (außer dem jungen) ganz vortrefflich erscheinen. Die Köpfe haben wir in anderen Werken schon durchgebildeter gesehen.

Die Bauernstube von Eduard Merk in München ist recht klar und sonnig, so wie das Ganze anmuthig und freundlich ist. Das Halbdunkel ist ausgezeichnet gehalten.

Mögen die in Aussicht stehenden schönen Bilder von Bürkel in München bald ankommen, damit die heurige Ausstellung, welche Bedeutenderes gebracht hat, als so manche andere, einen guten und würdigen Abschluß erhalte.

Ausstellung
des oberösterreichischen Kunstvereines.
(1861.)

Es sei uns vergönnt, über die heurigen Ausstellungen des oberösterreichischen Kunstvereines einige Worte in diesem Blatte zu sagen. Näher in die Wirksamkeit und das Wesen des Vereines einzugehen, glauben wir in diesem Augenblicke nicht nöthig zu haben, da dieß in einem Aufsatze in dem 5 vergangenen Jahre ausführlich geschehen ist, und der Verein seither sein Wesen nicht geändert hat. Nur das müssen wir bemerken, daß die Thätigkeit des Vereines und seiner Bevollmächtigten sich wo möglich gesteigert hat, und in mancher Hinsicht mit günstigem Erfolge gekrönt worden ist. So ist 10 z. B. die Zahl der zur Ausstellung gebrachten Werke heuer bisher eine bedeutend größere, als es in manchen früheren Jahren der Fall gewesen war. Und wenn zugegeben werden muß, daß dem Kunstwerthe nach die erste heurige Ausstellung schwächer war als manche frühere (was nicht Sache des Ver- 15 eines, sondern mehr des Zufalls ist, wie eben die Werke eintreffen), so ist die gegenwärtige zweite Aufstellung der ersten nicht an Zahl nachstehend, und übertrifft sie an Kunstwerth weit, in welcher Hinsicht sie ganz und gar nicht ohne Bedeutung ist. Ehe wir in das Einzelne eingehen, müssen 20 wir die Bemerkung vorausschicken, daß unser Urtheil, welches durchaus sich nur als vereinzelte Meinung eines Privatmannes ansieht, vorzugsweise der künstlerischen Ausführung zu-

gewendet ist. Der S t o f f eines Kunstwerkes ist allerdings nicht gleichgültig, und seine Großartigkeit hilft in Verbindung mit der entsprechenden Ausführung die Tiefe der Wirkung erzielen; allein bei dem Schwächerwerden der Ausführung verliert der Stoff allmälig seine Bedeutung, und ist bei schlechter Ausführung ganz und gar ohne Werth. Wir glauben diese Bemerkung um so mehr machen zu müssen, als unsere Zeit, in welcher die stofflichen Angelegenheiten so sehr herrschen, auch in der Kunst geneigt ist, dem ledigen Stoffe zu huldigen, und ihn mit dem Kunstwerke zu verwechseln. Hiebei tritt als folgerechte Beigabe ein, daß der sinnfällige Theil, den jede Kunst als Ausdruck weg haben muß, in seiner Eigenschaft als Reiz auf die Sinne eine zu große Breite gewinnt, und die Schönheit, deren Diener er doch sein soll, verschlingt, daher unsere Zeit in der Malerei so gerne das Färben, in der Musik das Klingen liebt. Höhere Künstler unserer Zeit verschmähen wohl den bloßen Reiz der Sinne, und mag das sich immer weiter ausbreiten, dann werden auch die Kunstgenießer in den weitesten Schichten sich von diesen Lockungen abwenden.

In der gegenwärtigen Aufstellung von Kunstwerken befinden sich außer den Gegenständen der Landesbildersammlung 61 Stücke. Es sei uns erlaubt, über einige zu sprechen.

Stademann A. in München hat in Nr. 3 eine kleine harmonische Sommerlandschaft ausgestellt, nur dürfte der Gesammtton zu grau sein. Der Mondschein desselben Künstlers in Nr. 22 dürfte denn doch zu derb gemalt sein, da der Abstand zwischen Mond- und Wolkenglanz zu gering ist, scheint der Mond nicht so wie in der Natur.

Von J. F. Hulk in Amsterdam sind in Nr. 5 und 15 zwei Ansichten von Amsterdam ausgestellt, in welchen Gebäude, Schiffe und Wasser mit all der Sauberkeit und Nettigkeit, die von jeher den holländischen Bildern eigen ist, aus-

geführt sind. Die Luft scheint uns mehr nach ältern holländischen Marinen als nach der Natur studirt zu sein.

In Nr. 8 hat Konrad Bühlmayr aus Wien einen „Dachstein“ ausgestellt. Der Berg ist vom mittleren Gosausee aus gemalt. Der Maler ist unsers Wissens ein Kunstjünger und bringt seine Erstlinge zur Anschauung. Er hat etwas sehr Zartes und Edles in der Farbe und in der Behandlung. Bei näherer Betrachtung des Bildes ist die Innigkeit der Empfindung, womit er die Naturgegenstände anfaßt, nicht zu verkennen. So müssen wir in dieser Hinsicht Theile der Luft, den Schnee, den Ausgang des Gletschers, die Vorderseite des Berges und die dunkeln Abhänge links anführen. Manche Töne streifen hier schon an die Empfindung eines Meisters. Der Künstler hat sich auch glücklich von der Klippe der Anfänger fern gehalten, von der Buntheit. Wenn wir auch einen Rath ertheilen dürfen, so wäre es der des gewissenhaftesten und von Vorstudien unabhängigen Studiums der Natur, selbst in den kleinsten Theilen, dann wird von selber kommen, was wir in diesem Bilde zu vermissen glauben: der Gegensatz kalter und warmer Töne, der in der Natur bei gewöhnlicher Beleuchtung immer vorhanden ist, das Auseinandergehen der Massen (der Donnerkogel scheint sich uns in dem Bilde zu wenig nach vorwärts zu heben) und die Treue der Zeichnung (der Künstler hat die schönen Formen des Dachsteins etwas verlassen). Einem ernsten und eifrigen Streben dieses jungen Mannes glauben wir bei der Wärme und Tiefe des Gefühles, das wir in dem vorliegenden Bilde finden, eine lohnende Zukunft versprechen zu dürfen.

Von unserem Landsmanne A. Obermüllner befindet sich unter Nr. 10 eine Landschaft in der Ausstellung „Der Staubbach im Lauterbrunnerthale“, welche sehr viel Verdienstliches im sonnigen Dufte der Berge, im freundlichen Aufblicken des

Thales und im Zurückweichen der Felswand hat. Wir erlauben uns, diesem begabten und strebsamen Künstler den schon früher ertheilten Rath zu wiederholen, durch das strengste, gegen die Neigungen seines Pinsels unnachsichtigste Naturstudium sich jene Kraft der Wahrheit anzueignen, durch welche er in Verbindung mit der Phantasie seiner Darstellungen eine tiefgewaltige Wirkung hervorbringen würde.

„Der Geizhals“ von A. Seitz in München in Nr. 19 leidet an Unklarheit der Handlung und an einer trüben Farbe trotz mancher nicht unbeträchtlichen Vorzüge in der Mache.

„Die Gewitterlandschaft“ von Konrad Gräfe in Wien in Nr. 24 zeigt ein sehr ernstes und tiefes Studium der alten Meister, welche mehr den großartigen Ernst der Natur als ihre bunten Spielereien darzustellen liebten, und in breiter Behandlung einen epischen Vortrag zeigten. Das vorliegende Bild, welches eine Jugendarbeit des Künstlers zu sein scheint, weist diese Vorzüge auf, z. B. in der Bildung der stehenden Eiche, des Grundes hinter derselben, wo der Wasserfall herabkömmt, der Felsen im Mittelgrunde und der Fernsicht. Wer sich von dem Geiste der einfachen Großartigkeit der Alten durchdringen läßt, und damit die Erfahrungen der neuen Mache verbindet, darf des nachhaltigen Erfolges versichert sein. Wir hätten in diesem Bilde die Wolken körperlicher und die Bäume sturmbewegter gewünscht.

In Nr. 25 „Porträt“ von Karl Löffler begegnen wir einem Bilde, das uns von vollendeter Schönheit zu sein scheint. Es stellt einen Knaben mit dem Oberkörper dar. All die Einfalt, Unmittelbarkeit, Reinlichkeit und Klarheit der Natur liegt da vor uns. Da ist keine Spur von jener anspruchsvollen Mache, die Absonderlichkeiten sucht, und bei jedem Pinselstriche sagt: „Seht, da bin ich.“ Hier ist die naive Gegenständlichkeit, welche in der Welt und in jedem

großen Kunstwerke liegt, in der Antike und in den Werken des Mittelalters. Seit uns (mit Ausnahmen) die schlichte und fromme Größe der Alten verloren gegangen ist, sind wir in gespreizte Darstellung verfallen. Hier ist aber lediglich, was sein muß, und was durch das Sein auch die Berechtigung aufzeigt. In dem Bilde scheint fast keine Mache zu sein, wie in Mozarts Melodien, und doch ist diese Mache schwieriger als die schillerndste Darstellung, oder sie ist auch nicht schwierig, denn wenn der Künstler seiner Seele den rechten Ton ertheilt hat, fließt sie von selbst in den Pinsel. Der Künstler geht in dem, was er darzustellen scheint, auf, und doch liegt in dieser fast bewußtlosen Darbringung die holdeste Schönheit. Das Bild ist wie aus der besten raphaelischen Zeit der italienischen Kunst. Nach der Natur dieser Berichte können wir in Näheres oder in etwaige Fehler nicht eingehen, und bemerken nur, daß wir uns nach unserm Gefühle nicht enthalten können, dieses kleine Bild für das beste der Ausstellung zu erkennen.

Das „Landstädtchen" von Hawranek in Prag in Nr. 28 hat in einzelnen Theilen eine so überraschende Wahrheit, daß man staunt, auch ist die Lieblichkeit und Zartheit des Vortrages in's Herz gehend; aber uns scheint die fast mikroskopische Darlegung der Freiheit der Kunstbehandlung und der Einheit des Gesammteindruckes hinderlich zu sein.

J. Schrader in Berlin hat in seiner „Madonna", Nr. 29, den modernen blendenden Vortrag; uns will aber dieses Bild nicht als eine Mutter Gottes erscheinen.

Die „Episode aus dem dreißigjährigen Kriege" von E. Ender in Wien in Nr. 32 hat eine ausgezeichnet tüchtige Mache, Einzelnes in dieser Hinsicht ist sogar von vollendeter Meisterschaft. Wir glauben uns aber zu der Bemerkung berechtigt, daß die Durchgeistigung des Bildes nicht mit der äußeren Mache gleichen Schritt hält, auch scheint uns das

Bild außer der Gewandung keinen Zusammenhang mit dem 30jährigen Kriege zu haben.

Von Kockock dem Jüngeren in Amsterdam sind in Nr. 37 und 49 zwei Seestücke ausgestellt, welche in Schmelz und Zartheit der Behandlung der Wogen, in ihrer Durchsichtigkeit, Beweglichkeit, Körperlichkeit und in ihrem richtigen Bau an die Art des weitberühmten älteren Kockock erinnern, dem sie nur noch an Leichtigkeit und Tiefe der Mache nachstehen, so weit wir uns früher gesehener Kockock'scher Bilder erinnern können. Wir ziehen unserer Seits das kleine Bild in Nr. 49 dem in Nr. 37 vor, da es eine einfach richtigere Sachlichkeit und eine künstlerischere Uebereinstimmung der Theile aufweist, während das größere in Luft und Wasser bunter und in den Lichtern der Wolken nicht gehörig abgestuft erscheint.

Nordgreen aus Düsseldorf hat in der „Schwedischen Landschaft" in Nr. 40 sehr viel Wahrheit im Gesteine; aber wir können die Frage nicht unterdrücken, ob, wenn in der Natur solche Bildungen vorkommen, man sie auch malt.

Arnoldine Hodak hat in Nr. 41 ein „Stillleben", in welchem die Dinge außer dem rothen Tuche mit vieler Wahrheit und vielem Glanze dargestellt sind, der Tisch ist aber nicht flach genug, und das Stillleben dürfte leicht herab gleiten.

Wenn das Bild von Wörndle in Innsbruck, Nr. 42, „Der Verkauf des aegyptischen Josefs in der Gegend des Berges Tabor" bei seinen starken Gegensätzen viel größer wäre, dürfte die Wirkung bedeutend harmonischer werden.

„Die Versuchung" von J. Till in Wien, Nr. 44, wünschten wir wohl viel kirchlicher gehalten.

Die „heilige Familie" von Palme in München, Nr. 45, hat die edle, ruhige, kirchliche Strenge, welche wir von diesem Künstler gewohnt sind, und eben so begegnen wir seiner bekannten reinen und klaren Ausführung.

Das Bild von O. Achenbach in Düsseldorf „Motiv aus Villa Conti" in Nr. 46 können wir nur als Studie betrachten, es erscheint uns aber in dieser Hinsicht meisterlich. Die Töne sind mit einer solchen Sicherheit angegeben, wie sie nur aus der Hand eines geübten Meisters hervorgehen können. Eben so ist Wärme und Licht in dem ganzen Bilde, und die menschlichen Gestalten beleben es in sehr natürlichen Handlungen. Nur scheint uns der Gipfel des Springstrahles nicht recht wasserglänzend zu sein.

Spitzweg in München ist uns heuer in seinem anziehenden Bildchen „Im Gebirge", Nr. 47, doch nicht so zart und gewählt in der Farbgebung, wie wir es von diesem ausgezeichneten Künstler aus früheren Anschauungen gewohnt sind.

Das Bild von Otto von Thoren in Brüssel „Ackerpferde bei herannahendem Gewitter", Nr. 50, scheint uns außerordentliche sachliche Vorzüge zu haben, wozu wir besonders den durchbrocheneren und lichteren Theil der Luft und die körperliche Gestaltung der Pferde, die im Vordergrunde sind, rechnen. Der genannte Theil der Luft ist mit einer Meisterschaft behandelt, die selten ist, das gewitterhafte Anlaufen der Lufttöne, wie es beim Sturme vorkömmt, dürfte kaum wahrer zu geben sein, eben so sind die genannten Pferde auf das Trefflichste, wenn wir so sagen dürfen, modellirt, wie es nicht so oft vorkömmt. Einem so durchgearbeiteten Künstler gegenüber dürfen wir aber auch nicht verschweigen, was wir an seinem Bilde ausstellen zu müssen glauben. Zuvörderst, da das Bild auf Durchgeistigung — entweder durch die Majestät des Gewitters oder durch hervorragende Gefühlsäußerung der Menschen in ihren Handlungen oder etwa auch der Thiere in ihren Bewegungen — zu verzichten scheint, und uns dafür sachliche Richtigkeit bringt, so sollte, meinen wir, diese so vollendet sein, daß uns, wie man sich auszudrücken pflegt, die Virtuosität hinreißt; allein hier scheinen

uns nach unserem Urtheile Abgänge vorhanden zu sein. In der lichteren Luft haben fast alle Wolken parallele Richtungen die dunkeln Wolken sind flach, und die Natur derselben ist nicht ausstudirt, daher sie nicht charakteristisch sind. Außerdem ist die ganze Färbung der Luft, wie sie in alten ausgewachsenen Gemälden zu sehen ist, wornach der Künstler studirt zu haben scheint. Der weißen Farbe des Rothschimmels fehlen die Glanzdecken, welche das Weiß der Haare, der Seide ꝛc. zeichnen, weßhalb hier die Farbe statt einer Glanzfarbe mehr eine Mehlfarbe wird. Wir erlauben uns zu unserer Rechtfertigung auf die Schimmel Wouwermanns zu verweisen. Das Perspective zwischen dem vordern und hintern Pferde ist ein verfehltes, und wenn nicht, so ist es das der Personen. Die hintern Pferde scheinen uns zu oberflächlich behandelt, eben so ist der Ackergrund nicht scharf gekennzeichnet, und das Gras ist zu leichthin und mit glasartiger Farbe behandelt. Wir entschuldigen uns noch einmal, daß wir unsere Bedenken aufgeführt haben; das Bild fordert durch treffliche Behandlung einzelner Theile und durch seinen Preis von 1200 fl. dazu auf.

Im „Wiedersehen“ von Verheyden in Brüssel, Nr. 51, glauben wir eine sehr seelenvolle Behandlung im herauseilenden Mädchen zu erblicken; aber jedes Kunstwerk muß die Begründung jedes seiner Theile völlig in sich tragen, um uns durch Folgerichtigkeit und Nothwendigkeit zu bezwingen. Beim Wiedersehen können daher nicht weniger als zwei Wiedersehende sein. Durch den Witz des Schattens eines kommenden schnurbärtigen Soldaten auf der Erde und an der Wand hat der Künstler die Begründung nicht ersetzt, dafür aber das Seelenvolle in dem herauseilenden Mädchen herabgewürdigt. Zudem steht dieser Schatten mit andern Schatten des Bildes im Widerspruche. Endlich sollten so kurzdauernde Augenblicke wie der in diesem Bilde eigent-

lich nicht gemalt werden; denn das immerwährende Stehenbleiben einer in der Natur schnell vorübergehenden Bewegung in einem Bilde peinigt zuletzt das Auge, welches das Bild um sich haben muß.

In der „Wallfahrt auf dem Rhein“ von Maassen in Düsseldorf, Nr. 52, finden wir so edle, dichtungsvolle, andachtdurchdrungene und doch wieder so menschliche Gestalten, daß sich das Studium dieses Bildes sehr verlohnen dürfte.

Gauermanns „Mädchen mit Schafen“, Nr. 56, zeigt uns einen sehr schönen Hund und schöne, wenn auch mehr dämmerig als plastisch gehaltene Schafvließe, das Mädchen erscheint uns zu unbeweglich und die Landschaft hart.

Die trefflichen Thürme der „Alhambra“ von Bossuet in Brüssel, Nr. 57, kennen wir aus einer frühern Ausstellung.

Das Aquarell von R. Alt „Monte Cavallo in Rom“, Nr. 58, erscheint uns vortrefflich in Zeichnung, Farbe und besonders im Luftperspective, welches in Aquarell so schwierig ist.

Von den Galleriebildern werden wir uns erlauben zu einer andern Zeit zu sprechen.

Oberösterreichische Kunstausstellung.

(1861.)

Es sei mir vergönnt, noch einmal einige Worte über die oberösterreichische Kunstausstellung und zwar über die letzte Abtheilung zu sagen. Diese Abtheilung ist nicht nur die reichste, sondern auch die trefflichste dieses Sommers. Es befinden sich nach unserer Meinung Werke allerersten Ranges in derselben. Wir wollen versuchen, Einiges hervorzuheben.

Die zwei Studienköpfe von Reiter in Wien in Nr. 1 und 2 dürften wegen der anmuthigen Farbe und Behandlung manchen Gewinnern Freude machen. Sie sind zur Verlosung angekauft. Neben ihnen hängen zierliche Blumen auf Porzellan von Miesner in Prag. Ein Rastelbinder von Löffler scheint uns seinem Knabenbildniß, das wir einmal schon angeführt haben, bedeutend nachzustehen.

In Nr. 6 ist ein „Strand an der Nordsee" von Schäffer Aug. in Wien ausgestellt, welchem Bilde wir, wenn es noch schärfere Naturwahrheit hätte, einen hohen Rang zuweisen würden; die künstlerische Auffassung in demselben ist ausgezeichnet. Die großartige Einsamkeit und Oede dieses Strandes wirkt fast mit epischer Gewalt. Solche einfache Dinge aber wollen mit der größten Vollendung in der Form durchgeführt werden, um ihre Wirkung zu machen, die aber dann um so größer ist, da die Rohheit des Stoffes sich der Betrachtung des kunstsinnigen Auges desto mehr entzieht.

Die photographirten Zeichnungen von Frauengestalten aus Göthe von W. Kaulbach haben wir uns, ehe wir sie sahen, besser gedacht. Wir wagen ein Urtheil auszusprechen, das Vielen hart erscheinen dürfte, da Kaulbach einen großen Namen besitzt; aber wir müssen es sagen, da wir es so fühlen, und da nur durch offenes Aussprechen der Gefühle von Verehrern der Kunst eben die Kunst am höchsten geehrt wird. Urtheile können irrig sein, heuchelnd dürfen sie nie sein. So sehr wir das akademisch Richtige dieser Zeichnungen im Allgemeinen bewundern, so sehr glauben wir, daß sie weit hinter der einfachen, aber dadurch um so größeren Naturgewalt der Seelen Göthe'scher Frauen zurückgeblieben sind. Gretchen, Klärchen, Dorothea, die unerreichte Iphigenia leben anders in der Tiefe unseres Herzens. Mignon, die bisher jedem Pinsel und jedem Stifte spottete, ist nicht vorgeführt worden. In Beziehung auf Göthe sind uns die Zeichnungen kalt. Es ist die mißlichste Sache, die Unendlichkeit der dichtenden Einbildungskraft, die auch die Unendlichkeit der lesenden wach ruft, in ganz bestimmt umschreibende Linien zu bannen, welche durch die eine Anschauung, die sie bringen, jede Unendlichkeit ausschließen, die Mittel beider Künste sind eben sehr verschieden, es müßte nur die Unendlichkeit des Malers größer sein als die des Dichters, daß er uns den Dichter umdichtend *seine eigene* Unendlichkeit mit *seinen eigenen* Mitteln brächte. Der Dichter bringt mit dem unsichtbaren Worte leichter die Seele, schwerer den Körper; aber er muß ihn bringen, der Maler mit der sichtbaren Linie leichter den Körper, schwerer die Seele; aber wir fordern sie auch von ihm. Der duftige Zauber großer Dichter ist ein anderer als der plastische großer Maler, und in Göthe ist er so zart, so fest begründet und nur ihm eigenartig, daß er kaum in der bildenden Kunst erreichbar sein dürfte, am ersten noch in Marmor. Daß Zeichnungen nach Göthe nur

mit Göthe verglichen werden müssen, liegt, glauben wir, in der Natur der Sache.

Die Photographien der Zeichnungen des Märchens der sieben Raben von Schwind, Nero's auf den Trümmern des brennenden Roms, der Sündfluth von Schorn und der Schlacht von Leipzig von Dietz dürften jedem Gewinner die größte Freude machen. Sie sind zur Verlosung angekauft. Obwohl die Sündfluth, Nero und die Leipziger Schlacht nach Oelgemälden photographirt sind und den Reiz der Farbe entbehren, so sind sie doch herrliche Blätter, und es ist nicht nur die ungewöhnliche Größe dieser Photographien, sondern auch ihr innerer Gehalt hervorzuheben.

Bei Schwinds Märchen wirkt hervorragend die Zeichnung, daher, obgleich auch manche Farben durch die Photographie nicht erreichbar waren, doch all das Phantastische, Schalkhafte, Märchenartige und Zauberische des Schwind'schen Griffels in diesen Blättern erscheint. In solchen Dingen ist Schwind kaum zu übertreffen, und die Nachbilder erregen in uns nur die größte Sehnsucht nach der Anschauung des Urbildes.

An derselben Wand hängt eine Photographie eines Cartons von Josef Munsch, Wilhelm den V., Herzog von Baiern, als wohlthätigen Fürsten im Kreise der Armen darstellend, welchen Carton der junge Künstler im Auftrage des Königs von Baiern als Fresco-Gemälde im Nationalmuseum ausführen muß. Wir glauben diesen Entwurf als einen vorzüglichen bezeichnen zu müssen. Die Eintheilung des Raumes, die Anordnung der Gestalten, der Reiz der Verschlingung der Linien zu anmuthiger Erregung der beschauenden Einbildungskraft sind mit großem künstlerischen Sinne in's Werk gesetzt. Ausdruck und Durchführung des Einzelnen und Kleinsten wird nur in dem Gemälde, eben weil es im Verhältnisse zum Entwurfe auf sehr

großem Raume ausgeführt werden soll, beurtheilt werden können.

Der erste Rauchversuch von Mayr J. in Wien in Nr. 13 ist nach Art der älteren Niederländer trefflich in satter und kräftiger Farbe behandelt. Manches ist mit Auszeichnung vorgetragen, die nähere Betrachtung des Bildes zeigt, daß der Künstler wohl die Alten studirt, aber nicht blind nachgeahmt hat. Wir müssen hier nur die Auffassung als etwas zu Sachliches tadeln; denn die Qual des ersten Rauchens, welche so Manchem von uns noch erinnerlich sein dürfte, wie er die grünen und gelben Farben vor seinen Augen zu verbeißen suchte, um nur ja mit der Pfeife in die Männlichkeit einzurücken, könnte wohl viel schalkhafter als durch das lediglich Uebelwerden, durch Angesicht und Gestalt ausgedrückt sein. Nicht der Eckel ist das Lächerliche an der Sache, sondern das Bramarbasiren im Ringen mit ihm.

Die Blumen von Hodak Arnoldine in Brünn, Nr. 14, erscheinen uns fleißig und zart gemalt.

Das Nachtstück „Kirche St. Georgio magiore in Venedig“ von Mecklenburg in München, Nr. 26, halten wir für sehr fleißig, sauber und mit feinem Verständnisse der Töne gemalt, uns scheint aber, daß es auf dem Bilde nicht völlig Nacht ist. Die Wolkenlichter dürften um mehrere Stufen dunkler zu halten gewesen sein, damit sie dem Mondglanz nicht Abbruch thun, und so, scheint es uns, sollten alle Töne der Luft im Verhältnisse tiefer sein, wodurch dann die irdischen Gegenstände jenes unbestimmte Schwimmen in der lichtnebligen Luft zeigen würden, was den Mondnächten, selbst den klarsten eigen ist.

Die kleinen Landschaften von Raffalt in Nr. 27 und 29 zeigen sich sehr lieblich.

In Nr. 31 ist eine Landschaft von Bühlmayer C. in Wien ausgestellt, welcher wir eine große Anerkennung zollen

müssen. Es ist von dem Künstler ein trüber Tag gewählt worden, der kein unmittelbares Sonnenlicht auf die Gegenstände fallen läßt, aber jene sanfte und gleichmäßige Beleuchtung über alle Dinge ausgießt, die ihnen ein ruhiges und zartes Ansehen gibt, welches der Freund und aufmerksame Beobachter der Natur nicht minder liebt, als die Kraft einer glühenden Beleuchtung. Der mit blauduftigen Wolken erfüllte Himmel wölbt sich sehr schön in die Ferne, in welcher er ein weiches Licht zeigt, daß es weiter draußen heller ist, als wo wir stehen. Die Ferne ist leicht und weithingehend behandelt. Der blaue Berg gegen die rechte Seite des Bildes ist zart modellirt, und eine Ebene geht nach vorwärts, in welcher die Töne mit einem ausgezeichnet feinem Gefühle gegeben sind, der grüne Abhang rechts geht mit der richtigsten Abstufung in die Ferne, und zwischen ihm und der Ebene schlängelt sich der Strom, der jene schillernde stahlblaue Farbe trägt, die solchen Tagen eigen ist. Sehr schön und anmuthig stehen die zerstreuten ferneren Bäume in der Landschaft, und auch die näheren größeren Bäume sind gut ausgespitzt, modellirt und gefärbt. Es liegt jene gewisse schwermüthige Einsamkeit in dem Gemälde, die solchen Tagen und solchen einfachen Landschaftsgebilden eigen zu sein pflegt, die allerdings nicht jedem Gemüthe zusagt, aber von manchem tief empfunden wird. Wir glauben dem Künstler nicht genug anrathen zu können, die feine Empfindung für zarte Abstufungen nicht fallen zu lassen, und sie gelegentlich auch auf beleuchtete und erheiternde Gebilde anzuwenden. Ein treues Studium der Natur und ein aufrichtiges Festhalten ihrer Erscheinungen wird dem jungen Künstler gewiß eine Zukunft sichern. In diesem Sinne hätten wir auch den Vordergrund des besprochenen Bildes gerne genauer behandelt gesehen.

Das Nachtbildchen von Dworak Ant. in Leitomischl, Nr. 33, „Ein Bauernbursche läßt sich seine Stiefel beschlagen“

und zwar bei Kerzenlicht Nachts in der Schmiede, halten wir für gut und drollig ausgeführt, die Beleuchtung scheint uns richtig studirt.

Die Winterlandschaft von Stademann in Nr. 39 halten wir für sehr gut in der Abstufung des Tones, meinen aber, die Farbe dürfte richtiger sein.

Von Richard Zimmermann in München ist in Nr. 42 ein Bild ausgestellt „Herannahendes Gewitter im baierischen Hochgebirge", welches wir zu den allerbesten Landschaftsbildern zählen würden, die jetzt gemalt werden, wenn das Bild gleichmäßig mit dem genauen Studium durchgeführt wäre, mit dem einzelne Theile desselben behandelt sind. Im Vordergrunde ist zerworfenes Gestein, durch welches ein Gebirgsbach vorwärts rollt, der dann in mehreren Armen gegen uns herabstürzt. Weiter zurück ist stärkeres Steinwerk, und dann Felsberge, über die schon die Schauer der Gewitterwolken ziehen. Am Saume des Baches stehen dicht aneinander ein paar Tannen, die der Wetterwind sehr beugt, und links im Bilde eilen Menschen über eine Knittelbrücke, um eine Zuflucht zu suchen. Das Wasser mit dem Gesteine scheint uns ein Naturstudium zu sein. Die bräunliche Felswand der Berge und die Tannen sind mit einer sehr geübten Hand nach herkömmlicher Weise gemalt. Die Schwierigkeit solcher Gegenstände ist um so größer, als sie so vorübergehender und wechselnder Natur sind, daß sie in der Zeit ihres Bestehens auch von der schnellsten Malerhand nicht auf die Leinwand geworfen werden können, sondern daß sie in das Gedächtniß geprägt werden müssen, und daß dann die Einbildungskraft des Künstlers die Stelle der unmittelbaren Natureinwirkung vertreten muß. Gerade im Gebirge rauschen diese Erscheinungen oft mit der ungeheuersten Schnelligkeit daher. Das Bild ist von dem Vereine zur Verlosung angekauft, und es wird gewiß jedem Gewinner Freude bringen.

Von Ender Eduard in Wien ist in Nr. 43 ein Bild unter dem Titel „Eine Fuge“ ausgestellt. Es ist ein Scherzbild, vier Geigenspieler aus dem vorigen Jahrhunderte darstellend, die in der Fuge auseinander gekommen zu sein scheinen. Das Bild bringt in den glänzendsten Farben die Aeußerlichkeiten der Personen und Dinge, ist mit ungewöhnlichem Geschicke gemalt, es däucht uns aber, daß sein Inhalt durch die Fassung leidet. Dasselbe, aber in noch größerem Maße müssen wir von einem anderen Bildchen desselben Künstlers sagen, welches auf der ersten Wand hängt, und eine Malerstube darstellt, in welcher auf einem vergoldeten Prachtsessel ein Kind eingeschlafen ist. Es ist eine krause Mannigfaltigkeit von Dingen in dieser Malerstube, welche sehr gut und mit Vorliebe behandelt sind, nur das Kind ist schwach, und so ermangelt das Bild eigentlich eines Inhaltes.

In Nr. 44 ist „eine Morgendämmerung am großen Venediger“ von Albert Zimmermann in Wien ausgestellt. Das Bild ist, wie es von diesem Künstler zu erwarten ist, von der vollendetsten Haltung und Stimmung. In der hellen Morgenluft schwebt die erblassende Mondessichel. Der Gletscher und alles Andere ist noch im Morgengrauen. Jene erhabene Ruhe, wir möchten sagen, Starrheit, in welcher die Gebirgswelt des ersten Lichtes harrt, um von ihm angehaucht zu werden, sieht uns aus dem ganzen Bilde entgegen. Die tiefste Einheit des Ganzen und doch die reichste Mannigfaltigkeit in Farbe und Zeichnung herrscht in dem Bilde. Das war von dem großen Meister zu erwarten. Doch scheint uns die Färbung des Schnees zu aschig und die der Felsen zu roth. Es ist eben eine der schwierigsten Aufgaben, die sich der Künstler gestellt hat.

In Nr. 46 und 48 sind zwei Landschaften von Piepenhagen in Prag ausgestellt. Wer die einfachen, großartigen, ruhigen, durch keine Blendungsstellen wirkenden Gebilde

Ruisdaels liebt, der wird mit Ehrerbietung vor diesen Bildern stehen. Wir halten sie für Meisterwerke erster Größe. Das eine stellt eine neblige Mondnacht dar. Es sind nur Gebüsche, Fischerhütten, Gras und etwas Wasser da. Ein Mann in einem Kahne ist eben im Begriffe Reusen zu legen, 5 und gegen eine Fischerhütte zu sehen wir drei unbestimmte Gestalten von Weibern, die entweder unter sich sprechen, oder dem Manne zusehen. Doch welch ein Zauber liegt in diesen wenigen Gegenständen! Auch hierin gleicht Piepenhagen Ruisdael. Große Dichter und Maler wählen so gerne den 10 einfachsten Stoff. Von der Fülle des eigenen reichen Inneren gedrängt, wissen sie mit Wenigem in gebildetster Form dieses Innere in einer Art Unendlichkeit zu offenbaren, ja sie gehen dem gehäuften Stoffe aus dem Wege, weil er als roher Körper den zarten Geist zu ersticken droht. Man denke an 15 die Ilias von Homer, an Macbeth von Shakespeare, an Iphigenia von Göthe. Die Armuth und Unerfahrenheit geht an die Menge des Stoffes, bringt ihn aber roh; und die Armuth und Unentwickeltheit empfängt ihn und verwechselt ihn mit der einzig dichterischen Form. Hier sind weiche 20 Nebel, die den Mond dämpfen, aber ihn nicht verhüllen, er schwimmt gleichsam in ihnen, und sie umgeben ihn in natürlichen, dämmerigen, ahnungsvollen Gestalten. Je weiter von dem Monde, desto tiefer wird es Nacht, die Nebel werden dunkler, vermählen sich mit den Gebüschen und lassen 25 weithineingehende Räume ahnen. Hier ist das Geheimnißvolle der Nacht, die nicht Alles verhüllt und nicht Alles zeigt. Darin liegt das Dichterische der Nacht, das uns so anzieht und begeistert. Und diese Dichtungsfülle weiß Piepenhagen wie fast Keiner in einer großartigen Phantasie 30 durch ein Unbestimmtes und Ahnungsvolles in seinen Gebilden hervorzubringen und in dem Gemüthe des phantasievollen Beschauers zu erzeugen. Die vorderen Gebüsche

bringen schon das Mondlicht in ihren Spitzen, auf der Wand einer Fischerhütte schimmert es trübe, auf dem bethauten Grase glänzt es und läßt unbestimmte Pflanzengebilde sehen, und im Wasser blinkt es mit einer kleinen Blitzspiegelung 5 auf. Die Uebereinstimmung des Ganzen und die weise Abstufung der Lichter in diesem Bilde ist bewunderungswürdig. Alle Glieder der Wolken sind vom Lichte belebt, in allen Zweigen, Gräsern und Moosen lebt es, im Wasser blitzt es, und doch drängt es sich nirgends vor, es ist kein sinnlicher 10 Farbenreiz da, nur die Beleuchtung, und diese so viel, als sie an jedem Platze zu sein vermag. Seit van der Neer dürften wenige Mondnächte gemalt sein, die dieser gleichen. Wir unsers Theils ziehen diese Landschaft weit allen übrigen in der Ausstellung vor. Sollen wir auch tadeln? Die Wolke 15 hinter der Fischerhütte links scheint uns zu röthlich und die Mondspieglung im Wasser zu hell.

Das andere Bild von Piepenhagen ist eine Stelle eines Hochwaldes. Nebelsprühregen geht nieder, färbt die hinteren Dinge grau und beugt die Wipfel der Nadelbäume. 20 Ein frischer Bach sprudelt gerade nach vorwärts. Wer je die feuchte Fülle solcher großartiger Wälder gesehen hat, findet sie hier wieder: Das tiefste Grün auf moorigen Schattenstellen, das Rostbraun dürren Farrenkrautes, das Grünschwarz der Tannen, ihre Auszackungen, ihr Schieffinken 25 im moorigen Boden, das Herumliegen von Geniste und Steinen, das Faulen eines liegenden Stammes und Perlen und Rollen des durchsichtigen Wassers. Auch ist nicht das mindeste Prahlen mit Glanzstellen oder Gegensätzen, sondern das einfache Wiedergeben der einfachen großen Natur. Auch dieses 30 Bild stehen wir nicht an als ein Meisterwerk zu bezeichnen, wenn wir auch den lichten Stein im Vordergrunde geflachter und die Formwiederholung am rechten Ufer vermieden wünschten. All das Ernste, Düstere und Erhebende großer

Wälder liegt in diesem Bilde, und läßt auf das Lichterspiel auf allerlei Zweigen und Baumtheilen, das geringere Künstler so gerne lieben, vergessen, ja es verschmähen. Beide Bilder sind Privateigenthum, und wir sind dem Besitzer Dank schuldig, daß er sie zur Beschauung von ziemlicher Ferne herlieh.

Auf dieselbe Wand ist nachträglich ein Bild von Munsch in München gehängt worden, das uns sehr gelungen scheint. Es ist ein Scherzbild. Auf einer sonnigen, einsamen Wiesenstelle von Blumen, hinter der eine Planke und ein blühender Hollunderstrauch ist, befindet sich eine Bleiche, ein Faß liegt in einem Winkel des Grases, dessen Reife gesprungen sind. Vier Kinder, Mädchen unterer Klassen, mit Mieder und Wollröckchen sind im Grase. Eines steht bekränzt mit Wiesenblumen und macht schon Mienen eines Fräuleins, denn das zweite kniet vor ihm und macht ihm in das Röckchen aus einem Faßreife eine Crinoline. Ein drittes Mädchen schaut naiv und ruhig zu. Es ist mit seinem Putze fertig. Es hat grüne Ketten aus dem Löwenzahn um und trägt über hohem Stengel ein flaches, grünes Blatt als Sonnenschirm. Ein viertes Mädchen sitzt weiter entfernt, hält sich den Arm gegen die Sonne oberhalb der Augen und schaut neugierig zu, wie das werden wird. Eine zahme junge Dohle mit gestutzten Flügeln, die wahrscheinlich den Kindern überall nachgeht, ist auf dem Fasse, spreizt die Flügel und macht sich gelten. Weiter im Hintergrunde sitzen zwei kleinere Kinder im Grün und küssen sich, und ein noch kleineres sitzt mit dem Rücken gegen uns unbeholfen im Grase. Es ist heller Sonnenschein und blauer Himmel. Wir finden so viele Innerlichkeit in diesem Bilde, daß es uns zu großer Heiterkeit stimmt. Der Ausdruck der Gestalten ist äußerst wahr und so schalkhaft und voll Seele, daß das Bildchen wie eine liebliche Dichtung wirkt. Auf solche Art rücken

sogenannte Gattungsbilder wieder in das Kunstgebiet, wenn sie, wie hier, Idylle sind, oder Epigramm werden. Leider sind sie heut zu Tage meistens Beides nicht, sondern bloß arm. Wir müssen sagen, daß wir uns bei jedem Beschauen an diesen herzigen, kräftigen Gestalten erfreut haben. Dürfen wir dem jungen Künstler einen Rath geben? Die Verkürzung des Schenkels des sitzenden Mädchens dürfte besser zu bilden sein, daß das Auge nicht versucht werde, die Schienbeine für zu lange zu halten, Hände und Vorfüße erscheinen uns hie und da zu groß. Oder hat der Künstler die lebenden Modelle photographirt, und sind diese Gegenstände durch größere Ferne vom Brennpunkte zu groß gekommen? Das weiße Wölkchen dürfte zu entfernen sein, um den Lichtreiz nicht zu zerstreuen, und größere Kräuter im Vordergrunde und Schlußstellen gegen den Rahmen scheinen uns ein genaueres Studium zu verlangen; denn nach unserer Meinung darf auch nicht der kleinste Theil eines Kunstwerkes vernachlässigt werden.

Von Alois Greil ist ein ziemlich großer Carton aufgehängt, „Das Frankenburger Würfelspiel", eine Scene unter Herbersdorf, die mit dem oberösterreichischen Bauernkriege zusammenhängt. Wir müssen dem noch sehr jungen Künstler unsere Freude über diesen Carton aussprechen. Das sind nicht Akademiegestalten und Akademiegruppirungen, es ist wirkliches, lebendiges Leben. Der Raum ist trefflich eingetheilt, er ist vertieft, ist mit Reiz ausgefüllt und schließt mit völliger Uebereinstimmung ab. Auf diesem Wege glauben wir dem jungen Künstler eine bedeutende Zukunft versprechen zu dürfen. Aber wir glauben auch die dringende Bitte aussprechen zu müssen, daß er auch der Bildung des Einzelnen und Kleinsten gerecht werde, und mit Eifer den unteren Boden der Kunst, das Handwerk betreibe. Er hat nach unserer Meinung, was man nicht lernen kann, und sieht

über das weg, was zu erlernen ist, und was er auch lernen muß, soll die Tüchtigkeit kommen, zu der er berufen ist.

Noch müssen wir auch Bildhauerarbeiten erwähnen, eine „Bauernscene“ von Röcker in Gröden in Nr. 57, halb erhabene Arbeit in Holz, nett und mit sehr viel Laune ausgeführt, und die halberhabenen Köpfe in Gyps von Kolbe, welche in reizvollen Linien mit viel Leben und Anmuth dargestellt sind. Wir wünschten sehr, einmal Gelegenheit zu haben, etwas in runder Arbeit von diesem Künstler sehen zu können.

Daß von Kunstwerken, über welche in früheren Blättern dieser Zeitung gesprochen worden ist, und welche sich noch in der Ausstellung befinden, an diesem Platze keine weitere Erwähnung geschieht, glauben wir, bedarf keine Entschuldigung.

Gemälde-Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines.

(1862.)

Die dießmalige Ausstellung von Kunstwerken, in welche mehrere der namhaftesten Werke der Juliausstellung übergegangen sind, stellt sich so wie die Juliausstellung nach unserer Ansicht als eine dem Werthe nach durchschnittlich mittlere dar. Wenn auch einzelne treffliche Werke vorhanden sind, so vermissen wir doch größere Namen, welchen wir in manchen früheren Ausstellungen des oberösterreichischen Vereines begegnet sind. Für das Gedeihen der Kunst, des Kunstsinnes und des Kunsturtheiles in unserem Lande wäre es höchst wünschenswerth, wenn, ich will nicht sagen, viele fremde und dann deutsche, doch aber nicht gar die wenigsten österreichischen Kunstgrößen so freundlich wären, zuweilen die oberösterreichische Ausstellung mit der einen oder der andern ihrer besseren Arbeiten auf einen Monat zu beschicken, und zwar aus Liebe zur Kunstentwicklung, wenn auch nicht oft eines ihrer edlen und darum theureren Werke hier einen Käufer finden könnte. Ob dieses durch einen kleineren Verein zu erreichen ist, wie und auf welche Art größere Künstler zu Beschickungen zu bewegen wären, und weßhalb solche Beschickungen bisher in ausreichendem Maße nicht geschehen sind, maßen wir uns nicht an, beurtheilen zu wollen. Wir beschränken uns hier darauf, einige Werke namhaft zu machen, welche unsere Aufmerksamkeit

und Theilnahme in Anspruch genommen haben, ohne darum verlangen zu wollen, daß unsere Meinung mehr als die eines einzelnen Mannes sein soll, der die Kunst liebt, und zur Verbreitung dieses edlen und lieblichen Bildungsmittels der Menschen etwas beitragen möchte. 5

In Nr. 7, „Brautpaar aus dem südlichen Tirol“ von Moriz Müller in München, sehen wir ein Fackelbeleuchtungsbild, das so sehr den Bildern des bekannten Feuermüllers ähnlich ist, daß wir es dem Namen und Preise nach für ein Werk dieses Künstlers halten. Wenn es so ist, so ist 10 dieses Werk des Künstlers ein schwächeres, als wir von ihm schon mehrfältig gesehen haben. Die in unmittelbarer Nähe des Fackellichtes befindliche Beleuchtung finden wir sehr gut, besonders an den Metallgegenständen; aber eben weil die Beleuchtung Fackelbeleuchtung ist, hätte sie auf ihren Raum 15 zusammen gespart sein sollen, und nach dem Gesetze, daß ein helles Fackellicht die ferneren Gegenstände in desto tieferes Dunkel stellt, sollte Alles weiter rückwärts und seitwärts des beleuchteten Brautpaares in Nacht sein, die kaum durchdringlich ist. Statt dessen sehen wir die Weinblätter unter 20 dem Simse des Ausganges so deutlich, daß wir sie zählen können. Fast eben so wenig können wir das bleiartige Licht der Landschaft billigen. Die Köpfe von Braut und Bräutigam so wie Anderer sind ansprechend, wir möchten sagen, köstlich, wie immer bei dem Feuermüller, bei dem wir sonst auch die 25 Umgebungen (meist Stuben) sehr zweckmäßig untergeordnet fanden. Deßungeachtet zeugt dieses Bild von einem ausgezeichneten Pinsel. Weniger spricht uns das Kinderbild desselben Künstlers in Nr. 11 an.

In Nr. 14 hat Obermüllner A. aus München ein 30 großes Landschaftsbild ausgestellt, „Chamounix mit dem Montblanc“. Es freut uns, sagen zu können, daß dieser unser junger Landsmann (Obermüllner ist ein Oberösterreicher)



Ölbild auf Leinwand. VIII. 1837

Königssee mit Watzmann und St. Bartholomä.

Besitzer: Frau Therese Teufelberger in Wien.

und Theilnahme in Anspruch genommen haben, ohne darum verlangen zu wollen, daß unsere Meinung mehr als die eines einzelnen Mannes sein soll, der die Kunst liebt, und zur Verbreitung dieses edlen und lieblichen Bildungsmittels der Menschen etwas beitragen möchte. 5

In Nr. 7, „Brautpaar aus dem südlichen Tirol“ von Moriz Müller in München, sehen wir ein Fackelbeleuchtungsbild, das so sehr den Bildern des bekannten Feuermüllers ähnlich ist, daß wir es dem Namen und Preise nach für ein Werk dieses Künstlers halten. Wenn es so ist, so ist 10 dieses Werk des Künstlers ein schwächeres, als wir von ihm schon mehrfältig gesehen haben. Die in unmittelbarer Nähe des Fackellichtes befindliche Beleuchtung finden wir sehr gut, besonders an den Metallgegenständen; aber eben weil die Beleuchtung Fackelbeleuchtung ist, hätte sie auf ihren Raum 15 zusammen gespart sein sollen, und nach dem Gesetze, daß ein helles Fackellicht die ferneren Gegenstände in desto tieferes Dunkel stellt, sollte Alles weiter rückwärts und seitwärts des beleuchteten Brautpaares in Nacht sein, die kaum durchdringlich ist. Statt dessen sehen wir die Weinblätter unter 20 dem Simse des Ausganges so deutlich, daß wir sie zählen können. Fast eben so wenig können wir das bleiartige Licht der Landschaft billigen. Die Köpfe von Braut und Bräutigam so wie Anderer sind ansprechend, wir möchten sagen, köstlich, wie immer bei dem Feuermüller, bei dem wir sonst auch die 25 Umgebungen (meist Stuben) sehr zweckmäßig untergeordnet fanden. Deßungeachtet zeugt dieses Bild von einem ausgezeichneten Pinsel. Weniger spricht uns das Kinderbild desselben Künstlers in Nr. 11 an.

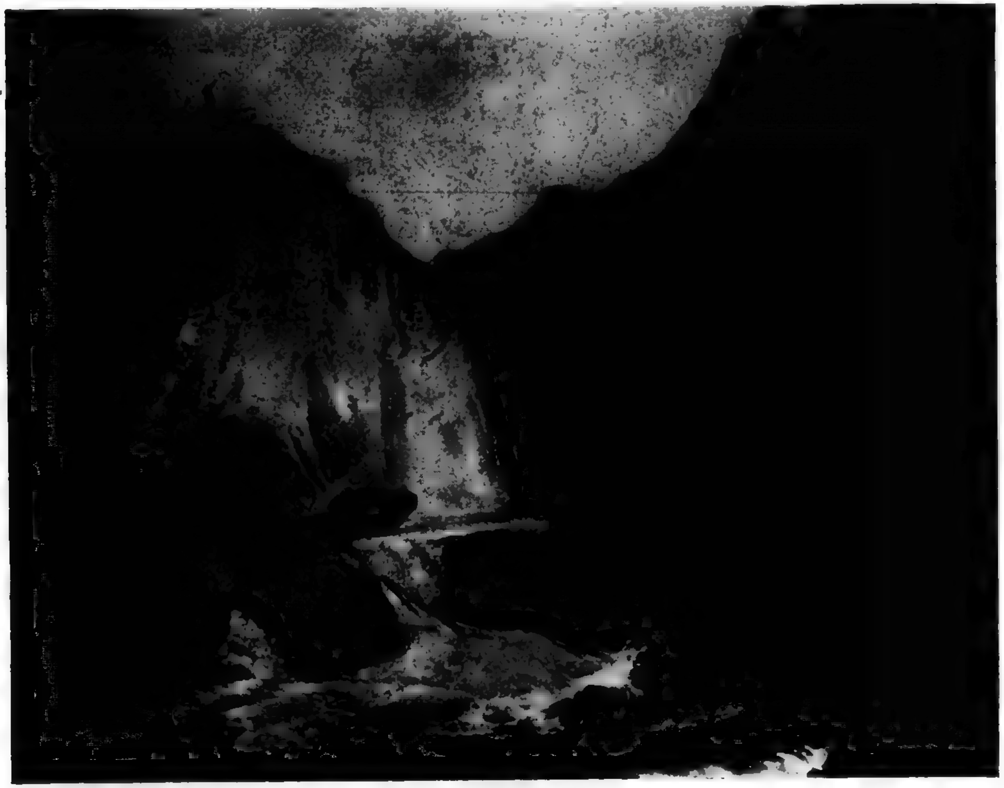
In Nr. 14 hat Obermüllner A. aus München ein 30 großes Landschaftsbild ausgestellt, „Chamounix mit dem Montblanc“. Es freut uns, sagen zu können, daß dieser unser junger Landsmann (Obermüllner ist ein Oberösterreicher)



Ölbild auf Leinwand. VIII. 1837

Königssee mit Watzmann und St. Bartholomä.

Besitzer: Frau Therese Teufelberger in Wien.



Ölbild auf Leinwand. IX. 1841

Ideale Landschaft.

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.

in jedem Bilde, das er zur Ansicht bringt, einen Fortschritt zeigt. Mit Ausnahme des Bildes „Ansicht des Bades Zipf", das Obermüllner einmal im oberösterreichischen Verein ausgestellt hatte, und das eine Perle von landschaftlicher Dar-
5 stellung ist, erscheint uns dieser Montblanc das Beste, was wir von Obermüllner gesehen haben. Der junge Künstler strebt rüstig nach künstlerischer Belebung, nach künstlerischer Ruhe und Einheit. Das Erhabene der Alpenwelt scheint ihm besonders zuzusagen, wie ja dieser Nebelmorgen des
10 Montblanc aus derselben Vorliebe hervorgegangen zu sein scheint. Möge ein immer innigeres Anschließen an die reine Natur und ihre gegenständlichen Bildungen nach ihren zusammenstimmenden Abstufungen mit Hinweglassung bisheriger Angewöhnungen seines Pinsels den jungen Künstler
15 bald auf die Höhe führen, die wir ihn anstreben sehen. An dem Bilde, von dem wir sprechen, scheint uns das enge Chamounixthal zu breit und der Berg (vielleicht eben deßhalb) zu hoch und zu flach. Auch erscheinen uns seine Abtheilungen nicht entsprechend genug ausgebildet, wie überhaupt die Zeich-
20 nung etwas verschwommen und durch Pinselstriche verhüllt ist. Wir erlauben uns den Künstler auf sein eignes Bild „Die Zipf" zu verweisen. Das Dorf „Gstaig" in Nr. 34 von demselben Künstler ist ein ansprechendes kleines Bildchen.

In Nr. 19, „Westküste von Helgoland", hat August
25 Schäffer in Wien ein Bild von ungewöhnlicher Schönheit ausgestellt. Es ist ein Theil der rothen Küstenfelsen der Insel Helgoland dargestellt, zu deren Füßen eine leichte Brandung spielt, und von denen links ein Blick in das offene Meer geboten ist. Wir erinnerten uns beim Anschauen
30 dieses Bildes an den alten Spruch:

Roth ist der Strand,
Weiß ist der Sand,
Grün ist das Land,
Das sind die Farben von Helgoland.



Ölbild auf Leinwand. IX. 1841

Ideale Landschaft.

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.

in jedem Bilde, das er zur Ansicht bringt, einen Fortschritt zeigt. Mit Ausnahme des Bildes „Ansicht des Bades Zipf", das Obermüllner einmal im oberösterreichischen Verein ausgestellt hatte, und das eine Perle von landschaftlicher Darstellung ist, erscheint uns dieser Montblanc das Beste, was wir von Obermüllner gesehen haben. Der junge Künstler strebt rüstig nach künstlerischer Belebung, nach künstlerischer Ruhe und Einheit. Das Erhabene der Alpenwelt scheint ihm besonders zuzusagen, wie ja dieser Nebelmorgen des Montblanc aus derselben Vorliebe hervorgegangen zu sein scheint. Möge ein immer innigeres Anschließen an die reine Natur und ihre gegenständlichen Bildungen nach ihren zusammenstimmenden Abstufungen mit Hinweglassung bisheriger Angewöhnungen seines Pinsels den jungen Künstler bald auf die Höhe führen, die wir ihn anstreben sehen. An dem Bilde, von dem wir sprechen, scheint uns das enge Chamounixthal zu breit und der Berg (vielleicht eben deßhalb) zu hoch und zu flach. Auch erscheinen uns seine Abtheilungen nicht entsprechend genug ausgebildet, wie überhaupt die Zeichnung etwas verschwommen und durch Pinselstriche verhüllt ist. Wir erlauben uns den Künstler auf sein eignes Bild „Die Zipf" zu verweisen. Das Dorf „Gstaig" in Nr. 34 von demselben Künstler ist ein ansprechendes kleines Bildchen.

In Nr. 19, „Westküste von Helgoland", hat August Schäffer in Wien ein Bild von ungewöhnlicher Schönheit ausgestellt. Es ist ein Theil der rothen Küstenfelsen der Insel Helgoland dargestellt, zu deren Füßen eine leichte Brandung spielt, und von denen links ein Blick in das offene Meer geboten ist. Wir erinnerten uns beim Anschauen dieses Bildes an den alten Spruch:

Roth ist der Strand,
Weiß ist der Sand,
Grün ist das Land,
Das sind die Farben von Helgoland.

Die röthlichen und gelblichen Felsen des merkwürdigen Eilandes sind mit ihren Farbabstufungen und den schönen Schatten in die klare Luft getaucht und gehen in ihr fast Zoll für Zoll zurück, bis sie mit der bläulichen Farbe des Himmels endigen. Ihre Massen sind mit schöner und kräftiger Körperlichkeit ausgestaltet, und sie heben sich anmuthig von der klar und tief gehaltenen Luft ab. Das Meer geht in lieblicher Farbe hinaus und zeichnet sich zart von den glänzenden Formen des Himmels ab. Man hat hier nicht einen Gemeinplatz schöner Farben vor sich, wie es so oft auf Bildern der Fall ist, sondern in diesem Kunstwerke zeigt sich ein eifriges, gründliches und doch feines Studium der Natur. Möge der Künstler diese Treue für die Mutter der Künste bewahren und noch mehren, dann kann es ihm an einer schönen Zukunft nicht fehlen. Wir möchten dieses Bild das zweite der ganzen Ausstellung nennen. Erfreulich ist es uns, daß es jetzt einen so guten Platz hat, in der Juliausstellung war es an einem Orte aufgehängt, der dessen Wirkung fast völlig vernichtete.

Weniger können wir uns mit einem andern Bilde dieses Künstlers, Nr. 41, „Der Gmundnersee", befreunden. Gewiß hat der Künstler einmal die dargestellte Wirkung gesehen, wir sahen schon derlei öfter; aber fast gewiß hat er sie bei anderer Beschaffenheit der Luft und in Folge davon bei anderer Beschaffenheit des Sees gesehen.

Die Früchte von Lach in Wien, Nr. 20, erscheinen uns sehr nett gemalt, nur, wie es in derlei Bildern so häufig vorkömmt, zu farbig. Dasselbe müssen wir von dem großen Blumen-, Blätter- und Früchtenbilde von Virginie de Sartorius aus Brüssel, Nr. 21, sagen, welches Bild sonst außergewöhnlich geschickt gemalt ist, und den großen Vorzug vor ähnlichen Gemälden hat, daß es die herkömmliche und fast langweilig gewordene Anordnung zu einem

Strauße vermeidet und vielmehr die Gewächse an einem Steine zwanglos und schön geordnet darstellt.

In Nr. 25, „Gratulation“, hat Spitzweg Karl aus München eines jener scherzhaften Bilder ausgestellt, welche dieser Künstler öfter zu malen pflegt. Auf der Gasse einer Stadt, von vielen Leuten, die die Köpfe bei den Fenstern heraus strecken, gesehen, überreicht ein lächerlich herausgeputzter Mann einem Dienstmädchen, das in Dienstverrichtungen ausgeht, einen Blumenstrauß. Die zwei Gestalten, namentlich die des Mannes, erscheinen uns etwas derb gemalt, in Farbe und Zeichnung nicht genug durchgebildet und auch weniger schalkhaft ausgeführt, als wir es sonst von diesem Künstler gewohnt sind, welcher schon herrliche Bilder hieher geschickt hat. Wir erinnern nur an das wunderbare Bild „Das Badeplätzchen“ und an seinen Mondaufgang, welchen der Verein einmal zur Verlosung angekauft hat. Die Gasse mit den Häusern erscheint uns trefflich gemalt; nur, glauben wir, trete da den Beschauern der Zwiespalt entgegen, daß diese Häuserreihe wieder eine Hauptsache ist. Die zwei Gestalten sind keine sogenannte Staffage, dazu treten sie zu selbständig, ja fast abgesondert von dem Bilde heraus, und die Häuser sind kein Beigrund, dazu sind ihrer zu viele und sind zu ausführlich als ein Eigenes behandelt. Das Bild hat also für uns zwei Kunstgegenstände. Nach unserer Vorliebe würden wir nun die Stadt mit all ihrem Leben in den Fenstern und auf der Gasse bei Hinweglassung des Blumenstraußmannes vorziehen.

Das „Grabmal Kaiser Friedrich III.“, Nr. 26, von Franz Alt in Wien halten wir für gut gemalt, minder ansprechend erscheint uns sein Bild in Nr. 27 „In der Gallerie“, in welchem namentlich die Kleider nicht genug studirt und modellirt erscheinen.

In „Romsdal Fyord in Norwegen", Nr. 30, von Nordgréen Alex. in Düsseldorf halten wir die Berge und die Wolken für sehr gut gemalt, und glauben jene Natur des Nordens, obwohl wir sie nie gesehen haben, treu wieder gegeben, wie es uns oft ergeht, daß wir sagen, ein Bildniß müsse sehr getroffen sein, obwohl wir das Urbild nie gesehen haben. Der Vordergrund des Bildes erscheint uns durch die mehreren geraden parallelen Linien, die die linke untere Ecke des Bildes zu einem Dreiecke gestalten, durch das helle Rothbraun des obern Theiles der Kiefer-stämme, die zu glimmen scheinen, und durch die sträußchen-artigen Gesträuche, die überall fast regelmäßig vertheilt sind, minder gelungen und für ein Kunstwerk zu unruhig.

In Nr. 31 hat Grandauer das Bildniß des Freiherrn Eduard von Bach, des gewesenen Statthalters in Ober-österreich, ausgestellt. Das ziemlich große Bild (Kniestück) ist Eigenthum der hiesigen Oberrealschule, deren Lehrkörper zur Erinnerung an die erfolgreiche Werkthätigkeit, welche der Statthalter der Oberrealschule zugewendet hatte, einstimmig den Beschluß gefaßt hat, den Statthalter zu bitten, dem Zeichnungslehrer an der Linzer Oberrealschule J. Grandauer zum Behufe der Anfertigung des besagten Bildnisses als Vor-bild zu dienen, welcher Bitte der Statthalter auch willfahrt hat. Es ist nach unserem Wissen das erste Mal, daß Grandauer ein Werk von sich in der oberösterreichischen Kunstausstellung zur Anschauung gebracht hat, und wir müssen es ihm danken, daß er es gethan hat, und wir glauben, daß diese Veröffentlichung zur Verbreitung seines Rufes beitragen wird; denn nach unserer Meinung ist das Bild ein vor-treffliches. Daß bei einem Bildnisse Aehnlichkeit mit dem Urbilde da sein müsse, versteht sich von selber, daß diese Aehnlichkeit eine geistige sein müsse, versteht sich wohl auch von selber, sie ist aber nicht immer vorhanden. In Gran-

dauers Bilde finden wir die körperliche und geistige Aehnlichkeit, und zwar sehr überraschend, allein wir finden in diesem Bilde auch ein Kunstwerk, wie bloße Bildnisse selten sind, ein Kunstwerk, das mit großer Ruhe und mit jenem künstlerischen Anstande angeordnet ist, der jedem Werke, es sei Dichtung, Bildnerei, Bauwerk oder dergleichen, eine Weihe gibt, und der jetzt so selten ist, wie er es immer war. Das Haupt ist körperlich und schön gebildet, die Gestalt hat jene Anspruchlosigkeit, welche Kunstwerke immer haben müssen, und der Grund ist wirklich ein Zimmer, in welchem sich die Gestalt befindet, während Bildnißmaler so gerne irgend eine Farbe um ihre Köpfe legen, bloß damit dieselben gehoben werden, so daß die Farbe gar nichts darstellt, und daher die Gestalten nicht in irgend einer Oertlichkeit sind. So steht das Gemälde als ein vorzügliches vor uns, und es wird der Oberrealschule, abgesehen von dem Gefühle der Dankbarkeit, das sich daran knüpft, als bloßes Werk der Kunst zur Zierde gereichen. Wenn wir auch tadeln dürfen, so würden wir sagen, daß die Töne des Antlitzes zu rothbraun sein dürften; in der Untermalung, die lediglich nach der Natur geschah, während die letzte Ausführung nach unserem Wissen bei Abwesenheit des Statthalters erfolgte, schien uns die Farbe natürlicher zu sein. Etwa können gelbliche und grauliche Töne noch gut thun. Nach unserm Vernehmen ist das Bild ohnehin noch nicht vollendet, es soll noch das Band des Ordens der eisernen Krone über der Weste sichtbar gemacht werden, was das Dunkle des Körpers sehr gut unterbrechen wird. Dann dürften auch die Hände noch einmal zu übergehen sein, der untere Theil der Gestalt dürfte mehr Körper zu gewinnen haben, und der Grund dürfte in den Kanten des Mauerwerkes weniger scharf und lichter zu halten sein, daß er zurück weiche und die Gestalt freier werde.

Es sind das unsere Meinungen, die auch irrig sein können. Möge Grandauer fortan öfter Werke seines Pinsels zur öffentlichen Anschauung bringen, er wird sich gewiß manchen Dank verdienen.

Bühlmayer in Wien hat in Nr. 28 eine Landschaft ausgestellt, welche mit jener Innigkeit gemalt ist, welche wir schon im vergangenen Jahre an diesem Künstler angezeigt haben. Die Luft ist sehr warm und weich, eben so das Wasser und die Bäume und Gesträuche, die jenseits desselben stehen, im Vordergrunde dürften die Farben gebrochener sein. Wenn dieser Künstler mit der Genauigkeit, die wir im vorigen Jahre an seinem größeren Bilde hervorgehoben haben, die Gefühlswärme, die er in dem heuer ausgestellten Bilde zu bethätigen strebt, fortdauernd verbindet, so wird der Erfolg sicher an seine Arbeiten geknüpft sein.

Die Waldlandschaft von Genschow G. in Düsseldorf, Nr. 40, zeigt recht viel Eifer und vieles Studium nach der Natur, auch müssen wir bemerken, daß namentlich in der Durchsicht zwischen den Stämmen rechts jene dichtungsvolle Weise ersichtlich wird, die in so hohem Maße in dem Walde und in seinen ahnungsreichen Unbestimmtheiten liegt, aber wir glauben auch sagen zu müssen, daß noch Härten zu überwinden sind, daß die Gründe, auf welche sich die vorderen Waldgegenstände zeichnen, durchsichtiger sein sollen, und daß manche Farben z. B. an dem großen Buchenstamme im Vordergrunde minder trocken und kalkig sein dürften. Jedenfalls aber halten wir dieses Bild für ein bedeutendes.

In Nr. 38 ist ein Geschichtsgemälde „Der Besuch Herzog Albas auf dem Schlosse Schwarzburg-Rudolstadt" von Munsch Jos. in München ausgestellt. Es ist jedes Mal eine große Befriedigung des Kunstfreundes, wenn er von

Künstlern hört, welche sich dem Geschichtsfache zugewendet haben, das für Menschen doch das nächstliegende und ergreifendste ist, und das, weil es das schwierigste ist, und weil seine Früchte wegen ihrer naturgemäß höheren Preise weniger Abnehmer finden, in der jetzigen Kunstwelt am seltensten gepflegt wird, und doppelt erfreulich ist es, wenn der Künstler, der das Geschichtsfach ergriffen hat, auch Gutes in demselben leistet. Das genannte Bild von Munsch gehört nach unserer Meinung in diese Klasse. Der Gegenstand ist die bekannte Aeußerung der Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt gegen ihren Gast Alba, dessen Soldaten gegen alles Versprechen, daß alles Eigenthum geschont werden solle, sich namentlich an Heerden sehr vergriffen hatten, daß sie ihn und seine Begleiter gefangen halten und tödten werde, wenn nicht Entschädigung geschehe, wobei sie die Worte gerufen haben soll: „Menschenblut für Ochsenblut.“ Alba gewährte die Entschädigung, und die Sache war abgethan. Das Bild stellt das Ende der Mahlzeit vor, Bewaffnete der Gräfin dringen in den Saal, sie war aufgesprungen und scheint halb in das Bild hineingewendet und auf ihre Helfer weisend, die oben angeführten Worte zu rufen. Das Bild ist mit einer Geschicklichkeit in Behandlung der Farben gearbeitet, die wir eine ausgezeichnete nennen müssen, und die nicht oft vorkömmt: die Stoffe der Kleider, die Geräthe, die Waffen, die Rüstungen, das Zimmer sind mit einer Leichtigkeit und Vollendung der Behandlung gegeben, wie wir sie nur bei durchgeübten Meistern finden, ja sie sind sogar inniger und treuer ausgeführt, als es sonst bei Geschichtsgemälden vorzukommen pflegt; in den sogenannten Gattungsbildern haben besonders die Niederländer dieses Geschick in Behandlung der Gegenstände hervorragend bethätigt. Wenn der junge Künstler die menschlichen Köpfe und Angesichter mit dieser Treue und innigsten

Anhänglichkeit an die Gegenständlichkeit der Dinge wird gebildet haben, wenn die dichtenden Kräfte seines Geistes das glühendste Leben durch den Pinsel werden dargestellt haben, wie es sich in der Unmittelbarkeit der Erregung und Begeisterung, der Erhebung, kurz des inneren Daseins der Menschen kundgibt, daß wir nicht gemalte oder nach Vorbildern hervorgebrachte Gestalten zu sehen glauben, sondern wirkliche Menschen in dieser ihrer einzelnen inneren Handlung, dann wird er Meisterwerke schaffen, welche weit über unsere Zeit hinaus werden bewundert werden.

Das zweite Bild, welches von diesem Künstler ausgestellt ist: „Spielende Kinder", Nr. 22, haben wir schon im vorigen Jahre sehr anerkennend erwähnt. Wir finden das innere Leben in diesem Bilde in seinem Zusammenhange in allen Gestalten vortrefflich und reizend gegeben. Das Kindesgemüth, wie es sich in der dargestellten Handlung ausspricht, ist mit so dichtungsvollem Griffe vorgeführt, daß wir Alles an diesen Kindern zu kennen glauben, und daß wir uns allerlei von ihnen erzählen. Die Farbe in den Angesichtern, Händen und Füßen dürfte weniger erdig, und manche Glieder dürften sicherer durchgebildet sein. Auch glauben wir, daß durch die Veränderungen, die der Künstler seit dem vorigen Sommer mit dem Bilde vorgenommen hat, dasselbe unruhiger und zerstreuter geworden ist.

Wir knüpfen hier gleich an ein zweites, wie es scheint, geschichtlich gemeintes Bild an: Nr. 49 „Götz von Berlichingen vor dem Rathe zu Heilbronn" (nach Göthe) von Geyer J. in Augsburg. Das Unübertreffliche, ein wahres Meisterwerk von Darstellung ist in diesem Bilde ein alter, über den Tisch gebreiteter Teppich, dann kömmt ein gelber Sessel, der dreimal in dem Bilde vorhanden ist, dann kommen Kleider, Fußteppiche und Zimmerbeiwerke. Als

Kleider= und Geräthemaler haben wir Geyer schon öfter kennen gelernt, man denke an seine Atlasgewänder. Die Angesichter waren stets mehr Nebensache. An den Raths= herren sind hier die Köpfe besser gebildet als sonst (obwohl nicht unmittelbares Leben der Handlung darstellend); das Antlitz des alten Götz, wenn auch nach älteren Bildnissen gemalt, konnten wir uns bisher weder aus Göthe, noch aus der Selbstlebensbeschreibung so vorstellen. Auch die Gestalt dürfte anders gewesen sein. Diese Ungleichheit der Behandlung und diese Verkehrung der Rangordnung der Dinge wirkt fast peinlich.

„Aus Cochem an der Mosel", Nr. 46, von Minjon P. J. aus Düsseldorf erscheint uns als ein nett und fleißig gemaltes Bild.

„Der Mondschein", Nr. 48, von Stademann A. in München erscheint uns in der Lichtspieglung des Wassers vortrefflich, minder in der Schattenspieglung, die auf Nacht zu deutlich ist. Den Himmel und die andern Gegen= stände der Nacht halten wir nicht für hinreichend stu= dirt, wir vermissen die weiche und schöne Unbestimmt= heit der Nacht, wodurch das Bild eine gewisse Starr= heit erhält.

Der „Studienkopf", Nr. 50, von Löffler C. in Wien ist das Bildniß eines Kindes, eines Mädchens von 10—11 Jahren, ein Bruststück. Das Kind hat dichte, wilde, blonde Haare wie ein Knabe, zeigt uns fast sein volles Angesicht und trägt ein ärmliches braunes Jäckchen. Hinter ihm ist klarer, blauer Himmel, und unten sieht man ein schmales Stück eines unscheinbaren Ufergeländes. Haben wir Schäffers Helgolandbild das zweite der Ausstellung geheißen, so müssen wir Löfflers Bild weitaus das erste nennen. Schon im vorigen Jahre haben wir auf ein Knabenstudienköpfchen von Löffler aufmerksam gemacht, indem wir sagten, es sei so rein,

einfach und trefflich, daß es an die schönsten Werke der Raphaelischen Zeit erinnert. Heuer sagt der Beurtheiler der Gemäldeausstellung im Linzer Abendboten von dem Mädchenstudienköpfchen fast genau dasselbe, und wir stimmen von ganzem Herzen mit ihm überein. Ohne in die müßige Frage einzugehen, ob die Knaben- oder Mädchenstudie besser sei, welche Frage jedenfalls nur dann entschieden werden könnte, wenn man beide Werke neben einander hätte und genau vergleichen könnte, sagen wir bloß, daß wir dieses Mädchenköpfchen für ein Meisterwerk halten, und wie es bei Werken geht, die uns entzücken, daß man das letzte immer für das beste hält, so geht es uns für unsere Person auch hier so; wir glauben nämlich kaum etwas Schöneres gesehen zu haben. Wenn die neue Kunst so gerne mit Farben prunkt und viele und anmaßende Töne auf der Oberfläche des menschlichen Angesichtes und Körpers zu Gesichte bringt, so ist Löffler der alten Schule und der Natur zugewendet, es scheint fast, daß wir nur *eine* Farbe in diesem Angesichte sehen, und doch ist es eine große Reihe von Tönen, die da in den feinsten Zusammenhang gearbeitet sind. Das ist stets das Merkmal der Meisterwerke, daß wir keine Mittel sehen und doch die große, unbeschreibliche Wirkung gewahren, während in Afterwerken die Menge und der Lärm der Mittel uns zu keinem Ergebnisse kommen lassen. So einfach wie die Färbung ist auch die Zeichnung in Löfflers Bilde, sie ist bestimmt und klar, und man meint, sogleich könne man diese Linien nachmachen; und doch müssen sie so schwer sein, weil man sie so selten findet; denn in dieser Einfachheit, wir möchten sagen, Einfalt, ohne die geringsten Hilfsmittel, mit denen man Kinderangesichter höherer Stände gerne schön macht, große Augen, weiß und rothe Bäckchen, frische Lippen u. s. w.; (und dieses Mädchen gehört gar nicht zu den höheren Ständen, sondern eher zu den geringeren), ohne sonstige, künstlerische

Behelfe ist eine so holdselige, ideale Schönheit in diesem Angesichte, die uns zum Entzücken hinreißt. Augen (wir müssen die Worte des Abendbotenberichterstatters wiederholen) Augen von solcher Unergründlichkeit, die noch dazu halb niedergeschlagen seitwärts blicken, und nicht die geringsten Glanzlichter zeigen, haben wir noch nicht gesehen. Dazu die reinen, lieblichen Wangen und der holde Mund. Wenn Löffler, dessen künstlerische Laufbahn erst noch kurz ist, sich diese Einfachheit bewahren kann, wenn er sich das Gefühl für erhabene, nicht prunkende Schönheit des menschlichen Körpers als des Zeigers der inneren, tiefen, empfindenden Seele zu bewahren versteht, wenn er nie den auffälligen, aber nichtigen Reizen mancher neuer Kunstjünger verfällt, und wenn er die hier besprochenen Arbeiten als Ausgangspunkte nehmend sich mit derselben Liebe und zu derselben Vollendung auf alle Zweige seiner Kunst ausbreitet, so dürfte ihm eine ausnehmend bedeutungsvolle Stellung vorbehalten sein. In Nr. 23 hat er sein eigenes Bild in Seitenansicht gemalt ausgestellt, dessen Angesichtstöne mit derselben Kunstfertigkeit wie das Studienköpfchen gearbeitet sind. Sollen wir auch tadeln? Die Haare des Mädchens dürften freier und in ihren hintern Theilen zurückreichender behandelt, der Halsschatten dürfte durchsichtiger und das Landschaftliche studirter sein. Hier noch eine kleine Nachricht, daß Löffler ein Oberösterreicher u. zw. ein Mühlviertler aus Haslach ist.

Das Seestück Nr. 52 von Marées Alb. in München erscheint uns rüstig und geübt gemalt, aber gar zu sehr in der allgemeinen üblichen Art ohne tieferes, bezeichnenderes Eingehen in die Wunder des Meeres und der Luft.

Unter den Wasserfarbengemälden gefällt uns der ungarische Schafhirt, Nr. 56, von Hutschenreiter am besten.

In dieser Abtheilung ist auch ein sehr schöner, wir glauben, photographirter Rehkopf.

Die „Porträtbüste“ von Schaller, Lehrer an der Oberrealschule in Linz, Nr. 57, halten wir für vortrefflich gebildet. Da wir das Urbild nicht kennen, so ist uns ein Urtheil über die Aehnlichkeit nicht möglich.

Mögen diese Worte nicht zu viel sein, und uns die 5 Irrthümer nicht zu sehr verübelt werden.

Oberösterreichische Kunstausstellung.

(1863.)

Unter allen Völkern, von denen uns die Geschichte, so weit sie jetzt Vergangenes enthüllt hat, erzählt, und von denen Ueberbleibsel ihrer Wirksamkeit auf uns gekommen sind, waren in der Kunst die alten Griechen die ersten. Es ist rührend, wenn wir jetzt, wo Wissenschaft und Geschäfte einen ungleich höheren Gipfel erreicht haben, und die Mittel uns viel mannigfaltiger und wirksamer zur Hand liegen, ein einfaches, naives, reines Kunstwerk jener Zeit betrachten, in welchem der feinste Sinn vollendeter Menschlichkeit ausgesprochen ist, und daneben die Wucht von Dingen und Erfahrungen sehen, die wir haben, und mit denen wir doch jene einfache Größe weitaus nicht zu erreichen im Stande sind. Es ist rührend und betrübend zugleich. Jener innigste Schönheitssinn war nur einmal in der Welt und kam seitdem nicht wieder. So tief war dieser Sinn in den Herzen der Griechen, so fein ihr Gefühl für Gesetz und Maß der Gestaltungen, daß sie nicht das Volk, welches schlechtere Staatseinrichtungen, rohere Sitten, grausamere Gebräuche u. dgl. hatte, Barbaren nannten, sondern die, welchen die Gabe, Schönheit darzustellen und zu empfinden, nicht oder in einem geringeren Maße verliehen war. Ihnen erschien der in Staats- und Kriegsdingen große Römer als Barbar, und dort, wo dieses sonst merkwürdige Römervolk die Barbarei von sich abzustreifen bemüht war, ahmte es nur die Griechen nach. Die spätere

Welt, wenn die Griechen zur Zeit Perikles ein Urtheil über sie abgeben könnten, würden sie wieder Barbaren heißen, und wir müßten es dulden. Wir wollen nicht von der Dichtkunst reden, in derselben hat auch die Nachwelt Großes geleistet, und Einzelnes mag neben, theilweise sogar über griechischen Werken stehen. In der bildenden Kunst, in wie weit wir Reste zur Vergleichung haben, sind wir ihnen nicht mehr nachgekommen, und die ängstliche Nachahmung ihrer Gestalten, die einige Zeit an der Tagesordnung war, ist das Allerfrostigste geblieben.

Wir wollen nicht zu ergründen suchen, weßhalb es so ist, ob geringere Begabung, ob Zeitläufe und Ereignisse die Schuld haben, es wäre dieß eine Arbeit über unsere Kräfte, und sie würde nicht sehr großen sachlichen Erfolg haben; sondern wir wollen bei Veranlassung der Ausstellung von Kunstwerken in unserer Stadt wieder einmal der Kunst das Wort reden, wie wir es schon öfter in diesen Blättern versucht haben. Der Standpunkt der Kunst eines Volkes ist immer der Standpunkt seiner Menschlichkeit. Das menschlich Höchste für den Menschen ist nach der Religion die Kunst, die ja in allen ihren Zweigen auch der Religion dient. Selbst das Landschaftsbild ist als Bild eines göttlichen Werkes religiös, und es wird es desto mehr und desto schöner, je tiefer es göttliches Walten darzustellen im Stande ist. Es gibt keinen Menschen ohne allen Sinn für die Kunst, und wenn er nur bunten Farben und gellenden Tönen nachläuft, so sucht er schon eine Art Kunst. Die Menschen ohne alle Kunst, da sie nicht höhere Geister werden können, würden nur sehr geschickte Thiere sein; aber auch die höheren Geister müssen eine Kunst und wahrscheinlich eine höhere haben als wir, weil die Welt außer allem Großen, was sie ist, auch schön ist. Mögen wir, wenn uns auch der griechische Lastträger, falls er von der Betrachtung des Volkes von Bild-

säulen in Athen durch Jahrtausende und einige Meilen zu uns versetzt würde, Barbaren heißt, uns bestreben, diesen Namen immer weniger zu verdienen. Aber leider — und dieß ist der Grund, weßhalb wir so oft, und vielleicht von Manchem verspottet, unsere Stimme für die Kunst erhoben haben, — leider geht, einzelne verehrungswürdige Bestrebungen ausgenommen, der Sinn für Kunst im Ganzen abwärts, wenn auch noch wie ein verspäteter Blitz einzelnes Großes auftaucht, das Gefühl für das Große schwächt sich ab, und täglich mehr, wie man; wenn man vierzig Jahre diese Dinge beobachtet hat, nicht mehr zu läugnen im Stande ist. „Und was liegt daran?“ fragt jener Spötter. Wir antworten ihm: wenn Völker verkommen, so ist es allemal die Kunst, welche zuerst von ihnen weicht, ehe der Grieche durch Sklaverei geschändet wurde, floh seine Kunst von ihm, und das Entweichen dieses holden Gebildes dürfte der Anfang viel ernsterer und traurigerer Dinge sein. „Und wird dein Wort dieß aufhalten?“ frägt man weiter. Mein Wort nicht, vielleicht nicht die Worte vieler Menschen; aber dennoch ist es Pflicht, die Worte zu sagen.

Einen Grund der Abnahme des Kunstsinnes glauben wir in einer Zusammenwirkung von Zeitdingen zu erblicken, die sich noch steigern, dann überstürzen und dann vielleicht das Zerstörte wieder und noch schöner aufbauen können. Die Kunst, wie jedes Hohe, verlangt Sammlung, sie verlangt, daß der Geist, der das Geistige betrachtet, im Geiste ruht. Wo aber ist heute Sammlung, wo ist Ruhe? Die gesellschaftlichen Ereignisse unsers Welttheils stacheln zur Unruhe auf, rufen die Thätigkeit zum Ordnen und Befestigen hervor. Möge dieß gelingen, dann wird der Geist, wenn das Haus wieder gebaut ist, in seinen Thaten größer und herrlicher emporleben. Bedenklicher ist ein Zweites. Alle Welt hat die Reise- und Wanderlust erfaßt, Alles ist in Bewegung,

der Großstädter sucht nicht mehr zur Sommerszeit die ländliche Stille, er reist um das Geld, das er sonst für Landleben ausgegeben, und der stille Bewohner des Landes macht sich auf, die Welt zu sehen, und wird mit dem Großstädter zusammengeworfen. Durch die Schnelligkeit und Leichtigkeit der Bewegungen werden die Menschen der fernsten Orte durcheinander gewürfelt. Eindrücke rauschen an ihnen vorüber, der Mensch sieht Menschen, Berge, Thäler, Städte, Theater, Bahnhöfe, Ausstellungen, Verzierungen, Fahnen, Trachten, er sieht bunte Farben, er hört sinnreizende Töne, er ißt feine Speisen, schläft in den Kissen des Eisenbahnwagens, und träumt, wenn er nach Hause gekommen ist, von diesen Dingen, und liest dann in Zeitungen von Andern ähnliche Eindrücke, die sie in fernen Ländern erfahren haben und beschreiben. Wie soll da ein Versenken in sich selber, wie soll da ein Arbeiten des Geistes in seinen Tiefen über die Menge kommen? Sie wird immer roh stofflicher, sie wird immer sinnlicher. Der Genuß ist das Ziel, wornach gejagt wird, der Genuß, der so leicht ist, wie das Fahren auf der Eisenbahn. An Stätten, wo die Kunst am öftesten an die Menge tritt, in Theatern und Büchern sucht man nur die Unterhaltung, und Theater und Bücher bequemen sich dazu, und die hohe Muse, die Freundin des hohen Menschen, die Wohlthäterin des menschlichen Geschlechtes, verhüllt ihr Haupt und trauert. Es ist möglich, daß sich Sinnengenuß noch steigert, daß dann, wie gewöhnlich, Eckel und Umkehr eintritt. Es ist noch möglicher, daß der Mensch die großartige Erscheinung der Eisenbahnen und der Dampfschifffahrt, und was noch kommen mag, verarbeitet, sie als ein neues Gewicht in sein Leben aufnimmt, durch ihren Gebrauch die Ruhe nicht mehr verliert, vielmehr an ihr eine neue Kraft, gleichsam einen längeren Arm für seine höheren Bestrebungen gewinnt. Es dürfte aber einige Zeit vergehen, bis dieß eintritt.

In dieser Zeit lasse sich Keiner, dem Gott Kräfte zu künstlerischen Hervorbringungen verliehen hat, entmuthigen, und arbeite in höheren Kreisen, von seinem Geiste beseelt, muthig fort, wenn auch die Anerkennung nur von Eingeweihteren kömmt, und der Lohn in seinem Bewußtsein liegt; denn dieß gilt mehr, als die Kunst zum Vergnügungsmeister der Menge herabsetzen, oder Dinge mit ihr in Verbindung zu bringen, die ihr fremd sind. Freilich ist es trostlos, wenn der Kunst die äußeren Mittel fehlen, und sie nach Brot gehen muß. Dann wäre, wenn es nur irgend möglich ist, besser, der Ausübung einer Afterkunst, zu der man gezwungen ist, entsagen und sein Brot auf andern Wegen suchen. Und die, welche zwar nicht selber die Kunst ausüben, aber in reinem Sinne pflegen, und für ferner stehende Kreise vermitteln, mögen nicht verzagen, im Dienste ihrer Sendung ausharren, und nur nach dem Hohen streben, etwa tragen sie doch ein Körnlein bei, jene Zeit, wenn uns noch eine beschieden sein sollte, herbeizuführen, in der wir uns neben die alten Griechen und neben einige Jahrhunderte des Mittelalters stellen dürfen.

In neuerer Zeit haben sich zur Pflege der Kunst Vereine gebildet, namentlich für Musik und bildende Kunst. Wir haben es nach der Aufschrift unseres Aufsatzes mit letzterer zu thun. In Oberösterreich hat sich ein Kunstverein gebildet, der sich zwei Aufgaben gestellt hat, erstens Ausstellung von Werken der bildenden Kunst, Verlosung von solchen und Vertheilung von Nietenblättern, zweitens Anlegung einer Landesbildersammlung. Wir wollen einmal Gelegenheit nehmen, unsere unmaßgebliche Ansicht über das Wirken und die Erfolge der in neuer Zeit üblich gewordenen Kunstvereine auszusprechen, so wie wir einmal auch über die Anlegung einer Landesbildersammlung eine Meinung darzulegen versuchen wollen. Für jetzt sei es uns gegönnt, über die Ausstellung dieses Sommers einige Worte zu sagen.

Es ist eine ziemliche Zahl von Kunstwerken besonders Oelgemälden zur Anschauung gekommen. Wir müssen hier wieder die Frage aufwerfen, woher es kommen möge, daß so wenige Künstler des so nahe liegenden und uns näher angehörigen Wiens sich an den Linzer Ausstellungen betheiligen, während von München und Düsseldorf, ja von weiter her bedeutend mehr Gemälde anlangen? Es wäre doch wünschenswerth, daß die Wiener Künstler an die ihnen zunächst gelegene Kronlandshauptstadt freundlicher gedächten, und wenn auch bedeutend hervorragende und größere Werke hier nicht sollen gekauft werden können, so ist es ja auch ein Gewinn für den Künstler, wenn er durch sein Werk die Menschheit zu heben und zu fördern beiträgt, und wenn ihm die Worte des Dankes und der Freude darüber zukommen. Möchte dieser Uebelstand doch bald behoben sein. Wir zweifeln nicht, daß der leitende Ausschuß des Vereins, dem wir nicht angehören, also sein näheres Vorgehen nicht kennen, gewiß das Seinige stets gethan haben wird, die Wiener Künstler so wie andere zu uns heranzuziehen, und daß es nur Sache unserer Künstlernachbaren wäre, in getreulicher Nachbarschaft unser zu gedenken.

Daß in einer Gemäldeausstellung, die die Hervorbringungen des Tages zur Anschauung führt und naturgemäß nur das völlig Unkünstlerische ausschließen kann, ohne sich den Anschein der Ungerechtigkeit zu geben, nicht lauter treffliche Sachen sein können, ist an sich begreiflich, ja die Sterne erster Größe erscheinen wie bei allen menschlichen Dingen so besonders in der Kunst nur in ziemlichen Jahresabschnitten, das einfach Gute kömmt öfter, das Mittelmäßige am meisten, dann das Schlechte auch ziemlich oft, jedoch seltener als das Mittelmäßige, weil es denn doch sehr häufig auf seinem Wege schon verworfen wird.

Demgemäß dürfen wir ungescheut sagen, daß die Linzer Ausstellungen stets Beachtenswerthes gebracht haben, ja öfter (wir erinnern an die Ausstellungen der Rohan'schen, Breunerischen Bilder u. s. w.) Ausgezeichnetes, wenn eben die obbenannten Sterne erster Größe zu haben waren, was für Bildersammlungen wohl stets ein Gebot des Anstrebens, für Tagesausstellungen aber nur ein günstiges Geschick ist, das nicht für jeden Tag gefordert werden kann. Wenn wir auch sagen müssen, daß die heurige Ausstellung etwas schwächer war, als wir schon frühere gesehen hab n, indem nicht Werke höchsten Ranges und die vortrefflichen nicht in großer Zahl da waren, so befand sich doch erklecklich so Manches in den Ausstellungsräumen, das den Freund und Kenner der Kunst zu ergötzen und zu erfreuen im Stande war. Da wir uns durchaus nicht anmaßen, durch unser Urtheil leitend etwa auf den Ausschuß des Vereines oder auf die Besucher wirken zu wollen, was ja schon das späte Erscheinen dieses Aufsatzes, da jenes Urtheil schon längst gebildet sein mußte, beweist, so heben wir zur Bekräftigung unseres Satzes, daß so manches sehr Beachtenswerthe dagewesen ist, Einiges hervor, was uns besonderen Kunstwerth zu haben geschienen hat, wobei wir uns ausdrücklich verwahren, mit dem Genannten die Reihe des Beachtenswerthen erschöpft haben zu wollen, da wir einerseits die Reihe nicht zu lange machen können, andererseits die Abstufungen so allmälig sind, daß jeder Abschnitt, der gemacht wird, mehr oder minder willkürlich erscheint.

Eines der trefflichsten Bilder der Ausstellung, ja nach unserer Meinung das bei Weitem vollendetste und künstlerischste ist jetzt nicht mehr ausgestellt. Wir meinen Spitzwegs „Spaziergang". Wie Spitzweg überhaupt in den Bildern, die uns bekannt geworden sind, liebliche Schalkhaftigkeit zur Anschauung bringt, so ist in diesem kleinen

Bilde, auf welchem in einer ebenen, anspruchlosen Gegend, die eine heitere Fernsicht gewährt und hinter Gebüschen den Thurm einer ländlichen Kirche zeigt, der Pfarrer, oder es könnte auch der Schulmeister sein, lesend, auf einem schmalen Fußwege, sein Hündchen vor sich, auf einem Nachmittagsspaziergange begriffen ist, eine ganz besondere Anmuth, Stille, Einfachheit und Lieblichkeit ausgegossen. Dieß ist das Grundwesen des Bildes, das in jedem Tone, in jeder Farbe, in jeder Linie erscheint. Und wenn wir einen Scherz in dem Bilde ahnen sollen, daß nämlich der Leser neben dem Brette, welches vor ihm über ein schmales Bächlein gelegt ist, in das Wässerchen treten sollte, so ist dieser Scherz so harmlos und zugleich so verdeckt, daß er dem Holden, welches dieses Bild bringt, durchaus keinen Eintrag thut, ja es wie ein feines Salz eher erhöht. Die Bearbeitung dieses Werkes ist, wie es von Spitzweg zu erwarten war, eine durchaus künstlerisch meisterhafte. Die wolkige, aber sonnige Nachmittagsluft ist so rein, klar, duftig und durchsichtig hinaus gewölbt, wie wir sie nicht oft gesehen haben, denn selbst bei trefflichen Künstlern ist sie nicht selten eine mehr oder minder steilrechte Wand, die Ferne ist mit den wenigsten Mitteln so sicher hingestellt, daß das Auge mit Vergnügen auf ihr weilt, und den Weg, der hinausgeht, verfolgt, als ginge er weit und weit dahin. Dazu links die ausgezeichnete Abstufung und das Hinausweichen des Grüns in den Gebüschen, was wieder so schwer zu erreichen ist, und wobei sich Künstler so gerne, aber unwahr mit blaulichem Dufte zu helfen suchen, und dann das Hervorragen der Kirche in anspruchloser Richtigkeit, was die Stille und den Frieden auf diesem Bilde so erhöht. Auch der Weg und das Gras und Gestrüppe dießseits desselben sind zu erwähnen, obwohl wir diesen Vordergrund in Anbetracht der Kleinheit des Bildes zarter ge-

wünscht hätten. Daß die vollkommenste Uebereinstimmung in Farbe und Linien vorhanden ist, macht eben dieses Gemälde in künstlerischer Beziehung so ausgezeichnet. Wir bedauern, daß dieses klare und gemüthreiche Bildchen nicht in unserem Lande geblieben ist.

Zunächst müssen wir dreier Bilder von H. Bürkel in München erwähnen, Landschaften, das erste: Aufladen von Heu bei kommendem Winde, das zweite: der Kochelsee bei nahendem Gewitter, das dritte: ein Kapuzinerkloster im Hochgebirge. Alle drei Bilder tragen das Zeichen des großen Meisters, der einen Weltruf besitzt. Wir finden hier kein Haschen, kein Herumsuchen, keine Unsicherheit, sondern die Klarheit und selbstbewußte Meisterschaft des großen Künstlers. Alles ist naturgetreu mit dichterischem Gemüthe aufgefaßt und mit einer Arbeit ausgeführt, die eben so weit von Klecksen, mit welchen manche Neueren Kraft und Leichtigkeit anzeigen wollen, entfernt ist, als von ängstlicher Ausführung, sondern klar, durchsichtig und voll Schmelz. Besonders müssen wir Landschafter, die nur ein Grün haben, auf die ganz herrlichen Abstufungen von Grün in diesen Bildern aufmerksam machen. Für das beste halten wir den Kochelsee, ein Meisterwerk ersten Ranges. Wie schön ist das gewitterhafte Anlaufen der Berge, wie lieblich die warme, vom Gewitter noch nicht berührte Färbung der Ferne, das Zurückweichen des Grüns der Bäume, die Durchsichtigkeit des Wassers im See, in welchem die Kühe gleichsam wie frei dastehen, das gehäbige Stillleben der Häuser am See, deren Rauch schon von dem Gewitterwinde erfaßt ist, und Alles so wahr, von jeder Uebertreibung so ferne, durch Zusammenstimmung so rein und durch Ernst so würdig. Die Heuernte ist ein sehr liebliches, neckisches Bildchen, durch die Lebendigkeit der menschlichen Gestalten und der Thiere sehr anmuthig. Als besonders

großen Meister in der Farbe hat sich Bürkel in diesem Bilde bewiesen, wie er es in so manchen seiner berühmten Werke gezeigt hat. Im Klosterbilde sind die Gebäude und die Ferne tadellos, herrlich, nur der Vordergrund in Gras und Gestein däucht uns etwas hart, ohne daß wir darum wagen würden, dieß gerade als einen Fehler bezeichnen zu wollen; denn Gebirgsbesucher wissen zu gut, welch seltsame Gestaltungen dort vorzukommen pflegen. Und ist in einem Bürkel'schen Bilde ein Fehler, so ist es meist trotz desselben ein Meisterwerk, indeß leider so viele Bilder bestehen, die selber sammt und sonders ein Fehler sind. Möge ein günstiges Geschick den bereits in's Greisenalter tretenden Künstler uns noch eine gute Weile lassen, mit seinem Hingange stirbt eine edle, seltene Begabung aus, die in solcher Innigkeit nicht leicht zu ersetzen ist. Wir bedauern, daß bisher keines dieser Bilder für unser Land erworben worden ist.

Von August Piepenhagen in Prag war eine Gebirgslandschaft ausgestellt, die mit all dem Dufte und der Meisterschaft gemalt ist, welche diesen Künstler auszeichnet und ihn zu einem der ersten Landschafter der Gegenwart gemacht hat; aber die Leichtigkeit, die sonst in seinen Arbeiten mit Recht, wie es uns däucht, bewundert wird, dürfte doch in diesem Bilde zu weit getrieben sein, und der Freund der Kunst verlangt, besonders in den Vordergründen, eine hingebendere Ausführung.

Unser Landsmann Obermüllner Adolf hat ein sehr großes Bild ausgestellt: „Der Obersee im bairischen Hochgebirge". Wie wir schon früher Gelegenheit nahmen, dem ernsten, eifrigen, nach Großartigem gerichteten Streben dieses jungen Künstlers Anerkennung zu zollen, müssen wir es auch jetzt thun. Ueberall zeigt sich das Streben nach großen, edlen, fast epischen Wirkungen. In dem vor

uns stehenden Gemälde scheint uns das Streben in vielen Theilen von Erfolg begleitet zu sein, manche Theile sind ausgezeichnet gedacht und kräftig durchgeführt. Ein fortgesetztes, von aller vorgefaßten oder angelernten Malerweise befreites Studium der Natur in ihren Theilen und in ihrer Ganzheit wird diesen Künstler gewiß auf jene Stufe führen, die er anstrebt, und der er würdig ist. Wenn wir bezeichnen sollen, was uns einer Abänderung in diesem Bilde bedürfend scheint, so wäre es die Wiederholung der weißen Töne der Wolken in der großen Steinwand und in einem Steine des Vordergrundes.

Die Herbstlandschaft von Zimmermann Robert aus München scheint uns ein sehr ruhiges, würdiges, liebliches Bild zu sein, besonders für gelungen halten wir den Strand, die Bäume sind gut gehalten, das Wasser klar und ruhig und die Belebung heiter und idyllisch. Ein blaues Fleckchen im Hintergrunde der Luft scheint uns die Stimmung ein wenig zu stören.

Die Vertheidigung Breisachs von Sell Christian in Düsseldorf scheint uns ein treffliches Bild zu sein. Lebendig und bewegt in der Zeichnung, besonders durch Mannigfaltigkeit und doch so künstlerische Zusammenstimmung der Linien, klar, heiter und anmuthig in den Farben mit besonders schöner Beachtung der Luftperspektive in dem Hinausweichen der Gestalten, ohne der Wahrheit deßhalb wesentlichen Eintrag zu thun. Die Gegensätze sind recht gut und wirksam gehandhabt. In mancher Privatsammlung dürfte das Bild eine Zierde sein. Größeres Studium des Einzelnen, besonders der Faltung der Gewänder, der Spiegelungen der Rüstungen u. dgl., dann des Ineinanderspieles der Handlung, besonders was die Wahrheit kriegerischer Thaten anbelangt, dürfte diesen Künstler mächtig fördern. Ob Männer der Waffen mit der Zusammenstellung der

Gestalten bei der Vertheidigung einverstanden sein werden, wissen wir nicht; aber daß das Bild nicht zu stark an Querfurt erinnern sollte, glauben wir sagen zu müssen, so wie wir nicht verschweigen können, daß die zwei anderen von diesem Künstler ausgestellten kleinen Bilder unsern Beifall nicht haben. Sie scheinen sehr wenig gedacht und ausgeführt zu sein.

Auf das Bild von Linnig Wilhelm in Antwerpen „Gib uns heute unser tägliches Brod“ glauben wir aufmerksam machen zu müssen. Selten ist uns ein trefflicheres Helldunkel vorgekommen. Aber auch die einzelnen Gestalten, besonders das kleine Mädchen im Hintergrunde, welches uns das gute, treuherzige Angesichtchen zeigt, sind mit Liebe und Verständniß behandelt. Das Bild fesselt, je länger man es besieht, immer mehr. Es muß, da Staub darauf war, gefirnißt worden sein, woher ein trüblicher Ton stammt, der in den dunkeln Theilen ist und beseitigt werden kann. Wenn wir tadeln sollen, so wünschten wir in den Lichtblicken auf den Häuptern der Gestalten mehr Abwechslung, sie scheinen uns in ihrer Einhelligkeit zu sehr den Eindruck von Weiß zu machen.

Wir schließen unsern Bericht damit, daß wir wiederholen, es sei durchaus nicht unsere Absicht gewesen, eine sogenannte Recension der Ausstellung zu verfassen, wozu wir uns nicht Fähigkeit genug zutrauen, und wozu uns, da die Aufzählung der vielen Stücke und ihre Besprechung etwas lang geworden wäre, die Zeit gemangelt hätte. Wir wollten nur den Männern, die sich in diesen kunstfeindlichen Zeiten der Kunst mit Eifer annehmen, unsern herzlichen Dank sagen, womit gewiß viele Kunstfreunde einstimmen werden, und wir wollten beispielsweise Manches von dem Guten anführen, das uns die heurige Ausstellung gebracht hat.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines.

(1867.)

Es möge mir gegönnt sein, einige Worte über die Kunstwerke zu sagen, welche gegenwärtig von dem oberösterreichischen Kunstvereine ausgestellt sind.

Vorerst erlaube ich mir, etwas über Kunst im Allgemeinen zu sagen, um meinen Beurtheilungsstandpunkt zu erhellen. In allen jenen Werken, welche im Alterthume und in den folgenden Zeiten von den Völkern als Kunstwerke anerkannt worden sind, ist ein gemeinschaftliches Merkmal, das Göttliche, das in ihnen liegt. Dieß ist es, was nicht altert, was einer Zeitströmung nicht unterliegt, was jedes Volk in jeder Zeit wieder erhebt und entzückt, so lange dieses Volk seine sittliche Würde nicht aufgibt und in Niedrigkeit versinkt, wo dann freilich die Kunst von ihm flieht, oder ihr strahlendes Angesicht, wenn es noch von fernen Zeiten her schimmert, nicht mehr erkannt wird. Das höchste Werk, worin dieses Göttliche ausgedrückt wird, ist die Welt, die Gott erschaffen hat. Und wenn der Mensch das Göttliche durch die Kunst darstellen will, so ahmt er Theile der Welt nach. In der Malerei und in den zeichnenden Künsten, von denen hier vorzugsweise die Rede sein soll, ist es zu oberst der Mensch, der als Gegenstand dient, dann landschaftliche Gebilde, Blumen, Früchte, Thiere, ja selbst Erzeugnisse einer andern Kunst, z. B. Gebäude, oder allerlei Dinge

gewöhnlichen Gebrauches, Zimmer, Hallen, Geräthe u. s. w.
Für den Menschen ist die bloße menschliche Gestalt die schönste
Gestalt der Erde, und sie wird ihm am leichtesten zum Träger
des Göttlichen, wenn in ihrem Ausdrucke sich dieses Göttliche
spiegelt oder in Handlungen der Menschen zum Vorscheine
kömmt. Man wende mir nicht ein, daß dann das sogenannte
Komische und Humoristische aus der Kunst verbannt wäre.
Im Gegentheile, das Komische kömmt nur zu künstlerischer
Verklärung durch die Grundlage der sittlichen Tiefe, die als
Größtes dem Lächerlichen als Kleinstem gegenüber steht, wel-
cher Gegensatz eben das Lachen hervorbringt. Darum lacht nur
der Mensch, weil er ein Sittengesetz hat, das Thier lacht
nicht. Ein Mann, der eine hohe Vernunftentwicklung hat,
sieht die Gegensätze zwischen den Thorheiten der Menschen
und den Forderungen der Vernunft schärfer als Andere, er
hat also auch ein viel größeres Feld des Lächerlichen und
Humoristischen. Ein großer Denker, dessen Namen mir zu
dieser Sache nicht im Gedächtnisse ist, sagt: Die Franzosen
bringen es nicht zu einem rechten Lächerlichen, weil ihnen
der rechte Ernst fehlt. Ich erlaube mir auf die Abschnitte
über das Lächerliche und den Humor in J. Pauls Vorschule
zu verweisen, vielleicht das Tiefste über diese Gegenstände.
Schwieriger drückt sich dem Künstler in der Landschaft oder
gar in den andern genannten Gegenständen das Göttliche aus.
In der Natur und ihren Gestaltungen, als von Gott ausge-
gangen, liegt es. Es kommt nur darauf an, es zu fassen
und zu bringen. Wenn die Malerei Dinge, die Menschen ge-
macht haben, darstellt, so hängt der Kunsterfolg häufig schon
von dem ab, was der erste Werkmeister als Göttliches in sein
Erzeugniß zu legen vermochte. Aus dem bisher Gesagten
würden sich jetzt die landläufigen Ausdrücke in der Kunst:
Realismus, Idealismus, Stil erklären. Realismus (Gegen-
ständlichkeit) wird so gerne geradehin verdammt. Aber ist

nicht Gott in seiner Welt am allerrealsten? Ahmt die Kunst Theile der Welt nach, so muß sie dieselben den wirklichen so ähnlich bringen, als nur möglich ist, d. h. sie muß den höchsten Realismus besitzen. Hat sie über ihn hinaus aber nichts weiter, so ist sie nicht Kunst, der Realismus kann dann noch für die Naturwissenschaft Werth haben, für die Kunst ist er grobe Last. Idealismus ist eben jenes Göttliche, von dem ich oben sagte. Ist es in der Kunst dem größten Realismus als höchste Krone beigegeben, so steht das vollendete Kunstwerk da. Wie bloßer Realismus grobe Last ist, so ist bloßer Idealismus unsichtbarer Dunst oder Narrheit. J. Paul sagt von solchen Idealisten in der Vorschule: Sie malen den Aether mit Aether in Aether. Die Idealisten, welche den Realismus so verachten, sind meist solche, die seiner nicht Herr werden können, und es mag mit ihrem Idealismus auch schwanken, und er dürfte eher nur Empfindelei sein; denn das hohe, gesunde Ideal wird gleich mit der rechten, gesunden Gestalt geboren. Nach dem Gesagten ist uns Stil ein überflüssiges Wort, jedenfalls ist es ein gefährlich vieldeutiges, und Unzählige mögen sich darunter jene Darstellungsweise denken, die sie für schön halten, oder gar, an die sie sich gewöhnt haben.

Bisher ist von den Merkmalen des Kunstwerkes an sich gesprochen worden. Es kömmt aber noch etwas hinzu. Jeder, der malt, zeichnet u. s. w., legt auch sich in sein Werk, bewußt oder unbewußt, ja oft wider Willen.

Der wahre Künstler bringt ohne Wissen das Göttliche, wie es sich in seiner Seele spiegelt, in sein Werk. Und je größer und erhabener diese Seele ist, und je mächtiger und majestätischer sie das Göttliche faßt, das sie dann wiedergibt, desto mehr entzückt, erhebt und überwältigt uns das Werk. Der Afterkünstler bringt ebenfalls ohne Wissen allerlei, nur kein Göttliches in sein Werk, Verstandklügelei, Räthsel, so-

genannte Allegorie, Rohheit, Niedrigkeit, selbst Schlechtigkeit, Verstandeslosigkeit, Seichtheit und Leere seines Gemüthes u. s. w. Kleine Gegenstände, Stillleben, sogenannte Genrestücke und dergleichen bedürfen eines besonders innigen, tiefen, heiteren, arglosen oder schalkhaften und humoristischen Gemüthes, weil das Ideal in der Kleinheit des Gegenstandes so schwierig zu finden ist. Daher geht der Afterkünstler solchen Dingen häufig aus dem Wege, und wählt große Stoffe, hinter denen er sich unbewußt verbirgt, und wählt er den kleinen Stoff, so entblößt die Kleinheit desselben erst recht den kleinen Künstler. Nicht bloß in Darstellungen menschlicher Dinge, sondern auch in Landschaften u. s. w. können jene üblen Erscheinungen liegen, von denen ich sagte, und der echte Kunstfreund begreift Pechts Worte sehr gut, der gesagt hat, er habe Franzosen gekannt, die lasterhafte Landschaften gemalt haben. Ist mit solchen Niedrigkeiten, Seichtigkeiten, Anmaßungen und dergleichen ein gewisses und oft großes Geschick der Arbeit verbunden, dann kann der Unwille des Kunstfreundes sich bis zum sittlichen Zorne steigern, nur vor der schuldlosen und harmlosen Dummheit und Ohnmacht steht man mit verzeihendem Lächeln. Sonst sind eher Mängel der Arbeit zu übersehen als bei vollendetster Arbeit Mangel des Ideals oder Dasein seines Gegentheiles. Wie könnte uns sonst manches altdeutsche Werk mit bedeutenden Arbeitsfehlern so entzücken? Daß zum Genusse eines Kunstwerkes auch ein eigenes Göttliches gebracht werden muß, wie es Jeder mehr oder minder hat, ist begreiflich, Göthe sagt:

> Lebt nicht in Dir des Gottes eigne Kraft,
> Wie könnt' Dich Göttliches entzücken?

Und eben so begreiflich ist es, daß man Kunstwerke einer Ausstellung milder beurtheilt als die einer öffentlichen Sammlung, die nur Mustergiltiges besitzen soll, oder für Kunstgeschichte Merkwürdiges.

Ich gehe nun daran, über einige der ausgestellten Kunstwerke, so weit meine Einsicht reicht, zu sprechen.

In Nr. 1 bis 6 hat Steinfurth H. aus Hamburg Bleistiftzeichnungen. Diese Zeichnungen dürften, was Anordnung der Linien, Flächen, Gestaltungen betrifft, zu dem Schönsten ihrer Art gehören. Das Leichte, Luftige, Schwebende, Verschlungene daran erinnert geradezu an die Antike. Auch die Vertheilung des Ausdruckes der Handlung an die verschiedenen Gestalten, besonders bei den gestaltenreicheren Blättern, ist sehr befriedigend. Darstellungen dieser Art aber fordern fast unwillkürlich zur Vergleichung mit der altgriechischen Dichtung auf. Und in dieser Hinsicht muß man bekennen, daß das Erhabene, Großartige, Erschütternde von Äschylos und Sophokles nicht in den Zeichnungen liegt. Auch sollte das Studium des Einzelnen sorgfältiger sein.

In Nr. 7 sind zwei liebliche, sauber und klar ausgeführte Landschaftszeichnungen von Schauer Johann aus Wels ausgestellt. Freunde neuerer Zeichnungsweise werden viel Gefallen daran finden.

Die Früchte von Zinnögger L. aus Linz in Nr. 8 erscheinen mir sehr klar, fleißig, getreu und rein ausgeführt. Es ist eine gut gedachte Zeichnung und eine kräftige Farbengebung bei guter Vertheilung der Gegenstände vorhanden.

Die zwei Landschaften von Minjon J. in Düsseldorf, Nr. 11 und 14, scheinen mir kälter und gemüthsleerer, als wir sonst von diesem Künstler gesehen haben.

Die Mondlandschaft von Seidl August in München, Nr. 12, ist ein zusammenstimmend gehaltenes Bild, dürfte in dem Tone aber zu wenig Tiefe haben, daher Mond und Wolken nicht genug leuchten, und es dürfte auch mehr des Tones als der Farbe vorhanden sein, weßhalb sich die Massen zu wenig abheben.

Schloß Tirol von Jäger Gustav in Wien, Nr. 15, ist ein Bild von kräftiger Beleuchtung, schön in die Tiefe gehenden Gründen und Thalmulden, ein Bild, in welchem Gemüth und Gedanke herrscht; aber die Behandlung dürfte doch zu breit sein, was dem großen Bilde etwas Leeres gibt, und was mir von zu geringer Durchbildung des Einzelnen herzurühren scheint.

In Nr. 19 ist ein kleines Mädchen mit einer Strickerei von Löffler C. in Wien ausgestellt. Das Kind läßt die Strickerei ruhen und sinnt. Was ich vom Idealismus in der Kunst sagte, ist in lieblichster Weise in diesem Bilde enthalten. Das Sanfte, Einfache, Unschuldige, Gute, Schwärmerische und Sehnsuchtsvolle dieses Angesichtes hat in der ganzen Ausstellung nicht, und hat überhaupt nicht oft seines Gleichen. Der Menschenforscher vertieft sich in dieses Angesicht, und ahnt bedeutungsvolle Seelenbegebenheiten, wenn dieses Kind erwachsen sein wird. Die Farbengebung ist im Allgemeinen herrlich, kräftig, voll Wahrheit und gesättigter Tiefe. Der Künstler, der mir die höhere Kunstbegabung in einem ungewöhnlichen Maße zu besitzen scheint, erlaube mir aber auch ein Gegenwort aus wohlwollendem Gemüthe zu sprechen. Er übersehe in dem Fluge seines Gemüthes nach Höherem ja das Niedrere, Handwerksmäßige seiner Kunst nicht und gebiete seinem Geiste, auch dieses fleißig zu üben und zu lernen, wie ja der vollendetste idealste Sänger recht viel Scala gesungen haben muß. Das Mädchen ist in diesem Bilde verzeichnet. Der Körper gehört einem kleineren Kinde, namentlich der rechte Arm mit der Hand. Auch dürfte das Linearperspective des Körpers nicht richtig sein, und der Durchmesser des Oberhauptes scheint zu groß. Ueber die Farbe, die ich herrlich nannte, schwebt ihrer ganzen Ausdehnung nach etwas wie Ruß, Schmutz, Ausgewachsenheit alter

Bilder, und man meint, man müsse das Bild reinigen, um zu all dem Glanze der so edlen Farbe zu gelangen, die nur durch fremde Einflüsse verdüstert ist. Hat nun der Künstler ein eigenes Arbeitsverfahren, so daß in die Pinselfurchen der Schmutz kömmt, oder hat er sich zu sehr in alte, von der Zeit verunglimpfte Meisterwerke eingelebt, oder ist Beides, ich kann es nicht entscheiden. Aber das ist richtig, daß Menschen, welchen das Hohe eines solchen Bildes weniger zugänglich ist, es wegen seiner Mängel für ein sehr schlechtes Bild halten. Sehr gewissenhaftes Zeichnen und Farbengeben nach der Natur, meine ich, dürfte dem Uebelstande bald abhelfen, der, was Farbe betrifft, in den ersten Bildern dieses Künstlers, die wir mit solcher Freude in diesen Blättern begrüßt haben, nicht vorhanden war. Aus der größten Achtung vor der hohen Begabung des Künstlers in der Innigkeit des Seelenausdruckes, in der ihm Wenige gleichen, habe ich den Tadel niedergeschrieben. Es ist der Ausspruch eines einzelnen Mannes, dem Andere beistimmen oder widersprechen können.

In Nr. 20 ist ein Bild von Rustige H. aus Stuttgart, „Kreuzfahrer in der Wüste nach langem Umherirren Wasser findend", ausgestellt. Es ist nicht strenge ein Geschichtsbild, steht einem solchen aber am nächsten. Ich glaube das Bild als ein vortreffliches bezeichnen zu müssen. In der Zusammenstellung sind alle Gestalten in derselben Handlung und in demselben Zustande befindlich, wie verschieden auch die Aeußerungen sein mögen: in fast verschmachtender Hinfälligkeit, im Bringen von Wasser, im Streben darnach, im Hinblicken auf die Stelle, dann darin, daß einer mit einer Trompete denen, die weiter zurück sind, das Zeichen gibt, das Ersehnte sei gefunden, in den Pferden, die das Wasser wittern, deren alle Glieder

nach dem Flüssigen hinstreben, und deren Köpfe mit herrlicher Deutlichkeit fast sprechend wie menschliche Antlitze den Gedanken ausdrücken. Besonders ist das, ich möchte sagen, Angesicht eines Pferdes, das ziemlich weit zurück ist, außerordentlich zu preisen. Ungemein dichterisch 5 ist der einfache Gedanke des zurückblasenden Trompeters, wodurch unserer Einbildungskraft noch ein langer Zug geoffenbart wird, den der Rahmen nicht mehr umschließt. Der Ausdruck der Handlung in den Gestalten ist durchweg ein hoher, von der treuherzigen, selbstvergessenden Gut- 10 müthigkeit des alten Knappen an, der Wasser bringt, bis zu dem Ernste und der Strenge der Ritter. Und hier ist wieder ein dichterischer Gedanke. Was bei den Thieren eine berechtigte Begier ihres Körpers ist, wird bei den Menschen ein veredelnder Seelenzustand. Die Ausführung 15 durch die Farbe ist eben so weit von prahlerischer Schaustellung eines glänzenden Vortrages oder kecker Pinselführung als von Aengstlichkeit entfernt, sie ist überall gediegen, ernst, sich liebevoll dem Gegenstande fügend und sorgsam. Es sei mir nun auch erlaubt, meine Bedenken 20 gegen das Bild auszusprechen. Wenn der Künstler in dem Ausdrucke noch einen Schritt höher zu gehen vermocht hätte, wenn wir in den Gestalten außer dem, was sie jetzt unmittelbar angeht, noch den Hauch jenes ungemein großen Gedankens des Mittelalters schimmern sähen, der 25 das, was ihm christlich das Heiligste war, von der Schmach der Entwürdigung der spottenden Heiden mit Anstrengung aller Kraft des Abendlandes befreien wollte, welcher Gedanke nur in der Folge durch ungeschickte Mittel und durch Leidenschaften vereitelt und entweiht 30 wurde — wenn wir diesen Gedanken natürlich und wahrhaftig ohne erkennbare Absichtlichkeit schimmern sähen, wäre das Bild in die Höhe des Ideals gehoben und



Ölbild auf Leinwand. X. 1841

Das Leithagebirge [?].

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.

nach dem Flüssigen hinstreben, und deren Köpfe mit herrlicher Deutlichkeit fast sprechend wie menschliche Antlitze den Gedanken ausdrücken. Besonders ist das, ich möchte sagen, Angesicht eines Pferdes, das ziemlich weit zurück ist, außerordentlich zu preisen. Ungemein dichterisch 5 ist der einfache Gedanke des zurückblasenden Trompeters, wodurch unserer Einbildungskraft noch ein langer Zug geoffenbart wird, den der Rahmen nicht mehr umschließt. Der Ausdruck der Handlung in den Gestalten ist durchweg ein hoher, von der treuherzigen, selbstvergessenden Gut- 10 müthigkeit des alten Knappen an, der Wasser bringt, bis zu dem Ernste und der Strenge der Ritter. Und hier ist wieder ein dichterischer Gedanke. Was bei den Thieren eine berechtigte Begier ihres Körpers ist, wird bei den Menschen ein veredelnder Seelenzustand. Die Ausführung 15 durch die Farbe ist eben so weit von prahlerischer Schau- stellung eines glänzenden Vortrages oder kecker Pinsel- führung als von Aengstlichkeit entfernt, sie ist überall gediegen, ernst, sich liebevoll dem Gegenstande fügend und sorgsam. Es sei mir nun auch erlaubt, meine Bedenken 20 gegen das Bild auszusprechen. Wenn der Künstler in dem Ausdrucke noch einen Schritt höher zu gehen vermocht hätte, wenn wir in den Gestalten außer dem, was sie jetzt unmittelbar angeht, noch den Hauch jenes ungemein großen Gedankens des Mittelalters schimmern sähen, der 25 das, was ihm christlich das Heiligste war, von der Schmach der Entwürdigung der spottenden Heiden mit Anstrengung aller Kraft des Abendlandes befreien wollte, welcher Gedanke nur in der Folge durch ungeschickte Mittel und durch Leidenschaften vereitelt und entweiht 30 wurde — wenn wir diesen Gedanken natürlich und wahr- haftig ohne erkennbare Absichtlichkeit schimmern sähen, wäre das Bild in die Höhe des Ideals gehoben und



Ölbild auf Leinwand. X. 1841

Das Leithagebirge [?].

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.



Bleistiftzeichnung. XI. 1845

Die Gutwasserkapelle bei Oberplan.

Besitzer: Adalbert Stifter-Gesellschaft in Wien.

ein ergreifendes Kunstwerk. Dieser Schritt, von dem ich spreche, ist entweder schwerer als das Malen des ganzen Bildes, wenn der Künstler mit kalter Ueberlegung die Sache in die Gestalten zu bringen gesucht hätte, wobei 5 ihm wahrscheinlich ein Afterchristenthum gelungen wäre, oder er ist sehr leicht, wenn der Gedanke des Alterthums glühend in der Seele des Künstlers lebt und einfach in sein Bild überquillt. Eines Umstandes, der mir ein realistischer und auch ein Stimmungsfehler scheint, muß 10 ich noch erwähnen. Der Künstler hat wahrscheinlich keine Wüste des Morgenlandes gesehen, daher das Unbestimmte derselben. Er hat Hitze und Ausgebranntheit des Bodens durch gelblich röthliche und fahle Töne gegeben. Man möge dagegen nicht streiten; aber derselbe ziegelröthliche 15 und bräunliche Ton beherrscht das ganze Bild, auch Thiere und Menschen. Steht doch oft kaum die Farbe eines Pferdes von der des Bodens wesentlich ab, ja Angesichter nähern sich dieser Farbe. Dadurch erhält das Bild eine allseitige röthliche, fahle Trübe, die nicht durch 20 das Weiß eines Schimmels, das Blau eines Mantels, das Roth eines Sattels gebrochen werden konnte. Und welche Mannigfaltigkeit und doch schmelzende Einheit hätten die vielen Gestalten geboten. Wüstenstaub kann die Sache wegen der sichtbaren Klarheit der Zeichnung 25 nicht sein. Der Künstler ist wahrscheinlich durch sein Streben, die Wüstengluth zu bringen, in dieses Rothfahlbraun gezogen worden. Das wirkliche sorgsame Studium einer Wüste würde die entscheidenden Merkmale bringen, und die Wüste würde glühen, wenn was immer für 30 Farben von Pferden und Gewändern in ihr wären. Ich habe so lange bei diesem Bilde verweilt, weil ich meine, daß es ein liebevolles Eingehen gar sehr verdiene, und weil ich meine, daß es die Hoheit der Kunst, die darinnen

ist, und die so selten angetroffen wird, erfordert, besonders der Geschichtsmalerei, der höchsten nach der religiösen.

Der Sommerabend von Stademann A. in München, Nr. 22, von dem wir schon sehr verdienstvolle Bilder gesehen haben, zeigt wieder eine tüchtige Farbengebung, nur kann ich das helle Weiß der Wolken am Rande der Landschaft für einen Sommerabend nicht recht verstehen, auch dürfte die Vortragsweise Stademanns durch starke Drucker und Flocken mit Verwischung der Zeichnung doch schon etwas zu weit gehen.

Die Früchte von Lauer J. in Wien, Nr. 24, erschienen mir lieblich und angenehm gemalt.

Das Bild von Kronberger in München, „Der Wirthin Töchterlein nach dem Gedichte von Uhland", Nr. 33, hat viel Verdienstliches. Das Antlitz des todten Mädchens erscheint mir geistig sehr schön. Auch im Stofflichen, z. B. im gelblichen Vorhange, weist sich eine edle Pinselführung auf. Das Mißliche, nach einer herrlichen Dichtung zu malen, dürfte auch hier zu Tage treten; denn das unaussprechlich Naive und Hohe dieser Dichtungsperle Uhlands ist in dem Bilde nicht erreicht, Dichter und Maler haben eben ganz verschiedene Mittel, und beide Künste, wenn sie einander erläutern wollen, bleiben meist im Nachtheil, in Geschichtlichem nicht immer, oft gar nicht, im Lyrischen sicherlich jedes Mal.

„Rule Britania" von Jerichau Elise in Kopenhagen, Nr. 34, ist ein allegorisches Bild und verzichtet somit eigentlich auf unmittelbares Leben. Die Frauengestalt ist indeß an sich sehr kraftvoll vorgetragen. Nur erscheint sie mir etwas zu kurz und stramm, und die Hände zu groß. Die Waisenkinder, Nr. 61, haben mit Ausnahme der Arme auch viel Schönes in der Darstellung.

Die Blumen von Rossi in Paris, Nr. 35, erinnern

in ihrer Wolligkeit, Verschwommenheit und Zartheit sehr an die Zeit von Angelika Kaufmann.

In dem Bilde „Dame mit Maske“ von Astolfi in Padua, Nr. 36, sind die verblichenen Seidenstoffe sehr gut gemalt. Wenn aber der Mensch und insbesonders sein Angesicht der schönste Gegenstand der Kunst ist, so erscheint es sonderbar, die schönsten Theile dieses schönen Gegenstandes mit einem schwarzen Flecke verdeckt zu malen, nur wenn das an den Fleck Grenzende so namenlos schön wäre, daß sich unsere Einbildungskraft das Verdeckte erst recht unaussprechlich schön erhoffte und nach Enthüllung stürmte, wäre die Sache eher erklärlich.

Tartarus von Steinfurth H. in Hamburg, Nr. 42, hat wie die Zeichnungen desselben meistens sehr schöne Gestaltungen in sehr schönen Farben. Die Vergleichung mit der altgriechischen Dichtung liegt auch hier nahe. Das Bild ist aber in mehrere Gruppen getheilt, die für sich Gegenstände erschütternder Darstellung wären, es ist also etwas zerstreut.

Das Stillleben und die Blumen von Lauer Josef in Wien, Nr. 47 und 51, glaube ich als sehr lieblich und heiter anführen zu müssen.

In Nr. 53 ist ein kleines Bild von Bürkel in München „Der Achensee“ ausgestellt. Jene Naivetät, eine der schönsten Blumen hoher Kunst, die in alten Werken so herrlich blüht, die in unsern Zeiten so selten ist und immer seltener wird, die bei der Arbeit weder an sich noch an irgend einen Beschauer denkt, sondern sich mit Liebe dem Gegenstande hingibt und seine Schönheit zu fassen bestrebt ist, leuchtet uns hier noch in voller Reinheit und Ursprünglichkeit entgegen. Nirgends ein Bestreben nach Wirkung, nirgends in einen Theil ein Gewaltschlag gelegt, nirgends eine einzelne Schönheit, sondern Alles schön, ohne daß man sagen könnte, hier

oder hier liegt die Schönheit. Mit gleicher Liebe ist das Stäudlein auf dem Felsen und der Schneeberg und das Steinchen auf dem Wege behandelt. Und Alles ist aus einem Gusse und in einem zarten Schmelze, daß keine harte, keine leere Stelle sich aufzeigt. Und diese Meisterschaft von Arbeit, der man aber eben darum die Meisterschaft nicht ansieht, ist der Träger einer Innigkeit, einer Tiefe, Reinheit und Anmuth, die sich als Seele des Bildes in unsere Seele senkt und ihr eine sanfte Ruhe und Befriedigung schenkt. Ich glaube, daß dieses Bild bei Weitem die schönste Landschaft der Ausstellung ist.

Die Landschaft von Nowopaki in Wien, Nr. 54, erscheint mir in den Bäumen als sehr vortrefflich. Der Wind bewegt die Massen und zeigt uns mitunter das schöne Silber der Kehrseiten der Blätter. Man könnte das Bild Jahre lang in seiner Wohnung haben und dürfte einer holden, beruhigenden Kunstwirkung immer sicher sein. Die Wolken und der Vordergrund scheinen mir weniger als die Bäume studirt.

In der Landschaft „Norwegisches Hochgebirge" von Nordgréen Alex. in Düsseldorf, Nr. 55, ist eine solche Pracht der Arbeit, daß das Bild im ersten Augenblicke mit Gewalt hinreißt. Alles ist auf ungemeine Wirkung angestrengt, und sie wird gleichsam mit Dringlichkeit gefordert. Aber es erscheinen da gewaltsame Gegensätze, man ahnt Naturwillkürlichkeiten, z. B. den Schneefall, der eine kleine Erhöhung mit frischem, tiefen Schnee bedeckte, und den Berg dahinter ohne Schnee, nur mit einigen alten Flecken ließ, es zeigt sich die Starrheit der wenigen Linien, die das Bild umreißen, endlich doch auch Schwächen in dem, was der ungemeine Glanz des Bildes ist, in der Realität, so daß eine Unruhe in uns wird, daß uns Absichtlichkeit entgegen tritt, und wir uns nach jener Naivetät sehnen, von der ich bei Bürkel ge-

sprochen habe. Gewiß ist jener Gegenstand norwegischer Natur so erhaben und der Künstler so begabt, daß er uns den Hauch jener Größe bringen kann, ohne nach künstlichen Mitteln greifen zu müssen.

5 In Nr. 58 ist ein Bild ausgestellt, bezeichnet: J. E. in Linz, „Abend am Gosausee.“ Man darf wohl seine Freude aussprechen, daß in unserer Mitte ein Mann, der in einem bedeutenden Amte so viel beschäftigt ist, seine Ruhestunden mit so edlen Vergnügungen ausfüllt, und um so 10 mehr, meine ich, dürfe man seine Freude aussprechen, als man das Bild als ein treffliches erkennen muß. Ich glaube, daß die Landschaften von Bürkel, Nordgréen, Nowopaki und diese die besten der Ausstellung sind. Fehler scheinen mir alle zu haben, selbst Bürkel, z. B. der Hals und Kopf der 15 trinkenden Kuh; aber Bürkel ragt mit dem Ganzen, die Andern mit Hauptsachen hervor. In dem Bilde ist vorzüglich jenes Hingeben an die Natur anzuerkennen, das ohne Selbstsucht von der Größe des Gegenstandes erfüllt ist und ihn zu bringen strebt. Eine Ruhe, eine Abendfeierlichkeit 20 ist über die Einsamkeit jener Höhen und jenes Wasserspiegels ausgegossen, die sich uns mittheilt und uns erfreut. Und steht das Bild an Arbeit anderen bedeutend nach, so steht es durch diese höhere Eigenschaft der Kunst ihnen eben so bedeutend wieder vor. Der violette Ton, den es zeigt, und 25 der, wenn das Bild in einem Zimmer allein gesehen wird, nicht so hervortritt, rührt von der stark blauen und grünen Nachbarschaft her. Jeder, der mit Farben umgeht, kennt die Gewalt derselben gegen einander. Ein Gemisch aus Schwarz und Weiß ist auf weißem Papier grau, neben Braun 30 blau, neben Himmelblau röthlichgrau. Daher ist das Aufhängen der Bilder eine der schwersten Sachen. Dieses Bild braucht sehr viel Licht, da es in den Einzelheiten zarter gearbeitet ist, besonders in dem Helldunkel, als einem so großen

Bilde zuträglich ist. Ich halte das für einen Fehler in der Arbeit.

In Nr. 63 ist ein sehr großes Geschichtsbild ausgestellt. „Judenverfolgung in Speier im Jahre 1014. Erzbischof Johann von Speier schützt die Juden vor der Wuth des Volkes.“ Das Bild ist von Schmitz Adolf in Düsseldorf. Der Gegenstand ist ungemein künstlerisch und ungemein schwierig. Soll er die Großartigkeit haben, die ihm inne wohnt, so muß er durch Massen des Volkes wirken. In den Massen, wie in den Einzelnen, die uns näher sind, muß all die furchtbare Erregtheit, die ein so schrecklicher Augenblick bringt, ersichtlich sein: Fanatismus, Rachsucht, Geldgier, Grausamkeit, Neid, Haß von einer Seite, Entrüstung, Zorn, Angst, Furcht, Widerstand von der andern. In all das tritt der Friedensstifter. Ist seine Erscheinung so würdevoll, daß uns Ehrfurcht bei seinem Anblicke ergreift, und sind seine Worte, die man nicht malen kann, so, daß wir ihre Wirkung in den Massen sehen, die stutzig werden und fast wider Willen inne halten, so sehen wir die furchtbar große und herrliche Majestät des Sittengesetzes, der sich Gewalt und Uebermacht beugen muß, wir werden zu der lichtesten Höhe gehoben, empfinden das Göttliche, und empfinden die Macht des Göttlichen in dem vollendeten Kunstwerke. Minder ist das Werk, wenn der Erzbischof durch Waffen die Ruhe herstellt. Schmitz scheint uns ein ganz außerordentliches Farbtalent zu besitzen. In dem Bilde ist ein hinreißender Prunk der Farbe, ja eine Uebermacht derselben, und doch sind ihre Flächen so geordnet, daß das Ganze eine edle, befriedigende Stimmung gibt. Wenn der Künstler seiner Zeichnung überall die Richtigkeit und Sicherheit gibt, die nothwendig ist, wenn alle Glieder seiner Gestalten, statt daß sie Modelle sind, lebendiges Leben und die innigste Handlung des Augenblicks zeigen, wenn in Zeichnung und Farbe die An-

gesichter sorgfältiger behandelt werden als alles Stoff-
liche, wenn der Raum für die Bewegung und wenn alle
Beisachen genau studirt werden, und wenn dem Ganzen
endlich jene höhere sittliche Weihe gegeben wird, von der ich
gesprochen habe, so glaube ich, daß wir an diesen Künstler
die schönsten Hoffnungen knüpfen dürfen.

Gemälde und Zeichnungen.

[Johann Fischbach, Erzherzog Johann und sein Sohn.]

(1848.)

Unser ausgezeichneter Künstler Johann Fischbach hat in diesem Frühjahr ein in jeder Beziehung sehr gelungenes Bildniß des Erzherzogs Johann gemalt. Es ist aber nicht ein gewöhnliches Porträt, sondern ein componirtes Bild, mit dessen Plane sich nach meinem Wissen der Künstler schon ein paar Jahre trug. Der Erzherzog sitzt mit seinem Sohne, dem Grafen von Meran — Beide in steirischer Jagdkleidung — auf dem Gipfel eines Salzburger Berges, und ist in freundlich ernstem Gespräch, gleichsam den Jüngling belehrend, begriffen. Er zeigt mit der ausgestreckten Rechten, während er mit der Linken den Sohn umschlungen hält, in das tief unter ihnen liegende Thal hinab, wo man das Kirchlein von Böckstein erblickt, dann weiterhin die Schlucht nach dem Naßfelde am Fuße des Rathhausberges sieht, und endlich im Hintergrunde hohe Gletscher, das Schaareck und die Schlapperebene gewahrt. Das ganze Bild ist mit jenem angenehmen Sonnendufte und jener lieblichen Tagesheiterkeit erfüllt, die dieser Künstler in so besonderem Maße über alle seine landschaftlichen Dichtungen auszugießen versteht. Es hat schon, obwohl ich es nicht ganz vollendet sah, und es später gleich nach

dem Orte seiner Bestimmung abging, mein Kunstgefühl in hohem Grade in Anspruch genommen; nun erfahre ich aber gerade in dieser bedeutungsvollen Zeit, daß seit Geraumem schon an einer Lithographie nach diesem Bilde gearbeitet werde, und zwar in der Größe des Oelgemäldes, $24^1/_2$" hoch, $19^1/_2$" breit. Kriehuber hat die Figuren und Weixelgärtner die Landschaft übernommen. Beim Druck werden zwei Tonplatten angewendet. Da bei der Tüchtigkeit der zwei Künstler nur Ausgezeichnetes zu erwarten steht, und da der Gegenstand ein solcher ist, daß nun die Gedanken aller Deutschen mit der Hoffnung einer guten Zukunft auf ihn gewendet sind, so kann ich es mir nicht versagen, auf diese demnächst zu erwartende Kunsterscheinung aufmerksam zu machen und sie der Beachtung unsrer deutschen Mitbrüder, namentlich aber der Freunde und Liebhaber unsrer schönen Berge zu empfehlen. Wir haben zwar jetzt nicht Höheres — denn nur die Religion steht höher als die Kunst — aber weit Dringenderes zu thun, als uns Kunstgenüssen hinzugeben; nun ist vielleicht gerade der Mann, auf den jetzt alle Augen schauen, die Veranlassung, daß nach der jetzigen Zeit ernsten Drängens, heftigen Strebens und leider auch düsterer Leidenschaften wieder jene menschlich schönere Periode herauf komme, wo der Geist sich bei äußerer Ruhe und größerer Zufriedenheit wieder an jenes hohe Wesen wenden kann, das ihn mit holder Sinnlichkeit und mit ernster Vernunft zur Gottheit leitet und ihn mit bewußter Würde über sich selbst erhebt.

[August Palme, Hauptaltarblatt für das Stift Schlägl.]

(1858.)

Durch mehrere Tage war in dem hiesigen Redoutensaale ein sehr großes Bild von A. Palme zur allgemeinen, unentgeltlichen Besichtigung ausgestellt. Der Gegenstand war der heilige Norbertus, welcher mit den Heiligen seines Ordens für die Gegenwart Christi in dem allerheiligsten Altarssakramente einsteht. Das Bild ist für die Stiftskirche in Schlägl bestimmt, es gehört in die Reihe vortrefflicher, von echter Kunst hervorgebrachter Werke, welche der gegenwärtige hochwürdige Herr Abt von Schlägl dem öffentlichen Gottesdienste oder der religiösen Erbauung überhaupt in seinem Stifte gewidmet hat. Durch die Güte des hochwürdigen Herrn Abtes wurde das Bild durch mehrere Tage in der Landeshauptstadt Linz zu allgemeiner Besichtigung ausgestellt, und es ist nur zu bedauern, daß wegen anderweitiger Benützung des Saales die Besichtigungszeit so kurz bemessen werden mußte; denn der Eindruck war ein tiefer und allgemeiner. Stets stand eine Menge von Menschen vor dem Bilde, und alle, der Hohe wie der Niedere, waren davon ergriffen. Menschen aus den untersten Ständen zeigten eine Art Weihe, da sie dieses Bild betrachteten. Es ist dieß ein Zeichen, daß die Kunst, wenn sie die echte ist und in ungesuchter und naiver Weise das Hohe und Erhabene gibt, keiner besonders vorbereiteter und gelehrter Menschen zu ihrem Verständniß

bedarf, sondern alle Herzen, die nur nicht durch Schlechtigkeit und Laster entwürdigt sind, erfaßt und zu sich empor hebt. Wir können nicht in eine Einzelbeurtheilung des Bildes eingehen, da es sich hier nicht um eine Kunstausstellung und Kunstkritik handelt, und auch der größte Theil der Leser dieses Blattes nicht mehr in der Lage ist, das Urtheil mit dem Bilde zu vergleichen; wir sagen nur, daß dieses Bild an Heiligkeit und Ernst des Gedankens, so wie an Reinheit, Kraft und Klarheit der Durchführung eines der besten, vielleicht das beste ist, welches wir von Palme gesehen haben. In der Stiftskirche von Schlägl werden in den kommenden Jahren viele Menschen, die es besehen, davon bewegt werden, und werden mit einer Erbauung in ihrem Herzen hinweg gehen. Mag das Bild Fehler und Schwächen haben, mag es von dem Trefflichsten, was kirchliche Kunst in früheren Jahrhunderten hervorgebracht hat, in diesem oder jenem Abstande stehen — wir forschten nicht darnach — es wird fortwährend durch das wirken, was es ist, und nicht durch das, was es nicht ist, es wird selbst bei denen wirken, welche das zu sehen vermögen, was es nicht ist. Und das ist wieder ein Zeichen der Kunst, daß sie bringt und beglückt, und daß sie vergessen läßt, was sie nicht gebracht hat.

Ein anderer Gedanke drängt sich auch bei Betrachtung dieses Bildes auf. Schon bei den alten Heiden stand die Kunst im Dienste ihrer Religion, nicht den Besitz der Einzelnen, nur ihre Staatsgebäude und Tempel schmückten sie mit allen Kräften der Kunst, die ihnen so reich zu Gebote standen. Im Dienste des Christenthums haben die Künste ihre höchste Höhe erreicht, und in dieser Höhe haben sie auch der Religion würdig gedient. Es erleidet keinen Zweifel, daß unsere Zeit gegen das Mittelalter, ja selbst gegen die unmittelbar vor uns gewesene Zeit, was die kirchliche Kunst in ihrer Verbreitung durch das ganze Land betrifft, tief

herabgesunken ist. In den kleinsten, entlegensten Orten findet man oft noch treffliche Kunstwerke aus dem Mittelalter, oder noch gute Arbeiten aus neuerer Zeit, denen, wenn sie zu Grunde gehen, sofort etwas, wir müssen das Wort gebrauchen, Barbarisches folgt. Möchten doch unsere Landkirchen, wie 5 hier ein edles Bild in die Stiftskirche von Schlägl wandelt, auch mit ähnlichen, das Herz zu religiöser Erhebung weihenden Bildern versehen werden. Wie das Volk dafür empfänglich ist, zeigte dem Beobachter gerade das Benehmen des Volkes diesem Bilde gegenüber. Man wende nicht ein, daß 10 wir die Künstler nicht haben, die Hohes leisten können. Man beschäftige sie nur, so werden sie kommen. Man feilsche nicht mit ihnen, damit sie nicht ihrer Nahrung willen gezwungen sind, um das geringe Geld ein Bild zu malen, das ihrer nicht würdig ist. Auch wären in vielen Gemeinden die Mittel 15 aufzubringen, man lasse nur das Mannigfaltige weg, was bloß glänzt, den Sinn ergreift, als Zierrath angestaunt wird, aber nicht erbaut, nicht religiös heiligt. Diese Dinge nehmen oft die größten Kräfte hinweg, wie es ja Beispiele gegeben hat, daß hinlängliche Summen auf Afterschmuck verschwendet 20 worden sind. Das Volk, wenn es jetzt auch Freude an dem bloßen Zierrath hat, wird schnell der höheren Weihe kirchlicher Kunst folgen und dann selber seine Ausschmückungen und Auszierungen belächeln, womit es seine Kirchen überladen hat. Und jeder höhere Mensch wird nicht mehr den 25 Schmerz empfinden, der ihn jetzt ergreift, wenn er manche Landkirche und auch die mancher Städte betritt, und der ganz gewiß nicht geeignet ist, seine Andacht zu erhöhen. Man muß wohl zugeben, unsere Zeit sieht im Allgemeinen das Uebel bereits ein, und es geschehen als Zeichen des Um- 30 schwunges an manchen Punkten werkthätige Schritte zur Besserung; aber sehr viel ist noch zu thun, unzweckmäßige Schritte geschehen auch noch immer, und zwar in der Mehr-

zahl, und, wie wir glauben, kann nicht oft genug darauf hingedeutet werden, daß wir alle, so klein auch der Wirkungskreis und Einfluß jedes Einzelnen sein mag, mit vereinten Kräften, Jeder in seiner Weise, sei es durch Selbstbelehrung, sei es durch Rath, sei es durch Gaben dahin wirken sollen, daß alle Künste, Musik, Baukunst, Malerei, Bildnerei u. s. w. zu immer höherer Weihe und Heiligkeit im Dienste der Religion empor steigen.

[Josef Grandauer, Eduard Freiherr v. Bach, Josef Rint, Madonna.]

(1862.)

Wir erlauben uns, auf zwei Werke der Kunst aufmerksam zu machen, welche eben jetzt in unseren Mauern der Vollendung entgegen gehen.

Grandauer, Zeichnungslehrer an der hiesigen Ober-Realschule, ein Künstler, der mit der treuesten Innigkeit an den reinen Erscheinungen der Natur hängt, und dieselben unbeirrt von Manier oder Mode oder dergleichen darzustellen strebt, wie denn auch aus seiner Arbeitsstube schon treffliche Bildnisse, religiöse Gemälde und selbst Restaurationen (die treffliche Restauration des meisterlichen Altarbildes in Buchkirchen von Kremser-Schmid, die Predigt des heil. Jakobus darstellend) hervorgegangen sind, und der sein nicht entsprechendes Bekanntsein nur selber dadurch verschuldet, daß er seine Werke nicht zur öffentlichen Anschauung bringt, führt eben ein fast lebensgroßes Bildniß (Kniestück) Sr. Exzellenz des Statthalters Eduard Freiherrn von Bach der Vollendung entgegen. Der Lehrkörper der hiesigen Oberrealschule hat nämlich mit Einstimmigkeit beschlossen, seine Dankbarkeit für den Eifer und die erfolgreiche Thätigkeit, die der Statthalter von Ober-Oesterreich Freiherr von Bach während seiner Statthalterschaft stets der Oberrealschule zugewendet hat, dadurch zu beweisen und jene Eigenschaften Bachs dadurch den

spätern Besuchern der Oberrealschule zu überliefern, daß er ein würdiges Bildniß des Statthalters malen und es als Denkmal in dem Gebäude der Anstalt aufstellen lasse. Am 18. Mai bat eine Abordnung des Lehrkörpers der 5 Oberrealschule den Statthalter um diese Vergünstigung, welche auch gewährt wurde. Grandauer unternahm die unentgeltliche Anfertigung des Bildnisses für die Schule. Obwohl der Statthalter nur wenige Male dem Künstler zum unmittelbaren Malen nach der Natur dienen konnte, so ist 10 das Bildniß doch eins der gelungensten geworden, die wir kennen. Nicht nur ist es fast photographisch treu, sondern es ist auch noch mehr, es gibt die Seele, und besonders ist jene Güte und edle Menschenfreundlichkeit, welche Alle, die dem gewesenen Statthalter von Oberösterreich nahe kamen, 15 liebten und achteten, mit beinahe innigem Verständnisse wieder gegeben. Da auch die Außendinge des Bildnisses sehr schön und einfach, wir möchten fast sagen, monumental behandelt sind, so ist das Bild ein sehr würdiges geworden, und wir glauben mit gutem Gewissen dessen Betrachtung 20 den Kunstfreunden empfehlen zu können. Möchte der Künstler sich doch bewogen finden, dieses Werk zur öffentlichen Anschauung auszustellen.

Das zweite Werk ist eine lebensgroße Madonna aus Holz geschnitzt von Josef Rint (Sohn). Es gehört zu dem 25 Altare der neuen Kirche in der Steierling und ist schon ziemlich weit vorgerückt. Wir haben kaum je ein frömmeres und reineres Angesicht gesehen als das dieser jungfräulichen Maria, obwohl es nach der Versicherung des Künstlers noch nicht vollendet ist. Im höchsten Grade muß man be- 30 dauern, daß, weil der ganze Altar in Farben ist, auch dieses Bildniß Farbe bekommen muß, wodurch, und wenn es auf das Beste geschieht, doch vermöge des Körpers der Farbe die Reinheit des Schnittes und der Duft der

künstlerischen Auffassung nothwendig verloren gehen muß. Es wäre fast zu wünschen, daß durch einen Freund der Kunst dieses Standbild unbemalt erhalten bliebe, und ein zweites zur Bemalung angefertigt würde. Rint gestattet Jedem, der das Standbild sehen will, bereitwillig Zutritt. 5

[Josef Maria Kaiser, Bleistiftzeichnungen.]

(1868.)

Da ich öfter in diesen Blättern meine Meinung über Kunstwerke, die öffentlich ausgestellt waren, ausgesprochen habe, und da in letzterer Zeit in unserer Stadt einige Werke entstanden sind, die die größte Beachtung verdienen, so erlaube ich mir, auch von ihnen zu sprechen, namentlich, da zwei davon zur Ansicht ausgestellt waren, und das neueste auch ausgestellt werden wird. Der Künstler war so freundlich, mir diese seine Werke zu zeigen und sich mit mir über sie zu besprechen. Das letzte hatte ich einige Tage auf meiner Staffelei.

Von Kaiser haben wir einmal eine Bleistiftzeichnung ausgestellt gesehen: Das Schloß Puchenau, dann vor einigen Monaten: Steyregg, und die letzte ist: Der Traunstein von Traunkirchen gesehen.

Ich habe schon in früheren Jahren öfter landschaftliche Bleistiftzeichnungen von Kaiser gesehen. Sie waren mit einer Zartheit, Weichheit, Lieblichkeit und Innigkeit behandelt, daß sie das Gefühl mächtig anzogen. Aber die hohe Bedeutung haben erst die neuesten erlangt. Sie sind auch durchweg ernster und strenger gehalten.

Es bewegen sich Bleistiftzeichnungen meistens mehr oder weniger im Skizzenhaften und bringen als Hauptsache den Umriß. Kaisers Zeichnungen sind bis zum letzten Schatten

in Flächen und Körpern wie ein Gemälde durchgeführt. Und diese Abtonung von dem sanftesten Dufte der Ferne bis zur tiefsten Stärke des Vordergrundes gibt ihnen eine Gegenständlichkeit, die man sonst nur durch Farben zu erreichen pflegte. 5

Ueber die große Schwierigkeit, den Bleistift an jeder Stelle zu überwachen, daß er ausreiche, rede ich nicht. Jeder, der sich mit Bleistiftzeichnungen abgegeben hat, kennt sie und wird ihre Ueberwindung durch Kaiser bewundern. Wäre der Bleistift unzureichend, so müßte man eben mit ihm kein 10 Bild machen wollen. Dieser Gedanke kömmt einem aber bei Kaiser nicht. Außer dieser Stimmung in der Abtonung ist aber jede Linie des Bleistifts nicht nur rein und klar, was sich wohl bei jeder Zeichnung, die den Namen verdient, von selber versteht, sondern sie hat auch ihre eigenthümliche 15 Wesenheit je nach dem Körper, an dem sie erscheint. Sie ist anders in der Wolke, in der Weichheit des Wasserspiegels, anders in dem Laubwerk der Bäume und in den Gräsern und anders an dem rauhen Baumstamme, so daß wir die Verschiedenheit der Flächen, wie sie die Natur hat, vor uns 20 sehen. Aber wie verschieden auch die Linie ist, immer hat sie etwas Seelenvolles, das uns anzieht.

Diese Vollendung in der bloßen Arbeit der Sache würde aber Kaisers Zeichnungen noch immer nicht zu Kunstwerken machen. Ihre Gegenstände sind alle nach der 25 Natur entworfen, machen also den Eindruck der Wahrheit. Aber auch das würde noch nicht zur Erzeugung des Kunstgefühles ausreichen. Es ist das Geistige, das über dem Ganzen schwebt. Ein Hauch der Reinheit, der Sanftheit, der Lieblichkeit, der Innigkeit ist über diesen Arbeiten und 30 theilt sich uns mit und bringt ein befriedigtes Gefühl in uns zu sanftem Abschlusse.

So glaube ich Kaisers Zeichnungen, wenn sie auch

nur Bleistiftzeichnungen sind, Kunstwerke nennen zu dürfen, und ich glaube, daß man sich freuen könne, daß Kaiser zu den Männern dieser Stadt gehört, welche von ihrem Innern getrieben werden, edlere, geistige Bahnen zu wandeln.

Kirchliche und profane Baukunst.

Stadtpfarrkirche in Steyr.

(1857.)

In der obderennsischen alten Stadt Steyr ist bekanntlich von Hanns Buchsbaum, einem der Baumeister der St. Stephanskirche in Wien, der Bau einer gothischen Kirche im Jahre 1443 begonnen worden. Nach mannigfaltigen Schicksalen dieses Baues wurde er im Jahre 1522 5 am 18. März auch von einer großen Feuersbrunst heimgesucht, in Folge dessen die Kirche bis in die letzten zwanziger Jahre des 17. Jahrhundertes fast verödet war, in welcher Zeit dann die Vollendung und Einweihung statt fand. Nach Buchsbaums Plane, so weit er aus den Anfängen 10 und der allgemeinen Anlage ersichtlich ist, wäre die Kirche, wenn sie vollkommen in dessen Sinne ausgebaut und entsprechend verziert worden wäre, eines der ersten Meisterwerke der Baukunst geworden. Spätere Zeiten sind im Weiterbau theilweise von dem Grundgedanken abgewichen, wodurch 15 der außerordentlichen Trefflichkeit des Ganzen besonders am Aeußeren der Kirche Eintrag geschah. Wir rechnen hieher namentlich den Thurm. Das vergangene Jahrhundert hat aber theils durch Hinzufügung an sich schöner Baugestaltungen, welche aber mit dem Vorhandenen im Wider- 20 spruche standen, theils durch Hineintragung von solchen Ver-

zierungsstücken, welche in der völlig sinnentbehrenden, schönheitswidrigen Art jenes Zeitraumes verfertigt waren, das Innere der Kirche um den größten Theil seines künstlerischen und mithin religiondienenden Eindruckes gebracht. Die neuere Zeit hat wieder die Kunst älterer Meister schätzen gelernt und hat gelernt, sich von der Einseitigkeit einer Modegestaltung, die überall angebracht wurde, sie mochte passen oder nicht, zu befreien. Daher ist man auch daran gegangen, das Innere der Kirche in Steyr, so weit es möglich war, wieder in seiner Einheit herzustellen. Bisher ist einiges Fremde entfernt worden, sieben Fenster, welche den Hochaltarplatz umstehen und vermauert waren, sind ausgebrochen worden, und die Pfeiler und Wände, deren Stoff nicht ein einziger glattgehauener und feingefugter Stein ist, sind mit einem Farbeton bekleidet worden, der der Oberfläche des Tuffsteines ähnlich ist. Schon in dieser Gestalt macht das Innere der Kirche einen Eindruck, der an Erhabenheit, Milde und Klarheit der Religion ähnlich ist und ihr dient, aus der so eigentlich erst diese Gestaltungen hervorgegangen sind. Erst jetzt, besonders durch Ausbrechung der Fenster, kann man sich an der Leichtigkeit, an der organischen Entstehung und Gliederung der Theile überzeugen, daß nicht nur das Innere dieser Kirche das Schönste in unserem Kronlande ist, sondern daß es überhaupt ebenbürtig im Kranze der schönsten Kirchen dieser Art dasteht. Wenn der Altar, der im gleichen Stile mit der Kirche neu verfertigt worden ist, und dessen Beurtheilung erst mit völliger Sicherheit in dem Raume möglich wird, für den er bestimmt ist, aufgestellt sein wird, und wenn die Fenster mit ihrem Farbenschmelze ihn umgeben werden, kann sich durch die Uebereinstimmung und den Gegensatz die volle Macht der Wirkung entfalten. Es wäre zu wünschen, daß es nach und nach die Kräfte gestatteten, daß außer den Gestalten

der zwölf Apostel, die in Aussicht stehen, auch noch die übrigen Nischen an den Säulen mit Gestalten und Heiligen im Stile der Kirche besetzt, daß manche noch entblößte Theile verziert, und einiges noch bestehende Fremde entfernt werden könnte, damit der Freund des Schönen und, was noch weit mehr ist, der der tiefsten Religiosität den unverkümmertsten und reinen Ausdruck Beider in diesen Gestaltungen finde. Wir behalten uns vor, bei Vollendung der gegenwärtigen Umwandlungen wieder und genauer über diesen Gegenstand zu berichten.

[Der Baustil von Linzer Häusern.]

(1859.)

Wenn auch in diesem Augenblicke die Gedanken der Menschen fast allein mit jenen Ereignissen beschäftigt sind, welche sich in Oberitalien entwickeln, wenn alle Vaterlandsfreunde, wie auch der Schreiber dieser Zeilen, mit den gesammten Kräften ihrer Seele und den heißesten Siegeswünschen bei unserem ruhmwürdigen Heere sind: so darf doch bei dem Umstande des stillen, aber großen Wirkens der Kunst auf das menschliche Geschlecht und bei der Aufgabe, die wir uns gestellt haben, durch zeitweise Berichte dieses Wirken nach unseren geringen Kräften zu unterstützen, folgender Aufsatz um ein kleines Plätzchen in diesen Blättern bitten.

Nachdem die schönen Gestaltungen, welche selbst einfache Wohnhäuser im Mittelalter hatten, (man denke nur an Nürnberg) der völligsten Gedankenleere gewichen waren, und man nebenher auch Häuser nur mehr wie eine Waare achtete, die das Wenigste kosten und das Meiste einbringen soll, kam man bei dem kunstleeresten Baustile an, und so stehen unsere Häuser in überwiegender Zahl noch da. Unter allen Linien ist die phantasieloseste die gerade, da sie nur den einen Gedanken gibt: Streben nach derselben Richtung, und unter allen Flächen ist die Ebene die unkünstlerischeste, weil sie gleichfalls keine Gedankenmannigfaltigkeit aufkommen läßt, außer, wo sie so groß ist, daß sie durch optische Ueber-

gänge zum Erhabenen wird, wie bei dem Meere und der Wüste. Und eben aus der geraden Linie und der kleinen Ebene sind in neuerer Zeit unsere Häuser zusammengestellt. Alle Kunststile haben diese Uebel vermieden: Der griechische in klassischer Einfachheit und Ruhe durch die gebrochene 5 Linie und durch die sanften Rundungen der Bildhauerei, der halberhabenen Arbeit und des Laubwerkes der Säulen, der gothische durch Zackung und reizendste Rundung, der neuitalienische durch Ausladungen, Säulen, Simse und Bogenwerke. Nur die Zeit kurz vor uns ließ diese Zuthaten, 10 wofür man sie halten mochte, fahren und langte bei der Unform an, bei der Kiste. Die mageren Verzierungen konnten dem Werthe der Kiste so wenig etwas nehmen, wie die Rauhigkeit der Waarenkiste ihrer Reinheit Eintrag thut. So waren wir in Kunsttrostlosigkeit angelangt, wie auch 15 unsere Gemüther kunsttrostlos waren oder wurden. Die neueste Zeit erst hat wieder wie in anderen Kunstzweigen, so auch in diesem sich aufgerafft, und das Wohnhaus will neuestens nicht bloß wieder ein Menschenbehältniß sein, sondern auch ein Schmuck und eine Schönheit an sich. Mit 20 Freuden haben wir, wie es nach und nach fertig wurde, das Haus in der Herrengasse gegenüber der Mündung der Spittelwiese betrachtet. Der Erbauer mochte wohl nicht vorzugsweise ein strenges, als Muster geltendes Kunstwerk vor Augen gehabt haben; aber gewiß wollte er sein Haus 25 durch jene Kunstmittel schmücken, die es gefällig erscheinen lassen, und deren Anwendung nach den Verhältnissen möglich war. Und so entstand, wenn man von den kleinen Bedenken, welche das strenge Kunsturtheil erheben mag, absieht, ein klares, bewußtes, in seinen Gestaltungen abgeschlossenes 30 Werk, das die höheren Kräfte des Menschen zu Heiterkeit und Ruhe stimmt, wie es jede Kunst thut. Nur die Afterkunst — und leider sind unsere Tage noch lange nicht frei davon —

strebt nach Unruhe, Erregung und Aufstachlung der unteren
Seelenkräfte des Menschen, daher die Kunst so göttlich,
die Afterkunst so verderblich ist. Man hat zu diesem Hause
trotz der Kleinheit der Fläche den gothischen — oder man
sollte eigentlich sagen — deutschen Stil gewählt. Die uralte
Baugestaltung des Giebels, von den verschiedensten Bau-
weisen angewendet und erst später von der Kunstohnmacht
verworfen, ist wieder, wenn auch nach unserer Meinung
etwas zu schüchtern, hervorgesucht worden, die durch das
Wohnbedürfniß nöthigen Gestaltungen sind auf der ge-
gebenen Fläche schön vertheilt, und diese Fläche, so wie
ihre Gestaltungen sind in wohlgedachte, der deutschen Bau-
weise entnommene Simse, Maßwerke und Verzierungen
geschlossen. Besonders entsprechend erscheint uns das Maß-
werk des Giebelfensters und des zweiten Stockwerkes. Die
Ausladungen sind markig, und jede Verzierung bis zu den
Ziffern der Hauszahl ist in starker Körperlichkeit durch-
geführt. Die Ausladungen sind im Verhältnisse zur beherrschten
Fläche sehr bedeutend, und doch wünscht sie fast der all-
gemeine Anblick noch bedeutender. Die Ausladungen ver-
langt besonders die deutsche Bauart sehr stark gehalten,
damit im vollen Sonnenlichte jener liebliche, nur der deut-
schen Art so eigenthümliche Licht- und Schattenreiz entsteht,
der nur von dem noch unendlich lieblicheren Licht- und
Schattenspiele des Hochgebirges in vollen Sonnentagen über-
troffen wird. Der Baustoff des Steines, der der deutschen
Kunst so eigenthümlich ist — ja die Verzierungsgestaltungen
mögen sogar aus der Natur dieses Stoffes entsprungen
sein — daß er bei deutschen Bauten ungestraft nicht be-
seitigt werden darf, welche Strafe bei größeren und ernsteren
Bauten auch immer größer und härter wird, ist hier sehr
glücklich durch eine von Ferdinand Scheck zusammengesetzte
Steinfreske ersetzt worden. Die Freske ist so trefflich, daß

wir Simse und Maßwerke im ersten Anblicke wirklich für Stein hielten. Die Quadern sahen wir unter der Hand der Arbeiter hervorgehen. Durch diese Freske erhält die angewendete Baugestaltung den Ernst und die Ruhe, welche sie unzweifelhaft heischt. So wenig wir verlangen, daß kleinere deutsche Bauten wirklich aus Stein aufgeführt werden, weil die Gestaltung zu schwer erschiene, so trefflich wir für sie die angeführte Freske halten, so möchten wir doch nicht aussprechen, daß sie bei großen Pallästen und Kirchen angewendet werde. Dort ist nur der Stein in seinem Reiche, weil dort die Schwere der Gestaltung zum Ernste nöthig ist; jeder andere Stoff, wie das Auge ihn entdeckt, — und das ist fast unvermeidlich — führt das Werk nach Gestalt der Dinge dem Seichteren und unter Umständen dem Lächerlichen zu; und das Lächerliche ist der fürchterlichste Feind des Erhabenen, wenn es ihm auch nur mit dem kleinsten Rechte gegenüber steht. Man denke nur daran, wie viel steinerne Brunnen, Thürfassungen, Wegsäulen u. dgl. verlieren, wenn sie beweißt oder mit Oelfarbe angestrichen werden; von da an könnten sie innen auch von Tannenholz sein. Nach Versuchen soll die angewendete Steinfreske den stärksten Wassergüssen widerstehen. Sie ist seitdem auch an einem Hause auf dem oberen Graben angewendet worden. Obgleich sie dort mit den Bauverzierungen, die sich weniger dem deutschen Steine und mehr der italienischen Stuckarbeit nähern, nicht so rein verwachsen ist, so ist sie doch um sehr vieles ernster, würdiger und stilgemäßer als die weißliche, gelbliche, grauliche, grünliche, nichts sagende und kunstlose Tünche, mit der man so oft Gebäude und ganze Gassen überzogen hat. Vom Kunststandpunkte aus halten wir aber den Oelfarbenanstrich der Häuser für noch verwerflicher, weil Häuser dadurch auf Darlegung jedes Stofflichen verzichten und

sich den chinesischen Lackarbeiten nähern. Bei dem Hause, von welchem wir in diesem Aufsatze sprechen, bedauern wir nur, daß seine Gesichtsfläche nicht größer, und daß sie nicht ganz gegen die Spittelwiese gerichtet sein konnte.

Wenn wir die Bauart dieses Hauses hervorgehoben haben, so wollten wir damit nicht ein Mißkennen der mehrfachen in neuerer Zeit in Linz ausgeführten Bauten aussprechen; wir haben mit Freude jedes der in letzter Zeit in Linz entstandenen Häuser begrüßt, bei welchem Kunstgefühl und nicht der bloße, leidige Ertrag im Spiele war: wir wollten mit unserem heutigen Aufsatze nur dem Reize des deutschen Baustiles selbst bei Wohnhäusern das Wort reden, welcher Stil bisher so selten oder so mangelhaft angewendet worden ist. — Die in letzter Zeit hier entstandenen, sich so vortheilhaft auszeichnenden Häuser nehmen ihre Einzelnheiten hauptsächlich aus dem italienischen Stile mit antiken oder andern Anklängen. Wenn wir auch nicht zu den Anhängern des deutschen Stiles als des allein zu bewundernden gehören, so schreiben wir ihm doch so wie dem antiken in seiner naturgemäßen Umgebung die größte Schönheit zu, ohne darum den Werth des italienischen, die Würde des romanischen, die Schwärmerei des maurischen und die Zierlichkeit des byzantinischen Stiles zu verkennen oder unsere Meinung für unumstößlich auszugeben. Nur Eines ist vollkommen gewiß: Nichts ist darum schön, weil es antik, deutsch, maurisch, byzantinisch, italienisch u. s. w. ist, sondern es ist es, wenn die Behelfe dieser Stile in völliger Reinheit, in verstandesgemäßem Bewußtsein und in künstlerischer Grazie angewendet werden, oder wenn man, so man es im Stande ist, seinen eigenen, fest geschlossenen und fertigen Stil anwendet. Wie eckel sind die gothischen Rindenhäuschen, Parkeingänge u. dgl., und die antiken Gartenhäuser, Casino's, Einzugspforten u. s. w.

Für Besprechung eines anderen, höchst lieblichen Kunstwerkes, eines Schnitzwerkes, welches vor Kurzem aus der Werkstube des jüngeren Rint hervorgegangen ist, werden wir nächstens um einigen Raum bitten.

Kirchliche Kunst in Oberösterreich.

(1860.)

Wir haben, seit wir von den Bildern sprachen, welche der hochwürdige Herr Abt von Schlägl für die Stiftskirche seines Klosters malen ließ, und seit wir nach Maßgabe unserer Kräfte einige Worte über die Pläne des Mariendomes in Linz verlautbarten, nicht mehr über die Bestrebungen unseres Landes für die kirchliche Kunst gesprochen. Mögen Freunde dieser Kunst uns nicht der Saumseligkeit anklagen, und mögen sie das Folgende nicht zu sehr unzulänglich finden, wenn es, da etwa nicht Alles zu unserer Kenntniß kam, unvollständig oder, da unsere Kräfte nicht hinreichen, unentsprechend erscheint.

Außer dem großen Vorhaben des Mariendomes, das, wenn Eifer und Mittel sein Vollbringen erwirken, ein einzelnes auserlesenes Werk für unser Land erschaffen würde, ist wohl das am nachhaltigsten Wirkende die Gründung des Vereines für kirchliche Kunst in Oberösterreich, wenn, wie wir oben sagten, auch hier nicht Eifer und Thatkraft erkalten. Ueber das Wesen und die Absichten des Vereines glauben wir hier nicht sprechen zu müssen, da dieß zu weit abführen würde, da es ohnehin bekannt gemacht worden ist und von Jedem, der sich hierin unterrichten will, in den Veröffentlichungen des Vereines eingesehen werden kann.

Wir beschränken uns darauf, über einige bereits erfolgte Aeußerungen der Thätigkeit des Vereines zu berichten, denen wir Wichtigkeit zuschreiben.

Zuerst ist es der Einwirkung des hochwürdigen Ordinariates zu danken, daß beabsichtigte Neugestaltungen und Umänderungen an kirchlichen Kunstgegenständen, Bauten, Gemälden, Bildwerken u. s. w. im Plane vorzulegen sind, und daß darüber die Meinung des Vereines eingeholt wird. Dadurch, wenn auch nicht immer theils wegen Mangel an Mitteln, theils wegen Räumlichkeiten und andern Umständen wirkliche und untadeliche Kunstwerke hinfort in Gotteshäusern entstehen können, wird doch fast unmöglich gemacht, daß völlig Werthloses, Unwürdiges oder der Heiligkeit der Sache nicht Entsprechendes in's Dasein gerufen wird. Jedenfalls hat mit dieser Vorkehrung die praktische Wirksamkeit in kirchlichen Kunstdingen einen wesentlichen Schritt in unserem Lande vorwärts gethan.

Es sind dem Vereine bereits schon mehrere Pläne zur Begutachtung vorgelegt worden.

Eine zweite uns wichtig dünkende Thätigkeitsäußerung des Vereines besteht darin, daß über Einwirkung des hochwürdigen Ordinariates Bruchstücke von kirchlichen Kunstwerken, welche außer Verwendung gekommen sind und der Verwahrlosung oder Zerstörung ausgesetzt sein können, eingesammelt und in einer eigenen Oertlichkeit aufgestellt werden. Wem ist es unbekannt, mit welchem Eifer besonders die sogenannte Zopfzeit es sich angelegen sein ließ, die edelsten Kunstbildungen des Mittelalters zu beseitigen und dafür oder daneben ihre ungeheuerlichen Erzeugungen hinzustellen. Manches mag auf Kirchenböden oder in Geräthkammern unbeachtet liegen, worin noch Reste schönster Kunstempfindung der Vergangenheit enthalten sind. Besonders ist uns Manches dieser Art von Theilen unsers Landes bekannt, die weniger als andere von Kriegen oder sonstigen Umwälzungen gelitten haben. Von Kunstgegenständen, die noch in Verwendung oder an ihrem rechten Orte sind, könnten durch Zusammenwirken von

Freunden kirchlicher Kunst Zeichnungen oder sonstige Nachbildungen entstehen und eingesendet werden. So könnte eine Sammlung zu Stande kommen, an der sich kirchlicher Kunstsinn erwecken und kräftigen, und an der für praktische Wirksamkeit Studien gemacht werden könnten. Auf diese Weise würde auch zum Wohle des Ganzen der oberösterreichische Verein für kirchliche Kunst mit der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale Hand in Hand gehen, und Beide würden sich wechselweise fördern und stützen.

Dasselbe gilt von dem Verhältnisse der Wirksamkeit des hiesigen Landesmuseums und des kirchlichen Kunstvereines.

Obwohl an diesem Platze vorzüglich die bildende Kunst im Auge behalten wurde, so können wir nicht umhin, eine Thatsache auf einem andern Gebiete kirchlicher Kunst zu berichten. Der Verein sammelt auch kirchliche Volksmelodien und Texte.

Es ist bekannt, daß im Volke oft sehr viele Jahrhunderte hindurch sich Lieder erhalten und dem Umsturze der Zeiten trotzen. Darunter leben oft kirchliche Lieder noch immer im Volke, wenn sie auch lange schon nicht mehr im unmittelbaren kirchlichen Gebrauche stehen. Und je nachdem solche Werke aus einer Zeit stammen, können sie wahrhafte Perlen und Schätze sein. Und um so mehr muß man solche Dinge sammeln, wenn, wie jetzt, Seichtigkeit und Leichtfertigkeit gleichsam aus der heutigen Opernbühne in die kirchliche Musik eindringen will. Wir für unseren Theil, ohne unserm Urtheile großen Werth zuschreiben zu wollen, halten noch immer den Gesammtgesang für die weihevollste Kirchenmusik, ohne darum den großen Werken kirchlicher Instrumentalmusik, die wir aus früheren Zeiten besitzen, ihren ungemeinen Werth absprechen zu wollen. Von unmittelbarem kirchlichen Gesange sind aus grauesten Zeiten bis gegen die

unseren herzu wahrhaft majestätische Rhythmen übrig, und von dem mittelbaren, dem Volkskirchengesange, dürften, da der Geist tieferer vergangener Zeiten auch durch das Volk geweht hat, gleichfalls herrliche Stücke bestanden [haben], und nicht Alles im Gedächtnisse des Volkes verschwunden sein, und nicht alles nicht Verschwundene dürfte bekannt sein.

Der kirchliche Kunstverein hat ein freundliches Benehmen mit dem älteren in Oberösterreich bestehenden Vereine für bildende Kunst überhaupt angebahnt, und es ist wohl kein Zweifel, daß durch ein freundliches Zusammenwirken beider Vereine die Zwecke Beider gefördert werden, da sie zum Theile zusammenfallen und dort, wo sie verschieden sind, doch wechselweise sich aneifern und heben können.

Der Mariendom in Linz.

(1860.)

Bei Gelegenheit einer Besprechung der Kunstausstellung wurde in diesen Blättern auch des in Linz beabsichtigten Mariäempfängniß-Domes im Allgemeinen erwähnt, dessen Pläne und perspektivische Zeichnung zu allgemeiner Besichtigung ausgestellt waren, und es wurde damals das Versprechen gegeben, seiner Zeit auch etwas Einzelnes über den Dom zu berichten.

Diesem Versprechen suche ich nun nachzukommen und bringe jene Einzelnheiten, welche als Anhaltspunkte dienen mögen, daß sich solche, welche die Pläne nicht hatten sehen können, doch ein ungefähres Bild von der Kirche, so weit dieß aus einer bloßen Beschreibung thunlich ist, zu entwerfen vermögen.

Daß die Kirche im gothischen oder altdeutschen Stile gezeichnet ist, habe ich schon gesagt. Als solche hat sie jene schlanken, emporstrebenden, vielgliedrigen, mannigfaltigen und lebendigen Gestaltungen, welche die gothischen Bauwerke auszeichnen. Ihr Grundgedanke ist das christliche Kreuz. Derselbe tritt in dem Querschnitte der Kirche unter dem Dache, welcher den Plänen beiliegt, ganz besonders hervor. Dieses Kreuz hat die schönsten Verhältnisse und erinnert durch seine Schlankheit und doch Massenhaftigkeit an die Kreuze, welche hohe Kirchenfürsten auf der Brust zu tragen pflegen. Die Kirche besteht also aus einer Längenkirche und

aus einer Querkirche. Und wie die Kreuze an ihren Ausgängen verziert zu sein pflegen, so trägt auch dieses Kreuz an seinen Ausläufen Verzierungen, und zwar an dem Scheitel, dessen Inneres den Hochaltar enthält, sieben Kapellen und an dem Fuße, der den Haupteingang in sich faßt, zwei Kapellen. Die Enden des Querbalkens des Kreuzes enthalten wieder Eingänge.

Das Aeußere der Kirche entspricht in den Hauptumrissen dieser Kreuzgestaltung. Es hat also vier Längenseiten, zwei des Haupt- und zwei des Querarmes, und es hat drei Breiteseiten, eine am Fuße und zwei an den Enden des Querarmes, der Scheitel des Kreuzes ist bogenförmig. Die Längenseiten enthalten Längefenster und zwar zwei Reihen übereinander. Zwischen ihnen ist eine Gallerie und ein schmales Dach. Die Längenseiten enden an der unteren Linie des steilansteigenden Daches auch mit einer Gallerie, und der Dachfirst weist ebenfalls eine Gallerie. Die Länge der Kirche beträgt 415 Wiener Fuß, des Querarmes 210 W. F. Die Höhe der Kirche beträgt bis zum Dache 100 W. F., die des Daches sammt der Gallerie 47 W. F., also die Gesammthöhe 147 W. F. Von dem Durchschnittspunkte der Firste des Längen- und Querdaches steigt ein schlankes Thürmchen noch 68 W. F. über das Dach empor. Am Fuße des Kreuzes befindet sich der Hauptthurm. Die Breitseite des Fußes des Kreuzes fällt also zum Theile mit einer Seite des Thurmes zusammen. Der Thurm hat drei Stockwerke und das Dach. Das erste Stockwerk, welches wie die Kirchenseiten 100 W. F. hoch ist, enthält das Hauptthor und über ihm ein großes, mit schönen Maßwerken erfülltes Rundfenster. Jedes der zwei folgenden Stockwerke, wovon das zweite 53 und das dritte 70 W. F. hoch ist, enthält in jeder Seite ein Längenfenster. Von dem dritten Stockwerke steigt das schlanke, undurchbrochene, an den Kanten verzierte

Dach noch 182 W. F. empor, so daß die Höhe des ganzen Thurmes 405 W. F. beträgt. Die Spitze des Thurmes hat die gewöhnliche so schön gestaltete gothische Kreuzrose. Die Breitseiten des Querarmes haben Eingangsthore, darüber Gallerien und darüber sehr schöne Rundfenster, von denen das dreiseitige Stirnschild der Querseite bis zur Dachspitze emporsteigt.

Das Innere der Kirche entspricht dem Aeußeren. Zu beiden Seiten des Haupteinganges sind Lauben, welche Nebeneingänge enthalten. Der Haupteingang führt zuerst in die Thurmhalle, über welcher die Orgelbühne ist. Die Nebeneingänge haben Vorhallen zur Folge, über welchen sich Oratorien befinden. Von der Vorhalle rechts springt die Todtenkapelle nach auswärts, von der Vorhalle links die Taufkapelle. Von diesen Eingangsräumlichkeiten gehen dann die drei schlanken Schiffe der Kirche gegen den Hochaltar vorwärts. Das Hauptschiff wird von den Nebenschiffen an seinen beiden Seiten durch eine Flucht runder, polirter Granitsäulen geschieden. Es ist 387 W. F. lang und 42 breit, jedes der Nebenschiffe ist 22 W. F. breit. Das Querschiff hat eine Länge von 183 und eine Breite von 54 W. F. Von diesem Querschiffe dem Hauptaltar zu enthält das Hauptschiff den Chor, in dessen Eingang drei Altäre stehen, einer rechts, einer links, einer mitten, und der die zwei gebräuchlichen einander gegenüberstehenden Reihen von Bänken faßt. Der Schluß des Hauptschiffes endlich hat den Hochaltar und den Platz, auf dem die Sitze stehen, und zwar links der Bischofssitz und rechts andere Sitze. Das Seitenschiff umgeht in einem hufeisenförmigen Bogen den Chor und den Hochaltarplatz. Außen an diesen Bogen schließen sich die Presbyterialnebengebäude, und zwar an die Länge des Querschiffes stoßend rechts und links, die Pfarrkapelle von dem Querschiffe durch die Communionbank getrennt. Jede

dieser Kapellen hat einen Altar. An die Pfarrkapelle links stößt das Kapitelzimmer, das Archiv und die kleine Sakristei, an die Pfarrkapelle rechts die bischöfliche Sakristei und die große Sakristei. Von da an umgeben den Bogen des Scheitels des Kreuzes die oben genannten sieben Kapellen, 5 und zwar drei Heiligenkapellen rechts, drei Heiligenkapellen links, jede mit einem Altare, und am äußersten Scheitel des Kreuzes die Marienkapelle mit drei Altären. Ueber die Abmessungen dieser Kapellen und anderer Nebenräume, so wie über kleinere Abmessungen überhaupt führe ich nichts 10 an, weil man über Verhältnisse eines Baues doch nur durch Anschauen des Planes oder des fertigen Baues sich ein Urtheil bilden kann, und weil zu viele Zahlenangaben in einer Beschreibung deren Auffassung eher verwirren als erleichtern. Von den Plänen der Crypta und dem Dach- 15 stuhle führe ich nichts an, da in diesem Aufsatze doch hauptsächlich die künstlerische Seite des Baues hervorgehoben wird, und jene Pläne besonders die Zweckmäßigkeit betonen. Ueber die Wölbungen des Domes kann ich nichts Näheres sagen, da dieselben in ihrer Ganzheit weniger in den vor- 20 liegenden Blättern zur Erscheinung kommen. Der Baumeister hat auch eine perspektivische Zeichnung des Innern in Aussicht gestellt, nach deren Einlangung es mir vielleicht noch einmal gegönnt ist, wieder auf den Gegenstand des Mariendomes zurück zu kommen. 25

Zum Schlusse erlaube ich mir noch einige Worte über die runden Granitsäulen zu sagen. Man ist im Innern gothischer Kirchen häufig die Bündelsäulen gewohnt. Allein die Rundsäulen kommen in gothischen Bauten organisch vor und zwar vielfältig, und im gegenwärtigen Falle werden mächtige po- 30 lirte Granitsäulen durch ihr Abheben von dem übrigen Stoffe der Kirche und durch die Unterbrechung der Einförmigkeit mit eindringender Gewalt die Schönheit der Kirche erhöhen.

Aus meinem ersten Aufsatze über die beabsichtigte Domkirche und aus der gegenwärtigen dürftigen Beschreibung, die der Natur der Sache nach weit hinter der Anschauung der Pläne zurückbleiben muß und dieselbe, wo sie unmöglich ist, nur mangelhaft ersetzen soll, dürfte doch die Folgerung hervor gehen, daß es sich bei dem vorliegenden Entwurfe zum Mariendome in Linz nicht um eine mehr oder minder gewöhnliche Kirche handelt, sondern um ein würdevolles Gotteshaus, das in seiner Schönheit auch noch kommende Geschlechter, und wenn selbst Zeiten erscheinen sollten, welche in Kunstdingen die unserige weit übertreffen, zur Bewunderung, zu heiligem Ernste und zur Andacht empor heben wird. Möge es sehr vielen Händen, deren kleine Einzelnwirkungen eine von ihnen nicht gekannte und nicht geahnte, ja von den meisten Menschen nicht richtig gewürdigte Gesammtwirkung geben, und vielleicht auch mehreren Zeiten gelingen, den Bau zum völligen Ende zu bringen, und mögen, wenn widrige Fälle des Vaterlandes oder der gesammten Menschheit das Werk in die Länge ziehen sollten, dann nicht Tage, in denen das künstlerische Gefühl verkommen ist, dünkelhaft an dem Plane Aenderungen vornehmen und den Bau nach ihrer Meinung fortführen, wie es zum Bedauern kirchlicher Kunst an so vielen Domen und darunter auch an der so schön begonnenen Kirche in Steyr in ihrer langen Bauzeit geschehen ist.

[Zur Grundsteinlegung des Mariendomes in Linz.]

(1862.)

Linz, am 5ten Mai.

Am ersten Tage dieses Monates wurde in Linz ein für die Kirchen= und Kunstgeschichte sehr merkwürdiges Fest gefeiert. Es wurde der Grundstein zu einer neuen Domkirche gelegt. Oberösterreich gehörte bis zu dem Jahre 1784 zu dem Sprengel der Bischöfe von Passau. Seit dieser Zeit, da es ein eigenes Bisthum mit dem Bischofsitze in Linz wurde, benützte man die Kirche des ehemaligen Jesuitencollegiums als Domkirche. Eine eigens zum Domdienste gebaute Kirche bestand bis jetzt nicht. Abgesehen davon, daß die Jesuitenkirche eine wesentliche Bedeutung für kirchliche Kunst nicht hat, mithin jener Majestät entbehrt, die auch das Bauwerk des Tempels dem Gottesdienste in einem Dome darzubringen hat, steht sie mit der Schmalseite und dem Haupteingange in einer engen Gasse, die sich gleich hinter der Kirche in das engste Gäßchen zusammen zieht, hat nur noch eine Langseite mit einem kleinen Eingange und der Sakristeithür frei, während alles Uebrige verbaut ist, steht auf einer unansehnlichen, fast winkligen Stelle der Stadt und ist außerdem für Kirchenfeste, an denen das Volk zusammen zu strömen pflegt, zu klein. Da faßte der jetzige Bischof von Linz, Franz Joseph Rudigier kurz nach dem Antritte seines Hirtenamtes den Gedanken,

eine eigene Domkirche zu bauen. Es bildete sich im Jahre 1855 unter seiner Vorstandschaft ein Dombauverein, der die Mittel beschaffen und überhaupt das Werk fördern sollte. Im Jahre 1859 lieferte der Baumeister Statz in Köln die Pläne zu der Kirche. Diese Pläne waren öffentlich ausgestellt und sonst auch einer vielseitigen Prüfung unterzogen. Sie wurden allgemein als trefflich erkannt. Die Kirche ist nach diesen Plänen eine gothische, ihr Hauptschiff ist [69 1/6 W.] Klafter, die zwei Seitenschiffe [je 42 W.] Klaft. lang, sie ist [24 1/2 W.] Klaft. und der Thurm [67 1/2 W.] Klaft. hoch, mithin nur um 4 Klafter niedriger als der Thurm des Stephansdomes in Wien. Ihre sonstige Ausschmückung entspricht dem Zwecke, insbesondere trennt im Innern eine Doppelflucht polirter Granitsäulen die Seitenschiffe von dem Hauptschiffe, und wenn nach diesen Plänen die Kirche vollendet wird, so steht ein Kunstdenkmal von großer Bedeutung da, und wenn es einmal in dieser an Kunstbauten sehr armen Stadt prangt, so ist nicht nur die Stadt und das Land, sondern das ganze deutsche Volk und die ganze gebildete Welt um ein hohes Werk reicher. Nach sieben Jahren des Bestandes des Vereines war die durch freiwillige Beiträge entstandene Bausumme so erstarkt, daß man die Hand an den sichtbaren Beginn des Werkes legen konnte, es wurde am ersten Mai auf eine feierliche Weise der Grundstein gelegt, und es wird sofort zum Baue geschritten werden. Nie dürfte in Linz ein kirchliches Fest von solcher Schönheit und Bedeutung zu sehen gewesen sein. Der Bischof von St. Pölten, der gewesene Bischof von Patna, der sich gegenwärtig in Linz befindet, das Domkapitel, die Aebte der Klöster Kremsmünster, St. Florian, Schlägl, Reichersberg, Willhering und Lambach, an 300 Priester, die bürgerlichen und kriegerischen Behörden und Körper, die Zünfte, die Schulen und

Unterrichtsanstalten, die religiösen Vereine und eine große Menschenmenge wohnten demselben bei. Der Bischof von Linz celebrirte es. Nach der Weihung von Wasser und Salz wurde die Gründungsurkunde unterzeichnet, in den Stein gelegt, der Stein an seine Stelle gebracht, geweiht, gelegt, dann wurde von zahlreichen Betheiligten der Hammerschlag vollbracht, der Bischof weihte die Grundfesten. Hierauf hielt er eine Anrede, feierte das Hochamt und ertheilte dann den bei solchen Gelegenheiten üblichen Ablaß. Der Schauplatz war von dem Altare an bis auf das Kleinste herab auf das Festlichste geschmückt, und da konnte man an den Flaggenstangen, durch welche die Grundfesten der Kirche ausgezeigt waren, und an denen sich die Wappen der oberösterreichischen Städte und der Kronländer des österreichischen Kaiserstaates befanden, erst recht die Größe der Kirche ersehen. Die Vereinsfahne, welche dem Zuge beim Kommen und Gehen von weißgekleideten Mädchen vorangetragen wurde, war vom Maler Steinle aus Köln gemalt. Der Platz, auf dem die Kirche stehen wird, konnte sehr glücklich gewählt werden. Es befand sich an einer schönen Stelle der Stadt in der Nähe des bischöflichen Pallastes ein großes Oblong, das an seinen Außenseiten Häuser mit Gartenmauern, gegen innen Gärten hatte. Dieses Oblong, das im Verhältnisse zu seiner Größe nur 14 Häuser hatte, war zum Zwecke des Baues sehr geeignet, da es eine geringere Kaufsumme forderte, und da es so groß war, daß der Domplatz namentlich an den Längeseiten der Kirche einen schönen Raum zur völligen Entfaltung der Wirkung des Bauwerkes gewann, was nicht bei allen ansehnlichen Kirchen in großen Städten der Fall ist. Der Verein erwarb 12 dieser Häuser mit ihren Gärten, ein kleines steht ihm zu Gebote; die Eigenthümerin des 14. konnte sich nicht zum Frommen des großen begonnenen Werkes

von ihrem Eigenthume trennen, was den Uebelstand haben wird, daß die Kirche nicht mitten auf dem Domplatze stehen kann, und daß der Raum um sie herum nicht überall so frei sein wird, als es ein so hohes, religiöses Kunstwerk fordert. Ueber die Vollendung des Werkes sind die Stimmen getheilt. Einige glauben an eine nahe Vollführung, Andere nur an eine ferne, und wieder Andere meinen, es könne gar nicht vollendet werden. Jetzt wird mit den Zinsen des vorhandenen Kapitales und den jährlichen Eingängen des Vereines gebaut. Was die Zeiten Gutes oder Uebles zu diesen beiden Hilfen bringen werden, kann Niemand ermessen. Aber jedes große Werk muß mit einem vertrauensvollen Griffe in die Zukunft begonnen werden und ist stets so begonnen worden, sonst wäre es nicht entstanden, selbst nicht durch die größte Gewalt eines Königs, da ja kein Erfolg sogar des kleinsten Dinges untrüglich sicher ist. Und je größer die Geistesmacht ist, auf die sich der Fortgang eines Werkes stützt, um so sicherer schreitet das Werk fort, und welche Geistesmacht tst größer als die Religion? Die rohesten Völker schmückten zuerst ihre Götter und Altäre und Tempel, und dann erst sich selbst und ihre Häuser, und so ist es bis auf heute gewesen. Die Künste alle fanden ihr Entstehen im Dienste der Religion und sind in ihrem Dienste von der Heidenzeit bis zum Christenthume am schönsten verwendet worden. Und unsere Tage sind nicht arm an dem Gefühle. Es werden die ungeheuren Dome, welche unsere Voreltern in rührender Unwissenheit ihrer Mittel begonnen haben, ausgebaut, und es werden neue Kirchen begonnen. Auch bei dieser Grundsteinlegung offenbarten sich ähnliche Gesinnungen. Der Grundstein blieb mehrere Tage zur Besichtigung frei. Da kam nun eine große Menge von Menschen, und weil sie wußten, daß der Stein von dem Oelberge bei Jerusalem stamme, von wo ihn der nunmehr verstorbene

Domherr Striegel auf einer Pilgerreise gebracht hatte, und vielleicht auch, weil sie eine sichtliche Erinnerung an das Fest bewahren wollten, nahmen Viele ein Bischen Sand und Staub von dem Steine, thaten diese Dinge in ein Papier und steckten dasselbe zu sich. Und so möge denn das Werk mit dem Geiste, in dem es begonnen wurde, fortgeführt werden, dann wird die Vollendung nicht in zu späten Tagen erfolgen, und mir mögen diese Blätter gönnen, von Zeit zu Zeit, was sich Wichtiges zuträgt, von diesem Baue zu berichten.

Werke der Holzschnitzkunst.

[Johann Rint, Geschnitzter Becher.]

(1848.)

Der Bildhauer Johann Rint hat aus einem Stücke Buxholz einen Becher geschnitten, von dem wir nicht unterlassen können, dem Publikum eine Anzeige zu machen. Der Becher enthält in seinem Inneren ein Glas, das von außen mit kunstreicher, durchbrochener Schnitzerei umschlossen ist. Als Motive der Kunst dienen jene Gegenstände, welche zu dem Gebrauche des Gefäßes den unmittelbarsten Bezug haben, nämlich Verschlingungen von laub- und traubenbehangenen Reben, denen als Gitter ein gothischer Säulen- und Bogenbau dient. Hinter den Reben, gleichsam dem Geflechte eines Waldes, sind noch vier in Bewegung begriffene Thiergruppen. Wir wollen das Ganze kurz zu bezeichnen suchen.

Aus dem kreisrunden, mit durchbrochenem Rebengewinde überwölbten Untersatze erhebt sich ein weicher Stengel, der den runden, durch gothische Säulen in vier Felder getheilten Becher trägt. Jedes der Felder hat ein Rebengewinde, und ist oben durch eine Bogenführung geschlossen. Die Reben gehen am Fuße der Säulen hervor, stehen nach aufwärts zu in der Luft und schließen sich mit ihren Spitzen an den Bogen. Hinter diesen Reben, etwa $\frac{1}{4}$ Zoll entfernt, steht ein zweiter Arabesken-Bau und enthält an seinem Fuße die obbesagten Thiergruppen, und

zwar eine Eule mit einem kleinen Vogel und einem Fuchse, dann einen Hirsch mit 4 Hunden, dann zwei Steinadler mit einem todten Reh, und endlich drei Wachtelhunde mit einem Fischotter. Hinter den Thiergruppen und durch die zweiten Arabesken sieht man erst das Glas. Auf den Becher ist ein Arabesken-Deckel gestellt, auf dessen oberster Blattfaltung ein Marienkäfer sitzt. Das Ganze ist im gothischen Stile gehalten.

Wir müssen bekennen, daß wir diese Arbeit für bei Weitem gelungener halten, als den Krug, welchen wir in der vorjährigen Linzer Gewerbs-Ausstellung von demselben Künstler sahen, und dem wir in der Art unsere Anerkennung zu Theil werden ließen, daß wir erklärten, er sei ein wahres Kunstwerk, das sich den schönen Schnitzereien des Mittelalters anschließt. Der vorliegende Becher ist ein großer Fortschritt. Die Technik ist staunenswerth, namentlich, wenn man bedenkt, daß die weichste Blätter- und Arabeskenschneidung des inneren Baues durch die kleinen Lücken des äußeren hindurch gemacht werden mußte. Die Anordnung ist so regelrecht und geschmackvoll, daß es sich hier nicht mehr um eine Holzschneiderei, sondern um ein wahrhaftes Kunstwerk handelt. Möchte der begabte Künstler sein Talent recht bald an dem Höchsten und Weichsten seiner Aufgabe, an den menschlichen Gebilden, versuchen.

Unsere Zeit ist zwar der Muse nicht günstig, aber vielleicht findet sich doch bei der ungemein bescheidenen Anforderung des Künstlers (in Ansehung der unsäglichen Zeit und Mühe) ein Erwerber, was wir dem wackeren Meister vom Grunde unseres Herzen wünschen.

Der Becher ist in der Wohnung des Künstlers — Welsergasse, erstes Haus rechts — zu besehen. Möge in einem Beschauer das Gefühl des Wohlgefallens und der Bewunderung erwachen, der es werkthätiger zu machen im Stande ist, als der Schreiber dieser Zeilen.

Ueber den geschnitzten Hochaltar in der Kirche zu Kefermarkt.

(1853.)

In Kefermarkt, einem kleinen Marktflecken zwischen Freistadt und Linz in jenem hügeligen Hochlande des Erzherzogthumes Oesterreich ob der Enns, das von dem Flusse Mühl den Namen Mühlviertel trägt und den Naturfreunden durch seine eigenthümliche zerrissene, zerklüftete, bald öde, bald höchst anmuthige Beschaffenheit die größte Theilnahme einflößt, befindet sich in der dortigen Pfarrkirche ein Kunstwerk hohen Werthes und Ranges, das, wenn es bekannt wird, zahlreiche Kunstfreunde zu sich locken und mit Freude und Bewunderung erfüllt entlassen wird, und von dem sich die Frage aufwirft: wie ist es in diesen schönen, abgelegenen Thalwinkel, durch den nicht einmal eine Hauptstraße führt, in die ebenfalls ein Kunstwerk der Baukunst darstellende Kirche gelangt, wie sind Beide entstanden, und wie konnten Beide so lange unbekannt bleiben? Die letzte Frage beantwortet sich aus dem Verfalle jedes Kunstsinnes und jeder Kenntniß der Kunst seit dem sechzehnten Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten, besonders aus der mit dem entweihten Namen „vernünftig" belegten Barbarei des vorigen Jahrhunderts. Einst mußte man wohl die Schönheit dieses Werkes geliebt haben, sonst wäre es nicht entstanden, wenn man auch seinen hohen Werth inniger Naivetät nicht so gefühlt haben mag, wie ja das naive Kind nicht weiß,

daß es naiv ist, wie die Unschuld nicht weiß, daß sie unschuldig ist. Dann kamen Zeiten, in denen der Werth des Kunstwerkes verkannt, ja als Trödel einer beschränkten, bigotten Zeit verachtet wurde, wie die abscheulichen Verbesserungen, die man anbrachte, beweisen. Auf solche Art ging die Kenntniß des künstlerischen Schatzes verloren, und außer einzelnen Freunden der Kunst, die sich an dem Werke zu verschiedenen Zeiten ergötzten und die Ueberlieferung von demselben auf ihres Gleichen fortpflanzten, war die größere Menge der Menschen mit dem Dasein desselben unbekannt. Leider trug hiezu ein Fehler auch das Seinige bei, mit dem der Oesterreicher so gerne behaftet ist, von dem man nicht weiß, soll man ihn Bescheidenheit oder Trägheit nennen (vielleicht ist es ein Gemisch von Beiden), der ihn verleitet, wenn er etwas Herrliches besitzt oder gethan hat, sich daran zu freuen, weiter aber kein Aufheben davon zu machen, selbst in dem Falle nicht, wo Verbreitung sogar Pflicht für das Schöne und Gute und Pflicht gegen die Nebenmenschen wäre. Die erste Frage wird sich zum Theile im Verlaufe dieses Berichtes beantworten, so weit es nämlich dem Gefertigten bisher möglich ist, Aufklärungen über diese Thatsache zu geben.

Das Kunstwerk aber ist ein aus Lindenholz geschnitzter Hochaltar aus dem 15. oder Anfange des 16. Jahrhunderts.

Das Schiff der Kirche von Kefermarkt hat seine Richtung beinahe von West nach Ost. Im Osten ist das Presbyterium, das zwei Stufen über dem Fußboden der Kirche erhöht und von fünf in einen Halbkreis gestellten Fenstern erhellt ist. In diesem Presbyterium steht der Altar, der so sehr nach der Kirche gebildet ist, daß er ein untrennbares Ganze mit ihr macht, daß er mit seiner Spitze bis gegen den Scheitel des Gewölbes reicht, daß die Seitenräume im rechten Verhältnisse sind, und daß er im Pres-

byterium wie in einer zu seiner Verherrlichung zierlich erbauten Glocke oder Nische emporragt. Er hat (wie das bei solchen Werken fast durchgehends der Fall ist) die Gestalt einer Monstranze. Auf den Steinplatten des Presbyteriums steht der Fuß der Monstranze. Dieser trägt einen viereckigen Rahmen, in dessen Innerem drei Figuren von ganzer Arbeit auf Sockeln stehen. An dem Rahmen sind zwei Seitenflügel gleichsam Thüren, welche zusammen vier Bilder in halberhabener Arbeit tragen. Auf den Flügeln stehen zwei ganze Figuren, und zwischen ihnen baut sich der Giebel aus Ornamenten und Figuren auf. Die Höhe des Altares, so weit die wegen Hindernissen vorläufig nur mit Schnüren gemachten Messungen Verläßlichkeit gewähren, beträgt 42′ 6″, davon kommen auf den Fuß 10′ 2″, auf das Mittelstück 9′ 9″ und auf den Giebel 22′ 7″. Die Breite des Altares beträgt 20′.

Ueber die Beschaffenheit der Vorderseite des Fußes kann dieser Bericht keinen Aufschluß geben, weil die ganze Breite des Presbyteriums unmittelbar vor dem Altare bis zum Rahmen des Mittelstückes mit einer schwarzen Bretterwand verschlagen ist, in der sich zwei Thüren befinden, die gestatten, daß man um den Altar gehen kann.

An der Rückseite des Fußes sieht man, daß sein Körper aus mächtigen Steinquadern gebaut ist, um die bedeutende Last des Altares tragen zu können. Wahrscheinlich ist die Vorderseite desselben, wie in allen ähnlichen Werken und, wie der nicht verbaute Theil ahnen läßt, mit Schnitzereien bedeckt. Vor der genannten Bretterwand steht dermalen ein moderner Altartisch mit einem Tabernakel, den der alte Altar nicht hat, weil in früheren Zeiten das Allerheiligste in der Regel in einem eigenen Orte, dem sogenannten Sakramentshäuschen aufbewahrt wurde. Auf der Bretterwand stehen außerdem noch vergoldete Büsten, die

vor der Schnitzerei empor ragen und einen Theil derselben bedecken.

Unmittelbar auf dem Fuße steht nun der Rahmen, der den Haupttheil des Altares ausmacht. In ihm befindet sich als Mittelfigur die Gestalt des heiligen Wolfgangs im Bischofornate mit einem Buche und dem Hirtenstabe. Zu seiner Rechten steht der Apostelfürst Petrus mit dem Oberhirtenstabe und dem Schlüssel und zur Linken der heilige Christophorus mit dem Jesuskinde. Die Figuren mögen etwas über sechs Fuß hoch sein. Sie stehen auf geschnitzten Sockeln, die man aber derzeit nicht genau untersuchen kann, da sie hinter der Bretterwand hinab gehen. Außer den drei Hauptfiguren sind in die Verzierungen dieses Raumes noch 18 kleinere Figuren vertheilt, die Engel und die Gestalten nicht gerechnet, welche an den Sockeln verschlungen vorkommen. Zwischen den Figuren und an ihnen laufen Säulenornamente empor, und über den Häuptern schweben Verzierungs-Baldachine. Der Rahmen ist ebenfalls mit Verzierungen bedeckt und trägt über sich eine Gallerie von Ornamenten.

Zur Rechten dieses Hauptstückes (vom Altare aus genommen) trägt der Flügel zwei Reliefbilder in Rahmen. Das obere ist die Verkündigung des Engels mit 12 Figuren, das untere das Opfer der heiligen drei Könige mit 9 Figuren. Der linke Flügel mit ebenfalls zwei Reliefbildern hat oben die Geburt Christi mit 13 Figuren (ohne die Hirten im Hintergrunde) und unten den Tod der heiligen Jungfrau Maria mit 15 Figuren. Die Rahmen der Reliefbilder sind wieder mit Ornamenten bedeckt.

Der Hauptrahmen mit den zwei Seitenflügeln bildet den Mitteltheil des Altares.

Auf dem erhebt sich der Giebel. Derselbe besteht aus der höchsten Mittelsäule und je fünf kleineren Nebensäulen.



XII.

Der Kefermarkter Flügelaltar. Gesamtbild.

Nach einer Aufnahme von Bruno Reiffenstein in Wien.

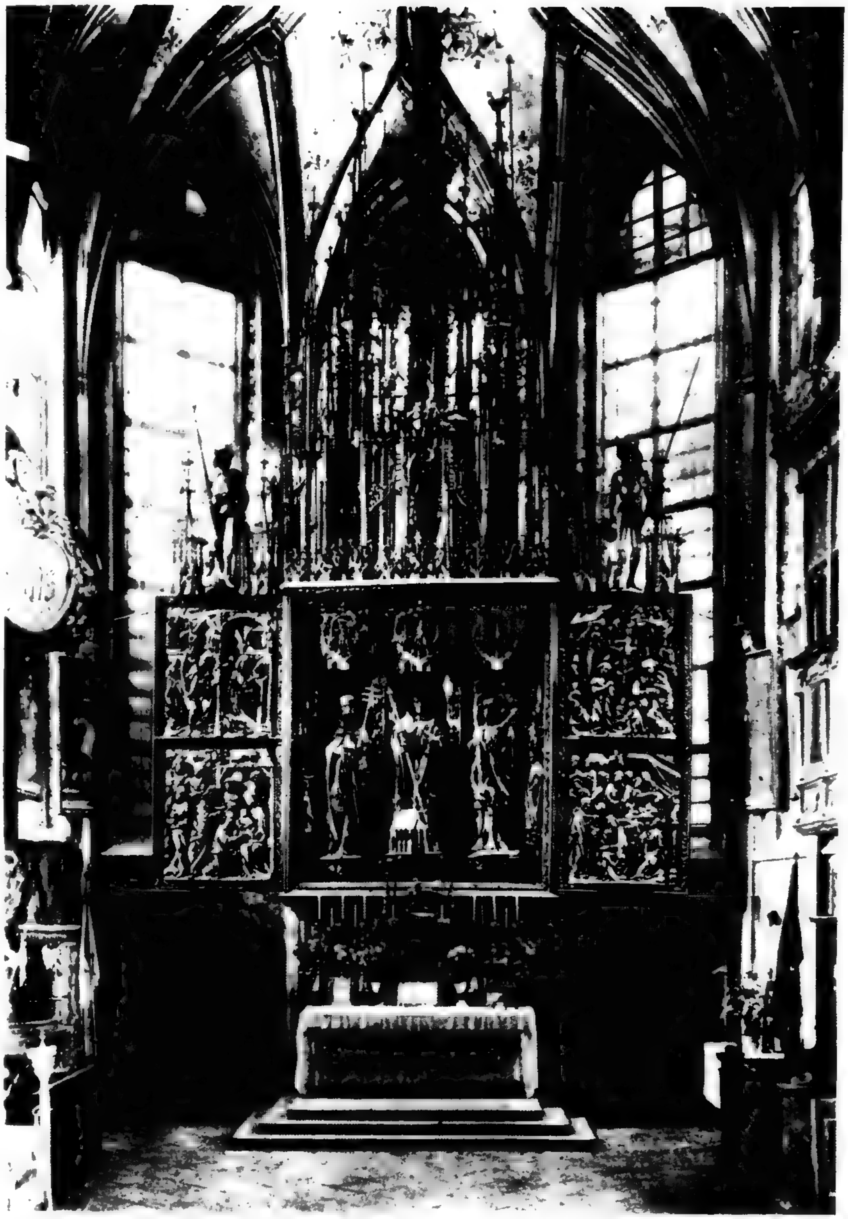
vor der Schnitzerei empor ragen und einen Theil derselben bedecken.

Unmittelbar auf dem Fuße steht nun der Rahmen der den Haupttheil des Altares ausmacht. In ihm befindet sich als Mittelfigur die Gestalt des heiligen Wolfgangs 5 im Bischofornate mit einem Buche und dem Hirtenstabe. Zu seiner Rechten steht der Apostelfürst Petrus mit dem Oberhirtenstabe und dem Schlüssel und zur Linken der heilige Christophorus mit dem Jesuskinde. Die Figuren mögen etwas über sechs Fuß hoch sein. Sie stehen auf 10 geschnitzten Sockeln, die man aber derzeit nicht genau untersuchen kann, da sie hinter der Bretterwand hinab gehen. Außer den drei Hauptfiguren sind in die Verzierungen dieses Raumes noch 18 kleinere Figuren vertheilt, die Engel und die Gestalten nicht gerechnet, welche an den Sockeln 15 verschlungen vorkommen. Zwischen den Figuren und an ihnen laufen Säulenornamente empor, und über den Häuptern schweben Verzierungs-Baldachine. Der Rahmen ist ebenfalls mit Verzierungen bedeckt und trägt über sich eine Gallerie von Ornamenten. 20

Zur Rechten dieses Hauptstückes (vom Altare aus genommen) trägt der Flügel zwei Reliefbilder in Rahmen. Das obere ist die Verkündigung des Engels mit 12 Figuren, das untere das Opfer der heiligen drei Könige mit 9 Figuren. Der linke Flügel mit ebenfalls zwei Reliefbildern 25 hat oben die Geburt Christi mit 13 Figuren (ohne die Hirten im Hintergrunde) und unten den Tod der heiligen Jungfrau Maria mit 15 Figuren. Die Rahmen der Reliefbilder sind wieder mit Ornamenten bedeckt.

Der Hauptrahmen mit den zwei Seitenflügeln bildet 30 den Mitteltheil des Altares.

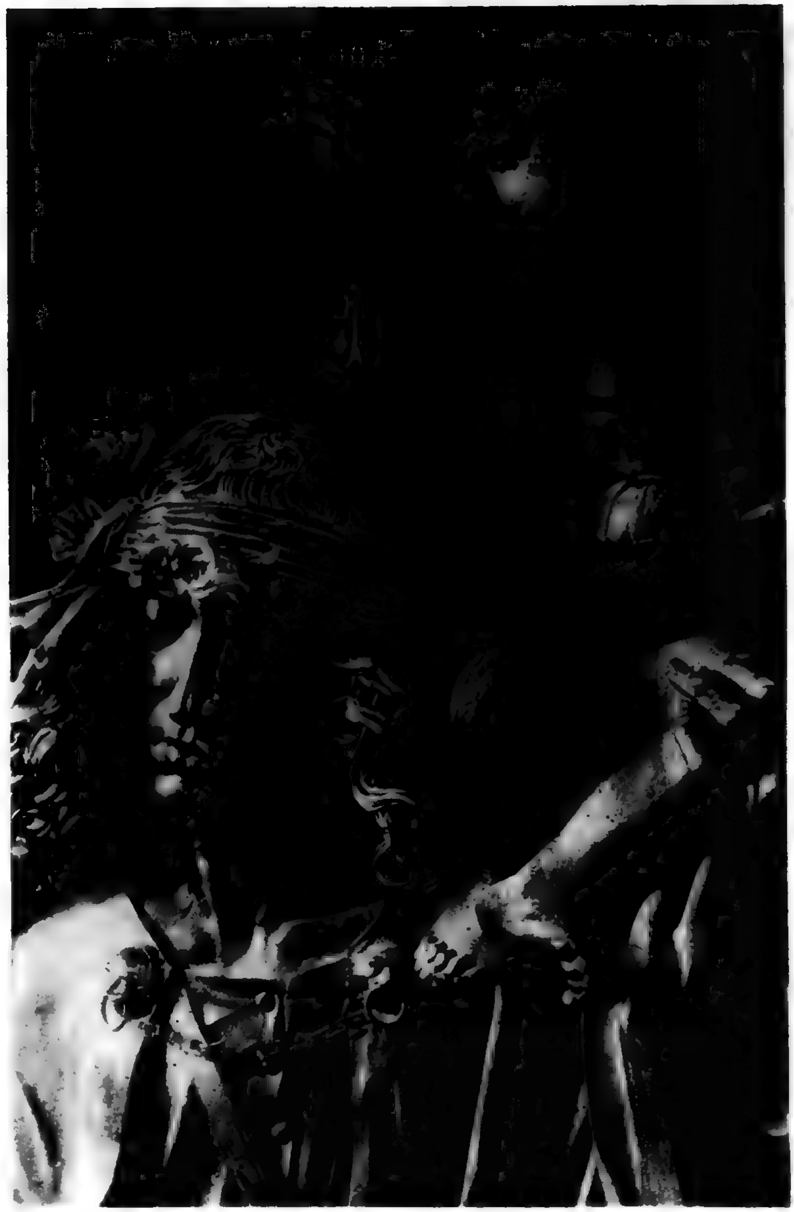
Auf dem erhebt sich der Giebel. Derselbe besteht aus der höchsten Mittelsäule und je fünf kleineren Nebensäulen.



XII.

Der Kefermarkter Flügelaltar. Gesamtbild.

Nach einer Aufnahme von Bruno Reiffenstein in Wien.



XIII.

Christophorus mit dem Jesukinde.

Detailbild vom Kefermarkter Altare.

Nach einer Aufnahme von Bruno Reiffenstein in Wien.

Diese sind nicht bloß einzeln durchbrochen, sondern unter sich wieder durch Ornamente verbunden, so daß alle eilf ein leichtes und schwebendes Ganze ausmachen. Die Mittelsäule hat drei Figuren, die zwei nächsten schwächeren Säulen haben jede nur eine Figur, und die zwei nach ihnen kommenden wieder stärkeren Säulen haben jede eine Figur und eine Büste. Die übrigen sechs Säulen sind ohne Figur. Zur Rechten des Giebels steht, wie gesagt worden ist, eine ganze Figur, die Gestalt des heiligen Georgs, und zur Linken die des heiligen Florian. Beide sind über sechs Fuß hoch und in mittelalterlicher Rittersrüstung. Die emporgehenden geraden und gewundenen Stäbe der Säulen, die Baldachine und die Untersätze sind mit größeren und kleineren sogenannten Tulpen verziert.

Der Altar hat also im Ganzen 79 Figuren, 2 Büsten, die Figuren der Untersätze und den Lindwurm des heiligen Georg. Hiezu kommen noch die Figuren, die sich an dem Fuße befinden mögen.

Ueber die Entstehungsgeschichte des Altares kann dieser Bericht vorläufig nur wenig angeben. Die Kirche wurde von Heinrich Grafen von Zelking, der auf der Burg Weinberg neben dem Orte Kefermarkt hauste, erbaut. Der Gefertigte hat die Urkunde hierüber nicht selbst gesehen, da er die Nachforschungen über die Geschichte der Kirche und des Altares einer späteren Zeit vorbehalten mußte, aber es wurde ihm das Dasein derselben von glaubwürdigen Personen versichert. Ein Grabmal des Grafen Heinrich von Zelking mit dessen lebensgroßer halberhabener Figur in rothem Marmor ist in der Kirche vorhanden, und eine Inschrift desselben besagt den Tod des Grafen als im Jahre 1492 erfolgt. Auf der dem Altare zugekehrten Seite einer Gewölbsrippe zwischen der Kirche und dem Presbyterium stehen auf der Tünche der Kirche mit schwar-



XIII.

Christophorus mit dem Jesukinde.

Detailbild vom Kefermarkter Altare.

Nach einer Aufnahme von Bruno Reiffenstein in Wien.

[D]iese sind nicht bloß einzeln durchbrochen, sondern unter [si]ch wieder durch Ornamente verbunden, so daß alle eilf [e]in leichtes und schwebendes Ganze ausmachen. Die Mittel[s]äule hat drei Figuren, die zwei nächsten schwächeren Säu[l]en haben jede nur eine Figur, und die zwei nach ihnen kommenden wieder stärkeren Säulen haben jede eine Figur und eine Büste. Die übrigen sechs Säulen sind ohne Figur. Zur Rechten des Giebels steht, wie gesagt worden ist, eine ganze Figur, die Gestalt des heiligen Georgs, und zur Linken die des heiligen Florian. Beide sind über sechs Fuß hoch und in mittelalterlicher Rittersrüstung. Die emporgehenden geraden und gewundenen Stäbe der Säulen, die Baldachine und die Untersätze sind mit größeren und kleineren sogenannten Tulpen verziert.

Der Altar hat also im Ganzen 79 Figuren, 2 Büsten, die Figuren der Untersätze und den Lindwurm des heiligen Georg. Hiezu kommen noch die Figuren, die sich an dem Fuße befinden mögen.

Ueber die Entstehungsgeschichte des Altares kann dieser Bericht vorläufig nur wenig angeben. Die Kirche wurde von Heinrich Grafen von Zelking, der auf der Burg Weinberg neben dem Orte Kefermarkt hauste, erbaut. Der Gefertigte hat die Urkunde hierüber nicht selbst gesehen, da er die Nachforschungen über die Geschichte der Kirche und des Altares einer späteren Zeit vorbehalten mußte, aber es wurde ihm das Dasein derselben von glaubwürdigen Personen versichert. Ein Grabmal des Grafen Heinrich von Zelking mit dessen lebensgroßer halberhabener Figur in rothem Marmor ist in der Kirche vorhanden, und eine Inschrift desselben besagt den Tod des Grafen als im Jahre 1492 erfolgt. Auf der dem Altare zugekehrten Seite einer Gewölbsrippe zwischen der Kirche und dem Presbyterium stehen auf der Tünche der Kirche mit schwar-

zer Farbe in modernen Buchstaben die Worte: DEDICATUM a. MCCCCLXXII. Wenn die Vermuthung erlaubt ist, daß die Worte an der Gewölbsrippe eingegraben oder auf eine andere Art vorfindlich waren, und nach der Uebertünchung des Innern der Kirche auf die Tünche gesetzt wurden, wie ja auch die ursprüngliche Grabschrift des Grafen Heinrich von Zelking in modernen Buchstaben auf die Tünche des Presbyteriums gesetzt worden ist, so dürfte nach dem Sinne des Dedicatum dasselbe auf den Altar Bezug haben, er also im Jahre 1472 aufgestellt oder begonnen worden sein. Nach dem Stile und der Bauart ist er zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrhundertes entstanden. Wenn die Gestalt und die Gesichtszüge des Grafen Heinrich von Zelking nur einiger Maßen auf seinem Grabmale getroffen sind — und man darf dieß um so eher vermuthen, da das Werk charakteristisch und nicht ohne Kunstwerth ist — so wäre aus dieser hohen und edlen Stirne und aus dem verständigen Ausdrucke des Angesichtes mit Recht zu schließen, daß er ein Freund der schönen Kunst gewesen sein und zu dem frommen Werke seines Kirchenbaues die ersten Meister seiner Zeit berufen haben möge. Andern Theils aber hätte sich der Gefertigte aus der Zeit der Verzierungen, aus der Art der Faltengebung und besonders aus der Zeichnung und Haltung der Figuren die Ansicht gebildet, daß der Altar aus einer Zeichnung oder wohl gar aus der unmittelbaren Leitung Albrecht Dürers hervorgegangen sei. Allein dem widerspricht die obige Zeitrechnung. Auch könnte der Fall sein, daß das Werk nach Bildern von Dürer zusammen gestellt worden sei, wodurch es aber in eine noch spätere Zeit hinaus gerückt würde, welcher der Stil nicht mehr entspricht, und wodurch es gewiß nicht die große Uebereinstimmung seiner Theile erlangt hätte. Wie dem aber auch sei, jedenfalls rechtfertiget die

Schönheit des Inneren der Kirche sowohl in allen Raumesverhältnissen, als auch im Einzelnen der Baulinien die Vermuthung, daß hier die geschicktesten Hände einer reichen und kunstbegabten Zeit thätig gewesen sind. Man erzählt, daß sich in den fünf Presbyterialfenstern auch kostbare Glasmalereien befunden haben und nach Laxenburg übertragen worden seien. Wenigstens haben diese Fenster jetzt moderne große, viereckige Glastafeln, und entbehren der steinernen Bogenrosetten, die an den andern Fenstern der Kirche vorhanden sind, an denen sich auch noch die alten vieleckigen, kleinen Glasscheiben befinden. Der Gefertigte wird der Geschichte der Kirche und des Altares in der folgenden Zeit nachforschen, vielleicht gelingt es, die Widersprüche in etwas aufzuklären, und er wird dann das Weitere in diesen Blättern veröffentlichen, so wie überhaupt eine Einzelbeschreibung dieser Kirche und ihrer Werke nicht unwichtig sein dürfte.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß die Kirche und der Altar von Kefermarkt in dem mittelalterlich deutschen (sogenannten gothischen) Stile gebaut sind. Sie stammen aus der Zeit, wo man schon aus der Strenge des Stiles heraus zu gehen anfing, und ihm durch Weiche und Rundung Anmuth und Milde zu geben bestrebt war, ihn aber im Laufe der Zeiten dadurch verflachte und verwässerte, so daß er seine alte Würde und Reinheit verlor. Aber immer sind noch Kirche und Altar so rein, klar und strenge, daß sie ein Bild der edelsten Schönheit darstellen. Wenn auch das Innere der Kirche so frei, leicht und heiter ist, daß man sich in ihr heilig und würdevoll umfangen fühlt, wenn auch ihre Theile, selbst die kleinsten, wie z. B. die Thürklinke, einer kunstreichen Zeit angehören, so ist es doch nur vorzugsweise die Aufgabe dieser Zeilen, von dem geschnitzten Hochaltare zu sprechen.

Derselbe theilt vollkommen das Hauptmerkmal jener Bauart, wo sie in ihrer vollkommensten Gestalt auftritt, nämlich Einfachheit des Gesammteindruckes und Reichthum der Einzelheiten. Man kann sich kaum etwas Einfacheres denken als die Umschreibungslinien des Altares und seiner Haupttheile, welche Linien aber wieder in ihrer Einfachheit doch so leicht und schwunghaft sind. Mit einem Blicke steht das Ganze als Bild in den Augen. Man kann sich aber kaum etwas Mannigfaltigeres, Ausgearbeiteteres, Zahlreicheres und Eingetheilteres denken als die Einzelheiten. Nicht nur die Figuren sind in ihren Körpertheilen und Kleidern bis zu den Täschchen, die sie anhängen haben, ja bis zu dem Riemwerk und Knöpfen herunter sehr sorgsam gearbeitet, sondern auch die Verzierungen sind außerordentlich reich, gleichsam ein Wald von Mannigfaltigkeit. Tausende von Tulpen, Blättern, Stäbchen, Stangen streben als Ornamente empor, und in ihnen, wie in aufsteigende Weihrauchwolken eingestreut, schweben die Figuren. Besonderen Reichthum zeigen die Baldachine über den Häuptern der drei Heiligen des Mittelstückes. Man kann Monate lang an dem Werke beobachten, und findet täglich neue Schönheiten. In Hinsicht der Einheit und schnellen Vermittelbarkeit des Gesammteindruckes, verbunden mit Reichthum und Kunstgemäßheit der Theile (Merkmale jedes großen Kunstwerkes) erinnert der Altar lebhaft an den bewunderungswürdigen Bau von St. Stephan in Wien. Er hat mit ihm die einfache Großartigkeit des Gesammteindruckes gemein, an Leichtigkeit und Zartheit der Ausführung dürfte er ihn noch übertreffen. Der Giebel, der Hauptträger des Stils, ist von einer architektonischen Schönheit, Zierlichkeit und Größe, die sich nicht beschreiben läßt, und die das Herz mit Ruhe und Erhebung erfüllt, dem schönen Vorrechte der deutschen Baukunst.

Das Hauptwerk sind die Figuren. Wenn sie auch zu dem Ganzen gehören, wenn sie auch nur mit ihm den eigentlichen Eindruck hervorbringen, ja einzeln betrachtet sogar an Bedeutung verlieren: so sind sie doch auch an sich schon Kunstwerke. In Bezug auf sinnliche Gestaltung steht die deutsche Kunst der altgriechischen und mittelalterlich italienischen weit nach, ja sie erlaubt sich hierin Fehler, die oft sehr auffallend und kaum zu entschuldigen sind: aber an Einfalt, Größe und Frömmigkeit ist keine Kunst der deutschen gleich. Und kaum in einem Kunstwerke dieser Art dürften die Fehler mehr zurück- und die Schönheiten mehr hervortreten als an dem Hochaltare der Kirche zu Kefermarkt. In einer gewissen Kindlichkeit, Unbeholfenheit, ja Fehlerhaftigkeit der Ausführung liegt doch ein Adel, eine Anspruchlosigkeit, eine Selbstgeltung, eine Strenge und Keuschheit, die unser Herz mit einem Zauber von Rührung und Bewunderung umfängt. Wenn unsere Zeit durch Anmaßung, Verrenkung und Uebertreibung gleichsam mit den Mitteln die Wirkung überschreit, wenn das vorige Jahrhundert durch Schnörkel, Drehungen und Wendungen vergeblich seine Leere und Hohlheit zu decken bemüht war, so sehen wir in diesem mittelalterlichen Kunstwerke schier keine Bemühungen, der Künstler tritt nirgends hervor, ihm scheint es nirgends um Wirkungen zu thun zu sein, die Gestalten leben in ihm, sie sind leibhaftig in seiner Frömmigkeit und Anbetung vorhanden und wachsen aus ihm hervor. Darum sind sie auch so selbständig, so selbstgültig ohne Anforderung und machen, weil die Größe in ihrer Natur liegt, eben den außerordentlichsten Eindruck der Größe. Der Kopf des heiligen Petrus ist von einer Schönheit, Kraft und Würdigkeit, zugleich aber auch von einer Einfachheit und Anspruchlosigkeit, daß alle Künstler unserer Zeit gegen alle Belohnungen der Welt diesen Kopf

nicht machen könnten. Sie würden einen anderen, modernen machen, wahrscheinlich mit gefühlvollerem Ausdrucke, mit auffälligeren Mitteln, vielleicht sogar scheinbar einen schöneren; aber diesen Kopf voll Kindlichkeit, Kraft und Gottvertrauen nicht. Die mittelalterlich deutsche Kunst hat die Schlichtheit und Ruhe ihrer Figuren mit der altgriechischen gemein, aber auch das Geheimniß der Größe in dieser Schlichtheit und Ruhe. Beide Völker waren jugendliche, in deren warmer Seele die Gebilde blühten und von da wie mit Unbewußtheit zur Außenwelt gelangten. Wo das ideale Gefühl nicht in dem Herzen ist und sich in beredtem Stammeln erkennbar und zündend Luft macht, dort wird die prachtvolle Redekunst und die Menge der Worte angewendet, und sie ist Kälte und erzeugt Kälte. Die Gewandung des heiligen Petrus ist reich und schön in den scharfen Falten jener Zeit geschnitten und hat an dem innern Saume, der umgeschlagen ist, fortlaufende Bildnisse von Bischöfen, was sehr schön, aber ein Zeitrechnungsfehler ist. Der heilige Christoph ist nach der Legende gebildet, in welcher erzählt wird, daß ihm das Christkindlein, welches er trug, immer schwerer und zuletzt schwer wie der Weltball wurde. Daher hat sich der Künstler bemüht, Erschöpfung, ja sogar Abmagerung in die Figur zu legen, um das Wunder der Last nur desto besser hervor zu heben. Bezüglich der Einzelschönheit ist nun freilich diese Gestalt, besonders die Füße, zu tadeln, und doch können wir uns der Rührung über die kindlich poetische Auffassung des Künstlers nicht erwehren und das Gefühl der Andacht nicht verbannen, das diese gleich den andern Figuren in uns erregt. Die Mittelfigur, die hauptsächlichste des Werkes, kann in diesem Berichte nicht berührt werden, weil sie so verändert worden ist, daß ihr früherer Zustand nicht mehr erkannt werden kann.

Dieselbe Tiefe und Einfachheit zeigen die Figuren der Reliefbilder, wenn sie gleich, wie es in der Natur der Sache ist, untergeordnet gehalten sind. Besonders ist die Opferung der drei Könige und der Tod Maria's hervorzuheben.

Die zwei hohen Figuren, welche gleichsam die Schlußsäulen des Giebels bilden, die des heiligen Georg und Florian, zeigen alle die Schönheit, Ruhe und Ergebenheit unserer vorväterlichen Kunst. Sie sind so ausnehmend Dürerisch, daß man sich des Gedankens kaum entschlagen kann, sie müßten aus den Händen dieses Künstlers hervorgegangen sein. Und sind sie es, dann gehören sie zu dem Schönsten, was Dürer je gezeichnet hat. Oder hat derselbe gewisse herkömmliche Arten schon vorgefunden und sie nur weiter gebildet? Gewiß; aber er hat sie so veredelt, daß sie erst jetzt bedeutsam und sein Eigenthum wurden. Die zwei genannten Gestalten zeigen aber gerade diese Veredlung im schönsten Maße. Auch in der Opferung der Könige ist eine Figur, von der man meint, sie müsse aus einem Dürer'schen Bilde heraus und an diesen Platz getreten sein. Es wäre auch der Fall denkbar, daß diese Figuren später entstanden sind, dem aber widerspricht ihre Stimmung zum Ganzen, und sie gleichen in Behandlung und Veraltung des Holzes genau den übrigen Theilen des Altares. Durch einen Zeitrechnungsfehler trägt der heilige Florian auch deutsche Rittersrüstung und einen langen Speer. Bemerkenswerth durch weiche, schöne Arbeit ist das Symbol des Lindwurms des heiligen Georg. Nur als Symbol, nicht in wirklicher Größe liegt der Drache zu den Füßen des Ritters.

Die Giebelfiguren, als für die Höhe berechnet, sind minder ausgearbeitet, aber sie sind edel, stimmen zu dem Ganzen, und haben dadurch, daß sie gleichsam in dem Gitterwerke des Giebels schweben, einen besonderen Reiz.

Es sind außer den zwei Büsten lauter weibliche Figuren. In der mittleren, höchsten Giebelsäule steht an der Basis die heilige Jungfrau mit dem Kinde. Zu beiden Seiten ihres Hauptes und der Krone schweben über wunderschönen Ornamenten, die nur an diesem Orte angebracht sind, zwei kleine fliegende Engel, deren Körper mit Federn bekleidet sind. Ueber der heiligen Mutter stehen noch zwei sich verjüngende Figuren. Die Engel bilden die Figuren der zwei zweiten Säulen. An der Basis der dritten Säulen steht überall eine weibliche Gestalt, und oberhalb ihr ist eine Büste.

Diese Büsten sind sehr schön gearbeitet und dürften, wenn man sie näher betrachten und nach gefundenen Anhaltpunkten beurtheilen könnte, Aufschluß über den Bau geben; denn vermuthlich stellen sie die Urheber des Werkes vor, der Kirche und des Altares. Eine trägt ein Buch, bei der andern dürfte das Symbol, welches sie in der linken Hand hielt, verloren gegangen sein.

Wenn man nun den Gefertigten um ein Kunsturtheil über den ganzen Altar fragen würde, so müßte er antworten: Er ist nicht etwa ein Kunstwerk gut für eine Zeit, einen Ort oder gut für seine Art, sondern ein Kunstwerk ersten Ranges, ein Kunstwerk des gesammten deutschen Volkes aus der Zeit seiner schönsten Kunstblüthe. Es dürften in diesem Fache wenige Arbeiten sein, vielleicht nicht eine einzige, die dem Altare von Kefermarkt den Vorzug streitig machen könnten. Wir haben eine Abbildung des berühmten Altares von Blaubeuern durch Heideloff mit einer Zeichnung des Kefermarkter-Altares verglichen, und wenn man auch zugab, daß etwa durch Zeichnung oder Nachbildung die Gestalten des Blaubeurer-Altares mehr einen neuen Anstrich bekommen haben und verflacht worden sein mögen, so sagten

doch alle Vergleicher einstimmig, daß der Kefermarkter-Altar nicht nur viel reicher und mannigfaltiger, sondern auch weit schöner sei. Es mag nun die Thatsache so oder anders sein, es mag der besagte Hochaltar der Erste oder einer der Ersten sein: ein Kunstwerk erster Größe ist er gewiß; und wenn die Kunst das größte irdische Heiligthum eines Volkes ist, wenn vergangene Kunst das höchste Merkmal der Geschichte eines Volkes ist, weil darin sein ganzes Herz, sein Geist, seine Seele sich spiegelt wie in nichts Anderem, nicht in der Wissenschaft, die nur Mittel und nur Erzeugniß des Verstandes ist, nicht in Staatseinrichtungen, die nur die Gestalt des äußeren Seins bilden, nicht in Kriegsthaten, die auch von Wuth und Leidenschaft entstellt sein können, wenn allein durch die Kunst die Völker zu höherer irdischer Bildung gehen und ihr Sein und Wesen erheben: so muß uns ein solches Kunstmerkmal unserer Vergangenheit heilig sein; es ist eine geweihte Erinnerung, es ist ein Bewußtsein des Volkes als Volk in seiner Herzens-Innigkeit und Herzens-Tiefe, wie ja das Bewußtsein des einzelnen Menschen auch nichts Anderes ist, als daß er seine gehabten und seine jetzt waltenden Geistesregungen und Schwingungen in ein Einziges verbinden kann, und dieses Einzige als Ganzes, von allem Anderen Verschiedenes empfindet — ein Mensch ohne Erinnerung ist kaum Thier, kaum Pflanze, und ein Volk ohne Erinnerung ist kein Volk, sondern eine Masse physischer Kraft — wenn das so ist, wenn die Kunst-Erinnerung ein Volk inniger zu einem solchen macht als jede andere Erinnerung: so müssen wir Ehrfurcht haben vor jedem Denkmal vergangener Kunst, wir müssen es als eigenthümlichstes Eigenthum der Nation betrachten, und es ist eine der ersten Pflichten eines Volkes, das sich selber achtet, seine Kunstdenkmäler auch zu achten, sie zu schützen,

zu erhalten und dieselben, wenn sie durch Zeit und Barbarei gelitten hätten, wieder, so weit es möglich ist, in den ursprünglichen Stand zu setzen. Unsere Zeit hat wieder angefangen, sich der Kunst zuzuwenden, sie geht aus sich heraus, sie hält nicht mehr ihre Richtung für maßgebend, 5 sondern achtet auch die Empfindungen und Lebensoffenbarungen der Vergangenheit für berechtigt: aber noch ist es immer nur ein Anfang, noch erkennen nicht alle Einsichtigen, nicht alle Mächtigen die Wichtigkeit dieses Gegenstandes. Möchte das Erwachen nicht wieder ein Einschlummern werden, 10 möchten alle Eingeweihten nicht nachlassen, ihre Stimme zu erheben, möchten die Kunstvereine nicht Nebenzwecke verfolgen, und endlich nicht nur in tüchtigen Hervorbringungen, sondern auch im allgemeinen Erkennen des Tüchtigen sich jene innere Erhebung und Festigkeit 15 beurkunden, welche die Grundlage jenes Hervorbringens und Erkennens ist und, mit den anderen Geistesrichtungen vereint, ein Volk nicht nur im Innern edel und mäßig, sondern auch nach außen stark und herrlich macht.

Der Altar zu Kefermarkt hat leider durch Zeit und 20 Barbarei viel gelitten.

Die Fenster des Presbyteriums umstehen ihn in einem Halbkreise, und seit die glatten Scheiben eingesetzt sind, mußte die Einwirkung des Sonnenlichtes sehr verderblich sein, das Holz zerklüftete und fiel in Stücken herab. So 25 sind namentlich mehr als tausend Tulpen aus den Verzierungen verloren gegangen und machten dieselben kahl wie verwitterte Geweihe. Fast alle Figuren haben Sprünge und Spalten in äußerst großer Zahl, und von den Ornamenten der Rahmen und der Giebel fehlen bereits nicht 30 unansehnliche Stücke, namentlich die kleineren und diese zwar in bedeutender Menge. Dazu kommt, daß an manchen Stellen verheerender Wurmfraß eingetreten ist.

Unter den Zerstörungen der Barbarei nimmt als erste die den Platz ein, daß mit Flinten unzählige Schrotte in das Holzwerk geschossen worden sind. (Mehr als eine Hand voll sind von zwei unbedeutenden Giebelsäulen ge- 5 sammelt worden). Wahrscheinlich hat man nach Vögeln geschossen. Leider sind viele Theile der Angesichter durch diese unglaubliche Rohheit verletzt worden.

Den zweiten Platz der Barbarei nehmen die Verschönerungen ein. Nicht bloß in der ganzen so schönen 10 Kirche hat man im vorigen Jahrhunderte neue Bestandtheile in ungeschlachtem rohen Stile eingesetzt (Predigtstuhl, Chor, Oratorium — auch die Seitenaltäre sind im sogenannten Zopfstile erbaut, und eine Sage behauptet, es wären auch sie ursprünglich geschnitzt gewesen, was 15 durch die Thatsache Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß man an dem Hochaltare Ornamente angenagelt fand, die gar keine Bestandtheile dieses Altares sind), welche Aenderungen durch ihre plumpe Masse mit der unsäglichen Leichtigkeit der Kirche und des Altares einen schreienden Gegensatz 20 bilden: sondern auch den Altar hat man vielfach umgestaltet. Von der schwarzen Bretterwand, die den Fuß deckt, ist schon gesprochen worden. Die Unförmlichkeit ist dadurch groß geworden, da nur der Körper der Monstranze hervorragt und auf dem unglaublich unpassenden schwarzen 25 Untersatze wie auf einer Krämerbude sitzt. Sämmtliche Ornamente und Rahmen sind mit weißer Leimfarbe angestrichen und so verklebt worden, daß man die Feinheit und Reinheit des Schnittes nicht mehr sieht. Das Kissen unter dem Haupte der sterbenden Maria hat man, wahrscheinlich 30 durch die Weichheit und Natürlichkeit verlockt, noch natürlicher gemacht und es weiß und blau im Gevierten gestreift angestrichen, wie die Bettüberzüge im Mühlkreise gebräuchlich sind — und was das Aeußerste ist — die Hauptfigur, die

des heiligen Wolfgang, hat man ganz vergoldet, ihr ein neues, unaussprechlich gemeines und widrig sinnliches Angesicht gemacht und dasselbe mit rother und weißer Farbe und mit einem blauen, schön rasirten Barte bemalt. Es ergreift einen angesichts solcher Dinge fast unabweisbar das Gefühl bitterer Verachtung gegen eine Zeit, die das konnte und zuließ. Es geht daraus doppelt die Pflicht der Erhaltung alter Kunstwerke hervor, weil Zeiten der Versunkenheit eintreten können, in denen das herrlichste Eigenthum von Völkern zu Grunde gehen kann, und über die man es zu besseren Zeiten hinüber retten muß. Und gerade solche versunkene Zeiten sind ihrer Natur nach am geneigtesten, mit ihrem Ungeschmack und ihrer Rohheit überlieferte Kunstwerke edlerer und darum unbegriffener Zeiten zu bekleben und zu verunzieren.

Vor ungefähr vier Jahren zeichnete Karl von Binzer, ein sehr talentvoller Schüler Kaulbachs, den Hochaltar zu Kefermarkt, welche Handzeichnung jetzt Eigenthum der Akademie der bildenden Künste in Wien ist, und damals machte auf dessen Anregung die allgemeine Zeitung aus Augsburg auf dieses Kunstwerk und die dringende Nothwendigkeit, es vor gänzlichem Verfalle zu retten, aufmerksam. Aber im Drange der damaligen Ereignisse kam es zu keiner Folge.

Im Jahre 1852 besah der Herr Statthalter von Oesterreich ob der Enns den Altar und faßte in Erkennung des Kunstwerthes desselben den Entschluß, eine Rettung des Werkes vor äußerstem Verfalle und eine Wiederherstellung in dem ursprünglichen Sinne einzuleiten. Nach einer angeordneten Beschauung, die, wie alle Kenner, sich über den großen Kunstwerth aussprach, ward die Sache im October 1852 begonnen und ist nun in stetigem Verlaufe. Die Ornamente werden von der Leimfarbe durch Sieden

und Waschen befreit, die fehlenden Stücke neu geschnitten, die beschädigten ergänzt und die Klüfte mit dürrem Lindenholze ausgesetzt. Dasselbe geschieht mit den Figuren. Es wird mit großer Aufmerksamkeit verfahren, so daß an dem Werke nicht das Geringste geändert wird, wodurch der Charakter seiner Zeit und Kunst im Mindesten ein anderer würde. Figurale Bestandtheile werden nur dann neu gemacht, wenn sie ganz und gar fehlen, sonst werden sie aus den vorhandenen Stücken, wie klein diese auch seien, zusammen gesetzt. Zum Glücke ist das an Figuren Fehlende sehr wenig und von keiner sichtbaren Bedeutung. Zur Abhaltung des künftigen Wurmfraßes wird das Holz mit einer Kochsalzlösung getränkt, so daß nach der Trocknung das feine krystallisirte Salz in der Faser bleibt, worauf der Erfahrung zu Folge dieselbe von keinem Wurme mehr ergriffen wird. Die rein hergestellte Holzoberfläche wird dann mit gutem wasserhellen Kopallacke wiederholt überzogen, bis ein matter Glanz bleibt. Zum Behufe dieser Ausbesserung werden die zur Bearbeitung kommenden Bestandstücke mittelst eines hinter dem Altare aufgeschlagenen Gerüstes und eines Korbes, der von der Decke vor dem Altare herabzulassen ist, weggenommen und nach ihrer Vollendung wieder aufgestellt und mit Schrauben und Eisenbändern an dem wohlerhaltenen Gerippe befestigt. Auf diese Weise wird der Gottesdienst vor dem Hochaltare nie unterbrochen, und es sind die Theile nur so kurz, als es unumgänglich nöthig ist, von ihrem Platze entfernt. So kann das Kunstwerk, wenn es in Zukunft immer zweckmäßig gereinigt wird und Vorhänge vor die Presbyterialfenster kommen, noch viele Jahrhunderte dauern, bis es endlich dem Gesetze der Unhaltbarkeit seines Stoffes wie jedes aus irdischen Dingen Verfertigte erliegt. Aber auch über diese Zeit hinaus wird das Werk durch treue

Abbildung und durch Stich erhalten werden und kann so lange ein Eigenthum des deutschen Volkes bleiben, als dasselbe nicht selber in unheilbare Barbarei versinkt.

Die zwei Giebelsäulen rechts und die Gallerie über dem Mittelstücke sind bereits aufgestellt, und ihre Wirkung im Gegensatze zu dem Nichtausgebesserten ist außerordentlich.

Der schon in der allgemeinen Zeitung von einem dem Gefertigten unbekannten Kunstfreunde vorgeschlagene und namentlich durch seine Holzschnitzereien sehr rühmlich bekannte Bildhauer Johann Rint ist mit der Ausbesserung betraut worden. Als Grundlage zur Herhaltung der Ordnung in der ungemeinen Menge der Ornamente ist eine von Herrn Stranik, Professor der hiesigen Realschule, nach der Binzer'schen Zeichnung gemachte Kopie genommen worden. Zur Ueberwachung der Arbeiten in ästhetischer und kunstgeschichtlicher Hinsicht, besonders aber zur Beachtung, daß das Werk nicht die geringste Aenderung seiner Ursprünglichkeit erleide, ist der Gefertigte bestellt worden. Vielleicht entdecken sich im Verlaufe der Herstellungsarbeiten noch Anhaltspunkte zur Entstehungsgeschichte des Werkes.

Möchte auch die schöne Kirche in gleicher Weise wie der Altar von ihren groben Verunzierungen gereinigt und in ihrer Schönheit wieder hergestellt werden.

Wir laden alle Kunstfreunde von nah und ferne ein, das Werk zu besuchen und sich von der Wahrheit des oben angegebenen Urtheils zu überzeugen.

Zum Schlusse sei es vergönnt, auf eine anziehende Thatsache in derselben Kirche aufmerksam zu machen, wodurch ältere und neuere Kunst verglichen werden kann. Auf dem linken Seitenaltare (vom Beschauer genommen) ist ein Holzschnitzwerk späterer Zeiten. Es ist in Hinsicht seiner

Zeit sehr schön, aber gerade durch die Nachbarschaft des Hochaltares ist es möglich zu sehen, daß es viel sinnlicher und irdischer ist, und die Hoheit und Heiligkeit älterer Kunst wird dadurch erst recht erkennbar.

5 Linz, am 17. April 1853.

Alte Kunst in Oberösterreich.

(1857.)

Die Zeit liegt noch gar nicht so ferne, in welcher die Werke des Mittelalters, nicht nur was die Bildnerkunst, sondern auch was selbst die Dichtkunst anbelangt, wenig gewürdigt wurden, ja in welcher man sogar in jenen Kreisen, die für die Kunst maßgebend waren, nicht selten so weit ging, daß man altdeutsche Bauten und altdeutsche Dichtung für abscheulich erklärte, wie ja das Wort „altfränkisch" für lächerlich Altes zum Sprichworte geworden ist. In jener Zeit geschah es auch, daß man die Zusätze, welche zu alten Bauwerken gemacht wurden, dem vorhandenen Stile zuwider fast durchgängig in der eben herrschenden Zeitrichtung machte, von deren Trefflichkeit und Mustergültigkeit man überzeugt war. Es geschieht jederzeit so, wenn von der Kunst zur Mode geschritten wird. Die Mode erkennt nur das Gegenwärtige an, ihr Vergangenes ist lächerlich, ja auch ihr Gegenwärtiges wird es, sobald es Vergangenes wird. Hieraus erhellt (nebenher gesagt), wie die Mode so selten Schönes hervorbringt, weil ihre Erzeugnisse unerbittlich selbst in unbefangenen Augen veralten. Das dürfte vielleicht auch jene Kunstweise treffen, die sich in den jüngsten Jahrhunderten so gerne als einzige gab. Man begann in neuerer Zeit die Augen wieder zu öffnen und zu erkennen, daß es auch in der Vergangenheit Schönes gegeben hat, ja daß Zeitalter der höchsten Schönheitsblüthe vor uns gewesen sind. Man lernte wieder, daß antike, daß romanische, byzanti-

nische, gothische, italienische Baukunst schön sein könne, und daß aus allen diesen Zweigen Denkmale von größter Schönheit auf uns herüber gekommen sind. Das Beginnen dieser Erkenntniß bezeichnete das Verlassen der Mode und das Wiedereinlenken zu den Wegen der Kunst. Man beschränkte sich nicht mehr auf seine gegenwärtige Kunstart, man wendete auch frühere an: man baute in byzantinischem, gothischem, antikem Stile, ja man dichtete und malte aus bestimmten Zeitaltern. So sehr das Wiederanerkennen mannigfaltiger gewesener Kunstzustände zu loben ist, so sehr es das Wiedererwachen der Kunsteinsicht beweist, so sehr die Betrachtung gewesener Kunstzustände und die Vertiefung in dieselben für den ausübenden Künstler von unermeßlichem Werthe ist: so wenig wäre die stetige Nachbildung gewesener Kunstgestaltungen wahre Kunst. So wenig ein Wolkenhimmel einem andern vergangenen gleicht, obwohl er aus ihm hervorgegangen und Beide schön sein können: eben so wenig ist ein wahrhafter Kunstzustand einer Zeit dem einer anderen völlig gleich, wohl aber ist der frühere der Vater des späteren. So ist nach dem lebendigen Streben, das nun einmal erwacht ist, auch zu schließen, daß in den Zweigen, die eines Aufschwungs bedürfen und ihn nehmen, die Künstler an der Hand der Vergangenheit und an der des sie umgebenden Lebens und der Natur zu eigenthümlichen, ihre Zeit bezeichnenden und der Nachwelt zum Muster dienenden Kunstzuständen empor schreiten werden. In unserem kleinen Lande ist manches schöne Denkmal bildender Kunst übrig geblieben, und besonders der nördlich von der Donau gelegene, von Kriegen und Umwälzungen weniger betroffene Theil ist nicht arm an solchen, namentlich aus dem Gebiete kirchlicher Baukunst und Bildnerei. Wie das Aufwachen der Verehrung vergangener Kunst alte Kunstdenkmale in vielen Ländern theils wieder herstellt, theils wo sie unfertig geblieben sind, zu vollenden strebt, so ist auch unser Land nicht zurück

geblieben. Wir haben gesehen (mancher anderer, besonders Privatbestrebungen in dieser Hinsicht nicht zu gedenken), daß der so herrliche altdeutsche Flügelaltar in der Kirche zu Kefermarkt durch eine lange und mühevolle Arbeit dem Verfalle entrissen worden ist; wir sehen, daß eben die außerordentlich schöne altdeutsche Kirche in Steyr umfassende und den Gesetzen wahrer kirchlicher Kunst entsprechende Wiederherstellungen erhält; die Domkirche in Linz, wenn auch nicht gerade ein Denkmal aus alter, bedeutender Kunstzeit, doch in ihrem Inneren eine schöne Kirche ihrer Art, bekam in neuer Zeit eine ihrem Stile entsprechende innere Wiederherstellung; die altdeutsche Pfarrkirche von Wels mit ihrem auserlesenen Portale hat ihre alten schönen Glasgemälde im Chor wieder enthüllt und einen gothischen Hochaltar empfangen; über die Wiederherstellung des bekannten schönen altdeutschen Flügelaltars in St. Wolfgang sind eben die Verhandlungen im Zuge. Die Veränderungen in der Stadtpfarrkirche in Linz können wir nicht hieher rechnen, weil nach unserer Meinung diese Kirche wohl nicht zu den älteren Kunstbaudenkmälern zu zählen ist.

Die jüngste Handlung der Verehrung alter Kunst ist in der Wiederherstellung des gothischen Flügelaltares von Pesenbach vorgekommen. Der hochwürdige Abt von St. Florian ließ diesen aus dem fünfzehnten Jahrhunderte stammenden, einer kleinen, aber alten gothischen Kirche angehörigen Altar durch den akademischen Maler und Bildhauer Ferdinand Scheck von Linz, welcher in München seine Ausbildung erhalten hatte, vollständig in Gold und Farben wieder herstellen. Der Altar, über dessen Theile wir vor und nach der Wiederherstellung eine genaue Einsicht genommen haben, war vielfach beschädigt und namentlich durch die Zeit geschwärzt und beschmutzt. Der Wiederhersteller hat, wie es wohl nicht anders sein darf, dem Vorhandenen die genügendste Ehrfurcht erwiesen, und sich nicht erlaubt, etwas daran zu ändern und es,

selbst wenn es entschieden fehlerhaft war, zu verbessern, wie man auch in alten Urkunden nicht Stil- und Schreibfehler ausbessert. Von den Gemälden sind die Urfarben geblieben und nur gereinigt worden; bloß die Stellen, an denen die Farbe fehlte, sind mit der umgebenden Farbe ergänzt worden. Die am Altare im Schnitzwerke vorkommenden Farben sind genau nach den vorhandenen alten gewählt und gestimmt worden, das Blau wurde sogar in der Art des vorgefundenen behandelt, nämlich in Tempera. Wo Gold war, wurde wieder Gold aufgelegt und so durchaus nach dem Alten vorgegangen. Man kann auf diese Schonung des auf uns herüber Gekommenen nicht nachdrücklich genug aufmerksam machen, da es noch immer Menschen gibt, welche nichts Arges zu thun meinen, wenn sie alte Werke nach ihrer besten Einsicht völlig umarbeiten, und da es auch an solchen nicht fehlt, die glauben, der Wiederhersteller müsse die Fehler des ursprünglichen Werkes bei der Wiederherstellung verbessern. Durch die große Genauigkeit, Reinheit und Sorgfalt, welche auf die Arbeit verwendet worden ist, steht der Altar gleichsam wieder wie neu aus den Händen des ersten Meisters gekommen vor unsern Augen. Das Figurale an demselben ist nach unserer Meinung von geringerm Kunstwerthe, da neben der Naivetät und Innigkeit jener Zeit doch auch ihre Gebrechen zu sehr hervorstehen, das Architektonische ist von bedeutend höherem, für Kunstgeschichte und Studium ist aber der Altar von sehr großem Werthe. Alle gothischen Bauwerke aus der Zeit ihrer Blüthe haben, weil sie damals gleichsam in Fleisch und Blut der Menschen gelegen waren, selbst bei minder begabten Baumeistern etwas Lebendiges, Unmittelbares und daher Leichtes und Künstlerisches, während die nachgeahmten sogar bei großen Begabungen nicht selten mehr oder minder etwas Starres, Hartes und Fremdes zeigen. Dieses Leichte, Anmuthige und Unmittelbare hat auch der Altar von Pesen-

bach, und hierin kann er nebst anderen großartigeren und herrlicheren Bauten manchem Kunstjünger, und wenn er auch viel begabter wäre als der Erbauer jenes Altares, als Perle des Studiums dienen, daß der Künstler nicht bloß die mathematischen Gestaltungen des Gothischen erlerne, sondern daß er sich auch zu dem Geiste jenes leichten und beweglichen Lebens erhebe, und, was wir für das Höchste halten und wie wir oben angedeutet haben, daß auch in der Baukunst aus dem Betrachten und Erlernen des Gewesenen ein uns Eigenthümliches und Neues hervor gehe, welches eben so selbständig und eben so künstlerisch ist wie das Alte, und welches von unseren Nachkommen nach Jahrhunderten noch eben so zu bewundern ist, wie wir jetzt das vor Jahrhunderten Entstandene bewundern.

Wir werden vielleicht über das Geschichtliche von Kefermarkt, Wolfgang und Pesenbach etwas nachtragen, wenn wir uns dem Zwecke entsprechend darüber werden unterrichtet haben.

[Johann Rint, Auslagefassung.]

(1858.)

In der Arbeitsstätte des hiesigen Bildhauers Rint ist so eben aus Eichenholz in gothischem Stile eine Auslagefassung für eine Silberwaaren-Handlung fertig geworden. Wir hätten über ein Waarenauslagefach nicht gesprochen, wenn es nur eines wäre, wie sie gewöhnlich, wenn auch in besserer Art sind. Dieses aber ist ein wirkliches Kunstwerk. Es würde, wenn es nicht kirchliche Gefäße und Geräthe aufzunehmen bestimmt wäre, fast zu kirchlich und religiös sein; so aber scheint es uns gerade zu seiner Bestimmung zu passen. Die zwei Seitenfächer, welche die Aufschrift tragen, haben einen, das Mittelfach, welches die Silbergefäße zeigen soll, hat zwei Spitzbogen über sich, die sich an eine Wand lehnen, welche mit den gewöhnlichen gothischen Thürmchen geziert ist. Die Bögen haben Maßwerke. Zwischen ihnen werden von schlanken Säulen zwei symbolisirende Figuren getragen. Die Ausführung ist sehr rein und mit Gefühl gemacht. Sehr schön dünken uns die Laube der Maßwerke, besonders aber müssen wir die Figuren hervorheben, welche man bei derlei Arbeiten selten von einer solchen Leichtigkeit und von einem solchen natürlichen Leben findet. Zuletzt ist es doch zu bedauern, daß ein solches Werk in Wind und Wetter im Freien zu stehen bestimmt ist. Aus solchen Motiven könnten sehr leicht Altäre für Kapellen und kleine Kirchen gebaut werden.

Rint hat seinen durch ein Reisestipendium ermöglichten Münchneraufenthalt sehr gut benützt. Wir haben über seine

mit hoher Befriedigung aufgenommenen Probearbeiten in diesen Blättern nicht sprechen können, weil diese Arbeiten leider hier nirgends öffentlich ausgestellt werden konnten, sondern sofort nach Wien abgehen mußten, woher sie nicht mehr zurückkehrten. — Wir müssen bei dieser Gelegenheit auch des sehr hoffnungsvollen Sohnes des Bildhauers erwähnen. Der 19jährige Joseph Rint war in München sehr fleißig und berechtigt, wenn er so fortfährt oder vielmehr, wenn es seine Umstände gestatten, so fortfahren zu können, zu sehr guten Hoffnungen. Er hat in jüngster Zeit ein lebensgroßes Bild des heiligen Leopold aus Eichenholz geschnitten, welches, da es sich in der Ausstellung des hiesigen Kunstvereines befand, alle Freunde der Kunst als eine Frühblüthe erfreute, aus welcher einmal eine sehr schöne, ernste und reife Frucht hervorgehen dürfte. Dieses Bildwerk steht derzeit auch in der Arbeitstätte des Bildhauers Rint.

Die Chorbekleidungen in Kefermarkt von Rint.

(1862.)

Es dürfte für diese Blätter nicht unzweckmäßig sein, wenn sich in dem Kalenderjahre etwas Bedeutendes in der kirchlichen Kunst unsers Kronlandes zugetragen hat, dasselbe kurz zu erwähnen und zu bezeichnen, wodurch Künstler und Pfleger kirchlicher Kunst auch auf diesem Wege einander näher gebracht würden, und die Besitzer dieses Kalenders sich nach und nach einen kleinen Ueberblick über das anlegen könnten, was in einem Zeitraume in kirchlicher Kunst in unserem Kronlande Wesentliches geschehen ist. Wenn uns hierin Künstler und Pfleger kirchlicher Kunst in so ferne an die Hand gehen, daß sie uns Mittheilungen über das Entstehen solcher Werke zukommen lassen, so dürften wir nicht in die Lage kommen, in so weit ungerecht zu werden, daß wir etwa Minderes anführen und Bedeutendes übergehen. Wenn wir heuer hauptsächlich über ein einzelnes Werk berichten, so geschieht es lediglich deßhalb, um vor der Hand einen Anfang zu machen, da die Drucklegung des Kalenders schon begonnen hatte, als der Gedanke dieser Rubrik gefaßt wurde, und also eines Theils nicht mehr Zeit zur Einsammlung der Thatsachen und anderen Theils nicht mehr genug Raum in den Blättern des Kalenders war. Wir werden bestrebt sein, im nächsten Jahrgange das Versäumte nachzuholen.

Das größte kirchliche Kunstwerk, das je in dem Länderraume zwischen der Enns und dem Inn und zwischen den

Steireralpen und dem Böhmerwalde unternommen worden ist, ist der Bau des Domes in Linz, welcher mit der Grundsteinlegung am ersten Mai dieses Jahres begonnen hat. Da aber jeder Besitzer dieses Kalenders entweder selbst bei jener erhebenden Feier zugegen gewesen ist, oder von ihr auf anderen Wegen ausreichende Kunde erhalten hat, so dürfte es überflüssig sein, an diesem Orte noch einmal von jenem Feste zu reden, und wir behalten uns vor, jährlich über den Fortgang des Baues in diesen Blättern einen kurzen Bericht zu erstatten.

Es sei uns jetzt gegönnt, einige Worte über Rints neuestes kirchliches Kunstwerk zu sprechen.

Vor zwei Jahren hatte Rint auf Bestellung des Fürsten von Lamberg für die Lambergsche Gruftkapelle in Nesamislic in Böhmen einen von dem Erbauer der Votivkirche in Wien, Heinrich Ferstel, gezeichneten gothischen Altar in Lindenholz ausgeführt. Derselbe zeigte als Hauptgestalten zwei Standbilder und in der Mitte das Kreuz des Heilandes. Dasselbe schwebte vor einem durchbrochenen Grunde aus Rosen und Weinlaub. Der Altar wurde nicht in Farben gefaßt, sondern erhielt eine bräunliche Glanzlasur, die ihn sehr edel, fast wie Bronze kleidete. Der Altar, welcher leider nur zu kurz in dem steinernen Saale des Landhauses aufgestellt war, erregte große Theilnahme und großes Wohlgefallen. Um den Schmuck der Gruftkapelle zu vollenden, bestellte der Fürst von Lamberg nebst kleineren Gegenständen noch eine Bekleidung des Musikchores, welche in diesem Sommer vollendet wurde und in der Rintschen Arbeitsstätte aufgestellt war. Sie war gleichfalls aus Lindenholz und in Bronzelasur. Die Zeichnung hatte der Sohn Rints, Joseph, entworfen. Auf vier Bündelsäulen, die in einen Spitzbogen auszweigen und drei Eingänge bilden, steht die Verkleidung, die in ihrer Mitte in einem Bilderhäuschen, das ein so-

genannter englischer (Tudor-) Bogen überspannt, das Standbild der unbefleckten Gottesmutter zeigt, und die über den Eingängen rechts und links kreisrunde, halberhabene Bilder des h. Georgs und Huberts in schöngekehlten, wohlausgeladenen Rahmen bringt. Die Zwischenräume haben Ast- und Laubwerk nebst den Rosen und dem Weinlaube. Die gothischen Thürmchen gliedern das Ganze.

Der Entwurf war in sehr schöner, späterer, leicht und zart gegliederter Gothik gemacht und erregte die Freude derer, die ihn betrachteten. Er wurde sehr rein und scharf und mit besonders starken Ausladungen, die dem altdeutschen Bauschmuckwerk erst die rechte Kraft verleihen, ausgeführt. Die Marienbildsäule war würdig und rein. Die halberhabenen Bilder zeigten ein herrliches, kräftiges Leben und überragten fast Alles an tüchtiger Ausführung. Diese Chorbekleidung gehört zu dem Schönsten, was die Bildhauerkunst in neuerer Zeit hervorgebracht hat.

[Johann Rint,
Die schmerzhafte Jungfrau Maria.]

(1863.)

In der Arbeitstätte des hiesigen Bildhauers Rint ist dieser Tage eine aus dieser Arbeitstätte hervorgegangene, überlebensgroße Bildsäule der schmerzhaften Jungfrau Maria ausgestellt. Die Arbeit ist Lindenholz, grau grundirt und noch nicht bemalt. Wohl dürfte es außer dem Heilande am 5 Kreuze kaum einen Gegenstand geben, der für die Kunst schwieriger zu behandeln ist, als Maria mit dem Leichname ihres Sohnes. Am künstlerischsten dürfte es wohl sein, wenn der Leib auf der Erde ruht und Maria, etwa auf der Erde sitzend, sein Haupt in ihrem Schooße hält; allein das wider- 10 spräche der Herkömmlichkeit, vermöge welcher Maria den Leib des gekreuzigten Sohnes auf ihrem Schooße haben muß, das Volk würde sich an der neuen Auffassung stoßen, und oft, wie besonders im gegenwärtigen Falle, wäre die Oertlichkeit, auf welche das Werk zu stehen kommen sollte, nicht dafür geeignet, 15 da diese Oertlichkeit meistens ein aufwärts strebender Raum, Nische oder dergleichen, zu sein pflegt. Rint setzte also den Leib Christi auf Maria's Schooß; allein der äußerst unschönen Stellung, die größtentheils vorkommt, daß Jesus quer über die Knie Maria's liegt mit herabhängenden Händen und Füßen, 20 wodurch beide Körper ein plumpes Kreuz bilden, ist Rint sehr sinnig aus dem Wege gegangen. Bei ihm hält Maria den Oberkörper ihres Sohnes etwas empor, so daß beide Ange-

sichter sich nahe kommen, was nicht nur dem Schmerze etwas Innigeres und Heiligeres gibt, sondern auch die Gruppe weit schöner und künstlerischer gliedert. Freilich ist auch die Schwierigkeit geblieben, daß ein Weib den Leichnam eines Mannes 5 nicht ohne großer und fast krampfiger Anstrengung der Muskeln auf ihrem Schooße halten kann. Allein je sichtlicher die körperliche Anstrengung zu Lösung der rein natürlichen Aufgabe in der Gestalt Maria's wäre, desto mehr würde der Blick von dem Religiösen abgezogen und dem Irdischen zuge- 10 wendet, dieß darf nicht sein, und der gläubige Sinn muß von dem Gesetze der Schwere weg an die Heiligkeit des Gegenstandes geführt werden, was Rint auch namentlich in dem Antlitze Maria's, das nicht den irdischen Schmerz, sondern das heilige Leiden der Schmerzensmutter und Himmelskönigin 15 ausdrückt, wirklich gethan hat. Das Uebrige müssen wir dem vorgeschriebenen Stoffe anheim stellen. Wo es der Raum zuläßt, würden wir immer, wenn nicht kirchliche Bestimmungen entgegen sind, in künstlerischer Hinsicht der leichteren Ausführbarkeit wegen den auf der Erde ruhenden Christus vor- 20 ziehen, obgleich wir nicht leugnen, daß es weit ergreifender ist, wenn die schmerzdurchglühte Mutter den todten, vom Kreuze gelösten Sohn auf ihren Schooß nimmt und sein Leidenshaupt gegen ihr Angesicht hält. Rints schmerzhafte Maria ist die schönste, die wir bis jetzt gesehen haben. Auch 25 die Körper sind gut gestaltet, und die Gewandung ist vortrefflich. Sehr zu wünschen wäre, daß zum Dienste der Religion überall solche würdige Gegenstände bestellt und gemacht würden. Es sei erlaubt zu sagen, daß noch wirklich höchst unwürdige Gestalten Gottes, des Heilandes, Maria's und der 30 Heiligen in nicht wenigen Kirchen sich befinden. Im Mittelalter hatte das Volk einen höheren Sinn für solche Werke. Warum soll es nicht wieder sein können, wenn man sich nur ernst und heilig von der Aufgabe durchdringen läßt. Leider

muß das Werk Rints wieder wegen der Zuständigkeit zu andern bemalt werden.

Wir können nicht schließen, ohne den Wunsch auszusprechen, daß in den Tagen einer wirklich heilsamen Oeffentlichkeit auch andere Künstler ihre Werke, die zur Oeffentlichkeit bestimmt sind, ausstellen möchten. Ist ein einseitiges Urtheil dem Werke ungünstig, werden mehrseitige Urtheile dagegen sein. Dem Künstler, der nach Hohem strebt, ist die öffentliche Beurtheilung nur vom Nutzen, und wenn Männer aufstünden, die des Vortheils willen Schlechtes brächten, so ist es gut, sie zurecht zu weisen und die Heiligkeit der Kirchen, wohin solche Dinge kommen sollten, möglichst vor ihnen zu bewahren.

Zweiter Teil.

Berichte, Eingaben und Gesuche.

Ar

(B

Löb

soph
5 gun
dür
ich

fink
10 ich
die
alle
der
trä
15 Sch
ber
nic
gar
jäh
20 ich
un

An das Vicedirektorat der philosophischen Studien an der Universität Wien.

(Beilage zu dem Gesuche um Bewilligung öffentlicher Vorträge über Ästhetik.)

Löbliches k. k. Vicedirectorat der philosophischen Studien an der Hochschule zu Wien!

Auf Antrag des k. k. löbl. Vicedirectorats der philosophischen Studien allhier zu meinem Gesuche um Bewilligung, öffentliche Vorträge über das Schöne halten zu dürfen, als Beilage meine Vorlesungshefte anzufügen, bin ich veranlaßt, Folgendes zu antworten und beizufügen:

Da meine Vorträge nicht sowohl wissenschaftlich strenge sind, als vielmehr nur in Unterredungen bestehen, welche ich mit einer Auswahl meiner Freunde und Bekannten über die Natur und Wesenheit des Schönen halte, wobei vor allem auf allgemeine Verständlichkeit gesehen wird, und der Hauptzweck darin besteht, durch diese einfachen Vorträge das schlichte Sittliche als letzte Grundlage jedes Schönen festzustellen und in den größten Mustern verstorbener Meister nachzuweisen: so liegen diesen Unterredungen nicht wörtlich abgefaßte Hefte zu Grunde, welche ich auch gar nicht besitze, sondern sie werden auf Grundlage zwanzigjähriger Studien und Beobachtungen gehalten, aus denen ich mir selber wohl Auszüge, Abschriften, Zusammenstellungen, und endlich eine Skizze meiner Vorträge gemacht habe,

welche aber vorzugsweise nur als Hülfe für mein Gedächtniß und als Faden für die herzuhaltende Ordnung zu meinem eigenen Gebrauche dienen soll, und wegen Abkürzungen und bloßen Andeutungen, die sie enthält, schwerlich von Jemand andern, als mir, verstanden werden würde. Ich setze daher diese Skizze in ihrer Allgemeinheit als Beilage auf gegenwärtiges Blatt:

1. Das Schöne wird der Erfahrung zu Folge als ein allgemein ohne Bedingung Gefallendes bezeichnet. Dieser Satz durch Beispiele erläutert, wo wir das Wort Schön gebrauchen.

2. Das Gefallende hat zwei Merkmale: a) es ist ein der menschlichen Natur Zusagendes, und b) ein durch die Sinne Wahrnehmbares. Wieder Beispiele, in denen wir das Wort Gefallen in ursprünglichem Sinne gebrauchen.

3. A. Zusagendes. Alles, was irgend eine menschliche Kraft zu der ihr entsprechenden Thätigkeit veranlaßt, ist ein der menschlichen Natur Zusagendes. Wenn aber die menschlichen Kräfte in einer bestimmten Unterordnung stehen, so kann die Thätigkeit einer niedereren Kraft die einer höhern stören oder zeitweise gar aufheben; alles das also, was in einem solchen Falle die niedere Kraft zur Thätigkeit ruft, ist zwar ein ihr Zusagendes, aber auch ein der höheren Kraft Widersprechendes, es ist somit kein unbedingt Gefallendes, also kein Schönes, sondern setzt die einseitige Erregbarkeit der niedern Kraft voraus, der gegenüber es gefällt, es ist daher in diesem Sinne ein Reizendes, oder es setzt in einem Individuum eine in der Zeit dauernde Verkehrung der Kräfte (Herrschen der niederen über die höhern): also Leidenschaft voraus und ist daher in diesem Sinne ein menschlich allgemein Ungültiges, d. h. Unsittliches. Es ist daher dasjenige Zusagende, welches ein allgemein unbedingtes Gefallen werden soll,

ein solches, das die höchste Kraft des Menschen, die ihrer selbst willen da ist, und nicht mehr eine Bedingung einer andern abgibt, in Thätigkeit setzt. Da diese Kraft als solche, welcher alle andern unterthan sind, zugleich den Charakter des Menschen als Menschen bestimmt, so ist sie das rein Menschliche, also das Zusagende gegenüber dieser Kraft ein Menschliches, daher *unbedingtes* d. h. es setzt zu seiner Existenz nur den Menschen als solchen, also in harmonischer Unterordnung seiner Kräfte voraus. Da ferner die Thätigkeit der höchsten Kraft nothwendig die gleichzeitige Thätigkeit aller übrigen Kräfte bedingt, weil diese jener höchsten Kraft wegen da sind, so ist die Anregung der höchsten Kraft nothwendig zugleich eine aller niederen Kräfte, welche daher nach Maßgabe ihrer Unterordnung harmonisch thätig werden, es ist daher das der höchsten Kraft Zusagende zugleich das Zusagendste, mithin menschlich Allgemeinste (Sittliche) und daher das *unbedingt Gefallende*. Das subjective Innewerden des harmonischen Spieles aller Kräfte im Dienste der höchsten ist dann *Seligkeit*, welche jederzeit im Geleite des Schönen, als eines Sittlichen geht.

Um aber jene höchste Kraft, die zur Verwirklichung eines unbedingten Gefallens in Thätigkeit kommen soll, zu ermitteln, muß der geistige Mensch, wie er sich uns in der Erfahrung und im Selbstbewußtsein gibt, in Betrachtung gezogen werden.

Hier folgt ein kurzer Abriß der Erfahrungsseelenkunde, wo als Leitfaden das Lehrbuch, nach dem auf hiesiger Universität vorgetragen wird, dient, wie ja auch obige Definition des Schönen identisch ist mit der auf der Universität vorgetragenen und sich nur in der Entwicklungsart unterscheiden wird, welche auf wissenschaftlich nicht vorbereitete Menschen berechnet sein muß.

In Nachweisung der menschlichen Kräfte wird folgender Maßen vorgeschritten:

Der Sinn als objectives Anschauungsvermögen. (Entwicklung, Beispiele.)

Das Empfindungsvermögen, als subjectives Anschauungsvermögen. (Entwicklung, Beispiele.)

Beide geben das niedere Wahrnehmen.

Die Vernunft als höheres objectives Wahrnehmungsvermögen. (Entwicklung, Beispiele.)

Das Gefühlsvermögen als höheres subjectives Wahrnehmungsvermögen. (Entwicklung, Beispiele.)

Beide geben das höhere Wahrnehmen.

Alle vier vermitteln das Wahrnehmen (unmittelbare Vergegenwärtigen).

Das Vorstellungsvermögen als Vermögen, gehabte und im Bewußtsein verdunkelte Wahrnehmungen mittelst Hülfen wieder hervorrufen zu können. (Entwicklung, Beispiele.) Diese Thätigkeit ist ein mittelbares Vergegenwärtigen zum Unterschiede des Wahrnehmens als eines unmittelbaren.

Gesetze des Vorstellens (Reproducirens): Aehnlichkeit und Contrast, Gleichzeitigkeit und Reihenfolge. (Entwicklung, Beispiele.)

Individuelles Vorstellen (Reproduciren der Einzelvorstellungen), Gedächtniß, Vermögen des unveränderten Reproducirens, Einbildungskraft, Vermögen des veränderten Reproducirens.

Allgemeines Vorstellen (Denken). Reproduciren eines Gemeinsamen über gleichartig Verschiedenem. Begriff, Urtheil, Schluß. Vermögen hiezu: der Verstand. (Entwicklung, Beispiele über individuelles und generelles Vorstellen.)

Das Vorstellen als mittelbares Vergegenwärtigen und das Wahrnehmen als unmittelbares Vergegenwärtigen erschöpfen den Begriff Vergegenwärtigen (vorzugsweise passive Seelenthätigkeit).

Der Trieb (niederes Strebungsvermögen), (Entwicklung, Beispiele), Eintheilung der Triebe und Charakterisirung der vorzüglichsten.

Die Freiheit (höheres Strebungsvermögen), (Entwicklung, Beispiele). Der Wille, die Handlung (Gesinnung und That).

Höchstes Vermögen des Menschen: Vernunft und Freiheit.

Höchster Zweck: Realisirung der objectiven Menschheit (Sittlichkeit).

Affecte, einseitiges Ueberwiegen des Strebens über die anderen Seelenthätigkeiten, namentlich über den Verstand. (Entwicklung, Beispiele). Sittliche, unsittliche Affecte.

Leidenschaft, selbstthätige Ueberordnung des niederen Strebens über das höhere. Sie ist immer unsittlich (Beispiele). Heilbarkeit derselben.

Sittlichkeit ist also das der Menschheit Zusagendste, sie ist das immer und allzeit selbst bei unendlicher Wiederholung unbedingt Gefallende, also das erste Merkmal des Schönen.

B. Sinnlich Wahrnehmbares. Das Sittliche, daß es als Schönes wirke, muß sinnlich wahrgenommen werden. Wenn der Mensch ein Schönes darstellen will, ahmt er Theile der Schöpfung nach, als des Schönsten, was in Erscheinung kömmt, gleichsam der sichtlichen Verkörperung Gottes. Erst ist es der Leib des Menschen, den der Künstler nachbildet, dann bewegt es ihn, seine Seele in Sprache, in Tönen vernehmlich zu machen, er sagt das

Erhabene mit Worten, er singt seine Gefühle in Tönen, Nachahmung der äußern Natur, als eines von einer großen. allmächtigen, sittlichen Kraft Erzählenden. Aehnlichkeit der Urbauwerke mit dem Charakter der umgebenden Natur. Allmähliche Darstellung der Seele in Körperformen, höhere Plastik, Tanz der alten Völker. Gymnastik derselben. Malerei. Musik. Schauspiel. Als Schluß Andeutung des Erhabenen, Tragischen, Komischen.

Als Beispiele, an denen das Schöne nachgewiesen wird, werden genommen: Ein Gesang Ilias, Antigone, Oedipus, etwas Allgemeines über griechische Skulptur, Aeneis (nur im Allgemeinen), Allgemeines über die Nibelungen, Wolfram Eschenbach, Walter von der Vogelweide (Allgemein), der Dom von St. Stephan in Wien. Gegenüber etwas über antike Tempel. Iphigenia von Göthe. Maria Stuart von Schiller. Makbeth, Hamlet, Lear von Shakespeare. Don Juan, Requiem von Mozart, A Symphonie und Fidelio von Beethoven, Schöpfung von Haidn.

Nach dem obigen Entwurfe und der Entwicklung des Schönheitsbegriffes ist jede Nebensache und jede andere Tendenz eines Kunstwerkes, als daß es schön sei, ausgeschlossen.

Auf Antrag des löbl. Vicedirectorates, ein kleines curriculum vitae anzuführen, habe ich zu erwiedern, daß mein Leben sehr einfach war.

Ich bin in Oberplan in südlichem Deutschböhmen geboren. Mein Vater war Leinweber. In meinem 12ten Jahre kam ich nach der Benedictiner-Abtei Kremsmünster in die Studien, absolvirte dort als 1t oder 2t Premiant das Gymnasium, und die Philosophie. Im Jahre 1827 ging ich nach Wien, wo ich öffentlich die Rechte hörte. Nach denselben verlegte ich mich auf Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte und Forschungen im Gebiete der Kunst.

Ich lebte seit 1827 mit Ausnahme gelegentlicher Reisen immer in Wien, und zwar als Privatmann, stets mit Wissenschaft und Kunst beschäftigt. Seit sechs Jahren übte ich etwas Schriftstellerei, und gab 1844 zwei Bände gesammelter Schriften ästhetischen Inhalts unter dem Titel Studien heraus, welche günstig aufgenommen wurden, und im ersten Jahre eine zweite Auflage nothwendig machten. Auf Antrag des löbl. Vicedirectorats liegt dieser Schrift ein Exemplar bei. Der dritte und vierte Band der Studien ist so eben im Erscheinen, ich besitze aber noch kein Exemplar. Meinen Lebensunterhalt zog ich aus einem eigenen kleinen Vermögen, aus Privatunterricht und aus meinen Schriften. Seit 1837 bin ich vermählt.

Auf Antrag des löbl. Vice-Directorats, mich einer gesetzlichen Probe mündlichen Vortrages an der hiesigen Hochschule zu unterwerfen, erkläre ich hiemit meine Bereitwilligkeit hiezu.

Wien am 18ten März 1847.

Adalbert Stifter.

An den Ausschuß des oberösterreichischen Kunstvereines.

(Gutachten über Wiederherstellungen in der Kirche zu Neufelden.)

Löblicher Ausschuß des obderennsischen Kunstvereins!

In Folge des Beschlusses des Ausschusses des obderennsischen Kunstvereines begaben sich die Gefertigten am 24. Juli dieses Jahres nach Neufelden, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, welche Art von Künstlerarbeit nöthig sein dürfte, wenn die dortigen Altäre der Pfarrkirche einer Wiederherstellung unterzogen werden sollten. In Folge der Besichtigung statten die Gefertigten zum Behufe der Bezeichnung von zur Wiederherstellung tauglichen Künstlern oder Arbeitsleuten von Seite des Kunstvereines folgenden Bericht ab.

Der Hochaltar sowie die Seitenaltäre und auch der Chor bestehen aus Holzschnitzarbeit und Vergoldung und die Altäre haben sämmtlich Gemälde. Alle diese Bestandtheile bedürfen zwar einer Wiederherstellung, besonders dringend ist sie aber an den Gemälden. Das Hochaltarbild, ohne zwar ein großes Meisterstück zu sein, ist ein für eine Landeskirche sehr gutes Bild. Leider ist hier ein Fehlgriff geschehen, wie sie so häufig sind. Vor wenigen Jahren ist das Bild ausgebessert worden, und abgesehen davon, daß häßliche, in die Zusammen-

stimmung der Figuren nicht passende Flecken hineingemalt wurden, ist auch das Bild mit einer Firnißkruste so dick überzogen worden, daß dieselbe zahlreiche Sprünge bekam, und auch die Farbe bersten machte, so daß nun davon Stücke herabfallen. Es ist im Zweifel, ob das Bild überhaupt wird zu retten sein. Die nähere Untersuchung des Künstlers wird diesen Zweifel lösen.

Außer dem Hauptbilde ist an einem der Seitenaltäre ein Gemälde, welches einmal größer war, beschnitten wurde, und dann wieder in eine größere Leinwand auf so ungeschickte Weise eingesetzt wurde, daß die viereckige Wulst häßlich und von Weitem sichtbar hervortritt. Auch die Zumalungen stimmen mit dem Hauptbilde sehr wenig, und zeigen ein unkünstlerisches Flickwerk. Das Bild ist sonst gut erhalten, und kann von kunstgeübten Händen leicht zu einem Ganzen gemacht werden.

Ein sehr schönes Bild, Anna und Maria vorstellend, befindet sich auf dem rechten Seitenaltare, und ist zum Glücke wenig oder gar nicht beschädigt, so daß es sehr wahrscheinlich mit Abnahme des nachgedunkelten Firnisses und Auftragung eines neuen in seiner früheren Lebhaftigkeit wird hergestellt werden können.

Noch ist ein gemaltes Cruzifix erhalten, welches nicht beschädigt ist, aber auch keinen Kunstwerth hat.

Die Bildhauerarbeiten der Kirche sind von gewöhnlicher Art, mit Ausnahme des Chores, an welchem die zwölf Apostel aus dem Mittelalter herzustammen scheinen und sehr schön sind. Auch die Verzierungen sind so harmonisch, daß der Chor, aus früherer Zeit stammend als die Altäre, bei Weitem der schönste Theil der Kirche ist. Den Gefertigten scheint es Aufgabe des obderennsischen Conservators zu sein, diesen Chor in näheren Betracht zu ziehen.

Vergolderarbeiten kommen namentlich an dem Hochaltare sehr viele vor, und werden, wenn die abgefallenen Theile ergänzt werden und Alles neu vergoldet ist, der Kirche eine verhältnißmäßige Pracht verleihen.

Die Säulen des Hochaltares so wie die Simsungen sind neu zu marmoriren. 5

An den Wänden der Kirche sind keine Kunstarbeiten angebracht.

Die Gefertigten glauben, daß es dem Ausschusse des obderennsischen Kunstvereines auf Grundlage des gegen- 10 wärtigen Berichtes möglich sein wird, die Männer zu bezeichnen, welche auf Verlangen der betreffenden Kirchenvorstände im Stande sein würden, die Wiederherstellung der Kunst- und Ziergegenstände der Kirche in Neufelden auf dauernde künstlerische, würdige und billige Weise aus- 15 zuführen.

Linz, am 12. August 1854.

Adalbert Stifter

Vorsitz-Stellvertreter des
Ausschusses des Kunstvereines. 20

Berichte an den Statthalter über die Wiederherstellung des Altares in Kefermarkt.

1. (Kefermarkt, 6. Sept. 1852.)

Hochwohlgeborner Herr Statthalter!

Vermöge Auftrages vom 22. August d. J. Z. 10622 den Hochaltar der Pfarrkirche zu Kefermarkt im Bezirke Freistadt comissionsweise zu besichtigen und behufs seiner Ausbesserung zu berichten, begaben sich am 6. d. M. die Gefertigten nach Kefermarkt, untersuchten den Altar und berichten und beantragen Folgendes:

Der Hochaltar in der Pfarrkirche zu Kefermarkt ist ein altdeutsches Holzschnitzwerk aus Ornamenten halberhabener Arbeit und ganzen Figuren bestehend. Er ist als solches ein Kunstwerk von so großem Kunstwerthe, daß *sehr wenige* ihm gleiche in dieser Gattung bestehen werden. Wenn die altdeutsche Kunst, obwohl sie in der Schönheit sinnlicher Form der antiken griechischen und altitalienischen weit nachsteht, ja in dieser Hinsicht oft große Fehler hat, dennoch im Ausdruck von Einfalt, Größe und Heiligkeit ihres gleichen nicht besitzt: so gilt dieß im besonderen Maße von dem Hochaltare in Kefermarkt, bei welchem die Fehler der altdeutschen Kunst mehr als irgendwo zurück- und die Schönheiten mehr als irgendwo hervortreten. Der Grundton des Kunstwerkes ist Ruhe, Größe und Heiligkeit. Was die äußere

Kunstform betrifft, so ist die Einheit des Kunstgedankens in ungewöhnlichem Maße trotz des reichen Einzelnen festgehalten. Das Kunstwerk erinnert in dieser Beziehung an den bewunderungswürdigen Dom von St. Stephan in Wien, in Bezug der Leichtigkeit der Ausführung übertrifft es aber den Dom. Wenn der Entwurf dieses Werks von Albrecht Dürer ist, zu welcher Vermuthung alle Linien und Anordnungen einladen, und was sich aus dem genaueren Eingehen noch ergeben mag, so ist diese betreffende Zeichnung eine der schönsten aus Dürers Hand: selten wird er den Reichthum des Einzelnen mit dieser Ruhe des Ganzen vereinigt haben. Die Gefertigten erkennen in dem Schnitzwerke von Kefermarkt nicht ein Kunstwerk einer gewissen Zeit und eines gewissen Raumes, sondern ein Kunstdenkmal des gesammten deutschen Volkes aus seiner schönsten Kunstblüthe, und erkennen, daß es als solches nach einem bestimmten Preise nicht zu schätzen ist, da Niemand lebt, der ein Gleiches hervorzubringen vermöchte. Die Gemüthslagen und geistigen Stimmungen von Völkern wiederholen sich nie, die Gegenwart bringt in der Kunst mehr oder minder eine Seichtigkeit in der Gestalt und Leerheit des Ausdruckes mit heftigen Mitteln hervor, was auch in der Zukunft die Kunstzustände sein können, wie hoch sie sich heben mögen, sie werden nie Anderes hervorbringen als die Vergangenheit. Wenn aber die Güter des Geistes in Kunst und Wissenschaft das schönste und heiligste Eigenthum eines Volkes sind, so ist auch die heiligste Pflicht dieses Eigenthum, so lange Stoff und Vergänglichkeit es möglich machen, zu bewahren und über diese Grenze hinaus durch Abbilder zu erhalten. Die Gefertigten sehen sich daher in der Lage auszusprechen, d a ß n i c h t n u r d e r A l t a r z u K e f e r m a r k t i n s e i n e n B e s c h ä d i g u n g e n a u s g e b e s s e r t,

von seinen Verunstaltungen wieder in den früheren Stand gesetzt, für die Zukunft gegen neue Beschädigung bestmöglichst gesichert, und vor kunstwidrigen Verschönerungen bewahrt werde, sondern daß er auch durch den Grabstichel abgebildet und auf kommende Zeiten vererbt werde.

Das Innere der Kirche in Kefermarkt ist gleichfalls ein in allen Verhältnissen reines, leichtes und edles Kunstbaudenkmal deutschen Stiles, und es macht mit dem Altar ein einziges Kunstwerk aus, dem einst noch Glasmalereien der fünf den Altar umgebenden Presbyterialfenster beigegeben waren. Durch Zugabe von Verschönerungen aus dem vorigen Jahrhundert ist die Kirche außerordentlich verunstaltet worden.

Wegen Reichthum an Einzelheit und wegen Unzugänglichkeit ohne größere Vorbereitungen können die Gefertigten nicht nur keine Beschreibung des Einzelnen hier liefern, sondern auch keinen Plan und Kostenüberschlag in Hinsicht der Herstellung überreichen. Um aber alles dieses zu ermöglichen, schlagen sie als Vorarbeiten Folgendes vor:

1tens daß ohne Zeitverlust einstweilige Vorhänge von grünem Stoffe vor die fünf Fenster des Presbyteriums gemacht werden; denn nach Wegnahme der Glasmalereien und Einsetzung weißen Glases sind die den Altar in Halbrund umgebenden Fenster ein Brennglas geworden, in dessen Fokus zwar der Altar nicht steht (sonst wäre er entzündet worden) aber doch demselben nahe genug, daß er ausgedörrt, zerklüftet wird, und stückweise zerfällt.

2tens daß von Seite des Bauabgeordneten Hofer Gerüste an dem Altare aufgeschlagen werden, daß Hofer den Altar technisch aufnehme mit möglichster Angabe der Beschädigungen.

3tens daß der Bildhauer Rint mit Hilfe dieser Gerüste den Altar besehe, dann auch sogleich an der obersten Spitze nach genauer Befestigung aller Untertheile mehrere Ornamentstücke von ihrer weißen Leimtünche befreie, ausbessere, und wieder an die Stelle setze, wodurch er den Umfang der Arbeit leichter schätzen lernen wird, zum Behufe welcher Vornahme Rint einen Vorschuß erhalten möge.

Nach Ausführung dieser Vorschläge werden die Gefertigten drei Eingaben bezüglich der Ausbesserung ausarbeiten:

1. Vom Gesichtspunkte der Kunst zur Herstellung der ganzen Kirche als eines einzigen Kunstwerkes.
2. Vom Gesichtspunkte der Kunst zur völligen Herstellung des Hochaltars allein.
3. Vom Gesichtspunkte etwa nicht hinreichender Mittel zur Herstellung der der dringlichst gebotenen Ausbesserungen bedürftigen Theile.

Kefermarkt am 6ten September 1852.

Adalbert Stifter, k. k. Schulrath.
Hofer, Abgeordn. der k. k. Landes-Baudirektion.
Johann Rint, Bildhauer.

2. (Kefermarkt, 14. Oktober 1852.)

Stifter berichtet im Namen der durch den Erlaß des Statthalters vom 9. Okt. 1852, Z. 14720 angeordneten Kommission, daß die Anbringung eines hängenden Gerüstes vor dem Altare und eines stehenden hinter dem Altare am zweckmäßigsten sein dürfte, und begründet diesen Vorschlag eingehend, wobei er besonders hervorhebt, daß durch das hängende Gerüst, da es zu jeder Zeit bis zur Decke aufgezogen oder ausgehängt werden

kann, der Gottesdienst am wenigstens unterbrochen wird, und daß das stehende ihn nicht stört. Unterzeichnet: Stifter, k. k. Schulrath, Franz Hölzl, Pfarrer, Josef Hochberger, k. k. Baueleve, Johann Rint, Bildhauer.

3. (Linz, 24. Juli 1853.)

Stifter hat sich bei der vor Kurzem geschehenen Besichtigung des Kefermarkter Altares davon überzeugt, daß vor den fünf den Altar umstehenden aus glatten Tafeln zusammengesetzten Presbyterialfenstern Vorhänge angebracht werden sollten, welche die . . . Glasmalereien wenigstens in der Art ersetzen sollten, daß nicht das direkte Licht auf die Holzschnitzereien fällt und ihnen Schaden zufügt. Der Statthalter möge daher bei den betreffenden technischen Behörden das Nöthige zur Anschaffung solcher Vorhänge einleiten.

4. (Linz, 25. Juli 1853.)

Über Aufforderung, sich über den gegenwärtigen Stand der Herstellungsarbeiten an dem gothischen Hochaltare zu Kefermarkt und besonders über jene Theile zu äußern, von denen die Vermuthung entsteht, daß sie dem Altare fremd seien, entweder weil sie an einem andern Orte standen, oder erst im Laufe späterer Zeiten verfertigt wurden, berichtet Stifter Folgendes: Als Euer Hochwohlgeboren den Entschluß faßten, dem schnell fortschreitenden Verfalle des kunstreich gearbeiteten Flügelaltares zu Kefermarkt Einhalt zu thun, wurde der Grundsatz aufgestellt, daß alles Mittelalterliche an dem Altare erhalten, daß dasselbe von Unreinigkeiten gesäubert, dort, wo sich un-

zweifelhaft die Nothwendigkeit zeigte, ergänzt, und so wieder aufgestellt werde, daß es lange hin dem künftigen Verfalle widerstehen könne. Hiebei wurde das Ziel gesteckt, die Theile wieder so aufzustellen, wie sie bei Beginn der Arbeiten angetroffen wurden, und es einem künftig zusammen zu setzenden Vereine von vollkommen fachkundigen Männern zu überlassen, das Urbild des Altares auszumitteln, und dessen annähernde Wiederherstellung einzuleiten. Man glaubte, durch Reinigung und Wiederherstellung der an dem Altare angetroffenen mittelalterlichen Bestandtheile um so weniger Gefahr zu laufen, etwas Ueberflüssiges zu thun, da manche Theile, wenn sie auch nicht unmittelbar dem Hauptaltare angehören, doch ihrer vorzüglichen Schönheit willen gewiß einen anderen Platz in der Kirche finden würden. Bisher ist nicht ganz die linke Hälfte des Giebels und die Gallerie über dem Hauptbestandtheile fertig, und an dem sehr fest und tauglich befundenen Gerüste wieder befestigt worden. Stifter bespricht hierauf das bei der Reinigung, Ergänzung und Sicherung vor dem Wurmfraße angewendete Verfahren. . . . Die Bemalungen an den Figuren, so weit sie Riemwerk oder Edelsteine oder Rosetten darstellen sollten, wurden nach Anweisung der noch vorhandenen Farbenreste ergänzt. Sie sind so untergeordnet, daß sie von unten kaum bemerkt werden. Die Bemalung der Lippen und Augen, die auch einst vorhanden gewesen war, wurde ausgesetzt, und einer künftigen Begutachtung überlassen. Rint ist gegenwärtig mit der Mittelsäule des Giebels beschäftigt, und es dürfte noch geraume Zeit vergehen, bis die Arbeit an die Seitenflügel und das Mittelstück gelangt. Der Bildhauer hat bisher auf das Gewissenhafteste seinen Auftrag befolgt, er hat sehr fleißig gearbeitet, und hat eine so große Liebe zu dem Kunstwerke, (deren mehrere

ähnliche er schon früher wieder hergestellt hat) daß er weder etwas weg nimmt, noch etwas nach seinen Gedanken hinzuthut. Ich habe seine Arbeiten sorgsam überwacht, und habe, um genau zu verfahren, jedes Stück, dessen Bruchstücke (wenn auch noch so viele) vorhanden waren, wieder aus den Bruchstücken zusammen setzen, und es nur dann neu machen lassen, wenn die Zusammensetzung nicht mehr möglich war. Daran schließt Stifter die Besprechung der Veränderungen, die der Altar im Laufe der Zeiten erfahren hat. Es sind Stücke hinzu gekommen, die nach Alter des Holzes und Stil auf dieselbe Zeit und Hand hinzudeuten scheinen, wie die Hauptbestandtheile des Altares, und es sind im vorigen Jahrhunderte Zuthaten gemacht worden, die geradezu abscheulich und barbarisch sind. Zu den ersteren gehören ohne Zweifel die beiden auf den Seitenflügeln stehenden Figuren des heiligen Georg und Florian, deren Standflächen über den schmalen Oberleisten der Seitenflügel hervorragen, und eine Druntersicht gewähren, und zu deren beiden Seiten als Ornamente Hälften von Baldachinen stehen, die vertikal entzwei gekloben worden sind, und noch an einander passen, während die Figuren ohne Baldachin sind. Seitwärts dieser Figuren gegen den Giebel hin ragen hinter den Seitenflügeln hohe Säulen aus Stäben mit Nischen und Baldachinen hervor (in der Binzerschen Zeichnung sind sie nicht recht ersichtlich), deren Standflächen tief unter der Oberleiste der Seitenflügel sind, und die daher anders wohin gehören. Figuren sind für die Nischen nicht vorhanden. Die zwei Büsten sind *vor* leeren Stabnischen, über denen Baldachine sind, befestigt, dürften daher erst an den Platz gekommen sein, als die Figuren aus den Nischen gefallen waren, und sich zertrümmert hatten. . . . Im Volke geht eine Sage, deren Grund ich noch nicht ermitteln konnte, daß der heilige

Sebastian und andere Heilige aus Schrecken, weil ein Kefermarkter Pfarrer protestantisch geworden sei, herabgefallen seien, sich zerschlagen hätten, und nicht wieder an ihren alten Platz gekommen wären. Der Bildhauer und ich kamen bei fortgehendem Studiren des Altares zu der Meinung, daß einmal alle drei Altäre der Kirche geschnitzt gewesen seien, und daß man bei allmähligem Verfalle, namentlich bei Aufstellung der barbarischen Seitenaltäre die gut erhaltenen Bestandtheile auf den Hauptaltar gethan und das Uebrige beseitigt habe. Im Volke sind Sagen dieser Art vorhanden. Dann geht Stifter auf die erst im vorigen Jahrhunderte zu dem Altare gekommenen Bestandtheile über, z. B. die schwarze Bretterwand ... vergoldete Büsten und Vasen mit gemachten Blumen, die auf dieser Bretterwand stehen. Diese Bestandtheile zeigen sich dem ungeübtesten Auge sofort als fremde barbarische und zu beseitigende Zuwüchse, daher sie auch in der Binzerschen Zeichnung gar nicht angegeben sind. Eben so ist die Hauptfigur, der heilige Wolfgang, . . . erst in neuester Zeit verunstaltet worden.

5. (Linz, 12. April 1854.)

Stifter hält die vorliegenden Muster mit mehreren Farben für die provisorischen Schutzvorhänge nicht für zweckmäßig, weil sie die ruhige Wirkung des Altares aufheben würden, und schlägt einen grünen Stoff vor, weil diese Farbe sich von der bräunlichen Holzfarbe der Schnitzereien des Altares am meisten gleichsam als Complementärfarbe abhebt, und zwar einen dünnen Schafwollstoff, weil derselbe sich nicht so leicht verknittert und nicht zu sehr verdunkelt, was zur Folge haben würde, daß der Kirchendiener die Vorhänge selten herablassen würde. St. legt

ein Muster dieses Stoffes bei und bemißt die Kosten der notwendigen $98^2/_3$ Ellen mit 59 fl 12 kr, während der von Gruner vorgeschlagene Stoff 135 fl 40 kr kosten würde, rät aber, noch das Gutachten des Arbeiters, der die Vorhänge macht, einzuholen, da auch auf die Umschläge und Einnähungen gerechnet werden muß, oder daß man ganze Stücke von König nehme, deren Ellenzahl constatirt ist, die Vorhänge machen lasse, und den Rest nach ausgewiesenem Verbrauche zurück gebe.

6. (Linz, 18. Oktober 1854.)

Durch den Erlaß vom 12. Okt. 1854, Z. 5134 Pr. beauftragt, Auskunft zu geben, in welchem Verhältnisse die bereits restaurirten Theile des Altars zu den noch herzustellenden bezüglich der darauf verwendeten Arbeit und Zeit und wo möglich zu den noch darauf zu verwendenden Kosten stehen, teilt Stifter nach Angabe der fertig gestellten Teile mit, es seien noch die drei großen Figuren (Petrus, Wolfgang und Christophorus) sammt den Baldachinen, die mit reichen Ornamenten versehen sind, zu restauriren, und daß bezüglich der Arbeit und Zeit . . . der noch zu fertigende Theil des Altares $^1/_5$ betragen dürfte, die Kosten hiefür sich aber geringer als $^1/_5$ der Gesammtkosten stellen. Nach seiner Schätzung und nach der ausdrücklichen Erklärung des Bildhauers Rint . . . dürfte bis zu dem Monate Mai Alles fertig und aufgestellt sein. . . . Als Materiale dürften noch etwa 30 Pfund Kopallack à 1 fl. 30 kr. nöthig sein und die Reinigungshilfe für die zwei mit Waschen beschäftigten Frauen dürfte 30 fl. betragen. . . . Die Figur des H. Wolfgang muß noch heraus gefördert [werden] und zwei oder drei Kisten mit den hier befindlichen Theilen sind nach Kefermarkt zu

befördern. Nach den bisherigen Erfahrungen dürfte die abgegebene Schätzung ziemlich verläßlich sein, obwohl eine ganz genaue Vorhersage aus dem Grunde nicht möglich ist, weil sich erst unter der Arbeit Theile als zu wenig haltbar zeigen, und ergänzt werden müssen . . . 5

7. (Linz, 8. Jänner 1855.)

In Betreff der noch gegen Ende der ganzen Restaurationsarbeit als nothwendig angesetzten 50 Pfund Kopal-Lack erklärt Stifter, daß die großen Figuren in dem Mittelstücke des Hochaltares noch zu lackiren sind nebst der bedeutenden Ornamentik dieses Mittelfeldes. Da die Figuren nicht nur 10 an sich groß sind, sondern auch durch ihre faltige Gewandung eine sehr bedeutende Oberfläche haben, so brauchen sie viel Lack, besonders da sie nicht wie die Ornamente mit einem Anstriche versehen waren und daher durch Wurmfraß sehr porös geworden sind, und den Lack verschlucken. 15 Daher müssen sie so lange überzogen werden, bis die Oberfläche Glanz bekommt. Diese Imprägnirung mit Lack hat den Vortheil, daß die Figuren nach Erhärtung des Lacks in den Poren bei Weitem mehr Consistenz gewinnen, als sie früher hatten, und daß selbst nebst Sättigung des Holzes 20 mit Salz durch diese Erfüllung mit einem so festen Harze als Kopal ist, dem künftigen Wurmfraße mit Sicherheit vorgebeugt wird. Die ausgesetzten 50 Pfund Lack dürften kaum reichen, namentlich da nach vollendeter Restauration der ganze Hochaltar noch einmal zu untersuchen und die 25 Stellen, wo der Lack zu sehr verschluckt wurde, nachzulackiren sein werden.

8. (Linz, 9. Juli 1855.)

Stifter hat nach der Weisung vom 30. Juni 1855, Z. 2858 Pr., am 6. Juli den von dem Bildhauer Rint restaurirten und als fertig erklärten Hochaltar in der Kirche zu Kefermarkt besehen und fühlt sich verpflichtet, zwar vorläufig anzuführen, daß die Restaurirung . . . auf ausgezeichnete Weise in's Werk gestellt worden ist, daß aber doch noch eine Arbeit von einigen Tagen nothwendig sein dürfte und daß . . . Rint angewiesen werden möge, sich auf diese Zeit nach Kefermarkt zu verfügen. Es wurden nämlich bei der Restaurirungsarbeit die neu aus Lindenholz geschnitzten Theile mit Asphalt, der in Terpentin und Kopallack aufgelöst war, behandelt, daß sie eine Farbe annehmen, die sich der des alten Holzes nähert, allein es war bei der theilweise vorgenommenen Arbeit nicht möglich, die Stimmung so zu treffen, daß ein auffälliger Abstich der Farbe nach Aufstellung des Ganzen gar nicht wahrgenommen werden könnte, daher schon damals die Ansicht zur Sprache kam, daß die Einstimmung des Ganzen nur vorgenommen werden könnte, wenn das Ganze fertig aufgestellt ist. Nach Stifters Meinung heben sich einzelne Theile zu sehr als neu von dem Ganzen ab . . . Auf Nachdunklung kann man weniger rechnen, als dieselbe sehr viel Zeit braucht, und das Holz durch den Kopallack . . . vor dem Dunkeln geschützt wird. Die Endzusammenstimmung, die einzuleiten wäre, dürfte vielleicht 3—4 Tage . . . in Anspruch nehmen. Besonders ist hervorzuheben, daß das Weiß in den Augen der drei Hauptfiguren zu stark ist, so daß durch das Stiere, was der Blick in Folge dessen erhält, der Weichheit und Leichtigkeit des Ausdruckes in den Angesichtern dieser mit der schönsten Kunst des Mittelalters behandelten Figuren großer Eintrag geschieht. Stifter wird bei dieser letzten Zusammenstimmung . . . während der ganzen Dauer der Arbeit mit Ge-

nehmigung des Hohen Präsidiums anwesend sein, und sie leiten.

9. (Linz, 17. Juli 1855.)

Stifter hat über Aufforderung des Statthaltereipräsidiums vom 30. Juni 1855, Z. 2858, nachdem über seinen Antrag noch am 11, 12, 13. Juli Farbenstimmungsarbeiten ... vorgenommen worden sind, den nunmehr fertig gewordenen und aufgestellten Altar besichtigt; er gibt eine ausführliche Beschreibung des Altares und schildert darauf den Zustand, in dem er sich vor dem Beginn der Wiederherstellungsarbeiten befand: Dieser sehr reich ornamentirte und in künstlerischem Werthe einen der ersten Plätze in seiner Art einnehmende Altar zeigte sich bei der ersten comissionellen Untersuchung im Zustande des größten Verfalles befindlich, so daß er kaum mehr 10—20 Jahre zusammen gehalten hätte. Ein sehr großer Theil der Ornamente fehlte bereits, selbst Stäbe und Thürme, an denen sie sich befanden, waren zerklüftet, und zum Theile herabgefallen. Alle diese Stäbe waren mit weißer Leimfarbe dick grundirt, und ihre Feinheit und Schärfe dadurch entstellt. Wurmfraß zeigte sich in diesen Stücken wenig, da sie durch die Grundirung geschützt waren. Die nicht grundirten Figuren (alle außer dem heil. Wolfgang) hatten viele tausend Wurmlöcher, ja Theile zeigten nur von außen eine feste Rinde und zerfielen im Innern zu Staub.

Die Restaurirung bezog sich auf Erhaltung des Vorhandenen und Ergänzung solcher Theile, deren Gestalt unzweifelhaft durch ein vorhandenes Gegenstück gegeben war ... Eine Umänderung in der Zusammenstellung der Theile wurde nicht vorgenommen ... In der daran anschließenden ausführlichen Darlegung des von Rint ein-

geschlagenen Verfahrens hebt Stifter unter anderem hervor: Das in der Holzfaser nach der Trocknung zurückgebliebene Salz macht, daß kein Wurmfraß mehr eintritt. Der Gefertigte hat hierüber mit stark vom Wurmfraß angegriffenem Holze Versuche gemacht, wornach der mit Salz imprägnirte Holztheil durch 22 [?] Jahre keinen Wurmfraß mehr zeigte, während der ohne Salz gelassene von demselben Holze abgeschnittene Theil durch die ganze Zeit fast täglich Wurmmehl lieferte ... Damit die neuen Holztheile von den alten nicht zu sehr sich unterschieden, wurden sie mit unter den Lack gemischtem Asphalt, Umbraun und Schwarz behandelt, so daß der Altar eine gleichmäßige Farbe zeigt. Die Farben wurden in der Art eingeleitet, daß stets nur ein Theil des Altares abgenommen, und nach der Vollendung wieder aufgestellt wurde, so daß der Gottesdienst nie unterbrochen und die Bestandtheile des Altares einer größeren Unsicherheit nie ausgesetzt werden durften.

Die ... Arbeit übernahm der hiesige Bildhauer Johanu Rint gegen einen Taglohn von 3 fl. C. M. und Vergütung der Reisekosten ... Der Taglohn von 3 fl. ist ein so geringer, daß ein Künstler von Ruf nie um denselben, wohl kaum um das Doppelte gearbeitet haben würde. Rint besitzt eine ungewöhnlich große Geschicklichkeit im mechanischen Holzschneiden, ist aber in künstlerischer Beziehung schwächer, was gerade bei der besagten Arbeit ein Vortheil war, da er sich immer genau nach der Weisung des Gefertigten an das Bestehende hielt, das er, wo Theile fehlten, sehr gut nachahmen konnte, und daß er nicht versucht wurde, seine eigene Arbeit und Ansicht einzumengen. Der Gefertigte hat die Arbeit Rints überwacht, daß sie genau nach dem Bestehenden sei, und daß er seiner Pflicht fleißig obliege, und muß ihm in beiden Rücksichten das unbedingteste Lob zollen. Sein Fleiß war so groß, daß er eher ermahnt

werden mußte, nicht so tief in die Nacht zu arbeiten, sondern durch Luft und Bewegung sich eine Erholung zu verschaffen. Er richtete sich seinen bei Beginn der Arbeit 14 Jahre alten Sohn Joseph zum Gehilfen ab. Der Knabe lernte so schnell, daß er in Kurzem die Arbeit so gut wie der Vater zu machen im Stande war. Acht Monate arbeitete der Sohn ohne Entgelt. Durch 2 Jahre erhielt er täglich 20 kr. C. M. Die Dauer der Arbeit war vom 11. October 1852 bis 23. Juni 1855 . . . Nach dem . . . Arbeitszeichnungsbuche Rints . . . ist an Ornamenten ganz und neu gemacht worden 693 Tulpen 95 Bögen 10 Simse 391 Rosetten 125 Blätter 308 Stäbe, wobei kleinere Bestandtheile gar nicht gezählt sind. Fast alle die zahlreichen Baldachine, Thürme, Bogen und Stangen nebst den Rahmenornamenten waren in Stücken und mußten zusammengesetzt werden, oder waren zerklüftet und mußten ausgesetzt werden. Die Figur des heil. Wolfgang . . . war vergoldet und das Angesicht grundirt und bemalt. Sie wurde in reiner Holzgestalt hergestellt. An den Figuren fehlten viele Finger, Gewandstücke, Stäbe, ein Gefäß bei einem der heil. 3 Könige nebst Knöpfen und anderen Verzierungen der Gewänder. Sehr viele Zeit und Geduld erforderte die Ausräumung und Ausfüllung der unzähligen Wurmlöcher. Zu größerer Festigkeit wurden die massiven Blindrahmen der Flügel und des Hauptstückes so wie die hintere Verschalung an diesen Bestandtheilen aus Lärchenholz neu gemacht. **Der künstlerische Werth der Leistungen Rints besteht** . . . in der vollkommenen Anschmiegung an das Bestehende und in der Nachahmung desselben bei fehlenden Theilen. Diese Aufgabe hat Rint nach der Meinung des Gefertigten vortrefflich gelöst, worüber der aufgestellte Altar selber das Zeugniß gibt, an welchem ein nicht sehr kunstgeübtes Auge Altes und Neues nicht zu unterscheiden vermag . . .

10. (Linz, 17. Juli 1855.)

Über Aufforderung des Statthalterei-Präsidiums vom 30. Juni 1855 äußert sich Stifter dahin, daß dem Bildhauer Johann Rint eine Remuneration bewilligt werden möge, und begründet dies folgendermaßen:

1. Rint hat die Restaurirung des besagten Hochaltares zu vollkommener Befriedigung beendet (Beilage I).

2. Rint hat nach dem Zeugnisse des Gefertigten mit rastlosem Fleiße und selbst zum Nachtheile seiner Gesundheit an dem Altare gearbeitet, so daß selbst Se. Excellenz der Herr Statthalter ihn in Gegenwart des Gefertigten ermahnte, die Abendstunden zur Bewegung im Freien und zur Erholung zu benützen.

3. Der Taglohn 3 fl. C. M. ist für einen Künstler ein nicht übermäßiger, da Gerätheverzierungsstecher in Wien in den Jahren 1840—1848 nach der Erfahrung des Gefertigten dasselbe und mehr als Taglohn bekommen haben. Seit 1852, in welchem Jahre der Vertrag mit Rint geschlossen worden ist, hat aber der Preis aller Lebensbedürfnisse so zugenommen, daß der obengenannte Taglohn in gar keinem Verhältnisse mehr mit seiner ursprünglichen Bedeutung gestanden ist.

4. Rint hat ursprünglich die Restaurirungsarbeiten allein übernommen ..., allein gleich anfangs verwendete er seinen damals 14 Jahre alten Sohn Joseph als Hilfsarbeiter. Joseph arbeitete sich so schnell ein, daß er in Kurzem bestimmte Stücke so gut verfertigen konnte wie der Vater. Der Gefertigte hatte oft Gelegenheit, den Jüngling noch um 7—8 Uhr Abends arbeitend zu finden, so wie er ihn jedes Mal, so oft er nachsehen kam, fleißig arbeitend antraf. Acht Monate verwendete Rint seinen Sohn, ohne ein Entgelt dafür zu beanspruchen. Seit

2 Jahren aber erhielt Joseph 20 kr. C. M. täglich als Vergütung. Dieser Lohn ist ein äußerst geringer, und die Leistung war doch so groß, daß, wenn man auch nicht sagen will, dadurch die Kosten der Restaurirung sich fast auf die Hälfte herab gemindert haben (da Zeit erspart wurde), doch die 5 wirkliche Herabminderung nicht bedeutend unter dieser Angabe bleiben dürfte.

5. Rint hat für seine Reisen und seinen Aufenthalt in Kefermarkt, der sich fast auf ein Jahr (in mehreren Abtheilungen) belaufen dürfte, nichts als seinen Taglohn 10 nebst Fahrkosten auf der Eisenbahn vergütet erhalten, während er zu Hause viel billiger leben konnte als sammt seinem Sohne in Kefermarkt. Für die Strecke zwischen der letzten Eisenbahnstation Lest und Kefermarkt hat er nur eine Vergütung erhalten, er hat den $^3/_4$ Stunden be- 15 tragenden Weg immer zu Fuß zurückgelegt.

In Anbetracht dieser Umstände glaubt der Gefertigte, daß wenn dem Bildhauer Rint nach der Arbeit von 2 Jahren und 9 Monaten eine Gesammtremuneration von 500 fl. C. M. gegeben wird, dieselbe weit geringer ist, als was durch 20 Verwendung des Sohnes Joseph als Hilfsarbeiter in Ersparung gekommen ist, und daß sie als eine anerkennende Aufmunterung für seinen Fleiß und für den Druck, unter dem er bei so großer Theuerung in letzter Zeit und bei einer Familie von 10 Personen leben mußte, angesehen 25 werden könne.

Eingaben des Statthalters betreffs Wiederherstellung des Kefermarkter Altares.

Entworfen von Adalbert Stifter.

1. (Linz, 16. September 1852.)

An den Grafen Franz Thun.

Erklärt nach einer kurzen Mitteilung über den Altar und die von ihm eingeleitete Wiederherstellung, daß eine Zeichnung des Altares hiefür von großer Wichtigkeit wäre, aber zu viel Zeit beanspruche, und stellt daher die Bitte, die Zeichnung, welche der Künstler Karl Binzer im Jahre 1850 ... gemacht hat, und welche sich im Besitze der k. k. Akademie der bildenden Künste befindet, ihm auf kurze Zeit zu dem Zwecke zu leihen, daß sie mittelst Strohpapier nachgezeichnet werde, worauf sie ohne Säumen und ungefährdet wieder zurückgestellt werden wird.

2. (Linz, 27. Juli 1853.)

An die Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Baudenkmale.

(Einbegleitungsschreiben zu Stifters Bericht v. 25. Juli 1853.)

Legt in Erwiderung des Schreibens vom 15. Juli 1853 Z. $\frac{36}{\text{B. D.}}$ einen Bericht vom Schulrath Stifter vor, den

ich ... zum Beaufsichtiger dieser Arbeiten bestellte, weil er mir die hiezu nöthige ästhetische Bildung und Kunststudien sowie eine solche Liebe zu dem Kunstwerke zu besitzen schien, daß sich die genaue Erhaltung des Gefundenen zu verbürgen versprach, nach welchem sich die Besorgniß vor möglichen Veränderungen des Altares beheben dürfte, und aus dem hervorgeht, daß die Erhaltungsarbeiten noch lange nicht bis zu den namentlich angeführten Seitenflügeln vorgeschritten sind. Er freue sich darüber, daß der k. k. Centralverein sein Augenmerk auf dieses von Sachverständigen für ausgezeichnet erklärte Kunstwerk wendet, und bitte um Beschleunigung der Kundgebung seiner Wünsche, da außer dem Kunstwerthe zunächst der drohende Verfall des Altares mich zur Anordnung sofortiger Erhaltungsarbeiten bewog. Hiebei sehe er sich genötigt, in Erinnerung zu bringen, daß nach der Aussage Stifters und Rints die Binzersche Zeichnung ... die mehr eine Ansicht als eine baukünstlerische Zeichnung ist, manche Unrichtigkeiten enthalte. Seinem Schreiben legt er einen Abdruck eines Berichtes von Stifter in dem heurigen Jahresberichte des Museums ... bei, welchen dieser nur für eine vorläufige Anzeige gelten lassen will, und dem eine begründete Beschreibung folgen soll, sobald derselbe fertig ist, und Stifter seine Studien und Nachforschungen über ihn beendigt haben wird.

Eingabe des oberösterreichischen Kunstvereines an den Statthalter von Oberösterreich.

(1855.)

Eure Excellenz!

Da der oberste Vorstand des obderennsischen Kunstvereines Herr Graf von Weißenwolf mit Tod abgegangen und ein neuer oberster Vorstand noch nicht erwählt ist, so sehe ich mich als zeitweiliger Vorstandstellvertreter in die Lage versetzt, Eurer Excellenz mit einer ehrfurchtvollen Bitte nahen zu müssen. Das hochlöbliche ständische Verordneten-Collegium hat die Bitte des Vereines, die für 1856 präliminirte mit dem Aufwande von 95 fl. angesagte Restaurirung des Redouten-Speisesaales, den die Gnade der Stände dem Kunstvereine als Ausstellungslokale überlassen hat, jetzt anticipando vornehmen zu lassen, verneinend beschieden. Durch eine Besprechung mit dem Herrn Statthaltereirathe Brunner bin ich in die Kenntniß gekommen, daß dem besagten Beschlusse zwei Irrthümer zu Grunde lagen, und zwar:

a) daß der Saal noch in anständigem Zustande sei, und

b) daß durch Nägeleinschlagen von Seite des Kunstvereines Beschädigungen an dem restaurirten Saale entstehen würden.

Ich erlaube mir beide Punkte zu berühren.

Zu a. Der Saal hat an den Seitenwänden und wahrscheinlich auch an der Decke sehr große Blasen mit unzähligen Sprüngen, so daß täglich Stücke herabfallen und bereits Flächen von 1 Quadratschuh entblößt sind, so daß die rohe weiße Mauer hervor sieht. Zudem sind sehr häßliche Schmutzflecken in großer Ausdehnung vorhanden. Dieser Zustand muß mit dem Ausdrucke „nicht anständig" für den Kunstverein überhaupt, und insbesondere für einen Verein bezeichnet werden, dem beizutreten Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin die hohe Huld und Gnade gehabt haben, und dessen Ausstellung Se. Majestät der Kaiser zu besuchen geruht hat, welcher Besuch von beiden Majestäten im heurigen Jahre nicht in Unmöglichkeit steht. Zudem ist Gefahr vorhanden, daß die Bilder durch herabfallende Stücke einen Schaden nehmen können, der größer wäre als alle Kosten der Restaurirung. Der Verein hebt sich zusehends und gerade heuer sind von ausgezeichneten Meistern aus Amsterdam, Brüssel, Antwerpen, Rotterdam (in welchen Ländern eben jetzt die Kunst in hoher Blüthe steht) Bilder für unsere Ausstellung als auf dem Wege befindlich durch Briefe angekündigt. Ich nehme Anstand, solche Bilder in dem Saale einer Gefahr auszustellen. Statthaltereirath Brunner hatte die Güte, auf meine Bitte den Saal zu besehen, und er sagte, der Stand desselben könne nicht so bleiben, das Collegium hätte bei seiner Abstimmung den Zustand nicht gekannt, da es den Saal nicht besehen hat, der Verein möge eine neue Eingabe machen, er werde die fragliche Anticipirung bevorworten.

Zu b. Der Verein macht durch seine Ausstellung gar keine Beschädigung, es wird kein einziger Nagel eingeschlagen, die Bilder werden heuer alle auf den zu diesem Zwecke auf dem Fußboden stehenden Wänden aufgehängt, und der Verein macht sich zudem verbindlich, jede, selbst die kleinste Verunstaltung der Restaurirung auf seine Kosten

im Herbste so herstellen zu lassen, daß der Saal wie neu dasteht.

In Erwägung dieser Sachlage und von dem innigsten Wunsche beseelt, daß das junge edle Institut, welches eine Zierde des Landes zu werden verspricht, auch in einem edlen Gewande erscheint, bitten wir, ja ich darf den Ausdruck gebrauchen, flehen wir Eure Excellenz an, die besagte Anticipirung gestatten zu wollen, insbesondere da Scheck sich anheischig macht, die Zahlung erst nach Beginn des neuen Präliminarjahres anzusuchen. Der Verein macht gleichzeitig eine erneuerte Eingabe an das hochlöbliche Collegium. Wegen der Dringlichkeit und Wichtigkeit der Sache glaubte man beide Wege gleichzeitig einschlagen zu müssen.

Da Bilder, wie z. B. das von Reiten in Antwerpen, auf 1000 fl. C.-M. im Werthe angesetzt sind, und wenn durch ein herabfallendes Stück ein Bild so beschädigt würde, daß, wenn z. B. die Verletzung in der Luft wäre, eine Ausbesserung, ohne sichtbar zu sein, nicht mehr möglich wäre, so könnte der Schaden sehr groß sein. Der Verein stellt daher auch die ehrfurchtvollste Bitte, daß, wenn die Anticipation nicht vorgenommen werden sollte, ihm erlaubt werde, auf seine eigenen Kosten eine Interimsrestaurirung vornehmen lassen zu dürfen.

Mit der Bitte, Eure Excellenz mögen mein Schreiben, das ich für meine Pflicht halte, mit Ihrer gewöhnlichen Güte und Freundlichkeit entschuldigen, zeichne ich mich

Eurer Excellenz

ergebenster Diener

Adalbert Stifter.

Eingabe des oberösterreichischen Kunstvereines an das vereinigte Landescollegium.

Hohes vereinigtes Landescollegium!

Im Hinblicke auf die große Wichtigkeit, welche die Kunst auf Bildung und Entwicklung des menschlichen Geschlechtes ausübt, hat sich in Linz im Jahre 1850 ein Verein zur Pflege der bildenden Kunst gebildet, dessen Wirksamkeit im Jahre 1851 begann. Der Verein hat in dem Zeitraume von 10 Jahren durch Ausstellung von Kunstwerken und Verbreitung derselben hauptsächlich im Kronlande Oberösterreich nicht Unersprießliches geleistet. Schon nach Abschluß der ersten sechs Jahre zeigte sich, daß in dieser Zeit von Seite des Vereines der Kunst eine Unterstützung von 29154 fl C. M. zugefloßen ist.

Nach § 1 der Vereinsstatuten liegt es aber auch im Zwecke des Vereines nach Möglichkeit die Anlegung einer Landesbildersammlung in der Landeshauptstadt Linz anzubahnen, damit ein Mittelpunkt sei, in welchem sich größtentheils nur ausgezeichnete Werke alter und neuer Zeit befinden, an denen die Landbevölkerung zu jeder Zeit sich freuen und bilden, und an denen angehende und ausübende Künstler Studien machen können. Deutsche öffentliche Organe haben diesen letzteren Zweck des Vereins besonders lobend erwähnt, und seine Nachahmung empfohlen. Das Comite der großen historischen Ausstellung in München hat ein sehr warmes Schreiben hierüber an den oberösterreichischen Kunstverein gerichtet, in welchem

es sagt, daß bereits auch andere Vereine nach dem Vorgange des oberösterreichischen diesem Zwecke nachstreben werden. Das für die Landesgallerie vom Vereine als erstes Bild angekaufte landschaftliche Gemälde von Mevius in Düsseldorf hat nicht bloß in der großen historischen Münchenerausstellung großen Beifall erhalten, sondern ist auch von dem österreichischen Kunstvereine in Wien und von dem in Pesth zu einer zeitlichen Ausstellung begehrt und überlassen worden. Wie sehr auch das hohe vereinigte Landescollegium die Bestrebungen des Vereins würdigte, zeigt die Beschlußfassung desselben vom 21. November 1856, vermöge welcher es dem Vereine zu Zwecken der Landesgallerie eine jährliche Unterstützung von 1000·— fl. C. M. zuwenden wollte, welcher Beschluß in der Folge leider durch den ablehnenden Erlaß des hohen Ministeriums des Inneren nicht in Wirksamkeit treten konnte.

Nichtsdestoweniger ist der Verein in seinen Bestrebungen nicht erkaltet, und hat in neuester Zeit Schritte gethan, sich an Se. k. k. apostolische Majestät unseren allergnädigsten Kaiser und Herrn zu wenden, damit nach dem Vorgange Sr. Majestät des Königs Ludwig von Baiern, welcher aus den von der Reichsgallerie überschüssigen und wegen Raummangel nicht unterbringbaren Bildern Filialgallerien in Augsburg, Würzburg, Nürnberg und Regensburg gestiftet hat, auch österreichischer Seits die Erlaubniß erwirkt werde, daß ein Theil der Bilder, welche im k. k. Schlosse Belvedere in Wien unausgepackt und also unausgestellt liegen, mit Vorbehalt des Eigenthumsrechtes der k. k. Gallerie in Linz aufgestellt werden dürfen. Hiezu aber sind entsprechende Räumlichkeiten vonnöthen. Gegenwärtig hat mit mündlicher Zustimmung Sr. Excellenz des Herrn Statthalters von Oberösterreich der Verein zu

dem Zwecke der Landesgallerie die zwei Zimmer inne, welche im Landhause in dem Trakte des kleinen landständischen Saales im 2ten Stocke links an der Treppe liegen, nämlich das Sitzungszimmer und das Präsidialbureau der ehemaligen Grundentlastungsfondescomission. Da nun der Verein zur Instruirung des Gesuches an Se. k. k. Majestät den Hinweis auf Oertlichkeiten bedarf, in denen die zu erbittenden Bilder anständig und sicher untergebracht werden können, so wagt der Verein an das hohe Landescollegium die ehrfurchtvolle Bitte, ihm die benannten zwei Zimmer und das weiter daranstoßende dritte zur Aufstellung der Bilder überlassen und ihm die rechts am Eingange befindliche Küche samt Küchenzimmer zum Behufe der Requisiten einräumen zu wollen.

Der Verein wird es sich zur heiligsten Pflicht machen, durch größten Eifer in Erfüllung seiner Verbindlichkeiten und durch Erstrebung einer ernsten und würdigen Landesbildersammlung für die ihm vom hohen vereinigten Landescollegium erwiesene Wohlthat sich dankbar zu erweisen.

Linz, 4ten Juli 1860.

Berichte an die k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.

1. (13. Februar 1855.)

Hochlöbliche k. k. Centralcomission für Erforschung und Erhaltung alter Baudenkmale.

Der Gefertigte berichtet in Folgendem über Gegenstände, die er in seinen Amtsbereich gehörig erachtet, und frägt über andere Gegenstände an, über deren Zuständigkeit er im Zweifel ist.

Zum Eingange muß der Gefertigte berichten, daß seine Thätigkeit bezüglich alter Bau- und Kunstdenkmale durch eine lange Krankheit unterbrochen wurde, welche ihn in den Monaten October und November in das Zimmer bannte, und den Monat Dezember fast gänzlich zur vollkommenen Wiederherstellung hinwegnahm, daher er auch mehr über Anfänge als über Ausführungen zu berichten hat.

Der ... Hochaltar von Kefermarkt, welcher ... durch die Anordnung Se. Excellenz des Herrn Statthalters von Oberösterreich Freiherrn von Bach unter Leitung und Aufsicht des Gefertigten dem völligen Untergange entrissen und für einige Jahrhunderte wieder hergestellt wird, geht seiner Vollendung entgegen, und dürfte bis zu dem Altartisch herab, bis wie weit seine Wiederherstellung vorläufig beantragt war, in 2—3 Monaten fertig sein. Leider dürften

die Uebelstände, die sich von dem Altartische abwärts, dann an den fünf Presbyterialfenstern und endlich an Oratorium, Kanzel und dem höchst geschmacklosen Anstriche der Kirche, die ein sehr schönes Werk gothischer Baukunst ist, darstellen, und die die Wirkung und würdige Darstellung dieses überaus herrlichen Kunstwerkes außerordentlich beeinträchtigen, kaum beseitigt werden können, da es überall an Fonds und Mitteln zu solchen Arbeiten fehlt. Das Kunstwerk des Altares zu Kefermarkt gereicht nicht bloß Oberösterreich, sondern dem ganzen deutschen Volke zur Zierde und Ehre, daß es höchst bedauerlich ist, wenn die Wiederherstellung desselben unvollendet bleiben, oder die Wirkung durch höchst geschmacklose Umgebung zerstört werden sollte. Der Gefertigte erlaubt sich . . . sich auf einen Bericht zu beziehen, der . . . der Centralcomission vorliegen muß. Zur weiteren Einsicht erlaubt sich der Gefertigte einen vorläufigen gedruckten Bericht . . . aus dem Jahre 1853 beizulegen. Nach Vollendung der Restaurirung wird der Gefertigte nach Durchforschung der etwa vorhandenen Urkunden einen ausführlichen Bericht einsenden. Der Gefertigte frägt bei der hochlöblichen Comission an, ob er von dem vollendeten und durch eine neu zu bestellende Comission bezüglich der Anordnung seiner Theile rektificirten Altare eine Zeichnung oder Photographie zum Behufe der Einsendung machen lassen soll, welche Auslage in dieser Hinsicht ihm gestattet, und von welchem Fonde sie zu erheben ist. Die jetzt vorliegende Zeichnung ist von dem noch nicht restaurirten und in den Ornamenten sehr mangelhaften, in der Hauptfigur ganz unrichtigen Altare genommen.

Im August v. J. machte der Gefertigte eine Amtsreise nach Braunau, wo sich eine sehr schöne gothische Kirche befindet. Die Kirche ist im Innern durch geschmacklose Altäre und durch in gothische Bogen eingefügte Stuckarbeit von Blumen und Früchten entstellt. Mehrere Grab-

mäler sind von künstlerischer Bedeutung. In einem Seitentheile wurde in neuester Zeit bei Gelegenheit einer Arbeit an einem aus der sogenannten Zopfzeit herrührenden Altare die Entdeckung gemacht, daß sich hinter diesem Altare ein altdeutscher befinde, der nun vollkommen von dem vorstehenden neuen befreit ist. Er ist ein Flügelaltar. Die Flügel sind zu, und zeigen fünf bedeutende altdeutsche Gemälde. Die vergoldete Schnitzarbeit, so weit sie sichtbar ist, ist von der höchsten Schönheit. Die Flügel konnten ohne Gefahr nicht geöffnet werden, als der Gefertigte den Altar besah; denn es stand noch der neue Giebel, in welchem nach der Vermuthung des Gefertigten altdeutsche Figuren eingefügt waren, auf dem Altare. Der Giebel müßte in seinen Ornamenten, wenn sich nicht etwa auf dem Kirchenboden oder an einem anderen Orte Ueberreste vorfinden, neu gemacht werden. Der Gefertigte veranlaßte zur Sicherung des alten Altares die vorläufige Abnahme des neuen Giebels.

Der Thurm der Kirche ist einer der schönsten gothischen Thürme, er läuft verjüngt zu, allein er ist nur etwas über $\frac{2}{3}$ ausgebaut, dann hat man eine gerade Mauer aufgesetzt, und darauf eine Kuppel gestellt, welcher Anblick etwas ungemein Widerliches hat. Der Gefertigte hat im Allgemeinen über den Ausbau dieses schönen Werkes mit dem sehr würdigen und kunstfreundlichen Dechant und Pfarrer von Braunau Oetl gesprochen. Da aber die Lokalfonde weitaus nicht zureichen, dürfte nur durch einen Verein geholfen werden können, und ein solcher Verein dürfte nicht unmöglich sein. Der Gefertigte wird sich die Sache sehr angelegen sein lassen, und bei seiner nächsten Anwesenheit in Braunau, im Mai d. J. die Einleitungen treffen. Der Gefertigte wollte von dem Thurme, der, wenn er ausgebaut wäre, einer der schönsten und auch höchsten der Monarchie

wäre, so wie von dem Altare selber eine Zeichnung machen, und über den Altar die nöthigen Erhebungen und Einleitungen machen; allein schon am 2ten Tage seiner Anwesenheit in Braunau erfuhr er die bevorstehende Abreise Sr. Excellenz des Herrn Statthalters in die Donaufürstenthümer, und eilte sofort nach Linz, um die Abschiedsaufwartung zu machen, und um etwaige Befehle zu empfangen. Im Herbste wurde er durch Krankheit an weiteren Unternehmen gehindert. Im Frühlinge wird der Gefertigte specielle Berichte und Zeichnungen über den Thurm und den altdeutschen Altar einsenden.

In Steyr ist eine im schönsten gothischen Stile begonnene, aber in späteren und mitunter barbarischen Stilen ausgebaute Pfarrkirche. Von dieser Kirche wie von anderen Bauten und nicht unbeachtenswerthen Wegsäulen Oberösterreichs sind dem Gefertigten Zeichnungen zum Kaufe vorgelegt worden. Er frägt an, ob es im Prinzipe der hochlöblichen Centralcomission liegt, auch Zeichnungen durch Kauf zu erwerben, und ob er dieselben zu irgend einer Beschlußfassung einsenden soll.

Ueber die altdeutschen Altäre in Teichstätt im Innkreise, dann in Waldburg, St. Michael, Besenbach und St. Leonhard im Mühlkreise, dann zu Hallstadt und St. Wolfgang im Traunkreise wird der Gefertigte abgesondert berichten, da er wegen seiner Krankheit das gesammelte Material noch nicht zu ordnen vermocht hat.

Von sämmtlichen Bauten, Altären so wie von einzelnen Ornamenten, die sich an Resten noch vorfinden, würde der Sohn des hiesigen Bildhauers Rint schöne und verläßliche Zeichnungen verfertigeu, die um geringe Auslage eine systematische Zusammenstellung der Bauten und Ornamentik des Landes ob der Enns geben würden. Der Gefertigte bittet um Weisung, ob er Proben solcher Zeichnungen vor-

legen, und welche Auslage und aus welchem Fonde er dazu angewiesen erhalten soll.

Dieselbe Weisung erbittet er sich in Hinsicht von Photographieen von Gegenständen des hiesigen Musäums.

Da der Gefertigte aus den in der Wiener Zeitung veröffentlichten Protokollen der Sitzungen der hochlöblichen Centralcomission ersehen hat, daß sich der Wirkungskreis derselben nicht bloß auf Bauten und deren Bestandtheile erstreckt, so bittet der Gefertigte um Weisung, welche Gegenstände er in sein Amtsbereich zu ziehen habe.

Insbesondere frägt er sich an, ob er 173 Blätter mit den colorirten Originalabbildungen der in den keltischen Gräbern in Hallstadt gefundenen Alterthümer, welche er in den Händen hat, und welche Eigenthum des Bergmeisters Ramsauer sind, mit Bewilligung Ramsauers, die wohl ohne Schwierigkeit zu erhalten sein wird, zur Einsicht oder Einleitung einer Kopirung einsenden soll.

Schließlich frägt der Gefertigte, ob Bau- und andere Denkmale (und welche), die keinen Kunstwerth, wohl aber einen geschichtlichen oder sogenannten malerischen haben oder die schon in Ruinen liegen, bei denen eine Wiederherstellung nicht mehr denkbar ist, wie z. B. bei der hierlands berühmten Schaumburg bei Efferding, auch in den Kreis seiner Amtsthätigkeit gehören, und ob er Zeichnungen einsenden soll oder nicht.

Der Gefertigte glaubt die Versicherung geben zu können, daß, so wie er früher bei edlen und großen Werken es nicht an Bemühungen fehlen ließ, zu ihrer Erhaltung und Wiederherstellung nach Kräften mitzuwirken, er dieß bei solchen Werken um so mehr in seinem neuen Amtskreise nicht unterlassen wird.

Linz am 13ten Februar 1855.

Adalbert Stifter
Conservator für Oberösterreich

[2. 1855.]

Hochlöbliche k. k. Centralcomission für Erforschung und Erhaltung von Baudenkmalen!

Der Gefertigte erlaubt sich, in der Inlage die Zeichnung der altdeutschen Kirche von Pabneukirchen vorzulegen. Es sind 7 Blätter von Gustav Royko in Steyr.

Wäre gleich vom artistischen Standpunkte noch Manches zu wünschen übrig, so ist anderseits der Preis für die Arbeit sehr geringe, indem der Zeichner dafür 65 fl. C. M. beansprucht. Wenn es im Wirkungskreise der hochlöbl. k. k. Centralcomission liegt, durch Sammlung von Abbildungen von Baudenkmalen eine Uebersicht über das Vorhandene anzustreben, so dürfte eine Arbeit wie die vorliegende nicht ganz unentsprechend sein.

Da in Oberösterreich mehrere Baudenkmale von Bedeutung vorhanden sind, da es aber dem Gefertigten nicht gelungen ist, auf unentgeltlichem Wege Zeichnungen zu erlangen, so wagt er die Anfrage, ob es die hochlöbl. k. k. Centralcomission angemessen findet, daß Zeichnungen gegen ein mäßiges Honorar verfertigt werden, und bittet um Weisung, in welcher Art die Anfertigung solcher Zeichnungen einzuleiten wäre, und wie bezüglich der Honorirung vorgegangen werden müßte. Zugleich würde der Gefertigte um Weisung über die Beschaffenheit der Zeichnungen, Zahl der Blätter über einen Gegenstand und dgl. bitten. Kräfte, welche um mäßiges Honorar arbeiten würden, wären im Lande vorzufinden.

Wenn die hochlöbl. Centralcomission nicht geneigt wäre, die vorgelegten Blätter zu erwerben, so bittet der Gefertigte um baldige Zurücksendung derselben, damit der

Zeichner, welcher sehr arm ist, Gelegenheit erhalte, sie etwa anderweitig zu verwerthen.

Linz, am 28ten November 1855

Adalbert Stifter,
5 Conservator für Oberösterreich.

[3. 1856.]

Hochlöbliche k. k. Centralcomission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale!

Laut Schreiben der hochlöbl. Centralcomission vom 4ten Dezember v. J., Z. 231, angekommen in Linz am 9ten
10 Dezember habe ich den Auftrag erhalten, mich um 4 Stück Fibula, welche bei Pichlwang in Oberösterreich gefunden worden sind und von dem Besitzer Blumauer in Böcklabruck dem Herrn Sueß, Conservator in Salzburg, zum Kaufe angeboten wurden, zu erkundigen und zu vermitteln, daß
15 selbe, falls sie sich eignen, dem k. k. Hofkabinete überlassen werden. Ich habe mit umgehender Post nach Böcklabruck an Herrn Blumauer geschrieben und die Antwort d. dato 15ten Dezember 1855 erhalten, daß er nicht mehr im Besitze der Fibula ist, welche Antwort ich beilege. Ich habe
20 mich neuerdings an Blumauer gewendet, ob er nicht von dem jetzigen Besitzer eine Vorlage besagter Fibula an das k. k. Hofkabinet erwirken könne, habe aber noch keine Antwort erhalten. Um den gegenwärtigen Bericht nicht zu verzögern, sende ich einstweilen die Antwort Blumauers
25 ein und werde über das Weitere später berichten. Ich habe aus dem Munde des Herrn Blumauer, welcher in der Nähe von Böcklabruck Silberarbeiter ist und sich mit alterthümlichen Gegenständen beschäftigt, schon früher in Erfahrung gebracht, und der Schluß seines Schreibens deutet wieder

darauf hin, daß in der Nähe von Vöcklabruck bei Pichlwang auf Privatgrund sich Hügel und Erhebungen befinden, welche vermuthlich keltische Gräber sind. Da der Grund Wald- und Weidegrund ist, so haben mit Bewilligung des Eigenthümers vorläufige Nachsuchungen stattgefunden und einige Gegenstände, besonders Fibula, zu Tage gebracht, wie man sie gewöhnlich in keltischen Gräbern findet. Ich werde mit Beginn des Frühlings mich selber an Ort und Stelle begeben und über den Befund und die sich ergebenden Vorkehrungen berichten.

Linz, am 8ten Jänner 1856.

Adalbert Stifter,
k. k. Conservator für Oberösterreich.

[4. 1857.]

Hochlöbliche k. k. Centralcomission!

In Folgendem erlaube ich mir über ziemlich umfassende Wiederherstellungen an älteren Kunst- und Bauwerken in Oberösterreich zu berichten.

Das Wesentlichste ist an der Stadtpfarrkirche in Steyr geschehen. Diese Kirche ist auf dem Platze, an dem vor ihr schon eine Kirche gestanden war, am südlichen Ende der Stadt, nach Pritz von dem Baumeister Hanns Buxbaum im J. 1443 begonnen worden. Hanns Buxbaum starb im Jahre 1454. Nach ihm baute Martin Kronschacher an der Kirche weiter. Diesem folgte der Steinmetzmeister Wolfgang Denk, welcher im Jahre 1515 starb. Nach ihm kam Hanns Schwedhorer, welcher die Kirche bis 1522 fast ganz vollendete. Am 18ten März 1522 zerstörte ein großer Brand die Baulichkeiten an der Kirche dergestalt, daß man meinte, die Mauern tragen die Gewölbe nicht mehr, und daß man

den Weiterbau einstellte. Von da bis 1628 stand die Kirche leer, und man baute nicht weiter. Im Jahre 1628 hat der Abt Anton II. von Garsten die Vollendung der Kirche übernommen, und im Jahre 1630 waren die Wölbungen fertig. Nicht lange darnach wurde die Kirche eingeweiht. Die Kirche ist im gothischen Stile begonnen worden, und die ältesten Theile, darunter vorzüglich das Portale, welches im Jahre 1454 schon fertig gewesen sein soll, sind von außerordentlicher Schönheit. Spätere Bauführungen sind von dem ursprünglichen Stile und Plane abgegangen, aber wesentlich nur im Aeußern der Kirche. An der Schmalseite derselben, welche dem Hochaltare gegenübersteht, und welche den Haupteingang enthält, ist eine Wölbung längs ihrer ganzen Wand angebracht worden, welche einer Durchfahrt gleicht, die nur die zwei Oeffnungen nach Nord und Süd hat und nach Westen eine blinde Mauer zeigt. Die Länge der Kirche ist von West nach Ost gerichtet. Dieser Anbau ist wohl sehr alt; aber er dürfte um so weniger im Plane Buxbaums gelegen sein, als die Schmalseite der Kirche in der Hauptsache Aehnlichkeit mit der der Kirche von St. Stephan in Wien hat und gewiß nicht zum Verbauen bestimmt war, so wenig das Hauptthor von St. Stephan verbaut ist. Ueberhaupt hat die Kirche in Steyr mit der von St. Stephan in Wien viele Aehnlichkeit der Motive. Der ziemlich hohe Thurm hat zum Querschnitt ein Sechseck, hat hohe Thurmfenster, an denen nach außen Balkone mit bauchigem Eisengitter, nach der Sitte des 17ten Jahrhunderts sich befinden, und trägt ein Kuppeldach. Das Innere der Kirche wurde fast ganz rein gothisch vollendet. Nur fehlen in dem hinteren Theile der drei Schiffe an den Wölbungen die Rippen, welche in dem vorderen Theile äußerst schön und zierlich sind. Im Laufe der letzten Zeiten ist das Innere der Kirche sehr entstellt worden. Im Chore der drei Schiffe hat man

sieben Fenster zugemauert, um drei Zopfaltäre aufstellen zu können, welche so groß gemacht wurden, daß sie die drei Chore vollständig füllten und jede Spur der Bauwerke und ihrer Verzierungen so wie das Sakramentshäuschen deckten. An zwei Stellen wurde die Wand des südlichen Seitenschiffes zwischen den Säulen durchbrochen, und hinter dem Durchbruche ein seichter Außenbau angebracht, in welchen jeden ein Seitenaltar im Zopfstile gesetzt wurde. Die Fenster über diesen Zubauen waren natürlich dadurch sehr gekürzt und entstellt worden. Das Innere dieser Zubaue wurde mit Stuck ornamentirt, und zwischen die gothischen Säulen wurde eine Art dorisches und korinthisches Gebälk gestellt. An einem Pfeiler wurde eine sehr große Kanzel im Zopfstile befestigt. An vielen andern Pfeilern wurden große in demselben Stile gearbeitete, vergoldete und gemalte Heiligengestalten aufgehängt. Um sie anbringen zu können, wurden an mehreren Stellen die Baldachine über den Säulennischen, in welche gothische Figuren bestimmt waren, zerstört oder verstümmelt. Ein Musikchor nebst einer Orgel wurden ebenfalls im Zopfstile aufgestellt. Die Gewölbe und Pfeiler waren braun in braun (nach Sepiaart) theils allegorisch, theils mit Zierwerk bemalt, wie man es öfter in Stiegenhäusern und Vorsälen zu Rathhäusern und dergleichen aus den letzten zwei Jahrhunderten antrifft.

Schon seit meiner Jugendzeit, welche ich in dem Steyr sehr nahe gelegenen Kremsmünster verlebte, war mein Augenmerk auf diese Kirche gerichtet. Oft habe ich in neuerer Zeit für ihre Wiederherstellung das Wort ergriffen, aber vergebens. Erst in neuester Zeit fand sich in Steyr eine größere Liebe zu der schönen Pfarrkirche ein, und Wünsche für ihre Reinigung wurden rege. Früher waren einsichtsvolle und gebildete Menschen in dieser Hinsicht mehr oder weniger allein gestanden. Nach meiner Ernennung zum

Conservator von Oberösterreich ergriff ich jede Gelegenheit, auf eine Wiederherstellung der Pfarrkirche in Steyr zu bringen. Ich hatte viele Besprechungen mit dem seither verstorbenen hochw. Herrn Stadtpfarer, Canonicus und Dechant Plersch und mit Mitgliedern des Gemeinderathes. Alle Betheiligten waren fast ohne Ausnahme zu einer Wiederherstellung in einzelnen Theilen, so weit die Mittel reichen würden, geneigt, und dieser Geist breitete sich immer mehr aus. Zur Feier der Wiedergenesung Sr. k. k. apost. Majestät unsers allergnädigsten Kaisers Franz Joseph votirte der Stadtrath von Steyr einen gothischen Hauptaltar an die Stelle des Zopfaltares. Der Bildhauer Schönlaub in München wurde mit dem Baue desselben betraut. Seitdem benützte ich jede Gelegenheit, auf Reinigungen aufmerksam zu machen, die mit der Aufstellung des neuen Altars Hand in Hand gehen könnten. Ich besprach mich mit dem hochwürdigen gegenwärtigen Herrn Stadtpfarrer, Dechant Zweithurn, mit dem einsichtsvollen Herrn Bürgermeister Gaffl, mit dem in alten Bauwerken bewanderten Magistratssekretär und mit Mitgliedern des Gemeinderathes. Besonders im Dezember 1856, zu welcher Zeit ich fast drei Wochen in Amtsgeschäften in Steyr zubrachte, wurde diese Angelegenheit im Einzelnen vorgenommen, und ich brachte in Gesellschaft der Obgenannten viele Zeit in Besprechung und Berathung in der Kirche zu. Mein Rath ging damals auf folgende Gegenstände:

1. Entfernung der drei Zopfaltäre im Chore.

2. Ausbrechung der sieben vermauerten Fenster und Wiederherstellung der etwa verlorenen oder verstümmelten Maßwerke derselben.

3. Entfernung der Bemalung der Kirche und Bloßlegung des behauenen Steines, wenn die Wände aus einem solchen bestehen, oder Anbringung eines passenden Tones,

wenn etwa unbehauener oder unregelmäßiger Stein oder gar hie und da Ziegel unter dem Anwurfe wären. Als Ton rieth ich die Farbe eines nicht gar alten Sandsteines oder Tuffsteines, fügte aber hinzu, daß für diesen Fall Schönlaub gebeten werden möge, daß er den Ton auf Papier getragen angeben und übersenden wolle.

4. Einsetzung von dessenirten farbigen Fenstern in die sieben ausgebrochenen Räume, falls die Mittel zu Glasgemälden nicht vorhanden sein sollten. Würden Glasgemälde möglich, so schlug ich vor, sich deßfalls um Weisung an die hochlöbl. k. k. Centralcomission zu wenden. Könnten nur dessenirte Fenster beschafft werden, so möge Schönlaub um die Zeichnung im gothischen Stile angegangen werden. Keines Falles aber möge man fertiges dessenirtes Glas kaufen.

5. Vorläufig Aufstellung des gothischen Hochaltares und Leerlassung der Stellen der Seitenhauptaltäre, bis man auch gothische aufstellen könnte.

6. Beseitigung der Seitenzopfaltäre und Herstellung der ursprünglichen Kirchenwände und der verstümmelten Fenster.

7. Beseitigung der vergoldeten Figuren von den Pfeilern, Herstellung der Pfeilernischen sammt ihren Baldachinen und allmählige Anschaffung der nothwendigen gothischen Figuren.

8. Ersetzung der Kanzel durch eine gothische.

9. Bau eines gothischen Musikchores und gothische Fassung der Orgel.

Anmerkung. Von dem Baue eines Thurmes wird wohl der Kosten wegen nie die Rede sein können, so wie die Beseitigung der Anwölbung an die Eingangsseite auf große Schwierigkeiten stoßen dürfte, da der Musikchor hauptsächlich auf ihr ruht.

Die Betheiligten stimmten mir in allen Stücken zwar bei, sagten aber, daß die Mittel nicht zu Allem reichten, und daß sich vielleicht Schwierigkeiten in Hinsicht der kirchlichen Gefühle der Gemeinde und bei den vorgesetzten Behörden ergeben dürften.

Sollten aber nach und nach die Mittel beschafft werden können, so dürfte, falls die Erlaubniß nicht vorenthalten würde, nicht nur das Vorgeschlagene in Vollzug kommen, sondern auch noch die Ornamentirung des Aeußern der Kirche Fortschritte machen. Der Gemeinderath stellte die Bitte um Genehmigung der Umgestaltung in der Kirche an den hochwürdigsten Herrn Bischof in Linz, welcher in bereitwilliger Weise die mit Aufstellung des Votivaltares verbundenen Umgestaltungen und die Verschönerung der Kirche überhaupt zugestand. In Folge dessen wurden von den oben angeführten Beantragungen folgende ausgeführt:

Zu 1. Alle drei Zopfaltäre im Chore wurden entfernt.

Zu 2. Die sieben vermauerten Fenster des Chores wurden wieder ausgebrochen, es erschienen drei große im Hauptschiffe und je zwei schmälere in den zwei Nebenschiffen. Die verloren gegangenen Theile der Maßwerke wurden durch Schönthaler aus Sandstein ergänzt.

Zu 3. Die ganze Kirche erhielt im Inneren einen Ton, weil ihre Wände nicht überall Stein sind, sondern häufig Backstein oder unregelmäßiger, unbehauener Tuffstein. Der Ton wurde von Schönlaub angegeben. Er ist dem des Tuffsteines ähnlich und trocknete ziemlich klar heraus. Mir erschien er ein wenig zu gelblich und an getrockneten Lehm erinnernd; allein ich sah ihn, da er vielleicht noch nicht ganz getrocknet war, und kann auch darum ein Urtheil nicht mit Beruhigung abgeben, weil ich die Kirche fast leer und hauptsächlich ohne dem Hochaltar und den farbigen Fenstern sah.

Zu 4. Schönlaub hat sehr schöne, in gothischem Stile dessenirte Fenster gezeichnet, und sie sind eben in München in der Ausführung. Heute erfuhr ich, daß die drei größern bereits angekommen sind, und man eben zur Einsetzung schreitet. Die vier schmäleren werden erst in vier Wochen fertig.

Zu 5. Der gothische Hochaltar von Schönlaub ist fertig. Er war in Wien ausgestellt, ist angekommen und wird demnächst aufgestellt werden. Ich lege diesem Berichte eine Photographie des Altares bei. Die Stellen in dem Chore der Seitenschiffe bleiben einstweilen frei, bis auch dort gothische Altäre angeschafft werden können.

Zu 6. Die Altäre im Zopfstile an der südlichen Seitenwand sind vorläufig stehen geblieben. Aber die antiken Gebälke sind weggenommen worden, so daß nun rings um die Vertiefungen dieser Altäre die glatten Kirchenwände sind. Auch hat man die Säulen, welche durch Errichtung der antiken Gebälke vielfach beschädigt worden sind, wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit hergestellt. Die genannten zwei Seitenaltäre stehen so unstimmend von der ganzen, edlen und reinen Schönheit der Kirche ab, daß ich keinen Zweifel hege, daß man in Kurzem auch an die Beseitigung dieses Uebelstandes denken wird.

Zu 7. Alle Figuren an den Säulen im Zopfstile sind beseitigt worden. Man hat die Säulenbeschädigungen ausgebessert und die beschädigten Nischen und Baldachine ergänzt. Die Gestalten der zwölf Apostel in gothischem Stile sind bereits bestellt, und man hat vor, nach und nach alle Nischen mit gothischen Figuren zu besetzen.

Zu 8. Die Kanzel wird durch eine gothische später ersetzt werden.

Zu 9. Der Musikchor und die Fassung der Orgel bleiben einstweilen noch. Das Sakramentshäuschen, welches

jetzt sichtbar ist, ist von sehr schöner Arbeit. Es fehlte aber die Thür, welche, wie Spuren angaben, einst gewaltsam entfernt worden war. Der Schlossermeister Sippmayr in Steyr erinnerte sich, einmal eine eiserne alterthümliche Thür in einer Auction gekauft zu haben, und bot an, dieselbe für das Sakramentshäuschen herrichten zu lassen. Sie war aber die echte; denn als man sie versuchte, paßte sie vollkommen in die Angeln und in den Steinfalz. Sie ist von doppelten Eisenwänden in durchbrochener Arbeit, gothisch, sehr schön und kunstreich gearbeitet. Ich habe zu Ende des September Steyr besucht, um mich von dem Fortgange der Arbeiten zu überzeugen. Der Eindruck, den die Kirche jetzt nach Wiedereröffnung der vermauerten Fenster, namentlich vom Musikchore aus, macht, ist ein außerordentlicher. Der Bau vereinigt Erhabenheit und religiöse Majestät mit der größten Anmuth und Lieblichkeit. Ich werde mir erlauben, sobald die jetzigen Wiederherstellungsarbeiten beendet sind, wieder zu berichten. Sehr zu bedauern ist, daß man mit einem Theile einer fast fanatischen Bevölkerung zu kämpfen hat, welche sich der Umänderung widersetzt und darin eine Entweihung erblickt. Es ist dieß ein Grund mehr, weßhalb jetzt nur ein Theil aller Umänderungen vorgenommen werden konnte, damit man früher fertig wird, und die Unzufriedenen an der Stelle des Weggenommenen etwas Anderes sehen und sich damit versöhnen. Ich glaube, daß bei dem Geiste, welcher bei den Einsichtsvolleren herrscht, in nicht langer Zeit auch noch der Rest, der jetzt bleibt, in seine ursprüngliche Gestalt wieder hergestellt werden wird. So wie ich bisher in Hinsicht dieser Kirche meine Pflicht wahrgenommen zu haben glaube, werde ich auch in Zukunft die mir mögliche Mühe aufwenden, damit dieses schöne Werk wenigstens im Innern von den noch an ihm haftenden Ver-

unzierungen befreit werde. An die Stelle einer Einfassungsmauer des ehemaligen, die Kirche umgebenden Kirchhofes wird an der Stadtseite, wo der Anblick der Kirche besonders durch die Mauer verdeckt ist, ein eisernes Gitter in gothischem Stile kommen. Wünschenswerth wäre es, wenn wenigstens theilweise Mittel zu öfteren Reisen zu Gebote ständen, weil man, während die Arbeiten im Gange sind, oft durch Rath etwas fördern oder durch Einwirkung Zerstörungen, Verunstaltungen und Stilwidrigkeiten wirksam hintan halten kann. Bisher habe ich, so wie ich alle Reisen bei der Wiederherstellung des Kefermarkter-Altares aus meinem Eigenen bestritt, alle Auslagen bezüglich Steyrs aus Eigenem gedeckt.

Ueber eine zweite Wiederherstellung in Oberösterreich erlaube ich mir unter Einem zu berichten. In Pesenbach, am linken Donauufer, 1½ Meile von Linz aufwärts, steht eine kleine, aber sehr schöne gothische Kirche, in welcher schon länger nicht mehr täglich Gottesdienst gehalten wird. In dieser Kirche befand sich ein Flügelaltar aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Flügel hatten im Innern halberhabene Arbeit in vier Tafeln, die Wunder des heiligen Leonhard vorstellend. Das Hauptstück hatte drei ganze Figuren, so wie der schön ornamentirte Giebel nach damaliger Sitte mehrere ganze Figuren enthielt. Die Rückseite der Flügel, so wie ein Theil der Rückwand des Altars hatte Oelgemälde. Das Mittelstück der Rückwand trug ein Gemälde in Leimfarben. Der Altar war vergoldet und vielfarbig gefaßt. Er war in der Zeit schon vielfach beschädigt und beschmutzt worden. Wenn auch sein Kunstwerth als solcher nicht ein hervorragender ist, und bedeutende Fehler, wie sie dem Mittelalter eigen waren, hervortreten, so ist er doch als gothisches Bauwerk in manchen Theilen, besonders in der Ornamentik von

großer Schönheit und ist für die Kunstgeschichte und das Studium der Gothik von mannigfaltigem Werthe. Das Kirchlein gehört zu dem Kloster St. Florian. Der für Kunst wohlgesinnte hochwürdige Abt von St. Florian Theophil Mayr hat diesen gothischen Altar durch den hiesigen akademischen Maler und Bildhauer Scheck, welcher sich in München gebildet hatte, wieder herstellen, neu vergolden und fassen lassen. Da Scheck in Linz wohnt und der Altar nach Linz gebracht worden war, konnte ich öfter, als es bei entfernten Arbeiten der Fall ist, dem Fortgange der Wiederherstellung zusehen. Scheck hat die Farben an den Ornamenten und zum Theil an den Figuren (wie sie eben Farbe hatten) genau so gehalten, wie er sie vorfand, und dort Gold aufgelegt, wo früher Gold war. An den Gemälden ist, außer daß sie gereinigt wurden, nichts geändert worden. Die ursprüngliche Farbe ist geblieben. Nur wo Stellen ganz weggebrochen waren, sind sie ergänzt worden und haben die nothwendige Farbe erhalten. An den Hauptgemälden war dieß nur bei unbeträchtlichen Nebendingen nothwendig. Der Altar ist in dem Augenblicke in dem sogenannten steinernen Saale des hiesigen Landhauses zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt. Betrübend ist es, die Urtheile der Besucher zu hören, welche größtentheils nicht wissen, um was es sich handelt, und welche die stilwidrigsten Wünsche laut werden lassen. Mitunter geben sie Scheck die Fehler der Zeichnungen und der Bildhauereien Schuld. Ich habe einen Aufsatz über diesen Altar für die Landeszeitung unter der Feder, so wie ich über die Steyrer Restaurationen geschrieben habe. Zum Theile dienen solche Besprechungen doch zur Richtigstellung verworrener Urtheile und zur Klärung von Kunst- und kunstgeschichtlichen Ansichten.

Die Stadtpfarrkirche in Wels hat statt des früheren

Zopfaltares einen gothischen von Stolz in Innsbruck erhalten. Ich behalte mir vor, über diesen Altar, so wie über die Kirche, ihre ansprechenden Glasmalereien und ihr schönes Portale abgesondert zu berichten, da mich in Kurzem Amtsgeschäfte auf längere Zeit in Wels zurückhalten werden.

Daß der schöne Flügelaltar in St. Wolfgang über Anregung Sr. Excellenz des Herrn Statthalters in Oberösterreich, Freiherrn Eduard von Bach, einer gründlichen Restaurirung entgegen geht, ist der hochlöblichen k. k. Centralcomission ohnehin bekannt.

Sehr schmerzlich war es mir, von dem bereits in Anregung gebrachten Beginnen der Gründung eines sogenannten Kreuzervereines zum Ausbaue des schönen Thurmes der schönen gothischen Kirche zu Braunau wieder abstehen zu müssen. Der hochwürdigste Bischof von Linz hat einen Verein zum Baue eines Domes in Linz gegründet und zu Sammlungen zu diesem Zwecke aufgerufen. Da nun alle oder doch wenigstens die meisten zu religiösen Baulichkeiten geeigneten Beiträge sich der Natur der Sache gemäß diesem großartigen Unternehmen zuwenden, so konnte ich nicht hoffen, daß Beiträge zu dem kleineren Unternehmen fließen werden, und stand, was meinen Einfluß betrifft, von dem Plane ab, ihn auf bessere Zeiten oder andere Wege versparend. Braunau ist von seinem früheren Wohlstande sehr herabgesunken, und mit sogenannten Lokalmitteln ist hier nicht auszureichen, obwohl die Kosten nicht mehr so groß sein dürften, da nach Augenscheinschätzung drei Viertheile des Thurmes ausgebaut sind oder eher darüber. Seine Schönheit ist aber so groß, daß er, vollendet, zu den schönsten und höchsten von Deutschland zählen würde.

Schließlich lege ich noch zwei Photographien bei. Die eine stellt das Thürmchen einer Kapelle dar, welche neben

der Pfarrkirche in Steyr steht. Man hat die Ornamente im vergangenen Jahre restauriren lassen. Die zweite ist von dem sehr alten Taufbecken in der Pfarrkirche von Steyr genommen.

Linz, am 21ten October 1857.

Adalbert Stifter,
k. k. Schulrath und Conservator für Oberösterreich.

[5. 1862.]

Hochlöbliche k. k. Centralcomission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale!

In der Linzerzeitung vom 22ten d. M. fand ich eine Angabe, daß beabsichtigt werde, die Ruinen der Schlösser Wildberg im Haselgraben bei Linz und Schauenburg (fälschlich Schaumburg) zwischen Efferding und Aschach abzutragen. Da nun Wildberg nicht nur dadurch geschichtlich merkwürdig ist, daß im Jahre 1394 der damalige böhmische König Wenzel auf dieser Burg gefangen saß, sondern auch dadurch, daß es das Stammhaus der schon um 1138 blühenden Herren von Wildberg ist, aus denen durch Verheirathung mit einem Fräulein von Wildberg die jetzigen Besitzer dieser Burg, die Starrhemberge, erst zu Ansehen und Geltung kamen, da die Schauenburg nach Stülz von einem aus dem alten Geschlechte der Julbache bei Braunau (alt „Brunnenau") erbaut wurde, wornach er und seine Nachkommen den Namen „von Schauenberg" führten, welcher Name besonders unter Ulrich von Schauenberg bedeutsam in die österreichische Geschichte eingriff, und da abgesehen davon, daß diese Burgen alte Geschichts- und Geschlechtsdenkmäler dieses Landes sind, sie auch zu den poetischsten Zierden desselben

gehören: so dürfte es in allen diesen Beziehungen ein unersetzlicher Verlust sein, wenn diese Burgen von ihrer Stelle verschwänden.

Ich zog Erkundigungen ein, konnte aber nichts Gewisses erfahren, da ich den Herrn Generalsekretär des Herrn Fürsten von Starrhemberg Stauber nicht traf, und frühere Beamte des Herrn Fürsten, namentlich der jetzige Notar Hocke mit den gegenwärtigen Umständen nicht mehr vertraut sind. Weil ich aber Gefahr im Verzuge fürchte, so erlaube ich mir die Anzeige an die hochlöbliche k. k. Centralcomission zu erstatten, welche mit dem als Reichsrath in Wien (oder wie man mir sagt, gegenwärtig in Baden bei Wien) befindlichen Besitzer beider Burgen, Camillo Fürsten von Starrhemberg, am unmittelbarsten in Verkehr zu treten in der Lage wäre. Zugleich habe ich eine Eingabe an die hiesige k. k. Statthalterei um geeignete Einflußnahme in dieser Angelegenheit gemacht. Ich werde mich demnächst zu beiden Burgen begeben und nach auch noch anderweitigen Erkundigungen wieder ehrfurchtvollen Bericht erstatten.

Linz, am 24ten Mai 1862

Adalbert Stifter
Conservator für Oberösterreich.

[6. 1864.]

Hochlöbliche k. k. Centralcomission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

In der Einlage lege ich die Anzeige eines gefundenen Römergrabes in Ueberaggern im Bezirke Braunau von Seite des dortigen Herrn Pfarrers ehrerbietig vor, der weitern Weisungen harrend.

Von einer langen Krankheit eben in die Genesung getreten kann ich mich nicht an Ort und Stelle begeben, habe aber sofort an den H. Pfarrer geschrieben und um nähere Auskunft gebeten, auf wessen Grunde sich das Grab 5 befand oder befindet, wie weit es erhalten und bei Auffindung belassen worden ist, in wessen Händen sich die aufgefundenen Gegenstände befinden, und was der Berechtigte damit beabsichtigt.

Die Antwort werde ich mich beeilen sofort der hoch-10 löbl. Comission mitzutheilen.

Linz, am 12ten Mai 1864

Adalbert Stifter
Conservator für Oberösterreich.

Aus dem Tagebuche über Malereiarbeiten.

[Vorsatzblatt]

Tagebuch über Malereiarbeiten
am 5t Februar 1854 begonnen

Adalbert Stifter

[Rückseite]

Am 5t Februar 1854 war in Arbeit.
Landschaften

1. Die Vergangenheit. römische Ruinen	Bis auf den Vordergrund gezeichnet. Die Luft gemalt.
2. Die Heiterkeit. griechische Tempelruinen	Mittelgrund gezeichnet Luft und Hintergrund gemalt.
3. Die Sehnsucht.	Mondstück. Die Luft gemalt.
4. Die Bewegung. strömendes Wasser	Bis auf die Luft und Theile des Vordergrundes gezeichnet

(Wurde später verworfen und neu gezeichnet.)

Im Kopfe entworfen aber noch nicht begonnen

5. Die Ruhe. See mit Schneeberg
6. Die Einsamkeit, Ruinen mit Mondaufgang
7. Die Schwermuth. Mondstück.
8. Die Feierlichkeit (Großglockner.)

[Seite 1]

1854

Datum	von	bis	Arbeit	St.	Min.
5./2.	von $^1/_2 9$	bis $^1/_2 12$	an der Bewegung gearbeitet	3 St.	— Min.
8./2.	„ $8^0 20'$	„ 9	an der Bewegung gearbeitet	— St.	40 Min.
9./2.	„ $8^0 30$	„ $9^0 30$	an der Bewegung gearbeitet	1 St.	— Min.
10./2.	„ 8	„ $9^1/_2$	an der Bewegung gearbeitet	1 St.	30 Min.
11./2.	„ $8^0 45$	„ $11^0 45'$	an der Bewegung gearbeitet	3 St.	— Min.
12./2.	„ $8^1/_4$	„ $10^1/_4$	an der Bewegung gearbeitet	2 St.	— Min.
„	„ $11^0 20'$	„ $12^0 20$	an der Bewegung gearbeitet	1 St.	— Min.
13./2.	„ $3^0 25$	„ $4^0 30$	an der Vergangenheit gearb.	1 St.	5 Min.
15./2.	„ $8^0 10$	„ $8^0 50$	an der Bewegung gearbeitet	— St.	40 Min.
„	„ $3^0 50$	„ $4^0 25$	an der Bewegung gearbeitet	— St.	35 Min.
17./2.	„ $12^0 45$	„ $1^0 40$	an der Bewegung gearbeitet	— St.	55 Min.
18./2.	„ 8	„ $10^0 7$	an der Bewegung gearbeitet	2 St.	7 Min.
„	„ $4^0 45$	„ $5^0 18$	an der Bewegung gearbeitet	— St.	33 Min.
19./2.	„ $8^0 26$	„ $12^0 8$	an der Bewegung gearbeitet	3 St.	42 Min.
20./2.	„ $8^0 20$	„ $9^0 34$	an der Bewegung gearbeitet	1 St.	14 Min.
„	„ $4^0 2$	„ $4^0 38$	an der Vergangenheit gearb.	— St.	36 Min.
21./2.	„ $8^0 10$	„ $9^0 48$	an der Bewegung gearbeitet	1 St.	38 Min.
22./2.	„ $8^0 50$	„ $10^0 10$	an der Bewegung gearbeitet	1 St.	20 Min.
„	„ $3^0 55$	„ $4^0 45$	an der Bewegung gearbeitet	— St.	50 Min.

Die Zeichnung der Bewegung vollendet.

N. S.: am nächsten Tage wurde manches von der Zeichnung wieder ausgelöscht und neu zu zeichnen begonen.

Datum	von	bis	Arbeit	St.	Min.
23./2.	„ $8^0 45'$	„ $10^0 5$	an der Bewegung gearbeitet	1 St.	20 Min.
„	„ $3^0 30$	„ $4^0 45$	an der Bewegung gearbeitet	1 St.	15 Min.
24./2.	„ $8^0 25$	„ $9^0 13$	an der Bewegung gearbeitet	— St.	48 Min.

Die Zeichnung der Bewegung vollendet.

Summe der Arbeit an der Bewegung auf dieser Seite 29 St. 7 Min.

„ „ „ „ „ Vergangenheit „ „ „ 1 St. 41 Min.

[Seite 2]

24./2.	von	9^{0} 36	bis	11^{0} 25	an der Heiterkeit gearbeitet	1 St. 49 Min.
25./2.	„	8^{0} 47	„	1^{0} 17	an der Bewegung gemalt	4 St. 30 Min.
26./2.	„	8^{0} 30	„	10^{0} 50	an der Vergangenheit gemalt	2 St. 20 Min.
„	„	12^{0} 40	„	1^{0} 40	an der Heiterkeit gezeichnet	1 St. — Min.
27./2.	„	8^{0} 25	„	1^{0} 45	an der Bewegung gemalt	5 St. 20 Min.
„	„	2^{0} 26	„	3^{0} 22	an der Bewegung gemalt	— St. 56 Min.
März.						
1./3.	von	8^{0} 15	„	12^{0} 19	an der Bewegung gemalt	4 St. 4 Min.
2./3.	„	9^{0} 49	„	12^{0} 52	an der Bewegung gemalt	3 St. 3 Min.
4./3.	„	4^{0} 5	„	5^{0} 3	an der Vergangenheit gez.	— St. 58 Min.
5./3.	„	9^{0} 27	„	11^{0} 43	an der Vergangenheit gemalt	2 St. 16 Min.
„	„	11^{0} 43	„	12^{0} 15	an der Heiterkeit gemalt	— St. 32 Min.
11./3.	„	8^{0} 30	„	1^{0} —	an der Bewegung gemalt	3 St. 30 Min.
12./3.	„	8^{0} 15	„	1^{0} —	an der Bewegung gemalt	3 St. 45 Min.
13./3.	„	8^{0} 20	„	9^{0} —	an der Bewegung gemalt	— St. 40 Min.
„	„	9^{0} 30	„	9^{0} 56	an der Vergangenheit gez.	— St. 26 Min.
18./3.	„	4^{0} 15	„	4^{0} 47	an der Vergangenheit gez.	— St. 32 Min.
19./3.	„	8^{0} 20	„	12^{0} —	an der Bewegung gemalt	3 St. 40 Min.
21./3.	„	3^{0} 24	„	5^{0} 10	an der Heiterkeit gezeichnet	1 St. 46 Min.
22./3.	„	8^{0} —	„	8^{0} 42	an der Heiterkeit gezeichnet	— St. 42 Min.
23./3.	„	7^{0} 40	„	8^{0} 59	an der Heiterkeit gezeichnet	1 St. 19 Min.
„	„	11^{0} 42	„	12^{0} 56	an der Heiterkeit gezeichnet	1 St. 14 Min.
24./3.	„	8^{0} 4	„	9^{0} 13	an der Heiterkeit gezeichnet	1 St. 9 Min.
25./3.	„	8^{0} 50	„	12^{0} 20	an der Heiterkeit gezeichnet	3 St. 30 Min.
26./3.	„	8^{0} 37	„	11^{5} 16	an der Heiterkeit gezeichnet	2 St. 39 Min.
27./3.	„	8^{0} 21	„	11^{0} 13	an der Heiterkeit gezeichnet	2 St. 52 Min.
„	„	11^{0} 13	„	1^{0} 23	an der Heiterkeit gemalt	2 St. 10 Min.

Summe der auf dieser Seite verzeichneten Arbeitsstunden

An der Heiterkeit gezeichnet	18 St.	— Min.
„ „ „ gemalt	2 „	42 „
An der Bewegung gemalt	29 „	28 „
An der Vergangenheit gezeichnet . . .	1 „	56 „
„ „ „ gemalt	4 „	36 „

[Seite 8]

28./3.	von	8^0 —	bis	12^0 44	an der Bewegung gemalt	4 St. 44 Min.
29./3.	„	7^0 54	„	1^0 25	an der Bewegung gemalt	5 St. 31 Min.
„	„	2^0 —	„	4^0 —	an der Bewegung gemalt	2 St. — Min.
30./3.	„	8^0 15	„	12^0 56	an der Bewegung gemalt	4 St. 41 Min.
„	„	2^0 24	„	3^0 30	an der Bewegung gemalt	1 St. 6 Min.
„	„	4^0 22	„	5^0 22	an der Vergangenheit gezeich.	1 St. — Min.
31./3.	„	7^0 30	„	9^0 7	an der Vergangenheit gezeich.	1 St. 37 Min.
April.						
1./4.	„	7^0 16	„	9^0 11	an der Vergangenheit gezeich.	1 St. 55 Min.
2.	„	8^0 48	„	1^0 23	an der Vergangenheit gemalt	4 St. 35 Min.
„	„	5^0 3	„	5^0 50	an der Vergangenheit gemalt	— St. 47 Min.
3.	„	4^0 18	„	6^0 14	an der Heiterkeit gezeichnet	1 St. 56 Min.
4.	„	3^0 15	„	5^0 15	an der Bewegung gemalt	2 St. — Min.
5.	„	3^0 57	„	5^0 29	an der Bewegung gemalt	1 St. 32 Min.
9.	„	8^0 —	„	8^0 47	an der Vergangenheit gezeich.	— St. 47 Min.
„	„	8^0 47	„	12^0 30	an der Vergangenheit gemalt	3 St. 43 Min.
10.	„	3^0 55	„	5^0 55	an der Vergangenheit gemalt	2 St. — Min.
11.	„	3^0 30	„	5^0 30	an der Bewegung gemalt	2 St. — Min.
12.	„	5^0 15	„	6^0 —	an der Bewegung gemalt	— St. 45 Min.
13.	„	4^0 10	„	5^0 39	an der Bewegung gemalt	1 St 29 Min.
15.	„	3^0 21	„	5^0 31	an der Bewegung gemalt	2 St. 10 Min.
16.	„	9^0 6	„	12^0 11	an der Heiterkeit gemalt	3 St. 5 Min.
17.	„	7^0 13	„	9^0 55	an der Heiterkeit gemalt	2 St. 42 Min.

Summe:

An der Bewegung gemalt . . . . . . 27 St. 58 Min.
An der Vergangenheit gezeichnet . . . 5 St. 19 Min.
An der Vergangenheit gemalt . . . . 11 St. 5 Min.
An der Heiterkeit gezeichnet . . . . . 1 St. 56 Min.
An der Heiterkeit gemalt . . . . 5 St. 47 Min.

[Seite 19].

Monatstag	Stunden		Gegenstand	Stunden	Minuten
September [1859]					
3	4.24	5.52	an der Ruhe gezeichnet	1	28
11	10	11.20	an der Bewegung gemalt (nasse Steine)	1	20
17	3.36	4.34	an der Ruhe gezeichnet	—	58
18	8.35	8.58	an der Ruhe gezeichnet	—	23
24	8.39	12.45	an der Bewegung gemalt (Luft zum 5ten Male)	4	15
October					
2	10.7	11.25	an der Ruhe gezeichnet	1	18
11	10.46	11.10	an der Ruhe gezeichnet	—	24
12	8.48	11.30	an der Bewegung gemalt (Luft zum 6ten u. letzt Male)	2	42
16	8.42	10.21	an der Bewegung gemalt (trockene Steine)	1	39
November					
6	8.30	9.30	an der Ruhe gezeichnet	1	—
7	11.19	12.49	an der Bewegung gemalt (trockene Steine)	1	30
"	3	3.45	an der Bewegung gemalt (trockene Steine)		45
8	8.10	12.24	an der Bewegung gemalt (trockene Steine)	4	14
9	8	9.23	an der Bewegung gemalt (trockene Steine)	1	23
10	8.1	9.45	an der Bewegung gemalt (trockene Steine)	1	44
12	8.3	10	an der Bewegung gemalt (trockene Steine)	1	57
13	8.30	11.8	an der Bewegung gemalt (trockene Steine)	2	38
14	8	9.42	an der Bewegung gemalt (nasse Steine)	1	42
15	9.3	12.24	an der Bewegung gemalt (Wolken)	3	21
16	2.57	3.44	an der Bewegung gemalt (Wolken)	—	47
17	8.15	9.27	an der Bewegung gemalt (Wolken)	1	12
"	3.1	4.3	an der Bewegung gemalt (Wolken)	1	2
18	8.10	9.42	an der Bewegung gemalt (Wolken)	1	32
"	3.20	4	an der Bewegung gemalt (Wolken)		40
19	8	10.6	an der Bewegung gemalt (Wolken)	2	6
"	3.9	3.24	an der Bewegung gemalt (Wolken)		15
20	8.8	9.11	an der Bewegung gemalt (Wolken)	1	3
"	9.49	12.20	an der Bewegung gemalt (Wolken)	2	31
21	8.8	9.24	an der Bewegung gemalt (Wolken)	1	16
22	8.2	9.12	an der Bewegung gemalt (Wolken)	1	10
"	3.5	3.40	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)		35
23	1.49	3.40	an der Bewegung gemalt (Wolken)	1	51
Summe . . .			An der Ruhe gezeichnet	5	31
			An der Bewegung gemalt	45	16

[Seite 22]

Monatstag	Stunden		Gegenstand	Stunden	Minuten
[März 1860]					
2	8.41	9.32	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	—	51
„	11.15	12.28	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	1	13
3	9.27	10.24	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	—	57
„	12.38	1.14	an der Heiterkeit gezeichnet	—	36
4	8.50	10.30	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg	1	40
5	9	12	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	3	—
6	7.43	8.34	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	—	51
7	9.22	12.40	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	3	18
8	8.45	9.43	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	—	58
9	8.35	11.33	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	2	58
„	11.4	12.15	am Steinbilde gemalt	1	11
„	12.15	1.8	an der Ruhe gezeichnet	—	53
„	1.8	1.25	an der Heiterkeit gezeichnet	—	17
10	7.51	9.37	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	1	46
11	9.47	12.36	an der Bewegung gemalt (trockene Steine)	2	49
12	8	10.55	an der Bewegung gemalt (trockene Steine)	2	55
14	9.48	12.34	an der Bewegung gemalt (trockene Steine)	2	46
„	12.34	1.7	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	—	33
15	8.25	11.15	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	2	50
16	8.30	10.37	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	2	7
18	8.8	12.4	an der Bewegung gemalt (Wolken)	3	56
„	12.4	12.58	an der Sehnsucht gemalt	—	54
21	9.10	11.36	an der Bewegung gemalt (Wolken)	2	26
22	8.58	12.10	an der Bewegung gemalt (lichter Berg)	3	12
„	12.10	12.49	an der Bewegung gemalt (trockene Steine)	—	39
23	10.13	12.5	an der Bewegung gemalt (trockene Steine)	1	53
24	9.49	12.43	an der Bewegung gemalt (Wasser)	2	54
„	4.16	5.25	an der Vergangenheit gemalt . . .	1	9
25	8.24	10.41	an der Bewegung gemalt (trockene Steine)	2	17
26	10.34	1.10	an der Vergangenheit gemalt . . .	2	36
27	8.45	12.1	an der Vergangenheit gemalt . . .	3	16
28	7.59	12.12	an der Sehnsucht gemalt	4	13
„	12.12	1.20	an der Vergangenheit gemalt . . .	1	8
29	8.13	12.32	an der Vergangenheit gemalt . . .	4	19
30	8.40	12.23	an der Vergangenheit gemalt . . .	3	43
31	8.30	11.11	an der Sehnsucht gemalt	2	41
Summe . . .			An der Bewegung gemalt	48	49
			An der Heiterkeit gezeichnet	—	53
			Am Steinbilde gemalt	1	11
			An der Ruhe gezeichnet	—	53
			An der Sehnsucht gemalt	7	48
			An der Vergangenheit gemalt . . .	16	11

[Seite 27]

Monatstag	Stunden		Gegenstand	Stunden	Minuten
[Juli 1861]					
18	8.2	11.34	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	3	32
20	7.57	11.45	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	3	48
21	8.4	10.31	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	2	27
22	8.19	10.11	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	1	52
24	9.30	12.16	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	2	46
25	5.38	9.14	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	3	36
"	6	7	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	1	—
26	7.58	9.46	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	1	48
"	4.21	5.2	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	—	41
28	8.54	10.34	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	1	40
31	5	6	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	1	—
August					
1	7.56	9.27	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	1	31
2	8.42	10.45	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	2	3
"	5.14	6.14	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	1	—
3	8.43	11.1	an der Bewegung gemalt (dunkler Berg)	2	18
7	9.5	10.6	an der Schwermuth gezeichnet . . .	1	1
"	5.30	6.51	an der Schwermuth gezeichnet . . .	1	21
8	5.25	6.30	an der Schwermuth gezeichnet . . .	1	5
10	10.9	12.4	an der Sehnsucht gezeichnet (neue Zeichnung)	1	55
"	5.30	6.27	an der Schwermuth gezeichnet . . .	—	57
11	8.57	10.29	an der Schwermuth gezeichnet . . .	1	32
13	5.54	8.34	an der Sehnsucht gezeichnet	2	40
14	8.43	9.45	an der Sehnsucht gezeichnet	1	2
15	8.49	9.56	an der Sehnsucht gezeichnet	1	7
19	4.47	5.45	an der Sehnsucht gezeichnet	—	58
20	8.31	9.13	an der Sehnsucht gezeichnet	—	42
22	7.48	8.18	an der Schwermuth gezeichnet . . .	—	30
"	8.56	10.13	an der Sehnsucht gemalt (Mond) .	1	17
23	7.28	1.10	an der Sehnsucht gemalt (Luft. Verfehlt)	5	42
27	7.3	5.50	an der Sehnsucht gemalt (Luft) . .	10	47
September					
6	7.44	1.0	an der Schwermuth gemalt (Luft) .	5	16
Summe . . .			An der Bewegung gemalt	31	2
			An der Schwermuth gezeichnet . .	5	46
			An der Schwermuth gemalt	5	16
			An der Sehnsucht gezeichnet	14	24
			An der Sehnsucht gemalt	17	46

[Seite 43]

Monatstag	Arbeitszeit		Gegenstand	Stunden	Minuten
[April 1867]					
24	8.15	9.32	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	1	17
Juli					
29	8.31	9.59	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	1	28
"	2.9	3.0	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	—	51
August					
5	7.21	9.33	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	2	12
"	2.29	3.26	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	—	57
9	2.16	3.24	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	1	8
10	2.35	4.6	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	1	31
11	9.35	10.18	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	—	43
12	2.38	3.43	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	1	5
13	2.26	3.48	an der Ruhe gezeichnet	1	22
16	8.31	9.31	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	1	—
17	7.52	9.45	an der Ruhe gemalt (Berge) . .	1	53
"	2.24	3.37	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	1	13
18	7.46	9.12	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	1	26
19	10.31	11.31	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	1	—
"	2.9	2.20	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	—	11
21	8.17	9.44	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	1	27
"	2.50	3.21	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	—	31
"	5	6.21	an der Ruhe gemalt (Berge) . .	1	21
22	7.9	8.34	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	1	25
23	7.28	8.45	an der Ruhe gemalt (Berge) . .	1	17
24	7.33	8.40	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	1	7
"	2.56	3.26	an der Ruhe gemalt (Berge) . . .	—	30

Lesarten und Anmerkungen.

Zeichenerklärung.

F r a k t u r: Text. In den Lesarten stehen vor dem Lemmazeichen die herangezogenen Worte des Textes, hinter ihm die zu berichtigenden Lesarten der Druckvorlagen und, falls Handschriften vorliegen, von Stifter vorgenommene Streichungen, Änderungen und Zusätze.

A n t i q u a: 1. Worte des Herausgebers.
2. In den Anmerkungen herausgehobene Worte des Textes.

Literaturnachweise.

Josef Neuwirth, Adalbert Stifter und die bildende Kunst. Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 295/296, Prag, 1903. Margarete Gump, Stifters Kunstanschauung, Berlin, Ebering, 1927. Otto Jungmair, Adalbert Stifter und die bildende Kunst. Der getreue Eckart, 5. Jahrg., Heft 9, Juni 1928, S. 769 ff. — — Adalbert Stifter und die Gründung der oberösterreichischen Landesgalerie, Alpenländische Monatshefte 1930/31, Heft 5, S. 289 ff. (auch als Sonderabdruck im Verlage des oberöst. Kunstvereines, Linz). — — Oberösterreichisches Kunstleben 1851—1931. Geleitbuch des Oberösterreichischen Kunstvereines anläßlich seines achtzigjährigen Bestandes, Linz, 1931. Im Selbstverlage des Oberöst. Kunstvereines (S. 12 ff.: Die Entwicklung des Oberöst. Kunstvereines 1851—1931, S. 77 ff.: Stifters Wirksamkeit im Oberöst. Kunstverein) [Zitiert: Jungmair]. Hermann Ubell, Adalbert Stifter als Kunstkritiker, Die Heimat, Unterhaltungsbeilage der Münchner Neuesten Nachrichten, 4. Jahrg., Nr. 31, 23. Sept. 1931.

Stifter als Maler: Emerich Ranzoni, Adalbert Stifter. Ein Beitrag zur persönlichen Charakteristik des Dichters. Concordia-Kalender f. d. J. 1869. 2. Jahrg., S. 209 ff. — — Stifter als Maler, Neue Freie Presse, 29. Juli 1880. Adalbert Horcicka, Adalbert Stifter als Landschaftsmaler, Deutsche Arbeit, Jahrg. I (1900/01, Heft 9, S. 706 ff. Rudolf Holzer, Adalbert Stifter als Maler, Wiener Abendpost, Nr. 146, 27. Juni 1902. Alois Raimund Hein, Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke, Prag, 1904. Im Selbstverlage des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. — — Adalbert Stifter als Maler, Blätter für Gemäldekunde, hggb. v. Th. v. Frimmel, II. Band, Heft 7, 1905, S. 131 ff. — — Neues von Adalbert Stifter, Neues Wiener Tagblatt, Nr. 27, 28. Jänner 1908. Hermann Ubell, Die Stifter-Ausstellung im oberösterreichischen Landesmuseum, Linzer Tagespost, Nr. 74, 2. August 1925. Francis Wolf—Cirian, Die Adalbert Stifter-Sammlung in Wien, Neues Wiener Tagblatt, 28. Jänner 1928. Arthur Roeßler, Adalbert Stifter als Maler, Witiko, Zeitschrift für Kunst und Dichtung, Eger 1929, I. Band, 2. Stück. Robert Braun, Stifter als Maler, Linzer Tagespost,

Nr. 246, 1930 (Reclams Universum, Nr. 51. 18. Sept. 1930, Deutsche Allgemeine Zeitung, Nr. 81, 18. Februar 1931, Lit. Beilage, Reichspost, Nr. 296, 17. Okt. 1931). Frank Matzke, Die Landschaft in der Dichtung Adalbert Stifters. 1932, Verlag der Literarischen Adalbert-Stifter-Gesellschaft in Eger. Wilhelm Dessauer, Malende Dichter und dichtende Maler. Zur Ausstellung im Hagenbunde. Neue Freie Presse, 2. März 1932.

(Nachweise der Literatur über den Kefermarkter Altar sind S. 413 geboten.)

Die biographischen Daten der Künstler sind entnommen dem Allgemeinen Lexikon der bildenden Künste von Ulrich Thieme und Felix Becker, Leipzig, Seemann, 1907 ff., Bd. I—XXVI (Th.-B.) und dem Allgemeinen Künstler-Lexikon von Hermann Alexander Müller und Wolfgang Singer, 5. Abdruck, 1921/22. Lit. Anst. v. Rütten und Loening, Frankfurt am Main (M.-S.).

Stifter hat sämtliche Artikel außer einigen im Folgenden besonders angeführten mit seinem vollen Namen unterzeichnet.

An Stelle der Schreibungen Ob der Ennsischer Kunstverein, Ob der Ennsische Kunstausstellung ist die ebenfalls in den Drucken angewandte Zusammenschreibung durchwegs eingesetzt worden.

Erster Teil.

Vermischte Schriften.

Berichte über den oberösterreichischen Kunstverein.

[Erster Bericht (1851)], S. 5_1—7_7.

Augsburger Allgemeine Zeitung, Nr. 215, 3. August 1851, unter Österreich *A. S.* Linz, 29. Juli.

5_3 Die konstituierende Versammlung des oberösterreichischen selbständigen Vereines für bildende Kunst fand am 17. April 1851 statt. Otto Jungmair behandelt in dem Artikel „Die Entwicklung des oberösterreichischen Kunstvereines 1851—1931" der Festschrift die Gründung des Vereins (vgl. S. 16 ff.) $_{10}$ Vgl. XVIII 69 $_{26}$ an Joseph Türck: Ich war Anfangs ein Gegner des Vereines, weil ich ihn für zu winzig hielt, bin aber belehrt, da er ... jezt schon nahezu 1000 Mitglieder zählt und Jungmair, S. 72. 6_3 Vgl. XVI 177 $_{29}$, 315_5, Anm. S. 431. $_8$ Die erste Ausstellung wurde bereits am

29. Juli eröffnet. $_{17}$ Als Ausstellungsraum erhielt der Kunstverein über sein Ansuchen den Speisesaal der Redoutensäle (vgl. Jungmair, S. 19). $_{19}$ Vgl. XVIII 69$_{19}$. $_{22}$ Heinrich Bürkel, geb. am 29. Mai (9. Sept.?) 1802 in Pirmasens, gest. am 16. Juni 1869 in München, seit 1846 mit St. persönlich bekannt (vgl. XVII 181$_{17}$). Th.-B. V 197. Eduard Schleich d. Ae., geb. am 12. Okt. 1812 in Harbach (Bayern), gest. am 8. Jänner 1874 in München. M.-S. IV 202. Knut Andreassen Baade, geb. am 28. Aug. 1808 im Kirchspiel Skjold, gest. am 24. Nov. 1879 in München. Th.-B. II 297. $_{22}$ Carl Maria Hummel, geb. am 31. Aug. 1821 in Weimar, gest. am 16. Juni 1906 ebd. Th.-B. XVIII 127. St. schreibt Humel (vgl. an Türck, XVIII 69$_{24}$). Anton Einsle, geb. am 30. Jänner 1801 in Wien, gest. am 10. März 1871 ebd. Th.-B. X 423. $_{29}$ Der Verein kaufte Bürkels Winterlandschaft (330 fl.), Baades Seestück bei Mondbeleuchtung (20 fl.) und Hummels sizilianische Landschaft (437 fl.). Vgl. Katalog III des Vereines, Okt. 1851, S. 1 und 4.

[Zweiter Bericht (1851)], S. 8$_1$—11$_8$.

Augsburger Allgemeine Zeitung, Nr. 253, 10. Sept. 1851, unter: Österreich σ. Linz, 5. Sept.

8$_{22}$ Hofstetten] Hofstetter 10$_5$ Hermann] Herrmann $_{14}$ lustigen] lustigen $_{29}$ Wels] Wald 11$_6$ Denkmünzen] Denkmünze

8$_9$ Vgl. Jungmair, S. 22: „Für alle drei Ausstellunger, die ununterbrochen vom 30. Juni bis 30. September dauerten, wurden insgesamt 2293 Eintrittskarten verkauft; da der Verein bereits 671 „Mitglieder“ und „Teilnehmer“ zählte, die, wie auch die Familienangehörigen der Mitglieder, freien Eintritt hatten, ergibt sich daher eine Zahl von mindestens 3000 Besuchern. Da Linz damals kaum 26.000 Einwohner zählte, bedeutet dies einen Prozentsatz, der nie wieder erreicht wurde“. $_{22}$ Franz Xaver von Hofstetten, geb. 1811 in München, gest. 1883 in Waidhaus (Oberpfalz). Th.-B. XVII 295. 9$_2$ Ferdinand Georg Waldmüller, geb. 1793 in Wien, gest. am 23. Aug. 1865 ebd. M.-S. V 50. Vgl. Kat. III, S. 2: „Ein altes Weib trauernd auf der Brandstätte sitzend.“ $_3$ Benno Adam, geb. am 15. Juli 1812 in München, gest. am 9. März 1892 in Kelheim. Th.-B. I 59. Eine dieser beiden Studien ist im Besitze des Stiftes Kremsmünster und war in der Biedermeierausstellung des oberöst. Landesmuseums ausgestellt (vgl. Katalog Nr. 22: Benno Adam, Schimmel im Stall). $_5$ Josef

Schuster, geb. am 17. Juni 1812 in Grätz (Öst.-Schlesien), gest. am 15. März 1890 in Wien. M.-S. V 258. $_{8}$ Franz Xaver Petter, geb. am 22. Okt. 1791 in Wien, gest. am 11. Mai 1866. Th.-B. XXVI 507. $_{9}$ Karl Markó, geb. am 25. Sept. 1791 in Leutschau (Ungarn), gest. am 19. Nov. 1860 in Villa Appeggi bei Florenz. Th.-B. XXIV 117. Vgl. S. W. XVIII 71 $_{24}$. Markós Bild war betitelt: „Historische Landschaft aus dem alten Testament. Die Witwe Ruth auf dem Acker des Boas Ähren sammelnd“ (Kat. III, S. 2). $_{25}$ Claude Lorrain, eigentl. Cl. Gelée, 1600—1682. Vgl. XIX 208 $_{7}$. 10 $_{4}$ Moritz von Schwind, geb. am 21. Jänner 1804 in Wien, gest. am 8. Februar 1871 in München. M.-S. IV 244. Das Bild war betitelt: „Historisches Bild. Aus der Legende des heil. Hermann, welcher als Schulknabe eine so lebendige Neigung zum Christkinde faßte, daß er dem im Klostergange stehenden Steinbilde seinen Frühstücksapfel anbietet, der auch wunderbarer Weise angenommen wird.“ Das Bild wurde von Dominik Lebschy, dem Prälaten des Stiftes Schlägl, um den Betrag von 250 fl. angekauft und befindet sich noch in der Stiftsgalerie. Vgl. Otto Jungmair: „Moritz von Schwind und Oberösterreich“ in der Festschrift, S. 70 und Bildbeigabe Nr. 2. $_{8}$ Vgl. Kat. III, S. 3: „Rübezahl, der Geist des Riesengebirges, als Köhler halb heimtückisch, halb gemütlich durch den Wald tretend.“ Das von Schwind 1851 gemalte Bild befindet sich in der Schack-Galerie in München. $_{17}$ James de Rijk, geb. am 17. Mai 1806 in Hilversum. M.-S. IV 141. $_{21}$ Rints . . . Arbeiten. Vgl. Anm. zu 130 $_{5}$. Johann Preleuthner, geb. am 27. Dez. 1807 in Niederösterreich, gest. am 9. Aug. 1897 in Gloggnitz. M.-S. III 487. $_{23}$ Eleonore Auegg-Dilg, Miniaturmalerin in Linz, 1830—1870. Th.-B. II 242. Viele Linzer Familien besitzen Aquarell-Porträts dieser Malerin (vgl. Jungmair, S. 26). $_{25}$ unseres . . . gehäbigen Ländchens. Vgl. 40 $_{12}$: die Seele muß sich von dem Gehäbigen, Wohnlichen, Allumgebenden los machen und 213 $_{27}$: das gehäbige Stillleben der Häuser am See. Das Wort ist sonst bei Stifter nicht nachweisbar, und keine der bei Grimm DWB IV 1, 2. Sp. 2313 und in Daniel Sanders Wörterbuch der Deutschen Sprache, I 652 nachgewiesenen Bedeutungen scheint ganz dem Sinn, den St. dem Worte verleiht, zu entsprechen. Jedenfalls berührt es sich auch bei ihm mit „behäbig“ mit der Nebenbedeutung: behaglich, phlegmatisch. $_{27}$ Die Eröffnung der Linzer Realschule erfolgte am 3. Dez. 1851 (vgl. XVI 442). $_{29}$ Die Stadt Wels strebte damals, wie sich aus den Akten ergibt, die Errich-

tung einer Unterrealschule an (Mitteilung O. Jungmairs). 11_3 Graf Adolf Barth-Barthenheim (1782—1864). Vgl. Stifters Bericht über einen ähnlichen Wohltätigkeitsakt anläßlich der Feier des Geburtstages des Kaisers im Jahre 1849, XVI 76_{12}.

Oberösterreichischer Kunstverein (1852), S. 12_1—14_9.

Linzer Zeitung Nr. 155, 1. Juli 1852. Unterzeichnet: Linz, am 30. Juni 1852, Adalbert Stifter.

12_9 Fürst Camillo Rohan, Herzog von Montbazon und Bouillon (1800—1892). Seine Sammlung (54 Ölgemälde und 3 andere Bilder im Prager Palais, 230 Ölgemälde und Statuen im Schlosse Sichrow) kam nach Horcickas Mitteilung (XIV[1] S. 361) zwischen 1894 und 1898 in einer Münchner Auktion zur Versteigerung. Der Verein hatte den Fürsten ersucht, ihm die in seinem Besitz befindlichen Gemälde, die im älteren Wiener Kunstverein ausgestellt waren, für seine Ausstellung zu überlassen (Linzer Zeitung, Nr. 136, 8. Juni 1852). $_{10}$ Andreas Achenbach, geb. am 29. Sept. 1815 in Kassel, gest. am 10. April 1905 in Düsseldorf. Th.-B. I 42. Vgl. XVIII 335_{15}. August Wilhelm Leu, geb. am 24. März 1819 in Münster, gest. am 20. Juli 1897 in Seelisberg. Th.-B. XXIII 142. $_{14}$ Stifter mochte hiebei an sein Erlebnis in München im Jahre 1846 denken. Vgl. XVI 176_{20} und Nachsommer VII 89_2.

Obderennsischer Kunstverein.

Gemälde-Ausstellung vom Juli 1852, S. 15_1—21_{31}.

Linzer Zeitung Nr. 174, 23. Juli 1852.

20_1 K. Müllner] K. Müller siehe Anm.

17_{21} Claude Lorrain und Jakob Ruisdael schätzte Stifter ebenso wie Goethe sehr hoch. Vgl. XIX 190_3, 203_7, 205_3. $_{22}$ Rottmanns. Vgl. Anm. zu 39_{25}. 18_6 Claude (Claudius) Jacquand, geb. am 16. Dez. 1804 in Lyon, gest. am 2. April 1878 in Paris. Th.-B. XVIII 294. St. nennt ihn wie der Kat. der Juli-Ausstellung Cand. Jaquand. $_{16}$ Moritz Eduard Lotze, geb. am 17. Nov. 1809 in Freibergsdorf, gest. am 16. April 1890 in München. Th.-B. XXIII 413. 19_1 August Albert Zimmermann, geb. am 20. Sept. 1808 in Zittau, gest. am 18. Okt. 1888 in München. M.-S. V 151. St. lernte ihn im Frühjahr 1860 in Wien kennen

(vgl. XIX 238$_{23}$). $_{17}$ **Johann Felix von Schiller**, geb. 1805 in Breslau, gest. 1852 in München. M.-S. IV 198. $_{20}$ **Wilhelm Melchior**, geb. am 25. Juli 1817 in Nymphenburg, gest. am 9. Sept. 1860 in München. Th.-B. XXIV 356. $_{26}$ **Carl von Enhuber**, geb. am 16. Dez. 1811 in Hof, gest. am 6. Juli 1867 in München. Th.-B. X 557. St. schreibt den Namen wie der Kat. der Ausstellung Ennhuber. $_{31}$ **Hermann Mevius**, geb. 1820 in Breslau, gest. am 20. Mai 1864. Th.-B. XXIV 459, von St. wiederholt, auch in seinen Briefen Mövius geschrieben. Auch die Ausstellungskataloge bieten beide Schreibungen. Die beiden Bilder sind im Kat. bezeichnet als: „Abend auf dem Meere“ (Nr. 27) und „Holländische Seeküste bei Ebbe“ (Nr. 28). 20$_{1}$ Vermutlich **Karl Millner**, geb. am 18. März 1825 in Mindelheim, gest. am 19. Mai 1895 in München. Th.-B. XXIV 570. St. dürfte, dem Kataloge folgend, Müllner geschrieben haben (vgl. „Lesarten“). $_{7}$ **das Luftperspective.** St. gebraucht das Wort öfters so neben dem üblichen Femininum. Vgl. Nachsommer VI 105$_{8}$: im Perspective, 106$_{5}$ das sogenannte Luftperspective und 106$_{33}$ das sogenannte Linearperspective. $_{13}$ **Eduard Schleich** hatte in der Juli-Ausstellung noch ein zweites Bild „Alpe am Dachstein“ ausgestellt (vgl. Kat., S. 3). $_{19}$ **ein ... ausgewachsenes Gemälde.** Als „ausgewachsen“ wird in der Malersprache ein Gemälde mit rasch verblaßten Farben bezeichnet. Vgl. 40$_{17}$. $_{26}$ **Eduard Swoboda**, geb. am 14. Nov. 1814 in Wien, gest. 1902 in Hallstatt. M.-S. IV 371, V 270. Das Genrebild war mit der Legende „Wer den Schaden hat, hat auch den Spott“ versehen (vgl. Kat. S. 4). $_{30}$ **Leopold Zinögger**, geb. 1811, gest. 1872, Zeichenlehrer am Gymnasium in Linz, ausgezeichneter Blumenmaler. St. schreibt, dem Kat. S. 3 folgend, irrtümlich Zinnögger. Ein großes, 1841 datiertes Blumenstück Zinöggers befindet sich in der Landesgalerie in Linz (Nr. 148 des Kat., 1929). Vgl. Jungmair, S. 25. 21$_{6}$ **Rudolf von Alt**, geb. am 28. Aug. 1812 in Wien, gest. am 12. März 1905. Th.-B. I 339. Sein Aquarell-Architekturstück stellte das Pantheon in Rom dar (vgl. Kat. Nr. 9). $_{11}$ **Glas- und Porzellan-Gemälde**, von **Carl Geyling** in Wien (Kat. Nr. 1—4). $_{25}$ Vgl. Stifters Artikel „Die Kunstschule“ XVI 177$_{16}$: und doch ist die Größe des Volkes das, zu dem man sein Wort, sein Bild, seine Belehrung kommen lassen soll, wie es im alten Griechenlande war. $_{31}$ Zitat aus **Ovid**, Ex Ponto II 9, v. 18, von St. oft herangezogen. Vgl. XVI 177$_{30}$, 318$_{14}$ und Anm. S. 432.

Kunstausstellung (1852), S. 22_{1}—25_{27}.

Linzer Zeitung Nr. 261, 2. Nov. 1852.

22_{8} Beidem] beiden 25_{9} A. Bach] A. Koch (vgl. Anm.) $_{16}$ Hofstetten] Hoffstetter

22_{7} Christian Köhler, geb. am 13. Okt. 1809 in Werben (Altmark), gest. am 30. Jänner 1861 in Montpellier Th.-B. XXI 117. Vgl. Kat., Nr. 30: „Königin Semiramis, die auf die Nachricht eines ausgebrochenen Aufstandes zu den Waffen greift, um sich an die Spitze ihrer Krieger zu stellen. 8000 fl." Es sind drei Fassungen des Bildes bekannt: Prov. Mus. Hannover, Nat. Gal. Berlin, Museum in Lüttich. 24_{15} Nicht das hereingebrochene Geschick ergreift, sondern das aus dunkler Wolke drohende sagt St. in engem Anschluß an Jean Pauls Vorschule der Aesthetik I 2. Programm, § 7: Nicht das Schwert des Schicksals, sondern die Nacht, aus der es schlägt, erschreckt; daher ist nicht sein Hereinbrechen (wie in „Wallenstein"), sondern sein Hereindrohen (wie in der „Braut von Messina") echt und tragisch (Werke, Hempel, 49, S. 43). 25_{2} Albrecht Adam, geb. am 16. April 1786 in Nördlingen, gest. am 28. Aug. 1862 in München. Th.-B. I 57. $_{7}$ Joseph Adalbert Hellich, geb. 1810 (1807?) in Choltitz, gest. am 22. Jänner 1880 in Prag. Th.-B. XVI 339. $_{9}$ Alois Bach, geb. am 12. Dez. 1809 in Eschlkam, gest. 1893 in München. Th.-B. II 307, Genre-, Tier- und Landschaftsmaler. Ein Münchner Maler A. Koch ist nicht nachweisbar; nach dem Sept.-Okt.-Kataloge, Nr. 57 ist hiefür einzusetzen A. Bach, der auch später die Linzer Ausstellungen beschickt hat. Vgl. 109_{29}, 122_{1}. $_{10}$ Hanno Rhomberg, geb. 1820 (19?) in München, gest. am 17. Juli 1869 in Walchsee. M.-S. IV 53. St. schreibt irrtümlich Romberg. $_{14}$ Felix Pollinger, geb. 1817 in München, gest. am 6. Dez. 1877 in Fünfhaus bei Wien. M.-S. III 465. Pollinger war damals in Ottensheim bei Linz ansässig und stellte wiederholt seine Stilleben in Linz aus (vgl. Jungmair, S. 25). $_{15}$ Dietrich Langko, geb. am 1. Juni 1819 in Hamburg, gest. am 8. Nov. 1896 in München. Th.-B. XXII 345.

Ueber Kunst (1853).
I, S. 26_{1}—30_{5}.

Linzer Zeitung Nr. 29, 3 Februar 1853.

26_{4} Karl Freiherr von Czoernig, in seiner Eröffnungsrede bei der ersten Sitzung der Zentralkommission zur Erfor-

schung und Erhaltung der Baudenkmale (Jahrbuch der Z.-K. I, 1856, S. 43): „Nur die Kunst bildet den Durchgang zur höheren Entfaltung des geistigen Lebens im Individuum wie im Volke". 27_{15} St. schließt sich mit seiner Behauptung, das Sinken der Kunst sei das erste Anzeichen für den Verfall eines Volkes, Herder an, der in seinen Ideen zur Philosophie d. Geschichte d. Menschheit XIII 7 (S. W. 14, 147) sagt: „Die Kultur eines Volkes ist die Blüthe seines Daseyns, mit welcher es sich zwar angenehm aber hinfällig offenbaret" (vgl. XVI Anm. S. 421). 28_{11} Herder sieht in der römischen Geschichte die Wiedervergeltung als ewige Naturordnung bestätigt (Ideen XIV, 4, S. W. 14, 183). $_{24}$ Wie St. hier die Menschen aufruft, denen ein reicheres Maß des Edlen gegeben ist, um dem Verfall der Kunst Einhalt zu tun, so hatte er sich im Jahre 1848 an die Schriftsteller gewendet (XVI 10_{19}) und reiht im „Nachsommer" den Freiherrn von Risach in die Zahl derer, denen ein tieferer Sinn für Kunstwerke gegeben ward . . . Sie verzögern den Schritt des Unheiles, wenn der Kunstdienst zu verfallen beginnt, und sie tragen, wenn es nach der Finsterniß wieder hell werden soll, die Leuchte voran (VIII 85_{24} ff.).

II, S. 30_7—33_5.

Linzer Zeitung Nr. 36, 11. Februar 1853.

30_{13} Nach § 2 der Statuten erhielten die Teilnehmer jährlich ein Vereinsgeschenk, die Mitglieder zwei. Als erstes Prämienblatt war im Jahre 1852 Moritz von Schwinds „Belehnung Heinrich Jasomirgotts durch Friedrich Barbarossa" ausgegeben worden (vgl. Jungmair, S. 19, 66). $_{27}$ Eduard Ritter, geb. 1808 in Wien, gest. 1853. M.-S. IV 75. Blasius Höfel, geb. am 27. Mai 1792 in Wien, gest. am 17. Sept. 1863 in Aigen bei Salzburg. Th.-B. XVII 188. $_{29}$ St. bevorzugte bei Kupferstichen die klaren Linien der alten Schule und tadelte die schwarze unburchsichtige Fläche in den Schatten von namhaften Künstlern seiner Zeit (vgl. 31_{13}). Vgl. an Heckenast, 2. Februar 1857 (XIX 2_{21} ff.): in der ältern Kupferstecherkunst ist doch viel mehr Vortrag und Tiefe. Im „Nachsommer" (VIII 67_{30}) lobt Heinrich an Stichen älterer Zeit die klaren, leicht geführten und schön geschwungenen Linien, die . . . niemals einen bloßen Fleck bilden dürfen (vgl. VII 118_{19}). 32_8 Ernst Friedrich Oldermann, geb. am 23. Jänner 1802 in Werther bei Bielefeld, gest. am 18. Sept. 1874 in Berlin. Th.-B. XXV 591.

Ausstellung des oberöst. Vereines für bildende Kunst (1853), S. 34_{1}—40_{33}.

Linzer Zeitung Nr. 155, 29. Juni 1853.

36_{14} Bürkel] Bürkl

34_{5} Vgl. Stifters Ausführungen 35_{29}, 58_{32}. Noch im Jahre 1863 kündigte St. seine Absicht an, sich über das Wirken und die Erfolge der Kunstvereine auszusprechen, führte sie aber auch da nicht aus (vgl. 209_{27}). $_{15}$ Die gräfliche Familie Breuner von Enkevoirt besaß auf dem Schlosse Grafenegg bei Krems eine Gemäldegalerie, und außerdem befand sich eine Sammlung von Gemälden aus ihrem Besitze in Wien, aus deren Beständen Bilder bedeutender Maler dem neuen Wiener Kunstvereine für seine Ausstellungen überlassen wurden (vgl. Theodor von Frimmel, Lexikon der Wiener Gemäldesammlungen, I. S. 219 [Georg Müller, München, 1903]). 36_{10} Emerich Benkert (Imre Kertbeny), ungarischer Maler, geb. am 1. März 1825 in Wien, gest. am 21. Jänner 1855 ebd. Th.-B. III 330. $_{14}$ Auch im Kat. der Juni-Ausstellung 1853 steht wie in der Linzer Zeitung Bürkl statt Bürkel. Es ist nicht anzunehmen, daß St. den Namen des ihm durch seine Bilder schon seit den Dreißigerjahren und seit 1846 persönlich bekannten Künstlers unrichtig geschrieben hat (vgl. XVII 181_{17}, XIX 248_{20}). $_{23}$ Der Linzer Maler A. G. Giobbe ist durch seine Kreuzwegbilder und Porträts von Mitgliedern des österreichischen Kaiserhauses bekannt (vgl. Jungmair, S. 25). $_{30}$ A. Beyr oder Beyer(?), ein nicht näher bestimmbarer Münchner Maler. In der Biedermeierausstellung des oberöst. Landesmuseums (Frühjahr 1931) war sein in der kaiserlichen Villa in Ischl befindliches Bild „Hirsche am Wintermorgen" ausgestellt (Kat. Nr. 58). 37_{10} Bernhard Neher d. J., geb. am 16. Jänner 1806 in Biberach, gest. am 17. Jänner 1886 in Stuttgart. Th.-B. XXV 380. $_{17}$ Anton Hansch, geb. am 24. März 1813 in Wien, gest. am 8. Dez. 1876 in Salzburg Th.-B. XV 598. $_{21}$ August Richard Zimmermann, geb. am 2. März 1820 in Zittau, gest. am 4. Februar 1870. M.-S. V 151. 38_{11} Töffel, Dialektwort = Tölpel. Vgl. Grillparzer, Libussa, v. 485: Und ließ den Mann am Herde nicht vertöffeln. $_{27}$ Johann Adam Klein, geb. am 24. Nov. 1792 in Nürnberg, gest. am 21. Mai 1875 in München. Th.-B. XX 440. 39_{1} Friedrich Gauermann, geb. am 20. Sept. 1807 in Miesenbach (Nieder-Öst.), gest. am 7. Juli 1862 in Wien. Th.-B. XIII 263. Vgl. S. W.

XVII 54 $_{17}$. $_{5}$ zwei „Marko“, beide im Kat. der Juni-Ausstellung unter Nr. 24 u. 31 als „Ideale Landschaft“ bezeichnet. $_{12}$ Johann Fischbach, geb. am 5. April 1791 auf dem Schloß Grafenegg bei Krems, gest. am 19. Juni 1871 in München. Th.-B. XII 12. Vgl. S. W. XVII 54 $_{8}$ ff. $_{22}$ Die Kunst soll heben, und wo sie Gemeines darstellt, muß sie durch Humor die Negation des Gemeinen, also wieder Erhebung bringen sagt St. in Übereinstimmung mit Jean Paul. Vgl. Vorschule der Ästhetik I, 1. Progr. § 3: „im Komischen entblößet die Niedrigkeit des Stoffs den ganzen Zwerg von Dichter, wenn er einer ist“ (49, S. 31) und I 7. Progr. § 33: „wenn er (der Mensch) mit der kleinen (Welt), wie der Humor tut, die unendliche ausmisset und verknüpft, so entsteht jenes Lachen, worin noch ein Schmerz und eine Größe ist . . . er (der Humor) geht auf dem niedrigen Sokkus, aber oft mit der tragischen Maske, wenigstens in der Hand (49, S. 137). $_{25}$ Karl von Rottmann, geb. am 11. Jänner 1798 in Handschuhsheim, gest. am 6. Juli 1850 in München. M.-S. IV 118. Den größten landschaftlichen Farbenkünstler der Neuzeit nennt St. ihn in einem Briefe an August Piepenhagen, den er ihm an Kraft der Farben gleichstellt (14. Dez. 1859, XIX 203 $_{20}$). Auch Johann P. N. Geigers „Abdias“ glaubte er in dieser Hinsicht nur mit Rottmann vergleichen zu können (vgl. XIX 128 $_{6}$, XXII 238 $_{31}$). $_{27}$ Vgl. an Piepenhagen XIX 203 $_{24}$: Rottmann ist dafür nicht frei von Manier. 40 $_{28}$ Friedrich von Amerling, geb. am 14. April 1803 in Wien, gest. am 15. Jänner 1887 ebd., Th.-B. I 401. Vgl. XVII 54 $_{19}$: Ammerlings Unsäglichkeit. Sonst in Stifters Ausstellungsberichten überall Ammerling, ebenso der Kat. Sept. 1854, Nr. 28. $_{29}$ Vgl. Kat. Nr. 27: „das Leyermädchen“. Vermutlich wurde ein zweiter Studienkopf Amerlings erst nachträglich, d. h. nach der Drucklegung des Katalogs, eingereiht.

Kunstausstellung (1854).

I, S. 41 $_{1}$—44 $_{25}$.

Linzer Zeitung Nr. 173, 20. Juli 1854.

42 $_{8}$ Zimmermann Max, Heilmayr] Zimmermann, Max Heilmayr

41 $_{3}$ nebst der großen Ausstellung deutscher Kunstwerke in München, der ersten allgemeinen deutschen Gemäldeausstellung. 42 $_{7}$ József Borsos,

geb. am 20. Dez. 1821 in Veszprém, gest. am 10. Aug. 1883 in Budapest. Th.-B. IV 378. Remigius (Remi) Adrianus van Haanen, geb. am 5. Jänner 1812 in Oosterhaut, gest. am 13. Aug. 1894 in Aussee, hatte sich 1837 in Wien niedergelassen. Th.-B. XV 387. Johann Ender, geb. am 4. Nov. 1793 in Wien, gest. am 16. März 1854 ebd., ein Zwillingsbruder des Thomas E., Th.-B. X 515. Franz Barbarini, geb. 1804 in Znaim, gest. am 20. Jänner 1873. Th.-B. II 464. $_{8}$ Josef Schertl, geb. am 10. Jänner 1810 in Augsburg, gest. am 8. März 1869 in München. M.-S. IV 192. August Maximilian Zimmermann, geb. am 7. Juli 1811 in Zittau, gest. am 30. Dez. 1878 in München. M.-S. V 151. Karl Heilmayr, geb. am 5. März 1829 in München, gest. am 18. Mai 1908 ebd. Th.-B. XVI 276. 44_{14} St. denkt hiebei zunächst an die Bildergalerien der Stifte St. Florian, Kremsmünster und Schlägl.

II, S. 44_{26}—51_{14}.

Linzer Zeitung Nr. 178, 26. Juli 1854.

45_{21} Karoline von Weyrother] Karolina von Wayrother 46_{17} Miller] Müller 48_{4} als] daß 49_{24} Heilmairs] Heilmanns $_{31}$ auf andere Weise] auf anderer Weise 50_{2} Schäffer] Schäffner

44_{31} Carl Blumauer, geb. am 8. Sept. 1826 in Vöcklabruck, gest. am 25. Dez. 1908 in Linz, ursprünglich Gold- und Silberarbeiter. 45_{1} sehr gelungene Lichtbilder, von Eduard Pfeiffer in Linz, der auch St. photographiert hat. $_{8}$ Giobbe hatte 4 Porträts ausgestellt, darunter auch eines der Kaiserin Elisabeth. 46_{11} Hanschs Landschaft aus der Gegend von Ischl, nach dem Kat.: Das Höllengebirge von der Hochstockwiese bei Ischl aus gesehen. $_{17}$ Miller, nach dem Kataloge (Juli 1854, Nr. 11) Josef Miller. $_{26}$ Johann Baptist Reiter, geb. 1813 in Linz, gest. 1884 in Wien. In der Biedermeier-Ausstellung war er durch das Brustbild eines jungen Mädchens, eine Neuerwerbung der oberöst. Landesgalerie (Kat. Nr. 35), vertreten, die auch sein Selbstporträt (aus dem J. 1842) besitzt. 47_{32} Schertls Bild ging in den Besitz der Kaiserin Elisabeth über. Der Maler hatte dem Ausschuß mitgeteilt, daß die Kaiserin das Bild zu sehen wünsche, und über dessen Beschluß wurde St. in Vertretung des Vorstandes mit dem Bilde nach Ischl gesendet. Es gefiel ihr so, daß es ihr der Verein überlassen mußte (an Heckenast,

XVIII 223 $_{28}$ff. und Jungmair, S. 78). 48$_{3}$ Anton Schrödl, geb. am 8. Juni 1823 (1825?) in Schwechat, gest. am 5. Juli 1906. M.-S. IV 228, V 256, VI 257. $_{15}$ Friedrich Bischoff, geb. 1819 in Ansbach, gest. im Nov. 1873 in Erlangen. Th.-B. IV 57. St. schreibt Bischof wie der Kat. 49$_{4}$ Das schöne Bild von Marco, im Kat. betitelt: „Flucht nach Ägypten." $_{24}$ Heilmairs Mondlandschaft, im Kat.: „Mondnacht auf der Alpe". Der Druckfehler „Heilmanns" der Linzer Zeitung dürfte eher auf die Schreibung Heilmairs (mit i statt des y) zurückzuführen sein als auf die richtige Heilmayrs, weshalb ich jene eingesetzt habe. $_{27}$ Göthes Worte... in dem bekannten Gedichte „An den Mond". 50$_{3}$ Adalbert Schäffer, geb. 1815 in Nagy Karoly in Ungarn, gest. am 1. März 1871 in Düsseldorf. M.-S. IV 182. $_{7}$ Gauermann bewertete sein Bild „Kämpfende Hirsche" mit 2000 Gulden (vgl. Kat. Nr. 37).

Kunstausstellung 1854, S. 52$_{1}$—58$_{24}$.

Linzer Zeitung Nr. 238 und 239, 4. u. 5. Okt. 1854.

58$_{9}$ Bürkel] Bürkl

53$_{14}$ Wie Jungmair, S. 19 mitteilt, traten schon im ersten Jahre folgende Angehörige des Kaiserhauses dem Kunstverein als Mitglieder bei: der Kaiser, die Erzherzoge Albrecht und Ludwig, Erzherzogin Sophie, Kaiserin Karoline Auguste und Erzherzog Franz Carl." 54$_{22}$ Jakob Alt, geb. am 27. Sept. 1789 in Frankfurt a. M., gest. am 30. Sept. 1872 in Wien, Th.-B. I 339, hatte die Aquarelle Sebenico, Hallstatt, Hallstätter See ausgestellt (vgl. Kat. der Sept.-Ausstellung). $_{28}$ Jean Antoine Julien (1736—1799). Th.-B. XIX 306. $_{30}$ Ferdinand Schubert, geb. 1824 in Wien, gest. 1853 ebd. M.-S. IV 229. 55$_{1}$ Ferdinand Piloty, geb. am 9. Okt. 1828 in München, gest. am 21. Dez. 1895 ebd. M.-S. III 441. $_{3}$ Adolf Kirstein, geb. 1814 in Straßburg, gest. 1873 in Königsfeld. Th.-B. XX 381. Die Schreibung Stifters Kierstein ist dem Katalog entnommen. $_{9}$ Johann Geyer, geb. am 7. Jänner 1807 in Augsburg, gest. am 26. Nov. 1875 ebd. Th.-B. XIII 508. $_{16}$ August Seidel, geb. am 5. Okt. 1820 in München, gest. am 2. Sept. 1904 ebd. M.-S. IV 254, V 260. St. schreibt übereinstimmend mit dem Sept.-Kat. Seidl. 56$_{15}$ P. Joseph Minjon, geb. 1816 in Düsseldorf, Architektur- und Genremaler der Düsseldorfer Schule. Th.-B.

XXIV 579. ₂₃ Franz Wieschebrink, geb. 1818 in Burgsteinfurt bei Münster, gest. am 10. Dez. 1884 in Düsseldorf. M.-S. V 94, St. schreibt wie der Kat. Wischebrink. 57 ₁₀ Ferdinand Petzl, geb. am. 18. Okt. 1819 in München, gest. am 15. Sept. 1899 ebd. Th.-B. XXVII 511. Dieses Bild kam bei der Verlosung in den Besitz Stifters (vgl. Jungmair, S. 101). 58 ₁ Gauermanns Landschaft ist im Kat. als Eigentum des Herrn Louis Edlen von Ratzesberg bezeichnet. ₁₈ Franz Oberhuber, Bildhauer. Werke seiner Hand befinden sich in den Stiften Oberösterreichs. Oberhuber hat mit Josef Rint die Totenmaske Stifters abgenommen (Jungmair, S. 26; hier irrtümlich Alois O. statt Franz).

[Kunstausstellung (1855)], S. 59 ₁—62 ₂₉.

Linzer Zeitung Nr. 257, 28. Oktober 1855 unter „Wissenschaft, Kunst und Literatur".

59 ₁ St. war im Frühjahr 1855 leidend; er nahm Urlaub und brachte den Aug. und Sept. in den Lackenhäusern zu (vgl. XVIII 227 ₂₄. 266 ₁₂). ₉ Der Bericht des Statthalterei-Sekretärs Josef Edlbacher, der von der Gründung des Kunstvereins bis 1867 das Amt eines Sekretärs versah, über das Vereinsjahr 1854, hier von St. als Vortrag bezeichnet, erschien in der Linzer Zeitung v. 5., 7., 10.—12. Okt. 1855. 60 ₁₆ Vgl. in § 1 der Statuten: „er gründet nach Möglichkeit eine Gallerie von classischen Werken alter und neuer Schulen". ₂₆ Auf Antrag Edlbachers hatte der Verein im Herbst 1854 den Düsseldorfer Maler Hermann Mevius dazu eingeladen, ein größeres, interessantes Kunstwerk, allenfalls ein großes Marinestück mit einem Vorwurf aus der Nord- oder Ostsee einzusenden. Die Generalversammlung vom 20. Aug. 1855 faßte den Beschluß, das mittlerweile eingetroffene Bild „Schiffbruch an der ligurischen Küste" um den Preis von 1500 fl. Conv.-Münze als erstes Bild für die geplante Landesbildersammlung anzukaufen. Um dies zu ermöglichen, stellte der Abt Lebschy den Betrag von 1000 fl. als Darlehen zur Verfügung. Vgl. Otto Jungmair, Adalbert Stifter und die Gründung der oberösterreichischen Landesgalerie (S. A. S. 4) und Festschrift, S. 30, 79, 81. ₂₇ Das Bild ist 262 *cm* breit und 165 *cm* hoch. ₂₈ an einem italienischen Vorgebirge, näher bezeichnet durch den Zusatz „bei Capra Zoppa" im Kat. der Juli-Ausstellung 1856 (vgl. 83 ₂₈) oder „bei der Insel Capraja im Ligurischen Meere" (Kat. der oberöst. Landesgalerie,

Nr. 176). 61 $_{19}$ Das Bild wurde von dem Kunstverein im Jahre 1858 der Allgemeinen Ausstellung in München überlassen und nahm dort, wie das Schreiben des Zentral-Komitees der deutschen Künstler an den Verein, München, 30. Okt. 1858, besagt: „eine würdige Stelle unter den ausgezeichneten Leistungen der Düsseldorfer Schule" ein (vgl. XIX 167 $_{20}$). $_{30}$ Stifters Charakteristik des Bildes entspricht genau der Idee, die Mevius vorschwebte. Den Künstler hatte, wie er in einem Briefe berichtet, vor allem der Gedanke geleitet, das Vergängliche des Menschenwerkes im Kampfe gegen die unerbittlichen Elemente darzustellen (Jungmair, St. u. d. Gründung d. Landesgalerie, S. 4). 62 $_{1}$ Vgl. an Joh. Fischbach, 9. Sept. 1855: Übrigens macht der Verein besonders in seinem Innern Fortschritte, die ich mir gar nie vorgestellt hätte, und nach Außen gewinnt er sehr an Ansehen und an G e l d, wenn nicht heuer die Seuche Eintrag thut (XVIII 274 $_{32}$). $_{14}$ entstehen = mangeln, entgehen (Herder, Jean Paul, Schiller) DWB III Sp. 632.

Prämienblätter (1856), S. 63 $_{1}$—69 $_{8}$.

Linzer Zeitung Nr. 11 und 12, 12. u. 13. Jänner 1856.

64 $_{17}$ unstät] ungestört. Die richtige Lesart aus Wernicke (siehe Anm.) übernommen 67 $_{8}$ Hauptpersonen] Hauptperson

63 $_{3}$ St. widmete in der Ausschußsitzung vom 21. Dez. 1855 dem Kunstverein einen Sonderbeitrag von 10 fl., damit dieses kostspielige Prämienblatt erworben werden könne. 66 $_{30}$ Dr. Wernicke's Geschichte der Welt II. Teil, C. Wernicke, Die Geschichte der Welt, zunächst für das weibliche Geschlecht bearbeitet, II. Theil: Die Geschichte des Mittelalters, Berlin, 1854, S. 693 ff. Die belanglosen Abweichungen von Wernickes Text gehen vermutlich auf Stifters unmittelbare Vorlage, die Verhandlungen des Berliner Kunstvereines, auf die er sich S. 64 $_{3}$ beruft, zurück. Ihre Drucklegung vermag ich nicht nachzuweisen.

Oberösterreichische Kunstausstellung (1856), S. 70 $_{1}$—85 $_{32}$.

Linzer Zeitung Nr. 151—153, 157—159, 27.—29. Juni, 4.—6. Juli 1856.

70 $_{13}$ die . . . nicht dem Erzherzogthume Oberösterreich, ja nicht einmal Deutschland] die . . . nicht Oberösterreich, ja nicht dem Erzherzogthume, ja nicht einmal Deutschland 72 $_{32}$ und 79 $_{13}$ Linnig] Linning

74_{16} Happel] Hoppel 75_{18} Poussin'sche] Paussin'sche 80_{33} De Nuyten] D. Nuyten 81_{33} Schmitz] Schmid vgl. Juni-Kat. 82_{6} Waldweg] Waldung.

71_{2} Bach Alex., ebenso im Juni-Kat. benannt, vermutlich aber Alois Bach (vgl. Anm. zu 25_{9}). $_{28}$ Karl Roettcken, geb. 1830 in Lemgo. M.-S. IV 93. 72_{3} Joseph Feid, geb. am 21. Februar 1806, gest. am 8. April 1870 in Weidling bei Wien. Th.-B. XI 354. Das Bild war betitelt „Gosautal mit den Donnerkogeln“ (vgl. Kat. Juni 1856). $_{7}$ Lichtenau C., Pseudonym für Carl Löffler, geb. am 13. Februar 1823 in der Ortschaft Lichtenau bei Haslach (Ob.-Öst.), gest. am 30. Juni 1905 in Wien. Th.-B. XXIII 318. Vgl. Anton Schlossar, Stifters Beziehungen zu dem Maler Karl Löffler in Wien, Deutsche Arbeit VIII, S. 774 und Helene Kmentt, Kindheitserinnerungen an Adalbert Stifter (Oberösterreichische Tageszeitung Nr. 26, 1. Februar 1925). St. lernte ihn im Jahre 1861 kennen und befreundete sich mit ihm (vgl. XX 7_{15} und Anm. S. 332). Löffler hat auch das Ehepaar Stifter porträtiert und Stifters Bild in den Jahren 1872—1874 im Linzer Kunstverein ausgestellt. Vgl. d. Reproduktion im Stifterheft der Deutschen Arbeit, IV, 1904/05, Heft 12. $_{25}$ Sebastian Habenschaden, geb. am 29. März 1813 in München, gest. am 7. Mai 1868 ebd. Th.-B. XV 395. $_{27}$ Max von Menz, geb. am 1. Sept. 1824 in Wasserburg, gest. am 3. Mai 1895 in München Th.-B. XIV 400. $_{32}$ Egidius Linnig, einer Antwerpener Malerfamilie angehörend, geb. am 25. August 1821 in Antwerpen, gest. am 13. Okt. 1860 ebd. Th.-B. XXIII 256. 73_{6} Carl Jungheim, geb. am 6. Februar 1830 in Düsseldorf, gest. am 6. Juni 1886 ebd. Th.-B. XIX 328. $_{19}$ Andreas Passy, geb. am 10. April 1810 in Wien, gest. am 11. Jänner 1879, Maler und Schriftsteller, der Porträts des Kaisers und der Kaiserin gemalt hat, die sich in der kaiserlichen Villa in Ischl befinden (vgl. Jungmair, S. 26). Die beiden Bilder Passys waren betitelt: „Ideale Landschaft, Motiv aus den Umgebungen von Ischl“ und „Waldhöhe“ (Kat. Juni 1856). Vgl. über ihn außer Th.-B. XXVI 286 Linzer Tagespost 1898, Nr. 76, Ferdinand Krackowizer, Gmunden III, S. 824 f. Heimatgaue IV, S. 29. $_{31}$ Franz Augustin (August) Palme, geb. am 21. Nov. 1808 in Rochlitz (Böhmen), gest. am 8. Okt. 1871 in München, Schüler der Prager Akademie und Schnorrs von Karolsfeld in München. Th.-B. XXVI 179. Vgl. Jungmair, S. 28. 74_{16} Karl Happel, geb. 1819 in Heidelberg, gest. 1914 in München. Th.-B. XVI 17. $_{28}$ Joseph Hoegg, geb. 1826 in

Coblenz. Th.-B. XVII 198. St. schreibt, dem Juni-Kat. folgend, Högg. $_{32}$ Christiaan Cornelis Kannemans, geb. am 13. Juli 1812 in Breda. Th.-B. XIX 524. St. schreibt wie der Juni-Kat. Kannemanns. Im Vorjahre hatte der Verein sein Bild „Stranden eines Schiffes an der englischen Küste bei Broad Staeirs" ausgestellt. Dieses im Besitz des Obersten Adolf Lindner in Linz befindliche Bild war in der Biedermeierausstellung (Kat. Nr. 44) zu sehen. 75 $_{5}$ Robert Krause, geb. am 28. April 1813 in St. Petersburg, gest. am 8. Dez. 1885 in München. Th.-B. XXI 467. $_{18}$ eine Poussinsche Schönheit, der Kunst des französischen Malers Nicolas Poussin (1594 bis 1665) entsprechend, der als Begründer der idealen heroischen Landschaft bekannt ist. 77 $_{16}$ Joseph von Führich (1800—1876), Th.-B. XII 558. 79 $_{18}$ Wilhelm Portmann, geb. 1819 in Düsseldorf, gest. am 18. Dez. 1893 ebd. M.-S. III 476. $_{27}$ Friedrich Voltz, geb. am 31. Okt. 1817 in Nördlingen, gest. am 25. Juni 1886 in München. M.-S. V 33 $_{29}$. Das im Jahre 1855 entstandene und in demselben Jahre in Linz ausgestellte Bild dieses Malers „Sommerlandschaft" ist jetzt im Besitze des Kommerzialrates Oskar Streit in Linz (Biedermeierausstellung, Kat. Nr. 16). 80 $_{33}$ Jan Michel de Ruyten, geb. am 29. April 1813 in Antwerpen, gest. 1881 ebd. M.-S. IV 138. 81 $_{14}$. Hiezu Fußnote der Redaktion über den Ankauf des Bildes (350 fl.) zur Verlosung. Das Bild überließ sein jetziger Besitzer, Ministerialrat Dr. A. Karwinsky in Linz, der Biedermeierausstellung (Kat. Nr. 7). $_{15}$ Willem Linnig, geb. am 7. April 1819 in Antwerpen, gest. am 8. August 1885. Th.-B. XXIII 256. $_{33}$ Hermann Schmitz, geb. 1812 in Düsseldorf. M.-S. IV 213. 85 $_{6}$ Ein sehr bedeutender Künstler Wiens, Franz Steinfeld (XVII, Anm. S. 407). Vgl. Stifter an P. J. N. Geiger, 24. Dez. 1856, XVIII 335 $_{29}$: ein Bild, das Steinfelds höchste Bewunderung erregte. Steinfeld hatte an den Ausschuß das Ersuchen gestellt, dahin zu wirken, daß das Bild dem Lande erhalten bleibe (vgl. Linzer Zeitung Nr. 165, 13. Juli 1856). $_{29}$ In der Sitzung vom 23. Nov. 1855 war St. ersucht worden, eine eingehende Besprechung des Bildes für die deutsche Kunstzeitung, bzw. für deren von Dr. Eggers redigierte Beilage, das „Deutsche Kunstblatt" zu verfassen, hatte zugesagt, kam aber nicht dazu, diesen Artikel zu schreiben, oder ließ es vielmehr dabei bewenden, daß in einem von ihm und Josef Edlbacher unterzeichneten Aufruf an die deutschen Künstler wegen Beschickens der Linzer Ausstellungen,

der am 17. April 1856 in diesem Blatte erschien, das als erstes für die Landesgalerie bestimmte Bild als ein ausgezeichnetes Kunstwerk hervorgehoben wurde (vgl. Festschrift S. 82 und Anmerkung S. 439).

Obderennsischer Kunstverein (1856) S. 86_{1}—90_{31}.

Linzer Zeitung Nr. 196 und 197, 20. und 21. Aug. 1856.

89_{32} alter] aller

86_{13} Leonhard Diefenbach, geb. am 8. Sept. 1814 in Hadamar (Nassau), gest. am 13. Aug. 1875 in Lenggrieß bei Tölz. Th.-B. IX 228. Dieses Bild befindet sich nicht mehr, wie Thieme-Becker angibt, in der oberösterreichischen Landesgalerie, sondern hängt in einem Konferenzzimmer der oberösterreichischen Landesregierung im Landhause. 87_{8} Alois Eiß, gest. am 11. Sept. 1874 in Wien, war um d. J. 1860 in dem Stifte Göttweig tätig, wo er Bilder für das Refektorium malte. Th.-B. X 441. Eiß hatte außerdem damals ausgestellt: „Bauernmädchen aus dem Salzkammergut" und Studienköpfe: „Eine Sabinerin", „Rebekka" und „Ophelia aus Hamlet". $_{13}$ Franz Schrotzberg (1811—1889) M.-S. IV 229. Georg Decker (vgl. Anm. zu 93_{11}). $_{22}$ Adolf Obermüllner, geb. am 3. Sept. 1833 in Wels, gest. am 29. Okt. 1898 in Wien, Th.-B. XXV 550, Jungmair, S. 26. St. nennt ihn hier wie der Kat. der Juli-Ausstellung Obermüller. Das Bild war betitelt: Gegend bei Grein. Obermüllner wurde besonders durch seine Darstellungen aus dem Hochgebirge bekannt. Auf der Pariser Weltausstellung (im J. 1867) hatte er „Das Stilfserjoch am Ortler" ausgestellt. Mehrere Gemälde im Naturhist. Hofmuseum. Viele Notizen über sein Schaffen brachte die Linzer Zeitung. Die oberöst. Landes-Galerie besitzt sein Bild „Das Nassfeld im Pinzgau" (Kat. Nr. 157); das im Mai 1867 ausgestellt war. $_{28}$ Anton Zwengauer, geb. am 11. Okt. 1810 in München, gest. am 13. Juni 1884 ebd. M.-S. V 159. 88_{16} Vgl. Anm. zu 79_{27}. $_{32}$ Heinrich Heinlein, geb. am 3. Dez. 1803 in Weilburg (Nassau), gest. am 8. Dez. 1885 in München. Th.-B. XVI 297. 89_{2} die... aufstockenden Wolken, „aufstockend" wohl gleichbedeutend mit „sich über einander türmend". Das Wort ist in den Wörterbüchern nicht nachweisbar. $_{11}$ August von der Embde (August Embden genannt), geb. am 2. (oder 4.) Dez. 1780 in Cassel, gest. am 10. Aug. 1862 ebd. Th.-B. X 495. $_{30}$ August

Friedrich Pecht, geb. am 2. Okt. 1814 in Konstanz, gest. am 18. April 1903 in München, mußte wegen eines Augenleidens das Malen aufgeben und wurde Kunstkritiker. Th.-B. XXVI 385. Im Juli-Kat. ist das Bild ausführlich erläutert: „Übergabe der Schlüssel an den Marschall Radetzky durch den Podesta Correa, rechts über der Brücke der Auszug der Emigranten, unter welchen sich Manin, Tomaseo und andere Häupter der provisorischen Regierung befinden.“ Pechts Artikel über Kunst schätzte St. sehr. Vgl. XX 199_{21} und seinen Brief an Pecht XXII 247_{21}.

Obderennsische Kunstausstellung (1856), S. $91_{1}-96_{32}$.

Linzer Zeitung Nr. 215 und 216, 12. und 13. Sept. 1856.

91_{16} Obersteirische] Österreichische Vgl. Anm. 92_{22} Reigenberg] Reigerberg] $_{23}$ Brienzersee] Brenzersee 95_{10} Genf] Graf $_{11}$ vom] von im] in 96_{1} Meyer] Mayer. Schreibung nach dem Kat.

91_{1} Aufstellung gebraucht St. öfter für Ausstellung. $_{9}$ Josef Maria Kaiser, geb. 1824 in Kremsmünster, gest. am 6. Mai 1893 in Linz, Zeichenlehrer (Professor) am Linzer Gymnasium. Th.-B. XIX 448 (Jungmair S. 27, 34). Kaiser widmete Stifters Andenken einen Artikel in der Linzer Zeitung Nr. 8, 12. Jänner 1872. $_{13}$ Peter Herwegen, geb. am 15. Februar 1814 in Köln, gest. am 28. Dez. 1893 in München. Th.-B. XVI 564. $_{16}$ Gustav Adalbert Schaller, geb. am 6. April 1818 in Budweis, gest. 1893 in Linz, seit 1854 Zeichenlehrer (Professor seit 1882) an der Oberrealschule in Linz. Vgl. XIX 299 und Jungmair, S. 26. Das Bild ist im Kat. als „obersteirische Försterfamilie“ bezeichnet. Vermutlich liegt in der Linzer Zeitung (siehe oben) ein Druckfehler vor. Oder hat St. sich geirrt? 92_{1} Eduard Peithner Ritter von Lichtenfels, geb. am 18. Nov. 1833 in Wien, gest. am 22. Jänner 1913 in Berlin. Th.-B. XXIII 191. Das Bild war betitelt: „Hintersee in Baiern, Regenlandschaft“ (Kat. d. Juli-Ausstellung). $_{17}$ Wilhelm Bode, geb. am 12. März 1830 in Hamburg, gest. am 27. Juli 1893 in Düsseldorf. Th.-B. IV 165. $_{22}$ Johann Andreas Engelhart, geb. 1801 in Nürnberg, gest. 1858 ebd. Th.-B. X 539. St. schreibt wie der Kat. Englhard. $_{25}$ Karl Spitzweg, geb. am 5. Februar 1808 in München, gest. am 12. Sept. 1885 ebd. M.-S. IV 321. Vgl. Otto Jungmair, Carl Spitzweg im oberösterreichischen Kunstverein,

Festschrift, S. 60 ff. Das Bild wurde von dem Statthaltereirat Frh. v. Haan erworben. $_{17}$ in dem Gedüfte der Wolken. „Gedüft" nach Grimm DWB IV 1 $_{1}$, Sp. 2041 zu „Duft" oder „duften" erst im 18. Jahrhundert gebildet (Klopstock, Stolberg, Matthison), gleichbedeutend mit „Dunst". 93 $_{11}$ Georg Decker, geb. am 7. Dez. 1819 (oder 1818?) in Budapest, gest. am 13. Februar 1894 in Wien. Th.-B. VIII 522. $_{14}$ Hermann Bethke, geb. am 1. Juli 1825 in Braunschweig, gest. am 18. April 1895 in München. Th.-B. III 538. $_{26}$ Obermüllners Bilder sind im August-Kat. bezeichnet als „Gegend bei Grein a. d. Donau" (Nr. 23) und „Gegend um München" (Nr. 24 und ebenso Nr. 42). 94 $_{1}$ August Robert Zimmermann, geb. am 3. April 1818 in Zittau, gest. am 6. Mai 1864 in München. M.-S. V 151. $_{4}$ Die Brüder Albert, Maximilian, Robert und Richard Zimmermann, die alle im Linzer Kunstverein ausstellten. 95 $_{10}$ Friedrich Zimmermann, geb. 1823 in Diessenhofen, gest. 1884 in Genf. M.-S. V 151. $_{17}$ Johann Gottfried Steffan, geb. am 13. Dez. 1815 in Wädenswyl am Züricher See, gest. am 16. Juni 1905 in München. M.-S. IV 333, VI 171. Steffan hatte ausgestellt: „Ein Mittag in Südtirol" (Nr. 29) und „Der letzte Gruß der Sonne in den Hochalpen. Grimselsee in der Schweiz." $_{23}$ Ferdinand Friedrich Wilhelm Weiß, geb. am 10. Aug. 1814 in Magdeburg, gest. am 23. Jänner 1878 in Berlin. M.-S. V 73. $_{26}$ Peter Jan Schotel, geb. am 19. Aug. 1808 in Dordtrecht, gest. am 23. Juli 1865 in Dresden. M.-S. IV 224. $_{30}$ Joseph Heicke, geb. 1811 in Wien, gest. am 6. Nov. 1861. Th.-B. XVI 251. Ausgestellt hatte er: Zwei Rehe (Nr. 32), Gebirgslandschaft (Nr. 41) und „Ein italienischer Früchtenhändler (Nr. 43). 96 $_{1}$ Friedrich Carl Meyer, geb am 3. Jänner 1824 in Tölz, gest. am 24. Jänner 1903 in München. Th.-B. XXIV 473. $_{13}$ Mathilde Esch, geb. am 18. Jänner 1820 in Klattau. Th.-B. XI 23.

Obderennsische Gemälde-Ausstellung (1857),
S. 97 $_{1}$—105 $_{10}$.

Linzer Zeitung Nr. 167—169, 24.—26. Juli 1857.

99 $_{9}$ ihren Dämmer] ihr Dämmen 102 $_{25}$ Fernen] Formen 103 $_{24}$ Hoguet] Hoquet $_{28}$ Widdemann] Wildmann. Vgl. Anm.

97 $_{20}$ Vgl. Einleitung S. LVII ff. 98 $_{9}$ Julius Zimmermann, geb. 1824 in Augsburg, gest. am 7. April 1906. M.-S. V 152, VI 306.

$_{13}$ Friedrich Siegmund Lachenwitz, geb. in Neuß a. Rh., gest. am 25. Juni 1868 in Düsseldorf. Th.-B. XXII 177. $_{15}$ Pieter Lodewijk Kluyver, geb. am 22. März 1816 in Amsterdam, gest. am 4. Jänner 1900. Th.-B. XX 557. $_{27}$ Axel Nordgren, geb. am 5. Dez. 1828 in Stockholm, gest. am 12. Februar 1888 in Düsseldorf. Th.-B. XXV 516. St. folgt der Schreibung des Kat. Juni-Juli 1857, Nr. 21. 99$_{9}$ ihren Dämmer. Vgl. Nachsommer VII 310$_{9}$: in dem graulichen Dämmer des Gebirges. Siehe Grimm DWB. II, Sp. 709: der Dämmer. Heute wird es selten gebraucht. Goethe, Faust „auf Wiesen in deinem Dämmer weben". An Frau v. Stein: „in dem großen linden Dämmer des Mondes". $_{13}$ richtig Obermüllner. Siehe Anm. zu 87$_{22}$. $_{30}$ Kockkock A., richtig Koekkoek, aus der berühmten holländischen Malerfamilie, im Kat. als Kockkock Fr. bezeichnet. St. folgt dieser Schreibung. $_{32}$ Der gleichnamige berühmte Maler ist Johannes Hermanus Koekkoek, geb. am 17. August 1778 in Veere, gest. am 12. Jänner 1851 in Amsterdam. Th.-B. XXI 127. 100$_{8}$ Heinrich Höfer, geb. 1825 in Eisfeld (Thüringen), gest. am 10. Februar 1878 in München. Th.-B. XVII 190. 101$_{29}$ August Schaeffer, geb. am 30. April 1833 in Wien, gest. am 29. Nov. 1916 in Bonn. M.-S. IV 182. 102$_{10}$ Hermann Füchsel, geb. am 8. August 1833 in Braunschweig, gest. am 30. April 1915 in New York. Th.-B. XII 552. $_{16}$ Felix Schlesinger, geb. am 9. Okt. 1833 in Hamburg. M.-S. IV 203. 103$_{15}$ Dieses Bild Spitzwegs wurde zur Verlosung angekauft und von dem Kaufmanne A. de Gleria in Linz gewonnen (Jungmair, S. 61). $_{24}$ Charles Hoguet, geb. am 21. Nov. 1821 in Berlin, gest. am 4. Aug. 1870. Th.-B. XVII 310. $_{28}$ Widdemann F., nach dem Kat. eingesetzt für Wildmann F. 104$_{1}$ Carl Wilhelm Hübner, geb. am 17. Juni 1814 in Königsberg, gest. am 5. Dez. 1879 in Düsseldorf. Th.-B. XVIII 44. $_{5}$ Johann Wagner-Deines, geb. 1803 in Hanau, gest. am 12. April 1880 in Niedersendling bei München. M.-S. V 47. $_{7}$ Rudolf Swoboda, geb. 1819 in Wien, gest. 1859 ebd. M.-S. IV 371. Ein Tierstück des Malers „Esel auf der Weide" besitzt die oberöst. Landesgalerie (Kat. Nr. 88). $_{13}$ Josef Munsch, geb. am 4. Okt. 1832 in Linz, gest. am 28. Februar 1896 in München, seit 1853 dort tätig. Th.-B. XXV 276. Munsch erhielt auf Grund eines von St. verfaßten Gutachtens ein Stipendium für einen Studienaufenthalt in Italien (vgl. Jungmair, S. 84); er wendete sich von der Historienmalerei ab und malte später

größtenteils Genrebilder. Die oberöst. Landesgalerie besitzt seine Bilder „Badende Mädchen“ und „Beim Dessert“ (Kat. 150, 151).

Obderennsische Kunstausstellung (1857), S. 106_{1}—110_{26}.

Linzer Zeitung Nr. 211, 16. Sept. 1857.

108_{25} Nr. 45] Nr. 35 109_{20} Etting] Elting $_{23}$ Anholt] Anhalt Isel] Insel

106_{13} Alois Greil, geb. am 27. März 1841 in Linz, gest. am 12. Okt. 1902 in Wien. Th.-B. XIV 584. Greil, der ein Stipendium zum Besuche der Wiener Akademie erhalten hatte, wurde von St. dem Professor P. J. N. Geiger empfohlen. Vgl. XIX 55_{30}, 86_{12} und Jungmair, S. 27. 107_{4} Carl Friedrich Ockert, geb. am 1. Mai 1825 in Dresden, gest. 1899 in München, seit 1858 in München tätig. Th.-B. XXV 557. $_{9}$ Alfred Metzener, geb. am 7. Dez. 1833 in Niendorf (Lauenburg), gest. am 10. Jänner 1905 in Zweisimmen. Th.-B. XXIV 446. $_{14}$ Ludwig Gebhardt, geb. am 20. Juli 1830 in München, gest am 6. Okt. 1908 ebd. Th.-B. XIII 314. $_{32}$ Ludwig (Louis) Gurlitt, geb. am 8. März 1812 in Altona, gest. am 19. Sept. 1897 in Naundorf bei Schmiedeberg. Th.-B. XV 348. 108_{6} Reinhard Sebastian Zimmermann, geb. am 9. Jänner 1815 in Hagenau am Bodensee, gest. am 16. Nov. 1893 in München. M.-S. V 152. Sein Ölbild „Die Sternsinger“ befindet sich als Leihgabe des städt. Museums in Wels in der oberöst. Landesgalerie (Kat. Nr. 179). $_{17}$ Adolph Stademann, geb. am 19. Juni 1824 in München, gest. am 30. Okt. 1895 ebd. M.-S. IV 325, V 265. Die Mondlandschaft Stademanns war von ihrem jetzigen Besitzer, Herrn Albert Kaindl in Linz, der Biedermeierausstellung überlassen worden (Kat. Nr. 20). 109_{19} August Christian Geist, geb. am 15. Okt. 1835 in Würzburg, gest. am 15. Dez. 1868 in München. Th.-B. XIII 355. $_{23}$ Franz Hengsbach, geb. 1814 in Werl (Westfalen), gest. am 25. Februar 1883 in Düsseldorf. Th.-B. XVI 386. $_{29}$ Bach Alexander, richtig Alois. Vgl. Anm. zu 71_{2}. 110_{5} Kilian Metzinger, geb. am 19. Juni 1806 in Aschaffenburg, gest. am 17. März 1869 in München. Th.-B. XXIV 448. St. schreibt wie der Kat. Metzinger L. $_{8}$ Wilhelm Klein, geb. am 18. Sept. 1821 in Remagen, gest. am 10. Juli 1890 ebd. Th.-B. XX 448. $_{13}$ von anderer Seite schon in diesen Blättern, in Nr. 207,

11. Sept. 1857 unter „Wissenschaft, Kunst und Litteratur" (nicht gezeichnet). Der Verfasser bezeichnet Bürkels „Heimkehr der Bärenjäger" als die Hauptzierde der gegenwärtigen Ausstellung und führt in seiner Charakteristik einen Vergleich mit Philips Wouwermann durch, an den sich auch St. bei einem Bilde Bürkels (vgl. 126_{3}) gemahnt fühlte.

Obderennsische Kunstausstellung (1857), S. 111_{1}—119_{16}.

Linzer Zeitung Nr. 245—247, 25., 27., 28. Okt. 1857.

113_{1} Zirim] Zirina Die richtige Lesart aus Zieglers Bilderchronik, Stifters Quelle, übernommen 115_{24} Ockert C] Ockert L Vgl. Anm. zu 107_{4} 116_{12} Nr. 25] Nr. 24 118_{23} Bürkel] Bürkl

111_{9} Peter Johann Nepomuk Geiger, geb. am 11. Jänner 1805 in Wien, gest am 29. Okt. 1880 ebd. Th.-B. XIII 344. St. hat sich für diese Skizze, seit er von ihrem Vorhandensein erfahren und die Geschichte ihrer Entstehung kennengelernt hatte, sehr interessiert. Vgl. XIX 32_{11}, 52_{14}, 65_{18}, 67_{18}: Der Entwurf ist jetzt in unserer Ausstellung, und gefällt allgemein. $_{23}$ Zieglers Bilderchronik, Vaterländische Bilderchronik aus der Geschichte des österreichischen Kaiserstaates von Anton Ziegler, Wien 1843, I. Band, S. 156. St. folgt seiner Quelle, abgesehen von einigen Kürzungen, im wesentlichen wortgetreu. Auch die Anmerkung ist aus ihr übernommen. Aber Gisela bezeichnet Ziegler als Verwandte des Kaisers Otto III., nicht Otto des II., wie St. 112_{21}. 114_{30} mit welchem Gefühle der Nothwendigkeit sind die Falten geordnet. Vgl. Nachsommer VII 91_{9} ff. 115_{5} Memorabilien, Geigers „Zeichnungen zur Weltgeschichte (die vaterländischen Immortellen und historischen Memorabilien)". Vgl. XVIII 458. $_{16}$ Flachstickereien, nach dem Kat. 1. Pastors Kinder (mit Schafwolle, Seide und Genillen und Gros de Naples). 2. Aus der Schweiz (mit Kreppfäden). 116_{11} Anton Steinach, geb. 1819 in Breslau. M.-S. IV 334. 117_{3} Das Bild R. S. Zimmermanns ist im Okt.-Kat. 1857 „Häusliche Scene" betitelt. $_{7}$ Vgl. Anm. zu 39_{22}. $_{27}$ Conrad Hoff, geb. am 19. Nov. 1816 in Schwerin, gest. am 19. Februar 1883 in München. Th.-B. XVII 243. $_{31}$ Otto Erdmann, geb. am 7. Dez. 1834 in Leipzig, gest. am 9. Dez. 1905 in Düsseldorf. Th.-B. X 592. 118_{8} August Heinrich Niedmann, geb. am 3. Mai 1826

in Braunschweig, gest. am 15. Jänner 1910 in Ried bei Benediktbeuern. Th.-B. XXV 463. $_{16}$ Andreas Christian Ludwig Take, geb. am 6. Dez. 1812 in Braunschweig, gest. im August 1899 ebd. M.-S. IV 374. 119_{6} Julius Noerr, geb. am 6. Nov. 1827 in München, gest. am 28. Mai 1897 in Sternberg. Th.-B. XXV 500. St. schreibt wie der Aug.-Kat. 1857 Noer. $_{11}$ Engelbert Westerreicher, ein Linzer Bildhauer (vgl. Jungmair, S. 26 u. 28, hier irrtümlich Westreicher genannt), auf dessen Arbeiten die Linzer Zeitung wiederholt verweist.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines (1858), S. 120_{1}—130_{26}.

Linzer Zeitung Nr. 183, 185, 12., 14. August 1858.

122_{19} Seidls] Seids 123_{7} Brannenburg] Branenburg vgl. Kat. $_{30}$ Nr. 22] Nr. 21 $_{31}$ Linnig] Linning 124_{5} Metzener] Metzenauer 127_{25} Livina longo] Livinia longa 128_{6} Heide] Heike $_{33}$ besieht] besitzt

122_{11} Friedrich Eibner, geb. am 25. Februar 1825 in Hilpoltstein (Oberpfalz), gest. am 18. Nov. 1877 in München. Th.-B. X 401. Eibner hatte ausgestellt: Dom in Esslingen, Salzburg, Kirche zu Steinbach am Attersee, Hotel Elisabeth in Ischl. Seine „Mondnacht in Venedig" (Besitzer: Stift Kremsmünster) war in der Biedermeierausstellung (Kat. Nr. 32) zu sehen. $_{14}$ Anton Ferstl, geb. 1823 in München, gest. am 23. März 1875 ebd. Th.-B. XI 498, ebenso wie M.-S. I 436 irrtümlich: geb. 1844. Das Geburtsjahr ergibt sich aus einer mir von Dr. Stefl mitgeteilten Notiz Hyacinth Hollands (Staatsbibl. München). 124_{2} Ignaz Bergmann, geb. 1797 bei München, gest. 1865 in München. Th.-B. III 410. $_{5}$ Metzener Adolf, wie im Sept.-Kat., richtig Alfred. Vgl. Anm. zu 107_{9}. In der Linzer Zeitung irrtümlich „Metzenauer". $_{11}$ Carl Friedrich Moritz Müller, genannt Feuermüller, geb. am 6. Mai 1807 in Dresden, gest. am 8. Nov. 1865 in München. Th.-B. XXV 240. 125_{8} Heinrich Funk, geb. am 12. Dez. 1807 in Herford, gest. am 22. Nov. 1877 in Stuttgart. Th.-B. XII 591. $_{12}$ Eduard Ender, geb. am 3. März 1822 in Rom, gest. am 28. Dez. 1883 in London, Sohn des Johann E. Th.-B. X 515. $_{24}$ Friedrich Zeller, geb. 1817 in Steyr, gest. im Jänner 1897 in Salzburg. M.-S. V 146. Vgl. Jungmair, S. 26. $_{28}$ Bürkels „Schiffzug auf dem Inn" ist im Besitz des Obersten Adolf Lindner in Linz, der dieses Bild der Biedermeierausstellung überlassen hatte (Kat. Nr. 5). 126_{3} Philips Wouwer-

mann, holländ. Maler, 1619—1668. 127 $_{22}$ Bernhard Girscher, geb. 1822 in Rothenburg bei Görlitz, gest. im Sept. 1870 in Berlin. Th.-B. XIV 193. In der Schreibung Marmelata folgt St. dem Kat. Girscher hatte sein Bild in einem Briefe an den Vereinssekretär Edlbacher mit der Bezeichnung: Hochgebirgssee an der Vedretta Marmolata (Livina longo) angekündigt. 128 $_{10}$ Ludwig Hermann, geb. im April 1812 in Greifswald, gest. am 9. Dez. 1881 in Berlin. Th.-B. XVI 502. $_{15}$ Max Bachem, ein Linzer Maler. $_{19}$ Peter J. N. Geiger hatte das Bild „Abdias" (Beduine in der Wüste) über Auftrag Heckenasts für Stifter gemalt. Vgl. St. an Geiger, 11. Februar 1858 (XXII 237 $_{15}$ ff.). Stifters Witwe schenkte das Bild der Landesgalerie (Kat. Nr. 91). Siehe die Abbildung in S. W. III (vor der Erzählung) und bei Jungmair, Ad. St. u. d. Gründung d. oberöst. Landesgalerie. 129 $_{30}$ Erzherzog Ferdinand Max unternahm um die Mitte der Fünfzigerjahre eine Reise nach Nordafrika. Professor Geiger, der ihn schon im Jahre 1850 auf seiner griechischen Reise begleitet hatte, nahm daran teil. Reiseeindrücken verdankt auch Geigers Bild „Sklavenmarkt" (1857) (vgl. Anm. S. 439, ferner XIX 61 $_{7}$, 69 $_{23}$ und Anm. S. 309) seine Entstehung. 130 $_{5}$ Johann Rint, geb. 1815 in Kukus (Böhmen), gest. am 10. Februar 1876 in Linz. M.-S. IV 72 mit unrichtigen Daten, die auf Verwechslung mit seinem Sohn zurückzuführen sind. Vgl. „Johann Rint der Bildschnitzer": Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Konversations-Lexikon N. F. II. 1, 1866, S. 63. (Abdruck: Linzer Tagespost Nr. 71—73, 28.—30. März 1866.) Rint erhielt im Jahre 1865 den Titel eines k. k. Hofbildschnitzers (Linzer Zeitung Nr. 118, 22. Juni 1865) und bekam, wie aus Notizen der Linzer Zeitung hervorgeht, sehr viele Aufträge. St. setzte sich bei jeder Gelegenheit für Rint ein, mit dem er besonders durch die Restaurierung des Kefermarkter Altares in freundschaftliche Verbindung gekommen war. In derselben Ausstellung war auch Rints Sohn Joseph durch drei Arbeiten: „Der heilige Leopold", „Das heilige Abendmahl" und „Maria mit dem Jesuskinde" vertreten. Vgl. 294 $_{11}$.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines (1859), S. 131 $_{1}$—140 $_{27}$.

Linzer Zeitung Nr. 199, 200, 1., 2. Sept. 1859.

134 $_{18}$ Ausſehen] Anſehen $_{20}$ Fenſterreihen] Fenſterreihe 137 $_{20}$ Nr. 34] 24

131_{2} der im Frühlinge eingetretenen Verhältnisse willen, infolge des Krieges mit Italien, der seit Beginn des Jahres 1859 drohend, Ende April ausbrach. $_{6}$ Vgl. an Heckenast, 24. Aug. 1859 (XIX 169_{31}): Wir haben heuer die Ausstellung viel später eröffnen können, weil uns die Bilder von andern Ausstellungen, namentlich von Prag . . . später als gewöhnlich zukamen. 132_{4} Vincenz Statz, geb. am 9. April 1819 in Köln, gest. am 21. Aug. 1899, Dombauwerkmeister. M.-S. IV 329. 133_{20} Vgl. 257_{1}. 135_{17} Waldmüller hatte außerdem folgende Studien ausgestellt: „Einem Kinde werden Blumen gereicht", „Am Morgen" und „Die segnende Großmutter". $_{24}$ Ferdinand Krauthauf, geb. 1830 in Wien, gest. 1893 in Graz. Th.-B. XXI 473. $_{30}$ Ludwig Voltz, geb. am 28. April 1825 in Augsburg, gest. am 29. Dez. 1911 in München (Augsburg?). M.-S. V 34. $_{32}$ Anton Altmann, geb. am 4. Juni 1808 in Wien, gest. am 9. Juli 1871 ebd. Th.-B. I 353. 136_{24} Carl Löffler hatte laut August-Kat. ausgestellt: „Porträt eines Kindes (Privateigentum)" und „Porträt (Privateigentum des G. F. v. B.)." 137_{3} Kannemanns ... Seestücke, „Bewegtes Meer" und „Schiffbruch an der englischen Küste" (Aug.-Kat.). $_{16}$ Fröhlich J., vielleicht identisch mit Ernst Fröhlich, geb. 1810 in Kempten, gest. am 19. Februar 1882 in München. Th.-B. XII 510. $_{19}$ Hantsch schreibt St. irrtümlich wie der Kat. für Hansch. $_{32}$ Dieses Bild des Hermann Mevius ist im Besitze des Kommerzialrates Amandus Heinisch in Linz und war von ihm der Biedermeierausstellung überlassen worden (Kat. Nr. 6). 139_{9} August Piepenhagen, geb. am 2. Aug. 1791 in Soldin, gest. am 27. Sept. 1868 in Prag. Th.-B. XXVI 398. Das „Motiv aus dem Salzkammergute" wurde für St. der Anlaß, mit Piepenhagen in Verbindung zu treten; er ersuchte den Künstler, ihm den Ankauf des Bildes durch Ratenzahlungen zu ermöglichen (XIX 165_{20} ff.). Vgl. an Heckenast, 24. Aug. 1859 (XIX 170_{12}): Ich hätte mich unglüklich gefühlt, wenn ich mich von diesem Bilde hätte trennen sollen. Es ist, man könnte sagen, die reizendste Süssigkeit in diesem Bilde (vgl. 139_{32}). Das Bild besitzt Fräulein Marie Markus in Linz (Kat. der Biedermeierausstellung, Nr. 25). 140_{3} Piepenhagen beschickte von da an fast alljährlich die Linzer Ausstellungen. $_{24}$ Julius Lange, geb. am 17. Aug. 1817 in Darmstadt, gest. am 25. Juni 1878 in München. Th.-B. XXII 327.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines (1860), S. 141_1—145_{26}.

Linzer Zeitung Nr. 146, 26. Juni 1860.

142_8 Theodor Maassen, geb. am 1. Februar 1817 in Aachen, gest. am 27. Mai 1886 in Düsseldorf. Th.-B. XXIII 502. $_{18}$ Karl Weddige, geb. 1815 in Rheine (Westfalen). M.-S. V 67. $_{23}$ Leopold Till, geb. 1829, gest. im Juli 1893 in Wien. M.-S. IV 419. $_{32}$ Ferdinand Axmann, der Sohn des mit St. befreundeten Kupferstechers Joseph Axmann, geb. am 3. Nov. 1838 in Wien, gest. am 15. März 1910 ebd. Th.-B. II 287. 143_{14} Ohne der geringsten Sucht. St. gebraucht „ohne" häufig mit dem Dativ. Vgl. Nachsommer VIII 149_9 ohne der Freude der Eltern. 144_{19} dem hohen Fürsten, einem Fürsten von Hohenzollern-Siegmaringen (vgl. Juni—Juli-Kat. Nr. 17). $_{32}$ Johann Till, geb. 1826 in Wien, gest. am 22. Nov. 1894 (nach anderen 1801 geb. und gest. am 23. Jänner 1889). M.-S. IV 419. Das besprochene Bild besitzt das Stift Wilhering (Kat. der Biedermeierausstellung, Nr. 40). 145_{18} Johann Gustav Lange, geb. 1817 in Mühlheim a. Rh., gest. am 6. April 1887 in Düsseldorf. Th.-B. XXII 325.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines (1860), S. 146_1—162_{18}.

Linzer Zeitung Nr. 173—175, 28., 29. u. 31. Juli 1860.

146_{19} Ein Mann des höheren Adels des Landes..., Johann Nepomuk Ungnad Graf v. Weißenwolff, geb. am 11. Mai 1779 in Wien, gest. am 27. April 1855 in Linz. Wurzbach. 54, S. 177. $_{22}$ ein würdevoller Kirchenprälat, Dominik Lebschy, geb. in Wien 1799, gest. am 1. Juli 1884, der Abt des Prämonstratenser Stiftes Schlägl. 147_4 St. klagt auch in seinen Briefen über die Hemmungen einer gedeihlichen Tätigkeit des Vereines. Vgl. XVIII 274_{22}, XX 5_{21}. $_{23}$ Schiller in dem Gedichte „Die Künstler", v. 30 ff. Vgl. Nachsommer VII 154_{28}: Darum hat nur der Mensch allein die Kunst und wird sie haben, so lange er ist, wie sehr die Aeußerungen derselben auch wechseln mögen. 149_8 Der Verein erhielt später den Titel Christlicher Diözesanverein für Oberösterreich. 153_6 Die Tätigkeit der Agenten des Vereines gab übrigens oft zu Klagen Anlaß (vgl. Jungmair, S. 75). 154_{14} Heilmeier schreibt St. statt

Heilmayr (vgl. Anm. zu 42_{8}), wie der Juli-Kat. $_{22}$ Joseph Petzl, geb. am 23. Dez. 1803 in München, gest. am 23. April 1871 ebd. Th.-B. XXVI 511. 155_{2} Johann Nepomuk Ott, geb. am 14. Jänner 1804 in München, gest. am 18. Februar 1870 ebd. Th.-B. XXVI 86. St. schreibt wie der Juli-Kat. Ott M. $_{19}$ Sigismund von L'Allemand, geb. am 8. März 1840, gest. am 24. Okt. 1910 in Wien. Th.-B. I 309. 156_{5} Stifters Mahnwort an das deutsche Volk war durch die damalige politische Lage veranlaßt. Vgl. an Marie v. Hrussoczy, 11. Juli 1859 (XIX 161_{30}). 157_{13} Die Bilder „Schiller" und „Goethe" hatte Geiger für Gustav Heckenast gemalt, der sie St. sendete und ihre Ausstellung im Kunstverein gestattete (vgl. XXII Register, S. 374). $160_{10,\ 25}$ Stifters Gegenüberstellung des Genius und Talents ist durch Jean Pauls „Vorschule der Ästhetik" angeregt. Vgl. I 2. Programm, § 9 Das Talent: ja das Talent prangt oft als grüner Hügel neben der kahlen Alpe des Genies, bis es an seiner Nachkommenschaft stirbt." (49, S. 47) und 3. Programm, § 14: „Dieser Weltgeist des Genius . . . kann sogar den Reiz der Form durch seinen höhern entbehrlich machen." (49, S. 63). 162_{9} Wesenheit, von St. oft, besonders im „Nachsommer", gebraucht. Vgl. 167_{4} und Hüllers Nachweise IV 2 (2), S. 655.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines (1860), 163_{1}—169_{16}.

Linzer Zeitung Nr. 205, 5. September 1860.

163_{14} hinzu gekommen] hiezu gekommen

163_{1} Vgl. XIX 350 und Linzer Zeitung Nr. 187, 14. August 1860. 164_{16} Karl Freiherr von Binzer, geb. am 19. Okt. 1824 zu Schleswig, gest. am 22. Juli 1902 in Schwabach. Th.-B. IV 42. Vgl. Jungmair, S. 24. $_{17}$ seiner Mutter, der mit St. befreundeten Freifrau Emilie von Binzer (vgl. XVII 389). 165_{4} St. veranlaßte den Ankauf des Bildes Albert Zimmermanns „Gegend an der Isar", das ihm der Künstler zum Anschauen geschickt hatte, für die oberöst. Landesgalerie (XXII 171_{17}). Den Kaufpreis von 500 fl. streckte der Gasthofbesitzer Bauer dem Vereine unverzinslich und terminlos vor (vgl. Jungmair, S. 30, 94). Vgl. die Abbildung des Gemäldes, das eine Zierde der oberöst. Landesgalerie (Kat. Nr. 177) bildet, bei Jungmair, Adalbert Stifter und die Gründung der oberöst. Landesgalerie (S. A. S. 5). $_{31}$ ff. St.

bezieht sich in seinen Ausführungen über die Wahl großer und kleiner Stoffe und deren Anforderungen an den Künstler auf § 3 des 1. Programms der I. Abteilung in Jean Pauls Vorschule der Ästhetik: Im Epos, im Trauerspiel versteckt sich wenigstens oft die Kleinheit des Dichters hinter die Höhe seines Stoffs, da große Gegenstände schon sogar in der Wirklichkeit den Zuschauer poetisch anregen — daher Jünglinge gern mit Italien, Griechenland, Ermordungen, Helden, Unsterblichkeit, fürchterlichem Jammer und dergleichen anfangen, wie Schauspieler mit Tyrannen —; aber im Komischen entblößet die Niedrigkeit des Stoffs den ganzen Zwerg von Dichter, wenn er einer ist (49, S. 31). 166_{23} Niobidentorso in München, im Niobidensaal der Glyptothek, Torso eines Jünglings, sog. Ilioneus, der jüngste Sohn der Niobe. $_{27}$ im Odysseus, wie Stifter stets für „Odyssee" sagt. Vgl. Nachsommer VI 56_4, Briefe XVIII 174_{15}. 169_{10} Eduard Merk, geb. am 7. März 1816, gest. am 8. Februar 1888 in München. Th.-B. XXIV 415. Das jetzt im Besitze des Primarius Dr. Hermann Reiß in Linz befindliche Bild war in der Biedermeierausstellung zu sehen (Kat. Nr. 24).

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines (1861), S. 170_1—178_{20}.

Linzer Zeitung Nr. 205—207, 5.—7. September 1861.

174_{25} J. Schrader] F. Schrader. Vgl. Kat. August 1861 Nr. 29 Julius Schrader in Berlin 175_{19} Hobak] Habak $_{28}$ J. Till] F. Till vgl. Kat. Nr. 44 Joh. Till und Anm. zu 144_{32}. 176_2 Conti] Cauti vgl. Kat. Nr. 46. 178_{16} Cavallo] Cebello vgl. Kat. Nr. 58.

171_{30} J. F. Hulk, geb. am 9. Jänner 1829 in Amsterdam, gest. am 12. Juli 1911. Th.-B. XVIII 107. 172_3 Conrad Bühlmayr, geb. am 18. August 1835 in Wien, gest. am 30. Nov. 1883 ebd. Th.-B. V 191. $_{22}$ St. urteilt hier aus eigener Erinnerung. Das Gosautal hatte er, wie sich aus einem von ihm auf der Reise geführten Tagebuche ergibt, im Sommer 1836 besucht und im folgenden Jahre ein Bild „Hinterer Gosausee mit Dachstein" gemalt (jetzt im Besitze des Grafen Gabriel Gudenus in Mühlbach, Nied.-Öst. Wiedergabe XVII nach S. 64). Außerdem ist ein zweites dieses Landschaftsmotiv wiedergebendes Bild mit der dazu gehörenden Bleistiftskizze erhalten („Im Gosautal", Verz. Nr. 44, 55). In Stifters „Nachkommenschaften" unternimmt der

Maler Roderer zehn und etliche vergebliche Versuche, den Dachstein so treu und schön zu malen, als er ist (Werke, Bong, T. V S. 198_{7}). 173_{8} Anton Seitz, geb. am 28. Jänner 1829 in Roth am Sand bei Nürnberg, gest. am 22. Nov. 1900 in München. M.-S. IV 256, V 260. $_{12}$ Conrad Grefe (auch Gräfe oder Gräve geschrieben), geb. 7. Sept. 1823 in Wien, gest. im August 1907 zu Tulbing (N.-Ö.). Th.-B. XIV 574. Vgl. S. W. XIX 287_{29}, 359. St. hatte den Maler aufgefordert, das Bild so bald als möglich einzusenden: Wir haben ein neues Vereinslocale im Landhause erhalten, und sind, obwohl es noch nicht vollständig hergestellt ist, doch schon im Begriffe, die eingelaufenen Bilder aufzuhängen. Im August-Kat. ist dem Titel des Bildes hinzugefügt: Motiv aus Istrien. $_{26}$ Vgl. an Heckenast XX 82_{5}. St. erwarb im Jahre 1863 Löfflers Knabenköpfchen (vgl. XX 110_{16} und Anton Schlossar, Adalbert Stifters Beziehungen zu dem Maler Karl Löffler in Wien, Deutsche Arbeit VIII, S. 770). 174_{13} Ebenso hatte sich St. über Löfflers Mädchenköpfchen geäußert. Sein Angesicht hat eine solche Seelenschönheit, daß nur e i n Maler unter den gekannten sie auch so und besser malen könnte, Raphael (XX 81_{31}). $_{19}$ Friedrich Havránek, geb. am 4. Jänner 1821, gest. 1899, Schüler der Prager Akademie. Th.-B. XVI 164. Dieses Bild wurde von seinem jetzigen Besitzer, dem Obersten Adolf Lindner in Linz, der Biedermeierausstellung überlassen (Kat. Nr. 3). $_{25}$ Friedrich Julius Schrader, geb. am 16. Juni 1815 in Berlin, gest. am 16. Februar 1900 in Groß-Lichterfelde. M.-S. IV 225, V 255. 175_{3} Kockkock (richtig Koekkoek) der Jüngere hier ausdrücklich unterschieden von dem weitberühmten älteren, d. i. Johannes Hermanus K., vermutlich identisch mit Koekkoek A., dem Maler der „Stillen See“ (vgl. 99_{29}, 390). $_{19}$ Arnoldine Hodak, Malerin von Stilleben (Früchten und Blumen) in Brünn, war durch Rosen im Glas aus dem Besitz der Gräfin Marietta Weißenwolff (Schloß Steyregg bei Linz) auf der Biedermeierausstellung vertreten (Kat. Nr. 48). $_{24}$ August Woerndle von Adelsfried, geb. am 22. Juni 1821 in Wien. M.-S. V 115. 176_{1} Oswald Achenbach, geb. am 2. Februar 1827 in Düsseldorf, gest. am 2. Februar 1905 ebd. Th.-B. I 43. $_{14}$ Otto von Thoren, geb. am 21. Juli 1828 in Wien, gest. am 18. Juli 1889 in Paris. M.-S. IV 411, V 272. 177_{21} Franz Verheijden, geb. am 18. März 1806 in Löwen, gest. nach 1854. M.-S. IV 504. 178_{1} St. tritt hier Lessing zur Seite, der im „Laokoon“ (III. Abschnitt) dem Künstler die

Darstellung des Transitorischen versagt (vgl. Alle Erscheinungen . . . und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande ekelt oder grauet). $_{13}$ François Antoine Bossuet, geb. am 22. Aug. 1798 in Ypern, gest. am 30. Sept. 1889 in Brüssel. Th.-B. IV 408.

Oberösterreichische Kunstausstellung (1861), S. 179$_{1}$—190$_{15}$.

Linzer Zeitung Nr. 247—250, 24.—27. Oktober 1861.

182$_{17}$ Hobak] Habak 183$_{23}$ aber] oder

179$_{7}$ Einer dieser Studienköpfe von J. B. Reiter ist im Besitz des Ministerialrates Dr. A. Karwinsky in Linz und war von ihm der Biedermeierausstellung überlassen worden (Kat. Nr. 13). 180$_{2}$ Wilhelm von Kaulbach, geb. am 15. Okt. 1805 in Arolsen, gest. am 7. April 1874 in München. Th.-B. XX 23. Ausgestellt waren, wie sich aus dem Sept.-Okt.-Kat. ergibt, drei Lieferungen der von Albert in München herausgegebenen „Goethe-Gallerie.“ $_{14}$ Kaulbach hat auch Mignon gezeichnet. Vgl. Ferdinand Kürnberger, Briefe an eine Freundin (Schriften des Lit. Vereines VIII, S. 26). 181$_{3}$ Auch diese Photographien hatte Albert angefertigt. $_{5}$ Karl Schorn (1803—1850). M.-S. IV 223. $_{6}$ Theodor Dietz (1813—1870). Th.-B. IX 271. $_{15}$ Vgl. Wilhelm Kosch, Adalbert Stifter und die Romantik (Prager Deutsche Studien, I. Heft. Prag 1905), S. 53: „Man merkt es Stifters Urteil an, daß er Schwind nicht als kühl abwägender Kritiker gegenüberstand, sondern sein Herz mitsprechen ließ.“ Hiezu ist zu ergänzen, daß Schwinds Persönlichkeit sicher oft durch Erinnerungen seiner Linzer Freunde, besonders der Familie von Spaun, Stifter nahegebracht wurde. Schwind hatte ja in seiner Jugend oft auf Schloß Steyregg, in Linz, Ebenzweier und Traunkirchen geweilt. Vgl. Jungmair, Moritz von Schwind und Oberösterreich, Festschrift S. 65 ff. 182$_{20}$ Ludwig Mecklenburg, geb. am 15. Sept. 1820 in Hamburg, gest. am 11. Juni 1882 in München, Th.-B. XXIV 326. $_{30}$ Ignaz Raffalt, geb. am 21. Juli 1800 in Weißkirchen (Obersteiermark), gest. am 7. Juli 1857 in Hainbach bei Wien. M.-S. IV 6. Eine Landschaft Raffalts ist im Besitz der oberöst. Landesgalerie (Jungmair, S. 32). 183$_{32}$ Anton Dvořák, geb. am 16. Dez. 1817 in Němčic bei Leitomischl, gest. am 24. April 1881 in Prag. Th.-B. X 258. 185$_{17}$ Albert Zimmermann hatte zugleich noch ein zweites

Bild „Morgengebet der Bergknappen vor der Fahrt in den Schacht" ausgestellt (im Kat. unter derselben Nummer 44 verzeichnet). $_{31}$ Die beiden Bilder Piepenhagens hatte Gustav Heckenast dem Vereine für die Ausstellung überlassen und Stifter gesendet. Vgl. XIX 274$_{10}$, XX 2$_{3}$, $_{27}$ ff.: Wenn solche Werke in meiner Wohnung um mich wären, könnte ich nichts Unbedeutendes mehr schaffen, und die Bildungskraft müßte sich immer neu erheben. Heckenast beschenkte St. mit einem Mondbilde Piepenhagens (XX 17$_{12}$). 187$_{11}$ Aert van der Neer in Amsterdam (1603—1677). Vgl. XX 2$_{28}$: Heute sagte Steinfeld: „Seit Van der Neer hat niemand einen so schönen Mond gemalt." 190$_{6}$ Kolbe, im Kat.: Karl Gottlob Kolbe.

Gemälde-Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines (1862), S. 191$_{1}$—204$_{6}$.

Linzer Zeitung Nr. 202, 204, 205, 2., 4. u. 5. September 1862.

197$_{4}$ jenem] jenen 200$_{27}$ Bild an] Bild hier an (vgl. $_{28}$ Wir knüpfen hier . . .) 201$_{12}$ Minjon P. J.] Minjon P. F. $_{29}$ Schäffers] Schäfers

192$_{28}$ das Kinderbild desselben Künstlers (Moritz Müller), im August-Kat. betitelt: „Arme Kinder vor einem Fleischerladen vorübergehend." 193$_{2}$ Vgl. Stifters Besprechung des Bildes 136$_{6}$. 194$_{26}$ Andreas Lach, geb. 1817 in Eisgrub, gest. am 18. April 1882 in Wien. Th.-B. XXI 175. $_{29}$ Virginie de Sartorius, vielleicht eine Tochter des John S. (M.-S. IV 172), der zwischen 1778 und 1824 Bilder (Sport, bes. Pferde, wie sein Vater) malte. 195$_{15}$ Vgl. 92$_{25}$, 93$_{9}$. $_{30}$ Franz Alt, geb. am 16. Aug. 1821 in Wien, gest. am 13. Februar 1913 ebd. Th.-B. I 338. 196$_{14}$ Josef Grandauer, geb. im Februar 1822 in Wien, gest. 1894 ebd., damals Professor an der Realschule in Linz. Th.-B. XIV 503. Grandauer hat auch das Ehepaar Stifter gemalt (vgl. XXII 245$_{14}$ und die Reproduktion des Stifterporträts in V$_{1}$). Freiherr Eduard von Bach hatte sich als Statthalter für die Errichtung der Oberrealschule in Linz sehr eingesetzt und sich überhaupt des Schulwesens im Lande Oberösterreich eifrig angenommen. Vgl. XVIII 383, XVI 323$_{25}$. 198$_{17}$ Georg Genschow, geb. am 4. Okt. 1828 in Rostock, gest. am 15. Juli 1902 in Düsseldorf. Th.-B. XIII 398. 200$_{11}$ Vgl. 188$_{7}$. 201$_{23}$ St. erstand auch dieses Bild Carl Löfflers und nannte

das dargestellte Mädchen nach der Heldin seiner „Feldblumen" Angela. Vgl. XX 75_{14}, 81_{31}, 348. Das Bild ging nach Stifters Tod ebenso wie das Knabenköpfchen an die Familie Kaindl in Linz über. 202_{2} der Beurtheiler... im Linzer Abendboten, Moritz von Maifeld in Nr. 187, 14. August 1862 (vgl. XX 75_{19}). 203_{17} Löfflers Selbstporträt ist wiedergegeben bei Otto Jungmair, Adalbert Stifters Freundeskreis in Linz, Heimatland, Nr. 44, 1930 (Linz), S. 695. $_{31}$ Louis Hutschenreiter, geb. 1841 in Thüringen, gest. am 16. Okt. 1915 in Eisenach. Th.-B. XVII 192. Stifter nennt ihn wie der August-Kat. Max. 204_{1} Die von Gustav Schaller gearbeitete Büste war von Carl Feldbacher in Linz gegossen (vgl. August-Kat.).

Oberösterreichische Kunstausstellung (1863), S. 205_{1}—216_{33}.

Linzer Zeitung Nr. 206, 229, 237, 10. Sept., 7. u. 16. Okt. 1863.

207_{32} Ebenso hatte sich St. bereits im „Nachsommer" (VII 245_{28}) über die durch die Fortschritte der Technik begünstigte Hinneigung der Menschen zum Materiellen und den Mangel an Ruhe und Sammlung geäußert: Wir arbeiten an einem besondern Gewichte der Weltuhr, das den Alten ... noch ziemlich unbekannt war, an den Naturwissenschaften. Wir können jetzt noch nicht ahnen, was die Pflege dieses Gewichtes für einen Einfluß haben wird auf die Umgestaltung der Welt und des Lebens. Dieses Bild verwendet St. auch hier 208_{29}. 209_{28} Vgl. Anm. zu 34_{5}. 211_{31} Spitzwegs „Spaziergang", von Uhde-Bernays, Carl Spitzweg (Delphin-Verlag, München) unter dem Titel „Der Herr Pastor" (Abbildung 115) wiedergegeben (vgl. Jungmair, S. 62). 214_{12} Heinrich Bürkel war damals 61 Jahre alt. $_{18}$ Dieses Bild Piepenhagens ist im Sept.-Kat. als „Gebirgssee" bezeichnet. 215_{19} Christian Sell, geb. am 14. August 1831 in Altona, gest. am 21. April 1883 in Düsseldorf. M.-S. IV 257. 216_{3} August Querfurt (1696—1761). M.-S. III 508.

Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereines (1867), S. 217_{1}—231_{6}.

Linzer Zeitung Nr. 231—233, 235, 6., 8., 9. u. 11. Okt. 1867.

228_{12}, 229_{12} Nowopaki] Nowapaki 228_{27} den Berg] dem Berg. 229_{5} J. E.] J. C. $_{17}$ das ohne] die ohne

217$_{19}$ Vgl. Goethes „Einleitung in die Propyläen": „Der Mensch ist der höchste, ja der eigentliche Gegenstand bildender Kunst" (Werke, Meyer 22, S. 89). 218$_{8}$ St. schließt sich hier wieder an Jean Paul an. Vgl. Vorschule der Ästhetik I, 6. Programm § 26: Kurz, der Erbfeind des Erhabenen ist das Lächerliche. § 28: Dem Unendlich-Großen, das die Bewunderung erweckt, muß ein ebenso Kleines entgegenstehen, das die entgegengesetzte Empfindung erregt (49, S. 108, 114). $_{17}$ Ein großer Denker ... Wen St. hiebei im Sinne hatte, kann ich nicht feststellen; allein auch hier hätte er wie gleich später auf Jean Paul verweisen können. Vgl. Vorschule der Ästhetik I, 7. Programm § 33: Darum waren nicht nur große Humoristen ... sehr ernst, sondern gerade einem melancholischen Volke haben wir die besten zu danken (49, S. 137). $_{20}$ die Abschnitte über das Lächerliche und den Humor in Jean Pauls Vorschule, in der I. Abteilg., 6. Programm: Über das Lächerliche. 7. Progr. Über die humoristische Poesie. 8. Progr. Über den epischen, dramatischen und lyrischen Humor (49, S. 104—175). $_{26}$ Auf das Problem des Idealismus und Realismus in der Kunst kommt St. oft zu sprechen, im „Nachsommer" (VII 28$_{19}$) mit derselben Begründung zu Gunsten der Gegenständlichkeit: **Wem das nicht heilig ist, was ist, wie wird der Besseres erschaffen können, als was Gott erschaffen hat?**, in den „Nachkommenschaften" (Werke, Bong, T. V, S. 226$_{2}$) und in seinen Briefen an Heckenast XIX 114$_{33}$ und an S. v. Handel anläßlich des „Witiko" XXI 6$_{11}$. Auch in den Vorlesungen über Ästhetik wollte er sich mit diesen Fragen beschäftigen. Vgl. 307$_{28}$: **Wenn der Mensch ein Schönes darstellen will, ahmt er Theile der Schöpfung nach, als des Schönsten, was in Erscheinung kömmt, gleichsam der sichtlichen Verkörperung Gottes."** 219$_{13}$ Vorschule der Ästhetik I, 1. Programm § 2: Bei gleichen Anlagen wird sogar der unterwürfige Nachschreiber der Natur uns mehr geben ... als der regellose Maler, der den Äther in den Äther mit Äther malt (49, S. 27). 220$_{3}$ Vgl. Anm. zu 165$_{31}$. $_{24}$ Ebenso äußert sich St. im „Nachsommer" über die altdeutsche Kunst, worunter er die Gotik versteht, VII 98$_{28}$ ff., 151$_{10}$. $_{27}$ Goethe in den Zahmen Xenien, bzw. in der Einleitung zur „Farbenlehre". St. setzt die Einzahl **Dir** und **Dich** für Goethes „uns" ein. 221$_{3}$ Hermann Steinfurth, geb. am 28. August 1822 (18. Aug. 1823?) in Hamburg, gest. am 7. Februar (2. Jänner?) 1880 in Düsseldorf. M.-S. IV 335, V 266.

$_{17}$ Johann Schauer, geb. am 26. April 1840 in Lambach, gest. am 1. Juni 1914 in Wels, Dr. iuris, Bürgermeister von Wels. Vgl. Jungmair, S. 38, dessen Angabe, Schauer habe im Jahre 1871 zum erstenmal in Linz ausgestellt, zu berichtigen ist. Die Landschaftszeichnungen waren betitelt: „Aus dem Ötztale" und „Aus dem Mürztale" (Okt.-Kat.). 222$_1$ Gustav Jäger, geb. am 28. Februar 1835 in Wien, gest. am 16. Dez. 1861 ebd. Th.-B. XVIII 332. $_{31}$ Denselben Tadel hatte St. auch in dem Briefe an Carl Löffler v. 18. Nov. 1864 ausgesprochen; er glaubte, Löffler habe seine Augen zu sehr an die alten herrlichen Bilder gewöhnt, und es komme ihm derselbe bräunlich schwarze Ton, den sie durch Alter angenommen haben, schon in seine neuen Farben (XX 231$_{23}$). 223$_{21}$ Heinrich Franz Gaudenz von Rustige, geb. am 11. April 1810 in Werl (Westfalen), gest. am 12. Jänner 1900 in Stuttgart. M.-S. IV 138, V 246. 226$_{11}$ Josef Lauer, geb. 1818 in Wien, gest. am 28. Sept. 1881 ebd., einer der letzten namhaften Blumenmaler des biedermeierlichen und nachmärzlichen Wien. Th.-B. XXII 434. Ein im Besitz des Stiftes Kremsmünster befindliches Stilleben Lauers (Blumen und Fruchtstücke) befand sich in der Biedermeierausstellung (Kat. Nr. 29). $_{13}$ Karl Kronberger, geb. am 7. März 1841 in Freistadt, gest. am 27. Oktober 1921 in München, erlernte in Linz die Dekorationsmalerei und studierte dann an der Münchner Akademie. Vgl. außer Th.-B. XXI 574 Jungmair, S. 29, und Hermann Ubell „Die gute alte Zeit in Bildern des Oberösterreichers Karl Kronberger", Zs. der Wiener Urania „Der Pflug" I, S. 54 ff. (Wien, 1926); „Karl Kronberger 1861—1921", Oberösterreichische Männergestalten, S. 181 ff. (Linz, 1926) und „Karl Kronberger, der oberösterreichische Spitzweg", Bergland 11. Jahrg. Nr. 3, S. 21 ff. Kronberger befolgte Stifters Warnung vor Illustrationen zu Dichtungen. Die oberöst. Landesgalerie besitzt drei Bilder Kronbergers: „Einbruch bei der Modistin", „Paßkontrolle" und den „Studienkopf einer alten Bäuerin mit Gebetbuch" (Kat. Nr. 161—163). $_{26}$ Elisabeth Jerichau-Baumann, geb. am 27. März 1819 bei Warschau, gest. am 11. Juli 1881 in Kopenhagen. Th.-B. XVIII 530. 227$_3$ Achille Astolfi, Maler in Padua, um die Mitte des 19. Jahrh., Porträtist, Genremaler, Maler von Altartafeln. Th.-B. II 206. $_{13}$ Steinfurths Bild ist im Okt.-Kat. mit folgender Legende versehen: „Im Tartarus, unten links und in der Mitte Gruppe der Danaiden; rechts Tantalus

und in der Höhe angefesselt die Titanen; oben rechts Pithyos, Ixion und Sisyphus, in der Mitte von Eumeniden verfolgte Verdammte, links die Flußgötter der Unterwelt, darunter Styx und Pyriphlegethon". $_{24}$ St. konnte sich von diesem Bilde Bürkels nicht trennen, er nahm es nach dem Schluß der Ausstellung in seine Wohnung und wollte es ankaufen, hatte aber nicht die Mittel hiezu zur Verfügung (vgl. an Heinrich Bürkel, 21. Nov. 1867, XXII 170_3). 228_{12} Johann Novopacky, geb. am 15. Nov. 1821 in Nechanitz, gest. 1908 in Wien. Th.-B. XXV 531. $_{23}$ Vgl. Stifters Urteil über dieses Bild Nordgrens in dem Briefe an Bürkel, der dessen „Achensee" gilt (XXII 170_{11}): Obwohl ein sehr aufgetakelter Nordgreen, der mit Kanonen Beifall forderte, daneben und zwar auf dem besseren Plaze hing, kehrten die Augen immer auf das Bild zurük, ja es wurde gerade durch den Nordgreen ... immer schöner, und brachte zulezt den Nachbar um. 229_5 J. E., Josef Edlbacher, Statthalterei-Sekretär in Linz, geb. 1816 in Linz, gest. 1868 ebd., ist nach Jungmairs Feststellung (S. 101; vgl. 23) der Maler des Bildes. Das bezeugt auch der „Rückblick" der Linzer Zeitung Nr. 301 vom 31. Dez. 1867, dessen anonymer Verfasser — der Artikel ist mit „Ein Oberösterreicher" gezeichnet — dieses Bild Edlbachers mit Nennung seines Namens erwähnt. Edlbacher betätigte sich mit Erfolg als Maler. Die oberöst. Landesgalerie besitzt außer Aquarellen Edlbachers auch sein Ölbild „Vorderstoder" (Kat. Nr. 146). In der Biedermeierausstellung war sein „Panorama vom Pöstlingberg" (Ölbild) aus dem Besitze des Stiftes Schlägl ausgestellt (Kat. Nr. 28). 230_6 Adolph Schmitz (Schmitz-Crolenburgh), geb. am 4. Juni 1825 in Darmstadt, gest. am 18. März 1894 in Düsseldorf. M.-S. IV 212.

Gemälde und Zeichnungen.

Hier wäre einzureihen Stifters Besprechung der „Verlassenen Mühle" und „Abgebrannten Hütte" von Franz Steinfeld und der „Schmuggler" von Johann Fischbach in den „Kunst- und Litteraturbriefen aus Wien" (Allg. Zeitung Nr. 249, 6. Sept. 1847): XVI 329_{17} ff.

Johann Fischbach; Erzherzog Johann und sein Sohn (1848), S. 232_1—233_{27}.

Allgemeine Zeitung Nr. 201, 19. Juli 1848, mit dem Vermerk am Eingang; Oesterreich, Linz. Nicht gezeichnet.

Johann Fischbach (vgl. Anm. zu 39_{12}) hatte St. am 7. Juli 1848 gebeten, eine Ankündigung der Lithographie des ihm bekannten Bildes für die Allgemeine Zeitung zu verfassen und ihm die Pränumerations-Anzeige gesendet. An diese schließt St. sich in seiner Beschreibung des Bildes an.

232_7 steirischer] steierischer $_{12}$ Böckstein] Bäckstein

232_3 Erzherzog Johann (1782—1859). Vgl. XVI, S. 400, und Anton Schlossar, Erzherzog Johann und das österreichische Alpenland, Bergland, 14. Jahrg. (1932), Nr. 1, S. 9 ff. mit einer Wiedergabe des Bildes (Ausschnitt), S. 17. $_7$ dem Grafen Franz von Meran, geb. am 11. März 1839, gest. am 27. Mai 1891 in Abbazia. $_{12}$ das Kirchlein von Böckstein, die auf einem Hügel gelegene kleine Kuppelkirche des im Gasteinertal gelegenen Ortes, von dem das Naßfeld in $2^1/_2$ Stunden erreicht wird. 233_1 Fischbachs Bild ist im Besitze des Grafen Rudolf v. Meran in Losensteinleiten bei Steyr. $_6$ Josef Kriehuber, geb. 1800 in Wien, gest. am 30. Mai 1876 ebd. Th.-B. XXI 535. Eduard Weixlgärtner, Lithograph, geb. 1806 in Ofen, gest. 1873. M.-S. V 75. $_{20}$ St. verleiht hier den großen Erwartungen, die man an Erzherzog Johann als Reichsverweser knüpfte, und der allgemeinen Sympathie, die ihm entgegengebracht wurde, Ausdruck. Vgl. XVI 38_4 (Der Empfang des Erzherzogs Johann in Linz) und Anm. ebd. S. 400.

August Palme, Hauptaltarblatt für das Stift Schlägl (1858), S. 234_1—237_8.

Linzer Zeitung Nr. 273, 27. Nov. 1858 mit dem Vermerk: Linz.

234_2 August Palme. Vgl. Anm. zu 73_{31}. Palme ist in der Stiftskirche Schlägl reich vertreten, außer dem Altarbilde durch das Hochaltarbild Maria Himmelfahrt, zwei Historienbilder über den Chorstühlen (die Bekehrung des hl. Norbert und die Bestätigung der Prämonstratenser durch Papst Gelasius II.), zwei Bilder für die Seitenaltäre (den hl. Johann Nepomucenus und den hl. Donatus) und ein Bild für die Veitskapelle (den hl. Aloisius). Außerdem besitzt das Stift Palmes Entwurf für die Ausmalung der Bibliothek, den Entwurf eines Altarblattes mit Marias Himmelfahrt (Kat. d. Biedermeierausstellung Nr. 50) und mehrere andere Skizzen und Entwürfe. $_9$ der... Abt von Schlägl, Dominik Lebschy

(vgl. Anm. zu 146_{22}). 285_{30} Auch im „Nachsommer“ erkennt St. dem Mittelalter einen höheren, weiter verbreiteten Kunstsinn zu (vgl. VI 311_{24}). 286_{12} Ebenso hatte sich St. in dem Artikel „Die Kunstschule“ dafür eingesetzt, daß die Künstler im Alter materieller Sorgen überhoben werden (vgl. XVI 178_{21}). $_{25}$ Vgl. Nachsommer VI 108_{30}, 118_{12}.

[Josef Grandauer, Eduard Freiherr von Bach. Josef Rint, Madonna (1862)], S. 238_{1}—240_{5}.

Linzer Zeitung Nr. 166, 20. Juli 1862, unter der Überschrift Zur bildenden Kunst.

238_{4} Josef Grandauer. Vgl. Anm. zu 196_{14}. $_{10}$ Buchkirchen, Ortschaft bei Wels. $_{11}$ Kremser Schmid, Martin Johann Schmid, genannt „Kremser Schmid“, geb. am 25. Sept. 1718 in Grafenwörth, gest. am 28. Juni 1801 in Stein a. d. Donau. M.-S. IV 219. $_{19}$ Vgl. XVI 323_{25} ff. 239_{14} Freiherr Eduard von Bach schied im Jahre 1862 von seinem Posten. $_{20}$ Grandauers Bild war in der August-Ausstellung 1862 ausgestellt. Vgl. 196_{14}. $_{24}$ Josef Rint, der Sohn Johanns, geb. 1838, gest. 1900 in Linz, wurde von seinem Vater in der Holzschnitzkunst unterwiesen und war ihm schon in jungen Jahren bei seinen Arbeiten behilflich. $_{25}$ in der Steierling, richtig Steyrling, volkstümliche Bezeichnung des an der Mündung des gleichnamigen Baches in die Steyr gelegenen Ortes. $_{29}$ Vgl. Anm. zu 299_{33}.

An dieser Stelle wäre einzufügen Stifters Anzeige des Bildes von Carl Löffler „Das Erdbeermädchen“ (Der Botschafter, IV. Jahrg., Nr. 5, 5. Jänner 1865), XVI 332_{1} ff.

[Josef Maria Kaiser, Bleistiftzeichnungen (1868)], S. 241_{1}—243_{5}.

Linzer Zeitung Nr. 5, 8. Jänner 1868.

241_{11} Josef Maria Kaiser. Vgl. Anm. zu 91_{9}. $_{12}$ Schloß Puchenau, bei der gleichnamigen Ortschaft, westlich von Linz. $_{13}$ Steyregg, östlich von Linz gelegen, im Besitz der Grafen Weißenwolff. $_{15}$ Vgl. Stifters Besprechung 91_{9}. 242_{4} Gegenständlichkeit, Lieblingswort Stifters. Vgl. Einleitung S. XXXII und XVI, S. 461, XIX, S. 302.

Kirchliche und profane Baukunst.

Stadtpfarrkirche in Steyr (1857), S. 244_1—246_{10}.

Linzer Zeitung Nr. 224, 1. Okt. 1857.

Literaturnachweise: Franz Xaver Pritz, Beschreibung und Geschichte der Stadt Steyer, Linz, Haslinger, 1837. Stadt Steyr in Oberösterreich, Führer durch Österreichs Kunststätten, hggb. v. d. k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege. [zitiert unter „Führer"]. Josef Harter, Die Stadtpfarrkirche in Steyr, Unterhaltungsbeilage der Linzer Tagespost Nr. 31, 30. Juli 1905. Dr. M. Fankhauser, Die Stadtpfarrkirche von Steyr, Bilder-Woche der Linzer Tages-Post Nr. 44, 3. Nov. 1929.

In Steyr weilte St. seit seinen Kremsmünsterer Schuljahren sehr häufig, wiederholt kam er als Schulrat auf Inspektionsreisen dorthin und suchte auch gerne, ohne einer dienstlichen Verpflichtung zu folgen, die ihm liebgewordene Stadt auf. Vgl. 346_{23} ff.

244_2 Hanns Buchsbaum — St. schreibt 344_{21} ff. Buxbaum —, Steinmetz in Wien, seit 1446 Baumeister von St. Stephan. Th.-B. V. 180. $_5$ Vgl. Stifters Quelle, Pritz, S. 136 (siehe 344_{21}) und Führer, S. 98: In demselben Jahre [1522] brach eine Feuersbrunst aus, welche 55 Häuser der Stadt vernichtete und die Kirche so beschädigte, daß Sachverständige erklärten, die Pfeiler seien für ein neues Gewölbe nicht mehr tragfähig. Infolgedessen blieb der Bau bis 1628 [Druckfehler: 1638] unvollendet, in welchem Jahre Abt Anton II. von Garsten ... die Kirche wieder einwölben ließ. 245_{26} Dieser neue Altar ist ein Werk des Münchnér Bildhauers Johann Fidelius Schönlaub, geb. am 24. April 1805 in Wien, gest. am 20. Dez. 1883 in München. M.-S. IV 219. $_{33}$ Die 12 Apostelstatuen stehen jetzt im alten Dome in Linz (vgl. Führer, S. 104). 246_8 Den beabsichtigten Bericht über die Vollendung der Arbeiten hat St. nicht verfaßt.

[Der Baustil von Linzer Häusern (1859)], S. 247_1—252_4.

Linzer Zeitung Nr. 141, 22. Juni 1859 mit der Überschrift Kunst, Wissenschaft und Literatur.

247_4 Der Artikel erschien unmittelbar nach der Entscheidung im italienischen Kriege. St. hatte für dessen Dauer auf einen Teil seines Gehaltes (10 fl. monatlich) verzichtet. Vgl. Linzer Zeitung Nr. 103 v. 6. Mai 1859. $_{15}$ Nürnberg kannte St. damals

noch nicht. Aber die Stadt war schon lange das Ziel seiner Sehnsucht. Vgl. XVIII 154 $_{14}$. 248 $_{10}$ Ebenso übte St. im „Nachsommer" (VI 112 $_{16}$) an der nüchternen Zweckbaukunst und Wohnungseinrichtung seiner Zeit Kritik: Unsere Zimmer sind fast, wie hohle Würfel oder wie Kisten, und in solchen stehen die geradlinigen und geradflächigen Geräthe gut. $_{22}$ das Haus in der Herrengasse gegenüber der Mündung der Spittelwiese, jetzt Eigentum des Buchbinders und Papierhändlers Becker, war im Besitz des Stiftes Spital am Pyrhn, wahrscheinlich „Stiftungshaus" dieses Stiftes und gehörte, als St. diesen Artikel schrieb, den Schwestern Maria Friedrich und Caroline Edlbacher, der Frau des Statthaltereirates und Kunstvereinssekretärs Josef Edlbacher (damals Herrengasse 16). Die Erneuerung der Fassade dieses Hauses, nicht etwa ein Neubau, gab St. Anlaß zu diesem Artikel. Die Arbeit führte der Linzer Maler Ferdinand Scheck aus (vgl. 290 $_{25}$); die ganze Fassade war damals mit einem steingrauen Fresko, wahrscheinlich Sgraffito bedeckt und konnte den Eindruck machen, als sei sie aus rohen Steinen erbaut. Die Mauern zwischen den Fenstern waren durch quadratische Einschnitte geschürft und die Schnittflächen der Steine markiert. In halberhabenem Fresko trug die Fassade die Bauzahl und über dem Eingang das Wappen des Stiftes als Steinrelief. Heute ist davon nichts mehr zu sehen, da das ganze Haus glatt bemörtelt und mit Ausnahme der Fenster und deren Umrahmung rotbraun getüncht ist (Beitrag von Otto Jungmair). 250 $_{15}$ das Lächerliche ist der fürchterlichste Feind des Erhabenen, aus Jean Pauls Vorschule der Ästhetik übernommen. Vgl. Anm. zu 218 $_{8}$. $_{23}$ an einem Hause auf dem oberen Graben, also der heutigen Promenade. Auf welches Haus sich Stifters Äußerung bezieht, läßt sich nicht feststellen, da in dieser Straße viele Neubauten errichtet worden sind. 252 $_{2}$ eines Schnitzwerkes, welches... aus der Hand des jüngeren Rint hervorgegangen ist, des von Josef Rint aus Eschenholz geschnitzten Bildes des heiligen Leopold (vgl. 294 $_{10}$).

Kirchliche Kunst in Oberösterreich (1860), S. 253 $_{1}$—256 $_{13}$.

Linzer Zeitung Nr. 123, 27. Mai 1860. Die unter dem Titel stehende Zahl 1 weist darauf hin, daß St. den nicht gezeichneten

Artikel, in dem er sich auf seine Artikel über Palme und den Linzer Mariendom bezieht, fortsetzen wollte.

253_1 Vgl. 234_7. $_4$ Vgl. 131_{20}. $_{15}$ Der christliche Diözesan-Kunstverein für Oberösterreich wurde im Jahre 1857 von dem katholischen Centralverein ins Leben gerufen. Vgl. Einleitung S. XXIV. 254_{22} Ebenso hat sich St. im „Nachsommer“ über die Entstellungen von Werken mittelalterlicher Kunst durch Zutaten in der Barockzeit geäußert. Vgl. VI 309_{29}, VII 345_5, 357_{27}. $_{29}$ St. denkt hiebei besonders an das Mühlviertel. Vgl. Nachsommer VI 308_{31}: **In diesem Lande sind noch viele werthvolle Alterthümer zerstreut und aufbewahrt, ... und die Kriegs- und Völkerstürme sind nicht durch das Land gegangen.** 256_7 Benehmen hier = Übereinkunft. Vgl. „sich mit einem ins Benehmen setzen“. DWB I, Sp. 1468.

Der Mariendom in Linz (1860), S. 257_1—261_{23}.

Linzer Zeitung Nr. 18, 22. Januar 1860.

257_5 Vgl. 133_{17}. 258_{18} 415 Wiener Fuß = 131 m. 210 W. F. = 66 m. $_{19}$ 100 W. F. = 32 m. $_{20}$ 47 W. F. = 15 m. $_{21}$ 147 W. F. = 46 m. $_{23}$ 68 W. F. = 21 m. $_{31}$ 53 W. F. = 17 m. 70 W. F. = 22 m. 259_1 182 W. F. = 57 m. $_2$ 405 W. F. = 128 m. $_{19}$ 387 W. F. = 123 m. 42 W. F. = 13 m. $_{20}$ 22 W. F. = 7 m. $_{21}$ 183 W. F. = 58 m. 54 W. F. = 17 m. 260_{21} Der Baumeister, Vincenz Statz (vgl. 132_4). 261_{17} Der Dom ist auch gegenwärtig noch nicht vollendet, das Querschiff muß noch ausgebessert werden. Dennoch ist die Kirche im Jahre 1921 eingeweiht und ihrer Bestimmung übergeben worden. Vgl. Florian Oberchristl, Der Mariä-Empfängnis-Dom in Linz. Zum 60jährigen Baujubiläum. 2. Auflage, 1922. Linz, Verlag des Diöcesan-Kunstvereins. — — Der Linzer Dom. Ein Führer. Linz, 1925, Diöcesan-Kunstverein.

[Zur Grundsteinlegung des Mariendomes in Linz (1862)], S. 262_1—266_{20}.

Original: Stifter-Archiv in Prag. 1 Großquartblatt, beiderseits beschrieben, ohne Rand. Von Stifters Hand, aber nicht unterzeichnet. Erster Druck: XIV¹, 282 ff. Die vielen zum Teil bloß mit Bleistift eingetragenen Korrekturen lassen deutlich erkennen, daß St. den Artikel, wie er in der Handschrift vorliegt, noch nicht als druckreif betrachtet hat. Unser Text verwertet diese Korrekturen und bietet daher die letzte von St. gegebene Fassung.

262$_7$ wurde nach Bisthum gestr. und nach Linz ü. d. Z. eingefügt $_{17}$ nach zusammen zieht gestr. und nach Langseite gestr. frei 263$_4$ Im Jahre 1859] 9 aus 8 mit Bleistift korrigiert $_9$ In der Handschrift ist der Raum hier und im folgenden für die Angaben der Maße frei gelassen. Ich folge dem ersten Herausgeber, Professor Dr. Adalbert Horcicka, der die Maße nach den ihm vom Linzer Dombauamte mitgeteilten Angaben eingesetzt hat. $_{14}$ im Innern ü. d. Z. eingefügt $_{29}$ gewesene ü. d. Z. mit Bleistift eingefügt ebenso $_{30}$ das Domkapitel eingefügt und $_{31}$ nach Reichersberg gestr. $_{31}$ und nach Schlägl gestr. Willhering und Lambach und $_{33}$ und Körper ü. d. Z. eingefügt 264$_7$ der bis Grundfesten ü. d. Z. eingefügt $_8$ er über gestr. der Bischof von Linz vor eine Bei strich gestr. und ertheilte den bei solchen Gelegenheiten üblichen Ablaß auf S. 2 nach Schluß des Artikels mit Bleistift und Einfügungszeichen für verlas dann die päpstliche Ablaßbulle aus Anlaß der Heiligsprechung der 23 japanesischen Märtirer hievon jedoch nur mit Bleistift gestrichen verlas bis Anlaß. Offenbar wollte St. die ganze Stelle streichen $_{11}$ nach und gestr. die Vereinsfahne $_{14}$ nach Städte durch Einfügungszeichen verwiesen auf den nach dem Schluß des Artikels angefügten Zusatz und der [Provinz gestr.] Kronländer des österreichischen Kaiserstaates $_{24}$ nur 14] sehr wenige gestr. darüber nur 12 hierauf 12 gestr. und durch 14, mit Bleistift unter der Zeile eingefügt, ersetzt $_{25}$ nach hatte ü. d. Z. eingefügt und gestr. nehmlich 12 nach geeignet gestr. Der Verein erwarb und davor Beistrich aus Punkt korrigiert $_{29}$ bei allen ansehnlichen Kirchen] nach allen gestr. Kirch[en] $_{31}$ 12 aus 11 mit Bleistift korrigiert nach Gärten mit Einfügungszeichen verwiesen auf den Nachtrag am Schluß ein kleines steht ihm zu Gebote $_{32}$ die Eigenthümerin mit Bleistift aus der Eigenthümer korrigiert 14. mit Bleistift ü. d. Z. über gestr. zwölften 265$_1$ ihrem vom Herausgeber an Stelle des irrtümlich nicht gestr. seinem eingesetzt $_{10}$ gebaut. Hiezu am Schluß mit Bleistift vermerkt sicher betonen 266$_1$ nach Pilgerreise gestr. nach Jerusalem $_4$ nach Steine gestr. gab[en] vor thaten $_7$ zu mit Bleistift ü. d. Z. eingefügt $_9$ was sich Wichtiges zuträgt ebenso unter gestr. etwas Wichtiges Auf S. 2 unten stehen außer den mit Einfügungszeichen versehenen noch folgende mit Bleistift eingetragene Notizen: Schöpfung aufgeführt Vereinsfahne deren Quasten weißgekleidete Mädchen trugen. Die Malerei von Steinle Zeichnung von Statz Stikerei von den Klosterfrauen vom armen Kinde Jesu in Köln Ver-

tretung des Gimnasiums von Kremsmünster und der Volksschulen des Landes. Bürgermeister und Bezirksvorsteher von den (u. eingeladen) Vertretungen der übrigen Männerklöster [dieses Wort aus **Frauenklöster** korrigiert] **unbefleckte Empfängniß.**

262$_2$ Über diese Feier berichtete die Linzer Zeitung in den Artikeln „Grundsteinlegung des Mariä-Empfängnißdomes in Linz", Nr. 101 und 102, 2. und 3. Mai 1862. $_{22}$ Franz Joseph Rudigier, geb. 1811 in Parthenen (Vorarlberg), gest. am 29. Nov. 1884 in Linz. 263$_9$ 69$^1/_6$ W. Klafter = 131 m. 42 W. Kl. = 80 m. $_{10}$ 24$^1/_2$ W. Kl. = 46 m. $_{11}$ 67$^1/_2$ W. Kl. = 128 m. 4 W. Kl. = 7·6 m. $_{29}$ Patna, Stadt in Britisch-Indien, am Ganges. $_{31}$ Reichersberg, bei Ried in Oberösterreich, Stift der regulierten Chorherren. 264$_{13}$ Eduard Jacob Steinle, geb. am 2. Juli 1810 in Wien, gest. am 18. Sept. 1880 in Frankfurt a. M. M.-S. IV 336. 265$_3$ Auch heute noch leidet die Wirkung des Baues darunter, daß ein eigentlicher Domplatz nicht vorhanden ist, da vier Straßen an dem Dome vorbeiführen. $_{33}$ der nunmehr verstorbene Domherr Striegel, Joseph Striegel, Weltpriester, geb. 1796 in Obernberg, gest. am 13. Dez. 1858.

Werke der Holzschnitzkunst.

[Johann Rint, Geschnitzter Becher (1848)], S. 267$_1$—268$_{33}$.

Österreichisches Volksblatt für Verstand, Herz und gute Laune. 30. Jahrg., Nr. 113, 17. Juli 1848, S. 456: **Kunstbericht.** Unterzeichnet: **Linz am** 15. **Juli** 1848, **Adalbert Stifter.**

Johann Rint. Vgl. Anm. zu 130$_5$.

268$_{11}$ Worauf sich St. hier bezieht, ist nicht bekannt. Ein Artikel Stifters über die Linzer Gewerbeausstellung aus dem Jahre 1847 oder über den in ihr ausgestellten Krug Rints ist nicht nachweisbar. $_{30}$ Hiezu im ersten Druck die Anmerkung: „Der schöne Wunsch ist augenblicklich zur schönen That geworden. Der Becher ist von den Herren Nationalgarden zu Linz und Urfahr angekauft, und wird Seiner kaiserlichen Hoheit Erzherzog Johann, dem Reichsverweser Deutschlands, zum Andenken Höchstseiner Anwesenheit in Linz mit Innigkeit und Ehrfurcht überreicht. Karl Schmutz, Garde." Erzherzog Johann weilte am 17. Juli 1848 in Linz. Vgl. Stifters Artikel „Der Empfang des Erzherzogs Johann in Linz"

XVI 35_1. Der Becher war im Frühjahr 1848 in dem Wiener Kunstverein ausgestellt (vgl. XVII 290_3). Rint verlegte sich auch später mit Vorliebe auf das Schnitzen von Bechern und brachte es darin zu anerkannter Meisterschaft. Vgl. XVIII 78_5 und die Notiz der Neuen Freien Presse Nr. 1494, 27. Okt. 1868 über den in Berlin ausgestellten „Kaiserpokal" Rints. Als Zeichen seiner Dankbarkeit verehrte er auch Stifter einen Becher, der auf einem Spruchbande folgende Widmung trägt: „Nehmen Sie es auf in Güte, was ein dankerfüllt Gemüthe Ihnen darzubringen wagt" (Adalbert Stifter-Sammlung, Verz.-Nr. 65).

Ueber den geschnitzten Hochaltar in der Kirche zu Kefermarkt (1853), S. 269_1—287_5.

Erster Druck: XIII. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum, Linz, 1853, Josef Wimmer. 8. Beitrag zur Landeskunde von Oberösterreich, und Sonderabdruck mit dem Zusatze: zur Veröffentlichung überlassen von Adalbert Stifter, Linz, 1853. Auf Kosten des Museums Francisco-Carolinum.

In dem 13. Berichte wird S. 11 mitgeteilt: Bei den Zusammenkünften wurden auch schon wissenschaftliche Vorträge gehalten . . . Von diesen Vorträgen wird einer des rühmlichst bekannten Literaten Herrn Schulrathes Adalbert Stifter . . . diesem Berichte als ein äußerst anziehender Beitrag zur vaterländischen Kunstgeschichte . . . beigegeben. Stifters Artikel besprach Joseph Arneth in seiner Anzeige des 13. Museumsberichtes in der Wochenschrift „Oesterreichische Blätter für Literatur und Kunst" (Beilage zur Wiener Zeitung) Nr. 9, 27. Februar 1854, S. 63.

Literaturverzeichnis: P. Johannes Geistberger, Beschreibung der Pfarrkirche Käfermarkt bei Freistadt, Christliche Kunstblätter, 29. Jahrg. 1888. Florian Oberchristl, Der gotische Flügelaltar und die Kirche zu Kefermarkt in O.-Ö., Beschreibung, Linz, 1904, Verlag des kath. Preßvereines Linz (zitiert: Oberchristl [1]). Hermann Ubell, Der Wolfgangaltar in Kefermarkt, Monatsschrift für Kunst und Kunsthandwerk, XVI, 1913, S. 1—64. Philipp Maria Halm, Noch einmal der Wolfgangaltar in Kefermarkt, ebda S. 376. Florian Oberchristl, Die Restaurierung des Flügelaltars in Kefermarkt, Linzer Volksblatt, Nr. 298 u. 300, 5. u. 8. Dez. 1915. Florian Oberchristl, Der gotische Flügelaltar zu Kefermarkt. Ein Beitrag zur Ge-

schichte der gotischen Plastik in Oberösterreich. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 109 Abbildungen. Linz a. D. 1928 (das grundlegende Werk, zitiert: Oberchristl[1]). Wolfgang Maria Schmid, Beiträge zur Passauer Kunstgeschichte in Bd. I „Oberdeutsche Kunst der Spätgotik und Reformationszeit“ der „Beiträge zur Geschichte der deutschen Kunst“, hggb. von Ernst Buchner und Karl Feuchtmayr, Benno Filser, Augsburg, 1924, S. 88 ff. Ignaz Zibermayr, Die St. Wolfganglegende in ihrem Entstehen und Einflusse auf die österreichische Kunst. Linz, 1924, Oberöst. Musealverein. August Scheindler, Das Rätsel des Kefermarkter Flügelaltars endlich gelöst, Christl. Kunstblätter, 66. Jahrg. 1925, S. 177 ff. Vgl. hiezu Fl. Oberchristl, Christl. Kunstblätter, 67. Jahrg. 1926, S. 27. Richard Newald, Adalbert Stifter und der Kefermarkter Altar, Euphorion XXVII, 1926, S. 408 ff. Otto Jungmair, Die Offenbarung des Kefermarkter Altars, Alpenländische Monatshefte, Dez. 1926, S. 120 ff. (zitiert: Jungmair). Oskar Oberwalder, Frühere Sicherungsarbeiten am Altare und Durchführung der Vergasung, Die Denkmalpflege. Zeitschrift für Denkmalpflege und Heimatschutz. Jahrg. 1930, Heft 5, S. 251 ff. Sonderbeilage des Bundesdenkmalamtes in Wien: Die Vergasung der Pfarrkirche in Kefermarkt und ihres gotischen Schnitzaltars, Berlin, Deutscher Kunstverlag, Wien, Anton Schroll (auch als S. A., S. 1—11; zitiert: Oberwalder). Oskar Oberwalder, Die Restaurierung des Kefermarkter Altares, Linzer Volksblatt Nr. 225, 27. Sept. 1931. Florian Oberchristl, Die Wiederentdeckung des Kefermarkter Altares, Heimatland, Illustrierte Wochenschrift, Linz, 1931, Nr. 39.

278_{23} Figur] Figuren 279_{12} dem] den $_{19}$ Dürer'schen] Dürerischen

269_{4} Das Mühlviertel charakterisiert St. fast mit denselben Worten wie hier im „Nachsommer“ (VI 307_{24}, 308_{13}). $_{8}$ Der Altar war bis zum Beginne seiner Restaurierung nur wenig bekannt. Im Jahre 1818 besuchte die Gräfin Lulu Thürheim anläßlich eines kurzen Aufenthaltes auf dem Schloß Weinberg, wo sie aufgewachsen war, „die Kirche mit ihrem herrlichen Altar“ (Gräfin Lulu Thürheim, Mein Leben, II. Band, 1913, München, Georg Müller, S. 287). Auch für Joseph Arneth, dessen Geburtsort nahe bei Kefermarkt liegt, bedeutete der Altar eine teure Jugenderinnerung (Oest. Blätter f. Litteratur und Kunst, 27. Februar 1854). Otto Prechtler gedenkt im Jahre 1849 in seiner Skizze „Bad Tambach in Oberösterreich“ (Thalia

f. d. J. 1850, S. 109) des Altars, „der mit seinem kunstvollen Schnitzwerk kaum seines Gleichen finden dürfte". Nachdrücklich wies der ungenannte Verfasser des Artikels „Zur deutschen Kunst in Oesterreich" in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 197, 16. Juli 1851 auf den Altar hin: „Schöneres in Holzschnitzerei erinnern wir uns nirgends gesehen zu haben". $_{19}$ Vgl. die ähnliche Klage über das vergangene Jahrhundert 244 $_{18}$ ff. $_{23}$ Vgl. Nachsommer (VII 164 $_{10}$): so wie der Unschuldige seine Unschuld nicht empfindet, der rechtliche Mann seine Rechtschaffenheit nicht hoch anschlägt und verdorbene Zeiten ihre Verdorbenheit nicht kennen. 270 $_{26}$ beinahe von West nach Ost, genauer von Südwest nach Nordost. Vgl. Oberchristl[1], S. 13: Kirchengebäude, welche aus dem Mittelalter stammen, sind stets nach Sonnenaufgang, nach Osten gerichtet ... Im 15. Jahrhundert richtete man zuweilen die Kirchengebäude nicht genau nach Osten, sondern mehr nach Nordosten, wo die Sonne im Hochsommer aufgeht. 271 $_{5}$ Vgl. Oberchristl[1], S. 29 Anm.: „Als Fußgestell sind eigentlich die Altarstufen aufzufassen." $_{8}$ Vgl. ebda S. 29, Anm.: „Diese Türflügel sind nicht beweglich oder schließbar, wie sonst, sondern festgemacht und ruhen auf kräftigen Eisenstangen, welche vom unteren Ende des Figurenschreines bis zu den Seitenmauern des Presbyteriums sich erstrecken." $_{14}$ 42′ 6″ = 13·46 *m*. 10′ 2″ = 3·22 *m*, $_{15}$ 9′ 9″ = 3·10 *m*. 22′ 7″ = 7·14 *m*. $_{16}$ 20′ = 6·30 *m* (Oberchristl[1], S. 29). $_{20}$ Vgl. den Bericht des Bezirkshauptmanns Josef Kenner an den Statthalter Frh. v. Bach, Euphorion XXVII, S. 409. Diese Bretterwand wurde erst um das Jahr 1684 errichtet, wie sich aus erhaltenen Kirchenrechnungen ergibt (Oberchristl[2], S. 22 Anm.). $_{28}$ Vgl. Oberchristl[1], S. 32. 272 $_{10}$ etwas über sechs Fuß = 2 *m*. $_{11}$ Vgl. Oberchristl[1], S. 33: Eine oktogone, jäh sich zuspitzende Konsole bildet das Postament; jede Fläche belebt ein singender oder musizierender Engel. 273 $_{14}$ mit .. sogenannten Tulpen, dem gotischen Blattwerk, Krabben u. s. w., das an den Baldachinen und Fialen befestigt war (vgl. Oberchristl[1], S. 30). $_{19}$ Die Entstehungsgeschichte der Kirche und des Altars behandelt ausführlich J. Zibermayr, S. 78 ff. Der Bau wurde nach einer zwischen Christoph von Zelking und dem Pfarrer von Lasberg, Ruprecht Khuen, am 12. Nov. 1473 abgeschlossenen Vereinbarung begonnen. Die Weihe der Kirche mit dem Hochaltar und 4 Seitenaltären fand am 30. Okt. 1476 statt. Der Schnitzaltar dürfte wohl nicht vor 1500, vermutlich erst im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrh. vollendet

worden sein. Den einzigen Anhaltspunkt bietet das von dem Gründer der Kirche, dem Herrn Christoph von Zelking, im Jahre 1490 am 28. Okt. errichtete Testament durch die darin enthaltene Bestimmung, daß zur Aufrichtung der Tafel zu St. Wolfgang zu Kefermarkt alljährlich aus dem ihm gehörigen Wein- und Getreidezehent in der Umgebung von Melk 32 Pfund Pfennige, jedoch nicht länger als acht Jahre, flüssig zu machen, und außerdem von den hiezu bereits gewidmeten 400 ungarischen Gulden jährlich 50 Gulden gleichfalls für diese Zwecke zu verwenden sind (Original bei Oberchristl[2], S. 5; Zibermayr, S. 83). Es ist aber fraglich, ob die Annahme berechtigt ist, daß der Altar mit Ablauf der achtjährigen Zahlungen vollendet war (vgl. Oberwalder, S. 1). $_{21}$ St. bezeichnet irrtümlich Heinrich von Zelking als Erbauer der Kirche statt dessen Großvater und hält das in der Kirche befindliche Grabmal des Veit Zelking, eines Sohnes des Christoph, für das Heinrichs. Die Burg (das jetzige Schloß) Weinberg, auf einer Anhöhe oberhalb des Ortes, $^1/_4$ Stunde von ihm entfernt gelegen, ging nach dem Erlöschen der Familie von Zelking im Jahre 1629 durch Kauf an die Familie der Grafen von Thürheim, der jetzigen Besitzer, über. Vgl. Oberchristl[1], S. 4 ff. 274$_1$ Aus dieser Inschrift läßt sich kein Schluß auf die Errichtung des Altars ziehen. Für die Konsekration eines Altars ist nämlich das Vorhandensein eines Altaraufsatzes nicht nötig (Oberchristl[1], S. 50). $_{24}$ St. konnte sich von dem vermutlich bei der ersten Besichtigung gewonnenen Eindruck, daß der Altar mit Albrecht Dürer zusammenhänge, nicht lossagen (vgl. 279$_8$, 314$_7$), obwohl er dadurch mit der von ihm für richtig erkannten Datierung in Widerspruch geriet. Vgl. an Antonie von Arneth, 22. Januar 1853 (XXII 225$_2$): es dürfte, wenn nicht das ganze Werk, doch die Zeichnung von Albrecht Dürer sein. 275$_3$ die geschicktesten Hände einer reichen und kunstbegabten Zeit. Die Forschung nach dem Meister dieses Werkes ist bisher trotz aller Bemühungen der letzten 20 Jahre, das Werk einem bekannten Künstler zuzuschreiben, nicht weit darüber hinaus gekommen (vgl. Oberchristl[2], S. 37—47; Jungmair, S. 140). Hermann Ubell trat für Tilman Riemenschneider ein, Friedrich Lübbecke und Franz Heege für Veit Stoß. Die naheliegende Annahme, daß Michael Pacher, der Meister des Altars in St. Wolfgang, auch den Kefermarkter Altar geschaffen habe, die Philipp Maria Halm verfocht und August Scheindler durch die Entzifferung

einer rätselhaften Inschrift auf dem Dreikönigs-Relief als richtig erwiesen zu haben glaubte, stellte sich angesichts der großen Verschiedenheiten zwischen der Kunst Pachers und dem Kefermarkter Altare als irrtümlich heraus. Die neuere Forschung neigt dazu, den Künstler nicht mehr in der Ferne zu suchen. Wolfgang M. Schmidt erblickt, gestützt auf Stilparallelen, in dem Altare das Werk eines Passauer Künstlers (Beiträge zur Passauer Kunst, S. 94 ff.). Kefermarkt gehörte ja auch zur Passauer Diözese. Hingegen erkennt Oberchristl in ihm die Arbeit eines oberösterreichischen Meisters und verweist auf die Tatsache, daß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts etwa 1400 gotische Holzschnitzaltäre in Oberösterreich errichtet worden sind, die dem Barock zum Opfer fielen, wobei auch die Namen der Künstler in Vergessenheit gerieten. Oberchristl stützt seine Annahme auch auf die Verwendung des Lindenholzes, die auf eine bodenständige Werkstätte schließen läßt. ([2], S. 43 ff.). Zibermayr (S. 92) glaubt, den Kreis noch etwas enger schließen zu können; er vermutet, daß diese Werkstätte in der Umgebung des Klosters Melk gelegen war, in der sich das Stammschloß Zelking erhebt und in die uns auch das Testament Christophs von Zelking durch die Bestimmung weist, daß der Erlös aus dem Getreide- und Weinzehent dreier bei Melk gelegener Dörfer zur Bezahlung des Künstlers zu verwenden sei. Die Künstler, unter denen wir den [oder die?] unbekannten Meister des Kefermarkter Altars zu suchen haben, standen unter dem Einflusse der Bauhütte zu St. Stephan in Wien und dem der fränkischen Meister, zu denen sie ihre Wanderfahrten führten. $_4$ Man erzählt, daß ... (Glasmalereien) ... nach Laxenburg übertragen worden seien. Vgl. XXII 225$_4$ und Oberchristl[1], S. 16: „Ob und wann das geschehen, darüber fehlen bis jetzt die Belege." Erwiesen ist dies bei der Stadtpfarrkirche von Steyr, die auch mit alten Glasgemälden geschmückt war, von denen sich nur mehr wenige Reste an Ort und Stelle erhalten haben; viele wurden vor 100 Jahren in die Kapelle der Franzensburg und die Rittergruft nach Laxenburg übertragen (Stadt Steyr in Oberösterreich, Führer durch Österreichs Kunststätten, S. 102). $_{11}$ St. hat diese Absicht nicht ausgeführt. Es war für ihn auch nicht möglich, der Entstehung nachzuforschen, weil das Archiv des Schlosses Weinberg damals nicht zugänglich war. 276$_3$ Oberchristl verweist hiezu treffend auf den Ausspruch des Kirchenvaters Augustinus: „Die Einheit in der Vielheit ist Schön-

heit.“ Ebenso sagt St. vom Kerberger Altare im „Nachsommer“ (VII 151 $_{18}$): **Die Einfachheit der Anlage bei dem großen Reichthume des Einzelnen beruhigte das Auge und das Gemüth.** $_{29}$ Vgl. hiezu 314 $_{4}$ und an Frau v. Arneth (XXII 225 $_{1}$): **nicht einmal die Stephanskirche ist schöner.** 278 $_{6}$ Schlichtheit und Ruhe der mittelalterlich deutschen Kunst und der altgriechischen. Vgl. Einleitung S. XXX ff. und Nachsommer VII 85 $_{31}$. $_{16}$ Nicht Bischöfe, sondern Apostel sind auf dem inneren Saum des Mantels des hl. Petrus dargestellt. Es liegt also kein Zeitrechnungsfehler vor (Oberchristl[1], S. 34). Oberchristl spricht die Vermutung aus, daß der Künstler im Christophorus Züge des Stifters der Kirche festgehalten hat; er findet in ihm eine Ähnlichkeit mit den markanten Zügen Veit Zelkings, des Sohnes des Erbauers, auf seinem Grabmale, und erkennt in der Bartlosigkeit des Christophorus eine Stütze seiner Annahme. ([2] S. 27, Anm.). 279 $_{3}$ die Opferung der drei Könige auf dem linken, der Tod Marias auf dem rechten Flügel. Darüber sind die Verkündigung (l.) und Christi Geburt (r.) dargestellt. $_{5}$ Abbildungen der Figuren des h. Georg und Florian wurden auf Veranlassung des Erzherzogs Johann (Orth) in das Werk Die österreichisch-ungarische Monarchie (Oberösterreich, S. 232) aufgenommen. St. hatte richtig erkannt, daß sie ursprünglich nicht auf den Türflügeln standen (vgl. 319 $_{10, 18}$). Bei der im Sommer 1931 durchgeführten Restaurierung ließ der von dem Bundesdenkmalamte mit der Oberleitung betraute Regierungsrat Dr. Oskar Oberwalder, einem Hinweise Oberchristls (vgl. [2], S. 30) folgend, die beiden Heiligen an den Seiten des Altars unter den beiden Flügeln ihrer Bestimmung als Schreinwächter gemäß aufstellen und bewirkte dadurch, daß ihre künstlerische Vollendung besser zur Geltung kommt (Linzer Volksblatt Nr. 225, 27. Sept. 1931). $_{17}$ Daß St. sich durch die Opferung der drei Könige mit Recht an Dürer gemahnt fühlte, bestätigt Oberchristl. In Dürers Anbetung der drei Könige (Florenz, Uffizien) trägt der mittlere einen Pokal wie auf dem Altarrelief der erste König, und auch in der Entgegennahme des Geschenkes durch das Jesukind begegnen sich beide Darstellungen (Oberchristl[1], S. 42 Anm.). $_{25}$ Der heilige Florian, ein römischer Offizier, erlitt im Jahre 304 den Märtyrertod. 280 $_{7}$ zwei sich verjüngende Figuren, die heilige Agnes und als oberste Statue in der mittleren Giebelsäule die heilige Helena oder Margarita

(vgl. Oberchristl [2], S. 31). 9 Die weiblichen Gestalten an der Basis der dritten Säulen sind die heilige Barbara (r.) und die heilige Katharina (l.) 15 Oberchristl lehnt ([1], S. 47) Stifters Vermutung, daß die Büsten die Urheber des Werkes vorstellen, mit Recht ab; denn die Meister hätten an kirchlichen Werken ihr Selbstbildnis, wenn überhaupt, nur in bescheidenem Maße angebracht, und vermutet in den zwei Büsten das Bild eines Kirchenlehrers (r.) und eines Propheten (l.). 7 Das verlorengegangene Symbol war nach Oberchristl ([2], S. 31) vermutlich eine Schriftrolle. 28 des berühmten Altares von Blaubeuern, in der spätgotischen, in den Jahren 1491—1499 erbauten Kirche des ehemaligen Benediktinerklosters Blaubeuren (Württemberg). 29 Carl Alexander Heideloff, geb. am 2. Februar 1781 in Stuttgart, gest. am 28. Sept. 1865 in Stuttgart. Th.-B. XVII 261. 282 23 Die glatten Scheiben wurden im Jahre 1795 eingesetzt (vgl. Oberchristl [1], S. 16). 24 Vgl. 315 25. 283 11 Einst befand sich an Stelle der Kanzel ein gotischer Predigtstuhl (Oberchristl [1], S. 59). 12 die Seitenaltäre, die Altäre der Seitenschiffe, der Marienaltar (l.) und der Sebastianaltar (r.). Sie wurden bereits im Jahre 1670 errichtet (Oberchristl [1], S. 51). Der Ersatz der alten Altäre dürfte durch ihren schlechten Zustand bedingt gewesen sein. Da die Nachkommen des Erbauers sich der Reformation angeschlossen hatten, wurde Jahrzehnte lang nur selten in der Kirche Gottesdienst gehalten. Auch die Jesuiten, denen Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1623 die Kirche übergeben hatte, waren darauf bedacht, die Ausgaben für sie anderen Zwecken zuliebe einzuschränken. Die Schließung der Kirche und der Mangel an Luft begünstigten den Verfall der Altäre, und dieser Zustand, nicht der veränderte Geschmack, veranlaßte die Wiederherstellungen. Stifter kannte die Schicksale der Kirche nicht. Es ist das Verdienst Zibermayrs, diese Tatsachen nach Urkunden festgestellt zu haben (vgl. Die St. Wolfganglegende, S. 84 ff.). 19 Oberchristl ([1], S. 58 Anm.) ist der Ansicht, daß St. hier als ausschließlicher Verehrer der Gotik in der Betonung des schreienden Gegensatzes zu weit gehe, weil die bewußten Gegenstände keinem gotischen Bauglìede zu nahe treten, geschweige denn ein solches verdecken. Entsprechende gotische Stücke würden zwar in der Gliederung zarter, im übrigen aber wohl ebenso ausgedehnt sein. 28 Das Kissen unter dem Haupte der sterbenden Maria. Ein derartig weiß und

blau in Gevierten gestreiftes Kissen weist ein Flügelbild „Geburt Mariens“ von Eggelsberg im Innkreis aus dem Jahre 1481 auf, das im oberöst. Landesmuseum aufgestellt ist (vgl. Oberchristl [2], S. 22). Oberchristl bezeichnet Stifters Annahme, daß hier eine spätere, das Werk entstellende Zutat vorliege, als irrtümlich, denn er vertritt, gestützt auf den Wortlaut des Testamentes „zu aufrichtung der taffell zu sannd Wolfgang zu Kefermarkt zemaln und zu vergoltn“ und auf Stifters Berichte über den vorgefundenen Zustand des Altars, die Ansicht, daß die Flügelreliefs ursprünglich „gefaßt“, d. i. bemalt waren. Ebenso urteilt Zibermayr S. 89 und 91 und zieht, um Stifters Standpunkt zu erklären, das Vorurteil des Klassizismus heran, die Griechen und Römer hätten durchwegs ihre Statuen farblos gelassen, wozu ich auf Herders Plastik (1778) (Sämtliche Werke, hggb. von Suphan, VIII S. 26 ff.) verweise; nur trifft nicht zu, daß Stifters Vorliebe nicht der Gotik, sondern der antiken Kunst gegolten habe, wie Zibermayr annimmt (vgl. Einleitung, S. XXVIII). St. war deshalb kein Freund der Bemalung von Holzschnitzereien, weil ihm die Natur des Materials ihr zu widersprechen schien (vgl. 239 $_{29}$). Hätte St. mehr Farbenreste vorgefunden und sie als Zeichen ursprünglicher Bemalung erkannt, so hätte er gewiß wie bei dem Pesenbacher Altare (vgl. 291 $_{4}$ ff.) eigener Überzeugung und dem Wiederherstellungsplane gemäß für die Belassung des alten Zustandes Sorge getragen. Im Gegensatz zu Oberchristl hält Oberwalder S. 4 es überhaupt für fraglich, ob bei der Aufnahme der Arbeiten im Jahre 1852 die Flügelreliefs noch gefaßt waren und Stifter die ursprüngliche Bemalung vor sich gehabt habe, während Jungmair S. 140 mit den Worten: „Da der Altar nicht gefaßt, das heißt bemalt ist, verleiht ihm Licht und Schatten eine Wirkung, die die anderen uns erhaltenen Altäre in all ihrer Farbenpracht nicht besitzen“ seiner Überzeugung Ausdruck gibt, daß der Altar nie gefaßt war, abgesehen natürlich von Riemenwerk, Knöpfen und allerlei Beigaben der Figuren, die durch Bemalung hervorgehoben wurden. Daß hiemit der Sachverhalt richtig dargestellt ist, konnte anläßlich der letzten Renovierung festgestellt werden (Linzer Volksblatt Nr. 225, 27. September 1931). 284 $_{1}$ Vgl. Kenners Bericht (Euphorion XVII, S. 409). Oberchristl bemerkt [2], S. 22: „Der Kopf . . . hatte noch die Grundierungsleinwand. . . . Weil nun im Mittelalter die Grundierung häufig stark aufgetragen und an vorspringenden Stellen Leinwand verwendet wurde, bildete der Leinwandüberzug des Gesichtes eine Art steife

Maske. Dieser Annahme Oberchristls stimmen jedoch Ubell und Oberwalder nicht bei, die bezweifeln, daß überhaupt jemals eine Grundierungsleinwand verwendet worden ist. $_{16}$ Karl von Binzer. Vgl. Anm. zu 164 $_{16}$. Seine Handzeichnung des Altars (43 *cm* br., 27½ *cm* hoch) befindet sich in der Akademie der bildenden Künste (Handzeichn.-Sammlg., Karton 69, Mappe 10, Nr. 12789). Die Zeichnung ist mehr eine Ansicht als eine baukünstlerische Zeichnung und enthält manche Unrichtigkeiten, was Freiherr v. Bach nach Stifters Konzept der Zentralkommission (vgl. 330 $_{15}$) berichtete, ist aber deshalb wertvoll, weil sie vor der Restaurierung entstanden ist (vgl. hiezu auch Oberwalder, S. 1). Nach Lulu v. Thürheim (Mein Leben II, S. 487 Anm.) hat ihre Nichte Therese das Interesse des Barons Binzer auf den Altar gelenkt und auch — was vermutlich nicht zutrifft — Stifter auf ihn aufmerksam gemacht. Die Zeichnung trägt die Jahreszahl 1848 (vgl. vor ungefähr vier Jahren). Diese Datierung bietet auch Lulu v. Thürheim. $_{20}$ die allgemeine Zeitung, in dem oben S. 415 genannten Artikel, dessen Verfasser auf Johann Rint als den für die Restaurierung des Kefermarkter Altars berufenen Mann aufmerksam machte. $_{31}$ im October 1852, am 11. Oktober (vgl. 326 $_{9}$). 285 $_{5}$ Ebenso hat St. in dem für die Zentralkommission bestimmten Bericht an den Statthalter vom 25. Juli 1853 die Herstellung der Teile, wie sie bei dem Beginne der Arbeit angetroffen wurden, als das den Arbeiten gesteckte Ziel bezeichnet. Der beschädigte Zustand des Altars brachte es mit sich, daß dieses nicht in allem und jedem erreicht werden konnte. Aus den von Oberchristl wiederholt herangezogenen Rechnungen und Berichten Rints geht hervor, daß die Figuren des Petrus und Christophorus beim Waschen mit heißem Wasser ganz zerfielen und an einzelnen Teilen viel neu gemacht werden mußte ([2], S. 18). Zibermayr kennzeichnet die durch den Verfall des Werkes bedingten Arbeiten, die dem Charakter des gotischen Altars nicht vollauf gerecht werden konnten: „es mußte da und dort die geschickte Hand des Restaurators mit dem Poliersteine nachhelfen . . .; er war daher ständig der Gefahr ausgesetzt, die Gefühlsstimmung und Technik seiner Zeit auf den alten Meister zu übertragen“ und kommt daher zu dem wohl zu weit gehenden Schlusse: „Wir haben demnach das Werk des mittelalterlichen Künstlers bloß in der letzten Gestalt des Klassizismus und der Romantik vor uns“ (S. 91). Stifter hat in einem seiner Berichte an den Statthalter

ausdrücklich hervorgehoben, daß nur solche Teile ergänzt werden, deren Gestalt unzweifelhaft durch ein vorhandenes Gegenstück gegeben war (17. Juli 1855, 324 25), und denselben Grundsatz befolgen im „Nachsommer" der Freiherr von Risach und seine Gehilfen bei ihren Wiederherstellungsarbeiten. Sie bringen an Zuthaten nur die kleinsten Stücke an, deren Gestalt vollkommen durch die gleichartigen Stücke bekannt war, und nehmen gar keine Veränderung in der Wesenheit der Sache vor (VI 116 19, 117 5). 12 Das zur Vertilgung des Holzwurmes angewendete Verfahren hat sich nicht bewährt. Stifter täuschte sich, wenn er glaubte den Altar dadurch bei Voraussetzung dauernder Obsorge für einige Jahrhunderte retten zu können. Schon dreißig Jahre später zeigten sich Holzwurmschäden, in den Jahren 1896 und 1904 mußte der Altar neuerdings restauriert werden, aber alle Bemühungen blieben erfolglos, bis sich nach allerlei weiteren vergeblichen Versuchen im Jahre 1929 eine Lösung der Erhaltungsfrage durch das von Dr. A. Jencic gefundene Verfahren der Vergasung durch Blausäure bot. Diese Vergasung wurde im November 1929 durchgeführt und hatte die vollständige Vernichtung des Holzwurmes zur Folge. So ist, man kann sagen, in letzter Stunde die Rettung des herrlichen Kunstwerkes gelungen. Vgl. Oberwalders Artikel S. 5 ff. und die sich ihm anschließenden „Die Rettung des Kefermarkter Altars unter Anwendung einer neuen Methode" von A. Jencic, S. 12 ff., „Die chemischen Untersuchungen während der Ausgasung in Kefermarkt" von M. Kaiser und E. Fried, S. 16 ff. und „Die biologischen Ergebnisse der Vergasung" von Th. Kerschner S. 17 ff. 29 Vgl. Stifters Bericht an den Statthalter, 12. April 1854, 320 21. 286 1 St. hatte bereits in dem ersten Berichte an den Statthalter (6. Sept. 1852) angeregt, daß der Altar durch den Grabstichel abgebildet und auf kommende Zeiten vererbt werde (vgl. 315 5) und dabei an seinen Freund Joseph Axmann gedacht (vgl. XVIII 263 9). Es kam aber kein Stich zustande. 9 Vgl. Beilage zur Allg. Zeitung, 16. Juli 1851: „Hiemit betraut zu werden, ist der geniale Rindt [sic] in Linz, zur Zeit noch eine ziemlich unbekannte Größe, aber berufen, einmal wahrscheinlich ziemlich viel von sich reden zu machen, ganz der rechte Mann." 11 Johann Rint wurde während der ganzen Dauer der Arbeit von St. beraten und gefördert (vgl. 325 29). 14 Anton Stranik. 16 Vgl. hiezu die Randnote im Entwurfe des an die Kommissionsmitglieder gerichteten Erlasses des Statthalters (Anm. S. 435). 20 Die Herstellungsarbeiten wurden

nach einer Dauer von 2 Jahren 9 Monaten am 23. Juni 1855 vollendet (vgl. 326 $_{9}$). Die Gesamtkosten betrugen 4708 fl. 4 kr. Nach langen Unterhandlungen hatte der Statthalter erreicht, daß der oberösterreichische Landesfonds die Tilgung der Restkosten übernahm; er hatte hiebei betont, daß es sich um ein Kunstwerk handle, das für das ganze Land von Bedeutung sei. Übrigens steuerten die Kirche 300 fl., die Pfarrgemeinde 400 fl. und der Patron, der Graf Thürheim, der Besitzer des Schlosses Weinberg, 800 fl. bei (Oberchristl, Linzer Volksblatt, Nr. 300 vom 8. Dez. 1915). $_{32}$ ein Holzschnitzwerk späterer Zeiten, der auf dem Marienaltar in einem Glaskästlein aufgestellte Engelsturz, eine Gruppe aus Buxbaumholz (St. Michael stößt den überwundenen Luzifer in den weitgeöffneten feuersprühenden Höllenrachen). Oberchristl ([1] S. 54) setzt die Entstehung der Gruppe „um 1670“ an und urteilt über sie anders als St.: „Wohl erreichen diese Köpfe die Kraft und Innigkeit des Ausdruckes der Hauptfiguren am Hochaltare nicht, stehen ihnen aber nicht viel nach; die Haltung ist sogar richtiger; Reinheit und Sorgfalt der Ausführung gewiß ebenbürtig.“

Alte Kunst in Oberösterreich (1857), S. 288 $_{1}$—292 $_{18}$.

Linzer Zeitung Nr. 267, 20. November 1857 mit diesem Titel unter der Überschrift: Wissenschaft, Kunst und Literatur.

St. verwertet in diesem Artikel den Stoff seines am 21. Okt. 1857 an die Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale gesendeten Berichtes (vgl. 344 $_{14}$ ff.).

289 $_{27}$ Vgl. Anm. zu 254 $_{29}$. 290 $_{14}$ Den gotischen Hochaltar der Pfarrkirche in Wels hatte der Bildhauer Michael Stolz in Innsbruck geschaffen. Dieser Künstler war auch von dem Statthalter Freiherrn v. Bach für die Wiederherstellung des Altars in St. Wolfgang in Aussicht genommen und lieferte ein Gutachten über den Umfang der nötigen Arbeiten. Auf Verlangen der Zentralkommission wurden jedoch die Bildhauerarbeiten Johann Rint, dem Restaurator des Kefermarkter Altars, zugewiesen, die Ausbesserung der Gemälde übernahm der Galeriedirektor Erasmus Engerth in Wien, und die Oberleitung erhielt der Wiener Architekt Josef Bergmann (vgl. Ignaz Zibermayr, Die St. Wolfganglegende in ihrem Entstehen und Einflusse auf die

österreichische Kunst, Linz 1924, S. 91 ff.) 21 Pesenbach n. w. von Linz, an dem gleichnamigen, in die Donau mündenden Bach gelegen. 22 Der ... Abt von St. Florian, Friedrich Mayer, der in den Jahren 1854—1858 Abt des Stiftes war. 291 21 Vgl. Stifters Würdigung der Gotik im „Nachsommer" VII 98 28 ff.: Es ist die Seele, die da spricht und in ihrer Reinheit und in ihrem Ernste uns mit Bewunderung erfüllt.

[Johann Rint, Auslagefassung (1858)], S. 293 1—294 16.

Linzer Zeitung Nr. 274, 28. Nov. 1858 mit der Überschrift Linz.

293 25 Johann Rint hatte bereits die Jahre 1849 bis 1852, durch ein kaiserliches Stipendium unterstützt, in München zugebracht, um sich in seiner Holzschnitzkunst auszubilden. 294 7 Josef Rint, damals 20 Jahre alt, hatte seinem Vater bei der Arbeit am Kefermarkter Altare geholfen (vgl. 327 23). Seiner hatte St. auch in dem Begleitschreiben zu dem nicht erschienenen Artikel über den Kefermarkter Altar gedacht, den er am 16. April 1855 an den Redakteur der Allgemeinen Zeitung, Gustav Kolb, sendete. Vgl. XVIII 244 6: Zuletzt wird ein Wort Ihres Blattes auch dem Sohne des Künstlers nützen, dem ich es herzlich gönne, und der die nächsten Jahre im Genusse eines kaiserlichen Stipendiums in München zubringen wird.

Die Chorbekleidungen in Nesamislic von Rint (1862), S. 295 1—297 17.

Original: Handschrift (1 Foliobogen, halbbrüchig beschrieben, 2 Seiten und 3 Zeilen) im Besitze des Herrn Dr. Arthur Toepffer in Wien. Unterzeichnet: Adalbert Stifter. Erster Druck: Österreichischer katholischer Volks-Kalender, hggb. von Dr. J. Proschko, V. Jahrg., 1863, S. 118 ff.

295 5 kirchlicher in H. nicht gesperrt ebenso nicht 296 8 jährlich und 11 Rints. 12 nach sprechen gestr. Vor [vgl. 13] 14 für bis Nesamislic a. R. eingefügt 18 vor des Heilandes gestr. Christi 26 nach noch eine gestr. Chorb[ekleidung] 27 in ü.d.Z. eingefügt diesem aus diesen korrigiert 297 1 (Tubor)] Druck: (Tubar) vor Standbild gestr. Bild 4 des h. Georgs und Huberts] Druck: des h. Georg und Hubert schöngekehlten] Druck: schöngehohlten Druckfehler. 13 rein ü. d. Z. über gestr. zart

295_{22} St. hat keinen anderen Beitrag für den Kalender geschrieben und auch seine Absicht, jährlich über das Fortschreiten des Linzer Dombaues (vgl. 296_{8}) zu schreiben, nicht ausgeführt. 296_{13} Fürst Gustav Joachim Lamberg lernte St. in dem Freundeskreise des Grafen Joseph Colloredo kennen (vgl. Josef Frh. v. Helfert, Studien über den Dichter der Studien, Montags-Revue Nr. 43, 24. Nov. 1881). St. dürfte ihn manchmal auf dem Lamberg'schen Schlosse in Steyr aufgesucht haben, hat wohl auch den Bildhauer Rint dem Fürsten für die Ausführung der Arbeiten in Nesamislic (auf dessen Herrschaft Zikolitz) empfohlen und hat Rint und den Fürsten beraten. Vgl. Fürst G. Lamberg an St., Wien, 25. Nov. 1859: Es freut mich sehr, daß die fürstlische Zeichnung des bei Rint bestellten Altares Ihren Beifall hat. Das Urtheil eines so bewehrten Kunstkenners ist mir von höchster Wichtigkeit und ich kann Ihnen nicht genug danken, daß Sie mir bei der Vollführung dieses Werkes mit so freundlicher Theilnahme beistehen. $_{16}$ Heinrich Freiherr von Ferstel, geb. am 7. Juli 1828 in Wien, gest. am 14. Juli 1883, der bekannte Wiener Architekt. Th.-B. XI 496. 297_{15} Diesem Werke Rints widmete J. M. Kaiser in der Linzer Zeitung Nr. 134, 12. Juni 1862 anläßlich seiner Ausstellung in der Arbeitsstätte des Künstlers eine eingehende Würdigung. Kaiser nennt die Chorbekleidungen „ein Kunstwerk von ungewöhnlicher Schönheit in seltener Vollendung".

[Johann Rint, Schmerzhafte Jungfrau Maria (1863)], S. 298_{1}—300_{13}.

Linzer Zeitung Nr. 234, 13. Okt. 1863 unter der Überschrift „Kunst".

298_{5} St. bietet mit seinen allgemeinen Ausführungen über das Motiv Marias mit dem Leichnam Christi auf ihrem Schoße ein Gegenstück zu seinen Betrachtungen über die Darstellung der Mutter Maria mit dem Jesuskinde im Nachsommer VII 115_{13} ff. 299_{33} Auch hier bekennt sich St. als Gegner der Bemalung von Holzskulpturen. Vgl. 239_{29} und Anm. S. 420 zu 283_{23} In der Linzer Zeitung Nr. 239, 18. Okt. 1863 teilt Joh. Aprent in einem „Kunst" betitelten Artikel mit, daß die Gruppe tatsächlich bemalt werden soll, erhebt, vermutlich von St., der nicht noch einmal in dieser Sache das Wort ergreifen wollte, dazu veranlaßt, nachdrücklichen

Einspruch, den er auf die Wesensverschiedenheit der Malerei und Plastik stützt, und erklärt schließlich: „Kein Maler, der einiges Verständnis für die Kunst überhaupt oder auch nur für seine Kunst hat, wird sich herbeilassen, den Pinsel an diese Gestalten zu legen. Was hier mit Farbe geleistet werden kann, gehört zum Handwerk des Anstreichers."

Zweiter Teil.

Berichte, Eingaben und Gesuche.

Hier wäre einzureihen das Gesuch um Aufnahme in den Witwen- und Waisenpensionsfond bildender Künstler in Wien, 29. Oktober 1844 (siehe XVII 131_1 ff.).

An das Vizedirektorat der philosophischen Studien, S. 303_1—309_{19}.

Original: Archiv des Bundesministeriums für Unterricht in Wien.

Diese Eingabe Stifters ist eine Ergänzung zu dem von ihm am 24. Februar 1847 an die k. k. Polizei- und Zensurhofstelle gerichteten Gesuche um die Bewilligung, öffentliche Vorträge über Ästhetik halten zu dürfen. Ob dieses Gesuch noch erhalten ist, läßt sich derzeit nicht feststellen, weil die aus dem Brande des Justizpalastes im Jahre 1927 geborgenen Aktenbestände der Polizei- und Zensurhofstelle im Archiv des Ministeriums des Innern und der Justiz noch nicht neu registriert sind. Der Inhalt des Gesuches läßt sich aus den sich darauf beziehenden Akten rekonstruieren. St. beabsichtigte, 15 Vorträge, zweimal wöchentlich, für Personen beiderlei Geschlechtes zu halten und bei Befreiung der Unbemittelten ein Honorar von 10 fl. für den ganzen Zyklus anzusetzen. Als Lokal hatte er den Saal im ständischen Landhause oder den Saal der Gesellschaft der Musikfreunde in Aussicht genommen. Das Gesuch enthielt die Definition: „Das Schöne ist das Reinmenschliche, insoferne es zur Anschauung kommt", führte Beispiele an, die zur Veranschaulichung herangezogen werden sollten, und legte der Einteilung der Künste die Voraussetzung zugrunde, daß das Sittliche durch menschliche Handlungen, welche wir erfahren (Poesie),

durch menschliches Fühlen, das sich uns kundthut (Musik), und durch menschliche sittliche Ruhe, Einheit und Tüchtigkeit, welche wir anschauen (Malerei, Bildhauerei, Baukunst), zur Erscheinung kommt. Ferner kündigte St. an, daß er auch das Gebiet der Psychologie heranziehen werde.

Dieses Gesuch legte der Präsident der Polizei- und Zensurhofstelle, Josef Graf von Sedlnitzky, am 4. März (Z. 2172) der Studienhofkommission zur Äußerung vor, die ihrerseits durch den Hofbescheid vom 9. März, Z. 1857/329, das Vizedirektorat der philosophischen Studien zur Berichterstattung beauftragte. Diese übernahm über dessen Aufforderung der Professor der Ästhetik und klassischen Philologie Dr. Franz Ficker.

In seinem Gutachten bezweifelt Ficker zunächst die Möglichkeit, einen so umfassenden Gegenstand in 15 Vorlesungen zu erschöpfen, ohne in flüchtige und seichte Oberflächlichkeit zu verfallen, um so mehr, da Beispiele aufgestellt und Kunstwerke zergliedert werden müßten. „Aus dem Gesuche Stifters läßt sich der Entwicklungsgang seiner Vorträge nicht abnehmen, denn als Programm ist dieser Entwurf zu dürftig und mangelhaft. Doch gesteht Bittsteller selbst, daß er auch, was ganz natürlich ist, zumal bei einem weiblichen Auditorium, ins Gebiet der Psychologie ausbeugen werde . . . Von Stifters Ansichten lernt man aus diesem Entwurfe Nichts kennen, als die Definition des Schönen und die Eintheilung der Künste.“ Ficker stellt an dieser Definition aus, daß sie einerseits zu eng ist, weil dadurch die Naturschönheit geleugnet wird, und andrerseits zu weit, weil ja auch das Wahre und Gute zur Anschauung kommen kann, ohne eigentlich schön zu sein. Auch finde das Komische in seiner Definition keinen Platz. Stifters Einteilung der Künste lasse die Lyrik außer acht, die nicht Handlungen darstelle, und Kunstwerke wie den Laokoon und die Niobiden, in denen nicht menschliche sittliche Ruhe zum Ausdruck komme. „Nach diesen Prämissen vermag der Unterzeichnete nicht mit Vertrauen auf die höchste Bewilligung dieser Vorträge anzutragen.“

Stifter wurde hierauf von dem Vizedirektorat, wie aus dessen Bericht (Z. 2280 v. 22. März 1847) hervorgeht, auf die bestehenden Normalvorschriften aufmerksam gemacht, denen zufolge öffentliche Vorlesungen nur an der Universität gehalten werden dürfen und ein Leitfaden oder Vortragshefte vorgelegt werden müßten, und zu näheren Angaben über den Inhalt der geplanten Vor-

lesungen und zur Abhaltung eines Probevortrages, dessen Gegenstand seiner Wahl überlassen wurde, veranlaßt. St. kam dieser Aufforderung mit seiner Eingabe vom 18. März 1847 nach, legte die zwei ersten Bände der „Studien" bei und erklärte sich bereit, sich der gesetzlichen Probe zu unterwerfen. Bereits am nächsten Tage hielt St., der offenbar eine umgehende Verständigung erhalten hatte, in dem landwirtschaftlichen Hörsaale der Universität seinen nur eine halbe Stunde beanspruchenden Probevortrag „Über die geistigen Grundlagen, auf denen die Befähigung zum Künstler beruht". Die Kommission bestand aus dem Vizedirektor Franz Heintl und den Professoren des philosophischen Kollegiums Franz Ficker, Joh. Nep. Hromatko, Joh. Nep. Kaiser, Carl Ludwig von Littrow und Josef Petzval.

Alle Kommissionsmitglieder gaben ihr Urteil zu Protokoll, und Ficker legte außerdem eine Beurteilung der beiden Studienbände vor, deren Verfasser ihm bisher als Schriftsteller unbekannt geblieben war; er bekrittelt die Wahl des Titels für die unter ihm gebotenen „lyrischen Phantasien und poetischen Erzählungen oder Novellen", erkennt Stifters reiche Phantasie und lebenvolle Naturanschauung an und nennt ihn einen Meister in der Darstellung, „obwohl wir im Einzelnen nicht selten mehr sprudelnden Überfluß als Fülle bemerken und an manchen Stellen sogar Sprachfehler unterlaufen", wofür er sprachliche Eigentümlichkeiten und den Druckfehler an einen Pfingstsonntage in der „Narrenburg" (II 17 $_{16}$, vgl. Studien, erste Auflage, II S. 209) als Belege heranzieht, und kommt in seiner verständnislosen und mit Vorliebe nörgelnden Kritik zu dem Ergebnis: „Während man liest, weilt man mit Liebe und Theilnahme bei dem Einzelnen, beim Schlusse aber fühlt man sich doch nicht ganz befriedigt, man vermißt etwas Nachhaltiges — den Ideengehalt. Indessen freuen wir uns der gegenwärtigen Gaben und hoffen von dem reifen Manne noch Vollendeteres. Obwohl übrigens diese Studien Herrn Stifter bei seinem Einschreiten . . . zur Empfehlung dienen, so können sie doch von der andern Seite nicht für seine wissenschaftliche Vorbildung bürgen." Durch Stifters zweite Eingabe fand Ficker aber nur das bestätigt, was er in seinem früheren Gutachten ausgesprochen hatte.

Fickers Gutachten über den Probevortrag lautet folgendermaßen: H. Candidat sprach über die geistigen

Grundlagen (?), auf denen die Befähigung zum Künstler beruht. H. Stifter besitzt offenbar ein gesundes Sprachorgan, hinlängliche Kraft und Stärke, Biegsamkeit und Umfang der Stimme, nur wäre ihm noch mehr Fülle und Wohllaut zu wünschen. Seine Aussprache ist deutlich, richtig und dabei natürlich, auch besitzt er sichere und entschiedene Haltung des Tons mit Vermeidung des Schwankens und Zitterns in der Stimme; nur könnte der Vortrag noch fließender seyn; denn mitunter stockte er doch oder machte eine Pause. Übrigens war sein Vortrag weder präcipisirend, noch zu langsam oder einschläfernd. Das Vorgetragene war im Ganzen gut geordnet und durchdacht. Seine Ansichten waren begründet, nur fiel es dem Unterzeichneten auf, daß H. Stifter die Vernunft das moralische Vermögen nannte, daß er die Phantasie nur als Reproductionsvermögen gelten ließ, daß er zu wenig erörterte, was der Künstlerverstand zu leisten habe. Am meisten mußte es aber befremden, daß H. Stifter das Gefühl (Tiefe des Gemüths) ganz mit Stillschweigen überging. Ein Kunstwerk kann ja in Bezug auf Stoff und Form tadellos seyn, es ist doch nur ein künstliches Werk, wenn es nicht von jener Wärme des Lebens durchdrungen wird, welches das Zeichen des Geistes ist, den der Künstler ihm eingehaucht hat. Ein Antlitz, durch Heliographie wiederholt, behält ungeachtet aller mikroskopischen Genauigkeit und Treue den Charakter des Todten und des Leblosen, es fehlt ihm der frische Hauch menschlichen Lebens, von dem es durchdrungen seyn muß, um zu erregen und Theilnahme zu erwecken. Ein Werk der Malerei kann in den Formen sogar unvollkommen seyn und gleichwohl ein Kunstwerk von hohem Range, wie viele Productionen der wiederauflebenden Kunst, zumal in Italien, Deutschland und in den Niederlanden; denn aus ihnen dringt die ganze Innigkeit des Gefühls, besonders des religiösen, hervor. Dagegen werden Werke akademischer Gewandtheit und vollkommener Technik kalt lassen, wenn sie ohne jenes innere Leben ausgeführt sind. Und ist nicht ein Resultat vom Vereine des Gefühls mit dem Verstande ein scharfer Beobachtungsgeist, worauf sich die Welt- und Menschenkenntniß großer Künstler gründet, wie aus der Verbindung des Verstandes mit der Phantasie, dem Witz und Kunstscharfsinn hervorgeht? — Im Ganzen erscheint H. A. Stifter zu Vorträgen geeignet.

Dieses Urteil Fickers bedeutet ein Aufgeben der ablehnenden Haltung, die er dem Gesuche Stifters gegenüber bekundete. Die

Bemängelungen, die er äußert, dürften aber wesentlich in der Knappheit der Zeit, die St. für seinen Vortrag anberaumt war, begründet sein, denn es ließe sich leicht nachweisen, daß St. über die Bedeutung des Gefühls für den Künstler und die Notwendigkeit des innerlichen Lebens eines Kunstwerkes ebenso dachte wie Ficker, namentlich wenn man dessen Lehrbuch „Ästhetik oder Lehre vom Schönen und der Kunst in ihrem ganzen Umfange" (Wien 1830, J. G. Heubner), ein 779 § umfassendes Werk, heranzieht. Vielleicht war bei Fickers Kritik auch ein wenig beleidigte Autoren-Eitelkeit mit im Spiele, weil Ficker erwartet haben mochte, daß St. auch auf dieses Werk in seinem Gesuch hinweisen werde, wie er sich betreffs der Psychologie auf das seines Kollegen Lichtenfels, wenn auch ohne Nennung des Verfassers, berufen hatte.

Außer Ficker geht nur Professor Kaiser näher auf den Inhalt des Vortrages ein, aber ohne daran Kritik zu üben. Wir erfahren aus seinem Gutachten, daß St. von dem Künstler unter Voraussetzung des Vorhandenseins der nötigen psychischen Anlagen umfassende wissenschaftliche Ausbildung, vorzugsweise in dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften und der Geschichte der Menschheit forderte und den, der sich selbst für einen Künstler halte, als am weitesten von dem Begriffe eines Künstlers entfernt betrachtete. „Ein zuweilen eintretendes momentanes Stocken im Vortrage, eine hie und da angebrachte Correctur minder passend scheinender Ausdrücke lassen sogar der Vermuthung Raum, daß der Vortrag nicht auswendig gelernt worden, sondern unmittelbar aus dem Vorstellungskreise des Sprechers geflossen sei, was ihm einen um so reeleren Wert verleiht." Auch Stifters Persönlichkeit kennzeichnet Kaiser, indem er sein gefälliges Äußere, seine anständige Haltung und sein für ein zahlreiches Auditorium ausreichendes Sprachorgan hervorhebt.

Wie Kaiser erklärten auch alle anderen Begutachter St. für geeignet, die von ihm geplanten Vorlesungen zu halten, beschränkten sich aber ganz auf die äußeren Vorzüge, die sie ebenso wie Kaiser anerkennen. Eine persönliche Schätzung Stifters als Schriftsteller tritt nur bei dem Mathematiker Petzval zutage, dessen Gutachten auch wegen seines Eingehens auf Stifters Sprechweise interessant ist: „Dieser bekannte und allgemein geliebte Dichter besitzt ein anständiges, ja stattliches Äußeres, eine angenehm klingende Stimme von mittelmäßiger Stärke, spricht

den rein deutschen Dialekt mit einem kleinen Anflug von Härte jedoch in der Aussprache gewisser Mitlaute, wie sie dem österreichischen Dialekte eigen zu sein pflegt." Nach Hromatko, der seine Äußerung als „Gutachten über die mündliche Concursprüfung des Herrn Dr. [sic] Adalbert Stifter" betitelt hat, war St. ein wenig heiser.

Das mit den 6 Gutachten belegte Protokoll über den Probevortrag legte Heintl am 22. März 1847 (Z. 2280), mit einem ausführlichen den aus den Akten sich ergebenden Sachverhalt auszugsweise wiedergebenden Berichte der Studienhofkommission vor und erklärte unter Verweis auf das Protokoll: Aus Nr. 5 [Petzvals Gutachten] gehet hervor, daß Stifter die Gabe eines guten mündlichen Vortrages und somit die äußere Befähigung für öffentliche Vorlesungen besitze. Über dessen innere Befähigung, über das ästhetische Wissen Stifters gebricht es zwar an einer unmittelbaren Überzeugung; allein nach seinen sonstigen Leistungen scheint er immerhin einiges Vertrauen zu verdienen. Was aber die . . . Einrichtung der angesuchten Vorträge anbelangt, so wäre nur der Abgang des Leitfadens (der Vortragshefte) und die offenbar zu gering bemessene Zahl von fünfzehn Vorlesungen — (welche namentlich wegen des nach Nr. 3 [Fickers Gutachten] einzubeziehenden Abrisses der Psychologie unzulänglich sind) — zu bedauern, und wenn Stifter nach der a. h. Entschließung vom 21. Julius 1828 seine Vorlesungen an der Universität abhalten sollte, so wäre es durchaus nicht zulässig, das Auditorium aus Herren und Frauen zusammen zu setzen, wie Stifter die Absicht hat. Außerdem wären dem Studien-Vice-Direktorate auf seinem untergeordneten Standpunkte gegen eine versuchweise Bewilligung, welche vor der Hand auf eine bestimmte (längere) Zeit beschränkt werden könnte, keine Anstände bekannt.

Dieser Bericht wurde der Studienhofkommission in ihrer Sitzung vom 8. April 1847 vorgelegt. Der Referent Hallaschka begründete nach einer eingehenden, den Akten entnommenen Erörterung des Sachverhaltes seinen (einstimmig angenommenen) Antrag, folgende Note an die Polizei- und Zensurhofstelle zu erlassen:

„In Erwiederung der geschätzten Zuschrift vom 27. März d. J. . . . hat man die Ehre zu eröffnen, daß zu Folge der A. h. Entschl. vom 21. Juli 1828 außerordentliche Vorlesungen nur an der Universität, keinen Falls aber für beiderlei Geschlecht zugleich gehalten

werden dürfen. Da übrigens der Bittsteller keinen Plan und keinen Leitfaden angibt, nach welchem er seine Vorträge abzuhalten gedenkt, sondern [sie] bloß in Unterredungen bestehen sollen, sonach ganz einer beurtheilungsfähigen Grundlage ermangeln, so könnte die Studienhofkommission auch in dieser Hinsicht auf die Gewährung des Gesuches nicht einrathen."

Diese Note scheint nach der Datierung des Entwurfes erst am 24. April abgegangen zu sein. Damit war das Schicksal des Vorlesungsplanes besiegelt. Allerdings kennen wir den Wortlaut des Bescheides, den St. vermutlich noch im April von der Polizei- und Zensurhofstelle erhalten hat, nicht. Stifters Briefe aus dieser Zeit klären die Sache nicht auf, denn über die endgültige Entscheidung äußert er sich nicht. Schon im Herbst 1846 spricht St. von seinem Plane (XVII 177_{15}), läßt aber dann über der Arbeit an den Studien und infolge einer Halsaffektion die Angelegenheit ruhen. Erst am 1. März berichtet er seinem Verleger Näheres über die Vorlesungen: Ich muß sie wegen der größeren Menge Zuhörer, die sich bereits gemeldet haben, im Musikvereinssale halten. ... Die Karten werden ausgegeben, sobald ich die schriftliche Bewilligung und das Imprimatur habe; denn ich mußte einen Entwurf vorlegen, und darauf soll täglich die Antwort, die ich schon mündlich von Graf S. habe, folgen (XVII 213_{11} ff.). Am 18. April aber, also noch bevor er die Erledigung erhalten hatte (siehe oben), betrachtet er sein Vorhaben als vorläufig gescheitert, da ihm das Jahr auch für die 12 Vorträge, auf die er sich beschränken wollte, zu weit vorgerückt zu sein schien, denkt aber noch daran, im Herbst mit den Vorlesungen zu beginnen. St. hatte 305 Vormerkungen entgegengenommen, er hatte den ihm erteilten Rat, die Sache persönlich zu betreiben, befolgt und an manchen Tagen 4—5 Besuche gemacht. Die Geschichte seines Gesuches beweist, wie berechtigt seine Klage war: Lauter Nebendinge, namentlich die Entwürfe des Inhalts, mußten durch so viele, so unglaublich viele Hände gehen, daß man erstaunen muß (XVII 215_{14} ff.). Hat St. es etwa erreicht, daß ihm die Bewilligung, die Vorträge nicht in der Universität, sondern in einem der von ihm ins Auge gefaßten Säle zu halten, in Aussicht gestellt und daß zugleich auch Frauen Zutritt gewährt wurde? Seine Äußerung: Und nun erhalte ich doch alles zu spät (XVII 215_{23}) legt eine solche Vermutung nahe. Oder war er durch mündlich gegebene Zusagen bis zuletzt getäuscht worden? Haben Gegenvorstellungen, die er erhob, die Erledigung bei der

Polizei und Zensurhofstelle verzögert, ohne sie zu seinen Gunsten wenden zu können?

306_3 als objectives Anschauungsvermögen] vor objectives ü. d. Z. eingefügt und gestr. äußeres 309_4 zwei Bände gesammelter Schriften] nach Bände gestr. St[udien]

303_{11} Wesenheit. Vgl. Anm. zu 162_9. 305_{18} Das... Innewerden des harmonischen Spieles aller Kräfte. Vgl. Schillers Spieltrieb in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" (Werke, Jub.-Ausg. XII, S. 53, 59). $_{31}$ Der von St. über Aufforderung des Vizedirektorates mitgeteilte Abriß der Erfahrungsseelenkunde schließt sich in seiner Gliederung und Anordnung der Teile, wie ich, dem Hinweise Friedrich Jodls (vgl. XIV', S. 356) folgend, feststellen konnte, genau an das Lehrbuch der Psychologie von Ritter Johann Lichtenfels, Wien 1843, im Verlag von J. G. Heubner) an. Vgl. S. 34 Der Sinn, S. 52 Zweiter Artikel, Die Vernunft, S. 59 Die Vorstellungskraft, S. 66 § 59 Gesetze des Reproduzierens S. 68 § 61 Gedächtnis, S. 74 § 66 Einbildungskraft, S. 82 Die Denkkraft, S. 88 § 81 Begriff, Schließen, Verstand, S. 97 Der Trieb, S. 108 Die Freiheit, S. 113 Wille, Handeln, S. 118 § 112 Sittlichkeit, S. 120 § 114 Leidenschaft. S. 121 § 115 Affekt. 307_{19} Sie (die Leidenschaft) ist immer unsittlich. Vgl. Lichtenfels, S. 121: Auch leuchtet ein, daß die Leidenschaft zu unterdrücken, der Affekt zu mäßigen ist; denn jene ist als solche unsittlich, also verwerflich. $_{20}$ (der Mensch) ahmt Theile der Schöpfung nach, als des Schönsten, was in Erscheinung kömmt, gleichsam der sichtlichen Verkörperung Gottes. Vgl. 206_{21}, 217_{17}. 308_3 Aehnlichkeit der Urbauwerke mit dem Charakter der umgebenden Natur. Vgl. Nachsommer VI 102_{18}: Ueberall aber sind die eigentlichen Lehrmeister die Werke der Natur gewesen und 105 $_{28}$ Endlich waren ja alle Bauwerke aus Naturdingen entstanden, welche die Vorbilder gaben, etwa aus Felsenkuppen oder Felsenzacken oder selbst aus Tannen, Fichten oder anderen Bäumen. $_{18}$ Eine Aufführung der Schöpfung von Haydn in der Kirche in Oberplan hatte auf den Knaben einen großen Eindruck gemacht. Vgl. XXI 236_{20}. $_{27}$ In meinem 12ten Jahre, ungenau, ebenso wie XXI 236_{24}. St. kam im Herbst 1818, also im Alter von 13 Jahren, kurz vor dem Eintritte ins 14. Lebensjahr, nach Kremsmünster. $_{29}$ als 1t oder

2 t Premiant. Vgl. Anton Schlossar, Unbekannte Studienzeugnisse Stifters, Neues Wiener Tagblatt, Nr. 39, 9. Februar 1914, und den Auszug aus diesem Artikel bei Josef Bindtner, Adalbert Stifter (Strache, 1928), S. 37 f., 49.

An den Ausschuß des oberösterreichischen Kunstvereines (1854), S. 310_1—312_{20}).

Original: Archiv des oberösterr. Kunstvereines, mit dem Vermerk: (Ausschuß des obderennsischen Kunstvereines.) Die nach Neufelden gesendeten Abgeordneten berichten über die Kunstgegenstände der dortigen Kirche. Nr. 46 prs. 16. August 1854. Erster Druck: Otto Jungmair, Adalbert Stifters Wirksamkeit im Oberösterreichischen Kunstverein: Festschrift, S. 77.

310_2 St. hatte in der von ihm geleiteten Ausschußsitzung am 10. Juli 1854 mitgeteilt, er sei von dem Bischof Rudigier und dem Statthalter Frh. v. Bach ersucht worden, bei Erledigung der Frage, welchen Fachmännern die Arbeiten in der zu restaurierenden Pfarrkirche zu Neufelden zu übertragen seien, den Kunstverein zu Rate zu ziehen. Es wurden drei Ausschußmitglieder, Adalbert Stifter, Kooperator Reisinger und der Kaufmann Edenberger, ihrer Einwilligung gemäß auf ihre eigenen Kosten nach Neufelden entsendet, um den Umfang der nötigen Arbeiten kennen zu lernen und die entsprechenden Anträge stellen zu können. In der Sitzung vom 16. August 1854 wurde beschlossen, zugleich mit dem Berichte Stifters den Antrag zu stellen, die Malerarbeiten dem Linzer Kunstmaler Thomas, die Vergolderarbeiten dem Vergolder Lisy in Linz zu übertragen (Jungmair, S. 78). 4 Neufelden, Markt im Mühlviertel, jetzt Station der Mühlkreisbahn Linz-Aigen.

Berichte an den Statthalter über die Wiederherstellung des Altars in Kefermarkt (1852—1855), S. 313_1—328_{26}.

1. (Kefermarkt, 6. Sept. 1852.)

Original: Oberösterr. Landesarchiv in Linz. Die Kefermarkter Akten sind in dem Faszikel XI/D 1852—1857 zusammengefaßt. Diese Bezeichnung tragen alle Stücke neben der fortlaufenden Zahl, dieses neben Z. 13357/1852. Die halbbrüchig geschriebenen Berichte hat St. mit dem den Gegenstand bezeich-

nenden Rubrum versehen, das bei dem vorliegenden folgermaßen lautet: **Die Comission zur Besichtigung des Hochaltares zu Kefermarkt im Bezirke Freistadt behufs der Ausbesserung desselben überreicht einen Bericht über die am 6. d. M. stattgehabte Besichtigung.** Erster Druck: Richard Newald, Adalbert Stifter und der Kefermarkter Altar. Unveröffentlichte amtliche Eingaben. Euphorion XXVII (1926), S. 410.

Der Bezirkshauptmann von Freistadt, Josef Kenner, richtete auf Grund der Eingabe des Pfarrers Franz Hölzl in Kefermarkt vom 8. Juli am 21. Juli eine Eingabe an den Statthalter, in der er nach Darlegung der vielen Unbilden, die der Altar erlitten hat, eine Wiederherstellung befürwortete: „Gleichwohl ist noch so viel Schönes unzerstöhrt, daß es wohl der Mühe werth ist, auf seine Rettung für zu denken.“ (vgl. Newald, S. 409.) Am 22. August 1852 berief der Statthalter mit dem Erlaß Z. 10622 eine Kommission ein. In dem Akt ist vermerkt: Stifter, Literat und Schulmann, dessen Kunstsinn, ästhetisches Wissen und richtiges Kunsturtheil notorisch ist, Rint, der von seiner Kunstfertigkeit in Schnitzarbeiten, namentlich aber in solchen altdeutschen Stiles, schon manche Proben geliefert hat (Oberchristl[2], S. 16). St. hat diesen von ihm verfaßten Kommissionsbericht seiner Abhandlung „Ueber den geschnitzten Hochaltar in der Kirche zu Kefermarkt“ zugrunde gelegt.

313_{13} ff. altdeutsche Kunst, ... im Vergleiche mit der griechischen und altitalienischen. Vgl. 277_5 ff. 314_4 Dom von St. Stephan. Vgl. 276_{22}. $_7$ Albrecht Dürer. Vgl. 274_{21}. $_{15}$ ein Kunstdenkmal des gesammten deutschen Volkes aus seiner schönsten Kunstblüthe. Vgl. 280_{22}. $_{30}$ Vgl. Anm. zu 286_1. 315_7 Das Innere ... macht mit dem Altar ein einziges Kunstwerk aus. Vgl. 270_{30}. $_{25}$ Vgl. 282_{24}. $_{29}$ Vgl. 282_{25}. 316_9 Die Akten aus dem Jahre 1852 mit den Anträgen betreffs der Renovierung sind im Jahre 1871 skartiert worden (Oberchristl[2], S. 16 Anm.).

2. (Kefermarkt, 14. Okt. 1852.)

Original: Siehe Nr. 1. Z. $\frac{1724}{2104}$/1852. Überschrift: „**Protokoll der am 14. Okt. d. J. zu Kefermarkt wegen Herstellung eines Gerüstes zum Behufe der Ausbesserung des in der dortigen Kirche befindlichen Hochaltares abgehaltenen Comission.**“ Erster Druck: Newald, S. 412.

316_{24} Vgl. 285_{21}, wo St. bloß von einem Korbe spricht, der von der Decke vor dem Altare herabzulassen ist. 317_{1} Vgl. 285_{25}.

3. (Linz, 24. Juli 1853.)

Original: Siehe Nr. 1. Z. $\frac{3038}{3229}$ 1852/53 ad 1724. Rubrum: Schulrath Stifter beantragt die Anbringung von Vorhängen vor den Presbyterialfenstern der Kirche in Käfermarkt. Ungedruckt.

317_{8}. Vgl. 282_{22}.

4. (Linz, 25. Juli 1853.)

Original: Siehe Nr. 1. Z. $\frac{1724}{2709}$ 1852/3. Rubrum: Schulrath Stifter berichtet über den Fortgang und die Art der Wiederherstellungsarbeiten an dem Flügelaltare zu Kefermarkt Am Rande die Notiz: Einen Abdruck eines Berichtes von Stifter, der mit den Restaurierungsarbeiten betraut ist, beizulegen, welchen er nur für eine vorläufige Anzeige gelten lassen will, und dem eine begründete Beschreibung des Altares folgen soll, sobald derselbe fertig ist, und Stifter seine Studien und Nachforschungen beendigt haben wird. An Seine des Herrn k. k. Sectionschef und Vorstandes des k. k. Centralvereines f. Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale Freiherrn von Czörnig Hochwohlgeboren. Erster Druck: Newald, S. 414. Dieser Bericht ist von Seiten des Statthalters Freiherrn von Bach von St. zur Weiterleitung an die Zentral-Kommission erbeten worden, die beabsichtigte, die Restaurierung der Altarflügel vorläufig einzustellen. Frh. v. Bach begleitete mit einem von St. entworfenen Schreiben diesen Bericht am 25. Juli (Akt der Zentral-Kommission Z. 43, 1853) ein. Vgl. S. 329_{15}.

317_{24} der Grundsatz..., daß alles Mittelalterliche an dem Altare erhalten... werde. Vgl. 285_{4}.

5. (Linz, 12. April 1854.)

Original: Siehe Nr. 1. Z. 1724 $\frac{3038}{3229}$ 1853. Erster Druck: Newald, S. 416.

6. (Linz, 18. Okt. 1854.)

Original: Siehe Nr. 1. Z. 5271/1854. Rubrum: Schulrath Stifter berichtet über noch erforderliche Zeit Arbeit und muthmaß-

liche Kosten der Vollendung der Restaurirung des geschnitzten Hochaltares zu Kefermarkt. Erster Druck: Newald, S. 416.

7. (Linz, 8. Jänner 1855.)

Original: Siehe Nr. 1. Z. 1724/6316/1854. Die Äußerung Stifters steht auf einer von dem Bildhauer Johann Rint vorgelegten Rechnung. Erster Druck: Newald, S. 418.

8. (Linz, 9. Juli 1855.)

Original: Siehe Nr. 1. Z. 1724/3128/1855. Rubrum: Adalbert Stifter ... beantragt den Bildhauer Rint auf 3—4 Tage nach Kefermarkt zu senden, um die Theile des von ihm restaurirten Hochaltares daselbst mittels Behandlung mit Asphalt in künstlerische Übereinstimmung zu bringen. Erster Druck: Newald, S. 418.

9. (Linz, 17. Juli 1855.)

Original: Siehe Nr. 1. Z. 1724/3334/1855. Rubrum: Äußerung des Schulrathes und Conservators der Baudenkmale für Oberösterreich Ad. Stifter zu $\frac{2858}{\text{Pr.}}$ 1855 den geschnitzten Hochaltar in Kefermarkt betreffend. Erster Druck: Newald, S. 419.

324_{8} Die Beschreibung des Altars entspricht der in dem Jahresbericht des Museums gegebenen. $_{25}$ Dasselbe gilt von der Darstellung des bei der Reinigung, der Wiederherstellung und Sicherung gegen Wurmfraß beobachteten Verfahrens. $_{30}$ Johann Rints tagebuchartige Berichte hat Oberchristl für eine Darstellung der Tätigkeit des Künstlers verwertet ([2], S. 16 ff.). 325_{6} Sollte St. wirklich schon im Jahre 1833, vor 22 Jahren, wie er sagt, sich mit derlei Versuchen, Holz mit Salzlauge zu imprägnieren, um den Wurmfraß zu verhindern, beschäftigt haben? Vermutlich liegt hier ein Irrtum Stifters oder bloß ein Schreibversehen vor.

10. (Linz, 17. Juli 1855.)

Original: Siehe Nr. 1. Erliegt in dem Akt Nr. 9 unter derselben Zahl. Rubrum: Äußerung des Schulrathes und Conservators ... Ad. Stifter zu $\frac{2858}{\text{Pr.}}$ 1855 das Gesuch des Bildhauers Johann Rint um eine Remuneration nach Vollendung der Restaurirung des Hochaltares in Kefermarkt betreffend. Erster Druck: Newald, S. 422.

328 $_{14}$ der letzten Eisenbahnstation Lest, an der Pferdebahn Linz—Budweis. Jetzt ist Kefermarkt Station der Eisenbahnlinie Linz—Budweis. $_{19}$ Johann Rint erhielt dem Antrag Stifters gemäß diese Remuneration im Betrage von 500 fl. (Oberchristl, Linzer Volksblatt Nr. 300, 8. Dez. 1915).

Im oberösterreichischen Landesarchiv sind außerdem auch andere zur Begleichung eingereichte Rechnungen Rints (vgl. Anmerkung zu Nr. 7) und einiger für die Restaurierung des Kefermarkter Altares herangezogener Geschäftsleute aufbewahrt, denen Stifter begutachtende Äußerungen beigefügt hat. Von ihrer Wiedergabe mußte abgesehen werden.

Eingaben des Statthalters betreffs der Wiederherstellung des Kefermarkter Altares.

Entworfen von Adalbert Stifter.

S. 329_1—330_{24}.

1. (Linz, 16. September 1852.)

An den Grafen Franz Thun.

Original: Oberösterr. Landesarchiv in Linz. Erster Druck: Newald, S. 412, mit Angabe der von dem Statthalter vorgenommenen Korrekturen.

329 $_1$ Graf Franz Anton Thun-Hohenstein (geb. 1809 in Prag, gest. 1870 ebd.) war außerordentlicher Referent in Kunstangelegenheiten im Ministerium für Kultus und Unterricht. $_8$ Die Zeichnung, welche... Karl Binzer... gemacht hat. Vgl. Anm. zu 284 $_{16}$. $_9$ Die Akademie der bildenden Künste stellte Binzers Zeichnung dem Statthalter zur Verfügung. Der Zeichenlehrer Anton Stranik kopierte sie (vgl. 286 $_{14}$). $_{11}$ Die Rückstellung erfolgte am 31. Jänner 1853 (Newald, S. 409).

2. (Linz, 27. Juli 1853.)

An die Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Baudenkmale.

Original: Siehe Nr. 1. Erster Druck: Newald, S. 413, mit Wiedergabe der Korrekturen des Statthalters.

330_1 Vgl. Anm. S. 435. Stifter schließt sich hier an den Wortlaut des von dem Statthalter an die Mitglieder der Kommission gerichteten Schreibens an. $_{22}$ Vgl. 275_{11}. Diese Eingabe erledigte die Zentralkommission zustimmend in ihrer Note an den Statthalter vom 4. August 1853 (vgl. Einleitung S. XLIX).

Eingabe an den Statthalter von Oberösterreich. (1855.) S. 331_1—333_{29}.

Original: Oberösterr. Landesarchiv. Pr. Nr. 148 ad 22 ex 1855. Die nicht datierte, von Adalbert Horcicka (XIV[1], S. 73) in das Jahr 1856 eingereihte Eingabe ist, wie sich aus ihrem Eingange ergibt, im Frühjahr oder Frühsommer 1855 eingebracht worden. Der erste Vorstand des Kunstvereines, Graf Johann Weißenwolff, war am 27. April 1855 gestorben, und in der Generalversammlung am 20. August wurde der Prälat Dominik Lebschy zum Präsidenten des Vereines gewählt. In der Zwischenzeit hat St. als Vorstandstellvertreter das Gesuch an den Statthalter gerichtet.

333_{15} wenn ü. d. Z. eingefügt

331_7 Das Ansuchen des Vereines und seine Erledigung durch das Landeskollegium sind nicht erhalten. 332_{11} Der Kaiser besuchte im Jahre 1853 die Juni-Juli-Ausstellung des Kunstvereines und trug seinen Namen in das Gedenkbuch des Vereines ein. Professor J. M. Kaiser gab dem Namenszug eine künstlerische Umrahmung. 333_8 Ferdinand Scheck. Vgl. 249_{32}. $_{11}$ Diese zweite Eingabe an das Landeskollegium ist auch nicht erhalten. $_{14}$ Reiten, richtig Jan Michel de Ruyten. Vgl. Anm. zu 80_{33}. Der Kaufpreis betrug, wie aus dem Juni-Kat. ersichtlich ist, 350 fl.

Hier wäre einzuschalten: ein an die deutschen Künstler gerichteter Aufruf zur Beteiligung an den Ausstellungen des Kunstvereines, der von St. für den abwesenden Präsidenten und von dem Vereinssekretär Jos. Edlbacher gezeichnet, vermutlich aber von letzterem verfaßt ist. Diese Einladung wurde in dem Deutschen Kunstblatt, Beilage der Zeitschrift für bildende Kunst, Baukunst und Kunstgewerbe, Jahrg. 7, Nr. 16 v. 17. April 1856 veröffentlicht. Ferner die von St. bloß entworfene, von Josef Edlbacher fertiggestellte Eingabe des Kunstvereines an den Erzherzog Ferdinand Max um Überlassung eines in seinem Auftrage von Peter J. N. Geiger gemalten Bildes

„Sklavenmarkt in Kairo" (Nr. 159/185 infolge Beschlusses vom 14. November 1857). Original: Archiv des oberösterr. Kunstvereines. Erster Druck: Jungmair, S. 86. St. hatte in der Ausschußsitzung vom 14. November 1857 mitgeteilt, daß der Erzherzog dank der Verwendung der Baronin Emilie von Binzer die Ausstellung dieses eben vollendeten Bildes in Linz gestatte, und konnte daher annehmen, daß es sich bei der Einbringung des Gesuches nur um eine Formalität handle. Das Ansuchen wurde aber abschlägig beschieden. Der Erzherzog zog die Bewilligung zurück. Vgl. St. an Heckenast, XIX 115_{15}: In dem Sklavenmarkte muß viel Nacktes enthalten sein. Der Erzherzog, welcher die Ausstellung auf dem hiesigen Vereine schon vorläufig zugesagt hatte, ging davon ab.

Eingabe des oberösterreichischen Kunstvereines an das vereinigte Landescollegium, 4. Juli 1860. S. 334_1—336_{20}.

Original. Entwurf im Archiv des oberösterr. Kunstvereines. Nr. 96 pr. 4. Juli 1860. Von St. verfaßt, mit Korrekturen und Zusätzen fremder Hand versehen. Erster Druck: Jungmair, S. 91.

334_4 hat sich ... im Jahre 1850 ein Verein ... gebildet, ungenau; allerdings hatten sich in den letzten Monaten des Jahres 1850 einige in Linz lebende Maler, unter ihnen der Sekretär der Grundentlastungskommission Josef Edlbacher, zu dem Beschluß vereinigt, einen Kunstverein zu gründen, aber infolge des damals bestehenden Versammlungsverbotes fand die erste Proponentenversammlung erst am 15. März 1851 statt (Jungmair, S. 16). $_{13}$ Nach § 1 der Vereinsstatuten. Vgl. Anm. zu 60_{16}. $_{20}$ Vgl. hiezu das Gutachten des Zentralkomitees der deutschen Künstler über die Errichtung einer Landes-Galerie (München, 30. Okt. 1858), das sich St. während der Ausstellung des Bildes von Hermann Mevius „Schiffbruch an der Insel Capraja" in München erbeten hatte (Jungmair, S. 87). 335_7 Vgl. XIX 171_3, 192_4. $_9$ Vgl. XVIII 335_{30} und XIX 21_{22}: aber das Ministerium des Innern strich die 1000 fl. und die Stände dürfen sie nicht geben, für Forstdinge Viehausstellung etc. sind Summen von ziemlichem Umfange bewilligt. Zu solchen Dingen strebt unsere Zeit ohnedem hin, es thäte noth Höheres zu weken, dem Geiste Schwung zu geben ... $_{20}$ Vgl. hiezu unten den Auszug aus dem

Entwurf des Gesuches an den Kaiser. Über alle die Überlassung von Bildern aus der Galerie des Belvedere betreffenden Beratungen und Beschlüsse des Vereines berichtet Otto Jungmair ausführlich in dem Artikel „Adalbert Stifter und die Gründung der oberösterreichischen Landesgalerie“, Alpenländische Monatshefte 1930/31, Heft 5, S. 293 (S. A. S. 7) und in der Festschrift S. 89 ff. St. hatte im Frühjahr 1860 in Wien erfahren, daß im Belvedere Bilder anerkannter Maler wegen Mangels an Raum in Kisten aufbewahrt seien und ein Gesuch an den Kaiser um leihweise Überlassung einiger Bilder für die Landesgalerie die wärmste Unterstützung finden würde; er wurde mit der Abfassung eines derartigen Ansuchens betraut, erklärte aber, es sei zunächst eine Eingabe an das Landeskollegium wegen Zuweisung von Räumen für die Galerie wichtiger, damit sich der Ausschuß in dem Gesuche darauf berufen könne, daß ein geeigneter Raum für die Unterbringung der Bilder vorhanden sei. Auch die Abfassung dieser Eingabe übernahm St. Das von ihm entworfene Gesuch an den Kaiser erweiterte Edlbacher im Namen des Ausschusses durch Einschaltung von Daten über das Wirken des Vereines. Obwohl nach einer Mitteilung des Wiener Vertreters des Vereines, Karl Adam Kaltenbrunner damit zu rechnen war, daß der Direktor der Belvedere-Galerie Engerth Einspruch erheben werde, hielt der Ausschuß doch an seinem Vorhaben fest, und St. übernahm es, nach Wien zu reisen und die Erzherzogin Sophie sowie einige ihm bekannte Persönlichkeiten aus den Hofkreisen dafür zu interessieren (vgl. XIX 250_{28} 252_{14} 253_{18}). Dieser Schritt des Vereines führte rasch zum Ziele. Am 2. Dez. 1860 war St. in Audienz bei der Erzherzogin, bereits am 5. Dez. erteilte der Kaiser dem Ansuchen seine Genehmigung, und in der Ausschußsitzung vom 10. Januar 1861 lag der Erlaß des Statthalters vom 30. Dez. 1860, Z. 6906 vor, der die Zuweisung folgender 8 Bilder an die Landesgalerie bekanntgab: 1. Otto Stotz, Wallachischer Pferdemarkt. 2. Thomas Ender, Der Großglockner. 3. August Aerdtinger, Erzherzog Karl und sein Stab. 4. Franz Steinfeld, Helgoland. 5. Dominic Scattola, Bettlerfamilie. 6. Josef Schindler, Waldlandschaft. 7. Anton Molinari, Christus vor Pilatus. 8. Josef Koch, Tivoli bei Rom. Im Jahre 1874 überließ der Kaiser fünf dieser Bilder (Nr. 1—5) der Galerie als dauerndes Eigentum, während die drei anderen zurückgestellt werden mußten. (Jungmair, S. 31.)

336_{10}. Stifters Eingabe hatte zur Folge, daß dem Vereine mit dem Erlaß vom 6. Juli 1860, Z. 3275 die für die Unterbringung der Galerie erbetenen Räume überlassen wurden und daß das Landeskollegium den Betrag von 500 fl. mit Erlaß vom 8. Jänner 1861, Z. 345 als Subventionierung der Galerie bewilligte, womit sich diesmal auch das Staatsministerium mit dem Erlaß vom 17. Januar 1861 einverstanden erklärte.

Das offenbar nicht abgesendete Gesuch an den Kaiser, als dessen Verfasser Stifter und Edlbacher bezeichnet werden müssen, trägt auf dem Entwurf S. 1 den Vermerk ad Nr. 1-1861 und am Schluß, mit Bleistift eingetragen, das Datum 26. Okt. 1860 und umfaßt 5 halbbrüchige Bogenseiten. Es geht von der Darlegung des Wirkens des oberösterreichischen Kunstvereines auf die Bedeutung, die Bildersammlungen für die Förderung der Kunst und Hebung des Kunstsinnes zukommt, über und kommt erst dann auf die eigentliche Veranlassung zu sprechen: „Da nun der oberösterreichische Kunstverein Kenntnis erlangt hat, daß in dem k. k. Schlosse Belvedere sich Kunstwerke vorfinden, welche wegen Mangel an Raum nicht aufgestellt werden können, so wagt der Kunstverein, aufgemuntert durch das Beispiel des Nachbarlandes Baiern, wo auch zum Teil aus überflüssigen Bildern der königlichen Gallerie mehreren Städten, wie z. B. Augsburg, Nürnberg, Würzburg, Regensburg Filialgalerien zugewendet worden sind, die allerunterthänigste Bitte, Eure k. k. apost. Majestät wollen allergnädigst gestatten, daß mit Vorbehalt des Eigenthumes ein Theil der entbehrlichen Kunstwerke im k. k. Schlosse Belvedere, welche sich zu dem beabsichtigten Zwecke eignen, dem oberösterreichischen Kunstvereine zur Verwendung für die Landesgallerie übergeben und somit für Oberösterreich fruchtbar gemacht werde.“

Berichte an die k. k. Centralcommission zur Erhaltung und Erforschung der Kunst- und historischen Denkmale, S. 337_{1}—357_{13}.

Stifters Ernennung zum Konservator für Oberösterreich.

Am 28. Nov. 1853 hatte der Statthalter Freiherr von Bach in einem Schreiben an den Vorstand der Centralcommission, Freiherrn Karl Czoernig von Czernhausen $\left(Z. \frac{3257}{prs.}\right)$

St. für die Ernennung zum Konservator für Oberösterreich vorgeschlagen. Hierauf erstattete der Freiherr von Czoernig am 12. Dez. 1853 (Z. 96) einen diesbezüglichen Bericht an den Minister des Handels, Andreas Frh. v. Baumgartner, der am 15. Dez. die Ernennung vollzog. Hievon verständigte Frh. v. Czoernig in dem Schreiben vom 20. Dez. den Statthalter mit dem Ersuchen, St. das beigelegte Dekret Z. $\frac{2708}{\text{HM}}$ einhändigen zu lassen. Czoernig fügte an diese Mitteilung die Versicherung an, es gereiche ihm zur vollen Befriedigung, Stifters Verdienste um die Altertumskunde überhaupt, sowie auch seine bisherigen Leistungen um die Erhaltung von Kunstdenkmalen... anerkannt zu haben. „Die Central-Commission erblickt in Ew. einen ebenso verdienstvollen als eifrigen Forscher, und einen gleich ausgezeichneten Beschützer der vorhandenen hist. Denkmale, und der Überreste alter Kunstbildung.“

1. (Linz, 13. Februar 1855.)

Original: Archiv des Bundesdenkmalamtes in Wien, Z. 59 ex 1855.

338$_2$ Presbiterialfenstern] b aus p korrigiert $_3$ dem ... Anstriche] dem aus des korrigiert Anstriche aus Anstriches durch Streichung des s korrigiert 339$_{26}$ Oetl nach Pfarrer gestr. 340$_{27}$ Bauten ü. d. Z. eingefügt. 341$_{11}$ nach mit gestr. Abbild[ungen]

337$_9$ Vgl. XVIII 233$_9$: aber da heuer ganz besondere Amtsarbeiten ausgebrochen sind, dürfte ich mich überschrieben haben; denn ich war 2 Monate October und November sehr leidend an meinen Nerven. $_{18}$ Diese Erwartung Stifters ging nicht in Erfüllung. Vgl. Anm. zu 285$_{12}$. $_{21}$ Die Herstellungsarbeiten wurden erst gegen Mitte Juli 1855 vollendet. 338$_{14}$ Vgl. Stifters Bericht an den Statthalter, 25. Juli 1853, 317$_{15}$. $_{19}$ Diesen ausführlichen Bericht hat St. nicht verfaßt. $_{23}$ Vgl. Anm. S. 422 zu 286$_1$. An Joseph Axmann schrieb St. darüber am 26. Juli 1855: Vielleicht sende ich dir eine Photographie, wenn hier einer eine zuwege bringt, daß du vorläufig einen Begriff bekömst (XVIII 263$_7$). $_{28}$ Die jetzt vorliegende Zeichnung, die des Freiherrn Carl von Binzer. Vgl. Anm. zu 284$_{16}$. $_{29}$ Vgl. an Louise v. Eichendorff, 12. Aug. 1854, XVIII 219$_6$: Ich muß am 15t. d. M. zu einer Schulfeierlichkeit nach Braunau reisen, und bleibe bis 20ten oder 21 aus. $_{30}$ eine sehr schöne gothische Kirche, die Stephanskirche. Vgl. Christliche Kunst-

blätter 1863, Nr. 6. Abbildung bei Dr. Rudolf Guby, Die Kunstdenkmäler des oberösterreichischen Innviertels (Österreichische Kunstbücher, Sonderband 1, S. 83, Hölzl, Wien 1921). 339$_5$ ein altdeutscher Altar, der von der Zunft der Bäcker gestiftete sogenannte „Bäckeraltar". Vgl. Guby, S. 28, 84 u. Abbildung 35, 42, 43. $_{18}$ Die Restaurierung der Kirche erfolgte in den Sechziger Jahren durch den Dombaumeister Friedrich Schmidt. Vgl. Mitteilungen der Zentralkommission für d. J. 1862, S. 81 ff. $_{19}$ Braunau ist, wie Otto Jungmair erkannt hat, das Grünau des „Nachsommer". Vgl. VI 118$_{26}$: **Da steht in Grünau hart an der Grenze unseres Landes an der Stadtpfarrkirche ein Thurm, welcher der schönste unseres Landes ist und der höchste wäre, wenn er vollendet wäre; aber er ist nur ungefähr bis zu zwei Drittheilen seiner Höhe fertig geworden. Dieser altdeutsche Thurm wäre das Erste, welches ich vollenden ließe.** Der gotisch aufgebaute Turm trägt einen Zwiebelknauf als Abschluß. 340$_{12}$ Hier spricht St. zum erstenmal von der Stadtpfarrkirche in Steyr. Vgl. 244$_1$, 290$_5$. $_{21}$ Teichstätt, Dorf in der Bezirkshauptmannschaft Braunau. $_{22}$ Waldburg, Ortsgemeinde bei Freistadt. St. Michael, ob Rauhenödt bei Freistadt. Besenbach, richtig Pesenbach. Vgl. 290$_{20}$ ff. $_{23}$ St. Leonhard, Ortsgemeinde bei Freistadt. St. Wolfgang. Vgl. Einleitung S. LIV. 341$_{11}$ Über die Hallstätter Funde wollte St. damals in der Allgemeinen Zeitung berichten. Vgl. an Gustav Kolb, 16. April 1855, XVIII 244$_{15}$. $_{23}$ St. schreibt hier, dem volkstümlichen Sprachgebrauch folgend, **Schaumburg**. Vgl. 355$_{12}$ **Schauenburg (fälschlich Schaumburg)**.

2. (Linz, 28. November 1855.)

Original: Siehe Nr. 1. Z. 266 prs. 4. Dez. 1855.

343$_3$ 28. 8 aus 7 korrigiert

342$_4$ Pabneukirchen, Ortschaft, nördlich von Grein gelegen. $_{27}$ Die Zentralkommission erklärte in ihrer Erwiderung vom 31. Dez. 1855, daß die vorgelegten, von ihr gleichzeitig zurückgestellten Zeichnungen für ihre Zwecke weder in Bezug auf den Gegenstand noch auf die Ausführung hinreichendes Interesse haben, und verwies St. in Betreff der Frage, in welcher Weise bei Veranlassung der Anfertigung von Zeichnungen bedeutender Baudenkmale zu verfahren sei, auf den § 5 der ihm mitgeteilten Instruktion für k. k. Baubeamte. „Da aber von k. k. Baubeamten in der

Regel nur rein bautechnische Aufnahmen, Kunstobjekte jedoch nur von betreffenden Fachmännern kunstgerecht geliefert werden können, so werden von der . . Centralcommission . . . auch Aufnahmen gegen Bezahlung, jedoch nach vorangegangener Anfrage, Bezeichnung des Objektes und Künstlers . . . und Bekanntgabe des Honorars bewilligt . . ."

3. (Linz, 8. Jänner 1856.)

Original: derzeit nicht auffindbar. Druckvorlage: XIV[1], S. 254_{17} ff. Hiezu vermerkt Horcicka S. 377: Archiv der k. k. Centralcommission, Z. 21 praes. 19. Januar 1856.

343_{11} Pichlwang, Dorf, südlich von Vöcklabruck, an der Eisenbahnlinie Vöcklabruck—Kammer. $_{12}$ Carl Blumauer. Vgl. Anm. zu 44_{31}. $_{13}$ Sueß, Conservator in Salzburg, Vincenz Sueß. $_{19}$ Dieses Schreiben Blumauers erliegt im Archiv des Bundesdenkmalamtes. 344_{10} St. scheint diesen angekündigten Bericht über Funde bei Pichlwang nicht erstattet zu haben.

4. (Linz, 21. Okt. 1857.)

Original: derzeit nicht auffindbar. Druckvorlage: XIV[1], S. 255_{25} ff. Hiezu S. 378: Archiv der k. k. Centralcommission, Z. 404 prs. 26. October 1857. Erster Druck (unvollständig): Mitteilungen der k. k. Centralcommission, Band III (Jahrgang 1858), S. 194 f., 305 f. Die von Horcicka (XIV[1], S. 379) verzeichneten Änderungen sind dem Redakteur, nicht St. zuzuschreiben.

344_{18} Vgl. Ed. Freiherr von Sacken, Die Stadtpfarrkirche von Steier, Mitteilungen der k. k. Centralcommission I, 1856, S. 43 ff. $_{21}$ nach Pritz, der Beschreibung und Geschichte der Stadt Steyr von Franz X. Pritz (vgl. Anm. S. 408), S. 147, 185. Hanns Buxbaum. Vgl. Anm. zu 244_{2}. $_{24}$ Wolfgang Denk, richtig Tenk, ist in der Steyrer Stadtpfarrkirche begraben; er war, wie die Grabinschrift besagt, bis zum Jahre 1513 Baumeister der Kirche (vgl. Stadt Steyr, Führer, S. 104, und die Abbildung des Grabreliefs S. 98). $_{29}$ Vgl. Anm. zu 244_{5}. 345_{20} Aehnlichkeit (der Schmalseite) mit der der Kirche zu St. Stephan. Vgl. Fankhauser (siehe Anm. S. 408): Die Blütezeit der Wiener Bauhütte bei St. Stephan von 1350—1450 übte großen Einfluß auf die Kirchenbauten der mittleren Donauländer: in Oberösterreich auf die Stadtpfarrkirche von Steyr, in Nieder-

österreich auf die von Eggenburg, . . . auf die Ortskirche von Deutsch-Altenburg. Beim ersten Blick auf den Grundriß fällt die Ähnlichkeit mit dem des Stephansdomes in Wien auf. . . . Daß Hans Puchsbaum, der erste Baumeister, wahrscheinlich auch den Plan zur Kirche in Steyr entworfen hat, läßt sich aus dem glücklichen Zufall schließen, daß der Erstgrundplan des Chorteiles, auf Pergament gezeichnet, noch erhalten ist (Eigentum der Akademie d. bild. Künste in Wien). 347_{4} Stadtpfarrer . . . Plersch, Joseph Plersch, geb. im Jahre 1781 in Burghausen, gest. am 13. März 1855. $_{9}$ Zur Feier der Wiedergenesung Sr. . . . Majestät, nach dem auf ihn am 24. April 1853 verübten Attentate. $_{12}$ Johann Fidelius Schönlaub. Vgl. Anm. zu 245_{26}. $_{21}$ im Dezember 1856 . . . fast drei Wochen . . St. hat sich hier geirrt oder verschrieben. Vgl. an Heckenast, 22. Dez. 1856, XVIII 328_{3}: Ich kam gestern von einer 13tägigen Abwesenheit nach Linz zurück. Ich brachte diese Tage in Steyr zu. 350_{20} Vgl. an Amalia Stifter, 4. Juli 1868, XX 133_{26}. St. mußte dem Dechant die sehr schmerzliche Bemerkung machen, daß der Seitenaltar, der für die prachtvolle Steyrerpfarrkirche gefertigt worden ist, ganz schlecht sei. 351_{10} zu Ende des September (1857), vermutlich in Verbindung mit der Inspektionsreise, die St. in das Kremstal führte. Vgl. XIX 63_{18}, XXII 235_{19}. 352_{15} Pesenbach. Vgl. Anm. zu 290_{21}. 353_{5} Theophil Mayr, richtig Friedrich Mayer. Vgl. Anm. zu 290_{22}. $_{8}$ Vgl. Anm. zu 248_{22}. $_{27}$ Dieser Aufsatz ist der in der Linzer Zeitung Nr. 267, 20. Nov. 1857, erschienene Artikel „Alte Kunst in Oberösterreich“, der die Wiederherstellung des Pesenbacher Altars eingehend bespricht (vgl. 290_{20} ff.). $_{33}$ Über die Stadtpfarrkirche in Wels scheint St. nicht abgesondert berichtet zu haben. Amtsgeschäfte führten ihn tatsächlich im Dezember 1857 nach Wels und hielten ihn dort eine Woche fest (vgl. XIX $77_{7,\,14}$). 354_{7} der schöne Flügelaltar in St. Wolfgang. Vgl. Anm. zu 290_{14}. $_{11}$ zum Ausbaue des schönen Thurmes der . . . Kirche zu Braunau. Vgl. 339_{23}. $_{33}$ das Thürmchen einer Kapelle, welche neben der Pfarrkirche in Steyr steht, der St. Margaretenkapelle auf der Südseite der Pfarrkirche. Vgl. Josef Harter, Die St. Margareten-Kapelle in Steyr, Unterhaltungsbeilage der Linzer Tagespost Nr. 3, 15. Jänner 1911, und Stadt Steyr (Führer), S. 104, und die beiden Artikeln beigegebenen Bilder. 355_{3} von dem sehr alten

Taufbecken. Vgl. Stadt Steyr, S. 103: ein reichgeziertes Taufbecken aus dem Jahre 1569. Die kelchartige Form, deren Basis aus Marmor, die Kuppe aus Holz besteht, wird mit Bleiplatten, welche biblische Szenen enthalten, überzogen und mit Ornamenten und Engelsköpfen geschmückt (Abbildung S. 95).

5. (Linz, 24. Mai 1862.)

Original: Siehe Nr. 1. Nr. $\frac{86}{C.C.}$ praes. 1. Juni 1862.

355_{22} von einem ü. d. Z. eingefügt

355_{10} Die Linzer Zeitung Nr. 118 vom 22. Mai 1862 brachte unter den Kronlandsnachrichten die Mitteilung: Wie man uns aus Kirchschlag berichtet, wird die romantisch gelegene verfallene Veste Wildberg im Haselgraben . . . bis auf den Wartthurm abgetragen. Ein gleiches Schicksal steht auch den Überresten der ehemaligen Veste Schauenburg zwischen Eferding und Aschach bevor. Wildberg ist eine der ältesten Burgen Oberösterreichs, das Stammhaus der ausgestorbenen Familie von Wildberg, welche schon im Jahre 1138 existierte. $_{12}$ Wildberg im Haselgraben, St. von seiner Jugend an bekannt. Durch den Haselgraben wanderte oder fuhr er aus der Heimat nach Linz und in sie zurück. Vgl. Der Waldgänger, Werke, Bong, T. V, 61 $_{13}$ (Anm. S. 276 f.). Wildberg ist der Schauplatz der von St. nicht vollendeten, bloß skizzierten Erzählung „Julius“. $_{15}$ Vgl. Alfons Huber, Geschichte Österreichs, II, S. 228: „Da sich die Barone nun auch auf der Prager Burg nicht mehr sicher fühlten, führten sie in der Nacht des 22. Juni 1394 den König heimlich nach dem Süden von Böhmen auf verschiedene Schlösser des mächtigen Heinrich von Rosenberg, des Hauptes des Herrenbundes, und endlich nach Oberösterreich auf das dem Herrn von Starhemberg gehörige Schloß Wildberg.“ $_{21}$ Die Schauenburg interessierte St. als Stammsitz der Schauenberge, denen er bei seinen Quellenstudien für den „Witiko“ oft begegnete. Ihrem Geschlechte läßt er ja auch Bertha entstammen, die Witiko heiratet. $_{22}$ nach Stülz, Jodok Stülz, dessen Abhandlungen über das Geschlecht der Schauenberge in dem 21. Jahresberichte des Museums Francisco-Carolinum, 1861 und in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Klasse der Akademie der Wissenschaften, Band 12, 1862, St. wohlbekannt waren. Vgl. XXI 295 $_{25}$ und Anm. S. 373. $_{26}$ Ulrich von Schauenberg: Vgl. Jodok Stülz, Zur Geschichte des

Grafen Ulrich v. Schauenberg, 21. Jahresbericht des M. Fr. C., S. 17—25. 356₅ des Herrn Fürsten von Starrhemberg, des Fürsten Camillo Rüdiger Gundaccar Starhemberg, geb. am 9. Sept. 1804, gest. am 9. Juni 1872. 15 Eine diese Angelegenheit betreffende Eingabe Stifters an die oberösterreichische Statthalterei ist nicht bekannt. Vielleicht hatte er sich doch anders entschieden und sein Vorhaben nicht ausgeführt. 20 Daß St. keinen zweiten Bericht über die beiden Schlösser eingesendet haben dürfte, läßt sich aus den Folgen dieser Eingabe erschließen. Die Zentralkommission teilte am 13. Juli 1862 (Z. 86) diese Anzeige dem Fürsten mit und empfahl ihm unter dem Hinweis auf die Bedeutung dieser Schlösser als Geschichts- und Geschlechtsdenkmale deren Erhaltung. Der Fürst von Starhemberg erklärte in seiner umgehenden, an den Freiherrn von Czoernig gerichteten Erwiderung vom 16. Juli 1862, er habe dem Schreiben mit Bedauern entnommen, daß sich St. unmittelbar an die Zentralkommission gewendet habe. Die Ursache, welche zu dem Zeitungsartikel Veranlassung gegeben habe, sei ihm unbekannt, er könne sein Befremden nicht unterdrücken, daß sich Herr Adalbert Stifter, der ihn persönlich kenne und mehrfach Gelegenheit gehabt haben dürfte, die Überzeugung zu genießen, wie sehr er Gegenstände historischer Erinnerung nicht bloß zu erhalten, sondern zu erforschen und zu vermehren trachte, sich nicht sogleich an ihn gewendet habe. „Indem ich nun unter einem im Wege meiner Amtsorgane die diesfälligen eindringlichsten Erhebungen veranlaßte und mich zugleich auch schriftlich an den besagten Herrn Conservator zu dem Ende wendete, um demselben über diese durch Umgehung meiner Person hervorgerufene höchst unangenehme Compromittierung mein Bedauern auszudrücken, beehre ich mich Euer Excellenz die Versicherung zu geben, daß es nicht im Entferntesten in meiner Absicht liege, jene historischen Objekte zu demoliren, sondern vielmehr soweit es überhaupt möglich ist, gegen den Zahn der Zeit zu schützen und nach Thunlichkeit um so mehr zu erhalten, als jene Objekte Bestandtheile meiner Fideikommisse sind“. Der in diesem Schreiben von dem Fürsten erwähnte Brief an St. ist nicht erhalten.

6. (Linz, 12. Mai 1864.)

Original: Siehe Nr. 1. Nr. $\frac{134}{C. C.}$ praes. 24. Mai 1864.

356_{27} Ueberaggern im Bezirke Braunau, richtig Überackern. $_{28}$ Der Brief des Pfarrers Josef Saxeneder (Überackern, 4. Mai 1864) erliegt bei der Eingabe Stifters; er berichtete über die Entdeckung eines Römergrabes und dessen Inhalt (eine Urne mit Menschenknochen, ein Tränengefäß mit Zähnen, die in der Form eines Sternes geordnet waren, und Schmuckgegenstände). 357_{1} St. war im Dez. 1863 schwer erkrankt, und sein Zustand besserte sich erst im nächsten Frühjahre. Vgl. an Therese v. Jäger, 24. Mai 1864, XX 195_{25}: Mein Arzt sagt, mein Befinden sei schon derart, daß ein Bad gar nicht mehr wird nothwendig sein. $_{3}$ Stifters Brief an den Pfarrer Saxeneder ist nicht erhalten, auch nicht ein späterer Bericht Stifters an die Zentralkommission (vgl. 357_{9}). Über Stifters Mitteilung berichtete Dr. Friedrich Kenner (Protokoll v. 31. Mai 1864, bei dem Akte erliegend) und bezeichnete eine Zeichnung der Schmuckgegenstände und des Tränengefäßes, um sein Alter bestimmen zu können, als wünschenswert. Das Schreiben der Zentralkommission an St. (5. Juli 1864) erklärt unter Berufung auf die Äußerung des Dr. Kenner die Aufdeckung dieses Römergrabes als das erste archäologische Vorkommnis seit sehr langer Zeit, das aus dem sicher sehr fundreichen Lande ob der Enns gemeldet wird. „Die Fundstelle gehört zu dem reichen Fundgebiet der römischen Stadt Bedacum, welche in die Umgebung des heutigen Burghausen in Bayern (kaum 2 Stunden von Überackern entfernt) verlegt wird, und bezeichnet zum erstenmale die Richtung einer vorauszusetzenden kleinen Uferstraße am Inn zwischen Burghausen und dem Schlosse Bogenhofen bei Braunau, wo 1853 im Garten des Grundbesitzers Stadler Grundmauern in einer Ausdehnung von 60 Schritten und Reste eines Mosaikbodens aufgefunden worden sind.“ Im Anschluß an diese Würdigung der Bedeutung des von St. mitgeteilten Fundes äußert die Kommission den Wunsch, die oben erwähnten Zeichnungen zu erhalten, und erachtet Mitteilungen über den obgenannten Mosaikboden, über dessen Schicksal nichts Genaueres bekannt wurde, als sehr willkommen.

Aus dem Tagebuch über Malereiarbeiten.

Dieses Tagebuch ist ein Großoktavheft, das St. aus 19 Großquartblättern blauen Papiers gebildet und in einen starken Karton eingeheftet hat. Diese Blätter sind von St. aus den für die Manuskripte der „Studien“ und „Bunten Steine“ bestimmten Papieren ausgeschieden worden und enthalten in den 1—6 Zeilen umfassenden Einträgen Bruchstücke aus den „Zwei Schwestern“ (4 Blätter), dem „beschriebenen Tännling“ (9 Bl.), dem „Kalkstein“ (2 Bl.) und dem „Bergkristall“ (4 Bl.), alle mit den entsprechenden Randnoten („Zwei Schwestern“ u. s. w.) versehen. Die Seiten sind nur von 1—6 paginiert. Von S. 4 an hat St. die Kopfleisten: Datum, Stunden, Gegenstand (S. 4—6: Gegenstand der Arbeit), Stunden, Minuten eingesetzt und die Rubriken durch Linien abgegrenzt, und zwar bis zum Ende des Heftes, dessen 30 unbeschriebene Seiten an die vielen leeren, aber paginierten Blätter der Lebensbeschreibung des Doktor Augustinus und den von ihm vorbereiteten zweiten Band in der „Mappe meines Urgroßvaters“ (II 143_{24}, 360_8 ff.) erinnern.

S. 360. In den Einträgen vom 11. und 12. März liegt ein Irrtum vor. Die Summen 3 St. 30 Min. und 3 St. 45 Min. stimmen nicht zu den Angaben der Arbeitsdauer: $8^h\ 30^m — 1^h$, und $8^h\ 15^m — 1^h$, ohne daß sich feststellen läßt, worin St. sich geirrt hat S. 362. In den Einträgen vom 7. und 8. November 1859 gemalt korrigiert aus gezeichnet: malt über gestr. zeichnet. Die dem Malen an der „Bewegung“ gewidmete Arbeitszeit beträgt $45^h\ 10^m$, nicht $45^h\ 16^m$. S. 363. 9. März: St. gibt an, daß er bis 11.33 an der Bewegung gemalt habe. Trifft dies zu, so kann er nicht von 11.4 an mit dem Steinbilde beschäftigt gewesen sein. In einer der beiden Zeitangaben liegt also ein Irrtum vor. 23. März: Die Arbeitsdauer beträgt $1^h\ 52^m$, also um 1 Minute weniger, als St. verzeichnet. S. 364 Oben durchgestrichen: Die Kunstausstellung für den Monat Juli (vgl. S. 15: Gemälde-Ausstellung vom Juli 1852). Auf dieser Seite läßt sich besonders deutlich an dem Wechsel zwischen dunkler und blasser Tinte erkennen, daß St. partienweise die Einträge in das Tagebuch übertragen hat (vgl. LXV): 1. Gruppe: 18. Juli bis 3. Aug. 2.: 7. Aug. bis 6. Sept. Die am Abschluß der Seite stehende Berechnung scheint der Schrift nach nicht gleichzeitig mit dem Eintrag der Gruppe 2 erfolgt zu

sein. In der Zählung der Arbeitsstunden für die Zeichnung der „Schwermuth" hat sich St. geirrt; die Arbeitsdauer beträgt 6^h 26^m, nicht 5^h 46^m; ebenso bei der Angabe der Arbeitsdauer des Zeichnens an der „Sehnsucht", die nicht 14^h 24^m, sondern nur 8^h 24^m beträgt.

Nachtrag.

Zu S. LXV Z. 5: Die Witiko-Stelle lautet: eine Zierde bringen, die dich freut. Nimm von meinem Boten an, was er [darnach gestr. bringt] dir reicht Vgl. XI (Witiko III) 209_{12}: einer .... dir überreicht, und ....

Register.

Künstler, deren Werke von Stifter besprochen werden.

Zeitgenossen und Stifterfreunde.

Von der Antike bis zum 19. Jahrhundert.

Orte, Länder und Völker.

Denkmale kirchlicher Kunst.

Kunstperioden.

Verzeichnis der Bilder.

Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Mähren und Schlesien
Herausgegeben
im Auftrage der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik
Begründet von August Sauer
Band XII

Adalbert Stifters Sämmtliche Werke

Vierzehnter Band

Vermischte Schriften. Erste Abteilung.

Herausgegeben
von
Gustav Wilhelm

Mit 13 Bildern

Zweite, gänzlich erneuerte Auflage

Reichenberg 1933
Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Bibliothek

deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Mähren und Schlesien.

Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik. Begründet von August Sauer.

I. **Moritz Reich, Ausgewählte Werke.** Hrsg. von Dr. Rud. Fürst. Mit Porträt. XV und 288 Seiten.

II. **Nikolaus Hermann, Die Sonntags-Evangelien.** Hrsg. von Dr. Rud. Wolkan. Mit Porträt. 8°. XVI und 256 Seiten. (Vergriffen.)

III. **Friedrich Bach, Gedichte.** Von Julius Reinwarth. Mit Porträt. XLI und 166 Seiten.

IV. **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** Erster Band: Leichenreden. Nach dem Urdruck (1559). Verkürzte Ausgabe mit Kommentar, nebst einem Lebensabriß des Verfassers. Von Professor Dr. Georg Loesche. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. Mit 2 Lichtdrucktafeln. XXXVIII und 289 Seiten.

V. **Josef Rank, Erinnerungen aus meinem Leben.** 2. Auflage. Mit Porträt. 410 Seiten.

VI. **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** Zweiter Band: Hochzeitspredigten. Hrsg., erläutert und eingeleitet von Professor Dr. Georg Loesche. Mit Porträt. XXI und 388 Seiten. (Vergriffen.)

VII. **Josef Meßner, Ausgewählte Werke.** Hrsg., erläutert und eingeleitet von Paul Meßner. Mit Porträt. 8°. XV und 306 Seiten. (Vergriffen.)

VIII. **Deutsche Lieder auf den Winterkönig.** Hrsg. von Dr. Rudolf Wolkan. Mit Porträt und 7 Tafeln in Lichtdruck. XVIII und 412 Seiten. (Vergriffen.)

IX. **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** Dritter Band: Luthers Leben und Predigten. Nach dem Urdruck. Kritische Ausgabe mit Kommentar von Professor Dr. Georg Loesche. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 5 Porträts. 8°. XXII und 620 Seiten.

X. **Justus Frey, Gesammelte Dichtungen.** Hrsg. von seinem Sohne. Mit dem Bildnisse des Dichters. XI und 415 Seiten.

XI. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Erster Band: Studien. Erster Band. Hrsg. von August Sauer. Mit dem Bildnisse des Dichters und 2 Lichtdrucktafeln, LXXVII u. 414 Seiten. (Im Neudruck.)

XII. — Vierzehnter Band: Vermischte Schriften. Erste Abteilung. 2. Auflage. Hrsg. von Gustav Wilhelm. Mit 13 Bildern. LXXVII und 465 Seiten.

XIII. **Ausgewählte Werke des Grafen Kaspar von Sternberg.** Erster Band: Briefwechsel zwischen J. W. von Goethe und Kaspar Graf von Sternberg (1820—1832). Hrsg. von August Sauer. Mit 3 Bildnissen Sternbergs. 8°. LI und 434 Seiten.

XIV. **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** Vierter Band: Handsteine. Hrsg. von Professor Dr. Georg Loesche. Mit 2 Lichtdrucktafeln. 8°. 704 Seiten.

XV. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Fünfzehnter Band: Vermischte Schriften. Zweite Abteilung. Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hrsg. von Gustav Wilhelm. (In Vorbereitung.)

XVI. **Josef Bayer, Literarisches Skizzenbuch.** Gesammelte Aufsätze. Mit dem Bildnis des Verfassers. 358 Seiten. (Vergriffen.)

Printed in Germany

XVII. **Goethes Briefwechsel mit Joseph Sebastian Grüner und Joseph Stanislaus Zauper** (1820—1832). Hrsg. von August Sauer. Mit Einleitungen von Josef Nadler. Mit 12 Lichtdrucktafeln und 1 Zeichnung. CL und 533 Seiten.

XVIII. **Moritz Hartmanns gesammelte Werke.** Erster Band. Moritz Hartmanns Leben und Werke von Dr. Otto Wittner. Erster Teil. Mit 5 Lichtdruckbildern. XIII und 465 Seiten.

XIX. — Zweiter Band: Moritz Hartmanns Leben und Werke von Dr. Otto Wittner. Zweiter Teil. Mit 4 Lichtdruckbildern. XIII und 661 Seiten.

XX. **Josef Bayer, Studien und Charakteristiken.** Dramaturgisches und Erinnerungen an Persönlichkeiten. Mit der Reproduktion einer Porträtbüste des Verfassers. XVII und 499 Seiten.

XXI. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Zweiter Band: Studien. Zweiter Band. Unter Mitwirkung von Franz Hüller. Hrsg. von Rudolf Fried, Hans Hartmann, Josef Taubmann. Mit 2 Lichtdrucktafeln und einem Stammbaum. LXXIV und 373 Seiten. (Vergriffen.)

XXII. — Dritter Band: Studien. Dritter Band. Hrsg. von Franz Hüller, Karl Koblischke, Josef Nadler. Mit 7 Lichtdrucktafeln. LXXXVII und 407 Seiten.

XXIII. — Vierter Band. Erster Teil: Studien. Vierter Band. Unter Mitwirkung von Franz Hüller. Hrsg. von Leopold Müller und Josef Nadler. LXV und 320 Seiten. Mit 1 Lichtdrucktafel.

XXIV. — Vierter Band. Zweiter Teil: Lesarten und Anmerkungen zu Band II—IV. Erste Hälfte. IX und 287 Seiten. Mit 1 Lichtdrucktafel.

XXV. — Fünfter Band. Erste Hälfte: Bunte Steine. (Text.) Unter Mitwirkung von Franz Hüller und Hugo Sturm. Hrsg. von Franz Egerer und Adolf Raschner. Mit 4 Lichtdrucktafeln. XCV und 392 Seiten. (Vergriffen.)

XXVI. — Fünfter Band. Zweite Hälfte: Bunte Steine. Lesarten und Anmerkungen. (In Vorbereitung.)

XXVII. **Graf Kaspar von Sternberg, Ausgewählte Werke.** Zweiter Band: Materialien zu meiner Biographie. Hrsg. von Wladimir Helekal. Mit 6 Lichtdrucktafeln. XXX und 312 Seiten.

XXVIII. **Franz Anton Graf Sporck, Ein deutsch-böhmischer Mäzen und seine Streitgedichte gegen die Schurtzer Jesuiten.** Von Artur Kopp. Mit Porträt. VI und 230 Seiten.

XXIX. **Ludwig August Frankl, Erinnerungen.** Hrsg. von Stephan Hock. Mit 3 Bildnissen, 1 Abbildung und 1 Faksimile. XVI und 391 Seiten.

XXX. **Briefe aus dem Vormärz.** Eine Sammlung aus dem Nachlaß Moritz Hartmanns. Hrsg. und eingeleitet von Dr. Otto Wittner. LV und 557 Seiten.

XXXI. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Sechster Band: Der Nachsommer. Erster Band. Hrsg. von Kamill Eben und Franz Hüller. Mit 5 Abbildungen. XCVIII und 387 Seiten.

XXXII. — Siebenter Band: Der Nachsommer. Zweiter Band. Hrsg. von Kamill Eben und Franz Hüller. 369 Seiten.

XXXIII. — Achter Band. Erste Hälfte: Der Nachsommer. Dritter Band. Schluß des Textes. Hrsg. von Kamill Eben und Franz Hüller. Mit 1 Lichtdrucktafel. 239 Seiten.

XXXIV. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Siebzehnter Band: Briefwechsel. Erster Band. Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hrsg. von Gustav Wilhelm. 2. Auflage. Mit dem Bildnisse von Stifters Gattin und 1 Lichtdrucktafel. XXIV und 459 Seiten.

XXXV. — Achtzehnter Band: Briefwechsel. Zweiter Band. Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hrsg. von Gustav Wilhelm. Mit dem Bildnisse von Stifters Gattin. XXVI und 469 Seiten.

XXXVI. — Neunzehnter Band: Briefwechsel. Dritter Band. Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hrsg. von Gustav Wilhelm. 2. Aufl. Mit dem Bildnisse von Gustav Heckenast. XXII u. 360 S.

XXXVII. — Vierter Band. Zweiter Teil: Lesarten und Anmerkungen zu Band II—IV. Zweite Hälfte. Hrsg. von Franz Hüller. S. 289 bis 692.

XXXVIII. **Hermann Bachmann, Gesammelte Erzählungen.** Hrsg. von Alfred Klaar. XVIII und 226 Seiten. (Vergriffen.)

XXXIX. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Zwanzigster Band: Briefwechsel. Vierter Band. Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hrsg. von Gustav Wilhelm. Mit 1 Abb. XXVIII u. 414 S.

XL. — Sechzehnter Band: Vermischte Schriften. Dritte Abteilung. Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hrsg. von Gustav Wilhelm. XLII und 512 Seiten.

XLI. — Einundzwanzigster Band: Briefwechsel. Fünfter Band. Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hrsg. von Gustav Wilhelm. XXV und 376 Seiten.

XLII. — Neunter Band: Witiko. Erster Band. Hrsg. von Franz Hüller. Mit einer Lichtdrucktafel. CLXXI und 320 Seiten.

XLIII. — Zehnter Band: Witiko. Zweiter Band. Hrsg. von Franz Hüller. Mit einer Lichtdrucktafel. 342 Seiten.

XLIV. — Elfter Band: Witiko. Dritter Band. Hrsg. von Franz Hüller. Mit einer Lichtdrucktafel und einem Handschriftendruck. 358 Seiten. Textkritischer Bericht und Register: S. 359—466.

XLV. — Zweiundzwanzigster Band: Briefwechsel. Sechster Band. Hrsg. von Gustav Wilhelm. XXIV und 424 Seiten.

Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens.

Veröffentlicht von der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik.

I. Band: **Mittelalterliche Wandgemälde und Tafelbilder der Burg Karlstein in Böhmen.** Bearbeitet von Professor Dr. Josef Neuwirth. 14 Bogen Text mit 50 Lichtdrucktafeln. Folio.

II. „ **Der Bilderzyklus des Luxemburger Stammbaumes aus Karlstein.** Bearbeitet von Professor Dr. Josef Neuwirth. 7 Bogen Text, 16 Lichtdrucktafeln und Abbildungen im Text. Folio. (Vergriffen.)

III. „ **Die Wandgemälde im Kreuzgange des Emausklosters in Prag.** Bearbeitet von Professor Dr. Josef Neuwirth. $12^1/_2$ Bogen Text. Mit 34 Tafeln und 18 Abbildungen im Text.

IV. „ **Beiträge zur Geschichte der Dientzenhofer.** Bearbeitet von Professor Dr. Hugo Schmerber. Mit 7 Tafeln und 27 Abb. im Text. 4°.

V. „ **Johann und Ferdinand Maximilian Brokoff.** Hrsg. von Oskar Pollak. Mit 8 Lichtdrucktafeln und 47 Abbildungen im Text. 1910.

VI. „ **Beiträge zur Kenntnis der Tafelmalerei Böhmens im 14. und am Anfang des 15. Jahrhunderts.** Von Dr. Richard Ernst. 1912. 29 Seiten. Mit 60 Lichtdrucken. (Vergriffen.)

Gedruckt bei Rudolf M. Rohrer in Brünn.

ichenberg.

Band: Brief- von Adalbert Mit dem Bild- und 459 Seiten.
Mit Benützung Gustav Wil- und 469 Seiten.
Mit Benützung Gustav Wil- . XXII u. 360 S.
merkungen zu . S. 289 bis 692.
en. Hrsg. von
Band: Brief- von Adalbert XVIII u. 414 S.
ritte Abteilung. orcicka hrsg.
ter Band. Mit icka hrsg. von
Franz Hüller.
Franz Hüller.
Franz Hüller. nd. 858 Seiten.
ter Band. Hrsg.

ens.

n und Künste

der der Burg sor Dr. Josef Folio.
ndbaumes aus wirth. 7 Bogen lio. (Vergriffen.)
nsklosters in rth. 12½ Bogen
Bearbeitet von Abb. im Text. 4°.
Hrsg. von Oskar im Text. 1910.
ens im 14. und Richard Ernst.

Volume

16

Bibliothek
Deutscher Schriftsteller
aus Böhmen, Mähren und Schlesien

Herausgegeben
im Auftrage der
Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künst
für die Tschechoslowakische Republik

Begründet von
August Sauer

Band XV

Adalbert Stifters Sämmtliche Werke. XV. Band
Vermischte Schriften. 2. Abteilung

Mit 3 Bildern

Reichenberg 1935
Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus

Adalbert Stifters Sämmtliche Werke

Fünfzehnter Band

Vermischte Schriften. Zweite Abteilung.

Herausgegeben
von
Gustav Wilhelm

Mit 3 Bildern

Reichenberg 1935
Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus

Gedruckt bei Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Inhalt.

Bilderbeilagen.

Vorwort.

Mit dem vorliegenden Bande kommt die drei Bände unserer Ausgabe umfassende Reihe der „Vermischten Schriften“ Adalbert Stifters zum Abschluß. Ihre Benennung war durch ihn selbst nahegelegt, der sich durch zwei Jahrzehnte mit dem Gedanken, einen oder zwei Bände „Vermischte Schriften“ zusammenzustellen und erscheinen zu lassen, getragen hat, ohne über den Plan und die ersten Ansätze zu einer Umarbeitung seiner Beiträge zu „Wien und die Wiener“ hinauszukommen.

Bei der Herstellung des Textes habe ich den Beiträgen zur „Gartenlaube für Österreich“ und der Skizze „Aus dem bairischen Walde“ die erhaltenen Handschriften Stifters zugrunde gelegt, da die Abweichungen des Druckes in der Gartenlaube nicht durch nachträgliche Korrekturen Stifters zustande gekommen sind, sondern auf die Redaktion dieser Zeitschrift zurückgehen und die oben genannte Skizze erst nach Stifters Tod gedruckt worden ist. Hingegen mußten die Wiener Artikel, die „Winterbriefe aus Kirchschlag“ und die im Anhang mitgeteilte zweite Fassung des „Tandelmarkt“ nach den ersten Drucken wiedergegeben werden.

Für die Rechtschreibung und Zeichensetzung blieben im allgemeinen die bisher in der Ausgabe befolgten Grundsätze maßgebend, abgesehen von einigen Abweichungen, namentlich betreffs der Groß- und Kleinschreibungen, die sich mir auf Grund meiner Kenntnis der Schreibungen

Stifters als notwendig ergaben. In der Zeichensetzung erwiesen sich die Drucke begreiflicherweise nicht als verläßlich, wenn auch scheinbare Widersprüche belassen werden mußten, da Stifter bei der Aufeinanderfolge von Satzgliedern gleicher Art hie und da absichtlich einer besonderen Wirkung zuliebe jede Zeichensetzung unterläßt, andrerseits aber durch ihre dem herkömmlichen Gebrauche widersprechende Verwendung Einschnitte markiert, die den Leser veranlassen, innezuhalten, und den ihnen folgenden Satzteil nachdrucksvoll abheben. Es wäre verfehlt, hier normalisierend einzugreifen. Was August Sauer in seinem Vorworte zur Gesamtausgabe der Werke Grillparzers sagt: „Er bedient sich einer besonderen, eigentümlichen, mitunter eigensinnigen Interpunktion, die von schulmäßiger Pedanterie und öder Gleichförmigkeit gleich weit entfernt ist“, gilt auch von Stifter. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, seinen gesamten handschriftlichen Nachlaß dafür heranzuziehen, um an Hand zahlreicher Belege die Eigenart seiner Interpunktionen klarzustellen und zu begründen. Hiefür müßte auch das im Anhang mitgeteilte Bruchstück „Vom St. Stephansthurme“ verwertet werden, das ebenso wie das für die geplante Umarbeitung der Wiener Artikel bestimmte Vorwort „Aus Wien“ nach der Handschrift gedruckt worden ist.

Die 3 Bilderbeilagen geben die von Wilhelm Böhm gezeichneten und von Carl Mahlknecht gestochenen Bilder wieder, die unter den 30 Bildern des Werkes „Wien und die Wiener“ die einzigen zu Beiträgen Stifters gehörenden sind.

Als Herausgeber dieses Bandes danke ich der Leitung der Münchener Staatsbibliothek, die von dem Erstdruck der Skizze „Aus dem bairischen Walde“ Photogramme anfertigen ließ, ferner den Herren Staatsbibliothekar a. D.

Dr. Max Stefl in München und Professor Dr. Otto Erich Deutsch für wichtige Nachweise und den Herren Beamten der Wiener Stadtbibliothek für ihr allerzeit bewiesenes Entgegenkommen. Außerdem stand mir vom Beginn der Arbeit an der Leiter der Ausgabe, Herr Professor Dr. Franz Hüller, mit seinem bewährten Rate zur Seite. Nebst ihm bin ich auch der Sekretärin der „Deutschen Gesellschaft", Fräulein Marie Kaulfersch, zu bestem Danke verpflichtet.

Wien, 20. Mai 1935.

Dr. Gustav Wilhelm.

seinem
Grupp
1842"
fallen
in Al
Kirchs
reich
„Der
Wald
geschr
rung
lichke

Auffe
Folg
finste
Thea
Eign
Jahr
Inte
studi
schla
Vor
heit

Einleitung.

Der zweite Band der Vermischten Schriften faßt in seinem Rahmen zwei zeitlich weit auseinanderliegende Gruppen zusammen. „Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842" und Stifters Beiträge zu „Wien und die Wiener" fallen in die Zeit des Erscheinens seiner ersten Studien in Almanachen und Zeitschriften; die „Winterbriefe aus Kirchschlag" jedoch, die drei in der Gartenlaube für Österreich erschienenen Artikel „Gartenlaube", „Weihnacht" und „Der Silvesterabend" und die Skizze „Aus dem bairischen Walde" hat Stifter in seinen zwei letzten Lebensjahren geschrieben. Am Eingang steht wie am Ende die Schilderung eines Naturereignisses, das mit seiner Außergewöhnlichkeit einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht hat.

Der Verfasser des „Condor" leistete vermutlich einer Aufforderung des Redakteurs Friedrich Witthauer Folge, als er ihm die Beschreibung der totalen Sonnenfinsternis für die „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode" übergab, da Witthauer seine besondere Eignung hiefür erkannt haben mochte. Schon in frühen Jahren erregten die Erscheinungen am Himmel Stifters Interesse, viele seiner Bilder sind hauptsächlich Wolkenstudien, und noch während seines Aufenthaltes in Kirchschlag (Herbst 1865 bis Frühjahr 1866) beobachtete er mit Vorliebe das Spiel der Wolken und pries die Erhabenheit und Schönheit der stets wechselnden Gebilde. In

seiner Schilderung dieser Finsternis steckt noch ein Stück romantischer Subjektivität, an deren Stelle später ruhige wissenschaftliche Beobachtung trat.

Ein Jahr weiter zurück liegt der Beginn der Arbeit Stifters an dem Werke „Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben“ als Redakteur und Verfasser von 12 Beiträgen. Am 21. Juli 1841 berichtete er, offenbar an vorausgegangene Erörterungen des Planes anknüpfend, an Heckenast: „Stelzhammer, Langer, und ich sind zusammengetretten, und beschloßen das Werk zu liefern, und zwar zu je 14 Tagen 2 Bogen“, und befragte zugleich den Verleger um seine Einwilligung, daß er die Verpflichtungen Stelzhamers, der abreisen und einige Monate abwesend sein müsse, nämlich die Redaktion und Ordnung der Stoffe, übernehme. Zugleich macht er seine Bedenken gegen die bereits vorliegenden ersten Nummern von Daniel Reiberstorffer geltend: „Lauter solche einzelne Figuren würden ... die Sache eintönig, und seelenlos machen ... ferner kann ja das Buch nicht plözlich mit einer einzelnen Figur, und noch dazu mit der kläglichen eines Ladendieners beginnen, hat denn Wien nichts größeres, massenhafteres?“ Um diesem Übelstande abzuhelfen, schlug Stifter vor, das Werk mit seinem Artikel „Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansthurmes“ beginnen zu lassen, „wo dem Leser das Tableaux der Stadt auseinander gerollt wird, dann kommen die Aufsäze und zwar zuerst massenhafter, dann einzeln die Sache behandelnd, und da würden die Nummern des Herrn Reibersdorfer eingelegt werden“. Am liebsten hätte Stifter sie ganz weggelassen, aber Heckenast hatte Reiberstorffer schon „Honorare anticipando“ gegeben[1]).

[1]) XVII 74_{33}, 75_{5} ff., 75_{31} und XVII Anm. S. 358.

Auch ihre Aufteilung unter andere Artikel erwies sich als untunlich, da sie offenbar schon gedruckt vorlagen. Daraus erklärt es sich, daß Stifters Artikel den Zusatz „Als Einleitung" erhielt und mit römischen Zahlen paginiert wurde.

Am 19. August 1841 kam bei Heckenasts Anwesenheit in Wien ein Vertrag betreffs des Werkes zustande, in dem er auf alle Vorschläge einging, auch auf den, daß Stifter als Redakteur die Mitarbeiter gleich nach Ablieferung der Manuskripte dem schätzungsweise bestimmten Umfang gemäß — Heckenast zahlte für den Druckbogen 20 fl. C. M. — aus den ihm monatlich überwiesenen Beträgen honoriere und nach der Drucklegung die erforderlichen Ausgleichungen durchführe. Stifter erblickte darin eine Anspornung der Mitarbeiter, die nicht erst die Zensur abwarten müßten[1]). Auch ihm selbst war diese Einrichtung sehr willkommen. „Ich bin aber auch", schrieb er am 20. August seiner Frau, „recht fleißig und schreibe täglich, ehe ich zu mahlen anfange eine Aufgabe von vier Drukseiten, und nehme mir aus dem Fonde 4 fl. C. M.[2])." Dieses Zahlungsverfahren brachte eine ziemlich umständliche Abrechnung mit sich; sie erfolgte in Abrechnungsheften, in denen die Mitarbeiter den Empfang der Honorare mit ihrer Unterschrift bestätigten, und einer Schlußabrechnung auf Grund einer die Zahlungen ausweisenden Tabelle[3]). Außerdem erlegte Stifter über die von Heckenast bis Ende Dezember 1841 gesendeten Beträge in seinen Briefen an ihn Rechnung. Diese Ausweise gewähren Einblick in die Entstehung des ganzen Werkes und ermöglichen auch die nähere Datierung der Beiträge Stifters. Mit der Einreichung der kopierten Manuskripte bei der Zensur, die in 2 Exemplaren vorgelegt werden

---

[1]) XVII 88_{23}, 81_{16} ff.

[2]) ebda 84_{7}.

[3]) Vgl. Anhang S. 385 und Anm. S. 430.

mußten, hatte Heckenast den in der Gerold'schen Buchhandlung angestellten Herrn Prandel betraut.

Mit seinen ersten Mitarbeitern hatte Stifter wenig Glück. Stelzhamer ließ ihn, „faul, wie immer"[1]), im Stich. Stifter mußte die von ihm übernommene Vorrede selbst schreiben und ihn veranlassen, seinen „oberflächlich und sogar frivol" gearbeiteten Artikel „Wiener-Kunst und geistiges Leben überhaupt" durch einen anderen zu ersetzen[2]). Auch Langers erste Probe befriedigte ihn nicht; „der Mann scheint auch viel zu jung für solchen Stoff zu sein"[3]). Wir wissen nicht, worauf sich Stifters Kritik bezieht, und können nur vermuten, daß damit Carl Edmund Langer (geb. am 10. Nov. 1819 in Wien) gemeint ist. Das Werk enthält nur einen mit diesem Namen gezeichneten Artikel, „Die Zeiselkutscher"[4]), außerdem 3 mit C. F. Langer unterzeichnete. Auf dem Titelblatte sind nebeneinander C. E. Langer und C. F. Langer als Mitarbeiter genannt. In Stifters Abrechnungsheft aber sind alle diese Artikel und außerdem der nicht gezeichnete „Allerseelentag"[5]) als Beiträge von C. E. Langer ausgewiesen, der die hiefür erhaltenen Honorare mit seiner Unterschrift als empfangen bestätigt hat (beim „Zeiselkutscher" mit C. E. Langer, sonst ohne Vornamen). Ebenso lautet ein von ihm mit diesem Namen gefertigter Bestätigungsbrief auf den Betrag von 47 fl. 30 kr. C. M., der der Summe der 5 Einzelhonorare entspricht. War etwa dieser nicht näher nachweisbare C. F. Langer der von Stifter trotz Heckenasts Empfehlung zurückgewiesene Langer und wurde dem schon

---

[1]) XVII 84_5.
[2]) ebda 100_{10} ff.
[3]) ebda 76_2.
[4]) Wien und die Wiener, S. 270.
[5]) ebda S. 105.

gedruckten Titelblatte zuliebe die Fiktion seiner Mitarbeiterschaft dadurch aufrechterhalten, daß Beiträge C. E. Langers mit seinem Namen gezeichnet wurden? Der ungehinderte Fortgang der Arbeit an dem Werke war erst durch die Mitarbeiterschaft des Sylvester Wagner (geb. am 31. Dez. 1807 zu Hendorf, gest. am 10. Oktob. 1865 ebda) gesichert, der mit seinen 21, fast durchwegs Wiener Typen behandelnden Artikeln den Hauptanteil an dem 54 Beiträge enthaltenden Werke hat, in dem außer ihm, Stifter und Langer auch noch Anton Ritter von Perger, Ludwig Scheyrer und Stelzhamer mit je 2 Beiträgen, Johannes Nordmann (urspr. Rumpelmaier[1]) mit einem Beitrag vertreten sind, und auch 2 von Daniel Reiberstorffer verfaßte und gezeichnete Beiträge stehen, die Stifters Beifall fanden[2]). Von den 9 nicht gezeichneten Artikeln stammt einer (Allerseelentag) von Langer, während „Der Ladendiener eines Modehändlers" und die 5 darauffolgenden Artikel sicher von Reiberstorffer verfaßt sind. Vermutlich gilt dies auch von den 2 an späterer Stelle eingereihten „Die Harfenisten" und „Der Schusterjunge"[3]), da auch für sie keine Belege in den Abrechnungen Stifters mit Heckenast vorliegen, der Reiberstorffer schon vor Abschluß des Vertrages im vorhinein honoriert hatte. Von Karl Stegmayer und Heinrich Ritter von Levitschnigg[4]) scheint Stifter vergebens Beiträge erwartet zu haben. Seine Redaktionstätigkeit nahm Stifter sehr genau; er besprach sich mit den Mitarbeitern wegen Verbesserungen, die „dann auch meistens" von ihnen durchgeführt wurden, und ließ seine eigenen Artikel eine Zeit-

---

1) Vgl. XVII Anm. S. 374.
2) XXII 193_{12}.
3) Wien und die Wiener, S. 165 ff., 170 ff.
4) XVII 82_{17}, 98_{25}, Anm. S. 361, 366.

lang liegen, um sie dann gewissenhaft durchzugehen; im „Gang durch die Katakomben“ und in den „Ausflügen und Landparthieen“ änderte er, nachdem sie bereits kopiert waren, so viel, daß neue Kopien notwendig waren[1]. Wie Stelzhamer mußte auch Wagner einen Artikel zurücknehmen und schließlich durch einen anderen ersetzen. An die Stelle der von Stifter aus unbekanntem Grunde ausgeschiedenen „Salonscenen“ der ihm befreundeten Baronin Josefine von Münk[2]) traten seine „Wiener Salonscenen“. Auch von seinen eigenen Artikeln ließ er drei bei Seite: „Die nächtliche Ballonfahrt über der Residenzstadt Wien“, „Das Frohnleichnahmfest in Wien“ und „Der Brigittenkirchtag“[3]), letzteren zu einer Zeit, als bereits der Hinweis auf ihn (211_{32}) vorlag und nicht mehr beseitigt werden konnte. Vielleicht war für die Ausscheidung dieser Artikel maßgebend, daß Stifter in der „Ballonfahrt“ wieder das Panorama von Wien wie in seinem Einleitungsartikel hätte aufrollen müssen, und daß er bereits ein Kirchenfest, nämlich Ostern in der „Charwoche in Wien“, und den Mariabrunner Kirchtag in den „Ausflügen und Landparthieen“ geschildert hatte.

Stifter hatte nach den mit Heckenast getroffenen Vereinbarungen sofort zu arbeiten begonnen und noch im August 1841 (vgl. Anhang, S. 385 ff.) die Artikel „Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansthurmes“, „Der Prater“ und „Leben und Haushalt dreier Wienerstudenten“ in ununterbrochener Folge geschrieben; dann folgten nach einer durch seine Reise nach Ungarn veranlaßten Unterbrechung im Oktober „Ein Gang durch die Katakomben“ und „Der Tandelmarkt“, im November

---

[1]) XVII 104_{2}, 107_{22}, 116_{22}.

[2]) ebda 101_{25}, 103_{9}, Anm. S. 367.

[3]) ebda 101_{27}, 103_{11} ff.

„Die Charwoche in Wien“ und „Die Wiener Stadtpost“ und im Dezember „Ausflüge und Landpartieen“ und „Waarenauslagen und Ankündigungen“; im Juli 1842 kamen „Die Streichmacher“, im Januar 1843 „Wiener Wetter“ und im Februar „Die Salonscenen“ hinzu, die am 8. Dezember noch nicht von der Zensurstelle zurückgesendet waren[1]). Die Reihenfolge der Artikel in „Wien und die Wiener“ entspricht nicht genau ihrer Entstehung. Stifter behielt wohl absichtlich einige seiner Artikel zurück, um sie, wenn Mitarbeiter mit ihren Beiträgen im Rückstande waren, einschieben zu können.

Das anfangs 1844 erschienene Werk war in Lieferungen aufgelegt worden, deren zwei erste am 8. Juni 1842 in der „Wiener Zeitung“ als eben erschienen angekündigt wurden und im nächsten Monat ihre Fortsetzung durch die 3. und 4. Lieferung erhielten[2]). Beigegeben waren jeder Lieferung die von Wilhelm Böhm gezeichneten und von Carl Mahlknecht gestochenen Bilder, deren manche Stifter früher vorlagen, als die Artikel, zu denen sie gehörten, wie aus seiner Mitteilung an Heckenast vom 15. April 1842 hervorgeht: „Für die Wiener sind Manuscripte eingegangen, aber leider keine Bildererklärungen, ich werde ... selbst sogleich mehrere Erklärungen schreiben[3]).“ Hat Stifter diese Absicht überhaupt ausgeführt, so kämen hiefür nur „Die Streichmacher“ (siehe oben) in Betracht;

---

[1]) XVII 119$_{21}$.

[2]) Den Vertrieb hatte der Buchhändler C. F. Mörschner (Kohlmarkt, Nr. 257) übernommen.

[3]) XXII 193$_{3}$. Eine Anzeige der Wiener Buchhandlung Kaulfuß und Prandel (Folioblatt mit Reklame-Holzschnitt, im Besitze des Professors Dr. O. E. Deutsch), im Jahre 1842 aufgelegt, führt als Inhalt der 1.—14. Lieferung das Vorwort und 24 Artikel mit 22 Illustrationen an.

tatsächlich gab er den Lieferungen auch Bilder bei, die gar nicht zu deren Artikeln gehörten, wie dies aus der Anzeige der 3. und 4. hervorgeht. Unter den 30 Bildern befinden sich 5 nicht signierte: „Das Stubenmädchen" (zu S. 10), „Der Bettler" (zu S. 23), „Praterharfenist" (zu S. 165), „Der Schusterlehrjunge" (zu S. 170) und „Der Werkelmann" (zu S. 404), die sich in der Technik der Wiedergabe von den andern unterscheiden. August Sauer nahm an, daß ihnen Zeichnungen Stifters zugrunde liegen, und berief sich auf Stifters Mitteilung an Heckenast vom 24. Juni 1842: „Für die Wiener arbeite ich selber fleißig an den Bildern, auch liegen schon welche bei der Censur[1])." Diese Äußerung bezieht sich vielleicht doch nur auf die in dem oben herangezogenen Briefe in Aussicht gestellten Bildererklärungen. Es muß also wohl die Frage, wem diese Bilder zuzuweisen sind, offen bleiben.

Das Wien des Vormärz und seine Bewohner waren, bevor „Wien und die Wiener" erschien, besonders in dem vorausgegangenen Jahrzehnt, Gegenstand einer kaum übersehbaren Zahl von Schriften, angefangen von Wolfgang Menzels „Reise nach Österreich im Sommer 1831" (Stuttgart, Metzler, 1832), dem 1833 Wilibald Alexis (W. Häring) mit seinen als „Wiener Bilder" gebotenen Reiseeindrücken und 1836 Adolf Glaßbrenners „Bilder und Träume aus Wien" folgten. Im Jahre 1838 erschien das Werk der Francis Trollope „Vienna and the Austrians with some account of a yourney through Swabia, Bavaria, the Tyrol, and the Salzbourg. In two volumes, London, Richard Bentley", das noch in demselben Jahre von Johann Sporschill (Leipzig, Georg Wigand) übersetzt wurde, und knapp vor der Ausgabe der ersten

---

[1]) XVII 113_{24}. Vgl. Euphorion XXVII S. 271.

Lieferungen von „Wien und die Wiener" das denselben Titel mit dem Zusatze: „Historisch entwickelt und im Verhältnisse zur Gegenwart geschildert" tragende Werk von Matthias Koch (Karlsruhe, Macklot, 1842). Noch zahlreicher sind in dieser Literatur die Wiener vertreten, die sich durch die an ihnen oft mit Selbstüberhebung geübte Kritik veranlaßt fühlten, auch ihrerseits das Wort zu ergreifen. Da sind vor allem die in Lieferungen erscheinenden „Mittheilungen" von Franz Pietznigg (Wien, 1833 ff.) zu nennen, die mit ihren Bildern aus dem Volksleben dem Wienerbuche Stifters nahestehen, ferner Heinrich Adamis „Alt- und Neu-Wien" (1841), das Beiträge vieler Autoren enthält, und eine von Braun v. Braunthal verfaßte, unter dem Pseudonym Jean Charles 1840 herausgegebene Schrift „Wien und die Wiener, ihr öffentliches und häusliches, geistiges und materielles Leben". Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sich Stifter in dieser Literatur umgesehen hat, beraten und auf sie hingewiesen in den Kreisen seines Verkehres und wohl auch durch Heckenast, der als Verleger ein Interesse daran hatte, daß das Wiener Buch stofflich nicht hinter anderen zurückstehe und sich von ihnen abhebe. Eine Quellenuntersuchung für Stifters Artikel wäre von vornherein verfehlt, da die sich ergebenden Parallelen durch die Gleichheit des Stoffes bedingt sind.

In „Wien und die Wiener" tragen die Artikel, die Stifter zuerst vollendet hat, am meisten das Gepräge seiner Individualität. Die erste mit glücklichem Griff gewählte Skizze „Aussicht und Betrachtungen vom St. Stephansthurme" verrät in ihrem Titel, worauf es ihm ankam. Die Fragen, die das rastlose Treiben der Menschen in ihm rege macht, betreffen nicht nur die Wiener, sondern die Menschheit überhaupt. Wie Herder

in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“[1]) macht Stifter die Menschen verantwortlich für ihr Schicksal, das sie sich „selber durch langsamen tausendfältigen Beitrag an Tugenden und Lastern aufgerichtet haben“ (46_{16}). Solchen Betrachtungen gibt sich Stifter noch mehr in dem „Gang durch die Katakomben“ hin. Seine gleichzeitig auch in der „Narrenburg“ erhobene Klage über die Vergänglichkeit des Menschen: „Ach! welch eine furchtbare, eine ungeheure Gewalt muß es sein, der wir dahin gegeben sind, daß sie über uns verfüge . . .“ (60_{32} ff.), ist kein Bekenntnis zum Pessimismus. „Mitten im Reiche der üppigsten Zerstörung“ regt sich in ihm die Unsterblichkeitsüberzeugung und der Glaube an eine Erziehung des Menschengeschlechtes durch die ihm von Gott gegebene „moralische Freiheit“ (61_{8}, 48_{20}). Hier zeigt sich der engste Anschluß an Herder, der sich im 15. Buch seiner „Ideen“ in denselben Erwägungen ergeht: „Trauriges Schicksal des Menschengeschlechts, das mit allen seinen Bemühungen an Ixions Rad, an Sisyphus Stein gefesselt und zu einem Tantalischen Sehnen verdammt ist“[2]), aber nur, um sie durch den Hinweis auf die weise Güte, die im Schicksal der Menschen waltet, zu entkräften: „Im Charakter des Menschen war also zugleich der Grund seiner Dauer und Glückseligkeit . . . gegeben[3]).“ Der „Gang durch die Katakomben“ bedeutet eine Abkehr Stifters von der düsteren Weltanschauung, die er, noch im Banne der Romantik stehend, im „Hochwald“ verkündet hat. Herder wurde sein Führer auf dem Wege zur Klassik und zu Goethe[4]). Der

---

[1]) Sämtliche Werke, hrg. v. B. Suphan, XIV, S. 245.

[2]) ebda 204 ff.

[3]) ebda 243.

[4]) Vgl. Stifters Werke, Bong (1910), T. VI, S. 14 und Otto

unleugbare Einfluß seiner Humanitätsphilosophie auf Stifter ist ein geistesgeschichtliches Faktum und ist mehr als ein „platter Nachschwatz von Ideen", dessen Friedrich Gundolf, an eine Stelle der „Zwei Schwestern" anknüpfend, Stifter zeiht[1]). Im „Tandelmarkt" bekennt sich Stifter ebenso als Liebhaber von Altertümern wie in dem gleichzeitig entstandenen Kapitel „Die Antiken" der ersten Fassung der „Mappe meines Urgroßvaters" und seiner späteren Erweiterung für die „Studien", die an die „Dichtung des Plunders" dieselben Betrachtungen knüpft, wie der „Gang durch die Katakomben"[2]). Mit der „Mappe" steht auch die Skizze „Leben und Haushalt dreier Wienerstudenten" in Zusammenhang; fast gleichzeitig hat Stifter an der nicht in die „Mappe" der Studien übernommenen „Geschichte der zween Bettler"[3]) gearbeitet und hier wie dort Erinnerungen aus seiner eigenen Studentenzeit wiedererstehen lassen. In dem Franz Xaver Pfeiffer erhalten wir sein etwas karikiertes Selbstporträt: er „trug bereits breite Schultern und einen Ansatz zu einem felsenmächtigen Brustkasten, den er keck der Luft entgegen, und bei der Nußdorfer Linie hineinschob ... sein unendlich grüner Rock hing ihm am Körper, wie eine Standarte hernieder", und am ersten Vorlesungstage stand er im Universitätsgebäude „im grünen Flause da, wie ein Specht, und schaute verwundert unter der Stirne hervor" (103_{31}, 107_{5}, 118_{27}). Die beiden anderen Studenten, Heinrich Quirin und Urban Schmidt, sind bekanntlich Stifters Landsleute und Freunde Anton Mugerauer und

---

Pouzar, „Ideen und Probleme in Adalbert Stifters Dichtungen", Prager deutsche Studien, 43. Heft (Reichenberg, Fr. Kraus, 1928), S. 20.

[1]) Adalbert Stifter, Werkstätten der Stadt Halle, 1931, S. 40.

[2]) II 135_{7} ff.

[3]) IV 2, 1. Hälfte, 118_{21} ff.

Franz Xaver Schiffler, die mit ihm einige Jahre zusammen wohnten. Wieweit aber Stifter sich in ihren Abbildern an die Wirklichkeit gehalten hat, läßt sich nicht feststellen. Diese Skizze allein ist durchwegs humoristisch gehalten; aber auch sonst entspricht Stifter der Ankündigung in der Vorrede und stellt neben ernste Szenen heitere hin. Stifters Studenten sind freilich, wie er selbst erklärt, keine eigentlichen, eingeborenen Wiener Studenten (98_{12} ff.). Noch weniger können die „Streichmacher“ als charakteristische Erscheinungen des Wiener Lebens gelten, was Stifter gleichfalls selbst bekannt hat (86_{30}). Dieses Leben in seinen nur ihm zugehörigen typischen Gestalten aus dem Volke darzustellen war nicht seine Sache, er stand doch ein wenig daneben oder über ihm, wenn er sich auch in Wien eingewöhnt hatte und seinen Bewohnern nachrühmt, daß sie es dem Fremden leicht machen, „einer der Ihren“ zu werden, und die guten Eigenschaften des Volkes sowie die Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit der Frauen hervorhebt (38_{29}, 77_{10}, 209_{8}, 39_{4}, 242_{19}). Das Buch war ja wohl als eine Verteidigungsschrift gedacht, wenn auch jede Polemik gegen die einseitigen und scharfen Urteile der Nörgler unterblieb. Vielleicht war diese Absicht auch für die Aufnahme der „Wiener Salonscenen“ maßgebend. Die Engländerin Francis Trollope hatte, mit Auszeichnung aufgenommen, in den Salons des höchsten Adels und der Geldaristokratie verkehrt und urteilte in ihrem Reisewerke über letztere abfällig, wobei sie besonders hervorhob, daß man in deren Salons nur ausnahmsweise Dichtern und Schriftstellern begegne. Matthias Koch hingegen bedauert nur, daß sie dort in zu geringer Zahl angetroffen werden. Da weder Stelzhamer noch die Baronin Münk ihn mit ihren einschlägigen Artikeln befriedigten, übernahm Stifter diese Ergänzung des Werkes und

bezog auch das Bürgertum in seine Darstellung durch den Spielsalon und die beiden Musiksalons ein, die er den beiden des Adels anreiht, nämlich dem der Fürstin Anna Schwarzenberg und dem der Baronin Henriette Pereira-Arnstein, die von den Lesern des Buches leicht erkannt werden konnten, wenn auch Stifter jede Namensnennung vermeidet. Nur Grillparzer ist durch den Hinweis auf Lord Byrons Ausspruch deutlich herausgehoben und wird von Stifter mit der Verehrung gekennzeichnet, die er ihm zeitlebens bewahrt hat. Indessen lassen sich auch fast alle anderen Besucher des „Geistsalons" der Baronin feststellen. Auch hier gelingt ihm in der Schilderung des Musiksalons des Herrn Quänger eine anmutige Humoreske. Stifters Kritik richtet sich nur gegen die überall vorhandenen Salons, in denen weibliche Putzsucht und Eitelkeit vorherrscht, und in einer Nebenbemerkung gegen die Schriftsteller, die vor allem ihr Ich geltend zu machen suchen, womit er auf Saphir zielt, der damals in Wien sein Unwesen trieb (253_{1}, 246_{29}).

Die Aufnahme der „Ausflüge und Landparthieen" wird einem Wunsche des Verlegers entsprochen haben, der auf Vielseitigkeit des Inhalts des Buches bedacht sein mochte. Stifter kannte wohl alle Wege und Stege im Wienerwalde, hatte in ihm gedichtet und gemalt und hatte auch die weitere Umgebung der Stadt durchwandert; er hatte auch in dem von den Steilabfällen der Rax und des Schneeberges flankierten Höllental „lange vor der Entstehung der Eisenbahn manche einsame Stunde in seinen Felsen versessen" (224_{26}). Mit seiner Arbeit war Stifter zufrieden und glaubte, sie werde „gut ansprechen"[1]). Aber das Bestreben, seinen Stoff möglichst zu erschöpfen, und andererseits die Nötigung, diese

---

[1]) XVII 104_{8}.

Skizze nicht weit über das Ausmaß der anderen anschwellen zu lassen, brachten es mit sich, daß er oft in bloßen Aufzählungen stecken bleibt oder sich mit nichtssagenden Beiwörtern begnügt. Fast scheint es, als hätte ihm das innere Verhältnis zu diesem Stoffe gefehlt, wenn er in der Einleitung sagt: „Es ist in Wien ein stehender Ausdruck geworden, ‚unsere reizenden Umgebungen' zu sagen; allein so wie am Ende jede Stadt, die nur irgend Umgebungen hat, sogleich ‚reizende' Umgebungen hat, oder wenigstens ‚reizende Parthieen', so geht es wohl auch hier" (206 $_{23}$ ff.). Hermine Cloeter hat zuerst auf diese merkwürdige, auf den ersten Blick fast befremdende Äußerung Stifters aufmerksam gemacht und mit Recht hiezu bemerkt: „Sein Herz blieb zeitlebens im Böhmerwald, wo er den Traum seiner Kindheit und den noch holderen Traum seiner Jugendliebe genossen[1])." Seine Erzählungen, deren Handlung in Wien und seiner Umgebung spielt, können nicht als Gegenbeweis herangezogen werden. Auch in den „Feldblumen" ist die Landschaft nicht viel mehr als ein äußerer Rahmen. Das Heimweh blieb, wenn auch durch die allmähliche Eingewöhnung gelindert, in ihm rege. Es spricht aus seinem im „Linzer Bürgerblatt für Verstand, Herz und gute Laune" im Jahre 1830 veröffentlichten Distichon: „Wende dich ab, mein Herz, von den lastenden Massen der Hauptstadt; Dort, wo im Abendroth goldene Streifen erglühn, Dorthin liegt mein Land, mein abgeschlossenes Waldthal" und aus den Worten Albrechts in den „Feldblumen": „da kommen mir dann Träume von glänzenden Lüften ... wie Heimwehgefühle, von sonnigen Abhängen, von Waldesdunkel und kühlen Wässern

[1]) „Poetenwinkel im Wienerwald": Neue Freie Presse, 28. Oktober 1908, und „Zwischen Gestern und Heute" (Anton Schroll, 1912), S. 480.

drinnen . . .[1])." Amalia hatte keinen Sinn für die Schönheit der Natur, und vergebens dürfte Stifter versucht haben, ihr Sinn und Herz dafür zu erschließen. In den Lackenhäusern fürchtete sie sich vor dem Wald und seinen Eidechsen und vor Räubern und ertrug nur schwer die Einsamkeit[2]). Konnte Stifter der Wiener Landschaft nicht gerecht werden, weil keine Gefühlsuntertöne mitschwangen wie in den heimatlichen Wäldern? — Viel anmutender berichtet Stifter über das Wiener Wetter dank seiner Erdichtung des Klubs der Beobachter und der Verwertung vieler selbsterlebter komischer Situationen und Szenen, die Unbilden des Wetters mit sich bringen. Wenn Raoul Auernheimer an diesem und anderen Artikeln das Schulmeisterliche ausstellt und sagt: „man spürt allenthalben die Disposition und die ängstliche Bemühung, sie einzuhalten[3])", so übersieht er dabei, daß Stifter sich hier ja selbst ironisiert und darauf ausgeht, mit seinem Einleitungsprinzip erheiternd zu wirken. Aber im allgemeinen trifft Auernheimer mit seiner Kritik tatsächlich eine Eigentümlichkeit dieser Artikel, die mit Stifters Art, zu unterrichten, zusammenhängen mag. Ein „Definitionsmagazin" hatte ihn ja auch einmal der Fürst Joseph Colloredo genannt[4]).

Als „empfindsame Wanderung" hat Stifter seine Prater-Skizze bezeichnet. Das gilt auch von seinen anderen Beiträgen zu „Wien und die Wiener", und gerade diese Eigenart bringt es mit sich, daß wir aus ihnen allerlei Züge für das Bild seiner Persönlichkeit gewinnen können,

---

[1]) I 103 $_{24}$. Vgl. Frank Matzke, Die Landschaft in der Dichtung Adalbert Stifters, Lit. Ad.-Stifter-Gesellschaft in Eger, 1932, S. 15 ff.

[2]) XX 197 $_{32}$, XXI 301 $_{28}$, XXII 72 $_{6}$.

[3]) Das ältere Wien, Bilder und Schatten (Österreichische Bücherei, Nr. 6, Hartleben), S. 31 ff.

[4]) XXI 173 $_{33}$.

die er gewiß auch um wenige Jahre später viel mehr hinter den Stoff hätte zurücktreten lassen. In Sprache und Stil, wie aus Franz Hüllers Anmerkungen[1]) hervorgeht, den ersten Studien-Erzählungen nahestehend, bilden sie doch zugleich durch ihren Gehalt eine Brücke zu den Werken Stifters, die bereits Schöpfungen gereifter Kunst sind.

Die Besprechungen des Werkes befaßten sich vor allem mit Stifters Beiträgen. Während der „Humorist" (3. August 1844, Nr. 186) und die „Sonntagsblätter" (3. Jahrg., 16. August 1844) nur kurze, anerkennende Anzeigen brachten, beschäftigte sich Adolf Schmidl in den „Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst" (2. Jahrg., Nr. 81, 8. Juli 1845) in einem Sammelberichte „Schriften über Wien" eingehend mit dem Werke. An dem „Leben und Haushalt dreier Wienerstudenten" stellte er aus, daß diese keine Wiener Studenten sind, und daß von dem Wiener geistigen Leben und Treiben keine Spur zu finden sei. Die Sonntagsblätter brachten außer der mit L–g (Levitschnigg?) gezeichneten Anzeige auch „den Gang durch die Katakomben" in einem stark gekürzten Abdruck (vgl. S. 401).

Bald nach Erscheinen des Werkes faßte Stifter den Plan, einen Band Vermischter Schriften herauszugeben, „nehmlich es wird ein ältlicher freundlicher spaßhafter Herr gedichtet, der in Wien lebt und so seine Anmerkungen über alles macht. Da kommen die besseren Sachen aus Wien und die Wiener hinein, ... dann die Sonnenfinsterniß, und endlich soll als Fortsezung dieses Buches die St. Stephanskirche kommen, in der Art, nur ernster, wie die Allhambra von Washington Irwing, wo als Grundton immer die Kirche bleibt, und an ihr sich Situationen

[1]) IV 2, 2. Hälfte, S. 568 ff.

und Begebenheiten aus der Geschichte und dem Leben abwikeln"[1]). Im Zusammenhang mit diesem Plane steht die in dem „Sammler" zu Anfang 1846 erschienene Umarbeitung des Tandelmarkt (vgl. S. 357 ff.). Weiter dürfte Stifter damals trotz der Notiz der Redaktion dieser Zeitschrift, er habe manche in „Wien und die Wiener" erschienenen Artikel umgearbeitet und beabsichtige, demnächst sein Skizzenbuch erscheinen zu lassen, nicht gekommen sein; denn am 16. November 1846 schreibt er seinem Verleger: „In Bezug auf die Aufsäze in den Wienern muß ich bekennen, daß ich Bedenken habe. Es mangelt ihnen nach meinem jezigen Standpunkte zu vieles, ich fürchte, daß ich bei der Umänderung zu tief hinein geriethe, und dafür etwas anderes, Schöneres zu kurz käme[2])." An dem Plane aber hält er noch weiter fest und berichtet darüber Heckenast noch einmal, am 25. Juni 1865: „Dann will ich meine ‚Erinnerungen aus Alt-Wien' doch auch heraus geben, wenn die Schrift deinen Beifall hat, sie bekömmt jezt nachgerade geschichtlichen Werth, da das neue Geschlecht ein ganz andres geworden ist, und ich auch besonders frühere Kunst in mein Bereich ziehen will, und Personen, die jezt fast der Geschichte angehören[3])." Hat Stifter hiebei an den am 11. Juni 1859 gestorbenen Fürsten Metternich gedacht? Vermutlich hatte er damals bereits die Vorrede „Aus Wien" zu diesen „Erinnerungen" und die drei beiderseits beschriebene Großquartblätter umfassende, aber nicht über das erste Drittel gelangte Umarbeitung der ersten Skizze, die nun den Titel „Vom Sankt-Stephansthurme" erhielt, geschrieben. Vielleicht sind beide schon etwas früher anzusetzen, die Vorrede aber nicht vor 1859, da sie

[1]) XVII 126_{27} (17. Juli 1844).

[2]) ebda 182_{30}.

[3]) XX 326_{21}.

auf die „sogenannte Neugestaltung“ Wiens, die Niederlegung der Wälle und die damit verbundene Erweiterung der Stadt, Bezug nimmt. Aprent hat in seiner Ausgabe der Vermischten Schriften diese Vorrede den Artikeln aus „Wien und die Wiener“ vorangestellt und die erste Skizze aus dem umgearbeiteten Stücke und der ersten Fassung zusammengesetzt. Dadurch ermöglichte er ein Mißverständnis, wie es nach Rudolf Fürst[1]) auch Auernheimer unterlaufen ist, wenn er sagt: „Das Wien um 1844 ist für ihn nämlich das moderne“[2]), da er die Entstehung und Bestimmung dieser Vorrede nicht gekannt hat.

Die „Winterbriefe aus Kirchschlag“ hat Stifter in den ersten Monaten des Jahres 1866 während seines Aufenthaltes in Kirchschlag verfaßt. Auf ihr Erscheinen bereitet er Amalia in seinem Briefe vom 25. Januar 1866 vor: „Es werden in der Linzerzeitung einige Aufsäze über Kirchschlag von mir stehen, lasse dich nicht anfechten. Dort ist auch das Gute aufgezählt, und zwar aus dem Grunde, weil hier so gut wie in der Schweiz ein Heilort sein könnte, der vielen Menschen höchst nüzlich würde. Ich will ein gutes Werk thun, das ist Alles[3]).“ Stifter hatte auf dem Berge „schnell fortschreitende Genesung und Lebensfreude gefunden“ (275 $_{8}$), die Linzer aber hatten ihn vor einem Winteraufenthalte in Kirchschlag gewarnt und meinten, daß dort „im Winter Heulen und Zähnklappern herrsche“[4]). Bestärkt wurde er in seinem Glauben an die Heilkraft der Bergluft durch ein Buch des Schweizer Arztes Werber (vgl. S. 419), das ihm der in Kirchschlag ansässige Linzer Buchhändler Haslinger geliehen und dann für ihn bestellt

[1]) Neues Wiener Tagblatt, 5. Mai 1911.

[2]) Das ältere Wien, S. 27.

[3]) XXI 143 $_{27}$.

[4]) ebda 131 $_{31}$.

hatte. Hier erlebte Stifter ein Stück des Nachsommers, den er sich stets für sein Alter erhofft und erträumt hatte, freilich nur ein kleines und verkümmertes. Die Grundlage für die 6 Winterbriefe boten ihm seine vielen an Amalia gerichteten Briefe, in denen er wiederholt die Landschaft und den Wechsel der Farben und Formen in ihr und an dem Himmel und seinen Wolken geschildert und viele Temperaturbeobachtungen gebucht hat. Vermutlich hat er während der Unterbrechungen seines Aufenthaltes in der Weihnachtszeit und im Februar 1866 in Linz seine Briefe eingesehen und ihnen entnommen, was ihm der Mitteilung wert zu sein schien. Aber er wollte mehr bieten als ein bloßes Loblied auf die Eigenschaften des „wundervollen" Berges[1]), er wollte diese auch wissenschaftlich begründen. Daher leitet er 5 Briefe mit volkstümlich gehaltenen Darlegungen über Licht, Wärme, Elektrizität, Luft und Wasser ein, um jedesmal den Nachweis zu erbringen, wie wohltuend sich deren Wirkung auf seinem Berge äußert. Im 6. Briefe geht er zu den Wirkungen auf die Gefühle über, vor allem zu denen der Schönheit der Natur, die sich ihm darbot in der Pracht des Sternenhimmels, in der Beleuchtung der Landschaft und des Himmels bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang und in dem wechselnden Spiele der Wolken und Nebel. Stifters Eingehen auf Grundtatsachen der Naturlehre dürfte mit seinem lang gehegten Plane, ein Physiklehrbuch zu schreiben, zusammenhängen. Vielleicht hat er bereits ausgearbeitete Abschnitte in diesen Artikeln verwertet. Schon im September 1851 kündigte er Heckenast seine Absicht an, ein solches Lehrbuch zu schreiben[2]), und kam dann noch wiederholt darauf zurück, bis er durch die unliebsame Erfahrung, die er mit dem

[1]) XXI 181 $_{25}$.
[2]) XVIII 73 $_{11}$.

„Lesebuche für Realschulen“ gemacht hatte, davon abgehalten wurde: „Wir haben für Phisik lauter (dem Zweke und der Natur einer Realschule nach) wahrhaft fürchterliche Bücher. Ich habe eins angefangen, fertige es aber nicht aus, weil die, welche die jezigen Bücher machen, Richter darüber wären[1]).“ Dennoch scheint Heckenast fast zehn Jahre später nochmals Stifter an seinen Plan erinnert zu haben, der am 17. Dezember 1864 erwidert: „Für die Phisik werde ich thun, was ich kann[2]).“

Im Oktober 1866 brachte die Gartenlaube für Österreich, die eben in Graz, von Josef Pack, später von Leopold Ritter v. Sacher-Masoch redigiert, zu erscheinen begann, Stifters Erzählung „Der Kuß von Sentze“, die er dem Stuttgarter Verleger Carl Hoffmann für eine der von ihm herausgegebenen Zeitschriften überlassen, jedoch zurückgesendet erhalten hatte. Ihre Aufnahme dürfte vermutlich auf ein Angebot Stifters zurückzuführen sein, der andrerseits einer Aufforderung der Redaktion durch die Abfassung der drei Artikel „Gartenlaube“, „Weihnacht“ und „Der Silvesterabend“ Folge leistete. Den ersten sendete er am 20. September 1866 von den Lackenhäusern ab[3]), während er die beiden anderen erst um die Mitte des Dezember in seinem „katarrhalisch-rheumatischen Leiden Nachts im Bette“ geschrieben hat[4]). Zwar schrieb er am letzten Tage seines durch das Schneewetter verlängerten Aufenthaltes im bairischen Walde seiner Frau, er fange heute noch den Aufsatz „Weihnacht“ an[5]); er dürfte aber in dem Aufregungszustande, der ihn nötigte,

[1]) XVIII 242 $_{18}$.
[2]) XX 240 $_{28}$.
[3]) XXI 304 $_{25}$.
[4]) XXII 99 $_{25}$.
[5]) ebda 70 $_{16}$.

den Schwarzenberger Arzt zu sich zu bitten, nicht die Muße gefunden haben, von der Beschäftigung mit dem Stoffe zur Ausarbeitung überzugehen. Der Weihnachtsartikel mußte Stifter an seinen „Bergkristall“ erinnern und berührt sich tatsächlich an manchen Stellen so nahe mit ihm, daß die Annahme naheliegt, er habe auf diese Erzählung zurückgegriffen. Die eingeflochtenen Kindheitserinnerungen waren damals in ihm um so lebendiger geworden, da er sich mit dem Plane trug, eine Selbstbiographie zu schreiben und ihr zuliebe auch Ende August 1866 seine Heimat aufgesucht hatte[1]). Im „Silvesterabend“ erörtert Stifter über die sich von selbst ergebenden Jahresschluß-Betrachtungen hinausgehend die Probleme der Zeit und des Raumes, die ihm durch den Stoff nahegelegt waren und auch in demselben Zusammenhang von Wilhelm von Humboldt in seinen „Briefen an eine Freundin“ besprochen wurden. Es geschieht dies in der populären Art J. P. Hebels, die auch in den Volkskalendern der Zeit Stifters gepflegt wurde, in die sich diese Artikel gut hätten einfügen lassen. Sacher-Masoch wünschte, auch einen Osterartikel von Stifter zu erhalten[2]), der ihm außerdem eine „längere, zur Hälfte fertige Erzählung“ — vielleicht ist damit „Der fromme Spruch“ gemeint — und „eine dichterische Erzählung, Cactus“ in Aussicht stellte[3]). Die Grazer Gartenlaube erhielt aber von Stifter keinen Beitrag mehr, da Pack und Sacher-Masoch ihn auf das ganze Honorar von 160 fl. 77 kr. Ö. W. trotz eindringlichster Mahnungen monatelang warten ließen, es vielleicht überhaupt nicht zahlten[4]). Das war die „sehr bittere Erfahrung“, die

[1]) XXI 280 $_{27}$.

[2]) an Stifter, Graz, 18. November 1866.

[3]) XXII 90 $_{14}$ ff.

[4]) Vgl. die Briefe XXII, Nr. 785, 787, 788, 790, 793.

Stifter mit einer ihm „unbekannten Verlagshandlung“ gemacht hat[1]).

Die Skizze „Aus dem bairischen Walde“, Stifters letzte vollendete literarische Arbeit, ist durch das Mißgeschick veranlaßt, das ihm mit seiner Erzählung „Der fromme Spruch“ widerfuhr. Leo Tepe, der Redakteur der in Aachen erscheinenden Zeitschrift „Die katholische Welt“, hatte Stifter um einen Beitrag für das Blatt ersucht, dessen Zusage erhalten und im vorhinein 150 Thaler als Honorar bezahlt, das Stifter sich zur Bestreitung der Kosten seines Karlsbader Aufenthaltes erbeten hatte[2]). Als er aber fünf Monate später den „frommen Spruch“ erhielt, glaubte er, seine Aufnahme in Stifters eigenem Interesse ablehnen zu müssen, und ersuchte ihn um eine andere Erzählung. Stifter sicherte ihm dies am 31. Oktober 1867 zu, versprach aber außerdem, ihm „nach mehreren Tagen“ eine Schilderung des von ihm im bairischen Walde erlebten Schneefalles zu schicken: „Ich . . . gehe lange schon mit einer Schilderung um, weil alle, denen ich die Sache erzählte, sehr davon ergriffen waren[3]).“ Tepe hoffte, mit Stifters Beitrag den neuen, mit dem Dezember beginnenden Jahrgang seines Blattes eröffnen zu können, aber Stifter konnte, durch die Erkrankung seiner Frau an Grippe und eigenes Unwohlsein gehemmt, erst am 26. November 1867 seine Zusage erfüllen[4]) und erlebte die Veröffentlichung des Artikels nicht mehr. Der Verleger der „Katholischen Welt“, Albert Jacobi, ersuchte anläßlich der Rücksendung des Manuskriptes an Johannes Aprent um Tilgung des nach Abzug des Honorars noch 73 Thaler betragenden

---

1) XXII 114$_{9}$.
2) ebda 114$_{5}$.
3) ebda 161$_{16}$.
4) ebda 172$_{2}$.

Vorschusses[1]), ohne zu berücksichtigen, daß Stifter auch noch einen Lebensabriß für die Zeitschrift gesendet hatte, den Tepe in seinen Nekrolog auf Stifter aufnahm[2]). Erst die zweite Hälfte der Skizze enthält die Schilderung des Unwetters, das Stifter in den Lackenhäusern festhielt; der erste Teil bringt in dem ausführlichen Bericht über seinen Aufenthalt bis zur Abreise Amalias eine Schilderung des Waldes, der Wanderungen in ihm, des Rosenbergerhauses und seiner Umgebung und der im Süden durch die Alpen begrenzten Landschaft. Die Wälder des Blöckensteines und Dreisessels hatte Stifter alljährlich im Sommer mit Kameraden durchstreift und hatte oft an dem See geweilt, den er, der Dichter des „Hochwald“, einmal als „gewissermaßen“ seinen See[3]) bezeichnet hat. Und nun ließ er diese Erinnerungen noch einmal zu Worte kommen und verkündete noch einmal die Größe der Allmacht, die sich in der Natur im Kleinsten zeigt (328 $_{26}$). Diese Landschaft einschließlich des nahen heimatlichen Moldautales ist die eigentliche Stifter-Landschaft. In ihren Raum führt der Dichter uns im „Nachsommer“ und im „Witiko“, und ebenso auch im „Waldbrunnen“, in der letzten unvollendet gebliebenen „Mappe“ und in dieser letzten Schilderung des ihm seit seiner Kindheit vertrauten Waldes.

Der Schilderung des Schneefalles hat Stifter seine täglichen ausführlichen Berichte an Amalia zugrunde gelegt. Die Vergleichung ergibt gelegentliche Abweichungen von den das Erlebte unmittelbar wiedergebenden Berichten, die Stifter entgangen sein dürften, da er sich hie und da

---

[1]) Aachen, 10. April 1868.

[2]) Die katholische Welt, Jahrg. 1868, S. 102 ff., fortgesetzt mit Besprechung der Werke S. 351 ff.

[3]) XVIII 270 $_{2}$.

auch auf sein Gedächtnis verlassen haben wird, das die Erlebnisse der einzelnen Tage doch nicht scharf auseinanderhalten konnte. Manches aber hat Stifter auch absichtlich übergangen oder anders dargestellt, als es sich in Wirklichkeit verhielt[1]). Vor allem verschweigt er seine von ihm selbst als „lächerlich“ bezeichnete Furcht vor der Cholera[2]), die in der Umgebung von Linz verbreitet war und auch in der Stadt einige Opfer forderte. Die Vermutung liegt nahe, daß er seine Abreise ihretwegen um einige Tage verschob, obwohl sein Fernbleiben nicht mehr durch den Zustand seiner Frau, die auf den Wunsch des Arztes vor der mit seinem Kommen verbundenen Aufregung bewahrt bleiben sollte, geboten war, und dadurch sich selbst der Nötigung aussetzte, den knapp vor dem festgesetzten Termin der Abreise eingetretenen Schneefall abzuwarten. Noch unmittelbar vor seiner Rückkehr bat Stifter seinen Linzer Arzt Dr. Karl Essenwein um Auskunft über den Stand der Seuche: „Bei mir ist es besser, ich bleibe fern, bis Alles sicher ist, und doch verlangt es mich schon heftig nach meiner Gattin und nach meinem Hause.“ Diesen Zustand bezeichnet er als „höchst unerquiklich“ und den Mangel an Appetit als eine Folge seiner Aufregungszustände. „Meiner Gattin habe ich über meine Gesundheit gar nichts geschrieben. Und den Schneefall habe ich als Ursache des Wartens dargestellt“[3]).

Diese Rücksicht auf seine ohnedies empfindliche und nun nach der überstandenen Krankheit besonderer Schonung bedürftige Gattin bestimmte ihn auch, in seinen Briefen den von ihm erbetenen Besuch des Arztes nicht zu erwähnen; er tut dies erst in seiner Darstellung des Erleb-

[1]) Vgl. Anm. S. 425 ff.

[2]) XXII 28_{21}.

[3]) ebda 78_{5} ff.

nisses im bairischen Walde, die also hierin die Briefe berichtigend ergänzt (346_1). Es ist kaum anzunehmen, daß Stifter schon, während er in den Lackenhäusern festgehalten war, daran gedacht hat, dieses Naturereignis zu schildern. Frank Matzke zieht aus Stifters Äußerung: „die ungeheure Schneelandschaft macht einen gewaltigen Eindruk. Wenn die ganze Wirthschaft vorüber ist, dann werde ich mich beim warmen Ofen in meinem Zimmer in Linz freuen, daß ich das gesehen habe, und werde mir die Erscheinungen und ihre Eindrüke erst zurecht legen"[1]) den Schluß, er habe „sich so sehr der Landschaft entwöhnt, daß er mit ihrem Erlebnis in ihr selbst nicht mehr zu Ende kam, sondern es erst in die ihm nun vertrautere Sphäre der Wohnung übertragen mußte"[2]). Damit verkennt er die Situation, in der sich Stifter damals befand, und diese Äußerung besagt auch nicht, daß er sich noch während seines Festgehaltenseins im Rosenberger-Hause mit der Absicht getragen hat, das Erlebte und Beobachtete zu schildern. Erzählt hat er es gewiß wiederholt und vermutlich auch in diesen mündlichen Berichten zuerst den Schauplatz vor dem Zuhörer aufgerollt. Dies soll er während seines letzten Aufenthaltes in Karlsbad im Hause des Professors J o s e f S e e g e n getan haben, und zwar so umständlich, daß man nach einer Stunde vor lauter Einleitung und Vorgeschichte noch keine einzige Schneeflocke zu Gesicht bekommen hat[3]).

[1]) XXII 66_{13} ff.

[2]) Die Landschaft in der Dichtung Adalbert Stifters, S. 21.

[3]) Louise Hackl, Zur Erinnerung an Adalbert Stifter, Neue Freie Presse, 25. Oktober 1903 (Beilage).

Ve

Stifters Wer

Vermischte Schriften.

Zweite Abteilung.

Die So

Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842.

(1842.)

Die S

Es gi
einundfünfz
barkeit ihre
finsterniß e
5 den frühest
erlebten. D
eine Zeichn
wußte, um
Sonne weg
10 gen Schatte
Mondes in
einen schw
dann an ve
sieht, daß e
15 von ihr i
schmale Si
auf Erden
am andere
das Licht
20 anschwillt
daß ich ei
schreiben z
Aber, da f
über der g
25 Augen an

Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842.

Es gibt Dinge, die man fünfzig Jahre weiß, und im einundfünfzigsten erstaunt man über die Schwere und Furchtbarkeit ihres Inhaltes. So ist es mir mit der totalen Sonnenfinsterniß ergangen, welche wir in Wien am 8. Juli 1842 in den frühesten Morgenstunden bei dem günstigsten Himmel erlebten. Da ich die Sache recht schön auf dem Papiere durch eine Zeichnung und Rechnung darstellen kann, und da ich wußte, um so und so viel Uhr trete der Mond unter der Sonne weg, und die Erde schneide ein Stück seines kegelförmigen Schattens ab, welches dann wegen des Fortschreitens des Mondes in seiner Bahn, und wegen der Axendrehung der Erde einen schwarzen Streifen über ihre Kugel ziehe, was man dann an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten in der Art sieht, daß eine schwarze Scheibe in die Sonne zu rücken scheint, von ihr immer mehr und mehr wegnimmt, bis nur eine schmale Sichel übrig bleibt, und endlich auch die verschwindet — auf Erden wird es da immer finsterer und finsterer, bis wieder am anderen Ende die Sonnensichel erscheint und wächst, und das Licht auf Erden nach und nach wieder zum vollen Tage anschwillt — dieß Alles wußte ich voraus, und zwar so gut, daß ich eine totale Sonnenfinsterniß im Voraus so treu beschreiben zu können vermeinte, als hätte ich sie bereits gesehen. Aber, da sie nun wirklich eintraf, da ich auf einer Warte hoch über der ganzen Stadt stand, und die Erscheinung mit eigenen Augen anblickte, da geschahen freilich ganz andere Dinge, an

die ich weder wachend noch träumend gedacht hatte, und an die keiner denkt, der das Wunder nicht gesehen. — Nie und nie in meinem ganzen Leben war ich so erschüttert, von Schauer und Erhabenheit so erschüttert, wie in diesen zwei Minuten — es war nicht anders, als hätte Gott auf einmal ein deutliches Wort gesprochen, und ich hätte es verstanden. Ich stieg von der Warte herab, wie vor tausend und tausend Jahren etwa Moses von dem brennenden Berge herabgestiegen sein mochte, verwirrten und betäubten Herzens.

Es war ein so einfach Ding. Ein Körper leuchtet einen andern an, und dieser wirft seinen Schatten auf einen dritten: aber die Körper stehen in solchen Abständen, daß wir in unserer Vorstellung kein Maß mehr dafür haben, sie sind so riesengroß, daß sie über alles, was wir groß heißen, hinaus schwellen — ein solcher Complex von Erscheinungen ist mit diesem einfachen Dinge verbunden, eine solche moralische Gewalt ist in diesen physischen Hergang gelegt, daß er sich unserem Herzen zum unbegreiflichen Wunder emporthürmt. Vor tausendmaltausend Jahren hat Gott es so gemacht, daß es heute zu dieser Secunde sein wird; in unsere Herzen aber hat er die Fibern gelegt, es zu empfinden. Durch die Schrift seiner Sterne hat er versprochen, daß es kommen werde nach tausend und tausend Jahren, unsere Väter haben diese Schrift entziffern gelernt, und die Secunde angesagt, in der es eintreffen müsse; wir, die späten Enkel, richten unsere Augen und Sehröhre zu gedachter Secunde gegen die Sonne, und siehe: es kommt — der Verstand triumphirt schon, daß er ihm die Pracht und Einrichtung seiner Himmel nachgerechnet und abgelernt hat — und in der That, der Triumph ist einer der gerechtesten des Menschen — es kommt, stille wächst es weiter — aber siehe, Gott gab ihm auch für das Herz etwas mit, was wir nicht voraus gewußt, und was millionenmal m hr werth ist, als was der Verstand begriff und voraus

rechnen konnte: das Wort gab er ihm mit: „Ich bin“ — — „nicht darum bin ich, weil diese Körper sind und diese Erscheinung, nein, sondern darum, weil es euch in diesem Momente euer Herz schauernd sagt, und weil dieses Herz sich doch trotz der Schauer als groß empfindet.“ — — Das Thier hat gefürchtet, der Mensch hat angebethet.

Ich will es in diesen Zeilen versuchen, für die tausend Augen, die zugleich an jenem Momente zum Himmel aufblickten, das Bild, und für die tausend Herzen, die zugleich schlugen, die Empfindung nachzumalen und festzuhalten, in so ferne dieß eine schwache, menschliche Feder überhaupt zu thun im Stande ist.

Ich stieg um fünf Uhr auf die Warte des Hauses Nr. 495 in der Stadt, von wo aus man die Uebersicht nicht nur über die ganze Stadt hat, sondern auch über das Land um dieselbe bis zu dem fernsten Horizonte, an dem die ungarischen Berge wie zarte Luftbilder dämmern. Die Sonne war bereits herauf und glänzte freundlich auf die rauchenden Donauauen nieder, auf die spiegelnden Wässer, und auf die vielkantigen Formen der Stadt, vorzüglich auf die Stephanskirche, die ordentlich greifbar nahe an uns aus der Stadt, wie ein dunkles, ruhiges Gebirge aus Gerölle, emporstand. Mit einem seltsamen Gefühle schaute man die Sonne an, da an ihr nach wenigen Minuten so Merkwürdiges vorgehen sollte. Weit draußen, wo der große Strom geht, lag eine dicke, langgestreckte Nebellinie, auch im südöstlichen Horizonte krochen Nebel und Wolkenballen herum, die wir sehr fürchteten, und ganze Theile der Stadt schwammen in Dunst hinaus. An der Stelle der Sonne waren nur ganz schwache Schleier, und auch diese ließen große, blaue Inseln durchblicken.

Die Instrumente wurden gestellt, die Sonnengläser in Bereitschaft gehalten, aber es war noch nicht an der Zeit. Unten ging das Gerassel der Wägen, das Laufen und Treiben

an — oben sammelten sich betrachtende Menschen; unsere Warte füllte sich, aus den Dachfenstern der umstehenden Häuser blickten Köpfe, auf Dachfirsten standen Gestalten, alle nach derselben Stelle des Himmels blickend, selbst auf der äußersten Spitze des Stephansthurmes, auf der letzten Platte des Baugerüstes stand eine schwarze Gruppe, wie auf Felsen oft ein Schöpfchen Waldanflug — und wie viele tausend Augen mochten in diesem Augenblicke von den umliegenden Bergen nach der Sonne schauen, nach derselben Sonne, die Jahrtausende den Segen herabschüttet, ohne daß Einer dankt — heute ist sie das Ziel von Millionen Augen — aber immer noch, wie man sie mit den dämpfenden Gläsern anschaut, schwebt sie als rothe oder grüne Kugel rein und schön umzirkelt in dem Raume.

Endlich zur vorausgesagten Minute — gleichsam wie von einem unsichtbaren Engel empfing sie den sanften Todeskuß — ein feiner Streifen ihres Lichtes wich vor dem Hauche dieses Kusses zurück, der andere Rand wallte in dem Glase des Sternenrohres zart und golden fort — „es kommt“ riefen nun auch die, welche blos mit dämpfenden Gläsern, aber sonst mit freien Augen hinauf schauten — „es kommt“ — und mit Spannung blickte nun Alles auf den Fortgang. Die erste seltsame fremde Empfindung rieselte nun durch die Herzen, es war die, daß draußen in der Entfernung von Tausenden und Millionen Meilen, wohin nie ein Mensch gedrungen, an Körpern, deren Wesen nie ein Mensch erkannte, nun auf einmal etwas zur selben Secunde geschehe, auf die es schon längst der Mensch auf Erden festgesetzt. Man wende nicht ein, die Sache sei ja natürlich, und an den Bewegungsgesetzen der Körper leicht rechenbar; die wunderbare Magie des Schönen, die Gott den Dingen mitgab, frägt nichts nach solchen Rechnungen, sie ist da, weil sie da ist, ja sie ist trotz der Rechnungen da, und selig das Herz, welches sie empfinden kann; denn

nur dieß ist Reichthum, und einen andern gibt es nicht — schon in dem ungeheuern Raum des Himmlischen wohnt das Erhabene, das unsere Seele überwältigt, und doch ist dieser Raum in der Mathematik sonst nichts als groß.

5 Indeß nun Alle schauten, und man bald dieses, bald jenes Rohr rückte und stellte, und sich auf dieß und jenes aufmerksam machte, wuchs das unsichtbare Dunkel immer mehr und mehr in das schöne Licht der Sonne ein — Alle harrten, die Spannung stieg; aber so gewaltig ist die Fülle dieses 10 Lichtmeeres, das von dem Sonnenkörper niederregnet, daß man auf Erden keinen Mangel fühlte, die Wolken glänzten fort, das Band des Wassers schimmerte, die Vögel flogen und kreuzten lustig über den Dächern, die Stephansthürme warfen ruhig ihre Schatten gegen das funkelnde Dach, über die Brücke 15 wimmelte das Fahren und Reiten, wie sonst, sie ahneten nicht, daß indessen oben der Balsam des Lebens, das Licht, heimlich wegsieche — dennoch draußen an dem Kahlengebirge und jenseits des Schlosses Belvedere war es schon, als schliche Finsterniß, oder vielmehr ein bleigraues Licht, wie ein böses Thier 20 heran — aber es konnte auch Täuschung sein, auf unserer Warte war es lieb und hell, und Wangen und Angesichter der Nahestehenden waren klar und freundlich wie immer.

Seltsam war es, daß dieß unheimliche, klumpenhafte tiefschwarze vorrückende Ding, das langsam die Sonne weg-25 fraß, unser Mond sein sollte, der schöne sanfte Mond, der sonst die Nächte so florig silbern beglänzte; aber doch war er es, und im Sternenrohr erschienen auch seine Ränder mit Zacken und Wulsten besetzt, den furchtbaren Bergen, die sich auf dem uns so freundlich lächelnden Runde thürmen.

30 Endlich wurden auch auf Erden die Wirkungen sichtbar, und immer mehr, je schmäler die am Himmel glühende Sichel wurde; der Fluß schimmerte nicht mehr, sondern war ein taftgraues Band, matte Schatten lagen umher,

die Schwalben wurden unruhig, der schöne sanfte Glanz des Himmels erlosch, als liefe er von einem Hauche matt an, ein kühles Lüftchen hob sich und stieß gegen uns, über den Auen starrte ein unbeschreiblich seltsames, aber bleischweres Licht, über den Wäldern war mit dem Lichterspiele die Beweglichkeit verschwunden, und Ruhe lag auf ihnen, aber nicht die des Schlummers, sondern die der Ohnmacht — und immer fahler goß sich's über die Landschaft, und diese wurde immer starrer — die Schatten unserer Gestalten legten sich leer und inhaltslos gegen das Gemäuer, die Gesichter wurden aschgrau — — erschütternd war dieses allmälige Sterben mitten in der noch vor wenigen Minuten herrschenden Frische des Morgens. Wir hatten uns das Eindämmern wie etwa ein Abendwerden vorgestellt, nur ohne Abendröthe; wie geisterhaft aber ein Abendwerden ohne Abendröthe sei, hatten wir uns nicht vorgestellt, aber auch außerdem war dieß Dämmern ein ganz anderes, es war ein lastend unheimliches Entfremden unserer Natur; gegen Südost lag eine fremde gelbrothe Finsterniß, und die Berge und selbst das Belvedere wurden von ihr eingetrunken — die Stadt sank zu unsern Füßen immer tiefer, wie ein wesenloses Schattenspiel hinab, das Fahren und Gehen und Reiten über die Brücke geschah, als sähe man es in einem schwarzen Spiegel — die Spannung stieg auf's höchste — einen Blick that ich noch in das Sternrohr, er war der letzte; so schmal, wie mit der Schneide eines Federmessers in das Dunkel geritzt, stand nur mehr die glühende Sichel da, jeden Augenblick zum Erlöschen, und wie ich das freie Auge hob, sah ich auch, daß bereits alle Andern die Sonnengläser weggethan, und bloßen Auges hinauf schauten — sie hatten auch keines mehr nöthig; denn nicht anders, als wie der letzte Funke eines erlöschenden Dochtes, schmolz eben auch der

letzte Sonnenfunken weg, wahrscheinlich durch die Schlucht zwischen zwei Mondbergen zurück — es war ein ordentlich trauriger Augenblick — deckend stand nun Scheibe auf Scheibe — und dieser Moment war es eigentlich, der wahrhaft herzzermalmend wirkte — das hatte Keiner geahnet — ein einstimmiges „Ah“ aus Aller Munde, und dann Todtenstille, es war der Moment, da Gott redete, und die Menschen horchten.

Hatte uns früher das allmälige Erblassen und Einschwinden der Natur gedrückt und verödet, und hatten wir uns das nur fortgehend in eine Art Tod schwindend gedacht: so wurden wir nun plötzlich aufgeschreckt und emporgerissen durch die furchtbare Kraft und Gewalt der Bewegung, die da auf einmal durch den ganzen Himmel lag; die Horizontwolken, die wir früher gefürchtet, halfen das Phänomen erst recht bauen, sie standen nun wie Riesen auf, von ihrem Scheitel rann ein fürchterliches Roth, und in tiefem kalten schweren Blau wölbten sie sich unter und drückten den Horizont — Nebelbänke, die schon lange am äußersten Erdsaume gequollen, und blos mißfärbig gewesen waren, machten sich nun gelten, und schauderten in einem zarten furchtbaren Glanze, der sie überlief — Farben, die nie ein Auge gesehen, schweiften durch den Himmel; — der Mond stand mitten in der Sonne, aber nicht mehr als schwarze Scheibe, sondern gleichsam halb transparent wie mit einem leichten Stahlschimmer überlaufen, rings um ihn kein Sonnenrand, sondern ein wundervoller, schöner Kreis von Schimmer, bläulich, röthlich, in Strahlen auseinander brechend, nicht anders, als gösse die oben stehende Sonne ihre Lichtfluth auf die Mondeskugel nieder, daß es rings auseinander spritzte — das Holdeste, was ich je an Lichtwirkung sah! — Draußen weit über das Marchfeld hin lag schief eine lange, spitze Licht-

pyramide gräßlich gelb, in Schwefelfarbe flammend, und unnatürlich blau gesäumt; es war die jenseits des Schattens beleuchtete Atmosphäre, aber nie schien ein Licht so wenig irdisch und so furchtbar, und von ihm floß das aus, mittelst dessen wir sahen. Hatte uns früher Eintönigkeit verödet, so waren wir jetzt erdrückt von Kraft und Glanz und Massen — unsere eigenen Gestalten hafteten darinnen wie schwarze, hohle Gespenster, die keine Tiefe haben; das Phantom der Stephanskirche hing in der Luft, die andere Stadt war ein Schatten, alles Rasseln hatte aufgehört, über der Brücke war keine Bewegung mehr; denn jeder Wagen und Reiter stand, und jedes Auge schaute zum Himmel — — nie, nie werde ich jene zwei Minuten vergessen — es war die Ohnmacht eines riesenhaften Körpers, unserer Erde. — — Wie heilig, wie unbegreiflich und wie furchtbar ist jenes Ding, das uns stets umfluthet, das wir seelenlos genießen, und das unseren Erdball mit solchen Schaudern überzittern macht, wenn es sich entzieht, das Licht, wenn es sich nur so kurz entzieht. — Die Luft wurde kalt, empfindlich kalt, es fiel Thau, daß Kleider und Instrumente feucht waren — die Thiere entsetzten sich; — was ist das schrecklichste Gewitter, es ist ein lärmender Trödel gegen diese todesstille Majestät — mir fiel Lord Byrons Gedicht ein: „Die Finsterniß“, wo die Menschen Häuser anzünden, Wälder anzünden, um nur Licht zu sehen — — — aber auch eine solche Erhabenheit, ich möchte sagen, Gottesnähe war in der Erscheinung dieser zwei Minuten, daß dem Herzen nicht anders war, als müsse er irgendwo stehen. — — Byron war viel zu klein — es kamen, wie mit einmal, jene Worte des heiligen Buches in meinen Sinn, die Worte bei dem Tode Christi: „Die Sonne verfinsterte sich, die Erde bebte, die Todten standen aus den Gräbern auf, und der Vor-

hang des Tempels zerriß von oben bis unten." Auch wurde die Wirkung auf alle Menschenherzen sichtbar. Nach dem ersten Verstummen des Schrecks geschahen unarticulirte Laute der Bewunderung und des Staunens: der Eine hob die Hände empor, der Andere rang sie leise vor Bewegung, Andere ergriffen sich bei denselben und drückten sich — eine Frau begann heftig zu weinen, eine andere in dem Hause neben uns fiel in Ohnmacht, und ein Mann, ein ernster, fester Mann, hat mir später gesagt: daß ihm die Thränen herabgeronnen. Ich habe immer die alten Beschreibungen von Sonnenfinsternissen für übertrieben gehalten, so wie vielleicht in späterer Zeit diese für übertrieben wird gehalten werden; aber alle, so wie diese, sind weit hinter der Wahrheit zurück. Sie können nur das Geschehene malen, aber schlecht, das Gefühlte noch schlechter, aber gar nicht die namenlos tragische Musik von Farben und Lichtern, die durch den ganzen Himmel liegt — ein Requiem, ein Dies irae, das unser Herz spaltet, daß es Gott sieht, und seine theuren Verstorbenen, daß es in ihm rufen muß: „Herr, wie groß und herrlich sind deine Werke, wir sind wie Staub vor dir, daß du uns durch das bloße Weghauchen eines Lichttheilchens vernichten kannst, und unsere Welt, den holdvertrauten Wohnort, in einen wildfremden Raum verwandelst, darin Larven starren!"

Aber wie Alles in der Schöpfung sein rechtes Maß hat, so auch diese Erscheinung, sie dauerte zum Glücke sehr kurz, gleichsam nur den Mantel hat er von seiner Gestalt gelüftet, daß wir hineinsehen, und augenblicks wieder zugehüllt, daß Alles sei wie früher. Gerade da die Menschen anfingen, ihren Empfindungen Worte zu geben, also da sie nachzulassen begannen, da man eben ausrief: „Wie herrlich, wie furchtbar!" — gerade in diesem Momente hörte es auf: mit eins war die Jenseitswelt verschwunden,

und die hiesige wieder da, ein einziger Lichttropfe quoll am obern Rande wie ein weißschmelzendes Metall hervor, und wir hatten unsere Welt wieder — er *drängte* sich hervor, dieser Tropfe, wie wenn die Sonne selber ordentlich froh wäre, daß sie überwunden habe, *ein* Strahl schoß durch den Raum, ein zweiter machte sich Platz — aber ehe man nur Zeit hatte, zu rufen: „Ach!" bei dem ersten Blitz des ersten Atomes, war die Larvenwelt verschwunden, und die unsere wieder da: das bleifarbene Lichtgrauen, das uns vor dem Erlöschen so ängstlich schien, war uns nun Erquickung, Labsal, Freund und Bekannter, die Dinge warfen wieder Schatten, das Wasser glänzte, die Bäume waren grün, wir sahen uns in die Augen — siegreich kam Strahl an Strahl, und wie schmal, wie winzig schmal auch nur noch erst der leuchtende Zirkel war, es schien, als sei uns ein Ozean von Licht geschenkt worden — man kann es nicht sagen, und der es nicht erlebt, glaubt es kaum, welche freudige, welche siegende Erleichterung in die Herzen kam: wir schüttelten uns die Hände, wir sagten, daß wir uns zeitlebens daran erinnern wollen, daß wir das mit einander gesehen haben — man hörte einzelne Laute, wie sich die Menschen von den Dächern und über die Gassen zuriefen, das Fahren und Lärmen begann wieder, selbst die Thiere empfanden es; die Pferde wieherten, und die Sperlinge auf den Dächern begannen ein Freudengeschrei, so grell und närrisch, wie sie es gewöhnlich thun, wenn sie sehr aufgeregt sind, und die Schwalben schossen blitzend und kreuzend, hinauf, hinab, in der Luft umher. Das Wachsen des Lichtes machte keine Wirkung mehr, fast Keiner wartete den Austritt ab, die Instrumente wurden abgeschraubt, wir stiegen hinab, und auf allen Straßen und Wegen waren heimkehrende Gruppen und Züge in den heftigsten, exaltirtesten Gesprächen und

Ausrufungen begriffen. Und ehe sich noch die Wellen der Bewunderung und Anbethung gelegt hatten, ehe man mit Freunden und Bekannten ausreden konnte, wie auf Diesen, wie auf Jenen, wie hier, wie dort die Erscheinung gewirkt habe, stand wieder das schöne holde, wärmende, funkelnde Rund in den freundlichen Lüften, und das Werk des Tages ging fort; — wie lange aber das Herz des Menschen fortwogte, bis es auch wieder in sein Tagewerk kam, wer kann es sagen? Gebe Gott, daß der Eindruck recht lange nachhalte, er war ein herrlicher, dessen selbst ein hundertjähriges Menschenleben wenige aufzuweisen haben wird. Ich weiß, daß ich nie, weder von Musik noch Dichtkunst, noch von irgend einem Phänomen oder einer Kunst so ergriffen und erschüttert worden war — freilich bin ich seit Kindheitstagen viel, ich möchte fast sagen, ausschließlich mit der Natur umgegangen, und habe mein Herz an ihre Sprache gewöhnt, und liebe diese Sprache, vielleicht einseitiger, als es gut ist; aber ich denke, es kann kein Herz geben, dem nicht diese Erscheinung einen unverlöschlichen Eindruck znrückgelassen habe.

Ihr aber, die es im höchsten Maße nachempfunden, habet Nachsicht mit diesen armen Worten, die es nachzumalen versuchten, und so weit zurückblieben. Wäre ich Beethoven, so würde ich es in Musik sagen; ich glaube, da könnte ich es besser.

Zum Schlusse erlaube man mir noch zwei kurze Fragen, die mir dieses merkwürdige Naturereigniß aufdrängte.

Erstens. Warum, da doch alle Naturgesetze Wunder und Geschöpfe Gottes sind, merken wir sein Dasein in ihnen weniger, als wenn einmal eine plötzliche Aenderung, gleichsam eine Störung derselben geschieht, wo wir ihn dann plötzlich und mit Erschrecken dastehen sehen? Sind diese Gesetze sein glänzendes Kleid, das ihn deckt, und muß er es lüften, daß wir ihn selber schauen?

Zweitens. Könnte man nicht auch durch Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge von Lichtern und Farben eben so gut eine Musik für das Auge wie durch Töne für das Ohr ersinnen? Bisher waren Licht und Farbe nicht selbstständig verwendet, sondern nur an Zeichnung haftend; denn Feuerwerke, Transparente, Beleuchtungen sind doch nur noch zu rohe Anfänge jener Lichtmusik, als daß man sie erwähnen könnte. Sollte nicht durch ein Ganzes von Lichtaccorden und Melodien eben so ein Gewaltiges, Erschütterndes angeregt werden können, wie durch Töne? Wenigstens könnte ich keine Symphonie, Oratorium oder dergleichen nennen, das eine so hehre Musik war, als jene, die während der zwei Minuten mit Licht und Farbe an dem Himmel war, und hat sie auch nicht den Eindruck ganz allein gemacht, so war sie doch ein Theil davon.

Aus dem Sammelwerke „Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben“.

(1844.)

Es ist
Statistik
heitern Bilde
Hauptstadt v
5 so daß sich d
und Treibens
der es nie se
aber, der hier
innerung.
10 Erinnerung s
Aufsätze und
große Stadt
schaften und
Humoristische
15 großartiger
jenes Humor
ist: so wird
in unserem
sich nicht ver
20 Ständen beg
der Bänkels
Schusterbube
Gelehrte, de
Adel und de
25 wie sie ja a

Vorrede.

Es ist Zweck und Ziel dieser Blätter, nicht etwa eine *Statistik* Wiens zu bringen, sondern in ernsten und heitern Bildern, wie in einem Kaleidoskop Scenen dieser Hauptstadt vorüber zu führen, die nur *ihr* zukommen, so daß sich dem Leser nach und nach ein Bild des Lebens und Treibens dieser Residenz zusammen male, welches dem, der es nie selbst gesehen, eine *Vorstellung* gibt — dem aber, der hier gewesen oder noch ist, eine ergötzliche *Erinnerung*. Wie wahr oder falsch beides, Vorstellung und Erinnerung sein wird, hängt dann freilich von der Güte der Aufsätze und von der Phantasie des Lesers ab. Da jede große Stadt nothwendig durch den Conflict von Leidenschaften und Thorheiten für den feinern Beobachter etwas Humoristisches hat, aber auch durch das Zusammenströmen großartiger Bestrebungen etwas furchtbar Ernstes, ja da eben jenes Humoristische durch die Folie dieses Ernstes bedingt ist: so wird auch nothwendig jene Komik und dieser Ernst in unserem Buche vorkommen müssen, und der Leser wird sich nicht verwundern, wenn ihm Figuren aus den *untersten* Ständen begegnen, und aus den *höchsten*. — Der Bettler, der Bänkelsänger, der Leiermann, Fiaker, Tagelöhner, Schusterbuben werden nicht minder als der Dandy, der Gelehrte, der Künstler, der Staatsmann, der Rentist, der Adel und der reiche Kaufmann durch unsere Blätter gehen, wie sie ja auch durch unsere Stadt gehen, und in die Kneipe

und in den Gasthausgarten, so wie in den Salon und Privatpark wird uns der Leser folgen müssen; Volksfeste werden vor ihm ausgebreitet, und der Ballsaal der Reichen geöffnet, Narren die Hülle und Fülle, aber auch Herzen und Geister, vor denen er Ehrfurcht hat, einzelne Bilder und wieder auch Massen, das Gefühl des Einsamen und das Jubeln und Brausen der Menge — die weltgeschichtliche That, und der leichtsinnige Sprung nach einem Vergnügen, und so bunt, wie das Leben selber, wünschen es diese Blätter zu bringen, und ihr Ziel ist erreicht, wenn der Leser die Wiener auslacht, aber auch liebt, und wenn er sagt: „Das muß doch eine erstaunliche Stadt sein, wir müssen doch auch dieselbe vor unserm Lebensende noch besuchen und besehen, ob es denn gar so lustig und so herrlich und so gemüthlich und so bedeutungsvoll dort sei, wie Diese hier schreiben, oder ob es eitler Wind ist, den sie in die Welt hinausblasen“ — — nein! komme nur, lieber Leser, und siehe selber, wie wahr Alles ist, und wie weit noch unsere Feder zurückblieb. Wenn der Kritiker sagt, daß doch Werth und Gehalt dieser Aufsätze so sehr verschieden sei, so antworten wir ihm: der Leser ist selber nicht anders.

Und somit urtheilet freundlich über „Wien und die Wiener“.

Wien im Monat August 1841.

Die Verfasser.

Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansthurmes.

(Als Einleitung.)

So entrollen wir denn vorerst vor dem geneigten Leser dieser Blätter die ungeheure Tafel, auf der dieß Häusermeer hinauswogt, ein Leben in sich tragend, so bunt und heiter, daß man wähnt, es diene nur dem Augenblicke und der Stunde, und die Göttin, die hier herrschet, sei die Freude — und sie ist es auch — denn der Mensch, die Tausende, die hier strömen, arbeiten, sorgen, sich vergnügen, und in Hast und bewundernswerthem Geschicke die Frucht jeder Minute zu brechen wissen — sie ahnen es nicht, daß sie Lettern sind, heitere schöne Lettern, womit die Muse das furchtbare Drama der Weltgeschichte schreibt; sie fühlen es nicht, daß hier der Herzschlag einer großen Monarchie ist, die im Rathe der Völker sitzt, und das Geschick des Erdballes bestimmen hilft, und daß von diesem Herzschlage die Frische und Gesundheit der andern Glieder abhängt — sie wissen es nicht, und können es nicht wissen; aus Gemüth und Streben jedes Einzelnen baut sich jener Geist der Zeit zusammen, der die That gebiert, die That und das Antlitz des Jahrhunderts, oft des Jahrtausends — Keiner that die That und formte das Antlitz, aber Alle thaten's, wenn sie auch dann vielleicht dastehn und staunen — das Blut, der einfach rothe Balsam, strömt fröhlich durch alle Adern des ganzen Körpers, und ahnt nicht, daß es selbst

dieß Wunderwerk von Körper aufgebauet hat: Das Volk, das hier jubelnd strömet, Jeder seinem Zwecke, meist dem der Freude dienend, dieses Volk bauet rastlos emsig in Kindern und Kindes-Kindes-Kindern an einem Baue, den es nicht kennt, nach einem Plane, den es nicht weiß — sie bauen unermüdlich fort, und stürzt Einer, so steht schon wieder ein Anderer mit Hammer und Kelle an seinem Platze und sputet sich — und wenn der Bau fertig ist, so erstaunen die Einigen, die eben zugegen sind! Dann geht einer hin, und erzählt in vielen Blättern, wie das Alles gekommen ist, aber auch er weiß es nicht. — Weise Lenker waren bei dem Baue, aber auch sie konnten nur Theile sehen und bestimmen. — Wer das G a n z e anbefahl und überwachte, den hat noch nie ein Auge gesehen!

Nun lieber Leser, schaue dir noch einmal im Geiste dieses bewegte Leben an, und es wird dir bedeutungsvoller scheinen, als vordem, und dann, wenn du dein Herz vorbereitet hast zu Erhabenheit und Scherz, zur Freude, wie zur Betrübniß — dann folge mir, daß wir unsere Augen schweben lassen über dieser Riesenscheibe, die da wogt und wallt und kocht und sprüht, und sich ewig rührt in allen ihren Theilen.

Wenn man Süd und Südwest ausnimmt, so mag der Wanderer kommen von welcher Weltgegend immer, und er wird, bevor er noch ein Atom von der großen Stadt erblicken kann, schon jene schlanke zarte luftige Pappel erblicken, die still und ruhig in einem leichten blauen Dufte steht, und die Stelle anzeigt, an der sich die noch nicht gesehene riesige Stadt hindehnet, dann, wenn er weiter geht, reitet oder fährt, münden sich allerwärts Straßen, wie Adern, zusammen, der Gefährten werden immer mehr, die schneller oder langsamer theilnahmslos an ihm vorüberjagen, wie Treibholz, demselben Strudel zu, bis sich endlich

rechts und links, nahe und ferne, die Massen der Stadt heben, hier sanft rauchend, und hinausdämmernd, dort nahe schreitend mit Dächern, Giebeln, Thürmen, funkelnden Punkten — bis er endlich bei einer unscheinbaren Barriere hineintritt, und nun schlagen die Wogen über ihm zusammen. Eine endlose Gasse nimmt ihn auf; ein Strom, der schmutzige und glänzende Dinge treibt, wird immer dichter, und immer lärmender, je näher er jener Pappel kömmt, die er aber jetzt nirgends sieht — ja dort tritt sie vor, ein dunkler schlanker riesiger Stift in der glänzenden Luft — nein, sie ist es nicht; denn weiter rechts steht mit einem Male eine noch größere, ruhigere, graublau dämmernd, den Adler auf der Spitze tragend — diese ist's — man sieht fast das zarte Laubwerk an ihrem Schafte emporstreben. — Jetzt tritt wieder eine Häuserparthie dazwischen — die Gasse will kein Ende nehmen; allerorts Drängen und Brausen, und Vergnügen und Freude, nur dem Fremdling will es einsam werden in dieser tosenden Wüstenei. Fast betäubt geht er weiter; mit einem Male ist die Gasse zu Ende, und auch die Stadt. Ein weiter grüner Platz voll Laubgrün und geputzter Menschen steht vor ihm, aber jenseits wieder eine Stadt, die ewig unerreichbare Pappel wieder in ihrer Mitte tragend. — Unverdrossen durchschreitet er den seltsamen Garten; ein finsteres Thor schlingt ihn ein; eine Versammlung glänzender Palläste tritt um ihn herum, und nimmt ihn in die Mitte, ihn hier und dort hindurchgeleitend, immer zu neuen, fast noch glänzenderen weisend. — Dem armen Landbewohner ist's, als seien hier ja gar keine Häuser, lauter Palläste und Kirchen — seine Pappel ist verschwunden — hier und dort taucht wohl ihre Spitze ein wenig vor, dann wieder lange nicht, dann wieder auf ein Mal an einem ganz anderen Orte. — Er geht darauf zu, weicht

ein wenig an dieser Ecke ab, dann an jener, es kömmt Gasse an Gasse, aber er erreicht sie nicht — ja dort sieht die Spitze wieder hervor, gerade hinter ihm. — Sind ihrer denn unzählige? — — „nein, mein Guter, aber du gehst in der Irre — siehe hier, wo die endlos große Tafel auf dem Hause ist, ist eine Herberge: da ruhe aus, erquicke dich, siehe von deinem Fenster aus dem Schwalle zu, der ewig unerschöpflich um jene Ecke fluthet, und gewöhne dich an ihn — dann morgen früh mit Tagesanbruch geh mit mir, ich führe dich bis zur Spitze deiner geliebten Pappel empor, und zeige dir von dort herab die Zauberei dieser Welt."

So. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Es werden Wenige sein von allen denen, die jetzt noch unter uns schlummern, welche schon den Anblick genossen haben, der unser harret; denn sie können das Bett nicht verlassen, oder haben Niemand, der ihnen dazu verhelfen könnte, schon so früh heroben auf dieser Spitze sein zu können. Dort gegen Norden hinaus, wo die leichten weißen Nebel ruhen und ziehen, ist die Donau, und die dunkeln Streifen, die sich im Nebel zu wälzen und mit ihm zu ziehen scheinen, sind schöne Auen, durch die der edle Strom wallet. — Weiter hinaus, das luftige, im Morgengrau schimmernde Fahlroth, ist das Marchfeld, und jener blaue Hauch durch den Himmel, der sich eben mit der ersten Milch des Morgens lichtet, sind die Karpathen, und die Berge gegen Ungarn. Sie schweifen, wie ein aus Luft gewobenes Band um den ganzen Osten, der bereits überraschend schnell in ein immer feineres Licht aufblühet, und schwimmen dort wie in unermeßlicher Ferne in die Luft hinaus. Aber was ist jener Berg gleich rechts daran mit der zum Erschrecken nahen, weißglänzenden Zeichnung? Er steht eine Tagereise weit

von hier gegen Südwesten, und ist der Schneeberg, das letzte jener Häupter, die mit manchem silberweißen Helm und Panzer bedeckt, in jenem Zuge stehen, der vom Lande Schweiz an durch das Tirol herausreicht, und dann zwischen unserm Lande und der Steiermark laufend, hier mit einem Mal ein Ende nimmt. Rechts von ihm siehst du die blaue Mauer weiter westwärts springen, bis sie dir jene dunklen Rücken decken, die uns breit und schwer den auch noch dunklen Westhimmel umlagern. Wie sie auch jetzt mit dem wilden Schwarz um den sich hellenden Himmel liegen, so wirst du doch sehen, wenn über ihnen die Sonne steht, wie sie anmuthige Höhen sind, üppige Laubschöße, in denen die weißen Landhäuser herumgestreut sind, und die Dörfer, und die Schlösser, in deren Schatten die tausend verschlungenen Wege laufen, so daß diese Höhen wie ein riesenhafter heitergrüner Park um die große staubende Stadt herumlaufen, ihren West wie ein sanfter Bogen gürtend. Mitten nun auf dieser dunklen Länderscheibe, die du eben mit deinem Auge aus dem Himmel herausgeschnitten, gerade unten zu deinen Füßen liegt die schwarze Stadt, unberührt von der Morgenröthe, die bereits über ihr heraufflammt, dieses Bild des gestrigen Treibens, nun unbeweglich ruhig, wie in Todesschlummer gestürzt, gespenstig starr heraufglotzend, als wäre sie todt, von keinem einzigen Laute erschüttert, als hier und da von dem grellen Schlag einer geblendeten Nachtigall, die den stillen Nacht- und Morgenhauch in ihren Gliedern fühlend, mitten im Steinmeere von grünen Zweigen träumt, und einen Lieb- und Angstruf thut — — doch horch, das erste Lebenszeichen des schlafenden Ungeheuers gibt sich eben kund. Hörst du das ferne Rasseln durch eine Gasse, als ob Kriegsgeschütze im Galopp führen? Es sind die ersten Fähren, die beginnen, dem ungeheuren Magen seine heutige Nahrung

zuzuführen, Fleischerwägen sind es, die durch die Schläfer rasseln und donnern, und in ihre Träume reichen, ohne sie wecken zu können; denn sie haben es schon tausendmal gehört. Jetzt ist es wieder stille — feurige Landzungen ragen durch den Himmel, und legen ein sanftes Purpurroth auf die grauen Steine um uns, die Rippen dieses Thurmes, auf dem wir stehen. — Siehst du, ein graues Schimmern läuft schon hie und da durch Theile der Stadt, die dir immer größer wird, und ihre Glieder, gleichsam wie im Morgenschlummer dehnend, über Hügel und Thäler hinausstreckt — und in dem Schimmer blitzen rothe Funken auf, wie vortauchende Karfunkel, es sind Fenster, an denen sich die Morgenröthe fängt. — Jetzt rasselt es wieder, und an mehreren Stellen; — jetzt fängt sich's auch hier und dort in andern verworrenen Tönen zu regen an, und dort und da erbrauset es sanft, wie Athemzüge eines Erwachenden — die Nebel sind von der Donau verschwunden, und sie wird sichtbar, wie ein stiller goldner Bach. Einzelne Rauchsäulen heben sich bereits aus der Stadt — das Brausen schwillt — — hui! ein Blitz fliegt an unsern Thurm: die Sonne ist herauf!! Die unten aber haben sie noch nicht — jetzt — ganz draußen brennt plötzlich ein Theil der Stadt an; wie es blitzt und von Zeile zu Zeile lodert! Jetzt brennt's auch dort, jetzt dort, jetzt in der ganzen Stadt, ihr Rauch vermehret sich und wallt, wie ein goldner trüber Brodem in die Morgengluth hinein. Ganze Gassen schimmern im Morgenglanze, ganze Fensterreihen belegen sich mit Gold — Thurmkreuze und Kuppeln funkeln — von einzelnen Thürmen fallen die sanften Klänge der Glocken zum Morgen-Ave. In den Gassen regt sich's; schwarze Punkte werden sichtbar und bewegen sich, und schießen durcheinander, sie werden immer mehr, einzelne frische Schalle schlagen herauf, das Rollen, Rasseln und Prasseln wird immer dichter, das

verworrene Tönen ergreift alle Stadttheile, als ob sich Gassen und Häuser durcheinander rührten, bis ein einziges dichtes, dumpfes, fortgehendes Brausen unausgesetzt durch die ganze Stadt geht. *Sie ist erwacht.* Indeß schwingt sich die Sonne siegend und lächelnd, wie ein silbern reines Schild, immer höher über das wirre Babel empor.

Und nun, da der Tag Alles in's Klare gebracht hat, lasse unsere Blicke durch dieß schöne Schauspiel wandern, ehe der Wind sich hebt, und der Staub seinen schmutzigen Schleier über ganze Theile der Stadt, und jenen schönen Schmelz der Fernsicht legt.

Der Theil gerade zu unsern Füßen ist die eigentliche Stadt. Wir sehen sie, wie eine Scheibe um unsern Thurm herumliegen, ein Gewimmel und Geschiebe von Dächern, Giebeln, Schornsteinen, Thürmen, ein Durcheinanderliegen von Prismen, Würfeln, Pyramiden, Parallelopipeden, Kuppeln, als sei das Alles in toller Kristallisation an einander geschossen, und starre nun da so fort. — In der That, von dieser Höhe der Vogelperspective angesehen, hat selbst für den Eingebornen seine Stadt etwas Fremdes und Abentheuerliches, so daß er sich für den Augenblick nicht zu finden weiß. Wie eine ungeheure Wabe von Bienen liegt sie unten, durchbrochen und gegittert allenthalben, und doch allenthalben zusammenhängend, nur die Gassen nach allen Richtungen sind wie hineingerissne Furchen, und die Plätze wie ein Zurückweichen des Gedränges, wo man wieder Luft gewinnt. Senkrecht im Abgrund unter uns liegt der Platz St. Stephans, die Menschen laufen auf dem lichtgrauen Pflaster wie dunkle Ameisen herum, und jene Kutsche gleitet wie eine schwarze Nußschale vorüber, von zwei netten Käferchen gezogen, und immer mehr und mehr werden der Ameisen und immer mehr der gleitenden Nußschalen. Dort, nur durch eine dünne Häuserschicht von uns getrennt, steht

die schöne schwarze Kuppel St. Peters, von dieser Höhe erst sichtbar, wie weit sie die Häusermasse überragt — hinter ihr der freundliche Thurm der Schottenabtei, links das schlanke Stift St. Michaels, dann die Augustiner, die Kapuziner, und zwischen ihnen allen — (selber eine kleine Stadt) die ehrwürdigen Gebäude der kaiserlichen Hofburg. Dann schwingt sich von Süd gegen Ost herum die Häusermasse des Kärnthnerviertels, durchschnitten von dem sanften Bogen der Kärnthnerstraße, der menschenwimmelnden — dort ragen die Franziskanerthürme, weiter links die der Universität empor, und dort gegen Nordwest — du kleines bescheidenes Thürmchen! St. Ruprecht, ältestes der Stadt — und wieder links davon die zart durchbrochne Spitze von Maria am Gestade — und noch andere und andere Thürme, Giebel, Erker und Balkone. — — Aber sieh, auch das Volk dieser Stadt ist erwacht, und fängt sein Tagewerk zu betreiben an. Man könnte dessen Charakter weissagen aus der Stunde des Erscheinens auf dem Schauplatze der Beschäftigung — doch eh' wir dieß thun, wirf noch einen Blick weiter hinaus über die Grenzen der eigentlichen Stadt — siehe dort ist ein seltsamer Garten, in den du gestern gelangtest, als plötzlich die lange Vorstadtgasse abbrach. Wie ein breiter, grüner Gürtel läuft er um die Stadt herum, einst Glacis der Festung, nun in der That ein anmuthiger Garten, mit grünen Rasenplätzen bedeckt, nach allen Richtungen von Alleen durchschnitten, ein wohlthätig Luftreservoir, dahin sich in der Abendkühle gerne und zahlreich die Bevölkerung ergießt, um sich zu ergehen und freier aufzuathmen.

Und jenseits dieses Gartens, in ungeheurem Kreise herumgeschlungen, breit hinausgelagert, liegt erst jene Masse, die dieser Hauptstadt eigentlich ihre Größe gibt, die Masse der Vorstädte, ich glaube, man zählt deren bereits fünf

und dreißig — mit größtentheils sehr schönen Fronten stellen sie sich im Kreise gegen das Glacis auf, gleichsam in ihrem Hereinschieben gegen die Stadt hier an einer unsichtbaren Grenze anhaltend und sich anstauend; denn weiter
5 dürfen sie gegen den luftigen, gesundheitbringenden Garten des Glacis nicht vordringen: aber dafür machen sie sich draußen breit, und fressen immer weiter und weiter den Raum hinweg; denn siehst du, obwohl sie dort gegen Südwest über einen Hügel steigen, dann sanft in's Thal sinken,
10 dort breit auseinanderfließen, bis an's Gestade des Donauarmes, ja denselben überschreiten, das jenseitige Inselgestade dicht überfüllend, dann wieder steigen und wieder sinken an's Ufer des Flusses Wien, und dann schnell jenen ersten Hügel anklimmen — obwohl sie an manchen Stellen fast
15 unübersehlich breit hinausgehen, bis sie sich allmählig mit mehr und mehr Gärten mischen, die weißen Punkte der Häuser einzelner auseinanderstreuend, und endlich an das grüne Gefilde stoßen, das wohl die Grenze der Stadt, nicht aber der Häuser ist; denn weit und breit in dasselbe
20 herumgestreut liegen die Landhäuser, winzige weiße Punkte, herüberleuchtend wie ferne Segel in einem duftigen, grünblau dämmernden Meere — obwohl schon unzählige der einstigen Dörfer um Wien von den Vorstädten verschlungen sind, und jetzt als Städte noch meistens ihren einstigen
25 Dorfnamen führen: so ist des Wachsens und des Bauens noch immer kein Ende; denn siehe dort hinaus gen Süden, wo der schöne sanft dunkelgrüne Rücken des Wienerberges hinüberziehet, da siehst du auf seiner Höhe eine kleine Säule, die Spinnerin am Kreuz genannt. — Dort herein, gerade auf
30 uns zu führt eine mächtige Straße, sie kömmt von unserm Hafen Triest, und knüpft uns an den ganzen Süden. — Nimm nun das Fernrohr hier, und suche die Straße; dort, wo jene ferne schwache Staubwolke aufgeht, muß sie sein — —

nun was siehst du? Einen langen-Zug, Wagen an Wagen, langsam fahrend, alle gegen die Stadt — an ihnen vorüberjagend hinein und hinaus die vielerlei leichten Wagen und Reiter, und zwischen ihnen wandelnd die Fußgänger und Wanderer und Heerden von kleinem Vieh und Wagen, die weder zu jenen ganz schweren, noch zu diesen leichten gehören. Jene schweren Wagen, die du siehest, bringen vielnamige Waaren in die Stadt, aber ein großer Theil derselben, die du mit einem dunkelrothen Stoffe beladen siehst, kömmt von jener Gegend, aus der du hinter dem Berge einzelne Rauchsäulen aufsteigen siehest, und bringt unabläßlich und unermüdlich jenes Materiale, woraus sich dieses riesige Häusergewimmel nach und nach erbaut hat: *die Ziegel* — und im Wienerberge liegen noch und harren unmeßbare Schichten von Thon, daß man noch ein Wien, und noch eins, und, weiß Gott, wie viele an einander fortbauen könnte, bis der Berg erschöpft und eben, aber auch von der Stadt verschlungen wäre! Und sieht man so zu, wie sie sich sputen, und treiben und wirken, so sollte man meinen, sie hätten auch nichts Anders im Sinne.

Und da du das Rohr einmal in Händen hast, so gehe nun damit etwas links — siehst du am Rande der Stadt jenes pallastähnliche Gebäude? Es ist eine Wagenremise, aber von großen mächtigen Wagen, deren gleich immer eine ganze Reihe aneinandergehängt daraus hervorfährt, von furchtbaren unbändigen Rossen gezogen; ihr Schnauben ist erschütternd, und der Dampf ihrer Nüstern geht als hohe dunkle Säule durch den Himmel; sie zermalmen jeden Widerstand, und ihrem Laufe vergleicht sich nur der Flug des Vogels, und dennoch nur *ein* Mensch, ein kleiner Mensch, du würdest ihn mit deinem Rohre kaum sehen, mit einem sanften Druck seiner Hand bändigt er die Rosse, daß sie dastehen, still und fromm, wie zitternde Lämmer.

Ei — dort fährt er ja — siehe die dunkle Linie schiebt sich durch die Saaten hin — sieh zu, eh' sie dir enteilt. Schon steht ihre erste Rauchwolke weit hinter ihr am Himmel, aber auch ihre zweite und ihre dritte — jetzt 5 deckt sie jener Abhang, jetzt ist sie wieder sichtbar, deutlich hinausschwebend — — jetzt ist sie verschwunden, und nur der Rauch zerstreut sich langsam am Himmel.

Wie das majestätisch ist! und der Mensch, das körperlich ohnmächtige Ding, hat das Alles zusammengebracht; die 10 furchtbar gewaltige Naturkraft, blind und entsetzlich, hat er wie ein Spielwerk vor seinen Wagenpallast gespannt, und lenkt sie mit dem Drucke seines Fingers — und so wird er auch noch andere, noch innigere, noch grauenhaftere seinem Dienste unterwerfen, und allmächtig werden in seinem Hause, 15 der Erde. Die Welt wird immer schöner und großartiger — fast ist es betrübend, sterben zu müssen!

Hast du hier den Menschen in seiner Stärke gesehen — gehe nun mit dem Rohre einen Finger breit links, und du siehest ihn in seiner Schönheit. Ein alter, vor- 20 nehm belasteter Pallast steht am obern Ende eines Gartens: es ist das Schloß zu Bel vedere. — Ein kleiner schwacher Mann ruhte einst dort aus von seinen Thaten, die die Frucht eines eisernen Willens waren, der in dem kleinen schwachen Manne wohnte, und die in ihrer Gewalt durch Europa 25 klangen, und wie einen Halm die Säulen brachen, auf denen der gefürchtete fanatische Halbmond stand. — Jetzt ist es still in den Hallen des Schlosses; denn der kleine schwache Mann ist längst begraben, und obwohl an Hunderte von Helden in dem Schlosse sind, obwohl ein Kranz der schönsten 30 Frauen dort weilet, und Rinder und Rosse, Hirsche und Reiter, und Wälder und Felsen, Gärten und Blumen, und aller Thiere eine unzählige Menge: so ist es doch dort todtenstille; denn als Bilder, als schöne ehrwürdige Blüthen

der Menschenseele hängen sie dort, dicht Wand an Wand bedeckend, als Denkmal der Größe, der Tiefe, der Liebe, der Innigkeit des menschlichen Herzens. Es ist eine würdige Nachkommenschaft des Helden, der einst hier gewandelt[1]).

Weiter vorn ist der Sommerpallast des Fürsten von Schwarzenberg, und rechts davon die gewaltige Kuppel der Kirche des heiligen Karolus mit ihren zwei schlanken, fast orientalischen Säulen, gleich daneben das symmetrische Gebäude mit dem schönen Blechdache ist die polytechnische Schule, und von da weiter links, schönen, fast palaisähnlichen Privatgebäuden vorüber, trifft dein Auge auf ein Haus von großem Ansehen und Umfange — es ist ein seltsam Haus; man macht darinnen ein Ding, das an sich von geringem, man möchte sagen, von gar keinem Gebrauche ist — aber durch Convention schlummert in dem Dinge der Inbegriff aller andern, und es wird täglich erstrebt, heiß erstrebt von Millionen Händen, und täglich weggeworfen von Millionen Händen: das Geld, ein Ding, erst harmlos erdacht zur Bequemlichkeit der Menschen, ein hohler unbedeutender Vertreter der wahren Güter, um sie, die großen, plumpen, unbequemen nicht allerorts mitführen zu dürfen — dann sachte wachsend in mählicher Bedeutung, unsäglichen Nutzen gewährend, Dinge und Völker mischend in steigendem Verkehr, der feinste Nervengeist der Volksverbindungen — endlich ein Dämon, seine Farbe wechselnd, statt Bild der Dinge selbst Ding werdend, ja einzig Ding, das all die andern verschlang — ein blendend Gespenst, dem wir, als wäre es Glück, nachjagen, — ein räthselhafter Abgrund, aus dem alle Genüsse der Welt emportauchen, und in den wir dafür das höchste Gut dieser Erde hineingeworfen haben, die Bruderliebe; denn sein leichter Ver-

[1]) Prinz Eugen.

kehr (ein Herzogthum kann man in einer Tasche tragen) reizt zur Anhäufung, sein Allwerth lockt zum Erwerb, dieser, der saure, zum Genuß als Lohn; und dieser als Afterglück reizt zur Steigerung, weil keiner dem lechzenden Herzen hält, was er versprach, und so geht es fort; wieder Erwerb, wieder Genuß, immer steigend, immerzu — größerer Gewinn, größrer Genuß, und der da stürzt in der hastigen Jagd, hat dann Neid und Groll gegen die Andern, weil er wähnt, er sei arm. — Und so in toller Verkehrtheit des Begriffes „Glück" jagen Völker, jagt fast die Menschheit in zitternder Hast nach der Wechselmarter: Erwerben und Verzehren, indeß ihm sein einzig Glück aus den Händen fällt: hold und selig zu spielen im Sonnenschein der Güte Gottes, wie der Vogel in den Lüften: selig und arm — — nein nicht arm; denn zum Bedürfniß ist eine Ueberfülle da, und reich und glücklich macht die Liebe und die Fröhlichkeit der tausend um uns herum Mitspielenden. — — Aber es muß wohl so sein, so gewiß, als es einst anders werden wird; in dem riesenhaft angelegten Erziehungsplane des unbegreiflich räthselhaften Geschlechtes, Mensch genannt, wird es wohl liegen, daß er auch diese Erfahrung mache, und von ihr zu andern und wieder andern sich rette, bis die kurzen Jahrtausende seiner Kindheit vorübergegangen sind, und der Jüngling sich sacht des sanften Gutes in sich bewußt wird, das ihn zu stillerer Menschheit weiter führen wird, seiner moralischen Freiheit. — Und somit rolle das Geld seinem Zwecke und seiner Bestimmung entgegen.

Gleich links von dem Münzhause, blos durch jenen blauen Wasserfaden getrennt, (es ist der Neustädter Kanal) liegt ein anderes Gebäude, wo man auch ein Ding aus Metall macht, das beinahe so nützlich ist, wie das Geld, und fast nicht so schädlich, nämlich die Kanonen, die Zähne, die wir dem Fremden weisen, wenn ihn nach unserm Gute

gelüstet — sie sind nur ein interimistisch Gut, und taugen nur so lange, bis einmal die gesammte Menschheit vernünftig wird. Dann hat blos hie und da das Söhnlein eines Vornehmen ein solch Ding zum Vergnügen, das man ihn losschießen lehret des wundersam starken Schalles wegen. Bis aber jene Zeit kömmt, sind noch immer solche Häuser nöthig, wo man sie macht, aber auch solche, wie du wieder weiter links eines siehest, ein großes schönes Haus, wie der Pallast eines großen Fürsten. Es steht dort gerade an jener Straße, wo du so sehr aus- und einfahren siehest, und ist geschnitten von mächtig großen Pappeln, die in einer Allee dahin führen. — Wenn du das Rohr auf sein Mittelschild richtest, so kannst du die Aufschrift lesen: „Patria laeso militi“ zu deutsch: „Das Vaterland dem beschädigten Krieger.“ Es ist das Invalidenhaus, und zwar wie gesagt, nur so lange tauglich, als man auch das Kanonenhaus braucht, aber es lebt noch keiner, der es wüßte, wann jene Zeit kommen wird, da beide nicht mehr nöthig sind. Die Straße, die an dem Gebäude vorüberführt, und deren Lauf du auch außer der Stadt dort in dem gelben Felde an dem leichten Staubstreifen, der sich hinauszieht, verfolgen kannst, ist die nach Ungarn und in den Orient, Tag und Nacht befahren von den kleinen Rossen des Ungarlandes, deren oft fast eine Heerde vor einem Wagen läuft, gelenkt und ermuntert von jenem malerischen Menschenschlage mit den weiten weißen Beinkleidern und dem breiten Hute, der ein verbranntes, höchst ausdruckvolles Gesicht beschattet. Es sind noch unverkennbar die Nachkommen der Söhne der Steppe. Aber auch noch eine andere Straße haben wir nach dem Orient, eine noch ergiebigere, ob es gleich auf ihr nicht so wimmelt, wie auf dieser, und gar kein einzig Stäubchen ist. — Wie einen breiten schimmernden Silberbach siehest du sie dort hinausgehen durch jenen dunkelgrünen Laubwald. Es ist

unser schöner Strom, die Donau, und der Laubwald ist der Prater, der Garten von Wien. Große schimmernde Häuser gehen auf dieser silbernen Straße abwärts, Menschen und Waaren aller Art nach Osten führend, darunter auch jene 5 zierlichen schlanken Fähren, die Geburt unserer Zeit, die Dampfschiffe, abwärts fliegend, wie die Wasserschwalbe, aufwärts ruhig wandelnd, wie ein Schwan, mit der Gewalt seiner Ruder die Macht der Welle überwindend. Sieh, es wallet dort am Eingange des Waldes die mächtig 10 große weiß und rothe Fahne, ein Zeichen, daß noch heute eines jener Feuerschiffe abgehen wird. — Ei dort steht ja der schwarze Punkt am Ufer, siehst du, draußen auf dem breiteren Wasserbande rechts, wo jene Mühlen sind, das ist das Schiff. Wie viel Freude, wie viel Thränen wird der 15 schwarze Punkt heute noch sehen.

Nun geh noch weiter links, stromaufwärts, da sind zwei dunkle Linien über dem Strom, fast parallel, sie sind die zwei Brücken, die nordwärts führen, die eine links, uralt, für Wagen und Wanderer nach dem Norden, die andere 20 rechts, neu und blos für die Wagenzüge der Eisenbahn. Am Eingange des Praters siehst du auch den Bahnhof. Besieh dir auch rechts ab von den Brücken jenseits des Stromes jene gelblich fahle Fläche, wogend von Getreide, und schier unermeßlich hinausgehend bis zum Horizonte, 25 der in matter Farbe an dem Himmel verschwimmt — mit dem Segen Gottes ist das Feld überdeckt, Nahrung und Heil für die Hauptstadt, aber auch einstens einmal Glück, einmal Unglück bringend; es ist das Feld von Aspern und von Wagram. Man hat vor nicht langer Zeit dort 30 einmal eiserne Körner gesäet, und wer weiß, ob nicht die Millionen goldner, die eben dort der Ernte entgegenreifen, eine Frucht dieser eisernen sind; denn dort haben die Völker gelernt, daß einer besiegt werden konnte, der bis dahin

schier unbesieglich schien. Da man jene Körner säete mit vielen tausend Arbeitern, da war diese Stelle, auf der wir stehen, gedrängt von Menschenangesichtern, und jede andere Stelle unter uns, wo nur der Thurm immer eine Lücke gegen jene Seite zeigte, wenn nur so groß wie ein Menschenauge: da war auch ein solches Auge, und alle die Antlitze und alle die Augen waren gerichtet nach der einen Stelle, nach dem Saatfelde — und manches Auge dort wird ahnungsvoll hieher geblickt haben nach der luftigen befreundeten Pappel seiner Stadt, und in manchem brechenden wird diese Spitze noch wie ein Phantom gezittert haben. Der Tag ging vorüber, die Kämpfer gingen vorüber, und die Natur hüllte schamhaft einen Blumenteppich auf diese Stelle.

Wenn du nun noch weiter links gehst, so streift dein Blick über die Inselstadt, die unser Strom vor wenig Jahren so arg heimgesucht hat. Wieder auch dieser Thurm war der Ort, von wo aus tausend Blicke auf jene Stätte schauten, wie Häuser und Eis ruhig zum Himmel emporstarrte, und wo sie angstvoll harrten, ob die aus Schollen gebaute Stadt über die andere emporwachsen werde, ob nicht — und draußen lag es gegossen weithin, wie ein silberner Spiegel blitzend, die Dörfer und Häuser hineingelegt, wie ein schwarzer Punkt; der graue Märzhimmel, wie eine ruhige matte Kuppel, sah unbeweglich nieder, und wo die Sonne das Grau durchdringen konnte, da legte sie flimmernde Mosaik und prachtvoll glitzernde Bilder auf den furchtbaren Spiegel. Die Wasser rannen wieder ab, und manches Leben mit — aber die Inselstadt steht wieder heiter und glänzend da, und die Fluth von Leben, die hier wogt, schloß sich über jene verlorne, wie die Luft an jener Stelle wieder zusammenfließt, wo man sie verwundet hat.

Willst du nun wieder zur Stelle gelangen, von der wir unsere Rundschau begonnen haben, so schreite von der

Inselstadt links, dann über den kleinen gewundenen Strom (eine zu uns hereingesendete Ader der Donau), durch eine Masse von Vorstädten, die gerade dort, wo das Glacis wegen kriegerischer Evolutionen und Festlichkeiten ohne Baum-pflanzung gelassen ist, eine imponirende, schimmernd weiße Linie ziehen, darunter jenes neue Haus, das sich so kolossal und fast egyptisch ernst und schwer dem Sandplatze entlang zieht — es ist das neue Kriminalgebäude. — Wenn einst jene vernünftige Zeit erscheint, wo man keine Kanonen mehr nöthig haben wird, da wird auch dieses Haus unbrauchbar werden, und vielleicht erschallen dann Freudengesänge in den Zellen, wo jetzt die Reue und Verzweiflung brütet — oder vielleicht ist das feste Haus längst in Staub zerfallen, und etwas Anderes steht wieder an seiner Stelle, ehe jene Zeit gekommen.

So wie dieß Haus vor innerem Unheil wahret, so wahrt das andere rechts gegenüber vor äußerem. Es ist die erste große Alserkaserne, ein regsamer Bienenstock von Krieger- und Waffengewimmel.

Nun gehe noch jenen Schutt von Häusern durch, der links sich über die Höhe lagert, ein Gewirr vielnamiger Vorstädte: Josephstadt, Altlerchenfeld, Neubau, St. Ulrich, Maria-Hülf, Leimgrube u. s. w...... So, und nun siehst du wieder den sanft grünen Rücken mit der kleinen Säule, den Wienerberg, und unsere Rundschau ist vollendet.

Siehe, die Sonne ist unterdeß heraufgestiegen, und gießt ihren Schimmer weithin und blendend über all den Schmelz und die Abentheuerlichkeit und Mannigfaltigkeit der ungeheuren Stadt. — Den Schauplatz haben wir durch-gangen..... und nun, welch ein Volk wohnt und treibt in diesen tausend Mauern?!

Obwohl die Sonne dem Landmanne draußen und uns hier oben längstens aufgegangen ist, obwohl wir schon mit

dem Auge die ganze Stadt durchwandelt haben, so bricht doch für Diese unten erst der Morgen an, und ihre Regsamkeit beginnt. — Es ist ein tausendgestaltig, ein seltsam Volk, durcheinandergewürfelt mit allen Vortrefflichkeiten und Tugenden, und mit allen Leidenschaften und Lastern, und wenn du sagen gehört, wie Frohsinn und Herzensgüte, so wie Scherz und Schalkheit der eigentliche Grundzug dieses Volkes sei, und obwohl es wahr ist, was man dir sagte: so hoffe doch nicht, daß du dieses am ersten, oder zweiten, oder zehnten, oder hunderten Tag herauskostest. — Diese Stadt muß wie ein kostbares Nachessen, langsam, Stückchen für Stückchen mit Prüfung ausgekostet werden, ja du mußt selbst ein solches Stückchen geworden sein, ehe der ganze Reichthum ihres Inhaltes und die Reize ihrer Umgebungen dein Eigenthum geworden sind. Nur der langsamen und anhaltenden Beobachtung gibt sie sich hin, aber dann tief und innig und nachhaltend. Darum geht Mancher von hier fort, und trägt nichts mit, als ein Getümmel in seinem Kopfe. Erst lerne jede Oede überwinden, die dich fassen wird, wenn du täglich aus deiner Wohnung gehst, und täglich andere Menschen auf der Gasse siehest; wenn du an Orten der Freude bist, und Alles um dich braust und jubelt, ohne sich um dich zu kümmern, daß es dir fast gespenstisch einsam wird — harre nur, gehe immer aus, sei immer hier, werde gemach einer aus ihnen, und siehe, in geheimer Sympathie wirst du Alle auf der Gasse erkennen, ja so erkennen, daß du den Fremden sogleich herausfindest. Sie werden überall mit dir reden, sie werden dich einladen, sie werden dir Freude zutheilen; denn du bist jetzt einer der Ihren, sie erkennen dich, und geben sich dir — — und wie du auch jetzt befremdet auf diese Häuser hinabsiehst, wer weiß, ob nicht in einem derselben noch im süßesten Morgenschlummer die zwei Augen zugedeckt sind, in deren

Himmel du rettungslos versinken wirst, daß du dann die Stadt ein Paradies heißest, die dich jetzt noch mit so widerstrebenden Elementen anfaßt; — und hüte dich nur, man trägt hier wunderschöne Augen, und von der Herzensliebens-
5 würdigkeit der Wiener haben die Frauen einen mächtig großen Theil empfangen.

Nun geht das Treiben an, sieh, wie auf dem Platze unten der Menschen immer mehr werden; die Fiaker fahren an und stellen sich auf, die großen eisernen Riegel vor den
10 Gewölben lüften sich, und der Reichthum der Auslagen beginnt sich zu entfalten, ein blendend Verführungsmittel für das schöne und schönheitsliebende Geschlecht. Und wie sie alle laufen und durcheinanderwimmeln, als fürchteten sie sämmtlich zu spät zu kommen. Da fahren die Wagen,
15 und bringen in tausend kleinern Gefäßen das Weltmeer „Milch", das heute verzehrt werden soll — Stand an Stand drängt sich auf dem Markte mit Lebensmitteln belastet. Eine Million Thiere ist heute Nachts gestorben, daß alle Diese unten zu essen haben; ein Wald von Pflanzen wurde
20 abgemähet und hereingebracht — da gehen die Mägde mit ihren reinlichen Einkaufskörbchen, und tauchen hinein in das wogende Gesurre — — siehe auch schon eine Karosse, die über den Platz rollt — und all die Geschäftsleute erscheinen, und die Beamten, die in ihr Bureau gehen — — und es
25 mehrt sich Rauch und Staub über der Stadt; der Wagen und Kutschen werden immer mehr, so daß ein unausgesetztes Donnern gedämpft heraufschlägt zu unserer luftigen Einsamkeit — — siehe, wie lieblich! der Morgenhimmel sammelt nach und nach seine Vormittagswolken, und die Sonne legt
30 deßhalb auf die ausgebreitete Stadt hier Schattenbilder, dort Lichtblicke, daß sie unten liegt wie der Schmelz einer schönen Gold- und Silberstickerei — und ihre Größe kannst du daraus abnehmen, wie dort draußen die Ringe der

Vorstädte in einem schwachen blauen Dufte schwimmen, während die nahen Theile der Stadt mit der Klarheit eines Cameraobscurabildes heraussehen. Nun erblickt man auch schon die Wagen des Adels und reicher Privaten über das glatte Kirchenpflaster unseres Platzes rollen, am Trottoir des Hauses zieht sich ein ununterbrochener schwarzer Strom von Menschen hin, wie wimmelnde Insekten — Trommelschlag — dort um die Ecke rücken Grenadiere: schön und gleich, wie eine wandelnde Mauer schiebt sich's auf den lichten Platz heraus, vor derselben weicht, und hinter ihr schließt sich das schwarze Gedränge — die Fenster öffnen sich, und schöne neugierige Augen schauen heraus; oder die gestickte Mütze und der rothe Schlafrock eines Müssiggängers oder Spätlings, für den es jetzt erst früh Morgens ist; die Musik und die Krieger ziehen vorüber, und eine neugierige Schaar, theils Männer, theils Knaben ziehen ihnen im Taktschritte nach.

Endlich öffnen sich auch die Fenster jenes schönen Hauses, und die Vorhänge fliegen hinauf. Wer mag dort wohnen? Ganz gewiß Jemand, bei dem Mitternacht erst Abend ist, und später Vormittag Morgen. So, nun sind sie alle erwacht, und der Tag ist da — — nein! Einer oder der Andere vielleicht schlummert noch; siehe, dieser wallende brodelnde Kessel: er treibt und quirlt, als sei das so obenhin, und gehe nach irgend einem geheimen unabänderlichen Gesetze fort: aber da sind Einige in dieser Stadt, du würdest sie auf der Gasse nicht von den Andern kennen, diese sitzen an dem schweren Arbeitstische; ihnen ist von noch einem Höheren die Formel dieses Treibens und Lebens anvertraut, daß sie sich historisch schön und glückselig entwickle, und nicht jetzt und jetzt in Wirrsal überschlage. — Alle fühlen die Wohlthat ungehemmten Ganges, aber Keiner den Zauber, durch den es geschieht — nur wenn er, sei

es auch leise, gehemmt wird, dann meint er, es gehe Alles gefehlt, und er könnte es besser machen. Laß sie, es ist so die Art des menschlichen Geschlechtes! Mancher nun von denen, auf die ich oben deutete, mag wohl noch zur Zeit, 5 als wir heraufstiegen, bei der Lampe gesessen und der Formel nachgesonnen haben, und als da unten das Leben, für dessen Wohl er sorgt, erwachte, löschte er die Lampe aus, und suchte kurzen Schlummer — oder auch er suchte ihn nicht, sondern wandelt jetzt unter den Wachenden, wie einer aus 10 ihnen, und läßt sich von seinen Untergebenen berichten, was sie meinen und was noth thut. Ist dir dieses Treiben noch nichtig? wächst dir nicht eine furchtbare ernste Bedeutung aus dem Gewirre dieses Häusermeers empor? Ein Stück, und manchmal schon bedeutende Stücke der Weltgeschichte 15 wurden hier geprägt, und werden noch gepräget werden.

Aber lasse selbst Weltgeschichte Weltgeschichte sein, und denke und male dir nur recht deutlich die Geschichte eines einzigen Tages, einer einzigen Nacht, wie sie hier etwa sein mag. Es ist kein Glück auf dieser Erde, es sei so intensiv 20 und innig, daß es nur eben noch ein Menschenherz ertragen kann: heute Nacht war es in diesen Mauern. Der verzagende Jüngling — es waren zwei Lippen, so unerreichbar, wie die Sterne des Orion — heute streiften sie zum ersten Male über die seinen, und da saß er auf seiner Stube, und hielt 25 sich mit beiden Händen die Augen zu, daß er's festhalte, ja daß er's nur begreife, das Glück, und daß es ihm beim Licht des Tages nicht entschwinde. — Das Kind entschlief im Arme einer neuen, fast fabelhaft schönen Puppe. — Eine Jungfrau lag vor dem Bilde der Gebenedeiten, und 30 flehte, daß jeder Tag so schön sei, wie heute; denn sie war mit dem Längstgeliebten eingesegnet worden. — Einer hat das große Loos gezogen — einer in den Armen der schönsten Frau gezittert — Tausend Lippen mögen sich geküßt, tausend

Arme in einander geschlungen haben. — Dem Dichter erschien in der trunkenen Sommernacht sein Ideal zum ersten Mal sichtbarlich, und der Astronom zählte die Sterne. — Eine Mutter besuchte mit der Lampe nach Mitternacht ihre rosenrothen, schlummernden Engel. — Geizhälse zählten das Geld — Träume zuckten durch tausend Herzen — Wüstlinge feierten eine Orgie — der Spieler trug das ganze Vermögen von zwei andern nach Hause — und was da ruhte im sorgenfreien Schlummer, über das wurde feenhaft der goldgestickte Traumteppich gewoben, daß sie sanken und schwebten in einem Meere der Wunder. Aber auch, es gibt keinen Jammer und kein Unglück, es sei wie gräulich immer: heute war es auch in dieser Stadt. — Der Tod ging in hundert Häuser, und zerdrückte überall ein Herz. — Ein blasser Mann lud eine Pistole, im Zimmer neben ihm schläft sein Weib und Kind, morgen ist Kassenuntersuchung, und dann Festung, wenn er nicht früher — — — er wischt die Stirne, es ist ihm fast märchenhaft ferne, wie er auch einmal unten gegangen, wie eben die Nachtwandelnden, und unschuldig war, wie sie. — Tausend Kranke zählten die ewig zögernden Schläge unserer Thurmuhr, und die Wächterin schlief neben ihnen. — Jenes Mädchen zerdrückt vor Schmerz das Glas von dem Brustbilde des schönen falschen Mannes, daß ihr das Blut von den Händen rinnt — Eine andere öffnet unter tausend angstvollen Herzschlägen dem Verführer ihre Zimmerthüre — Verschmähte Liebe klagt im Liede ihr Leid in die Nacht hinaus, und eine Wachtel daneben schlägt leichtsinnig darunter — Auf sorgenvoller Armuth liegt der Schlummer, wie Blei, und die Lusttöne heimkehrender Schlemmer klingen in ihn hinein — Das Laster martert seinen Verehrer, und durch Höhlen und Säle schreitet der Vorwurf und webt ein Stachelhemd um das Herz des Schlummernden — die Träume legen heiße Steinhüllen

darüber, indessen oben die Sterne ruhig glitzern, das Rollen der Wagen einzelner wird, und endlich, so wie die Reden und Fußtritte später Heimkehrender, gänzlich schweigt. Diese Zeit ist um zwei Uhr Nachts herum — — dann gemach lichtet sich der Himmel, und bald beginnt jenes Rasseln der Nahrungswagen, indeß der Tag heraufkömmt, und die Sonne, so mild und unschuldig über der Stadt aufgehend, wie über einen grünen Grasteppich, in dem die Thierchen spielten oder schlummerten, und nun freudig an ihr Tagewerk gehen werden.

Welch eine Fülle, unermeßlich reich an Freude und an Schauer liegt nicht in der Geschichte einer einzigen Nacht einer solchen Stadt — und unten treibt sich Alles harmlos fröhlich, und *ist* harmlos fröhlich; denn der einzelne Unglückliche wird nicht gesehen in dieser Menge, oder er macht ein Gesicht, so heiter wie sie, weil er stolz oder starrköpfig ist.

Sie alle, die du unten so winzig wandeln siehst, sie reden, grüßen sich, es schallt das Pflaster unter ihrem Fußtritte, aber wir hören es nicht, es ist stumm unter dem allgemeinen Brausen, wie wenn die dunkle Heerde der Grundeln in der Tiefe des Wassers, das ober ihnen wallt, ein und aus durch Gassen und Thore ihrer großen feuchten steinernen Stadt schlüpfet.

Was treibt und bewegt nun Alle, daß sie eben so rastlos strömen, und dringen und eilen, als würden bunte Schnüre durch die Gassen gezogen?

Was?! Es ist kein Interesse, so hoch und niedrig es in der Menschheit sei, das da nicht wirkt, um jenen treibenden, kreisenden Wirbel zu erzeugen — Da ist die breite, mächtige, schmähliche Basis der Menschheit, die Habsucht mit ihrer Stiefschwester, der Verschwendung — Ihre Opfer siehest du zu Tausenden unten gestachelt rennen, daß sie es einem Andern zuvor thun, und ihm Weg und Zeit

abgewinnen, daß es einkehre in ihr Haus, auf daß es wieder glänzend hinausgehen könne — Der Eine trägt schon den Gewinn in der Tasche, und hastet weiter; der Andere trägt ein furchtbar pochend Herz; denn Alles kann heute noch verloren sein — und Erwerben, Erraffen, Erlisten den ganzen Tag so fort und fort, und morgen wieder von Neuem begonnen — Dann ist der Hunger, er treibt zu den tausenden der abentheuerlichsten Leistungen und Arbeiten, daß er nur verscheucht werde, der bleiche und schmutzige Geselle — da geht die Grisette und läßt Wimpel und Flagge wallen, daß sie nur die Gier anlocke, die in müssiger Weile herumlauert, um sich zu sättigen und zu ekeln — da geht der Gewerbsmann aus der fernen Vorstadt und trägt die fertige Arbeit den Kunden zu — der Müssiggänger treibt sich — der Eitle hat die schönsten Kleider an und zeigt sie — ihm vorüber, nachlässig gehalten, geht der Dichter, und trägt ein Himmelreich durch das Getose — und der Liebende hat eben die zwei Augen leuchten gesehen — die Zöglinge werden von dem Lehrer in die Luft geführt — der Künstler trägt seine Herzensträume, die Himmelsmelodien, die Farbenwunder in seinem Kopfe mit, an den vergebens die Wellen des äußeren Brausens schlagen — ein unglücklich jammernd Frauenherz sucht den kühlen dunklen Dom unter uns, daß es sich in Andacht ergieße, und der Architekt steht neben ihr und bewundert die Dichtung, die sie hier mit Stein und Mörtel aufgebaut haben — und Tausende strömen noch rechts und links, die all das nicht thun, sondern ein und derselben obwohl vielgestaltigen Göttin nachjagen, der Freude — — Indeß geht der glänzende Tag gemach herauf, so freundlich oder so gleichgültig, wie über eine prachtvolle Wildniß — sein leuchtendes Blau wird beschmutzt von den quellenden Rauchsäulen. — Indeß Die außen treiben, geht es aber im Innern der Häuser

nicht minder lebhaft zu. Es wird gekauft und verkauft, gehämmert und geschnitten, gearbeitet und gefördert; viele tausend Zeilen werden geschrieben, viele tausend gedruckt, musicirt und gespielt, und an die tausend Hände sind be-
5 schäftiget, in millionfacher Gestalt das zu bereiten, was heute verzehrt werden soll; denn wenn der Hammer der Uhr unter uns die Stunde zwölf schlägt, von da an ist jede Stunde eine Eßstunde, und dem letzten Mittagmahle im Pallaste reicht das erste Abendessen in einer Kammer die
10 Hand, wenn es nicht etwa noch früher kömmt, als jenes. Und dann ruhen die Geschäfte, und die Welt des Vergnügens beginnet. — Siehest du draußen auf dem Bergesabhang die weißen Punkte im Grünen leuchten? Das sind ihre Landhäuser, das sind die Orte ihrer Lustfahrten, dahin gehen
15 Wagen aller Art und bringen in das Grüne; — dort wogt die Stadt hinaus, daß du meinst, Alle seien an den einen Ort gefahren, und wenn du an den andern kömmst, so sind auch Alle dort, und wenn du in die Stadt wanderst, so geht Keiner ab. Tag und Nacht wird gesonnen, tausend
20 Hände sind in Bewegung, daß neue Altäre ersonnen, neue Altäre gebaut werden der tausendäugigen Göttin Vergnügen, und überall wird es ausgebreitet, und überall wird es in den Weg gelegt, ausgeschmückt, mit großen Zetteln an die Mauern geklebt, was heute noch zu haben
25 ist, daß man sich daran ergötze — und da sind alle Sorten von den Späßen des Hanswurstes im Prater an bis zu dem sublimsten Genusse der Kunst, und Jeder sucht sich, was ihm und dem heutigen Tage zusteht — indeß geht Glück und Unglück dieses Tages gelassen seines Weges,
30 und beseligt hier ein Herz, und drückt dort eins entzwei — aber die Menge weiß das Eine nicht, und nicht das Andere. — Dort klingt Musik und Freude, dort geht die Schaar der Spazierenden, hier ein angehender Selbstmörder, dort ein

Jüngling eben aus der Einsamkeit des Landes gekommen, dem sein Herz in diesem Gewirre vor Heimweh zerspringen möchte — und lustige Reiter jagen vorüber und lachen sich zu — indeß entzündet sich sachte die Abendröthe, und flammet von jenen Bergen herüber dem weiten Lande seinen Abschieds- 5 gruß zu, und auch dem kleinen Pünktchen Wien. Und wenn die Oper ausgeklungen, und die Vorhänge der Theater gefallen, und die Wagen heimrollen, die Zecher die Schenken verlassen, so zünden sich die Sterne an und sehen nieder, und eine Nacht folgt wie die gestrige und ein Tag wie der 10 heutige — — und so schieben sie sich fort, einer gleich dem andern, und jeder so verschieden von dem andern, und so bauen sie im eigenen Treiben und Rollen freithätig und doch bewußtlos jenes räthselhafte Ding auf, das Schicksal, vor dem Reiche entstehen und vergehen, ohne es berechnen zu können, 15 und das wir doch selber durch langsamen tausendfältigen Beitrag an Tugenden und Lastern aufgerichtet haben.

Die Glocke unter uns verkündet Mittag, und von den hundert Thürmen der Stadt hallt es nach — so lasse uns denn wieder hinabsteigen. Tauche denn nun getrost in dieses 20 Treiben, und es wird an dir sein, dir Glück oder Unglück darinnen zu suchen; beides ist in Menge da zu haben.

Nimm die Menschen und Bilder, wie sie kommen. Jetzt ein kleines unbedeutendes Wesen, jetzt ein tiefer Mann voll Bedeutung; jetzt Scherz, jetzt Ernst, jetzt ein Einzelbild, jetzt 25 Gruppen und Massen — und alles dieß zusammen malet dir dann zuletzt Geist und Bedeutung dieser Stadt in allem, was in ihr liegt, sei es Größe und Würde, sei es Lächerlichkeit und Thorheit, sei es Güte und Fröhlichkeit. So, nun steige hinab, und trete an das nächst beste Individuum, 30 und beachte es und studire es, und werde gemach auch einer aus diesen Allen, welche in Wien leben, und leben und sterben wollen nur in Wien.

Ein Gang durch die Katakomben.

Wir sind so gewohnt worden, unsere Voreltern als gute dumme Hanse zu betrachten, daß, wenn von was immer für geistiger Größe die Rede ist, wir sogleich mit den Fortschritten unsrer glorreichen Zeit da sind, worunter Jeder *die* versteht, in der *er* gelebt hat, und daß, wenn von einer Dummheit die Rede ist, die dort oder da geschehen, wir sogleich schreien: „Dieß ist doch unglaublich; so etwas geschieht in dem Jahre 1842!“. Ich aber frage: „warum sollte es denn nicht geschehen?“ Was wir auch in gewissen Richtungen gewonnen haben, so blieb es doch meistens nur Eigenthum Einzelner, oder Weniger — was wir verloren haben, das verloren *Alle*. Ich will mich deutlicher erklären. Die Wissenschaft, die Industrie, in gewissen Zweigen auch die Kunst (aber weniger) haben erstaunliche Fortschritte gemacht — aber das Gute, ich meine das *Menschlich*-Gute, was diese Dinge brachten, *wie Vielen* wurde es zu Theil? oder liegt nicht die Masse in eben den Banden des Rohen gefangen, wie einst, nur sind diese Bande beweglicher und polirter — und von denen, die sich in den Besitz des menschlich Erworbenen setzten, der Wissenschaft, der Politik, der Kunst, bei wie Vielen ist es zuletzt Sitte und Schmuck des Herzens geworden, als ein wirklich *Menschliches* (Humanes)?, oder tragen sie es nicht als todten Schatz, als bloßes *Wissen* oder *Können* in sich, es höchstens zu *Nützlichem* verwendend, nicht zum

Guten? — ja durch vervielfältigte geistige und leibliche Communicationsmittel sind wir feiner, glatter, geschmeidiger geworden, wie Kiesel, die sich an einander abreiben: aber ist deßhalb der Kiesel innerlich weniger hart? Mit Betrübniß und Entsetzen müssen wir erfahren, wenn heute diese Politur, diese ach so fälschlich „Bildung“ getaufte Politur, von der Leidenschaft durchbrochen wird, daß da Feuerflammen herausfahren, wie wir sie kaum in alter oder ältester Zeit gesehen haben, — oder gibt an Gräßlichkeit und Ausschweifung die französische Revolution irgend einer Thatsache der frühern Zeit etwas nach? Oder zeigt die pyrenäische Halbinsel Gewinn an rein Menschlichem? — Und dennoch gewannen wir; denn solche Scenen der Weltgeschichte werden, Gottlob, seltener — aber wann wird jene Zeit kommen, in der ein Krieg eben so ein Unding der Vernunft sein wird, wie ein Trugschluß schon heute ein logisches Unding ist? — — Es ist ein seltsam, furchtbar erhabenes Ding, der Mensch!! und schwindelnd für das Denken des Einzelnen ist der Plan seiner Erziehung, die ihm Gott als Geschenk seiner moralischen Freiheit übertragen, daß er sie in Jahrtausenden, vielleicht in Jahrmillionen vollende! — wie lange, wie viel Billionen Jahrtausende, muß dann die Großjährigkeit dauern? Ich sagte oben, daß, was wir verloren haben, Alle verloren. In der Glätte und Verflachung unserer Zeit ging alle tiefe Gemüthskraft und Glaubenstreue unserer Voreltern unter, was sie auch immer unter uns stellen mag an Wissen und Erfahrung: fromme Kraft stellt sie weit über uns, und diese war Allen gemein, sie war Geist der Zeit; denn nur der bringt das Bleibende hervor, was er durch Individuen zwar wirkt, aber er erzeugt selbst die Individuen. Darum baute dieser Sinn einst jene rührend erhabenen Kathedralen, und malte jene Bilder, die wir heute blos

bewundern können, aber trotz aller Trefflichkeit unsrer technischen Mittel nicht mehr nachmachen, indeß unser Zeitgeist auf das sogenannte Praktische geht, worunter sie meistens nur das Materiell-nützliche, oft sogar nur das Sinnlich-wollüstige verstehen; daher wir Eisenbahnen und Fabriken bauen, während sie Dome und Altäre, und wenn es ja heut zu Tage eine Kirche werden soll, so wird sie wieder sehr nützlich gebaut, oder sie sähe, wie ich es leider in meinem Vaterlande schon erfahren, wenn sie keinen Thurm hätte, einem Zinshause ähnlich. Ja oft nicht einmal bewundern mehr kann die Zeit jene kräftig schönen Werke der Vorzeit; denn wie viel tausend Wiener werden täglich über den Platz von St. Stephan gehen, ohne von dem Dome desselben etwas Anders zu wissen, als daß er sehr groß ist. Wenn mir Jemand den Aberglauben unserer Voreltern einwenden will, so muß ich ihm leider entgegnen, daß er schaue, wie heute der religiöse Indifferentismus der sogenannten gebildeten Klassen furchtbar und widerwärtig neben demselben alten Aberglauben der Massen steht — und zuletzt ist Aberglaube schöner, heiliger, kräftiger, als jene sieche Kraftlosigkeit des Indifferentismus, der bei den Worten: Gott, Unsterblichkeit, Ewigkeit, nichts denkt, und sie nur als Redeformen in dem Munde führt, die er überkommen hat, wie andere Worte, bei denen er auch nichts denkt. Dieß ist neben dem so vielen Nützlichen der Buchdruckerei eine Schattenseite derselben, daß, seit sie die Bücher so vervielfältigen, tausend und tausend Menschen aus der Welt gehen, ohne darin einen einzigen Gedanken gehabt zu haben; denn sie lesen sich einen gewissen Vorstellungskreis, eine Art Natur zusammen, und sagen ihn so lange sich selber und Andern vor, bis sie sterben, und wissen nicht, daß sie selber in der Welt gar nichts gedacht haben; darum hat sogar auch unsere Literatur etwas so Wässeriges

und Familienähnliches, während die der Alten so frisch und so unmittelbar ist, trotz der Einfalt und Naivetät, die wir heute belächeln.

Solche, und ähnliche schwermüthige Gedanken hatte ich, als ich eines Tages aus den Katakomben des Stephansdomes wieder an das Licht des Tages trat, und schnell durch das frivole Treiben der Gasse nach Hause ging.

In diese Katakomben nun will ich den freundlichen Leser begleiten, daß er ein ernstes Stück Vergangenheit unserer Stadt vor sich sehe, und daß er, wäre er in obigem Indifferentismus befangen, etwa anfange, über Gott, über Weltgeschichte, Ewigkeit, Vergeltung u. s. w. nachzudenken, und vielleicht ein Anderer zu werden.

Wer immer über die Spinnerin am Kreuz (ein schöner Getreidehügel, über den die Triester Straße führt) oder über einen der Westberge Wiens gegen die Stadt kömmt, der wird die alte, ernste, große Stephanskirche mitten in dem Häusermeere, wie einen Schwerpunkt, ruhen sehen, und sich dieser Symmetrie erfreuen; aber dieß war nicht immer so, sondern bei ihrem Entstehen lag die Kirche sogar außerhalb der Stadt, und wie es eine rührende Sitte unserer Ahnen war, um den Ort, an dem sie sich im Leben Trost und Zuversicht holten, nämlich um die Kirche, auch im Tode zu schlummern, welchen Platz sie mit dem schönen Namen Friedhof belegten: so war es auch um diese Kirche, und manche alten Leute Wiens sagen noch immer statt Stephansplatz Stephans-Friedhof, aber es ist kein Friedhof mehr; denn diese Sitte der Altväter ist ebenfalls aus sehr nützlichen Sanitätsrücksichten abgeschafft worden, und heute ragt jede Kirche geradewegs aus dem lustigen Getümmel des Alltagslebens empor, und ist fast ein gewöhnliches Haus geworden, so wie sie einst aus den Monumenten des Todes emporstieg, und selbst von seinen

Schauern umweht war. Oft, wenn ich über diesen Umstand traurig war, dachte ich: wenn sie nur tief genug grüben, so könnten schon die Todten an ihrer Kirche ruhen, und wie wäre es religiös feierlich, wenn jede Kirche, selbst in 5 den Städten, mit einem großen Garten der Todten umgeben wäre, der durch eine Mauer von der leichten Luft der Lebenden getrennt wäre, daß sie ein Gedanke der Ewigkeit anwandeln müßte, wenn sie durch das Gitter einträten.

10 Der Stephansfriedhof ist keiner mehr, sondern ein geräumiger Stadtplatz mit schönen Häusern und Waarenauslagen, und glänzende Karossen rollen über das Pflaster, unter dem die Reste unserer Vorfahren ruhen — ihre Kreuze und Monumente sind verschwunden, das Lob ihrer 15 Tugenden auf denselben ist verstummt, die Denkmale, die sie einst gründeten, um die Stätte ihrer Angehörigen auf ewige Zeiten zu bezeichnen, sind von unserer Industrie und unserem Verkehre bis hart an die Mauern der Kirche gedrängt worden, wo noch manche Tafel aus rothem Stein 20 übrig geblieben ist, auf dem ein bethender Vater mit seinen Kindern ausgemeißelt ist, oder ein liegender Todter selber mit gefalteten Händen, oder Heiligenbilder, oder sonst Embleme und Wappen, wovon manch Stück durch die Zeit herabgeschlagen oder verwittert ist, und darunter steht 25 Namen und Amt, und stehen die Tugenden des Todten — aber wie oft weiß man gar nichts mehr aus der Zeit seines Lebens, und es ist da Keiner mehr, um zu sagen: er war unser Ahnherr.

Es ist in neuester Zeit, gegenüber von der Rückseite 30 der Kirche, ein sehr großes Haus aufgeführt worden, und als es bereits prachtvoll und wohnlich mit mehr als hundert Fenstern glänzte, als zu ebener Erde schon die grünen Flügelthüren der Verkaufsgewölbe hoch und elegant eingehängt

waren, und längs derselben ein breites flaches Trottoir hinlief, so ging man auch daran, den Platz vor dem Hause bis zur Kirche zu ebnen, und das bisherige schlechte Pflaster zu verbessern. Es mußten einst die Grabhügel bedeutend höher gelegen haben, als das heutige Pflaster; denn als man zum Behufe der oben angeführten Planierung und Pflasterung die Erde lockerte, so kamen die Knochen und Schädel der Begrabenen zum Vorscheine, und wie ich nebst vielen andern Menschen zufällig da stand und sah, wie man bald die Röhre eines Oberarmes, bald ein Stück eines Schädels, ein Gebiß mit etlichen Zähnen, ein Schulterblatt oder Anderes, gelassen auf einen bereit stehenden Schubkarren legte, und lachend und scherzend und die Pfeife stopfend weiter schaufelte, so dachte ich: vor so und so viel Jahren hat man euch eingegraben, und an eurem Grabe wurde gesungen: „Requiem aeternam dona eis, domine!“[1]), dann deckte man es mit Erde zu, und setzte ein Denkmal auf den Hügel, daß man wisse, wer da in Ewigkeit ruhe — — und jetzt legt man eure Reste, die Niemand kennt, wie das werthloseste Ding auf einen Haufen, um sie an einen andern Ort zu bringen, wo sie wieder nicht bleiben; denn wer weiß, zu welchem Zwecke unsere Nachkommen denselben wieder werden brauchen können.

Außer den Hügeln des Stephansfriedhofes, deren Ruhe, wie wir erfahren haben, nichts weniger als ungestört blieb, haben sich aber jene, deren Rang oder Reichthum es erlaubte, noch ganz andere, festere, sicherere Grabesstätten auserwählt; nämlich nicht nur unter dem ganzen riesenhaften Baue von St. Stephan, sondern auch rückwärts hinaus unter dem ganzen Platze, ja selbst bis unter die umliegenden Häuser, wie z. B. bis unter das sogenannte

[1]) Herr! schenke ihnen die ewige Ruhe.

deutsche Haus, unter die Post, ist ein System von Gewölben und Gängen, nach Art unserer Voreltern äußerst fest gebaut, und man weiß heut zu Tage noch gar nicht, wie weit sie sich erstrecken. Sie sind hier unter dem Namen der Katakomben von St. Stephan bekannt, und waren lauter Begräbnißstätten, gleichsam eine weitläufige unterirdische Todtenstadt. Jedoch trotz der dickern Mauern, aus denen diese Zellen, als Fundament der Kirche, aufgeführt sind, trotz der Quadern, womit Gänge, Gemächer und Bogen überwölbt sind, ja trotz dem, daß jedes Gewölbe, wenn es mit Todten gefüllt war, zugemauert wurde, fanden dennoch die hier liegenden Schläfer die beabsichtigte Ruhe nicht, so wie sie ihre ärmeren Brüder nicht gefunden, die man über ihnen auf dem Friedhofe in bloßer Erde eingegraben hatte. Manche Gänge, manche Gewölbe wurden im Laufe der Zeit geöffnet. Die Einen lockte Neugierde; die Andern jenes Schauergefühl, das den Menschen über Tod und Ewigkeit ergreift, und ihn doch lockt, solche Stätten zu betreten, wo es erweckt wird; wieder Andere wurden durch frevlen Vorwitz hingeführt, so daß Menschenhände, theils fromm ordnend, theils muthwillig zerstörend, das vollendeten, was Zeit und leise Verwesung begonnen hatten, nämlich einen ganz andern Zustand der hier verborgenen Reste hervorzubringen, als den die beabsichtigten, welche sie hier verbargen.

Wir wollen in folgenden Zeilen einen Gang durch diese Katakomben beschreiben.

Es war ein feuchter, neblichter Novembernachmittag, als wir uns, fünfe an der Zahl, auf dem nassen Pflaster des St. Stephansplatzes, rückwärts der Kirche, wo der Thurm emporsteigt, einfanden. Ein Freund hatte uns versprochen, uns in die Katakomben zu führen. Wir standen lachend und scherzend, als wir ihn erwarteten, und machten

Bemerkungen über das trübselige Wetter und die Unpünktlichkeit des Freundes; aber nach einer Stunde war es ganz anders: nie werde ich den Eindruck vergessen, den diese Stunde unterirdischen Aufenthaltes in mir hervorbrachte.

Als wir einige Zeit gewartet hatten, erschien der Freund, und mit ihm zwei Führer, weil er, obwohl schon öfter unten, doch nicht sicher war, sich und uns vor Verirrung zu bewahren. Nicht von der Kirche aus, wie ich wähnte, war der Hinabgang, sondern einer der Führer winkte uns an ein Haus des Platzes, das einen vorspringenden Winkel bildet, und Wohnpartheien und Handelsgewölbe enthält, — es liegt mit dem Winkel schief gegenüber der Wohnung des Küsters, die sich im Erdgeschoße des Stephansthurmes befindet. — An diesem Hause sperrte er eine dunkle schwarze hohe Thüre auf, an der ich wohl hundertmal vorüber gegangen war, und die ich immer für die zufällig zugemachte Hälfte des Thores einer Bude gehalten hatte. Als wir eingetreten waren, befanden wir uns in einem schmalen Gange; der Führer schloß hinter uns die Thüre wieder zu, und der andere machte Licht, woran er eine Fackel, und wir jeder unsere Wachskerze anzündeten, und dann ging es nicht über eine Treppe, sondern wie über einen sanften Gang abwärts; ein schwacher Tagesschein fiel in das erste Gewölbe durch einen schmalen Schacht herab, der in den Hof des deutschen Hauses mündet. Dieses Gewölb war gleichsam eine Vorhalle, und es lagen Stangen, Stroh, Bretter, Tragbahren und dergleichen in dem Winkel, alles von seltsamem, veraltetem Ansehen.

Dann kamen wir in allerlei Gänge und Gewölbe, die leer waren. Nach Art unserer Voreltern sind die Gänge schmal, und die Gewölbe verhältnißmäßig klein und niedrig, aber das Mauerwerk fest und dicht, als wäre es aus einem

einzigen riesenhaften Granitblocke gegossen worden. Ob wir in diesen Gängen nach Ost oder West, nach Nord oder Süd gingen, konnten wir keiner erkennen, und da sie sich vielfach kreuzten, und die gewölbten Zellen sich alle ähnlich sahen, so war es uns einleuchtend, daß man sich hier verirren, und stundenlange herum suchen könnte, ohne den Ausgang zu finden. Endlich kamen die ersten Bewohner dieser stillen, finstern Stadt, nämlich: wie Holz aufgeschichtet, viele Klafter lang und hoch, lauter Knochen von Armen und Füßen — es überläuft einen ein seltsamer Schauer. — Was werden alle diese Werkzeuge, als sie noch ein denkender Geist belebte, ein liebendes oder hassendes Gemüth stachelte, Schönes, Herrliches oder Entsetzliches gethan haben? und nun liegen sie hier, starr, über einander geschichtet, eine werthlose, schauererregende Masse. — In gewissen Abständen, gleichsam symmetrisch geordnet, stecken zwischen ihnen die Köpfe, aber auch auf der Erde liegen bereits Trümmer herum, und der weiche Tritt läßt merken, daß man auf Moder gehe. Ein Führer bedeutete uns, daß man die vielfach zerstreuten Knochen der Katakomben, und die einst auf dem Stephansfriedhofe ausgegrabenen hier der Ordnung wegen aufgeschichtet habe. Meine Phantasie fing bereits zu arbeiten an, sei es durch den Anblick vor mir aufgeschreckt, oder gedrückt durch das Bewußtsein, unter der Erde zu sein. Die Luft trug nichts bei; denn trotz den hier vorgegangenen Acten der Zersetzung, waren diese doch schon vor so vieler Zeit, und es ist seitdem eine solche Trockenheit eingetreten, daß die Luft, durch viele Schachte in Communication mit der äußern erhalten, ganz trocken und rein ist. Wir ließen das Licht unserer Kerzen und Fackeln längs des großen Knochenstoßes hingleiten, und beleuchteten bald diese, bald jene Parthie, und das fahle verwitterte Grau dieser ausgetrockneten uralten Gebeine erglühte düster

roth in dem Scheine unserer Lichter, die demungeachtet, troz der anscheinenden Kleinheit dieser Räume, nicht bis zu den obern Rändern dringen konnten, so daß der Schein in unheimliche geheimnißvolle Schatten überlief, die hoch oben, und seitwärts in den Ecken saßen und glotzten. Wenn wir einer Wand nahe kamen, so erglänzte das Gestein der Mauer in allerlei kleinen Flimmern, wahrscheinlich die schönen Glimmertäfelchen des Granites. Auf dem Fußboden war dichter Moder, hie und da ein Splitter, und der Fuß streifte zuweilen an einen Lappen von einst kostbarem und schimmerndem Seidenstoffe. — Wir gingen weiter in einem Kreuzgange: Ein Schädel mit langen staubigen Haaren lag da. Einer leuchtete ihn an; ich aber mußte augenblicklich die Augen wegwenden, und es rieselte mir seltsam in dem Körper — „Lassen sie das liegen,“ sagte ein Führer, „wir werden schon noch mehr Solches und besser erhalten antreffen.“ Ei freilich trafen wir es an. An einem viereckigen, machtvoll großen Pfeiler stand ein Sarg, ein einziger in diesem Gewölbe, als wäre er von seinem Orte absichtlich hieher gebracht, und geöffnet worden, und dann stehen gelassen; denn wirklich lag sein Deckel nebenan, und zwischen den Brettern, die vom Alter geschwärzt, und nur mehr lose zusammenhängend waren, lag der einstige Bewohner dieses gezimmerten Hauses, eine Frau — — ach! wer war sie? mit welchem Pompe mag sie einst begraben worden sein! und in welchem Zustande liegt sie jetzt da! blosgegeben dem Blicke jedes Beschauers, schnöde auf die bloße Erde niedergestellt, und unverwahrt vor rohen Händen; das Antlitz und der Körper ist wunderbar erhalten — in diese verschlossenen Räume muß die Verwesung nicht haben eindringen können, so daß die organischen Gebilde blos vertrockneten, aber nicht zerstört wurden — die Züge des Gesichtes sind erkennbar, die Glieder des Körpers sind da,

aber die züchtige Hülle desselben ist verstaubt und zerrissen, nur einige schmutzig schwarze Lappen liegen um die Glieder und verhüllen sie dürftig, auf einem Fuße schlottert ein schwarzer seidener Strumpf, der andere ist nackt, die Haare 5 liegen wirr und staubig, und Fetzen eines schwarzen Schleiers ziehen sich seitwärts und kleben an einander wie ein gedrehter Strick — diese Zerfetzung des Anzuges und die Unordnung, gleichsam wie eine Art von Liederlichkeit, zeigte mir in's Herz schneidend die rührende Hülflosigkeit 10 eines Todten, und contrastirte fürchterlich mit der Heiligkeit einer Leiche. — Ich legte mit der Spitze meines Stockes die Reste des gewiß einst prunkenden Anzuges so anständig, als es noch möglich war, über die Glieder, und leuchtete dann der vergessenen Todten in's Antlitz. Es war im 15 Todeskampfe und durch die nachher wirkenden Naturkräfte verzogen, und in dieser, dem Menschenangesichte gewaltsamen Lage erstarrt, und so blieb es, wer weiß wie viel hundert Jahre, in unheimlicher Ruhe ein Bild eines einstigen gewaltsamen Kampfes, der das so heiß geliebte Leben 20 von diesen Formen abgelöset hatte, und eben das ist das Erschütternde an Mumien und Leichen, daß sie meistens in ihrer eisernen Ruhe doch auf einen furchtbar bewegten Moment zurückweisen — und dann das, daß wir sie uns schon jenseits jenes Vorhanges denken müssen, der so ge- 25 heimnißvoll zwischen Dießseits und Jenseits hängt, daß sie schon wissen, wie es ist — und dennoch mit dem ehernen Schweigen da vor unsern Augen liegen, fremde Bürger einer andern Welt. Wer mag die Todte vor meinen Augen — wer mag sie einst gewesen sein? Welchen Unter- 30 schied auch die Menschen im Leben machen, wie nichtigem Flitter sie auch Werth geben, ja wie sehr sie sich auch bemühen, diesen Unterschied bis über das Grab fortzupflanzen: der Tod macht Alles gleich, und vor ihm sinkt lächerlich

nieder, was wir uns hienieden bemühen wichtig zu finden. Wer weiß, mit welchem Ansehen und mit welchen Kosten es diese Todte dahin gebracht hatte, daß sie dereinst in diesen unbezwinglichen Gewölben ruhen möge, dem Asyle der Reichen und Vornehmen: und nun steht ein Mann vor ihr, der vielleicht bei ihrem Leben sich kaum ihrer Schwelle hätte nähern dürfen, und legt, nicht mit der Hand, weil's ihn ekelt, sondern mit der Spitze seines Stockes einige Lappen zurechte, daß sie ihren Leib bedecken — und wer weiß, ob nicht bald eine muthwillige Hand erscheint, sie aus dem Sarge reißt und nackt und zerrissen dort auf jenen Haufen namenlosen Moders wirft, wo sie dann jeder, der diese Keller besucht, emporreißt, anleuchtet, herumdreht, und wieder hinwirft.

Mitleidig wandte ich mich ab, um weiter zu gehen; da sah ich, daß ich bereits allein war, und die Lichter meiner Freunde schon fern und klein in einem Gange hinabschwebten. Mit raschen Schritten ging ich nach — es wollte mich fast wie Furcht überkommen.

„Hier stehen wir gerade unter dem Hochaltare der Kirche", sagte ein Führer, und leuchtete mit der Fackel gegen das Gewölbe empor. Wir waren zufällig in dem Augenblicke alle stille, und da hörten wir deutlich in langen schweren Tönen die Orgel aus der Kirche herunter tönen. Wie durch Verabredung blieben wir stehen und horchten einige Augenblicke, bis die Orgel schwieg, und dann wieder in höheren sanfteren Tönen anhob, die wunderbar deutlich und lieblich durch die Gewölbe zu uns herabsanken — es mußte gerade Nachmittagsgottesdienst sein — und wie eine holde goldene Leiter, schien mir's, gingen diese gedämpften Töne von den geliebten Lebenden zu uns hernieder.

Endlich schwieg Alles, und wir gingen weiter. Wie doch die Musik wunderbar auf unsere Seele wirkt! Ich brauchte

einige Zeit, um mich wieder zu orientiren, wo ich sei, und meine Phantasie wieder an diese unterirdischen Gemächer zu gewöhnen, und doch war es wahrscheinlich nur das sogenannte Segenlied gewesen, was wir herunter gehört hatten.

Wir traten nun wieder in eine neue Halle, und wie ich um die Ecke des Pfeilerbogens komme und vor mich hinleuchte, erschrak ich heftig. Ein großer nackter Mann lehnte starr an der Mauer; zu seinen Füßen saß ein anderer zusammengekauert, die Hände über der Brust gefaltet, und den Kopf, der nur mehr an einem losen Bande des Halses hing, über die Schulter seitwärts gesunken — eine Frau in sich gebückt und eingesunken, gleichfalls mit gefalteten Händen, lauerte im Winkel, und an den Wänden lehnten oder saßen, oder lagen Andere — und wie ich so vor mir herleuchte, wieder Andere und wieder Andere — lauter Leichen und lauter Mumien, der Eine mit offenem Munde, der Andere mit furchtbar zusammen gepreßtem, der Eine gestreckt, der Andere zusammengeknittert, fast alle mit gefalteten Händen, wie man sie ihnen im Sarge gegeben — alle mit verzerrten Zügen; aber bis zum Erschrecken deutlich waren die Gesichter und die Körperformen, als wären sie gestern hieher gestellt worden; — denn aus einer mir unbekannten Ursache war hier keine Verwesung eingetreten, sondern die Haut war sanft getrocknet, und war anzufühlen wie weich gegerbtes Leder, das Zellgewebe des Fleisches war ebenfalls ausgetrocknet und füllte die Haut wie eingestopfte Sägespäne, so daß selbst die Muskeln elastisch blieben, dem Drucke unserer Stöcke wichen, und wieder sachte emporschwollen, wenn der Druck nachließ.

Es war ein seltsamer, gespenstiger Anblick in dieser Halle, und überwältigend für Gefühl und Phantasie. Ein Berg von Moder stieg gegen die Gewölbmauer empor; aus ihm ragten Lappen von Gewändern heraus, mitunter

Holzsplitter, oder es blickte ein Arm hervor, oder ein Fuß mit allen Zehen, oder eine zusammengekrümmte Gestalt saß auf demselben, eine andere lag der Länge nach, wieder andere standen aufrecht, und obwohl sie einst unverletzt gewesen waren, und ihrer Art nach bleiben konnten, so mochte doch schon der Muthwille an ihnen manches verübt haben; denn viele derselben waren zerrissen, daß ein Arm herabhing, oder der Kopf oder Glieder ganz fehlten — vielleicht hat auch theilweise Verwesung das Ihrige gethan. — Seltsam ist es, die Körper sind geblieben, und die Gewänder sind fast alle zerstäubt und vermodert, nur wo sie durch Schutt gesichert waren, haben sich ganze Lappen erhalten, und waren sogar erkennbar, meistens Linnen und Seidenzeug, welches letztere ganz besonders stark und fest gearbeitet war.

Wie wir nun so dastanden in der Versammlung von längst verstorbenen unbekannten Menschen, die vor Jahrhunderten hieher gebracht wurden, um zu verwesen, und die aber nun ihren Ururenkeln dieselben Züge weisen müssen, die man einst, davor grauend, mit einem Tuche zugehüllt, und in einen Sarg verborgen hatte — und wie das reine, weiße Wachslicht, oder die dunkelrothe Gluth der Fackeln, die wir trugen, über die Gesichter und Glieder der Todten lief, und darinnen schweren Kampf, oder starre Ruh, oder häßlich Grinsen wies: so waren wir alle bis in das Innerste erschüttert. Mir war, als sei ich in ein fabelhaft Gebiet des Todes gerathen, in ein Gebiet, so ganz anders, als wir es im Leben der Menschen erfahren, ein Gebiet, wo Alles gewaltsam zernichtet wird, was wir im Leben mit Scheu und Ehrfurcht zu betrachten gewohnt sind — wo das Höchste und Heiligste dieser Erde, die menschliche Gestalt, ein werthlos Ding wird, hingeworfen in das Kehricht, daß es liege, wie ein anderer Unrath. — Ach! welch eine furchtbare, eine ungeheure Gewalt muß es sein, der wir dahin gegeben

sind, daß sie über uns verfüge — — und wie riesenhaft, all unser Denken vernichtend, muß Plan und Zweck dieser Gewalt sein, daß vor ihr millionenfach ein Kunstwerk zu Grunde geht, das sie selber mit solcher Liebe baute, und zwar gleichgültig zu Grunde geht, als wäre es eben nichts! — Oder gefällt sich jene Macht darin, im öden Kreislaufe immer dasselbe zu erzeugen, und zu zerstören? — es wäre gräßlich absurd! — Mitten im Reiche der üppigsten Zerstörung durchflog mich ein Funke der innigsten Unsterblichkeitsüberzeugung. Wir standen alle stumm, und ließen unsere Fackeln und unsere Lichter lodern. Der Eindruck ist so mächtig, so neu und ernst; er nimmt unser ganzes Wesen so ein, daß alles Andere abfällt, und vor seiner Gewalt nichtig wird. — Ich war so aus mir selber getreten, daß mir das Rollen eines Wagens, das wir in diesem Augenblicke auf dem Pflaster über uns hörten, ganz abentheuerlich vorkam, ja durch den Contrast schauerlich. Ist es denn der Mühe werth, dachte ich, daß sich Der im Wagen oben brüstet, und über das Pflaster weg rollt? daß sie Häuser bauen, und bunte Lappen heraus hängen, als wäre es was?

Wir fragten die Führer, ob man denn gar nicht mehr weiß, wer einer von denen gewesen sein möge, die wir da vor uns haben? „Es mag wohl im Pfarrarchive zu finden sein," antwortete er, „wer überhaupt herab begraben worden ist, aber da es schon viel über hundert Jahre sein mag, daß man Niemanden mehr herab begraben hat, so kann man auch gar nicht wissen, wer Dieser oder Jener sei. Sie haben einmal sehr getrachtet, in die Stephansgruft begraben zu werden, damit sie ein vornehmes und ungestörtes Begräbnißplätzchen hätten."

Ein vornehmes und ungestörtes Begräbnißplätzchen! als ob irgend auf der Erde etwas Ungestörtes, etwas Unvergängliches wäre! ja ist nicht am Ende sie selber vergänglich,

und wird eine Leiche, so wie die, die man jetzt so sorglich in ihrem Bauche verbirgt?

Mir fiel die Sage von dem Hunnenkönige Attila ein, dessen Leiche man in einen goldenen Sarg that, den goldenen in einen silbernen, diesen in einen eisernen, und diesen zuletzt in einen steinernen. Dann grub man einen Fluß ab, senkte die Särge tief in die Erde seines Bettes, und ließ dann die Wasser wieder darüber weg rollen — ja endlich tödtete man die, die um das Werk wußten, und es machen halfen, damit Niemand auf Erden das Grab des Hunnenkönigs wisse!! — — aber eines Tages wird der Fluß den Sand und Schlamm in einer Ueberschwemmung herausstoßen, oder man wird eine Wasserbaute anlegen, oder der Fluß wird seinen Lauf ändern, und man wird im alten Bette ein Feld oder einen Garten graben: dieses Tages wird man dann den Sarg finden, das Gold und Silber nehmen, den König aber hinaus werfen auf den Anger der Haide.

Und so ist jeder Ruhm; denn für uns Sterbliche ist keine Stelle in diesem Universum so beständig, daß man auf ihr berühmt werden könnte; die Erde selber wird von den nächsten Sonnen nicht mehr gesehen, und hätten sie dort auch Röhre, die zehntausendmal mehr vergrößerten, als die unsern. Und wenn in jener Nacht, wo unsere Erde auf ewig aufhört, ein Siriusbewohner den schönen Sternenhimmel ansieht, so weiß er nicht, daß ein Stern weniger ist, ja hätte er sie alle einst gezählt, und auf Karten getragen, und zählte sie heute wieder, und sieht seine Karten an, so fehlt keiner, und so prachtvoll, wie immer, glüht der Himmel über seinem Haupte. Und tausend Milchstraßen weiter außer dem Sirius wissen sie auch von s e i n e m Untergange nichts, ja sie wissen nichts von unserm ganzen Sternenhimmel; nicht einmal ein Nebelfleck, nicht einmal ein lichttrübes Pünktchen erscheint

er in ihrem Rohre, wenn sie damit ihren nächtlichen Himmel durchforschen.

Während ich dieß dachte, rasselte wieder ober uns das Geräusche eines rollenden Wagens auf dem Pflaster des 5 Stephansplatzes, und es däuchte mir so leichtsinnig, oder so wichtig, wie etwa die Weltgeschichte der Mücken oder der Eintagsfliegen.

Wir aber leuchteten noch einmal die unbewegliche gespenstige Versammlung in die Runde an, und wendeten uns 10 dann zum Fortgehen; sie aber sanken hinter unsern weichenden Lichtern in ihre alte Ruhe, in ihre alte Nacht zurück.

Immer weiter, immer verwickelter und größer entfaltete sich diese Stadt der Grüfte; immer neue Todte waren zu treffen; Trümmer von Särgen, Hügel und Wälle von 15 getrocknetem Moder, dann kommen wieder Knochen, dann leere Gewölbe und Gänge — und wie weit sich dieß Alles hin erstrecke, weiß man jetzt noch gar nicht mit Gewißheit; denn in manchem Gemache sieht man in der Mauer einen Steinbogen, fest und künstlich gefügt, daß er etwas trage, 20 oder daß man hindurchgehe, so wie durch den, durch welchen wir hereingekommen waren: aber dieser Schwibbogen ist mit Mauer angefüllt, so daß die Vermuthung entsteht, daß hinter ihm wieder ein Gewölbe sei, das man zugemauert hatte, als es voll mit Todten war. — Und wirklich traten wir jetzt 25 an eine Stelle, wo man eine Schlußmauer durchbrochen hatte, und siehe! aus der Bresche ragten eine Unzahl Särge hervor, klafterhoch auf einander geschlichtet, mit gräßlichen Trümmern und Splittern herausragend aus der Finsterniß des Gewölbes — die Zeit hatte Bretter und Fugen gelöset, 30 daß ein ganzes Wirrsal derselben herabgegleitet da lag, und oben in der Oeffnung nackte Füße und Glieder der Todten in die Luft herausstanden, verlassen von der schützenden und bergenden Wand ihrer Särge, ebenfalls bestimmt, auf

den hängenden Brettern vorwärts zu gleiten, und endlich wie sie herab zu stürzen. Es war ein Anblick, noch erschütternder, als jener in dem Gewölbe der Mumien, weil er unmittelbarer das Reich der Verwesung und Zerstörung aufthat, und näher der Zeit lag, wo alle Diese noch wandelten und lebten, weil er eindringender wies, wie auch wir einst werden sollen, und weil das Werk der Vergehung und Vernichtung gleich massenhafter und großartiger ersichtlich war. Auch einen solchen aufgeschichteten Stoß von Kindersärgen sahen wir hervorblicken, einen über einander geworfenen Haufen kleiner Häuschen, deren Bewohner starben, ehe sie lebten. Es that unsäglich wohl, daß man von den Särgen keines der zarten Glieder hervorragen sah, sondern alle verdeckt waren, wahrscheinlich ihres geringen Gewichtes wegen, das die Särge nicht aus den Fugen zu drücken vermochte. Arme kleine Welt!

Es war ein düster großartiger Anblick, wie wir so dastanden vor dem starren Ruinengewirre und der Lichtblick unserer Fackeln auf dem Granit der Mauer und auf den alten braunen Sargbrettern glänzte — und wie weiter zurück zwischen den Brettertrümmern heraus Finsterniß glotzte, und sich unsere Phantasie hinter ihr dieselbe Bevölkerung von Todten vorstellen mußte, immer fortgesetzt und immer fortgesetzt — liegend in der eisernen Nacht, bis einmal diese vorderen zerstäubt sind, und wieder ein anderes Jahrhundert und eine andere Hand das fernere Gewölbe erbricht, und die Schläfer dem Lichte der Fackeln bloslegt, so wie diese da in dem der unsern düster glänzen.

Es war einleuchtend, daß dieses System von Gewölben, wie weitläufig es auch sein möge, doch einmal angefüllt werden mußte, an welchem Tage sich dann die Gruft von St. Stephan auf immer schloß — daß es nur die Mächtigsten und Reichsten sein können, die wir da in dieser Zerwürfniß

und schnöder Verlassenheit liegen sehen, und dieser Gegensatz machte die Scene noch tragischer, und all den Flitter noch erbärmlicher, um den wir gewohnt sind die Andern zu beneiden. Ein Stück Vergangenheit und Weltgeschichte halfen Die da bauen, welche da vor uns liegen. Vielleicht sind Helden darunter, ein Todesblick für Feinde; vielleicht sanfte Künstler, die den Himmel des Schönen in ihrer Brust trugen, nicht daran denkend, wie schnöde die Wohnung dieses Himmels einst herum geworfen werde — vielleicht schöne Frauen und Jungfrauen, deren Auge die Seligkeit der Liebe in Andrer Herzen strahlte, und um die der schwärmende wahnsinnige Jüngling seinen Leib dahin vorausschleuderte. Wie sie nun auch liegen: — vorüber gegangen ist der Traum, und beide sind sie eine werthlose Masse — — vielleicht liegen auch solche da, deren Glieder Sammt und Purpur deckte, auf deren Wimper tausend Augen blickten, ob sie freundlich zucke, oder zürne, die aus Gold und Silber aßen, jedes Rauhe und Ekle von sich ferne hielten, und nun selber ärmer und ekler sind, als das Thier des Berges, welches in die Felskluft stürzte, und dort in der Mittagssonne dörret, und von den Winden der Nacht getrocknet wird. — — Sie alle mühten sich, erwarben, verzehrten, arbeiteten, stiegen empor, verrichteten Thaten, die tausend Arme regten sich täglich, die Seelen dachten, die Herzen glühten in Wunsch und Begierde, oder in Befriedigung und Triumph, die Leidenschaften kochten und kühlten sich — nun ist Alles vorüber, und von dem Gebirge von Arbeiten aus dem Leben Dieser ist ein Blatt Geschichte übrig geblieben, und selbst dieses Blatt, wenn die Jahrhunderte rollen, schrumpft zu einer Zeile ein, bis auch endlich diese verschwindet, und die Zeit gar nicht mehr ist, die den darin Lebenden so ungeheuer und so einzig herrlich vorgekommen.

In die Stille unserer Betrachtungen tönte jetzt das

Wort eines Führers: „Es wird hier, wenn einmal Alles ausgegraben und gelüftet sein wird, noch viel weitläufiger und wunderbarer herum zu gehen sein, als jetzt; denn auch der Boden, auf dem wir in dem Augenblicke wandeln, ist höchst wahrscheinlich wieder nur die Decke von andern Gewölben, die unter uns befindlich sind.“ Wirklich war es uns schon öfter, wo wir nicht weichen Moderboden unter den Füßen hatten, vorgekommen, als gingen wir über harte sanft gewölbte Stellen weg. Und als der Führer obige Worte gesagt hatte, verließen wir die traurige Bresche, und gelangten nun in der That in ein Gemach, dessen Fußboden durchbrochen war, und siehe, es war unten wieder eine solche Halle, wie die, in der wir standen, eine Leiter führte durch die aufgebrochene Oeffnung in dieselbe hinab, und zweie von uns stiegen hinunter. Das Gewölbe schien niedriger, wahrscheinlich nur des gehäuften Schuttes wegen. Gegen die Wände hin und in den Winkeln war wegen Moder und dicker Finsterniß, in der unsere Lichter ordentlich ohnmächtig waren, nichts deutlich zu sehen, aber unser Führer versicherte uns, es sei hier unten Alles vollgestopft mit Todten. Unendlich erleichtert stiegen wir wieder empor — seltsam! — Obwohl die Luft unbegreiflich trocken und rein war: so fühlte sich doch die Phantasie erleichtert, als sie wieder nur mehr *eine* Decke über dem Haupte wußte. Die nicht hinabgestiegen waren, leuchteten nun noch einmal in die Höhle hinab, und wir gingen dann weiter durch mehrere Gänge und leere Gewölbe, wie es mir schien, auf dem Rückweg begriffen. Wir hatten alle Orientierung bereits so verloren, daß Jedem die Unmöglichkeit einleuchtete, ohne Führer hinaus zu finden — namentlich, wenn einer ganz allein wäre. Er müßte nur, meinte man, die Wege, die er schon gegangen ist, mit Knochen bestreuen, um immer andere Gänge zu finden, und so auch den, der ihn herausführt.

„Aber wenn ihm allenfalls das Licht ausginge," bemerkte ein Anderer.

Es ist entsetzlich, dieß zu denken, und furchtbar inhaltschwer wäre die Geschichte solcher Augenblicke. Das Licht
5 flackert noch einmal, und ist aus: eine Nacht, so dick, wie die Erde keine kennt, ist um ihn; die Todten, die ihm früher sein Licht gezeigt hatte, ist er nun genöthiget mit dem innern Auge zu schauen, und zwar, da ihm die Begrenzung seines Raumes, die ihm das Licht vorher so
10 freundlich gewiesen hatte, durch die Finsterniß entrückt ist, so muß er sich nun gleich das ganze Todtengewölbe auf einmal vorstellen, die ganze durchbrochene Todtenstadt mit all ihren Bewohnern — er horcht — vielleicht rührt sich heimlich etwas — Alles stille, nur das Knistern seines
15 Trittes, und das stumpfe Rascheln seiner Hände, wie er sich an den Mauern fortgreift — er ruft, er ruft — keine Hoffnung, gehört zu werden; er geht in Todes- und Geisterangst — gestachelt fort durch Gänge und Gewölbe, die sich ewig in einander münden. — Es sind bereits Stunden, es ist viel-
20 leicht schon ein Tag vergangen — er faßt, an der Felsenmauer fortgreifend, einen Todten, und erkennt, daß es derselbe sei, den er schon einmal ergriffen habe — dabei hört er von oben herab die Orgel tönen, vielleicht auch das Singen der Gemeinde, oder das Läuten der Glocken, das Rasseln der
25 lustigen Wägen auf dem Straßenpflaster — er ruft, und ruft — — alle gehen sie ihrer Wege, es wird stille, also Nacht — und des andern Tages hört er es wieder so — und so fort, und so fort — — bis in der Gruft um einen Todten mehr ist.

Mir schauerte, als ich dieß dachte, und unwillkührlich
30 drängte ich mich an die Führer, mit leisem Frösteln mir den Einfall hinwerfend, „wenn nur diese sicher zu der schmalen hohen Thüre zurück finden, bei der sie uns hereingelassen hatten."

„Wir sind jetzt unter der Post," sagte einer von ihnen und leuchtete im Gange weiter.

Fast fing es mir an in diesen massiven Kreuzgängen und Ueberwölbungen drückend zu werden — immer Mauer, eisenfeste Steinmauer, keine Fenster, keine Oeffnung. — Wie schwer der Mensch jene leichte lichte Decke entbehrt, deren Köstlichkeit er in seinem Leichtsinne nicht beachtet, die Decke des Firmamentes! — Es schien mir, als entbehrte ich die Luft selber. — —

In dem Momente fiel ein blasser Streifen von oben herab, es war Tageslicht durch den Schacht vom deutschen Hause — ich erkannte die Stangen und das Stroh, die Bretter und Tragbahren des ersten Gewölbes wieder — der Boden hob sich — der schmale Thürflügel ging auf, und wir traten auf das vom Regen glänzende Steinpflaster des Stephansplatzes hinaus.

Die Brust des stärksten Mannes hob sich freier in der frischen Luft; ein feiner Novemberregen rieselte von dem Himmel. Man zündete eben die Abendlichter an, Gold, Silber, schimmernde Seidenstoffe wurden davon in den strahlenden Kaufbuden beleuchtet — kostbar gekleidete Menschen wimmelten an mir vorüber; glänzende Karossen rollten; der Thurm St. Stephans stieg riesig empor, und Sprechen und Lachen erscholl ihm gegenüber, den beleuchteten Häusern entlang. — —

Ich aber ging wie im schweren Traume nach Hause, während an mir vorüberhuschte der Strom des unbegreiflichen Lebens der Menschen.

Der Prater.

Wenige Hauptstädte in der Welt dürften so ein Ding aufzuweisen haben, wie wir unsern Prater. Ist es ein Park? „Nein." Ist es eine Wiese? „Nein." Ist es ein Garten? „Nein." Ein Wald? „Nein." Eine Lustanstalt? „Nein." — Was denn? Alles dieß zusammen genommen. Im Osten der Stadt Wien liegt eine bedeutende Donauinsel, ursprünglich ein Auland, wie so viele Inseln der Donau, wo sie Flachland durchströmt, aber im Laufe der Zeit zu einem reizenden Gemische geworden von Wiese und Wald, von Park und Tummelplatz, von menschenwimmelndem Spazierplan und stillster Einsamkeit, von lärmendem Kneipegarten und ruhigem Haine. — Viele Wiener mag es geben, die die Reize und Schönheiten ihres Praters nicht kennen, wenn er auch noch so besucht ist; denn so betäubend das Gewimmel an einigen Stellen, besonders zu gewissen Zeiten ist, so einsam, wie in der größten Einöde, ist es an andern, so daß man wähnen sollte, wenn man diese Wiesen und Gehölze entlang schritte, müsse man eher zu einer artigen Meierei gelangen, als zu der riesenhaften Residenz einer großen Monarchie — aber gerade die riesenhafte Residenz braucht einen riesenhaften Garten, in den sie ihre Bevölkerung ausgießt, und doch noch Theile genug leer läßt für den einsamen Wandler und Beobachter — und wohl uns, daß wir den Prater haben. Der Wiener weiß das sehr gut, und wird er auch zuweilen etwas undankbar gegen

seinen Prater, wie z. B. in den heißen Sommermonaten, so ist er zu andern Zeiten demselben desto überschwenglicher zugethan, z. B. im Frühling, und namentlich an bestimmten Tagen, wo es bon ton ist, in den Prater zu fahren, und wer dieß nicht kann, wenigstens zu gehen. Der erste und zweite Mai sind solche Tage, dann auch noch der Ostermontag und Pfingsten. Einen solchen Pratertag denke dir nun, entfernter Leser, und folge mir im Geiste dahin, und laß dir auf diesem Papiere deuten, was wir sehen.

Es ist der erste Mai, etwas nach vier Uhr Nachmittags, und gerade auch Sonntag und der heiterste Himmel.

Wir gehen über die Ferdinandsbrücke in die Vorstadt Leopoldstadt, und wenden uns gleich rechts gegen die Jägerzeile, die zum Prater führt; die ganze schöne, ungemein breite Straße ist bedeckt mit einem schwarzen Strome von Menschen, so dicht wallend, daß, wenn man Jemanden sagte, er bekomme ein Herzogthum, unter der Bedingung, daß er die ganze Straße entlang gehe, und an keinen Menschen streife, er sich dasselbe nicht verdienen könnte. Mitten in diesem Menschenstrome, wie Schiffe im Treibeise, gehen die Wagen, meist langsam, oft aufgehalten und zu vielen Minuten lang ganz stille stehend, oft aber, wenn die Wagenlinie Luft bekommt, an einander hinfliegend, wie glänzende Phantome an der ruhiger wandelnden Menge der Zuschauer. Hie und da hervorragend aus dem Meere der Fußgänger, bald hin, bald her der Wagenreihe vorüber, hüpfen die Gestalten der Reiter, und die meist prachtvollen Häuser dieser Straße stehen zu beiden Seiten ruhevoll aus dem schiebenden Menschengewimmel empor, und ihre Fenster und Balkone sind besetzt mit unzähligen Zuschauern, um den glänzenden Strom unter ihren Augen vorüber fluthen zu sehen, und sich an Pracht und Schimmer und Flitter

zu ergötzen; meist sind es Damen, die in alle Farben gekleidet in dieß Frühlingstreiben selber wie leibhaftige blühende Frühlingsgesträuche von den Fenstern hernieder schauen. Man sollte meinen, die ganze Stadt sei um 5 drei Viertel auf vier Uhr närrisch geworden, und wandle nun in ihrer fixen Idee da gerade diese Straße hinab, und du, und ich, geliebter Fremdling, wandeln auch mit. Dort durch den Staub herauf von der Oeffnung der Straße blicken schon die hohen Bäume des Praters, dem wir alle 10 zuströmen, als würde dort das ewige Heil ausgetheilt. Endlich ist die lange Jägerzeile doch zu Ende, und die Straßen fahren wie in einem Sterne auseinander, und der Menschenknäuel lüftet sich. Fähnlein auf hohen Stangen wehen, und weisen dem Wanderer verschiedene Wege; 15 das zu unserer Linken trägt auf seiner flatternden Zunge hoch in den Lüften den Namen: „Ferdinands-Nordbahn", und wirklich fliegen auch Wagen, dicht mit Menschen besetzt, dem links stehenden Gebäude des Bahnhofes zu, wo schon die Feuerrosse pfeisend und schnaubend stehen, um 20 eine endlose Wagenreihe hinaus in das Marchfeld, oder gar nach Brünn zu führen, das durch die Schnelligkeit dieser Rosse zu einer unserer Vorstädte geworden ist. — Das mittlere Fähnlein weist zur Schwimmschule, die auch heute ihr Eröffnungsfest feiert, — das dritte trägt den Namen: 25 „Nador" oder „Sophie", oder einen andern, und ein gewaltiger Arm weist die Zufahrt zu dem Dampfschiffe; weiter rechts auf dem Rasenplatz stehen die hölzernen Hütten der Menagerien, und auf riesengroßen Leinwanden sind die Ungeheuer noch fürchterlicher gemacht, als sie selbst 30 drinnen zu schauen sind, und diese Gemälde und dieß exotische Schreien und Pfeifen und Girren und Brüllen im Innern lockt die Leute, daß vor dem Eingange stets ein dichtes Gedränge ist, und in den glänzenden Blicken der Kinder

und der Landmädchen sich schon das lebhafte Verlangen malt, zu sehen, was denn drinnen ist. Auf dem Rasenplatze stehen auch noch Buden mit Früchten und Gebäcke, ein Kroate mit Schwamm und Feuersteinen, ein Mann mit Spazierstöcken, und einer mit einem Leierkasten, und einem Hund darauf, der gar aufrecht stehen, und mit dem Schwerte in seiner Pfote schultern kann. — Aber all diesen Dingen vorüber geht der hauptsächliche Menschenstrom in die sogenannte Hauptallee hinein; denn dort ist heute die höchste, und hohe und niederste Wienerwelt zu sehen — was an Pracht der Kleider, der Equipagen und Dienerschaft nur immer Laune und Reichthum ersinnen konnten, ist heute in der Hauptallee zu sehen. Zu beiden Seiten sind schattige Alleen, eine für die Fußgänger, die andere für die Reiter; mitten in der Straße fahren die vielen tausend Wägen, einer hart an dem andern, der Sicherheit wegen auf einer Seite hinab, auf der andern hinauf, und diesen Kreis machen viele oft mehrmals, um zu sehen, und gesehen zu werden — das ist denn nun eigentlich der Ort, wo sich augenbetäubend Farbe an Farbe drängt, Reiz auf Reiz, Pracht auf Pracht, Masse an Masse, Bewegung auf Bewegung, so daß dem schwindelt, der es nicht gewohnt ist. Zu beiden Seiten der Straße stehen dicht gedrängt die Zuschauer, und hinter ihren Rücken wogt der bunte Strom der Spaziergänger, während in der Mitte Wagen an Wagen rollt, eine glänzende, schimmernde Linie, wohl über eine halbe Meile lang. Dort schwebt in ihrem Wagen, der so leicht wie ein Luftschiff geht, die Dame des höchsten Standes vorüber, prachtvoll einfach gekleidet, mit wenigen aber kostbaren Schmuckstücken geziert, gleich hinter ihr die Familie eines reichen Bürgers, dort ein Wagen voll fröhlicher Kinder, die ihres Staunens und Jubelns kein Ende finden über die Pracht, die sie umschwebt, hier kommt ein

Mann ganz allein in seinem Wagen stehend, und mit den vier unvergleichlichen Pferden zum ersten Male paradirend; jetzt sprengen Reiter vorüber, und grüßen in einen Wagen, aus dem die schönsten Antlitze entgegen nicken, dort sitzt ein einsamer alter Mann in seiner schweren Karosse, er ist in feines Schwarz gekleidet, und trägt viele winzig kleine Kreuzlein auf seiner Brust, dann kommt ein Fiaker mit seligen Kaufmannsdienern oder Studenten — dann andere und wieder andere, und vor den Augen tanzt es dir vorüber, als wollte es sich nie erschöpfen, und aus Glanz und Schimmer wieder Glanz und Schimmer quellen, und wie es auch so treibt und wallt und quillt, so siehst du doch dort ein Schauspiel, wie es nur der Prater biethen kann; ganz nahe an der geputzten Menge steht ein Hirsch, das stattliche Geweih zurückhaltend, und mit den dummklugen Augen in das Gewühl glotzend; er hat es wohl oft gesehen, aber so toll nicht, wie heute, darum schaut er auch einige Augenblicke und geht dann wieder abseits in seine Auen zurück; auch von den Menschen wundert sich keiner, denn sie wissen es ja, der Prater ist für die Hirsche und Spaziergänger. Und fort fluthet es und fort — und wie auch die Pracht der Gewänder, die Schönheit der Pferde und Wagen, das Wallen der Federn, das Blitzen der Geschmeide dein Auge blenden, so taucht doch, und nicht selten geschieht es, in dem Gewimmel oft ein Antlitz auf, das Alles vergessen macht, wie es in seiner sanften Schönheit deinem Auge vorüberschwimmt, daß du ihm gerne nachschauest, und es dir öfter ist, als wärest du ärmer, da es vorüber. Warte nur, Wien ist so dürftig nicht an Frauenschönheit, es kommt vielleicht bald wieder ein gleiches, oder gar noch ein schöneres. Sieh, was reißt dort Alles die Hüte ab die ganze Linie entlang? Sechs Schimmel ziehen einen schönen Wagen — — wer sitzt darinnen? — Der Kaiser

und die Kaiserin. Du wunderst dich? hast du dieß in Paris nicht gesehen? Hier grüßt man und staunt nicht, daß sie wie Private unter Privaten fahren; man ist es gewohnt, und sie wissen, daß sie im dichtesten Volksgedränge so sicher sind, wie in ihrem Pallaste. — — Schau, auch der Held von Aspern ist da; siehst du, jener schwarze Mann ist es, der mit einem andern in der Reitallee geht, und den Alle grüßen — und warte nur, gewiß sehen wir auch noch andere aus dem hohen Hause, wie sie das heutige Vergnügen theilen und mitgenießen. Dort fährt er hinab, der Sechsspänner, und fügt sich in die heutige Wagenordnung eben so, wie dieser Fiaker, der eben mit seinen zwei mühseligen Braunen vorüber keucht.

Doch laß uns nun die Allee hinab gehen, und dann auch seitwärts, um zu sehen, was der Prater noch zu biethen hat, außer dieser sinnbethörenden Fluth von Gesichtern, Kleidern und Equipagen. Aber wie wir immer tiefer und tiefer hinabkommen, ist es, als würde es immer ärger; der Knäuel wird dichter und ruhiger. Links am Wege stehen Restaurationshäuser, die sogenannten Praterkaffeehäuser; aus ihnen erschallt Musik; unter den Bäumen stehen viele tausend Sessel, überwuchert mit geputztem Menschengestrüppe, — das redet, das lacht, das braust, das klingelt an die Gläser, ruft nach Kellner und Marqueur — und vorüber den Augen auf und ab haspelt sich dasselbe Ziehen und Rollen der glänzenden Wagen, und so weit das Auge schaut, ist es, als nehme die Allee kein Ende.

So wie sich hier die gewähltere Gesellschaft treibt, so treibt sich weiter links das eigentliche Volk. Ihm ist aber bloßes Spazierengehen oder Fahren weitaus nicht genug, sondern es verlangt nach reelleren Freuden, und diese nun sind rings und überall ausgebreitet. Trete hier links heraus aus dem Strome der Hauptallee — ein großer Rasenplatz,

mit uralten Bäumen besetzt, nimmt uns auf, und auf ihm herumgestreut liegen alle die Anstalten zum Vergnügen des Volkes: da sind alle möglichen Cosmo-, Pano-, Dio-ramen; Alles, was je berühmt war, steht von Wachs in
5 jener Hütte. Einer läßt sich sehen, weil er zu groß, ein Anderer, weil er zu klein ist; Einer frißt Feuer, ein Anderer speit Seidenbänder, und auf der Brust eines Dritten wird wie auf einem Ambos schrecklich gehämmert, und darunter schallt das Klopfen und Klingeln des Wurstls,
10 der in seiner hohen schmalen Bude eben wieder sein neues Spiel beginnt; dort um die Kneipe herum schießt der dichte Salpeter der Trinkgäste an, so fast, daß man meint, die arme Hütte könne sich inmitten der Leute nicht rühren. Einer oder Zwei ragen über die Andern empor, und spielen
15 Scenen von einer Bühne herab, die gepriesen und belacht werden, auf der andern Seite des Baumes deklamirt einer, und der Harfenist reißt wüthige Töne auf den Saiten, um mit dem Gesange seiner Begleiterin durchzudringen, und dicht neben ihm werden Limonien und Pfeifen ausgespielt,
20 während von etwas ferner die schwachen Töne eines Leierkasten herüberklingen, und mit den Gläsern wird geklopft, und es wird gerufen, und Spaziergänger und Zuschauer winden sich durch das Wirrsal — und wendest du dich ab, so steht dort unter noch größeren Bäumen wieder eine
25 solche Kneipe, und rechts wieder eine, und weiter ab wieder eine — und überall ist dasselbe Bild, oder noch ein lebhafteres — und eine Musik schallt durch die Zweige, sie heißt nicht umsonst die türkische — die große Trommel eilt und tummelt sich, und ein Geschimmer ist darunter, als wäre
30 eine Messingbude närrisch geworden, und zu dem Geschwirre fliegen Reiter in einem Kreise auf hölzernen Rossen herum, und stoßen Türkenköpfe herab und Anderes. Da freut sich nicht nur der Knabe des fliegenden Kreises, sondern

auch der Handwerksgeselle hat seine Geliebte hergebracht, und sie prangt in einem der kreisenden Wagen, und er sticht Türken — und die genug haben, oder denen übel geworden ist, gehen fort, und neue Gäste steigen ein, und mit neuer Kraft erschwingt sich die Trommel und der Kreisel, und während des Augenblickes, da sie still war, scholl durch die Bäume herüber von einer andern solchen Reiterei dieselbe Musik. Dort auf mehren Schaukeln werden ganze Frachten von Menschen geschaukelt, daß die Stricke knarren, und sich die Bäume biegen. Andere werden wie echtes Garn abgehaspelt, und zwei Liebende gerathen in Zwiespalt, da sie schon, er aber noch nicht nach Hause gehen will. — Du befindest dich, fremder Leser, wie es hier beschrieben, mitten in dem sogenannten Wurstelprater, der seinen Namen von dem Hanswurst hat, der aber schon längst gestorben ist. War der Glanz und Prunk in der Hauptallee, der sich doch vergleichungsweise ruhig vor deinen Augen entfaltete, schon denselben betäubend, so ist es zwar hier nichts weniger als auf Glänzen und Prunken abgesehen, aber wenn du dieses Elementes nicht gewohnt bist, oder mächtig werden kannst, so zerrüttet es dir die Vernunft, und ich kannte einen ernsthaften Herrn mit schwachen Nerven, der hielt sich den Kopf, weil er behauptete, er fühle es, wie ihm die Knochen auseinander gehen — aber sieh! das ist echte gesunde Volkslust, die sich das Volk selber gibt, und die ihm wohl bekommt; laß sie drollen und jubeln, und mitunter derb; denn Diese da brauchen den Wein der Freude etwas stark und sauer, weil er die ganze folgende dumpfe Arbeitszeit nachhalten muß, die sie zu überstehen haben, bis wieder ein Fest kommt, wie das heutige — darum freut sich auch der Arbeiter wochenlang darauf, und er ließe es nicht aus, er läge denn auf dem Sterbebette — und ich denke, da schon ein guter Theil der Menschen dazu verurtheilt

ist, namentlich in der Stadt, seine meiste Lebenszeit in dumpfen, engen Werkstätten zuzubringen mit einem dumpfen, engen Geiste, so darf man es ihm wohl gönnen, ja man soll ihn dazu ermuntern, daß er auch einmal sein
5 Auge aufthue, seine Seele erweitere, und Lust und Freude walten lasse. — Ist dem Krittler diese Lust und Freude nicht zuständig, oder zu roh, so bedaure er lieber, statt zu schelten, daß eben die Lage des Mannes ihm nicht erlaubte, sich in seiner Jugend so heranzubilden, daß ihm höhere
10 Freude munde. — Zerstöre ihm nicht die Lust, o Krittler, mit deinem essigsauren ästhetischen Gesichte; geh lieber weg — oder bleib stehen, sie schauen dich ohnehin nicht an. Ein lustiges Volk ist auch ein gutes Volk, und das wissen wir hier am Donaustrande recht wohl, und es freut uns,
15 daß es gerade bei uns so ist, und Arbeit und Lust, und Lust und Arbeit, das mischt sich so bei dem Wiener, daß du nicht weißt, ist das Eine oder das Andere die Hauptsache — es mögen's wohl beide sein — du kennst es ja, das lustige Volk der Fajaken, immer ist Sonntag, „es dreht sich immer
20 der Braten am Spieß".

Weile noch einige Augenblicke hier, — du weißt, Wien ist die Stadt der Musik — daher auch hier Musik genug; türkische, der Leiermann, der Harfenist und Bänkelsänger, schwärmerische Handwerksgesellen mit Guitarren,
25 dort zwei Jungfrauen, die eine Romanze absingen, ewig um eine Quint von einander abstehend, wie zwei parallele Linien — heimkehrende Freundschaftsketten, die den Rinaldo Rinaldini singen — hie und da in den Händen eines Knaben eine Harmonika — — und nun kommen auch
30 noch die Zigeuner, seltsame, starre Gesellen; ein Traum, aus einer urfrühen Zeit der Weltgeschichte übrig gebliebne Gestalten, unberührt von der Gegenwart; darum wirst du gleich hören, wie sie, und wären sie schon ein Menschenleben

lang im Prater gesessen, dennoch unberührt von dem Geist und der Weise unserer Töne ihr uraltes Klingen anheben, feurig melancholisch, wie ihr Auge, und phantastisch verworren hinschlürfend, wie der Faden ihrer Geschichte durch die andern Schicksale der Welt — und in den höher ziehenden Tönen ihrer Geige ist ein Klagen und Trotzen, daß es mir immer unheimlich werden will, mich aber dennoch nicht fortläßt — von dieser eigenthümlich exotischen Poesie. Dazù, sieh nur einmal den an, der die erste Violine streicht, und den, der das Cymbal — schlägt, wie der Eine den Bogen führt und zieht, fast graziös, wie ein Virtuose, und wie der Andere die Klöppel handhabt, und beide so ernst und fast traurig das Weiß der Augen vordrehen aus den tiefbraunen Gesichtern — und wie es auch lärmt und wogt und musicirt rings herum, so macht sich ihre Musik doch Platz — als ein fremdes Element, und schreit und singt aus der andern heraus, erkennbar auf so weit, als man überhaupt noch Töne vernehmen kann.

Sie werden immer toller und toller, und streichen und streichen, daß die Töne wie Raketenstreifen steigen. — Jetzt ist der Wirrwarr erst vollendet, der Menschen werden immer mehr, auch Equipagen kommen, um zuzuschauen; der Wein beginnt zu wirken; singende Stimmen erheben sich hier und dort, — nur zwei Gäste sind ganz still und freundlich: die liebe Abendsonne, die ihr Licht durch den röthlichen Staub und um alle Menschenantlitze gießt, und die zarten Laubknospen auf den riesenhaften Bäumen, die die laue Lenzluft empfinden, und sich stündlich wohler fühlen und größer werden.

Laß uns nun weiter schreiten, und diese brodelnde Hexenküche verlassen, damit wir, ehe die Sonne untergeht, auch noch andere Theile des Praters besuchen können. Wir wandeln auf dem Rasen unter den großen Bäumen fort,

und das Menschengewühl wird dünner und dünner, und das Gemische von Musik und Lärmen schwächer und schwächer; — einzelne Gruppen und Paare, denen auch das Gewühl nicht behagt, wandeln vergnüglich in der Frühlings-
5 luft auf dem bereits grünen Rasen herum. Dort steht ein mächtiges hölzernes Gerüste. Es ist der Feuerwerksplatz, und wo du jetzt nur einzelne Gruppen gehen und lagern siehst, da steht sonst, wenn der Feuerkünstler Stuwer seine Phantasien abbrennt, eine Menge, Mann an Mann, als
10 wäre der Raum mit Köpfen gepflastert, und Alle schauen in die Nachtluft, die von Raketen, wie von gellenden Tönen durchschnitten wird, oder in die er plötzlich einen Stern heftet, der jetzt roth, jetzt grün, jetzt blau, jetzt golden am finstern Himmel schwebt, und von den Lüften getragen,
15 langsam nieder und seitwärts steigt[1]), oder der Stern platzt, und wirft eine Handvoll farbiger Feuerblumen durch die Nachtluft, — oder plötzlich steht eine durchbrochene, brennende Stadt vor dir, und lodert ruhig prasselnd aus, dem feineren Auge öfters die sinnigsten Feuerdichtungen vor-
20 führend — heute aber ist von all dem nichts, und das graue Gerüste steht einsam auf dem Platze, von der glänzenden Frühlings-Abendsonne friedlich beschienen.

Wir wollen nun noch weiter vorwärts gehen, bis wir an das Donauufer gelangen. Hier links an diesem Damme
25 stehen die Gebäude der Schwimmschule, die wir ein anderes Mal besehen wollen; diese andern hölzernen Häuser auf Flößen sind lauter Bade- und Schwimmanstalten, und im Sommer lebhaft besucht. Hier mündet sich schon ein größerer Donauarm herzu, und da, wo du die vielen Pflöcke im
30 Wasser stehen siehst, ist das sogenannte Freibad, ein Platz, der mit gespannten Tauen eingefangen ist, innerhalb denen

---

[1]) Fallschirmraketen.

Jeder baden kann. Laß uns noch weiter abwärts gehen — siehst du, wie groß unser Prater, unser Wienergarten ist — schon längst hörst du keine Musik mehr, kein Rollen der wirklich mehr als tausend Wägen, die in der Hauptallee fahren — die laute, hohe Woge der Menschenlust hat dich entlassen, und hier ist es bereits so einsam, wie in einer abgelegenen Waldwiese. Laß uns am Saume des Wassers fortgehen. Auf jener Insel weidet ruhig ein Hirsch, und die vielen Spuren im Lehmboden des Ufers zeigen, wie sie oft heerdenweise hinübergehen; noch weiter draußen an der Spitze der bebuschten Insel steht eine Rinderheerde, und es ist, als hörte man einzelne Klänge ihrer Glocken über das Wasser herüberschlagen, aber es ist Täuschung; die Donau ist hier so breit, daß die Thiere nur wie kleine verschiedenfarbige Lämmer herüberschauen. Wie wohlthuend und sanft ist die Stille, und die weiche Frühlingslandschaft auf das Getümmel, das wir eben verlassen haben! Fast kein Mensch mehr stört uns hier, und jener einzelne Fischer, der den ersten Mai dadurch feiert, daß er mit einer unerhört langen Ruthe unbeweglich am Wasser steht, ist eher eine zur Landschaft gehörige Staffage, als eine Störung. Immer weiter führt unser Weg abwärts, und jener ferne glänzende Thurm, der über die Auen herüberblickt, bezeichnet schon ein Dorf, das über eine Meile unterhalb Wien liegt, Ebersdorf. Hier stehst du am Gestade der ganzen, vollen Donau, und dort, wo jene Mühlen sich drehen, die sogenannten Kaisermühlen, da ist der Platz, an dem die Dampfboote landen, die stromabwärts gehen, und weiter hinab wird es immer ländlicher und einsamer. Es ist seltsam, daß man so viele Wiener über die Stadt klagen hört, und wie es so schön und herrlich um einen Spaziergang auf dem Lande sei — und in einer Nähe, wie keine Hauptstadt, haben sie einen Park voll reizender Abwechselung, und so wenige besuchen ihn;

und gerade die schönsten, weil natürlichsten Stellen sind am allerwenigsten besucht. Wir wandern nun auf schmalen Pfaden durch Gebüsche, treten jetzt auf Wiesen heraus, mit großen schönen Bäumen besetzt; die Abendsonne streift mit
5 rothen Fäden durch Laub und Zweige, und die Amsel und der Fink schlagen ihr frisches Lied; der Hase läuft durch das Gras; von der großen Stadt ist nicht ein Pünktchen sichtbar, und es wird uns schwer zu glauben, daß wir noch vor einer halben Stunde im dichtesten Gewühle waren. —
10 Diese Rüstern und Silberpappeln, den Lieblingsbaum der Donauinseln, würdest du wohl kaum irgendwo anders in solcher Größe und Stattlichkeit antreffen, als hier, wo er so geschont wird, daß man keinen schlägt, als bis er gestorben ist, so daß er sich ausbreiten und entwickeln kann, und in
15 diesem lockern und fetten Boden bis zur Grenze seines höchsten Alters gedeihen mag. Der Wiener liebt aber auch diesen schönen riesengroßen, breitkronigen Baum seiner Heimath gar sehr, und ich würde es Keinem rathen, daß er in Gegenwart von Spaziergängern einen dieser Bäume be-
20 schädigte. Da sie auf dem auserlesenen Boden vereinzelt stehen, so sind sie dem Städter ein wahres Kleinod geworden; der Spaziergänger geht von Schatten zu Schatten, der Meditirende, der Grübler, der Philosoph, der Lesefreund setzt sich an dem Stamme nieder, und versinkt in seine Ge-
25 danken, oder in sein Buch; der ermüdete Arbeiter und der Tagedieb schlummern im Schatten; zu ihnen gesellt sich der wüste Geselle, der die gestrige Orgie ausschlafen muß; so geht der Wandler an allen vorüber, und stört sie nicht weiter; der Künstler sitzt mit seiner Mappe auf seinem niedern
30 Feldstuhle und zeichnet oder malt einen Baum, oder eine Gruppe; und es wird wohl kaum ein einziges Portefeuille sowohl des Künstlers als des Anfängers in Wien geben, in welchem sich nicht „Parthien aus dem Prater“ befänden,

und da tritt denn gerne der neugierige Wanderer oder die Dame, die sich, ihren Wagen abseits warten lassend, eben auf dem Rasen ergeht, an den Rücken des Malers heran, und schaut ihm auf sein Blatt, ob er denn den prächtig schönen Baum auch so prächtig auf seine Tafel zu bringen vermag; — sie gehen vorüber, und Andere kommen, aber der Maler malt fort, die Schläfer schlafen, die Grübler grübeln fort — die Kindsmagd kommt, und breitet ihr blüthenweißes Leinenzeug auf den Rasen, und setzt ihre Kleinen in die Sonne und Luft, oder an den Stamm eines Baumes; indeß ist aber Sonnenschein und Himmelsbläue, und ein Westlüftchen, das über die heiße Stadt gekommen war, wundert sich hier, daß es frisches Waldgrün getroffen hat, und blättert gerne in den Zweigen der Silberpappel.

Solche stille feierliche Zeit im Prater ist meistens an schönen Frühlings- und Sommervormittagen, und tiefer unten, wo sein städtischer Zuschnitt aufhört.

Aber, lieber Fremdling, laß uns nun wieder umkehren auf unserer empfindsamen Wanderung, und gleich jenen einzelnen Paaren und Wallern wieder das Menschengewühl und endlich die Stadt suchen; denn sieh, die Maisonne ist bereits im Untergehen, und gießt Blendung und feurigen Rauch um jene Höhen, wo Döbling und Grinzing und Nußdorf liegen und die beiden Schwesterschlösser auf dem Leopolds- und Kahlenberge, und so dir etwa der Abendthau und die Nachtfeuchte des Praters ein Uebel zuzöge, so wäre es mir sehr unlieb, da ich es doch eigentlich bin, der dich herabgeführt, und in diese entfernte Einsamkeit verlockt hat. — Aber sei getrost, dort sehen wir schon Wägen, die bis zum Lusthause fahren, das auf der Inselspitze am Wasser liegt, und weiter aufwärts werden sie immer mehr, und schon hören wir wieder die Musik der Kaffeehäuser, und endlich auch die aus dem Circus gymnasticus schallen, —

dasselbe Auf- und Abhaspeln der Wägen, und des Glanzes und Pompes in der Hauptallee; dasselbe bethörende und verwirrende Klingen und Schmettern aus dem Wurstlprater herüber; dasselbe Wogen und Wallen der Menge, wie wir es verlassen, daß du dich ermüdet ordentlich wegsehnst aus diesem Menschenknäuel, und daß du meinst, es müssen ja *alle* Bewohner von Wien hier sein, oder im Herabgehen begriffen — — aber sieh zu, wir gehen die ewige lange Allee hinauf, geblendet von der Abendröthe, die in unser Gesicht strahlt; jetzt stehen wir wieder an der Jägerzeile, und du siehst sie vollgepfropft von Menschen, die fast alle *hinauf* gehen — eine Masse dunkler Gestalten, die vor deinem geblendeten Auge in Staub und Abendröthe schwimmen, während die Fenster an der Seite eine Reihe von goldnen Blitzen werfen. Ermüdet und betäubt und zerschlagen langen wir endlich von dieser Parthie an, die wir mit solchem Ergötzen begonnen haben, beide eine und dieselbe Sehnsucht empfindend — sie soll auch befriedigt werden, komm mit mir; in einem kühlen luftigen Zimmer meiner Gartenwohnung wartet meine Gattin auf uns, und hat schon auf den gedeckten Tisch gestellt, was uns noth thut: eine bekannte Wiener Lieblingsspeise, gebackene Hühner mit dem zartesten Salate, und ein nicht gar bescheidenes Fläschchen alten Nußberger. Erquicke dich, rede noch eines mit uns, und dann geh zu Bette, aber hab Acht, daß dich nicht Träume wecken, und du dich etwa mit dem Bette im wahnsinnigen Menschenkreisel gedreht findest, oder in demselben als einer gewaltig lächerlichen Equipage im Prater auf und ab schwimmst, etwa gar im Hemde, was dich sehr kränken würde.

Gute Nacht.

Die Streichmacher.

Diese Secte ist sehr zahlreich und fast so weit verbreitet, als das Gras, und eben so mannigfaltig, als das Gras, zu welchem bekanntlich der Weizen eben so gut gehört, wie dasjenige Gras, mit dem man sich blos schneidet, und das kein Vieh frißt. Ehe wir zu der Mannigfaltigkeit der Streichmacher übergehen, hätte der Leser freilich ein Recht zu fordern, daß wir ihm sagen, was denn eigentlich ein Streichmacher sei; allein wir müssen frei bekennen, daß wir eben so wenig eine stichhaltige Definition eines Streichmachers kennen, als die des Grases, aber so wie der Mensch recht bald das Gras von dem Salate unterscheiden lernt, wenn er nur dort lebt, wo beide wachsen, so lernt er auch bald die Streichmacher kennen, wenn er nur unter ihnen ist — in wenigen Jahren kennt er sie, und zwar von dem sanftesten und solidesten Streichmacher an bis zu dem Fanatiker in diesem Fache — wenn er nicht unterdessen selber einer geworden ist. —

Je mehr ich aber über die Streichmacher nachdenke, und mir die wesentlichen Eigenschaften klar zu machen suche, um sie dem Leser vor Augen zu führen, desto mehr komme ich zu der betrübten Ueberzeugung, daß ich selber einer bin — ja, daß meine Nachbarn rechts und links in der Gasse Streichmacher sind, daß mein Onkel einer ist, und daß alle Menschen Streichmacher sind, und die ärgsten gegen sich selber.



Wiener Streichmacher.

Was macht m
lichen Lügen
Es muß
Geschöpf sein,
wahrlich in's
den Pflanzen
ich nicht gut,
wohl aber für
machende getr
der Tauber —
Man sieht al
danismus, der
andere Glaub
liche Schisme
ändert, so ha
deren Schatt
hen. — Die
oder minder
grobe und m
denken, die a
treiben, und
macher und
sie, und in
Volksgewirre
macher ganz
übt, bis er
Aber w
Ich habe
ich in jedem
eben einen S
immer dort a

---

1) Kleine

Was macht man sich nicht alles weis — welche handgreiflichen Lügen glaubt man sich nicht selber?

Es muß am Ende doch ein Streichmacher kein böses Geschöpf sein, weil Gott so viele erschaffen hat — es geht wahrlich in's Fabelhafte, wie viel ihrer sind — blos unter den Pflanzen habe ich keine getroffen, für die Thiere stehe ich nicht gut, am wenigsten für die Pudeln und Reitpferde, wohl aber für die Gans, worunter ich noch nie eine streichmachende getroffen — aber da sind der Pfau, der Truthahn, der Tauber — selbst der Esel ist nicht frei vom Zeitgeiste. Man sieht also, diese Secte greift weiter als der Muhamedanismus, der Bramismus, der Budhanismus, und als jeder andere Glaube und Aberglaube, und obwohl sie in unendliche Schismen zerspaltet ist, und nach Zeit und Ort sich ändert, so hat sie doch eine bestimmte constante Orthodoxie, deren Schattierungen durch alle Zeiten der Geschichte gehen. — Die Griechen waren Streichmacher, und zwar mehr oder minder feine; die Chineser sind es, und zwar etwas grobe und meistens gegen sich selber, Anderer nicht zu gedenken, die auch großen Ausfuhrhandel mit diesem Zweige treiben, und Propaganden haben. — In Europa sind Streichmacher und in der Hottentottei, in Wien und Paris sind sie, und in Eipeldau und Kakran[1]), in den Salons und Volksgewirren und in dem Schlafzimmer, wo der Streichmacher ganz allein ist, und sein Gewerbe noch redlich ausübt, bis er entschlummert.

Aber was ist denn eigentlich ein Streichmacher?

Ich habe schon erklärt, daß ich das nicht weiß, obwohl ich in jedem einzelnen Falle recht gut angeben kann, ob ich eben einen Streichmacher vor mir habe oder nicht. Sie sind immer dort am dichtesten, wo überhaupt die Menschen dichter

---

[1]) Kleine Ortschaften bei Wien.

wohnen, daher die meisten in großen Städten und an Orten, wo man sich drängt; denn es ist eines der ersten Bedürfnisse des Streichmachers, daß er gesehen wird, Umgebung ist ihm daher so nothwendig, wie dem Fische das Wasser, nur mit dem Unterschiede, daß der Fisch ohne Wasser absteht, während der Streichmacher ohne Umgebung nicht einmal absteht, sondern er erschafft sich eine Umgebung, er wird seine eigene Umgebung, er zerspaltet sich und wird sein eigenes Publikum, dem er Dunst bläst, und sich dabei sehr außerordentlich dünkt. Ich kannte einen Mann, einen feinen netten Mann, der mit der Streichmacherei der Grazie und Schönheit behaftet war, er trieb alle mögliche Noblesse auf, und legte sie in seine Stellungen, er konnte nichts thun, ohne eine Figur zu bilden, und wenn er zu Hause allein war, und in dem elendesten Flause auf dem Sofa lag, so konnte er es nicht lassen, schön zu sein und sich eine hohe Meinung von sich selbst beizubringen. Spiegel waren ihm höchst gefährlich, und Winke, die ihm entfuhren, zeigten deutlich, welch enormes Glück er bei Weibern haben müsse, obwohl es bei ihm Grundsatz war, über derlei Dinge reinen Mund zu halten. Seltsam war es nur, daß von diesem Manne alle Tröpfe sagten: Dieser Herr sei den Damen sehr gefährlich, die Andern aber lachten und sagten, er möchte es nur weis machen.

Obwohl also, wie gesagt, die Streichmacher überall sind, wo Publikum und Concurrenz ist, so sind sie doch wieder an verschiedenen Orten verschieden, ich kann mir einen hottentotischen Streichmacher unmöglich so denken, wie einen Londoner, und die Wiener haben daher auch ihre eigene Sorte, obwohl andererseits einzugestehen ist, daß sich die Streichmacher der europäischen Civilisation ungefähr in der Art gleichen werden, wie die Kiesel im Bache, und daß alle großen Städte dieselben zeigen, nur durch ihre Atmosphäre

eigens modifizirt, so z. B. werden die Wiener-Streichmacher niemals dieselbe Schattierung der politischen aufzuweisen vermögen, wie die Pariser — selbst auch wie alles Menschliche, in den untersten Anfängen zeigt sich diese Kunst 5 gleichsam in den Windeln, wie es z. B. bei jenem Könige einer Südseeinsel war, von dem ich einmal in einer Reisebeschreibung las, daß er den europäischen Weltumsegler nicht eher vor sich ließ, als bis er in Gala sein würde. Der Capitän und sein Gefolge wartete, endlich wurden sie ein- 10 geführt, und sie trafen die südliche Majestät nackt, nur daß sie eine einzige gleißende rothe Weste an hatte.

Doch ich denke, wir haben uns bei dem Allgemeinen der Streichmacher lange genug aufgehalten, und es ist Zeit, daß wir dem Leser einige Porträts von diesem Wiener- 15 artikel vorführen, nur wird es uns schwer, wo der Anfang zu machen sei, da der Nuancierungen so viele sind; allein wir wollen bei der feinern Sorte beginnen, und bei jener enden, wie sie auf unserm Bilde dargestellt sind — wenn uns nicht unterwegs der Streich geschieht, daß wir aus dem 20 Systeme fallen, und eine ganz andere Ordnung befolgen. — Lassen wir das nun in Gottes Hand.

Die feinsten Streichmacher sind beinahe keine, und diese sind es auch, die sich ihres Standes oft am wenigsten bewußt sind. So kannte ich einen, der den Andern den großen 25 Mann vorspielte — sie hielten ihn dafür, ich hielt ihn dafür, und er hielt sich dafür — bis hieher ist keine Streichmacherei. Seine Wohnung, Kleidung, Redeweise war einfach edel, sein Benehmen leutselig und überall natürlich, seine Gedanken tüchtig und reich, seine Thätigkeit ungemein und 30 überall auf das Gute gehend, und beinahe wäre er ein großer Mann gewesen — — wenn er kein Streichmacher gewesen wäre; denn mit unglaublicher Feinheit wußte er das Terrain vorzuschieben, wo er glänzte, es fielen Namen, die ihn hoben,

es lagen verlegte Correspondenzen herum, die staunen machten, es blickten Gedanken durch, die er ausführen müsse, alle Systeme hatte er umfaßt, alle Vorurtheile abgelegt, klare weise Ruhe in seinem Wesen ausgeprägt — — im Geheimen aber war er rauh und eigensinnig gegen seine Diener, tyrannisch gegen Weib und Kind — und letztlich verrieth er seine Philosophie um ein einträglich Amt — doch es war nicht sichtbar, und er ließ gerne seine Selbstüberwindung bewundern, mit der er sich diese neue Last zu den alten aufgelegt.

Dann sind die Genies. Diese haben gestern mit dem und dem Dichter gespeist, dieser Compositeur ist ihr Freund — jetzt müssen sie in die Sitzung des Gewerbvereins; dann wird einem großen Verstorbenen eine Denksäule gesetzt, da müssen sie dazu, weil sie dem und dem das Wort gegeben — Abends haben sie Eile, weil sie zum Clubb sollen — es ist da die Aufnahme sehr schwer — dann müssen sie ein Manuscript lesen, um ein freundschaftliches Urtheil abzugeben, eine neue Musik anhören — in die Gemälde-Ausstellung gehen — dann lassen sie durchblicken, wie Dieser und Jener ein Esel sei — wie dieß und das darniederliege, wie hoch das Ideal stehe — — wie Alles einer Reform bedürfe — dieß und dieß Werk liegt auf ihrem Tische, Voltaire und Bolingbroke, Shakespeare, Gervinus, George Sand 2c.; und manchmal haben sie auch lange Haare und Weltschmerz — aber diese gehören schon mehr in die Schattierung der Narren, also nicht unter die Streichmacher.

Dann sind die, die Alles von sicherer Hand haben, die Alles schon gestern wußten, die in's Geheimniß gehüllt sind — dann die, die in Paris waren, und interessante Mittheilungen über Guizot und Thiers fallen lassen.

Dann ist die ungeheure Schar der Ueberlegenen. Der Ueberlegene ist an allen Orten Wiens zu finden. Er sitzt

nachlässig da, weil er sich vor den Andern nicht zu geniren hat, er hat alle gesellschaftlichen Formen weg, er befolgt sie aber selten, er legt das Journal gleichgültig hin, er sieht mit Sicherheit auf die, die da bescheiden eintreten, er ist der 5 Leichte, der Vornehme, der Kalte, er ist mitunter zerstreut, sein Gang ist heiter und bewußtvoll — er steckt voll Witz, und sagt gelegentlich einen, er weiß Alles, aber redet von nichts, außer daß Alles schlecht sei, — die Ueberlegenen sind auch die Selbstzufriedenen, sie haben eine Erzählung, die 10 mit den Worten anfängt: „Nein was es für Leute gibt....“ und nach diesem Eingange folgen die Variationen. Vorzüglich gibt es unter der Jugend viele Ueberlegene. Er ist nicht zu bessern und zu widerlegen, weil er die Gründe ohnedieß besser weiß, und er gehört namentlich unter jene 15 Streichmacher, die es gegen sich selbst sind.

Dann sind die Wohnungen und Geräthstücke, mit denen Streiche gemacht werden. Wir sind in großen Städten Trogloditen, nur sind wir freilich nicht so einfältig, wie die alten Egyptier, die Anfangs gar warten mußten, bis irgendwo 20 in einem Felsen eine Höhle war, die sie dann sofort bewohnten, später aber doch darauf kamen, selber in die Steine Wohnhöhlen zu bohren — wir sind, sage ich, nicht mehr so einfältig, sondern wir führen uns den Felsen sammt den Höhlen gleich aus schönen Ziegeln auf, und wohnen darin- 25 nen — da müssen nun eine Unzahl Dinge hinein, die zu nichts sind — als zum Streichmachen. Worauf man sitzt, liegt, steht, das ist nicht zum Sitzen, Liegen, Stehen, sondern zum Sehen, daß es nämlich der Nachbar, der aus seiner Höhle in unsere herüber auf Besuch kömmt, sehe, und sich 30 daran ärgere — Aerger ist dem Inhaber immer ein lieblicheres Opfer als Beifall — der Nachbar soll sich nämlich ärgern, daß es bei ihm nicht so schön ist. Wie man, um ein schnödes Stipendium zu bekommen, ein Armuthszeugniß

braucht, wenn man auch nicht arm ist, so müssen die Geräthe Reichthumszeugnisse sein, wenn auch kein Reichthum da ist, darum sind die Fächer und Kästen weit kostbarer, als das, was darin ist, nur die einzige Sache, die gleich selber etwas ist, das Silber- und Goldgeschirr thut man in einen Kasten mit gläsernen Wänden, damit es heraus schaut; der Boden ist, daß man die Füße lieber in die Tasche stecken möchte, als mit ihnen auf ihm gehen; die Luftlöcher, welche der Höhlenbaumeister aus Vernunft herrichtete, werden mit recht viel Falten wieder zugehängt, daß das Licht nicht hereinkomme, und schöne Drapperie ist — dann sind Teppiche, Damaste, Kaffeetücher, Kästen, Tische, Sessel, Sopha's — alle die Dinge sind selber wieder Streichmacher; denn sie sind inwendig von eitel weichem Holze, jeder Tisch hat Fichtenfüße, nur hat er eine nußbaumene oder Mahagoni-Hose an, der größte und ernsteste Garderobkasten ist mit hartem Holze geschminkt, und selbst die Fensterbretter sind Kinder, die immer ihren Sonntagsrock anhaben — dieß nur heißen sie schöne Geräthe, und machen sich weis, sie haben daran etwas, und streuen den Besuchern den Sand in die Augen, in weiß Gott welch vornehmes und auserlesenes Haus sie gekommen. Daß dieses der Zweck der Geräthe ist, nicht etwa, wie ein Einfältiger glauben möchte, der G e b r a u ch, erhellt daraus, daß man gerade in den bessern Fächern der Wohnhöhle nicht wohnt, daß man, kaum die Besuche fort sind, den Dingen über den hölzernen Ueberzug noch einen leinernen gibt — — ja daß man, wie mir erst vor Kurzem ein Freund von einer Frau aus seiner Bekanntschaft erzählte, sogar eine ganze Zimmerreihe haben kann, in die n i e Jemand kömmt, sondern die Magd und die Frau gehen eines Tages hinein, rufen die Diener und geben ihnen die Teppiche abzustauben und auszuklopfen; sie selber wischen Alles hübsch und reinlich ab, und stellen die Sessel, rücken die Spiegel, wo einer schief

hängt, und sperren dann wieder gut zu, daß nichts gestohlen wird. Im Winter werden dann zuweilen viele Kerzen angezündet und viele Menschen eingeladen, welche durch die Zimmer oder Höhlenfächer gehen, und die Fetische anbethen, 5 die da ausgestellt sind, oder auch dieselben lästern, wenn sie sich nämlich bessere machen ließen und zu Hause stehen haben. Der echte Streichmacher dieser Art thut auch, wenn Leute bei ihm sind, als liege ihm an dem Krame nicht viel, er mißhandelt ihn, daß es scheine, die Sache sei ihm Bagatell — 10 aber nachher pflegt und hegt er sie wieder, und schleudert gegen jedes der Seinen den Bannstrahl, der das Unglück hatte, irgendwo anzustoßen und zu beschmutzen oder zu ritzen. Diese Streichmacherei, meine ich, wird etwas nachlassen, wenn wir in der Kultur werden vorgerückt sein, und aus 15 Höhlenbewohnern endlich Luftbewohner geworden.

Ich muß hier eingestehn, daß ich wirklich in der absteigenden Linie der Streichmacher eine Lücke in's System gerissen habe, ich vergaß wahrlich die mit den Kindern und ihrer Erziehung, welche doch offenbar vor den Meubeln 20 kommen sollten. Ich hole daher nach, was mir von der Sache kund ist. Da Erziehung doch offenbar nichts ist, als Abrichtung des Mannes zu Amt und Geschäft, des Mädchens zu einem Manne, so finde ich Streichmacherei in diesem Zweige sehr zweckmäßig; denn die Erziehung ist beendet, 25 wenn der Mann in's Amt, das Mädchen unter die Haube kömmt, beides sind sehr nützliche Dinge. Da freilich die Eltern nicht Zeit haben, anders als stoßweise zu erziehen, nämlich zu dieser oder jener Minute gute Lehren zu geben, die sich widersprechen, weil besagte Eltern zu anderer Zeit 30 zu thun und zu genießen haben, so ist es einleuchtend, daß man den Kindern so viele gleißende Stellen hinauflackirt, als sie brauchen, damit sie leuchten, und ein Mann oder ein Amt, wie ein Nachtschmetterling an dieses Licht heranfliege

und daran kleben bleibe. Als solche Anlackirer werden nun unterschiedliche wohlfeile Meister genommen, die da beibringen, was klingt und glänzt, da gerathen dann die Kinder zu allerlei Virtuositäten. Sie spielen das Piano, dieses leidige Marterholz unserer Zeit, d. h. sie trommeln Noten, weil es einem Andern beifiel, das arme Herz in das eigentliche magische Reich des Schönen einzuführen; sie reden etliche Sprachen, d. h. sie sagen in ihnen Dinge, die deutsch zu fade klängen — aber genug, sie s p r e c h e n die Sprache; mehr verlangt Vater und Mutter nicht. Ob das Gesagte Vernunft hat, ist hier unwesentlich; — sie tanzen — nun das können sie meistens gut, weil es meistens den wenigsten Werth und das größte Vergnügen mit sich bringt — dann malen sie, d. h. der Lehrer bessert aus, und so werden (wenige Striche des Lehrers ausgenommen) die schönsten Bilder des Zöglings fertig, — dann sind sie artig, charmant, sie wissen sich zu benehmen, sie reden, daß es Hand und Fuß hat, und sie müssen sich des öftesten produziren, sie werden herausgeputzt, den Leuten gezeigt, und oft wird gesagt: „Karl, Adolph, sei brav" — und das ist dann die Erziehung — g l ä n z e n, g e l t e n, v o r d r ä n g e n, thun als, weiß Gott, wie tief, wie weise, wie gebildet .... und das Einzige, was eigentlich a l l e i n einer Erziehung fähig und werth wäre, die V e r n u n f t, diese sittliche Muse des Menschen — der öde — doch ich muß abbrechen, d i e s e Streichmacherei bricht mir das Herz, oder facht den Grimm an. Alle andern dagegen gehalten sind harmlose Thierchen: diese frißt das Grün der Erde weg, daß die feste Rinde der Gehaltlosigkeit weithin offen liegt — und fast weiter als jede andere ist gerade d i e s e Streichmacherei auf Erden verbreitet. Desto größere Ehre und reicherer Dank gebührt daher jenen Eltern, wie sie jetzt doch häufiger werden, die es anders machen, und das Kind des Kindes,

nicht Anderer wegen erziehen, und recht und wahr und gut erziehen.

Wie unschuldig, gleichsam neugeborne Kinder, stehen dagegen die da, die ich jetzt erwähnen will, die Ankündigungen. Jeder weiß ja aus Erfahrung, wie es ihm mit seinem Hunde geht; er ist der schönste, weiseste, ja er hat fast Menschenverstand — oder dem Blumenpfleger; er sieht nirgends so schöne Nelken, Rosen, Hyazinthen, als bei sich: eben so geht es nun, meine ich, auch allen denen, die sich Dinge einkaufen und nun selbe wieder verkaufen müssen, ich denke, sie verblenden sich auch dafür, und daher mag es kommen, daß sie sich in den Verkaufsankündigungen Illusionen hingeben, die sie sonst nicht rechtfertigen könnten: da ist Alles echt, Alles unverantwortlich billig, Alles in jeder Haushaltung unentbehrlich, und Alles nur mehr in kleiner Quantität zu haben — ganz unglaublich ist es, was Redacteure in dieser Hinsicht leisten, sie opfern sich, sie ruiniren sich, um nur dem Publikum das Allerbeste biethen zu können — und das undankbare Publikum frißt dann diese Dinge ruhig wie Heu hinein, und weiß nicht, welche Trüffeln und Ambrosia hinuntergegangen sind.

Wir steigen nun immer weiter hinab auf der Wesenleiter der Streichmacher und gelangen zu jenen, die das unwesentlichste Zeichen wählen, um den Andern Respekt abzunöthigen, Kleider. Ueberhaupt ist es, merk' ich schon, ein wesentliches Merkmal der Streichmacherei, daß sie, statt auf die Sache, auf die Zeichen ausgeht; denn ihr Zweck ist, sich gelten zu machen, Andern zu imponiren, Andere zu überflügeln, und zu dem Ende zu extremen Mitteln, auffallenden Handlungen, Streichen zu greifen. Da nun die confusen Begriffe ungemein leichter zu erwerben sind, als die klaren, ja da es noch leichter ist, gar keine Begriffe zu haben, sondern nur Einbildungen, so darf es Niemanden

von uns wundern, wenn solche Einbildungen sehr im Verkehre sind. Der reiche, der ausgezeichnete, der vornehme Mann und seine Frau haben schöne Kleider, also kehrt jener obige confuse Begriff die Sache, wie einen Muff, um, und sagt, wer schöne Kleider hat, der ist ein reicher, ausgezeichneter, vornehmer Mann, oder dessen Frau, also, consequent fortzugehen, muß ich suchen, schöne Kleider, hauptsächlich aber moderne, zu bekommen, dann bin ich vornehm, oder werde doch wenigstens von mir und Andern dafür gehalten — und je moderner, je extremer das Kleid: desto vornehmer der Träger. — — Welche namenlose, unbeschreibliche, überwältigende Gedanken und Revolutionen mögen z. B. in dem Kopfe so einer böhmischen oder mährischen Küchenmagd vorgehen, wenn zum erstenmal ein Damenhut, wie der der gnädigen Frau darauf sitzt! ein großer, schöner, rosenfarbener Hut, zu dem sie sich endlich durch peinliche Ersparungen geschwungen — daß der Rock, das Halstuch und die Schuhe dazu stehen, versteht sich von selber — wie seltsam, wie fieberhaft muß der ganze Sonntag sein, an dem sie mit diesem Hute herumgeht! — und wenn sie erst daran denkt, einmal so in ihr heimathliches Dorf zurück zu kehren, und dort Alles in Erstaunen zu setzen, wie sie vornehm und gebildet geworden ist! Aber nicht blos die Küchenmagd und die Köchin, sondern auch die gnädige Frau wird durch einen neuen Hut und ein Ballkleid verrückt — gnädige Frau aber heißt in Wien jede, welche einen Dienstbothen hat. Da sie nun selber einen solchen Werth und solche Würde in Kleider legt, wie müssen erst andere staunen und neiden, wenn sie in der unerhörtesten Pracht erscheint. Das schönere und confusere Geschlecht geht uns Männern in dieser Gattung Streichmacherei vor; es gibt keine Verunstaltung ihres Körpers, die nicht schon einmal Mode war. Was die Feinere, die Bescheidenere, die Gebildetere Neues

an sich trägt, das wird von der Beschränkten, Frivolen und Dummen auf die Spitze gestellt, die Mode wird überbothen, und wenn sie dann wie ein Pfau und wie eine Ente zugleich auf der Gasse geht, und Flitter und Trödel auf Dingen trägt, die unmöglich Körper sein können, so dürftest du an dem seligen Ausdruck ihres Gesichtes abnehmen, wie hoch sie sich dünkt, und an dem Nachschauen mancher Mitschwester, wie sehr sie sie beneidet. — Mir fällt häufig der Mann ein, der arme, der alles dieses kaufen muß. Bald muß der Hut oben aufgeputzt sein, bald unten, bald muß er groß sein, bald klein; jetzt darf er kein Hut sein, nämlich ein Ding, was vor der Sonne schützt, dazu hat man ja ohnehin das Parasol, sondern eine Art hohler Kapuze, die im Nacken sitzt, das Tuch muß nun weiß, wenigstens licht sein, der Rock muß ein Rad schlagen, und damit er dieß thue, wird dem armen ein härener Unterpanzer gegeben, und er wird über die Fessel eines Strickes oder Seiles gespannt, oder es werden ihm gar noch andere Sachen untergelegt, die ich nicht nenne, die aber Anno 42 für sehr schön gehalten werden müssen, da man's so übertreibt. Und so schwirrt und surrt und saust es von seidenen, sammtenen, mousselinenen rc.... rc.... Stoffen und Sachen, als wäre ein tolles Blumenbeet ausgelassen — — o ihr armen und ihr betrogenen Dinger! Just das, was ihr erzielen wollt, vornehm, bedeutend, ansehnlich zu erscheinen, das erreicht ihr nicht; denn ein Wort, ein Ruck, ein Wink; und ihr verrathet die innere Leere, ja die Uebertreibung selber verräth sie; denn gerade die Vornehmheit ist ein Ding, das sich nicht lernen läßt, und Würde und Bildung erscheint in dem einfacheren Kleide schöner, als Anmaßung und Prahlerei in dem übertriebensten. Daß ich aber tauben Ohren predige, weiß ich übrigens recht gut. Wäre diese Streichmacherei unschädlicher, und nicht gerade sie der erste Schritt zur

Untergrabung der Sitte und oft des Familienwohles, so könnte man sie hingehen lassen, als Spiel der Armen im Geiste — aber .....

Von dem Manne, der sonst nichts, als überall schön ist, schweige ich, er ist eben ein Tropf; freilich gibt es viele, in der Regel aber sind sie harmlos ... also transeant.

Zum Schlusse lange ich nun bei jenen Subjecten an, wie unser Bild sie vorstellt, die den Exponenten der Ehre und Hoheit im sogenannten Aufhauen suchen, d. h. sie werfen geradewegs das Geld weg; für was, ist gleichgültig, wenn es nur Aufsehen macht, wenn es nur knallt und klingt, es mag nun dem Aufhauer selber Marter oder Angst kosten, das thut zur Sache nichts — er tanzt, er fährt, er reitet, er spielt. Wie sauer es ihm wird, weiß oft nur er, wenn er, um Cavalier zu sein, selber kutschirt, und ihm im Prater vor Angst der Staub und die Sonne und die Menschen durcheinander schwimmen, oder wenn er auf dem Gaule, wie der Schächer auf dem Kreuze hängt; denn der Mann hat auch noch immer das Unglück, daß die angewandten Mittel trotz der Verschwendung unzulänglich bleiben, und die Sache in's Lächerliche ausschlägt. Am großartigsten ist er, wenn er beim Gelage sitzt, oder beim Balle, und nun warm und „fidel“ wird, Champagner trinken, Flaschen zerschlagen, Krapfen unter den Tisch werfen, oder gar mit einer Banknote die Pfeife anzünden kann, was freilich der Gipfel der Bravour ist.

Dieser letzte Streichmacher ist meistens der unschädlichste, d. h. für die menschliche Gesellschaft; sich selber bringt er freilich nicht gar vielen Nutzen, und Zwecke erreicht er auch nicht gar sonderliche; denn mir geschah es nie, daß er mir Respekt oder dergleichen einflößte. Seine Klapper ist die roheste.

Und somit nehmen wir Abschied von der Sippschaft

der Streichmacher, und zum Schlusse ersuche ich nur den Leser, recht auf sich zu achten, und er wird sich wundern, wie viele feine und versteckte Streichmachereien er an sich entdecken wird — ich wenigstens fand, während ich dieß schrieb, so viele Nuancen an mir selber, als ich kaum durch den ganzen Rest meines Lebens werde auszutilgen im Stande sein.

Leben und Haushalt dreier Wienerstudenten.

Wir heben diese drei besonders heraus, nicht als wollten wir von ihnen etwas ganz Besonderes sagen, was von keinem andern gilt, oder gar ihre Lebensgeschichte erzählen, sondern vielmehr darum, weil sie gerade die ganze Gattung darstellen, und wir der Meinung sind, in einem Buche über Wien dürfe der Wiener-Student und sein akademisches, wie auch häusliches Leben gar nicht fehlen.

Sie waren Landsleute, und erst in die höheren Studien auf die Wiener Universität gekommen, nachdem sie die Weltweisheit (Philosophie) auf einem Landlyceum des gründlichsten erlernt hatten. Wir wollen es versuchen, ihre Ankunft und ihr akademisches Leben zu schildern, weil der echte Student Wiens gerade nur durch solche Ankömmlinge repräsentirt wird, indem ein solcher in Wien, abgetrennt von Familie und Verwandtschaft, rein und allein Student sein muß, der abstrakte Student, sich durchschlagend durch alle Fährden und Abentheuerlichkeiten seines poetischen Standes, bis er endlich absolvirt ist, und dahin geht und Philister wird, schmählich entkleidet von aller Glorie und allem Schwunge seines vorigen Standes. Der Eingeborne hingegen, wie viel er auch Studentengenie besitze, vermag sich doch nie zur wahren Studentheit zu schwingen, weil ihm doch immer die Farbe seiner Familie, Verwandtschaft und Cotterie anklebt, und weil er außer dem Studenten auch noch ein Sohn ist, ein Cousin, ein Neffe, ein

Wiener, ein charmanter Mensch — indeß der echte Musensohn, gleich einem abstrakten Begriffe, nur er selber ist, ein Ding, das jenseits aller andern Menschheit liegt, die alle Unterschiedliches zu thun hat, er aber zehn ganze
5 Monate nichts, als daß er Student ist, und dann eine Prüfung macht, daß er Glied einer unsichtbaren Republik ist — er ist kein Bürger dieser Welt, außer wenn er Schulden hat; er ist kein Landsmann, kein Eingesessener, kein Stand, kein Familienglied, nicht einmal ein Liebhaber,
10 weil er immer wechselt; sondern er ist nur ein Quartaner, ein Quintaner, Jurist, Philosoph, und in den Ferien eine Zugschwalbe, ja manche treiben diesen Cynismus der Abstraktion so weit, daß sie auch keine Studenten sind, sondern gar nichts mehr, so daß ihnen alle Tage das Unglück be-
15 gegnen kann, wie einst einem lustigen Vetter von mir. Der Vetter zog nämlich eines Nachmittags Handschuhe an, und ging auf die Universität. Unten in den kühlen Hallen derselben fragte er einen wildfremden, gesetzten ältlichen Mann, wo denn der anatomische Saal sei. Der Mann aber fragte
20 seinerseits wieder, was er in dem Saale wolle. „Meine anatomische Jahresprüfung machen.“ Der gesetzte Mann lächelte seltsam und sagte: „Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen den Saal zeigen, denn ich bin der Anatomieprofessor und prüfe eben dort.“ Der lustige Vetter riß
25 seinen Hut vom Haupte, und es wäre ihm in dem Saale schändlich ergangen, wenn er nicht zufällig vorher sehr viel Anatomie hineinstudirt hätte.

Glückselige Studentenzeit! Wenn du nur das ganze Leben dauern könntest — aber da vergeht sie, wie der
30 Rauch auf den Bergen, und der kahle Broderwerb steht da. Einige sind freilich so glücklich, daß das akademische Moos fingerdick auf ihnen wächst, aber auch diese müssen endlich vorüber, wenn es nicht etwa mit einem von ihnen

das Schicksal so gut meint, und so weit treibt, daß es ihm einmal mit eins einen Schlagbaum vor den Verstand wirft, was die Leute überschnappen nennen, so daß er von nun an nicht mehr hinaus zu gehen vermag in's Philisterthum, dem wir andern doch unerbittlich entgegengereift sind, und daß er sofort das Schauspiel eines ewigen Studenten darbiethet. So sehe ich noch immer ein Individuum in den Universitätshallen auf und nieder gehen, das ich schon in meiner Knabenzeit eben so gesehen hatte, ein Individuum, emsig auf und ab schreitend, mit braunem Rocke, wie damals, dünnen Leibes, vorgebeugten Rückens, voll Bartstoppeln, ein schwarzes, kleines, schmutziges Büchlein mit eingelegtem Finger tragend, einen Klassiker, den er zuweilen aufschlägt und dicht vor die Augen hält. Gealtert ist der bemooste Bursche seit meiner Zeit gar sehr, weil ich auch alt geworden bin, und sein Auge ist noch unstäter als damals, aber er geht noch immer herum unter den Pfeilern, gerade so wie seine blutjunge Mitschülermannschaft um ihn, die da in den Jahren kommt und geht — nur er, wie ein ewiger Jude unter der Studentenwelt, besteht, ja er ist sogar der einzige Student, der auch während der Ferien in den Universitätshallen herumwandelt, mutterseelen allein, so daß seine Schritte unheimlich in den weiten Gewölben hallen müßten, wenn nicht seine Fußbekleidung immer in einem solchen Stande wäre, daß man seine Tritte nie hören kann. Vor fünf Jahren verkaufte er Federkiele, jetzt aber studirt er blos wieder. Glückselige Studentenzeit, wie gut ist es, daß auch du vorübergehst, wie alles Andere an dem flüchtigen Menschen.

Laßt uns nun von dieser Abschweifung und Sachdefinition wieder auf unsere drei Freunde zurück kommen, und ihre akademische Biographie aufnehmen; wie folgt.

Auf jenem Landlyceum aber gingen furchtbare Sagen

über Wien und das Leben daselbst. Wenn man nicht mit unerhörten Geldern dahin komme, so müsse man in einem dumpfen Loche wohnen, und sich bei einem schmutzigen Traiteur, weil er wohlfeil ist, aushungern, und die Un-
5 schuld wird gleich am ersten Tage verführt.

Dieser Aussicht zum Trotze wagten es unsere drei Schälke dennoch, obwohl sie hinlänglich wenig Geld besaßen, und von ihrer Unschuld auch nicht wußten, wie feuerfest sie sei, da sie bisher noch Niemand in Versuchung
10 geführt, außer älteren Collegen zu einigem Trinken und verbothenem Tabakrauchen. Sie wagten es aus dem Grunde, weil es vor ihnen auch Manche gewagt hatten und unversehens Herren und Staatsdiener geworden sind.

Ihr Plan aber war dieser: Anlangend das Geld, so
15 hungert zwar Niemanden so oft und so umfassend, als junge Studenten; aber Niemand auch erträgt Entbehrungen so lustig, als die Jugend, und Niemand ißt so sehr Alles, als der Student! — anlangend also das Geld, so beschlossen sie selbes sehr zu schonen, und anlangend die
20 Unschuld, so war ihnen dafür nicht bange, weil sie riesenhaft gute Vorsätze hatten, und überdieß als Caution den Vertrag eingingen, daß Einer über den Andern wachen sollte, und ihm jedes Mißfällige sogleich in den Bart sagen, der allen Dreien zu wachsen anhob.

25 Zu diesem Ziel und Ende wollten sie auch zusammen wohnen, sich den wohlfeilsten Traiteur suchen, oder gar selbst kochen, in der Zeit aber sich um Gelegenheit zum Unterrichtgeben umthun, daß sie sich eine glänzende Studentenlage gründen möchten.

30 Freilich ging auf jenem Landlyceum auch die Sage von der traurigen Ungesundheit der zusammengepfropften Residenzstadt — aber mit der riesenfesten Gesundheit der Jugend, und mit einem Magen im Leibe, daß er Sohlenleder

und Korkstöpsel verdauen könnte, glaubt man an derlei Warnungen nicht; für die Jugend gibt es keinen ungesunden Ort, und im Gefühle des innigsten Lebens sind ihr Krankheit und Tod platte Unmöglichkeiten — und es ist auch so; — wenn nicht ein Leviathan von einem Miasma kommt, so verwindet es der Kloß von einem Körper, und es gedeiht ihm, während die Andern daran mühselig hinsterben. Ueberdem hatten sie gegen alle Warnungen und Schreckenbilder noch einen heimlichen Grund und Trost im Herzen, nämlich den, der der Menschheit so oft beispringt: „wer weiß, ob es wahr ist."

Sie hatten es also gewagt.

An einem sehr schönen Octobernachmittage (damals als unsere drei Freunde gen Wien fuhren, waren die großen Ferien noch im September und October) — an diesem sehr schönen Octobertage also stiegen sie in Nußdorf aus, und sahen sich sogleich nach dem dicken Luftbrodem um, der immer über der Stadt brüte und Krankheiten aushecke — allein sie fanden ihn nicht, sondern rechts waren schöne grüne Berge und links schöne grüne Auen, und aus diesen ragte ein sonnenbeglänzter, grauer, feinzackiger Thurm empor — der Thurm von St. Stephan; schmucke Spaziergänger gingen an ihnen vorüber; Wägen fuhren die Kreuz und Quer mit schönen weißen Nummern auf dem Kasten, schöne Herren und Damen saßen darinnen, und an den Gesichtern der Kutscher schien nicht das geringste Anzeichen von hiesiger ungesunder Luft bemerkbar, so ganz besonders gut sahen sie aus.

Allen Dreien war es so gewiß unselig und seltsam, so wie es uns allen ist, wenn wir uns einem merkwürdigen und einflußreichen Flecke der guten alten Muttererde nähern, und dort die Entscheidung unserer ganzen Zukunft erwarten. Nur das, was gerade das Natürlichste war,

schien ihnen das Unbegreiflichste, nämlich, daß es hier gar nicht anders aussehe, als auf jedem andern Platze der Erde. Daß sie an der großen merkwürdigen, weltberühmten Hauptstadt Wien standen, schien ihnen gar nicht glaublich, denn da rinnt ja das bekannte Donauwasser, wie in Linz, und Bäume und Auen stehen dabei, wie sie sie schon tausendmal sahen, und auch die Leute schauen so aus, als hätten sie mit jedem von ihnen schon geredet. Auf Unerwartetes war Jeder gefaßt, das Bekannte brachte sie nun außer Fassung. Das Seltsamste aber war noch, daß man von der ganzen Stadt nichts als den grauen Thurm sah, und ein paar Häuser, so unscheinbar, als wäre es eben nur ein Meierhof. „Den Koffer, meine Herrn," tönte des Rauführers Stimme neben ihnen, „können Sie sich morgen am Schanzel abholen, jetzt aber mit dem Gesellschaftswagen in die Stadt fahren, oder auch zu Fuße gehen, wenn es beliebt; denn es ist kaum eine halbe Stunde bis zur Linie."

Freilich wußte Keiner das Schanzel, aber deßwegen hatten sie keine Sorge, sondern begaben sich auf die Straße, welche nach dem grauen Thurme zuzuführen schien.

Aber der Leser weiß ja noch gar keinen Namen.

Der Kandidat der Rechtsgelehrsamkeit, Franz Xaver Pfeiffer, schritt voran, und hinter ihm, starke Studentenstöcke in der Faust tragend, die angehenden Heilkünstler Urban Schmidt und Heinrich Quirin. Sie gehörten alle drei jener storchichten Sorte an, die lauter Füße hat, ausgenommen noch zwei täppige Hände, mit denen sie stets ungeschickt agirten — man verüble es ihnen nicht, wir waren ja alle so in unserm gesegneten siebzehnten und achtzehnten Jahre. Nur der Pfeiffer trug bereits breite Schultern und einen Ansatz zu einem felsenmächtigen Brustkasten, den er keck der Luft entgegen, und bei der

Nußdorfer Linie hineinschob — die zwei Andern folgten — — und nun waren sie wirklich und leibhaftig in der großen Kaiserstadt, von der sie ihr Leben lang so viel gehört, und in der Geographie eine ganz klein gedruckte Seite auswendig gelernt hatten — sie waren nun wirklich da. Die einigen unansehnlichen Häuser, die sie bei ihrem Herannahen gesehen hatten, entwickelten sich nun zu einer langen Gasse, in die sie immer tiefer hineingeriethen, aber auch hier war es ja nicht anders, als seien sie in Wels oder Braunau, oder sonst in einer bekannten Stadt, ordentlich heimisch, nur die Häuser etwas größer, und statt dessen, daß man in Wels durch jegliche Gasse schnell auf den Marktplatz gelangt, setzte sich hier die Gasse immer fort, gleichsam als setze sich die Stadt immer an sich selber an, wie jenes närrische Teppichpaar in der Stadt Hirschau, das man dem römischen Kaiser, als er einmal das Rathhaus besuchte, dergestalt unterbreitete, daß, als er auf dem vorderen schritt, man den hintern wegnahm und wieder flugs vorne anlegte, wobei sie sich sehr sputen mußten, was denn freilich zur Folge hatte, daß sie einmal zu früh anrissen, und den Kaiser ganz und gar niederwarfen. Es soll Friedrich der Rothbart gewesen sein. — Als aber unsere drei Freunde immer weiter fortschritten, dehnten sich freilich die Häuser zu immer ansehnlicherer Größe empor, und gewannen an Glanz, daß die Aehnlichkeit mit Wels und mit Braunau stets geringer wurde, auch das Gedränge und Getriebe wuchs überraschend, allein auch ihr Muth; so daß Urban, (seines zärtlichen Wesens halber nannten sie ihn stets bei dem Taufnamen) so daß Urban beinahe so keck gewesen wäre, vor einem Generale den Hut zu ziehen, wenn er nur gewußt hätte, warum denn derselbe hinten auf dem Wagen stehe. Der Pfeiffer las alle Inschriften, und machte bereits Späße darüber.

Quirin war eigentlich seines Herzens der größte Schelm und Schalk unter ihnen, allein er hatte so eine Art und gesetztes Wesen, daß man ihm den Spitzbuben nicht ansah, daher er auch heute so gesittet und mit städtischen Manieren einherging. Der ehrliche Pfeiffer, obwohl der tüchtigste unter ihnen, und daher auch bei allen Unternehmungen der Führer, wurde doch am öftesten von ihm gehänselt, während der stille Urban immer Verschlagenheit genug besaß, auf seine Lockungen nicht einzugehen, indeß Pfeiffer alsogleich biederherzig aufsaß, so oft es der Andere wollte, aber er lachte immer selbst mit, oder puffte den Quirin ein klein wenig ab, während Urban sich immer entsetzlich in seinem Innern abzürnte, so oft er in eine Falle gegangen; denn er fühlte eben seine Inferiorität, während Pfeiffer gar wohl wußte, daß er selber es eigentlich sei, der die Firma des Hauses aufrecht erhalte.

Deßwegen fragte ihn auch keiner von den zwei Andern, was er denn im Schilde führe, als sie ihn wie einen Goliath immer rüstiger in die Wildniß der Stadt hinein schreiten sahen, sondern sie folgten ihm, und dachten, er werde es schon wissen — aber im Grunde wußte er es doch nicht, sondern es schwebte ihm dunkel der Gedanke vor, man müsse vorerst das Terrain recognosciren, dann werde sich schon ein Plan ergeben. Ohne zu fragen, gingen sie daher durch allerlei Gassen in der Richtung, in der sie gekommen waren, immer fort. Häuser rechts und links, schön und mächtig, und immer schöner und mächtiger, je weiter sie kamen — Menschen in Hülle und Fülle, alle vornehmer gekleidet, so daß sich Urban schon seines Rockschnittes zu schämen anhob, und Wagen rollten hin und her, glänzend polirt, und mehr an Zahl in dieser einzigen Gasse, als sie sonst ihr ganzes Leben lang gesehen hatten. Hin und wieder an den Hausthüren hingen Zettel,

„Wohnungen zu verlassen“, stand immer darauf, statt zu vermiethen, was Pfeiffer zuerst nicht begreifen wollte, aber als es ihm endlich einging, so dachte er in seinem Herzen: Wo wird nun in diesem Ozean von Häusern der Zettel sein, der, wie eine Taube mit dem Oelblatt im Schnabel, uns die Arche anzeigen wird, in die uns einzufahren bestimmt ist — wo wird er sein? — — Siehe da ist ja nun mit einem Male der Plan, auf dessen Eingebung er ja gehofft hatte. — Sofort wandte er sich nun zu den Zweien, die nachschlenderten und an den Häusern hinangafften, und sagte zu ihnen, daß er vorschlage, sich durch alle diese Gassen bis zur eigentlichen Stadt durchzuhauen, dort die Universität zu erfragen, und von da aus gerade der zunächst gelegenen Vorstadt zuzugehen, um dort, wo möglich heute noch, eine Stube zu miethen, in der sie sich dann morgen sogleich einrichten könnten. Die Bill ging durch, und nach Verlauf von einer halben Stunde und nach vielfältigen Fragen standen die drei seltsamen Gesellen auf dem Universitätsplatze, und starrten das massive Gebäude an, von dem ihnen Heil und Segen ausgehen sollte, und das mit seinen Frontsäulen und dem ruhigen Plätschern der zwei Brunnen ernst herniedersah auf die drei neuen exotischen, bestaubten und abentheuerlichen Burschen. Das sah Urbanus gleich ein, wie er sich und die zwei Andern hier stehen sah, daß eine gänzliche Reform mit ihnen vorgehen müsse, wenn sie sich nur einigermaßen der Kultur und Civilisation annähern wollen, die in dieser Stadt herrschen; denn wie elend standen sie da in ihren schleppenden, hängenden überlangen Röcken gegen die Eleganz und Pfiffigkeit, mit welcher jedem der Vorübergehenden seine Kleider saßen, als wäre er ein Genie. Auch in Quirins Herzen mochte etwas Aehnliches vorgehen, denn sein Angesicht sprach sichtlich Verlegenheit aus, wenn er merkte,

wie sie alle drei von den gelegentlich Vorübergehenden neugierig angeschaut und gemustert wurden — aber mit Pfeiffer wird da wohl schwer etwas anzufangen sein, denn er stand da, ohne die geringste Ahnung der Gefühle seiner 5 Freunde, und sein unendlich grüner Rock hing ihm am Körper, wie eine Standarte hernieder — und dieser war sein schönster; denn im Koffer hatte er nur mehr einen von Loden, der zwar nicht lang, aber so zottig war, wie das goldne Vließ.

10 Noch ein anderer Gedanke drückte dem Urban ängstlich auf die Seele: ob ihm dieses mächtige Gebäude ein Tabor oder eine Schädelstätte werden würde; denn er dachte beklemmt an die vielen dünnen ersten Klassen, die er im Ränzlein trug, und die er sich doch oft mühsam auf dem 15 Lyceum erworben hatte, aber auch hierin war Pfeiffer unangreifbar, denn er vermaß sich, ganze Heuwägen hineinzustudiren, wenn er sich nur einmal recht niedersetze, und das rechte Niedersitzen nahm er sich sehr ernstlich vor, also war keine Furcht. Nach gebührlich langem Anschauen des Aeußern 20 des Gebäudes gingen sie auch beim Hauptthor hinein, und gelangten in eine geräumige Halle mit Pfeilern versehen, welche als Sammel- und Spazierplatz dient, aber da die langen Ferien noch nicht zu Ende gegangen, so waren die Hallen leer und verödet, nur eine einzige heterogene Er- 25 scheinung war da, ein alter Mann, der auf einer der hölzernen Wandbänke saß, und in der Kühle ausruhte. Mit Vorahnungen gingen sie halb schüchtern, halb linkisch herum, und betrachteten verdutzt die hohen, dunkelbraunen, verschlossenen Thürflügel, die zu verschiedenen Sälen führen 30 mochten, und die zwei Treppen, die breit und vornehm einander gegenüber in die höheren Stockwerke empor leiteten, allein sie stiegen nicht hinauf, sondern traten wieder auf den lichten Platz hinaus, um an das Geschäft der Wohnungsschau

zu gehen. Die Sonne stand schon ziemlich tief, denn die Universitätskirche und die zwei Thürme warfen bereits ganze Massen von Schatten auf die Gebäude, und durch die zwei Gassen zu beiden Seiten der Universität gingen schon abendlich rothe Lichtströme nieder; deßhalb schritten sie ungesäumt von dannen und zwar, ohne zu fragen, gerade aus.

Ihr Stern führte sie zum Stubenthore, und da über zwei Brücken durch eine Allee hoher Pappeln in eine freundliche Vorstadt, auf derem ersten Hause der Name Landstraße stand, und sie beschlossen, sogleich in dieser heitern Stadt eine Wohnung zu suchen.

„Eilf Zimmer mit Vorzimmer, Küche, Boden und Keller“ — „Zimmer und Kabinet“ — „Vier Zimmer mit der Aussicht auf die Gasse nebst Zugehör auf Georgi zu verlassen“ — „Wohnung mit neun Stuck“ — „ein Keller auf hundert Eimer Wein“ — „möblirtes Monatzimmer“ — drei Herren werden nicht genommen — also weiter — Wohnungen, Magazin, Gewölbe, Keller, möblirte und unmöblirte Monatzimmer — Alles genug, rechts und links in der Gasse, nur keine Stube für sie, außer sie hätten recht viel Geld, und obwohl sie die lange Straße fast bis zur St. Markuslinie, die gegen Ungarn führt, abgegangen, so fanden sie doch nichts, und schlugen, da es bereits Nacht zu werden begann, und kein Zettel mehr lesbar war, den Rückweg ein. Ermüdet bis zum Tode, melancholisch und betrübt durch das fortbrausende Getöse, an allen Gliedern zerschlagen, wie die Knappen Rolands, langten sie endlich, von ihren Kreuzzügen rückkehrend, im Gasthofe zum rothen Hahn an, und verlangten ein Nachtquartier. „Nro. 43 auf die Gasse“; und als nach langem Warten Nro. 43 aufgesperrt wurde, eine große, stattliche Stube, und sie sich dort ein wenig von allerlei Reiseanhängseln befreit hatten,

ihre Röcke gebürstet, ihr Haar geordnet, so gingen sie hinunter in die Gastzimmer, wo es wieder unerhört elegant und schön war, so daß sie sich an den bescheidensten Platz setzen wollten, wenn nicht schon Pfeiffer, der früher als die zwei Andern mit seiner Toilette fertig geworden war, in seinem grünen Flausrock am lichtesten und schönsten Tische vor einem großen Glase Bier gesessen wäre; auch brachte man ihm, bevor die Andern eben solche Biere bestellt hatten, einen Rostbraten, so mächtig, daß er fast allseitig zum Teller hinabhing. Urbanus und Quirin sahen kaum diese heutige thatsächliche Aufhebung des erst vor Kurzem so feierlich gegebenen Armengesetzes, als sie, von dem Dufte des Bratens gänzlich verblendet und abtrünnig gemacht, alsogleich ihre Einwilligung dadurch nachtrugen, daß sie auch eben so duftende und eben so große Rostbraten bestellten, und sich an des essenden Pfeiffers Seite niederließen. Wie viel Semmeln sie schon vor Erscheinen des Bratens gegessen haben, weiß man nicht mehr, aber das ist gewiß, daß sie endlich dachten: „Ei, was soll denn schon der erste Abend in Wien ein muffiger, elender Knausebart sein," und daß sie sich mit diesem Grunde den Gewissensvorwürfen zu entwinden suchten, während Pfeiffer schon rasch im Essen vorwärts schritt, und keine Spur von Gram in seinem Angesicht zeigte — was er aus Kraft that, thaten die Andern aus Schwäche — ist doch auf der ganzen Gotteserde nichts so süß für ermüdete, todthungrige Jugend, als ein tüchtiges Abendessen, und dann ein Spaß — aber so ist die Hinfälligkeit menschlicher Dinge und Reiche — das Armengesetz gerieth endlich in solchen Verfall, daß sie sämmtlich Wein zu trinken anhoben, und schon muthig und gesprächig da saßen, als sich die Zimmer mit den schönsten, glänzendsten Gästen zu füllen begannen, die da ihren täglichen Wein und ihr tägliches Gespräch zu sich zu nehmen

gewohnt waren, und daß sich Quirin bereits das Herz nahm, einen dicken Herrn mit schimmerndem Gesichte und feinem Rocke anzureden, während Pfeiffer längst schon mit seinem Nachbar im eifrigen Gespräch war, und ihm offen erzählte, was es mit ihnen sei, und daß sie eigentlich im Grunde drei lustige arme Teufel seien, die nur heute den ersten Abend in Wien celebrirten; worüber sich Urbanus in der tiefsten Seele schämte, weil er eben nachrechnete, wie lange es noch dauern möge, bis er auch so schön gekleidet, und so angesehen, wie alle diese Herren, werde da sitzen können, und in Ehren sein Gläschen Wein trinken — — ja, damit ich Alles sage, so weit war es mit ihnen an jenem Abende gekommen, daß sie noch am Tische saßen, Gesundheit tranken, mit den Gläsern anstießen, und kein Lächeln und Gähnen der Kellner achteten, da bereits kein einziger Gast mehr in den Zimmern war. So wie sie die ersten gewesen, so waren sie nun auch die letzten. Endlich gingen sie auch schlafen, und auf dem Wege nach Nr. 43 mochte es schon manchem von ihnen dunkel aufdämmern, wie sehr es ihn morgen reuen werde, daß er die Stadt Wien und sämmtliche zukünftige Professoren so oft habe leben lassen — — aber zur Reife konnte ein solcher Philistergedanke doch heute nicht gelangen, und so verplauderten und scherzten und lachten sie noch eines, bis sie einer nach dem andern entschliefen und eine selige, ruhige erste Nacht in den Mauern Wiens hatten.

Als sie am andern Tage erwachten, und Quirin den dichten Lockenkopf aus den Kissen hob, wollte es ihm freilich in Kopf und Stube wüst dünken, und da Pfeiffer das Fenster öffnete, um auf den Platz vor dem Hause hinabzusehen, so sah er unten nichts als Nebel und Weintrauben und Marktweiber — er that ein paar Züge der frischen, feuchten Herbstmorgenluft und schloß den Fensterflügel wieder zu.

Da sah er nun, wie die Stube im grauen Morgenlichte all den wüsten Anblick der Unordnung und Verwirrung darboth, den nur immer drei übernachtende, reisende Junggesellen zu machen im Stande sind. Die zwei Andern waren in der vollen Arbeit des Anziehens begriffen. Urban stand vor dem Spiegel und wühlte in den Haaren, um ihnen doch einigen Schwung und Anstand zu geben, wie er es gestern fast bei allen gesehen, die ihm begegnet hatten — Quirin blies den gestrigen Staub von seinen Stiefeln, und fuhr pfeifend in dieselben hinein, während Pfeiffer folgenden Vorschlag that: er selber wolle ausgehen und nicht eher rasten, bis er eine Wohnung für alle Drei gefunden hätte; Quirin solle das sogenannte Schanzel auskundschaften, und für ihre gemeinschaftliche fahrende Habe Obsorge tragen; Urbanus aber müsse sich auf die Universität begeben, und dort Zeit und Ort erforschen, wo jeder von ihnen sich in seine betreffenden Fächer könne einschreiben lassen, und wenn sich Jeder seines Amtes entlediget, so wollen sie wieder beim Hahn zusammenkommen und das Weitere besorgen. Man nahm den Vorschlag einhellig an, und da sie endlich mit der Toilette fertig waren (freilich trugen sie dem Wirthe einige Bettfedern auf ihren Röcken davon), und als sie mit Schmerzen ihr gestriges Abendmahl bezahlt hatten, so standen sie trübselig im feuchten Morgennebel unter dem Thorwege, und trennten sich, damit Jeder seinem Geschäfte nachkäme. Urban und Quirin gingen miteinander der Stadt zu, Pfeiffer aber blieb ganz allein auf der Gasse stehen, und sah ihnen so lange nach, bis ihre Gestalten im Nebel und Getriebe der andern Menschen verschwanden, dann aber schüttelte er sich die Haare aus dem Gesichte, schlug mit dem Stocke auf das Pflaster und schoß in die erste Seitengasse hinein.

Da die Chronik, aus der wir diese Geschichte nehmen,

nichts über die Irrfahrten meldet, die jeder von ihnen an diesem Vormittage that, so können wir den Faden unserer Erzählung erst wieder da aufnehmen, wo sie zusammenkommen, nämlich ungefähr um ein Uhr Nachmittags in der Gaststube des Gasthauses zum rothen Hahn. Aber auch da können wir nichts weiter berichten, als daß Quirin und Urban schon längst da saßen, und warteten, bis Pfeiffer mit erleuchtetem Antlitze daher rannte und erklärte, er habe für sie einen wahren Pallast um ein Spottgeld gemiethet, und daß sie dann aßen, und daß fast wieder das Armengesetz in Verfall gerathen ist, daß auch die Andern in ihren Forschungen glücklich gewesen, und daß sie beschlossen, alsogleich in ihr neues Tusculum einzufahren. Es lag dasselbe, und liegt heut zu Tage noch in einer Seitengasse der Vorstadt Landstraße, jetzt ist es sehr verbaut, damals aber lag es einer Masse von Gärten im Schooße, und war vom Schicksale prädestinirt zu einer Studentenwirthschaft; denn seinem früheren Charakter nach, war es eigentlich ein Fürstenpalais gewesen; es hatte aber seinen Herrn gewechselt, und stand nun wie eine verwitwete Ritterburg da; die Säle des ersten Stockes waren groß und unheimlich; in den vielen einzelnen Gast- und Bedienten-Zimmern des zweiten Stockes war längst das Lachen und Scherzen verstummet, und in den Remisen und Stallungen der Seitenflügel begannen Spinnweben zu wachsen — bis wieder, wie auf einem umgewandelten Planeten, neue Bewohner kamen, und zwar in die Prachtzimmer dieser oder jener vornehme Reisende, oder einer, der den Sommer in reiner Gartenluft zubringen wollte, in die Einzelzimmer des zweiten Stockes aber ein ganzes Volk von Studenten und Junggesellen, worunter auch unsere drei abentheuernden Freunde waren, — auch die Stallungen und Remisen wurden wieder lebendig, ja blühender, unruhiger und mannigfaltiger als je; denn

außerdem, daß wieder Pferde und Wagen kamen, die da untergebracht wurden, erschienen auch noch Kühe, die da residirten, und ihre Milch in die Nachbarbezirke spendeten; dann eine Reitschule — eine Ziegenfamilie, und mehrere 5 Hühner, selbst die niedern Vetter der Kutschen fanden sich ein und besetzten die geeigneten Plätze vom schweren Leiterwagen an bis zu dem zweirädrigen Karren und dem einrädrigen Schubkarren. Hinten an das Haus stieß ein großer Garten, aber in welchem Zustande war er! Die ehemaligen 10 Sandwege hatten große Spalten und Risse; hölzerne Stifte mit Blechtäfelchen und den schönsten Namen exotischer Pflanzen standen da, aber mitten im Grase, auch geschah es, daß wohl im Sommer oft mitten unter dem frechwuchernden Löwenzahn mit der rothgelben Farbe eine edle 15 Tulpe der vergangenen Zeit emporsproßte, oder eine verkommene Hyazinthe, — die Platane war noch da, die Fraxinus pendula, der Schneeballenstrauch, dann jene mit den großen, schlanken, weißen Glockenblüthen, nebst allen Gattungen lustig treibenden Hollunders, und allen deutschen, 20 in dieser wilden Freiheit köstlich treibenden Bäumen. — Daß das Alles ohne Gärtner wachsen mußte, begreift sich. Gegen rückwärts dieses Gartenwaldes stieß ein zweiter Garten, jetzt von einer Doppelzeile schöner Häuser besetzt, damals ein wahres Wirrsal von Gesträuchen und Unkraut, 25 und mitten daraus stieg ein Tempel empor, dessen Marmorsäulen schon so gewaschen und verschunden waren, daß hier und da bereits das Holz heraussah; der Fußboden bestand aus Marmor, Ziegeln und Brennnesseln. Alle Käfer und Faltern summten und flatterten in diesem Eldorado, 30 und alles, was Federn und eine Kehle hat, sang und pfiff in den Wipfeln; denn jenseits der Gartenmauer lagen weithin wieder weitere Gärten. Die Benützung dieses Gartens, d. h. das Spazierengehen und Studiren in demselben (wohl

auch das Herumtummeln und Liegen im Grase) hatte Pfeiffer nebst der dreifenstrigen Stube von der Besitzerin dieses Zauberschlosses erhandelt — und um 4 Uhr desselben Nachmittags fuhr ein Schubkarren mit einem Koffer, zwei Hutschachteln und einem leinernen Packe, in dem allerlei verschlossenes Studierzeug war, den schlechtgeplasterten Hofraum des Pallastes einher, und die drei Landstudenten schritten hoffnungsvoll daneben.

Freilich wäre es jetzt unsere Pflicht, zu sagen, wie sie sich auf ihrer Stube eingerichtet haben, aber sie richteten sich gar nicht ein; denn sie bewunderten die Aussicht und die Schönheit der andern Häuser und vergaßen ihre Stube, so daß sie selbst ohne Licht schlafen gehen mußten. Pfeiffer legte seinen Rock auf den langen gepolsterten Sessel, Urban den seinen auf den Rohrsessel, und Quirin den seinigen auf den eichenen; Tabak geraucht haben sie aber diese Nacht noch sehr. Als sie die folgenden Tage etwas bekannter in der Umgegend geworden, wurde es freilich anders, und sie trugen so zu Neste, daß selbes wohnlicher wurde. Es darf frei gesagt werden, daß Pfeiffer den Quirin zwang, zwei blecherne Leuchter, eine Papierscheere und einen blinden Spiegel von dem ausgekundschafteten Tandelmarkte bei hellem Tage nach Hause zu tragen; aber fast schäme ich mich, zu bekennen, daß er selber schon am zweiten Tage in der Abenddämmerung unter seinem grünen Rocke einen unerhört großen Nachttopf nach Hause trug, der dann Nachts (echt republikanisch, daß keiner zu weit habe) mitten in's Zimmer gestellt und mit einer steifgebundenen Flötenschule zugedeckt wurde. Den Besen bestritt Urban, aber er gab einem Jungen neun Kreuzer, daß er ihn in die Wohnung brachte, und fastete dafür Abends. Da die Hausfrau blos ihre Zimmer vermiethete, ohne sich weiter zu kümmern, und da im ganzen Pallaste kein dienendes Wesen existirte

(der damals noch vegetirende, aus andern Zeiten übrig gebliebene, rothnasige, hagere Portier war unverheirathet), so beschloß unser Triumvirat, sein eigener Diener zu werden, und zwar so: die Geschäfte wurden eingetheilt in die 5 staubigen und flüssigen. Letztere zerfielen wieder in die reinen und stinkenden. Die staubigen bestanden blos im Auskehren und im Bergen des Kehrichts in irgend einem unverfänglichen Winkel der Stiegen oder Gänge. Die reinen flüssigen betrafen das Holen des Wassers von 10 dem Pumpbrunnen des Hofes. Es stand dem Betheiligten frei, Abends kein Wasser zu holen, wenn auch nicht ein Tropfen zu Hause war, aber des andern Tags früh mußte es zum Waschen da sein, und wenn einer bei der Nacht Durst hatte, so waren die Rechte so streng, daß der Ver- 15 pflichtete bei ärgstem Sturm in Finsterniß, unter Frost und Zähneklappern unten zu stehen und zu schöpfen hatte. Die stinkenden flüssigen Geschäfte — sie wurden sehr gefürchtet, weil man so leicht gesehen werden konnte — bestanden im Wegtragen eines gewissen Gefäßes. Diese drei Geschäfte 20 als solche, die das Allgemeine betrafen, wurden zum ersten Male verloost, dann gingen sie der Reihe nach herum. Die einzelnen, als da sind: Aufbetten, die Kleider bürsten u. s. w., besorgte Jeder für sich, und da stand es ihm wieder echt republikanisch frei, so viel Staub auf dem 25 Rocke und den Stiefeln zu lassen, als er wollte, und das Bett so weit zu vernachlässigen, als er nur noch zu seinem Gebrauche tauglich finden mochte, was freilich nicht viel sagen will, da es in späterer Zeit, als einmal wackere Kameradschaft und Commerz in Aufnahme kam, oft ge- 30 schah, daß, wenn schon zwei auf jedem Sessel saßen oder ritten, der Koffer von dreien besetzt war, und Die auf der rothen Steinplatte des gemeinsamen Schubladenkastens keinen mehr zu sich hinauf ließen, die andern sechs oder

zehn in den Betten saßen oder lagen, derer gar nicht zu gedenken, die auf dem Fensterbrette hingen, und mit den Stiefelabsätzen die Mauer zerstampften und färbten. Von dem Tabakrauchen, dem Lachen, dem Witze, und dem Singen bei solcher Gelegenheit will ich gar nicht einmal reden. Die Aemter konnten übertragen werden, wenn sich einer dazu verstand, ein dem andern lästiges gegen ein Aequivalent zu übernehmen. Schön war die erste Zeit; denn wie es einst in der alten römischen Zeit war, daß ein Diktator jetzt hinter dem Pfluge ging, jetzt aber die Feinde schlug, so geschah es auch hier, daß Pfeiffer auskehrte, und dann hinging und ein glänzendes Examen bestand; aber da, wie ebenfalls in den alten heidnischen Republiken, die Aemter nicht besoldet waren, so ging es endlich wie damals, als nämlich die Einfachheit der Sitten nach und nach verloren ging, ja schon einiger Wohlstand und Luxus einriß, so fing Urban an, die unreinflüssigen Geschäfte immer zu verhandeln und beim Auskehren eine Schürze umzunehmen, ja später gar die Fenster zu verhängen, während Pfeiffer Alles noch in der alten Einfalt und in der klassischen Naivetät der Vorzeit verrichtete — ja endlich setzte es die Faction Quirin und Urban durch, daß eine rüstige Hausmeisterin der Nachbarschaft gedungen wurde, den Staat zu reinigen, wie einst ein Pisistratos und Cäsar kam — und die schöne Zeit war dahin, selbst feines Tuch kam in's Haus, selbst Fracke — ja so weit kam es, daß selber Pfeiffer so tief sank, und so schwach war, daß, als es immer mehr und mehr Sommer wurde und die Hitze zunahm, und Sommermode erschien, und einmal ein Freund auf Besuch kam, ihn derselbe dabei überraschte, wie er eben seinen guten, treuen, alten lodenen Rock abschor, und abschnitt, wobei er ihn kläglich, wie einen Pudel zerschund, und daß er, da er beim Abschneiden das Lineal zu Rathe zog, statt des

Zirkels, das Elend erzielte, daß er vorne mit den Zipfeln trübselig herabhing, hinten aber mit einem Kreisausschnitt lächerlich emporgaffte — — Selbst Liebe grassirte endlich in dem zerrütteten Gemeinwesen. — — —

5 Doch wohin gerathe ich? Diese Zeiten liegen eigentlich ferne, während mir doch obliegt, den Beginn ihrer Wirthschaft und ihres Akademielebens zu schildern.

Also, da sie in dem alten Pallast eingezogen waren, und die weite Stube mit ihren Geräthschaften bevölkerten, 10 aber freilich nicht ausfüllten, da bereits das Heimweh sich zu mildern begann, schlug endlich die Stunde des ersten Collegiums. Man war förmlich und richtig eingeschrieben worden, und begab sich nun zusammen auf die Universität — aber wie war das stille ernste Gebäude, welches sie vor 15 ein paar Wochen, als noch Ferien waren, mit beklemmenden Vorgefühlen betreten hatten — wie war es verwandelt! Einen wimmelnden Ameisenhaufen trafen sie heute an. Schon unter dem Schwibbogen, der von der Wollzeil auf den Universitätsplatz führt, standen Gruppen bärtiger und 20 unbärtiger Leute, sämmtlich als Musensöhne erkennbar, und lasen die ungeheuren angeklebten Zettel, auf denen Kost, Wohnung, Unterricht, Theater, Meerschaum, verlorne Gelder, Lehrbücher, verlaufene Hunde, Bälle und Concerte angeschlagen waren; die nicht lasen, neckten sich, oder rauchten 25 gar Cigarren. Der Gang rechts an dem Schwibbogen wimmelte schwarz und grau von denen, die die Philosophie bezogen und sich eben Pfeifen und Röcke und die wichtige Miene angeschafft hatten, — weiter hin auf dem Platze standen oder wandelten ganze Parthien solcher, die in die 30 höhern Fächer rückten, und da unsre Freunde die Hallen betraten, schlug erst das rechte Brausen über ihnen zusammen, als wären sie in den Bauch eines ungeheuren Resonanzkastens gekommen; dicht und schwarz drängte sich die Menge

durcheinander, das Schallen von tausend Fußtritten, das Gewirre der Stimmen, das Klappern der Stöcke, das Rufen, das Lachen, Alles wie ein Chaos, wälzte sich durch die Räume, die Saalthüren standen offen, es strömte aus ihnen aus und ein, und trieb sich auf den Stiegen auf und nieder, der alte Studiosus bewegte sich leicht in seinem Elemente, und ließ es dem Neuling fühlen, daß er hier zu Hause sei, und poltern dürfe, während der andere verdutzt und schüchtern auftrat, und glotzte; ein Professor schreitet hie und da durch die Menge, und die Hüte flogen von den Häuptern in der Gegend, wo er ging — die fröhlichen Gesichter, die zuversichtlichen Mienen, die leichte Haltung, die dem Großstädter eigen ist, die prächtigen Kleider, die grimmigen Bärte — das Alles imponirte unsern Freunden so sehr, daß selbst Pfeiffer kleinlaut zu werden anfing, und er wollte sich in der That recht dumm vorkommen unter all diesen, die da so rasch auftraten, und gewiß das Glänzendste leisten werden. Nur durch den festen Vorsatz, ungeheuer studiren zu wollen, um nicht zurückzubleiben, konnte er seiner gedrückten Stimmung ein wenig aufhelfen — wie hätte es ihm auch ahnen können, daß er nach kaum anderthalb Jahren auch so dastehen werde, eine Cigarre im Munde, und selber den ungeheuersten Bart, und daß er aus den Pandekten disputiren werde, ja daß er sogar keck aus dem Barte heraussagen werde, es sei gar nicht so außerordentlich viel mit Justinians Sachen, und sie seien eitle Kasuistik — — jetzt stand er einstweilen im grünen Flause da, wie ein Specht, und schaute verwundert unter der Stirne hervor. Endlich leerten sich gemach die Hallen, und die Säle füllten sich. Da gab es nun darinnen ein Rufen, ein Grüßen, ein Steigen über die Bänke, ein Zusammenschlagen der Stöcke, ein Suchen der Plätze, daß Jeder den ihm tauglichsten erhalte, welcher freilich nicht immer der vorderste war — ja es gibt

eine Art Weltbürger, die sich aus freier Wahl um die hinter-
sten umthun, weil sie dort am besten ihren kosmopolitischen
Ideen und Thaten nachhängen können, als da sind: Tarok
spielen, Schlafen, Romane lesen, gar nicht da sein 2c. Alle
5 unsre drei Freunde geriethen unter diese kosmopolitischen
Clubbs, nicht aus Factionsgeist, sondern aus purer Be-
scheidenheit — leider müssen wir aber berichten, daß sie sich
nicht ganz rein von diesem Geiste erhalten konnten, und
sich nachgerade recht wohl auf jenen Grenzgebieten fühlten.
10 Endlich legte sich der Tumult nach und nach; ein be-
deutend großer Saal saß voll Menschen, die Thürflügel
thaten sich auf und — Stille überall — denn der Professor
war hereingetreten. Da wir jedoch nicht des Professors
Biographie, sondern die der Studenten schreiben, ein ruhiger,
15 horchender Mensch aber ein schlechter Gegenstand für einen
Schriftsteller ist, so werden wir nicht nur diese, sondern alle
künftigen Vorlesungen unbeschrieben vorübergehen lassen,
nur das erwähnen wir, daß unsre drei Freunde wacker auf-
horchten und gewissenhaft nachschrieben.
20 Die erste Vorlesung war vorüber, Pfeiffer ging durch
den großen Universitätssaal des ersten Stockes, dessen
mächtig große Thürflügel zur freien Passage geöffnet worden
waren, um das allzugroße Gedränge auf den Treppen zu
lichten, und nachdem er die Großartigkeit des Baues und
25 die schwere alterthümliche Malerei bewundert hatte, trat er
die breite Mitteltreppe hinab, wieder in die untern Hallen
und staunte, sie eben so belebt zu finden, wie zu Anfang
der Vorlesungen, aber er wußte damals nicht, daß, da zu
allen Stunden aus allen Fächern Vorlesungen sind, die
30 Atria der Gelehrsamkeit stets von Kommenden und Gehenden
bevölkert sind, derer gar nicht zu gedenken, die sich lieber
in den Hallen herumtreiben, als da sitzen und horchen —
ja, daß jenes Fluthen von Menschen sich trotz der so großen

Bevölkerung der Stadt sogar in die ferneren Umgebungen der Universität ergieße, und dort merkbar werde. Aber wie beim ersten Anblick dieses Gewirre niederdrückend und melancholisch auf ihn gewirkt hatte, so fing es allgemach an, einen belebenden und erhebenden Eindruck auf ihn zu machen, namentlich, da es so kräftigend auf jedes Herz wirkt, lauter junge, frische, strebende und meistens schöne Männer zu sehen, lauter heitere Gesichter, glänzende Augen und all das lustige Funkeln und Flackern des eigentlich beginnenden Lebens, und das Ganze noch gehoben durch die Thatsache, daß, obwohl Wien ordentlich wimmelt von schönen Mädchen, es im Durchschnitte doch noch viel mehr schöne Männer als Damen gibt.

Mitten im Schwarme stand Quirin, und da ein sonniger, seltsam warmer Herbsttag war, so gingen sie miteinander zum ersten Male in den Prater.

Und immer mehr und immer mehr streifte die Stadt und die Akademie ihr Anfangs befremdliches und imponirendes Wesen ab, und ehe noch der lustige weiße Winter über die Dächer wirbelte, war schon in Haus- und Akademiewesen unserer Freunde ein gut Theil jenes Studentenwitzes und Leichtsinnes eingekehrt, der dieses Leben so köstlich macht, und so unvergeßlich. Der schnöde schmale Gesichtskreis ihres Landlebens erweiterte sich; ungekannte reizende Genüsse stellten sich ein, — jenes bezaubernde grüne Tuch, dem kein Studentenherz widerstehen kann, das Billard — durch Koth und Sturm wurde in ein fernes Vorstadt-Kaffeehaus gewatet, weil sie dort die Honoratioren waren, was ihnen sonst nirgends gelang — das Anschaffen eines schönen Meerschaum-Kopfes — Besuchen und Erwerben von Freunden, — und leider auch Unruhe und Lachen im Collegio, und die unwiderstehliche Sucht — (eine Krankheit, die nie ausgerottet werden wird, so lang es

Professoren und Studenten gibt) — die Sucht, diesem oder jenem ihrer Herren Professoren und oft dem geliebtesten und geehrtesten hier und dort eines anzuhängen, wodurch er lächerlich wird, der arme. Um von vielen nur Eines anzuführen, so war es den ganzen Winter hindurch ein stehender Witz, daß ein der Thüre zunächst Sitzender täglich den obern Riegel des einen, immer geschlossenen Thürflügels lüftete, wodurch es geschah, daß, wenn der gute alte Herr hereinging und die Thür zumachte, dieselbe mit dem losen Flügel klapperte, worauf er ruhig und ernst den obern Riegel zuschob, aber regelmäßig den Mantel hierbei von der Schulter zu gleiten bekam, welchen dann der Spaßvogel ehrerbiethig auffing, worauf eben so regelmäßig von Seite des Professors ein tiefes, sonores: „Ich danke Ihnen, mein Freund," und von Seite des Auditoriums ein unterdrücktes Kichern erfolgte. Leider ist auch das menschliche Geschlecht so schwach und der Bosheit verfallen, daß es gerade da am liebsten und über Lappalien lacht, wo es am wenigsten lachen sollte, wegen Ernst und Heiligkeit des Ortes. Es gehe das geringste Komische, was im Wirthshause keinen Menschen afficirt, z. B. in der Kirche vor, sogleich ringt die ganze Gemeinde mit dem Teufel der Lachlust, und so ist es gerade in den ernstesten Collegien. Freilich geschah dem Pfeiffer etwas dieser Art, was ihm selbst ein schlechtes Zeugniß, jedenfalls aber eine große Fatalität zugezogen hat. Weiß Gott, welcher Dämon gerade den übermüthigen Grafen Braun *neben*, und den langen, dünnen, fadenscheinigen Studiosus Springer *vor* Pfeiffer zu sitzen gebracht hat, aber gewiß ist es, daß der Graf eines Tages im Collegio Weichseln aß, und daß er, während er durch eine Papierdüte die Kerne in Springers Rocktasche gleiten ließ, die Stengel künstlich und mühsam in die lange, lockere Rückennaht des Springerschen Rockes einsteckte, wodurch

der Besitzer dann leider wie ein schmächtiger, herabgekommener Eber voran saß, mit der dünnen pallisadenartigen Reihe der Rückenborsten, die sich wie ein Fächer ernsthaft sträubten, sobald er sich niederbückte, um einen bedeutungsvollen Satz nachzuschreiben (denn er war ein sehr fleißiger Student), und die sich aber sogleich wieder ruhig neigten, und wagrecht wegstanden, wenn er sich der Länge nach aufrichtete und horchte, — da schoß nun jener Teufel in das Pfeifferische Nervensystem und zwang ihn, ungebändigt zu lachen — freilich knebelte er mit Riesenanstrengung seine Stimme im Schlunde, daß sie nicht losplatzte, aber in seinem Gesichte wurde desto mehr Alles in tausend Lineamenten sichtbar und veranlaßte den docirenden Professor zur ruhigen Frage, was denn ihm, dem Fünften in der achten Bank, so lachenswerth erscheine — — aber Pfeiffer, weil er weder den Grafen Braun in's Unglück stürzen, noch auch den redlichen Springer lächerlich machen wollte (welches ehrenwerthe Gefühl alle Gentlemen der Umgebung theilten), schwieg hartnäckig, was die Drohung zur Folge hatte, daß, falls er sich wieder solche Lachconvulsionen zu Schulden kommen lasse, er sofort auswandern und entfernt dem menschlichen Verkehre sich in der letzten Bank niederlassen müsse. In's Auge aber war er seit der Braun-Springerischen Frage schon einmal gefaßt und wurde alle Augenblicke um seine Ansicht gefragt und sonst angelassen, und bei der Semestralprüfung wäre er fast gehunzt worden, hätte er sich nicht durch die schönsten Antworten das glorreichste Lächeln und Wohlwollen des alten Herrn erworben, der die Hand schwenkte, und ihn mit der Vorzugsklasse entließ.

Das häusliche Leben dehnte sich, wie das öffentliche aus. Kaum waren die Erdäpfel zu Hause, die Quirin auf dem Schanzel entdeckt hatte, als er nach dem Koffer geforscht, und die er als sehr taugliches Winternahrungs-

mittel angeschlagen hatte, kaum war der alte Taubenschlag vom Boden herabtransportirt, um für den Winter das trefflichste Heizmittel abzugeben, und kaum hatten sie sich recht in ihrer Stube eingepuppt, um das zurückgezogenste 5 Leben zu führen, so begannen sie auch schon, ein sehr nicht zurückgezogenes zu führen. Der zweite Stock ihres alten Palais nämlich verwandelte sich in einen Wespenstock von Studenten, die wie Adler von allen Weltgegenden herbeigeflogen kamen, um in der alten Burg zu horsten; in wenig 10 Tagen entspann sich unwillkührlich ein Bekanntwerden, Gespräch und Umgang, und bald entdeckte es sich, daß die Stube unsrer Freunde die größte der alten Burg, und mithin die tauglichste zu einem Versammlungssaale und Gesellschaftszimmer (Salon) sei, und obwohl jeden Abend mit 15 einem hölzernen Kruge und einem Klöppel im Gange geläutet wurde, daß jeder sich rüsten könne, wer heute Lust und Neigung hätte, in's Brauhaus zum Neuling zu gehen, so geschah es doch öfters, daß man an regnerischen und sonstigen Tagen Abends sich bei Pfeiffer versammelte, die 20 schönsten Lieder heulte, und von dem Gasthause gegenüber Bier kommen und auf den Tisch stellen ließ, — ja da sich die Civilliste des Triumvirats bedeutend besserte, erfand man die niedlichsten Flaggen, die zum Fenster hinausgehängt, vom Kellner gegenüber verstanden wurden, der dann das 25 vertragsmäßige Bier, Würste und solche Utensilien brachte, und dafür zu Anfang jeden Monats eine zu große Rechnung vorwies. Jeder trieb eine Kunst. Pfeiffer malte in Oel, aber man wußte nicht, zu welcher Race seine Menschenfiguren gehörten — Quirin raufte Abends mit einem Bassettel oder 30 schnob Flöte, und Urban war kunstreich in Pappe. Dazu wurden Knochen und Todtenköpfe jeder Gattung in's Haus geschleppt, um daran zu studiren, und Pfeiffer bedeckte Kasten und Tisch mit Landkarten und statistischen Tabellen. Ein

Pudel war im Stocke, aber man wußte endlich nicht mehr, wem er gehöre, weil er Allen aufwartete und apportirte, und wie ein mißtrauischer Tyrann, jede Nacht in einem andern Zimmer schlief. Tarokkarten, Schachbrette wurden angeschafft, gegen Frühling auch von dem Stocke ein Piano in gemeinschaftliche Miethe genommen, und in den Salon gestellt. Ein schlanker Techniker sang Schubert'sche Lieder, die eben damals herauskamen; ein Mediziner hieb die Begleitung, die Andern trommelten auf Tisch und Kasten, und streuten Tabakasche auf den Fußboden. Im Sommer wurde im Garten studirt, gebalgt, gefochten, gerungen, im Schatten geschlafen, geboxt — ja Pfeiffer und sein Zimmernachbar beschworen einmal im Uebermuthe in dem verfallenden Tempel Nachts den Teufel, aber er kam nicht. An allen Enden und Orten standen die Flegeljahre in Blüthe — Glück und Freude keimten allerwärts, Enthusiasmus riß ein — ewige Freundschaften wurden geschlossen, ja Liebesahnung schaute bereits herein; denn man wußte eine Zeit, wo sich Quirin den unsichtbaren Bart immer wichste, und wo Pfeiffer sich die Haare mit einer Papierscheere brennen ließ; — man weiß gar nicht, wie weit sich noch Alles gesteigert hätte, wenn nicht zwei Dinge gewesen wären, die dem Dithyrambus ein Ende gemacht haben. — Erstens wurde man leider von Tag zu Tag vernünftiger, und kälter. Urban ließ sich zuerst einen sehr schönen blauen Frack machen und verbrannte drei Bände der herrlichsten Vaterlands- und Liebeslieder, die er in Geister- und Weihestunden verfertigt hatte — zweitens vergingen ja die Studienjahre von selber, und man ward leider etwas im Reiche der Menschheit, aber schon früher hatte das Geschick den Bund getrennt. Es trat nämlich eines kalten Wintertages, da Pfeiffer im dritten Jahre war, ein reicher Graf mit seiner Gemahlin in den Salon, da Pfeiffer eben Knödel

kochte, und trugen ihm die Erziehung ihres Söhnleins auf, weil er ihnen empfohlen worden sei, — Pfeiffer stand hoch- roth in der Schürze vor ihnen und sagte stammelnd zu — und des dritten Tages war er schon auf seinem parkettirten 5 Zimmer des gräflichen Hauses, und gedachte schmerzlich des Salons der verwitterten Burg.

Aber auch die Zeit der Andern ging endlich vorüber, und Alles wurde zerstreut. Viele von ihnen haben jetzt Kinder und Kahlköpfe, einige Geld, einige keines, und Pfeiffer 10 ist Verwalter auf einer großen Herrschaft seines Grafen und hat bereits fünf Buben, mit bester Aussicht auf deren noch einige, — er correspondirt mit Quirin, dem geehrten Arzte zu ****, und sie besuchen sich öfter und lieben sich noch immer. Ihre Frauen wurden Freundinnen und theilen 15 sich Kochrecepte und Romane mit. Urban ist ein Stutzer geworden.

Die Wiener Stadtpost.

Zu den charakteristischen Erscheinungen unserer Stadt gehört ohne Zweifel auch die sogenannte kleine Post, oder die Stadtpost. Es mochte um das Jahr der Cholera herum gewesen sein, als ich nach längerer Abwesenheit wieder nach Wien zurückkam, und noch ehe ich durch ein paar Gassen gelangte, fielen mir schon die originellen Fuhrwerke auf, die ich sonst nie gesehen. Der nett angestrichene Wagen, mit dem Namen einer Vorstadt und einer Nummer auf seiner Rückseite, der gelb blecherne Armring des Fahrenden, sein gewissermaßen amtlicher Hut, und entsprechende Haltung überzeugten mich sogleich, daß ich da eine neue Einrichtung des Staates vor mir habe, allein Ziel und Zweck derselben konnte ich nur ungefähr errathen; wie erfreut war ich aber, als man mir Alles auseinandersetzte, denn die Einrichtung hat einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen.

Die Stadtpost, wie schon ihr Name sagt, hat die Aufgabe, den brieflichen Verkehr in der Stadt selber zu vermitteln, aber nicht blos auf das eigentliche Wien, sondern auch in die nächste Umgebung erstreckt sich ihr Wirkungskreis. Es war wirklich dringend nöthig, daß diese Einrichtung in's Leben trat, denn der frühere Zustand führte viel Unbequemlichkeit mit sich. Wenn ich nach Paris oder Madrid eine Nachricht zu senden hatte, brauchte ich nur niederzusitzen, dieselbe zu Papier zu bringen und dieses auf die Post zu geben; hatte ich aber schnell einem Freunde in der einen oder andern Vorstadt etwas zu berichten, so mußte ich aufbrechen, und selber einen Weg von einer



Die Briefpost.

Stunde und
dann geschah
er es war, d
derte. Wollte
5 den eigenen
herumirren u
aber ist man
der Stadt,
mittelst Post
10 Das ganze z
in Bezirke
Briefsammlu
ihre Briefe,
sind, zu wei
15 Kasten gehör
liegenden Bi
wöhnlich m
wenigstens
und nimmt
20 Paketen vor
post. Dort
bestimmten
Nähe gehör
gehändigt,
25 diese Weise
der Kreuz
wenn man
quemlichkeit
Stadt, als
30 kästen in
einen in de
wieder eine
Referent d

Stunde und darüber zurücklegen, um ihn zu suchen, und dann geschah es, daß er nicht zu Hause war, oder, wenn er es war, daß ich bei ihm blieb und den Tag verschlenderte. Wollte man nicht selber gehen, so mußte man entweder
5 den eigenen Diener, falls man einen hatte, senden, oder erst herumirren und sich irgendwo einen Bothen auflesen. Jetzt aber ist man in der Lage, täglich zweimal in alle Theile der Stadt, der Vorstädte und der nächsten Umgebung mittelst Post Briefe zu senden, und von da zurück zu erhalten.
10 Das ganze zur Hauptpost Wien gehörige Terrain ist nämlich in Bezirke abgetheilt, und in jedem dieser Bezirke ist ein Briefsammlungskasten, in welchen die nächste Umgebung ihre Briefe, auch solche, die für weitere Entfernung bestimmt sind, zu weiterer Beförderung abgibt. Zu jedem solchen
15 Kasten gehört auch ein Fuhrwerk, wie es auf unserm beiliegenden Bilde dargestellt ist. Dieser vierrädrige Kasten, gewöhnlich mit einem Pferde bespannt, erscheint täglich wenigstens zweimal vor seinem Bezirkssammlungskasten, und nimmt dort, was an Briefschaften und kleineren
20 Paketen vorhanden ist, auf, und fördert es auf die Hauptpost. Dort werden die Sachen sortirt, die für die Ferne bestimmten der ordentlichen Post übergeben, die für die Nähe gehörenden aber den betreffenden Briefträgern eingehändigt, um den Partheien zugestellt zu werden. Auf
25 diese Weise kann man nicht nur durch die ganze Stadt der Kreuz und Quer nach correspondiren, sondern auch, wenn man eben in der Vorstadt wohnt, mit größter Bequemlichkeit Briefe in alle Welt senden, denn sowohl in der Stadt, als auch in Vorstädten sind obbesagte Sammlungs-
30 kästen in solchen Distanzen angebracht, daß man immer einen in der Nachbarschaft hat, und zur Briefaufgabe nicht wieder eine Reise machen muß, wie es früher der Fall war. Referent dieses hatte bei seiner ersten Ankunft in Wien

aus Unkenntniß der Verhältnisse das Unglück, in einem entfernten Vorstadttheile zu wohnen; — da er nun von Hause aus ein schlechter Correspondent ist, so wurde er nun ein noch schlechterer, denn wenn er sich auch einmal einen Anlauf nahm, und den längsten Brief, der ihm möglich war, zu Stande brachte, so blieb ihm doch derselbe wieder als ein todtes Kapital liegen, weil er (der Referent, nicht der Brief) einen Frack hätte anziehen und den eine halbe Meile langen Weg in die Stadt hätte zurücklegen müssen; wer nun die Gabe hat, zu wissen, wie wohl, wie zu Hause man in einem Schlafrocke ist, der wird auch begreifen, daß der Referent den Schlafrock nicht aus- und den Frack nicht anzog, und daher der Brief nicht fortkam. — Da der Referent nun auch noch an Vergeßlichkeiten leidet, so geschah es, daß, wenn er am zweiten, dritten, siebenten Tag nachher in der Stadt war, der Brief richtig im Schreibpulte zu Hause Quarantaine hielt, und endlich ganz verjährte, so daß er honetter Weise gar nicht mehr fortgeschickt werden konnte. Ich habe auf diese Art mehrere Briefe, mit denen ich Andern eine unsägliche Freude machen wollte, wieder selber ersessen, und da ich nie ein Auto da fé der Briefe halte, so werden sie wahrscheinlich noch in meinem Besitze sein, und gleichsam als alte Jungfern unter den andern im Kasten liegen, die ich empfangen, und die also ihre Bestimmung erfüllt hatten. Gewiß ist es auch Andern so ergangen, und es werden wahrscheinlich heut zu Tage blos aus der Ursache mehr Briefe geschrieben, weil das Losbekommen derselben so ungemein erleichtert ist.

Da der Fährmann der täglichen Correspondenzen seine Thätigkeit dahin beschränkt sieht, daß er jetzt von der Josephstadt auf die Post, und dann von der Post in die Josephstadt fährt, und morgen dasselbe thut, und übermorgen wieder dasselbe, so hat sich auch in seinem ganzen

Wesen etwas Stereotypes ausgeprägt, und in der Regel ist er ein gelassener, gleicher und eintöniger Mann, der, wie Charon einst die Schatten, so nun die Correspondenzen Stadt aus-, Stadt einführt, ohne sich darum zu kümmern, 5 was für unaussprechliche Liebesklagen und Liebesfreuden er in seinem Kasten haben mag, was für Vorwürfe von Gläubigern und verlassenen Schönen, was für Jubel eines Jünglings, der endlich das erste zarte Blatt von angebetheter Hand oder das langersehnte Geld von dem Onkel erhalten 10 hat, oder was für ein Durcheinander von Geschäften, Anfragen, Bestellungen, Bitten, Sehnsuchten, Forderungen, Meinungen ꝛc. ꝛc. im Bauche seines Kastens sich rühren mag, so daß ein Ameisenhaufen dagegen ein todtgebornes Ding ist, — er ist gleichgiltig dagegen, wie ein Mann, der 15 übergeschnappt ist, gelassen fortgeht, und nichts davon weiß, welch ein Tanz nun in seinem Kopfe los ist — so führt er seinen Kram zur Post, und leert ihn dort aus, und fährt dann wieder eben so ruhig in seine Vorstadt zurück, worin er glücklicher ist, als der eben angeführte überge- 20 schnappte Mann; denn dieser kann freilich seinen Tanz nicht aus dem Kopfe ausleeren, und als gescheidter Mensch von dannen gehen. Es ist erstaunlich, was er von Tag zu Tage führt, welche Masse von Gedanken, Gefühlen da unter dem Siegel gebunden liegen, und gegen den los werden, der sie 25 entsiegelt; es wäre in der That zum wahnsinnig werden, wenn so jeder Brief reden könnte, und plötzlich sein Anliegen mündlich vorzutragen anhöbe, — — aber dieser Gedanke ist selber halb närrisch, und der Brieffuhrmann denkt ihn gewiß nicht, denn eigentlich ist es doch nur so 30 und so viel Pfund beschriebenes Papier, was er führt, nebst den Pfunden Siegellack und Oblaten, welche mitgegeben sind. — In welche Wuth, und in welches Entzücken die gerathen werden, die das Siegel erbrechen, und

sich das herauslesen werden, was der Andere hingeschrieben hat, das geht ihn gar nichts an; er führt das Schießpulver zwischen den Stadtpartheien hin und her, und es kümmert ihn gar nichts, wie sie sich damit in die Gesichter schießen werden, und wenn er fünf Metzen Liebesbriefe führt, in denen lauter Flammen stehen, so führt er sie doch so sorglos dahin, als wenn es Schafkäse wären, und endlich, nachdem er sein Tagewerk vollendet, und wenn es Abend geworden, und wenn er Manchem in dieser Stadt einen Brief beigebracht hat, über den derselbe aus der Haut zu fahren vermeint, so spannt er gelassen sein Pferd aus, welches ihn an Gleichmuth und Mechanismus noch übertrifft, und während der Gaul seinen abendlichen Hafer frißt, sitzt dessen Herr wahrscheinlich in der Kneipe bei einem Glase Wein und seiner Pfeife, und verplaudert seine Zeit, bis endlich die tiefe Nacht kommt, und sowohl er, als auch die, denen er heute Verdruß und Freude in's Haus spedirt hat, im tiefen Schlafe begraben sind. Des andern Tages beginnt er sein Geschäft von vorne, um es eben so wieder zu enden, und so geht es alle Tage fort, die Gott vom Himmel gibt. Zu gewissen Tageszeiten kann man im Hofe der Briefpost mehrere dieser Wagen stehen sehen, die auf ihre Expedition warten; dann aber fahren sie auseinander, dem Orte ihrer Bestimmung entgegen.

Was die innere Organisation, gleichsam das Statistische und Technische dieser Fuhrwerke und des ganzen Briefvertheilungswesens anlangt, wie viel dafür gezahlt wird, zu welchen Stunden man die Billets empfängt, welche Pakete befördert werden, wie viele solche Sammlungskasten in ganz Wien sind, davon enthalten wir uns billig, da wir unserm Leser nur ein heiteres Stündchen, nicht aber statistische Kenntnisse von Wien beibringen wollen, und er sich überdieß zu seiner Nothdurft in jedem Kalender über diese Sachen unterrichten kann.



Tandler

Der Ref
Verehrer vor
die eine län
redet, oder v
5 Geschichte, u
dringende Co
vater ausgez
fortging, wel
von der Gesch
10 Liebe zu Alter
mittelalterlich
dessen Sprach
nur mehr al
habe solche
15 zerstören sehe
ich mir oft z
und Erker u
welches alles
wie die Leu
20 damit ein
kommen mag
heißen sie ei
Fenstern, da
seiner Prosa
25 flößt, außer

Der Tandelmarkt.

Der Referent dieser Zeilen gesteht, daß er ein großer Verehrer von Alterthümern ist, gleichsam von Worten, die eine längst vorübergegangene Zeit an die unsere redet, oder vielmehr: die Worte lasen wir in irgend einer 5 Geschichte, und die Alterthümer sind der sinnlich eindringende Commentar dazu, das Gewand, das der Urgroßvater ausgezogen und niedergelegt hat, als er auf immer fortging, welches Gewand nun rührend und naiv Bruchstücke von der Geschichte dieses Urgroßvaters erzählt. Diese meine 10 Liebe zu Alterthümern erstreckt sich aber auch auf ganz unnützes, mittelalterliches Zeugs und auf jeden verschollenen Tröbel, dessen Sprache wir gar nicht mehr verstehen, und der sich nur mehr als übrig gebliebener Plunder fortfristet — ich habe solche Dinge lieb, und mir thut es weh, wenn ich sie 15 zerstören sehe, oder gar ein Haus abgebrochen wird, in dem ich mir oft zu wohnen gewünscht hatte, weil so viele Ecken und Erker und Stiegen und Gänge darin und daran waren, welches alles aber jetzt zerschlagen und zerworfen wird, weil, wie die Leute sagen, der alte unnütze Kasten weg muß, 20 damit ein ordentliches, vernünftiges Haus an die Stelle kommen mag — ein ordentliches, vernünftiges Haus aber heißen sie ein großes gerades viereckiges Ding mit vielen Fenstern, das erst recht einem Kasten ähnlich sieht, und in seiner Prosa nicht den geringsten Reiz zu Gefühlen ein- 25 flößt, außer denen der Bequemlichkeit. Für Antiquitäten

dieser Art ist daher eine Residenz sehr gefährlich, weil da ein eigenes Treiben und Fortschreiten in Geschmacks- und Modesachen herrscht, und wenn ich noch hie und da ein schwarzes, vielgiebliges, hochgestrecktes Haus sehe, so fürchte ich schon, daß, wenn ich morgen vorübergehe, Gerüste dastehen, und tausend Menschen daran sind, das Haus und seine Nachbarn abzutragen, um ein glänzendes, weißes, gerades, viereckiges, reizloses Zinsgebäude hinzustellen. Da nun dieß täglich und stündlich geschieht, so sieht Wien wie eine Stadt von gestern aus, nicht wie eine aus der Zeit der alten Römer, so wie seine Damen auch stets wie neu gekleidet einhergehen, da sie die alten Stücke immer weggeben und neue nachschaffen, gerade wie die Baumeister mit den Häusern verfahren, während man in kleinen abgelegenen Landstädten sehr oft noch neben den uralten Mauern, uralte Kleider wandeln sieht. Es wird eben, so wie ich dieses schreibe, auf dem sogenannten lichten Steg ein kleines, unbequem gelegenes altes Haus abgebrochen, und mit Recht; denn es ist dringend nöthig, daß die Passage dort breiter werde, aber immer, wenn ich dieser Tage her vorbeiging, dachte ich: „Mein Gott, wo wird nun der liebe, hübsche, steinerne Engel hinkommen, der an der Fronte aus einer Nische sah, und seine Flügel so fromm und nett faltete, als wollte er sich wie eine Phaläne einhüllen, — wo wird er hinkommen?“ Aber die Leute brechen lustig weiter, und der Engel, der am Ende gar nicht von Stein ist, liegt vielleicht auch schon irgendwo zerbrochen umher. Nur die Namen als Denkmale der Vergangenheit bleiben, aber auch die nicht immer. So ist noch das Lugeck, jetzt ein kleiner Platz in der Stadt, einst eine Warte in der Stadtmauer gegen das gefährliche Ungarn hin, dann der rothe Thurm, der Graben, die Freiung, Maria am Gestade, die Fischerstiege, die Woll-

zeile und andere; viele aber sind auch geändert, so z. B. steht an der Stelle des alten romantischen Katzensteiges jetzt die prächtige Seitenstettergasse; wo es früher im „Elend“ hieß, liest man jetzt Zeughausgasse; andere, wie z. B. das Paternostergäßchen, verschwinden ganz und gar. Daß bei einer solchen Bewandtniß der Sache all die kleineren beweglichen Alterthumsdinge sich nicht erhalten können, begreift sich, denn wenn es den niet- und nagelfesten nicht anders ergeht, als daß sie zerstört und zerrissen werden — was haben die zu erwarten, die in aller Welt herumkollern und ewig die Hände ihrer Eigenthümer wechseln?

Freilich, die etwa historischen, künstlerischen, antiquarischen Werth haben, wandern in Sammlungen, aber das ist, so zu sagen, dieselbe Sache gar nicht mehr; denn erstens sind in solchen Sammlungen meist nur Dinge, die uns von dem vergangenen Staatsleben erzählen, aber gerade von dem nichts, was uns das Unmittelbarste und Herzigste ist, von dem alltäglichen Alltagsleben unserer Voreltern, von dem gerade der Plunder und Trödel deutlicher redet, als das wichtige Geschichtsstück, das am Ende doch wieder nur das Schluß- und Endestück des Trödels ist, und aus seinem Zusammenhange gerissen, verstummt — zweitens reden ja die Sachen am rührendsten zu uns von dem Orte ihres einstigen Gebrauches aus und im Zusammenhange ihrer Umgebung; werden sie nun von da herausgerissen und in einen fremden Saal zusammengedrängt, so verlieren sie meistens ihre Muttersprache, und es ist, als hätte man die Worte einer Büchersammlung durcheinander gewürfelt und noch dazu das Ganze in einem Lande aufgestellt, wo man die Sprache dieser Bücher gar nicht mehr spricht. Darum blicken mich Harnische, Speere, Becher, Koller, Fahnen, Urnen, Gemälde, Schnitzwerke, Stickereien und dergleichen so fremd

und widerspenstig an, wenn sie in Fächern eines Antikensaales dicht neben einander stehen, wie sie im Leben und in ihrer Zeit nie waren: aber ganz anders und traulich schauen sie von dem Platze ihrer einstigen Bestimmung zu uns nieder, z. B. wenn wir in dem Kreuzgange einer Abtei wandeln, und die Bilder der Aebte da hängen, im strengen, ernsten Stile gemalt, und von Alter schwarz und düster geworden, oder die Steinbilder in Säulengängen, oder auf Kirchhöfen; die alten Geräthe und Meßgewänder in der Sakristei, die Waffen- und Prunkstücke in der Burg, und endlich die Geschirre und Stoffe und Truhen im Hause des Bürgers.

Ich kannte einmal einen Mann — damals hielt ich ihn für einen großen Narren, jetzt aber wäre ich selber so, wenn ich in seiner Lage wäre — dieser Mann hatte ein Haus auf dem Lande, welches von seinen Vorfahren durch Jahrhunderte hindurch nicht bewohnt worden war; es strotzte daher von abentheuerlichen Sachen und Alterthümern. Der Mann ließ nun das Haus wie es war, kein Nagel durfte verrückt, kein Pfosten angestrichen, kein Fensterrahmen modernisirt werden, von Schreinen, Bettgestellen, Getäfel u. s. w. durfte erst vollends nichts angerührt oder verunglimpft werden, nur wurde alles Schadhafte ausgebessert, und das Haus in wohnlichen Zustand versetzt, weil der Mann gesonnen war, es sein Lebtage zu bewohnen. Nur hatte er die Ansicht — und dieß war es, was ich für die Narrheit hielt — er hatte die Ansicht, daß man die Ausbesserungen nicht etwa im Geiste und Stile des bereits Vorhandenen machen müsse, wie ich und die andern Vernünftigen gethan hätten, sondern wo etwa ein Fensterflügel fehlte, setzte er neben den alten einen ganz modernen hin; der alterthümliche invalide Sorgenstuhl bekam einen Fuß heutiger Art; wo das Wandgetäfel fehlte, ließ er die nackte

Mauer durchblicken, nur ward das Stück betüncht und nach jetziger Weise bemalt. Da nun überall etwas fehlte, so gerieth ihm das Haus zu einem gräßlichen Contraste, der jeden lachen machte, der hineintrat — — aber er durfte nur einige Zeit darinnen wohnen, dann begann schon die Wirkung sich allmählig zu zeigen; gerade der Contrast hob uns das Urväterliche heraus, und da nirgends nachgeholfen war, so erwies sich das Alte als echt und wirkte als solches. In diesem Hause nun saß der Mann, umringt mit Dingen seiner Ururgroßväter, und täglich gebrauchend, was sie vor drei- bis vierhundert Jahren gebraucht hatten, und was damals sehr schön und sehr neu war. Ich war noch ein kleiner Student, als ich den Mann besuchte, damals lachte ich ihn aus; seine grauen Haare waren selber schon eine Antike, und die blitzenden schwarzen Augen standen gerade so dazu, wie die neuen Ausbesserungen zu dem alten Hause — jetzt ist er schon längstens todt, sein Vetter, der das Haus erbte, hatte mehr Geschmack. Es ist jetzt ein blankes, luftiges Landhaus, und die Familie besucht es jeden dritten und vierten Sommer auf einige Wochen — ich aber denke recht oft des alten verstorbenen Mannes und seines Trödels. — Ich habe kein Haus, in dem so ahnherrliche Dinge sind, ich bin auch kein Alterthumsforscher, aber das ewige Herumkriechen in alten Burgen, in öden Kirchen und aufgehobenen Klöstern impfte mir eine kindische Neigung zu alten Sachen ein, und eine ordentliche Liebe zu dem verstorbenen Manne, der das antiquarische Haus bewohnt hatte, und so weit geht die Sache, daß, als ich den Titel dieses Aufsatzes niedergeschrieben hatte — der Leser mag mich immerhin auslachen — ich mit einer Art Pietät zu der Arbeit ging; denn ich gehöre zu den fleißigen Besuchern des Tandelmarktes, der nicht nur selber eine Antiquität ist, sondern

auch die kostbarsten Trödelstücke in sich bewahrt, so daß ich schon öfters mit guter Ausbeute nach Hause kam.

Der Leser folge mir nun nach dieser Einleitung, die ihn auf den Standpunkt setzen sollte, den Tandelmarkt recht vom Grund aus würdigen zu können, in diesen selber — wer weiß, wie lange er noch stehen wird, diese Ruine aus der guten treuherzigen, bürgerlichen Zeit unserer Vorväter. So wie die Hetze abgekommen ist, und das Turnen, so wird man auch eines Tages die ganze leichte, schwarze, bretterne Stadt abbrechen, daß nichts mehr von der vergangenen Herrlichkeit da ist, als der große leere Platz. Auf diesem wird man dann junge Pappeln pflanzen, daß einst eine recht schöne Allee daraus werde.

Ich habe den Lesern schon an einem andern Orte dieses Werkes gesagt, daß um die eigentliche Stadt Wien herum, wie um jede Festung, ein freier Platz, Glacis, laufe, damit bei Belagerungen die schweren Kugeln darauf spielen können, aber wie ein ergrauter Kriegsheld seine Waffen nur mehr als Schmuck und Ehrenzeichen trägt, so trägt heut zu Tage Wien seinen Harnisch und Schild, mit denen es zu seiner Zeit die Türken so wacker zurücktrieb, auch nur mehr zur Erinnerung und zur Zierde. Darum hat das Glacis eine ganz andere Bedeutung bekommen; zum Theile ist es noch, was es war, ein geräumiger Exerzierplatz der hiesigen Garnison, die andern Theile aber sind so mit Alleen besetzt, daß es wie der anmuthigste Spaziergang, ja stellenweise wie der dichteste Park aussieht. Jenseits des Glacis steht der Wald der Vorstädte um die eigentliche Stadt herum, und es wäre Schade, wenn einmal eine zukünftige Zeit auf den Einfall kommen sollte, diesen freien Raum zu verbauen; denn er ist als Spaziergang unschätzbar, und als Luftreservoir für die große Stadt wahrhaft eine Wohlthat. Auf diesem Glacis an dem rechten Ufer des

Wienflusses steht nun auch, wovon wir in diesem Aufsatze handeln wollen, der Tandelmarkt. Es ist dieß eine Sammlung uralter hölzerner Hütten, die förmlich wie eine Stadt in Gassen getheilt, und nummerirt sind und all das ent-
5 halten, was man von einem Tandelmarkt verlangt. Da nun wenige Städte, namentlich Residenzen, eine Anstalt dieser Art, oder vielmehr diesen Ueberrest einer vergangenen Zeit aufzuweisen haben werden, und da sich gerade hier ein guter Theil der originellen Bevölkerung Wiens treibt
10 und schiebt, so haben wir der Sache in unserm Buche einen eigenen Raum gegeben.

Tandeln, Tandler, Tandlerin, sagt man in der gemeinen Wienersprache statt Trödeln, Trödler, Trödlerin, und man versteht unter dem Geschäfte ein Handeltreiben mit
15 aller und jeder Gattung von Plunder, alten und neuen Zeugs, und es wäre schwer, ja es wäre eine Herkules-Aufgabe, in eine allgemeine Formel zu bringen, was alles Gegenstand des Tandlers sei und sein könne, von dem kostbaren Perlenschmuck und der goldenen Cylinderuhr an
20 bis zu dem einzelnen verrosteten Schuhnagel herab, von dem Zobel- und Hermelinpelze bis zu dem vertretenen Stallpantoffel, von Silber, Borden und Seidengeflechte bis zu altem weggeworfenem Riemwerk und Leder. Alle Stände, alle Alter und Geschlechter, alle Zeiten sind hier
25 repräsentirt.

Es sind auch in der Stadt und in den Vorstädten einzelne Trödlergewölbe, und man erkennt sie von Weitem an den herausgehängten Bildern, Uhren, Meerschaumpfeifen, Gewehren, Kleidungsstücken und so weiter, aber
30 der eigentliche Sammelplatz, gleichsam der poetische Clubb aller alten, verschollenen und verblichenen Dinge ist und bleibt der Tandelmarkt. Jeder, der da weiß, wie ihm als kleinem Knaben wohl war, wenn etwa die Truhe der

Großmutter aufgemacht wurde, und nun ein Haufen alten Zeugs hervorkam: der steife, seidene, großblumige Brautrock, die schwarze Haube, von der die Seitenflügel eulenartig wegstanden, der messingspangene Himmelschlüssel, die hochstöckligen Schuhe, der Fächer, die Pelzstutzen, der Muff, dann zehn, zwanzig kleine Trühelchen und Büchslein und Fläschlein und anderes, was kein Mensch mehr kennt — jeder, der das weiß, wird gerne durch die Gassen dieses Marktes gehen, wo derlei Sachen gleich in Massen aufgehäuft sind. Wie die Pferde, wenn sie ausgedient haben, nach und nach herunterkommen, von dem edlen, kriegerischen Reitpferde erst zum Kutschenpferde, dann zum Fiakerrosse, dann zum Zugrosse an Mist- und Ziegelwägen, wo es eines Tages elend verkommt: so haben die Sachen endlich als letztes Ziel den Tandelmarkt, wo sie zum weiteren Vertriebe ausgestellt prangen, und Dinge, die im Leben himmelweit auseinander standen, wie z. B. jenes Gold aus den Tressen des Marschallrockes und diese Zigeunerweste mit den unzähligen gelben, hochgipfligen Knöpfen, liegen hier friedlich und ebenbürtig beisammen. Freilich sind nicht lauter alte Sachen da, und es kam mir oft des Begriffes eines Tandelmarktes unwürdig vor, daß auch ganz neue Kleider, Bettdecken, eiserne Oefen und dergleichen herum hängen und stehen, aber die Sache ist einmal so, und wie jedes Menschliche, so degenerirte auch diese Anstalt. — Ich sah so viel möglich von diesen unzuständigen neuen Dingen ab und hielt mich an die alten. Und wenn man so die zugedeckten dunkeln engen Gänge voll Menschen und Kleider und Kram entlang geht, so entschädigt einen wohl hie und da eine echte, rechte Tandelhütte, die schon außen, wo nur ein Nagel an den Brettern Platz hat, und dann erst recht von innen mit Trödel bespickt und belastet ist. Auf den alten befransten Sesseln liegt ein Schwall

namenloser Dinge; auf den Brettern des Fußbodens bauscht sich ein Haufen, mitten drin der Eigenthümer, oder noch besser, die Eigenthümerin, selber in derlei Sachen gehüllt, und von dem ewigen Anblick ihrer Waare ein Gesicht bekommend, als sei es auch schon Trödel geworden, und hinten, wo es dunkel wird, ist dir, als müßte gar erst das Zeugs kein Ende nehmen — eine solche Hütte war meine Sache, und ich stöberte und suchte in den Dingen herum, phantasirte mich in ihre Geschichte hinein, und ging oft mit einem unschätzbaren erhandelten Preisstücke von dannen, welches die Meinen zu Hause in die größte Verlegenheit brachte, was damit anzufangen sei.

Aber ehe ich mich in einzelne Sachen und ihre Geschichte einlasse, halte ich es für Pflicht, unsern auswärtigen Lesern einen Begriff im Allgemeinen zu geben.

Auf dem Glacis, wie wir schon sagten, am Wienflusse von der Karlskirche abwärts bis gegen den Heumarkt zu, stehen dicht an einander gedrängt, mehrere Hundert hölzerner Hütten, fast den aufgeschlagenen hölzernen Buden eines Marktes ähnlich, da ihr Zweck Waarenauslage ist, aber doch wieder anders, und fast an Wohnhäuschen erinnernd, da sie nicht so wandelbar wie Marktbuden sind, sondern so lange an Ort und Stelle zu bleiben haben, bis sie vor Schwärze und Alter morsch werden und brechen, wo dann an die Stelle der alten eine neue Hütte gebaut wird, bis man etwa einmal die ganze Sache als eine veraltete Barbarei ganz eingehen läßt. Die Hütten stehen fast an einander und bilden mit ihren offenen Vorderseiten förmliche Gassen, in denen sich das kauflustige Publikum treibt; diese Gassen sind häufig selber wieder eingedeckt, so daß man auf diesem Markte, wie in einer ungeheuren Bienenwabe voll Gerumpel und Menschen herumschliefen kann. Jede Hütte hat eine Nummer und fast jede ein

gemaltes Schild heraushängen, wovon sie den Namen: „zum Jäger, zur Rose, zum grünen Baum ꝛc." führt. Das Ganze bildet ein langes Viereck von schwarzen wettergepeitschten Dächern, von denen dir, wenn du sie von Weitem überschaust, bange wird, daß einmal ein Feuer darunter komme, und in diesem luftigen, gedörrten Geraffel schrecklich wirthschafte. An schönen und besuchten Tagen ist das Ganze von ferne wie ein leibhafter Ameishaufen zu schauen, der sich über und über rühret und regt.

So ist der Schauplatz — und nun welche Waaren, welche Käufer und Verkäufer sind da? Das ist leichter gefragt, als beantwortet. Wenn du ein Wiener bist und es fehlt dir was immer in deiner Haushaltung und an deinem Körper, es sei so klein und fragmentarisch, als es immer wolle, es sei so heterogen und allen menschlichen Begriffen ferne liegend, als nur immer denkbar: gehe hin auf den Tandelmarkt, und du bekommst es. Freilich sind viele Hütten sortirt, wo man nur bestimmte Waaren ausbiethet, namentlich gilt dieß von Kleidern, Lappen und Eisenwaren, aber dafür sind auch andere, und diese, glaub' ich, sind die echtesten, wo Alles und Jedes zu haben ist.

Allein wir wollen hier etwas in's Detail gehen.

Der ganzen südlichen Fronte des Vierecks entlang, da, wo die Fahrstraße vorbeiführt, ist die ausschließliche Niederlage des alten Eisens. Was seit Kains und Enochs Zeiten her an Eisen und groben Metallwaaren verfertigt worden ist, das, glaube ich, hat hier seinen Repräsentanten: Ketten jeder Art und Größe, verrostet und neu, liegen wie Schlangennester an den Hütteneingängen und Barrierestöcken herum, daneben das Geschlecht der Oefen, der plumpe viereckige, der gefällige runde und der in lauter zierlichen Säulen emporstrebende, dann sind die Tragherde, Kochöfen, die Zangen, Hauen, Haken, Klammern, die

Schaufeln, Sägen, Bohrer, die Feilböcke, all das kleinere Volk der Lichtputzen, Scheeren, Beschläge, dann sind die Torsos, die Fragmente von einstigen Ganzen, die bloßen Eisenstücke, Aushängeschilde, Stiefel- und Krückenbeschläge, und endlich die Sachen, die gar Niemand mehr kennt; ich habe daselbst einmal sogar ein Römerschwert aufgefunden, ich besitze es noch, habe meine Freude daran, und lasse durchaus keinen Beweis dagegen aufkommen, daß es nicht echt sei. So lange ich es dafür halte, ist es echt, ich lasse daher gar Niemanden darüber reden; denn am Ende käme so ein Fant und bewiese mir, daß es von irgend einem Komödienhause her sei, und dann wäre es aus mit der Rarität, und ich könnte das Schwert hinauswerfen, während es jetzt bei meinen andern Memorabilitäten und Kuriositäten hängt. Alle Species und Spielarten von Leuchtern und Kannen und Tassen und andern Zeugs besetzen das Innere dieser Hütten.

Außer den Metallwaaren haben nur noch die Kleider so ausschließliche Hütten, nur daß diese nicht so einen einzigen bestimmten Platz einnehmen, sondern mehr unter den andern zerstreut sind, doch dürfte die Nordseite in dieser Hinsicht am meisten gesegnet sein. Da sind Hütten mit lauter Stiefeln, von dem neuesten und glänzendsten bis zu dem, der das Anziehen scheuen muß, damit er nicht auseinander gehe, daneben, wie Delinquenten, hängen die Röcke gebürstet, gepreßt und herausgeputzt, die Kappen und Mützen gaffen und glotzen auf den Bänken, die Bettdecken sind aufgeschichtet, und Frauenröcke und Schürzen sträuben sich, und die Wäsche ist mit den schönsten rothseidenen Bändchen umwickelt. Dazwischen geht es lustig und lebhaft zu: dort probirt Einer einen Stiefel und flucht und seufzt dazu, hier kann ein Anderer aus dem probirten nicht mehr heraus, und der Tandlerbube muß ihm denselben

herabreiten — hier wird um einen Frack gehandelt, dort packt einer einen Bündel aus, und biethet ihn zum Verkauf, und erschrickt über die geringschätzigen Mienen, welche er an den zusammengelaufenen Käufern bemerkt — dazwischen geht und schreit der Würstelbub, der seine brennheiße Waare ausbiethet — dann wird etwas gestohlen, und es erhebt sich ein Lärm und ein Verfolgen, worin die Weiberzungen am lautesten und thätigsten sind — dann kömmt das Speiseweib und bringt den Zettel, was alles heute zu Mittag zu haben sei, und sie preiset die Sachen und frägt angelegentlich, was sie bringen solle. Die meisten dieser Kleidertrödler sind ihres Gewerbes nach Schneider, manche haben zu Hause oder beschäftigen anderwärts viele Arbeiter, und da werden auch ganz neue Sachen angefertigt, d. h. manche sind wohl ganz neu, andere werden aus alten ganz neu verfertigt — ich habe oft gedacht, woher denn diese vielen neuen Dinge kommen, indem ich den Widerspruch entdeckte, daß der Tandler alle Sachen, die er einkauft, für alt und wenig werth erklärt, alle aber, die er verkauft, für ganz neu und sehr kostbar. Da, nicht in Betracht der Sachen an sich, sondern in Betracht der Börse der Kaufenden, diese Waaren doch sehr wohlfeil sind, und am Ende doch so lange halten müssen, als ursprünglich beim Kleidermacher bestellte, so haben diese Hütten ein verhältnißmäßig sehr zahlreiches Publikum, und nicht nur von der Stadt, sondern der ganze dürftigere Theil des umliegenden Landes besorgt seine Garderobe vom Tandelmarkt, wobei er freilich den Vortheil hat, daß er nicht erst lange warten darf, daß er sich nicht zu ärgern braucht, daß der Schneider nicht Wort hält und einen den ganzen schönen Sonntagvormittag her warten läßt, oder daß etwas verschnitten ist. Freilich mit dem Anpassen sieht es auch hier sonderbar aus, aber der Käufer hat die Wahl, er

kann das Ding stehen lassen, wenn es ihm nicht gefällt — komisch ist es genug, wenn irgend ein redlicher Landmann seinem Buben hier ein „Stück Gewand“ kauft, es ihm nun anprobirt, den ganzen Buben auf und ab und hin und her zerrt, und ihn endlich, weil er auf das Wachsen rechnet, wie eine Scheuche einballirt, davon führt. Im Frühjahre werden die Mäntel wohlfeil eingekauft, und im Spätherbste theuer verkauft. Bei Paradekleidern, Theatergarderobe und bei Uniformen verstorbener Junggesellen lassen sich gute Geschäfte machen. Es soll sich vor vielen, vielen Jahren eine seltsame Geschichte ergeben haben. Ich will sie erzählen, natürlich ohne ihre Wahrheit verbürgen zu können. Es starb ein hoher Militär. In seinem Testamente war einer Summe gedacht, die er an irgend einem Orte anliegen hatte, allein da man keine Dokumente vorfand, und deßhalb an jenem Orte anfragte, erhielt man die Auskunft, daß der Verstorbene die besagte Summe einige Tage vor seinem Tode erhoben, wie vorliegende Urkunde ausweise — allein die Summe fand sich nicht vor. — Man warf Verdacht auf seinen Kammerdiener, der Mann war in Verzweiflung, man suchte alle Fächer, alle Winkel, alle Taschen aus — Alles vergebens: da erinnerte sich der Kammerdiener in seiner Angst, daß sein Herr gerade an dem Tage, als er erkrankte, in demselben Uniformrocke herumgefahren sei, in dem er begraben worden, und daß er auch in demselben Uniformrocke in dem Bankierhause abgestiegen sei, wo man jetzt um das Geld angefragt habe — etwa sei es in der Tasche desselben Rockes. Einige Mitglieder der Familie erinnerten sich wirklich, daß der Verstorbene an jenem Tage den besagten Uniformrock angehabt habe. Da die Summe nun sehr bedeutend war, so beschloß man, um Oeffnung des Grabes einzuschreiten, allein da nun dieß bewilligt und geschehen war, fand man

den Verstorbenen nackt im Sarge. Der Todtengräber erwies sich in der sofort eingeleiteten Untersuchung als unschuldig. Ob man die Thäter endlich entdeckte oder nicht, weiß ich nicht; aber das ist gewiß, daß der in Frage stehende Uniformrock auf dem Tandelmarkt verkauft worden ist, wo er auch von den untersuchenden Behörden mittelst des Kammerdieners entdeckt und erkannt wurde — und siehe! in der Brusttasche desselben steckte in Papier gewickelt die abhanden gekommene Summe, wegen welcher die ganze Sache eingeleitet worden ist.

Da täglich viele hundert Käufe und Verkäufe auf dem Tandelmarkte gemacht werden, und da namentlich alte Kleider, Luxusstücke und dergleichen dort abgesetzt werden, so ist er schon öfter die Veranlassung zur Entdeckung von Diebstählen und andern Verbrechen geworden; denn da nach Erhebung des Thatbestandes sogleich an alle Trödler die Beschreibungen der inkriminirten Gegenstände abgehen, so kann es geschehen, daß, wenn der Schuldige mit seinem Objecte ankömmt, um es vortheilhaft anzubringen, er sammt demselben zurückgehalten und ausgeliefert wird.

Außer den zwei Gattungen von Hütten, nämlich den Eisen- und Kleiderhütten sind keine mehr, welche so exklusiv wären, nur einen einzigen Artikel zu verschleißen, wenn man etwa die östliche Fronte ausnimmt, wo mehrere Hütten sind, in denen ausschließlich Bettsachen verkauft werden, von dem fadenscheinigen Strohsacke an bis zum blüthenweißen, schwellenden Flaumenkissen. In allen andern Buden sind die Waaren mehr oder weniger gemischt, und je mehr alt und neu, vornehm und gering, ganz und gebrochen, staubig und rein, durcheinander gemischt ist, desto mehr, glaube ich, verdient die Hütte den Namen einer Tandler- oder Trödlerhütte. Freilich wäre für einen humoristischen Pinsel eines jener alten unübertrefflichen Holländer eine

solche Hütte ein besserer Gegenstand, als für meine schwache Feder, aber ich will es dennoch versuchen, mit dieser schwachen Feder ein Schattenbild einer solchen Hütte zu zeichnen: Sie ist vorne ihrer ganzen Länge nach offen, und 5 dennoch ist es schwer, in sie hinein zu gehen; denn zu beiden Seiten ihrer Querwände laufen Hindernisse gegen den Eintritt vor. Rechts steht ein Ding — einen Stuhl würde ich es nennen, wenn ich es sehen könnte, aber vielleicht ist es auch etwas Anderes, kurz, es ist überdeckt mit 10 einem Stillleben von Lumpen und Kram; Tuchenden schlingen sich um Abschnitzel, oder was die hundert zusammengerollten Dingerchen sind, das Unterfutter eines Spritzleders drängt sich vor und hängt gegen die Erde; ein spanisches Rohr lehnt daran, zusammengerollte Bettdecken 15 liegen oben auf, ein Lichtschirm strebt empor, und auf ihm reiten Halsbinden; unter einem Kessel quillt ein fast neuer frischgrüner Teppich hervor, der sich auf die Erde fallen läßt; auf seiner Schleppe brütet ein Mantelsack und das Felleisen eines Handwerksgesellen, beide im Dienst ergraut; 20 hinten schaut noch ein Degengefäß hervor — all dieses liegt und lehnt auf dem Stuhle, wenn es einer ist; denn, wie gesagt, es ist eine Erhöhung über den Boden, die mit einem Trödelberge beladen ist, der selber wieder an die Sachen streift, die hängen, nämlich an der Außenwand, 25 wie z. B. eine Wärmpfanne und eine Guitarre an einem Nagel, an dem daneben ein Bündel Ausklopfstäbe, Fächer- und Sonnenschirmgerippe, dann Pfeifenröhre, Bratspieße und ein Gewehrkolben, ein eisernes Fenstergitter lehnt an den äußersten Grenzen, beinahe im Rücken der Hütte. 30 Links wehren ähnliche Verhaue den Eintritt, oder sie sind eigentlich Festungsredouten, nämlich es stehen Reisekoffer über einander, beladen mit allem möglichen ledernen Reisending oder auch nicht zur Reise, wenn's nur von Leder

ist; daneben steht noch ein kurzes Bänkchen, welches mit Büchern belegt ist, mit einigen Dosen, alten Notenpapieren, Maultrommeln und Lithographien — und wenn du etwa die Bücher untersuchen willst, so schrecke dich nicht an dem Streicheln, das du an deiner Wange empfindest; es sind nichts als die Röcke und Mäntel und Westen und Damenkleider, die da herabhängen und den Berg unter sich beschatten. Neben ihnen ist noch ein Extra-Brett beigenagelt, auf dem Oelgemälde hängen, die Licht brauchen, oder einen guten Rahmen haben; die andern lehnen an den Koffern tiefer gegen das Innere, oder gar auf der Erde, wo ich einmal den alten Vater Laudon neben zwei Kurierstiefeln auf dem Kopfe stehen sah. Zwischen den Bildern auf dem Extra-Brette und unterhalb ihnen hängen Tabakpfeifen, auch Beutel, manchmal ein Klarinett, ein Barometerbrett, eine Windbüchse, ja einmal sah ich einen von oben bis unten aufgesprungenen Fagott so ernsthaft da lehnen, als wäre er durchaus noch zu gebrauchen. So wichtig ist das Aeußere solcher Hütten, daß, wenn die gegenüberstehende ihre Hinterwand herwendet, gewöhnlich der Besitzer der andern auch noch an dieser ein Bänkchen anbringt, auf dem eine Sammlung Uhren und Glasstürze, Kaffeemaschinen, Tassen nebst Papieren und Büchern stehen; darunter stehen Stiefel und Schuhe, ja zuweilen sind als Servitut, die der Hinternachbar ersitzen will, Nägel in die fremde Hütte geschlagen, und es hängen Pistolen, leichte Flinten und Augengläser daran, während schwere Scheibengewehre und Bolzbüchsen daneben lehnen. Die Sackuhren, als schon leichter zu entwendende Gegenstände, sind meist mehr in der Nähe des Verkäufers. Während auf diese Weise schon das Aeußere einer echten Trödelbude so ausgestattet ist, sollte man vermuthen, mit welchem Reichthum und welcher Mannigfaltigkeit erst das Innere bedacht sein müsse, aber

derjenige, welcher diesen Schluß macht, irrt sich meistens bei Menschen, und bei Tandelhütten — ich will nur von den letztern sprechen. Da des Tandlers Zweck offenbar der ist, zu verkaufen, und da so viele Nebenbuhler in seiner härtesten Nähe denselben Zweck haben, so muß er seine verkaufbaren Dinge so legen, daß sie dem Lustwandler, der sie etwa noth hätte, am leichtesten in die Augen fallen, d. h. er muß sie so sehr als möglich am Rande seines Gebietes anbringen, wo eben der Strom der Besuchenden vorbeistreicht, und da er aber alle seine Dinge zum Verkaufe hat, so muß er mit allen gegen Außen drängen; daher die meisten dieser Buden gegen Innen verhältnißmäßig leer aussehen, aber im Grunde sind sie es doch nicht, sondern der Trödler oder die Trödlerin räumt alle Dinge, von denen sie eben jetzt nicht erwartet, daß sie einen Käufer finden werden, zurück in das Innere ihrer Behausung; auch andere, die nicht gerade ein kursirender Artikel sind (und gerade sind dieß oft die besten und antikſten Kuriositäten) befinden sich in seiner Nähe; aber auch nicht selten geschieht es, daß auch der ärgste, ausgedienteste Plunder hinten liegt, und sich hinter die Bänke und Fächer zurückzieht, wo er mit dem uralten Staube fraternisirt. In der meist etwas dunkeln Tiefe der Bude sitzt der Tandler oder die Tandlerin, entweder mit Sortierung beschäftigt, oder das erkorne Handwerk treibend, oder auf Kunden spähend, oder mit den Nachbarn und Nachbarinnen scherzend und plaudernd, und in der That, es findet sich bei diesem Schlage von Menschen eine eigene Gattung von Witz, der nicht selten recht jovial und wienerisch, manchmal sogar sprühend ist. Die Bilder und Gleichnisse sind von ihrer Umgebung genommen und meist sehr treffend. Unvergleichlich sind sie im Einkaufen ihrer Artikel, und sie müssen es sein, da sie nicht anders als wieder wohlfeil

verkaufen können. Ich selber stand einmal dabei, als ein hageres, blasses Weib mit einigen Zinntellern kam, die sie schüchtern aus einem Fetzenbündel hervorzog und zum Verkaufe anboth. Der Mann der Bude sah wie zufällig hin und fragte um den Preis; er wurde genannt; der Mann sagte, diese Sachen könne er überhaupt nicht gebrauchen, er rathe ihr, nach Hause zu gehen und die Dinge aufzubewahren — es war erstaunlich, mit welcher Trostlosigkeit das Weib da stand; nie habe ich das Bild getäuschter Hoffnung deutlicher gesehen — der Budenmann kramte auf dem Boden herum, ordnete seine Artikel und fing endlich aus einer Goldborde die Fäden zu zupfen an — das Weib stand noch immer da, und regte sich nicht; endlich, da sie sehr zögernd fortzugehen sich wendete, sagte er ihr, daß er höchstens aus Rücksicht so und so viel geben könnte, dann aber dürfte sie gewiß sein, daß die Teller so lange da liegen bleiben werden, bis sein Urenkel ein alter Mann sei — der Preis aber war ein Fünftel der Summe, die sie Anfangs gefordert hatte, und die mir ohnedem sehr bescheiden geschienen. „So geh' die Frau herein," rief er wieder, als sie noch immer halb zu gehen, halb zu bleiben zauderte — dieser Ruf schien sie plötzlich zu bestimmen, auch däuchte es mir, daß sie froh war, auf diese Weise den Blicken der Umgebung zu entgehen. Endlich kam sie wieder aus der Hütte zum Vorschein, aber ohne die Teller, und sie ging schnell durch die Reihen davon. In der Absicht, zu dem Blutgelde der abgepreßten Waare noch eine Kleinigkeit hinzuzufügen, ging ich ihr nach; denn ich bildete mir fast ein, nur die allerbitterste Noth habe sie zu dem Verkaufe der Zinnteller bewegen können, die etwa noch ein altes Hausstück von Voreltern her sein mochten; denn wäre sie blos leichtsinnig, so wären die Zinnteller gewiß schon längst nicht mehr in ihrem Besitze, da sie schon

vor langer Zeit aus aller Mode und allem Gebrauch gekommen waren, und meist nur als todte Küchenstücke herumliegen mögen. Als ich sie erreicht hatte, fragte ich sie, ob sie die Teller verkauft hätte. „Ja." „Nun! hat 5 der Mann mehr gegeben, als er anboth?" „Ach nein," antwortete sie, „aber es ist ein kurioser Handelsmann; er kaufte mir die Teller ab um den Preis, den er selber bestimmt hatte. Als aber der ganze Handel aus war, gab er mir gerade so viel darauf, als ich Anfangs gefordert 10 hatte, und sagte: „„Sieht die Frau, den Markt kann ich nicht vertheuern, und Zinn ist eine Lumpenwaare, aber da schenke ich der Frau das Andere, es ist ein pures Almosen, weil jetzt die Zinszeit erscheint. — So in Gottesnamen! Wenn morgen die Frau wieder mit Zinn kömmt, so kaufe 15 ich der Frau keines ab, und schenke der Frau nichts."" Diese Worte hat er gesagt, und das Geld hat er mir gegeben." Ich gab der Frau nun die beabsichtigte Münze und verließ sie. Fast hätte ich aus romantischem Geiste schon die Zinnteller gekauft, an die sich ein so edler Zug 20 eines so unscheinbaren Menschen knüpfte: aber der Mann forderte einen so hohen Preis, als ich angelegentlich um Zinnteller fragte, daß ich schamroth von dannen zog, ohne ihm nur irgend ein Anboth darauf zu legen,

Es ist wahr, im Studium der Charaktere der Ver-25 käufer mögen derlei Einkäufer gewiß sehr vieles weiter sein, als ein harmloser Philanthrop, der nur unter diesen Buden nach alterthümlichen Seltsamkeiten herumforscht. In welchen Masken mag der Leichtsinn, die Lüderlichkeit, die Verschwendung und auch wieder die Noth und die 30 Armuth zu diesen hölzernen Gebäuden und ihren Bewohnern kommen, um ihr letztes oder ihr bestes Scherflein feil zu biethen! Wie oft mag auch der Wuchergeist anklopfen, um ihnen Waare anzutragen, an der er selber wieder

Gewinn ziehen will! Wenn da eine Art kalter Technik und ruhiger Pfiffigkeit in sie kömmt, so ist es gewiß nicht zu verwundern, und mein Zinnkäufer mag am Ende doch noch ein so edelherziger Trödler gewesen sein, als es nur immer einen auf Erden geben mag.

Zuweilen aber werden auch seltsame Käufe gemacht, bei denen der Trödler wieder der verlierende Theil ist, weil es doch geschehen kann, daß ihm Objecte in die Hände kommen, über deren Werth und Wesenheit er keine Ahnung hat. So geschah es z. B. vor fünf oder sechs Jahren, daß eine Frau, die öfter alte Fußteppiche und dergleichen auf dem Tandelmarkte zu kaufen pflegte, auch wieder einmal dort war, und mehrere größere und kleinere Stücke grauen Seidenzeugs, einiges Messinggeschirr, und illuminirte Soldaten für ihre Kinder kaufte. Da aber der Trödler sagte, er gebe das Messinggeschirr nicht ohne den 6 Bildern in Goldrahmen, die dabei lagen, weil er Alles zusammen einlicitirt habe, und da die Frau das Geschirr besonders gerne gehabt hätte, die Bilder aber auch nur zwei Gulden kosteten, so nahm sie dieselben, indem sie meinte, so viel müsse sie ja wieder für die Rahmen bekommen, wenn sie dieselben putzen und verkaufen ließe. Aus dem Seidenzeuge wurden die schönsten Puppenkleider gemacht, das gescheuerte Messing prangte und funkelte in der Küche, mit den Soldaten hatten die Knaben die größte Freude, die sechs Bilder aber lagen in der Plunderkammer. Erst ein Jahr nach dem Einkaufe, da einmal die ganze Wohnung frisch ausgemalt und gereinigt wurde, dachte man an die Bilder, und die Mutter und die älteste Tochter begannen aus Unkenntniß der Sache die Goldrahmen, die geschwärzt und mit Fliegenkoth über und über beschmutzt waren, zu waschen und erzielten auch glücklich, daß das Gold verschwand, und stellenweise eine rothe Grundierung, oder gar das bloße Holz

zum Vorschein kam, man lachte einander aus, und die Bilder — die erst recht schwarz und dunkel waren, so daß kaum hie und da ein rother oder blauer Lappen zu erkennen war, wurden nicht einmal einer Waschung würdig gehalten, und wären beinahe gänzlich weggeworfen worden, wenn nicht zufällig der Vergolder dazu gekommen wäre, der die neuen schweren Spiegelrahmen brachte, und der Frau rieth, die Bilder doch untersuchen zu lassen. Sie willigte ein, und er verschaffte ihr einen jungen Mann, der das Geschäft übernehmen wollte. Es ging Anfangs bei dem ersten behutsamen Waschen dichter brauner Ruß und fast Küchenpech von den Bildern, worauf sie sich sämmtlich als alte niederländische Genrestücke auswiesen von mittelmäßigem Werthe, nur daß zwei von ihnen deutliche Spuren späterer Reparaturen und öfteren Uebermalens aufwiesen, und da man nun mit Weingeist und Terpentin und andern Mitteln vorsichtig diese jüngeren Retuschen behandelte, so kamen unter ihnen die geistreichsten Striche und Lichtsetzer zum Vorschein, und endlich, da man die Urbilder mit größter Sorgfalt blosgelegt hatte, so zeigten sich zwei der allerschönsten, kaum sichtbar beschädigten Tenier. Der Frau wurden hundert Dukaten für die beiden Bilder gebothen, allein sie hatte eine solche Freude an ihnen und an dem seltenen Zufalle, daß sie dieselben in neue prachtvolle Rahmen setzen und im Prunkzimmer aufhängen ließ, wo sie noch zu dieser Zeit makellos hängen und die Freude und Bewunderung der Kunstkenner erregen.

Wie oft sich nun solche Zufälle auf dem Tandelmarkt ereignen, kann ich denen, die etwa Neigung zu solchen Käufen haben, nicht sagen, wenigstens ich, der ich seit der Zeit jedes nur im Mindesten verdächtige Bild, das mir in den Wurf kam, kaufte, habe bisher nichts Anderes erstanden, als elende Scharteken, und je mehr Ruß auf einem

Bilde war, ein desto gräulicheres Familienporträt kam zum Vorscheine, wenn ich es wusch. Auch mit den Rahmen hatte ich wenig Glück, außer mit einem, der von Semilor war, sich daher reinigen ließ, und jetzt einem guten Bilde zur Zierde dient, das in meinem Zimmer hängt.

Außer den Bilderspekulanten, deren Zahl ich durch diese meine Erzählung wahrscheinlich vermehrt habe, existirt schon seit längerer Zeit eine Race, die den Tandelmarkt wie eine andere Leipziger-Messe befährt. Es sind das die Bücher-Spekulanten, die darauf ausgehen, ob sie unter den schon von Urahnen her liegenden Büchern nicht etwa eine seltene Ausgabe, ein Curiosum oder dergleichen ergattern können. Man sieht sie da oft stundenlange an einem Bücherbrette stehen und die darauf liegenden Stücke einzeln durchsuchen, ja wenn nur mehr Fragmente vorhanden sind, werden die Reste von Blättern befragt und erforscht. Kommen irgendwo zwei dieser Bücherhamster zusammen, so sieht man, wie jeder dem andern zuvorzukommen sucht, in Ergreifung von solchen Stücken, die etwa mit einem Schweinsleder-Einbande hervorblicken, oder in Folio sind, oder klein, beschmutzt und von Pergament. Die Geduld dieser Leute ist von keiner übertroffen, höchstens steht ihr die eines Anglers gleich, wenn sich nur einmal die Sage verbreitet, es habe einer ein Exemplar dieser oder jener seltsamen Edition aufgetrieben, so stärkt sie dieses wieder zu siebenjähriger Ausdauer, wo sie nichts finden, als die vier Heimonskinder, Basedows Elementarbuch, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen oder gar neue Taschenbücher und Albums, die solchen Klassikern ein Gräuel sind. Es fällt mir bei dieser Geschichte immer ein verstorbener Onkel von mir ein, der fast auf dem Punkte war, das Angeln aufzugeben, als ihm der Himmel das Unglück geschehen ließ, daß er einen Aal fing, was die Folge hatte, daß der selige Onkel noch

siebenzehn Jahre angeln ging, und von dem Aal erzählte, bis er sich nasse Füße und das Podagra zuzog, das ihn hinter den Ofen bannte.

Ich wünschte in diesem Aufsatze noch zu erwähnen, 5 daß der Tandelmarkt auch der Stappelplatz jener Tüchersorten aller Qualitäten und Farben ist, welche Sorten nur in sehr kleinen Stücken verschleißt werden (der Pöbel nennt sie Flecke), und welche Sorten durch eine industriöse Klasse hingeliefert werden, die diese Formate erst geschickt 10 erzeugen: aber ich fürchte, man mache mir den Vorwurf, ich satirisire auf die Sünde eines ganzen Standes, an deren Dasein ich doch eigentlich gar nicht glaube. Wer weiß, wo die Flecke des Tandelmarktes her sind, die freilich existiren — oder können es nicht ganz legitime Flecke sein? ganz noth- 15 wendige Flecke? apodiktische würde der Philosoph sagen.

Bevor ich schließe, bin ich eigentlich noch schuldig, in zwei Worten zu sagen, warum denn ich den Tandelmarkt besuche und hier sogar beschreibe.

Beschrieben wird er, weil er in dieses Buch gehört, 20 daß ihn aber gerade meine schwache Feder beschreibt, ja mit Vorliebe beschreibt, und daß ich ihn schon früher, ehe noch an eine Beschreibung gedacht wurde, besucht habe, daran ist eigentlich das schöne Geschlecht schuld. Mit seiner ungeheuren Vorliebe für Flitter und Schmetterlingartigkeit, 25 mit dem wesenlosen Tande, womit es sich behängt, hat es mir vermöge des Widerspruchgeistes, der mich beseelt, eine ordentliche Zuneigung und Liebe für antike, verschollene und allen Begriffen heutiger Schönheit Trotz biethende Sachen eingepflanzt, so daß ich mich in meinem Arbeitszimmer mit 30 allerlei soliden uralten Objecten umgab, die den nöthigen Contrast bilden zu dem Falter- und Spinnenwebengeiste, der draußen herumflattert — freilich wenn alle Mode wieder in diesem Stile wäre, würde es mir vielleicht noch

unerträglicher und langweiliger werden, ich weiß es nicht — kurz, ich liebe die alten Sachen und freue mich immer schon im Voraus, wenn ich z. B. eine ganz alte und seltsame Pfeife aufgetrieben, was das Abendkränzchen im Gasthaus sagen werde, wenn ich damit angezogen käme. — Einen Narren heißen sie mich — mag sein, ich beneide den nicht, der keine Narrheit hat. Die jetzige Rococonarrheit kömmt der meinigen ziemlich nahe, da meine aber noch rococoer ist, so hoffe ich damit schon zu halten bis zu meines Lebens Ende, und dann mögen unsere Enkel und Urenkel zusehen, wie sie mit der ihrigen zurecht kommen. Bis dahin besuche ich noch zuweilen den Tandelmarkt und erziele doch von Zeit zu Zeit ein Stück in meine Raritäten-Sammlung, das mich auf Wochen hin stärkt.

Die Charwoche in Wien.

Es ist eine eigenthümlich melancholisch sanfte Erinnerung, wenn ich nur den Namen dieser Woche nennen höre; ein Stück meiner Heimath und Kindheit, ein liebes, reines, feierliches Stück derselben kömmt mit dem Namen zurück. Selbst die Jahreszeit, in welche dieses Fest fällt, wirkt mit, um den Eindruck hervorzubringen, den es macht. Auf den Feldern, die meinen Geburtsort umgaben, war der Schnee bereits weg, aber sie lagen noch naß und schwarz vor der Sonne; die Luft war schon mild und blau, aber die Bäume standen noch mit dem schwarzen, laublosen Gitter in derselben; die Wiesen begannen sachte zu grünen, und an dem Bache und an den Wasserfäden der Wiesengräben liefen bereits dunklere grüne Säume mit der Knospe oder gar schon der Blüthe der Butterblume, welche Blume bei uns zu Hause den schönen Namen Osterblume führt — die ganze Frühlingssehnsucht, in allen Wesen, besonders aber in Kinderherzen lebendig, schlug bereits in heller Lohe auf: da kam noch die Charwoche dazu, diese magische Woche voll religiöser Feier und Gefühle, voll Mysterien und Geheimnisse, die mit zauberhafter Gewalt auf die jungen Herzen wirken. — Schon am Palmsonntage begann sie in unserer Kirche mit einem Walde aller möglichen Zweige, die Kätzchen tragen, welche Kätzchen man dort Palmen nennt, wahrscheinlich, weil man durch die Zweige jene Palmen repräsentirt, die einst dem einziehenden Heilande gestreut

wurden — die Landleute der umliegenden Dörfer hatten den Wald in die Kirche gebracht, und fast jeder Mann hielt einen Palmenstamm empor, den er schlank und zierlich aus trockenem Fichtenholze geschnitzt hatte, und an dessen Spitze sich ein dichter Busch von Palmen, d. h. von jenen Kätzchenzweigen ausbreitete, untermischt mit dem dunkeln Grün der Tannen, die dem Ganzen eine düstere, ernste Feier gaben, namentlich, wenn der sanfte blaue Weihrauch der Kirche durch ihre Zweige quoll, und über den Wipfeln die ruhigen Orgeltöne hinschwammen. Dann kam der Montag, und die Vorbereitungen begannen zu dem traurig feierlichen Feste. Die Altäre waren von oben bis unten mit Schwarz behängt; statt der wehenden Fahnen der Zünfte standen die nackten Stangen empor; ein emsiges Hämmern und Sägen hörte man des Nachmittags aus der Kirche — ein Gerüste erhob sich — ungewöhnliche feierliche Kirchengebräuche geschahen in den Vormittagen, dann hörte jedes Glockenläuten, selbst das Schlagen der Uhren auf, was auf mein Kinderherz den Eindruck der tiefsten Trauer machte, in der Kirche aber stand das schwarze Grab mit seinen flimmernden Lampen von düsterem Roth und Grün und Blau, und die andächtige Menge kniete davor, in tiefer lautloser Stille bethend, und in tiefer lautloser Stille knieten auch die zwei Kirchendiener als Wächter, bei dem heiligen Grabe — so groß ist die Macht der dem Menschen angebornen Religionsweihe, daß mir als Kinde, wenn ich in jenen Tagen nur kaum erst die Schwelle der Kirche betreten hatte, schon die Schauer der Ehrfurcht in's Herz kamen, und daß ich mit tiefster Andacht und Zerknirschung vor dem heiligen Grabe kniete, das, obwohl von Menschenhänden gemacht, nun nicht mehr Holz und Leinwand war, sondern das bedeutete, was vor zweitausend Jahren als das Geheimniß der Erlösung geschah, und seither in der Seele der Menschen fortwirkte. Dann lösete

sich gemach die Trauer: als Vorbothe kamen schon Samstags vormittag die Glocken, ihr Ton war so erfreuend und noch Erfreulicheres kündend. Abends war das Fest der Auferstehung. Sonnenhell war es in der Kirche von hundert funkelnden Kerzen; erhabene Musik rauschte, und die Menschen waren geputzt, um jenes Ereigniß zu feiern, das als das größte Wunder, als der Grund des Glaubens anerkannt wurde, die Auferstehung. So freudenreich ist dieß Ereigniß, daß bei uns die fromme Sage geht, die Sonne gehe am Ostersonntage nicht, wie gewöhnlich auf, sondern hüpfe dreimal freudig empor. Jeden Ostersonntag wollte ich das Wunder ansehen, aber jedesmal verschlief ich es — und als ich so groß gewachsen war, daß ich es nicht mehr verschlief, da glaubte ich es nicht mehr. Des andern Tages beim Hochamte leuchteten alle Altäre, hingen die Zunftfahnen in schwerer Seide herab, wallte der Weihrauch, ertönte die Musik, und am Altare klangen die feierlichen Hymnen, und freudig ging ich aus der Kirche, daß die Trauer so zum Jubel geworden, aber auch traurig, daß die schöne Woche vorüber ist, und nun eine Reihe ordinärer Tage folge.

Was ich auch seitdem geirrt und gesucht, wie ich gestrebt, wie ich errungen und verloren, wie ich glücklich und unglücklich war, was sich auch immer geändert: jenes tiefe, religiöse Gefühl für diese bedeutungsvollste Woche der Christenheit hat mich nicht verlassen, und immer ist mir die Charwoche die heiligste, feierlichste Zeit geblieben. Als ich nach Wien kam, und ein Bewohner der großen Stadt wurde, und die erste Charwoche erlebte, da berührte es mich freilich unangenehm, daß es hier so ganz anders sei, als es seit meiner Kindheit in meinem Herzen nachdämmerte — ich hatte nämlich den Eindruck meiner Kindheit hier verloren, und den hiesigen, wenn er von allen Unwesentlichkeiten entkleidet wurde, noch nicht gewonnen. Ich konnte

eben damals von den Unwesentlichkeiten nicht absehen, und glaubte, das Fest werde von ihnen gestört. So meinte ich z. B., alle Buden und Kaufgewölbe müßten in jener Woche geschlossen sein, weil auch in meinem Geburtsorte jede knechtliche Arbeit in derselben ruhte; hier aber drängte sich die kirchliche Feier und die industriöse Bestrebung für mein Auge zu hart an einander. Ferner in meiner Heimathkirche kniete Alles vor dem Grabe, oder stand andächtig davor, oder saß bethend in den Stühlen; hier aber erlebte ich, daß Gruppen in der Kirche herumgingen, und blos neugierig Alles anschauten, daß man ein- und ausging, wie in einer andern Halle, daß draußen dem Kirchthore vorbei die Wägen rasselten, ja daß Leute bei dem einen Kirchthore herein-, bei dem andern hinausgingen, ohne sich weiter aufzuhalten, daß man mit einander sprach, und sich die Kritik über die kirchliche Anordnung zuflüsterte, und daß man endlich von einer Kirche zur andern, von einem Grabe zum andern ging, blos um die hier übliche Gewohnheit des Gräberbesuchens mitzumachen. Es berührte mich, wie ich sagte, unangenehm — „wo ist hier die heilige, die tiefe, die stille Feier deiner Kindheit?“ rief es in mir, und ich war so entrüstet, daß ich durch mehrere Jahre meines ersten hiesigen Aufenthalts in dieser Woche gar nicht ausging, um sie nicht profaniren zu sehen. Aber wie die Gewalt der Dinge langsam, jedoch sicher wirkt, so geschah es auch, daß, als ich wieder einmal die Feier der Charwoche besuchte, dieselbe auf ganz andere Weise in meine Augen fiel, als sonst. Ich hatte eben in der Zeit Hauptstadt-Augen bekommen; die Einseitigkeit und die harte Intoleranz des Provinz-, ja eigentlich des Waldbewohners hatte sich abgestreift; ich hatte Menschen achten gelernt in dem, was sie sind, und nicht sogleich verachten in dem, was sie nicht sind, ja auch die nicht gänzlich wegzuwerfen, die nichts sind (gleichsam der leere

Raum zwischen den Weltkörpern), wenn sie nur nicht positiv etwas werden, nämlich Zerstörer an der sittlichen Welt — darum erkannte ich, daß der heilige Ernst der Kirchenfeier gerade in der Hauptstadt hart neben dem Bestreben der 5 Industrie, und neben dem Leichtsinne des Müssigganges bestehen müsse, ja, daß gerade dieses harte Nebeneinanderstehen etwas Tragisches habe, und ein eindringliches Bild des Lebens sei, dem festen Herzen zeigend, wie hoch das, was immer und allzeit an der Menschheit das Heilige war, 10 über dem Treiben und Genießen des Tages stehe, wenn dieser Zwiespalt auch das idyllisch weiche Gemüth beleidigt.

So steht denn auch in Wien in keiner Zeit des Jahres dieser Gegensatz schroffer da, als gerade in der Charwoche. In allen Kirchen beginnt die Feier dieser heiligen Zeit, und 15 in vielen Herzen aufrichtig und ernstlich mit — dann aber gibt es viele Andere, die das Fest mit begehen, weil es einmal so ist; sie denken eben nichts Gutes und Schlechtes, nur zuweilen sind sie gerührt — endlich kommen die, denen es Gelegenheit zu Schaugepränge wird, und die da kommen, 20 um zu sehen und gesehen zu werden: immer aber ist es noch ein Herüberwehen jenes Geistes aus einer einstigen schöneren, tieferen, religiöseren Zeit, das die Menschen gerade dieser Tage gleichsam zu einer Feier im Großen auf die Gassen und Plätze treibt, um sich da zu ergehen, und 25 das allgemeine Gepränge zu heben — wenn gleich jener Geist nur in dem tieferen Herzen noch fühlbar ist, indeß er die Massen herausführt, ohne daß sie von ihm wissen; denn bei wie Vielen mag es blos darum sein, daß sie herausgehen, weil es so Sitte ist, und bei wie Vielen sind es 30 noch schlechtere Motive, die sie regieren, wie es ja bei einem Zusammensein so vieler Menschen nicht anders denklich ist.

Dem äußern Anblick nach ist die Sache so: Wenn die Ceremonien in den vielen Kirchen Wiens beginnen, so

bemerkt man schon ein regeres Wandeln auf der Gasse, und ausgezeichnetere Anzüge, als zu jeder andern Zeit, vollends aber erkennbar wird es erst dann, wenn die Gräber aufgebaut stehen, und die Andacht zu denselben beginnt. Da sieht man ganze Familien, ehrbar angezogen, über die Gasse 5 schreiten; Menschen, die das ganze Jahr nicht in die Stadt hereinkommen, verlassen ihre Wohnung in der entfernten Vorstadt, um ein oder das andere heilige Grab in der Stadt zu besuchen, zu dem sie schon von Alters her eine besondere Andacht hegen; manche hohe Dame steigt vor der Kirche 10 aus ihrem Wagen, und läßt sich von ihrem Diener das schwerbeschlagene oder in Sammt gebundene Gebetbuch reichen; eine Versammlung von Kutschen wartet auf ihre Herrschaften vor der Kirchthüre; Neuvermählte gehen zum ersten Male heuer ihren Gräberbesuch zu machen, manche 15 Mütter mit ihren Töchtern, manche einsame Matrone geht aus ihrer Wohnung, um ihre Andacht zu verrichten, wobei es Sitte ist, daß man nicht etwa nur ein einziges oder zwei Gräber besuche, sondern in der Regel werden alle in der eigentlichen Stadt befindlichen nach der Reihe besucht, 20 so daß es in jenen Tagen den Anschein gewinnt, als wenn die ganze Bevölkerung Wiens auf der Wanderung wäre, und zwar in ihrem Staate, in sonntäglichen und Feierkleidern, daher es sehr leicht seine Erklärung findet, was ich einmal aus dem Munde eines Fremden bemerken hörte, daß man 25 gerade in der Charwoche in Wien die schönsten Kleider und die schönsten weiblichen Angesichte zu sehen bekomme. Daß von dem bloßen Müssiggange, von der Putzsucht und Frivolität diese Zeit auch benützt wird, um ihren Götzen Opfer zu bringen, ist wohl begreiflich; daher zu gewissen 30 Stunden ein ganzer Strom von geputzten Menschen durch die Gassen geht, ja daß die ganze äußere Erscheinung in den Straßen zuletzt in ein bloßes Spazierengehen ausartet.

So ist es z. B. gerade am Charfreitage und Samstage gegen die Abenddämmerung Sitte, daß man im höchsten Putze über den Kohlmarkt, Graben und Stephansplatz spazieren geht, von welcher Sitte auch so reichlich Gebrauch gemacht
5 wird, daß buchstäblich Mensch an Mensch nebeneinander geht, und daß auch die, die sonst immer zu Wagen sind, hier zu Fuße erscheinen, und ein breiter glänzender Strom von Menschen über die ganze Straße ausgegossen ist, selten von einem fahrenden Wagen gestört, da eben in jenen
10 Momenten fast Alles geht, ungleich dem ersten Mai, wo wieder Alles fährt. Trotz der augenfälligen Sucht, hier den größten Kleiderprunk zur Ansicht zu bringen, bemerkt selbst das an Harmonie und Schönheit gewöhnte Auge keinen Verstoß gegen den eigentlichen Charakter der Zeit; denn
15 insbesonders das weibliche Geschlecht unserer Hauptstadt hat einen eigenthümlichen Takt, hier, wenn auch seine schönsten, doch solche Kleider zu wählen, die dem Ernste, der Ruhe, und der Feier der Zeit nicht nur keinen Eintrag thun, sondern sogar dieselbe empor heben. Einzelne Grisetten oder När-
20 rinnen, die durch Uebertreibung wirken wollen, können dem Charakter des Ganzen schon darum keinen Abbruch thun, weil sie in der Masse doch verschwinden, wenn sie auch im Augenblicke des Vorüberwandelns mißfällig erscheinen mögen. Diese feierliche Abendpromenade dauert gewöhnlich bis in
25 die Nacht hinein, wo es nach dem Anzünden der Laternen nach und nach aufhört, und dem gewöhnlichen Treiben des Tages Platz macht.

Tritt man im Laufe der drei letzten Tage der heiligen Woche in das Innere einer Kirche, so haben fast alle das-
30 selbe Ansehen. Sanct Stephan hat seine Riesenglieder in Trauer gehüllt; ein düsteres Dunkel herrscht durch die großen Räume; einer der Seitenaltäre ist zu dem schönen einfachen Grabe des Heilandes eingerichtet, und eine

andächtige Menge knieet dicht gedrängt davor. Wie der Tod Alle gleich macht, so auch die Begeisterung und die Religion. Neben der Fürstin, hinter welcher der reichgekleidete Diener steht, harrend, daß er ihr beim Hinausgehen Platz mache, knieet die Bettelfrau, und manchesmal mag es sich wohl zutragen, daß die Fürstin eben so inbrünstig um Abwendung ihres Wehes zu dem Grabe des Heilandes bethen mag, als die Bettelfrau um Abwendung des ihrigen. In den Stühlen sitzen die andächtigen Gruppen herum; bei den Fenstern spinnen die Frühlingssonnenstrahlen herein, und eine solche Stille ist in der weiten dämmerigen Kirche, daß man die Fußtritte der Gehenden und Kommenden hört, und das Flüstern der blos Neugierigen vernehmlich wird — nur draußen geht das dumpf hereintönende Brausen und Arbeiten des Tages fort, und wenn man aus dem Thore der Kirche hinaustritt, so schlagen einem Licht und Lärm entgegen, und werden augenblicklich als ein harter Gegensatz gefühlt zu der schwermüthig schönen Poesie, die in dem ernsten großen Baue liegt, den die einfältige und fromme Kraft unserer Voreltern aufgethürmet hat. Und in der That, ich weiß nicht, ist es die Gewalt der Andacht in dieser heiligen Zeit, oder wirkt die Erhabenheit des Baues mit: wenn man so die Mienen der Heraustretenden ansieht, so haben sie etwas Feierliches, und selbst das Gesichtchen des Bürgermädchens, das vielleicht nicht bald irgendwo so schön und lachlustig angetroffen werden dürfte, als in Wien, selbst dieses Gesichtchen, der treue, aber schönere Abdruck der ältern, neben ihr gehenden Mutter, sieht sehr ernsthaft und gesammelt aus, und läßt demüthig die Augenlider sinken über den einzigen Schalk, den sie sonst vielleicht nicht völlig zu verbergen im Stande wäre — und in Wahrheit, wenn man die Herausgehenden an mehreren Kirchen beobachtet, so bilde ich mir ein, jederzeit bei Sanct Stephan den größten Ernst

und die größte Feierlichkeit auf den Angesichtern gesehen zu haben, so daß wohl die Erhabenheit und Wunderbarkeit des Kunstwerkes mit seiner Gewalt auf die Herzen wirken mochte, wenn sie es selber auch nicht immer wissen.

Wie bei St. Stephan ist es mehr oder minder auch in den andern Kirchen, je nachdem ihr Raum es gestattet. Bei Sanct Peter ist ein schönes, fast heiteres Grab, und vorzüglich schön und herzerhebend sind dort die sogenannten Lamentationen — bei Maria am Gestade ist eine große Lichtermasse und eine Fülle der schönsten Blumen — und so hat jede Kirche der Stadt und die unzähligen der Vorstädte ihre eigenthümliche Grabesfeier, und wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der Wiener Bevölkerung die Meinung hat, die Andacht habe einen desto größern Werth, bei je mehr Gräbern sie verrichtet wird, so kann man sich eine Vorstellung machen von dem Menschengedränge in den Straßen. Es ist dieß die einzige Zeit des Jahres, wo die Kirchengänger vor der übrigen Volksmenge auffallend werden, und der Stadt ein feierliches gottesdienstliches Gepränge geben.

Am belebtesten ist der Samstag Abends, vielleicht der belebteste Tag des ganzen Jahres in Wien. Die Auferstehung wird in den mehr als hundert Kirchen, in jeder mit der ihr möglichst größten Pracht gefeiert, und da dieß nicht überall zu gleicher Stunde geschieht, so beginnt bereits um zwei oder drei Uhr Nachmittags das Gedränge auf den Straßen; es ist buchstäblich ein Gedränge, durch das es stellenweise schwer wird durchdringen zu können; reitende Polizei und Militär muß aufgestellt sein, um Ordnung zu handhaben, und über Sicherheit zu wachen, namentlich geht gegen 4 Uhr der drängende und glänzende Zug den Kohlmarkt entlang, der k. k. Hofburg entgegen, wo die Auferstehung durch eine feierliche Prozession auf dem Burghofe

gefeiert wird, der die Glieder der allerhöchsten Familie, dann die hohen Würdenträger und Militärs in glänzendsten Uniformen beiwohnen, und die das Schönste und Feierlichste ist, was man an diesem Tage sehen kann. Da aber des sonst zu großen Volksandranges wegen der Burghof durch Militär abgesperrt ist, so sucht jeder, der nur irgend einen Bekannten in der k. k. Burg hat, ein Plätzchen an einem der Fenster zu gewinnen, die den Burgplatz umgeben, damit er die Feier sehen könne, und die, welche keinen Freund oder Bekannten haben, bestreben sich dennoch, durch einen oder den andern Eingang hinein zu kommen, und irgendwo ein Zuschauerplätzchen zu gewinnen. Da aber alle Thore und Pförtchen durch Wache besetzt sind, so stauet sich vor ihnen die Strömung auf, insbesondere da es doch der einen oder andern Gruppe gelingt, durch Unterhandlung und List oder ein klein Bischen Gewalt einzudringen, was die Hoffnung der Uebrigen wieder anspornt, stehen zu bleiben und auszudauern, da sie gar wohl wissen, daß der österreichische Soldat viel zu gutherzig ist, als daß er gar arg mit dem Kolben gegen seine Landsleute stoßen sollte, vorzüglich, da es sich hier gar nicht um das Heil des Landes handelt, und es einerlei ist, ob noch ihrer zwanzig mehr drinnen sind, oder nicht — und wenn sie auch nichts mehr sehen können, so stehen sie dann doch ruhig und sicher in dem dunklen Gange und hören die Gesänge des Umganges hinein. Diejenigen, welche durchaus nicht eindringen können, begnügen sich mit der Lust, die in ihren Uniformen auffahrenden Chargen zu beobachten und zu bewundern, welche der Prozession beizuwohnen haben. So ist in jenen zwei Stunden die Hofburg dicht von einem Schwarme von Menschen belagert, aber von geputzten, friedlichen, schaulustigen Menschen. Wenn nun die Feier vorüber, und der freie Durchgang wieder geöffnet

ist, so versiegt und verrinnet die Menge in die anstoßenden Gassen.

Gehen wir nun auf den Platz von Sanct Stephan. Eine den Platz erfüllende Masse von Volk steht auch 5 hier um die Kirche, das schwarze Gebäude steigt wie ein Gebirge aus der bunten Menge empor, und die tiefen Klänge der großen Glocke fallen von dem Thurme nieder, so wie von allen andern Kirchen der Stadt und der Vorstädte ein zusammenklingendes Läuten über die Häuser hin- 10 wallt. Das Riesenthor ist geöffnet (das Hauptthor, welches nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten aufgethan wird). So viel tausend Menschen außerhalb, theils aus Andacht, theils aus Gewohnheit, theils aus Neugierde stehen mögen, so viele sind darinnen, wie sie nur immer der große Raum 15 des Gebäudes zu fassen im Stande ist. Die Bürgergarde ist im mittleren Schiffe aufgestellt; die Stadtbehörden erscheinen; ein wahres Heer von Lichtern wird angezündet, und dennoch (und gerade dieß gibt einen Begriff von der ungeheuren Größe des Bauwerkes) und dennoch vermag dieses Licht nicht in 20 alle Räume zu dringen; denn hoch oben in den Spitzbögen wohnt die Dämmerung und die Finsterniß, was, da man die Verzierungen und steinernen Ornamente nicht mehr sehen kann, dem Dome erst recht das Ansehen der Unendlichkeit gibt. Nun ertönen die Klänge der Riesenorgel (die ebenfalls, wenn 25 ich nicht irre, nur dreimal des Jahres gespielt wird), und der Prozessionszug beginnt, von der hohen Geistlichkeit, von den Staatsbehörden und den Bürgergarden belgeitet. Es ist eine wahrhaft erhabene Feier in diesem Gebäude, bei dieser Gewalt der Töne, die vom Chore und von dem Thurme 30 fließen, und bei dieser Entwicklung und Entfaltung kirchlicher Pracht. Auch empfinden es die meisten Menschen; denn zu keiner Zeit, den Mitternachtgottesdienst am Christabend etwa ausgenommen, ist die Kirche so gedrängt voll, als

am Auferstehungsfeste, und selbst auf die Stühle steigen die Entfernteren, um die Feier sehen zu können.

Wenn der letzte Klang vom Thurme Sanct Stephans gefallen ist, die Menschen aus den Thoren der Kirche herausströmen, und auch all die andern Thürme der Stadt schweigen: dann beginnt ein anderes, von dem früheren sehr verschiedenes Schauspiel. Da nämlich der Ostersonntag ein sogenannter gesperrter Tag ist, d. h. ein solcher, an dem selbst die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse nicht verkauft werden dürfen, so öffnen sich nun, nachdem man die Laternen angezündet hat, alle möglichen Buden, worin Lebens- und Luxusgegenstände für den folgenden Tag zu haben sind, und da der Wiener gerne gut ißt, und an großen Festtagen wo möglich gerne am besten ißt, so fängt nun ein Laufen und Rennen nach Versorgung für den folgenden Tag an, und die heimkehrenden Kirchgänger begegnen den forteilenden Mägden und Frauen, die da große Körbe an dem Arme tragen, um noch einen schönen und vortrefflichen Braten für morgen zu erjagen. Der grüne Markt ist mit tausend Lichtern bewegt, Kirchenleute und Einkäufer sind durcheinander gemischt, an den Fleischer- und Räucherbuden herrscht Geschrei und Gedränge, in den Viktualien- und Bäckerläden ist Alles glänzend ausgestellt, daß man Ostereier und Osterflecken kaufe. Der Hausvater geht nach Hause und bespricht sich mit den Seinen, wie es dort und da und wieder wo anders sehr schön gewesen sei, der Junggeselle, der Pflastertreter, der Durstige wandern ermüdet in ein Gasthaus, erquicken sich und erzählen, was sie heute gesehen und erlebt — und steht erst eine recht schöne Nacht am Himmel, so daß Aussicht zu Promenaden und Ausflügen auf den morgigen Ostersonntag vorhanden ist, so ist ganz Wien selig und vergnügt, und der Charsamstag ist der schönste gewesen, der sich nur immer im Reiche der Möglichkeit erleben läßt.

Waarenauslagen und Ankündigungen.

Es ist eine ganz einfache Thatsache des Verstandes, daß derjenige, der etwas kaufen, tauschen, erhandeln will, wissen muß, wo er zu kaufen, zu tauschen, zu erhandeln habe, und daß hingegen der andere, der zu verkaufen, zu vertauschen, zu verhandeln hat, sagen müsse, daß und was er zu verschleißen wünsche, oder daß er die Sachen selber zur Ansicht auslege: jedoch nicht so ganz einfach scheint es, daß diese Auslagen und Ankündigungen nicht nur den Zweck haben, daß der kaufe, der will, sondern vielmehr und eigentlich den, daß der kaufe, der nicht will. — Die Sache scheint sonderbar — aber ich will vom Anfange an beginnen.

Der erste Geschäftsmann, der einen Artikel durch Ankündigung und erlaubte Herausstreichung geschickt an Mann brachte, war die Schlange im Paradiese, und Eva ist das Vorbild und die Patronin aller folgenden nichtkaufenwollenden Käuferinnen geworden, deren Zeile seit den etlichen Jahrtausenden ziemlich lange geworden ist, und sich in unsern Tagen rasch verlängert. Da damals das Waarengewölbe und Obstlager eigentlich der Baum selber war, so kann man nicht sagen, daß die Schlange eine Waarenauslage gehabt habe; also ist wohl die Ankündigung die erste Form des Geschäftsbetriebes gewesen. Wie es später geworden, kann ich nicht sagen, und wenn ich es auch könnte, so thäte ich es nicht, da ich den Leser doch

nicht durch das ganze alte und neue Testament bis zu den Wiener=Waarenauslagen und Ankündigungen führen kann; aber das ist gewiß, daß schon in den allerältesten Zeiten Waaren angepriesen sein mußten, wie ja der Name *Marktschreier* hinlänglich darthut — wahrscheinlich war er damals ein Ehrenmann, und rief nur amtsmäßig aus, was alles auf diesem oder jenem Platze zu haben. Kauflust ist ohnedem ein altes Erbübel des menschlichen Geschlechtes; daher ist es kein Wunder, daß man bald auch darauf verfiel, diese Kauflust noch mehr dadurch zu locken, daß man die Waaren, die unsere Leidenschaft und Begierde reizen, in Natura herumbreitete, und mitten darunter saß. Und wenn Witterung und Umstände den Verkäufer nöthigten, in ein Gemach oder Gewölbe mit seinem Trödel zurück=zukriechen, so half er sich doch dadurch, daß er wenigstens ein großes Schild vor seine Bude heraushing, auf dem er die ver=käuflichen Gegenstände auf das Lockendste conterfeien und symbolisiren ließ. So entstanden die Wappen und Herolde des Krämerstandes: die Aushängeschilder und Firmen. Ja, gewisse Handwerke und Krämereien bekamen ganz stereotype und stationäre Embleme und Symbole, wie ich mich denn recht gut entsinne, daß auf dem großen Bäckerhause meines Geburtsortes zwei grimmige rothe Löwen eine riesenhafte Bretze in den Klauen hielten, und daß dasselbe Bild größer oder kleiner bei den Bäckern unzähliger Orte zu sehen war; auch Kerzen und Seife hielt gerne der König der vier=füßigen Thiere in den Tatzen. — So ist der Türke oder wenigstens sein Kopf der stete Wächter und Portier eines Tabakladens, und jeder Reisende weiß, welche Kette von goldenen, silbernen, schwarzen, weißen Adlern er auf den Schildmauern der Wirthshäuser angetroffen, der grünen Tannenreiser, und des geschnitzten Bierzeigers gar nicht zu gedenken, die an keiner Kneipe fehlen dürfen. Das Ding

ging endlich so weit, daß selbst Privathäuser, wie es z. B. in Wien der Fall ist, gar nicht existiren zu können glaubten, wenn sie nicht so eine Art Schild und Embleme führten, die oft wunderlich genug sind, wie es z. B. in einer Vorstadt Wiens irgendwo „zum Flusse Jordan" heißt, oder gar „zur Unmöglichkeit". Auch schöne Kästchen ließen die Kaufherren endlich machen, wo sie unter Glas und Rahmen einige pretiose Sachen aufhängen, um den Vorübergehenden nur einen schwachen Begriff von den Herrlichkeiten zu geben, die erst drinnen zu haben seien. Dieses Aufmalen und Auslegen der Waaren war den Kaufleuten vor Erfindung der Buchdruckerkunst um so weniger zu verargen, da sie ja damals nicht durch die Presse der halben Welt sagen konnten, welche solide, vortreffliche und unentbehrliche Sachen bei ihnen bereit liegen. Als aber die Buchdruckerei endlich erfunden war, da konnten sie es freilich sagen, aber sie behielten die Auslagen und Aushängschilder dennoch bei, und benutzten nebenher die Buchdruckerpresse zur Anpreisung ihrer Waaren, was freilich Anfangs sehr schwer war, als man nur erst Bibeln und Folianten druckte, aber gegen unsere Zeit her unendlich leicht wurde, da die schreienden Marktschreier und Anzeiger nach und nach abkamen, dafür aber die stummen in Schwung geriethen, nämlich die Zeitungen, die auf gutem Löschpapier alles in die Welt tragen, was geschieht, und auch das, was nicht geschieht, und die weit schneller und ausgebreiteter reisen, als jeder Geschäftscommis, und überall lesen lassen, was dort und da, bei dem und dem in trefflichster Qualität zu haben sei. Man sollte fast glauben, daß nun Löwen, Adler, Kameele, Laufer, fliegende Rössel, goldene Ochsen 2c. überflüssig wären, und die Auslagekästchen ganz verschwinden würden, da ja die Zeitung Alles sagt, und bis in die innersten und geheimsten Kabinete bringt: aber die

Erfahrung lehrt, daß namentlich die Waarenauslagkästen immer mehr und mehr werden, so daß an gewissen Plätzen Wiens buchstäblich streckenlang kein einziges Mauerstückchen des Erdgeschoßes zu sehen ist, sondern lauter an einander gereihte, elegante, hohe Gläserkästen, in denen das Aus- gesuchteste funkelt und lockt. — Die Sache scheint mir daher zu kommen: der redliche Verkäufer weiß recht gut, daß, wenn er seine außerordentlichen und erlesenen Artikel in den Zeitungen bescheiden anzeige, das hartnäckige Publikum doch noch immer glauben könne, er schneide auf; deßhalb geht er hin und läßt die Sache gelassen selber reden: er thut sie nämlich in einen unerhört schönen Glasschrank, stellt selbigen vor seine Bude heraus, und denkt: „Jetzt seht."

Freilich muß ich als ein aufrichtiger Schriftsteller eingestehen, daß auch hier allerdings eine Art Aufschneiderei möglich ist, die aber eben so gut im Schönheits- und Harmoniensinne ihren Grund haben mag, als in etwas Anderm, und jedenfalls dem Verkäufer nicht zur Last fallen kann, da der Käufer die Sache ja sieht, und es sich selber zuschreiben muß, wenn er so unvernünftig ist, von außerwesentlichen Nebendingen, die die Pracht der Erscheinung darstellen helfen, nicht abstrahiren zu können. — Jede einsichtsvolle und erfahrne Jungfrau von 17 Jahren soll ja doch um des Himmelswillen wissen, wenn sie ein Stück Mousselin de laine kauft, daß sie nicht den schimmernden Glaskasten und die hundert Ellen andern Zeuges, die ringsherum lagen, mit nach Hause nehmen kann: — aber leider ist die Erziehung in diesem Stücke so sehr vernachlässigt, daß sie es nicht weiß, und wenn sie nun den Stoff zu Hause auf ihrem Nähtische liegen sieht, daß sie betrübt meint, sie habe einen wahren Lappen erstanden, der kaum werth ist, daß man ihn zu einem Kleide zerschneide. Freilich umgeben von den gehörigen hebenden Farben, in dem

vornehmen Kasten, unter spiegelndem Glase hatte das Ding ganz anders ausgesehen — aber das sollte sie ja wissen, und diese Nebendinge sollte sie sich wegdenken können, ehe sie nach dem Lappen hascht; denn von dem Verkäufer kann 5 sie doch nicht erwarten, daß er seine Dinge in greulicher Unordnung und Widerspenstigkeit in den Auslageschrein sperre, und ihr dadurch die Meinung beibringe, sie seien noch viel schlechter und ganz und gar elend, namentlich, da sie bedenken sollte, daß ein Mensch, der täglich Dinge 10 unter Glase zu ordnen hat, die dann tausend Augen sehen, doch auch sein Ehrgefühl hat, und die Dinge so legen und stellen muß, daß sie seinem Geschmacke Ehre machen, und daß er doch um Gottes willen nicht hinter seinem Nachbar zurückbleiben kann, der durch alle möglichen Auslage- und 15 Toilettenkünste seiner Bude lockt.

Die ganze Sache mit diesen Ankündigungen und Auslagen beruht auf einer wunderlichen Eigenschaft des menschlichen Geschlechtes, und dieß führt uns wieder auf den zu erweisenden Punkt zurück, daß durch sie nämlich 20 gerade die Nichtwollenden kaufen sollen. — Ueber diese wunderliche Eigenschaft habe ich viel nachgedacht, um ihren Grund herauszubringen, aber vergeblich; diese Eigenschaft ist nämlich jene durch alle Stände und Alter herrschende Kauflust, oder wie ich sie nennen soll, jene Lust und Sucht, 25 um einige runde unbedeutende Metalldinge, oder gar um ein klein Stück Papier ein großes, schönes, unbekanntes, vielleicht unsäglich brauchbares oder sehr schmückendes Gut zu erzielen. In der Kindheit, wo uns die Güter und ihre Anwendung auf unser Ich am unbekanntesten sind, ist auch 30 jene Kauflust am größten. Jeder von uns erinnert sich, wenn er als Knabe einige Münzstücke in der Tasche verspürte, daß sie ihn ordentlich brannten, und daß er ungeheuer viel dafür kaufen wollte, und dann mit etlichen

schlechten Birnen und Nüssen nach Hause geschickt kam. Nach den Kindern kommen gleich die Weiber. Ihnen sind Ankündigungen und Auslagen höchst gefährlich, vorzüglich, wenn sie unbekannte Formen oder neue wo möglich ausländische Namen bringen, weil ihre Phantasie da gleich zu arbeiten beginnt, wie mag die Sache aussehen, wie mag sie stehen, schmecken rc. Versuchen möchte ich es doch, es kann nicht so hoch kommen u. s. w., und da sie von Geschäften weniger abgezogen werden, als Männer, so haben sie Zeit, das verzogene Kind „Einbildungskraft" noch immer mehr zu verziehen, und da ihnen die Natur für ihren Körper, der als erster Wohnort des Menschengeschlechtes freilich wichtig genug ist, eine ungleich größere Sorgsamkeit eingepflanzt hat, als uns für den unsrigen, den wir höchstens in einer Kanzlei krumm sitzen: so geschieht es ihnen auch gar leicht und schnell, daß sie neuangekündete oder angeschaute Güter sogleich zu sich in Beziehung setzen, und vor Begierde brennen, zu erfahren, wie sich's machen würde; daher sie dann Waffelkuchen, Asphalt, wohlfeile Perkails, Haarwuchspomade rc. schnell versuchen müssen, nachdem sie's kaum in der Zeitung gelesen. Kinder lassen sich weniger durch Worte, aber mehr durch das Glänzen der Sachen bestechen. Weil das schöne und zarte Geschlecht nun einmal diesen Hang hat, und ihm auch mehr nachgehen kann, so erlangt sein angebornes Schicklichkeitsgefühl einen bestimmten sicheren Takt, daß sie doch nicht leicht sehr weit fehl gehen und Absurditäten in's Haus schaffen: jedoch wir Männer, da wir von diesem Adamsübel ebenfalls nicht frei sind, dasselbe aber nicht so üben und zügeln lernen, wie die Frauen — wenn wir einmal von dem Kaufteufel angepackt werden, dann treiben wir es gewiß recht plump und ungeschickt und verfallen auf das Entfernteste und Heilloseste. So erinnere ich mich

noch recht gut, wie mein Vater, der mit uns in einer schönen kornreichen Ebene wohnte, eines Tages von einer Gebirgsreise einen ganzen Bündel Steigeisen brachte, die er dort in einer Licitation glücklich erstanden hatte. Sie
5 lagen lange im Hause und wurden nicht gebraucht, außer daß sich einmal mein Bruder an einer Spitze derselben bald ein Auge ausgeschlagen hätte, dann kamen sie auf den Boden, und dort, glaube ich, liegen sie noch.

Durch das Wort „Licitation" verschlage ich mich auf
10 eine kleine Abschweifung von meiner Sache, nämlich auf die Bemerkung, daß bei keiner Gelegenheit so sehr die unvorhergesehensten und tollesten Einkäufe gemacht werden, als bei Licitationen. — Keiner meiner Bekannten, wenn er überhaupt einmal die Gelegenheit hatte, kann sich rühmen,
15 von einer Licitation weggekommen zu sein, ohne daß ihm ein Kauf widerfahren wäre, von dem ihm früher nichts geträumt hatte — so wie z. B. erst neulich bei einer solchen Versteigerung mein sehr ehrwürdiger Freund, der Pfarrer von ****, eine Heerpauke und einen Sturmhut gekauft
20 hat. Die Ursache dieser Erscheinung mag darin liegen, weil einem die feilgebothenen Gegenstände immer nur in lockender Ferne gezeigt werden, dann weil man durch das Mitbiethen angefeuert und durch das Ueberbiethen zum Widerspruch herausgefordert wird, d. h. zu neuem Ueber-
25 biethen. Die Tante eines meiner Bekannten, ein ewig gehendes Predigtmaul, und ein stetes Besserwissens-Bureau, darf in keine Licitation gelassen werden; sie erstände das sämmtliche Waarenlager.

Auf diesen Kauf- und Erwerbtrieb der Menschen,
30 denke ich, sind nun die Waarenauslagen und Ankündigungen berechnet. Wenn ein Mann, der sein gehöriges Geld hat, vom Lande hereinkommt, und nur den Stephansplatz, Stock im Eisen, Graben, Kohlmarkt entlang geht, und all

die glänzenden, lockenden Gläserkästen ansieht, wie sie ohne Unterbrechung endlos fortlaufen — der Mann ist verloren, er muß etwas kaufen, vorzüglich, wenn er etwa eine Frau und Töchter zu Hause hat, an die er denkt. Aber nicht blos dieser, sondern auch der geborne Wiener, der von Kindheit an doch an solche Anfechtungen gewöhnt ist, wird zu Einkäufen verleitet, wenn er auf eine neue, oder besonders wohl angeordnete, oder glänzende Auslage stößt, hineinblickt, und nun Dinge sieht, die alles übertreffen, was er bisher in dieser Art gesehen hat. Wirklich hat sich aber auch in letzterer Zeit der Geschmack und Luxus an Waarenauslagen ungemein gesteigert, und Schilder und Auslagekästen, die man noch vor wenig Jahren als überaus geschmackvoll und prächtig bewunderte, stehen nun beinahe dürftig und armselig da, und jede neue Anstalt dieser Art übertrifft immer wieder die bestehenden an Eleganz und Großartigkeit. Dabei steigert sich auch Kunst und Aufwand in Herstellung der Aufschriften und der Aushängeschilder, und es ist gar nicht selten, auf letzteren wirklich vortreffliche Gemälde anzutreffen, ja selbst bei Läden von Viktualienhändlern und sogenannten Greißlern geschah es schon, daß alles Volk stehen blieb, weil Käse und Besen, Essigfässer und Eier, Seife und Wichse, und Stroh und Bastbündel und dergleichen wirklich täuschend und meisterhaft darauf gemalt waren. Aber nicht blos die Fassung und die Kästen sind elegant und prächtig, sondern in der Anordnung der darin befindlichen Waaren thut sich ein wahrhaft verführerischer Geschmack kund; ich sage v e r f ü h r e r i s c h; denn sie verstehen die Sachen so neben einander zu stellen und zu legen, daß es wie zufällig und malerisch leicht aussieht, daß aber doch das Eine dem Andern zur Folie dient und es hebt. Dieß ist besonders bei denen der Fall, die mit Stoffen handeln, wo die Farben und Zeichnungen

so gelagert sind, daß sie sich gegenseitig beherrschen und geltend machen, so daß jedes Stück mit eigenthümlichem Feuer und Glanze hervorblickt; — daher gebe ich meinen schönen Leserinnen den Rath: sobald ihnen ein Kleiderstoff in einer Auslage ganz besonders gefällt, und sie ihn zu kaufen gesonnen sind, sollen sie immer früher überdenken, ob sie zu Hause einen Anzug oder andere Nebenstücke von der Farbe der jenen Stoff umgebenden Artikel haben oder nicht. Ist Ersteres der Fall, dann dürfen sie getrost kaufen, sie werden ein Ding nach Hause bekommen, das trefflich steht, nämlich eben zu jenen Farben. Ist aber Letzteres, dann ist es rein zufällig, ob das Gekaufte neben dem zu Hause Befindlichen dieselbe Kraft und dasselbe Feuer bewährt, wie es neben seinen Nachbarn im Auslagekasten that.

Wie weit es noch in der Steigerung der Pracht der Auslagen gehen wird, ist nicht abzusehen, da jede neue alle alten überbiethen muß; denn das Publikum ist so gewöhnt, daß man ihm Alles so unmittelbar vor die Augen lege, gleichsam auf den Händen vortrage, ja daß man es blende und verführe — daß es nichts kauft, wo dieß nicht der Fall ist. Es habe einer die beste und die erlesenste und wohlfeilste Waare in seinem Gewölbe, vor demselben aber eine elende Scharteke von Schild, so geht kein Mensch hinein und kauft — selbst der Schreiber dieser Zeilen gesteht aufrichtig daß er weit lieber da hinein geht, wo es schon von außen schön aussieht, und daß er sich dort weit weniger zu handeln und etwas abzudingen getraut, als in ordinären, altbürgerlichen Läden, sie mögen wie solid immer sein. Freilich ist der Referent als Ideal eines Einkäufers durchaus nicht zu empfehlen, aber die meisten Leser dieser Zeilen, denke ich, werden es auch nicht sein.

Diesem Geschmacke und dieser Pracht in Auslagen, die gegenwärtig in Wien herrscht, ist es auch zuzuschreiben,

daß es an Sonn- und Feiertagen, wo es auf dem Lande und in kleineren Städten am glänzendsten und feierlichsten ist, gerade in Wien am ödesten und einförmigsten aussieht; denn abgesehen davon, daß an solchen Tagen die meiste Bevölkerung in die Umgebungen ausfliegt, so sieht man 5 die Straßen und Plätze entlang, statt der reizenden Auslagen, nichts als die dunkelfarbigen Thore und Läden, womit sie geschlossen sind, während an Wochentagen alle Pracht und aller Luxus entfaltet wird, dessen die Kaiserstadt nur immer mächtig ist. Besonders sind einige Straßen 10 und Plätze ganz eigens hiedurch ausgezeichnet, als da sind: der Stephansplatz, der Stock im Eisen-Platz, der Graben, der Kohlmarkt, die Kärnthnerstraße, die Rothenthurmstraße und andere. Auch in den Vorstädten schwingt es sich schon so empor, wie in manchen Gassen und Plätzen der Stadt. 15

Wenn man so an einem heitern Vormittage jene obgenannte Plätze entlang geht, so dürfte wohl der routinirteste Reisende noch gefesselt, der Eingeborne angezogen, der ferne und einsame Landbewohner verwirrt werden; denn da reihet sich ohne Zwischenraum Gewölb an Gewölb, 20 und vor jedem in eleganten Kästen ausgelegt, was darin als Prächtigstes zu haben ist. Da ist die Schnittwaarenhandlung, und vor ihr, wie ein wahres Farbengetümmel, hinter glänzendem Spiegelglase die Stoffe aus Seide, aus Wolle, aus Baumwolle, alle die hundertnamigen Zeuge 25 auf alle die hundertnamigen Kleider der Menschen, von dem echten Kaschmir an, bis zum leichtesten und schalsten Fähnchen Baumwollenstoffes; dann ist der Spitzenhändler mit seinem spinnenfadigen luftweichen Zeugs; dann die Blechwaarenhandlung mit allen erdenklichen bekannten und 30 unbekannten Gefäßen und Leuchtern und Klammern und Lampen, in gelben, weißen, grünen und andern Farben — dann die Tuchauslage mit den feinsten und geschmackvollsten

Mustern — die Buchhandlung mit den Kunstwerken der
Typographie und des Grabstichels — der Juwelier mit
seinen edlen Waarenstücken. Da funkelt aus den geöffneten
Etuis auf dem reichsten Bette von schwarzem, purpur-
rothem, violettem, und auch aschgrauem Sammte das ver-
schiedenartigste Geschmeide, vom Diamantdiademe an, das
eine halbe Grafschaft kostet, durch alle Gattungen von Federn
und Fächern und Sternen hindurch bis zu dem Geschlechte
der Ringe, die in allen Formen und Größen in den Rinnen
ihrer Sammtpolster stecken, mit Steinen aller Farben und
Feuer besetzt; daneben liegt auf dunklem Sammte in Reihen
geschlungen der sanfte Schmelz der Perlen, oder blitzt das
weiße Feuer des Brillianten. — Dann folgt das Pfeifen-
gewölbe: Meerschaumköpfe aller Art, sämmtlich von dem
tadellosesten, schwammweichsten Weiß, das sich sanft abhebt
von dem feurigen Blitzen der Silberbeschläge — alle
Größen und alle Schnitte prangen da, der glatte Kopf,
der gothische, der mit einer, mit zwei oder mehreren Fi-
guren gezierte, ja selbst der, auf dem ganze Schlachten
ausgeschnitten sind — unten auf der Basis des Kastens,
auf Purpursammt ruhend, mit einem Glassturze bedeckt,
steht das Prachtstück, ein riesengroßer Kopf, mit den edelsten
Figuren besetzt, mit Silber von getriebener Arbeit be-
schlagen, und auf dem Scheitel als Stern einen Rubin
tragend. Zwischen dem zarten Weiß der Köpfe hängen die
reinen, goldgelben Bernsteinstücke, von dem winzig kleinen
Cigarrenmundstücke an, durch alle Sorten und Längen der-
selben hindurch bis zu der riesengroßen türkischen Dute,
die am Ende eines ebenfalls riesigen, gewundenen, seidenen
türkischen Rohres prangt — dann folgen die Silber- und
Goldgewölbe mit ihren gleißenden Stücken, dann wieder
Schnittwaaren, dann die Kunsthandlung mit ihren Bildern,
Stichen, Lithographien ꝛc. . . . dann der Zuckerbäcker, die

Bänderhändler, die Pelzwaaren, dann eine blitzende Armee von Messern, dann ein Wald gemachter Blumen — und so geht es weiter, wenn du die Häuser entlang schreitest, Gasse aus, Gasse ein, nur daß es nicht in allen Gassen gleich ist, sondern in einer mher, in der andern weniger; aber es wird wohl in ganz Wien keine einzige geben, wo nicht eine oder mehrere Auslagen sind.

Diese Auslagen sind die lockendsten Mittel des Luxus und der Eitelkeit, darum stehen auch von Stunde zu Stunde die competentesten Richter vor denselben und urtheilen, oder suchen sich aus, oder wünschen sich wenigstens. — Mit welch traurigem Gesichte steht oft die arme Dienstmagd vor einem ganzen Berge von farbenflammendsten Stoffen und verzweifelt fast, sich je zu diesem Eldorado schwingen zu können, um dieß oder jenes Stück Seidenzeug endlich mit nach Haus fahren zu können! Was Wunder nun, wenn sie alle Wege versucht, und alle Minen springen läßt, und endlich doch den Seidenlappen nach Hause schleppt! Vor dem Pfeifengewölbe steht der alte besonnene Raucher und die strebende zukunftbegierige Jugend — vor der Kunsthandlung ballt sich immer eine ganze Böschung von Menschen in die Straße zurück und schaut die Bilder an, und wenn ein pfeifender Schusterjunge des Weges daher kömmt, so drängt er sich mit seiner Nase an die Mauer und stellt sich just als den allerersten vor die Bilder. So natürlich, so unschuldig die Auslagen sind: so sehr, glaube ich, reizen und verführen sie gerade die untern Klassen vorzüglich des weiblichen Geschlechts, zur Begierde nach Luxus und Hoffahrt, und natürlich auch zu den Wegen dahin.

Was die Ankündigungen betrifft, so ist die Hauptniederlage derselben die Wienerzeitung, wo hinter dem politischen und Amtsblatte die bunte Schaar der Anzeigen folgt, und oft in drolliger Nachbarschaft; da ist der Cham-

pagner grand mousseux, neue Teppich= und Meubelstoffs=niederlage, ganz neue Erfindung von Butterschnitt=Messern, tragbare Maschinherde, Brillen — aus echt englischem Maschinenzwirn verfertigte, unendlich billige Hemdknöpfe, 5 vierfacher Königsstrickzwirn, Blutegel, Grätzer=Zwieback, Ausverkauf von 9000 Ellen Tuch, Ruster, Milliseife, Mädchenerziehungsanstalt, wasserdichte Stiefel, k. k. und privilegierter Wiener=Salon=Stiefellack, u. s. w. Ich kenne einen alten Herrn, der ganze Stöße von Zettelchen besitzt, 10 die er alle aus seiner Wienerzeitung schneidet, und nach denen er seine Bedürfnisse kauft, und allen seinen Freunden und Bekannten anräth. Aber auch in andern Blättern bald in dieser, bald in jener Form tauchen allerlei Empfehlungen und Anpreisungen hervor, die, wenn auch nicht immer dem 15 Eigenthümer, doch ganz gewiß dem Verfasser nützlich sind. Daß bei diesen Anzeigen alles Angezeigte echt, unvergleichlich, spottwohlfeil und unentbehrlich ist, versteht sich wohl von selber; daß es aber immer noch Menschen gibt, die das Alles Wort für Wort glauben, versteht sich wohl 20 nicht von selber, ist aber demohngeachtet so. Vorzüglich sind Damen gegen neue und wo möglich sehr complicirte Namen schwach, und müssen das Ding, so bald nur immer thunlich ist, kaufen. Außer den Zeitungen tragen die Straßenecken in riesigen Buchstaben aller Farben, vorzüglich aber roth, 25 auf thorgroßen Anklebzetteln die dem Publikum nöthigen Kenntnisse zur Ansicht, und an manchen Stellen wie z. B. außer dem Rothen=Thurmthore sind ganze große Mauerstücke von oben bis unten beklebt, so daß man zur erschöpfenden Lectüre dieser Dinge mehrere Stunden brauchen 30 würde. — Da ist ein Riese zu sehen, dort ein Zwerg; Reunionen, Bälle, Erheiterungen, Recreationen, Menagerien, Eisenbahnfahrten, Gesellschaftswägen, Musiken, ꝛc.... ꝛc.... In neuester Zeit hat sich gar eine eigene Ankündeanstalt

zusammengethan, und schlägt ihre Zetteln auf großen dunkeln Holztafeln auf, was recht elegant und nett aussieht, aber doch nicht verhindert, daß nicht daneben die frühere Weise in ihrer ursprünglichen Unschuld fortbesteht, nämlich die Zettel gleich weit und breit auf die nackte Mauer zu kleben.

Auch in den Auslagekästen liegen nun bereits geschriebene oder gedruckte Zettel, die vor der Hand aber noch nichts als den Namen und manchmal den Preis der Sache enthalten. Wer weiß aber, was auch noch aus diesem Industriezweige werden kann, und ob wir nicht einmal auf derlei fliegenden Blättern die ganze Biographie der Waarenartikel werden lesen können. Bis dahin werde ausgelegt, angekündigt, gekauft und verkauft nach Herzenslust; der Verkäufer gewinne, der Käufer sei entzückt, so ist beiden geholfen, und Niemand kann dieß freundlicher wünschen, als der Verfasser dieser Zeilen, der nie etwas kauft, als was ihm unendlich gefällt, und es dann immer spottwohlfeil findet. Die Seinigen zu Hause mögen dann lachen, so viel sie wollen, er ist zufrieden und wünscht dem ganzen lesenden Publikum vom Herzen dasselbe.

Wiener-Wetter.

Wer den Titel dieses Aufsatzes liest, der wird fragen, ob denn die Wiener ein eigenes, gleichsam privilegirtes Wetter haben, oder ob es dort nicht vielmehr auch so sei, wie in aller Welt?

Hierauf antworten wir: Allerdings, mein verehrter Frager, hat Wien sein eigenes Wetter. Wenn du je in unterschiedlichen großen Städten warst, und gute Beobachtungsgaben mitgebracht hast, so wirst du gesehen haben, wenn es regnet oder hagelt, oder ein erschrecklicher Wind geht, daß es in London ganz anders regnet, als in Paris und Nanking, und daß, wie jeder Mensch beim Rasiren, Tanzen oder Kegelschieben ein eigenthümliches und ganz neues Gesicht macht, eben so auch jede Stadt eine andere Miene zieht, wenn in ihr abscheuliches Wetter ist. Ein Feinschmecker von Reisen merkt schon den Unterschied in benachbarten Dörfern und klassificirt sie darnach.

So verarbeiten auch wir die stockfinstern Nebel, den Platzregen, das Glatteis, den Staub, die Hitze, den Wind auf ganz eigenthümliche, d. h. Wiener-Weise — ja ich getraue mir im Verlaufe dieser Zeilen nachzuweisen, daß wir wirklich auch an objectivem Wetter ganz andere Sorten besitzen, als die Leute außer unserm Weichbilde — ja, daß es sogar bei uns wieder Unter-Unterschiede gibt, daß eigenthümliche Vorstadtwetter existiren oder gar originelle Platz- und Gassenklimate. So z. B. ist die Annagasse ein wahrer Eiskeller, und der Stephansplatz ein Windbalg.

Man wende mir hier nicht ein, die Sache sei lächerlich, sondern man höre mich geduldig zu Ende reden, und urtheile dann, wie es immer beliebt, wenn man dann noch den Muth zum Urtheilen hat; denn, ob es noch irgendwo zwei emsigere Wetterbeobachter, Klassificierer, Kenner und Wettersammler gibt, als mich und meinen Freund Grimbucker, lasse ich dahin gestellt sein, habe aber billige Zweifel darüber.

Ehe ich zu meinem Gegenstande übergehe, und ihn mit dem Ernste behandle, den er verdient, ist es nöthig, daß ich den Leser in Kenntniß setze, was unsere Erkenntnißquellen der Stadtmeteorologie sind, wie wir beobachten, und mit welchen Instrumenten und Schlüssen.

Ich war eigentlich seit meinen Studien her ein Grübler, obwohl zu Zeiten ein lustiger Vogel und Schalk, vorzugsweise aber beschäftigte ich mich mit Sammlungen von Käfern und Alterthümern, an Wettersammeln dachte ich nicht, ich meinte auch, es gäbe kein solches Ding, obwohl ich auch schon damals an gewissen Wettern meine Freude hatte, z. B. an einem schönen Glatteise mit Regen und Wind — schon damals ging ich gerne mit meinem Freunde, dem jetzigen Rentamtscontrollor Geraumuer, an solche Orte, wo ein unversehener Wind um eine Ecke pfiff, und da sahen wir zu, wie er mit Regenschirmen, Hüten und Röcken wirthschaftete, wenn er sie plötzlich ergriff, und wie der Inhaber all dieser Dinge mit dem Winde raufte und nach seinen Sachen haschte, während er auf Erden keinen festen Fuß fassen konnte, und der Regen ihm in das entblößte Gesicht schlug. Oder wenn recht eine satanische Kälte war, daß einem die Augen aus dem Kopfe froren, die Wagenräder klangen, die Schornsteine rauchten und die Blechdächer funkelten: da hatte ich meine Freude daran, wenn die kleinen Beamten in ihre warmen Kanzleien liefen, und sich all die Leute

sputeten, die auf der Gasse keine Freude haben; mir aber machte all das schöne Eis auf dem Bassin des Belvedere und die Schlittenbahn und das Schellengeklingel Entzücken. Doch das war alles nur Jugendspielerei. Als ich später den Herrn Grimbucker kennen lernte, sah ich freilich ein, daß er das Wetterwesen in einem viel großartigeren Maßstabe betrieb. Grimbucker kann freilich auf seine Passion viel mehr verwenden, als ein Anderer, denn er ist ungemein reich und unabhängig. Da er Mitglied der Stadt-Meteorologie wurde, wandte er diesem Institute große Vortheile zu und hob es beträchtlich. Nicht nur wurden viel mehr Instrumente und Beobachter angeschafft, und an den verschiedensten Theilen der Stadt und Vorstädte dislocirt, sondern auch die wöchentlichen Versammlungen wurden in seinem Hause gehalten, und es floß viel Wein dabei. Später wurde er Präsident, und da war es, wo ich ihn kennen lernte. Erst von ihm bekam ich Einsicht in den Ernst der Sache, und in die wunderbarsten Wetternuancen, die bei uns herrschen. Da er Talent für diesen Zweig der Wissenschaften in mir entdeckte (und dieß schloß er daraus, weil er sah, daß ich auf dem Tandelmarkte ein ständiger Gast war, in dem Gerumpel herumsuchte und allerlei alte Phantasiestücke für meine Raritätensammlungen erstand) — wie viel mehr, dachte er, muß dieser an Meteorsammlungen und Wetterkatalogen Geschmack haben und an den sonderbaren Wirkungen auf das physiologische und sociale Leben, die solche Wetterraritäten hervorbringen — da er also, sage ich, Talent für dieses Fach in mir vermuthete, so nahm er eines Tages einen Fiaker und fuhr mit mir auf allen Beobachtungsstationsplätzen an der ganzen Stadt Wien herum. Da waren Ehrenmitglieder, die nur das Thermometer ihres Fensters und das Barometer ihrer Wand zu beobachten und darüber zu referiren hatten; da waren Gärten, in denen Ombrometer

(Regenmesser) standen, mit einem förmlich besoldeten Beobachter dabei — gegenwärtig, während ich dieß schreibe, sind bereits fünfzehn solcher Ombrometer auf dem Areale Wiens stationirt — dann war Einer, der die Vormittags-, Einer, der die Nachmittags-Wolken beobachtete. Dreie zählten die Sternschnuppen (jetzt wechseln Achte ab); Fünfe beobachteten und maßen den Wind — dann waren die Thau- und Reifglieder, die Eismesser, der Feuchtigkeitsausschuß; Sechzehne arbeiten in Schnee; dann war die Electricitäts- und Magnetismus-Section, das Bureau der Regenbögen, der Finsternißsenat, . . . u. s. w. — Der Leser sieht schon, daß der Verein in's Große und Verwickelte ging, aber das ist alles noch nicht zu Ende. Da sind die Mitglieder selbst wieder unterabgetheilt, die blos referirenden, dann die so die Durchschnitte aus den Beobachtungen berechnen (selbst Gauß's Verfahren ist bei uns in Uebung), dann die speciellen Katalogführer, die Eintrager in den Hauptkatalog, die Summarienzieher — — auch solche Mitglieder sind, die die Nebenfächer betreiben, z. B. stete, das Wetter begleitende Wirkungen zu beobachten, wie Gesundheitsstand, Holz- und Getreidepreise, moralischen Einfluß, Fallimente, Selbstmorde rc. . . . . Bloße Ehrenmitglieder, d. h. solche, die gar nichts zu thun hätten, als den Wein des Präsidenten zu trinken, gibt es gar nicht. Als ich für die philosophische Section, d. h. für die, welche Schlüsse ziehen muß, aufgenommen war, hätte ich einmal bald mein Diplom verscherzt, indem ich vorschlug, man solle auch solche Beobachter creiren, welche die Scherz- und Schimpfscenen sammeln, die bei schnellem Wetterwechsel und argem Wüthen desselben in einer so volkreichen Stadt nothwendig vorfallen müßten. — Einige jüngere Mitglieder stimmten mit mir, aber die ältern waren sämmtlich dagegen; es würde uns schlecht anstehen, meinten sie, wenn die Nachwelt einst solche Annalen von uns fände, sie dürfte uns

Hanswurste heißen, müßte mit Recht auch den andern Büchern mißtrauen, und von unsern jetzt so ausgebreiteten riesenhaften Bestrebungen hätte dann die Wissenschaft keinen Pfifferling — die Wissenschaft, die gerade ohnehin in der Meteorologie so arm und dürftig sei. Ich wurde überstimmt, und fast denke ich mit Recht — ein Antrag auf Entfernung eines, dem es nicht ganz Ernst mit der Sache sein könne, ging nicht durch, da man doch sonst von meinem Eifer und meiner Brauchbarkeit Proben in Händen hatte. Aber wurmen mußte mich die Sache doch immer, und da ich von jeher einen Spaß liebe, ja im Alter statt gesetzter nur immer närrischer werde, so konnte ich es mir nicht versagen, da ich jetzt als Vereinsglied die Wiener-Wetter in allen Abstufungen beobachte, nebst der philosophischen Seite auch die gesellige, die anthropologische, die närrische zu beachten, und da ich in dieser Hinsicht eine ganze Menge von Daten zusammengebracht habe, die in keinem unserer Kataloge Platz greifen dürfen, so nehme ich die Gelegenheit dieser Blätter wahr, dem Publikum einige derselben darzulegen, da ich vermuthe, daß es daran mehr Freude haben dürfte, als an den dicken wissenschaftlichen Katalogen, obwohl sie Herr Grimbucker in rothes Leder einbinden ließ.

Zu meiner großen Erheiterung habe ich ein junges Vereinsmitglied gefunden, das in andern Dingen ziemlich mit mir übereinstimmt, daher wir manche Stunde bei einem Glase Wein versessen haben, und von Antiken, von Geschichte, von Kunst und Poesie, von unserm Vereine, und endlich von gegenseitigen Privatbeobachtungen gesprochen haben. Der Leser hat gar keine Vorstellung, wie falsch der Satz ist: „jede Sache hat zwei Seiten“ — *hundert* hat jede. — Wenn nur einer unpartheiisch das Wetter und seine Wirkungen nur ein paar Jahre (statt wie ich, dreizehn) beobachten wollte, so würde er finden, welche Quelle von neuen

Thatsachen, überraschenden Resultaten und Vergnügen er aus der Sache zöge, und wie unendlich viele Seiten sie habe.

Jedoch zum Ziele.

Ich habe oben gesagt, daß unsere Stadt auch ein ganz eigenthümliches objectives Wetter und Klima habe, welches außer unserm Weichbilde sogleich aufhöre. Diesen Satz will ich nun beweisen, und unsere Verzeichnisse werden mich hierin trefflich unterstützen. Die Wärmecommission hat physikalisch dargethan, daß ein poröser Körper sich in den Sonnenstrahlen mehr erwärme, als ein compakter, was sie dadurch erwies, weil sie einmal unter vielen über einander gestellten Glasstürzen ein Ei briet, und zwar durch eitel einfache Sonnenstrahlen. Nun ist es aber klar, daß die ganze Stadt nichts Anderes ist, als eine große poröse Scheibe unter dem Netze der darauf niederfallenden Sonnenstrahlen; sie muß sich daher heftig erwärmen, wie ein in der Sonne liegender Sandkuchen. Allein dieß ist nicht alles; auch das lehrte die obige Commission, daß von glatten weißen Wänden die strahlende Wärme mehr reflectirt werde, als von dunklen rauhen — und wo sind denn mehr lichte, glatte Wände, die die Wärme eine der andern zuwerfen, als gerade in der Stadt? ich darf nur an manche Stellen erinnern, wo sich dieses Backofenklima erzeugt. Wer von uns ist nicht schon an einem schönen Sommertage von der Schottenkirche längs der weißen Mauer gegen die Renngasse gegangen, wo er sich fast die Schuhsohlen geröstet und die Haare verbrannt hat? — Es ist aus dem klar, daß die Tage innerhalb der Linien heißer sein müssen, als außer denselben, und Jeder weiß, welch wohlthuendes Lüftchen ihn anwehe, wenn er die Barrieren verläßt und die grünen Felder um sich hat. Nachts fällt Thau, — das Feuchtigkeitscomité weiß nun, daß sich derselbe sehr gerne an zarte und rauhe Körper anlege und die Luft kühle, z. B. an Schaffelle

und Gras — wie wenig aber Schaffelle und Gras in einer großen Stadt ausgebreitet sind, weiß ja Jeder, und er kann sich daher leicht abnehmen, wie wenig Thau und Luftabkühlung da zu haben ist. Dieß wissen viele Hofräthe und Grafen sehr gut, die im Stande sind, eine nette Sommerwohnung auf dem Lande zu haben; denn während sie in der Stadt bei offenen Fenstern schlafen, und fast vor Hitze umkommen, müssen sie die Fenster der Landwohnung Abends schließen; sonst verkühlen sie sich.

Aus dem, glaube ich, geht zur Genüge und objectiv hervor, daß in unserer Stadt ein ungleich heißeres Klima ist, als auf dem umliegenden Lande, und daß auf ihr ein boshafter, erhitzter Luftberg stehe, der wieder die traurigsten Folgen nach sich zieht, denn, wenn nun auch schon ein feuchtes Wölklein über uns heranzieht, und schon nahe daran ist, seine kühlenden Tropfen herabzuschütten, so läßt es dasselbe wieder bleiben, sobald es in jenen heißen Luftberg geräth, und verdünstet lieber — im Kleinen das Nämliche, was in der Sahara im Großen geschieht — und ich glaube, wir dürften die Stadt nur so groß bauen, als die Sahara ist, und wir hätten dasselbe prächtige Wetter, wie sie — jahraus, jahrein.

Wenn es wahr ist, was die Gasabtheilung sagt, daß auf der ganzen Erde das Verhältniß von Stickstoff und Lebensluft dasselbe ist, und daß eine Armee von einer Million Mann die letztere nicht zu mindern vermöge, so werden wir wohl auch genug an derselben haben, obwohl in Wien wacker genug geathmet und geschnaubt wird; aber wenn es ebenfalls wahr ist, daß außer obigen zwei Grundbestandtheilen der atmosphärischen Luft auch noch allerlei kohlensaures Gas und Wasserdünste, und organische Stoffe und Salpetersäure beigemischt sind, so mag es bei uns an Dünsten und verdächtigen Gasen ein gutes Maß geben,

des Rauches gar nicht zu gedenken, der täglich aus so vielen hunderttausend Küchenfeuern emporgeht, und wir athmen mit unserm Pflichttheil Lebensluft gewiß genug lästige Bedingungen mit ein, die eine halbe Million Organismen auf dem kleinen Flecke erzeugen helfen — und noch dazu spart man auf dem kleinen Flecke den Raum, weil er kostbar ist, und unsere Väter bauten hie und da so enge Gassen, daß es in manchen geschieht, daß, wenn ich Morgens mein Fenster öffne, um frische Luft herein zu lassen, ich mir die Nachtluft aus der Schlafkammer meines Nachbars gegenüber hereinfange, der ebenfalls geöffnet hat und mir guten Morgen wünscht. Ich rede gar nicht von dem öden Morgenhauche der Gast- und Kaffeehäuser, dem Dampf der Stallgruben, der Gassen und finstern Winkel — diese Gemengsel sind der röthlich trübe, schöne Duft, den man über unserer Stadt stehen sieht, wenn man von ferne und von einer heitern Höhe auf sie schaut.

Warum doch die Menschen ihr einziges Nahrungsmittel, was sie ganz umsonst, ganz echt und in ungeheurer Menge haben können, selbst so geflissentlich verderben, indem sie solche Städte und Häusermassen bauen. Ich ginge augenblicks in die Berge, um dieses Nahrungsmittel recht zu genießen, wenn ich nicht leider in der Stadt bleiben müßte, um mir die andern zu erwerben.

Wenn nun Atmosphäre und Luftbestandtheile einen Theil des Wetters ausmachen, so sehe ich nicht ein, wer mit uns in dieser Hinsicht in Wetterstreit treten, und üblere Beschaffenheit und schlechteres Wetter nachweisen könnte, wenn nicht etwa Paris und London? eine andere österreichische Stadt gewiß nicht; die Dörfer in unsern Weinbergen herum am allerwenigsten.

Ist dieß nicht ein ganz eigenthümliches objectives Wetter?

Aber ich gehe noch weiter. Unsere Windkammer that erst in einer neulichen Sitzung dar, daß träge und schlaffe Luftzüge sogleich lebendiger und reißend werden, wenn man sie durch ein langes enges Rohr gehen läßt, darum man auch auf Lampen die Glasröhre aufsetzt, und auf Kohlenherde den hohen Rauchfang; nun frage ich, sind unsere Gassen nicht solche Windröhre? Und wenn eine schöne, breite, gemächliche Luftmasse von Ungarn heranzieht, und nun in diese Löcher geräth und vom Nachtrab hinein geschoben wird, muß sie da nicht eilig in der Gasse fortschlüpfen, sich tummeln, an alle Ecken anstoßen, und den Leuten Staub und Rheumatismus in die Gesichter blasen? Daher gibt es in Wien auch gar keinen andern Tag, als windige, wenigstens in einigen Gassen, es müßte denn sein, daß eines Tages die Luft in Niederösterreich absolutement mauerstill stünde — und wer weiß, ob nicht auch da, wenigstens an jener Ecke der Stephanskirche, wo der Thurm steht, ein leichtes hübsches Lüftchen zöge! Nun — und gehört Wind nicht zum objectiven Wetter?

So könnte ich, wenn ich die Thatsachen unserer Annalen ausbeuten wollte, noch hundert Dinge darthun, daß wir von dem allgemeinen Landwetter immer ein ganz eigenthümliches, appartes Stück herauskriegen. Nur Eines will ich noch anführen. Kein Ort unserer Nachbarschaft wird sich rühmen können, daß er ein g e m i s c h t e s Wetter habe. — Wir erfahren dasselbe nicht selten, vorzüglich im April, wenn der Himmel voll seltsamer, zeriss'ner, närrischer Wolken steht, und die Sonne hie und da durchbricht und Stadttheile erhellt, da sieht die Scheibe der Stadt nicht anders aus, als wie ein scheckiges, blumiges Tuch, derlei die Mährinnen häufig tragen, um sich den Kopf einzumummen — ja an solchen Tagen kann es geschehen, daß Die auf der Wieden schüttenden Regen haben,

Die in der Jägerzeile aber in der schönsten Sonne spazieren gehen.

Ich glaube nun zur Genüge dargethan zu haben, daß wir auch an objectivem Wetter eigene Sorten haben, wenn ich noch kurz das herwerfe, daß, wenn es schneiet oder regnet, es auf dem flachen Lande ganz ruhig von einer Seite her regnet oder schneiet, bei uns aber gleich von allen, von Osten, Westen, Süden, Norden und allen Zwischengegenden der Windrose, daß es kein seltener Fall ist, daß, wenn ein Herr mit seinem Regenschirm mühsam gegen die Luft bohrt, ihm derselbe im nächsten Augenblicke umgestülpt von der Nase wegsteht, wie ein Trichter.

Ich gehe nun, um wie ein Professor zu verfahren, auf den zweiten Theil meiner Abhandlung über, nämlich zu zeigen, daß wir sogar in unserer eigenthümlichen Wettersorte wieder Unterabtheilungen, und eigene Platz- und Straßenklimate haben. Jeder weiß, daß die Alpen in ihrem nördlichen Abhange gegen die Schweiz ein rauheres Klima haben, als in ihrem südlichen gegen Italien — und sind ganze Häuserreihen nicht solche Alpen? Wer von uns weiß nicht, daß die Südfronte des Erzherzog-Karl'schen Pallastes ein mildes Italienklima hat, die nördliche aber in der Augustinergasse feucht und kühl ist, wie ein Miniaturdänemark? Gewisse Gassen zeichnen sich dadurch besonders aus. Wenn sonst überall der Schnee von den Dächern schmolz, und die Ziegel schön und trocken sind, und du gehst durch die Annagasse, so tropft es dir auf den Hut. — In einem Winkel der Stephanskirche gegen den erzbischöflichen Pallast hockt gewiß, wenn's Frühling wird, am allerlängsten eine Schneehaube, und man muß ihr fast alle Jahre die Ehre anthun, sie ganz allein und extra wegzuschaufeln, und von hinnen zu führen, wenn man es nicht darauf ankommen lassen will, daß es dort ewig auf dem Pflaster naß ist, wenn

schon anderwärts die Bäume ausschlagen. — Nach dem Regen, wenn Alles trocken ist, glitscht noch jeder Fuß im Schmutze der Adlergasse aus; — man geht nie über den Minoritenplatz, ohne daß einem Schnee oder Staub entgegenbläst, und an der Basteimauer eine fröstelnde Kälte ist. — Wie sehr zwei Ecken des Domes von St. Stephan, die des großen Thurmes und die diagonal entgegengesetzte, windig sind, ist hier unnöthig zu erwähnen; mancher dort hinabgewehte Hut könnte davon Zeugniß geben, wenn darüber statistische Tabellen vorlägen. Auch ganze Vorstädte unterscheiden sich hierin: wie schön und warm z. B. duckt sich die Leopoldstadt im Winter zusammen, und wie frei und windig klafft die Jägerzeile auseinander — im Sommer ist es freilich entgegengesetzt.

Jedoch wir wollen hier von dem objectiven Wetter und seinen Unterabtheilungen enden, um die Geduld jener Leser nicht gar sehr zu ermüden, die sich um wissenschaftliches Wetter gar nicht kümmern, sondern nur dann meteorologische Betrachtungen anstellen, wenn sie durchaus naß geregnet sind, oder wegen entsetzlicher Kälte unsäglich viel Holz kaufen müssen. Wir gehen daher zu jenem Theile unseres Wetters über, der Allen viel näher liegt, nämlich zu dem subjectiven. Wir verstehen darunter jenen Charakter und Zustand unserer Stadt und Bevölkerung, der durch die verschiedenen Wetter angeregt und bedingt ist. Daß die ganze Menschheit vom Wetter und Klima wesentlich berührt und verändert wird, haben unterschiedliche Gelehrte schon in dicken Büchern dargethan, und ich würde mich nur lächerlich machen, wenn ich in diesen Blättern mit einem gründlichen Beweise nachgehinkt käme; daher werde ich nur den Sack meiner Beobachtungen aufthun, und gelassen darthun, welche Gesichter unsere Stadt macht, wenn dieses und jenes Wetter ist. Ich könnte auch hier

wieder pedantisch sein und Unterabtheilungen machen — — und ich thu' es auch. Zuerst wollen wir reden von den Physiognomien unserer Stadt in Folge allgemeiner Wetterveränderungen, dann, um mit dem Pikanteren zu schließen, Scenen specieller Wetterausbrüche malen.

Ich falle in den schrecklichsten Gemeinplatz und beginne mit den vier Jahreszeiten. Der Lenz, sonst der Freudenbringer der Natur, der Decorateur des Schauplatzes, der allerseits besungene, ist für uns ausgezeichnet fade — ich rede von der Stadt, nicht von den Umgebungen — die Grünspeisen werden wohlfeiler, und die Leute gehen auf das Land. Anfangs sind noch einige Basteispaziergänger, einige Schneegestöber, Aprilgüsse, dann Praterfahrten; die Bäume schlagen aus, etliche eingesperrte Nachtigallen schlagen, wenn Nachts das Wagengerassel aufgehört hat, und dann — ehe man sich's versieht, ist die Stadthitze da und der Sommer, die unerträglichste, schändlichste Jahreszeit, wenn man das Unglück hat, ihn hier zubringen zu müssen; die Gärten und das Glacis schmücken sich nach und nach mit dem versengten Braun, die Gassen füllen sich mit Hitze und Staub, und die Gasthausgärten mit Menschen in Hemdärmeln. Die elegante Welt ist fort, selbst der Student macht sich mit Ende Juli von hinnen, der Handwerksmann und der Handelscommis steht gelangweilt vor seiner Bude, und vorbei fährt der ewige träge Wechsel der Gesellschaftswägen oder der Omnibus der Eisenbahnen. Ein schöner Strom fließt ja freilich in unserer Nähe vorbei, aber zwei Hauptsommervergnügen fehlen: eine großartige Schwimmübungsgelegenheit im freien Wasser, und die anderwärts so gebräuchlichen Wasserspazierfahrten — jedoch dieß gehört nicht zu dem Wetter, und ich komme eigentlich von meinem Thema ab. — Im Sommer also hält Wien Siesta, und oft eine bedrängte, abgemattete genug; denn es hat oft im Spät-

sommer wochenlang das satanisch schönste Wetter, und wenn du dich Abends auf dein Bette hinlegst, so denke ja an kein Ausruhen, sondern an ein lindes Schmoren, bis dir etwa die Nachmitternacht ein frisches Lüftchen bei dem offen-
5 gelassenen Fenster hereinschickt; aber ehe du es recht genießen kannst, geht schon wieder die Sonne auf, und die glatten Mauern werfen überall die Hitze herum. In solcher Zeit sieht Wien, von fernen, frischen, grünen Hügeln aus gesehen, wie eine ungeheure gedörrte Käserinde aus. Der
10 Herbst bringt zwar Vieles wieder in's Gleiche, allein er beginnt hier ungewöhnlich spät, meistens erst mit Beginn der Fröste, weil er früher blos den Sommer fortsetzt, und oft an Hitze mit ihm wetteifert. Berühmt schön sind die Wiener Nachsommer, aber unsere Stadt hat leider wenig
15 davon, indem er größtentheils in der Umgebung gefeiert wird — wir werden an einem andern Orte dieses Werkes davon reden. Aber wenn endlich der Winter kommt, die Nebel über die Häusermassen hereinziehen, daß eine die andere nicht sehen kann, wenn die Krähe bis auf das Glacis
20 hereinzieht, der Stephansthurm in's öde, wochenlange Grau verschwimmt: dann beginnt die schönste Jahreszeit Wiens; die Wohnungen füllen sich, die Zirkel glänzen, die Carossen rollen, die Gasflammen beleuchten die prachtvollen Waaren-auslagen für den Carneval, die Kaffeehaus-Sessionen be-
25 ginnen, die Spiel-, die Gespräch-, die Streit-Clubbs organisiren sich, die Zechbrüder haben lange Abende, die Verleumdungsjunta fixe Tage, die Oper und das Schauspiel überfüllen sich, die Concerte überschwemmen uns, der Kreuzzug der Virtuosen hebt an, Strauß und Lanner musiciren
30 an öffentlichen Orten, und in tausend Häusern hämmert das Piano-Forte — das Gesellschaftsbuschwerk wuchert, und die Bälle und aller Teufel ist los. Anderwärts, z. B. in Wäldern und Feldern ist die Natur todt; bei uns wird

sie erst recht lebendig. Es ist ein sonderbarer Contrast, wenn eine recht trübselig trübe Februarsnacht anbricht, wenn des ganzen Tages ein so dicker Nebel gelegen, daß man darin den Schatten des Stephansthurmes hängen sehen konnte, und nun die Laternenlichter wie trübrothe Meteore kämpfen; 5 wenn sich nun tausende von Fenstern nach der Reihe beleuchten, hinter denen entweder selber ein Vergnügen vorbereitet wird, oder wo man sich wenigstens zu einem schmückt; wenn sich das Strahlenmeer in allen Buden über die glänzendsten Dinge ergießt, die ausgebreitet sind, um die Car- 10 nevalskauflust zu wecken und die Nachfrage zu befriedigen — ich möchte die Thränen nicht zählen, die wegen Versagung dieser Dinge in einem einzigen Winter fließen, noch weniger aber die Jubelrufe, die wegen überraschender Erlangung derselben ausgestoßen werden — dann beginnt das 15 Rollen der Wägen, in denen Ballgestalten oder Gesellschaftsbesuchende sitzen. Dort ist ein erleuchteter Pallast; an den Fenstern sieht man ein Schattengewimmel von Gestalten, unten steht das Volk der Vorübergehenden, und schaut hinauf, und seitwärts zieht sich die lange Wagenreihe derer hin, 20 die oben sind, und hier auf sich warten lassen. In einer andern Straße rollt es dem Theater zu, und lebhafte Fußgänger drängen sich. — Fast aus jeder Kneipe, weil Lustigkeit so recht zum Lebenselemente des Wieners gehört, tönt Musik — in der Redoute fluthet und wogt ein Wald von 25 Glanz und Fröhlichkeit — der kleine Bürger und Gewerbsmann gibt einen Punsch — der Student ist im Kaffeehause, und die ganze Stadt gleicht einem brausenden, kochenden Kessel der Freude und der Lust, indeß ringsum auf den Fluren und Feldern die düstere, lastende, schwere, 30 leblose Nacht liegt, durch deren dicke Dünste man kaum das Schellengeklingel eines zur Freude der Stadt fahrenden Schlittens hört, oder dessen Lichter sieht, die wie trunkene

Kometen durch die Nebel streichen, während über der Stadt ein heller Schein steht, der die Stätte des Jubels und des Schwärmens anzeigt — ein paar Meilen von der Stadt ist schon die todte, öde, geräuschlose Winternacht, und das traurige Tuch des Todes gebreitet. Einen einzigen Zug von Winterfreude hat unsere Stadt fast gar nicht, oder wenigstens im Verhältniß viel geringer, als die unbedeutendste Landstadt, nämlich die Schlittenparthien. Wegen der ungeheuren Concurrenz und der großen Unbequemlichkeiten, die für dieselbe von vielem Schnee hervorgehn, nämlich endloser Schmutz, strömendes Wasser, Anhäufung von Hügeln und Knollen, die den Fahrzeugen gefährlich sind, u. s. w., ist es hier gebräuchlich, daß der Schnee aus ganz Wien fortgeschafft wird. Kaum daß er fällt, sind schon an die tausend Hände beschäftigt, ihn in große Haufen aufzuschaufeln, und von da auf Wägen fortzuschaffen, und fällt morgen wieder einer, so wird er wieder aufgeschaufelt und fortgeführt; so, daß wenn er auf dem Lande mauerhoch liegt, wir auf dem nackten Pflaster gehen und keine Ahnung haben von der Bedrängniß, mit der sich ein Fuhr- oder Postwagen durcharbeiten, oder mit der ein einsamer Wanderer waten muß. In drängenden Zeiten wird selbst Nachts gearbeitet, daß man den rothen düstren Schein der Fackeln längs den anstoßenden Häusern gleiten und auf die kräftigen Gestalten fallen sieht, die da arbeiten. Auf diese Weise sind die Schlittenparthien sehr beschränkt, und zwar auf die Zeit, die zwischen dem Schneefall und seiner Wegräumung verfließt, die meistens kurz genug ist.

Demohngeachtet hascht der Wiener auch dieses Vergnügen weg, so weit es möglich ist; denn wie durch Zauber verwandeln sich die Fiakerwägen in Schlitten, und wenn hier bereits die Schneekruste aufgebrochen wird, tönt dort noch das lustige Geklingel. Auch das Stadtklima steht dem

Schlittenfahren sehr entgegen, indem es in unsern Mauern, wie wir oben sagten, immer wärmer ist als draußen, daher eine mäßige Linderung der Kälte draußen bei uns schon Thauwetter ist, und ein Schneekoch macht.

Allein wir wollen hier abbrechen, die Winterphysiognomie unserer Stadt zu malen, und lieber zu dem versprochenen letzten Theile unserer wissenschaftlichen Abhandlung übergehen, nämlich zu den rhapsodischen Wetterscenen und ihren Wirkungen.

Ich will hier zuerst von dem unterhaltenderen Wetter beginnen, nämlich von dem schlechten. Wenn es in der einfältigen Landstadt (ich meine hier die meiner Geburt) zu regnen anhebt, so sind die Verhältnisse sehr einfach: man geht nach Hause, d. h. unser Nachbar schiebt seinen Mistwagen in den Schoppen, mein Vater macht die Hausthüre zu, und Alles bleibt drinnen, so daß nichts naß wird, als die Gänse und solche, die nicht schnell genug nach Hause kommen. In Wien ist es anders. In wie viel tausend Verhältnisse ein Regen eingreift, insbesondere ein plötzlicher, kann nur der mit Gewissenhaftigkeit ermessen, der im Geschäftswege den Regen beobachtet und protocollirt, und dessen Auge daher geschärft sein muß. Wenn ich z. B. beauftragt war, den Steckbrief eines Maitages zu entwerfen und denselben abconterfeit der Sitzung vorzulegen — Himmel! welche närrische Nebenspäne von Beobachtungen fielen da für mich ab, wenn so ein urplötzlicher, dauernder Regen vom Himmel fiel; — noch lieber aber war es mir immer, wenn ich zur selben Zeit keine officiellen Beobachtungen zu machen hatte, sondern nur die anstellen konnte, die ich eben wollte. Wenn sich die Landstadt verödet, sobald ein Regen beginnt — nur einen einzigen Fall einer närrischen Ausnahme weiß ich, den ich schnell erzählen muß: es liegt ein Flecken nicht weit vom Böhmerwalde, bei dessen Bewohnern die

Leidenschaft der Graszucht eingerissen ist, weil der ursprünglich trockene Wiesengrund doch vortreffliches, sehr gesuchtes Heu gibt, das durch künstliche Bewässerung auch viel Heu wird: daher es sich ereignet, daß, wenn ein Regen beginnt, die Bevölkerung erst recht rührig wird, und wenn es erst zu strömen anhebt, so sieht man so viele Hausväter, als es Häuser gibt, nach allen Richtungen auseinander rennen, jeder in dem ältesten Rocke, einen breiten Hut auf, und ein Grabscheit auf der Schulter, um die Gräben, Gräbchen und Ausläufer zu lüften, daß das Wasser auf seine Wiese laufe, und um auch allenfalls hie und da ein wenig zu verlegen, daß seinem Nachbar nicht so viel darauf rinne, wenn dieser lässig war und nicht selbst auf dem Schauplatze erschien. Dieser Ort, wie ich sagte, macht eine Ausnahme von den Landstädten, und ich kehre nach der Abschweifung wieder zu meinem Texte zurück: Wenn sich also eine Landstadt verödet, sobald ein Regen beginnt, so wird Wien gerade lebendiger. Dem Bauer wächst sein Korn auch während des Regens, er braucht ihm nicht zu helfen; dem Großstädter aber wächst sein Kapital in der Tasche nicht während eines warmen Mairegens, namentlich, wenn er sich dieses Kapital durch Rennen und Laufen und Agiren auf der Gasse verdienen muß — und Wenige, die in Wien auf der Gasse herumgehen, thun dieß muthwilliger Weise, sondern es treibt sie irgend ein schweres Geschäft, z. B. ihrem Vergnügen nachzugehen, oder ein anderes. — Alle Diese können daher nicht, wenn ein Regen erscheint, wie der Bauer nach Hause gehen und zuschauen, sondern sie müssen in ihrem Berufe ausharren, und da jeder doch so wenig als möglich naß zu werden wünscht, so läuft er desto schneller, was ein närrisches Rennen und Stoßen zur Folge hat, das den sehr belustiget, der seines Geschäftes halber an den Regen gewohnt ist, und daher gelassen seines

Weges geht und sich auf den Makintosh trommeln läßt. (Beiläufig gesagt, ich gehöre zur „Schlechtwetterbranche", Abtheilung „Niederschläge", was wohl der Leser schon aus meiner Vorliebe für Winter und Regen wird bemerkt haben.) Schon vor dem Regen, wenn etwa der Himmel finstere Gewitterbrauen zieht, oder sich mit jener sanften grauen Hülle überdecket, die dem Landregen vorher zu gehen pflegt — schon damals fängt die Unruhe an, da geht schon ein und der andere dicke oder elegante Herr mit einem Regenschirme in der Hand, die Damenwelt sieht zum Himmel und ist ängstlich, der Bothengänger und Commissionär beeilt sich, der Trödler, Tischler und Andere räumen ihre auf die Gasse oder unter die offene Ladenthüre gestellten Sachen ein, die Promenadplätze verdünnen sich, und die Musik darauf läßt in ihrem Eifer nach; — wenn aber nun vollends der Regen beginnt, so siehst du wie mit einem Zauberschlag die Population mit einer Unzahl von Regenschirmen bedeckt, daß es mich immer an jene altrömische Kriegs- und Belagerungsfigur erinnerte, die man testudo hieß, nur daß hier die Schilde nicht so wohlgefügt passen, sondern sich ohne Unterlaß über und unter einander verschieben und regen — dann, wenn die Straßenpflaster weithin in ihrer Nässe glänzen, dann beginnt erst ein rechtes Rasseln und Donnern, als stiegen die Wägen aus der Erde hervor, und führen, wie Frösche, die es geregnet, kreuz und quer herum. — Diese Zeit ist auch die Ernte der Fiaker. Selbst in den Häusern verändert ein solcher Regen Alles und Jedes. Die zum Spaziergange geputzten Töchter sitzen verdrüßlich herum, unter den Thorwegen stehen Gruppen, meist regenschirmlose Frauen, und in den Kaffee- und Gasthäusern wird es ordentlich finster vor Gästen. — Mancher, der selbst einen Regenschirm hat, redet sich zu, ein wenig unterzustehen und ein Glas zu trinken. — Wenn nun erst so ein

Regen ein Platzregen ist, und, seiner Natur zuwider, ewig dauert, und wenn er gar an einem Sonntagsnachmittag einfällt, oder endlich gar in ein Volksfest. — Wie, wenn Stürme auf dem weiten Meere wüthen, und an die festen 5 und ruhigen Küsten nun nach und nach ein ganzer Saum von Trümmern angetrieben wird: eben so sehen die, so an solchen Tagen in sicherer Behausung geblieben sind, oder gemächlich unter dem Vordache eines Kaffeehauses sitzen, wie die Trümmer herein verschlagen werden von denen, 10 die da draußen auf dem Meere der Freude trieben, und doch endlich herein müssen. Vollgepfropfte Gesellschaftswägen schwanken wie Lastwägen einher; die Köchin trägt ihren neuen Hut, in ein Sacktuch gebunden, in der Hand; das weiße Kleid klebt triefend an Armen und Schultern 15 und hat unten einen riesenbreiten Horizont von Koth; ihr Geliebter zieht sie am Arme, hat auch seinen Hut eingehüllt, und Frack und Pantalon und Alles trieft von Wasser, wie die Wolle eines Waschbären. So ziehen sie einher, und der Regen stürzt unbarmherzig auf sie nieder. — 20 Dann folgen erst die unglücklichen Väter mit ganzen abgeregneten Familien; Studentenketten, die gleißend vor Nässe heranmarschiren, und vor Freude über den Spaß pfeifen und singen — dann der Spießbürger, der seinen Rock hinten aufgestülpt und mit Stecknadeln angeneftelt hat, daß 25 er wie ein Käfer einhergeht, dem die Flügeldecken zu klein sind. — Ich will nicht reden von den tausend ruinirten Damenhüten, zerwaschenen Hauben, häßlich herausragenden Schultern, umhergeschleuderten Dachtraufen, sprudelnden Rinnen, sondern bemerke nur noch, daß die Dächer sehr rein 30 werden, die Straßen wie ausgefegt, und mancher Pudel wie neugeboren, indeß die Menschheit voll Koth ist.

Sanfte, einfältige Landregen machen keine bedeutende Wirkungen, als einige beschmutzte und bespritzte Kleider,

wobei ich die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß, wie ich durch meine langjährige Praxis erfahren habe, es fast durchschnittlich dicke Herren sind, die von Fiakern und anderen fahrenden Wägen so sehr und plötzlich angespritzt werden. Auch das muß ich noch erinnern, daß ich öfters zwei Herren gleichen Schrittes, und sonst auch ganz gleich habe gehen gesehen, wovon der eine den letzten Spritzer, den er sich selbst gab, auf dem Hute hatte, der andere keinen einzigen auf dem Rocke, höchstens ein paar auf dem Beinkleide. — Es muß die Sache angeborne Anlage sein. Ich ging, als ich noch eitle Tage hatte, oft, wie wenn ich den Eiertanz tanzen wollte, und hatte des andern Tages einen ganzen Sternenhimmel von Koth auf dem Rocke. Das Reinbleiben im Regenwetter läßt sich nicht erlernen, sondern so etwas liegt im Blute, wie die Poesie, und wie das Conserviren der Röcke; — ich habe z. B. immer gleich Greise von Röcken an, während die meines Freundes Grimbucker immer Röcke in den schönsten Jahren sind.

Ich redete bisher blos von einem einfachen Regen: aber so wie es einfache und qualificirte Diebstähle gibt, eben so gibt es einfaches und qualificirtes abscheuliches Wetter. Ich will in Folgendem ein solches Wetter zu schildern versuchen, z. B. einen Regen mit unerhörtem Sturme am Himmel und gänzlichem Glatteise auf Erden. Es ist dieß, was ich erzählen werde, keine aus der Luft gegriffene Einbildung, sondern das Porträt eines Tages, den ich selbst in Wien erlebte. Es hatte fünf Tage so heftig geschneiet, daß es unmöglich war, den Schnee so schnell hinweg zu bringen, als er vom Himmel herabfiel, daher wurde er zu einer festen Kruste zusammen getreten, und nach allen Richtungen klingelten die Schlitten: — aber die Freude nahm ein abscheuliches Ende. Am sechsten Tage fuhren zerfetzte, blaugeschwollene Wolken durch den Himmel; alle Schornsteine und

Bodenthüren klapperten und heulten; der Regen schlug an die Fenster, und unten war so glänzendes, compaktes Eis, als hätte der Glaser einen einzigen Glasguß über das ganze Straßenpflaster gemacht, und das rieselnde Wasser und der Wind, der es dahin trieb, polirten das Eis noch immer mehr, daß es die reinste und glatteste Oberfläche gewann.

An regnerischen Sturmtagen schaut unsere Stadt wie eine zerzauste Perücke aus — alles, was an schönen, stillen Tagen recht artig parallel aufwärts steht, wie z. B. Kleider und Körper der Menschen, das ist nun zerbogen und weist nach allen Richtungen der Windrose; der Rauch über den Schornsteinen zerflattert, eine hölzerne Thüre hoch oben am Thurme reißt sich ewig auf und zu — ich will der fliegenden Dachziegel gar nicht gedenken, um Niemanden Furcht einzujagen. Aber wenn nun noch dazu ein schönes feines Glatteis kömmt, auf dem nicht ein einziger Fußtritt haftet: welch ein kläglicher Anblick unserer heitern, belebten Stadt! — eine belebte ist sie auch da noch, sie muß es sein, sie kann gar nicht anders, und wäre selbst der jüngste Tag auf der Gasse: der Commis muß das Handelsgewölbe aufsperren, das Dienstmädchen muß einkaufen gehen, weil ihre Herrschaft nicht erhungern kann; zu demselben Zwecke müssen die Marktleute mit ihren Lebensmitteln zugefahren kommen, der Beamte muß in's Bureau, der Stundenlehrer zu seinen Zöglingen, das Putzmachermädchen in ihre Arbeit, und vor Allen die vielen hundert Schneeschaufler in die Gassen, um das vermaledeite Eis aufzuhauen und wegzuschaffen, der fahrenden Wägen nicht zu gedenken, und aller derer auch nicht, die aus purem, blindem Spaß herausgehen, um sich die Sache anzuschauen — also belebt wäre es genug, aber wie es aussieht? Ich mußte auch jenes Tages ausgehen; ich legte sonach Juchtenstiefel an, band meine Kappe unter dem Kinne, nahm den Makintosh und begab mich auf

den Weg. Der Stephansplatz war merkwürdig — ich griff mich an den Häusern der Rothenthurmstraße zu dem Platze hinauf: ein Fiaker rollte und glitschte über das Pflaster daher, sein gelber Mantel hoch flatternd im Winde, wie der Faltenwurf einer tragischen Künstlerin — dort lauft einer seinem Hut nach, den er nicht einholen kann; hier sitzt einer sanft in's Nasse nieder, weil er sich, um eine Gewölbthüre zu öffnen, mit den Füßen gegen den Boden stemmte und ausglitt. — Um die Ecke des Bischofhofes werden die Menschen herumgeschleudert; aus dem Thore der Brandstatt wirft mir der Wind ein Buttenweib in die Arme; ein Mann steht mitten auf dem Pflaster und stemmt seinen spitzen Stock ein, daß er drei Füße habe und sich erhalte — ein alter Herr darf nicht von einem Barrierstocke weg, an dem er sich hält, während der Wind hinter ihm seine Schöße in kurzen erbitterten Schwingungen rüttelt; hinter ihm vorbei schwebt ein Mädchen (gehen kann man das nicht nennen) — der Wind faßt sie an allen ihren Segeln, sie greift nach Tuch und Hut, die unglücklichen Röcke fliegen im Kreisel, und die Arme muß sich in Verzweiflung gänzlich niederducken und setzen, um keine Blöße zu geben; an einer andern Dame faßt er Wimpel und Raaen und wirft sie durcheinander. — Dort öffnet ein Herr in elegantem Schlafrock sachte sein Fenster, um zu sehen, wie es sei: flugs reißt der Wind ihm den Flügel aus der Hand, und wirft ihn an die Mauer, das gestickte Schlafkäppchen dreht sich noch ein paarmal in den Lüften und fliegt dann über einen Schornstein hinüber. — Die in Pelze gehüllten Kutscher der Herrschaften fahren, wie ruhige Felsen in den Wirrwarr hinein, während Wind und Regen um die Rosse brausen und an das Kutschenfenster schlagen, und während Fußgänger theils einzeln, theils Arm in Arm mit dem Winde raufen und den Boden wegen seiner Glätte nicht selten

mit Theilen berühren, die sonst nur die weichen Kissen des Sopha's zu drücken gewohnt waren. — — Welche verrückte Gestalten man an solchen Tagen sieht, welche Gesichterschneider, welche zerknüllte Hüte und zerfetzte Regenschirme, kann nur der ermessen, den seine Pflicht an solchen Tagen zu Beobachtungen antreibt, während alle Andern den Elementen lieber aus dem Wege eilen, und statt Beobachtungen an Andern zu machen, lieber selber trachten mit heiler Haut und ohne Lächerlichkeit an ihr Ziel zu gelangen. Dennoch ist die Freude und Lust der Wiener am Leben so groß, daß gewiß selbst an solchen Tagen nicht ein Einziger ist, der des Wetters halber sein projectirtes Vergnügen aufgäbe, und wenn Ball ist, fahren die Wägen lustig durch den Sturm, die Fußgänger steuern dem Gasthause, der Gesellschaft, dem Abendkränzchen zu — aber Abends ist gewiß auch das Glatteis wenigstens schon weg, theils durch rüstige Arbeit, theils durch den Regen.

Den größten Sturm zeigten unsere Anemometer anno 28 im Juli — ich glaube, es war der 19te, und ein Sonntag. Er erschien gegen Abend mit Gewitter, und überraschte alles, was da spazieren ging oder fuhr. Des andern Tages waren die Straßen mit Ziegeltrümmern und Glasscherben gepflastert; im Stadtgraben lagen Shawls, Tücher und Hüte, die jungen Pappeln am Heumarkte waren noch nach drei Jahren gebogen; der Wind hatte im strengen Sinne Menschen und Wägen umgeworfen, namentlich auf der Badnerstraße, und ein Freund von mir erzählte mir, daß er während der ganzen Zeit, fast eine Stunde, einen Baumstamm des Glacis umarmt halten mußte, und nicht weggehen durfte. Zum Glücke hatte es nicht geregnet.

Allein es ist Zeit, daß wir einmal vom Winde wegkommen, freilich ist er ein bedeutendes Ingrediens unseres physischen und socialen Lebens. — Wien ist bekannt wegen

seiner Winde — aber außer dem Staube, den er im Sommer aufrührt, und der den schönen Herren die Röcke verdirbt, bringt er uns wohl kaum ein lebhafteres und bewegteres Bild zu Stande, als wir oben zu beschreiben versucht haben. Nur das erwähnen wir noch kurz, daß ihm die Damen ganz besonders feind sind; freilich biethen sie auch seinen schalkhaften Launen viele Flächen und Segel dar, an denen er verknittern und verderben, oder die stolzeste Schönheit durch unersprießliche Situationen dem Lächeln der Umstehenden preis geben kann.

Wie wir die langen Winterabende unserer Stadt assimiliren, oder die dicken Novembernebel, in denen die Stadt, so lange es tagt, wie in grauer Baumwolle eingewickelt ist, und in denen die Lichter, wenn es Nacht wird, wie trübrothe Karfunkel mehr glimmen, als brennen, — haben wir theils oben schon angedeutet, theils gedenken wir es in einem andern Artikel dieses Werkes, unter dem Titel „Salonleben" näher auszuführen. Wie wichtig solche Tage freilich für die Kataloge unserer Gesellschaft in hygrometrischer und physiologischer Hinsicht sind, kann man sich denken, da ja Jeder weiß, daß ein Nebel nur eine auf der Erde liegende Wolke ist, und daher sehr auf das künftige Wetter Einfluß nimmt, und daß in Hinsicht des Körpers kein physikalisches Moment von solcher Bedeutung ist, als der Feuchtigkeitszustand: aber wie bemerkenswerth auch dieß Alles in unsern Sitzungen sein mag, so ist leider! der Leser so beschaffen, daß er sich um nichts kümmert, was ihn nichts angeht, d. h. auf diesem Papiere hier nichts angeht, oder was er nicht versteht; daher wage ich es auch nicht, von den hygrometrischen, electrischen, physiologischen und pathologischen Momenten der Nebel zu reden, gesetzt auch, ich verstünde etwas davon. Einen Wienerwitz aber kann ich nicht unterdrücken, den mein verstorbener Kleiderputzer

bei solchen Gelegenheiten unermüdet zu machen pflegte, wenn ich ihn nach dem Wetter fragte: „Euer Gnaden! ein Nebel, daß man ihn auf das Brod streichen könnte, und dazu ein so scharfer Luft, daß sich eine Sau daran zu reiben vermöchte.“ — Aber er ist nun todt mit allen seinen Sprichwörtern, und früher todt als ich, zu dem er oft sagte: „Prahlen Sie nicht mit Ihrer Jugend, ich kann noch mit Ihren Knochen Nüsse vom Baume werfen.“ Es fallen mir nur bei Gelegenheit seine Sprichwörter ein.

Ich möchte nun noch recht gerne eine unsägliche Hitze malen, die wie ein Samum in unsere Häuser fällt, und eine wahre Geißel der dicken Herren ist, allein ich befürchte, die Geduld unserer verehrten Leser auf eine gar zu harte Probe zu stellen, und die Ermattung, die ich schildern müßte, dürfte ich eher dem Leser mittheilen, als den in meiner gemalten Hitze leidenden Personen.

Zum Schlusse füge ich eine Bitte hinzu: es wird jetzt auch im Vereine stark auf Magnetismus (versteht sich mineralischen) beobachtet, seit Humboldt und Andere auf die Wichtigkeit desselben und seinen Zusammenhang mit dem Wetter aufmerksam gemacht haben. — Wenn nun unter meinen Lesern ein ungeheurer Pedant wäre (natürlich, ich klopfe nur auf den Strauch) — wenn ein solcher Pedant wäre, der täglich fünfmal zur selben Secunde auf drei Instrumenten beobachten wollte, so würde er höflich eingeladen, sich zu melden. Ich glaube, der Verein stellt keine schlechten Bedingungen.

Somit wünschen wir Allen das schönste Wetter und empfehlen uns.

Ausflüge und Landparthieen.

Es wäre ein unverzeihliches Vergehen, wenn wir diese unsere harmlosen Blätter über die Wiener und ihr Treiben schlössen, ohne eines ihrer Hauptvergnügen zu erwähnen, nämlich ihrer Landparthieen und ihrer Ausflüge in die Umgegend ihrer Stadt. Mußte schon so Manches vermieden werden, was eine Linie mit in der Charakterzeichnung unserer Objecte gewesen wäre, weil wir diese Blätter nicht zu einem Boden der Kritik oder gar des Haders machen wollten, sondern weil sie wie ein heiterer Müssiggänger sein sollten, der vieles beobachtet, was ihm Scherz oder Vergnügen macht, oder was ihn eben anzieht, der aber jedem Handel aus dem Wege geht, weil er eben nicht hadern mag; — mußte, sagen wir, Vieles vermieden werden: so sollen doch die Spaziergänge, Lustfahrten, Wanderungen, und wie all das Ding heißt, nicht vermieden und vergessen sein. Wer, der je in unsere Stadt kam, hat nicht einige vergnügte Stunden in Baden, Mödling, Brühl, Haimbach oder an andern Punkten zugebracht, die in den Annalen oder Erinnerungen der Wiener gefeiert sind, und wer, wenn er überhaupt gerne an seinen Aufenthalt hier denkt, wird nicht auch gerne jene Stunden in sein Gedächtniß zurückrufen?

Es ist in Wien ein stehender Ausdruck geworden, „unsere reizenden Umgebungen“ zu sagen; allein so wie am Ende jede Stadt, die nur irgend Umgebungen hat, auch

sogleich „reizende“ Umgebungen hat, oder wenigstens „reizende Parthieen“, so geht es wohl auch hier, und insofern jeder Mutter Kind, wenn auch eben nicht das schönste, doch gewiß das liebenswürdigste und holdeste ist, insofern 5 sind auch unsere Umgebungen die liebsten und traulichsten, wenn auch nicht die schönsten in der Welt. Wir wollen sie vorerst ein wenig im Allgemeinen beschreiben.

Im Osten unserer Stadt zieht eine weite Ebene gegen die sanftblauen ungarischen Berge hin, und ist geschnitten, 10 oder gleichsam mit Silberbächen eingelegt, durch den vielarmigen, vielgewundenen Strom der Donau, deren Glanz noch erhöht wird durch den dunkelgrünen Saum ihrer Auen, und durch das Laub ihrer Inseln, die wie dunkle, weithin gehende Flecken in das wallende Silber gestreut 15 sind. Nördlich des Stromes, bis gegen Mähren hin, zieht sich das Marchfeld, im Westen durch das Kahlengebirge, im Norden durch den mährischen Höhenzug und im Osten durch die March geschlossen, — ein Boden, reich an Getreide und Dörfern, drei Mal ein berühmtes Schlachtfeld, 20 aber für das Auge des Landschafters erst ein gelblichter Fleck, dann ein duftiger Streifen; hie und da ist der Schatten einer Baumgruppe eingestreut, oder der weiße Blick eines Kirchthurmes. Im Westen dieses Feldes beginnt, wie wir schon an einem andern Orte dieses Werkes gesagt haben, 25 das Kahlengebirge, und zieht einen mit Wald, Feld und Reben bedeckten Höhenzug halbmondförmig um die Stadt. Dieser Höhenzug setzt sich von Nord nach Süd streichend bis zu jener Alpenkette fort, die von West gegen Ost zwischen Oesterreich und Steiermark zieht; er heißt der Wienerwald 30 und ist eigentlich ein Arm der Steirer-Alpen, den sie nordwärts gegen die Donau strecken, ehe sie selber in den Ebenen Ungarns und in Oststeiermark ersterben. Süd und Südost von Wien besetzt ein sanfter, breitgedrückter Hügel, der

Wienerberg genannt. Da wir von den südlichen Basteien der Stadt auch die blauen Häupter und die gezackten Mauern der Steirer=Alpen sehen, namentlich einen König derselben, den Schneeberg, und da wir jetzt mittelst der Gloggnitzer Eisenbahn in ein paar Stunden an ihrem Fuße sind, so fangen wir allgemach an, sie zu unsern Umgebungen zu rechnen.

Der Leser sieht, daß bei einer Umgebung so gewöhnlicher Art eigentlich der Ausdruck „schön oder reizend" nicht gebraucht werden kann, in der Art, wie wir ihn von einer Schweizerlandschaft an einem ihrer Seen gebrauchen, ja wer nur die Landschaftsdichtungen des Landes ob der Enns gesehen und genossen hat, begreift den Enthusiasmus der Wiener nicht, in den sie häufig über ihre Umgebungen gerathen; aber wer nun drei, vier, acht, elf Jahre in den ewig grauen Mauern und ewig fahlrothen Dächern dieser Stadt gelebt hat, nicht einmal einen blauen, sondern häufig durch Staub getrübten Himmel gesehen hat, sich höchstens an der familienähnlichen Sippschaft der Akazien und Kastanien des Glacis oder der Basteien erlabt hat, wer hiebei nur zeitweise die Auen des Praters besucht, und sonst in einem drückenden, drängenden Berufsgeschäfte arbeitet: der, wenn er nun einmal hinauskommt, begreift nicht nur jenen Enthusiasmus, sondern geräth selber in den höchsten. Und in der That, wenn man nicht eben die erhabensten und epischen Landschaftsdichtungen verlangt, sondern mit einem lieblichen, reichen, gemüthanregenden Gemische von Feld, Wald, Weinberg, Hügel, Höhenzug, Strom und eingestreuten Villen und Dörfern vorlieb nimmt, bei welchem allen, wenn man nur ein wenig emporsteigt, überdieß noch immer das Epos der Alpen im Hintergrunde schwebt, der wird gewiß auch die Umgebungen Wiens schön nennen, in dem Sinne, wie man gewöhnlich Gegenden schön nennt, an die man

nicht eben die Anforderungen von Hochalpencharakter oder von Meereserhabenheiten macht.

Wir werden im Verlaufe dieses Aufsatzes Gelegenheit bekommen, den Leser in eine oder die andere Parthie 5 unserer Umgebungen zu begleiten.

Wie aber gewöhnlich der Wiener, oder eigentlich der Mensch, das Vergnügen zu dem Vergnügen fügt, das Nützliche zu dem Schönen; oder auch, wie jeder gesunde heitere Mensch, das Sinnliche zu dem Vernünftigen: so geschah es 10 auch hier, daß immer *schöne Punkte* und *Wirthshäuser* bei einander stehen. Man hat uns deßwegen häufig getadelt, und die Wiener Backhühner sind ordentlich berühmt geworden, so wie unser ewiges Weintrinken und Aufwarten mit einem Glase Wein. Aber ich glaube, man 15 hat hierin Unrecht. Wenn die kleine Stadt, die uns tadelt, bedächte, daß unsere Spaziergänge nicht sind, wie ihre, daß sie außer ihren Thoren, auf dem Lande und im Schooße der Bäume sind, wir aber so weit gehen müssen, daß sie es schon eine Reise nennen würde — wenn die kleine Stadt 20 das bedächte, so würde ihr auch einfallen, daß man auf einer Reise einkehren müsse — und deßhalb kehren wir ein. Es wäre in der That zu viel für ein Vergnügen verlangt, daß man, wie bei einer Karawane, Speise und Trank mitschleppen müßte; daher barmherzige Menschen an Stellen, 25 denen sie abmerken, daß viele Wiener sie besuchen, gerne ein Wirthshaus bauen, um jenen Wienern ein Obdach und Labung zu geben. Ob hiebei zu viel oder zu wenig Wirthshäuser sind, kann der Fremde gar nicht ermessen, da er nicht weiß, wie viele wir in einem gegebenen Augenblicke 30 da oder dort sein werden, wie viel wir also Labung und Obdach bedürfen. Was das Weintrinken anbelangt, so hat der Fremde auch Unrecht, weil er blos sagt: wir trinken Wein, wir ihm aber antworten könnten: wir trinken auch

Bier; und wir danken Gott, daß er uns ein Land gab, wo beides gedeiht, und Fröhlichkeit dazu, beides zu genießen. Wenn in einem Lande, wo ein guter, derber, gesunder Wein wächst, kein Wein getrunken würde, oder knickerisch wenig Wein getrunken würde, so wäre dieß ja reiner Undank gegen das Land und den Schöpfer des Landes, und diesen Undank läßt sich der Oesterreicher überall nicht zu Schulden kommen. Was endlich die Backhühner und den Wein anlangt, so zeigt sich das auffallende Phänomen, daß allerlei Fremde, wenn sie zu uns kommen, Backhühner und Wein verzehren, wie wir, und zwar so viele Backhühner und so viel Wein, wie wir. Ich denke, es muß die Sache entweder in der Luft liegen, oder die Fremden thun dergleichen zu Hause auch, wie wir zu Hause — oder sie benützen es, daß hier eben diese Dinge zu haben sind. Bei uns ist es zuweilen umgekehrt; der Schreiber dieser Zeilen wenigstens fand einmal eine Kaltschale, die ihm ein nördlicher Landsmann bereitete, als ein grausames Gericht, das er schnell durch einen einfachen aufrichtigen Grinzinger hinunterschwemmen und amortisiren mußte. Diese kleine Abschweifung über die verkannten Wirthshäuser in unserer Umgebung sei mir erlaubt; ich kehre wieder zu meinem Stoffe zurück. — Doch noch eine Kleinigkeit muß ich hinzufügen: Man wirft uns nämlich vor, daß wir jeden höhern Genuß, z. B. den der Natur, den einer schönen Musik, einer häuslichen Freude u. s. w., sogleich mit Essen und Trinken verbinden. Freilich ist die Sache wahr, aber es ist nur so: wir sind ein behagliches, sinnliches Volk, d. h. ein Volk, das seine guten, tüchtigen körperlichen Eigenschaften hat und auf selbe hält. Da nun bei jedem gesunden und unverbildeten Menschen der ganze Mensch seine Rechte hat, so redet, wenn die Herrschaft „Vernunft" ein Fest feiert, auch die Dienerschaft „Sinnlichkeit" ein Wörtchen

darein, und die Sache ist erst vollendet und ganz, wenn sich Alles auf gleiche Weise freut, Jedes nach seiner Art. Daß es übrigens in andern Ländern auch nicht gar viel anders ist, lese ich ja täglich in Zeitungen. Sobald mit
5 den erhabensten Gefühlen einem großen Manne eine Statue gesetzt ist, so sitzt man nieder und gibt ein Bankett; wenn nationale Feste gefeiert werden, wenn man sich im Großen versöhnt, wenn ein Durchreisender gefeiert wird, so deckt man den Tisch — und so ist es, und so ist es gewesen,
10 und so wird es sein. — Darum, lieber Mit-Wiener, gehe auf's Land oder halte Hochzeit, oder Kindtaufe, oder Abschied, oder Willkommen, so lasse deinen Körper sich mit freuen, gib ihm ein Glas Wein, bringe ihn in eine behagliche Stellung, zünde ihm auch etwa eine Pfeife Tabak an —
15 dann, wenn er so zufriedengestellt ist, so genieße so die höhere und höchste Freude, die sonst auch noch zu haben ist. Wenn Andere anders sind, so beneiden wir sie nicht darum; es kommt nicht darauf an, wie wenig man sich sinnlich freut, sondern darauf, wie stark man dieß auch
20 im höhern Sinne kann.

Nun endlich zu unsern Ausflügen und Partbieen zurück. Sie theilen sich in zwei Klassen: in die zufälligen und in die beständigen. Die ersten sind solche, die eben von der Laune, dem Wetter und dergleichen abhängen; die
25 zweiten aber müssen immer zu einer gewissen Zeit an einen gewissen Ort hin geschehen. So z. B. ist am Ostermontage und am ersten und am zweiten Mai Pratergang oder höchstens Augartenbesuch — dann sind für das eigentliche Volk die sogenannten Kirchtage der umliegenden Punkte die
30 eigentlichen Tage der Volksfeste. Hierunter nimmt der Kirchtag in der Brigittenau, der zwei Tage dauert, den ersten Platz ein — wir werden ihm noch in diesem Werke einige Blätter widmen — dann ist der Kirchtag in Mariabrunn,

am Feste Mariä Geburt, ein wahres Volksfest; dann sind die zu Berchtholdsdorf, Hitzing, Grinzing u. s. w. An einem solchen Kirchtage ist der Ort, wo er gefeiert wird, überfüllt von Menschen der mittlern Klasse; in allen Wirthshäusern, Kneipen, Schenken, Gärten der Weinhauer (Winzer) erklingt Musik, und wenn es auch nichts Anders ist, als wenigstens eine Drehorgel, und lustige Gruppen sind im Hin- und Zurückwandern begriffen, und an manchen Stellen trifft man Tanz, wenn auch oft die größte Sommerhitze herrscht. Manche dieser Kirchtage haben auch eine hervorragende religiösere Bedeutung, wenn auch das Irdische noch ein wenig stark darin vorherrscht, wie z. B. der in Mariabrunn am 8. September. Wir wollen ein wenig bei ihm verweilen.

Mariabrunn liegt etwa eine Wiener Meile westlich von der Stadt. Es war einmal ein Kloster, die Gebäude sind aber jetzt zu einer Forstschule eingerichtet. In der kleinen Kirche wird das Gnadenbild Maria's verehrt. Die heilige Sage erzählt, daß dieses Bild in einem Brunnen aufgefunden worden sei und im Mittelalter viele Wunder gewirkt habe, worauf eine Kapelle, und daraus das Kloster entstanden sei. Es liegt außer unserm Zwecke, näher auf diese Entstehung und Ausbildung einzugehen. Der Ort liegt sehr anmuthig am Eingange des Wiener-Waldes, dessen Berge nebst einem Theile des kaiserlichen Thiergartens ihn umstehen. Gegen Norden breitet sich eine sanft emporsteigende Wiese aus — und diese ist der eigentliche Schauplatz des Kirchweihfestes der Wallfahrer. Schon beim ersten Morgengrauen des 8. Septembers treffen einzelne Pilger und Gruppen in Mariabrunn ein, die gar nicht gerechnet, welche schon Tags zuvor gekommen sind. Beim Vorrücken des Tages vermehrt sich auch die Zahl der Waller, bis endlich die Straße, die an dem Stifte vorbeiführt, so dicht besetzt

ist, daß man dem Strome entgegen gar nicht durchdringen kann. Die Kirche, in welcher feierlicher Gottesdienst gehalten wird, ist bald besetzt, und zwar so gedrängt, daß keine Nadel zwischen den Menschen zu Boden fallen könnte. Diejenigen, welche in der Kirche keinen Platz mehr finden, oder die große Zahl derer, die sich überhaupt um eine Kirche gar nicht bekümmern, treiben sich außen herum. Auch das Gasthaus wird bevölkert, und während die Orgel aus der Kirche herüber tönt, erheben sich dort Töne und Klänge, die nichts weniger als nach Andacht und Pilgerfahrt lauten; nämlich Singen, Lärmen, Gläserklirren, Klappern mit Tellern und Gabeln. Gegen Mittag und nach Ende des Gottesdienstes fängt eigentlich das wahre Volksvergnügen an. Es füllt sich nämlich obbenannte nördliche Wiese, so groß sie ist, mit der Menge des herbeigeströmten Volkes. Es lagert sich in allen möglichen Gestalten und Gruppen auf derselben, und campirt im eigentlichen Sinne des Wortes. Tücher werden aufgebreitet, die mitgenommenen Speisen und Getränke werden darauf ausgepackt und verzehrt. Man kann ganze Familien mit Großvater, Großmutter, Tante, Vettern, Eltern und Kindern sehen, wie sie um ein solches Tuch, ja oft blos um ein Stück Packpapier herumlagern, und ihre Mahlzeit verzehren. Auch herumschwärmende Gruppen trifft man, welche im Lager hin und her ziehen, wobei sie häufig auf einem abgebrochenen Zweig ein Sacktuch oder ein Umhängtuch einer Schönen als Fahne tragen. Buden sind aufgeschlagen, in denen man Bildchen, Eßwaaren, Getränke und dergleichen zu kaufen bekommt, oder in denen bekannte Volksspiele gebothen werden, die die Gewinnlust manches der Vorübergehenden reizen und ausbeuten. An einer andern Stelle postirt sich eine Drehorgel auf und improvisirt aus lustigen Handwerkern und ihren Schönen einen Tanz um sich herum, der nichts als

einen weichen Rasen unter den Füßen hat — während an einer andern Stelle ein Harfenist eine tragische blutdürstige Ballade vor seinen Zuhörern herabkanzelt, oder ganze Gruppen aufgereizter Burschen jauchzen und Lieder singen.

Wenn man in einer etwas größern Entfernung in einem der stillen Wälder ist, so hört man an diesem Tage das Brausen der Menschenmenge nicht anders, als wie das Murmeln entfernter Meereswogen. Es wird nicht übertrieben sein, wenn ich sage, daß an einem besonders schönen Tage dieser Art zehn- bis fünfzehntausend Menschen auf der Wiese gelagert sein mögen, die alle lustig und freudig sind, da der Wiener sich gerne an Volksmengen entzündet und steigert. Hiebei sind die noch nicht gerechnet, welche in den Wirthshäusern und auf den Rasenplätzen der herumliegenden Orte zerstreut sind, z. B. in Hadersdorf, Weidlingau, Haimbach, und auch die nicht, welche Mariabrunn gar nicht erreichten, sondern schon im Brauhause zu Hütteldorf kleben bleiben mußten. Dieses Treiben herrscht gewöhnlich bis gegen Abend; dann lichten sich die Reihen. Der am Morgen hinausgekehrte Strom ist nun ein sich zurückwälzender, und wenn man in der Dämmerung über die Wiese geht, so ist sie leer, der Rasen ist zertreten, Zäune und Einfriedungen sind theilweise umgerissen, und von den Gebüschen hängen Zweige und Aeste herunter, an denen man gerissen. Das momentane, erst heute entstandene Meer ist wieder verronnen, nur einzelne Nachzügler und schwärmende Gruppen sind in den einzelnen Gasthäusern zurückgeblieben, weil sie es nicht anders thun können, als daß sie erst morgen mit wüstem Kopfe und verstörten Gesichtern nach Hause gehen. Mancher arbeitende Vater mit seiner Familie aber hat sich eine solche Erholung aus dem aufregenden Gange, aus der gesehenen und mitgenossenen Lustigkeit, aus der heitern Luft und der er=

quickenden Landschaft mit nach Hause gebracht, daß er wieder wochenlang in seiner dumpfen Stube arbeiten und aushalten, und Abends bei einem Glase Bier mit seinen Nachbarn oder mit seinen Kindern von dem Kirchtage zu Mariabrunn reden kann. Ich meine darum, daß man nie und nirgends solche Feste, die sich das Volk selber gibt, um sich in Masse zu freuen, ausrotten soll, weil ein heiteres Volk auch ein gutes ist, weil der Oesterreicher in seiner gesunden Herzensgüte nirgends zu großen Excessen geneigt ist, und weil der geringe Schaden, der sich zeigt, wenn die Heuschreckenwolke wieder verflogen ist, leicht ausgebessert werden kann. Die Wiese wird ohnedieß immer vorher abgemäht, und die abgeschnittenen Aeste und Zweige an den Waldbüschen, welche eine kriegslustige Jugend als Beute mitgenommen, verwachsen sich im Laufe des Jahres bis zum Unkenntlichen wieder.

Die andern Ausflüge, welche nicht an eine Zeit und an einen Ort gebunden sind, sind natürlich viel häufiger; aber sie sind im Ganzen minder interessant, da sie im Grunde nichts Volksthümliches haben, sondern jeder großen Stadt eigen sind, nur mehr oder minder nach dem Charakter des Volkes schattirt. Genuß ist die Losung des heutigen Zeitgeistes, und mit der Geselligkeit steigt der Genuß. Ist es ja selbst mit den Thieren nicht anders; die scherzenden, schäckernden, spielenden sind zugleich die in Heerden lebenden; der einsame Geier und der Adler sind die ruhigsten und mäßigsten. Die Freude des Landmannes dreht sich in einem einförmigen Kreise, und dieß um so mehr, je mehr er im Walde und von größern Städten entfernt lebt. In der Stadt, und insbesondere in der Hauptstadt, drängen sich die Reizungen und die Lockungen, namentlich da ein großer Theil der Bewohner sich davon nährt, andere zu reizen und zu locken. Das Beispiel, die Hoffahrt, thun das

Ihrige hinzu — und so rennt und stürzt sich das in den Genuß, um von dem Leben, als sei es nur eine Minute, ja gewiß sein Theil wegzubekommen. Diese Sucht pflanzt sich bis zu den untersten Klassen fort; daher lechzen die, welche die ganze Woche in Arbeit sind, nach dem Sonn- und Feiertag, um da endlich dem Genusse nachjagen zu können. Im Sommer besteht er nun gewöhnlich darin, daß sie sich von der düstern Arbeitsstube losspannen, und in's Freie hinaus trachten. Man sieht daher gerade an Sonn- und Feiertagen alle Straßen, die vor den Linien Wiens in's Freie führen, mit spazierenden Menschen der untern Stände bedeckt — es mag wohl Luft, Freiheit, Sonnenschein seinen gebührenden Antheil an dem Spaziergange haben, aber insgesammt ziehen sie doch alle dem einen oder dem andern Unterhaltungsplatze zu, wie sie gleich unzähligen Monden die Sonne Wiens umgeben. Dort geben sie sich der Fröhlichkeit, dem Lärmen, Lachen — und dem Essen und Trinken hin. Ein Ingrediens ist es aber immer, das an solchen Unterhaltungsorten nie fehlt und fehlen darf, nämlich die Musik. Es ist, als wenn Wien die Stadt der Musik wäre, und das Volk sich von Musik, wie von der Luft nährte. Wo nur immer wenigstens eine Bank ist, daß sich ein paar Gäste darauf niedersetzen können, um einige Gläser Landwein zu genießen, dort finden sich bald auch Musikanten hinzu, wäre es auch nur einer, der die Guitarre kneipt, und ein anderer, der dazu singt.

Die Plätze, denen das Sonntagspublikum zuzieht, wechseln auch und haben so gut ihre Moden, als die Kleider; ja oft taucht ein Phänomen dieser Art auf, überstrahlt in Kurzem Alles an Glanz, und sinkt wieder spurlos in Nichtigkeit zurück. So z. B. erinnere ich mich, daß im Winter 1830 einer außerhalb der Stadt einen Saal aus purem Eise baute, und daß durch Monate jenes harten

Winters die dahin führende Straße wörtlich mit Wallfahrern bedeckt war, die sammt und sonders den Eispallast sehen wollten — und daß Mancher sich Entzündungen und Rheumatismus zuzog, blos um sagen zu können, daß er im Eissaale getanzt habe. Das Glück begünstigte auch den Unternehmer; denn ein Tag wie der andere, bis zum letzten Februar, waren granithart gefroren. Alle Eis-Tempel, Salons und Palais, welche in folgenden Wintern gebaut wurden, schlugen nicht mehr so an, und schmolzen schmählich dahin. — Eben so wurde vor mehreren Jahren bei Meidling, nächst Schönbrunn, eine Rutschbahn, unter dem Namen Tivoli, angelegt, wo es eine förmliche Schande war, noch nicht dort gewesen zu sein — jetzt spricht fast Niemand mehr davon. Aber es gibt auch Orte, welche ihren Ruf unerschütterlich behaupten. Hierher gehören alle jene, welche durch den stillen aber dauernden Reiz guter Speisen und Getränke wirken. Da kenne ich anspruchlose Feinschmecker, die eine ordentliche statistische Karte der Umgebungen Wiens halten. Dorthin gehen sie wegen des erlesen guten Glases Grinzinger, hierher zum guten Märzbier; ein anderer Tag ist dem Karpfen gewidmet, der da am besten gebacken ist, wieder ein anderer dem feinen Schinken, der dort ausgeschnitten wird — und so haben sie die Gänse, den Hasen, die Würste — bis zu den Knödeln herab. Daß diese Besucher nicht auf Pracht und Reiz der Gegend schauen, versteht sich von selbst, über derlei sind sie hinaus; auch die Musik sucht er sich bald durch ein paar Groschen vom Halse zu schaffen. Dann sind Orte, die ihrer Lage nach, ihren sonstigen Annehmlichkeiten, und dem alten Rufe nach beliebt sind. Da ist z. B. Hitzing, ein Dorf am Ende des Schönbrunner Parkes, wo es im Sommer so gedrängt ist, wie fast in keinem Theile der Stadt selbst. Dommaiers Casino erschallt von Musik, meist der des Walzercomponisten

Strauß, und sein Garten und Salon ertönt von Gläsern und Rufenden und Lachenden. Das Dorf vergrößert sich aber auch so, daß es eigentlich eine Stadt ist mit Gassen, in denen man sich in der That vergehen kann. Im Osten Wiens liegt der Ort Simmering, der an Sonn- 5 tagen die Bewohner der ihm nächstgelegenen Vorstädte verschlingt; weiter rechts ist das Stadtgut, ein Salon, wo auch öfter Feuerwerk, Beleuchtung, Affenkomödie u. dgl. ist; dann ist Meidling, Liesing mit dem Felsenkeller-Bier. — Im Westen ist Penzing, St. Veit, Hütteldorf (ein Brau- 10 haus) und die kleineren Posten. — In Nord und Nordwest ist Döbling, Grinzing, Sievering, Nußdorf, Weidling . . . und wie sie alle heißen. — Jenseits der Donau ist Jedlersee, Enzersdorf, Korneuburg u. s. w. — Wundern mag es den Fremden, daß wir einen so großen reizenden Strom haben, 15 der sich noch dazu in der Nähe Wiens in so viele liebliche Arme auseinandergießt, und daß er so wenig von Spazierfahrern und andern Wasserfreunden bedeckt ist. Die Ursache mag wohl darin liegen, daß unser Strom unähnlich dem Rheine und der Elbe, ein wilder und reißender ist, 20 der nicht nur sein Befahren, namentlich für den Ungeübteren sehr gefährlich macht, sondern auch gegen das Wasser nur sehr beschwerlich oder gar nicht befahrbar ist. Dieß bewirkt, daß das schöne Stromsilber unserer schönen Donau einsam durch den Smaragd seiner Auen rollt, nicht einmal von 25 großen Schiffen besonders belebt, da die Dampfboote oberhalb Wien, in Nußdorf, die der untern Donau unterhalb Wien im Prater bei den sogenannten Kaisermühlen anlegen, und die Frachtschiffe durch den schmalen bogenartigen Seitenarm, der sich bei Nußdorf von dem Hauptstrome 30 loslöset, an die Stadt hereinfahren. Und gerade dieser Arm, den sie Donaucanal nennen, hat auch in der That etwas Canalartig-reizloses, und reicht bei Weitem nicht

an die Anmuth und Großartigkeit der Donau bei Greifenstein, Klosterneuburg oder unten bei der Insel Lobau.

Außer den oben genannten Ausflüglern und Genußjägern gibt es noch andere, zwar auch Genußjäger, aber feinere, nämlich solche, welche ländliche Reize und landschaftliche Vergnügungen aufsuchen. Ich kenne einen Mann, der alle Fußpfade in allen Wäldern und Parken auf zwei Meilen Halbmesser um Wien herum kennt, und das will sehr viel sagen, wenn man an die mannigfaltigen Verschlingungen des Wiener-Waldes denkt. Wir wollen es versuchen, einige der schönen Punkte dieser Art in Kürze zu bezeichnen. Von dem oben berührten Forstinstitute Mariabrunn führt rechts von der Heerstraße ab eine Kastanienallee in ein anmuthig gelegenes Dorf, Hadersdorf geheißen, hinter dem in englischen Gartenanlagen das Grabmal des großen Generals Loudon steht. Hinter diesem Grabmale führt eine gerade Straße, beständig von den Buchenlaubbergen des Wiener-Waldes begleitet, tiefer in das Gebirge hinein, so einsam, daß man in der entferntesten Landruhe zu verweilen vermeint. Wenn man auf dieser Straße in den Ort Mauerbach gelangt ist, steigt man auf äußerst sanften Fußpfaden bald über grünen Weidengrund, bald zwischen zerstreuten Bäumen, bald zwischen Gebüsch und Wald hindurch, allmälich empor, bis man plötzlich am Rande des Höhenzuges steht, der auf der andern Seite steil abstürzt, und unten das kleine Dorf Tulbing und das ganze Tulnerfeld zu Füßen legt. Der Punkt, auf dem man steht, heißt der Tulbinger Kogel. Außer dem Gipfel des Schneeberges wird es wenig Punkte geben, auf denen eine schönere Aussicht ist, als auf diesem eigentlich kleinen Berge. Vom Schneeberge an über den Oetscher hinauf bis zu den Häuptern im Lande ob der Enns sieht man den ganzen österreichisch-steierischen Alpenzug,

von dem Stifte Göttweig könnte man fast die Fenster zählen, und die Riesenschlange der Donau liegt auf der ganzen Strecke von Krems bis Greifenstein aufgerollt. Das große Tulnerfeld stellt sich wie Mosaik dar, so klein erscheinen seine Felderabtheilungen, und auf die Stadt Tuln meint man mit einem Steine hinwerfen zu können. Es steht auf diesem Punkte ein von Holz errichteter Balkon, der die Rundsicht gewährt. Nur gegen Osten ist die Aussicht beschränkt; da stellen sich nämlich dieselben Waldberge, wie der Tulbinger Kogel selbst, und ungefähr von derselben Höhe, vor das Auge.

Aber nicht der Tulbinger Kogel allein ist es, welcher dieser Umgegend Werth verleiht: das Hauptthal, welches von Hadersdorf nach Mauerbach zieht, hat ein paar ungemein reizende Seitenthäler, Haimbach und Steinbach. In beiden sind nur wenige Häuser, aber höchst anmuthig gruppirte Höhen und Gebüsche. Von Haimbach führt ein Pfad den Berg hinan auf die sogenannte hohe Wand, wo eine zwar weit beschränktere Gebirgsaussicht ist, als auf dem Tulbinger Kogel, aber dessen ungeachtet eine noch immer sehr schöne. Von Haimbach sind bis Hadersdorf schöne Pfade durch den Buchenwald angelegt und mit Ruhebänken versehen. Aber auch von der hohen Wand aus kann man auf noch viel lockendern und einsamern Holz- und Jägerpfaden zu verschiedenen Punkten der Gegend gelangen.

Der Kahlen- und Leopoldsberg biethen eine Aussicht über das Marchfeld bis zu den ungarischen Bergen, und eine Uebersicht über die ganze bunte steinerne Scheibe der Stadt Wien. Dann ist in demselben Höhenzuge der Hermannskogel, der ebenfalls eine der lieblichsten Rundsichten gewährt. Und wunderbar ist es, welch stille Waldeinsamkeiten, tiefe Thalschnitte, mit dem kleinen kühlen Wässerlein, schattende Baumhänge und idyllische Triften man zwischen

den obbenannten Höhenpunkten trifft. Selbst der Hirte mit seiner Heerde fehlt auf den von Wald entblößten Weideplätzen nicht, nur, daß er hier nicht das Hirtenhorn, sondern eine kreischende Trompete bläst, und meistens noch dazu eine Klappentrompete.

Ein sanftes, schönes Thal geht, wenn man die Straße an der Donau aufwärts gegen Klosterneuburg zieht, links aus den Bergen heraus, läßt ein glasklares Wasser gegen die Donau hervorschießen, und schließt den Blick jenseits des Stromes mit den sanft dämmernden Wänden des Bisamberges. In dem Thale liegt der Ort Weidling mit seinen berühmten Rebenabhängen. Eine schöne Wanderung dem Bache entgegen führt in den Park von Dornbach, durch welchen man sich links wendend, wieder zur Hauptstadt gelangt. Der Kahlen- und Bisamberg stürzen gegenüber so steil ab, und lassen die Donau zwischen sich durch, daß sie wie zwei andere Säulen des Herkules dastehen, und daß sich die Sage gebildet hat, sie seien eigentlich ursprünglich ein einziger von der Donau entzweigerissener Berg gewesen. Dann müßte das Tulner Feld nothwendig ein See, und die gegen dasselbe schroff absteigenden Tulner Höhen seine Ufer gewesen sein. Wir können uns in diese geognostischen Speculationen nicht einlassen, sondern bemerken blos, daß es ein wahrer Segen ist, daß jetzt die Donau zwischen den Bergen herausfließt, und daß oberhalb ein so schönes gartenartiges Land liegt. Die Waldhöhen, die von dem Kahlenberge südwärts ziehen, sind es, die die obigen Punkte und überhaupt die von den Landschaftsfreunden gesuchtesten und beliebtesten Stellen enthalten. Seit wir die nach Süden führende Eisenbahn besitzen, gehört auch Baden gewissermaßen zu den unmittelbaren Umgebungen Wiens, da man es von dem Bahnhofe aus in vierzig Minuten erreichen kann — und

die Umgebungen Badens und der Brühl sind seit undenklichen Zeiten in den Annalen Wiens berühmt. In weniger als einer halben Stunde erreicht man von dem Bahnhof aus den uralten Markt Möbling, wo einstens die Herren von Möbling hauseten, ja selbst zu Zeiten die Markgrafen und Herzoge von Oesterreich residirten. Der Ort mit seiner malerisch alten Kirche lehnt sich an einen Zweig des Wiener-Waldes, der aber hier in kahlen und felsichten Höhen vorspringt. Von Möbling aus ist ein schmales Thal in's Gebirge hineingeschnitten, welches einen Bach hat, und zu dessen beiden Seiten mit Häusern besetzt ist, die zerstreut aus dem Grün der Bäume heraus und von dem Grau der Felsen wegblicken. Die Seitenwände des Thales steigen oft als grüne Waldberge, oft als kahle Felsen empor. Dieses Thal heißt die (von den Wienern so geliebte) Brühl. Wer Alpenfelsenthäler gesehen hat, kann den Enthusiasmus der Wiener über dieses Thal nicht theilen, aber anmuthig und reizend ist es immer, nur daß der Reiz, der gerade Gebirgsthäler am holdesten schmückt, hier ganz und gar fehlt, nämlich der der Einsamkeit. Man kann nämlich nicht zehn Schritte weit gehen, ohne auf geputzte Menschen zu stoßen. Die Brühl ist bekannt durch ihre vielen Ruinen, unter denen auch zum Unglücke neue, d. h. nachgemachte sind.

Baden war einst der Lieblingsort der Wiener, da noch der Hof alle Sommer einige Zeit dort zubrachte, aber auch jetzt ist die kleine freundliche Stadt noch reichlich besucht. Sie liegt ebenfalls am Rande des Wiener-Waldes, und von ihr führt ebenfalls ein Thal in denselben hinein, das so oft beschriebene und besungene Helenenthal. Es ist eine der lieblichsten Wanderungen durch dieses Thal bis zum Kloster Heiligen-Kreuz. Mit seiner andern Seite blickt Baden über eine sehr große Ebene bis zu den

Leithabergen Ungarns. Jede seiner Waldhöhen hat daher eine sehr schöne Aussicht. Was es im Sommer in Baden an Reunionen, Bällen u. dgl. gibt, gehört nicht hieher, da dieß eigentlich ein Stück Stadtleben ist, welches die Landbewohner mit hinausnehmen, wir aber blos vom Lande und den Ausflügen dahin reden. Eben so wenig lassen wir uns hier in die Heilquellen Badens ein. Freilich, wenn wir einmal in Baden sind, könnte uns die Lust verleiten, mit allen unsern Lesern in das Gebirge zu wandern, sie nach Guttenstein zu führen, durch das Klosterthal, auf den Schneeberg, in's Höllenthal, in die Preun, dann wären wir bald in Steiermark, — — aber da wir hier nur von den Umgebungen Wiens reden, so darf uns die Lust nicht verführen, sonst kämen wir mit demselben Rechte auch in Steiermark sachte von einem Stücke zum andern, und ständen dann auf einmal in Triest, was doch wahrlich nicht zu den Umgebungen Wiens gehört.

Nur der Schneeberg und sein angrenzendes Land gehören jetzt beinahe dazu, da man auf der Eisenbahn in drei Stunden in Gloggnitz sein kann, und von da in einer halben Stunde in Reichenau am südlichen Hange des Gebirgsrückens, als dessen höchster Punkt der Schneeberg emporragt. Unzählige Male wird jährlich diese wunderschöne Hochalpe von Wienern und Fremden besucht. Die Besteigung ist außerordentlich leicht, wenn auch nicht von allen Seiten gleich leicht, aber gefährlich von keiner, und die Aussicht ist so lohnend, wie sehr oft von weit höheren Bergen nicht; denn der Schneeberg ist eine Voralpe und steht trotz seiner Höhe ziemlich weit im Lande draußen, beherrscht daher nach optischen Gesetzen viel höhere, aber entferntere Berge. Um nicht diesen Aufsatz übermäßig breit zu machen, gehen wir nicht näher in dieß verlockende Thema ein, eben so wenig, als wir den Leser durch das

Thal von Schlögelmühl (das erste an Gloggnitz), durch das von Reichenau und Hirschwang, zu jener Windbrücke geleiten, die, über die gebirgshelle Schwarza gespannt, das Höllenthal eröffnet — ein äußerst schmales, tiefgeschnittenes Felsenthal, von den Wässern der Schwarza durchrauscht, beiderseits von Hochalpen begrenzt; denn auf der nördlichen Seite stürzen die furchtbaren Wände des Schneeberges ab, und gleichsam einen Schritt davon steigen schon wieder die senkrechten Massen der Preuneralpen empor, und beide Gebirge zählen über 6000 Fuß über dem Niveau des Mittelmeeres. Die Straße, welche durch dieses Thal führt, mußte theilweise den Felsen abgerungen werden, indem sonst nichts als die Schwarza Platz hatte. Der Weg läuft bald dieß-, bald jenseits des Flusses, über den bei vierzehn Brücken gespannt sind. Vor noch nicht sehr vielen Jahren war kaum ein Fußpfad in diesem Thale, und man kann sich denken, welche furchtbare und entzückende Wildniß hier gewesen sein mag; zwei hohe Bergkolosse mit all ihren Wänden, Schründen, Bachgüssen und Waldbreiten so nahe gegen einander schreitend, daß man meint, man könne von einem auf den andern hinüberrufen, zwischen ihnen meilenlang nichts als das rauschende, tosende Wasser und an dessen Ufern eine zerrissene, üppig aufsprossende Waldung — — — jetzt eine gute Straße mit Barrieren, Fiaker darauf aus- und einfahrend, Wiener Hüte, Shawls, Mantillen, schöne Herren — u. s. w., u. s. w. Der Schreiber dieser Zeilen ist froh, das Höllenthal noch lange vor der Entstehung der Eisenbahn gekannt und manche einsame Stunde in seinen Felsen versessen zu haben. — — Doch eben, da ich den Leser nicht hineinführen wollte, führte ich ihn eben hinein. Allein mit diesem schönen, düstern landschaftlichen Bilde schließen wir den Landschaftsrahmen, womit Wien umfaßt ist, da seine östliche und nordöstliche Seite nichts aufweiset,

was den Landschaftsfreund anzieht, und da dorthin auch die wenigsten Excursionen gemacht werden.

Wir haben bis hieher, um das System festzuhalten, drei Gattungen von Ausflüglern kennen gelernt, nämlich die zu Volksfesten, dann die zu Luft, Licht, Speise, Trank und Lustbarkeit — man glaube nicht, daß diese zwei Klassen zusammenfallen; denn es gibt Leute, die ein ganzes Jahr nicht aus ihrem Stadtviertel kommen, aber zum Brigitten-Kirchtag, zum ersten Mai im Prater, u. dgl. sein müssen, und sollten sie dazu die Wäsche vom Leibe und das Bett aus der Kammer verpfänden müssen, — während die bloßen Lust-, Luft- und Genußritter oft Sonntag für Sonntag in's Feld rücken, und sich doch von derlei großen Schlachten ferne halten, wie die Volksfeste, weil dort sehr häufig grobe Geschütze spielen, und das Raffinement fehlt. Zur dritten Klasse haben wir die Landschaftsbesucher gezählt, und wir gehen nun zur vierten über. Es sind dieß diejenigen, die aus gar keinem Grunde ausfliegen. In einem schönen, bequemen Wagen zurückgelehnt, schwimmen sie bei einer Linie hinaus, die Straße entlang durch allerlei Bäume und Häuser, und kommen dann wieder heim. Es gibt unzählige solcher Schwimmer; aber umgekehrt ist nicht jeder ein solcher, der in einem schönen Wagen fährt. Ich kenne manche Familie, deren leichtfüßige Renner nur das Mittel sind, sie schnell auf das Land in die schöne Natur zu bringen, wo sie sich harmlos ergehen neben dem Bürger oder Arbeitsmann, der mit einem Pack Kindern angekeucht kommt, um auch ein Stück Natur wegzugenießen. Den echten Schwimmer erkennt man an dem ruhigen, leeren Gesichte, mit dem er an den Dingen vorübergleitet. Es mögen Reiter oder Bäume, oder wieder Wagen sein, an denen er vorbeikommt; es mögen schöne Damen in den Wagen sitzen, oder eine Schaar Handwerksgesellen den Rinaldo Rinaldini

singen: — ihm ist es einerlei. — Der ist noch nicht der rechte Schwimmer, der noch seinen Gesellschafter fragt, wer Diese oder Jene sei, wen sie heirathen werde, mit wem Dieser oder Jener verschwägert sei. — Das thut alles der rechte nicht, sondern er fährt aus, weil er ausfährt, und kommt nach Hause, weil er ausgewesen ist. O, wie viel tausendmal glücklicher ist die derbe gesunde Sinnlichkeit manches, dessen Hände mit grober Arbeit beschäftigt sind, und der sich doch noch auf seinen irdischen Genuß freut, als dieses Gift des Reichthums, das schon aus dem jungen Herzen allmälich den ganzen Himmel und die ganze Erde herausſog, daß beide nichts mehr haben, um es dem Darbenden geben zu können. Aergert euch nicht über die, welche lärmend und schreiend, singend und jubelnd auf den Straßen, wenn es Abend geworden, der Stadt zu ziehen; ärgert euch nicht, wenn sie selbst des Guten zu viel gethan haben und etwas wanken; gebet ihnen durch Unterricht, Beispiel oder sonst wie Höheres, so werdet ihr ihnen helfen. Aber dem Andern ist nicht mehr zu helfen, darum trauert über ihn; denn das einzige Heilmittel, das ihn retten könnte, ist er nicht mehr stark genug anzuwenden, nämlich Maß und Beschwerde. „Wo das Unangenehme bei Anstrengungen anhebt, hebt auch ihr Nutzen an", hörte ich einmal sagen, — aber diese Leute hören dort auf, wo das Unangenehme beginnt, also kommt der Nutzen gar nie. Jede große Stadt muß sie haben, weil sie ihnen die Lockungen geben kann, an denen sie verschmachten.

Wie schön ist dagegen jenes Bild, wo irdische Mittel zu höheren Zwecken verwendet werden. Wie wohlthuend ist der Anblick, wenn ich so eine Mutter mit einem vollgestopften Wagen rothbackiger Kinder, wie ein fahrendes Schwalbennest, sehe, welches sich dann auf irgend einem Anger ausleert, und die junge Brut in allen Richtungen

freudig und rüstig herumspringt und sich an dem Dasein der jungen Körperchen ergötzt. Mögen sie bewahrt werden in dieser vollen, reinen, empfangenden Kraft, dann ist ihnen auch der ganze Himmel und die ganze Erde gegeben, die 5 Jenem genommen sind.

Wie sehr der Wiener seine Landparthieen liebt, geht aus dem Umstande hervor, daß an schönen Sonn= und Festtagen nicht nur alle Straßen und Fußpfade vor der Stadt mit Hinauswandelnden bedeckt sind, sondern, daß es 10 auch Fuhrwerke und Bewegungswerkzeuge aller Art in Menge gibt, um diejenigen hinauszuschaffen, die ihre Füße nicht gebrauchen wollen oder können. Da sind unzählige Pferdehalter in der Stadt, welche den Sonntagsreitern zu Diensten stehen, die man auf allen Straßen zwischen den 15 Wagen sieht. Da sind ferner die Gesellschaftswagen in ungemeiner Anzahl, so daß man sie auf gewissen Straßen, z. B. auf der Hauptstraße zu Maria=Hilf, an Sonntagen ununterbrochen fahren sieht. In der Regel sitzen neun Personen in einem solchen Wagen, in manchem haben auch 20 zwölfe Platz. Wie sehr sich die Menschen aller Art auf die Sommerfesttage freuen mögen, so sehr würden sich die Gesellschaftswagenpferde, wenn sie die Einsicht in einen Kalender hätten, davor fürchten, da diese Tage wahre Martertage für sie sind. Außer den hier genannten Be= 25 wegungsarten harren noch vor den Linien der Vorstädte eigens gebaute, sogenannte Steierwagen mit Sitzen und einer Decke, die meist auf vier Stangen ruht, welche Wagen hier Zeiselwagen genannt werden, und dazu dienen, Gesell= schaften, die sich zu diesem speciellen Zwecke erst auf dem 30 Platze zusammenfinden, weiter zu befördern. Endlich sind noch die Fiaker und die eigenen Equipagen, die an schönen Tagen nicht wenig zahlreich auf den nächsten Straßen dahinrollen.

Wir können uns bei dieser Skizze nicht darauf einlassen, irgend ernste oder komische Einzelnheiten von Landpartieen auszumalen, theils weil es unserem Zwecke zu fern liegt, theils weil derlei schon unzählige Male da war, und oft schöner, als es unsere schwache Feder zu zeichnen 5 im Stande wäre.

Wiener Salonscenen.

Es gibt kaum ein Ding in neuester Zeit, das so vieldeutig geworden, das so verbraucht und verpönt worden, als der S a l o n; jetzt gibt es juridische, ästhetische, politische, radikale, conservative, Damen-, Herren-, Friseur- und Schneidersalons, während ich in den glücklichen Tagen meiner Kindheit keinen andern kannte, als unsern Gartensalon, der acht hölzerne Säulen hatte, und roth angestrichen war — jetzt gibt es solche, aus deren Mund man jeden Augenblick das Wort „fade Salonfigur", „Blasiertheit des Salonlebens", „lange Weile — Servilismus — Steifheit des Salons" ꝛc. vernehmen kann, während unserm Gartensalon nur lauter Liebes und Gutes nachgesagt werden konnte, namentlich seit die alte Marta nie mehr Kaffeegeschirr oder gar Biergläser in denselben hinaustrug, sondern er jahraus jahrein leer blieb, und endlich ein gar schönes Rothschwänzchennest darin entstand. Damals bedeutete mir Salon etwas viel Schlechteres und Luftigeres, als eine Stube, da es keinen so soliden Habitus, wie eine Stube, sondern eher einen komödiantischen Anstrich hatte — nun das Komödiantische dürfte geblieben sein — aber, daß es etwas unendlich Reicheres und Prächtigeres, als unsere Stube bedeuten könnte, das ahnte ich damals nicht; ja ich gestehe, als ich schon längst in den verschiedenen Salons der Hauptstadt herumgekommen, und halb eingebürgert war, hing mir noch immer das altfränkische Bild des

rothangestrichenen Türkentempels nach, wie einem entflohenen Sperlinge das schmähliche Stück Faden, mit dem er angebunden war. Daß Salon endlich gar kein Gebäude mehr bedeuten würde, sondern nur eine Versammlung oder eine Parthei, und zuletzt gar ein Buch[1]), das hätte mir damals freilich eine Umwälzung geschienen, die einer Staatsrevolution völlig gleich kam — jetzt aber wundert es mich gar nicht mehr, seit ich weiß, daß man jedes Wort nach und nach für alles gebrauchen kann, wofür man will, wie man ja jedes Tags einen Menschen, dem man eben keinen schlechteren Titel zu geben weiß, mit dem Worte „guter Freund" anredet, was sonst das Höchste bedeuten sollte, was es außer Eltern und Gatten im menschlichen Leben gäbe.

Man fürchte sich aber hier nicht, daß ich, wie ein verwilderter, bärtiger Musensohn, über die Salone herfallen und sie in die Pfanne hauen werde — per parenthesin: ich habe am meisten über Hof-, Zirkel- und Salonleben von Menschen schimpfen gehört, die nie bei Hofe, in Zirkeln und Salons waren — sondern ich werde harmlos sagen, wie es in diesem oder jenem Salon aussieht, welch ein Bild er biethe, und wie es sich dort bewege; gestehe hiebei aufrichtig, daß ich nicht sämmtliche Salons der Stadt gesehen, sondern aus den gesehenen auf die andern schließe, und ich bemerke gleich im Vorhinein, daß es mit dem Salonleben nicht gar so übel ist, wie es uns dieser oder jener junge Weltgesetzgeber glauben machen möchte, wenn er in einer Vorstadtkneipe sitzt, und die Kraft des Jahrhunderts entwickelt — sondern es ist in den verschiedensten Dingen der Welt das Verschiedenste zu erleben, nur muß man das Erleben verstehen. — Ich kannte einen Mann, der fast **nur** in einer sehr kleinen deutschen Stadt unter

---

[1]) Heine's Salon.

keinen andern Veränderungen, als denen der Jahreszeiten, die außerordentlichsten tieffsten Ereignisse erlebte, — und ich kannte einen andern, der die Napoleon'schen Feldzüge mitgemacht, und gar nichts erlebt hatte — so geht es auch 5 in der Stube, im Kabinete, im Salon. Die ganze Erde ist selber nur ein Kabinet, eine Stube, ein Salon; der Eine sieht Wunderwerke des Lichtes, der Wolken, der Stürme, der Wälder, der Menschen — der Andere sieht Gras, Steine, Dünste und Gesichter. — So gehen Viele in die 10 Salons und sehen dort Cravatten, Fräcke, Handschuhe, Seidenpolster, — und meinen, Cravatten, Fräcke, Handschuhe, Seidenpolster machen das Wesen des Salons; sie schaffen Solches in ihrem Hause an, und glauben, jetzt gäbe es bei ihnen auch einen Salon — oder sie setzen 15 Solches herunter, und glauben, sie hätten die Schalheit und lange Weile des Salons charakterisirt — — es ist hier wie überall: die Einseitigkeit gebiert den Ekel, und die Vielseitigkeit die Harmonie. In den Salons ist so gut Leere, Abgeschmackheit, Lauheit, lange Weile, wie in der 20 Alpenlandschaft Koth, Steine und Morast — und gewöhnlich sind es die nämlichen Menschen, die in beiden das Nämliche erleben. Freilich sind es auch wieder Andere, die mit einer solchen Zähigkeit ihres Reproductionsvermögens begabt sind, daß sich ihr Vorstellungssystem gegen jede 25 neue Wahrnehmung sträubt; dieses Sträuben halten sie dann für eine Schlechtigkeit und Verwerflichkeit der Wahrnehmung; daher der Waldsohn den Salon ganz unleidlich öde und schal und peinvoll findet, und der Salonsohn den Wald so dumm, verwirrt, und langweilig — und beide 30 kennen weder den Wald noch den Salon, sondern nur die Veränderung ihres Wahrnehmens. Die Welt hat tausenderlei Kräuter, und alle geben sie die Wiese, — die Menschheit hat tausenderlei Blüthen, und alle geben sie das Leben.

Gehen wir also von dieser abschweifenden Einleitung zu den Salonscenen selber über, und der Leser wird dann selber urtheilen, ob etwas und was in Salons zu erleben ist.

Der Mensch ist ein geselliges Wesen, deßhalb hat er Städte gebaut, deßhalb setzt er sich mit seines Gleichen an den Kamin zusammen, und deßhalb ist der Salon entstanden. Wem es möglich ist, der sammelt die Seinigen in gemüthlichen Stunden um sich, oder er sammelt auch noch ein paar gute Freunde mit dazu, oder er sammelt Künstler, Gelehrte, Lebemänner, und die halbe Welt. So ist es eigentlich schon ein Salon, wenn Sommerabends die Mägde oder Knechte eines Landmannes, ausruhend in der Stube oder auf dem Bänkchen vor dem Hause herumsitzen, oder wenn die Gewerkleute des flachen Landes in der Dämmerung Feierabend halten — und dasselbe Gefühl ist es, welches den Städter und Großstädter treibt, solche Versammlungen zu halten. Bei uns in Wien ist dieser Ursprung des Salons sich noch viel getreuer geblieben, als anderwärts, wie denn überhaupt jede Sitte, die auf Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit beruht, bei uns nicht nur sehr leicht und sehr tief Wurzel schlägt, sondern auch ein sehr langes, langsam wandelndes Leben lebt. Bei uns sind noch nie fanatische, eifernde, verfolgende Partheisalons entstanden, sondern der primitive Zweck herrscht noch immer mit seinen leichten Schwingen vor, nämlich mit der Heiterkeit.

Es ist mir freilich Anfangs, da ich nach Wien gekommen, mit dem Worte „Salon“ gar seltsam gegangen. Ich gerieth nämlich schon am zweiten Tage, da mir meine flatternden Landhaare gar nicht mehr gefallen wollten, in einen „Friseursalon“, wo wie Geister die weißen Mäntel herumhingen, leichtbeschuhte Haarkünstler gingen, und der Vater seiner Tochter Adelgunde, die sehr schmachtend am

Fenster saß, vorstellte, wie sie denn nicht immer gar so sehr lesen solle. Auch in einen Bäckersalon gerieth ich. Aber, daß nach mehreren Jahren manche erweiterte Kneipe ein Biersalon, oder der Salon schlechtweg heißen würde, das dachte sich damals noch Niemand. Auch ganz unbedeutende Gesellschaften, wo Aesthetik getrieben, mit vertheilten Rollen gelesen wird, wo man Gruppen aufführt, wo bekannte Gemälde durch lebende Figuren copirt werden, wo aufsprossende Genies ihre ersten Versuche vorlesen, wo man raucht, wo das Clavier gemartert wird, überhaupt wo ein Sopha steht, auf dem eine Hausfrau sitzt, die Thee anbiethen und um das Befinden fragen kann — alles das heißt man schon einen Salon — in der Regel aber versteht man darunter jene vornehmen Gesellschaftszimmer, in denen sich entweder blos die Familie gelegentlich zur Erholung und Besprechung versammelt, oder wo zu bestimmten Tageszeiten, oder an bestimmten Wochentagen auch Fremde sich einzufinden pflegen, um da irgend einer bestimmten Lieblingserholung obzuliegen, oder auch nur im Allgemeinen der Gesellschaft zu genießen. Alle Salons aber, sie mögen was immer für Namen und Charakter haben, tragen das Gemeinschaftliche an sich, daß man mit Thee, Kaffee, oder dergleichen beginnt, und dann erst zu dem eigentlichen Zwecke übergeht.

Wir wollen in einen Spielsalon treten.

Es ist nämlich in nicht wenigen Fällen hier Sitte, daß man in gewissen Jahren das Spielzeug wechselt, nämlich bis zum achten, neunten Jahre hat man Trommeln und Puppen, dann Tabakspfeifen und Bänder, endlich kleine bunt bemalte Papiertäfelchen, zu deren Gebrauch man sich mit vielem Ernste niedersetzt. Ja, es existiren sogar Bücher, in denen abgehandelt ist, wie und in wie vielerlei Arten man sich mit den Papiertäfelchen spielen kann;

während man es den Kindern frei überläßt, auf welche Art sie trommeln wollen, was freilich unverzeihlich ist, indem man sie da einer verderblichen Freiheit überläßt, die ihnen den Kopf verrücken kann, statt daß man die Trommelstückchen wissenschaftlich behandeln und einen Knabensalon errichten sollte, wo sie durch zusammenwirkendes Trommeln sich ernstlich unterhalten könnten. Da indessen dieses noch lange ein frommer Wunsch bleiben wird, so gehe ich lieber wieder zu den systematischen Spielen mit den bunten Papierblättern über. Ich kenne manchen sitzenden Mann, der in diesem seinem Berufe des Sitzens so eifrig ist, daß er sich nur die nöthigen Nachtstunden abbricht, die er zum Liegen braucht, sonst aber stetig sitzt, bei Tag in seinem Bureau, des Abends beim Spiele, wobei nur der Umstand obwaltet, daß er im Bureau immer auf dem nämlichen Platze, beim Spiele aber successive in so viel Häusern herumsitzt, als die Woche Tage hat. Das Gehen zwischen den verschiedenen Sitzplätzen nimmt ihm viel Zeit. Auch Frauen, vorzüglich wenn sie wieder in das kindliche Alter eingerückt sind, zeigen wieder den Sinn zum Spielen. Sie setzen eine sehr schöne, sehr breite, sehr bunte Haube auf, thun ein schillerndes Gewand an, und finden sich Abends in dem Spielsalon ein, dessen jour eben ist. Im Ganzen spielt doch das schöne Geschlecht weniger, als das starke. Mancher pensionirte Leichnam, wenn er aufgebahrt wird, hat seine sechzehn bis siebzehn Tausend Robber geleistet, während die trauernde Witwe höchstens neunhundert aufweisen kann.

Wenn eine solche Familie, die Spiel gibt, ihren jour hat (Tag darf man nicht sagen, weil jour vornehmer ist) — wenn also die besagte Familie jour hat, so wird schon gegen Abend Alles zu dem gesellschaftlichen Zwecke hergerichtet. Die Dienerschaft klappt die Tische, die mit dem

grünen Tuche gefüttert sind, auseinander, und bürsten und putzen sie eilfertig aus, und rücken sie zurecht. Auf jedem liegen dann die erforderlichen Spiele Karten, und die etwa nothwendigen Marken. Die silbernen Leuchter mit den langen Wachskerzen werden gestellt und die Flügelthüren gelüftet. Durch alle Zimmer weht die Erwartung. Hinter kolossalen, silbernen, babylonischen Thürmen, Theekesseln genannt, thront eine Dame, oft, sogar meistens die Frau des Hauses, und beginnt das Gebräue des duftenden Heuwassers — endlich rücken die Truppen an, und zwar sind die, welche auf allen andern Feldern schon die invalidesten sind, oft gerade hier die tauglichsten und ausharrendsten. Die Procedur eines solchen echten Spielsalons ist eigentlich sehr einfach. Nachdem das Brausen des Willkommens, Neuigkeiterzählens, Theenehmens und Anordnens vorüber ist, werden die lockenden, grünen Schlachtfelder besetzt, die Gruppen sind abgetheilt; es wird stumm, nur das Rauschen der Karten, das Klappern der Marken, und monotone technische Ausdrücke werden gehört, außer daß zuweilen nach Beendigung eines Robbers oder andern Spieltheiles ein Lärm losbricht, wie man es besser hätte machen sollen, oder wie man sich verwundert, daß die Sache so kam, wie sie eben kam. Der echte, reine Spielsalon leidet keine fremden Ingredienzen, d. h. keine solchen, die nicht spielen, außer etwa einen Lichterputzer, der wie ein Schatten zwischen den Spieltischen herumschifft. Im Vorzimmer langweilt sich die Dienerschaft. Sind noch Andere da, z. B. junge Leute, so mögen sie sich gruppiren, nicht gar laut sprechen, und suchen, wie sie die drei tödtlichen Stunden hinbringen mögen. Endlich rückt man die Sessel, man zahlt aus, man neckt sich über Verlust und Gewinn, läßt sich Tücher und Ueberröcke reichen, und begibt sich vergnügt nach Hause — sich still freuend, wann es wieder Morgen würde sein, wann

die Tagespflichten aus sind, und anderswo sich das augenfreundliche Grün aufthut. In die Spieldetails kann der Referent dieser Zeilen nicht eingehen, weil er in einem solchen Salon nicht zu gebrauchen ist, oder etwa nur im äußersten Falle zum Lichterputzen. Da ich mich stets der Objectivität, so viel mir möglich war, beflissen habe, so wage ich nichts über die lange Weile eines Spielsalons laut werden zu lassen, in der Ueberzeugung, daß derselbe schon allerlei wesentliche Merkmale der Freude und Kurzweile haben werde, die nur meiner schlechten Beobachtungsgabe und meiner Unfähigkeit, in die Sache einzugehen, entgangen sind. In gewissen Bürgershäusern, die doch auch gerne ihr Spiel und ihren Salon haben möchten, war ich schon so glücklich, einige Merkmale der Lust und des Vergnügens aufzufinden; aber ich fürchte leider, es möchten nur zufällige sein, die der Logiker nicht brauchen kann — es war nämlich eine Familie, in der stets an Spieltagen ein großer Kuchen zwischen den Tassen prangte, der sich von acht zu acht Tagen immer selbst übertraf und viel Stoff zu Heiterkeit in sich trug — dann war es noch Sitte — — (aber fast schäme ich mich, das hieher zu rechnen, da es von Kennern eher als eine Verunzierung, als eine Pertinenzsache des Spielsalons angesehen werden möchte) — es war nämlich Sitte, wenn Vater und Mutter zum Spieltische niedergesessen waren, daß sie sich um nichts mehr kümmerten, als um sich selbst, was zur Folge hatte, daß wir jungen Leute uns zu den Mädchen gesellten (es waren nämlich zwei wunderschöne Töchter da, und manche spielende Mutter brachte als Ballast auch noch eine mit) — daß, sage ich, wir uns zu den Mädchen gesellten, uns wie ein junger Bienenschwarm an eine ferne Fensterecke, an einen Kamin u. dgl. anlegten, und die holdesten Dinge plauderten, wobei nur das Einzige zu beobachten war, daß

kein Kichern bis zum entfernten Lichterschein dringe, in dem die grauen Häupter saßen und spekulirten. An keine Spielabende denke ich mit so viel Vergnügen zurück, als an jene. Freilich muß ich hinzufügen, daß sie durch ihre eigene Natur und Constitution den Todeskeim in sich trugen; denn die Mädchen wuchsen nach und nach heran, und heiratheten weg — während nun der Vater Robber gewann, verloren sie Herzen, und das war auch das einzige Glück und dieser Verlust der beste Gewinn, der in jenem Spielsalon gemacht wurde; denn die Mutter aspirirte für ihre Töchter in die höchsten Stände, namentlich war sie auf Staatsbeamte versessen, die schon sehr hohe Grade und Würden hatten, daher sie die Töchter auf das Eifersüchtigste vor jedem andern als solchen, meist schon in's Graue spielenden, langsam schreitenden Bewerbern hütete; nur, wenn sie die gemalten Blätter vor Augen hatte, hielt sie die Töchter für geborgen, und gönnte ihnen die unbedeutende Witzunterhaltung mit den jungen Laffen, da sie schon einmal mit nichts Ernsterem zu vergnügen waren. — Aber die Töchter vergnügten sich mit dem Allerernsthaftesten, und schlossen mit eben jenen, zwar nicht hochbeliebten, aber desto jüngern und schönern Laffen Tractate, heilige Allianzen, Trutz- und Schutzbündnisse, beschworen selbige jeden Spielabend — und nach etlichen Stürmen, Weinen, Ermahnungen und Flehungen heiratheten sie die Bundesgenossen, und brachten nach der Hand dem Vater und der Mutter die schönsten und lieblichsten Bübchen in's Haus, wie sie nie ein Kartenmaler zuwege zu bringen im Stande war. Und endlich geschah es doch auch von selbst, daß die Laffen mehr und mehr wurden, und Titel und Würden bekamen. Die greisen Häupter spielen noch heut zu Tage fort, aber die Fensterecke ist leer, und selbst der große Kuchen sitzt so einsam auf dem Tische (ich war nachher noch

mehrere Male dort), daß ich nicht begreife, wie er mir einst habe so sehr gefallen können. Zur Vollständigkeit der Geschichte und zu ihrem schönern Schlusse muß ich noch hinzufügen, daß ich keiner von den verheiratheten Männern bin, wohl aber zu seiner Zeit im tiefsten Vertrauen der Partheien steckte.

Alles, Alles vergeht. — — Wo ist die feine Blüthe jener Mädchen hin? Wo ist die holde, liebe Zeit, in der wir uns mit einem wahren Nichts so selig ergötzten — wo das Meer von Zukunft, das vor uns schwamm? — — ach, die Eltern sind grau und zitternd geworden, die Töchter selbst abgeblühte Mütter, Jahre sind wie Winde dahin gefahren, und die Zukunft ist nur noch ein kleines Endchen.

Wahrhaftig, wenn es nicht meine Pflicht wäre, die Salons der Hauptstadt weiter zu schildern, ich hörte hier auf, und dächte an nichts, als an die Vergänglichkeit des Irdischen, so sehr hat mich die Erinnerung jener kindischen Abende überkommen und verstimmt. Ich will daher zu einem jener Salons übergehen, die auch eine Rolle in meiner Jugend spielten, nicht darum, weil ich damals in ihnen war, sondern gerade darum, weil ich nicht in sie kam, und weil sie dennoch der Gegenstand meines Staunens, meiner Bewunderung, und, ich darf es schon gestehen, meines Neides waren. Ich glaube dem Leser schon gesagt zu haben, daß ich so glücklich war, meine Kindheit nicht in den Mauern der großen Stadt verlebt zu haben. — Als ich nun den ersten Winter in derselben zubrachte, geschah es, daß ich oft des Abends vor einem großen Hause vorüberzugehen hatte, das schwerfällig vornehm gebaut war, und wovor zwischen Steinen eine gewichtige Kette lief. Das Haus hatte sehr große Fenster, deren Glas so fein war und spiegelnd, daß man des Tags, statt nur im Geringsten hineinzusehen,

eher den Himmel und seine Wolken auf ihnen abgebildet erblickte. Nachts aber, wenn Schnee und rauher Nebel heraußen war, geschah es zuweilen, daß alle diese Fenster in einem Strahlenglanze leuchteten, wie lauter Diamanten — 5 schwere Drapperien sah man in ihnen inwendig auseinandergehen, zahllose Kerzen auf Lustern schwanken, und manchen dunklen Schatten hin- und herstreichen. Unten auf der Gasse stand reitende Polizei, an jeder Gassenecke standen Polizeisoldaten zu Fuß, und ein Reiter sprengte gar zwischen 10 diesen Posten hin und her, um die Ordnung zu erhalten; denn es drängte sich eine Unzahl Wagen vor dem Hause, die theils standen, theils zu-, theils abfuhren. Auf jedem Kutschbock, hochthronend, saß ein Kutscher in eine ganze Wolke von Mantel oder Pelz gehüllt; — mit einem Schrei, 15 wie Schlachtkommando, wurden von Dienern die Wagen vorzufahren gefordert, und mit donnerndem Gerassel flogen diese durch die Einfahrt. Ein Portier mit funkelndem, großknöpfigem Stabe und einer breiten Goldschärpe, darüber aber den Riesenpelz, verneigte sich vor Kommenden und 20 Abfahrenden. Die gaffende Menschenmenge aber, die herunten stand und auf die Lichter hinauf sah, sagte, es sei da oben heute Gesellschaft oder Salon. Es ist ganz und gar wunderlich und abentheuerlich, was ich mir damals unter einem solchen Salon vorstellte; es muß da außer- 25 ordentlich, es muß ganz betäubend von Pracht und Herrlichkeit sein — wenn ich nur ein Mal, nur ein einziges Mal eine solche Gesellschaft sehen könnte! — Und nach vielen Jahren sah ich in der That eine, gerade in denselben Zimmern sah ich sie. Mit schwerer, ruhiger, vor- 30 nehmer Pracht waren sie decorirt, Alles mit Geschmack, nichts vorstechend, nichts auffallend, Alles zusammenstimmend, Alles blos negativ, fast wie die Menschen, die sich da drängten; — nur die alten, großen Gemälde hätten bald

eine Ausnahme gemacht, und die Aufmerksamkeit auf sich gerissen, wenn die Personen, die an ihnen vorübergingen, nicht schon alle Gemälde der Welt gesehen hätten, und daher von keinem mehr beunruhigt wurden. Man ging breite erleuchtete Treppen hinan, auf denen bordirte Diener auf und ab liefen, Tücher, Mäntel, Ueberwürfe und derlei tragend, oder ihre Herrschaft begleitend, oder den Wagen derselben holend. Die Gesellschaft selbst bewegte sich in einer Zimmerreihe durch einen Wald von Kerzen, der durch viele Spiegel noch dichter und strahlender wurde; oder sie saß und stand gruppenweise herum. Die Anzüge waren nichts weniger als auffallend, sondern einfach, aber fein, und jedes Schmuckstück echt. Das Benehmen aller dieser Menschen war gelassen und harmonirend, war frei und präcis — aber je länger man es sah, desto bedrückender wurde es einem; denn es war bei Allen gleich, es war wie gelernt, oder es war der Ausdruck der Gattung — Keiner galt, sondern es galten nur Alle — darum waren eben auch Alle bei Allen. Man kam, man sprach, man ging herum, man fuhr ab, meistens um noch einen andern solchen Salon zu besuchen. Und nachdem dieses Kommen, Sprechen, Stehen und Gehen einige Zeit gedauert hatte — war der Salon aus. „Ach, welch gräßliche lange Weile!“ höre ich hier Manchen rufen, und dennoch sage ich: unter diesen glatten Menschen, die sich nichts sagen, als was Jeder schon tausend Mal gehört hat, und was Jedem schon tausend Mal geschmeichelt hat — unter diesen Menschen mag manch tiefer, gewaltiger Charakter gewesen sein, der seinen Arm in den Speichen der Weltgeschichte hat, hier aber am sanften Zügel der Politur dahingleitete; es mag manches Wort gefallen sein, was ein kleines Compliment, ein kleiner Sarkasmus war, und doch von dem Rechten in ferne Länder berichtet, dort als schweres Gewicht auf das Kissen drückt, auf dem eine Krone liegt.

Ich gestehe, ich hatte damals auch bittere lange Weile, weil ich nicht ahnete, daß Menschen, die Alles gesehen, Alles erlebt, Alles genossen haben, anders conversiren als andere, und weil ich nicht wußte, daß sie das Außerordent-
5 liche im Guten wie Bösen glatt und gelassen thun, nicht mit dem Sturm der Gefühle, mit denen ich es in meinem jungen Herzen gethan hätte, wenn mir die Aufgabe wäre zu Theil geworden.

Auch denke ich nicht, daß die meisten dieser Leute den
10 Salon besucht haben, als einen Ort der Geselligkeit und Freude, sondern es ist eine Art Ceremonie, die sie abthun, eine Höflichkeit, wie man zum Gruße den Hut lüftet, ein Herkömmliches, das eben geschieht, weil es sonst geschehen. — Mancher mochte in schwerer Arbeit die Tagesstunden hin-
15 gebracht, tausenderlei gedacht, tausenderlei abgefertigt haben, und jetzt läßt er sich in diesem glänzenden Strome gehen, und läßt Haupt und Herz ausruhen, indem die glatten und gewohnten Formeln unbewußt von den Lippen gleiten. — Andere mögen in der That etwas Großes, Vornehmes,
20 Adeliches in dieser Art finden, und erscheinen sich groß, vornehm, adelich, wenn sie in dem Salone sind, und deßhalb gehen sie hin — und diese genießen in der That eigentlich die Freude der Geselligkeit, und für sie hat der Salon seinen Begriff am reinsten bewahrt. Der Haufe, der auf der
25 Gasse steht, ist auch derselben Meinung; er bewundert und beneidet das Glück und die Fülle, in denen die Großen schwimmen — und er stellt sich oben ein Meer von Seligkeit vor.

Nach einigen Stunden aber ist der Arme und der Reiche, der Geringe und Hohe, der Diener und Herr im
30 Schlafe begraben; die Finsterniß der Nacht zieht über die Stadt, und unter ihr sind alle klopfenden Herzen gleich.

Eine andere Gattung von Salons erinnert sehr an jene Zeit der französischen Damengesellschaften vor der

Revolution, wo irgend eine an Geist und Geselligkeit ausgezeichnete Dame in ihrem Hause die ihr zusagenden Notabilitäten des Geistes versammelte, und der Versammlung präsidirte. Freilich den europäischen Ruhm, den jene Gesellschaften erlangten, kann jetzt weder eine Pariser noch Wiener Gesellschaft ansprechen; damals hielten wir die Franzosen noch für unsere Lehrmeister in der Philosophie, namentlich jener leichten, glänzenden, heute für bares Nichts erkannten Gattung, wie sie Voltaire hatte, dann in den Künsten, in der Mode, hauptsächlich aber in der Kunst des Umganges, so daß es einem Könige als Ehre erschien, bei dieser oder jener solcher Frauen vorgestellt zu werden — dieß ist nun heut zu Tage alles anders; jene humanistischen, kosmopolitischen Versammlungen haben den Clubbs und den politischen Partheisalons Platz gemacht. — Bei uns ist die Sache aber auch von jeher harmloser betrieben worden, weil die deutschen, und darunter wieder namentlich die Wiener Damen trotz der Eitelkeit, die auch sie von ihrer Ahnfrau geerbt haben, viel zu viel Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit besitzen, als daß sie sich zu der Ostentation und Schaustellung der Franzosen erheben, die noch immer ihr Paris für die Weltstadt, für das Lichtcentrum der Bildung, und ihre Literatur für die einzige halten. Wo bei uns ein solcher Geistsalon besteht, trägt er bei Weitem nicht das Gepräge eines solchen zur Schau, sondern wenn etwa der Eine oder der Andere gerade Freude an geistiger Größe hat, wenn eine Dame Geschmack an Hervorbringungen des Genies findet, so geschieht es, nicht daß sie gleichsam wie ein Engländer eine Sammlung von Genies in ihren Zimmern anlegt, sondern daß sie solche, welche sie vorzugsweise liebt, in ihre Gesellschaft mischt.

Trete mit mir, geliebter Leser, in jenes Haus, von dem eine Reihe Spiegelfenster des ersten Stockes auf einen

lichten Platz hinaussieht. Die Treppen sind sanft und mit Strohmatten belegt. Durch geräumige Vorzimmer treten wir in den Salon. Da wir beide unsichtbar sind, so können wir die bereits versammelte Gesellschaft desto ungestörter beobachten. Sie ist heute besonders zahlreich besucht. Jene ältliche Frau, die auf den rothseidenen Kissen leicht zurückgelehnt ist, und mit geistreichen Augen, und fast mehr hausmütterlichem Aussehen, als sich eigentlich für einen Schöngeist schickt, auf den vor ihr stehenden jungen Mann blickt, und seinen Reden lächelnd zuhört, ist die Frau des Hauses, und eigentlich Präsidentin des Salons, obwohl sie nichts weniger als auf dem Präsidentenstuhl, nämlich dem unmäßig breiten und langen Sopha sitzt, dessen Mitte vielmehr ganz allein ein heiterer, bereits ergrauender Mann einnimmt, so ungenirt oder vielmehr so naiv, als wäre er eben eine Dame, die man hingenöthigt — ich darf keinen Namen nennen, sonst würde ich dir sagen, daß es einer ist, dessen Worte dir gewiß schon oft Freude und Erholung gebracht. Die Divans siehst du alle mitten im Saale, gerade und schief, gleichsam wie vom Zufalle hingestellt; es ist jetzt so Mode, und auf allen, sowohl denen, die ganz ohne Lehne sind, als auch auf denen, deren Lehne mitten läuft — siehst du theils junge Damen gruppirt, theils Herren, die mit ihnen im Gespräche sind. Der gewöhnliche Theekessel fehlt hier, weil es in diesem Hause Sitte ist, daß erst gegen Ende der Gesellschaft, d. h. um zehn Uhr, gespeiset oder Thee genommen wird. An den Wänden hängen Bilder der ersten Künstler. Der junge Mann, der zur Frau des Hauses spricht, ist ihr Neffe, ein Kaufmann, voll der drolligsten Dinge, die er der Tante vorsagt. — Die mit den langen, schönen Locken von tiefstem Schwarz und mit den großen, dunklen Augen ist ihre Tochter; die Blonde neben ihr ist eine Nichte; der starke,

schlanke, grauhaarige Mann, den sie auslachen, ist einer, dessen Wort die tiefste Geltung in der wissenschaftlichen Welt hat, und der gleichwohl so heiter ist, daß seine beißenden Scherze immer die Wirkung haben, daß die jungen Damen unwillkührlich den Schmelz ihrer schönen Zähne zeigen müssen — er steht in dem Rufe, daß er einen Sägebock lachen machen kann. — Jene streitende Gruppe am Fenster sind Glieder eines Kränzleins, das täglich den Mozart lobt, und täglich disputirt; — der ältliche Mann, der ihnen lächelnd zuhört und so gutmüthig im Sessel lehnt, als wäre dieß seine tägliche und ausschließliche Beschäftigung, ist nichts Geringeres, als — — aber ich darf ja keinen Namen nennen, obwohl seiner so weit genannt wird, als man deutsch spricht, und wahrscheinlich noch genannt werden wird, wenn unsere alle verklungen sind, ja, dann wird er wohl noch strahlender, wenn auch einsamer dastehen. Tausend Herzen hat er entzückt, und tausend Seelen hat er gehoben, und in Tausende die schöne sanfte Sitte seiner Worte geflößt. Mögen Einige, die selbst dicke Bücher über deutsche Geister schrieben, immerhin den Mann kurz abthun — die Nachwelt wird ihn nicht so kurz abthun können, wie es schon jener Britte voraussagte, der ein Urtheil in der Sache haben dürfte. Hier in dieser Gesellschaft aber sitzt er so harmlos natürlich, daß man ihn ungefähr charakterisiren dürfte, wenn man sagt, er sei unter den Anwesenden der Bescheidenste. Sein Mitkämpfer auf der jugendlichen Rennbahn des Geistes ist eben jener Mann auf dem Sopha, dessen ich oben gedacht. Man wird sie einst beide neben einander stehen haben, wird sich bald an dem Einen, bald an dem Andern erquicken, und wird sagen: „Sie waren Jugendfreunde." Die Bescheidenheit, Ruhe und Güte dieser zwei Männer wäre manchem unserer jungen Genies zu wünschen; — aber sind

sie eben Genies, so werden sie gerade so bescheiden werden, und dasselbe gelassene Bild darstellen, wie diese beiden, nur Jahre müssen noch hinfließen. Die Andern, die nicht Genies sind, müssen eben zerrissen, mit der Welt zerfallen, 5 und vorlaut sein, daß sie sich als Genies vorkommen. Auch Maler findest du heute hier; auch Musiker, obwohl eigentlich im strengsten Sinn jeder und jede von den hier Anwesenden ein Musiker ist; denn du wirst keinen finden, der nicht etwa Clavier spielt, geigt, oder ein anderes 10 Instrument handhabt — ja, dort sitzt einer, dessen Amt weit von aller Musik entfernt ist, und in dessen Kehle doch eine wahre zauberische Nachtigall des Wohllautes wohnt, so, daß sich ganz Wien bei seinem Namen immer eher den Mann des Gesanges vorstellt, als den Mann des Amtes. 15 Du siehst auch, daß man sich's hier ganz ungezwungen eingerichtet hat. Jeder darf kommen, wann er will, Jeder geht, wann er will; es ist keine Etikette des Sitzens, Gehens, Stehens, Grüßens. — Die Gruppen können sich gestalten, wie sie wollen, und meistens thun sie es, wie sie die Laune 20 oder das Bedürfniß des Gespräches zusammenführt. Es unterscheidet sich dieser Salon von andern literarischen und künstlerischen dadurch, daß es bei ihm Gesetz ist, kein Gesetz zu haben; man wird da durchaus nicht mit Literatur gequält; es sind keine Stunden und Tage, wo vorgelesen, 25 vormusicirt, vorrecensirt wird, sondern der Salon soll eben gar nichts sein, als ein Ort, wo man an gewissen Tagen sicher ist, daß man Jemanden findet, der einen anziehen kann. Was und wovon man an diesem Tage reden wird, ob Alle miteinander reden, oder ob sich Abtheilungen, ja 30 sogar Zweigespräche bilden, ob etwa gesungen, gelacht, disputirt, oder gar geschwiegen wird — alles das ist im Voraus ganz und gar nicht bestimmt — es soll eben ganz beliebige Gesellschaftsfreiheit sein. Als Zwang und Regel

herrscht nur die, die Jedem sein Takt und Zartgefühl von selbst auflegt, und in dieser Hinsicht wirst du bemerken, wie es jedem der Anwesenden ist, als fühle er sich durch sanfte linde Fäden angeregt, aber nicht gebunden. Dafür ist es aber auch eine Auszeichnung, in diese Gesellschaft geladen zu werden; — nicht etwa geistige Größe gibt da den alleinigen Ausschlag, sondern ein solches billiges Benehmen und Maßhalten, daß man überzeugt sein darf, daß das neue Mitglied kein fremdes Element in der schon obwaltenden Harmonie sein wird. Nur so geschieht es, daß sich die fremdartigsten Ansichten hier vertreten finden, ohne daß je Störung und Disharmonie entstände, weil nur Gründe mit Gründen, nie aber Menschen mit Menschen kämpfen. Wer hier länger aus- und eingeht, empfindet in dieser jedes Aeußerste vermeidenden Ebenmäßigkeit am reinsten, wie sehr es Schade ist, daß jene Höflichkeit des alten Schlages immer mehr und mehr abnimmt, wie man sie noch hie und da an einem liebenswürdigen Greis der alten Schule wahrnimmt; jene Höflichkeit, die so leicht und unmerklich das eigene Ich aus dem Spiele läßt, und dem andern Raum gibt zu gelten, und sein Fremdsein nicht zu fühlen, und die sich am edelsten darin zeigt, daß gerade Schwächeren gegenüber, z. B. dem schönen Geschlechte, das eigene Gelten ganz und gar nicht erscheint, sondern auf eine anmuthige Weise die Pflicht, zum Schutze und zur Aufmerksamkeit dieses Geschlechtes da zu sein. Ich habe oft bemerkt, daß zu dieser Art Höflichkeit und Toleranz weit mehr Kraft erfordert wird, als zu der vordrängenden Selbstsetzung der heutigen Ichs. Diese Ichs renommiren heut zu Tage so sehr in der Gesellschaft und in der Literatur, daß man oft in einem Buche vor lauter Autor gar nicht zu dem Stoffe gelangt. — — Allein wir müssen hier unser Spintisiren abbrechen; denn eben wird zu Tische

gebeten. Du siehst auch an den zwei Herren, die ihre Hüte nehmen, daß es hier keine Unartigkeit ist, nicht bei Tische zu bleiben; — allein da wir beide unsichtbar sind, für uns also auf keinen Fall Couverts bestellt sind, so thun wir auch am besten, uns zu entfernen und lieber noch ein wenig bei einem Musikkränzchen vorzusprechen, das noch in voller Arbeit ist. Danken wir übrigens Gott, daß wir unsichtbar in der Gesellschaft sein durften; denn wer weiß, ob wir sichtbar die Erlaubniß gehabt hätten, da zu sein. Wir gehen durch den Vorsaal zurück, durch das Bedientenzimmer, über die mit lebenden Blumen umstellte Treppe hinab, und in die finstere Nacht hinaus; aber tröste dich, wir haben nicht weit zu gehen, um in das Haus zu gelangen, in welchem unsere musicirende Rotte sitzt. Seit der Schlacht bei Leipzig musiciren sie schon. Damals war der Violoncellist noch ein Dichter und Patriot. Er erzählte mir erst neulich bei einem Glase Wein, wo er offenherzig geworden, welche außerordentlichen Schimpfverse auf Napoleon er damals zu Transparenten gemacht habe, und wie, wenn die Franzosen gewußt hätten, daß er der Verfasser sei, sie ihn unfehlbar noch zerrissen haben würden, da er vor zwanzig Jahren in Paris war. O, was ist er seitdem geworden! Er ist nicht der halbe Mensch mehr; das Feuer sei niedergebrannt; er sei zufrieden bei seinem Bischen Häuslichkeit und Musik. Diese letztere sei nun seine einzige Leidenschaft, und zum Glücke habe er gleichgestimmte Freunde und Kenner gefunden, mit denen er sich der unvergleichlichen Kunst hingäbe. — Er habe das Vergnügen, in den Quänger'schen Salon als Violoncellist zu gehören, und wolle mich einführen; ich könne da die präciseste Musik in ganz Wien hören, und dürfte nicht fürchten, durch Uebermaß an Gesellschaft gestört zu werden; denn es sei meistens niemand Anderer da, als die Musicirenden allein. Den

Lichterputzer, der die Ordnung immer störte, haben sie seit der Erfindung der Millikerzen entlassen; Wachs, das sie früher gebrannt, hätte doch der Scheere nicht ganz entbehren können. So sagte der Mann; allein ich kannte Herrn Quänger und seinen Salon ohnehin recht gut, und es war mir ganz unbegreiflich, wie mich der Violoncellist nicht konnte gesehen haben, da ich seit mehreren Jahren der einzige Zuhörer der Quänger'schen Musik gewesen war, d. h. nicht jedes Mal, wenn Musik gemacht wurde, hörte ich zu, sondern unter den wenigen Malen, wo überhaupt Jemand zuhörte, war es i ch, der dieses that. Man wird hier vielleicht meinen, die Quänger'sche Musik sei so schlecht gewesen, daß sie keinen Zuhörer gefunden habe; allein wie falsch diese Meinung sei, geht aus der Thatsache hervor, daß in Wien gar keine Musik existirt, die nicht Zuhörer hätte, sondern Quänger und seine Freunde wollen vielmehr gar keine Zuhörer, außer wenn einer einen Freund oder Vertrauten mitbringen will, der aber dann in der entfernten Finsterniß eines ledernen Sopha's absolut ruhig sitzen bleiben muß, bis die arbeitenden Mitglieder die Instrumente weglegen und aufstehen. Die Musik aber ist in der That, wie sich der Violoncellist ausdrückte, die „präciseste“ in Wien. Man wird mich fragen, warum denn nun die Leute dieselbe nicht hören lassen wollen, da ja eben in der Mittheilung derselben ihr Genuß liege, und die Begeisterung einer entzückten Menge der schönste Lohn des ausübenden Künstlers sei. Darauf muß ich nun freilich antworten: daran liege dem Herrn Quänger und seinen Freunden nichts, und sie haben bei ihrer Musik eine ganz andere Art von Freude. Der Leser erinnert sich sicher an jene hölzernen Knöpfe, welche man auseinanderlegen kann, und dann nur mit vielem Studiren und Versuchen wieder zusammenbringt, oder an jene eisernen Rahmen, von

denen man kunstreich eine Anzahl Ringe abhaspelt und wieder aufhaspelt — ein solcher Knopf und ein solcher Rahmen ist für Quänger und seine Freunde die Musik — es ist eigentlich ein Quartett, und es war sehr schwer, dasselbe zusammenzubringen; Quänger richtete sich den großen Saal seiner Wohnung eigentlich zu Anfange blos für seine Einzelnübungen ein, wo er jahrelang aus verschiedenen Stücken den Prim oder Secund einstudirte, bis er ihn ohne die geringste Abweichung des Zeitmaßes geigen konnte. So that er es mit hundert Compositionen. Alle Leute wußten, daß er sich zu Hause oft fünf bis sechs Stunden unausgesetzt übe, und dennoch hat ihn noch Niemand bei einer Execution mitspielen gesehen, und auch mit ihm, hieß es, möge Niemand spielen. Dennoch mußte er sich darnach gesehnt haben, zu sehen, wie nun zwei Geigen ineinanderspielen, und die Aufgabe des Zeitmaßes lösen. Daß es ungleich schwieriger sei, als bei einer, das leuchtete ihm gleich ein, bei dreien noch schwieriger — und vollends bei vieren! Nach und nach fanden sich denn doch die Bestandtheile des Quartetts zusammen, und nun spielen sie mit ergrauten Köpfen, aber mit heißer Jünglings-Leidenschaft, schon seit der Schlacht bei Leipzig Quartette, und haben die reinste abstrakteste Freude an ihren gegenseitigen Bemühungen; denn sie ruhen und rasten nicht eher, sollten auch dreihundert Proben nöthig sein, bis sie ein vorgenommenes Stück absolut mathematisch präcis darstellen können — und sie haben sich für das Zeitmaß ein solches Ohr herangebildet, daß die kleinste Differenz gleich mit dem entschiedensten Unwillen empfunden wird, und sie haben sich so ineinander hineingespielt, daß sie sich kennen und vertrauen, daß sie ihre eigene abgeschlossene Musikwelt und Zuhörerschaft sind, wobei sich aber eine solche Reizbarkeit entwickelte, daß ihnen ein Gang durch

das Zimmer, ein Tritt, ein schnelles Wort die unleidlichste Störung ist, daher sie am liebsten allein sind; denn was Andern die Musik und ihre Mittheilung so theuer macht, nämlich ihre Schönheit, das, wird der Leser schon bemerkt haben, gilt bei Quänger und seinen Freunden nichts — 5 ihnen ist sie nur die Lösung eines Problems — und wenn sie freilich auch von Schönheit eines Stückes sprechen, so ist es nur immer so gemeint, als wenn ein Auflöser und Zusammensetzer des obigen hölzernen Knopfes nur einen andern solchen Knopf fände, der noch kunstreicher 10 gefügt, noch schwieriger zu lösen und zu binden sei. Hieraus erklärt sich auch die Erscheinung, daß dieses Quartett, d. h. die vier Freunde, oft in öffentlichen Musikexecutionen gesehen werden, daß sie selten einen Vortrag schön finden, für ihre Meinung auch die schlagendsten Gründe anführen, 15 die die Nichtpräcision der Darstellung beweisen, und andere Menschen überzeugen — und daß dennoch dieselben gründlichen Freunde, wenn von der Schönheit dieses oder jenes Musikwerkes die Rede ist, ganz gelassen Dinge sagen, und Stücke in eine Reihe stellen, daß den andern Menschen 20 das Wort im Munde stecken bleibt — und da dieß mit der Ruhe der Ueberzeugung geschieht, und da andererseits so kolossale Kenntniß der Mathematik der Musik aus ihnen heraussieht, so ist Mancher schon an sich selber irre geworden, und hat gemeint, er kenne ganz und gar nichts. 25 Wer aber das Glück hatte, öfters den Quänger'schen Uebungen beizuwohnen, dem klärt sich das Räthsel auf. Sie haben schon mehr als hundert musikalische Nüsse aufgeknackt, und knacken jetzt am liebsten an Beethovens letzten Quartetten, den sie bis in den Himmel erheben. 30 Wäre ich ein Compositeur, ich setzte mich hin und verfaßte blos für Quänger einen Inbegriff von Schwierigkeiten, womit ich das Quartett beseligte; denn sie arbeiteten

freudig daran und hörten nicht auf, wenn sie auch so alt würden wie vier ewige Juden. Hiebei stört es sie auch natürlicher Weise nicht im Geringsten, wenn einer die äußersten Grimassen macht; denn das muß er thun, die Leidenschaft preßt sie ihm aus, und er muß mit seiner innersten Seele nachhelfen, wo physische Kräfte und Fertigkeiten nicht mehr ausreichen. So kaut z. B. der Violoncellspieler alle Noten mit dem Munde mit, was, wenn ein Wald von Sechszehnteln kommt, zu einem wirklich erbarmungsvollen Anblicke führt; gleichsam wie Blitze müssen da die Mundwinkel fliegen. Der Altist hat auch eine Manier, nur ist sie würdiger und gesetzter; er neigt sich nämlich sanft vor und zurück, wie mehr oder weniger Noten in dasselbe Zeitmaß gehen, und hebt sich empor oder duckt sich nieder, wie es forte oder piano geht. Der Secundist geigt nur mehr ein ganz klein wenig mit den Füßen mit, und der Primist, Herr Quänger, sitzt ganz ruhig, da er auch auf Eleganz hält.

Nach dem Quartette ist ein ausgesuchtes Essen; nur beileibe nicht im Musiksaale; denn der ist blos für die Musik. Er ist akustisch gebaut, hat zur Dämpfung der Resonanz alle Wände mit Wollteppichen belegt, hegt keine andere Einrichtung in sich, als Fächer für Musikalien und Instrumentenkästen, Pulte, Sessel, und ganz im Hintergrunde einen ledernen Sopha, wo Quänger zuweilen liegt, wenn er sich die Finger müde geübt, und nun im Haupte weiter arbeitet. Das Abendessen ist in der gewöhnlichen Wohnung des Herrn vom Hause, und Quänger beladet da den Teller des Violoncellisten gar reichlich mit Speise, da er ein armer Teufel ist, Herr Quänger aber sehr viele Tausend Thaler jährlich zu verzehren hat. Alle Mittwoch und Sonnabend ist Quänger'sches Quartett.

Ein anderer, aber in der That ganz anderer Musiksalon ist bei ***, nur herrscht dort wieder die Manie,

daß nur alte Musik gemacht wird, freilich auserlesene und mit auserlesenem Geschmacke, aber jede neue, und wäre sie die beste, wird gesetzlich ausgeschlossen, und die Vereinsmitglieder müssen, dieselbe zu verkosten, sich andere Orte aufsuchen. Es wäre wünschenswerth, daß auch Salons existirten, in denen alte Literatur gelesen würde, z. B. die aus der Reformationszeit, aus dem Mittelalter, die alten Griechen, Juden u. dgl., und hiebei wäre zu wünschen, daß Mancher eingeladen würde, und daß er auch hinginge und erführe, welche Leute jenseits der Berge gelebt haben. Aber meines Wissens existirt kein einziger solcher Salon, und nur der eine oder der andere einsame Mann trägt sich mit seinem Sophokles, Aeschilus und Homer. Es ist eine Sünde, die zum Himmel schreit, ich will nicht sagen, daß nicht sogenannte Gebildete, sondern daß nicht einmal Schriftsteller, ja Dichter, im Stande sind, eine Zeile im alten Griechischen zu lesen — die einzige Sprache, in der die einzigsten Producte geschrieben sind, die so weit über alles hinausgehen, was unsere Zeit producirt, welchen Produkten vergeblich alle späteren Jahrhunderte nacheiferten; — diese Sprache wird von so Vielen bei uns als eine bloße Curiosität betrachtet, die man dem pedantischen Gelehrten überlassen müsse. Dafür aber kann der Schriftsteller sein Französisch und leistet Dinge, die Alles, nur keine Poesie, sein mögen.

Da wir eben von Musik redeten, so könnte ich noch mehrere Versammlungen anführen, in denen regelmäßig Musik, und zwar ganz vortreffliche Musik gemacht wird. — Diesen alten Ruhm, glaube ich, bewahrt ja noch unser Wien, daß es die Stadt der Musik, guter Musik und in erlesenen Zirkeln auch verstandener Musik ist — aber da unser Aufsatz den Titel „Salonscenen" führt, jene Versammlungen aber harmlose Privatzusammenkünfte sind, so dürfen sie hier keinen Platz haben.

Freilich sollte ich noch von jenem Salonleben reden, wo gar nichts da ist als der Salon, d. h. ein sehr großes Zimmer, mit Spiegeln, Sesseln, Sophas, Drapperie, Menschen und anderer Staffirung. Manche sehr edle Frau, oder ge-
5 schmackvolle Frau, oder elegante Frau, oder Lebe-Frau — oder welchen andern Titel ich ihr geben soll — hält sich solch einen Salon. Er hat den Zweck, daß sich hier Andere an bestimmten Tagen zu einer sogenannten Gesellschaft versammeln, d. h. da thun sie Kleider auf ihren Körper,
10 Ringe an die Finger, Goldbänder auf die Arme, haben Haare und den Kopfputz schön gemacht, tragen Gold- und andere chemische Produkte, z. B. geschliffenen kristallisirten Kohlenstoff (der ihnen am liebsten ist), dann kristallisirte Thonerde u. dgl. auf sich — setzen sich nieder und lassen
15 all das im Stillen wirken. Ich habe es durch einen mühsamen Schluß herausgebracht, daß dieß der Hauptzweck eines solchen Salons ist; denn wenn der Mensch in Seligkeit ist, braucht er das Wort nicht, die äußerste Wonne, heißt es, ist stumm. — Wenn aber der Mensch seine Seligkeit
20 gerade nicht zur Schau tragen, sondern sie eher verbergen will, so thut er, als rede er; er redet auch, aber seine Seele und sein Verstand ist von der Rede abwesend, und seine Worte sind leer; er gibt sich nicht die Mühe, daß sein Wort etwas heißt; sein Herz ist bei Anderem. Nun be-
25 obachtete ich, daß die Worte sehr vieler solcher schönen Damen leer sind, daß sie reden, was zu reden nicht der Mühe werth ist: wer geheirathet hat, wer gestorben ist, wer wieder geheirathet hat, wer Anderer gestorben ist, wer mit Dem und Jenem verwandt ist, und wer wieder mit
30 Anderen verwandt ist, -- also, schloß ich, daß diese Rede nur so nebenher ist, und daß sie, da sie sehr vergnügt aussehen, eine innere Seligkeit haben müssen, welche der eigentliche Zweck ihres Hierseins ist. — Da ich nun ferner

bemerkte, daß man sich zu solchen Gesellschaften mit viel Sorge und Umsicht und Aerger die Kleidungsstücke und den Schmuck zusammenstellt, so brachte ich leicht heraus, daß diese der Zweck der Gesellschaft seien, und jetzt war mir Alles begreiflich: das stille Lächeln der Einen, welche im Bewußtsein ihrer Mantille da sitzt, die Huld der Andern, deren Armbänder wirken, dann die absolut schönen Handschuhe, der Seidenrock, der Kopfputz — — u. s. w. u. s. w. In solchen Salons werden auch gerne Herren gesehen, die schön sind, d. h. makellose Handschuhe tragen, mehrere Bärte sehr zugeschnitten haben, und sonst an Kleidung und Wäsche hervorragen. Solche Salons weisen auch gerne sehr viel an Polstern, Sophas, Spiegeln, Theekesseln, Tischen, Seidenzeugen, Tapeten, Fenstervorhängen u. s. w. auf. Manche wollen sagen, daß es in ihnen langweilig sei; ich weiß nicht, ob dieß bei so viel Pracht möglich ist; es mögen daher Andere entscheiden. Ich kann aus Erfahrung von diesen Salons nicht viel sagen, weil ich, wenn mich das Glück in einen führte, immer der Häßlichste war, und von der Pracht und den Reden rauschig wurde.

Von den verläumbdenden, ehrabschneidenden und ähnlichen Salons rede ich nicht, weil ich nicht recht weiß, ob solche existiren, oder ob sich nicht vielmehr nur Privatversammlungen, oder blos Gruppen auf diesen Zweig werfen — gepflegt wird er aber, das weiß ich, und die Residenz ist zwar kein Krähwinkel, aber eine Sammlung von Krähwinkeln.

Von solchen Versammlungen, die an öffentlichen Orten statt haben, wie z. B. die Gasthauskränzchen, die Kaffeehausgesellschaften u. dgl., kann ich nicht reden, da sie nicht in die Kategorie des Salons gehören, und wir schließen diese schwachen Skizzen des Salons mit dem Wunsche, daß sie dem salonhassenden Leser nicht gar die große lange Weile möchten verursacht haben, als etwa der Besuch eines Salons selber.

Winterbriefe aus Kirchschlag.

(1866.)

Ge
sich
au
5 ein
vo
kön
Zu
de
10 lei
ih
sch
B
bi
15

L
il
s
20 d
b
l
i

Winterbriefe aus Kirchschlag.

I.

Gönnen Sie einem Manne, der zur Kräftigung seiner Gesundheit, die durch ein langes Leiden angegriffen war, sich der Meinung und dem Brauche zuwider einen Winteraufenthalt auf einem hohen Berge verordnete, zuweilen einen kleinen Raum in Ihrem Blatte, zu einem Berichte von diesem hohen Berge in die Ebene hinab. Vielleicht können diese Worte manchen Leidenden trösten und ihm Zuversicht zur Heilung geben, vielleicht können sie manchem, der das Landleben liebt, zu einem Entschlusse dienen, vielleicht können sie einem Naturfreunde Freude machen, und ihm Lust erwecken, die Herrlichkeiten des Berges selber zu schauen, und vielleicht können sie die Eigenschaften dieses Berges in größern Entfernungen bekannt machen, als es bis jetzt der Fall ist.

Dieser Berg ist der von Kirchschlag bei Linz.

Obwohl in der Nacht die Lichter der Landeshauptstadt Linz auf den Berg hinauf schimmern, obwohl man von ihm unter Tags die Häuser der Stadt und den Donauspiegel erblickt, und das Läuten ihrer Kirchenglocken, ja oft sogar das Trommeln ihrer Krieger hört, so werden doch nicht alle Bewohner von Linz sich um den Berg bekümmert haben, noch wenigere aber sind hinauf gestiegen, ihn zu betrachten, und die allerwenigsten haben eine Kenntniß seiner Eigenschaften erlangt. Und diese Eigenschaften sind

solche, daß man oft weite Reisen macht, um ihres Nutzens und ihrer Freude theilhaftig zu werden.

Es sei mir erlaubt, zuerst im Allgemeinen von einigen Dingen zu reden, welche die Grundwirkungen auf das menschliche Leben ausüben, und welche auf Höhen anders sind als in Niederungen.

Beginnen wir mit dem Feinsten und Holdesten, was wir für das Leben unseres Körpers und unserer Seele auf dieser Erde haben, mit dem Lichte. Wer kennt nicht das schauerlich schöne Gedicht Byrons „Die Finsterniß", in welchem der Dichter erzählt, was wurde, nachdem das Licht von der Erde genommen war. Die Menschen zünden endlich Häuser, Kirchen, Wälder an, um Licht zu haben. Und zuletzt sind nicht mehr Menschen, Häuser, Kirchen, Wälder, und die Erde ist ein todter Klumpen. Welche Gluth und Pracht der Farben haben Pelze, Gefieder, Blätter, Blumen und Früchte des lichtreichen Mittelgürtels der Erde, und wie geht das Alles in ein eintöniges Graugrün, Grau und Weiß in den Gürteln der lichtarmen Pole über. Man gebe einer Pflanze Wärme, Feuchtigkeit, Luft und Erde in der besten Güte, und lasse ihr gar kein oder nur ein mattes Licht, und sie wird farblos, unkräftig, spindelnd, und strebt mit Angst in die Länge, um irgendwo durch eine Ritze oder ein Loch hinaus in das freudige Licht zu gelangen. Und wer weiß es nicht an sich selber, wie Klarheit des Lichtes Klarheit der Seele ist, und Dumpfheit des Lichtes Dumpfheit der Seele. Nervenleidende können durch einen in die Wochen dauernden gleichfärbigen bleiernen sonnenlosen Himmel nach und nach zur Verzweiflung gelangen. Menschen mit geringem Leben der Nerven und der Einbildungskraft verharren in dumpfem Lichte ohne Klarheit und ohne Dumpfheit, und sie verharren in klarem Lichte ohne Klarheit und ohne Dumpfheit.

Die Hauptquelle des Lichtes für unsere Erde ist die Sonne. Ihr Licht stürmt mit einer Schnelligkeit, davon wir keine Vorstellung haben, in die Räume. Es durcheilt in jeder Secunde über 40.000 Meilen. Körper von völliger Gleichheit ihres Wesens pflanzen die Bewegung des Lichtes fort, und heißen durchsichtig, solche, deren Wesen durch Stoffmischung unterbrochen ist, leiten es nicht so leicht, und heißen undurchsichtig. Das dichte feste Glas, der noch dichtere Diamant sind durchsichtig, das lockere luftdurchzogene Glaspulver ist undurchsichtig, eben so der Badeschwamm, der doch voll von Löchern ist. Das Licht wird nehmlich beim Uebergange von einem Stoffe in den andern immer zum Theile in den alten Stoff zurück geworfen, und je mehr solche Uebergänge in einem Körper sind, desto weniger wird endlich das Licht, wenn es von dem Körper heraus kömmt, und da kein Stoff vollkommen gleichartig ist, ist auch keiner vollkommen durchsichtig, selbst die Luft nicht. Daher ist das Licht, welches endlich durch die Luftschichten der Niederungen auf die Erde gelangt, schwächer, als das, welches auf den Gipfel eines hohen Berges niederglänzt. Das wissen Bergsteiger recht gut, wie ihnen Alles an heitern Tagen auf dem Berge in scharfem Lichte entgegen schaut, und bestimmte Schatten bildet, und wie selbst auf wagrechten Ebenen der Hochgebirge der sonnige Schnee leuchtet, daß er sogar Augen-Entzündungen zuwege bringt, was der sonnige Schnee der wagrechten Ebenen der Niederungen nie kann. Und das wissen auch die, welche länger auf einem Berge gelebt haben, wie ihnen in den Niederungen an den klarsten Tagen wegen größerer Dunkelheit gewissermaßen bange wird. Dazu kömmt noch etwas Anderes, besonders bei größeren Städten. Wir sehen an den heitersten Tagen von unserem Berge hinab über der Donau-Ebene und namentlich über Linz einen schmutzig blauen Schleier

schweben, die Ausdünstung der Niederung und insbesonders die Ausdünstung der Menschen, Thiere, Schornsteine, Unrathkanäle und anderer Dinge der Stadt. Der Mann, der aus der durchsichtigsten Bergklarheit auf diese Erscheinung niederblickt, denkt unwillkührlich mit einer Art unheim- 5 lichen Gefühles daran, daß Die da unten in diesem Schwaden und Brodem leben müssen. Endlich ist in Bezug des Lichtes noch zu beachten, daß die Niederungen, hauptsächlich die an Wässern, sehr oft an sonst heitern Tagen Erdnebel oder Hochnebel ohne Sonne haben, während die Bewohner 10 des hohen Berggipfels auf diesen Erdnebel oder Hochnebel wie auf ein silberschimmerndes Meer niederschauen, und über sich den blauen Himmel und die leuchtende Sonne haben. Ich werde von der unaussprechlichen Pracht dieser Silbermeere, die wir heuer genugsam beobachten konnten, 15 ein anderes Mal sprechen, und mir auch erlauben, eine genaue Zusammenstellung der Licht-, Wärme-, Nebel- und Regenverhältnisse zwischen hier und Linz einzusenden. Ich bemerke an diesem Orte nur, daß wir im Spätherbste oft 5—6 Tage, dann nach Unterbrechung wieder mehrere Tage 20 den hellsten Sonnenschein hatten, während in der Ebene Nebel lag. Vom 19. Dezember bis 2. Jänner, also 14 Tage, war in Linz ununterbrochen mit Ausnahme von ein paar Abendstunden und zwei Mittagsstunden des 31. Dezembers theils Hochnebel, theils Erdnebel, und in Kirchschlag 25 waren 12 Tage davon ganze Sonnentage und zwei Tage waren bewölkt.

II.

Ich gehe zu dem zweiten Gegenstande, der zu den höchsten Lebensdingen gehört, über, zu der Wärme. Die 30 Wärme ist für uns noch eine der räthselhaftesten Erscheinungen, und ihre Gesetze sind noch weit weniger erschöpft,

als die des Lichtes. Wir empfinden die Wärme durch den Tastsinn, und diese Empfindung ist so wenig zu beschreiben als z. B. die des Süßen, Sauern und dergleichen. Wärme, die für uns groß ist, heißen wir Hitze, die für uns klein 5 ist, Kälte. Völlige Wärmelosigkeit können wir uns gar nicht vorstellen. Für alles Leben ist eine gewisse Wärme schlechterdings nöthig, und zu große Wärme und zu wenig Wärme tödten geradezu das Leben. Es sind verschiedene Quellen der Wärme, und sehr oft tritt sie zugleich mit dem Lichte 10 auf. Wie der Schall kein Stoff ist, sondern in Schwingungen eines Stoffes besteht, welche Schwingungen sich bis zum Gehörnerven fortpflanzen, und dort ein Bewußtwerden des schallenden Körpers, besonders aber eine eigene Empfindung erzeugen, die uns am lieblichsten als Klang anmuthet, und 15 wie das Licht fast gewiß aus Schwingungen besteht, die an den Sehnerv treten, und ein Bewußtwerden des lichtsendenden Körpers und eine dem Klange ähnliche Empfindung erzeugen, die Farbe: so ist das Wesen der Wärme wahrscheinlich auch in Schwingungen zu suchen, und zwar 20 in solchen, die denen des Lichtes sehr nahe verwandt sind. Die Wärme ist nie ruhend, sondern pflanzt sich stets fort, und thut das auf zweierlei Weise: erstens wie das Licht in geraden Linien, die wir Strahlen heißen, und zweitens dadurch, daß jeder wärmere Stoff dem angrenzenden käl-25 teren Wärme abläßt, was wir Mittheilung nennen. Stoffe, in denen die Wärme sich schneller verbreitet, heißen wir gute Wärmeleiter, die andern schlechte. Gute Wärmeleiter sind z. B. die Metalle, schlechte die Luft, das Wasser, das Holz, die Wolle. Schlechte Wärmeleiter entziehen dem Kör-30 per langsam die Wärme, die er hervorbringt, daher sind unsere Kleider und Wohnungen aus schlechten Wärmeleitern. Die Wärmestrahlen werden durch Körper, auf die sie treffen, zurück geworfen, und zwar noch vollständiger als die

Lichtstrahlen. Die Luft läßt sie am meisten durch, fast alle andern Körper werfen sie beinahe ganz zurück. Die Hauptwärmequelle für unsere Erde ist die Sonne, und hier zeigt sich eine höchst merkwürdige Erscheinung. Wenn das Licht der Sonne auf einen Körper trifft, so wird ein Theil 5 zurück geworfen, und ein Theil dringt ein; aber beide Theile enthalten zusammen nicht mehr die ursprüngliche Lichtmenge, sondern ein dritter Theil geht verloren, und dieser Theil ist dann Wärme. Es sei mir erlaubt, diese Erscheinung kurz auf Schwingungen zurückzuführen. Wenn Schwingungen 10 eines Stoffes auf einen angrenzenden Stoff von anderem Schwingungsvermögen treffen, finden sie Widerstand, der wie ein Stoß rückgehende Schwingungen erzeugt, indeß sich der Körper auch auf seine Weise zu vorwärtsgehenden Schwingungen bequemt, die aber nothwendig auch andere Bewe- 15 gungen seiner Theilchen zur Folge haben, die wieder Schwingungen sind, aber andere, weil eben der Körper ein anderes Schwingungsvermögen besitzt. Diese Schwingungen sind in unserm Falle Wärme. Wir haben also dann rückwärtsgehendes und vorwärtsgehendes Licht und Wärme. 20 Aus dieser Thatsache erklärt sich, weßhalb Körper, in denen das Licht sehr viele Rückwerfungen erduldet, in der Sonne so heiß werden, z. B. Sand, dann die Luft unter mehreren über einander gestellten Glasstürzen, die so heiß wird, daß darin Eier in Schnelligkeit fast gebraten werden. Wie solche 25 Glasstürze, nur im minderen Maße, wirken die über einander liegenden Schichten unserer Luft, und zwar desto mehr, je dichter, also schichtenreicher die Luft ist. Wenn daher die Sonnenstrahlen durch einen großen Luftraum und besonders durch die niedere dichtere Luft gehen, so wird das Licht 30 immer schwächer und die Wärme immer größer. Die Luft macht also aus Licht Wärme. Dieß ist ein Hauptgrund, weßhalb die höhere Luft kälter ist, u. z. um so mehr, je stärker

die Lichtmacht einfällt. Außer der Luft machen auch noch andere lockere Körper aus Licht Wärme, und theilen sie der Luft mit. Daher auch aus diesem Grund körperreiche Niederungen so heiß werden können, und körperarme Bergspitzen so kühl. Diese Art Wärme empfinden wir in bestimmten Grenzen als sehr angenehm, steigt sie, so heißen wir sie Schwüle, und erreicht sie ein hohes Maß, so kann sie unerträglich beängstigend werden. Die strahlende Wärme wird anders empfunden als die schwüle, und zwar brennend, was in gewissem Maße höchst angenehm ist, in höherem Maße als Sonnenbrand quälend wird, und in noch höherem als Sonnenstich den Tod bringen kann. Die strahlende Wärme ist in höheren Lufträumen stärker als in niederen, weil jede tiefere Luftschichte Strahlen zurück wirft. Auf schwülelosen Höhen wirkt daher das Brennen der Wärmestrahlen so äußerst wohlthätig, während in Niederungen ein unbedeutendes Brennen zu der Schwüle hinzu kommend das Ganze unausstehlich macht. Auf Höhen wirken meistens nur die unmittelbaren Wärmestrahlen, in Niederungen besonders in Städten wird die Hitze, welche durch die von allerlei Körpern zurück geworfenen Strahlen vermehrt wird, beängstigend. Daß die Wärmestrahlen desto stärker wirken, je senkrechter sie auffallen, weiß Jedermann, doch gehört diese Erscheinung nicht in den Bereich unserer Betrachtung, da wir nicht von verschiedenen Erdbreiten, sondern von verschiedenen Erhöhungen in derselben Breite reden. Je heißer ein Sommer ist, desto segenbringender für menschliche Gesundheit sind die Wärmeverhältnisse auf Höhen zwischen 2000 bis 5000 Fuß, dieß weiß wohl vielleicht Jedermann. Aber Wenigere werden wissen, wie es im Winter ist. Im Winter sind bei uns im Allgemeinen die Höhen wärmer als die Niederungen. Wenn die Sonne für die Nordhälfte der Erde so tief am südlichen Himmel steht, daß wir gleichsam in

einer nördlichen Breite liegen, so ist die Wärmeerzeugung aus ihrem Lichte so geringe, daß sie für uns wenig bemerkbar ist, ja daß wir sogar im Sonnenglanze Kälte empfinden. Da macht sich nun ein anderer Wärmezufluß geltend, nehmlich wärmere Luft, die aus südlichen Gegenden herzieht, und da die wärmere Luft als die dünnere, weil die Wärme die Körper ausdehnt, auf der kälteren wie Oel auf Wasser schwimmt, so sind in diesem Falle die Höhen wärmer als die Niederungen. Und je gerader die Luftzuflüsse aus Süden kommen, desto wärmer sind die Höhen im Gegensatze zu den Thälern. Darum sind warme weiche Winde, die im Winter kommen, immer zuerst auf den Höhen, und werden erst durch Nachdrang anderer Luftströme in die Tiefe gestoßen. Darum erscheinen an stillen Tagen in den Niederungen die Nebel, während auf den Höhen der klarste Sonnenschein ist, und so scharf grenzen oft warme und kalte Luft an einander, daß die Oberfläche des Nebels von oben gesehen meistens eine wagrechte Fläche wie eine riesige ebene Tischplatte bildet. Für Kirchschlag und Oberösterreich kömmt noch hinzu, daß die aus Süden ziehende Luft nur oberhalb der Alpen herüberkommen und daher nur desto langsamer den tieferen Luftschichten Wärme mittheilen kann, wovon die Höhen eher ihren Theil und einen größeren empfangen als die Niederungen. Wenn Winde aus nördlichen Richtungen kommen, also kalt sind, so treffen sie eher die Höhen als die Tiefen, daher dann auf Höhen meist Schnee fällt, wenn es in Niederungen noch regnet, und daher die Höhen überhaupt schneereicher sind. Winter, in denen solche Windrichtungen vorherrschend sind, wären dann allerdings auf den Höhen kälter als in Niederungen, sie sind aber dann überhaupt so kalt, daß überall vorzugsweise der Ofen zur Geltung kömmt. Solche Winter gehören jedoch bei uns zu den Seltenheiten. Im

März, wenn die Sonne Gewalt erlangt, werden die Thäler allgemach wärmer als die Höhen, weßhalb in der Tiefe der Frühling eher erscheint als in der Höhe. Ich verzeichne an dieser Stelle mehrere Wärmebeobachtungen, die ich im Monate Jänner auf einem 80gradigen Thermometer, der sich gegen Süden außerhalb eines Fensters befindet, in der Sonne um 12 Uhr machte. Am 7. 18°, am 15. 23°, am 19. 24°, am 20. 20°, am 21. 19°, am 22. 21°, am 27. 19°, am 28. 21$^1/_2$°. An diesen Tagen sahen wir auf dem Donauthale unbeweglichen dicken Nebel liegen. Es mögen noch einige Mittags-Wärmebeobachtungen von trüben Tagen, welche einzelne Sonnenblicke hatten, folgen: Am 9. 8$^1/_2$°, am 11. 6°, am 16. 7°, am 23. 6°, am 24. 5°, am 29. 7°. Zum Schlusse führe ich Mittag-Beobachtungen bei Schneefällen an: Am 8. 1°, am 10. 0°, am 12. — 0·2°, am 30. 2°. Als etwas ganz Besonderes bemerke ich, daß am 24. November Mittags 25° Hitze waren, daß an diesem Tage die Käfer im Grase liefen, die Fliegen in der Sonne summten, und ein Falter gegen das Fenster von Haslingers Landhaus flog. Genaueres wird sich ergeben, wenn ich werde das vergleichende Gradverzeichniß der Wärme von Linz und Kirchschlag vorgelegt haben. Wer also milde sanfte Wärmeverhältnisse wünscht, der muß im Winter fast noch sicherer als im Sommer aus Niederungen, besonders, wenn in ihnen große Wässer sind, auf entsprechende Höhen, d. h. solche, die nicht unter 2500 Fuß sind, gehen. Dort hat er die schönen Tage, in denen in der Niederung meist Nebel herrschen, sonnenhell und warm. Die stürmischen mit Regen und Schnee sind zwar auf der Höhe stürmischer und kälter, aber der Kälteunterschied ist nicht sehr groß. Von anderen Vortheilen, die auch an solchen Tagen die Höhen vor den Niederungen biethen, werde ich später sprechen.

III.

Wir kommen zu einer dritten Lebensgrundlage, welche am wunderbarsten ist. Wenn Bernstein mit einem Wolllappen gerieben wird, zieht er leichte Körperchen an, und stößt sie nach einem Weilchen wieder von sich. Man hat dieser Kraft den närrischen Namen Electricität gegeben (Electrum, Bernstein, also zu deutsch etwa Bernsteinerei). Man hat später erfahren, daß Harz, Glas und andere Körper durch Reiben dieselbe Eigenschaft bekommen. Hat ein electrischer Körper diese Eigenschaft in einem höheren Maße, und hält man sich ihm nahe, so hat man im Angesichte eine Empfindung, als wäre man in Spinnenweben gerathen, man spürt einen Phosphorgeruch, und ist die Electricität stark genug, so springt sie als ein Funken mit Knistern in einen hingehaltenen Finger, und erregt eine eigene eindringliche Erschütterung in den Nerven. Weiter hat man die Beobachtung gemacht, daß sich Glaselectricität und Harzelectricität anziehen, vereinigen, und sich nach gleichen Maßen aufheben, weßhalb man ihnen den Namen positive und negative Electricität gab. Positive und positive, negative und negative Electricität stoßen sich ab. Im Laufe unzähliger Versuche hat sich ergeben, daß es keine Veränderung an einem Körper gibt, und keine Einwirkung von Körpern auf Körper, die nicht Electricität hervor ruft. Immer aber treten beide Electricitäten zu gleicher Zeit auf. Reißt man ein Seidenband entzwei, so ist ein Stück positiv, das andere negativ electrisch. Verdünstet Wasser, oder wird Dunst zu Wasser, so haben Wasser und Dunst entgegengesetzte Electricität. Trennt sich ein Stoff in zwei chemische Bestandtheile, so haben diese Bestandtheile entgegengesetzte Electricität. Ja schon eine gewisse Stellung eines Körpers gegen die Weltgegenden

ruft Electricität hervor. Bringt man einen nicht electrischen Körper in die Nähe eines electrischen, so erhält das zugewendete Ende die ungleichnamige, das abgewendete die gleichnamige Electricität von der des electrischen Körpers. Die ungleichnamigen Electricitäten vereinigen sich dann oft, was eben das Ueberschlagen des Funkens ist. Da nun alle Körper nahe an der Erde oder auf der Erde sind, so geschieht die Vereinigung am meisten mit der Erde, weßhalb man einst glaubte, die Erde ziehe alle Electricität an sich. Oft fließt die Electricität ungesehen in die Erde; denn auf manchen Körpern z. B. Metallen verbreitet sie sich sehr schnell, sie heißen dann Leiter, auf andern sehr langsam, sie heißen dann Nichtleiter, z. B. Luft, Seide, Harz, Glas. Springt Electricität zwischen zwei Leitern durch einen Nichtleiter über, so durchbohrt sie ihn als Funken mit Knistern. Auf Leitern läuft sie ungesehen fort. Am pracht- und machtvollsten erscheint für unsere Sinne die Electricität im Gewitter. Wenn mit stürmischer Schnelligkeit Dunst zu Wasser wird, so entstehen mit stürmischer Schnelligkeit beide Electricitäten und vereinigen sich durch den Nichtleiter: Luft. Der Funke ist der Blitz, das Knistern der erhabene Donner. Der Donner ist immer nur ein Schlag; da aber der Blitz oft ungeheure Wege macht, so hören wir aus den von unsern Ohren ungleich weit entfernten Punkten dieses Weges den Schlag zu ungleichen Zeiten, also das Rollen. Auch das Echo und andere Umstände tragen zu dem Rollen bei. Es ist nicht unsere Aufgabe, diese Dinge weiter zu verfolgen. Am meisten schlagen die Blitze von Wolke zu Wolke durch die Luft, oft aber auch von einer Wolke in die Erde. Donner und Blitz sind nur bei schneller Wolkenbildung (Uebergang des Dunstes in Wasserstaub, der eben die Wolke ist) vorhanden, wobei meist starke Niederschläge (Regen, Schnee) erfolgen. Die

Electricität sucht vorzugsweise Leiter, deßhalb kann man einen Blitz über einem Dache mit einer eisernen Stange fangen, und am Eisen in die Erde leiten. So hinreißend die Erscheinung des Gewitters ist, so ist diese Erscheinung der Electricität doch nicht die bedeutendste. Die Wirkungen der Electricität auf Stoffe sind so zahlreich und mannigfaltig, daß ihre Aufzählung hier unmöglich ist. Wir führen nur einige Beispiele an. Ein Platindraht (also von einem der schwerstschmelzbaren Metalle) kann durch einen electrischen Strom glühend werden, schmelzen und wie dünnes Wasser hinab träufeln, Quecksilber, Gold, Silber verbrennen mit lebhafter Flamme, Buchskohle glüht mit einem Lichte, das die Augen nicht ertragen, ein Apfel wird durchsichtig, das Wasser wird in die zwei Luftkörper, Sauerstoffluft und Wasserstoffluft, zerlegt, welche Zerlegung sonst so schwer war, da diese Lüfte eine solche Verwandtschaft haben, daß sie einander heftig fassen, zu dem dichten Wasser sich zusammen drängen, und sich (zu unserm Glücke) nicht so leicht auseinander reißen lassen, die Magnetnadel wird durch den electrischen Strom abgelenkt, ja ein von einem electrischen Strome umkreister Körper ist selber eine Magnetnadel. Wie die Electricität auf das Leben wirkt, ist unermeßlich und unergründlich, da sich immer und überall Electricität erzeugt und vereinigt, also strömt. Sie ist das ausgebreitetste unter allen Naturdingen. Wie tief sie wirkt, zeigt uns schon der nervenerschütternde Schlag des kleinsten Funkens; aber wie nicht das Gewitter die höchste Wirkung der Electricität ist, so ist es auch nicht der Schlag des Funkens in unsere Nerven: das sanfte, holde und lindernde Strömen derselben in dem All wird das Lebenerweckendste und Beseligendste sein, wie jedes zarte Maß beglückt, das Unmaß zerrüttet. Wie ein Zustand ohne alle Electricität wäre, wissen wir nicht; wie zu viel Electricität wirkt,

wissen wir; sie tödtet. Die Forschungen über die Lebens-
wirkungen der Electricität werden eifrig fortgesetzt, man
wendet sie schon oft als Heilmittel an; aber das errungene
Feld ist winzig klein, das unerforschte ahnungsreich groß.
5 Die Werkzeuge zur Messung electrischer Zustände der Luft
und der Erdkörper so wie unseres Körpers sollten sehr
verbreitet sein, und die Erfahrungen sollten sorgfältig
gesammelt werden. Auf Höhen ist die Luft durchschnittlich
trockener, trocknere Luft ist ein schlechterer Leiter als
10 feuchte, also sind auf Höhen die electrischen Zustände
weniger stürmisch als in Niederungen, sondern stetiger,
sachter, ruhiger verlaufend und wandelnd, was ganz gewiß
zu der gehobenen freudigen erquickenden Stimmung, die
uns auf Höhen, uns unerklärlich, ergreift, nicht weniger
15 beiträgt als andere Umstände, namentlich wenn man be-
denkt, daß die electrische Spannung und Strömung der
ganzen ungeheuern Himmelsglocke, die uns umfängt, auf
unser Nervengewebe wie auf das feinste und edelste Saiten-
spiel wirkt. Ich rede nicht einmal davon, wenn Gewitter
20 in dieser Himmelsglocke stehen, und gegen einander spielen,
und man wie im Mittelpunkte dieser Glocke ist. Von den
Gemüthswirkungen, wenn Gewitter an Bergen hinziehen,
sich entladen, vereinigen, wenden, Lichterspiele auf ihren
Rücken und Flammen in ihrem Inneren tragen, und
25 Wasserflächen auf die Fluren nieder senden, und wir dieß
Alles von der Ferne betrachten, oder wenn Gewitterballen
wie Häuser oder Städte längs der Neigung des Kirch-
schlager Berges hinab rollen, und über Linz sich lagern
und ausschütten, oder wenn nach einem Gewitter die bal-
30 samische Luft sich in's Unendliche ausgießt — von diesen
Empfindungen werde ich an einer späteren Stelle sprechen.
Die Darlegung einzelner Wirkungen der Electricität auf
einzelne Theile oder Verrichtungen unsers Körpers, soweit

solche schon sicher gestellt sind, erspare ich mir auf eine umfassendere Schrift über diesen Gegenstand.

Was ist nun aber eigentlich Electricität?

Das weiß kein Mensch dieser Erde. Wir wissen es noch weniger, als was Licht und Wärme ist. Da bei der Electricität Licht, Wärme und Magnetismus auftreten, so sind Licht, Wärme, Magnetismus und Electricität wahrscheinlich nur eins in verschiedenen Richtungen. Electricität ist dann das Ganze, die anderen dieser Dinge einzelne Wirkungen.

IV.

Von keinem Stoffe nehmen die lebenden Wesen so viel und so beständig in sich auf als von der Luft, u. z. von jener Luft, die den Erdball als ein ungeheures Meer, als seine äußerste, weichste und flüssigste Hülle umgibt. Einst hielt man diese Luft für die einzige, die besteht, und hielt sie für einen unzersetzlichen Grundstoff der Erde (Element). In neuer Zeit hat man mehrere Luftarten kennen und darstellen gelernt. Alle Lüfte (man nennt sie gewöhnlich Gase) haben die Eigenschaft, daß sich ihre Theilchen stets von einander zu entfernen streben. Den letzten Grund dieser Eigenschaft kennt man nicht. Man gebraucht dafür das Wort Ausdehnsamkeitskraft, Spannkraft, Elasticitätskraft, ich will kurz Dehnkraft sagen. Die Folge der Dehnkraft ist, daß Lüfte in alle Räume, die ihnen zugänglich sind, fließen, wobei sie dünner werden, und an Dehnkraft abnehmen. Darum kann man keine Luft in einem offenen Glase wie Wasser aufbewahren, außer das Glas wäre so hoch, daß darin die Luft so dünn und ihre Dehnkraft so klein würde, daß die Schwere der Luft der Dehnkraft das Gleichgewicht hielte, in welchem Falle die Luft sich dann nicht weiter nach aufwärts ausdehnen

könnte, und eine freie Oberfläche hätte. Aus diesem Grunde hat auch das Luftmeer, welches auf der ganzen Erde liegt, eine solche freie Oberfläche. Weil die Luft so dehnbar ist, ist sie auch zusammendrückbar, und darum ist die untere 5 Luft unserer Erde dichter, weil die obere auf ihr liegt, und sie durch die Schwere drückt. Die Lüfte haben die merkwürdige Eigenschaft, daß nur Theilchen derselben Luft sich abstoßen, nicht aber verschiedener Lüfte. Wenn ein geschlossener Raum schon so mit einer Luft erfüllt ist, daß 10 man mit großer Gewalt nichts mehr von dieser Luft hinein drücken kann, so geht eine andere Luftart ganz leicht hinein. In der Wissenschaft sagt man daher: Jede Luft steht mit sich selber im Gleichgewichte. Ich will diese Eigenschaft Selbstständigkeit nennen. Aus dieser Selbst- 15 ständigkeit folgt, daß, wenn in einem Luftraume an einer Stelle neue Luft dieser Art hinzu- oder hinwegkömmt, die Zu- oder Abnahme sich gleich auf die ganze Luftmenge vertheilt, welche dann durch die Zunahme dichter, durch die Abnahme dünner wird. Je größer der Luftraum ist, 20 desto weniger werden solche Zu- oder Abnahmen bemerkbar. Im irdischen Luftmeere würde keines unserer Werkzeuge eine Aenderung angeben, wenn die Luft um tausende von Zentnern verdichtet oder verdünnt würde. Unser Luftmeer ist ein Gemenge von zwei Lüften: Sauerstoffluft und 25 Stickstoffluft, u. z. sind unter hundert Raumtheilchen des Luftmeeres 21 Raumtheile Sauerstoff und 79 Raumtheile Stickstoff. Da jede der beiden Lüfte mit sich selber im Gleichgewichte steht, so zeigen unsere wissenschaftlichen Werkzeuge an allen Stellen unseres Luftmeeres und in 30 allen Räumen, die mit ihm zusammenhängen, immer das nehmliche Verhältniß. Es gibt daher keine sauerstoffreicheren oder sauerstoffärmeren Theile des Luftmeeres. Von den Wasserdünsten, welche auch hauptsächlich in den

unteren Theilen der Luft sind, rede ich später. Gesunde Luft ist also Luft in den oben angegebenen Bestandtheilen, ungesunde Luft ist Luft, in welcher sich noch andere schädliche Stoffe befinden. Der Sauerstoff mischt sich beim Athmen mit dem Blute in der Lunge, man meinte einmal, er sei das einzig Belebende in der Luft, daher man ihn auch Lebensluft nannte; aber in reinem Sauerstoffe lebt zwar ein athmendes Thier Anfangs viel fröhlicher, stirbt aber dann, also ist auch der Stickstoff nöthig. Im Stickstoffe stirbt das Thier auch, weil der Sauerstoff fehlt, mithin sind beide zusammen die Lebensluft. Die Luft, welche wir ausathmen, ist vorzugsweise eine Verbindung von Sauerstoff und Kohlenstoff, nehmlich Kohlensäure. Ausgeathmete Luft ist zum Einathmen schädlich. Die Pflanzenblätter athmen in der Sonne Sauerstoff aus. Sie verbrauchen Kohlenstoff. So gleicht sich in dem Luftmeere Ab- und Zunahme aus, ohne daß unsere Werkzeuge die Schwankungen anzugeben vermögen.

Da der Mensch von der ersten Secunde seiner Geburt bis zur letzten seines Todes athmet, so ist die Luft für sein Leben und seine Gesundheit eines der allerwichtigsten Dinge, und doch ist er kaum für irgend etwas fahrlässiger als für seine Lebensluft. Wer einem zumuthete, täglich ein Quentchen stinkendes Fleisch zu essen, würde für verrückt gehalten werden, und wie viele tausend Quentchen stinkender Luft oder ungesunder athmen wir täglich. Es wird aber nicht darauf geachtet, das Blut wird langsam vergiftet, und das Heer der Krankheiten folgt, besonders die Pest großer Städte, die sogenannten Tuberkeln. Jeder Stoff, selbst der scheinbar unschuldigste, ja sogar anmuthigste z. B. künstliche Wohlgerüche, in die Luft gemischt, schadet. Um so mehr schaden Stoffe, welche unverarbeitlich sind, wie kleine Steinchen in der Gestalt des Staubes, oder

allerlei Lüfte und Ruß in Gestalt des Rauches, oder gar Stoffe, welche von Menschen und Thieren als unbrauchbar ausgeworfen wurden, als z. B. ausgeathmete Luft, Luft aus Unrath, Luft aus Schweiß, Luft aus Schleim, oder
5 dann auch Lüfte aus chemischen Anstalten, wie die Brennluft u. dgl. Wenn diese Lüfte an ihrer Entstehungsquelle, ehe sie sich im großen Luftraume verlieren, geathmet werden, tödten sie nach und nach den Körper an irgend einer Krankheit. Ich habe einmal in Wien nach langer stiller
10 Trockenheit, die ersten fallenden Schneeflocken unter das Vergrößerungsglas genommen, und es hingen solche zottige schwarze, braune und andere Dinge an der Flocke, daß sie eher einem Theilchen eines Misthaufens glich. Da der Schneefall solche feste Körperchen aus der Luft mit sich
15 herab nimmt, also die Luft gleichsam ausbürstet, so empfinden Städter und Bewohner der Niederungen auf den ersten Schneefall nach langen Nebeln oder stiller Zeit ein wohlthuendes Athmungsbehagen in freier Luft. Jeder weiß, daß Menschen, deren Beruf sie in Zimmer fesselt, an Schwind-
20 suchten, Unterleibsleiden und Uebeln aller Art erkranken. Wie Wasser an Dingen durch Anziehungskraft kleben bleibt, und sie naß macht, so klebt Luft auch an den Oberflächen der Dinge, besonders feiner oder gröberer löcheriger Körper. Ein Badschwamm, der in stinkender Luft gelegen ist, stinkt
25 noch, wenn er darauf Monate lang in freier Luft war. Und Städte sind solche groblöcherige Körper: aus mancher Kellertreppe, aus manchem Gange, aus manchem Gäßchen, aus manchem hohen engen Hofe ist die schlechte Luft völlig nicht hinauszubringen. Soll man also keine Städte bauen?
30 Gewiß nicht. Es wird eine Zeit kommen, in welcher Städte nicht mehr sind, wenigstens nicht so große, oder gleich außerordentlich große, wie in China, in denen Gärten, Wiesen, Felder und Wälder sind. Unsere Vorväter hatten

keine Städte, sie zerstörten die des römischen Reiches. Im weiteren Mittelalter bauten sie steinerne Panzer gegen die Ungarn und gegen einander. Und unter diesem Uebel leiden wir noch.

Ich brauche nun über den Nutzen des Aufenthaltes in Höhen nichts mehr zu sagen. Ehe dahin die Giftlüfte der Städte und Niederungen kommen, haben sie sich bis zum Unmerklichen ausgedehnt und verloren, die Luft ist rein, sie erhält das Blut rein, oder reinigt das unreine, und jeder Athemzug bringt erneute Gesundheit und Fröhlichkeit. Daher die Erfahrung stammt, daß Höhen rosenrothes Blut machen. Dieses Blut, sagt Werber, ist für Stubensitzer und ähnliche Kranke das Heilendste. Wer auf krankhafte oder dahin zielende Art ohnehin zur Bildung rosenrothen Blutes (arterielles Blut) geneigt ist, bei dem dürften Höhen bedenklich sein, weil Entzündungen zu befürchten wären. In der Schweiz sind schon zahlreiche Punkte für Luftgenuß eingerichtet.

Zum Schlusse noch etwas über den Luftdruck. In Niederungen, wo der Barometerstand 28″ ist, beträgt der Luftdruck auf einen Menschen bei 30.000 Pfund. Die Luft im Innern des Körpers hält der äußeren das Gleichgewicht, unser Körper ist für den Druck eingerichtet, also spüren wir ihn nicht. Auf Höhen ist er geringer. Kirchschlag liegt gegen 3000 Fuß über dem Meere (2803), der Barometerstand ist im Mittel nicht ganz 26°, also ist der Luftdruck auf unsern Körper dort um mehrere tausend Pfund geringer, was nach Werber ein Strömen der Säfte gegen die Oberfläche des Körpers zur Folge hat, also eine augenblickliche Erleichterung für hypochondrische Leute und solche, bei denen innere Stockungen in den feinsten Gefäßen vorhanden sind. Die neue Heilkunde wendet ihr Auge schon immer mehr und mehr diesen Dingen zu, und wird daher

einem Manne nicht gram sein, daß er unbefugt ihr Gebiet streift, einem Manne, der nach langem Siechthum die Höhen suchte, und dort schnell fortschreitende Genesung und Lebensfreude gefunden hat.

5

V.

Nach der Luft wird wohl kein Stoff sein, den das Leben dringender braucht und stetiger einnimmt als das Wasser. Man hielt erst das Wasser wie die Luft für einen unzusammengesetzten Grundstoff der Erde (Element); allein
10 die neue Zeit hat auch das Wasser zerlegt. Dasselbe ist eine chemische Verbindung von Sauerstoffluft und Wasserstoffluft. Der electrische Strom sondert rein die zwei Luftarten des Wassers von einander ab. Man hat jetzt schon mehrerlei Wege, das Wasser zu zerlegen. Es kömmt auf
15 der Erde in drei Gestalten vor, als Eis, tropfbar flüssiges Wasser und als Dunst. Als Eis liefert es nicht einen unmittelbaren Lebensbedarf, als tropfbares Wasser ist es Getränke und Bademittel, und als Dunst wird es unaufhörlich eingeathmet und durch die Oberfläche lebender
20 Wesen eingesaugt. Das Wasser ist in ungeheurer Menge auf der Erde vorhanden, und ist in unaufhörlicher Bewegung und Wandlung begriffen. Es sendet bei jeder uns bekannten Wärme, selbst als Eis, Dünste in die Luft, und stürzt aus derselben als Regen, Schnee, Hagel, Thau nieder,
25 und sickert in die Erde, quillt aus ihr hervor, und rinnt als Quelle, Bach, Fluß, Strom dem Meere zu. Der Dunst, der als solcher unsichtbar ist, hat wie die Lüfte eine Spannkraft, die bei höherer Wärme größer ist, und bei Erhitzung ungemein groß werden kann. Diese Spannkraft aber hat
30 eine Grenze, über die hinaus sie nicht durch Zusammendrücken des Dunstes oder durch Zugabe neuer Dünste erhöht werden kann, ohne daß ein Theil dieser Dünste sogleich

in den tropfbaren Zustand übergeht. Diese Spannungsgrenze ist bei größerer Wärme weiter als bei geringerer, daher Dünste, wenn sie erkältet werden, zum Theile in feinen Wasserstaub übergehen, der sich als Thau an kältere Körper ansetzt, oder als Nebel und Wolken in der Luft ist. Mehrt sich der Wasserstaub in der Luft, so fließen die Tröpfchen zusammen und fallen als Regen herab, oder sie bilden kleine Kristallchen, die sich an einander schließen, und als Schneeflocken hernieder kommen. Die Entstehung der oft sehr großen Hagelkörner ist noch nicht völlig ergründet, sie scheint auf einem electrischen Vorgange zu beruhen.

Wie für alles Leben so auch für den Menschen ist der Werth des Wassers unermeßlich. Es ist in allen Theilen unsers Körpers, und waltet dort rein als solches, oder auch seine Bestandtheile. Wir erwähnen hier insbesonders seiner Eigenschaft, viele feste Körper in flüssige verwandeln zu können (aufzulösen), durch welche Eigenschaft es abgenützte Stoffe unsers Körpers fähig macht, ausgeschieden werden zu können. Jedem wird klar sein, daß das Wasser am heilsamsten ist, wenn es rein ist. Unrein wird es durch Stoffe, die es auf seinem Wege durch die Erde findet, und auflöst, besonders Salze, in welchem Falle wir es hartes Wasser nennen. Wenn hartes Wasser verdünstet, läßt es die Salze zurück, und der Dunst gibt weiches Wasser. Daher ist Regenwasser weich, und das salzige Meer gibt Dünste, die weiches Wasser liefern. In der Erde läßt der Granitboden das weichste Wasser aus sich rieseln, also das gesundheitszuträglichste.

Unrein wird Wasser auch durch Stoffe, die in ihm schwimmen, z. B. feine Erdtheilchen wie in den meisten Flüssen. Höchst verderblich wird das Wasser, wenn pflanzliche oder thierische Ausscheidungen oder Verwesungsstoffe

in ihm aufgelöst sind oder schwimmen. Im Wasser ist immer auch unsere gewöhnliche Luft, welche natürlich nur heilsam wirkt. Dann ist oft kohlensaure Luft in ihm, der man Heilkräfte zuschreibt. Die meisten Lüfte aber dürften das Wasser 5 schädlich machen.

Wie verfährt nun der Mensch mit dem unschätzbaren Kleinode des Wassers? Die Römer bauten mit dem Aufwande von Millionen Anstalten, sich gutes Wasser oft aus großen Fernen zuzuleiten. Ueberhaupt schätzte das Alterthum 10 gutes Wasser sehr. Was thun wir? Wir graben in den meisten Fällen ein Loch in die Erde, und trinken das Wasser, das wir da finden. Auf Bergen und besonders im Granitboden mag das hingehen. In Niederungen ist ein solcher Brunnen wenig mehr, als ein Sumpf. Liegt eine Stadt 15 an einem Flusse, oder gar wie Linz zwischen zwei Flüssen, so ist es das Flußwasser, das die lockere Erde auf weite Strecken hin durchdringt, welches getrunken wird, und welches, wenn es auch durch Seihung in der Erde seine schwimmenden Stoffe verloren hat, doch noch die aufgelösten 20 Stoffe mit sich führt. Man kann aber denken, was ein Strom aus Städten und bewohnten Niederungen mit sich bringen mag. Da ferner in großen Städten der menschliche und thierische Unrath in verschiedener Menge in der Erde ist, und durch ihre Lockerheiten nach allen Richtungen 25 hin sich verbreitet, so ist das Brunnenwasser auch mit Jauche durchsetzt. Man verzeihe mir, daß ich den eklen Gegenstand nenne; aber angesichts der Thatsache, die mit unserer Bildung, die wir erklommen zu haben meinen, so sehr im Widerspruch steht, und angesichts der Dringlich- 30 keit des Gegenstandes kann es nicht klar genug und oft genug gesagt werden. Zeuge dessen sind die Seuchen, die in Städten auch am Wasser den innigsten Helfer ihres Giftes finden, und in großen Städten tausende von Opfern

dahin nehmen. Eigentlich sollte nur aus der Erde quellendes Wasser zugeleitet und verwendet werden, und wo es sein kann, Granitwasser. Wien schreitet jetzt zur That, und will weiches Wasser in die Stadt leiten. Wir verweisen auf den vortrefflichen Vortrag des Professors Simony über diesen Gegenstand.

Habe ich den Vortheil, den Kirchschlag in Hinsicht von Licht, Wärme, Electricität und Luft gegen die Niederungen hat, genannt, so theilt es diesen Vortheil mit vielen Höhen: in Hinsicht des Wassers ist es fast einzig. Ich hoffe, im nächsten Sommer eine genaue Zerlegung dieses Wassers veranlassen und vorlegen zu können, bisher ist mir keine solche zugänglich geworden. Wohl aber sind schon Untersuchungen desselben geschehen, die vorliegen, und sehr verläßlich sind. Das Wasser hat 5° R. und nur $2^{3}/_{10}$° Härte, ist also weicher als das berühmte Gasteiner Wasser, welches 5° Härte hat. Nach zweistündigem Kochen ist es noch immer ungetrübt, und hat eine Härte von $2^{2}/_{10}$°. Nur noch in Schweden sollen Wässer ähnlicher Art und von fast chemischer Reinheit vorkommen (Schreinzer, Jahresbericht der Oberrealschule 1854). Wer nun den unermeßlich heilsamen Einfluß des reinen Wassers in Verbindung mit reiner Luft auf unsern Körper, wenn beides auf gewöhnlichen Wegen gebraucht wird, kennt (von den stürmischen Einwirkungen mit Wasser auf den Körper rede ich nicht, da ich hierüber durchaus kein Urtheil habe), und wer bedenkt, daß die neue Zeit diesen Dingen immer mehr Aufmerksamkeit zuwendet, wie ja schon zahlreiche solche auf gewöhnlichen Gebrauch gerichtete Heilpunkte in der Schweiz sind, der wird ermessen, daß Kirchschlag zu einer Stelle europäischer Bedachtnahme bestimmt ist, und wird sich nur wundern, daß bisher noch nicht die Bedingungen zu Stande gebracht sind, die Güter dieses Berges zu verwenden, wie sie verwendet werden könnten.

VI.

Da ich nun bezüglich des Lebens und Gedeihens der Menschen auf dem Kirchschlagberge über verschiedene äußerliche Dinge gesprochen habe, will ich auch von innerlichen reden, die nicht minderen, vielleicht noch größeren Einfluß auf unser Dasein nehmen. Wer weiß nicht, wie sehr Gefühle den Körper heben oder zerstören können. Oben an als Wohlthat stehen die religiösen Gefühle, Gottvertrauen, Gottergebung, Zuflucht zu Gott. Es kömmt mir nicht zu, hievon zu sprechen, Jeder kömmt mit seinem Gewissen hierin zurecht, und höhere Gewalten haben dieses Gewissen zu leiten, aber von einem Andern will ich sprechen, was nach der Religion am zartesten unser Herz beseligt, und was wie die Religion auch das Göttliche bringt, nur im Gewande des Reizes, nehmlich das Gefühl des Schönen. Alle Menschen haben dieses Gefühl, von dem stumpfesten an, der an einem rothen Lappen Freude hat, bis zu dem Weisen, der den Sternenhimmel betrachtet.

Was ist Schönheit? Männer der ältesten und jüngsten Zeiten haben sich bestrebt, die Frage zu beantworten. Sie sagen: schön ist, was unbedingt gefällt, oder, schön ist das Göttliche, das dem Sinne erscheint, oder noch Anderes. Aber die Sache scheint von dem Worte schön hier nur auf andere Worte übertragen zu sein. Etwa ist es mit der Schönheit wie mit tausend Dingen, die wir haben und genießen, ohne zu wissen, was sie sind. Sicher ist, daß das Gefühl für Schönheit ein Gefallen ist, und daß wir die Schönheit durch den Sinn wahrnehmen. Und so haben wir sie, und Jeder hat eine andere. Je mehr das Gefühl für Schönheit angeboren und durch sich und durch Kenntnisse entwickelt ist, desto höhere empfinden wir, und desto höher empfinden wir sie. Wenn man den Sternenhimmel

betrachtet, und wenn man weiß, daß das Licht, welches in der Secunde einen Weg von 40.000 Meilen macht, von manchen Sternen zu uns her Jahrtausende braucht, wenn man weiß, daß eine Million Erdkugeln in der Sonne Platz hätten, oder daß die Erde sammt ihrer Mondbahn in der Sonne Raum fände, wenn man weiß, daß unser ganzes Sonnensystem mit seinen entferntesten Planeten in der Höhlung des Sternes Capella unbeirrt wohnen könnte, wenn man weiß, daß der Nebelring der Milchstraße aus lauter Sonnensystemen in ungeheuerm Abstande von uns besteht, daß Lichtnebelflecke, die wir sehen, im Fernrohre wieder Sternsammlungen sind, noch ferner und vielleicht noch größer als unsere Milchstraße, wenn man mit dem Fernrohre in den tiefsten Fernen des Himmels wieder neue Lichtnebelflecke entdeckt, und wenn man nun frägt, hat dieses Alles eine Grenze, und wenn man sich vorstellen will, daß außerhalb der Grenze der leere Raum fortgeht, und wenn man sich dieß nicht vorstellen kann, und wenn man sich vorstellen will, das Weltall geht in's Endlose fort, und wenn man sich das auch nicht vorstellen kann: so steht eine Schönheit vor uns auf, die uns entzückt, und schaudern macht, die uns beseligt und vernichtet. Da hat menschliches Denken und menschliche Vorstellung ein Ende. Und doch kann auf der Spitze des Berges unter der ungeheuren Himmelsglocke, wenn in klaren Winternächten die millionenfache und millionenfache Welt über unsern Häuptern brennt, und wir in Betrachtung unter ihr dahin wandeln, ein Gefühl in unsere Seele kommen, das alle unsere kleinen Leiden und Bekümmernisse majestätisch überhüllt und verstummen macht, und uns eine Größe und Ruhe gibt, der man sich beugt. Und wer das nicht empfinden kann, weil ihm die Entwicklung fehlt, der wird doch sanft bewegt, wenn in stiller Nacht der nahe Mond im Vollichte

niederscheint, und über Alles, so Wolken als Fluren, weithin das Silbernebellicht breitet, das fortdämmert, und schweigt. Und wenn die Lichtkönigin unserer Erde, die Sonne, am Morgen aufgeht, und am Abende untergeht,
5 und wir unseren Augen das Schauspiel gönnen: welche Pracht von Farben und Gestaltungen, immer groß, immer herrlich, immer reizend, und nie das Gleiche. Und wer es unternimmt, dem unermeßlichen Leben unseres irdischen Himmelsgewölbes mit seiner Betrachtung zu folgen, das Blau
10 des heitern Himmels anzusehen, immer die Einsamkeit, und immer ein anderes, auf die Wolken zu blicken, wie sie werden, sich gestalten, sich verändern, mit Lichtern oder sanften oder tiefen Schatten spielen, sich heben, thürmen, sich verbinden, sich trennen, sich ausbreiten, in ländergroßen Flächen
15 dahin gehen, oder in Streifen und Faden verschwimmen, wie sich Nebel bilden, wogen, wallen, mit Bergen in Umarmung liegen, oder die Ebene als Meer bedecken, oder an der Bergspitze als Wolken hinziehen, und das Angesicht des Betrachtenden streifen, wie sich Regen, wie sich Schnee,
20 wie sich Thau und Reif bildet, wie Alles wechselt, lebt und wandelt: wer dieses ergründen wollte, dem würde für dieses scheinbar kleine Ding sein Leben nicht hinreichen. Dann sind die Gestaltungen der Fluren von dem Berge aus zu sehen, die unzähligen Abwechslungen der
25 Höhen und Hügel des untern Mihlkreises, die ausgebreitete Ebene, in der die Glanzstreifen der Donau und der Traun schimmern, und zum Schlusse in der Mittagsgegend der Gürtel der Alpen, von den Bergen, die im Mittage des Chiemsees stehen, bis zum Schneeberge und den Höhen,
30 die in die ungarische Ebene ausgehen. Es ist eine so sanfte Hoheit in diesen Gebilden, eine so edle Gestaltung und so reich, daß keine Linie der andern gleich und doch jede schön ist, eine so holde Stille in diesen gewaltigen

Gebilden, und in der klaren Winterluft treten sie oft so scharf hervor, wie im Sommer kaum jemals, die Spalten glaubt man zählen zu können, mit einem Kanonenschusse glaubt man hinlangen zu können, und die Schneefelder des Winters lassen den Bau rein und sicher geführt hervortreten. Und wenn man mit dem Fernrohre durch den Bergzug wandert, so grüßt diese Welt erhaben und stumm und herrlich herüber. Den Freund solcher Dinge kann der Anblick stundenlang ergötzen, und doch hat das Vergnügen kein Ende, es beginnt bei der nächsten Veränderung an dem nächsten Tage, ja oft in dem nächsten Augenblicke wieder.

Einer Erscheinung muß ich besonders gedenken. Im späten Herbste und im frühen Winter liegt oft der Nebel wochenlang, zuweilen noch länger, auf der Ebene, während auf dem Berge heller warmer Sonnenschein ist. Dann zeigt sich ein Schauspiel eigener Art. Die Grenze des Nebels ist wagrecht wie die Ebene eines Tisches. Gegen Ungarn und gegen Baiern hin ist sie von dem blauen Himmel gesäumt, gegen Steiermark hin von den Alpen. Ehe die Sonne aufgeht, ist die Oberfläche des ungeheuer hingedehnten Nebels bleigrau, wenn die Sonne aufgegangen ist, wird sie rosenroth, später aber schimmert sie den ganzen Tag wie funkelndes geschmolzenes Silber, an dessem Rande das scharfe Blau der Alpen steht, und wenn der Vollmond scheint, ist ein geisterhafter milder Glanz über die riesige Masse ausgegossen. Sind an einem Tage Wolken an dem Himmel, so legen sie blaue Schatteninseln auf das Silber, und es wird durch sie noch großartiger und lebendiger, und die Fläche scheint ausgedehnter zu sein. Außer dem Meere habe ich nie etwas Schöneres auf der Erde gesehen.

Eines Tages war die Ebene des Nebels in Bewegung. Wogen richteten sich empor, und blähten sich, daß der

Oetscher wie ein Häufchen, das man in die Hand nehmen kann, daneben stand, Walzen wie unermeßlich große Thiere krochen den Pfennigberg hinan, über Linz war ein Abgrund in den Nebel gerissen, dessen eine gegen uns herauf
5 schauende Wand wie eine ungeheure steilrechte schwarze Mauer empor stand, am Rande mit weißem Schaume überschüttet, und rechts von dem Schlunde stieg eine Säule empor, unfaßbar an Größe des Durchmessers und der Höhe, wie eine Wasserhose, die Länder verschlingen
10 will, und oben breitete sich die Säule palmenartig aus, und wie ich das betrachtete, hob sich auch auf dem Berge der Wind, braune Nebel flogen vom Schauerwalde und der Gisela Warte herüber, und deckten Alles zu, und sie flogen vorüber, und Alles war wieder sichtbar, und
15 wieder kamen verhüllende Nebel, und wieder gingen sie vorüber, und das geschah öfter, bis dauernde fliegende Wolken Alles auf immer verhüllten. Und der Anblick des Schauspiels dieses Morgens war für mich noch erhabener als der des Meeres.

20 Und wenn man in der Natur auch etwas klein nennen könnte, so würde ich sagen, daß sich die Menschen auf dem Berge noch an sehr vielen kleinen Dingen ergötzen können: an den Bäumen des Waldes, wenn sie im Sommer in dem düsteren Grün, im Winter im Schimmer des Schnees
25 und Eises dastehen, an den Blumen der Wiesen, an dem Wallen der Getreide, an dem Gesange der Vögel, an Gras und Kraut und Pflanze bis zu dem letzten Steinchen herunter.

Die Menschen haben, da ihnen das Gefühl für Schön-
30 heit so eingepflanzt ist, auch versucht, selber Schönheit hervorzubringen. Sie haben die Künste erfunden: Dichtkunst, Tonkunst, Malerei, Bildnerei, Baukunst, Schauspielkunst, und so fort bis zu der Kunst herunter, den eignen

Leib mit Gewändern zu schmücken. Die Künste ahmen die Natur nach, die menschliche und außermenschliche, und weil in den Künsten das Schöne der Natur beschränkter, kleiner, und nur von Menschen hervorgebracht erscheint, so wird es von den meisten Gemüthern viel leichter aufgefaßt als in der Natur, ja es ist ein sehr gewöhnlicher Weg, daß ein Mensch erst aus dem Empfinden der Schönheit in der Kunst zum Empfinden der unendlich größeren Schönheit in der Natur hinüber geführt wird.

Und so ende ich meine Winterbriefe, da ja der Frühling schon in aller Pracht bei uns ist. Möge mancher Mensch, dem es nicht um die Unterhaltung in der Stadt allein zu thun ist, ein Körnchen Gutes darin gefunden haben, und möge der Berg von Kirchschlag der Seele etwas näher gerückt sein. Er kann noch Vielen Labsal geben; aber man bedenke, daß er es nicht in einigen Stunden oder einigen Tagen gibt, sondern ein freundschaftliches Zusammenleben mit ihm fordert, das er aber dann auch sicher vergilt.

Beiträge zur „Gartenlaube" für Österreich.

(1866.)

5

10

15

20

25

Gartenlaube.

Dem Wunsche der österreichischen Gartenlaube, bei ihrer Eröffnung auch ein Wort zu sprechen, komme ich um so lieber nach, als es von mir, einem Freunde der Natur und des Gartens, unfreundlich wäre, eine abschlägige
5 Antwort zu geben, und als mir immer eines der lieblichsten und heimlichsten Dinge von Kindheit an eine Gartenlaube gewesen ist, und ich scheine hierin so wenig ohne Mitgenossenschaft zu sein, daß vielmehr Millionen von Menschen meine Gefühle theilen werden; denn wo ist nicht ein Garten
10 oder ein Gärtchen, der nicht seine Laube und das nicht sein Läubchen hätte, von den Laubengängen und Laubensälen von Prachtgärten angefangen bis zu dem schuhlangen Sitzbrettchen herunter, über welches sich fünf Stäbchen beugen, an denen etwas Grünes ranket. Und spricht es
15 nicht gerade recht lieblich an das Gemüth, wenn man in einer Umzäunung neben einigen Salatstrünken und gelbblühenden Wolfsbohnen und Töpfen mit Rosmarin eine gewächsumschlungene Laube sieht, die, weil sie doch eine gewisse Größe haben muß, oft den ganzen Garten auf
20 ihrem Rücken forttragen könnte. Wenn man auch zugeben muß, daß hiebei die Nachahmungssucht sehr viel thut, so wäre doch die Nachahmung nicht so allgemein, wenn sich nicht ausgebreitete Gefühle an die Sache knüpften. Baut nicht das Kind neben der Wohnung seines Vaters
25 ein Häuslein von Lehm oder Steinchen oder Hölzlein,

und freut sich der Außengestalt des winzigen Dinges, ja baut es nicht ein Häuslein aus Kartenblättern auf dem Tische? Und wenn es sehr kleine Behältnisse bekommen kann, die Häuschen ähneln, sperrt es nicht Fliegen oder Käfer oder dergleichen hinein, als müßte es ihnen darin wohl sein? Die Kinder bauen sich aus Garben auf dem Felde oder aus Weidenzweigen ein Kämmerlein, und hocken hinein, und freuen sich, oder sie wühlen eine Höhlung in den Heuschober, oder sie kriechen unter Steinüberhänge, oder in den Taubenschlag oder gar in die Hundehütte, wenn sie leer ist, oder unter ein Brett oder irgend ein Wirthschaftsgeräthe, wenn es eine Art Dächelchen bildet. Und wenn der Reiche aus seinen großen Sälen in ein sehr kleines Kämmerlein geht, das er mit Seide ausgefüttert, und sehr niedlich eingerichtet hat, oder wenn er an seinen Schlössern Erker hat, die nur einige Menschen fassen können, oder wenn er chinesische Häuschen oder Thürmchen baut, oder kleine Säle in Gebüschen oder Rindenhütten, thut er etwas Anderes als die Kinder? Es ist das Flüchten von dem Weiten in das Enge und Begrenzte. Wenn der Mensch, um sein Herz zu erheben, auf einen hohen Thurm steigt, der einen Ueberblick über die Stadt und ihre Umgebung erlaubt, wenn er einen hohen Berg erklimmt, um den das Weite und Breite liegt, wenn er das Meer liebt, auf dem der Raum um ihn ausgegossen ist, wenn er gar mit einem Luftballe wie ein Pünktlein in der ungeheuern Himmelsglocke schwebt, ja wenn er auch nur von seinen großen Sälen auf den freieren Söller hinaustritt, oder auf die luftige Fläche seines Hausdaches hinauf steigt: so geht er auch wieder sehr gerne in kleine und beengte Gelasse, um mit sich selber allein zu sein, er geht in ein Gebüsch des Waldes oder Gartens, er geht in ein kleines schmales Thal, er geht in sein Kämmerlein,

oder in seinen Erker, oder in sein Sommerhäuslein, und vor zweitausend Jahren ging er in sein Gemach, das sehr klein war, das keine Fenster hatte, durch die Thür sein Licht aus hinteren Höfen oder Gängen empfing, und dessen Wände lieblich und prachtvoll bemalt waren, wie man noch heute in Pompeji sehen kann. Und je begrenzter und in sich geschlossener so ein Räumchen ist, um desto lieber sucht man es auf, damit der Mensch, um seiner andern Welt, der innern, wie klein sie auch sein möge, ein Zeitchen zu leben, von den äußeren Dingen desto sicherer abgetrennt sei. Und sind nicht Gartenlauben solche Erker, Kämmerlein und Pompejanische Gemächer? Wie die Alten sich an die Kanten, Ecken und Simse ihrer kleinen Gemächer auserlesene Schlinggewächse malen ließen, so sind die Lauben gleich mit wirklichen bedeckt, und wie die Gestalt und die Farben der gemalten Gewächse in das Fließen der Seelenzustände des Bewohners hinein spielten, so mischt sich Farbe und Gestalt der lebenden Laubenranken in das Gemüth des dort Verweilenden, es mischt sich das sachte fortrückende Lichtgesprenkel ein, es mischt sich öfter das Zittern des Laubes hinzu, und es geht auch ein sanftes Rauschen zuweilen durch das Ohr in das Innere. Und wie oft schwebt ein zarter Duft gleich einer Ahnung in der Laube, und die freie Luft berührt schmeichelnd Stirne und Wangen. Der gelehrte Hagestolz sitzt in der Gartenlaube, und griechische und römische und etwa indische oder noch andere Silben und Wörter sind bei ihm, oder gar Griechen und Römer und Inder und andere Völker. Und der Salat und die gelben Rüben und die hohen Pappelrosen und der Mohn und die Levkojen und die Zwergäpfelbäume und die Zwergbirnbäume und die Stachelbeergeschwader, die draußen stehen, verscheuchen ihm die Völker nicht, weil die tüchtige grüne Schutzwand der Laube die Völker

umgibt und den Jahnhagel draußen von ihnen abhält. Und der Blick durch die Oeffnung der Laube hinaus zeigt erst recht, wie sicher und still man im Innern, und wie ohnmächtig das Aeußere ist. Und oft kommen zu dem Manne der Wissenschaft, wenn er auch nicht in der Laube strenge 5 Arbeit verrichtet, und wenn er etwa in Ruhe und Muße auf dem Bänklein sitzt, doch die Bilder derer, die vor ihm große Gedanken gehabt haben, die Bilder der Weisen, der Staatsmänner, der Forscher, und es kömmt mit den Bildern manches Hohe, das sie gefördert haben, und Manches von 10 ihrem Hohen denkt er ihnen nach, und seine Seele empfindet sich selber höher, und er genießt sanft das Würdige des menschlichen Geschlechtes. Und wenn der Dichter im Scheine der Sommersonne zur Laube wandelt, und wenn ihn dort eine mildere Luft und mancher Sonnen- 15 funke auf dem Tische und Bänklein empfängt, und wenn er sich zur Ruhe nieder läßt, und das Aeußere nur durch den Eingang in kleinen Ausschnitten herein schaut, dann stellen sachte sich Gestalten zu ihm, die in seinem Künstlerwalten wandeln, und sie schauen ihn wie Freunde an, 20 und er sieht sie deutlicher, wie man den Freund in den Jahren mehr erkennt, und es bildet sich eine zusammengehörige Wesenheit, und sie wird zu immer gerundeterer Schönheit, und er fühlt ein holdes wachsendes Glück in ihr, und trägt endlich einen Schatz in seine Stube, der zu 25 heiteren Ergebnissen reifen kann. Und wenn der Geschichtsforscher, der die Thaten der Vergangenheit und die Schicksale des menschlichen Geschlechtes klar erkennen und darlegen möchte, in seiner Gartenlaube sitzt, und vielleicht die Ueberlieferungen der verschiedensten Denkmäler von Spuren 30 der Vergangenheit um sich hat, so säuselt ihn ein Blatt, fächelt ihn ein Lüftchen, und glänzt ihn ein Sonnenstrahl in die Vergangenheit zurück, der ja auch ein Blatt gesäuselt,

ein Lüftchen gefächelt, eine Sonne geglänzt hat, und er schaut mit seinen unbewußten Kräften in der lebenden Beschränktheit der Laube sicherer in die vergangenen Zeiten zurück, als er es mit seinem bewußten Verstande in der
5 leblosen Beschränktheit seiner Stube zu thun vermöchte. Und selbst wenn er nur zur Ruhe in der Laube weilt, und nichts aus dem Einst in das Jetzt herauf zu führen bestrebt ist, kommen doch die Seelen von Menschen, die einmal auf der Erde gewandelt sind, und erfüllen die
10 kleine Stille der Laube. Ein Mann tieferen Geistes, der nach mancher Mühe und Plage der Pflicht gerne eine andere Erholung sucht als Tand, geht vor dem Untergange der Sonne mit einem Buche in die Laube. Er legt es auf das Tischlein, und öffnet es nicht gleich, daß der Geist sich
15 sammle, und von den vorhergegangenen Mannigfaltigkeiten befreit werde. Dann schlägt er die Blätter auf, und beginnt bei dem Zeichen, das er eingelegt hatte, mit Unterbrechungen zu lesen, und nimmt den Inhalt in sich auf, er mag etwa über das Leben und seine Bedürfnisse
20 belehren, oder Gegenstände von Wissenschaften enthalten, oder Geschehenes zwischen Menschen und Menschen erzählen, oder die Gefilde der Dichtung eröffnen. Und zu den meisten Zeiten unterbricht er dann fürder das Lesen nicht mehr, eine andere Welt baut sich um ihn auf, als die am Tage
25 um ihn gewesen ist, diese Welt führt in das reinere Menschenthum, zeigt ihn sich selber reiner, und belohnt ihn. Und wenn dann ein Thierchen, vielleicht ein Falter, in die einsame Laube kömmt, so macht das lieblich Kleine das Große noch größer, dem Manne wird es in seiner Seele
30 so gut, daß es ist, wie es ist, und der rothe Schein der untergehenden Sonne, der das Lesen beendet, drückt auf das Ganze das Siegel. Der Baumeister, der Maler, der Bildner sieht in dem Geflechte der Laubenranken, in den

Mischungsstellungen der Blätter, in dem Lichterwechsel, in der Menge der Farben Ahnungen von Gestaltungen, die in künftigen Werken aufblühen mögen, und dem Tonkünstler säuselt das Laub Träume von werdenden seelenvollen Gesängen zu. Der Hausvater sucht die Laube, und ruht in ihr von den Mühen, und ist behaglich, oder überdenkt die Habe, und freut sich der Vermehrung. Und zu allen diesen, nur zu dem armen alten Hagestolze nicht, kommen oft Angehörige in die Gartenlaube, entweder, um ihn abzuholen, oder um sein Dortsein zu theilen. Die Gattin sitzt oft neben dem Gatten, und sie besprechen das Wohl der Ihrigen, die Führung des Hauswesens, und auch Anderes, das in weiteren Kreisen geschieht. Die Kinder sind in dem Garten, der der Platz ihres Frohsinnes ist, und kommen gelegentlich herzu, es spielt wohl auch eines oder es spielen zwei in dem Eingange der Laube, und etwa hält die Mutter auch das kleinste an ihrem Herzen. Oefter, wenn der Gatte beschäftigt ist, sitzt die Hausfrau auch allein mit ihrer Arbeit in der Laube, oder Töchter sind bei ihr, und streben ihre Aufgaben mit Nadeln zu erfüllen. Zur Freude der Kleinen des Hauses wird wohl auch in der Laube, wenn sie den Raum hat, der Tisch gedeckt, und das Mittagmahl dort genommen, wenn sonst doch nur höchstens Thee oder Kaffeh hingetragen worden ist. Das uralte Mütterlein, das sich gerne absondert, das nicht mehr die Kirche besuchen kann, und selber von andern Menschen wenig gesucht wird, blickt wohl auch in die Gartenlaube, und wenn es dieselbe leer findet, geht es hinein, und liest dort, wenn es noch kann, sein Gebet, oder bethet es mit rührigen zitternden Lippen. Ein Knasterbart, der sich in der Jugend mit dem Feinde herum geschlagen hat, sitzt, oder noch lieber, zwei Knasterbärte sitzen in der Gartenlaube, und trinken ihr Glas alten guten Weines, und

rauchen ihre Pfeife, und erzählen ihre bekannten Geschichten. Was soll ich von Liebenden sagen? Die Gartenlaube ist ihr Grundeigenthum, ihr Haus- und Kunkellehen geworden. Können doch kaum mehr Dichtungen von Liebe ohne Gartenlaube bestehen, und Gartenlauben sind in der kurz vergangenen Zeit in Liebesgeschichten so verbraucht worden, daß keine mehr übrig wäre, wenn dieses Geschlecht nicht so nachsprossend wäre, wie die Masliebblümchen auf dem Anger des Dorfes. Und in der That, welches Plätzchen ist der Liebe süßer als die Laube. Dorthin flüchtet der Jüngling, wenn er noch nichts liebt als die Dichtung, und schmiedet dort erröthend seine ersten Verse, die nicht Schulaufgabe sind, dorthin flüchtet er, und sitzt in der träumerischen Dämmerung, und träumt selber in namenlosen Ahnungen, wenn ihm eine Gestalt vorschwebt, hold wie ein Engel, ja holder, als nur alle Engel im Himmel zu sein vermögen. Dorthin flüchtet die Jungfrau, wenn gegenstandlose Sehnsucht ihr Herz mit Glück und Wehe schwellt, oder wenn schon etwas vor ihrer Seele ist „voll Walhallas Wonne“, und wie oft mag das verschwiegene Grün der Laube Zeuge der ersten leisen gegenseitigen Liebesäußerungen gewesen sein, und der wiederholten glühenden Versicherungen. Ich will nicht weiter sprechen, um nicht die Gartenlaubenliebeserzählungen, von welcher Sünde ich ohnehin nicht frei bin, noch um eine zu vermehren. Möge die Laube immer die unschuldigsten Gefühle mit ihrem unschuldigen Grün umrahmen!

Und biethet die Laube dem Unglücke nichts? Es ist hier immer nur vom Glück gesprochen worden. Mancher Seufzer, mancher Gram, manches Weh wird in der Gartenlaube gemildert. Wir wollen dieses Bild nicht vor die Seele bringen, um auf die Farben dessen, das wir gezeigt haben, keinen trüben Schein zu werfen. Sicher ist es, daß

die Gartenlaube als Gartenlaube nur Glück im Unglück bringt. Möchten doch die Sommer lange dauern, und die Gartenlauben lange grünen.

Und möchte die Gartenlaube, an deren Latten ich dieses Blatt geheftet habe, alles Gute bringen, was ihre Schwestern in den Gärten bringen, und möge sie fröhlich grünen, wenn ihre Schwestern als dürres Gitter oder mit der weißen Haube des Winters dastehen.

Weihnacht.

So weit Aufzeichnungen und Erinnerungen zurück reichen, haben Menschen und Völker ihre heiligen Feste gehabt, an denen sie ihre Seelen in nähere Beziehung zu den Wesen setzten, die sie über sich glaubten, als Herren ihres Schicksals, mit großer oft unbegrenzter Macht ausgerüstet, mit Gaben versehen, die unbegreiflich sind, und den Willen hegend, auf die Menschen mannigfach einzuwirken, sie mochten nun diese Wesen Götter oder Selige oder Himmlische oder wie immer heißen. Und ein Schein und ein Schimmer war gewiß zu allen Zeiten für sinnige Gemüther durch Herz und Natur bei diesen Festen ausgegossen, wenn auch nicht alle, ja vielleicht die wenigsten, Ursprung, Zweck, Bedeutung und Inhalt der Feste erkannten, und wenn sie vielmehr ihre eigenen frommen oder dichterischen oder einbildungsvollen Gedanken mit dem Feste verbanden. Und als das Licht des reineren Glaubens in die Welt gekommen war, haben die Feste nicht aufgehört, sie sind heiliger geworden, und ein Schein und ein Schimmer ist durch Herz und Natur bei ihnen ausgegossen, wenn die Menschen sich mit ihren Ahnungen in das Wesen des Festes versenken, und wenn sie kleine Verzierungen und kleine Zuthaten je nach den Wallungen und Pulsschlägen ihres Lebens beifügen.

Und ganze Abschnitte des Jahres bezeichnen solche Feste, und wie Lichtsäulen stehen sie auf den Zinnen der Zeit.

Das Christenthum hat mehrere seelenerhebende Feste.

Und ist Pfingsten das „liebliche" Fest, und ist Ostern das erhabene, so ist Weihnacht das herzinnige. Es ist das Fest des Kindes, des ewigen, des heiligsten, des allmächtigen, des liebreichsten Kindes, des Königes der Kinder. 5

In einer Nacht ist dieses Kind auf einer ärmlichen Stelle geboren worden, und hat die Gestalt des Menschen angenommen, und diese Nacht wird jetzt von einer ganzen Welt gefeiert, und heißt die Weihnacht, die Nacht der Weihe, die von nun ab über die Völker ausgebreitet 10 worden ist.

Und wie in jener Zeit, ehe das Kind geboren worden ist, die Welt auf den Erlöser harrte, der die finstern Uebel, die da brüteten, hinweg nehmen sollte, und wie uns gesagt wird, daß die Menschen gerufen haben: Himmel, thauet 15 ihn herab, was in der römischen Sprache rorate hieß, so bereitet sich die Kirche durch ein monatlanges Fest, das Ankunftsfest, Advent, zu dem Geburtsfeste des Kindes vor, und der Priester der katholischen Kirche hält Meßopfer, die Rorate heißen, und die bis zu dem ersehnten Tage 20 dauern.

Und in welche Zeit des Jahres fällt das Fest. Wenn zu Pfingsten Alles grünt, und duftet, wenn zu Ostern Feld und Garten und Wald sich zu dem holden Lenze rüstet, so ist die Weihnacht zu der Zeit des kürzesten Tages und 25 der längsten Nacht. Und dennoch wie ahnungsreich und herzerfüllend ist die Zeit. Wenn der tiefe weiße makellose Schnee die Gefilde weithin bedecket, und an heitern Tagen die Sonne ihn mit Glanz überhüllet, daß er allwärts funkelt, wenn die Bäume des Gartens die weißen Zweige 30 zu dem blauen Himmel strecken, und wenn die Bäume des Waldes, die edlen Tannen, ihre Fächer mit Schnee belastet tragen, als hätte das Christkindlein schon lauter

Christbäume gesetzt, die in Zucker und Edelsteinen flimmern, so schlägt das Gemüth der Feier entgegen, die da kommen soll. Und selbst wenn düstre dicke Nebel die Gegend decken, oder in schneeloser Zeit die Winde aus warmen Ländern bleigraue Wolken herbei jagen, die Regen und Stürme bringen, und wenn die Sonne tief unten, als wäre sie von uns weg zu glücklicheren Ländern gegangen, nur zuweilen matt durch den Schleier hervor blickt, so würden fromme Kinder den Glanz durch den Nebel oder durch die bleigrauen Wolken ziehen sehen, wie das Christkindlein durch sie hin schwebt, wenn sie nur eben zu der Zeit hinaus sähen, da das Christkindlein vorüber schwebt; denn das Christkindlein rüstet sich auch schon lange Zeit zu seinem Geburtsfeste, um den Kindern zu rechter Zeit ihre Gaben zu bescheren. Unsere Großmutter hat uns Kindern oft davon gesagt. Sie hatte viele Sprüche, die unser Gemüth erfüllten, und mit einer Art Gewalt überschütteten. „Sehet, Kinder", sagte sie einmal, „so groß ist die Seligkeit im Himmel, daß, wenn von dem himmlischen Garten nur ein Laubblättlein auf die Erde herab fiele, die ganze Welt vor Süßigkeit vergehen müßte." Und ein anderes Mal sagte sie zu mir: „Knäblein, so lange ist die Ewigkeit, daß, wenn die Weltkugel von lauter Stahl und Eisen wäre, und alle tausend Jahre ein Mücklein käme, und einmal ein Füßlein auf der Kugel wetzte, die Zeit, in welcher das Mücklein die ganze Kugel zu Nichts zerwetzt hätte, ein Augenblick gegen die Ewigkeit wäre." Sie sagte, der Loritzbauer aus dem vordern Glöckelberge habe einmal den Glanz des Christkindleins gesehen, da er noch ein Knabe war. Gegen die Mitternachtseite des Himmels erhob sich in der Andreasnacht ein Schein, und es war dann ein Bogen wie eine Brücke über dem Himmel, daß das Knäblein darüber ziehe, und die Brücke wurde mit Schimmer-

büschlein geziert, und als das Kindlein vorüber war, erloschen die Schimmerbüschlein, und es erblaßte die Brücke, und es war nur noch ein Schein in den Gegenden, durch welche das Kind gezogen war. Und der Richter in dem hinteren Glöckelberge hat als kleiner Knabe einmal das Christkind auf einem kleinen funkelnden Wagen am Abende schnell durch den Himmel fahren gesehen. Und manche Kinder haben schon den Schein und Glanz erblickt, und wir könnten ihn auch vielleicht noch sehen, wenn wir gut und fromm sind, und oft auf den Himmel schauen. Ich habe aber den Glanz nie erblickt. Da ich zwanzig Jahre alt war, und an den Schimmer des in den Adventnächten durch den Himmel ziehenden Christkindes nicht mehr glaubte, und eine Zeit in einem schweren Fieber lag, das mir wälzende Ballen, sich unsäglich weit aufwickelnde Kugeln, und klirrende und schmetternde Töne brachte, sah ich auch zum öfteren Male den Schein des Christkindleins, es fuhr in wundervoll buntem glänzenden Gefieder durch den Himmel, ich sah seine Gestalt, ich sah sein Angesicht, und es lächelte mich ungemein liebevoll an, und ich war jedes Mal sehr beseligt davon. Und mancher Greis wird, wenn die Welt fahl und öde geworden ist, und wenn das Himmelsgewölbe ausgeleert ist, und nur die fernen Sterne und die nahen Dünste enthält, noch in der Erinnerung den bunten Glanz sehen, und eine matte Freude haben, daß er so selig gewesen ist, da er ein Kind war. Und mancher Greis, der in Kraft und Schönheit seines Alters die Freuden der Natur, der Kunst, der Wissenschaft, der Freundschaft, der Ehe, der Familie, des Vaterlandes um sich hat, wird als Kleinod auch noch den Wunderglauben seiner Kindheit dazu legen.

Und wenn die Zeit des Adventes immer weiter vorrückt, wenn die eine Nacht völlig der andern schon die

Hand reicht, und der dazwischen liegende Tag nur eine hellere Nacht erscheint, und die geliebte Sonne, wenn sie ja gesehen wird, gar so weit unten ist, und mit ihrer Kraft nicht herauf zu reichen vermag, oder wenn die 5 Schneeflocken die Luft erfüllen, oder wenn die Dünste und Nebel in ihr stecken: so kommt doch endlich, wenn dieß Alles zum Weitesten gediehen ist, der Tag, an welchem die Kinder in der Stadt die unzähligen Bäumchen sehen, als wäre ein junger grüner Wald in die Gassen und auf die 10 Plätze gewandert, welche Bäumchen, wie ihnen die Eltern sagen, in die Häuser getragen, und dort in einem verschwiegenen Zimmer aufgestellt werden, damit das Christkindlein heimlich seine Gaben darauf befestige. Und den Kindern auf dem Lande wird gesagt: Morgen, übermorgen, 15 wenn die Nacht erscheint, stellen wir ein Tannenbäumchen in die Stube, in die Kammer, in das Prunkgemach, und das Christkindlein wird es mit Geschenken behängen, oder es wird gesagt: Wir breiten ein Tuch auf den Tisch, auf den Kasten, auf den Stuhl, und es wird dann auf dem Tuche liegen, 20 was das Christkindlein zu der heiligen Nacht gebracht hat.

Und endlich kömmt diese heilige Nacht. So kurz die Tage sind, so hat doch an diesem Tage die Nacht gar nicht kommen wollen, und immer und immer dauerte der Tag. Das Christkind aber gibt die Gaben nur in der Nacht 25 seiner Geburt. Und sie ist jetzt gar wirklich gekommen, diese Nacht. Die Lichter brennen schon in dem schönen Zimmer der Stadtleute, auf der Leuchte in der Stube der armen Waldhütte brennt der Kien oder es brennt ein Span in seiner eisernen Zange auf einem hölzernen Ge- 30 stelle. In dem Zimmer mit den Lichtern oder in der Stube mit dem brennenden Kien oder dem brennenden Spane harren die Kinder. Da kömmt die Mutter, und sagt: „Das Christkindlein ist schon da gewesen.“

Und nun öffnen sich die Flügelthüren, und die Kinder und alle, welche gekommen sind, die Freude zu theilen, gehen in das verschwiegene Zimmer. Dort steht der Baum, der sonst nichts als grün gewesen ist. Jetzt sind unzählige flimmernde Lichter auf ihm, und bunte Bänder, und Gold und unbekannte Kostbarkeiten hängen von ihm nieder. Und der Gaben ist eine Fülle auf ihm, daß man sich kaum fassen kann. Die Kinder sehen ihre liebsten Wünsche erfüllt, und selbst die Erwachsenen und selbst der Vater und die Mutter haben von dem Christkinde Geschenke erhalten, weil sie Freunde der Kinder sind, und die Kinder lieben. Die Bangigkeit der Erwartung geht jetzt in Jubel auf, und man kann nicht enden, sich zu zeigen, was gespendet worden ist. Man zeigt es sich immer wieder und immer wieder, und freut sich, bis der Erregung die Ermattung folgt, und der Schlummer die kleinen Augenlider schließt.

Und auch die Thür aus der Stube der Waldhütte öffnet sich in die Kammer hinaus, und die Kinder gehen durch die Thür, und auf einem Baume mit mehreren Lichtlein hängen wunderbare goldene Nüsse und goldene Pflaumen und Aepfel und Birnen und Backwerk und anderes Liebes, vielleicht ein hölzerner schön bemalter Kuckuck, oder ein Trompetchen, oder zwei rothe unvergleichliche Schuhe. Und wenn kein Baum in der Kammer ist, so liegen diese Dinge auf einem weißen reinen Tuche, und eine Talgkerze brennt dabei. Und die Dinge werden in die Stube hinaus getragen, und die Talgkerze auch, und sie bleibt in der heiligen Nacht brennen, bis die Kinder schlafen gehen. Und vor Freude und vor Entzücken gehen sie recht lange nicht schlafen, und kosten auch noch von den gespendeten Dingen. Aber endlich bringt sie der Schlummer doch unter ihre Decke, und manche Gabe geht mit in das Bett.

Selbst den Kindern in Hütten, wo nur eine Stube und gar keine verschwiegene Kammer ist, bringt das Christkind Gaben. Sie dürfen nur in das Vorhaus, in den Stallgang, oder wo immer hin auf einen Stein, darauf man sonst Garn klopft, oder auf einen Stock oder auf einen Stuhl ein Tuch breiten, und ein leeres Schüsselchen stellen, und wenn sie nach einer Zeit wieder nachsehen, ist das Schüsselchen gefüllt mit Goldnüssen Pflaumen Birnen Aepfeln Honigkuchen und erwünschlichen Sachen.

Und zu solchen Kindern, damit sie wissen, daß das Schüsselchen gefüllt ist, sendet öfter das Christkindlein eines seiner goldenen Rößlein, mit denen es durch den Himmel fährt, und läßt die geschehene Begabung verkündigen. Und das Rößlein läutet vor der Thür der Stube mit seiner Glocke, und thut ungebärdig, schlägt an die Thür, und wenn die Kinder hinaus eilen, ist das Rößlein fort, und das gefüllte Schüsselchen steht da. Wir haben oft in längst vergangenen Christnächten im Walde an der jungen Moldau das goldene Rößlein läuten und toben gehört.

Und wenn die Millionen Kinder, welche in dieser Nacht betheilt worden waren, schon in ihren Bettchen schlummern, und ihr Glück sich noch in manchem Traume nachspiegelt, und wenn von dem hohen Thurme des Domes in der großen Stadt die Schläge der zwölften Stunde der Nacht herab getönt haben, so erschallt das Geläute der Glocken auf dem hohen Thurme des Domes, es erschallt das Geläute der Glocken auf allen Kirchenthürmen der Stadt, und das Geläute ruft die Menschen in die Kirchen zu dem mitternächtlichen Gottesdienste. Und von allen Seiten wandeln die Menschen in die heiligen Räume. Und in dem hohen gothischen Dome strahlt Alles von einem Lichtermeere, und so groß das Lichtermeer ist, welches weit und breit in den unteren Räumen des Domes ausgegossen

wird, so reicht es doch nicht in die Wölbung empor, in welche die schlanken Säulen oben auseinander gehn, und in jenen Höhen wohnt erhabene Finsterniß, welche den Dom noch erhabener macht. Der hohe Priester des Domes und die Priesterschaft des Domes feiern den Gottesdienst. 5 Und so heilig ist das Fest, daß an ihm, und nur an ihm allein jeder katholische Priester dreimal das Meßopfer vollbringen darf. Und wenn schon die Baukunst in den zarten Riesengliedern des Domes dem Gottesdienste als Dienerin beigegeben ist, wenn die tiefe Pracht der kirch- 10 lichen Gewänder dem Feste Glanz gibt, so tönet nun auch die Musik in ihren vollen Wellen und in kirchlichem Ernste von dem Chore tadellos dargestellt hernieder. Und wenn die heilige Handlung vorüber ist, zerstreuen sich Priester und Laien, die Lichter werden ausgelöscht, und der Dom 15 ragt finster zu dem Monde, wenn er am Himmel scheint, oder zu den Sternen, oder gegen die dunkeln schattenden Wolken.

Und wie in dem Dome, so wird in allen Kirchen der großen Stadt mit den Mitteln der Kirche das heilige 20 Mitternachtfest gefeiert, so weit die Mittel und der Eifer und die Andacht reichen. Und in jeder Kirche ist die gläubige Menge, und feiert das Fest, und sucht nach demselben seine Wohnung und seinen Nachmitternachtschlummer.

Aber auch, wie um Mitternacht in der Weihnacht die 25 Glocken der großen Stadt zum Gottesdienste rufen, so rufen in derselben Stunde alle Kirchenglocken der kleineren Stadt, der kleinsten Stadt, des Marktfleckens, des Dorfes, es rufen die Glocken aller Kirchen zu dem heiligen Feste, in welchen Kirchen das Fest gefeiert wird. Und es sind 30 Millionen Tempel, in denen man das Geburtfest des Kindes begeht. Und wie die Mitternacht von Osten gegen den Westen herüber rückt, so rückt das Geläute von Osten

gegen den Westen, bis es an das Meer kömmt. Dort macht
es eine Pause, und beginnt nach einigen Stunden jenseits
des Ozeans.

Gehen wir von der Pracht der Hauptstadt in das
Walddorf. Die Kirche steht auf einem Hügel, rings liegen
Häuser und Hütten herum, und an allen Höhen und an allen
weitgestreckten Machtgliedern des Waldes sind in verschie-
denen Entfernungen Häuser und Häuschen und Hütten.
Lange schon vor Mitternacht der Weihnacht steht die Kirche
erleuchtet, und ihre Fenster schimmern weit in die Nacht
hinaus. Und von den Waldhöhen und aus den Thälern
von allen Seiten her bewegen sich Lichter gegen die Kirche.
Menschen wandeln mit Laternen durch die in jenen Ge-
genden zur Zeit meistens schon schneeige Winternacht. Und
wer ein Pferdchen und einen Schlitten hat, kömmt mit den
Seinigen wohl auch gefahren, wenn die Bahn nicht ver-
weht ist. Sie sammeln sich in der Kirche. Einige erquicken
sich vorher auch ein wenig in der Schenke. Endlich läßt
die Uhr des Thurmes die zwölf Schläge ertönen. Und
darauf erklingen die Thurmglocken in den hellen Tönen
einer kleinen Kirche, nicht in der langsamen ruhigen Tiefe
der großen Glocken der Hauptstadt. Auf den Glockenruf
gehen nun eilig jene Kirchengänger, welche nahe an dem
Gotteshause wohnen, und bis auf das letzte Zeichen ge-
wartet haben, und es gehen die, welche vorher das Gast-
haus besucht haben, in die Kirche. Dort nimmt Mancher
seinen Sitz ein, der für ihn auf ein und alle Male bestimmt
ist, die Andern ordnen sich nach Gelegenheit. Der Schul-
lehrer, welcher auch Kirchendiener ist, zündet noch jene
Kerzen an, welche bis auf den letzten Augenblick hatten warten
müssen. Dann geht er in die Sakristei. Auf dem Chore
hallen einzelne Töne der Orgel, der Geige, der Klarinette,
wie man sich zusammen zu stimmen sucht; denn die Nacht,

die Kälte, die Feuchtigkeit hat auf Saiten und Luftsäulen einen Einfluß. Der Pfarrer verläßt sein warmes Stüblein, und geht durch den Schnee in die Sakristei. Dort wird er von dem Schullehrer mit den kirchlichen Gewändern bekleidet, und es wird sonst Alles geordnet, was noch zu ordnen ist. Dann eilt der Schullehrer fort. Der Pfarrer wartet noch, bis der Schullehrer auf dem Chore ist, wo er jetzt in seiner andern Würde als regens chori zu wirken hat. Der Pfarrer wartet, daß er bei seinem Hinaustritte in die Kirche von der richtigen und gesetzmäßigen Musik empfangen werden kann. Endlich tönt das Sakristeiglöcklein, die Ministranten schreiten voran, der Pfarrer geht in die Kirche, und die Musik fällt ein. Es wirken zu ihr so manche zusammen. Der Schullehrer zieht sich zu ihr aus Schülern oder halberwachsenen Kindern Sänger, und für die Geigen und für die Klarinetten und für die Waldhorne, und für die Trompeten, und für die Pauken, und für den tiefen Gesang finden sich immer Freiwillige in der Gemeinde, die der heiligen Töne walten. Und so eingewurzelt ist die Gewohnheit, daß dieselbe Musikbeschäftigung oft von Vater auf Sohn und Enkel und Urenkel forterbt. So war in einem Orte des böhmischen Waldes seit Menschengedenken die Baßgeige bei einem Hause, so daß es bei diesem Hause noch heut zu Tage beim Baß-Lorenz heißt. Die Orgel aber bleibt regelmäßig der Thronsitz des Lehrers. Der Pfarrer feiert in seiner Kirche die heilige Handlung, die Andächtigen sitzen in den Stühlen, und lesen bei den vielen Lichtlein ihrer Wachsstöcke in ihren Gebetbüchern, und Die auf dem Chore haben ihre Freude, wenn sie einen Gesang der Engel ausdrücken können zur Verkündigung der Geburt des Kindes, und wenn sie eine Hirtenweise spielen, um die Hirten auf dem Felde anzudeuten. Der Klingelbeutel sammelt zu Bestreitung der Kirchenbedürfnisse,

und das ärmste Weiblein greift um einen Pfennig in ihren Sack. Die Kirchenväter und die Pröpste der Gemeinde thun vor dem Altare ihre Schuldigkeit, und so endet Alles mit Andacht und Erhebung, oft mit Rührung. Der Pfarrer 5 legt in der Sakristei seinen Schmuck ab, die Kirchengeräthe werden geborgen, und er wird in den Pfarrhof geleitet. Die Menschen verlassen die Kirche, und die Musiker sagen im Auseinandergehen: „Heute war es nicht übel, es hätte in einer Stadt nicht besser sein können." Die Lichter der Kirche 10 erlöschen allgemach, die Lichter der Laternen bewegen sich gegen die Waldhöhen, gegen die Waldthäler in allen Richtungen von der Kirche weg, die Schlitten fahren davon, und die Menschen kommen wieder zu ihren schlafenden Kindern heim, und zu denen, die in ihrer Abwesenheit Haus 15 und Hof behüten mußten. Und die Kirche auf dem Hügel steht dann finster in der übrigen Nacht, und Häuser und Hütten sind finster, nur daß selten irgendwo noch ein Lichtlein flimmert.

Am nächsten Tage haben die Menschen ihre festlichsten 20 Gewänder an, es ist der Weihnachtstag. Der Taggottesdienst wird noch gehalten, und in der ärmsten Hütte wird auf den Mittagtisch gestellt, was die Kräfte vermögen. Und wie an diesem Tage das Heil in die Welt gekommen ist, so wird von ihm an auch wie zur Versinn- 25 bildlichung der Winter, wenn gleich kälter, doch klarer, die Tage wachsen, und Alles zielt auf ein fröhlicheres Auswärts.

Und wie im Walde ist es in der großen Stadt. Die Menschen sind am Weihnachtstage im schweresten Putze, 30 und feiern den Tag noch in der Kirche und an ihrem Tische, und wenden sich zu bessern Wintertagen und zu einem freudigen dereinst kommenden Lenze.

Derer erwähne ich nicht, die vor dem Mitternacht-

gottesdienste das Gasthaus besetzen, und oft auch während desselben, und die vor und nach ihm bei dem Lichte des Waldwirthshauses sitzen; denn das ist keine Vor- und Nachfeier. Wo aber in der Waldnacht das Lichtlein eines Kranken flimmert, wird gewiß er und werden die Seinigen 5 zu dem Kindlein bethen.

Der Silvesterabend.

„Silvesterabend ist“, sagen die Leute, „ein Jahr ist in einigen Stunden aus, und ein neues beginnt.“

„Es ist ein wichtiger Zeitabschnitt“, sagen die andern, „er hat das, er hat jenes gebracht, was wird der neue bringen?“

Und wie viele fragen: „Was ist die Zeit?“

Und ich, wenn wir von so etwas Ungeheuerm reden, von einem Abschnitte der Zeit, frage: „Was ist die Zeit?“ „Und kann man sie abschneiden und zerschneiden?“

Unzählige Millionen Menschen lebten und leben in der Zeit, sprachen und sprechen von der Zeit, und meinen, wenn sie die Frage hören, was ist die Zeit, die Antwort auf der Zunge zu haben: und kein Sterblicher hat noch ausgesagt, was die Zeit ist, und kein Sterblicher weiß es, was die Zeit ist.

Sie ist das Geheimniß der ganzen Schöpfung, wir sind in sie eingehüllt, kein Pulsschlag, kein Blick der Augen, kein Zucken einer Fiber ist außer ihr, wir können nicht aus ihr heraus, und wissen nicht, was sie ist.

Kann ein Gedanke außer der Zeit sein?

Man glaubt, es meinen zu dürfen. Der Gedanke ist da, er ist er selbst, unabhängig von Allem. Aber ich sage, kann der Gedanke nicht sein wie der Blitz, nur unendlich schneller, daß wir die Dauer seines Werdens und Seins

nicht messen können, und daher glauben, er ist nicht in der Zeit, und er ist es doch?

Und hat die Zeit nicht einen Bruder, der so furchtbar ist wie sie, den Raum?

Was ist der Raum? 5

„Die Ausdehnung nach allen Richtungen", sagt der Mathematiker.

Er hat die Frage von dem Worte Raum auf das Wort Ausdehnung geschoben.

Was ist Ausdehnung? 10

Ist es ein Außer- und Nebeneinandersein, dann ist es ein Sein im Raume und nicht der Raum. Ist es ein Fortstreben nach allen Richtungen hin, so ist es ein Streben im Raume und nicht der Raum. Ist es ein Fortdenken, Fortvorstellen nach allen Richtungen, so ist es doch heim- 15 lich ein Fortschieben eines Beweglichen im Raume und nicht der Raum. Und endlich Richtung. Ist nicht Richtung schon selber wieder Raum oder im Raume?

Der Raum steht so einsam und unerforscht da wie früher. Und wenn der Mathematiker nicht seine Linien 20 in ihm zöge, und seine Flächen aufstellte, und ihn begrenzte, so wäre er für ihn nicht vorhanden, wie er zwischen unsern Augen und den Himmelskörpern für uns nicht nach seiner Größe vorhanden ist, und wenn keine Sterne wären, für uns gar nicht vorhanden wäre. 25

Und meint nicht jeder Mensch, er wisse, was der Raum ist, und mißt nicht jeder den Raum? Freilich mit einem Dinge, das wieder im Raume ist. Und wo wir uns mit den Augen nicht nothdürftig von Ding zu Ding fortschätzen, oder mit den Händen oder mit Werkzeugen von 30 Ding zu Ding hingreifen und hintappen können, dort ist all unser Meinen und Ahnen bezüglich des Raumes ein Unsinn. Hat sich nicht jener griechische Weise vermessen, zu

sagen, die Sonne sei etwa gar so groß wie der Pelopones? Und ist er nicht von seinen Landsleuten verketzert worden, daß er sie zu groß achte? Der Mathematiker hat seitdem Werkzeuge zu Wahrnehmungen erfunden, die ihm die
5 Grundlagen zu seinen Rechnungen geben, und die Rechnungen sagen, daß der Pelopones auf der Erdkugel ein Pünktchen ist, und daß eine Million Erdkugeln im Bauche der Sonne Platz haben. Was ist es nun mit den Meinungen über den Raum? Die Rechnungen sagen, daß um diese
10 Sonne in ungeheuern Entfernungen Planeten herum gehen, und dem erschrocknen Rechner sagen die Rechnungen, daß dieses ganze Sonnensystem im Bauche des Sternes Capella Platz hätte. Und die Capella ist im Raume ihrer nächsten um sie sichtbaren Sterne wieder nur ein Punkt. Was ist
15 es nun mit dem Raume? Wer dem Weltgebäude seine Betrachtung widmet, muß sich die Frage stellen: Ist die Sternsammlung im Raume, ist sie begrenzt, und ist um sie der leere Raum, und wo dieser aufhört, geht er dort wieder fort, und wo er wieder aufhört, geht er wieder fort, und
20 so ohne Ende? Das verstehen wir nicht. Oder: Ist der Raum mit Welten erfüllt, immer fort, ohne Grenze? Das verstehen wir auch nicht. Was ist es nun mit dem Raume?

Und doch scheint uns allen der Raum noch weit faßlicher als die Zeit. Er steht vor uns stille, während die
25 Zeit uns unaufhörlich aus den Händen schlüpft.

Wir sagen: Die Zeit ist vergangen, sie vergeht, sie wird kommen. Wir reden von einer Vergangenheit, von einer Gegenwart, von einer Zukunft.

Die Menschen haben sogar begonnen die Zeit zu
30 messen, und zwar mit Zeittheilchen, die sie für gleich lang hielten. Die älteste Messung mag die sein von einem Aufgange der Sonne zum andern. Das nannten sie einen Tag. Aber bald mußten sie sehen, daß die Zeit des

Sonnenaufganges wechselt. Ein Stern, der heute mit der Sonne zugleich aufgeht, geht nach einer Zeit nicht mehr mit ihr auf. Sie machten künstliche Vorrichtungen zur Zeitmessung. Eine gewisse Menge Wasser soll, um durch eine kleine Oeffnung auszufließen, immer dieselbe Zeit brauchen; aber Kälte und Wärme macht das Wasser schwerer oder leichter fließen, und erweitert oder verengert die Oeffnung, und das Wasser verdünstet auch beständig. Sand ist noch unzuverlässiger. Man machte mechanische Werkzeuge, welche regelmäßige Veränderungen darstellen; aber Reibung, Unvollständigkeit des Stoffes beeinflußen die Veränderungen. Pendelschwingungen sollen die Zeit messen; aber die Dauer einer Schwingung hängt von der Länge des Pendels und dem Widerstande der Luft ab, und Kälte und Wärme macht das Pendel kürzer oder länger, und verdichtet oder verdünnt die Luft. Man blieb für das Leben bei den Wandlungen der Himmelskörper. Ein Umlauf der Erde um die Sonne ist ein Jahr; aber die Erde läuft eine Anzahl Tage, Stunden, Minuten, Secunden um die Sonne. Dieß brachte wieder Verwirrung, und machte Einschaltungen, Ausbesserungen nöthig. Den Tag theilte man in 24 gleiche Theile: Stunden. Man rechnete auch nach Vollmonden. Diese gehen aber wieder nicht in dem Jahre auf, und man kam auf die künstlichen Monate. So machte man auch die künstliche Woche von sieben Tagen. Und so tappt man sich an der Zeit mühselig wie am Raume hin.

Was ist nun die Zeit?

Unserem Sinne erscheint sie nicht. Im Vergnügen ist sie kurz, im Leiden, in ungeduldiger Erwartung unendlich lang.

Legen wir eine Betrachtung an die Zeit, wie bei dem Sternenhimmel an den Raum.

Um eine Billion zu zählen, würde man, wenn man in jeder Secunde fünf zählt, in ununterbrochenem Zählen

über sechs tausend Jahre brauchen. In der Zeit ist die Welt erschaffen worden. Was war die Zeit vorher? Was waren in der weltleeren Zeit die billionenmal Billionen Jahre, die vielmal billionenmal Billionen Jahre? Hat die Zeit 5 selber einen Anfang gehabt? Wenn sie einen Anfang gehabt hat, so müssen wir uns vor dem Anfange der Zeit eine leere Zeit denken, also wieder eine Zeit, und vor ihr wieder eine. Das verstehen wir nicht. Oder hat die Zeit gar nie begonnen, und ist sie immer da gewesen? Das ver- 10 stehen wir auch nicht, wie den unendlichen Raum nicht.

Was ist nun die Zeit?

Ich füge noch eine Betrachtung bei.

Wir Menschen empfinden uns als Urheber unserer Handlungen. Wir fühlen oft über eine Handlung bittere 15 Reue, wenn auch kein Schaden aus ihr entstanden ist, und wir freuen uns oft sehr einer Handlung, wenn sie auch keinen Nutzen gebracht hat. Wir loben oder tadeln in unserem Gewissen unsere Handlungen, und wissen es wie unser Dasein selber, daß sie die unsrigen sind. Nun weiß 20 aber der allwissende Gott alle Handlungen voraus, folglich, sollte man schließen müssen, können die Handlungen nicht anders erfolgen, als sie Gott voraus weiß, sie sind eine Weltnothwendigkeit, und wir nicht ihre Urheber. Und doch sind wir die Urheber. Wo liegt nun der Zwiespalt? Er 25 liegt in unserer Vorstellung von der Zeit, er liegt in der Vorstellung: Zukunft, er liegt in dem, daß wir nicht wissen, was die Zeit ist.

Wie wäre es, wenn vielleicht die Zeit und der Raum gar nichts Wirkliches wären? wenn sie nur die Einrah- 30 mungen wären, in denen unsere Vorstellungen haften müssen, das Gesetz für unsere Vorstellungen, dem wir nicht zu entrinnen vermögen? Dann wäre Gott und es wären vielleicht auch andere Geister in der Zeitlosigkeit oder eigentlich

Ewigkeit. Dann ist keine Zukunft, also auch kein Wissen in die Zukunft, sondern ein Wissen überhaupt, und der Zwiespalt zwischen der Voraussicht Gottes und der Freiheit unserer Handlungen ist nicht mehr da. Dann erklärt sich auch unser Unvermögen, den unendlichen Raum und die unendliche Zeit zu fassen, weil wir da über den Kreis unserer Vorstellungen hinaus gegangen sind, und uns der Rahmen unserer Vorstellungen verläßt.

Ist es so? Ist es nicht so? Auch das wissen wir wieder nicht.

„Nun", wird einer sagen, „wozu die müssigen Fragen, wozu das müssige Gerede, das man nicht einmal überall versteht, und dem vielleicht gar niemals eine Lösung wird, und sehr wahrscheinlich auch gar nicht noth thut? Wozu das?"

Der Mann hat Recht, ich werde die Lösungen dieser Fragen nie finden, und thue die Fragen doch immer wieder, und schreibe sie hier gar in einer Silvesterabendrede auf, und werde sie wieder thun, und mit mir werden sie diejenigen thun, die ähnliche Wege wandeln, und alle diejenigen müssen uns verzeihen, denen nicht, wenn sie vor dem Bilde von Sais säßen, die Finger zuckten, den Schleier wenigstens zum Theile zu lüften.

Ich kehre zu dem bürgerlichen Silvesterabend zurück.

Wie die Oberfläche einer Kugel keinen Anfang und kein Ende hat, und wie jeder Mensch, der wo immer auf der Erde steht, auf ihrer Mitte steht: so hat das Jahr nicht irgendwo seinen Anfang und nicht irgendwo sein Ende. Die Erde läuft in ihrer Eilinie um die Sonne fort und fort, und an jedem Punkte dieser Linie kann man den Anfang eines Umlaufes annehmen, und an demselben Punkte sein Ende, wenn die Erde wieder zu ihm gekommen ist. Wohl hätte man auch natürliche Anhaltspunkte. Da die Erdachse gegen

die Ebene der Erdbahn geneigt ist, so hat jede der zwei Erdhälften, die nördliche und die südliche, während eines Umlaufes einmal eine Stellung, in der sie der Sonne am meisten zugewendet ist, und da hat sie den längsten Tag, dann eine Stellung, in der keine Zuwendung vorherrscht, Tag- und Nachtgleiche, dann eine Stellung, in der sie von der Sonne am weitesten weggewendet ist, kürzester Tag, dann zweite Tag- und Nachtgleiche. Einen dieser Punkte könnte man als Anfangspunkt und Endepunkt des Jahres nehmen. Aber Tag- und Nachtgleichen sind zwei, und kürzester und längster Tag sind in den zwei genannten Erdhälften entgegengesetzt. Man hat bei uns für das gewöhnliche Leben einen Tag im Winter genommen, der der erste des Jahres ist, nehmlich den ersten Tag des Monates Jänner. Den Jänner nennen wir dann den ersten Monat, und zählen im Jahre die zwölf Monate fort, bis zum letzten, dem Dezember, dessen letzter Tag der letzte Tag des Jahres ist. Er ist der Tag des heiligen Silvester, sein Abend ist der letzte Abend im Jahre, der Silvesterabend. Und diese Einrichtung hat sich so in unsere Landsleute eingelebt, daß die meisten nicht anders glauben, als das Jahr ende wirklich mit dem Silvestertage, und ein neues beginne mit dem ersten Jänner. Und darnach treffen sie ihre Anstalten. Der Jahreszahl, die wir seit der Geburt Christi schreiben, wird eine Einheit zugelegt. Die Kirche feiert den ersten Jännertag als ein hohes Fest, und segnet so gleichsam das Jahr ein. Schon an dem Silvesterabende werden meistentheils Vorbereitungen gemacht, und werden Vorfeier gehalten. Der Hausvater sammelt die Seinen um sich, und bespricht mit ihnen, was in der Familie, und was an jedem Einzelnen in dem vergangenen Jahre geschehen ist, was Gott Gutes als Wohlthat, was er Uebles als Prüfung geschickt hat, und man stellt Vermuthungen

an, was das neue Jahr bringen könne, und man legt seine Wünsche für dieses Zukunftsjahr dar. Auch an Lob und Tadel für manches einzelne Mitglied wird es nicht fehlen, und die Bitte wird sich anschließen um Fortfahren oder Bessern. Man vergewissert sich der ungeschmälerten Fortdauer der Achtung, der Verehrung, der Liebe. Auch was die Stadt, die Gemeinde, den Kreis, das Vaterland angeht, wird in Betrachtung gezogen, man freut sich, man bedauert, man beschließt, wo man kann, Hilfe, und erwünscht das Beste. Ein kleines Mahl endet das Ganze, worin man sich, den Kindern, den Dienstleuten etwas Besseres als gewöhnlich zulegt. Und dann geht man zur Ruhe, und schlummert dem Beginne des neuen Jahres entgegen.

Andere begehen rauschender den Abend, und müssen noch den zwölften Glockenschlag hören, der die letzte Secunde des alten Jahres begräbt. Gesellschaften vereinzelter Menschen oder anderer finden sich in Gasthäusern zusammen, und verjubeln den Abend. Und dessen Lebenszweck das Vergnügen ist, der schreibt dem heiligen Silvester die Schuldigkeit zu, daß an diesem Tage ein noch größeres Vergnügen komme, und er arbeitet nach Kräften darauf hin. Junge Leute jauchzen in manchen Gegenden um die Neujahrsmitternacht im Freien, oder singen Lieder, oder schießen mit Feuergewehren das neue Jahr an, oder treiben andere Gebräuche oder anderen Unfug.

Alles, was an Geschäften einen Jahresabschluß fordert, ist in ordentlichen Gebarungen am Silvesterabende geschlossen, und ein neues Blatt für das neue Jahr ist vorbereitet.

Daß viele Menschen an diesem Abende mit ihrem Gewissen Abrechnung halten, ist zu vermuthen. Die Besseren thun es gewiß. Ob der ganz Versunkene vor sich schaudert, und an Umkehr denkt, wer kann es wissen?

Daß mancher Unglückliche in dieser Nacht seufzt, und manche Hand noch bitter arbeiten muß, um für den Besteller das Feststück fertig machen zu können, davon sprechen wir nicht, da wir von den Neujahrsvorbereitungen sprechen, nur thun Seufzer und bittere Arbeit in dieser Nacht noch weher.

Auch der Aberglaube hängt sich an den Silvesterabend, und gegossenes Blei, eine Zeichnung im Kaffehsatze, ein verlöschender Funke an angezündeten Gegenständen, ein geworfener Schuh muß verkünden, ob der Herzenswunsch im künftigen Jahre in Erfüllung gehen werde. Und was ist meistens der Herzenswunsch? Wir schweigen darüber.

Und so sieht diese Nacht auf Manches hernieder.

Sie endet auch, der neue Tag kömmt, und das neue Jahr ist da.

Es war einmal eine schöne Sitte, daß sich Angehörige und Freunde am Neujahrstage wie zu Geburtstagen Glück für die Zukunft in Wünschen aussprachen. Wo die Wünsche vom Herzen kommen, war die Sitte lieblich und angenehm, wo sie bloße Aufmerksamkeit oder Schuldigkeit sind, war die Sitte lästig. Sie ist gegen Erlag eines Armengeldes abgeschafft worden, wie denn die Menschen jetzt überhaupt durch Vergnügen oder Vortheil gelockt werden, den Armen Gutes zu thun, zum Beispiele durch Armenbälle, Armenlotterien, was dem Menschenfreunde schmerzlich ist, und was den Armen auch schmerzlich wäre, wenn sie mehr darüber dächten. Die Herzenswünsche ließen sich nicht abschaffen, und sind jetzt erst recht freiwillig und recht herzlich.

Und wie zu Geburtsfesten und andern Gelegenheiten geben sich Angehörige und Freunde auch am Neujahrstage Geschenke, und zeigen im Errathen, was den Beschenkten freuen könnte, ihre Aufmerksamkeit und ihre Liebe. Die Gattin gibt dem Gatten etwas, das ihm in

seinem häuslichen Leben bequem und lieb und freundlich sein könnte, er schenkt ihr etwas, das sie ziert, oder das ihr durch Geist oder Kunst erhabene, tiefe, liebliche holde Gefühle gibt, die Töchter machten für Vater und Mutter irgend eine zierliche Arbeit, und bringen sie zum Vorscheine, die Söhne liefern Zeichnungen oder sonst Aehnliches, ja mancher vermißt sich zu einem Gedichte, und so schließt sich der Kreis anmuthig und fest. Verwandte und Freunde bescheren sich, was ihnen ihr Gemüth eingibt. Wo noch das alte deutsche väterliche und mütterliche Verhältniß zwischen dem Hausvater, der Hausmutter und dem Gesinde herrscht, dort sind auch die Gaben an das Hausgesinde, das in solchen Häusern oft wirklich ein vieljähriges Hausgesinde ist, Familiengaben, werden mit Liebe gegeben, werden mit Liebe empfangen, und werden nicht selten durch kleine wohlgemeinte Gegengaben des Gesindes erwiedert. Die kirchliche Feier des Tages umschließt dann auch noch die Gemüther, und so wird dieser Tag in der That ein Merktag für das ganze Jahr.

Aber auch noch für andere, welche nicht in der Familie stehen, und nicht zu den Freunden gehören, wird der Tag ein Merktag durch Gaben, die, wenn sie gleich nicht Liebesgaben in dem Sinne sind, wie wir gesprochen haben, doch von guten Menschen nicht ohne Neigung und Wohlwollen gegeben werden. Der Briefträger, welcher das ganze Jahr dasjenige, was uns von mehr oder weniger lieben Händen geschrieben wird, oder was uns überhaupt durch Briefe zu wissen noth thut, in's Haus trägt, empfängt eine Neujahrsgabe, gleichsam als Abschluß dieses Jahres und grünende Hoffnung für das nächste. Wer über die Sperre des ganzen Hauses wacht, und seine Reinigung und seine äußere Ordnung handhabt, bekömmt eine Gabe der besonderen Anerkennung. Lehrlingen, die zwischen uns

und unseren Gewerbsleuten verkehren, machen wir mit einer Neujahrsgabe eine Freude, und so thun wir es noch mit andern, wo es sich ziemen und schicken will. Und alle diese freuen sich, und der rechte Geber freut sich auch, und so geht das Wort in Erfüllung, das gewöhnlich in den Wünschen dieser Wünscher vorkömmt: ein freudenreiches neues Jahr.

Und ehe ich die Feder nieder lege, schreibe ich noch auf das Blatt: Ein freudenreiches neues Jahr für alle, welche diese Zeilen lesen, und für alle, welche sie nicht lesen, und daß der Himmel füge, daß das Gute, das Manchen zu Theil ist, daure, und daß der tiefe Schmerz, der in manches Herz gekommen ist, sich mildere.

Aus dem bairischen Walde.

(1867.)

Lebe
eine
die
5 Abs
zug
getr

mit
10 De
wir
ein
wo
wo
15 bai
Er
Eg
ka
na
20 P
m
m
m
D
25 s

Aus dem bairischen Walde.

Es möge mir erlaubt sein, ein Ereigniß aus meinem Leben zu erzählen, in welchem eine Naturerscheinung und eine Schickung so seltsam verbunden waren, daß, wenn die Sache eine Dichtung wäre, man ihr den Vorwurf der 5 Absichtlichkeit machen würde, und doch hat sich das Alles zugetragen, und ich werde es erzählen, wie es sich zugetragen hat.

Ich hatte den Mai des Jahres 1866 in Karlsbad mit meiner Gattin und ihrer Nichte Katharina zugebracht. 10 Der Arzt gab mir die Weisung, ich möchte zu guter Nachwirkung des Heilwassers wieder wie im vergangenen Jahre einen Landaufenthalt in einer hochgelegenen Waldgegend, wo möglich in einem Nadelwalde, nehmen, worauf ich antwortete, ich werde wieder wie im vorigen Jahre in den 15 bairischen Wald, an den Fuß des Dreisesselberges gehen. Er billigte es. Am 8t̲ Juni kamen wir auf der Bahn von Eger über Regensburg in Passau an. Unsere Magd Marie kam mit dem Dampfbote an demselben Tage von Linz nach Passau. Es war verabredet, daß meine Gattin von 20 Passau nach Linz gehen solle, weil sie in der Wohnung manches zu schlichten und zu ordnen hatte, ich aber möge mich sogleich in den Wald begeben. Später wolle sie zu mir kommen. Am 9t̲ Juni fuhr sie mit Marie auf der Donau nach Linz. Nie hatte ich bei einer Trennung eine 25 so bängliche Ahnung, sie könnte krank werden, als damals,

und ich band sie der trefflichen Marie, wie man sagt, auf die Seele. Des frühen Morgens am andern Tage saß ich mit Katharina in einem Wagen, und fuhr von Passau mitternachtwärts dem Walde zu. Auf der Straße von Passau über Freiung nach Böhmen gelangt man in etwas weniger als drei Stunden in den Ort Fendelsberg, der aus zerstreuten Häusern besteht. An der Straße steht einzeln ein stattliches Wirthshaus. Dort ließ ich gewöhnlich die Pferde zwei Stunden rasten, und nahm mein Mittagsmahl ein. So thaten wir auch jetzt. Wenn man von dem Gasthause auf einem Raine zwischen den Feldern in der Richtung gegen Morgen dahin geht, sieht man ferne zu seiner Linken das ungeheure bläulich schimmernde Band des Waldes, der in einer so langen Linie zwischen Baiern und Böhmen dahin geht. Der Wald hat als Merkmal viele lang gedehnte weithin gehende sanft gewölbte Kissen, die seine Höhen sind. Eines dieser Kissen ist der Dreisesselwald oder, wie die Leute kurzweg sagen, der Sesselwald. Er liegt von Fendelsberg ziemlich gegen Morgen, und war noch vor mehreren Jahren dadurch unter allen seinen Genossen ausgezeichnet, daß auf seinem zarten Rande etwas schwebte, wie ein Würfel. Dieser Würfel ist aber seit einigen Jahren nicht mehr zu sehen. Die Ursache werde ich später angeben. Wir gingen auch heute wieder auf dem Raine hin, und zeigten uns wechselseitig bekannte Höhen des Waldes. Mit dem Fernrohre fanden wir manche befreundete Stellen.

Nach dem Mittagmahle trennten wir uns von der Hauptstraße, und fuhren auf einer Nebenstraße mehr morgenwärts unserem Ziele zu, das wir gegen den Abend erreichten.

Mittagwärts von den drei Sesseln und dem Blöckensteine liegt eine Ortschaft, welche den Namen Lackerhäuser

führt. Die Lackerhäuser aber liegen nicht bei einander, sondern auf einen sehr großen Raum zerstreut. Wie der Wald lange weiche polsterartige Erhöhungen oder sanfte Dachungen von sich hinab schiebt, auf denen entweder wieder 5 Wald, oder zerstückte Wäldchen, oder helle Matten oder grünende Felder sind, so stehen auf solchen Matten oder an einem Wäldchen oder auf einem Hange die Häuser. Sie sind meist aus Holz, und haben ein flaches Dach, auf welchem große Steine liegen. Manches hat ein Stückchen 10 weiße Mauer. Sie sind also eigentliche Waldhäuser, wie man sie unter vielerlei Namen auf den Schwellungen und Dachungen an dem Walde längs seiner ganzen Ausdehnung bis gegen Eger hin findet. Die Lackerhäuser haben eine kleine Schule, aber keine Kirche. Ihre Pfarrkirche steht 15 mittagwärts eine Stunde von ihrer Mitte entfernt auf der halben Höhe eines langen Berges, und heißt Breitenberg. Eines der Lackerhäuser, fast das nördlichste, macht von allen übrigen eine Ausnahme. Es ist ein fast schloßähnliches Gebäude aus einem Haupthause und einem Seiten- 20 flügel bestehend. Es hat ein Stockwerk und noch Dachzimmer. Mathias Rosenberger, der durch Handel wohlhabend geworden war, hat es gegen das Jahr 1818 erbaut. Er ist auch der Wohlthäter und gewissermaßen der Vater der andern Lackerhäuser geworden. Sein jüngster Sohn, 25 Franz Xaver Rosenberger erbte das Anwesen, dehnte seine Geschäfte noch mehr aus, und ward auch, wenn man so sagen darf, der Patriarch der Lackerhäuser. Er zierte seine Wohnung mit schönen meist alterthümlichen Geräthen, einigen Bildern und werthvollen Büchern, und führte ein schönes 30 Mädchen aus einem achtbaren Bürgerhause Münchens als Gattin in seinen Wald, die jetzt die Mutter mehrerer lieben Kinder ist. Unter dem alten Rosenberger war das Haus auch ein Gasthaus. Franz baute ein eigenes stockhohes

Gasthaus neben seinem Hause. Das hinderte aber nicht, daß er stets Freunde oder höher gestellte Menschen gastlich in die Räume seines Hauses aufnahm. So wurde jene Stelle ein Punkt geselligen Verkehres, nicht nur für einzelne Reisende, die kamen, den Wald zu besuchen, sondern auch für ganze Gesellschaften, die erschienen, und für manche Familien aus Passau, München, Linz, Budweis und anderen Orten, die eine Zeit im Sommer oder Herbste in den Lackerhäusern zubrachten. Der Name Rosenberger wurde weithin bekannt. Wenn ich in der Ferienzeit meiner Studien oft von meiner Heimath Oberplan im südlichen Böhmen in jene Wälder streifte, stieg ich gerne auf der andern Seite zu dem alten Rosenberger hinab, und verweilte, nicht selten mit mehreren Genossen, durch eine Zahl von Tagen in seinem Hause, wo gute und sehr billige Bewirthung zu treffen war. So wurde ich mit seinen Kindern befreundet, was zur Folge hatte, daß ich mehrere Male in späteren Jahren mit meiner Gattin im Hause Franz Rosenbergers war, wo er uns im ersten Stockwerke des Seitenflügels eine Wohnung von einem größeren Zimmer und drei Kabinetten und einer Küche anwies. Wegen Kränklichkeit seiner Gattin brachte Rosenberger in späteren Jahren den Winter in Passau zu, und siedelte endlich vor einigen Jahren ganz nach Passau über. Die ebenerdigen Räume seines Hauses, ein Verkaufsgewölbe desselben und die Feldwirthschaft verpachtete er, das obere Geschoß des Hauses behielt er sich vor. Und so kömmt er oft von Passau in sein Waldhaus, und seine Gattin und ihre Kinder bringen jeden Sommer eine Zeit dort zu.

Ich bekam mit meiner Nichte im Sommer 1866 wieder meine gewöhnliche Wohnung.

Es ist ein reizender Blick aus den Fenstern dieser Wohnung. Ist er nicht so ergreifend wie der in eine

erhabene Alpengegend, so schmeichelt er sich je länger desto lieblicher in die Seele. Ein Kreis Land liegt gegen Mittag, dessen Ränder zu beiden Seiten des Hauses nahe, weiter weg etwa zu zwei bis fünf Meilen entfernt sind. Berge, Hügel, Abhänge, Schluchten, Thäler, Flächen, Wälder, Wäldchen, Wiesen, Felder, unzählige Häuser und mehrere Ortschaften mit Kirchen sind in diesem Kreise. Man kann Jahre lang hier weilen, und ersättigt sich nicht an der Mannigfaltigkeit der Gestaltungen. Und an klaren Tagen ragt an einer Stelle des südlichen Randes des Kreises noch die Prielgruppe der Alpen empor, und es sind rechts davon noch einige blaue Häupter sichtbar. Es ist ein wundervoller Anblick, wenn an Sommernachmittagen oder noch mehr in der Abenddämmerung an dem ungeheuern Gesichtskreise breite Gewitter hingehen, und ihre Feuer spielen lassen.

An der nördlichen Seite des Hauses sind Felder, deren Breite etwa zwei Flintenschüsse beträgt. Dann steigt der dichte ununterbrochene schwere Wald hinan. Das breite bläuliche, schwärzliche, grünliche Band schaut ungemein ernst und an Sonnentagen doch sanft auf die Lieblichkeit des südlichen Kreises hinab. Links, wenn man über das Haus hinblickt, zieht sich die ungemeine Mächtigkeit des Rückens des Sesselwaldes fort, der gegen seinen Rand hinauf einige entblößte Geröllstellen hat, die aber in der Nähe ein Gewirr häusergroßer Granitblöcke sind. Rechts ist die noch höhere Seewand mit noch mehr solchen Geröllstellen. An ihrer entgegengesetzten Seite liegt der Blöckensteiner See. Die Breite des sogenannten wilden Waldes beträgt in jener Gegend zwei bis drei Meilen. Ueberall, wo man in den reizenden Gefilden herum geht, und es sind der Wanderwege unzählige, einer lieblicher als der andere, zieht die Würde des Waldes den Blick an sich, und die Gegend, deren Anmuth man vielleicht auch

anderwärts anträfe, erhält durch diese Würde erst ihre Erhabenheit. An den Wänden des Waldes rinnen allwärts Quellen herab, und strömen in den tiefen, mitunter sehr scharfen Schluchten, die zwischen den weichen Kissen und Matten sind, dahin, so daß man an stillen Abenden durch die offenen Fenster das Rauschen in die Zimmer hört. Das Wasser ist glashell, daß man den Sand und die Steinchen des Grundes herauf schimmern sieht, und daß dort, wo es sich etwa still in einem Grunde des Waldes zwischen Steinen sammelt, und ruht, die Grenzfläche zwischen Wasser und Luft, wenn man in den Schlund hinein sieht, nicht zu erkennen ist. Weil das Wasser aus einem ungeheuern Granitlager kömmt, hat es fast keine Stoffe in sich gelöst, und ist der lieblichste und erquickendste Trank. Mit der edlen Waldluft ist es ein gesundheitsfreundliches Ding, wie man nur immer eines zu finden vermag.

Am Rande des Waldes ist in den Schluchten meist in und an dem Wasser ein Geschiebe von Granitblöcken. Sie gehen auch noch tiefer hinab, und nicht selten liegt mitten in dem Grün der Matten ein Block, so groß wie eine Waldhütte, und so dicht, daß die schönsten Werke daraus gemeißelt werden könnten. Oft stehen an solchen Blöcken schöne Bäume, besonders Ahorne, dann Birken, Eschen und andere Laubbäume mit Nadelholz gemischt, und solche Gruppen ziehen gegen den hohen Wald hinan. Und dieser Rand und das Land schimmern in einem Grün, wie man es sich kaum denken kann. Oberösterreich ist ein besonders grünes Land, und doch, wenn man von diesem Walde in seine Fluren hinab kömmt, sind sie beinahe grau.

Nicht blos gesundheitbringend, sondern auch stillend und seelenberuhigend ist es, wenn man hier wandelt und Alles auf sich wirken läßt: das Gras an dem Wege mit den tausendartigen Waldblumen und den weißen Stein darin

und den ernsten Baum und die hellen Wiesen und das einfärbige Getreide der Felder und die glänzenden Dächer der Hütten und die Hügel und Wäldchen und den Duft der Ferne mit manchem weißen Punkte einer Kirche und
5 die unermeßliche leuchtende Himmelsglocke über dem Haupte. Und wenn man eine mäßige Höhe hinter dem Rosenbergerhause hinauf geht, sieht man am südlichen Rande des Landes das ganze ungemein sanfte Band der salzburgischen und steirischen Alpen mit manchem Blicke eines Schneefeldes
10 darinnen. Zu allem dem vernimmt man das leise Rauschen der Bäche, mitunter den Klang einer Heerdenglocke von dem Walde herab, oder hoch oben das schwache Wirbeln einer Lerche. Man glaubt, die Welt ist voll Ruhe und Herrlichkeit. Und wenn man von dieser Ruhe in eine andere geht,
15 in die des großen Waldes, so ist es wirklich wieder eine Ruhe und wirklich eine andere. Der Blick wird beschränkt, nur das Nächste dringt in das Auge, und ist doch wieder eine unfaßbare Menge der Dinge. Die edlen Tannen, wie mächtig ihre Stämme auch sein mögen, stehen schlank wie
20 Kerzen da, und wanken sanft in dem leichtesten Luftzuge, und wenn der stillste Tag draußen ist, so geht in das Ohr kaum vernehmlich und doch vernehmlich ein schwaches erhabnes Sausen — es ist wie das Athemholen des Waldes. Zu der Tanne gesellt sich ihre geringere aber doch schöne
25 Schwester, die Fichte, dann kömmt die hellgrünlaubige Buche und in den Tiefen an Wässern die Erle und es kommen andere wasserliebende Bäume. Und zwischen den Stämmen ist die Saat der Granitblöcke ausgebreitet, einige grau, die meisten mit Moos überhüllt, dann schaaren sich die Millionen
30 Waldkräuter, die Waldblumen, dann sind die vielfarbigen Schwämme, die Ranken und Verzweigungen der Beeren, die Gesträuche, und es ist manches Bäumchen, das sein junges Leben beginnt. Hie und da blickt ein ruhiges

Wässerlein auf, oder schießt ein bewegtes durch die Dinge dahin. Wenn draußen das breite Meer des Lichtes war, so ist es hier in lauter Tropfen zersplittert, die in unzähligen Funken in dem Gezweige hängen, die Stämme betupfen, ein Wässerchen wie Silber blitzen machen, und auf Moossteinen wie grüne Feuer brennen. Oft, wenn eine Spalte ist, wird das Dunkel des Waldes durch eine glühende Linie geschnitten. Die vielen Thierchen des Waldes regen und bewegen sich, und wenn die auf dem Boden durch ihre Gestalt und Lebensweise ergötzen, so erfreuen die der Höhe durch ihre Laute. Und in Alles tönt das ununterbrochene Rauschen der Wässer. Und wenn man fortwandert, ändert sich Alles und bleibt doch Alles dasselbe. So kann man viele Stunden wandern, und spannt der heilige Ernst des Waldes Gemüther, die seiner ungewohnt sind, Anfangs wie zu Schauern an, so wird er doch immer traulicher, und ist endlich eine Lieblichkeit wie die draußen, nur eine feierlichere.

Und wie eindringlicher und erweckender wirkt es erst, wenn man irgend ein Ding zum Gegenstande seiner Betrachtung oder wissenschaftlichen Forschung macht, sei es das Leben der Himmelsglocke mit ihren Farben und Wolken, oder sei es das Leben mancher Thiergattung, oder seien es nur die verachteten Moose, die mit ihren verschiedenen Blättchen oder den dünnsten goldenen Seidenfäden den Stein überkleiden.

Da zeigt sich im Kleinsten die Größe der Allmacht.

Von den Scheuern des Rosenbergerhauses führt ein Fußpfad einem Wässerlein entgegen am Feldrande bis zu dem Walde. Dort strömt ein klarer Bach aus dem Dunkel hervor. Und von dort geht ein Weg, so trefflich, daß ihn eine Frau mit Stadtschuhen begehen kann, schräge an der Walddachung zu den drei Sesseln hinan. Wenn man sehr langsam geht, kömmt man in zwei Stunden an die Schneide

des Waldes hinauf. Man geht beständig unter hohen Bäumen, eine Strecke unter sehr schönen Buchen. Auf der Waldschneide stehen hie und da Granitgiebel empor, die aussehen, als wären sie aus riesigen Steinscheiben gelegt worden. Wahrscheinlich sind es Reste eines ausgewitterten gewaltigen Granitrückens. Manche sind gerade so wie steilrechte aus Steintellern gelegte Säulen. Die bedeutendsten sind der Sesselfels und der Hohenstein. Man kann noch den Seethurm des Blöckensteines dazu rechnen. Von andern Blöcken solcher Art, die noch auf der ungeheuern Schneide des ganzen Waldes stehen, ist hier nicht die Rede. In den steilrechten Sesselfels ist eine Steintreppe gehauen. Wenn man sie hinan gestiegen ist, steht man auf einer wagrechten Steinfläche, auf welcher nur einige Menschen Platz haben. Man steht gerade mit seinen Fußsohlen neben den Wipfeln der hohen Bäume. Mit Sesseln hat der Fels nicht die geringste Aehnlichkeit, eher wäre er ein großer Säulenknauf. Vor mehreren Jahren standen noch an der Oberfläche des Steins drei Lehnen empor, welche Spalten zwischen sich hatten, durch die man hinaus sah. Damals glich der Fels einem riesigen Predigtstuhle. Die Leute nannten die Lehnen Sessel, daher der Name. Ich wollte in dem Jahre 1855 in die nördliche Lehne wirklich einen Sitz hauen lassen, so daß man von ihm die ganze südliche Fernsicht genießen könnte; aber der Entschluß fand Verzögerungen durch Voranstalten, Umfragen und dergleichen. Indessen, waren nun die Lehnen schon seit Langem locker, oder ist die Auswitterung sehr rasch geschritten, fanden sich mehrere Leute, die sich die Arbeit machten, die viele Zentner schweren Lehnen in die südliche Tiefe zu stürzen. Dort liegen sie nun unter anderem Steingetrümmer. Als sie noch standen, waren sie von ferne wie ein Würfel auf dem Waldesrande zu sehen, jetzt ist von der Ferne nichts mehr sichtbar, weil

der Fels nur bis zu den Baumwipfeln reicht, außer es ständen eben Menschen auf ihm, die man dann mit dem Fernrohre finden würde.

Höhere Berge haben oft einen weniger lohnenden Fernblick als dieser Fels. Man sieht gegen Mittag hinab auf die Schwere des Waldes, durch den man herauf gegangen ist, und da zeigt er sie erst recht, wie es der Hinaufblick nicht vermag. Dann kömmt das hüglige Land bis zur Donau mit den tief drunten liegenden grünen Schwellungen und den weißen Ortschaften, Kirchen und Häusern darauf und den unzähligen Wäldchen, Wiesen und Feldern und mit manchem dunkeln Rücken, der ein großer Wald heißen würde, wenn man nicht auf dem sehr großen Walde stände. Dann erscheint der schleierige Streifen des obst- und kornreichen Landes nördlich der Alpen. Man sieht darin die Glanzfäden der Donau, des Inn und der Isar. Manche behaupten, mit Fernröhren die Thürme der Liebfrauenkirche von München gesehen zu haben. Ich konnte wohl die bairische Hochebene finden, sah aber nie diese Thürme. Regensburg wird durch die Wälder bei Stauf gedeckt. Endlich ist als Grenze die Krone des Ganzen, die Alpenkette vom Pinzgau bis zum Schneeberge in Unterösterreich, im zartesten gezackten Blau, daß der Kundige jede seiner Höhen und jedes seiner Schneefelder findet. Und über Allem ist der feeige Duft und Schmelz der Luft, der ausgedehnte Landschaften so unsäglich anmuthig macht, und den der Pinsel so selten erreicht, wenn es nicht etwa Claude Lorrain gelungen ist, der aber nie so große Dehnungen gemalt hat. Gegen Nordwest, Nord und Nordost ist die Aussicht beschränkter, aber sehr ernst. Waldwoge steht hinter Waldwoge, bis eine die letzte ist und den Himmel schneidet. Großartig ist es, wenn Wolkenberge an dem Himmel lagern, und mit blauen Schattenflecken dieses Waldmeer unterbrechen.

kann man eine herrliche Alpenansicht ein schwungvolles lyrisches Gedicht nennen, so ist die Einfachheit dieses Waldes ein gemessenes episches.

Nicht weit von dem Sesselfels steht der Hohenstein, auf den eine hölzerne Treppe führt, und von dem aus eine größere Fernsicht nach Böhmen ist, aber eine weit kleinere nach Süden.

Von den Sesseln kann man auf einem knorrigen, steinigen, oft sumpfigen Wege, der streckenweise, namentlich gegen das Ende, gar kein Weg mehr ist, immer auf der Schneide des Waldes ostwärts gehend in etwas mehr als zwei Stunden zu dem Blöckensteine gelangen, der höher ist als der Sesselberg, aber eine geringere Rundsicht hat. Wenn man jedoch um den Steingiebel, der den Namen Seethurm führt, links herum wendet, und einige Schritte abwärts geht, steht man plötzlich auf dem Rande einer steilrecht abfallenden Felsenwand. Links sieht man gewaltige Felsen nieder steigen, rechts steigen Felsen hinab, überall gehen Wälder hinab, und auf dem Grunde dieser Nische an dem Saume eines Gewirres hinabgestürzter und bleichender Baumstämme steht ein ruhiges starres schwarzes Wasser, jenseits von einem schmalen dunkeln Waldbande gesäumt. Es ist der Blöckensteinsee. An sonnigen Tagen zeigt der Hinabblick in all das blaue Dämmern und Weben der hinunter steigenden Wälder, der hinunter stehenden Felsen, des bleichenden Saumes, des stahlblau und schwarz schillernden Wassers, des Uferbandes, und dann ein Blick auf das einfärbige Himmelblau etwas so zauberhaft düster Holdseliges, daß manche Gemüther davon mächtiger erfaßt werden als von der Pracht des Blickes von den Sesseln aus. Ich konnte einmal einen Freund von der Felsplatte, die an der Wand gleichsam über dem See schwebt, kaum fort bringen. Man kann den See links von der Wand aus umgehen, und an sein flaches jenseitiges

Ufer hinab gelangen, aber der Gang ist durch die Steintrümmer, Farrenkräuter, Brombeerranken und anderes Geniste und über gefallene modernde Bäume äußerst beschwerlich. Die von dem Moldauthale aus den See besuchen, kommen an seinem östlichen flachen Ufer an. Man hat dort an Nachmittagen den schönsten Anblick gegen die schattige gleichsam wie in Schleiern zitternde Seewand. Ich habe beide Anblicke, den von oben und den von unten, vielfach genossen, und weiß nicht, welcher vorzuziehen ist.

Vom See gelangt man auf einem andern Wege leicht in zwei Stunden zu dem Rosenberger Hause hinab.

Im Sommer, besonders aber im Frühherbste, dessen Tage im Walde oft sehr schön und trocken sind, kommen häufig Reisende in die Lackerhäuser, um die Sessel und den See zu besuchen. Der See ist auch schon gemalt worden. Im Sommer, am Tage des heiligen Jakob, wird an den Sesseln jährlich ein Volksfest abgehalten. Da ist eine Menschenmenge an dem Fuße des Sesselfelsens, und es wird gesotten und gebraten. Wie viele aber gehen da hinauf, die nicht die Herrlichkeit der Natur im Sinne haben.

Die Lackerhäuser stehen auf bairischem Boden hart an der österreichischen Grenze. Man gelangt in einigen Minuten von dem Rosenbergerhause zu dem Bache, der die Grenze bildet. Jenseits desselben stehen wieder zerstreute Häuser der Ortschaft Schwarzenberg, deren Kirche nebst dem Schulhause von einem fast kegelförmigen Berge empor ragt. Auf dem Fußwege gelangt man leicht in drei Viertheilen einer Stunde zur Kirche. Der Fahrweg ist weiter. Vom Rosenbergerhause führt eine schmale Straße abwärts bis zu dem sogenannten Grenzaufseherhause, wo sie in die bairische Straße mündet, die von Waldkirchen her östlich gegen Oesterreich läuft. Diese Straße geht bis an die Grenze, wo ein Zollhaus für Oesterreich und Baiern steht. Von da

knüpft sich die österreichische Straße an, und geht südöstlich über Schwarzenberg nach Aigen, wohin man mit guten Pferden in zwei Stunden gelangt. In Aigen wird man von der Reichsstraße zwischen Krumau und Linz aufge-
5 nommen, und kann von da leicht in sechs bis sieben Stunden nach Linz fahren.

Einer schönen Ebereschenallee muß ich noch erwähnen, die eine Strecke an dem Rosenberger Wege von dem Hause aus dahin läuft. Am Ende der Allee hat Rosenberger eine
10 Kapelle bauen lassen, auf derem Altare ein gutes Marienbild ist. An gewissen Tagen des Jahres wird in der Kapelle Messe gelesen. Das geschieht zuweilen bei Gelegenheiten auch an andern Tagen. Einmal traf ich einen Priester aus Passau in den Lackerhäusern, wo er gesundheitshalber verweilte,
15 und da war täglich in der Kapelle Gottesdienst. Auf dem Dache des Seitenflügels des Rosenbergerhauses ist ein Thürmchen mit einer Glocke, die das Zeichen zur Morgen-, Mittag- und Abendandacht gibt.

Das ist die Gegend, in welcher ich so gerne und so
20 oft weilte, und zu welcher ich auch jetzt meine Zuflucht nahm.

Ich stieg wegen meiner noch nicht ganz befestigten Gesundheit nicht auf die großen Höhen, ging aber sonst nach allen Richtungen herum. An jedem schönen Tage ging ich mit Katharina nachmittags auf dem anmuthigen Wald
25 und Wiesen und Felder durchschneidenden Fußwege nach Schwarzenberg, um dort die Post zu erwarten, ob sie etwa ein Lebenszeichen oder die eine oder andere Gabe, deren meine Gattin oft sendete, aus Linz bringe. Abends gingen wir wieder in unsere Wohnung zurück.

30 Als der Krieg ausbrach, schrieb ich meiner Gattin, sie möge nicht zu mir kommen, sondern in Linz auf weitere Nachricht von mir warten.

Im Anfange des Juli ging ich selber nach Linz.

Katharina ließ ich in den Lackerhäusern zurück, unsere Wohnung zu hüthen, und auf weitere Weisung zu warten.

In Linz fand ich meine Gattin und Marie in vollkommenster Gesundheit.

„Siehst Du", sagte meine Gattin, „Deine Ahnung, daß ich krank werden könnte, war eitel, ich habe mich nie wohler befunden."

„Gott erhalte dich so", antwortete ich, „dann ist Vieles leichter zu ertragen."

Ich blieb bis zum achten August theils in Linz theils auf dem Berge Kirchschlag bei Linz.

Am achten August ging ich wieder in die Lackerhäuser, meinen Landaufenthalt fortzusetzen.

Im September kam auch meine Gattin zu mir. Es wurden außerordentlich schöne Herbsttage, die wir mit einander genossen, und sie dauerten an. Der October war so sonnig und warm, wie ich selten einen erlebt hatte.

Gegen das Ende des Monates October machte ich meiner Gattin den Vorschlag, sie möge mit Katharina nach Linz fahren, ich wolle noch, so lange es nur immer das Wetter gestattet, in den Lackerhäusern bleiben, um die Heilsamkeit des Waldes bis auf die letzte Möglichkeit auf mich wirken zu lassen. Ihre Besorgniß, daß ich dann allein in der Wohnung sei, behob ich dadurch, daß ich ein Schreiben in das benachbarte Neureichenau an Anna Göschel, eine ältliche nicht ungebildete uns befreundete Frauensperson, die oft bei Drang der Gäste im Rosenbergerhause wegen ihrer Geschicklichkeit Aushilfe leistete, mit der Bitte sandte, sie möge einige Zeit in den Lackerhäusern meine Haushälterin machen, und daß die Antwort zurück kam, sie wolle es sehr gerne thun. Und so bestellte ich bei dem Wirthe Gruber in Aigen einen bequemen Wagen für meine Gattin und Katharina.

Am 29t October vormittags hob ich beide in den Wagen, wir sagten uns das letzte Lebewohl, versprachen fleißiges Briefschreiben, freuten uns auf baldiges Wiedersehen, und der Wagen rollte dahin. Ich sah ihm noch mit dem Fernrohre aus dem Fenster nach, bis er mir in der Nähe der Kirche von Schwarzenberg entschwand.

Dann war ich in der Wohnung allein, und aß auch allein mein Mittagessen.

Nachmittags kam Anna, und es begann das Haushälterleben. Was ich vorausgesehen hatte, erkannte ich im ersten Augenblicke als richtig. Anna war die Zartheit, Sorgfältigkeit, Aufmerksamkeit selber, so daß ich erfreut und beinahe gepeinigt zugleich war. Ich schrieb sofort an meine Gattin, daß ich in aller Hinsicht wohl versorgt sei, und daß sie ganz ruhig sein könne. Dieser Brief kreuzte sich mit einem von ihr, worin sie mir meldete, daß sie am 29t sehr gut in Aigen angekommen sei, dort Besuche gemacht, und die Nacht dort zugebracht habe. Am 30t sei sie bei schönstem Wetter und mit heiterstem Gemüthe um vier Uhr in Linz angelangt, und sie schreibe mir dieses sogleich.

Ich war nun, so weit es möglich war, fröhlich, und fing an, mich ungestört der unsäglichen Herbstpracht der Wälder hinzugeben.

Nach zwei Tagen aber erhielt ich einen Brief von unserem Arzte aus Linz, in welchem er mir allerlei schrieb, das er zu schreiben nicht nöthig gehabt hätte. Am Schlusse sagte er noch, daß er bei einem Besuche meine Gattin etwas fiebernd mit Ergriffenheit der Leber angetroffen, und Mittel verordnet habe. Ich möchte aber ja nicht kommen; sie wisse, daß er geschrieben habe, und würde, falls ich plötzlich erschiene, glauben, sie sei lebensgefährlich, und die Erschütterung könne dann wirklich gefährlich werden. Das Weitere werde man mir melden.

Ich aber sah augenblicklich die Gefahr.

Sofort begann ich zu packen. Allein die Betrachtung, daß meine Gattin in der That nicht unvorbereitet auf meine Ankunft sein dürfe, überwog doch zuletzt Alles in meinem Herzen. Ich setzte mich hin, und schrieb an den Arzt und an Marie, ich wolle kommen, sie möchten die Kranke vorbereiten, und mir Meldung thun. Marie möge mir jedenfalls alle Tage schreiben, wenn mir auch die Briefe wieder nach Linz nachgeschickt werden müßten.

Die Antwort sagte, ich möchte ja nicht kommen, und den Gang nicht stören, es gehe Alles sehr gut. Ich blieb also wieder bis auf die nächsten Briefe. Diese sagten wieder Gutes, und sagten, der Arzt werde mir schreiben, wann ich kommen soll. Marie sendete mir des nächsten Tages Trosteswörte folgenden Inhalts: „Seien Sie ganz ruhig, die kranke Frau hat das Bewußtsein wieder, der Arzt ist auch sehr eifrig, und thut das Möglichste. Er kömmt täglich zwei Male.“ Diese Tröstung versetzte mich in die unbeschreiblichste Angst. Ich schrieb, man solle mir den Namen der Krankheit nennen. Man nannte ihn nicht. Ich war zu nichts mehr fähig, als Briefe zu schreiben und Briefe zu erwarten. Und die Briefe mußte ich freundlich und gelassen schreiben. Tag auf Tag verging. Jeder war lang, die Nacht war noch länger. Ich konnte fast nichts mehr essen. Anna tröstete unaufhörlich. Unser ganzes Gespräch war die kranke Frau, und am tiefsten aber auch lindernd ging es mir in die Seele, wenn Anna von den Tugenden der Frau sprach, von ihrer Güte, Sanftmuth, Häuslichkeit, Sparsamkeit, Arbeitsamkeit, Leutseligkeit. So ward es Morgen und Abend und wieder Morgen und Abend.

Endlich am 15t November erhielt ich einen Brief von dem Arzte, der sagte: „Ihre Frau Gemahlin ist außer Gefahr. Die Krankheit war ein gallichtes Magenfieber.

kommen in einigen Tagen. Sie ist vorbereitet, sie freut sich auf Ihre Ankunft, sie wird nicht erschüttert werden."

Der Tag war ein Donnerstag.

Ich wollte nun pünktlich der Weisung des Arztes folgen, und sandte Freitags einen Brief an Gruber nach Aigen, er möchte mich Montags mit einem Wagen nach Aigen holen lassen, und Dienstags mich mit diesem Wagen nach Linz schaffen. Die Antwort lautete, der Wagen werde kommen.

Ich packte nun meine Sachen zusammen, legte mir zurecht, wie ich ohne alle Erregung zu dem Bette meiner Gattin treten wolle, damit sie nicht in zu große Empfindung gerathe. Marie sandte noch täglich einen Brief, der die fortschreitende Besserung bekundete. So kam der Sonntag.

Bis dahin war gutes Wetter gewesen. Die Leute arbeiteten in Hemdärmeln auf den Feldern, und die Rinder waren noch auf den Wiesen und Wintersaaten.

In der Nacht von Sonntag auf Montag erhob sich ein Wind, der Morgens zum Sturme wuchs. Als es graute, sah ich, daß die Gegend mit Schnee bedeckt sei, und als die Tageshelle gekommen war, sah ich auch, daß es heftig schneie. Das Thermometer zeigte 0 Grade. Ich hoffte daher, daß unter Tags Regen kommen werde. Aber es blieb bei 0, und das Schneien wurde stärker. Ich faßte Besorgnisse. Um zwölf Uhr kam der Wagen. Der Kutscher sagte zu mir: „Sie können nicht fahren. Es sind schon Schneeverwehungen. Auf dem Rosenbergerwege herauf brauchte ich Männer, die mir den Wagen hielten, daß er nicht stürze, und die Pferde sanken oft bis an den Bauch. Ich werde nach Schwarzenberg trachten. Von dort ist die Straße fahrbarer, vielleicht komme ich noch nach Aigen. Wenn es nicht geht, warte ich in Schwarzenberg auf das Weitere." Alle Männer, der Pächter, der Wirth, und die im Gasthause

Ich aber sah augenblicklich die Gefahr.

Sofort begann ich zu packen. Allein die Betrachtung, daß meine Gattin in der That nicht unvorbereitet auf meine Ankunft sein dürfe, überwog doch zuletzt Alles in meinem Herzen. Ich setzte mich hin, und schrieb an den Arzt und an Marie, ich wolle kommen, sie möchten die Kranke vorbereiten, und mir Meldung thun. Marie möge mir jedenfalls alle Tage schreiben, wenn mir auch die Briefe wieder nach Linz nachgeschickt werden müßten.

Die Antwort sagte, ich möchte ja nicht kommen, und den Gang nicht stören, es gehe Alles sehr gut. Ich blieb also wieder bis auf die nächsten Briefe. Diese sagten wieder Gutes, und sagten, der Arzt werde mir schreiben, wann ich kommen soll. Marie sendete mir des nächsten Tages Trostesworte folgenden Inhalts: „Seien Sie ganz ruhig, die kranke Frau hat das Bewußtsein wieder, der Arzt ist auch sehr eifrig, und thut das Möglichste. Er kömmt täglich zwei Male.“ Diese Tröstung versetzte mich in die unbeschreiblichste Angst. Ich schrieb, man solle mir den Namen der Krankheit nennen. Man nannte ihn nicht. Ich war zu nichts mehr fähig, als Briefe zu schreiben und Briefe zu erwarten. Und die Briefe mußte ich freundlich und gelassen schreiben. Tag auf Tag verging. Jeder war lang, die Nacht war noch länger. Ich konnte fast nichts mehr essen. Anna tröstete unaufhörlich. Unser ganzes Gespräch war die kranke Frau, und am tiefsten aber auch lindernd ging es mir in die Seele, wenn Anna von den Tugenden der Frau sprach, von ihrer Güte, Sanftmuth, Häuslichkeit, Sparsamkeit, Arbeitsamkeit, Leutseligkeit. So ward es Morgen und Abend und wieder Morgen und Abend.

Endlich am 15. November erhielt ich einen Brief von dem Arzte, der sagte: „Ihre Frau Gemahlin ist außer Gefahr. Die Krankheit war ein gallichtes Magenfieber.

kommen in einigen Tagen. Sie ist vorbereitet, sie freut sich auf Ihre Ankunft, sie wird nicht erschüttert werden."

Der Tag war ein Donnerstag.

Ich wollte nun pünktlich der Weisung des Arztes folgen, und sandte Freitags einen Brief an Gruber nach Aigen, er möchte mich Montags mit einem Wagen nach Aigen holen lassen, und Dienstags mich mit diesem Wagen nach Linz schaffen. Die Antwort lautete, der Wagen werde kommen.

Ich packte nun meine Sachen zusammen, legte mir zurecht, wie ich ohne alle Erregung zu dem Bette meiner Gattin treten wolle, damit sie nicht in zu große Empfindung gerathe. Marie sandte noch täglich einen Brief, der die fortschreitende Besserung bekundete. So kam der Sonntag.

Bis dahin war gutes Wetter gewesen. Die Leute arbeiteten in Hemdärmeln auf den Feldern, und die Rinder waren noch auf den Wiesen und Wintersaaten.

In der Nacht von Sonntag auf Montag erhob sich ein Wind, der Morgens zum Sturme wuchs. Als es graute, sah ich, daß die Gegend mit Schnee bedeckt sei, und als die Tageshelle gekommen war, sah ich auch, daß es heftig schneie. Das Thermometer zeigte 0 Grade. Ich hoffte daher, daß unter Tags Regen kommen werde. Aber es blieb bei 0, und das Schneien wurde stärker. Ich faßte Besorgnisse. Um zwölf Uhr kam der Wagen. Der Kutscher sagte zu mir: „Sie können nicht fahren. Es sind schon Schneeverwehungen. Auf dem Rosenbergerwege herauf brauchte ich Männer, die mir den Wagen hielten, daß er nicht stürze, und die Pferde sanken oft bis an den Bauch. Ich werde nach Schwarzenberg trachten. Von dort ist die Straße fahrbarer, vielleicht komme ich noch nach Aigen. Wenn es nicht geht, warte ich in Schwarzenberg auf das Weitere." Alle Männer, der Pächter, der Wirth, und die im Gasthause

waren, sagten, ich dürfe mich der Gefahr nicht aussetzen, auf freiem Felde mit dem Wagen liegen bleiben zu müssen. Wie hier die Gegend und wie jetzt die Jahreszeit ist, wird es sich bald ändern. Der Schnee ist ganz naß, morgen regnet es, und Alles ist gut. Anna beschwor mich. Ich sagte also dem Kutscher, er möge wieder mit Männern den Wagen nach Schwarzenberg bringen, und dort thun, wie er für gut finde. Sei er morgen in Schwarzenberg, und es trete Regen ein, und man könne fahren, so möge er wieder um mich kommen. Er sagte es zu, und in einer Stunde fuhr er fort.

Und von nun an erlebte ich ein Naturereigniß, das ich nie gesehen hatte, das ich nicht für möglich gehalten hätte, und das ich nicht vergessen werde, so lange ich lebe. Es wurde ein Schneesturm, wie ich ihn nie ahnte, und es wurden Wirkungen, die weit über mein Wissen gingen. Und zwei und siebenzig Stunden dauerte die Erscheinung bei ihrem ersten Auftreten ununterbrochen fort.

Als sich der Kutscher entfernt hatte, stand ich an dem Fenster, und betrachtete, was draußen geschah. Anna erzählte mir Geschichten, wie Menschen an Orten eingeschneit worden seien, und lange nicht fort gekonnt hatten. Da ich selber in einem Schneelande geboren und mit Winterstürmen vertraut bin, und weiß, wie das verläuft, achtete ich nicht auf sie. Ich kehrte meine Aufmerksamkeit nach Außen. Die Gestaltungen der Gegend waren nicht mehr sichtbar. Es war ein Gemische da von undurchdringlichem Grau und Weiß, von Licht und Dämmerung, von Tag und Nacht, das sich unaufhörlich regte und durcheinander tobte, Alles verschlang, unendlich groß zu sein schien, in sich selber bald weiße fliegende Streifen gebar, bald ganze weiße Flächen, bald Balken, und andere Gebilde, und sogar in der nächsten Nähe nicht die geringste Linie oder

Grenze eines festen Körpers erblicken ließ. Selbst die Oberfläche des Schnees war nicht klar zu erkennen. Die Erscheinung hatte etwas Furchtbares und großartig Erhabenes. Die Erhabenheit wirkte auf mich mit Gewalt, und ich 5 konnte mich von dem Fenster nicht trennen. Nur war ich des Kutschers wegen, der jetzt zwischen mir und Schwarzenberg sein mußte, besorgt. Das Thermometer stand unbeweglich auf 0. Das Quecksilber im Barometer wies, nach der hohen Lage der Gegend, 25 1/4 Zoll. 26 Zoll sind in 10 den Lackerhäusern der Mittelstand.

Da ich einen Spaziergang im Freien nicht machen konnte, nahm ich meinen Mantel um, und ging in dem Gange des Hauptgebäudes im ersten Stockwerke hin und wieder. Ich blickte auch hier mit Staunen durch die Fenster 15 der beiden Enden des Ganges hinaus. Es war immer dasselbe, das Außerordentliche. Ueberall im Hause war Schnee, weil er durch die feinsten Ritzen eindrang.

Gegen die Dämmerung ließ ich meinen Bothen Joseph aus dem Nebenhäuschen des Rosenbergerhauses holen, und 20 fragte ihn, ob er sich nach Schwarzenberg zu gehen getraue.

„Mit einer Laterne schon“, sagte er, „es ist nicht so schreckhaft.“

Ich gab ihm einen Brief an meine Gattin, worin ich ihr meldete, daß ich wegen zu starken Schneiens nicht abreise, 25 daß ich aber den ersten besseren Tag zur Abreise benützen werde; ich trug ihm auf, daß er auf die Post warten, und mir den Brief, der aus Linz kömmt, bringen möge.

Er ging später mit einer Laterne fort.

Ich packte aus meinem Koffer wieder einiges Noth- 30 wendige aus, und saß dann mit Anna bei unserem Lichte an dem Tische. Wie es draußen sei, konnten wir nicht erkennen, da Alles völlig schwarz geworden war; aber den Sturm hörten wir rütteln, und das sahen wir, daß die

Fenster unserer Küche und der Kammer daneben, die keine Außenfenster hatten, schon ganz zugeschneit waren.

Da wir unsere Abendsuppe genossen hatten, schickte ich Anna in ihre Schlafkammer im Hauptgebäude, und wartete auf meinen Bothen. Er kam eine halbe Stunde nach zehn Uhr bis auf die Brust hinauf mit Schnee überhüllt.

„Morgen kann Niemand mehr ausgehen", sagte er, und gab mir den Brief.

Auf mein Befragen erzählte er mir, daß der Kutscher aus Aigen nicht in Schwarzenberg geblieben, sondern nach Aigen fort sei. Die Post, die in einem Schlitten gekommen sei, habe ihn in Ulrichsberg gesehen, von wo er bis Aigen keine Gefahr mehr habe. Ich reichte ihm seinen Lohn, ließ ihn durch meine untere Treppenthür in's Freie, und versperrte mich dann in meiner Wohnung. Mariens Brief sagte mir, es gehe immer besser, und meine Gattin freue sich schon, daß ich bald nach Linz kommen werde.

Ich suchte nun meine Ruhestätte, in welche wenig Schlaf gelangte.

Es erschien nun der Dienstag, und bei dem ersten Tagesschimmer sahen wir, daß es draußen gedauert habe wie gestern, und daß es noch daure. An den Mauern des Hauptgebäudes sahen wir jetzt das Emporwachsen des Schnees. Vor unsern Fenstern war ein Berg desselben, aus dem Garten dämmerte einer herüber, der schon höher war als das Gartenhaus, die Thür des Hauptgebäudes war verschneit, so daß, als eine Magd sie von innen öffnete, der Schnee auf sie hinein fiel, daß sie mit hölzernen Schaufeln ausgeschaufelt werden mußte. Die Mauern waren weiß, und von allen Vorsprüngen und Dächern hingen die vielgestaltigsten Schneeungethüme nieder. Ich konnte nichts thun, als immer in das Wirrsal schauen. Das war kein Schneien wie sonst, kein Flockenwerfen, nicht eine einzige

Flocke war zu sehen, sondern wie wenn Mehl von dem Himmel geleert würde, strömte ein weißer Fall nieder, er strömte aber auch wieder gerade empor, er strömte von links gegen rechts, von rechts gegen links, von allen Seiten gegen alle Seiten, und dieses Flimmern und Flirren und Wirbeln dauerte fort und fort und fort, wie Stunde an Stunde verrann. Und wenn man von dem Fenster weg ging, sah man es im Geiste, und man ging lieber wieder zum Fenster. Der Sturm tobte, daß man zu fühlen meinte, wie das ganze Haus bebe. Wir waren abgeschlossen, die ersten Bäume der Allee, zwanzig Schritte entfernt, waren nicht mehr sichtbar. Zum nächsten Hause geht man sonst in einigen Minuten. Sie konnten nicht zu uns, wir nicht zu ihnen. Von Ausschaufeln, selbst zu dem einige Schritte entfernten Gasthause, war bei diesem Sturme keine Rede. Man konnte nur das Toben anschauen, und hatte keine Ahnung, wohin das führen werde.

Von meiner Gattin konnte ich keine Nachricht erhalten. Nach Schwarzenberg war nicht zu gelangen, und die Post konnte bei diesem Wetter nicht gehen. Wenn sie nun von mir, der ich täglich geschrieben hatte, kein Schreiben mehr erhält, wenn sie aus der Zeitung erführe, daß die Posten aus dem Walde ausgeblieben sind, wenn sie rückfällig würde! Aber mit allen Gedanken konnte man nichts als nur harren. Der Barometerstand und der Thermometerstand waren wie gestern, es konnte jeden Augenblick regnen; aber es regnete nicht, und regnete nicht.

Es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, es wurde Abend. Immer das Gleiche.

In der Finsterniß, da man das Flirren nicht sah, mußte man es sich vorstellen, und stellte es sich ärger vor, als man es bei Tage gesehen hatte. Und zuletzt wußte man auch nicht, ob es nicht ärger sei.

Ich legte mich in's Bett; der Sturm tönte, als wollte er den Dachstuhl des Hauses zertrümmern.

Es kam Mittwoch.

Das Tageslicht zeigte die gleiche Erscheinung. Der Gipfel des Schneeberges, der einige Schritte entfernt von meinen Fenstern stand, reichte bis zu mir herauf, die Schneewulst im Garten war empor gewachsen, daß sie in gleicher Höhe mit den Fenstern des ersten Stockwerkes stand, und die Thür am untern Ende der Treppe zu meiner Wohnung, die nach Außen aufging, konnte nicht mehr geöffnet werden. Und immer noch dauerte das Schneeflirren fort.

Was Anfangs furchtbar und großartig erhaben gewesen war, zeigte sich jetzt anders, es war nur mehr furchtbar. Ein Bangen kam in die Seele. Die Starrheit des Wirbelns wirkte fast sinnbestrickend, und man konnte dem Zauber nicht entrinnen. Dazu der Gedanke, wenn etwa, wie die Knechte fahrlässig sind, in den Scheuern des Hauses Feuer ausbräche, was dann? Wir hatten an diesem Tage auch nur mehr das letzte Stückchen Fleisch; ich aß aber keines.

Nachmittags stieg das Barometer sehr rasch und hoch, und es kam ein Lichtschein in mein Gemüth. Gegen den Morgen hörte der Wind auf, und es ward Stille. Später sah ich Sterne durch die Fenster herein scheinen.

Am nächsten Tage, Donnerstag, war an dem tiefblauen Himmel kein Wölklein, und die Sonne strahlte auf das unermeßliche Weiß blendend hernieder. Der Pächter ließ einen Weg in das Gasthaus schaufeln. Menschen kamen hoch auf dem Schnee mit Schneereifen zu uns und in das Gasthaus. Ich ging auch in dasselbe. Dort sahen die Angekommenen verstört aus, und achtzigjährige Männer sagten, daß sie das nie erlebt haben. Ich ließ bei dem Bürgermeister der Lackerhäuser anfragen, wann er schaufeln

lassen werde. Er antwortete, morgen werde er einsagen lassen. Das war mir zu spät. Ich bestellte nun durch Joseph eine Zahl Männer, und trug ihnen auf, sie möchten den Weg bis zu den Aufsehern schaufeln, daß ein Schlitten 5 durchkommen könne. Sie machten sich an's Werk. Mittags kamen sie, und sagten, es sei nun bis zu den Aufsehern offen; aber auf der Waldkirchnerstraße könne man auch nicht bis zu dem Zollhause, ein zweispänniger Schlitten aus Klafferstraß habe es versucht, und habe umkehren 10 müssen, vom Zollhause aber sei weiter zu gelangen, auf der Oesterreicherstraße arbeiten alle Gemeinden. Ich trug ihnen nun ferner auf, auch bis zum Zollhause zu schaufeln. Abends waren sie fertig, und ich bezahlte sie. Dann gab ich Joseph einen Brief an meine Gattin und einen an 15 Gruber in Aigen, den letzten des Inhaltes, es sei nun zu mir hin offen, er möge morgen bei Empfang dieser Zeilen einen Schlitten senden. Früher hatte mir Gruber einmal gesagt, ich möge, wenn ich etwas Dringendes zu melden habe, den Brief durch den Postkutscher senden, der ihn 20 sogleich bei seiner Ankunft in Aigen abgebe, während die Post dieß erst nach Stunden thue. Ich sagte also Joseph, er solle auf dem geschaufelten Wege nach Schwarzenberg gehen, den Brief an Gruber dem Postkutscher geben, und ihn bitten, daß er denselben morgen frühe gleich bei seiner 25 Ankunft in Aigen dem Gruber einhändige. Joseph ging, kam zurück, und sagte, Alles sei in Ordnung. Er brachte mir auch Mariens rückständige Briefe, die die Post erst an diesem Tage von Rohrbach gebracht hatte. Sie enthielten Versicherungen der Besserung, aber auch den Wunsch meiner 30 Gattin, ich möge bei schlechtem Wetter nicht reisen, daß es mir nicht schade. Ich hatte nun eine ruhigere Nacht.

Der nächste Tag, Freitag, war still und sanft bewölkt. Mittags stand ich am Fenster, und erwartete den Schlitten.

Alles war gepackt, ich in Reisekleidern. Aber der Schlitten kam nicht, und es kam keine Nachricht. Ich war in unbeschreiblicher Unruhe. Nachmittags fiel das Barometer eben so rasch, als es Mittwochs gestiegen war. Ich schrieb nun einen Brief an den Wirth Weichselbaum in Schwarzenberg. 5 Der Wirth ist der Beförderer der Post, er sendet täglich zwei Pferde über Aigen nach Rohrbach, die Abends wieder zurück kommen. Zu diesem Behufe und andern Geschäften hat er sechs Pferde, aber keinen recht geeigneten Wagen. Ich schrieb ihm, er möge mir morgen was immer für 10 einen Schlitten senden, und mich nach Aigen bringen. Joseph kam spät zurück, brachte mir Mariens Brief, sagte, der zurück gekehrte Postkutscher habe versichert, er habe meinen Brief an Gruber abgegeben, und Weichselbaum lasse mir sagen, morgen sende er einen der zwei Post- 15 schlitten um mich.

Ich las nun den günstigen Brief Mariens, und legte mich halb beruhigt zu Bette, konnte aber nicht schlafen. Es war mir immer, ich höre ein schwaches Sausen. Das Sausen war auch wirklich, es wuchs, und noch vor Mitter- 20 nacht war Sturm.

Morgens, Samstag, war der Schneesturm wieder so stark wie in den früheren Tagen, mein geschaufelter Weg war wieder zu, Weichselbaums Schlitten konnte nicht kommen, und Alles war vergeblich gewesen. Das Thermometer 25 zeigte 0, das Barometer stand auf $25^1/_4$. Wie lange wird nun der Sturm dauern, und was wird werden, wenn die neuen Schneemassen zu den alten kommen, und wenn sie so hoch sind wie die alten, und wenn sie höher sind? Mir klebte die Zunge an dem Gaumen, ich aß nichts mehr, 30 sondern träufelte nur Liebigs Fleischextract in warmes Wasser, und trank die Brühe. Das Flirren war nun geradezu entsetzlich, und es riß die Augen an sich, wenn man

auch nicht wollte. Nachmittags stieg das Barometer wieder rasch. Die Nacht war ohne Schlaf.

Der folgende Tag, Sonntag, war still aber trüb. Die Leute traten, da sie zu uns kamen, und von uns gingen, 5 mit Schneereifen auf den feuchten Schnee so feste Fußstapfen, daß man auf ihnen gehen konnte. Jeder Tritt aber seitwärts hätte unberechenbares Einsinken zur Folge gehabt. Nachmittags ging ich auf diese Fußstapfen tretend die Allee entlang und weiter fort. Ich ging Schneestiegen 10 hinan, und Schneestiegen hinab. Alleebäume sahen mit ihren Kronen wie Gesträuche aus dem Schnee. Alles war anders. Wo ein Thal sein sollte, war ein Hügel, wo ein Hügel sein sollte, war ein Thal, und wo der Weg unter dem Schnee gehe, wußte ich nicht; denn man hatte die Ruthen 15 zur Bezeichnung desselben noch nicht gesteckt. Der erhabene Wald, obwohl ganz beschneit, war doch dunkler als all das Weiß, und sah wie ein riesiger Fleck fürchterlich und drohend herunter. Bekannte Gestaltungen der Ferne vermochte ich nicht zu finden. Neben der Kapelle war ein 20 Schneerücken, von dessen Schneide man auf [das] Kapellendach nieder sah. Ich brauchte zu einem Wege von Minuten eine Stunde.

Gegen Abend schickte ich Joseph wieder mit einem Briefe an meine Gattin nach Schwarzenberg. Er brachte 25 mir einen Brief von Marie mit guten Versicherungen und die Nachricht von Weichselbaum, daß er mich wohl von Schwarzenberg nach Aigen bringen könne, daß aber von Schwarzenberg in die Lackerhäuser nicht durch zu bringen sei. Joseph erzählte auch, daß heute gegen Mittag Grubers 30 Kutscher mit einem Schlitten um mich gekommen sei, daß er aber in Schwarzenberg wieder habe umkehren müssen.

Am Montage war leichtes Schneien mit etwas Wind. Es fielen zum ersten Male wieder Flocken.

Ich hielt mich für krank, weil ich schon in den dritten Tag nichts gegessen hatte. Ich sandte Joseph um den Arzt nach Schwarzenberg. Dieser kam mit Schneereifen, in Schweiß gebadet, und hatte drei Stunden gebraucht. Er untersuchte mich, und sagte dann, ich sei nicht krank, könne es aber werden. Mein Entschluß war nun gefaßt. Ich schrieb einige Zeilen an Weichselbaum, die besagten, morgen komme ich nach Schwarzenberg, er möge mir einen Schlitten zur Fahrt nach Aigen bereit halten. Den Arzt bath ich, den Brief zu übergeben. Er versprach es, und verließ mich. Dann ließ ich Joseph holen, und beauftragte ihn, er möge mir Männer bestellen, die mit Schneereifen morgen beim Tagesgrauen zu mir kommen sollen. Ich werde nach Schwarzenberg gehen, und weil ich es mit Schneereifen nicht kann, so sollen sie mit ihren Schneereifen mir einen Pfad auf dem Schnee nieder treten, der mich trägt. Einer soll mein Gepäck mit einem Handschlitten ziehen. Joseph versprach, Alles zu besorgen.

So kam die Nacht. Mein Wunsch war nun der einzige: nur morgen kein Sturm.

Die Nacht war ruhig. Der Tag brach an, und hatte grauen Himmel und leichtes Gestöber. Da kamen die Männer und Joseph. Ich sagte ihnen noch ein Mal mein Anliegen, und sie antworteten, so gehe es. Anna rang die Hände. Ich bath sie aber, meine Habschaften, die da bereit lägen, dem Manne auf den Schlitten packen zu helfen, ich gehe gleich fort, ich könne nicht mehr warten. Dann dankte ich ihr, da sie bitterlich weinte, für alle Sorgfalt und Treue, und nahm Abschied. Ich ging nun in meinen Oberrock geknüpft die Treppe hinunter, verabschiedete mich unten von dem Pächter und seiner Frau, und trat meinen Weg an. Die Männer stampften Fuß neben Fuß setzend vor mir einen Pfad. Es ging so langsam, daß ich kaum in

jeder Secunde einen Schritt machen konnte; aber der Pfad trug mich. Gegen die stechenden Nadeln, die wagrecht in der Luft daher flogen, spannte ich den Regenschirm auf. So kamen wir weiter. Wir überwanden Schneehügel, Schnee-
5 wülste, Schneefelder. Um und über uns war dichtes Grau, unter uns das Weiß. Ich hätte allein die Richtung nicht gefunden. Ich fand mich erleichtert. Der Mann mit dem Schlitten kam uns nach, und war erfreut; denn der Wind verwehte in kurzer Strecke hinter uns den Pfad wieder.
10 Ich glaubte, wir kommen nie mehr zu dem Aufseherhause. Endlich erkannte ich in der dichten Luft die Umrisse des Hauses, und wir kamen bald zu demselben. Dort auf der Waldkirchnerstraße wurde es besser. Auch das war besser, daß wir gegen Osten gingen, und den Wind im Rücken
15 hatten. Im Zollhause konnten die Schneereifen abgelegt werden, und wir vermochten nun auf der österreichischen Straße in gewöhnlichem Schritte fort zu gehen. Und so kamen wir nach einer Wanderung von mehreren Stunden in das Gasthaus von Schwarzenberg.

20 Als ich in das Zimmer getreten war, sagte die Wirthin: „Sie sind da, und mein Mann und mein Sohn sind mit unsern zwei Schlitten nach Aigen gefahren."

„Hat er denn meinen Brief nicht bekommen?" fragte ich.

„Der Herr Doctor hat ihn erst heute gebracht, da
25 beide schon fort waren", antwortete sie.

„Haben Sie ein Zimmer für mich, wenn ich bis morgen warten muß?" fragte ich.

„Nein", sagte sie, „aber Sie können in unserem Nebenhäuschen beim Martin schlafen."

30 Martin ist ein Postkutscher Weichselbaums, und ich bin oft mit ihm gefahren. Ich ließ meinen Männern Speise und Trank geben, und ging dann in das Nebenhäuschen, und fand Martin zu Hause und in seiner sehr heißen

Stube. Ich setzte ihm die Sache auseinander, und fragte, wo ich da schlafen könnte. Er meinte, man mache mir aus Stroh ein Lager auf die Erde. Ich nahm in der warmen Stube frische Wäsche, die ich in einem Päckchen habe mittragen lassen, und ging dann wieder in die Gaststube zurück. Dort bezahlte ich die Männer, und träufelte für mich wieder Fleischextract in warmes Wasser.

Ein erfreuliches Zeichen traf mich in Schwarzenberg. Der Postmeister brachte mir einen Brief, der gestern gekommen war. Er war von der Hand meiner Gattin geschrieben, und so lieb, daß ich vor allen Menschen in Thränen ausbrach.

Auch andere Leute waren gekommen, mich zu sehen. Es wurde von dem Schnee gesprochen, und wie so ein Gottesgericht einbrach. Es können ja Leute erhungern.

„Mein Gott“, sagte die Wirthin, „die zwei Pferde wären da, mit denen Sie in Oberplan und in Obermihel gewesen sind, Martin ist auch da, wenn nur in ganz Schwarzenberg ein Schlitten wäre, besser als unser Fuhrschlitten.“

„Ist ein Fuhrschlitten da?“ fragte ich.

„Ja“, antwortete sie.

„Zeigen Sie mir ihn“, sagte ich.

Sie führte mich in den Hof, und zeigte mir einen Schlitten, der an der Mauer lehnte. Er hatte breite hölzerne Kufen, zwei Leitern, und war vorne und rückwärts offen.

„Könnten Sie mir einen Sitz auf diesen Schlitten binden lassen?“ fragte ich.

„Einen sehr guten Sitz“, antwortete sie.

„Also einen Sitz hinauf, vorn für Martin ein Brett, viel Stroh in den Schlitten, und fahren“, sagte ich.

Und so geschah es. In einer Stunde waren die Pferde und der Schlitten in Bereitschaft. Meine Sachen wurden

aufgepackt, ich stieg mittelst eines Schemels über die Leiter in den Schlitten, machte mir aus Werg Ueberschuhe, hüllte mich in meinen Pelz, breitete noch meinen Mantel und Plaid über die Füße, und war in Ordnung. Meine Schnee-5 reifenmänner und die andern Leute umringten den Schlitten, um von mir Abschied zu nehmen. Ich sagte ihnen ein herzliches Lebewohl, und Martin führte mich von dannen.

Als wir die Häuser um die Kirche hinter uns hatten, war wieder die weiße Wildniß vor uns, und das Grau 10 des Schneefalles um und über uns, sonst nichts. Die Bahn war hoch oben, zu beiden Seiten war der tiefe lockere Schnee, und sie hatte nur die Breite eines Schlittens.

„Martin“, sagte ich, „wenn uns ein Schlitten begegnet.“

„Es begegnet uns keiner“, antwortete er.

15 „Wenn uns aber doch einer begegnet“, sagte ich wieder.

„Es begegnet uns keiner“, antwortete er.

„Wenn uns aber doch einer begegnet“, beharrte ich.

„Dann weiß ich es nicht“, sagte er.

Es begegnete uns aber keiner. Die Pferde gingen 20 Schritt für Schritt in dem tiefen Schneemehle der Bahn, und der Fuhrschlitten war ein Vortheil; denn seine breiten Kufen drückten den Schnee nur nieder, und schnitten nicht ein. Außerhalb Schwarzenberg sollten Waldhütten an dem Wege sein. Ich sah aber nur weiße Bühel.

25 „Sie sind verschneit“, sagte Martin, „auf der andern Seite haben sie sich ein Loch zum Herausgehen gebohrt.“

Wenn ein Pferd von der Bahn gerieth, verfiel es im Schnee, so daß ich von dem Sattelpferde einmal nur den Kopf sah. Die Thiere aber kannten dieß, Martin hielt 30 immer sogleich still, und das Pferd kletterte wie ein Eichhörnchen wieder auf die Bahn. Dort hielten sie sich gewöhnlich sehr dicht an einander gedrängt. Nach einer Zeit war plötzlich eine weiße Mauer vor uns, in der ein dunkles

Pförtchen war. In das Pförtchen sollten wir einfahren. Es war ein Seitenarm des großen Waldes, den wir dort zu durchschneiden hatten. Die Fichten, aus denen er besteht, hatten die schneebelasteten Aeste fast steilrecht niederhängen, und die Zwischenräume waren mit Schnee erfüllt. Im Walde war aber das Fahren besser, da sich in ihm keine Schneeverwehungen befanden.

Nach langer langer Zeit kamen wir gegen den Ort Klaffer. Vor ihm mündete die Straße aus den Aigenhäusern in die unsere, und die Bahn wurde breiter. Auch hörte der Schneefall auf. Weiterhin war der Schnee weniger, und die Pferde konnten stellenweise laufen. So gelangten wir nach Ulrichsberg. Von Ulrichsberg bis Aigen liefen die Pferde ihres gewöhnlichen Laufes. Der Bann war von mir genommen, und ich fühlte mich vollkommen gesund. Gegen vier Uhr kamen wir in dem freundlichen Markte Aigen an. Dort war der Schnee etwa zwei Ellen hoch. Ich wähnte mich in Italien.

Man brachte mich in mein gewöhnliches gutes Zimmer, heizte ein, und mir mundete beim warmen Ofen der Kaffeh sehr wohl. Dann machte ich zwei Besuche. Bei Gruber erfuhr ich, daß der Postkutscher meinen Brief um den Schlitten auf Freitag abzugeben vergessen habe; das war der erste Fall dieser Art gewesen. Als ich zurück gekehrt war, sagte ich zu Martin, ich lasse ihn und die Pferde bis Linz nicht mehr von mir. Wir fanden in Aigen einen der Postschlitten Weichselbaums, der zwar auch unbedeckt war, aber doch seitwärts und vorne bis zur Brust geschlossen. Dieser Schlitten wurde für die morgige Fahrt bestimmt. Abends aß ich mit Behagen einen Rinderbraten, und legte mich dann zu Bette.

Ehe der Morgen noch graute, fuhren wir schon fort. Es war stille, und schien sich aufheitern zu wollen. Und

wie es mehr und mehr tagte, und wie die Rosen an dem Osthimmel erblühten, und wie wir auf der breiten wohlgeschaufelten Reichsstraße schnell dahin fuhren, senkte sich eine große Ruhe in meine Seele.

In Rohrbach traf ich Weichselbaum, der gestern herüber gefahren, und hier über Nacht geblieben war. Ich sagte ihm mein Vorhaben mit seinen Pferden. Er war einverstanden.

Mittags kamen wir in das einzeln stehende Gasthaus in Gerling, wo wir Rast hielten. Unterhalb Gerling endete die Schlittenbahn. Ich fragte die Wirthin, ob sie mir einen Wagen nach Linz leihen könne.

„Nein", antwortete sie, „sehen Sie die vielen Schlitten, die auf der Gasse liegen, Alles, was heute mit Schlitten von oben her angekommen ist, mußte mit Wägen weiter, und alle Fuhrwägen der Bauern da herum sind schon genommen worden.

So sollte ich denn hier, so nahe an dem Ziele noch aufgehalten werden; denn zur nächsten Post Ottensheim um einen Wagen hinab zu schicken, würde mindestens drei bis vier Stunden in Anspruch genommen haben. Als ich der Wirthin nach und nach Bauerhöfe der Umgegend nannte, die mir von meiner Amtswirksamkeit her bekannt waren, und fragte, ob die Kirchenwägen derselben schon genommen seien, und sie es bejahte, fiel ihr bei dem Worte Kirchenwagen ein, daß im Gasthause selber noch so ein Kirchenwagen stehe, der sechzehn Jahre nicht mehr gebraucht worden ist. Ich besah ihn. Er war eine winzige offene Schüssel von abentheuerlicher Gestalt. Ich schickte Martin zur Untersuchung hin. Er fand den Wagen noch in brauchbarem Stande, und mit seiner Geschicklichkeit brachte er mich und meine Sachen auf demselben unter, mich auf meinem Sitze freilich in einer Lage, die Glieder zu verrenken.

Ich meinte, ich könne es nicht zehn Minuten so aushalten; aber ich bezwang mich, und dauerte aus. Wir fuhren den langen sanften Berg hinunter, der vom Hochlande in's Donauthal führt. Ein schwerer Regen, der eine halbe Stunde dauerte, begleitete uns eine Strecke. Ehe wir das Ende des Berges erreichten, war aller Schnee verschwunden, und auf der fest gepflasterten Straße der Ebene liefen die Pferde fröhlich dahin, als wäre auch von ihnen ein Bann genommen, und für mein Ohr war es ein angenehmer Klang, daß ich wieder Hufschläge hörte. In der für jene Wegstrecke sehr kurzen Zeit von einer und einer halben Stunde waren wir in Linz.

Meine Gattin hatte mich nicht erwartet. Das Wiedersehen war freudig und schmerzlich. Ich fand sie außer dem Bette, aber noch schwach und angegriffen. Jedoch die Krankheit war völlig gehoben. Wir saßen nun bei einander, und erzählten uns unsere Erlebnisse. Sie war sichtlich gesunder, weil ich nur da war, und ich war es, weil ich sie doch außer aller Gefahr fand. Die freundlichen, warmen, von jedem Unwetter geschützten Räume meiner Wohnung waren mir wie ein Paradies.

Das Glück des nun folgenden Zusammenlebens zu schildern liegt nicht in dem Zwecke dieser Zeilen.

Ich hatte Martin noch auf diesen Abend zu mir bestellt. Er kam. Ich belohnte ihn für seine große Sorgfalt, und trug ihm auf, seinem Herrn zu sagen, er möge mir schreiben, was ich für die Fahrt zu entrichten habe, was natürlich auch davon abhängen wird, mit welchen Fährlichkeiten Martin auf dem Rückwege zu kämpfen haben wird. Und so verabschiedete ich mich von dem letzten Menschen aus jenem herrlichen und nun so schrecklichen Walde.

Die erste Nacht schlief ich wie todt. Die zweite auch.

Dann brach eine Krankheit aus. Ich hatte etwas wie Fieber und große Angst. Der Arzt sagte, es sei ein Er-

griffensein der Nerven, und das Gegenmittel sei ungemeine Ruhe. Ich fand dieses Gegenmittel, und fand noch ein besseres: die herzliche Liebe aller derer, die in meiner Wohnung sind. Alle Aufmerksamkeit, die sonst in die verschiedenen Gelegenheiten zerstreut ist, war vereinigt, und in weicher Stille um mich ausgebreitet. Troß der Krankheit möchte ich jene Tage unter die glücklichsten meines Lebens zählen. Eines war aber da, merkwürdig für den Naturforscher; mir jedoch hätte es, wenn es sich nicht täglich gemindert hätte, wirkliche Verzweiflung gebracht. Ich sah buchstäblich das Lackerhäuserschneeflirren durch zehn bis vierzehn Tage vor mir. Und wenn ich die Augen schloß, sah ich es erst recht. Nur durch geduldiges Fügen in das Ding und durch ruhiges Anschauen desselben als eines, das einmal da ist, ward es erträglicher, und erblaßte allmählich. Ich kann die Grenze seines Aufhörens nicht angeben, weil es, wenn es auch nicht mehr da war, doch wieder erschien, sobald ich lebhaft daran dachte. Endlich verlor es sich, und ich konnte daran denken und davon erzählen. Auch die Unruhe der Nerven wich. Jedoch Monate lang, wenn ich an die prachtvolle Waldgegend dachte, hatte ich statt des grün und röthlich und violett und blau und grau schimmernden Bandes nur das Bild des weißen Ungeheuers vor mir. Endlich entfernte sich auch das, und das lange eingebürgerte edle Bild trat wieder an seine Stelle.

Nach meiner Genesung gab mir meine Gattin die Zeitungsblätter, in denen der seit Jahrhunderten nicht erlebte Novemberschneefall im bairischen Walde beschrieben war.

Das Unwetter wurde aber nach meiner Abreise noch ärger. Martin brauchte vier Tage zur Rückfahrt, und die Verbindung für Schlitten war zwischen den Lackerhäusern und Schwarzenberg noch drei Wochen lang unterbrochen.

Anhang.

Wer
in seiner
besucht ha
wieder zu
5 gelegenen
damals;
den alten
so viel
Scherzes
10 darauf:
die wenig
denen all
Mann ve
die Besuch
15 Frau hint
Linnenzeu
ihre Winz
Nettefte
Arbeitszi
20 liegen, di
Bilder an
sie sich ni
so daß al
Platz me
25 Boden w
Lieblings
begünstig
der Enns

Der Tandelmarkt.

(Zweite Fassung.)

(1845.)

Wer den Verfasser dieser Zeilen in früherer Zeit gekannt und in seiner sehr hoch gelegenen Wohnung in unserer Stadt manchmal besucht hat, wird sich wundern, wenn er jetzt nach so manchem Jahre wieder zu ihm kömmt, daß er in seiner neuen nicht minder hoch
5 gelegenen Wohnung die Sachen so ganz anders eingerichtet hat als damals; namentlich wird er ihn fragen, wo denn das Gemach mit den alten buntscheckigen Sachen hingekommen ist, mit dem er damals so viel Wesens machte, und das der unablässige Gegenstand des Scherzes und Witzes seiner Freunde war. — Wir aber antworten ihm
10 darauf: Leider hat der Verfasser jetzt nur so viele Zimmer, wie viele die wenigsten sind, die ein verheiratheter Mann haben kann, und in denen alles das aufgestellt ist, mit dem ebenfalls ein verheiratheter Mann versehen sein muß, nämlich Sofa und Tische und Sessel, wo die Besucher sich niederlassen können, Kästchen, wo die Schaustücke der
15 Frau hinter Glas stehen, Kästen, wo ihre Kleider hängen, und ihre Linnenzeuge liegen, ein Tischchen, an dem sie arbeitet, eins, auf dem ihre Winzigkeiten stehen, ein Schlafzimmer, in dem sie Alles auf das Netteste und Reinlichste eingerichtet hat, und zuletzt allenfalls ein Arbeitszimmer für den Mann, wo sein Schreibtisch steht, auf dem Bücher
20 liegen, die sie ihm ordnet, so wie die in den Kästen, und wie die Bilder an den Wänden, und die Vorhänge an den Fenstern, damit sie sich nicht zu schämen braucht, wenn Besuche zu ihm kommen — so daß also für die alten, lieben, schönen buntscheckigen Sachen kein Platz mehr übrig bleiben konnte, und daß sie in einer Kiste auf dem
25 Boden wohnen. Aber das versichert der Verfasser, wenn ihm sein Lieblingswunsch in Erfüllung geht, und Phöbos und die Musen ihn begünstigen, daß er sich in seinem vorzugsweise geliebten Lande ob der Enns ein kleines winziges Häuschen bauen kann: dann wird ein

Eckstüblein eingerichtet, wo die aus der Kiste erlösten Gefangenen, und sehr viele neu angeworbene Truppen auf das Glänzendste aufgestellt werden. Dort geht er dann hin, sieht sie an, ordnet sie, erwirbt manches Neue, und führt verschiedene Besucher, welche Sinn für das Ding haben, hinein, und zeigt ihnen, wie er Alles gemacht hat, erklärt ihnen die Bedeutungen der Stücke, ja, wenn sie erlauben, erzählt er ihnen, wie umständlich und seltsam er manches davon erworben hat, und welches, man kann sagen, Wunder nothwendig war, daß Manches hier verweilt, was sonst, weiß Gott, in welchem andern weit entfernten Gemache stünde.

Seit vielen Jahren ist der Schreiber dieser Zeilen ein großer Verehrer von Alterthümern, gleichsam von Worten, die eine längst vergangene Zeit an die unsere redet — nur daß wir diese Worte nicht mehr ganz verstehen, und uns eine seltsame, rührende, phantastische Auslegung vorspiegeln, worin eigentlich der ganze Reiz dieser Dinge besteht. Wir suchen Geschichten, die mit ihrem Dämmerdunkel wie Räthsel vor unsrer Seele stehen, die wir anstaunen, und die wir auflösen möchten. So spricht ein fremder Seelenreiz anregend zu unserer, und sie lebt sich in ein fremdes, fernes Leben hinein, und theilt in leichtem unbewußtem Spiele die Leiden und Freuden dieses fremden Lebens, das entweder einstens gar nicht da war, oder nun längstens schon todt ist. Die Geschichte der Welt spricht zu diesen Worten der Alterthümer auch die ihrigen mit, die mit Buchstaben geschrieben sind, aber sie erklärt deßhalb die andern nicht — sie hebt manchen Zipfel des Schleiers, sie deckt aber dafür andere Stellen zu, und reizt unsern Geist zu erneuerten schwermüthigen oder lieblichen Forschungen und Ergehungen, und hält uns unser eigenes Bild in fernen weitabliegenden Zeiten vor, wo die unseren längst vergangen und verschollen sein werden. Die alten Stücke vergangener Geschlechter sind daher gleichsam das Gewand, das der Urgroßvater ausgezogen und nieder gelegt hatte, als er auf ewig davon ging, welches Gewand nun Bruchstücke von der Geschichte dieses Urgroßvaters erzählt.

Meine Liebe zu Alterthümern erstreckt sich auch auf scheinbar ganz unnützes mittelalterliches Zeug und auf jeden verkommenen Trödel, dessen Rede wir nun gar nicht mehr verstehen, und der sich gleichsam nur mehr als übriggebliebener Plunder fort fristet — — ich liebe solche Dinge, und mir thut es weh, wenn ich sie zerstören sehe, oder gar in muthwilligem Hohne absichtlich schänden. Darum sehe ich gerne zu, und blicke mit fast großväterlichem Kummer darauf, wenn sie ein Haus nieder reißen, in dem ich mir so oft zu wohnen

gewünscht hatte, weil so viele Ecken und Erker und Stiegen und Gänge darin und daran waren, welches alles aber jetzt zerschlagen und zerworfen wird, weil, wie die Leute sagen, der alte unnütze Kasten weg muß, damit ein vernünftiges Haus an die Stelle kommen mag. — Ein vernünftiges Haus aber heißen sie ein großes viereckiges Ding mit vielen Fenstern, das erst recht einem Kasten ähnlich sieht, und nicht den geringsten Reiz zu Gefühlen einflößt, außer denen der Bequemlichkeit. Für Alterthümer dieser Art ist daher eine Hauptstadt sehr gefährlich, weil da ein eigenes Treiben und Hasten in Geschmacks- und Modesachen herrscht, und wenn ich noch hie und da ein schwarzes, vielgiebliges, hochgestrecktes Haus sehe, wie ich sie so sehr liebe, so fürchte ich schon, daß, wenn ich morgen vorübergehe, Gerüste dastehen, und tausend Menschen daran sind, das Haus und selbst seine angrenzenden abzutragen, um ein glänzendes, weißes, gerades, viereckiges, reizloses Gebäude hinzustellen, das viel einträgt. Da nun dieß täglich und stündlich geschieht, so sehen derlei Städte und darunter auch unser Wien wie eine Stadt von gestern aus, nicht wie eine aus der Zeit der alten Römer, oder der alten Babenberger, sowie auch die Frauen solcher Städte stets wie neu gekleidet einhergehen, da sie die alten Stücke immer weggeben und neue nachschaffen, gerade so wie die Baumeister mit den Häusern thun. In kleinen abgelegenen Landstädten aber sieht man noch gar so oft unter den uralten Mauern die uralten Kleider wandeln, und es thut einem wohl.

Es wird eben, da ich dieses schreibe, auf dem sogenannten lichten Stege zu Wien ein kleines, unbequem gelegenes altes Haus abgebrochen und mit Recht; denn es ist dringend nöthig, daß der Weg dort breiter werde, aber immer, wenn ich dieser Tage vorbei ging, dachte ich: „Mein Gott, wo wird nun der liebe, hübsche, steinerne Engel hinkommen, der an der Vorderseite des Hauses aus einer Nische sah, und seine Flügel so fromm und nett faltete, als wollte er sich wie eine Phaläne einhüllen — wo wird er hinkommen?“ Aber die Leute brechen lustig weiter, und der Engel, wenn er von Stein ist, liegt vielleicht schon irgendwo zerbrochen umher, oder wenn er nur von weichem Stoffe geformt ist, so befindet er sich gewiß schon als Staub und Schutt unter dem andern Staube und Schutte. Nur manche Namen blieben noch als Denkmale in unserer Stadt zurück, aber auch die nicht immer. So ist noch das Lugeck, jetzt ein kleiner Platz in der Stadt, einst eine Warte in der Stadtmauer gegen das gefährliche Ungarn hin, dann der rothe Thurm, der Graben, die Freiung, Maria am Gestade, die Fischerstiege, die Wollzeile

und andere; viele sind aber auch geändert, so z. B. steht an der Stelle des alten romantischen Katzensteiges jetzt die prächtige Seitenstettergasse; wo es früher „im Elend“ hieß, liest man jetzt Zeughausgasse, andere, wie z. B. das Paternostergäßchen verschwinden ganz und gar. Daß bei einer solchen Bewandtniß der Sache all die kleineren beweglichen Alterthumsdinge sich nicht erhalten können, begreift sich, denn wenn es denen, die da fest und eingerammt sind in dem Boden der Erde, nicht anders ergeht, als daß sie zerstört und zerrissen werden — was haben die zu erwarten, die in aller Welt herumfahren und ewig die Hände ihrer Eigenthümer wechseln?

Die etwa geschichtlichen, künstlerischen, alterthümlichen Werth haben, wandern in Sammlungen, aber dann ist es so zu sagen dieselbe Sache gar nicht mehr; denn erstens sind in solchen Sammlungen meist nur Dinge, die uns von dem vergangenen Staatsleben erzählen, aber gerade von dem nichts, was uns das Unmittelbarste und Herzigste ist, von dem alltäglichen Alltagsleben unserer Voreltern, von dem gerade der Plunder und Trödel deutlicher spricht, als das wichtige Geschichtsdenkmal, das am Ende doch wieder nur das Schluß- und Endestück des Trödels ist, und aus seinem Zusammenhange gerissen, verstummt. Zweitens reden ja die Sachen am rührendsten zu uns von dem Orte ihres einstigen Gebrauches und im Zusammenhange ihrer Umgebung — werden sie nun von da herausgerissen und in einen fremden Saal zusammengedrängt, so verlieren sie ihre Muttersprache, und es ist, als hätte man die Worte einer Büchersammlung durcheinander gewürfelt, und noch dazu das Ganze in einem Lande aufgestellt, wo man die Sprache dieser Bücher gar nicht mehr spricht. Darum blicken mich Harnische, Speere, Becher, Koller, Fahnen, Urnen, Gemälde, Schnitzwerke, Stickereien und dergleichen so fremd und widerspenstig an, wenn sie in Fächern eines Alterthumssaales dicht neben einander stehen, wie sie im Leben und in ihrer Zeit nie und nimmermehr waren: aber ganz anders und ganz traulich schauen sie von dem Platze ihrer einstigen Bestimmung zu uns nieder, z. B. wenn wir in dem Kreuzgange einer Abtei wandeln, und die Bilder der Äbte da hängen sehen, im strengen, ernsten Sinne gemalt, und von Alter schwarz und düster geworden, oder wenn wir die Steinbilder in den Säulengängen, in der Kirche, oder auf dem Friedhofe derselben sehen, und die alten Geräthe und Meßgewänder in der Sakristei — wenn wir in Burgen die einstigen Waffen und Prunkstücke erblicken — und in Bürgershäusern die Geschirre und Stoffe in alterthümlichen Truhen: so schaut

das alles ganz anders auf uns, als wenn es auf Gestellen in Sammlungen aufgeschichtet ist, und dort nicht weiß, was es soll.

Ich kannte einmal einen Mann — damals hielt ich ihn für einen großen Narren, jetzt aber wäre ich fast selber so, wenn ich in 5 seiner Lage wäre. Dieser Mann hatte ein Haus auf dem Lande, welches von seinen Vorfahren durch Jahrhunderte hindurch bewohnt und dann verlassen worden war; es strotzte daher von abentheuerlichen Sachen und Alterthümern. Der Mann zog nun, da er etwas alt geworden war, in das Haus, er ließ es aber, wie es war, kein Nagel 10 durfte verrückt, kein Pfosten angestrichen, kein Fensterrahmen verändert werden, von Schreinen, Bettgestellen, Getäfel u. s. w. durfte man erst vollends nichts anrühren oder verunglimpfen — bloß alles Schadhafte wurde ausgebessert, und das Haus in wohnlichen Zustand versetzt, weil der Mann gesonnen war, sein ganzes Leben da zuzu- 15 bringen. Nur hatte er die Ansicht — und dieß war es, was ich für die Narrheit hielt — daß man die Ausbesserungen nicht etwa im Geiste und Sinne des bereits Vorhandenen machen müsse, wie ich und die andern Vernünftigen gethan hätten, sondern wo etwa ein Fensterflügel fehlte, setzte er neben den alten einen ganz heutigen hin, der 20 alterthümliche schadhafte Sorgenstuhl bekam einen Fuß neuer Art; wo das Wandgetäfel fehlte, ließ er die nackte Mauer durchblicken, nur ward das Stück betüncht und nach jetziger Weise bemalt. Da aber nun an allen Orten etwas fehlte, so gerieth ihm das Haus zu einem gräßlichen Widerspruche, der jeden lachen machte, der hinein trat — 25 aber der Hineintretende durfte nur einige Zeit darinnen wohnen, dann begann schon die Wirkung sich allmälig zu zeigen; gerade der Widerspruch hob uns das Urväterliche heraus, und da nirgends nachgeholfen war, so erwies sich das Alte als echt und wirkte als solches. In diesem Hause nun saß der Mann, umringt mit Dingen seiner Urur- 30 großväter, und täglich gebrauchend, was sie vor drei- bis vierhundert Jahren gebraucht hatten, und was damals sehr schön und sehr neu war. Ich war noch ein sehr kleiner Student, als ich den Mann besuchte, damals lachte ich ihn aus; seine grauen Haare waren selber schon ein Alterthum, und die blitzenden schwarzen Augen standen gerade 35 so dazu, wie die neuen Ausbesserungen zu dem alten Hause. Jetzt ist er längstens todt, sein Vetter, der das Haus geerbt hat, zeigte besseren Geschmack. Es ist jetzt ein blankes, luftiges Landhaus, und die Familie besucht es jeden dritten und vierten Sommer auf einige Wochen. Ich aber denke recht oft des alten verstorbenen Mannes und 40 seines Trödels. — Zwar habe ich kein Haus, in dem so ahnherrliche

Dinge sind, auch bin ich kein Alterthumsforscher, aber das ewige Herumkriechen in verfallenen Burgen, in öden Kirchen und aufgehobenen Klöstern erzeugte mir eine kindische Neigung zu alten Sachen, und eine ordentliche Liebe zu dem verstorbenen Manne, der das verschollene Haus bewohnt hatte, und oft, oft erinnere ich mich seiner und möchte so wohnen, wie er.

Da wir uns nun in dieser Einleitung lange genug bei alten Sachen aufgehalten haben, so wollen wir zu dem Gegenstande selber übergehen, den der Titel des Aufsatzes verspricht, und wollen den Leser auf den Standpunkt setzen, — er mag immerhin lachen — den Tandelmarkt recht von Grunde aus würdigen zu können. Wer weiß, wie lange er noch stehen wird, diese Trümmer aus der guten treuherzigen, bürgerlichen Zeit unserer Vorväter. So wie die Hetze abgekommen ist, und das Turnen, so wird man auch eines Tages die ganze leichte, schwarze, bretterne Stadt des Tandelmarktes abbrechen, daß nichts mehr von der vergangenen Herrlichkeit da ist, als der große leere Platz. Auf diesem wird man dann junge Pappeln pflanzen, daß eine recht schöne, gerade, nichts sagende Allee daraus werde, in der man spazieren gehen kann.

Ich ging recht mit einer Art Liebe zur Beschreibung dieser Sache, weil ich seit Langem zu den fleißigsten Besuchern des Tandelmarktes gehöre, und manches Stück von ihm nach Hause trug, dessen Erwerb mich noch diese Stunde nicht reute.

Rings um die eigentliche Stadt Wien läuft ein freier Platz, wie um alle Festungen, damit die Kugeln spielen können, aber so wie ein ergrauter Kriegsheld seine Waffen nur mehr als Schmuck und Ehrenzeichen trägt, nicht mehr zum Schutze und zum Trutze, so trägt auch heut zu Tage Wien seinen Harnisch und Schild, mit denen es in vergangener Zeit die Türken so wacker zurücktrieb, ebenfalls nur mehr zur Erinnerung und zur Zierde. Darum hat der freie Raum eine ganz andere Bedeutung bekommen; zum Theile ist er noch, was er war, ein geräumiger Exercierplatz der hiesigen Soldaten, zum Theile aber ist er so mit Alleen besetzt, daß er wie der anmuthigste Spaziergang, ja stellenweise wie der dichteste Park aussieht. Jenseits dieses Raumes steht der Wald der Vorstädte in einem schönen Ringe um die eigentliche Stadt herum, und es wäre Schade, wenn einmal eine zukünftige Zeit auf den Einfall kommen sollte, den Raum zu verbauen; denn er ist als Spaziergang unschätzbar, und als Luftbehälter für die große Stadt eine wahrhafte Wohlthat. Auf diesem Raume an dem rechten Ufer des Wienflusses steht nun auch, wovon

wir in diesem Aufsatze handeln wollen, der Tandelmarkt. Es ist dieß eine Sammlung uralter hölzerner Hütten, die förmlich wie eine Stadt in Gassen getheilt, mit fortlaufenden Zahlen beschrieben sind und alles das enthalten, was man von einem Tandelmarkte verlangt. 5 Da nun wenige Städte, namentlich Hauptstädte und Residenzen, eine Anstalt dieser Art, oder vielmehr diesen Überrest von vergangener Zeit aufzuweisen haben, und da sich gerade hier ein guter Theil der eigenthümlichen Bevölkerung Wiens treibt und schiebt, so wollen wir dem Dinge eine nähere Aufmerksamkeit schenken, und es zu ent- 10 wickeln versuchen.

Tandeln, Tandler, Tandlerin, sagt man in der gemeinen Wienersprache für Trödeln, Trödler, Trödlerin, und man versteht unter dem Geschäfte ein Handeltreiben mit aller und jeder Gattung von Plunder, altem und neuem Zeuge, und es wäre eine Mathematikus- 15 Aufgabe, in eine allgemeine Formel zu bringen, welche Dinge Gegenstand des Tandlers seien und sein können, von dem kostbaren Perlenschmuck und der goldenen Zylinderuhr angefangen bis zu dem einzelnen verrosteten Schuhnagel herab; von dem Zobel- und Hermelinpelze bis zu dem vertretenen Stallpantoffel; von Silber, Borden und 20 Seidengeflechte bis zu weggeworfenem Riemwerk und Leder. Alle Stände, alle Alter und Geschlechter, alle Zeiten sind hier vertreten.

Es sind wohl auch in der Stadt und in den Vorstädten einzelne Trödlergewölbe, und man erkennt sie von Weitem an den herausgehängten Bildern, Uhren, Meerschaumpfeifen, Gewehren, Kleidungs- 25 stücken und ähnlichen Dingen; aber der eigentliche Sammelplatz, gleichsam der dichterische Clubb aller alten, verschollenen und verblichenen Dinge ist und bleibt der Tandelmarkt. Jeder, der da weiß, wie neugierig er den Kopf in die Truhe der Großmutter steckte, wo ein Haufen Wunderlichkeiten war: die steifen seidenen Röcke, die 30 schwarze Haube, von der die Seitenflügel eulenartig wegstanden, der messingspangene Himmelschlüssel, welches ein Buch mit schönen Kupfern und Fegefeuergeschichten ist, die hochstöckligen Schuhe, der Fächer, die Pelzstutzen, der Muff, dann zehn, und zwanzig kleine Trühelchen und Büchslein und Fläschlein und anderes, was kein Mensch mehr kennt — 35 jeder, der das weiß, wird gerne durch die Gassen dieses Marktes gehen, wo derlei Sachen gleich in ganzen Massen aufgehäuft sind. Wie das Pferd, wenn es ausgedient hat, nach und nach herunter kömmt: von dem edlen kriegerischen Reitpferde erst zum Kutschenpferde, dann zum Fiakerrosse, dann zum Zugrosse an Mist- und 40 Ziegelwägen, oder zum Ziehen eines Wasserfasses, wo es eines Tages

elend verkommt — so haben die Dinge und Kle'nodien endlich als letztes Ziel den Tandelmarkt, wo sie zum weiteren Vertriebe ausgesetzt prangen — und wie am jüngsten Tage Alles gleich ist, so liegt auch hier jenes Gold aus den Tressen des Marschallsrockes, und diese Zigeunerweste mit den unzähligen gelben, hochgipfligen Knöpfen ebenbürtig beisammen. Es sind im Ganzen nicht lauter alte Sachen da, und oft kam es mir des Begriffes eines Tandelmarktes unwürdig vor, daß auch ganz neue Kleider, Bettdecken, eiserne Oefen und dergleichen herumhängen und stehen, aber die Sache ist einmal so, und wie jedes Menschliche, so entartete auch diese Anstalt mit der Zeit. — Ich aber sah immer so viel als möglich von diesen unzuständigen neuen Dingen ab, und hielt mich an die alten, wo sie wahre holländische Stücke und Stillleben ausstellen. Wenn man nämlich so die zugedeckten, dunklen, engen Gänge voll Menschen und Kleider und Kram entlang geht, so entschädigt hie und da eine echte rechte Tandelhütte, die schon außen, wo nur ein Nagel an den Brettern Platz hat, und dann erst recht von innen mit Trödel bespickt und belastet ist. Auf den alten befransten Sesseln liegt ein Schwall namenloser Dinge, auf den Brettern des Fußbotens bauscht sich ein Haufen, mitten drin sitzt der Eigenthümer, oder noch besser, die Eigenthümerin, selber in derlei Sachen gekleidet, und von dem ewigen Anblick ihrer Waare ein Gesicht bekommend, als sei es auch schon Trödel geworden, und hinten in der Hütte, wo es dunkel wird, ist dir, als müßte erst recht dieses Universum kein Ende nehmen. — Eine solche Hütte war meine Sache, ich suchte zuweilen des Längsten in ihren Dingen herum und kaufte auch manchmal etwas, das die Meinigen zu Hause in Verlegenheit brachte, was damit anzufangen sei.

Aber ehe ich mich in einzelne Dinge und ihre Würde einlasse, halte ich es für Pflicht, den auswärtigen Lesern einen Begriff im Allgemeinen zu geben.

Auf dem Festungsraume vor der Stadt, wie wir schon sagten, am Wienflusse, von der Karlskirche abwärts bis gegen den Heumarkt zu, stehen dicht an einander gedrängt mehre hundert hölzerne Hütten, fast den aufgeschlagenen hölzernen Buden eines Marktes ähnlich, da ihr Zweck Waarenauslage ist, aber doch wieder anders, und fast an Wohnhäuschen erinnernd, da sie nicht so wandelbar wie Marktbuden sind, sondern so lange an Ort und Stelle zu bleiben haben, bis sie vor Schwärze und Alter morsch werden und brechen, wo dann an die Stelle der alten eine neue Hütte gebaut wird, ganz in dem Sinne der alten, nur daß die Bretter licht sind, und so geht es fort, bis man

etwa einmal die ganze Sache als eine veraltete Barbarei ganz eingehen läßt. Die Hütten stehen fast an einander und bilden mit ihren offenen Vorderseiten förmliche Gassen, in denen sich die kauflustige Menge treibt; diese Gassen sind häufig selbst wieder eingedeckt, so daß man auf diesem Markte wie in einer ungeheuren Bienenwabe herumgehen kann. Jede Hütte ist mit einer Zahl, wie ein Fiakerwagen, beschrieben, und fast jede hat ein gemaltes Schild heraushängen, wovon sie den Namen: „zum Jäger, zur Rose, zum grünen Baum etc." führt. Das Ganze bildet ein langes Viereck von schwarzen wettergepeitschten Dächern, von denen dir, wenn du sie von Weitem überschaust, bange wird, daß einmal ein Feuer darunter komme, und in diesem lustigen gedörrten Geraffel schrecklich wirthschafte. An schönen und besuchten Tagen ist das Ganze von ferne wie ein leibhafter Ameishaufen zu sehen, der sich über und über rührt.

So ist der Schauplatz — und nun ist die Frage, welche Waaren, welche Käufer und Verkäufer sind da? Diese Frage aber ist leichter gethan, als beantwortet. Wenn du ein Wiener bist, und es fehlt dir irgend etwas, was immer, in deiner Haushaltung und an deinem Körper, es sei so klein und bruchstückartig, als es immer wolle, es sei so ferne und allen menschlichen Begriffen widersprechend, als nur immer denkbar: gehe hin auf den Tandelmarkt, und du bekommst es. Freilich ist es wahr, es sind viele Hütten schon gesondert, so daß nur bestimmte Waaren in ihnen zu haben sind, namentlich gilt dieß von Kleidern, Lappen und Eisenwaaren, aber dafür sind auch andere, und diese, glaube ich, sind die echtesten, wo du alles und jedes empfangen kannst.

Wir wollen ein wenig ins Einzelne gehen.

Der ganzen südlichen Länge des Vierecks entlang, da wo die Fahrstraße vorbei führt, ist die ausschließliche Niederlage des alten Eisens. Was seit Kains und Enochs Zeiten her an Eisen und groben Metallwaren verfertigt worden ist, das, glaube ich, hat hier seinen Abgeordneten: Ketten jeder Art und Größe, verrostet und neu, liegen wie Schlangennester an den Hütteneingängen und an den Stöcken des Straßengeländers herum, daneben das Geschlecht der Öfen, der plumpe viereckige, der gefällige runde und der in lauter zierlichen Säulen emporstrebende, dann sind die Tragherde, Kochöfen, die Zangen, Hauen, Haken, Klammern, die Schaufeln, Sägen, Bohrer, die Feilböcke, all das kleinere Volk der Lichtputzen, Scheren, Beschläge, dann sind die Torsos, die Bruchstücke von einstigen Ganzen, die bloßen Eisentrümmer, Aushängschilde, Stiefel- und Krückenbeschläge, und endlich folgen die Sachen, die gar Niemand kennt; ich habe daselbst

einmal sogar ein Römerschwert aufgefunden, habe es gekauft, besitze es noch, und lasse keinen Beweis dagegen aufkommen. Am Ende thäte einer dar, daß es von einem Komödienhause sei, und die Sache wäre aus. In dem Inneren dieser Hütten sind gerne die Spielarten von Messing: alle Sekten von Leuchtern, Kannen, Tassen, Lampen 5 und Fächern stellen sich auf.

Außer diesen Dingen haben nur noch die Kleider so ausschließliche Hütten, nur daß dieselben nicht so einen einzigen bestimmten Platz einnehmen, sondern mehr unter den andern zerstreut sind, doch dürfte die Nordseite in dieser Hinsicht am meisten gesegnet sein. Da sind Hütten 10 mit lauter Stiefeln, von dem neuesten und glänzendsten angefangen, bis zu dem herab, der das Anziehen scheuen muß, damit er nicht auseinander gehe, daneben, wie Gerichtete, hängen die Röcke gebürstet, gepreßt und herausgeputzt, die Kappen und Mützen gaffen und glotzen auf den Bänken, die Bettdecken sind aufgeschichtet, und Frauenröcke 15 und Schürzen sträuben sich, und die Wäsche ist mit den schönsten rothseidenen Bändchen umwickelt. Dazwischen geht es lustig und lebhaft zu, dort paßt sich Einer einen Stiefel an und flucht und seufzt dazu, daß er nicht hinein kann: hier kann ein Anderer aus dem angezogenen nicht mehr heraus und der Tandlerbube muß ihm denselben herab- 20 reiten — hier wird um einen Frack gehandelt, dort packt einer einen Bündel aus, und biethet ihn zum Verkaufe, und erschrickt über die geringschätzigen Mienen, welche er an den zusammengelaufenen Käufern bemerkt — dazwischen geht und schreit ein Bube, der heiße Würste ausbiethet — dann wird etwas gestohlen, und es erhebt sich ein Lärm 25 und ein Verfolgen, worin die Weiberzungen am lautesten und thätigsten sind — dann kömmt das Speiseweib und bringt den Zettel, der sagt, was heute Mittags alles zu haben ist, und sie preiset die Sachen, und fragt an ihren Kunden entlang, was sie bringen soll. Die meisten dieser Kleidertrödler sind ihrem Gewerbe nach Schneider, und viele 30 haben zu Hause oder anderwärts Arbeiter, die die neuen Sachen verfertigen, das heißt, ganz neu, oder aus alten neue machen. Dieß klärt vieles auf; wenn ich nämlich bemerkte, da ich zufällig an Kleidern vorbei ging, die mein Fach nicht sind, daß der Tandler alle Sachen, die er einkauft, für alt und wenig werth erklärt, alle aber, die er 35 verkauft, für ganz neu und sehr kostbar. Da, nicht in Betracht der Sachen an sich, sondern in Betracht des Vermögens der Kaufenden, diese Waaren doch sehr wohlfeil sind und am Ende doch so lange halten müssen, als ursprünglich beim Kleidermacher bestellte, so haben diese Hütten einen verhältnißmäßig sehr zahlreichen Zuspruch, und 40

nicht nur von der Stadt, sondern der ganze dürftigere Theil des umliegenden Landes besorgt seine Kleider zum Theile von dem Tandelmarkt, wobei er freilich den Vortheil hat, daß er nicht erst lange warten darf, daß er sich nicht zu ärgern braucht, wenn der Schneider nicht Wort hält, oder etwas verschnitten ist. Mit dem Anpassen sieht es freilich hier sonderbar aus, aber der Käufer hat die Wahl, er kann das Ding stehen lassen, wenn es ihm nicht gefällt. — Lächerlich ist es oft, wenn irgend ein redlicher Landmann seinem Buben hier ein „Stück Gewand" kauft, es ihm nun anpaßt, den ganzen Buben auf und ab zerrt, und ihn endlich, weil er auf das Wachsen rechnet, wie eine Scheuche eingehüllt, davon führt. Im Frühjahre werden die Mäntel wohlfeil eingekauft, und im Spätherbste theuer verkauft. Bei Kleidern, die nur zu gewissen Festen gemacht werden, bei Theateranzügen, und bei Uniformen verstorbener Junggesellen lassen sich gute Geschäfte machen. In dieser Beziehung soll sich vor vielen, vielen Jahren eine seltsame Geschichte ergeben haben. Ich weiß nicht, ob sie wahr ist, aber ich will sie erzählen.

Es starb ein hoher Militär. In seinem Testamente war einer Summe gedacht, die er an irgend einem Orte anliegen habe, allein da man keine Schriften darüber vorfand, und deßhalb an jenem Orte anfragte, erhielt man die Auskunft, daß der Verstorbene die besagte Summe einige Tage vor seinem Tode erhoben, wie vorliegende Unterschrift ausweise. Die Sache war wohl richtig, — allein die Summe fehlte. Man warf den Verdacht auf seinen Kammerdiener — der Mann war in Verzweiflung — man untersuchte noch einmal alle Fächer, alle Winkel, alle Taschen — allein die Summe fand sich nicht. Da erinnerte sich der Kammerdiener in seiner Angst, daß der Verstorbene in demselben Rocke, den er an jenem Tage angehabt hat, wo er die Summe erhoben haben soll, begraben worden sei — etwa stecke sie in der Tasche. Einige Mitglieder der Familie erinnerten sich auch wirklich, daß der Verstorbene am Tage seiner Erkrankung im besagten Uniformrocke herumgefahren sei. Die Sache schien wichtig genug, daß man um Erlaubniß zur Graböffnung einschreite. Aber da dieß nun geschehen und bewilligt war, fand man den Verstorbenen nackt im Sarge. Der Todtengräber erwies sich in der sofort eingeleiteten Untersuchung als unschuldig. Ob man die Thäter endlich entdeckte oder nicht, weiß ich nicht; aber das ist gewiß, daß der in Frage stehende Uniformrock zuletzt auf dem Tandelmarkte gefunden worden ist, wohin man ihn verkauft hatte, und daß in einer geheimen Tasche des seidenen Unterfutters, die dem Kammerdiener bekannt war, die ganze

Summe in feines Papier gewickelt, noch unverletzt enthalten war. Freilich hat die Geschichte Unwahrscheinlichkeiten, wie denn die Diebe die Tasche nicht entdeckt haben, allein sie konnten in ihrer Angst mit dem Rocke schnell fort getrachtet haben; aber wie sie dem scharfen Auge des Tandlers entgangen sei, das bleibt unbegreiflich, wenn man nicht annimmt, daß er gerade so beschäftigt gewesen sei, und den Rock nicht genau hatte untersuchen können. Ich selber habe zu dieser Geschichte einen sehr schwachen Glauben.

Aber da täglich viele hundert Käufe und Verkäufe auf dem Tandelmarkte gemacht werden, da namentlich alte Kleider, Prunkstücke und dergleichen dort abgesetzt werden, so ist er schon öfter die Veranlassung zur Entdeckung von Diebstählen und andern Verbrechen geworden; denn da nach Erhebung des Thatbestandes sogleich an alle Tröbler die Beschreibungen der fraglichen Gegenstände abgehen, so kann es geschehen, daß, wenn der Schuldige mit seinem Stücke ankömmt, um es vortheilhaft loszubringen, er sammt demselben zurückgehalten und ausgeliefert wird.

Außer den zwei Gattungen von Hütten, nämlich den Eisen- und Kleiderhütten, sind keine mehr, welche so ausschließend wären, um nur einen einzigen Artikel zu verschleißen, wenn man etwa die östliche Seite ausnimmt, wo mehre Hütten sind, in denen vorzugsweise Bettsachen verkauft werden, von dem fadenscheinigen Strohsacke angefangen bis zum blüthenweißen schwellenden Flaumenkissen. In allen andern Buden sind die Waaren mehr oder weniger gemischt, und je mehr alt und neu, vornehm und gering, ganz und gebrochen, staubig und rein, durcheinander gemischt ist, desto mehr, glaube ich, verdient die Hütte den Namen einer Tandler- oder Tröblerhütte. Es wäre für den Pinsel eines jener alten Holländer eine solche Hütte ein besserer Gegenstand, als für meine schwache Feder, aber ich will es dennoch versuchen, mit dieser schwachen Feder ein Schattenbild einer solchen Hütte zu zeichnen: Sie ist vorne ihrer ganzen Länge nach offen, und dennoch ist es schwer in sie hinein zu gehen; denn zu beiden Seiten ihrer Querwände laufen Hindernisse gegen den Eintritt vor. Rechts steht ein Ding — einen Stuhl würde ich es nennen, wenn ich es sehen könnte, aber vielleicht ist es auch etwas Anderes, kurz, es ist überdeckt mit einem Stillleben von Lumpen und Kram; Enden von Tuch schlingen sich um Abschnitzel, oder was sonst die hundert zusammengerollten Dingerchen sind, ferner das Unterfutter eines Spritzleders drängt sich vor und hängt gegen die Erde; ein spanisches Rohr lehnt daran, zusammengerollte Bettdecken liegen oben

auf, ein Lichtschirm strebt empor, und auf ihm reiten Halsbinden; unter einem Kessel quillt ein fast neuer frischgrüner Teppich hervor, der sich auf die Erde fallen läßt; auf seiner Schleppe brütet ein Mantelsack, unfern von ihm ist das Felleisen eines Handwerksgesellen, beide im Dienste ergraut; hinten schaut noch ein Degengefäß hervor — all dieses liegt und lehnt auf dem Stuhle, wenn es einer ist; denn, wie gesagt, es ist eine Erhöhung über den Boden, die mit einem Tröbelberge beladen ist, der selber wieder an die oberen Sachen streift, die da an der Außenwand hängen, wie z. B. eine Wärmpfanne und eine Guitarre an *einem* Nagel, an dem Nachbar desselben ein Bündel Ausklopfstäbe, Fächer- und Sonnenschirmgerippe, am dritten Pfeifenröhre, Bratspieße und ein Gewehrkolben, und endlich an den äußersten Grenzen, beinahe im Rücken der Hütte lehnt noch ein eisernes Fenstergitter. *Links* wehren ähnliche Verhaue den Eintritt — oder eigentlich sind sie Festungsredouten — nämlich es stehen Reisekoffer über einander, beladen mit allem möglichen ledernen Reiseding, oder auch nicht zur Reise, wenn's nur von Leder ist; daneben steht noch ein kurzes Bänkchen, welches mit Büchern belegt ist, mit einigen Dosen, alten Notenpapieren, Maultrommeln und Lithographien — und wenn du etwa die Bücher untersuchen willst, so schrecke dich nicht an dem Streicheln, das du an deiner Wange empfindest; es sind nichts als die Röcke und Mäntel und Westen und Damenkleider, die da herabhängen und den Bücherberg unter sich beschatten. Neben ihnen ist noch ein zweites Brett beigenagelt, auf dem Oelgemälde hängen, die Licht brauchen, oder einen guten Rahmen haben; die andern lehnen an den Koffern tiefer gegen das Innere, oder gar auf der Erde, auf welcher ich einmal den alten Vater Laudon auf dem Kopfe stehen sah, neben zwei Reiterstiefeln, die so hoch waren, wie er. Zwischen den Bildern hängen noch Tabakpfeifen und Beutel, manchmal lehnt ein Klarinett, ein Barometerbrett, eine Windbüchse, ja einmal sah ich einen von oben bis unten aufgesprungenen Fagott da stehen, als wollte er noch, daß man auf ihm blase. So wichtig ist als Schaustellung der Sachen das Aeußere dieser Hütten, daß, wenn die gegenüberstehende ihre Hinterwand herwendet, der Nachbar gewöhnlich auch noch an dieser ein Bänkchen anbringt, auf dem eine Sammlung Uhren, Glasstürze, Kaffeemaschinen, Tassen nebst Papieren, Büchern und Schuhen prangen. Zuweilen sind als Sachdienstbarkeit, die der Mann ersitzen will, noch ein paar Nägel in die fremde Hütte geschlagen, an denen Pistolen, Kinderflinten und ein Bündel Augengläser hängen, — die Scheibengewehre und Bolzbüchsen lehnen daneben. Die Sackuhren,

als leichter zu entwendende Gegenstände, sind schon mehr in der Nähe des Verkäufers. Während auf diese Weise das Aeußere einer echten Trödelbude schon so ausgestattet ist, muß man vermuthen, mit welchem Reichthum und welcher Mannigfaltigkeit erst das Innere bedacht sei, aber derjenige, welcher diesen Schluß macht, irrt sich; denn da des Tandlers Zweck ist, zu verkaufen, und da so viele Nebenbuhler in seiner härtesten Nähe denselben Zweck haben, so muß er seine verkaufbaren Dinge so legen, daß sie dem Lustwandler, der sie etwa Noth hätte, am leichtesten in die Augen fallen, d. h. er muß sie so sehr als möglich am Rande seines Gebietes anbringen, wo eben der Strom der Besuchenden vorbei streicht, und da er aber alle seine Dinge zum Verkaufe hat, so muß er mit allen gegen Außen drängen; daher die meisten dieser Buden gegen Innen verhältnißmäßig leer aussehen. Aber im Grunde sind sie es doch nicht, sondern der Trödler oder die Trödlerin räumt alle Dinge, von denen sie eben jetzt nicht erwartet, daß sie einen Käufer finden werden, zurück in das Innere ihrer Behausung; auch andere, die nicht gerade ein laufender Artikel sind (und diese sind oft die besten und ältesten Seltenheiten) befinden sich in seiner Nähe; manchmal aber geschieht es auch, daß der ärgste, ausgedienteste Plunder hinten liegt, und sich hinter die Bänke und Fächer flüchtet, wo er mit dem uralten Staube Brüderschaft macht. In der meist etwas dunkeln Tiefe der Bude sitzt der Tandler oder die Tandlerin, entweder mit Auswahl der Dinge beschäftigt, das erkorene Handwerk treibend, auf Kunden spähend, oder zuweilen einen Schrei auf ihre Nachbarn und Nachbarinnen heraus sendend. Manchmal stehen sie auch am Eingange ihrer Hütte, oder gar außer und neben denselben und treiben mit Andern Gespräche und Scherze und Lachen — und in der That, es findet sich bei diesem Schlage von Menschen eine eigene Gattung von Witz, der nicht selten recht heiter und wienerisch, manchmal sogar sprühend ist. Die Bilder und Gleichnisse sind von ihrer Umgebung genommen und meist sehr treffend. Ganz ungeheuer weit schreitend sind sie in ihren Hyperbeln und Uebertreibungen. So hörte ich einmal einen sagen: „Du, der schnellt dich empor, daß du im Herabfallen erhungerst."

Unvergleichlich sind sie im Einkaufen ihrer Artikel, und sie müssen es sein, da sie nicht anders als wieder wohlfeil verkaufen können. Ich selber stand einmal dabei, als ein hageres, blasses Weib mit einigen Zinntellern kam, die sie schüchtern aus einem Fetzenbündel hervorzog und zum Verkaufe anboth. Der Mann der Bude sah blos wie zufällig hin und fragte um den Preis; er wurde genannt; der Mann erwiederte,

diese Sachen könne er überhaupt nicht gebrauchen, er rathe ihr, nach Hause zu gehen und die Dinge aufzubewahren. — Es war erstaunlich, mit welcher Trostlosigkeit das Weib da stand; nie habe ich das Bild getäuschter Hoffnung deutlicher gesehen. — Der Budenmann kramte auf dem Boden herum, ordnete seine Artikel und fing endlich aus einer Goldborde die Fäden zu zupfen an. — Das Weib stand noch immer da, und regte sich nicht. Endlich, da sie sehr zögernd fortzugehen sich wendete, sagte er ihr, daß er höchstens aus Rücksicht so und so viel geben könnte; und wenn er sie kaufte, dann aber dürfte sie gewiß sein, daß die Teller so lange da liegen bleiben werden, bis sein Urenkel ein alter Mann sei. — Der Preis aber, den er gebothen hatte, war ein Fünftel der geforderten Summe, die mir ohnedem sehr bescheiden geschienen hatte. „So geh die Frau herein", rief er, als sie noch immer halb zu gehen, halb zu bleiben zauderte. Dieser Ruf schien sie plötzlich zu bestimmen, auch däuchte es mir, daß sie froh war, auf diese Weise den Blicken der Umgebung zu entgehen. Endlich kam sie wieder aus der Hütte zum Vorschein, aber ohne die Teller, und sie ging schnell durch die Reihen davon. In der Absicht, zu dem Blutgelde der abgepreßten Waare noch eine Kleinigkeit hinzuzufügen, ging ich ihr nach; denn ich bildete mir fast ein, nur die allerbitterste Noth habe sie zu dem Verkaufe der Zinnteller bewegen können, die etwa noch ein altes Hausstück von Voreltern her sein mochten; denn, dachte ich, wäre das Weib blos leichtsinnig, so wären die Zinnteller gewiß schon längstens fort, da nach jetziger Art und Sitte derlei Dinge schon viele Jahre nicht mehr im Gebrauche sind, und meist nur als Erinnerungsstücke und todte Küchenzierde herum stehen, wo sie noch in Bürgershäusern zu treffen sind. Als ich das Weib erreicht hatte, fragte ich sie, ob die Teller verkauft wären.

„Ja."

„Nun, hat der Mann mehr gegeben, als er anboth?"

„Ach nein, aber er ist ein seltsamer Handelsmann. Als er mir die Teller gerade um den Preis abgedrückt hatte, den er selber bestimmte, zahlte er mich aus, und gab mir dann so viel darauf, bis die Summe voll war, die ich anfänglich verlangte."

„Also hat er doch so viel gezahlt?"

„Nein, er hat sehr gedrückt — das Andere gab er mir als Geschenk. Sieht die Frau, hat er gesagt, den Markt kann ich nicht vertheuern und Zinn ist eine Lumpenwaare — aber da gebe ich ein pures Allmosen, weil jetzt Michaeli und der Wohnungszins ist. — So! — In Gottesnamen! und wenn die Frau morgen wieder mit Zinn kommt, so kaufe

ich es ab, und schenke der Frau nichts mehr. — Diese Worte hat er gesagt, hat sich umgekehrt, und ich bin dann gegangen."

Ich gab nach diesen Worten der Frau noch das, was ich ihr bestimmt hatte, und wendete mich um, in der Absicht, zurück zu gehen und die merkwürdigen Zinnteller zu kaufen, an die sich ein so edler Zug eines sonst so unscheinbaren Menschen knüpfte. Aber der Mann forderte einen so ungeheuren Preis für die Zinnteller, die er mir anhängen wollte, daß ich schamroth von dannen lief.

In der That mögen derlei Einkäufer im Erkennen ihrer Charaktere, mit denen sie es zu thun haben, viel weiter sein, als ein harmloser Menschenfreund, der in den Buden nach Seltsamkeiten forscht, und aus Edelmuth Zinnteller kaufen will, die ihm der Verkäufer anrühmt und übertrieben hoch biethet. Und wahrlich, wenn man bedenkt, in welchen Masken mögen der Leichtsinn, die Liederlichkeit, die Verschwendung und anderseits die Noth und Armuth zu diesen hölzernen Gebäuden und ihren Bewohnern kommen, um ihr letztes und bestes Scherflein feil zu biethen, wie oft mag der Wuchergeist anklopfen, um selber wieder zu gewinnen, was ihm zuweilen gelingt, zuweilen so fehlschlägt, daß er der Geprellte ist. Wer kann wissen, wie Herzen werden, die täglich und stündlich mit solcher Leidenschaft verkehren. Sie müssen verachten, oder werden selbst so, oder betrachten die Dinge kalt, die sie ausbeuten, wie der Naturforscher die Knochen der Thiere zählt und ihre Vorsprünge mißt.

Trotz des Geschickes macht aber auch der Tandler zuweilen Verkäufe, die über seine Einsicht gehen, wenn ihm nämlich Dinge in die Hand kommen, über deren Werth und Wesenheit er keine Ahnung hat. So geschah es z. B. vor fünf oder sechs Jahren, daß eine Frau meiner Bekanntschaft, die öfter alte Fußteppiche und dergleichen auf dem Fetzenmarkte zu kaufen pflegte, auch wieder einmal dort war, und mehrere größere und kleinere Stücke grauen Seidenzeugs, einiges Messinggeschirr, und illuminierte Soldaten für ihre Kinder kaufte. Da aber der Trödler sagte, er gebe das Messinggeschirr nicht ohne den sechs Bildern in Goldrahmen, die dabei lagen, weil er Alles zusammen in einer und derselben Versteigerung gekauft habe, und da die Frau das Geschirr besonders gerne gehabt hätte, die Bilder aber auch nur zwei Gulden kosteten, so nahm sie dieselben, indem sie meinte, so viel müsse sie ja wieder für die Rahmen bekommen, wenn sie dieselben putzen und verkaufen ließe. Aus dem Seidenzeuge wurden die schönsten Puppenkleider gemacht, das gescheuerte Messing prangte und funkelte in der Küche, mit den Soldaten hatten die Knaben die

größte Freude, nur die sechs Bilder lagen in der Plunderkammer, weil man zum Putzen der Rahmen viel später schreiten wollte. Ein Jahr nach dem Einkaufe, da die ganze Wohnung frisch ausgemalt, angestrichen und gereinigt wurde, ging man auch an die Rahmen, und die Mutter und die älteste Tochter begannen das geschwärzte und mit Fliegenkoth über und über beschmutzte Gold zu behandeln — aber siehe, es war schier kein Gold mehr da, sondern unter dem Fliegenkothe erschien stellenweise eine rothe Grundierung oder gar das bloße Holz. Man lachte einander aus, die Hoffnung mit den Rahmen war mißlungen, und man stellte die Bilder wieder an ihren Ort; denn diese waren noch viel schwärzer und dichter, kaum daß hie und da ein rother oder blauer Punkt und Lappen hervor sah. Zufällig kam der Vergolder, der der Frau die neuen schweren Spiegelrahmen brachte, er sah die alten Bilderrahmen noch da liegen, man lachte, erzählte ihm die Sache, und er meinte, daß man doch die verworfenen Bilder untersuchen sollte. Er schlug einen Mann vor, der um Billiges die Reinigung unternähme. Die Frau willigte ein, der Mann kam, und unter seinen Händen ging beim ersten behutsamen Waschen ein dichter Ruß und beinahe Küchenpech von den Bildern, worauf sie sich sämmtlich als niederländische Stücke von schlechtem Werthe auswiesen. Nur zwei zeigten, daß sie später von Liebhaberhand übermalt waren und dadurch noch viel schlechter wurden, als ihre Nachbarn. Der Mann meinte, man solle diese spätere Malerei wegschaffen, und die alten Bilder, die darunter steckten, bloßlegen, es wäre nichts zu verlieren. Man versuchte es und nach wenig Behandlung mit Weingeist, Terpentin und dergleichen kamen geistreiche Setzer und Striche zum Vorscheine, die weiter lockten, und weiter und weiter, und vorsichtiger und vorsichtiger — — bis zwei der schönsten, kaum beschädigten Tenier zum Vorscheine kamen. Der Frau wurden hundert Dukaten für die zwei Bilder gebothen, dann zweihundert, dann mehr, allein sie hatte eine solche Freude an ihnen und an dem seltsamen Zufalle, daß sie mit dem Tandler, der so zu Schaden gekommen, ein Abkommen traf, um in ihrem Gewissen ruhig zu sein, daß sie dann prachtvolle Rahmen machen ließ, und die Bilder im Prunkzimmer aufhing, wo auch die großen Spiegel waren, da sie dieselben bewundert, immer wieder die Geschichte erzählt, und sehr geschmeichelt ist, wenn Kenner davor stehen bleiben und in Freude darüber gerathen.

Wie oft solche Zufälle auf dem Tandelmarkte geschehen, kann ich nicht sagen. Die Neigung haben, ähnliche Käufe zu machen, müssen

es versuchen. Ich, der ich seit der Zeit jedes nur im mindesten verdächtige Bild, das mir in den Wurf kam, kaufte, habe nichts erstanden, — und wenn ich den Ruß, der auf dem Bilde war, abwusch, kam immer ein Familienporträt zum Vorscheine. Auch mit den Rahmen hatte ich wenig Glück, außer mit einem, der von Semilor war, sich daher reinigen ließ, und jetzt einem guten Bilde zur Zierde dient, das in meinem Zimmer hängt.

Außer den Bilderhoffnungen, die ich durch diese meine Erzählung wahrscheinlich vermehrt habe, besteht schon seit längerer Zeit eine Sekte, die den Tandelmarkt wie eine andere Leipziger Messe befährt. Es sind das die Büchersucher, die darauf ausgehen, ob sie unter den schon von Urahnen her liegenden Büchern nicht etwa eine seltene Ausgabe, eine Merkwürdigkeit oder dergleichen ergattern können. Man sieht sie da oft stundenlang an einem Bücherbrette stehen und die darauf liegenden Stücke einzeln durchsuchen, ja wenn nur mehr Trümmer vorhanden sind, werden die Reste von Blättern befragt und erforscht. Kommen irgendwo zwei solcher Hamster zusammen, so sieht man, wie jeder den Andern vom Suchen abzuhalten strebt, indem er auf verdächtige Stellen ganz unbefangene Bücher häuft, die die übrigen decken — wie sich der Andere dadurch nicht abhalten läßt, — und wie sie nun einander vorkommen wollen in Ergreifung von solchen Stücken, die etwa mit einem Schweinsleder-Einbande hervorblicken, oder in Folio sind, oder ganz klein, beschmutzt und von Pergament. Die Geduld dieser Leute ist von keiner übertroffen, höchstens steht ihr die eines Anglers gleich. Wenn sich nur ein einziges Mal die Sage verbreitet, es habe einer ein Exemplar dieser oder jener seltenen Ausgabe aufgetrieben, so stärkt sie dieses wieder zu siebenjähriger Ausdauer, wo sie nichts finden, als die vier Heimonskinder, Basedows Elementarbuch, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, oder gar neue Taschenbücher und Albums, die ihnen verhaßt sind. Es fällt mir bei dieser Geschichte immer ein verstorbener Onkel von mir ein, der fast auf dem Punkte war, das Angeln aufzugeben, als ihm der Himmel das Unglück geschehen ließ, daß er einen Aal fing, was die Folge hatte, daß der selige Onkel noch siebenzehn Jahre angeln ging, und von dem Aal erzählte, den er einmal gefangen, bis er sich nasse Füße und Reißen zuzog, das ihn hinter den Ofen bannte.

Ich wünschte in diesem Aufsatze noch zu erwähnen, daß der Tandelmarkt auch der Stapelplatz jener Tüchergattungen ist, welche in sehr kleinen Stücken verschleißt werden, die man Flecke heißt.

Ich wüßte noch recht viel von dem Tandelmarkte zu sagen, aber da so wenige sind, welche alte Sachen gut verstehen, so breche ich hier ab, und bemerke nur noch, daß, wenn ich etwas aufgefunden habe, was der Mühe werth war, z. B. eine ganz unbekannte und 5 bezeichnende Pfeifengestalt, ich immer schon im Voraus erfreut bin, was das Abendkränzchen im Gasthause sagen wird, wenn ich damit käme? — — Einen Narren heißen sie mich. Aber ist der nicht auch ein Narr, der jetzt auf dem Lande herum reist, um Kästen aufzutreiben, die dreihundert Jahre alt sind, die er dann ausbessern, polieren und 10 auf seinen Schlössern aufstellen läßt? Ist er nicht auch einer? Oder vielmehr wir sind beide keine.

Aus Wien.

Wie in längst vergangnen Tagen
Sich die Sachen zugetragen.

Was ich hier von Wien sage, stammt aus Wien vor der sogenannten Neugestaltung, also, wie sie jezt sagen, aus dem alten Wien. Nicht jederman wird das alte Wien verachten, und wir, die wir älter werden, verachten es am wenigsten. Ich hatte einmal eine Freundin, sie war sehr schön, ich hätte mich beinahe in sie verliebt — oder vielmehr, ich war in sie verliebt; verbiß aber die Sache, und ließ mir nichts merken. Sie war ein wildes hochfahrendes aber auch wieder ein herrliches Ding. Die Farbe ihres Angesichtes war fast brauner, als es sich für ein Mädchen ziemt. Oft meinte ich, ich müßte ihre kräftigen rothen Lippen so sehr küssen, daß sie bluteten. Sie nekte mich mit Übermuth; liebte mich aber doch nach ihrer Art. Nach einer Trennung von vielen Jahren, in denen wir jedes an einem andern Orte lebten, sah ich sie als eine sanfte edle Mutter als eine liebreiche Gattin und als eine vortreffliche Hausfrau wieder. Und als müßte sich alles an ihr geklärt und abgemildert haben, so war auch ihre Hautfarbe viel weißer geworden, so daß sie jezt als alternde Frau fast schöner war als einstens als blühendes Mädchen. Ich saß mit Verehrung gegen sie an ihrem Tische, hatte aber doch eine gewisse Wehmuth in dem Herzen, und konnte dieser Wehmuth nicht Meister werden. Erst in meinem Gasthofe erkannte ich, daß ich ihre Fehler vermißte. Ich war ein Narr; aber die Sache war nicht anders. Ich hatte auch einmal einen Vetter, er war ein leiblich guter Mensch, und ich war ihm herzlich zugethan. Als ich ihn nach langer Abwesenheit mit einigen Widerwärtigkeiten ausgerüstet wieder fand, konnte ich ihn nicht mehr leiden. Es wird mir bei Wien mit seinen guten und bösen Veränderungen ein wenig so gehen wie bei meiner Freundin und bei meinem Vetter. Die im alten Wien fröhlich waren, werden die harmlosen Dinge, welche in diesen Blättern folgen, ansehen, wie die ausgebleichte Schleife einer Geliebten, die jezt alt geworden ist, und von der sie nicht einmal wissen, wo sie sich befindet.

1.

Vom Sanct-Stephansthurme.

Diese Worte sind eigentlich falsch, wie die Worte falsch waren, die wir lange in einem der schmalen Gäßchen Wiens lasen: „dürrer Obsthändler“; denn weder wollte man den Obsthändler als dürr noch den Thurm als heilig bezeichnen — man sollte sagen: „vom Thurm der Kirche des heiligen Stephan“; aber die Wiener sagen hartnäkig: „der Sanct Stephansthurm“ oder noch häufiger: „der Stephansthurm“, und da ich ein übler Feind vom Abbringen guter alter Bräuche bin, so will ich bis zu meinem Lebensende sagen: „der Stephansthurm“.

Wenn man Wien von einer Anhöhe aus betrachtet, deren mehrere in ganz geeigneter Entfernung liegen, so zeigt sich die Stephanskirche gewissermassen als Schwerpunkt, um welchen sich die Scheibe der Stadt lagert. Und an der Kirche ist wieder der Thurm der Zeiger ihrer Majestät; denn denkt man ihn weg, so könnte die Kirche auch irgend ein ansehnliches Stadthaus oder ein hervorragendes Schloß sein. Er gibt ihr ihre Bedeutung. Wenn man in großen Entfernungen ist, in denen man weder die Stadt noch die Kirche erbliken kann, so ragt doch er wie ein blauer Schatten oder wie eine matte Linie oder wie eine dämmerige Pappel empor. Denen, die auf den Ebenen von Ungarn daher kommen, steht er lange wie ein Meilenzeiger vor dem Angesichte, der allgemach riesenhaft emporwächst, wie man ihm Stunde nach Stunde entgegen fährt. Die Pappel ist er, wenn man sich Wien donauabwärts nähert. Da ist eine Stelle, von welcher man eine graue Pappel unter grünen stehen sieht. Sie unterscheidet sich von ihnen Anfangs nur durch die Farbe, und später auch dadurch, daß die grünen Pappeln deutlicher werden, und beim Vorüberfahren zurük weichen, während die graue wieder in der Ferne steht, und die nehmliche zarte Farbe trägt. So kündet der Thurm in Weiten, von denen aus man sonst nichts sehen kann, immer den Plaz an, auf welchem die Stadt steht. Wenn ich von Anhöhen Wien betrachtete, so

hielt ich den Stephansthurm für den Stift, an dem man die Scheibe der Stadt empor heben könnte. Das Bild ist lächerlich; aber es fiel mir sehr oft ein. Wenn der in Wien Geborene sich in dessen Umgebung befindet, sei es, daß er sich als Lustwandelnder irgend wo lagert, oder daß er ein Landhaus in der Gegend bewohnet, so richtet er ein Fernrohr auf den Stephansthurm, und freut sich, wenn er dessen Zierathen sieht, oder seines Kaiserreiches Zeichen auf der Spize erbliken kann, oder wenn er gar erkennt, wie viel Uhr es ist. Man sagt den Eingebornen Wiens nach, daß sie Herzweh bekommen, wenn sie den Stephansthurm nicht mehr sehen. Man könnte ihn auch den Stift eines Sonnenzeigers nennen, zu dem alle Straßen der Umgegend wie die Halbmesser eines Kreises zu ihrem Mittelpunkte zusammen laufen.

Aber nicht blos, wenn man sich außerhalb der Stadt befindet, ist der Stephansthurm ein Gegenstand des Augenmerkes, er ist es auch für die innerhalb der Umgebungslinien Wiens Wandelnden. Wenn man bei dem gegitterten Holzthore irgend einer der Außenlinien Wiens eingegangen ist, und nun in einer der langen und unabsehlichen Gassen der Vorstadt fortschreitet, welche gegen die eigentliche Stadt führen, so schaut man sorgfältig herum, ob man nicht irgend wo den Stephansthurm erbliken kann. Zuweilen täuscht sich ein Neuangekommener. Die zartgegliederte Spize des Thurmes der gothischen Kirche Maria am Gestade hat entfernte Ähnlichkeit mit dem Stephansthurme, und der Unkundige hält sie, wenn er sie allein empor ragen sieht, für ihn. Aber wenn er dann durch irgend eine Wendung in seinem Gange plözlich die mächtigere schlankere Gestalt in luftblauern Farben emporsteigen sieht, erkennt er seinen Irrthum, und wendet sich von dem Afterbilde dem Urbilde zu, auf dessen Spize der große kaiserliche Adler klein wie eine Fliege ruht. Es gibt mehrere Vorstadtgassen, in denen man den Stephansthurm sehr gut sieht. An vielen Stellen der Gassen, die als Fortsezung der Straßen von Italien und Ungarn der Stadt zu führen, thront einem dieser erhabene Leitstift gleichsam in Würde und Ernst entgegen. Wenn man in der Jägerzeile der Stadt zugeht, ruht die einfache edle Last der ganzen Kirche und des Thurmes als große Macht und doch als leichtgebildetes Kunstwerk in den Augen des Wandelnden. Es gibt aber auch viele Vorstädte, in deren langen der Stadt zu führenden Gassen keine Stelle zu finden ist, von welcher man den Stephansthurm erbliken könnte. Durch welche Gasse einer Vorstadt man aber auch der Stadt zugegangen sein mag, alle münden endlich an einem grünen freien Plaze, der an vielen

Stellen mit Reihen von Laubbäumen besezt ist, nach allen Richtungen Pfade hat, auf denen sich gepuzte Menschen bewegen, und jenseits dessen die eigentliche Stadt steht, welche die Stephanskirche und ihren Thurm in der Mitte hat. Der freie Plaz aber ist der gewöhnliche Spielraum, der um jede Festung herum laufen muß, und der auch um Wien als Festung herum lief. Seit die Festung durch Aufhören der Türkengefahr und durch Anwachsen der Stadt zu einer Weltstadt ihre größte Bedeutung verloren hat, ist der Plaz als Erinnerung geblieben, verwandelt sich immer mehr in einen Garten, und führt der Stadt einen Strom erneuerter frischer Luft zu. Wenn man ihn überschritten hat, gelangt man zu einem der Thore der eigentlichen Stadt, und durch dieses in sie selber.

Auch hier sieht man sich gerne nach der emporragenden Gestalt des Stephansthurmes um, obwohl es wenige Punkte in der Stadt gibt, von denen man ihn sehen kann. Allein wenn man durch die belebteren Gassen vorzüglich dem Menschenstrome nach geht, so kann es kaum fehlen, daß man nicht auf den Plaz gelangt, welcher den Namen des heiligen Stephans führt, und daß man nun endlich den Bau ohne Zwischengegenstand vor Augen hat, von dem die Blike schon in aller Ferne so sehr angelokt worden waren. In der Mitte eines weiten Plazes steht das Werk mit seinen großen Linien mit seinen reichen Verzierungen und mit seiner dunkeln Farbe. Die Häuser umsäumen den Plaz wie ein niedrerer bunter heiterer Kranz, und obgleich der Plaz sehr geräumig ist, so läßt die Ausdehnung der Kirche doch nur einen verhältnißmäßig schmalen Gürtel frei, der der Bewegung der Menschen gegönnt ist. Aber jeden Fremden, er müßte denn ein sehr geübter Fachmann sein, ergreift, wenn er zum ersten Male den Stephansplaz betrit, die höchste Verwunderung, daß die Kirche und der Thurm so klein sind, die sich in der Ferne mit solcher Macht angekündigt haben. Dies hat der Bau mit großen Gebirgen gemein, und dadurch wird er wieder groß. Die hohe Gebirgskette schaut als breites dämmeriges Band weit in die ebenen Lande hinein, wenn man sich in großen Fernen von ihr befindet, und steht als eine Aufthürmung nicht gar hoher Felsblöke vor einem, wie man an den Fuß einer ihrer Abtheilungen getreten ist. Mit der Annäherung wird das Kleine schneller groß als das Große, weil dieses als in der Ferne schon groß die Annäherung verträgt, und weil sich bei zu großer Nähe seine oberen Theile mehr verjüngen als bei dem Kleinen. Wenn man das Gebirge besteigt, so gewinnt es seine Größe wieder, und drükt mit derselben auf den Besteiger. Und wenn man oben ist, so ist es gerecht-

fertigt. Alle Kleinheit, und wäre sie doch von ziemlicher Bedeutung, liegt tief unten, der Blik ist frei, und alles ist ins Klare gebracht. Auch der Stephansthurm läßt dem Besteiger seine Höhe fühlen, und wenn man von ihm nieder blikt, so sind die mächtigen Stadthäuser und die andern Kirchen klein, und das Auge kann sich in der weiten Runde ergehen. Der Fremde, wenn er sich lange mit der Kirche und besonders mit ihrem Thurme beschäftigt, lernt sie nach und nach kennen, und wird mit ihrer Bedeutung vertraut. Wenn man längere Zeit von Österreichs Hauptstadt entfernt gewesen ist, und wieder zu ihr zurük kehrt, so erstaunt man neuerdings wieder über die merkwürdige Wesenheit dieses Werkes, und ist darüber erfreut.

Aber auch dem Einheimischen ist der Anblik der Kirche wichtig. Außerdem, daß sie und ihr Thurm ihm wie dem Fremden einen Mittelpunkt abgeben, um den herum er sich die ganze Stadt zurecht legt, wirkt sie auch sonst noch gar oft auf ihn: sei es, daß er in Gedanken oder gedankenlos durch eine Gasse heraus geht, und nun den Bau vor sich hat, der wie ein Gebirge einfach und doch so schön ist, und der seinen Geist erhebt, und kräftigt; sei es, daß er aus der Goldschmidgasse kommend immer wieder durch das plözliche Vorspringen der großen Gestaltungen überrascht ist, oder sei es, daß an nebligen Spätherbstabenden, auf welche der Vollmond scheint, der Thurm einen fantastischen Schatten auf den Nebel wirft, welcher Schatten unten durch das feurige Roth der Stadtlichter und oben durch das Silberblau des Mondlichtes begrenzt ist, sei es, daß in klaren Nächten, wenn man gegen die große Schulenstraße zugeht, breite Silberströme von dem glasirten Dache der Kirche nieder rinnen, gegen die der Thurm wie ein dunkler Riese empor ragt, und zu dem Monde weiset, welcher diese Wirkung hervor gebracht hat; sei es, daß ein Falke oder ein anderer Raubvogel, der die Kirche als einen Felsen angesehen hat, auf derselben irgend ein Federvieh zerreißt, die Federn herabfallen läßt, und tausend Blike zu sich hinauf zieht; sei es, daß der Sturm, der unten Fenster zerschmettert, Thore auf und zu schlägt, und alles in Verwirrung bringt, dem Thurme nichts anhaben kann, der ruhig da steht, und den Regen gegen sich heranpeitschen läßt, sei es, daß die Spize bei trübem Schneewetter gar nicht sichtbar ist, und in die niederen Winterwolken hinein ragt; sei es, daß in stiller Winterszeit die tausend und tausend weichen Schneekißchen auf den unzähligen Zierathen des Thurmes von unten bis oben lagern; oder sei es, daß an ganz gewöhnlichen Tagen, die wolkenlos sind, Thurm und Kirche einfach in die blaue Luft empor ragen,

ruhig und milde da stehen, nach oben immer duftiger werden, und endlich die funkelnde Spize zeigen. Tausend Gelegenheiten gibt es, daß die Kirche auf den Bewohner Wiens einen Eindruck macht, daß sie ihm zugeartet wird, so daß das Sprichwort entstehen konnte, welches oben angeführt 5 worden ist. Da wir hier von dem Äußeren der Kirche und vorzüglich von dem Thurme reden, so sprechen wir nicht von dem Gottesdienste im Innern derselben, obwohl auch er in dieser Kirche eine andere und erhabnere Gestalt hat, als in andern gewöhnlicheren Kirchen. Wir erwähnen nur einer Thatsache, die wir einmal bei einer erhebenden 10 Feier der Auferstehung des Heilands beobachtet haben. Obwohl unzählige Kerzen brannten, und das Untere der Kirche in einem Lichtmeere schwamm, konnte doch dieses Licht nicht die Rippen der Einwölbung sichtbar machen, was nicht nur den Ernst der Kirche sondern auch die Würde des Festes erhöhte. Wer wird nicht ergriffen, wenn die lang- 15 samen Töne der großen Gloke wie eine Erscheinung des Himmelsgewölbes von dem Thurme auf die Stadt hernieder wallen.

Vor langer Zeit stiegen wir oft unser mehrere als Jünglinge auf den Thurm hinauf, oder gingen wenigstens innerhalb der Brustwehren herum, die vom untern Rande des Kirchendaches empor ragen. 20 Wir sahen dann auf die menschenbewegte Stadt hinab, oder suchten uns Theile derselben zu erklären, oder blikten in die duftige Ferne hinaus, und forschten nach allerlei Punkten, die in derselben lagen, oder maßen mit den Augen den Abgrund, der sich unter uns hinab senkte, oder gaben uns einfach den großartigen Eindrüken hin, oder 25 wir stiegen blos hinauf, um oben zu sein. In diesem Falle stiegen wir gewöhnlich so hoch, als man kann, ehe sich die Spalte des zulaufenden Thurmes schließt, oder so enge wird, daß man kaum ein Haupt kaum eine Hand hinaus streken kann. Man sagte uns, daß außen in dem Mauerwerke eiserne Stangen steken, daß man durch eine Thurm- 30 spalte hinaus und an den Stangen bis zur Spize empor steigen könne. Uns erfüllte die Sage mit Schaudern, und wir versuchten gar nicht zu erforschen, ob wirklich die Stangen steken. Einmal waren wir in den Katakomben, welche unter der Kirche und dem Thurme so wie unter Theilen des Stephansplazes und der Stadt mit unzähligen Wölbungen 35 fortlaufen, und eine Menge geschichteter Menschenknochen und getrokneter Menschenleichen enthalten. Wieder an das Tageslicht getreten bestiegen wir den Thurm, um den traurigen Eindruk von unten wieder in den offenen Lüften und in dem freien Leben hinweg zu bringen. Einmal tranken wir auf dem Thurme das Wohl unserer Geliebten, ein 40 anderes Mal an dem Erinnerungstage der Schlacht bei Leipzig das

des deutschen Vaterlandes, und schleuderten die Gläser in die Zaken des Thurmes, damit sie nach einem solchen Trunke nicht mehr durch einen andern entweiht werden konnten.

Sehr oft, und namentlich schon in späteren reiseren Jahren erwartete ich durch die Güte des Thürmers, mit dem ich Bekanntschaft gemacht hatte, auf der höchsten Höhe des Thurmes das Erwachen des Tages. Ich stieg zu diesem Zweke entweder schon vor Tages Anbruch auf den Thurm, oder ich durchwachte die Nacht auf demselben, und stieg bei noch vollständigem Sternenscheine auf meinen Beobachtungsplaz. Diese Nachtspähen waren das Lohnendste. Erst gegen den Morgen hin wird die Stadt stille, und es gibt nur eine kurze Zeit nach Mitternacht und vor dem Morgen, in welcher es in der Stadt Nacht ist. Da liegt sie unten wie todt und starr. Und wenn man auf dem Thurme hoch oben ist, von den prangenden Sternen umgeben, von der umliegenden Landschaft nichts im Einzelnen gewahrend sondern nur die dunkle Scheibe derselben erblikend, die von der lichten Sternflimmernden Himmelsgloke geschnitten wird, und wenn man dann niedersieht in die schwarzen Klumpen der verschiedenen Häuserdurchschlingungen, in denen sich die Nachtlichter wie trübe irdische Sterne zeigen, so erscheint einem erst recht das menschliche Treiben, das hier eine Größe darstellen will, als Tand. Von Lauten hört man in dieser Zeit gar nichts als den Glokenschlag der Thurmuhr, dem die Schläge von anderen Thürmen antworten, und in Sommernächten zuweilen den Ruf einer Nachtigall, welche ein Liebhaber vor seinem Fenster hängen hat, welcher Ruf wahrscheinlich ein Noth- und Angstruf in diesem Steinmeere ist. Die Menschen schlafen indessen in diesem Steinmeere, und wenige von ihnen werden zu dieser Stunde je einmal von dieser Stelle auf die Stadt nieder geschaut haben. Der Thürmer thut es sehr oft, aber er ist des Anblikes schon gewöhnt.

Endlich noch lange vorher, ehe sich durch die erste Himmelslichtung das Nahen des Tages ankündigt, ertönen seine ersten Schalle für die Stadt Wien. Man hört ein fernes Rasseln durch eine Gasse, als ob Kriegsgeschüze im strengen Laufe führen. Es sind die ersten Wägen, welche beginnen, diesem ungeheuren Magen seine tägliche Nahrung zuzuführen. Vorzüglich sind es Fleischerwagen, die so heftig rollen, und die ihren Bedarf zum Verkaufe in die Stadt schaffen, daß er dort an den Verkaufsorten zurecht gerichtet werde. Die Menschen werden durch dieses nachmitternächtliche Rasseln nicht beirrt; denn entweder schlafen sie ihren ersten festen Schlaf, und hören nichts, oder das Rollen tönt in ihre Träume, und ändert sie nicht, da sie dasselbe oft

gehört haben, und es gewöhnt sind. Dieses Rasseln verliert sich entweder in einer fernen Gasse, oder es hört plözlich auf, da der Wagen hält, und dann ist es wieder stille. Aber es wiederholt sich, die Zwischenräume werden kürzer, und es mischt sich das Rollen anderer Wagen hinein.

Indessen fängt der Himmel an, im Osten lichter zu werden, und die dunkle Landschaftscheibe löset sich wenn vorerst auch nur in einzelne größere Theile. Gegen Norden ziehen und ruhen Nebel. Dort ist die Donau, und die dunkleren Streifen, die im Nebel liegen, oder mit ihm zu gehen scheinen, sind Auen, durch welche der schöne Strom wallet. Allmählich wird der Himmel im Morgen immer klarer, die Sterne blassen, und die Rundsicht beginnt deutlicher zu werden. Jenseits des Nebels ist ein fahlrother Hauch hinaus; es ist das Marchfeld. Rechts von ihm unter der hellsten Stelle des Himmels im Osten schneidet sich der Rand der Scheibe am schärfsten von der Luft; dort sind die Karpathen, sind die ungarischen Höhenzüge, und ist die ungarische Grenze. Die Berge im Westen, welche jetzt fast unschön schwarz in den Himmel ragen, sind anmuthige Höhen, auf denen meistens Laubwald steht, die gegen ihren Fuß herab Reben hegen, in denen Landhäuser Dörfer und Schlösser herum gestreut sind, und durch die tausendfach verschlungene Wege laufen. Diese Höhen sind fast ein ungeheurer Garten, welcher in einiger Entfernung in einem großen Bogentheile um die Stadt liegt. Nach und nach wird der Morgenhimmel golden, die Sterne sind erloschen, und der Süden trit auch in die Rundsicht ein. Dort steht ein Berg, scheinbar nahe, mit bleigrauem Lichte auf dem Schnee, den sein Rücken hie und da trägt. Er ist der Schneeberg, eine Tagereise von Wien, das lezte Haupt in jener Bergkette, welche von der Schweiz ausläuft, durch Tirol und Salzburg geht, zwischen Österreich und Steiermark hinzieht, manchen Gipfel mit Eis und Schnee zeigt, und hier gegen Ungarn hin mit einem Male ein Ende nimmt. Der Himmel wird röther, und legt auch schon ein ganz schwaches Roth auf die Steine und Rippen des Thurmes in der Gegend, in welcher wir stehen. Selbst durch Theile der Stadt läuft hie und da ein graues Schimmern, sie wird immer größer, und strekt ihre Glieder sie gleichsam im Morgenschlummer dehnend über Hügel und Thäler hinaus. Der Himmel wird nun glühend rothgelb. Die Nebel sind von der Donau verschwunden, und sie geht nun wie ein stiller goldener Bach dahin. In der Stadt blizen hie und da Funken auf, es sind Fenster, an denen sich die Glut des Morgenhimmels fängt. In ihren Gassen wird das Rasseln häufiger, in anderen verworrenen Tönen beginnt es sich

zu regen, und dort und da erbrauset es sanft wie Athemzüge eines Erwachenden. Auch einzelne Rauchsäulen steigen gegen den Himmel. Jezt geht sachte ein anschwellender Bliz auf das Steinwerk unsers Thurmes. Die Sonne ist es, welche die ersten Strahlen auf ihn sendet. Die Stadt trift sie noch nicht. Bald wird auch sie begrüßt, und dieser Anblik ist unbeschreiblich schön. Von den tausend und tausend Fenstern glänzt es wunderbar. Zuerst entzündet sich irgend ein Theil, dann verbreitet sich der Brand, von Gasse zu Gasse lodert es gleichsam, endlich glüht alles, und darüber funkeln die Thurmkreuze und Kuppeln. In einem großen Theile des Jahres ist bei dem Eintreten dieses Schauspieles die eigentliche Stadt noch keineswegs erwacht. Nur Fremde sind es, die kamen, ihr Zufuhr zu bringen, und die sich in ihr bewegen, Leute der Vorstadt sind es, die auch herbei eilten, ihre Geschäfte vorzubereiten. Nach und nach mehren sich die Zeichen des Lebens. Der aufsteigenden Rauchsäulen werden mehrere, bis ein allgemeiner leichter Rauch wie ein trüber Schleier gegen den Morgenhimmel empor wallt. Einzelne sich bewegende Menschen werden in den Gassen wie schwarze Punkte sichtbar, die sich regen und durcheinander schießen, sie werden schnell ihrer viele und mehren sich stets, neue Laute schlagen herauf, das Rollen, Rasseln und Prasseln wird immer dichter, das verworrene Tönen ergreift alle Stadttheile, gleichsam als ob sich Häuser und Gassen rührten, bis ein einziges gleichmäßiges dumpfes Brausen unverändert durch die ganze Stadt geht. Sie ist erwacht. Die Sonne hat sich indeß einsam und lächelnd wie ein silberner Schild höher an dem Himmel geschwungen, und schaut auf alles herab. Diese Zeit ist es, in der man das Schauspiel zu seinen Füßen am ungetrübtesten betrachten kann, ehe der Wind sich hebt, und der Staub seinen schmuzigen Schleier über ganze Theile der Stadt und den Schmelz der Fernsicht legt.

Aus Stifters Abrechnung für „Wien und die Wiener“.

[Bogen 1, S. 1]

August 60 fl empf[an]gen

I

Verzeichniß der von den Mitarbeitern für Wien und die Wiener erhaltenen Beträge für an Stifter übergebene Manuscripte.

13 August
1841

1) An H. Silvester Wagner auf Rechnung für „Die Brüder beim Heurigen“. (5¹/₄ Drukseiten) 4 fl 20 kr S. Wagner[1])

2) An H. A. Stifter für Aussicht und Betrachtungen vom Gipfel des St. Stephansthurmes (1 Dr. Bogen) 15 fl. Ad. Stifter

19 August

3.) Der Prater von Ad. Stifter (8¹/₄ Drukseiten) 8 fl Stifter

4. Die Lumpensammlerin von S. Wagner (fast 4 Drukseiten) 3 fl C. M. S. Wagner

Für Abschreiben der Vorrede, der Aussicht etc, und der Brüder beim Heurigen an H. Sauter, beträgt 8 Bögen a 36 kr W. W. nebst Papier . . . . . . 2 fl 5 kr C. M. F. Sauter

---

[1]) Die Verfasser haben den Empfang der Geldbeträge durch ihre Unterschrift bestätigt.

24 August.

5. Der Greißler von S. Wagner (5 Drukseiten) 3 fl C. M. S. Wagner

Für Abschreiben der Lumpensammlerin, und des Praters 1 f 15 kr C. M. F. Sauter

27 August Wienerstadt-Phisiognomie und Wiener Volkscharakter von Fr. Stelzhammer ($6^1/_5$ Drukseiten) 5 fl C. M. Fr. Stelzhamer

Für Abschreiben des Greißlers 2 Bögen 24 kr C. M. Sauter

28 August Der Kahlen- und Leopoldsberg von S. Wagner ($7^1/_2$ Drukf.) . . . . 3 fl C. M. Wagner S.

29 August Leben und Haushalt dreier Wienerstudenten von Ad. Stifter. (16 Seiten) 12 fl C. M. Stifter

---

Zahlungen nach dem Druk für Wien und die Wiener.

[Bogen 3, S. 1]

An H. Langer Nachtrag zum Allerseelentag 3 f 10 kr Langer

An Stifter Nachtrag zu: Vorrede, Stephansthurm, Prater, Katakomben, Streichmacher 17 fl 37 Stifter

An H. Wagner Nachtrag zur Ausspielerin 2 fl Wagner

An Perger als Nachtrag zum Pfeifentod und Ausflug in die Lobau 10 fl Recipisse

An H. Wagner Nachtrag zu dem Milchweib 2 f 5 Wagner

An H. Sauter für Copiren des Wiener Wetters 7 Bogen mit Papier 1 f 46 Sauter

An H. Wagner Nachtrag zum Greißler und Kohlbauer

3 f 27		
1 24		S. Wagner
4 f 51		

An Stifter Nachtrag zu den Studenten und der Wiener-Stadtpost . . . . . . 11 f 45 A. Stifter

An H. Wagner als Nachtrag für die Kellner 5 f 30 Sylv. Wagner

An H. Wagner als Nachtrag für die Wäscherin 2 fl Sylv. Wagner

An H. Wagner als Nachtrag zu den Köchinen 7 fl 38 Sylv. Wagner

An H. Stelzhamer als Nachtrag zu: ein Abend vor der Linie und Wienerstadtphisiognomie und Volkscharakter 3 f 25 Franz Stelzhamer

An Stifter als Nachtrag zum Wiener-Wetter 9 f 15 kr A. Stifter

An Nordmann als Nachtrag zu den Scenen etc 4 f 45 kr Nordmann

An Stifter als Nachtrag zu den Landparthieen und Salonscenen 5 fl Stifter

---

Le

Lesarten und Anmerkungen.

Fra
zeichen di
zu berichti
schriften v
derungen
An

Zeichenerklärung.

F r a k t u r: Text. In den Lesarten stehen vor dem Lemmazeichen die herangezogenen Worte des Textes, hinter ihm die zu berichtigenden Lesarten der Druckvorlagen und, falls Handschriften vorliegen, von Stifter vorgenommene Streichungen, Änderungen und Zusätze.

A n t i q u a: 1. Worte des Herausgebers.
2. In den Anmerkungen herausgehobene Worte des Textes.

Adami:
Intere
Adam
Alexis:
haus,
Jean Ch
häusli
für E
DWB: De
Leipz
Euphor
Stifte
Glaßbre
Glaßl
Grillpa
Histo
1909
Groner
heim
Guglia:
Gugl
I.-V.: Ad
[192
Kad
Koch: V
hält
ruhe
Kunstt
gra
mal

Abkürzungen.

Adami: Alt- und Neu-Wien, Beiträge zur Beförderung lokaler Interessen für Zeit, Leben, Kunst und Sitte, hgb. von Heinrich Adami, 4 Bändchen, Mausberger, Wien, 1841, 1842.

Alexis: Wiener Bilder von Wilibald Alexis, Leipzig, Brockhaus, 1833.

Jean Charles: Wien und die Wiener, ihr öffentliches und häusliches, geistiges und materielles Leben. Ein Wegweiser für Einheimische und Fremde, Stuttgart, Metzler, 1840.

DWB: Deutsches Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm, Leipzig, 1854 ff.

Euphorion XVI: Franz Hüller, Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Stil, Euphorion XVI (1909), S. 136 ff., 460 ff.

Glaßbrenner: Bilder und Träume aus Wien [von Adolf Glaßbrenner] Leipzig, Volkmar, 1836.

Grillparzer, S. W. I ff.: Franz Grillparzers Sämtliche Werke. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Wien, Anton Schroll, 1909 ff.

Groner: Wien wie es war. Von Richard Groner, 1922, Waldheim-Eberle, Wien-Leipzig.

Guglia: Wien. Ein Führer durch Stadt und Umgebung, von Eugen Guglia, Wien, 1908.

I.-V.: Adalbert Stifter, Aus dem alten Wien, Insel-Verlag, Leipzig, [1926]. Zweite Auflage, hgb. von O. E. Deutsch und Karl Kaderschafka.

Koch: Wien und die Wiener. Historisch entwickelt und im Verhältnisse zur Gegenwart geschildert von Matthias Koch, Karlsruhe, Macklot, 1842.

Kunsttopographie XXIII: Österreichische Kunsttopographie, hgb. vom kunsthistorischen Institute des Bundesdenkmalamtes, red. von Dagobert Frey, Band XXIII: Geschichte

und Beschreibung des St. Stephansdomes in Wien. Bearbeitet von Prof. Dr. Hans Tietze. Dr. Benno Filser Verlag, Wien, 1931.

Paul: Deutsches Wörterbuch von Hermann Paul, 3. Aufl., Halle, Niemeyer, 1921.

Jean Paul: Jean Paul's Werke, Berlin. Gustav Hempel, 60 Theile.

Pezzl: Johann Pezzl, Beschreibung von Wien, 8. Aufl., verbessert und vermehrt von Franz Tschischka, Wien, 1841, Meyer u. Comp.

Pietznigg: Mittheilungen aus Wien. Zeitgemälde des Neuesten und Wissenswürdigen, hgb. von Franz Pietznigg, 1833 ff.

Schmidl: Wien wie es ist. Ein Gemälde der Kaiserstadt . . ., von A. Schmidl, 2. Aufl., Wien, Carl Gerold, 1837.

Senfelder: Die Katakomben bei St. Stephan in Sage und Geschichte von Dr. Leopold Senfelder, 2. Aufl., Wien, 1924, Hölder-Pichler-Tempsky.

Trollope: Wien und die Österreicher sammt Reisebildern aus Schwaben, Baiern, Tyrol und Salzburg von Mistreß Trollope. Aus dem Englischen von Johann Sporschill. In 3 Bänden, Leipzig, 1838, Georg Wigand.

St. A.: Stifter-Archiv der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik in Prag.

Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842.

S. 5_{1}—16_{15}.

Erste Drucke: Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, hgb. von Friedrich Witthauer, Nr. 139—141, 14., 15. und 16. Juli 1842 (W). Abdruck: Frankfurter Konversationsblatt Nr. 201, 23. Juli 1842. — Vermischte Schriften von Adalbert Stifter, hgb. von Johannes Aprent (Pest, Gustav Heckenast, 1870), II, 275 ff. (Titelauflage: Leipzig, Amelang, o. J.) (A). Textgrundlage: W mit Heranziehung von A bei der Berichtigung von Druckfehlern.

6_{32} millionenmal (A)] Millionen wohl 8_{10} dankt (A)] denkt 12_{5} früher Eintönigkeit] frühere E. A: die frühere E.

A bricht bei 15_{19} ab und weist eine große Zahl willkürlicher Änderungen auf, die zum Teil dem schulmeisterlichen Streben des Herausgebers nach Korrektheit entstammen. Vgl. 8_{29} an den Bewegungsgesetzen ... leicht rechenbar] aus d. B. ... leicht zu berechnen 9_{17} wegsieche] versiege $_{19}$ ein böses Thier] e. wildes Th. 11_{2} ein ordentlich trauriger Augenblick] e. überaus tr. A. $_{21}$ machten sich ... gelten] m. s. geltend 14_{1} Lichttropfe] Lichttropfen $_{4}$ ordentlich froh] darüber froh

5_{6} Ein von St. in den ersten Vierzigerjahren verwendetes Notizbuch enthält astronomische Zeichnungen und Berechnungen, die vermutlich mit seinem Privatunterricht zusammenhängen (vgl. I 380). $_{23}$ auf einer Warte (vgl. 7_{13}), dem die Häuser der Umgebung überragenden, nach seinem Erbauer, dem Baumeister Josef Kornhäusel, benannten „Kornhäusel-Turm“, der zu dem Hause Nr. 495 in der Seitenstettengasse (heute Nr. 2, durch eine Gedenktafel gekennzeichnet) gehört, in dem St. seit dem Mai 1842 wohnte. Vgl. Alois Trost, Wo Adalbert Stifter in Wien gewohnt hat, Alt-Wiener Kalender f. d. J. 1918 (Wien, Anton Schroll), S. 172 ff., mit einer Aufnahme des Turmes. 6_{4} in diesen

zwei Minuten. Nach dem Berichte von K. L. von Littrow, Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß am 8. Julius in und um Wien (Wiener Zeitung, Nr. 195, 17. Juli 1842) dauerte die totale Finsternis von 6° 49′ 24·9″ bis 6° 51′ 21·9″, also 1 Minute 57 Sekunden, die Verfinsterung überhaupt von 5° 51′ 51·9″ bis 7° 58′ 55·9″. $_{26}$ Sehröhre. Ebenso 189$_5$ Glasröhre, $_7$ Windröhre. Nach DWB VIII, Sp. 1121, eigentlich ohne Umlaut, aber im ältesten Nhd. begegnen wir umgelauteten Formen und auch noch bei Schiller, Piccolomini, V. 1062: aus tausend Röhren. 7$_8$ an jenem Momente. St. gebraucht „an" häufig temporal. Paul, S. 18, bezeichnet das als süddeutsch und verweist auf Goethe: an Michael, an jenem Fest. 8$_5$ Die Spitze des Stephansturmes war damals mit einem Gerüst umgeben, da sie wegen ihrer starken Neigung gegen Norden abgetragen und durch einen Kern von Eisen ersetzt wurde, an den die Steinornamente angefügt wurden. Vgl. Kunsttopographie XXIII, S. 67. 9$_2$ schon in dem ungeheuern Raum des Himmlischen wohnt das Erhabene. Deutliche Beziehung auf Schillers Gedicht „An die Astronomen" (Säk. Ausg. I, S. 143) V. 4: „Aber Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht". $_{14}$ über die Brücke, die Ferdinandsbrücke. $_{17}$ Kahlengebirge, ebenso 207$_{16}$, $_{25}$, zu Stifters Zeit zur Bezeichnung des Ausläufers des Wiener Waldes (Kahlen- und Leopoldsberg) noch üblich (vgl. Schmidl, S. 4). 11$_2$ ein ordentlich trauriger Augenblick. Umgangssprache. Ebenso 83$_5$, 198$_{31}$, 209$_{12}$, aber anderswo bei St. nicht nachweisbar. 12$_{24}$ Lord Byrons Gedicht . . . „Die Finsterniß", richtig „Finsternis" (Werke, übersetzt von Otto Gildemeister, 1865, III, 261) V. 10 ff. Auf dieses Gedicht verweist St. auch in den „Winterbriefen aus Kirchschlag", 258$_9$. 13$_{16}$ die . . . Musik von Farben und Lichtern. St. liebt es, die Bezeichnungen der Sinneseindrücke zu vertauschen, wie die Romantiker und Jean Paul, der allerdings in der „Vorschule der Ästhetik" § 82 (Werke 50, 301) die weitgehende „Vermischung zweier Sinnlichkeiten" tadelt. $_{27}$ nur den Mantel hat er von seiner Gestalt gelüftet (vgl. 15$_{32}$ sein glänzendes Kleid). Der Knabe Abdias (III 11$_{25}$) hält den weiten, ungeheuren Himmel . . . für den Mantelsaum Jehova's. Vgl. Maria Gothein, „Der Gottheit lebendiges Kleid", Archiv f. Religionswissenschaft IX, S. 387, und Robert Eisler, Weltenmantel und Himmelszelt (Beck, München, 1910), S. 51 ff.

Außer Stifters Artikel brachte die Wiener Zeitschrift

noch folgende: „Flüchtige Gedanken am Morgen des 8. July 1842“ von Friedrich Witthauer, Nr. 137, 11. Juli 1842, „Die Sonnenfinsterniß, vom Gipfel des Schneeberges aus gesehen“. Eine Skizze von Anton Ritter von Perger, Nr. 142, 18. Juli, und „Der Morgen des 8. July 1842“ von C. M. Böhm, Nr. 143, 19. Juli.

Rudolf v. Alt hat das Erlebnis dieser Sonnenfinsternis in einem Aquarell und einer großen Ölfarbenskizze festgehalten. Vgl. Ludwig Hevesi und Karl Kuzmany, Rudolf Alt. Sein Leben und sein Werk (Wien, 1911, Artaria), S. 12, mit Hinweisen auf St., der „in der Atmosphärik der Stimmungen in seinen Gemälden viel Verwandtes mit damaligen Malereien Rudolf Alts hat“.

Aus dem Sammelwerke „Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben“.

Erste Drucke: Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben. Mit Beiträgen von Adalb. Stifter — C. E. Langer — C. F. Langer — Nordmann — A. Ritter von Perger — D. F. Reiberstorffer — Ludw. Scheyrer — Franz Stelzhammer — Sylv. Wagner u. A. Pest 1844. Bei Gustav Heckenast [mit 30 von Wilhelm Böhm gezeichneten und von Carl Mahlknecht gestochenen Bildern und einem gestochenen Titelblatt mit 12 dieser Bilder in Miniaturen, XXI u. 454 S.] (W).

Eine zweite Ausgabe ist mit 26 handkolorierten Bildern ausgestattet, eine dritte erschien ohne Bildbeilagen.

Aprent hat von den 12 Beiträgen Stifters 9 in den Band II der „Vermischten Schriften“ unter dem Titel „Aus dem alten Wien“ aufgenommen, ihnen die von St. für eine von ihm geplante Neuausgabe bestimmte Vorrede vorangestellt, den ersten Artikel aus der abgebrochenen zweiten Fassung und der ersten zusammengesetzt, den „Gang durch die Katakomben“ in die Erzählungen (Pest, Heckenast, 1869, I. Bd., S. 251 ff.) eingereiht und „Die Wiener Stadtpost“ und die „Wiener Salonscenen“ ausgeschieden.

Als Herausgeber hat sich Aprent das Recht zugebilligt, mit Stifters Text nach eigenem Gutdünken zu verfahren; er merzte fast durchwegs, hierin allerdings Stifters Beispiel folgend, die Fremdwörter aus, ersetzte Worte und Wortformen, die er als veraltet und selten gebraucht empfand, durch geläufigere und korrek-

tere und nahm auch hie und da Verbesserungen vor, die zeigen, daß er St. mißverstanden hat (vgl. die Anm. zu 92 $_{16}$, 150 $_{4}$ und 188 $_{27}$). Aprent hatte, als er nach Stifters Tod die 3 Bände der Briefe, 2 Bände Erzählungen und 2 Bände Vermischte Schriften herausgab — diese Ausgaben erschienen alle in der kurzen Frist von zwei Jahren —, im Nachlaß außer den oben genannten Bruchstücken keine Umarbeitungen der Wiener Artikel vorgefunden; der Druck in den Vermischten Schriften darf daher nicht als eine zweite Fassung bezeichnet werden.

Neuere Ausgaben: Adalbert Stifter, Aus dem alten Wien, Insel-Verlag, Leipzig. Zweite verbesserte Auflage, hgb. von O. E. Deutsch und Karl Kaderschafka [1926]. — Aus dem alten Wien von Adalbert Stifter. Mit einem Nachwort von Gustav Wilhelm, Deutsche Hausbücherei, Bd. 128, Wien 1926, Österreichischer Bundesverlag.

Vorrede.

S. 19 $_{1}$ — 20 $_{26}$.

Erster Druck: W [S. II/III].

19 $_{20}$ Der Bettler ... durch unsere Blätter gehen. St. bezieht sich hier auf die nicht gezeichneten Artikel „Der Bettler“ (W, S. 23), „Die Harfenisten“ (S. 165), „Der Fiaker“ (S. 16) und „Der Schusterjunge“ S. 170), auf die „Werkelmänner und Straßenmusikanten“, gez. C. F. Langer (S. 404), „Die Zeiselkutscher“, gez. C. E. Langer (S. 270) und in der zweiten mit „Der Dandy“ beginnenden Reihe (19 $_{22}$ ff.) auf seine eigenen Beiträge „Die Streichmacher“ (84 ff.) und „Wiener Salonscenen“ (229 ff.). 20 $_{19}$ St. war sich also der Ungleichwertigkeit der Beiträge zu dem Buche bewußt. $_{26}$ Die Verfasser. Die Vorrede hat St. selbst verfaßt (vgl. XVII, 106 $_{23}$).

Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansthurmes.

S. 21 $_{1}$ — 46 $_{33}$.

Erste Drucke: W, S. V—XXI, hievon S. IX, Z. 12 ff. wiedergegeben bei A, 16 $_{6}$ ff. (vgl. S. 429).

29_4 sich anstauend] sich anstaunend Berichtigung nach dem von St. gewählten Bilde $_{22}$ der einstigen Dörfer] der einstiger D. 33_{13} fällt: hold] fällt; Hold 42_{12} wie gräulich immer] wir gr. i. $_{30}$ Schlemmer] Schlummer 44_{33} aber] eben

25_{10} um den sich hellenden Himmel. Vgl. DWB IV, Sp. 970: Goethe: Nun hellt sich der Morgen; Voß, Klopstock, Wieland. 28_4 die Augustiner, die Kapuziner, die Hofpfarrkirche der Augustiner in der Augustinergasse und die Kapuzinerkirche auf dem Neuen Markte. $_8$ Das Kärnthnerviertel der Innern Stadt reichte von der Kärntnerstraße bis zur Wollzeile. $_{10}$ die [Türme] der Universität, die drei Türme der Universitäts-Sternwarte (vgl. Schmidl, S. 111) und die beiden der Universitätskirche. $_{12}$ Die St. Ruprechtskirche soll im Jahre 766 erbaut worden sein (vgl. Groner, 398). $_{14}$ Die Kirche Maria am Gestade, gewöhnlich Maria Stiegen genannt, lag ursprünglich am Steilrande des alten Donaukanalbettes (vgl. Groner, 292). $_{33}$ Von 35 Vorstädten spricht, allerdings ähnlich unsicher wie St., mit der Beifügung „wenn ich nicht irre“, auch Stelzhamer (Wien und die Wiener, S. 160). Tatsächlich waren es 34 (vgl. Groner, 528). 29_{10} an's Gestade des Donauarmes, des Donaukanals, eines im Jahre 1598 regulierten Armes der Donau. 30_{14} die Ziegel, aus den Wiener Ziegelwerken, den größten ihrer Art in Europa (vgl. Groner, 550). $_{23}$ jenes pallastähnliche Gebäude, der Bahnhof der Wien—Raaber Bahn, der bis zur Erbauung des Südbahnhofes (1873) auch für den Verkehr nach Gloggnitz diente. Am 30. Juni 1841 war die Strecke bis Wiener Neustadt eröffnet worden. Auf dieser Bahn fuhr St. — es war seine erste Eisenbahnfahrt — anfangs August 1841 nach Mödling (vgl. XXII, 192_{10} ff.). 31_{15} Die Welt wird immer schöner und großartiger..., an Uhlands „Frühlingsglaube“, Str. 2: „Die Welt wird immer schöner mit jedem Tag“ (Gedichte, 1815, S. 54) anklingend. $_{19}$ Ein alter, vornehm belasteter Pallast, das Obere Belvedere. $_{21}$ Ein kleiner schwacher Mann, Prinz Eugen von Savoyen. $_{29}$ Im Oberen Belvedere ließ Kaiser Joseph II. im Jahre 1777 die kaiserliche Gemäldegalerie aufstellen (vgl. Groner, 38). 32_{11} ein Haus von großem Ansehen und Umfange, das Hauptmünzamt, 1835—1837 von dem Hofarchitekten Paul Springer erbaut (vgl. Groner, 152). 33_{29} der Neustädter Kanal, seit 1803

bis Wiener Neustadt fahrbar, war mit einem großen Bassin zum Einlaufen und Ausladen der Schiffe versehen, das sich an der Stelle des jetzigen Stadtbahnhofes Hauptzollamt befand (vgl. Groner, 547). $_{30}$ ein anderes Gebäude, die Kanonenbohrerei, am Beginn der Ungargasse gelegen. 84_{15} Das von Kaiser Joseph II. eingerichtete Militär-Invalidenhaus bildete die Ecke der Landstraße und Invalidenstraße (damals Kanalbassin Nr. 1). 35_{5} die Geburt unserer Zeit, die Dampfschiffe. Am 17. Sept. 1830 hatte das Dampfschiff „Franz I" eine Probefahrt nach Pest gemacht. $_{13}$ jene Mühlen, die Kaisermühlen (vgl. 80_{26}). $_{21}$ den Bahnhof, das im Jahre 1837 errichtete Aufnahmsgebäude der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn (vgl. Groner, 334), 1865 durch den Nordbahnhof ersetzt. $_{30}$ Die an die Schlachtfelder von Aspern und Wagram angeknüpften Betrachtungen Stifters erinnern an Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende", V. 2720 ff., und an Anastasius Grüns Gedicht „Auf dem Schlachtfelde von Aspern" (Spaziergänge eines Wiener Poeten, 1831, Werke, Bong, I, 136). 36_{15} die Inselstadt, die zwischen dem Donaukanal und der Donau gelegene Leopoldstadt, zu der auch die Brigittenau (der jetzige 20. Bezirk) gehörte. Der in der Nacht vom 28. Februar 1830 durch Eisstauung verursachten Überschwemmung fielen 75 Menschen zum Opfer. 37_{8} das neue Kriminalgebäude, in der damaligen Alservorstadt (Glacis, Nr. 2), war 1839 bezogen worden. $_{17}$ die erste große Alserkaserne, die größte der damals bestehenden 11 Wiener Kasernen, 6000 Mann fassend (vgl. Groner, 6). 38_{8} Frohsinn und Herzensgüte ... der eigentliche Grundzug dieses Volkes. Vgl. 77_{17} und Anm. hiezu. $_{9}$ am ... hunderten Tage, nach älterem Sprachgebrauch (vgl. Paul, S. 264). $_{19}$ St. gedenkt hier und 46_{1} der Bangigkeit, die ihn selbst in Wien überkommen hatte. Vgl. Nachsommer, VIII 95_{15} ff. 39_{15} das Weltmeer „Milch", das täglich auf den Markt gebracht wurde, läßt sich nach Pezzls Angabe (S. 21) des Verbrauches von 11,367.270 Maß im Jahre 1839 bestimmen. 40_{11} die Fenster öffnen sich ... Ebenso Alexis, S. 45. $_{26}$ Einige in dieser Stadt ... die Wohlthat ungehemmten Ganges. Auf Metternich und seine Politik zu beziehen. Vgl. Jean Charles, S. 7: „Seine Fahrt scheint, von der Ferne betrachtet, Stillstand; allein, genau besehen, rückt sie vorwärts, wenn auch in Kreisläufen." Ähnlich auch Hurter, Ausflug nach Wien und

Preßburg, 1840, II, S. 156. 41$_{19}$ Es ist kein Glück auf dieser Erde … und 43$_{11}$ Welch eine Fülle … Vgl. Alexis, S. 44, Glaßbrenner II, 128, und „Ein Tag am Graben“ in Pietzniggs Mittheilungen IV, 181 ff.

Ein Gang durch die Katakomben.

S. 47$_{1}$—68$_{30}$.

Erste Drucke: W, S. 49—62. Abdruck: Sonntagsblätter, hgb. von L. A. Frankl, III. Jahrg., 1844, Nr. 33, S. 761—768, mit Kürzungen, die nicht auf St. zurückgehen dürften. Weggelassen sind die Einleitung 47$_{1}$—53$_{27}$ und Betrachtungen wie, z. B. 61$_{5}$—$_{8}$, 65$_{18}$—$_{21}$. Zahlreiche andere Streichungen bezwecken, den Leser nicht lange bei den einzelnen Szenen festzuhalten und das Schauerliche abzuschwächen. — Erzählungen von Adalbert Stifter, hgb. von Johannes Aprent (Pest, Heckenast, 1869), I, S. 251 ff.

48$_{14}$ wann] wenn 50$_{5}$ aus den Katakomben des Stephansdomes] aus d. K. d. Stephansthurmes, wohl auch Druckfehler, bisher nicht berichtigt 51$_{15}$ auf denselben [den Monumenten]] auf demselben 64$_{31}$ mußte] müßte. Aprents Textänderung 67$_{15}$ das dumpfe Rascheln der Hände [W: stumpfe], von I.-V. übernommen, halte ich für unbegründet.

48$_{12}$ Die pyrenäische Halbinsel war in den Jahren 1831—1840 der Schauplatz des Karlistenkrieges. 50$_{20}$ bei ihrem Entstehen lag die Kirche sogar außerhalb der Stadt, die ältere, von dem Passauer Bischof Reginbert im Jahre 1147 eingeweihte Kirche (vgl. Geschichte der Stadt Wien, Wien, Adolf Holzhausen, 1897, S. 48). 51$_{10}$ Der Friedhof auf dem Stephansplatz wurde trotz einer seine Auflassung verfügenden Verordnung des Kaisers Ferdinand I. vom 23. Jänner 1530 erst im Jahre 1732 durch einen Friedhof außerhalb der Stadt, den „Stefaner Friedhof in der Alsergasse“, ersetzt und endgültig gesperrt (vgl. Senfelder, 52, 55). $_{11}$ Vor der Vorderseite der Kirche stand eine Reihe niedriger Häuser, die erst in den Jahren 1789—1803 abgebrochen wurden. Erst von da an wird der Name Stephansplatz an Stelle des St. Stephans-Freythof üblich (vgl. Groner, 413). Daher gebrauchten noch zu Stifters Zeiten alte Leute den einstigen Namen (vgl. 50$_{26}$). $_{19}$ manche Tafel aus rothem Stein, unter den Grabdenkmälern an der Außenseite der Kirche,

größtenteils aus der Zeit vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis etwa 1720 (vgl. Kunsttopographie XXIII, 428). ₃₀ ein sehr großes Haus, der Domherrenhof (jetzt Stephansplatz Nr. 5), 1842 erbaut (vgl. Groner, 78). 52 ₁₆ Diesen Spruch trägt die Cruzifixus-Kapelle. ₂₈ St. teilt mit seiner Zeit die irrige Annahme einer weiten Erstreckung der Katakomben. Sie ziehen sich als ein System von gemauerten Gängen und viereckigen Kammern unter dem Presbyterium samt den Seitenchören und unter dem Querschiffe, also den älteren Teilen des gotischen Baues und unter dem Platze vom Deutschen Hause bis zum erzbischöflichen Palais hin und sind in ihren älteren Teilen Unterkellerungen, die vom Anfang des gotischen Neubaues an vorhanden waren und erst im Laufe der Zeit zu Begräbniszwecken verwendet wurden, während die sogenannten neuen Katakomben erst im Jahre 1745 fertiggestellt wurden (vgl. Senfelder, 64 ff., 79 ff., Kunsttopographie, 262). Auch die Annahme, daß nur hochgestellte und reiche Leute in den Katakomben bestattet wurden, ist unrichtig, wie Senfelder auf Grund der Listen der in ihnen Bestatteten nachgewiesen hat (vgl. 40, 117 ff.). Stifters Schilderung verwertet Anton v. Perger, Der Dom zu St. Stephan (Triest, 1854), S. 71, und auch J. N. Vogl macht in seiner Skizze „Der erste Besuch in den Wiener Katakomben im 19. Jahrhundert" (Aus dem alten Wien, 1865) bei ihm viele Anleihen. ₃₁ das sogenannte deutsche Haus, das Haus des Deutschen Ritterordens, dessen Hauptfront in der Singerstraße liegt. 53 ₁ unter die Post, das 1830 errichtete Stadtpostoberamt in der Wollzeile Nr. 867 (jetzt Nr. 6) und das benachbarte Oberste Hofpostamt, das dem Briefverkehr im Innern der k. k. Staaten und mit dem Auslande diente (vgl. Schmidl, S. 311). ₈ als Fundament der Kirche ... Widerlegt durch die von Adolf Kaspar 1864 durchgeführte Aufnahme der gesamten Katakombenanlage (vgl. Senfelder, S. 66). 54 ₁₀ Dieser Zugang, den auch Mistreß Trollope (vgl. II, 191) benützt hatte, führte vom Deutschen Hause hinab; er wurde 1869 vermauert, aber bereits vor Ende der Vierzigerjahre wurden die Besucher, wie noch heute, bei der Kruzifixkapelle eingelassen. 55 ₇ In den alten Katakomben wurden nach Senfelders Erhebungen in den Jahren 1720—1745 1287 Leichen bestattet — Nachweise aus früherer Zeit fehlen — und in den neuen in den Jahren 1745—1774 10.898 (Senfelder, 75, 83). ₂₉ In der früheren Zeit wurden sie als Beinhaus verwendet und die in ihnen massenhaft auf-

geschichteten Knochen sowie ein großer Teil der Särge und Mumien stammten aus dem Stephans-Friedhofe (vgl. Senfelder, S. 74). $_{28}$ durch viele Schachte. Diese Luftlöcher erwähnt auch Adolf Kaspar in seiner 1844 verfaßten Denkschrift, die Senfelder S. 98 ff. wiedergegeben hat. 58$_{20}$ gerade unter dem Hochaltare der Kirche. Irrtümlich, denn unter ihm befindet sich die von Rudolf dem Stifter errichtete Herzogsgruft, die in keiner Verbindung mit den Katakomben stand (vgl. Senfelder, 40). $_{24}$ Die Orgel und den Gesang der Gemeinde (vgl. 67$_{23}$) kann man in den Katakomben nicht vernehmen (vgl. Senfelder, 40). $_{29}$ wie eine holde goldene Leiter ... gingen diese gedämpften Töne ... zu uns hernieder. Hüller (Euphorion XIX, 440) verweist hiezu auf ein Gedicht Eichendorffs in „Ahnung und Gegenwart", I, Kap. 8. 59$_{20}$ ff. Vgl. Trollope II, 193 ff. 62$_{3}$ St. überträgt auf Attila, was die Sage von dem Westgotenkönige Alarich berichtet. $_{13}$ eine Wasserbaute. Im DWB I, Sp. 1201, sind außer Goethe, Faust II, V. 11057 „die grüne Baute" nur zwei Stellen aus Jean Pauls Titan angeführt, an denen das Wort jedoch in faktitiver Bedeutung = Erbauen gebraucht ist. 63$_{22}$ Stifters Schilderung entspricht hier dem durch Kaspar festgestellten Sachverhalte. Vgl. Senfelder, 99. $_{26}$ Vgl. Trollope II, 198. $_{30}$ herabgegleitet. Vgl. Paul, S. 217: „gleiten" ... nicht selten auch schwach, bei Goethe, Schiller u. a. 64$_{17}$ Im Vergleich zu Stifters Bericht weist der der Engländerin viel mehr schaurige Einzelheiten auf. Mistreß Trollope bekannte ihr „ungemischtes Erstaunen, daß eine so fürchterliche und höchst unanständige Schau in einer so wohlgeregelten Stadt, wie Wien, gestattet wird" (vgl. II, 200). Ihre Darstellung erregte in den Hofkreisen und bei den kirchlichen Würdenträgern Aufsehen und veranlaßte eine zeitweilige Sperrung der Katakomben; sie mag wohl auch den Kardinal Rauscher dazu bestimmt haben, deren vollständige Räumung anzuordnen, die in den Jahren 1872 und 1873 durchgeführt wurde (vgl. Senfelder, 40, Kunsttopographie XXIII, 262). 66$_{5}$ Die von St. mitgeteilte Vermutung seines Führers, daß sich unter dem Boden noch andere Gewölbe befinden, die auch als Katakomben verwendet worden seien, erwies sich als unrichtig. Man stieß bei den Räumungsarbeiten in einer Tiefe von etwa einem halben Meter auf die Sohle der Gruftmauern (vgl. Senfelder, 85). $_{12}$ ff. St. dürfte die in Kaspars Plan als Nr. 38 bezeichnete Katakombe gesehen haben (vgl. Senfelder, 105).

Der Prater.

S. 69 ₁—83 ₃₀.

Erste Drucke: W, S. 75—84. A, 37 ff.

70 $_{17}$ wallend] wellend 80 $_{21}$ als eine Störung] als seine Störung.

69 $_{10}$ von menschenwimmelndem Spazierplan. Über den Einfluß des Vossischen Homer auf St. vgl. Hüller IV 2, 2. Hälfte, S. 686, und Euphorion XVI, 146. 70 $_{14}$ die Jägerzeile, die heutige Praterstraße, so benannt nach den in ihr wohnenden kaiserlichen Hofjägern (vgl. Guglia, S. 189). 72 $_{18}$ um zu sehen, und gesehen zu werden. Ebenso 159 $_{20}$; nach Ovid, Ars amandi I, V. 99: Spectatum veniunt; veniunt, spectentur ut ipsae. 73 $_{33}$ der Kaiser und die Kaiserin, Kaiser Ferdinand und Maria Anna. 74 $_{5}$ der Held von Aspern, Erzherzog Karl (1771—1847). 75 $_{11}$ um die Kneipe herum schießt der ... Salpeter der Trinkgäste an. Eine Anleihe Stifters bei Jean Pauls Titan (15, 185): „... war der Salpeter der weiblichen Volksmenge an den Mauern und Fenstern angeschossen." 76 $_{8}$ auf mehren Schaukeln. Ebenso 364 $_{33}$ und 368 $_{21}$. Vgl. Paul, S. 344: Ansätze, ‚mehr' zu einem wirklich flektierten Adjektiv umzubilden ... finden sich allerdings (J. Paul, Goethe, Gustav Freytag). $_{24}$ das ist echte gesunde Volkslust, die sich das Volk selber gibt, sagt St. in engem Anschluß an Goethe: „Das Römische Karneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst gibt" (Ital. Reise II). Vgl. 215 $_{6}$. Ganz ähnlich später auch Grillparzer im „armen Spielmann" (S. W, I 13, S. 37): „ein eigentliches Volksfest. Das Volk besucht es und gibt es sich selbst." 77 $_{13}$ Ein lustiges Volk ist auch ein gutes Volk. Vgl. 215 $_{7}$. Das war die vielgepriesene Devise der vormärzlichen Regierungsweisheit. Vgl. Glaßbrenner I, 129, Trollope II, 188, Hurter II, 181. $_{18}$ das lustige Volk der Fajaken, nach Schillers bekanntem Xenion. Übrigens hat schon vor ihm Joh. Georg Forster die Wiener „glückliche Phäaken" genannt (vgl. Erich Schmidt, Xenien 1796, Weimar, Böhlau, 1897). $_{27}$ den Rinaldo Rinaldini, das Lied „In des Waldes düstern Gründen, in den Höhlen tief versteckt" aus dem Romane von Christian Vulpius „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann" (Leipzig, 1798), den Karl Friedrich Hensler dramatisiert hat. Ebenso 225 $_{33}$. 79 $_{8}$ der

Feuerkünstler Stuwer, Anton Stuwer, der Enkel des berühmten Georg Stuwer, der sich 1777 zum erstenmal im Prater produzierte. 80_{20} eine zur Landschaft gehörige Staffage. Der Ausdruck kennzeichnet den Maler Stifter (vgl. Hüller, IV 2, 2. Hälfte, S. 660). $_{24}$ Ebersdorf, später Kaiser-Ebersdorf genannt, jetzt zum Bezirk Simmering gehörig. $_{26}$ die sogenannten Kaisermühlen, Schiffsmühlen, die Knoppern verarbeiteten und Knochen mahlten (vgl. Groner, 209). 82_{2} Das Motiv des bei seiner Arbeit beobachteten Malers hat St. in den „Nachkommenschaften" verwertet. $_{30}$ zum Lusthause, ... das auf der Inselspitze am Wasser liegt. Der Donaukanal wendete sich früher schon hier ostwärts der Donau zu. Ein abgedämmter Arm füllt sein altes Bett (vgl. Guglia, S. 200). 83_{19} St. wohnte im Sommer 1841, als er die ersten Beiträge zu „Wien und die Wiener" schrieb, in der Rotenturmstraße Nr. 723 (2. Stiege, 5. Stock), später in der Adlergasse Nr. 4, also nicht in einer Gartenwohnung, wie als junger Ehemann im Hause Landstraße Nr. 484 (jetzt Beatrixgasse 18) und vermutlich auch in dem von ihm 1839 bewohnten Hause Landstraße (Hauptstraße) 55 (vgl. Alois Trost, Alt-Wiener Kalender f. d. J. 1918, S. 171 ff.).

Die Streichmacher.

S. 84_{1}—97_{7}.

Erste Drucke: W, S. 188—196. A, 53 ff.

92_{25} der öde] W wahrscheinlich Druckfehler A: verödet 95_{23} Blumenbeet] Blumenbett

Zum Titel. Im Theater in der Josefstadt wurde 1834 eine Parodie von Raimunds „Verschwender" von Karl Meisl „Die Streichmacher" aufgeführt. Das Wort war damals in Wien volkstümlich. Vgl. Raimund, Der Barometermacher auf der Zauberinsel, I, 11: „Es sind schon allerhand Streichmacher bei uns gewesen" (Sämtliche Werke, Anton Schroll, Wien, I, 21), und Nestroy, Der Zerrissene, I, 9 (Werke, Schroll, Wien, XII, 252). Diese Sorte von Menschen kennzeichnet Franz Graeffer in dem Artikel „Wien wie es nicht ist" (Kleine Wiener Memoiren, II, Wien, 1845, S. 186): „Plusmacherey, die Krankheit großer Städte, ist hier völlig unbekannt. Jedermann will weniger scheinen, als er ist, und befindet sich wohl dabey ... Die Minusmacherey ist ein Charakterzug der Wiener."

85_{23} Eipeldau (Leopoldau), Kakran (ältere Schreibung für Kagran), Ortschaften im Marchfeld. 88_{24} Henry Bolingbroke (1678—1751), der Verfasser der „Briefe über das Studium der Geschichte". — Georg Gottfried Gervinus hatte 1842 seine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" vollendet. — George Sand (1804—1876) erregte seit 1832 durch ihre Romane Aufsehen. $_{30}$ die in Paris waren. Mit seinem Aufenthalte in Paris renommiert Habakuk in Raimunds Zauberspiel „Der Alpenkönig und der Menschenfeind". $_{31}$ François Guizot und Louis Adolphe Thiers hatten seit 1830 eine führende Rolle in der Politik Frankreichs. 91_{18} St. streift hier das Problem der Erziehung durch die Eltern und stimmt in seiner Kritik mit Jean Pauls Levana (vgl. I 1, § 10, 2 § 21, Werke 55, S. 12, 20) überein. 92_{16} dann sind sie artig, charmant. Vgl. 99_{1} ein charmanter Mensch. Das im vormärzlichen Wien zu einer Lieblingsphrase der Gesellschaft gewordene Wort erhielt einen Stich ins Ironische und kennzeichnet oft zugleich auch den, der es im Munde führt. Wir begegnen ihm öfters bei Raimund, sehr häufig bei Nestroy und auch noch bei Anzengruber (Ein Faustschlag I, 5). In Eichendorffs Novelle sagt die Kammerzofe in dem Wiener Schlosse dem Taugenichts, er sei ein scharmanter Junge. Castellis „Wiener Lebensbilder" (Wiener Zeitschrift, 1826, Nr. 12, S. W. Bd. 10, Wien, 1846) enthalten ein Kapitel „Die charmanten Leute". Aprent, der die besondere Wiener Note dieses Wortes nicht kannte, setzte dafür „ein lieber Mensch" ein. 94_{20} Auch in der Kritik der Putzsucht der Frauen stimmt St. mit Jean Paul überein. Vgl. Levana II 4, § 96 (55, 160). 95_{22} als wäre ein tolles Blumenbeet ausgelassen. Vgl. ebda (55, 167): „ein unfruchtbares Tulpenbeet der Modefarben." 96_{6} transeant, sie sollen vorübergehen, reden wir nicht von ihnen. Häufig bei Nestroy.

Leben und Haushalt dreier Wienerstudenten.

S. 98_{1}—125_{16}.

Erste Drucke: W, S. 197—213. A, 67 ff.

112_{8} erleuchtetem] erleuchtendem $_{27}$ jener] jene $_{33}$ unruhiger] ruhiger 113_{17} Fraxinus] Traxinus

98_{16} auf einem Landlyceum sagt St. mit beabsichtigter Unbestimmtheit. An dem Gymnasium des Benediktinerstiftes

Kremsmünster schloß sich damals wie an allen Österreichs an den Gymnasialkurs von 6 Jahren der 2jährige der Philosophie als die eigentliche Vorbereitung für das Studium an der Universität an. $_{17}$ *alle Fährden.* Fährde nach Paul S. 153 erst in neuerer Zeit für „Gefährde“ gebraucht. 101$_3$ *bei einem schmutzigen Traiteur.* Vgl. Schmidl, S. 217: „Traiteurs und Restaurateurs. Die noch vorhandenen sind gewöhnliche Garküchen zu 10, 20 bis 40 Kreuzer für eine Mahlzeit.“ 103$_{15}$ *am Schanzel,* Bezeichnung einer Uferstrecke am Donaukanal (vgl. Groner, 419). $_{23}$ St. kam im Herbst 1826 mit seinen beiden Landsleuten und Schulkameraden *Anton Mugerauer* und *Franz Xaver Schiffler* nach Wien. Josef Freiherr von Helfert berichtet zwar in seinen „Studien über den Dichter der Studien“ (Montags-Revue, Nr. 5, 30. Jänner 1881), Mugerauer sei erst ein Jahr später nach Wien gekommen, doch hat dieser, von A. R. Hein darüber befragt, dies als nicht zutreffend bezeichnet. $_{30}$ St. war damals 21 Jahre alt. 104$_6$ *Die einigen . . . Häuser.* Ebenso gebraucht St. auch „mehrere“ attributiv (Mappe II 267$_{17}$, Hagestolz III 370$_{11}$). 105$_{19}$ *die Wildniß der Stadt.* Ebenso im Nachsommer VIII 95$_{17}$. 106$_1$ „*Wohnungen zu verlassen*“ = zu vermieten, von Paul, S. 592, als österreichisch bezeichnet, aber längst nicht mehr üblich. $_{19}$ *das massive Gebäude,* den in den Jahren 1753—1755 errichteten Rokokobau, jetzt Sitz der Akademie der Wissenschaften (vgl. Groner, 518). 107$_5$ *sein unendlich grüner Rock hing ihm . . . wie eine Standarte hernieder.* Einen grünen Rock trägt auch Eustachius in der umgearbeiteten „Mappe meines Urgroßvaters“. 108$_{13}$ *auf Georgi,* den 24. April. Der zweite Kündigungstermin war Michaelis (29. Sept.). $_{22}$ *bis zur St. Markuslinie,* gewöhnlich *Marxerlinie* genannt, nach dem damaligen Dorfe St. Marx. $_{29}$ *im Gasthofe zum rothen Hahn,* der noch heute besteht, jetzt Landstraße Nr. 40 am Rochusplatze. 110$_{30}$ *Weintrauben und Marktweiber* auf dem noch jetzt auf diesem Platze befindlichen Markte. 112$_9$ Das von St. und seinen Freunden bezogene Palais stand in der Rabengasse (heute Beatrixgasse) am Wiener Neustädter Kanal, gegenüber dem Tierarznei-Institute (der heutigen Tierärztlichen Hochschule), war im Besitze des Grafen Karl Palffy gewesen und gehörte damals dem Ehepaare Heinrich und Theresia Reisner. (Vgl. Alois Trost, Alt-Wiener Kalender, 1918, S. 170). 113$_{17}$ *Fraxinus pendula,* genauer *Fr. excelsior p.,* eine

Eschenart. $_{22}$ von einer Doppelzeile schöner Häuser besetzt, der Reisnerstraße. $_{30}$ Faltern, schwache Form, ebenso I 158$_{16}$ und öfters. Vgl. hiezu I, Anm. S. 377. 116$_{9}$ ein Diktator, der im Jahre 458 v. Chr. zum Diktator gewählte L. Quinctius Cincinnatus. 117$_{18}$ unter dem Schwibbogen . . ., in der Schwibbogengasse, die später verbaut und durch ein Durchhaus ersetzt wurde (vgl. Groner, 447). 123$_{17}$ in's Brauhaus zum Neuling, in der Ungargasse Nr. 392, an der Ecke der Neulinggasse (früher Grasweg oder Grasgasse) gelegen, nach seinem Besitzer Vincenz Neuling genannt (vgl. Groner, 330). $_{27}$ St. malte wohl auch schon damals fast ausschließlich Landschaften, nicht „Menschenfiguren" wie sein Pfeiffer, abgesehen von Kopien in den Wiener Sammlungen. $_{29}$ Bassettel im Wiener Dialekt für das Violoncell üblich. 124$_{7}$ Schubert'sche Lieder, die eben damals heraus kamen, schon seit 1821, dem Erscheinungsjahr des Opus I „Der Erlkönig". Als Ergänzung zu Band XIV trage ich hier einen interessanten Bericht von Emil Kuh (Zwei Dichter Österreichs, Grillparzer und Adalbert Stifter, Pest, 1872, S. 495) nach: „Stifter suchte in seinen Gemälden Stimmungen zu Bildern zu geben. Das Seltsamste aber unternahm er einst, indem er Schuberts Lied „Aufenthalt" nach den plastischen Umrissen des Textes und im Hinblick auf die Melodie für seinen Freund Rizy, einen in der Jugend ausgezeichneten Schubertsänger, auf die Leinwand warf." $_{15}$ An allen Enden und Orten standen die Flegeljahre in Blüthe. Hein (Adalbert Stifter, S. 65) teilt allerlei lustige Streiche der drei Studenten mit, die ihm durch mündliche Überlieferung bekannt wurden. Nicht in dem Palais auf der Landstraße, sondern im Hause Nr. 357 der Innern Stadt, Schwertgasse (jetzt Nr. 3), wo St. wieder mit Mugerauer und Schiffler zusammen wohnte, müßte sich die Verschleppung und Wiederzurückstellung einer Heiligen-Statue, die heute noch in der Nische des Stiegenhauses steht, zugetragen haben. Den hl. Johannes stellt sie freilich nicht dar (vgl. Heinrich Blume, Drei Wiener Wohnungen Adalbert Stifters, Weihnachtsbeilage der Wiener Zeitung, 25. Dez. 1934). Größe und Gewicht der Statue scheinen es allerdings auszuschließen, daß sich die Begebenheit in der überlieferten Weise zugetragen hat. $_{23}$ Das Ende des Studenten-Haushaltes gestaltete St. mit freier Erfindung. Tatsächlich hat er am Beginne seines vierten Studienjahres nicht mit den beiden Freunden zusammen

gewohnt und sich in der Renngasse (Innere Stadt) eingemietet (vgl. XVII 21 $_{18}$). Als Mugerauer und Schiffler ihre Studien abgeschlossen hatten und als Ärzte angestellt wurden, der eine in Neuberg (Steiermark), der andere in Schwadorf (Niederösterreich), konnte St. von sich noch nicht sagen, daß er etwas im Reiche der Menschheit geworden war, er war ohne Anstellung, auf die kärglichen Erträge des Privatunterrichtes und seiner ersten Erzählungen angewiesen, lebte im knappsten Haushalt, und Kindersegen blieb seiner Ehe versagt. Wenn St. am Schlusse Quirin (Mugerauer) als den geehrten Arzt zu** bezeichnet, von Urban (Schiffler) aber nur sagt, er sei ein Stutzer geworden, so liegt darin offenbar eine nur für die Freunde erkennbare Neckerei.

Die Wiener Stadtpost.

S. 126 $_1$—130 $_{33}$.

Erster Druck: W, S. 223—226.

127 $_{23}$ aber] eben

126 $_2$ Die kleine Post oder Stadtpost wurde im Jahre 1830 eingerichtet. Vgl. Pezzl, S. 471. $_3$ um das Jahr der Cholera herum. Die Cholera trat im August 1830 in Wien auf und wütete bis in den Februar 1831. $_{16}$ Vgl. Pezzl, S. 471: „Das Stadtpost-Oberamt . . . steht nun mit 5 Filialämtern in den Vorstädten dermaßen in Verbindung, durch hin- und zugehende Karriolwägen, daß die Briefe täglich 5mal ausgetragen werden können.“ 127 $_{22}$ der ordentlichen Post, dem Obersten Hofpostamte (vgl. Anm. zu 53 $_1$). 129 $_{25}$ Die Vorstellung, daß die Briefe selbst reden und ihr Anliegen vortragen, erinnert an ein Motiv, das St. für den „Tandelmarkt“ vermerkt, aber nicht angeführt hat (siehe unten). 130 $_5$ fünf Metzen. Der Metzen, ein früher in Deutschland und Österreich-Ungarn gebräuchliches Trockenmaß, in Österreich = $61^1/_2$ Liter.

Der Tandelmarkt.

S. 131_1—154_{14}.

Handschrift: St. A. Bl. 3a eines ab- und ausgerissenen Quartheftes enthält folgende Aufzeichnung: Tandelmarkt. Gespräche der alten Sachen, die bei einander liegen. Geschichte mit

der Brieftasche des begrabnen General (ändern). Bilder kaufen. Nähere Beschreibung von H: I 380 ff.

Erste Drucke: W, S. 227—241. A, 96 ff. Zweite Fassung: Der Sammler, 38. Jahrg., Nr. 1—4, 1., 3., 5. und 6. Jänner 1846 (siehe Anhang 357$_1$ ff.).

139$_{32}$ Bienenwabe] Bienenwebe 149$_{11}$ vertheuern] vertheuren 151$_{15}$ aufwiesen] auswiesen. Vgl. 151$_{12}$ sich . . . auswiesen

181$_{11}$ Zeugs. Ebenso 187$_{10}$, 188$_2$ und Narrenburg II 42$_6$. $_{23}$ Vgl. XIV 248$_{10}$: Nur die Zeit kurz vor uns . . . langte bei der Unform an, bei der Kiste, und Nachsommer VI 112$_{18}$: Unsere Zimmer sind fast, wie hohle Würfel oder wie Kisten. 182$_{17}$ auf dem sogenannten lichten Steg, in der früher viel schmäleren Lichtensteg benannten Gasse, die von der Rotenturmstraße zum Hohen Markt führt (vgl. Groner, 273). $_{22}$ Dieser Engel ist erhalten geblieben und schmückt seit Ende 1842 eine Ecke des alten Rathauses in der Wipplingerstraße. Vgl. Emmerich Siegris, Alte Wiener Hauszeichen und Ladenschilder (Wien, Burgverlag, 1924), S. 18 und Abbildg. Tafel 4. $_{24}$ eine Phaläne, ein Nachtfalter (griech. φάλαινα, Lichtmotte). $_{29}$ das Lugeck, . . . einst eine Warte in der Stadtmauer, der heute noch so benannte Platz, dessen Namen nicht mit lugen = Ausschau halten zusammenhängt, sondern aus Laubeneck (vermutlich ein Eckhaus mit Laubengängen bezeichnend) entstanden ist, woraus zunächst „Lubeck" (im Jahre 1720 bezeugt) wurde (vgl. Groner, 284). $_{32}$ der rothe Thurm bestand damals längst nicht mehr, wohl aber das Roteturm-Tor, nach dem die zum Lichtensteg führende Straße benannt wurde. $_{33}$ die Fischerstiege, schon 1367 nachweisbar, vermittelte einen Zugang zur Stadt vom alten Ufer der Donau (dem jetzigen Donaukanal), wo die Fischer landeten (vgl. Groner, 109). 183$_2$ an Stelle des . . . romantischen Katzensteiges. Siehe Joseph Axmanns Stich (1823) nach Peter Fendi, wiedergegeben bei Trost, S. 175, und Realis, Stadien von Wiens Emporblühen bei Adami III, S. 17. $_4$ im „Elend". Die richtige Deutung des Namens ergibt sich aus dem mhd. elend = die Fremde. Mit diesem Worte wurden Örtlichkeiten benannt, in denen sich Herbergen oder Hospize für Fremde befanden. Das Schottenstift hatte in der Nähe des Klosters eine Herberge für schottische, irische und inländische Reisende errichtet. Daher wurde die zunächst gelegene Bastei „Elendbastei" oder einschließlich ihrer Umgebung „Im Elend" genannt (vgl.

Wilhelm Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens, S. 644, und Groner, 92). $_{3}$ das Paternostergäßchen, so genannt nach den Verkaufsläden der „Paternosterer", der Verfertiger von Rosenkränzen, führte von dem Kohlmarkte auf den Graben (vgl. Groner, 350). 136_{8} Das Turnen erschien in der Zeit der Restauration den Machthabern als staatsgefährlich. Der Karlsbader Kongreß (1819) verbot daher das öffentliche Turnen. Die Tierhetzen wurden im 18. Jahrhundert in Wien in einem eigens dafür erbauten Amphitheater abgehalten, bis sie Kaiser Franz nach dem Brande des Theaters durch ein Verbot einstellte (vgl. Groner, 166). $_{10}$ Der Tandelmarkt wurde 1863 abgebrochen und in den IX. Bezirk verlegt. $_{14}$ an einem andern Orte dieses Werkes, d. i. 28_{21} ff. $_{33}$ Der Tandelmarkt befand sich bis 1818 vor der polytechnischen Schule und hierauf, zu Stifters Zeit, am rechten Ufer der Wien zwischen der Heumarktkaserne und dem zur Weihburggasse führenden Karolinentor. 137_{23} Borden. Ebenso 148_{12} Goldborde und mehrmals in den „Studien". Vgl. Paul, S. 89. Es liegt eine Spaltung des Wortes in „Bord" und „Borde" vor. 138_{4} der messingspangene Himmelschlüssel, von St. in der 2. Fassung (vgl. 363_{31}) durch den Zusatz erklärt: welches ein Buch mit schönen Kupfern und Fegefeuergeschichten ist. 140_{6} Geraffel: Vgl. DWB IV/1/2, Sp. 3560: unbrauchbares Geräthe, Gerümpel. $_{30}$ das Geschlecht der Oefen, Homer nachgebildet (vgl. Euphorion XVI, 143). 146_{12} den alten Vater Laudon. St. schreibt den Namen ebenso im „alten Siegel" III 119_{4}, hingegen gemäß der authentischen Schreibung Loudon 219_{16} und in den „Feldblumen" I 55_{28} die Loudonischen Anlagen. 150_{4} Aprent setzte, St. mißverstehend, an Stelle von ein so edelherziger Trödler ein: ein so engherziger Tr. $_{16}$ ohne den 6 Bildern. St. verbindet „ohne" oft mit dem Dativ (vgl. Paul, S. 385). 151_{20} zwei der allerschönsten... Tenier, Bilder des Holländers David Tenier des Älteren (1582 bis 1649) oder seines gleichnamigen Sohnes (1610—1690). 152_{3} Semilor, sog. Mannheimer Gold, Legierung von Kupfer, Messing und Zinn. $_{6}$ Friedrich Schlögl berichtet in seiner Skizze „Vom alten Tandelmarkt und von alten Tandlern" als ihm durch Überlieferung bekannt, daß sich St. auf der Suche nach Büchern häufig bei dem alten Fellner eingestellt haben soll (Aus meinem Felleisen I, deutsch-österr. Nat.-Bibl. Nr. 127/128, S. 32. Hinweis I.-V., S. 343). $_{27}$ Basedows Elementarbuch, das mit

Kupfern von Chodowiecki ausgestattete Elementarbuch von Joh. Bernh. Basedow, 1774. — Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, ein vielgelesener Roman von Joh. Timotheus Hermes, 1770—1773. 154_{4} das Abendkränzchen im Gasthause. Einem solchen Kränzchen, das sich im Gasthaus „zur Traube“ zusammenfand, hatte St. vor seiner Verheiratung angehört. Als Teilnehmer können wir den Fürsten Joseph von Colloredo-Mannsfeld mit seiner Frau Therese und den Freiherrn Theobald von Rizy nachweisen. Vgl. XIX 237_{26}, ferner Rizy an St., 30. Dez. 1860, und Colloredo an St., 2. Sept. 1865. $_{5}$ Einen Narren heißen sie mich. Scherzhaft scheint St. im Freundeskreise so genannt worden zu sein, wie er auch selbst sein Temperament als „närrisch“ bezeichnet (vgl. XVII 59_{27}, 72_{6}ff. und II, S. XVII).

Die Charwoche in Wien.

S. 155_{1}—166_{33}.

Erste Drucke: W, S. 246—253. A, 121 ff.

165_{7} der großen Glocke, der „Pummerin“, die (mit einem Durchmesser von 316 cm) 1711 im Auftrag des Kaisers Josef I. gegossen wurde. Vgl. Kunsttopographie XXIII, S. 425. $_{10}$ Das Riesenthor. Vgl. ebda S. 95. $_{24}$ Die Riesenorgel auf der Westempore wurde im Jahre 1720 errichtet. Vgl. ebda S. 425. 166_{19} Der grüne Markt, auf der Freyung und auf dem Platze „Am Hof“ (vgl. Schmidl, S. 263). $_{21}$ an den Fleischer- und Räucherbuden, besonders am Lugeck und in den belebtesten Straßen (vgl. Schmidl, S. 262).

Waarenauslagen und Ankündigungen.

S. 167_{1}—180_{21}.

Literatur: Alexis III, 58—65: Straßen-Literatur. Glaßbrenner I, 22. Schmidl, S. 9. — Josef Wimmer, Die Kunst an der Gewölbthür, Neues Wiener Tagblatt, Nr. 286, 18. Okt. 1878 (vgl. hiezu Nr. 288, 20. Okt. unter „Wiener Tagesbericht“). A. F. Seligmann, Schildermalerei in Alt- und Neu-Wien, Neue Freie Presse, 4. und 8. Jänner 1916. Adolf Schmieger, Alt-Wiener Ladenschilder, Neues Wiener Journal, 20. August 1923. Emmerich

Siegris, Alte Wiener Hauszeichen und Ladenschilder (Wien, Burgverlag, 1924).

Erste Drucke: W, S. 261—269. A, 134 ff.

168_{12} reizen] reizt 171_{7} beibringe] beibringen

169_{1} St. irrt, wie Seligmann feststellte, wenn er die Aushängeschilder als die älteren bezeichnet und von ihnen die Mode, Häuser mit einer Art Schild oder Emblem zu versehen, ableitet. Im mittelalterlichen Wien trugen die Häuser keine Nummern, sondern führten bestimmte Namen und repräsentierten sich dadurch als Individuen. $_{5}$ zum Flusse Jordan, als Hausschild in einer Vorstadt nicht nachweisbar. Aber ein Haus auf dem Judenplatz in der Innern Stadt trug ein Schild „Zum großen Jordan" (vgl. Groner, 196). $_{6}$ zur Unmöglichkeit, Hausschild in der Laurenzgasse Nr. 9, V. Bez., einen Kahn darstellend, der über das Wasser gleitet, und die Figur eines Mannes, der dessen Insassen vom Ufer aus etwas zuruft (vgl. Siegris, S. 90, Tafel 56). Denselben Namen trug auch ein Hausschild in der Trappelgasse (IV. Bez.), auf dem ein Schiff zu sehen war, dessen Ruderer einander entgegenarbeiten, ferner ein Haus in Erdberg (jetzt III. Bez.) und eines auf dem Strozzigrund (im VIII. Bez.). Vgl. Groner, 521. $_{17}$ Der anderswo schon längere Zeit übliche Gebrauch, Ladenschilder auszuhängen, scheint sich in Wien erst seit 1820 verbreitet zu haben. Um 1830 dürften etwa 100 gemalte Ladenschilder zu sehen gewesen sein (vgl. Schmieger). 173_{33} Stock im Eisen, der in den Stephansplatz und Graben übergehende Platz, nach dem an einem Hause angebrachten, mit Nägeln beschlagenen Stück eines Fichtenstammes benannt. 174_{19} wirklich vortreffliche Gemälde, z. B. von Friedrich Gauermann, Peter J. N. Geiger und Ferdinand Waldmüller (vgl. Seligmann).

Wiener Wetter.

S. 181_{1}—205_{29}.

Erste Drucke: W, S. 335—351. A, 149 ff.

184_{33} hätten] hatten 208_{32} ein bedeutendes Ingrediens] e. b. Ingredienz

182_{22} Geraumuer, gemeint ist natürlich Mugerauer, mit dessen Namen sich St. hier einen Scherz erlaubt hat.

184_{16} Gauß's Verfahren, die von dem Mathematiker Karl Friedrich Gauß (1777—1858) erfundene Methode „der kleinsten Quadrate", die in der Wahrscheinlichkeits-Rechnung angewendet wird. 188_{27} Aprent erkannte nicht, daß sich St. einen Witz erlaubt, und setzte „Wettstreit" an Stelle von Wetterstreit ein, in der Meinung, einen Druckfehler zu berichtigen. 190_{21} des Erzherzog-Karl'schen Pallastes, der in den Besitz des Erzherzogs Albrecht überging und nach ihm benannt wurde. $_{28}$ den erzbischöflichen Pallast, am Stephansplatz mit der Hauptfront in der Rotenturmstraße, den sog. „Bischofshof" (vgl. 202_{9}). 193_{29} Strauß und Lanner, Johann Strauß d. Ä. (1804—1849) und Josef Lanner (1801—1843). 196_{4} ein Schneekoch. Ebenso XXI 189_{11} und 190_{21} das Schneekoch. Vgl. Fr. S. Hügel, Der Wiener Dialekt (Hartleben, 1873), S. 92: das Koch = der Brei. $_{13}$ Schoppen, nach Paul, S. 468, früher übliche Nebenform von Schuppen (Immermann, Gustav Freytag). Häufig bei St. 198_{1} Makintosh, wasserdichter Mantel, nach seinem Erfinder Charles Makintosh (1823) so benannt. 201_{22} erhungern. Ebenso 348_{15}, 370_{34} und Briefe XVII 110_{20}, XXI 12_{4}. DWB III, Sp. 856 bietet nur Belege aus frühneuhochdeutschen Quellen und Opitz. 202_{16} aus dem Thore der Brandstatt, aus dem Schwibbogentore, das von dem Stephansplatz auf den Platz führte, der seinen Namen zur Erinnerung an eine große Feuersbrunst erhalten hatte (vgl. Groner, 47). 208_{32} ein bedeutendes Ingrediens. Ebenso 216_{18}. Hingegen im Plural 235_{23} keine fremden Ingredienzen. Ebenso Nestroy, Das Mädel aus der Vorstadt, I, 6 (Werke, Schroll, 11, S. 12): „bei solchen Ingredienzen." 205_{3} ein so scharfer Luft. Vgl. Paul, S. 330: Luft, ursprünglich Maskulinum, mit Erhaltung des Geschlechtes in der Grundbedeutung „Luftzug" noch jetzt im Oberdeutschen üblich. $_{7}$ ich kann noch mit Ihren Knochen Nüsse vom Baume werfen. Vgl. Jeremias Gotthelf, Hans Joggeli der Erbvetter (Werke, hgb. von Bartels, 8, S. 328): „Ein zäh ketzers Mannli, der schlägt noch mit unsern Beinen Nüsse von den Bäumen." Ebenso Joh. Gottlieb Regis an C. G. Carus, 25. August 1829: „Göthe schlage, wünsche ich ihm, mit meinen Gebeinen noch Birnen herunter" (Euphorion XV, 147).

Ausflüge und Landpartieen.

S. 206_1—228_3.

Erste Drucke: W, S. 423—487. A, 175 ff. Sonderausgabe: Der Wienerwald, Ausflüge und Landpartien (64 Originalaufnahmen mit Text von Adalbert Stifter), Wilhelm Fischers Verlagsanstalt Wien-Leipzig.

214 $_{15}$ Weiblingau] Weiblingen 224 $_{10}$ 6000 Fuß] 600 Fuß

210 $_2$ ff. schließt sich St. mit seiner Verteidigung der Genußfreudigkeit der Wiener den vielen Entgegnungen auf die besonders von Norddeutschen ausgehenden Kritteleien an. Vgl. Pezzl, S. 16, Schmidl, S. 20. 211 $_{30}$ der Kirchtag in der Brigittenau, schon von Friedrich Nicolai (Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, 1783—1791, V, 258) erwähnt, wurde bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts gefeiert, hatte aber den Charakter eines echten Volksfestes eingebüßt und war ein Jubeltag der unteren Volksklassen geworden (vgl. Albert Rimmer, Nachrede. Das Volksfest in der Brigittenau, Sonntagsblätter, 1842, Nr. 32). 212 $_2$ Hietzing und Grinzing waren damals noch Dörfer, die außerhalb des Stadtgebietes lagen. $_{17}$ Um eine Stelle an der Forstschule in Mariabrunn hatte sich St. im Jahre 1837 beworben (vgl. XVII 71 $_{14}$ ff.). 214 $_{16}$ Haimbach, richtig Hainbach. Vgl. Feldblumen I 58 $_8$. 215 $_8$ Vgl. Anm. zu 77 $_{12}$. 216 $_{31}$ Diesen Eispalast hatte der Wirt der „blauen Weintraube" in Penzing durch den Steinschneider Michael Scharff erbauen lassen und am 13. Jänner 1830 eröffnet (vgl. Allg. Theaterzeitung 1830, Nr. 11, und Max Aschinger, Russisches Ballfest im Eispalast in Penzing, Reichspost Nr. 18, 19. Jänner 1930). Noch in demselben Winter folgte ein zweites derartiges Unternehmen bei dem Gasthause des Adam Dömling „zur Kettenbrücke" in der Leopoldstadt (vgl. Aschinger). 217 $_{11}$ eine Rutschbahn, unter dem Namen Tivoli, von den Eigentümern der Berliner Rutschbahn angelegt. Schon im Jahre 1834 rentierte sich das Unternehmen nicht mehr (vgl. Jean Charles, S. 60, Groner, 511). $_{32}$ Dommaiers Casino, an der Stelle des heutigen Parkhotels. 218 $_7$ weiter rechts [von Simmering] ist das Stadtgut. St. hat sich offenbar geirrt und „Stadtgut" statt „Landgut" geschrieben. Es gab ein Vergnügungslokal „Stadtgut" am Eingange des Praters und einen Tanzsaal „Beim großen Stadtgut" im V. Bezirk, aber aus Stifters Angabe weiter rechts

geht hervor, daß er nur das in Favoriten (dem heutigen X. Bez.) gelegene, im Jahre 1834 begründete „Landgut" gemeint haben kann (vgl. Groner, 258). Stifters Irrtum ist bereits in I. V. nachgewiesen. $_{13}$ Jedlersee, richtig Jedlesee (jetzt zum XXI. Bez. gehörig). $_{14}$ Enzersdorf, genauer Langenzersdorf, zur Unterscheidung von Großenzersdorf. 219_{27} Tulnerfeld. St. schreibt auch 220_{5} Tuln. 220_{18} die sogenannte hohe Wand, gewöhnlich Sofienalpe genannt. 221_{13} Der Kahlen- und Bisamberg, genauer der Leopoldsberg als Ausläufer des Kahlenberges und der Bisamberg. 223_{11} die Preun, ältere Schreibung für Prein (Preintal). 224_{26} St. hatte auch im Sommer 1840 mit seiner Frau das Höllental besucht (vgl. XVII 92_{33}). 227_{26} sogenannte Steirerwagen ... welche Wagen hier Zeiselwagen genannt werden, zweispännige, hell angestrichene, mit einem Plachendach versehene Lohnwagen, in denen acht bis zwölf Personen Platz fanden.

Wiener Salonscenen.

S. $229_{1}-254_{33}$.

Erster Druck: W, S. 438–451.

234_{29} ihren jour] seinen jour 239_{28} in denselben Zimmern] in demselben Zimmer 250_{23} Kenntniß] Kenntniße

230_{8} Fußnote: Heine's Salon, die Sammelschrift „Der Salon", 4 Bände, Hamburg, 1834–1840. 231_{6} der Eine sieht Wunderwerke des Lichtes, der Wolken ... der Andere sieht Gras, Steine ... Diese Gegenüberstellung ist vielleicht angeregt durch Anastasius Grüns Gedicht „Zwei Wanderer" (Lieder aus dem Gebirge, 1830/31, Werke, Bong, II, 126). 234_{30} St. streift hier polemisch die Bevorzugung des Französischen im Mittelstande, die Koch, S. 365, ebenso wie das Englischreden als platte Nachäfferei des Adels und Kertbeny, der Verfasser der „Wiener Spiegelbilder" (Beilage der Allgemeinen Zeitung Nr. 225, 13. August 1841), als eine Folge der „Gouvernantenerziehung" bezeichnen. 236_{2} Auch Albrecht in den „Feldblumen" ist ein Gegner des Kartenspielens (vgl. I 74_{23}). St. aber war darin kein Laie, wie man aus 236_{3} schließen könnte; er hat gerade damals, als er „Wien und die Wiener" herausgab, wiederholt bei Frau Anna von Collin

Tarock gespielt (vgl. XVII 370, Anm. zu 110_{10}). $_{23}$ eine Pertinenzsache, juridische Bezeichnung einer Sache, die enge mit einer anderen zusammenhängt. 238_{25} St. bezieht sich hier auf 155_{3} ff. 239_{27} St. schildert hier vermutlich den Salon der Fürstin Maria Anna Schwarzenberg. $_{32}$ Alles blos negativ, fast wie die Menschen. Diese Charakteristik des Wiener Adelssalons erinnert an eine Äußerung Serlos in „Wilhelm Meisters Lehrjahren", V, Kap. 16: „Der vornehme Anstand ist schwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ ist und eine lange anhaltende Übung voraussetzt." Vgl. auch Nachsommer VII 193_{7}. 243_{6} Jene ältliche Frau, Henriette Freifrau Pereira, geb. Arnstein (1780—1859), damals über 60 Jahre alt. St. gehörte zu den Gästen ihres Hauses und erhielt im Mai 1847 von ihr eine ausgezeichnet schöne Cylinderuhr als Geschenk (vgl. XVII 221_{18} ff.). Ihren Salon schildert auch M. Trollope II, 85 ff. $_{14}$ ein heiterer, bereits ergrauender Mann, Eduard v. Bauernfeld (vgl. 244_{26} ff.), 1802 geb., also damals 40 Jahre alt. $_{32}$ ihre Tochter, Flora (1814—1882), seit 1836 mit dem Grafen Moritz Fries verheiratet. $_{33}$ der starke, schlanke, grauhaarige Mann, vermutlich der Orientalist Josef v. Hammer-Purgstall (1774—1856). 244_{9} der ältliche Mann ... Franz Grillparzer, wie aus 244_{22} ersichtlich ist. Grillparzer verkehrte seit dem Beginn der Zwanzigerjahre im Hause Pereira (vgl. S. W. III 1, 228_{21}). $_{20}$ St. zielt hier auf Wolfgang Menzel, der in seinem vierbändigen Werke „Die deutsche Literatur" (2. Aufl., 1836, IV 229) Grillparzer mit 9 Zeilen bedacht hat und ihn nur als den Dichter der „Ahnfrau" kennt, und auf Gervinus und seine „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" (1. Aufl., Leipzig, 1835—1842). $_{22}$ jener Britte, Lord Byron, der nach der Lektüre der „Sappho" am 21. Jänner 1821 sein bekanntes Urteil über Grillparzer in sein Tagebuch eingetragen hatte, das durch die Veröffentlichung der „Letters and Journals of Lord Byron with indices of his life" (by Thomas Moore, Frankfurt a. M., 1830, S. 458) und die 1832 erschienene deutsche Übersetzung bekannt wurde (vgl. Grillparzers Tagebücher, S. W. II 9, S. 50). 245_{4} zerrissen, in diesem übertragenen Sinne durch die Novelle von Alexander Ungern-Sternberg „Die Zerrissenen" (1832) üblich geworden (vgl. Nestroys Posse „Der Zerrissene", am 9. April 1844 zum erstenmal aufgeführt). $_{10}$ einer, dessen

Amt weit von aller Musik entfernt ist, vermutlich der Regierungsrat der k. k. Hofkammer Freiherr Karl von Schönstein, den Jean Charles S. 105 neben dem Hofsänger Vogel als vortrefflichen Schubertsänger rühmt (Hinweis: I.-V., S. 347). 246_{20} Diese Ichs renommiren heut zu Tage . . . In erster Linie gegen Moritz Gottlieb Saphir gerichtet, wie der Artikel eines Anonymus „Wir oder Ich, eine kritische Analyse für die kritisierende Jugend" in Pietznigg͏s Mittheilungen, 1833, S. 159, und besonders gleichzeitig mit Stifters Polemik Julian Chownitz, Moderne Wiener Perspectiven (Leipzig, Reclam, 1843) S. 125. 247_{16} der Violoncellist, der Dichter Ignaz Franz Castelli (1781—1862), der im Jahre 1809 Kriegs- und Wehrmannslieder verfaßte und 1815 in Paris weilte. Castellis Bericht, er sei wegen seiner Kriegslieder von Napoleon geächtet worden, ist als nicht glaubwürdig zu betrachten (vgl. Memoiren meines Lebens, hgb. von Josef Bindtner, München, Georg Müller, I, S. XXII, 147 und Anhang S. 476). 251_{32} ff. Der Musiksalon, in dem nur alte Musik gemacht wird, ist der des Hofrates Raphael Georg Kiesewetter von Wiesenbrunn (1773—1850), dessen Haus durch 30 Jahre sozusagen die Akademie der alten Musik war, wo jährlich einige Male Werke von Palestrina, Allegri, Pergolese, Joh. Seb. Bach aufgeführt wurden. Vgl. Allg. Wiener Musikzeitung, 1841, Nr. 51: „Dem Verdienste seine Kronen", Wurzbach 11, 257, und Eduard Hanslick, Geschichte des Konzertwesens in Wien, 1869, I, 140. Auch Grillparzer besuchte diese Konzerte (vgl. S. W. II 9, S. 144), bei denen auch die Schwestern Anna und Josephine Fröhlich und ihre Schülerinnen mitwirkten.

Winterbriefe aus Kirchschlag.

S. 257_{1} — 284_{19}.

Erste Drucke: Linzer Zeitung 1866, I: Nr. 25, 1. Febr., II: Nr. 35, 14. Febr., III: Nr. 47, 28. Febr., IV: Nr. 59, 14. März, V: Nr. 69, 25. März, VI: Nr. 93, 24. April. Textgrundlage. — Vermischte Schriften von Adalbert Stifter, hgb. von Johannes Aprent (Pest, Heckenast, 1870), II, S. 199 ff. — Sonderdruck: Winterbriefe aus Kirchschlag von Adalbert Stifter (mit einem Nachwort vom Herausgeber Dr. Franz Becker), Fidelis Steurer, Linz [1932].

257 $_{16}$ Lichter] Luster 258 $_{20}$ sonnenlosen] sonnlosen beide Druckfehler von Stifter im II. Briefe berichtigt: Ehe ich diesen Brief beginne, muß ich zwei kleine Irrungen, die sich durch den Druck im ersten einfanden, berichtigen ... 271 $_{17}$ gleich auf die ganze Luftmenge] gleich auf die gleiche Luftmenge offenbar Druckfehler

Aprent verfuhr mit dem Texte auf die oben S. 397 gekennzeichnete Weise, er fügte 257 $_{5}$ zu einem Berichte grundlos „wahrheitsgetreuen“ ein, ließ 279 $_{11}$ und höhere Gewalten haben dieses Gewissen zu leiten weg und ersetzte 278 $_{4}$ weiches Wasser durch „reines Wasser“, obwohl St. gerade die Weichheit des Wassers hervorheben will.

I. 257 $_{3}$ der Meinung und dem Brauche zuwider. Vgl. XXI 57 $_{27}$ und 219 $_{27}$. $_{16}$ ff. die Lichter der Landeshauptstadt Linz ... das Läuten ihrer Kirchenglocken. Vgl. ebda 113 $_{23}$, 120 $_{28}$. 258 $_{10}$ das ... Gedicht Byrons „Die Finsterniß“. Vgl. 12 $_{24}$ und Anm. hiezu. $_{26}$ Vgl. XXI 137 $_{25}$. 259 $_{32}$ St. klagt in seinen Briefen wiederholt über die Linzer Nebel. 260 $_{12}$ wie auf ein silberschimmerndes Meer. Dieser Vergleich kehrt oft in Stifters Briefen aus Kirchschlag wieder (vgl. XXI 80 $_{10}$). $_{16}$ ein anderes Mal, in Brief VI 282 $_{13}$ ff. $_{18}$ Diese vergleichende Zusammenstellung bot St. im Folgenden nicht, er teilte nur Kirchschlager Temperaturen mit (vgl. 265 $_{3}$ ff.). Vor seiner Abreise nach Kirchschlag hatte er Amalia gebeten, die Linzer Temperaturen zu beobachten und aufzuzeichnen (vgl. XXI 42 $_{23}$), und war vermutlich damit von ihr im Stich gelassen worden. $_{22}$ Die Weihnachtszeit (21. Dez. 1865 bis 4. Jän. 1866) hatte St. in Linz zugebracht (vgl. ebda 132 $_{17}$), den Hoch- und Erdnebel in dieser Zeit also selbst miterlebt und dürfte einen seiner Kirchschlager Bekannten gebeten haben, während seiner Abwesenheit für ihn die Beobachtungen weiterzuführen.

II. 263 $_{30}$ St. wurde in seinem Glauben an die Heilkraft des Aufenthaltes in Kirchschlag bestärkt durch das Werk des Schweizer Arztes W. I. A. Werber „Die Schweizer Alpenluft in ihren Wirkungen auf Gesunde und Kranke mit Berücksichtigung der Mineralquellen und Kurorte“ (2. Aufl., Zürich, Kiessling, 1862), auf das er sich wiederholt in seinen Briefen und hier 274 $_{12}$ und $_{28}$ beruft. 265 $_{16}$ Vgl. XXI 83 $_{16}$. $_{19}$ von Haslingers Landhaus, dem des Linzer Buchhändlers Quirin Haslinger, in dem St. oft weilte (vgl. ebda Anm. S. 335 zu 40 $_{23}$). $_{21}$ Nach Andreas Obsieger, Erinnerungsblatt an Adalbert Stifter

(Wanderer, Nr. 64, 5. März 1868), hatte St. jahrelang meteorologische Beobachtungen angestellt und beabsichtigt, das gesammelte Material dem Stifte Kremsmünster zu hinterlassen.

III. 269_{13} Vgl. XXI 184_{25} mit Beziehung auf Werber. $_{16}$ der ganzen ungeheuern Himmelsglocke (vgl. 280_{24}, 288_{27}), Lieblingswort Stifters, als solches auch Rosegger bekannt (vgl. Den Manen Stifters, Die Dioskuren, IV. Jahrg., 1875, S. 154).

IV. 274_{9} ff. folgt St. den Darlegungen Werbers, S. 60, 65, 76. $_{12}$ St. spricht hier aus eigener Erfahrung. Vgl. XXI 108_{22}: ... das Angesicht hat eine gesunde Farbe, und selbst ein sanftes Roth beginnt sich bereits zu zeigen. $_{13}$ St. nahm Amalias Anerbieten, den Aufenthalt in Kirchschlag mit ihm zu teilen, nicht an, weil die anregende Winterluft des Berges ihrer Vollblütigkeit schädlich ist (vgl. XXI 108_{30}). $_{25}$ Kirchschlag liegt 894 *m* hoch, 630 *m* höher als Linz.

V. 277_{6} Diesen Teil des Artikels bis 278_{3} brachte die Neue Freie Presse am 24. März unter dem Titel „Wasserfrage" zum Abdruck (vgl. XXI 190_{26}). 278_{3} Wien schreitet jetzt zur That, durch die Erbauung der Hochquell-Leitung. Im Februar 1866 wurde das vorgelegte Projekt durch eine Kommission des Gemeinderates überprüft. Mit dem Baue aber wurde erst im Jahre 1870 begonnen. $_{5}$ Vortrag des Professors Simony, wohl identisch mit dem Artikel „Die Wasserversorgung der Stadt Wien" von Friedrich Simony in der Österreichischen Revue, 1865, II, S. 208 ff. $_{11}$ Auch diese Absicht hat St. nicht ausgeführt. $_{20}$ (Schreinzer, Jahresbericht der Oberrealschule 1854), die Abhandlung „Clarks Methode der Härtebestimmung des Wassers, angewendet auf Linzer Trinkquellen" von Edmund Schreinzer, in dem Jahresbericht der Linzer Oberrealschule, S. 9 ff., der S. 14 die Reinheit des Kirchschlager Wassers rühmt.

VI. 279_{32} Stifters andächtige Betrachtung des Sternenhimmels erinnert an Wilhelm von Humboldt (vgl. Briefe an eine Freundin[5], 1853, I, 336, 493). 281_{11} Das Studium der Wolken und Luftstimmungen fesselte auch den Maler Stifter. Vgl. XIV[2], S. XL, sein Bild „Das Leithagebirge" [?] wiedergegeben ebda nach S. 224, und seine Wolkenstudien (Verzeichnis der Sammlung in der Albertina, Nr. 16, 26, 83). $_{23}$ ff. Vgl. XXI 41_{10} ff., 134_{2}. $_{30}$ Vgl. ebda 178_{22}, 179_{16}. 282_{32} Vgl. ebda 83_{25}. 283_{3}

Pfennigberg. Vgl. XVII 386. $_{12}$ vom Schauerwalde, der sich oberhalb von Kirchschlag hinzieht. $_{13}$ Gisela Warte, südlich von Kirchschlag, 926 *m*.

Beiträge zur „Gartenlaube für Österreich".

Gartenlaube.

S. 287 $_{1}$ — 294 $_{8}$.

H: St. A., 2 Großquartblätter mit Rand. Der Text schließt auf Bl. II.1 unten. II 2 enthält Stifters Note an die Redaktion (vgl. XXI 304 $_{23}$). Bl. I trägt links oben den Vermerk: (Für die österreichische Gartenlaube), rechts: Gartenlaube 1, ebenso Bl. II rechts: Gartenlaube 3, I 2 die Seitenzahl 2. Überschrift: Gartenlaube von *Adalbert Stifter*. Textgrundlage.

Erste Drucke: Die Gartenlaube für Österreich, Organ für Familie und Volk, Freiheit und Fortschritt, hgb. von Josef Pack, Graz 1866, I. Jahrg., Nr. 2, S. 17—19: Die Gartenlaube. Eine Studie von Adalbert Stifter (G). — Vermischte Schriften von Adalbert Stifter, hgb. von Johannes Aprent, II, S. 291 ff.

H weist außer einigen Streichungen und Einfügungen über den Zeilen nur 12 Randkorrekturen auf, darunter die des durch Einringelungen unleserlich gemachten Einganges, der durch Dem Wunsche . . . als mir immer (287 $_{1-5}$) ersetzt ist. Auf die Gartenlaube-Artikel bezieht sich Stifters Mitteilung an Heckenast (XXII 99 $_{3}$): Besonders die kleineren Aufsäze schreibe ich wie einen Brief.

Der Erstdruck ist durch Verlesungen, Druckfehler und eigenmächtige Änderungen des Redakteurs gekennzeichnet, der u. a. den Beginn des Artikels gestrichen hat und ihn mit den Worten: „Eine Gartenlaube ist mir von Kindheit an eines der lieblichsten und heimlichsten Dinge gewesen" (vgl. 287 $_{5}$) beginnen läßt. Außerdem weist der Druck gegenüber den 2 einzigen Absätzen in H noch 17 andere auf. Ich hebe nur ein paar Stellen heraus: 287 $_{13}$ Stäbchen . . ., an denen rankt] Stäbchen . . ., aus denen . . . rankt 288 $_{26}$ Luftballe] Luftballen 292 $_{26}$ und selber . . . wenig gesucht wird] und selten . . . gesucht wird 293 $_{22}$ glühenden Versicherungen] glücklichen V.

Aprent folgt G, ohne auf H zurückzugehen, beginnt ebenso,

verbessert nur 287_{13} und weicht durch Änderungen und Kürzungen noch stärker von H ab.

293_{3} Kunkellehen, ein Lehen, das auf weibliche Nachkommenschaft übergeht. $_{19}$ „voll Walhallas Wonne“, aus Amalias Lied in Schillers „Räubern“, III, 1, an dessen Beginn bereits 293_{15} anklingt.

Weihnacht.

S. 295_{1} — 306_{6}.

H: St. A., 3 Großquartblätter mit Rand, beiderseits beschrieben, rechts oben bezeichnet mit Weihnacht 1, bzw. 3, 5, auf den Rückseiten mit den Seitenzahlen. Überschrift: Weihnacht von *Adalbert Stifter*. Textgrundlage.

Erste Drucke: G I, 1866, Nr. 13, S. 149—152. — Aprent, II, 293 ff.

H weist gleichfalls nur einige Korrekturen auf, darunter einen größeren Randeintrag 305_{33}—306_{4} das Lichtlein an Stelle der durchgestrichenen ausführlicheren ersten Fassung.

G weicht von H durch vermeintliche Verbesserungen und Verlesungen ab und läßt den Schluß 305_{33} ff. weg.

Aprent folgt G, beseitigt sinnfällige Druckfehler, setzt 302_{7} vor Meßopfer und 302_{32} vor Kindes die Abkürzung „hl.“ ein und verkennt 304_{6} Stifters absichtliche Unbestimmtheit: Dann eilt der Schullehrer fort (vgl. 304_{7} bis der Schullehrer auf dem Chore ist), indem er dafür einsetzt: „Dann eilt der Schullehrer auf den Chor.“

296_{1} Vgl. Bergkristall V 197_{1} ff. 297_{15} Unsere Großmutter, Ursula Kary, von St. als lebendige Chronik und Dichtung bezeichnet (vgl. XVIII 246_{26}) und im „Haidedorf“ verewigt (vgl. I 182_{9} ff.). $_{28}$ aus dem vordern Glöckelberge, aus dem tiefer talwärts gelegenen Teile der Ortschaft Glöckelberg, etwa 4 *km* südlich von Oberplan gelegen (vgl. 298_{4} in dem hinteren Glöckelberge). $_{31}$ in der Andreasnacht, der Nacht vor dem 10. Nov., dem Tage des heiligen Andreas. 298_{21} Vgl. Bergkristall V 199_{28}. 299_{26} Vgl. ebda 198_{13}, 241_{26}. $_{27}$ Leuchte, häufig bei St. (z. B. V 241_{27}), dem das Wort von seiner Kindheit her vertraut war. Vgl. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, I, 1430: „Die Leuchten, die Leuchte, eine Art Wandherdes oder Kamins in Bauernstuben, auf welchem von Scheitchen

aus Kien oder Ahornholz ein Feuer mehr zum Erleuchten als zum Erwärmen unterhalten wird." 300_{32} Vgl. Bergkristall V 198_{30}. 301_{25} und 302_{26} Vgl. Bergkristall V 245_{4} ff.

Der Silvesterabend.

S. 307_{1} — 317_{13}.

H: St. A., 3 Großquartblätter mit Rand, rechts oben bezeichnet mit Silvester 1, bzw. 3, auf den Rückseiten bloß mit den betreffenden Seitenzahlen. Überschrift: Der Silvesterabend von *Adalbert Stifter*. Die auffallend geringe Zahl von Korrekturen innerhalb des Textes und am Rande läßt H als eine Reinschrift nach einer (nicht erhaltenen) ersten Niederschrift erkennen. Textgrundlage.

Erste Drucke: G I, Nr. 14, S. 165 ff. mit der Überschrift: Der Silvesterabend von Adalbert Stifter. — Aprent, II, 310 ff.

G weicht in der oben charakterisierten Weise von H ab. Aprent übernimmt diesen Text mit Beibehaltung willkürlicher Änderungen wie 316_{22} Werktag] Festtag und läßt 316_{25} Der Briefträger — 317_{3} schicken will als belanglos weg.

307_{8} Stifters Betrachtungen über die Zeit sind durch Wilhelm von Humboldts „Briefe an eine Freundin" angeregt. Vgl. Briefe[5] II 264 ff., von St. auch in das „Lesebuch zur Förderung humaner Bildung an Realschulen" (S. 318) aufgenommen. 308_{3} Das Problem der Unendlichkeit des Raumes erörtert St. auch in einem der Entwürfe zu einer Selbstbiographie, die im Sommer 1866 während seines Aufenthaltes in den Lackenhäusern (vgl. XXI 280_{28}) entstanden sein dürften, also auch zeitlich den Gartenlaube-Artikeln nahestehen.

Aus dem bairischen Walde.

S. 321_{1}—353_{32}.

H: St. A., 9 Großquartblätter mit Rand, bezeichnet mit B. Wald 1, bzw. 3 u. s. w., auf den Rückseiten bloß mit den Seitenzahlen, 8 beiderseits beschrieben, das 9. nur mit 15 Zeilen, darunter ein die Honorarbemessung betreffender Bleistiftvermerk des Verlages: „$14^1/_2$ Seiten × 7 = 100 Thaler" und in zwei Reihen die Zahlen 122—135, die sich auf den Druck beziehen (siehe unten), der aber nur $12^1/_2$ S. der „Katholischen Welt" umfaßt. Die Nieder-

schrift scheint, wie der Wechsel von blasser und dunkler Tinte erschließen läßt, in 6 Arbeitszeiten erfolgt zu sein, und die Korrekturen dürften teils sofort oder bei der Durchsicht der einzelnen eben vollendeten Teile, teils nach dem Abschluß des Manuskripts bei nochmaliger Lesung vorgenommen worden sein. Die etwa 350 Korrekturen sind teils oberhalb der Zeilen, teils mit Verwendung einer großen Anzahl verschiedener Zeichen am Rande eingesetzt. Diese Handschrift hat St. am 26. Nov. 1867 an den Redakteur der „Katholischen Welt" Leo Tepe (van Heemstede) mit der Bemerkung eingesendet: Ich habe ihn [den Aufsatz], um Verzögerung zu vermeiden, nicht abschreiben lassen, und der Setzer muß sich schon zurecht finden (vgl. XXII 172_3 und über Leo Tepe Anm. S. 277). Textgrundlage.

Erste Drucke: Die Katholische Welt. Friedliche Blätter für Unterhaltung, Belehrung und öffentliches Leben mit Bildern. Redigiert von Leo van Heemstede, 3. Jahrg., Aachen, 1868, Druck von Albert Jacobi u. Comp., S. 122—127, 130—135, 137 (auf den dazwischen befindlichen Seiten sind nicht zugehörige Holzschnitte eingeschoben). — Erzählungen von Adalbert Stifter, hgb. von Johannes Aprent (Pest, Gustav Heckenast, 1869), I, 277 ff.

Der Erstdruck ist durch viele, großenteils aus der Beschaffenheit der Handschrift erklärbare sinnstörende Druckversehen entstellt. Dazu kommen noch willkürliche Änderungen der „bessernden" Hand des Redakteurs. Ich gebe bloß eine kleine Auslese: 323_4 Dachungen] Drehungen ebenso 323_{12}. 325_{20} Sonnentagen] Sommertagen 327_{29} überhüllt] überfüllt ebenso 340_6. 328_4 ein Wässerchen wie Silber blitzen machen] im Wässerchen ein Silberblitzen machen $_{14}$ spannt ... wie zu Schauern an] spannt ... wie zum Schlummer an 344_4 Mittwochs] Mittags 351_{27} sechzehn] fünfzehn

Aprent legte den Erstdruck zugrunde, zog gelegentlich die ihm vom Verlage gesendete Handschrift zur Korrektur heran, behielt aber falsche Lesarten, wie z. B. bei 344_4, bei und gesellte neue hinzu. Vgl. 325_{20} Sonnenlagen 327_{28} leichtesten] leisesten.

337_{16} Hemdärmeln] H Hemdeärmeln 342_{11} immer noch dauerte das Schneeflirren fort] dauerte bei der Korrektur der ersten Fassung Und das Schneeflirren dauerte ungeschwächt fort gestrichen und aus Versehen am Rande nach immer noch nicht eingesetzt.

321_{10} Der Arzt, Dr. Josef Seegen, der Karlsbader Kurarzt (vgl. XX 405). $_{16}$ff. Am 8. Juni kamen wir ... in Passau an. St. irrt sich hier. Am 5. Juni 1866 kam das Ehepaar St. nach Passau, am 6. reiste Amalia nach Linz, nicht am 9., wie St. 321_{23} und auch XXII 110_{28} angibt, und am 7., nicht am 10., fuhr er dem Walde zu (vgl. XXI 221_{32}). 322_{6} Fendelsberg. Vgl. XXI 212_{18}. $_{30}$ St. hatte Passau um 7½ Uhr früh verlassen und war um 6 Uhr abends in den Lackenhäusern eingetroffen (vgl. ebda 212_{15}, 213_{1}). 323_{25}ff. Franz Xaver Rosenberger (1822—1875), in erster Ehe verheiratet mit Katharina R. Von ihren 11 Kindern lebten im Jahre 1860 nur noch drei (vgl. XVIII 452, XIX 246_{20}, 351). 324_{17} St. wohnte in Rosenbergers Haus mit seiner Frau in den Jahren 1855, 1864, 1865 und 1866, hielt sich mit Heckenast im Jahre 1856 dort auf und allein 1860, jedoch nur ein paar Tage, als ihn eine Inspektionsreise in diese Gegend geführt hatte, und 1863, aber nicht 1859, wie XVIII 452 irrtümlich angegeben ist und auch die an dem Hause angebrachte Gedenktafel besagt, auf der andrerseits die Aufenthalte Stifters in den Jahren 1855 und 1856 nicht verzeichnet sind. $_{25}$ ein Verkaufsgewölbe ... und die Feldwirthschaft ..., von Moosbauer gepachtet (vgl. XXII 259 zu 2_{10}). 328_{14}ff. und spannt ... feierlichere, von Friedrich Ratzel, „Über Naturschilderung“ (München, Berlin, Oldenbourg, 1906), S. 197, herausgehoben: „Der Sohn des Böhmerwaldes hat gerade für das Waldgefühl die schönen Worte ... gefunden. 329_{22} in dem Jahre 1855, während seines ersten, langen Aufenthaltes bei Rosenberger (17. Aug. bis Mitte Okt.). 330_{20} bei Stauf, auch Donaustauf genannt, östlich von Regensburg gelegen. $_{27}$ Claude Lorrain, von St. besonders geschätzt wegen der ruhigen Größe und Würde seiner Landschaften (vgl. XIV², 9_{25}, XIX 203_{5}ff.). 332_{2} Geniste. Wiederholt bei St. (vgl. Tännling IV 273_{33} und Katzensilber V 318_{18}). Siehe Paul, S. 200: Kollektivum zu „Nest“, auch = „Gebüsch“, „Gestrüpp“. $_{16}$ am Tage des heiligen Jakob, am 25. Juli. 333_{33} Im Anfange des Juli, am 7. Juli (vgl. XXII 86_{19}). 334_{12} Am achten August, richtig am 9. (vgl. XXI 266_{3}). 335_{16} Amalias Brief erhielt St. am 2. Nov. (vgl. XXII 5_{30}). $_{24}$ Nach zwei Tagen ... erhielt ich einen Brief von unserem Arzte. Der Brief des Arztes Dr. Karl Essenwein kam am 7. Nov. an, also 5 Tage nach dem Amalias (vgl. XXII 13_{14}). 336_{5} Ich ...

schrieb an den Arzt, am 8. Nov. (vgl. XXII 15_{28}). $_8$ an Marie, nicht an Amalias Nichte Katharina, die zur Führung der Korrespondenz nicht geeignet war. Maries Bevorzugung ist jedem selbstverständlich, der beide aus Stifters Briefen kennt. $_{31}$ Endlich am 15. November ... Bereits am 12. Nov. hatte St. Essenweins Brief erhalten (vgl. ebda 24_3), er datiert also hier wieder unrichtig und geht über die Tatsache hinweg, daß zunächst bloß Regenwetter geherrscht hat, dem am 18. Nov. Schnee folgte (vgl. ebda 25_{20}, 31_{23}, 42_7). 337_5 einen Brief an Gruber nach Aigen, eigentlich an Therese Simmel, die Frau des Schullehrers in Aigen, mit der Bitte, bei dem Wirte Gruber einen Wagen für Montag den 19. Nov. zu bestellen (vgl. ebda 43_{2}, $_9$ff.). $_{15}$ Bereits am 13. war der Wetterwechsel eingetreten. St. aber setzt mit seiner Schilderung des Unwetters erst mit der Nacht vom 18. zum 19. Nov. ein. 340_{20}ff. Stifters Bericht über den Dienstag den 20. und Mittwoch den 21. entspricht seinen Briefen an Amalia (vgl. 47_{11}, 55_{12}), nur verlegt er Einzelheiten von dem einen Tag auf den andern. 345_{25} einen Brief von Marie mit guten Versicherungen. Am Sonntag den 25. hatte St. keinen Brief erhalten, sondern den letzten am 22. Nov. (vgl. XXII 61_2, 70_{27}). 346_2ff. um den Arzt, Dr. Reischl. Seiner Gattin schrieb St. nicht, daß er ihn hatte kommen lassen; er mußte daher auch die von diesem erbetene Zustellung des Briefes an den Wirt in Schwarzenberg anders darstellen: Ich habe heute den Seppl nach Schwarzenberg mit einem Briefe an Weichselbaum geschickt (ebda 70_{25}). Auch Dr. Essenwein klärte er darüber auf, daß er Amalia nichts über sein Befinden geschrieben hatte (vgl. 73_{22}, 74_{18}). $_{22}$ die Männer und Joseph, nach Stifters Bericht an Amalia (vgl. 74_{26}) nur Joseph (der Hänsel-Seppel) und Hanns Jörgel. 348_9 Amalias Brief vom 24. Nov. trägt die Poststempel Linz 25. Nov., Schwarzenberg 27. Nov. In dem am Abend des Reisetages aus Aigen an sie gerichteten Briefe erwähnt St. ihn gar nicht. $_{17}$ in Oberplan, bei dem Besuche der Heimat (30. Aug. bis 2. Sept. 1866). Vgl. XXI 289_6ff. in Obermihel, am 9. August, bei der Rückkehr aus Linz in die Lackenhäuser (vgl. ebda 267_{23}). $_{18}$ff. Das Gespräch mit der Wirtin Weichselbaum hat St. im gleichen Wortlaut in seinem Aigener Briefe Amalia mitgeteilt (vgl. XXII 75_{20}). $_{32}$ In einer Stunde, nach 75_{25} um $^1/_2$12 Uhr. 350_9 Klaffer. Vgl. XXI 268_{27}. $_{13}$ Ulrichsberg. Vgl. XXI 292_{20}. $_{16}$ Gegen vier Uhr, nach XXII 75_{27} um $^1/_2$3 Uhr.

$_{17}$ Ich wähnte mich in Italien. Vgl. ebda 74$_{4}$: Das ist wie aus Rußland nach Italien. $_{21}$ zwei Besuche, bei Gruber und dem Ehepaare Simmel (vgl. 75$_{33}$). 351$_{10}$ Gerling. Vgl. ebda 60$_{8}$ und Anm. S. 265. $_{19}$ Ottensheim. Vgl. ebda 76$_{8}$ und Anm. S. 268. $_{22}$ Bauerhöfe. Der auffallende Singular in der Zusammensetzung läßt sich mehrfach belegen, bei Goethe im „Werther“: „mit Bauerhäusern“, „ein Bauerbursche“, und bei Shakespeare (Schlegel-Tieck), Der Widerspenstigen Zähmung, IV, 1: „Bauerlümmel“. 352$_{18}$ Die freundlichen . . . Räume meiner Wohnung waren mir wie ein Paradies. St. erwähnt hier nicht, daß er am zweiten Tage nach seiner Ankunft, am 30. November, nach Kirchschlag fuhr, von wo er allerdings schon am 3. Dez. zurückkehrte. $_{32}$ Dann brach eine Krankheit aus. Vgl. XXII 83$_{8}$, 87$_{32}$, 104$_{19}$.

Anhang.

Der Tandelmarkt (zweite Fassung).

S. 357$_{1}$—375$_{11}$.

Erster Druck: Der Sammler, 1846 (siehe Anm. S. 410), mit der Fußnote der Redaktion: „Dieser Artikel, den uns der Verfasser für unser Blatt überließ, ist schon früher einmal . . . . bekannt gemacht worden. Der Verfasser beabsichtigt, demnächst sein Skizzenbuch erscheinen zu lassen, und hat zu diesem Behufe nebst neuen Arbeiten manche in „Wien und die Wiener“ enthaltenen Artikel ganz umgearbeitet. Wir legen obigen Beitrag in seiner neuen Gestalt unsern Lesern vor, als einen kleinen Auszug des zu erwartenden Werkes, das eigentlich so zu sagen recht leichte Bleistiftzeichnungen unsers Lebens enthält. Zufällige Umstände hinderten die Vollendung eines eigens für den „Sammler“ bestimmten neuen Artikels desselben Verfassers, welchen er so freundlich ist, für später uns vorzubehalten.“ Es ist nicht anzunehmen, daß St. bereits damals mehrere seiner Artikel aus „Wien und die Wiener“ umgearbeitet hatte. „Der Sammler“ brachte keinen anderen Beitrag Stifters.

360$_{7}$ eingerammt] eingerahmt 365$_{2}$ fast] fest 366$_{19}$ hinein kann] h. kam 369$_{4}$ unsern] und fern 374$_{2}$ erstanden] verstanden $_{27}$ sie vom Herausgeber eingefügt

In der zweiten Fassung des „Tandelmarkt“ ist nur die

Einleitung 357_1—358_{10} hinzugekommen, in der uns St. mit seiner Häuslichkeit bekannt macht und der Fürsorge seiner Frau gedenkt. Hingegen hat St. am Schluß die Polemik gegen die Vorliebe des schönen Geschlechtes für Flitter und wesenlosen Tand beseitigt und mit ihr die nicht glaubwürdige Begründung, er habe „aus Oppositionsgeist“ den „Tandelmarkt“ geschrieben. Im einzelnen zeigt sich, von den vielen stilistischen Änderungen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, abgesehen, das Streben nach größerer Anschaulichkeit (vgl. 152_{16} ff. mit 374_{17} ff.). St. begnügt sich jetzt nicht damit, zu sagen, daß die Bilder und Gleichnisse der Tandler meist sehr treffend sind; er gibt uns auch ein Beispiel dafür (vgl. 147_{30} ff. mit 370_{30} ff.). Wie in der Umarbeitung der Erzählungen für die „Studien“ (vgl. I, S. LXI) hat St. auch hier die zahlreichen Fremdwörter fast ausnahmslos beseitigt. Die letzte bessernde Hand vermissen wir hiebei 374_8 Außer den Bilderhoffnungen . . . besteht schon seit längerer Zeit eine Sekte . . ., wo St. bloß Bilderspekulanten (vgl. 152_6) beseitigt, aber dieser Änderung nicht weiter Rechnung getragen hat. Vereinzelt ist das Neueintreten eines Fremdwortes: 364_{23} dieses Universum an Stelle von 139_6 das Zeugs und 370_{32} in ihren Hyperbeln und Uebertreibungen.

Als Honorar erhielt St. von der Redaktion des „Sammler“, wie wir seinem Einnahmenbuch entnehmen, 50 Gulden.

357_2 in seiner sehr hoch gelegenen Wohnung. Stifters Wiener Wohnungen waren fast durchwegs „hoch gelegen“. Im Jahre 1840 wohnte er im 3. Stock Bäckergasse 9, 1841 im 5. Stock Adlergasse 4, später im 3. Stock von Nr. 10 derselben Gasse. $_4$ in seiner neuen nicht minder hoch gelegenen Wohnung, in der von St. im Frühjahr 1842 bezogenen Wohnung in der Seitenstettengasse Nr. 495 (vgl. Anm. zu 5_{23}). $_{10}$ Vgl. hiezu Friedrich Uhls Bericht, nach dem die Reihenfolge und Bestimmung der Zimmer eine andere war: „Stifter bewohnte 2 Zimmer und einen kleinen Raum. In dem mittleren Gemach befand sich sein Schreibtisch, hier empfing er auch Besuche“ (Wiener Zeitung, 23. Mai 1902). Als äußerst primitiv schildert Hieronymus Lorm (vgl. XVII, S. 380) diese Wohnung und ihre Einrichtung in einem Briefe an Moritz Hartmann (April 1845). Übrigens schrieb St. am 25. Dez. 1844 Heckenast: Das in meiner Wohnung beginnende Meublement freut mich selber auch, weil ich es ästhetisch einrichte (XVII 135_7). $_{27}$ St. hatte in seinem vorzugsweise

geliebten Lande ob der Enns den Sommer des Jahres 1845 zugebracht und nach einem Wechsel der Wohnung in dem nettesten Bauernhaus in absoluter Muße und Stille gelebt (vgl. XVII 146_{20}). 362_{12} diese Trümmer, ebenso in der „Mappe“ II 135_{33}. Der von Klopstock neu gebildete Singular findet sich häufig bei Dichtern (vgl. Paul, S. 549).

Aus Wien.

S. 376_{1}—$_{32}$.

H: St. A. Ein Großquartblatt, beiderseits beschrieben, bezeichnet links oben mit: Vermischte Schriften von *Adalbert Stifter* und rechts oben mit: Verm. Schriften 1. Über dem Titel Aus Wien hat Aprent mit Bleistift eingefügt: dem alten.

376_{17} auch und $_{18}$ fast ü. d. Z. eingefügt

Erster Druck: Vermischte Schriften von Adalbert Stifter, hgb. von Johannes Aprent (Pest, Heckenast, 1870), II, S. 3, unter dem Titel: „Aus dem alten Wien.“

376_{3} vor der sogenannten Neugestaltung, der durch das Handschreiben des Kaisers Franz Joseph vom 20. Dez. 1857 genehmigten Abtragung der Festungswerke und Erweiterung der Stadt über das Glacis. Die Demolierungsarbeiten begannen am 25. März 1858.

I. Vom Sanct-Stephansthurme.

S. 377_{1}—384_{29}.

H: St. A., 3 Großquartblätter, beiderseits beschrieben, bezeichnet rechts oben mit Verm. Schriften 3 bzw. 5, 7, auf den Rückseiten mit den entsprechenden Seitenzahlen. Von den Korrekturen (etwa 20, hievon nur 5 Randkorrekturen) hebe ich bloß hervor 378_{9} Herzweh] Heimweh und 383_{7} Landschaftscheibe aus Landschaftsscheibe korrigiert.

Erster Druck: Aprent (siehe oben), S. 5—16_{5} mit Weglassung der Einleitung 377_{1-9}, die Aprent in H mit Bleistift durchgestrichen hat.

384_{26} Füßen am ungetrübtesten] Füßen als am vor am der Wortansatz un gestrichen als aus Versehen belassen.

378_{8} Vgl. an Antonie Arneth, 27. Jänner 1853: meine Frau kann nun einmal den St. Stephansthurm nicht entbehren, wie man

bezeichnend von den Wienern sagt, daß sie traurig werden, wenn sie den Stephansthurm nicht mehr sehen (XXII 224 $_{18}$). 379 $_{30}$ Dies hat der Bau mit großen Gebirgen gemein... Vgl. Jean Paul, Der Komet (Werke, 27, S. 98): „Geistige Erhabenheit der Berge ... Ein Berg gewinnt erst durch die Ferne seine Erhabenheit ...“ 380 $_{25}$ die große Schulenstraße, die jetzige Schulerstraße, die ihren Namen erhielt, um sie von der anderen, kleinen gleichen Namens, der heutigen Domgasse, zu unterscheiden (vgl. Groner, 438). 381 $_{7}$ Vgl. Die Charwoche in Wien 162 $_{21.\ 12}$ Vgl. ebda 165 $_{19}$.

Aus Stifters Abrechnung für „Wien und die Wiener“.

S. 385—387.

H., St. A: 2 rechts oben mit 1 bzw. 2 bezeichnete Großquartbogen und ein Halbbogen gleichen Formates, hievon der 2. Bogen nur auf dem 1. Blatte und mit 5 Zeilen auf dem anschließenden beschrieben. Die beiden Bogen tragen die Überschrift: Verzeichniß der von den Mitarbeitern ... übergebenen Manuscripte. Dieses Verzeichnis besteht aus fünf mit römischen Ziffern bezeichneten Abteilungen. Der 3. Bogen ist überschrieben: Zahlungen nach dem Druk für „Wien und die Wiener“. Zweitens ein Großoktav-Heft, aus 4 Quartblättern geheftet (die Rückseite des 1. Blattes ist bis auf ein schmales Stück abgetrennt), auf 8 Seiten beschrieben. Auf S. 1 ist vermerkt: Rechnung für *M. S.* für Wien u. die Wiener. Ausgleichung der zum voraus für die *M. Sopte.* bezahlten Beträge, und der noch zu zahlenden. Darunter Stifters Unterschrift und ein Zusatz, der sich auf die beigelegten Empfangsbestätigungs-Briefe von C. E. Langer und Sylvester Wagner und die durch Beisetzung ihrer Unterschrift zu den ausgewiesenen Beträgen erfolgte Bestätigung anderer Mitarbeiter bezieht. Der in Tabellenform gehaltenen Abrechnung geht die Bemerkung voran: Der Drukbogen mit 20 f. *C. M.* honorirt giebt für die Drukseite $1^1/_4$ fl. C. M. An die Tabelle (S. 2–5) schließt sich der summarische Ausweis der von Heckenast empfangenen Beträge, lautend auf 550 fl, und die endgültige, mit einem Rest von 29 fl 48 kr schließende Abrechnung Stifters an; dieser Rest ergibt sich nach Abzug der Honorare im Betrage von 478 fl 11 kr und der Kopierkosten von 42 fl 1 kr, wozu St. noch in

einer besonderen Bemerkung darauf hinweist, daß sich zwischen der unterschriebenen Note, die auf 479 fl 45 kr lautet, und der im Rechnungsbuch ausgewiesenen Summe der Honorare eine Differenz von 1 fl 84 kr ergibt, deren Ursache er nicht aufklären kann.

S. 385 Sauter, Ferdinand Sauter (1804—1854), dessen Gedichte Julius v. d. Traun herausgegeben hat (vgl. Hermine Cloeter, Geist und Geister aus dem alten Wien, Wien, Anton Schroll, 1922, S. 122). Sauter hatte 1839 seine Anstellung in einer Papierhandlung verloren und lebte in den dürftigsten Verhältnissen. Vgl. an Amalia St., XVII 87_{3}: Dein Verehrer Sauter ist der Abschreiber der Manuscripte von „Wien und die Wiener" und wird daher den ganzen Winter viel mit mir zu verkehren haben, was dir gewiß viele Complimente und Ehrfurchtsbezeugungen eintragen wird. St. war aber nicht mit ihm zufrieden, da er im Kopieren zu saumselig war, und übergab einen Teil der Arbeiten, wie aus den Abrechnungen ersichtlich ist, zwei anderen Kopisten (vgl. XVII 104_{12}).

Register.

I. „Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1841" und Stifters Beiträge zu „Wien und die Wiener".

Geographische und topographische Namen und Bezeichnungen.

Innere Stadt.

Gassen und Straßen.

Plätze.

Häuser und Stadtteile.

Kirchen.

Vorstädte und nächste Umgebung.

Nähere Umgebung.

Weitere Umgebung.

Der übrige Raum des alten Österreich.

Personennamen.

Länder und Völker u. a.

II. „Winterbriefe aus Kirchschlag", „Gartenlaube"-Artikel, „Aus dem bairischen Walde".

Geographische Namen. Geschichte, Völker und Länder.

Personennamen.

Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen

Herausgegeben
im Auftrage der

Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Küns
für die Tschechoslowakische Republik

Begründet von

August Sauer

Band XL

Adalbert Stifters Sämmtliche Werke. XVI. Band
Vermischte Schriften. 3. Abteilung

Prag 1927
Verlag der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste
für die Tschechoslowakische Republik
Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg

Adalbert Stifters Sämmtliche Werke

Sechzehnter Band
Vermischte Schriften. Dritte Abteilung

Mit Benutzung der Vorarbeiten
von
Adalbert Horcicka
herausgegeben
von
Gustav Wilhelm

Herausgegeben mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen
und Volkskultur

Prag 1927
Verlag der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste
für die Tschechoslowakische Republik
Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Inhalt.

Dem Andenken

an

August Sauer

den Begründer und Leiter der Bibliothek
Deutscher Schriftsteller aus Böhmen

in Treue gewidmet.

Adalber

Den
Stifter sch
in der Fo
Heckenast e
seinen Bei
weiterte er
Teil seine
ungedruckt
dem „Verz
sind", das
1864 verf
Aufsätze a
„Der Wi
„ungedru
kunst" fü
Erzählung
seines To
Hinscheid
Freund,
des Dicht
zusammen
Stücke ei

Einleitung.

Adalbert Stifters „Vermischte Schriften".

Den Plan einer Ausgabe Vermischter Schriften hat Stifter schon um die Mitte der Vierziger Jahre gefaßt und in der Folgezeit wiederholt in seinen Briefen an Gustav Heckenast erörtert. Hatte er zunächst nur an eine Auswahl aus seinen Beiträgen zu „Wien und die Wiener" gedacht, so erweiterte er später den Rahmen und wollte auch einen großen Teil seiner in Zeitungen erschienenen Aufsätze nebst bisher ungedruckten Artikeln in diese Sammlung aufnehmen. In dem „Verzeichnis der Schriften, welche noch sein Eigenthum sind", das er dem in der Zeit schwerer Krankheit im Januar 1864 verfaßten Testamente angeschlossen hat, bestimmte er Aufsätze aus „Wien und die Wiener" und den Zeitungen „Der Wiener Bote" und der „Linzer Zeitung" sowie ein „ungedruktes Bruchstük über Kunst und besonders Dichtkunst" für eine auch die bisher noch nicht gesammelten Erzählungen umfassende Ausgabe, deren Erlös im Falle seines Todes der Witwe zugute kommen sollte. Nach seinem Hinscheiden stellte Professor Johann Aprent, Stifters Freund, der sich in deren Interesse um den Nachlaß des Dichters annahm, zwei Bände „Vermischte Schriften" zusammen und unterzog hiebei die von ihm ausgewählten Stücke einer eigenmächtigen Redaktion. In dem Plane der

Gesamtausgabe waren von vornherein drei Bände für die Vermischten Schriften bestimmt. Dem ersten, von Adalbert Horcicka herausgegebenen, der die kunstkritischen Schriften enthält und in seiner Einleitung die erste eingehende Charakteristik des Malers Stifter bot, folgen in dem vorliegenden dritten Bande, in zwei Gruppen „Zeitgeschichte und Schule“ und „Literatur und Theater“ zusammengefaßt, Stifters Artikel über politische Fragen, Tagesereignisse, Schulwesen, das oben erwähnte Bruchstück, Rezensionen, Einleitungen zu Gedichten anderer, Theaterkritiken und ein der Bedeutung des Theaters für das Volk geltender Aufsatz. Der zweite Band, der diese Reihe abschließen wird, soll Stifters Beiträge zu „Wien und die Wiener“ und das Meisterstück seiner Schilderungskunst, die Beschreibung der von ihm beobachteten totalen Sonnenfinsternis des Jahres 1842 bringen.

Zeitgeschichte und Schule.

Stifter und die Revolution.

Adalbert Stifter hat im Gegensatz zum Jungen Deutschland von seiner Poesie die Politik ferngehalten; er war nicht damit einverstanden, daß man „Tagesfragen und Tagesempfindungen in die schöne Literatur mische“. „Ich habe,“ so schrieb er am 9. Januar 1845 seinem Verleger, „viele Jahre Staatswissenschaften getrieben, lese immerdar politische Journale, und es wäre in der That seltsam, wenn ein Mensch mit Gefühl, (das ich mir zutraue) da ohne Parthei zu nehmen, bliebe, nur ist er stark genug, nicht in das, wo er die Schönheit Gottes und der Welt darstellen will, seine Ansichten über den Zollverein einmischen zu müssen“ (XVII 139_{21}). Schon früher hatte er ihm einen Aufsatz „über Politik in der Poesie“ angekündigt (126_{32}). Dieser Brief zeigt zugleich, daß man

Stifter Interesse an der Politik nicht absprechen darf[1]). Die Anregung, sich mit den auf sie bezüglichen Fragen zu beschäftigen, kann er schon an der Wiener Universität als Jurist in den Jahren 1827—1831 erhalten haben. Stifter hörte unter anderen die Vorlesungen der Professoren Franz Egger über das gesamte Naturrecht und Kriminalrecht, Josef Kudler über die politischen Wissenschaften und Johann Springer über die Statistik des österreichischen Kaiserstaates. Die Rechtslehre an der Wiener Universität hielt, wie aus der sehr lehrreichen Abhandlung von Engel-Janosi „Die Theorie vom Staate in Deutsch-Österreich 1815—1848" (Zeitschrift für öffentl. Recht, II. Jahrg. 1921, S. 15 ff.) hervorgeht, an dem Geiste der josephinischen Aufklärung fest. Dies gilt auch von dem Jahrzehnte hindurch maßgebenden Lehrbuche des Professors Franz Egger „Das öffentliche natürliche Recht" (2 Bde., Wien und Triest, Geistinger, 1810)[2]). In den Adelskreisen, in denen er verkehrte, traf er mehr Gegner als Freunde des starren absolutistischen Systems, das dem Staatskanzler Metternich das einzige Mittel zu sein schien, um Österreich zusammenzuhalten und ihm seine Vorrangstellung auf dem Kontinente zu sichern. Im Winter 1847 nahm Stifter an den von dem Freiherrn Anton von Doblhoff veranstalteten Zusammenkünften teil, die unter dem Scheine der Pflege von Literatur und Kunst die gemeinsame Besprechung politischer Fragen bezweckten; er freute sich — das bestätigen übereinstimmend Gustav Heckenast und Betty Paoli — der ersten Errungenschaften der Märztage des Jahres 1848, aber zugleich regten sich in ihm

[1]) Vgl. Österreichische Rundschau, Band LX, 1919, S. 173 ff., „Adalbert Stifter als politischer Schriftsteller".

[2]) Diese Hinweise verdanke ich Dr. Josef Domandl, der mir Einblick in seine bisher nicht veröffentlichte Doktordissertation „Zu Adalbert Stifters Weltanschauung" gewährt hat.

Befürchtungen für die Zukunft. „Der Bau ist niedergerissen, wer wird nun den Schutt forträumen, und wo sind die Männer, welche den Neubau aufzuführen Kraft und Beruf haben?“ sagte er damals zu dem bei ihm weilenden Heckenast, als die Wiener über die vom Kaiser Ferdinand bewilligte Konstitution jubelten. Darum drängte es ihn auch, seine Bedenken öffentlich auszusprechen.

Unter den vielen nach der Aufhebung der Zensur erschienenen Zeitungen vertrat die von Ignatz Klang herausgegebene Constitutionelle Donau-Zeitung die Sache des gemäßigten Fortschrittes. Die erste Nummer vom 1. April 1848 brachte das Gedicht „Mein Vaterland“ von Grillparzer, der in Rückerinnerung an diese Zeit dem Blatte in einem Briefe an den Herausgeber nachrühmte, es sei damals beinahe das einzige Organ für Treue und Recht gewesen. Diese Zeitung brachte in den Nummern 2 und 7 Stifters Artikel „Ueber Stand und Würde des Schriftstellers“ (5_1 ff.) und in den Nummern 13 und 18 den Artikel „Der Staat“ (17_1 ff.). Wie Grillparzer seine Landsleute vor den Demagogen warnte, so hielt Stifter den Schriftstellern die Verantwortlichkeit, die sie dem Volke gegenüber haben, vor Augen und suchte in dem zweiten Artikel die Vor- und Nachteile der verschiedenen Staatsverfassungen populär zu erläutern, um zu einer Charakteristik der konstitutionellen Monarchie überzugehen, die er im weiteren geben wollte; aber der zweite Artikel blieb ohne Fortsetzung. Damit ist jedoch Stifters Anteil an der Bewegung in Wien nicht erschöpft. Als Wahlmann der Inneren Stadt nahm er an den Vorberatungen für die Wahlen ins Frankfurter Parlament teil und ergriff hiebei auch das Wort. Seine Abreise nach Linz am 5. Mai bedeutete keine Flucht vor der drohenden Entartung der Bewegung, sondern nur die Ausführung eines

zwei Monate früher gefaßten Planes und wurde nur durch Familienereignisse beschleunigt (vgl. an Betty Paoli, 11. Mai 1848, Helene Bettelheim-Gabillon, Betty Paoli, Neues Wiener Tagblatt, 5. Juli 1924). Kaum war Stifter in Linz eingetroffen, so konnte er seinen Namen neben dem Grillparzers und seines Freundes Joseph Türck in dem von Häfner herausgegebenen radikalen Blatt „Die Constitution" in der Liste der Mitglieder des Österreicher-Clubs lesen, der nur in der Phantasie des Redakteurs existierte. Das war eine Folge seiner Artikel in der Donau-Zeitung. „Und andererseits hielten mich," schrieb er am 13. Oktober 1849 seinem Verleger, „die, welche kaiserlicher sind als der Kaiser, für zu liberal" (XVIII 14_{18} ff.).

Stifter als Redakteur und Journalist in Linz in den Jahren 1848—1850.

Nur mit banger Sorge konnte Stifter in die Zukunft blicken. In Wien hatte er sich durch Privatunterricht und den Ertrag seiner Werke seinen Lebensunterhalt erworben. Mit dem Ausbruch der Revolution versiegten diese Quellen. Seine Gönnerin, die Fürstin Anna Maria Schwarzenberg, war am 2. April 1848 gestorben. Die Ausgabe der letzten Studienbände und der Erzählungen für Kinder mußte auf ruhigere Zeiten verschoben werden. Aber müßig sein konnte und wollte Stifter nicht. Die Erfahrungen des Frühjahrs hatten in ihm die Erkenntnis gereift, daß Bildung des Volkes die einzige Bedingung für eine ruhige Entwicklung des Staates sei, und seinem Wunsche, an ihr mitzuarbeiten, sollte sich bald ein Arbeitsfeld erschließen. Stifter wurde im Dezember 1848 zu Beratungen im Unterrichtsministerium einberufen und hatte Gelegenheit, mit dem Grafen Franz Stadion und dem Ministerialrat Franz Exner zu verhandeln.

Mittlerweile war Dr. Alois Fischer zum Landeschef für Oberösterreich und Salzburg ernannt worden und scheint Stifter sehr bald wegen seiner Kenntnis von Land und Leuten, die ihm fremd waren, zu Arbeiten herangezogen zu haben. Im März 1849 verfaßte Stifter das „Gutachten der Vertrauensmänner bezüglich der Errichtung eines provisorischen Landesschulrathes für Oberösterreich und Salzburg", und dieses Gutachten legte Fischer seinem an das Unterrichtsministerium gerichteten Antrag auf Ernennung Stifters zum allgemeinen Referenten des Schulrates bei. Der Statthalter erkannte die Notwendigkeit, mit der Bevölkerung persönlich in Verbindung zu kommen, aufklärend und beruhigend auf sie zu wirken und die durch die Revolution hervorgerufenen irrigen Meinungen zu beseitigen. Die Bauern glaubten durch die Grundentlastung auch der Abgaben für die Geistlichen und Lehrer überhoben zu sein, das neue Gemeindegesetz erfuhr falsche Auslegungen und die Abgrenzung des Machtbereiches der politischen Behörden und der Gemeinden führte zu Reibungen und Widerständen. Bei der Bereisung des Landes scheint Stifter wiederholt den Statthalter begleitet zu haben. Ein anschauliches Bild der schwierigen Verhältnisse, gegen die er anzukämpfen hatte, gibt Fischer in dem aufschlußreichen Werke „Aus meinem Amtsleben" (Augsburg, Hartmannsche Buchdruckerei, 1860) und hier gedenkt er auch Adalbert Stifters als eines Zeugen seines Verhaltens bei einer Verhandlung mit den Landleuten: „Ich hätte die geckenhafte Rolle des Emporkömmlings spielen und meinen Bauern mich nur als strenger Gebieter und etwa in launenhafter Stunde gnädig lächelnd und beglückend zeigen sollen. Wie wenig ich zu einer solchen Komödie tauge, hat Adalbert Stifter in der Gerichtsstube vom Schlosse Helfenberg gesehen" (S. 161). Diese Auffassung seiner Stellung hat man Fischer, als in die Wiener

Ministerien der Geist der Reaktion eingezogen war, verübelt, und darin lag die Hauptursache, weshalb er nach zweijähriger Wirksamkeit aus dem Amte schied. Auch Stifters Briefe ergeben manchen Aufschluß über seine Beziehungen zu Fischer. Als in Linz die Nachricht von der durch den Kaiser Franz Joseph erlassenen Verfassung eintraf, die eine einschneidende Wendung in der inneren Politik bedeutete, zog der Statthalter Stifter zu Rate (vgl. XVII 325_7), und am nächsten Tage, am 10. März 1849, erschien in der Linzer Zeitung sein Artikel „Die octroirte Verfassung" (56_1 ff.). Bei den Vorbereitungen zum Empfange des Kaisers in Linz scheint er ihm gleichfalls zur Seite gestanden zu sein (vgl. XVIII 21_1). Stifter machte auch die Leser der „Allgemeinen Zeitung" mit dem Lebenslauf und der Persönlichkeit Fischers durch einen am 1. Februar 1850 erschienenen Artikel bekannt, der auf dessen Mitteilungen zurückzuführen ist (243_1 ff.).

Die Linzer Zeitung war damals eine Zeit hindurch das offiziöse Organ der Regierung, und Stifter übernahm im Frühjahre 1849 die Redaktion und führte sie, ohne auf dem Blatte als Redakteur genannt zu sein, bis in den Spätherbst dieses Jahres, mußte aber dann diese Stellung wieder aufgeben, „da mit dem Blatte nichts zu machen war und sein Name die größte Gefahr lief" (XVIII 42_4 ff.). Damals wendete sich auch der Redakteur der „Presse" Dr. Leopold Schweitzer an Stifter mit dem Ersuchen um Beiträge für sein Blatt, und er antwortete am 18. Oktober 1849 zusagend: „Für gelegentliche Nachrichten aus unserem Lande spreche ich kein Honorar an, ich möchte für das Land etwas thun, da es mir bei den obwaltenden Mißständen der Linzer Zeitung unmöglich ist, diesem Blatte einen höhern Stempel zu geben und ich mich von jedem Versuche zurük ziehen werde, möchte ich Ihr Blatt zu manchem

Berichte wählen, den Sie, wenn er unbrauchbar ist, weglegen mögen. In Bezug des Feuilletons sagen Sie mir selber Ihre Meinung, was Sie für Arbeiten in demselben liefern, und wie Sie mir dieselben honorieren wollen." (Ungedruckt. Siehe Nachträge zu Bd. XVIII.) In derselben Zeit war Stifter auch als Redakteur der in Wien veröffentlichten Zeitung „Der Wiener Bote" tätig. Dieses Blatt, das nur in den Jahren 1849 und 1850 erschien, wendet sich, wie das Begleitwort der ersten Nummer vom 16. Februar 1849 verkündet, an die breiten Schichten des Volkes: „Wer es mit den unteren Klassen der Gesellschaft wirklich gut meint, wer nicht in ihrer Verdummung und Knechtung, sondern in ihrem Wohlstande, in ihrer geistigen und sittlichen Heranbildung die einzige Bedingung des Staates und seines Bestandes sieht, wird sich uns anschließen und für die Verbreitung unseres Blattes in jenen Kreisen wirken, wohin bis jetzt Zeitungen und Ankündigungen nicht gelangten, wo es aber am meisten not thut, die schädlichen Einflüsse der extremen Partheien und ihrer Lehrer durch richtige Begriffe von Wahrheit, Recht und Sitte zu verdrängen." Vom 1. Juni an erscheint Stifter als Hauptredakteur genannt und als Redakteur des Feuilletons Josef Moshamer, ein gebürtiger Oberösterreicher, der den ersten Redakteur Wilhelm Gutmann im Mai abgelöst hatte. Diese Redaktion führte Stifter bis Ende Februar 1850; er mußte sie aufgeben, da er die von dem Blatte „eingeschlagene Richtung nicht mehr vertreten konnte" (vgl. XVIII 43_{9}). Damals war Stifter auch vom Unterrichtsministerium dazu ausersehen, die von ihm begründete „Zeitschrift für österreichische Gymnasien" als Mitredakteur neben Hermann Bonitz, J. G. Seidl und Josef Mozart zu leiten, und tatsächlich ist sein Name auf dem Titelblatte der ersten

zwei Jahrgänge dieser Zeitschrift, die Jahrzehnte hindurch bis zu ihrer durch die Verhältnisse der Nachkriegszeit bedingten Einstellung eine führende Rolle auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens behauptete, in dieser Eigenschaft genannt; aber Stifter mußte die Arbeit für diese Zeitschrift, da er nicht in Wien lebte und nach seiner Ernennung zum Inspektor auch keine Zeit dafür erübrigte, den anderen Redakteuren überlassen und wurde auf eigenes Ansuchen im Jahre 1851 von dieser Tätigkeit enthoben; er hat auch keinen Beitrag für die Zeitschrift geliefert.

Die Beteiligung an Zeitungen als Redakteur und Mitarbeiter mußte Stifter von Anfang an als ein Provisorium erscheinen, und als solches konnte er sie mit Recht betrachten, seit er nach der Ablehnung des Antrages, eine Stelle als Inspektor der Gymnasien in Wien zu übernehmen, zufolge der ihm in Wien bei seiner abermaligen Teilnahme an Verhandlungen im Ministerium im Dezember 1849 gegebenen Zusicherungen mit seiner Ernennung zum Inspektor der Volksschulen in Oberösterreich rechnen konnte. Im Frühjahre 1850 ist er bereits mit der Ausarbeitung eines Lehrplanes für die Realschule in Linz beschäftigt, deren Errichtung, nachdem sich eine im Mai einberufene Versammlung dafür eingesetzt hatte, durch die Entschließung des Kaisers vom 2. März 1851 verfügt wurde. Stifter hatte den Hauptanteil an den vorbereitenden Arbeiten. Josef Freiherr von Helfert hat in seiner Monographie „Aloys Fischer" (Wien, 1883, Julius Mayer, S. 91) grundlos Stifter für die Verzögerung dieser Angelegenheit verantwortlich gemacht, wie überhaupt seine Äußerung über ihn gehässige Anwürfe enthält, die deutlich zeigen, daß Stifter in dem damaligen Unterstaatssekretär, der die rechte Hand des Ministers Thun war, keinen wohlwollenden Förderer erblicken konnte. Hier treten Gegensätze zutage,

deren Aufdeckung der für einen Band der Gesamtausgabe geplanten Veröffentlichung der Inspektionsberichte Stifters vorbehalten bleiben muß. Helfert scheint vergessen zu haben, daß Stifter erst nach seiner im Juni 1850 erfolgten Ernennung von Amts wegen für die Errichtung der Realschule wirken konnte, und hätte ihn mit demselben Rechte für die Verzögerung seiner Ernennung verantwortlich machen können. Diese Wartezeit war für Stifter peinlich genug und mit einer materiellen Einbuße verbunden, weil Fischer im November 1849 die, wie ich glaube, mit Sicherheit erschließbare aushilfsweise Verwendung in eine fixe Anstellung mit regelmäßiger Besoldung umwandeln wollte, um ihm die Ausarbeitung von Vorlagen für den Landtag zu übergeben (vgl. XVIII 18 $_8$, 39 $_7$, 42 $_{10}$), davon aber absehen mußte, als Stifter den Antrag, eine Inspektorstelle anzunehmen, erhielt.

Mehr als die Hälfte der 85 in diesem Bande enthaltenen Artikel sind in der Zeit vom März 1848 bis Mitte Juni 1850 entstanden. Stifter folgte dem Bedürfnisse, aufklärend und belehrend zu wirken, er mußte aber auch gelegentlich die Rolle des offiziellen Berichterstatters übernehmen. Zugleich leitete ihn die Absicht, durch Artikel über das Schulwesen seine Eignung für den ihm zugedachten Posten zu erweisen, da er sich auf keine Tätigkeit im öffentlichen Dienste berufen konnte, und andererseits mußte er auch darauf bedacht sein, den empfindlichen Ausfall seiner früheren Einnahmen zu ersetzen; denn erst nach anderthalb Jahren erhielt er wieder Korrekturen der zwei letzten Studienbände, die er „wie eine Taube mit dem Öhlzweige begrüßte“ (XVIII 9 $_{17}$).

Stifter hat Aurelius Buddeus, den Redakteur der Allgemeinen Zeitung, gebeten, die „Kunst- und Litteraturbriefe aus Wien“ mit seinem vollen Namen zu versehen,

da er nicht gerne anonyme Aufsätze gebe (XVII 255$_{3}$), ist aber, obwohl er die meisten Artikel mit seinem Namen gezeichnet hat, seinem Grundsatze nicht treu geblieben, und deshalb muß in einzelnen Fällen der Nachweis der Autorschaft erbracht werden. Die meisten der Artikel offiziöser Art zeichnete Stifter mit der Kürzung St. oder S. oder gar nicht. Der auch handschriftlich erhaltene Bericht über den Empfang des Erzherzogs Johann in Linz (35$_{1}$ ff.) ist bloß mit St. gezeichnet und ebenso der Artikel über die Fahnenweihe der Linzer Nationalgarde (33$_{1}$ ff.). Eine große Zahl von Artikeln trägt die Chiffre S, darunter die „Ueber die Befürchtung eines unglücklichen Ausganges in Ungarn" (63$_{1}$) und „Ueber Palmerstons Rede" (71$_{1}$), die beide Stifter auf Grund der vielen Übereinstimmungen mit seinen Äußerungen über die ungarische Rebellion in seinen Briefen zugewiesen werden müssen, ebenso die Verwaltungsfragen behandelnden Artikel „Die Wahl des Gemeinde-Ausschusses in Linz" (66$_{1}$), „An die kleineren Gemeinden Oesterreichs" (68$_{1}$ ff.) und die dem Gemeindegesetz geltenden Artikel (85$_{1}$, 89$_{1}$), die auf die oben dargelegte Stellung Stifters als Redakteur der Linzer Zeitung und seine Beziehungen zum Landeschef zurückzuführen sind. Ebenso sind die kleinen Artikel des Wiener Boten „Aufruf und Dank" und der über die Ehrung Martin Brauners (216$_{1}$ ff., 219$_{1}$ ff.) bloß mit St. gezeichnet. Die Verbindung Stifters mit der Redaktion der Linzer Zeitung und die Tatsache, daß er als Patriot der Sache Österreichs und dem jungen Herrscher ergeben war, berechtigen dazu, auch die nicht gezeichneten Artikel über die Feier des Geburtstages des Kaisers (75$_{1}$), über das Dankfest aus Anlaß der Beendigung des Aufstandes in Ungarn (78$_{1}$), „Der 4. October" (80$_{1}$) und „Die Fahnenweihe

des Regimentes Wohlgemuth" (82_1) als von Stifter verfaßt zu betrachten. Ebenso entstammen seiner Feder die in der Allgemeinen Zeitung erschienenen, mit α gezeichneten Artikel, die wir unter dem Titel „Wiener Stimmungsbild" (42_1) und „Reformen im Unterrichtswesen" (46_1) wiedergegeben haben. Beide sind im Januar 1849 in Wien geschrieben, wo Stifter an den Beratungen im Ministerium teilnahm, und es liegt die Annahme nahe, daß er hiezu von Seite der Regierung, beziehungsweise des Unterrichtsministeriums veranlaßt worden ist. Auch die Artikel dieser Zeitung, mit der Stifter seit der Veröffentlichung der „Kunst- und Litteraturbriefe" in dauernder Verbindung geblieben ist, über den Empfang der Braut des Kaisers (261_1 ff., 262_1 ff.) und die Vorbereitungen zur Linzer Schillerfeier im Jahre 1859 (278_1) können mit Sicherheit Stifter zugesprochen werden, der nach Äußerungen in seinen Briefen (vgl. XVIII 204_{14}, 206_{27}, 213_{13}) durch die Vorbereitungen für die Begrüßung der künftigen Kaiserin in Anspruch genommen war und im Herbst 1859 den Vorsitz im Ausschuß zur Veranstaltung der Schillerfeier führte. Größeres Interesse als diese durch Tagesereignisse veranlaßten Artikel beansprucht die lange Reihe der von Stifter in dem „Wiener Boten" veröffentlichten Aufsätze.

Stifters Artikel im Wiener Boten.

Stifter, der schon im Juni 1848 eine Reihe von Aufsätzen über das gesamte Unterrichtswesen begonnen hatte, schrieb am 6. März 1849 an Heckenast: „Darum erzeugte sich in mir eine ordentlich krankhafte Sehnsucht, die da sagt: ‚Lasset die Kleinen zu mir kommen'; denn durch die, wenn der Staat ihre Erziehung und Mensch-

werdung in erleuchtete Hände nimmt, kann allein die Vernunft, d. i. Freiheit gegründet werden, sonst ewig nie" (XVII 321 $_{24}$). In diesem Sinne hatte er auch das Gutachten der Vertrauensmänner abgefaßt, und bei der Übernahme der Inspektorstelle war für ihn das Bestreben, seine Kraft in den Dienst der Erziehung des Volkes zu stellen, maßgebend. Von demselben Geiste wie Stifter beseelt, war im Jahre 1848 Ernst Freiherr von Feuchtersleben als Unterstaatssekretär des Ministeriums Doblhoff tätig; er bereitete gemeinsam mit Franz Exner die schon vor der Revolution als dringend notwendig erachtete Organisation des Unterrichtswesens vor und arbeitete neben vielen Erlässen in den drei Monaten seiner Amtstätigkeit einen Entwurf aus, der das gesamte Unterrichtswesen umfaßte, legte aber nach rastloser Tätigkeit unter dem Eindrucke der Ereignisse des Oktobers, an der Möglichkeit eines gedeihlichen Wirkens verzweifelnd, seine Stelle nieder. Feuchtersleben hatte zur Revolution schon in dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke" („Constit. Wiener Zeitung", Nr. 90—92, 2.—4. Juli 1848) Stellung genommen und trat während seiner Amtsführung und auch noch nach seinem Abschiede, um der Öffentlichkeit Rechenschaft zu geben, öfter mit Artikeln hervor. Neben Goethe hat Feuchtersleben, dessen gehaltvolle Schriften seine vielseitige Bildung und Belesenheit bezeugen und einen Ehrenplatz in der Geschichte der geistigen Kultur des Wiener Vormärz verdienen, keinen anderen als Bahnbrecher einer neuen Zeit mehr verehrt als J. G. Herder, den man, wie er in seiner Studie „Goethe und Schiller" sagt, „weit öfter zitiert als begriffen hat, und dessen Wirkung weit über unser Jahrhundert hinaus reicht". Ein Gleiches gilt von Stifter. Sein erster Biograph Heinrich Reitzenbeck berichtet in der „Libussa für das Jahr 1853", daß er Goethe und

Herder sehr hoch geschätzt hat. Dem Namen Herder begegnen wir freilich selten bei Stifter, zunächst zweimal in Beziehung auf die Schriften seines Freundes Anton von Spaun; er empfahl seinem Verleger dessen Arbeiten, die „sämmtlich polemischen, philosophischen (aber in Herders Art) und althistorischen Inhalts“ sind (3. August 1847, XVII 245 ₇), und charakterisiert sie in dem Spaun gewidmeten Nachruf (55 ₂₂) mit den Worten: „Mir drangen seine Arbeiten, ehe ich ihn selber persönlich kannte, mit der schönen Ruhe Herder'scher Darstellung in das Gemüth.“ Spauns erstes größeres Werk „Heinrich von Osterdingen und das Nibelungenlied“ war im Jahre 1840 erschienen; Stifters persönlicher Verkehr mit ihm hat im Sommer 1847 begonnen. Daher ist die nähere Vertrautheit Stifters mit Herders Werken für die Zeit, in der er die „Studien“ schrieb bezeugt, und tatsächlich finden wir in der Narrenburg, der Mappe meines Urgroßvaters und in dem Hagestolz viele Berührungen mit Herder in den allgemeinen Betrachtungen, die Stifter in den Einleitungen seiner Erzählungen bietet oder in sie einflicht, vor allem mit den beiden Hauptwerken Herders, den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ und den „Briefen zur Beförderung der Humanität“. Vielleicht hat Jean Paul, der Herders Werke oft zitiert und sich zu ihm bekennt, Stifter den Weg zu ihm gewiesen. Ausgewählte Teile aus diesen Werken mochte er in seinem Privatunterricht besprochen haben. Herder ist auch in dem von Stifter und Aprent herausgegebenen „Lesebuch zur Förderung humaner Bildung in Realschulen“ besonders reichlich vertreten, und in der Bibliothek des Freiherrn von Risach im „Nachsommer“ führt Stifter an erster Stelle Bände von Herder an (VI 56 ₂).

Feuchtersleben und Stifter haben einander, obwohl

keiner des andern gedenkt, gewiß gekannt. Auch Feuchtersleben verkehrte im Hause der Fürstin Schwarzenberg, und beide waren mit Betty Paoli befreundet. In der Beurteilung der Revolution stimmten sie überein und vertraten in ihren Schriften dieselben Grundsätze. In dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke" fand Stifter Ansichten ausgesprochen, zu denen er sich schon früher in seinen Briefen an Heckenast und Türck bekannt hatte, und erhielt zugleich die Anregung, die Schwierigkeiten der richtigen Wahl von Volksvertretern und den Mißbrauch, der mit Schlagworten getrieben wurde, in seinen Artikeln im „Wiener Boten" zu behandeln. Diese Übereinstimmung beruht zum Teil auf der ihnen gemeinsamen Kenntnis und Schätzung der Werke Herders[1]).

Die Artikel des Wiener Boten, in denen Stifter von der Erörterung des Begriffes Freiheit ausgeht und nach eingehendem Verweilen bei den einen Rückschritt der Menschheit verkündenden Anzeichen auf das Schulwesen übergeht, stehen in so enger Beziehung zu Herder, daß sie als Frucht einer schon früher erworbenen genauen Kenntnis seiner Werke bezeichnet werden müssen. In der Unrast seines Linzer Daseins hatte Stifter nicht die Muße, den Problemen, die ihn beschäftigten, bis ins einzelne nachzugehen, und auch nicht die Gelegenheit, wie Feuchtersleben in Wien, einschlägige Literatur heranzuziehen und zu verwerten. Daher griff Stifter auf den ihm lange vertrauten Herder zurück und entnahm nicht nur die leitenden Gesichtspunkte, sondern auch Beweismaterial und viele Einzelheiten aus dem reichen Stoffe der Werke Herders für seine absichtlich schlicht und populär gehaltenen Artikel. Unter gleichzeitigem Verweis auf die in den Anmerkungen

[1]) Vgl. Euphorion, 16. Erg.-Heft, 1923 (Festschrift für Bernhard Seuffert), S. 120 ff.: „Herder, Feuchtersleben und Stifter".

durchgeführten Parallelen stelle ich im folgenden an einigen Artikeln Stifters die Abhängigkeit von Herder fest, die den Beweis liefert, wie sehr er sich in die Schriften des Apostels der Humanität eingelebt hatte.

Die Wirkungen der Schule (141_1 ff.) leitet Stifter mit einem Vergleich des Menschen mit den übrigen Geschöpfen ein: „Kein Wesen auf der Welt wird so hülflos geboren, als der Mensch." Das entspricht der vergleichenden Betrachtungsweise Herders im 4. Buche der „Ideen": „Das menschliche Thier kommt schwächer auf die Welt, als keins der Thiere" (Sämtliche Werke, herausgegeben von Bernhard Suphan, 13, S. 143). Stifter begründet seine Behauptung durch den Hinweis auf das Säugetier, „das meistens schon wenige Augenblicke nach der Geburt über die Fluren dahin geht", und auf andere Tiere, darunter solche die, wenn sie von dem Ei kommen, selbständig sind (141_8 ff.), ebenso wie Herder sagt: „Manche Thiere sind in wenigen Jahren, Tagen, ja beinah schon im Augenblick der Geburt ausgebildet" (IV, 5; 13, S. 153). Stifter erörtert die Bedeutung des Instinkts für die Tiere (142_5): „Das Thier hat seinen Instinkt" und erkennt dem Menschen nur „einen kleinen Theil des Instinktes" zu (142_{12}), wie Herder im 9. Buche der Ideen, Kap. 1 (13, S. 345) sagt, daß „wir beinah ohne Instinkt gebohren, nur durch eine Lebenslange Uebung zur Menschheit gebildet" werden. Die Beispiele, die Stifter für die Betätigung des Instinkts bei den Tieren anführt: Vogel, Seidenwurm, Raupe, Spinne, Biene und Biber (142_8 ff.), finden sich ebenso nebst anderen auch bei Herder im 3. Buche der Ideen (13, S. 99, 100, 101, 102, 108). „Dennoch ist er" (der Mensch), sagt Stifter, „das erste und herrlichste der sichtbaren Geschöpfe Gottes." Auch Herder preist die Natur, daß sie „an die brechliche Hütte des menschlichen Leibes alle Kunst verwandt hat

die ein Gebilde der Erde fassen konnte", und bezeichnet ihn als „das höchste, wozu eine Erdorganisation gebildet werden konnte" (IV, 5, V, 1; 13, S. 154, 167). Stifter sagt (142_{21} ff.), daß der Mensch oft in der Mitte seines Lebens noch bei weitem nicht die Erfahrungen hat, die er braucht, aber „der Mensch hat die Vernunft und das Erkennen, dasselbe hat eine weite Bahn vor sich". Ebenso erklärt Herder: „Der Mensch muß am längsten lernen, weil er am meisten zu lernen hat, da bei ihm alles auf eigenerlangte Fertigkeit, Vernunft und Kunst ankommt" (IV, 5; 13, S. 153) und rühmt an einer anderen Stelle die Bedeutung der Erkenntnis (V, 4, S. 185): „Nichts gewährt dem Menschen ein so eignes Gefühl seines Daseyns, als Erkenntniß." Herder und Stifter würdigen die dem Menschen verliehene Gabe, das Erkannte zu vererben, und erblicken in ihr die Möglichkeit einer unendlichen Vervollkommnung. Herder in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" (Nr. 123, 18, S. 298): „Verstand ist der Gemeinschatz des menschlichen Geschlechts; ... Wer unternimmts zu sagen, wohin das Menschengeschlecht in seinen fortgesetzten, auf einander gebaueten Bemühungen gelangen könne und vielleicht gelangen werde? Jede neuerlangte Potenz ist die Wurzel zu einer Zahllosen Reihe neuer Potenzen" und ähnlich Stifter (143_{6}): „So lernt Mensch vom Menschen, Geschlecht vom Geschlechte, Jahrhundert von Jahrhunderten, und der Inbegriff der Menschheit wird immer reicher und geht einer Grenze der Vervollkommnung entgegen, von welcher wir Lebenden gar nicht einmal ahnen können, wie unendlich sie sei." Diese Vervollkommnung ist den Tieren untersagt. „Das Thier lernt etwas Weniges von dem Menschen in seiner Bezähmung und in seinem Umgange, wenn er es gelegentlich zu demselben zuläßt", sagt Stifter am Schlusse des ersten Teiles dieses Artikels (144_{1}) in Übereinstimmung

mit Herder im 4. Buche der „Ideen": „Auch die gezähmten Thiere nehmen nur thierisch einiges von Menschen an, aber sie werden nicht Menschen" (13, S. 144).

Die erste Schule, die Stifter bespricht, ist die Schule des Lebens (148$_1$ ff.). Diese Schule beginnt mit der Geburt des Menschen. „Zuerst lernt er die Glieder bewegen, dann die Hand öffnen und schließen, dann sogar die Augen rühren . . . ." (148$_5$ ff.). Ebenso bespricht Herder in den „Ideen" IV, 4 (13, S. 143) die erste Lernzeit des Menschen: „Ehe das Kind gehen lernt, lernt es sehen, hören, greifen und die feinste Mechanik und Meßkunst dieser Sinne üben" und ähnlich in den Briefen, Nr. 25: „Mit dem Leben des Menschen fängt seine Erziehung an" (17, S. 115). Stifter zeigt, wie „der Mensch seinen Wirkungskreis über die Familie hinaus ausbreitet, seiner Stadt, seinem Dorfe zu nützen sucht und das Beste seines Vaterlandes mit besorgen helfen will" (149$_1$ ff.), auch hierin in Übereinstimmung mit Herder, der in den „Ideen" IV, 6 (13, S. 159) erklärt: „Im väterlichen Hause entstand die erste Gesellschaft" und ebenso in den Briefen Nr. 57 (17, S. 312): „Unser erstes Vaterland ist also das Vaterhaus, eine Vaterflur, Familie." An diese Ausführungen Herders schließt sich Feuchtersleben in dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke" unter ausdrücklicher Berufung auf ihn an: „Hat Herder umsonst gelebt? Als Einzelwesen beginnt der Mensch zu leben; hier schon wird sein natürlicher Egoismus durch den Naturverband mit seiner Familie erweitert; tritt er ins Leben hinaus, so erweitert sich die Familie zur Gemeinde . . . ." (Sämtliche Werke, herausgegeben von Fr. Hebbel, 7. Bd., S. 389). Daran knüpft Stifter die Ermahnung, die Freuden der Welt mit Maß zu genießen, und die Behauptung, daß der Mensch das meiste Unglück durch Übermaß verschuldet habe (149$_4$ ff.). Das ist Herders Lehre von dem in Natur

und Geschichte waltenden Maße, die er in seiner Schrift „Nemesis" verkündete und zugleich in dem 15. Buche der „Ideen", dem in der Gesamtanlage seines Werkes eine besondere Bedeutung zukommt, mit den Worten: „Jeder einzelne Mensch trägt also, wie in der Gestalt seines Körpers so auch in den Anlagen seiner Seele, das Ebenmaas, zu welchem er gebildet ist und sich selbst ausbilden soll, in sich" (14, S. 227), und ebenso bereits in dem 8. Buche der „Ideen", Kap. 5 (13, S. 340): „Deine einzige Kunst, o Mensch, hinieden ist also Maas" (vgl. „Briefe" 121; 18, S. 283).

Als die Ursache, weshalb die Menschen in der Schule des Lebens lernen, bezeichnet Stifter die Not (149_{17}) und weist dies an dem Beispiele der Römer im Kampfe gegen ihre Nachbarn und Karthago und der Phönizier nach, als deren wohltätigste Erfindungen er das Glas und die Buchstabenschrift anführt. Auch hier ist Stifter von Herder abhängig, der in den „Ideen" XII, 4 erklärt: „Noth und Umstände sind meistens die Triebfedern gewesen, die alles aus den Menschen machten" (14, S. 69), die Geschichte der römischen Republik und den durch die Ausdehnung des Reiches bedingten Verfall der Sitten und der Macht des Staates ausführlich behandelt hat (14. Buch, Kap. 3, 4, 6; 14, S. 172, 177, 198), die Phönizier als erstes Beispiel heranzieht und unter den Erfindungen dieses Volkes das Glas und die Buchstabenschrift (14, S. 67, 70) hervorhebt. Stifter verallgemeinert diese Erkenntnis, indem er den Einfluß des Klimas auf den Menschen erörtert: „Wo die Natur alles mit verschwenderischer Freigebigkeit spendet, sind die Menschen meistens träger und unerfinderischer. Darum wohnen in den gemäßigteren, kühleren Ländern die tüchtigsten und geistvollsten Völker. Die ganz kalten Länder ertödten wieder den Geist" (150_8 ff.). Die verschiedene Organisation

der Völker bildet den Stoff des 6. Buches der „Ideen", und Herders Charakteristik der Völker in der Nähe des Nordpols, der Umwohner des mittelländischen Meeres und der Neger (13, S. 209, 225, 236) bot Stifter die Grundlage seiner Ausführungen.

In dem ersten der Landschule gewidmeten Artikel geht Stifter von der Bedeutung der Sprache, der Schrift und des Buchdruckes aus (156_1 ff.): „Eben so hat er (Gott) das gleich wunderbare Geschenk hinzugefügt, die Sprache in der Schrift aufzubewahren und durch den Bücherdruck die Gedanken allen Zeiten und allen Orten mitzutheilen." Auch Herder bezeichnet in den „Ideen" IV, 3 die Rede als „göttliches Geschenk", sieht in ihr den Anfang der Vernunft und Kultur des Menschen (13, S. 138) und kommt an anderen Stellen, im 12. Buch, Kap. 4 und in den „Briefen", Nr. 96 auf das Geschenk der Buchstaben und die Bedeutung der Erfindung des Buchdruckes zu sprechen (14, S. 68, 18, S. 92).

„Jeder vorzügliche Staat vom Alterthume bis zu unseren Zeiten", sagt Stifter, „hat eingesehen, daß Unterricht und Erziehung die einzige menschliche Grundlage des Staates . . ist". (156_{26} ff.) Diese Behauptung stützt er durch Verweise auf die Erziehung bei den Spartanern, auf die Athener, die olympischen Spiele und auf Karl den Großen. Herder hat gleichfalls in den „Ideen" die Spartaner wegen ihrer Vaterlandsliebe gepriesen, Athen als die aufgeklärteste Stadt in unserer bekannten Welt bezeichnet, die Bedeutung der olympischen Spiele gewürdigt und die Verdienste Karls des Großen um die abendländische Kultur hervorgehoben (XIII, 3, XVIII, 3; 14, S. 110, 111, 121, 371). Auch Feuchtersleben schließt sich in seinem Artikel „Zur Geschichte des Unterrichtes" an Herder an; auch ihm bedeutet Griechenland die Geburtsstätte der eigentlich menschlichen Kultur, er

kennzeichnet die Verdienste des Pisistratus und Lykurg um ihre Staaten und verweilt in seinem historischen Überblick besonders bei Karl dem Großen, „dessen großer Blick bei der Aufgabe, seine Völker in ihrer Bedeutung und seine Macht in ihrer Wirkung zu heben, geschärft durch die in Italien gewonnene Erfahrung, auf den Unterricht fiel“ (S. W. 7, S. 136, 141).

Stifters Schlußwort über die Schule (179_1 ff.) bewegt sich mit Wiederaufnahme schon früher ausgesprochener Gedanken in dem Kreise der Geschichtsphilosophie Herders: Unwissenheit und Unredlichkeit sind die Ursachen alles Übels, das in jüngster Vergangenheit die Welt heimgesucht hat. „Kein Weltgeist, kein Dämon regirt die Welt: Was je Gutes oder Böses über die Menschen gekommen ist, haben die Menschen gemacht.“ Das ist Herders Glaube an eine gütige Führung des Menschengeschlechtes, zu dem er sich wie so oft auch in dem 123. der „Briefe“ bekannt hat: „Wo Böses ist, ist die Ursache des Bösen Unart unsres Geschlechts, nicht seine Natur und Art (18, S. 296). Stifter begründet (179_{12}) diesen Glauben durch den Hinweis auf die dem Menschen verliehenen Gaben: „Gott hat ihnen den freien Willen und die Vernunft gegeben und hat ihr Schicksal in ihre Hand gelegt“ und führt dies (180_{19}) noch weiter aus: „Gott gab uns die mächtigste der Waffen, das weitreichendste aller Werkzeuge, die Vernunft, und sagte: ‚Besitze nun damit die ganze Welt.‘ Wir sind daher die Gründer unseres Glückes oder die Gründer unseres Elendes.“ Diese Lehre von der Selbstbestimmbarkeit und Selbstverantwortung des Menschen hat Herder in den „Ideen“, XV, 1 (14, S. 213) verkündet: „Die Gottheit hilft uns nur durch unsern Fleiß, durch unsern Verstand, durch unsre Kräfte. Als sie die Erde und alle Vernunftlosen Geschöpfe derselben geschaffen hatte, formte sie den Menschen und sprach zu ihm: sei

mein Bild, ein Gott auf Erden! herrsche und walte. Was du aus deiner Natur Edles und Vortrefliches zu schaffen vermagst, bringe hervor; ich darf dir nicht durch Wunder beistehn, da ich dein menschliches Schicksal in deine menschliche Hand legte; aber alle meine heiligen, ewigen Gesetze der Natur werden dir helfen." Herder nimmt diesen Gedanken nochmals XV, 5 (S. 245) auf: „Im Charakter des Menschen war also zugleich der Grund seiner Dauer und Glückseligkeit, das Gepräge seiner Bestimmung und der ganze Lauf seines Erdenschicksals gegeben. Vernunft heißt dieser Charakter der Menschheit." Diese Wahrheit zu erkennen ist nach Herder die Aufgabe der Menschen (S. 252): „Tausendfach ist das Problem der Humanität rings um mich aufgelöset und allenthalben ist das Resultat der Menschenbemühungen dasselbe: auf Verstand und Rechtschaffenheit ruhe das Wesen unsres Geschlechts, sein Zweck und sein Schicksal." Diesem Glauben gab auch Feuchtersleben Ausdruck: „Ein rechtlicher Charakter und ein besonnenes Denken — das sind die Grundbedingungen ... Auf den Menschen beruht alles Menschliche; wie sie sind, so wird ihr Werk werden, in ihrem Charakter liegt das Loos der Erde" (S. W. 7, S. 401). Stifter erkennt, was er bereits im „Hagestolz" verkündet hat, in der Heranbildung aller Kräfte das Heil des Menschen (180_1) und richtet auch im „Nachsommer" durch den Freiherrn von Risach (II. Bd. 1. Kap., VII 41_4) dieselbe Forderung an Heinrich: „In der Jugend muß man sich allseitig üben, um als Mann gerade dann für das Einzelne tauglich zu sein." Ebenso hat Feuchtersleben in einer am 20. April 1847 bei einer Universitätsfeier gehaltenen Rede, „die Entwicklung aller in die Menschheit gelegten Keime als die Aufgabe der Gesellschaft, und Erziehung im höheren Sinne als das Mittel, sie zu lösen," bezeichnet und Einseitigkeit den „eisernen Hemmschuh für den Fortschritt des Ganzen, den Krebsschaden

im Organismus der Menschheit“ genannt (S. W. 7, S. 72, 77). Herder und Stifter träumen sich in einen Idealzustand der Menschheit hinein und verabscheuen den Krieg als Schande der Menschheit („Ideen“ XV, 5; 14, S. 249, 251; „Briefe“ Nr. 119; 18, S. 268. Vgl. Stifter 180$_{2}$ ff.). Auch Feuchtersleben richtet das Ideal eines Staates auf, vor welchem selbst der Begriff von Staaten verschwindet und die reine, verklärte Menschheit sich selbst wieder gegeben würde ... Soll die Hoffnung, die Zuversicht auf eine vollendete Menschheit ein schaler Traum gutmüthiger Philosophen gewesen sein? soll es nicht die Bestimmung unseres Geschlechtes sein, sich aus Elternliebe zur Genossen-Freundschaft, aus dieser zum Gemeingeist, aus diesem zum Patriotismus, aus diesem zum Weltbürgerthum zu entwickeln, zu erheben? Nein, diese Bestimmung ist kein Traum“ (S. W. 7, S. 388, 390).

Stifter kam es mehr darauf an, die Leser des „Wiener Boten“ mit der hohen Auffassung der Bestimmung des Menschen, die er mit Herder teilte, vertraut zu machen, als Vorschläge über Einzelheiten in der Neugestaltung der Schule zu erstatten, wofür ihm auch Erfahrung und genaue Kenntnis der bestehenden Einrichtungen fehlten. Nur die Reihe der Artikel über Bildung des Lehrkörpers bringt bestimmte Vorschläge für die Ausbildung der Lehrer. Stifter überwand seine Abneigung gegen eine Anstellung im Staatsdienste, die er noch in dem Briefe an Dr. Hermann Meynert am 16. November 1846 mit den Worten: „Schon im Verlaufe meiner Rechtsstudien wurde es mir klar, daß ich kein Beamter werden könne“ bekannt hatte (XVII 186$_{11}$), weil er glaubte, der Menschheit in Herders Geist dienen zu können. Welche Enttäuschungen ihm in seiner Stellung beschieden waren, haben die Einleitungen zu dem 2. und 4. Bande des Briefwechsels dargelegt (vgl. XVIII, S. XIX ff.; XX, S. XVIII ff.).

In seinen Briefen an Heckenast hat Stifter wiederholt von Plänen gesprochen, die nicht zur Ausführung kamen, aber den Artikeln des „Wiener Boten nahestehen. In der „Allgemeinen Zeitung" wollte er „Briefe aus der Gegenwart" veröffentlichen, in denen die Revolution aus der Hohlheit unserer Sitten hergeleitet wird. „Vielleicht wäre in Kurzem die Zeit, wo eine solche ruhige philosophische Entwiklung Anklang fände" (XVIII 15_{8}). Dann kündigte er bald darauf, im März 1850, seinem Verleger an: „Zur selben Zeit [wie mit zwei Bändchen Erzählungen für die Jugend] oder etwa Ende August werde ich mit einem andern Werke fertig, das das gesammte Gebiet des Rechtes in den allgemeinsten Grundlinien und allgemein verständlich behandeln soll, ein Handbuch für das Volk. Endlich könnte ein Broschürchen Briefe über verschiedene Zeitfragen (im Prinzipe) folgen" (XVIII 31_{14} ff.). Wie Stifter sich dieses Handbuch gedacht hat, lassen uns die in dem zweiten Jahrgange des „Wiener Boten" [1]) von ihm veröffentlichten Aufsätze über das Recht (221_{1} ff.) erkennen, mit denen er sich auf ein Gebiet begibt, das ihm zwanzig Jahre früher durch seine Rechtsstudien nahegebracht worden war. Diese 6 Artikel, deren Beurteilung mit Stifters Absicht, die Grundlagen des Rechtes gemeinverständlich zu behandeln, rechnen muß, bedeuten kein abgeschlossenes Ganze, denn Stifter brach die Reihe bei seinem Austritt aus der Redaktion der Zeitung ab.

[1]) Der zweite Jahrgang des „Wiener Boten" war bis vor kurzem verschollen. Das einzige mir bekannt gewordene Exemplar ist bei einer Wiener Auktion im Jahre 1925 von der „Deutschen Gesellschaft" für das Stifter-Archiv erworben worden.

Die anderen Artikel Stifters aus dem Gebiete der Zeitgeschichte und Schule.

Mit der Übernahme des Amtes hörte begreiflicherweise die ständige Mitarbeit Stifters an Zeitungen auf. Der größte Teil der nach diesem Zeitpunkt erschienenen Artikel hängt mit seiner Stellung zusammen: die Ansprachen bei der Eröffnung der Unterrealschule (248_1 ff.) und bei der Eröffnung des Lehrerseminars in Linz (265_1), die Einleitenden Worte für die Monatsschrift „Die deutsche Volksschule“ (252_1) und der Aufsatz „Kirche und Schule“ (268_1 ff.), den Stifter aus drei seiner „Wiener Boten“-Artikel zusammengesetzt hat, während andere Artikel Linzer Lokalereignissen oder anderen Begebenheiten, die ihm die Feder in die Hand drückten, gelten: der Bericht über die Feier der Genesung des Kaisers nach dem Atentate im Frühjahre 1853 (256_1), die Artikel über den Empfang der Braut des Kaisers (261_1, 262_1), der Aufruf zu einer Sammlung für den Markt Friedberg (275_1) und der Bericht über die Vorbereitungen zur Linzer Schillerfeier (278_1). Der Nachruf für Kaiser Maximilian (280_1) reiht sich als dritter Nekrolog den von Stifter in seiner ersten Linzer Zeit Alois Kaindl (39_1) und Anton Ritter von Spaun (51_1) gewidmeten an.

Den Schluß der ersten Abteilung bilden drei nicht in Zeitungen oder Zeitschriften veröffentlichte Arbeiten Stifters. Die von ihm für die Aufnahme in das „Lesebuch“ verfaßte und darin abgedruckte Übersetzung von ausgewählten Teilen aus der römischen Geschichte des Livius (283_1 bis 300_{27}) beweist durch zahlreiche Versehen und Mißverständnisse des Originaltextes sowie durch die bei ihm

auffallende Ungewandtheit der Wiedergabe, daß er das Latein nicht im erforderlichen Maße beherrscht hat (vgl. Anm. zu 283_1 ff.). Vielleicht fehlte ihm auch, da der Verleger drängte, die Zeit zu einer Durchsicht des Manuskriptes. Die anderen beiden Artikel wurden nach den Handschriften wiedergegeben. Der umfangreiche Aufsatz „Ueber die Behandlung der Poesie in Gymnasien" (301_1 bis 318_{22}) steht vermutlich im Zusammenhange mit Stifters Plan, Vorlesungen über Ästhetik zu halten, wurde später von ihm wahrscheinlich zunächst für die Zeitschrift für österreichische Gymnasien, dann für das von ihm als Ergänzung des „Lesebuches für Realschulen" geplante Handbuch (vgl. XVIII 202_7 ff.) bestimmt, aber erst durch Aprent aus dem Nachlasse des Dichters veröffentlicht. Der Titel, den Stifter nachträglich der Abhandlung gab, erweckt falsche Erwartungen, denn er spricht mehr von der Kunst überhaupt als von der Dichtkunst und läßt in dem vorliegenden Bruchstücke, das er nie weitergeführt haben dürfte, die Frage, wie Poesie in den Gymnasien behandelt werden soll, ganz beiseite. Wie in dem Programm der ästhetischen Vorlesungen (vgl. XIV 9_{26}) erklärt Stifter hier das Schöne als das Sittengesetz in seiner Entfaltung. Stifter verharrt, seit er um die Mitte der Vierziger Jahre, in der Zeit seiner regsten Produktion, sich mit Fragen der Ästhetik beschäftigt hat, auf dem von ihm eingenommenen Standpunkt und benützt jeden Anlaß, für seine theoretischen Ansichten einzutreten. Seine Führer waren, wie sich bei näherer Untersuchung ergeben dürfte, Kant, Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und Jean Pauls „Levana". Den Schluß dieser Reihe bildet der einzige bisher nicht gedruckte Aufsatz „Die Volksschule in Oberösterreich in den Jahren 1850—1865"

(319 ₁ bis 324 ₂₂), der leider nicht über den Anfang, die Darlegung des elenden Zustandes der Schulhäuser, hinaus gekommen ist, über den Stifter bereits in seinem ersten Inspektionsberichte Klage geführt hat. Es ist zu bedauern, daß Stifter diese Schrift nicht vollendet hat, obwohl zu vermuten ist, daß er seiner Natur gemäß kaum aus sich herausgegangen wäre. Vielleicht hat gerade das Gefühl, daß er nicht, ohne zu verletzen, die Wahrheit sagen könne, ihn von der Fortsetzung dieser Erinnerungen aus seinem Amtsleben abgehalten.

Litteratur und Theater.

Besprechungen literarischer Werke.

Stifter sagt in der Besprechung der „Mohnkörner" von Emilie von Binzer, er sei kein Kritiker und traue sich auch in dieser Beziehung wenig Talent zu (340 ₁); er führte nicht die flinke Feder der berufsmäßigen Rezensenten und verletzte, wie er in seinem Briefe an Aurelius Buddeus (XVII 250 ₂) sagt, „nicht gerne ohne Noth". Daher begegnen wir ihm nicht oft auf diesem Felde, und es ist bezeichnend, daß seine Besprechungen durchwegs Werken mit ihm befreundeter Verfasser gelten. Die zweite Abteilung eröffnen zwei Artikel Stifters, die Ergänzungen zu dem ersten Bande der Vermischten Schriften bieten; denn die Kunst- und Litteraturbriefe aus Wien (327 ₁ ff.) besprechen außer Grillparzers Erzählung „Der arme Spielmann" zwei Gemälde, „Die abgebrannte Hütte" von Franz Steinfeld und „Die Schmuggler" von Johann Fischbach, und die Anzeige des Gemäldes von Carl Löffler „Das Erdbeermädchen", die dem Herausgeber der kunstkritischen Schriften Stifters entgangen ist, ist gleichfalls ein Nachtrag zu dem ersten Bande.

Als Rezensent hat sich Stifter zum erstenmal im Jahre 1841 in der Besprechung der Dialektgedichte von Franz Stelzhamer „Neue Gesänge in oberennsischer Volksmundart" versucht (335₁ ff.). Stifter war in diesem Jahre mit Stelzhamer durch dessen Mitarbeit an „Wien und die Wiener" in engere Beziehung gekommen. Hier geht er auf den Inhalt des Werkes näher ein, während er es bei den folgenden Besprechungen vorzieht, das von ihm angezeigte Werk zum Ausgangspunkt für allgemeine der Dichtkunst geltende Betrachtungen zu machen. Das gilt freilich nur scheinbar von der Besprechung der „Mohnkörner" der mit ihm befreundeten Emilie von Binzer (340₁ ff.); denn Stifter hatte die einzelnen Erzählungen herangezogen, die Redaktion aber diesen Teil der Besprechung eigenmächtig gestrichen. Stifter gibt auch hier wie in der nicht vollendeten Abhandlung „über die Behandlung der Poesie in Gymnasien" einen Abriß seiner Ästhetik. Die Einleitungen zu Anton Gartners „Gedichten in oberösterreichischer Volksmundart" (347₁) und zu den sehr harmlosen „Gedichten der Großeltern" von Nicolaus von Lagusius (348₁ ff.) sind Tribute, die Stifter den ihm befreundeten Autoren, die beide zu dem Freundeskreis des Hauses Türck gehörten, dargebracht hat, während die Anzeige des Heimgarten (350₁ ff.) einer neuen Zeitschrift, die Schriftsteller von Namen zu ihren Mitarbeitern zählte, in Österreich Leser gewinnen will.

Von allen Besprechungen ist bisher nur die der Erzählung Grillparzers „Der arme Spielmann" durch mehrere Neudrucke bekannt geworden. Stifter hat als erster dieses Juwel der deutschen Erzählungskunst erkannt und durch die feinsinnige Darlegung der Eigenart dieser

Novelle seine Gabe bewiesen, sich in die Seele einer ihm wesensverwandten Dichtung einzufühlen. Bekanntlich hat er Grillparzer die größte Verehrung entgegengebracht. Die Anerkennung durch ihn wog ihm „hundert der lobendsten Artikel, welche in Tagesblättern stehen mögen", auf (an Heckenast, 16. November 1846, XVII 183_{19}).

Stifters Theaterartikel.

Auch die Theaterbesprechungen, die Stifter in der Linzer Zeitung veröffentlichte, verdanken zum überwiegenden Teile persönlichen Beziehungen ihre Entstehung. Stifter fühlte sich freilich seit seinen Besuchen des Burgtheaters, das er noch in seiner Blütezeit unter Schreyvogels Leitung kennen gelernt hat, zur dramatischen Dichtkunst hingezogen und trug sich selbst wiederholt mit dramatischen Stoffen. Wir wissen, daß er ein Nausikaa-Drama und ein Lustspiel schreiben wollte (XIX 27_{21}, 41_{10}, 225_{7}; Briefe, hgg. von Aprent, III, S. 268). Aber er mußte sich mit dem billigeren Lorbeer eines Haustheaterdichters begnügen. In dieser Eigenschaft verfaßte er für die Kinder des Hofarchitekten Koch, die er unterrichtete, ein Ritter- und Amazonenschauspiel „Der scheußliche Riese Scharmak oder der Sieg der Amazonen" (XVII 121_{25}), und von einem anderen Stücke, „dem Prinzenraub des Kunz von Kaufungen", das die Kinder des Advokaten Dr. Andreas Gredler, in dessen Haus er gleichfalls unterrichtete, am Weihnachtsabend des Jahres 1845 aufführten, berichtet Adolf Pichler, der Stifter, dem das Stück zu breit geraten war, zu Hilfe kommen mußte („Zu meiner Zeit", Gesammelte Werke, Bd. 1, S. 336 ff.).

Das Linzer Theater konnte Stifter keinen Ersatz für Wiener Kunstgenüsse bieten. Seiner Frau zuliebe, die er einst in einem Briefe an Zedlitz (XVII 195_{14}) „eine

ziemliche Theaternärrin" genannt hatte, mietete er Jahre hindurch eine Loge, aber er selbst besuchte die Vorstellungen nicht gerne, weil die Leistungen des Provinztheaters und auch sein Spielplan seinen Ansprüchen und seinem Geschmacke nicht genügten. Desto dankbarer erkannte er die Bemühungen des strebsamen und tüchtigen Direktors Eduard Kreibig an, und er brachte auch dem Schauspieler Guido Lehmann, der in den Jahren 1858 bis 1861 dem Linzer Theater angehörte, ein warmes Interesse entgegen (XX 100_{20} ff., 118_{8} ff.; vgl. Anm. hiezu S. 362). Als Theaterkritiker begegnen wir Stifter zum ersten Male im Jahre 1855 mit einer Besprechung des Trauerspiels „Der Fechter von Ravenna" von Friedrich Halm (352_{1} ff.), die zu einer Zeit erschien, als dieser sich noch unter dem Deckmantel der Anonymität barg. Vielleicht wußte Stifter um das Geheimnis und trieb nur ein Versteckspiel, wenn er die Annahme, daß Grillparzer der Verfasser sei, nicht rundweg abwies. Die in den Jahren 1856 und 1859 folgenden Besprechungen des Gastspiels der Tänzerin Lucile Young-Grahn und des Schauspiels „Philippine Welser" von Oskar von Redwitz (355_{1} ff., 359_{1} ff.) gaben ihm Anlaß, sich über die Bedeutung der dramatischen Kunst und der Schauspielkunst zu äußern. Stifter liebt es, die Leistungen der Schauspieler an denen der Größen des Burgtheaters, die er in seiner Jugend bewundert hatte, zu messen, und gedenkt wiederholt der Sophie Schröder. Nur eine Burgtheater-Schauspielerin der folgenden Generation schien ihm ihr gleichzukommen, Julie Gley-Rettich, die er in der ersten Zeit ihres Auftretens in Wien in Rollen der Sophie Schröder bewundert hatte, und hierin stimmt er mit Heinrich Anschütz überein.

Das Gastspiel der Frau Rettich und ihrer Schülerin, des Fräuleins Rosine Satran im Jahre 1862

gab Stifter, der noch in späten Tagen wie einst in Wien für Julie Rettich schwärmte, den Anlaß zu einer vier Artikel umfassenden Besprechung (364_1 bis 377_{22}), die mit der Würdigung der aufgeführten Werke und ihrer Darstellung zugleich die Erörterung allgemeiner Fragen der Kunst mit besonderer Beziehung auf die Schauspielkunst verbinden, die ihm zu sehr zum Virtuosentum, zur Darstellung der äußeren Wirklichkeit hinzuneigen schien. Stifter bringt auch hier die Kunst in engsten Zusammenhang mit dem Sittengesetz und will nur jene Werke gelten lassen, in denen sich die Herrlichkeit dieses Gesetzes offenbart. Von diesem Standpunkte aus bekämpfte er die Bevorzugung französischer Stücke, die die Deutschen trotz ihres Reichtums an trefflichen Werken „über den Rhein herübernehmen" (362_{24}). Wir begegnen übrigens auch in diesen Artikeln manchen verständigen Bemerkungen über die Notwendigkeit eines natürlichen Spieles und eines durch die Erfassung des Kunstwerkes als eines Ganzen bedingten Realismus der Darstellung und über die auch in den Nebenrollen wünschenswerte Individualisierung durch die Darsteller. Julie Rettich hat Stifter auch unmittelbar nach ihrem Tode einen Nekrolog gewidmet, der zugleich der großen Künstlerin und der hochstehenden, von Liebe zur Menschheit beseelten Frau gilt und gerade dadurch, daß sein Lob ihrer Kunst nicht uneingeschränkt ist, desto überzeugender wirkt (378_1 ff.). Seine hohe Auffassung des Theaters als einer Schule der Sitte und der Bildung drängte Stifter, noch einmal seine warnende Stimme zu erheben. Sein letzter Aufsatz „Ueber Beziehung des Theaters zum Volke" (381_1 ff.), im Sommer des Jahres 1867 erschienen, ist von Felix Braun in seiner Einleitung zur Insel-Ausgabe der Studien Stifters mit Recht als eine Vorahnung unserer höchst verzweifelten Lage der Kunst bezeichnet worden.

Dieser Band der Gesamtausgabe ist dem Andenken August Sauers gewidmet, der in den letzten Tagen seines Lebens mit seiner so oft bewährten Hingabe und Umsicht die ersten Druckbogen mitgelesen und den Herausgeber mit seinem Rate unterstützt hat. Sauers Verdienste um Adalbert Stifter bedürfen keiner Hervorhebung; er hat das Stifter-Archiv in Prag ins Leben gerufen und mit ihm auch die Grundlage für die Gesamtausgabe geschaffen und in seiner Einleitung zum ersten Bande der Stifter-Forschung ihre Wege gewiesen. August Sauer hat jedes Fortschreiten der Ausgabe, deren Vollendung zu erleben ihm nicht beschieden sein sollte, ebenso mit Freude begrüßt, wie er andererseits ihr Stocken während des Weltkrieges und nach seinem unheilvollen Ende schmerzlichst empfunden hat. Immer wieder hat er sich darum bemüht, die Fortsetzung der Arbeit zu sichern, und hat immer wieder das Kommen besserer Zeiten erhofft, um neben und mit dem großen Grillparzer-Werk auch die Stifter-Ausgabe zum Abschluß bringen zu können. Diese beispielgebende Zuversicht, die ihn gestählt hat und seine Kraft in trüben Tagen nie erlahmen ließ, möge als ein Vermächtnis des Verewigten in allen fortwirken, die sein Werk weiterzuführen berufen sind!

Der Herausgeber fühlt sich verpflichtet, mit bestem Danke der Unterstützung zu gedenken, die ihm bei der Arbeit an diesem Bande zuteil geworden ist. Vor allem gebührt sein Dank dem Professor Dr. Aegid Raiz in Linz, dem Staatsbibliothekar Dr. Max Stefl in München und den Vorständen und Beamten der Bibliothek der Stadt Wien, der Nationalbibliothek und der Wiener Universitätsbibliothek.

Wien, 13. März 1927.

Dr. Gustav Wilhelm.

Berichtigungen.

S. 58_{5} lies: und wie statt: und wir

S. 72_{28} lies: proclamirt statt: proclamiert

S. 120_{11} lies: Das statt: das

S. 191_{22} lies: größtentheils statt: größtenteils

S. 218_{4} lies: zusammen [kommen] könne statt: zusammen könne

S. 257_{15} lies: Reiches, das statt: Reiches. Das

S. 401_{5} lies: ebda statt: ebd. [oder ebenda]

S. 437 füge ein [zu 218_{4}]: kommen] fehlt J, vom Herausgeber ergänzt

S. 447_{17} lies: Uebel statt: e Uebel und nur statt: nu

S. 447_{18} lies: einzelne statt: inzelne und Stifter: statt: Stifter: r

Vermischte Schriften.

Dritte Abteilung.

I.

Zeitgeschichte und Schule.

Ueber

Obn
der Mind
beiten nich
fache Dar
5 möchte ich
für eine e
wo der g
wirklich s
Stimme d
10 Standes
Der
Worte du
und also
die Rede
15 Weiteres
feierlich r
die gewöh
für ihre
am Tage,
20 seinen Le
im bessern
eine solch
Das leist

Ueber Stand und Würde des Schriftstellers.

I.

Obwohl ich unter Denen, welche die Feder führen, einer der Mindesten bin, da meine bis jetzt herausgegebenen Arbeiten nicht auf Kunstwerth Anspruch machen, sondern die einfache Darlegung der Gefühle eines einfachen Lebens sind, so
5 möchte ich doch auch in der jetzigen Zeit, wo so viele Stimmen für eine ehrenhafte Haltung der Schriftsteller laut werden, wo der größte Theil der zu Tage gekommenen Schriften wirklich sehr gesinnungsvoll ist, auch das Körnlein meiner Stimme dazu legen, um zur Einigung und Festigung unseres
10 Standes vielleicht etwas mitwirken zu können.

Der Schriftsteller hat den Zweck, seine geschriebenen Worte durch die Presse zu vervielfältigen, Leser zu finden und also vor Vielen seiner Mitmenschen zu reden. Da aber die Rede als bloße Rede keinen Sinn hat, sondern ein
15 Weiteres bezwecken will, so muß der Schriftsteller, da er so feierlich redet, auch einen größeren Zweck haben, als meistens die gewöhnliche Umgangsrede, die vom Munde verweht und für ihre Fehler wenig Verantwortung hat. Es liegt also am Tage, daß der Schriftsteller in Dem, was er sagt, vor
20 seinen Lesern voraus sein müsse (sei's am Ende auch nur im bessern Wissen einer Thatsache), und daß er seinen Worten eine solche Gestaltung geben kann, daß sie eindringen und Das leisten, was er bezweckte. Der Schriftsteller muß daher

zu seinem Geschäfte eine eigenthümliche Anlage haben, die ihn vor Andern in dieser Beziehung auszeichnet, d. h. *die erste Grundlage des Schriftstellers ist Begabung*. Wie sehr diese selbst in dem unbedeutendsten Fache nöthig ist, zeigen so manche Berichterstatter für Zeitungen, die das unterste aller Erfordernisse eines Berichterstatters nicht haben, nämlich das Empfangene einfach weiter zu geben. Wenn z. B. einem solchen Berichterstatter von seinem Bekannten A gesagt wird: „In der Straße B wird eingehauen", so berichtet er in seine Zeitung: „In der Straße B wird eingehauen", während er doch eigentlich nur weiß, daß ihm A *gesagt* habe, es wird eingehauen. Jeder von uns wird wissen, wie zahlreich dieser Fehler geschieht. Erhebt sich die Berichterstattung zur geschichtlichen, da ist es klar, daß die Begabung der Reinheit der Darstellung des Gegebenen in noch viel größerem Maße vorhanden sein muß, abgesehen von den vielen Kräften, die der Geschichtschreiber haben und anwenden muß, ehe er nur anfangen kann, als geschichtlicher Schriftsteller aufzutreten. Der wissenschaftliche Schriftsteller, wenn er auch selber nicht Wissenschaftsforscher oder Erweiterer ist, sondern nur das schon Vorhandene in einer geeigneten Gestalt geben will, muß außer daß er seine Wissenschaft inne hat, auch noch die Daraufgabe der Darstellungsfähigkeit besitzen. Wie sehr auch hierin gefehlt wird, zeigen uns manche Beispiele, wo von der Wissenschaft durchdrungene und erfüllte Männer doch nicht die Gabe der Rede haben und ihre Errungenschaft daher dem Publikum nur verkümmert darreichen können. Daß der dichtende Schriftsteller, wenn er die Menschheit auf ihrer objectiven Höhe, d. h. in ihrer sittlichen und menschlichen Blüthe darstellen will, selber alle Kräfte der Menschheit in Blüthe besitzen müsse, liegt in der Natur der Sache. Wenn er nur eine, selbst die unbedeutendste Kraft in sich verderben läßt, so

rächt sie sich an seinem Werke und macht es einseitig und kränkelnd. Er kann mit aller anderweitigen Begabung, mit dem glänzendsten Geiste und mit der äußersten Bemühung den Fleck nicht vertilgen, der dem Geiste seines Werkes anklebt und namentlich, wenn er ein sittlicher ist, von den begabten Empfängern mit Unlust, oft mit Verachtung empfunden wird.

Die Begabung *allein* bleibt aber gegenstandlos und fördert nichts, als etwa Schwulst und Redensarten, wenn ihr nicht der ihr zugeartete Stoff gegeben wird, daß sie ihn erfasse und durch ihre inwohnende Kraft geläutert und verklärt der Welt wieder gebe. Der Stoff des Schriftstellers ist die Menschheit und alles auf sie Einfließende — also fast die ganze Welt. Je mehr er daher den Menschen in allen Richtungen, je mehr er die Dinge in ihrer objectiven Giltigkeit (nicht in einseitigen Beziehungen zu unsern Leidenschaften) kennt, desto mehr wird seine Begabung sich dieses Reiches bemächtigen, sie wird Schein und Wesen trennen und das hieraus Errungene der Menschheit als ein neues Gut darreichen können. Der Schriftsteller muß daher die Erscheinung der Menschheit und die der Natur so reich auffassen, als es nur immer möglich ist — er muß in sich forschen, er muß die Andern beobachten, er muß die umgebende Natur befragen. Das Alles aber reicht nur auf kleinen Raum und kleine Zeit. Die Erfahrung und Erringung der Jahrtausende liegt in der Wissenschaft gesammelt. Hier kann der Mensch in große Räume und in große Vergangenheiten hinein leben, ja selbst in manche Zukunft. Soll daher Der, der sich berufen fühlt, zur Menschheit zu reden, auf einem möglichst großen Gesichtskreise stehen, daß er die Dinge in ihrer Wesenheit sehe, *so muß er nicht nur in seinem Fache, sondern in jeder Wissenschaft bestmöglichst erfahren sein.* Denn

das Wesen aller Dinge geht nur durch ihre wechselseitige Beleuchtung immer klarer hervor. Beleg hiefür sind manche sehr gelehrte und begabte Männer, die, nur in einer einzelnen Richtung arbeitend, von der Einseitigkeit derselben befangen, sich zu dem Ungereimtesten verführen ließen. Alles 5 Unheil, welches je die Weltgeschichte erzählt, entsprang daraus, daß man die Gegenstände wider ihre Natur behandeln wollte. Hiezu wird der Mensch oft durch seine Leidenschaften verblendet, oft durch Irrthum. Welche heilige Pflicht hat daher der Schriftsteller, und wie furchtbar ist seine Ver- 10 antwortung, wenn er durch das glänzende Schwert seiner Rede leichtsinnig Irrthum verbreitet und Unheil stiftet. Er sorge daher, daß ihm selber Irrthum immer seltener begegne. Geschichte, diese so oft vergebliche, weil verkannte Lehrerin der Menschheit, Philosophie (ich meine vorzugs- 15 weise jene praktische, welche in dem Leben und in den Schriften edler Männer zerstreut vorliegt), dann Naturwissenschaft, welche uns unermeßliche Wunder Gottes aufthut, dürften für die höhere allgemeine Ausbildung des Schriftstellers hinreichen. Manche niedere Kunde, welche nur 20 Mittel ist, z. B. Sprachen, versteht sich von selbst. Frägt man, woher die Zeit zu diesem Studium zu nehmen ist, so antworte ich: Eben weil der Unternehmer schon von vornherein ein Begabter sein muß (denn sonst taugt er nicht zum Schriftsteller), so wird er unendlich schneller, als Andere, 25 zum Ziele kommen, ja in der Einheit seiner großen Kräfte wird er manches wissenschaftliche Gut schon in der Ahnung und Vorausoffenbarung besitzen, ehe die Wissenschaft sein Dasein festgesetzt und eingetragen hat.

Endlich aber sind diese beiden Eigenschaften zum Schrift- 30 steller noch nicht hinreichend. Wenn es wahr ist, daß sich die Seele ihren materiellen Körper nach ihrer Eigenthümlichkeit selber baut, so baut sie sich jenen anderen Körper, den der

Rede und Schrift, noch viel mehr, so daß sie in jedem Theilchen und Faserchen sitzt und herausleuchtet. „*Die ganze Innerlichkeit eines Menschen ist es zuletzt, welche seinem Werke das Siegel und den Geist aufdrückt.*“ Dieß ist so tief gegründet, daß der hohe, außerordentliche Mensch die gewöhnlichsten Dinge sagen kann, aber jene Hoheit liegt doch darin und wirkt, wie, um die Worte eines großen deutschen Schriftstellers zu gebrauchen, „wenn einmal eine Sonne am Himmel steht, sie mit einem Obeliscus und mit einem Stiftchen die Stunde zeigt.“ Diese unwillkürliche Selbstoffenbarung des Innern in einem Werke zeigt auch recht klar das gänzliche Auseinanderfallen eines Werkes, in dem keine solche Innerlichkeit zu offenbaren war. Hieher gehören die sogenannten Büchermacher, die aus zerstreuten Theilen, welche in der Gesellschaft gangbar sind und Anklang hoffen lassen, ein Werk machen, das nur auf jene Gesellschaft und nur so lange wirkt, bis sich diese eine andere Gedankenrichtung anschafft. Aber selbst da wirkt es nur gesellschaftsbefriedigend, nie lebenzeugend. Nur was als lebendiger Strom aus der Einheit einer lebendigen, warmen Seele quillt, kann wieder Leben erzeugen und fortwirken machen. Es ist daher die letzte und tiefste Bedingung des Schriftstellers, *daß er seinen Charakter zu der größtmöglichsten Reinheit und Vollkommenheit heran bilde.* Ist es schon in den gewöhnlichsten Dingen des Lebens so, daß nur der Charakter in sie die Bedeutung bringt, und daß nur der Charakter Andere zum Guten führt, so ist es in der Schriftstellerei um so mehr. Wir kennen Werke, in denen jede andere Kraft in voller Blüthe steht, die aber doch, weil ihnen die letzte Weihe des Charakters fehlt, unheimlich, zerfahrend und verderblich wirken. Ja, der begabteste Mensch, je mehr er sich selber zu verlieren beginnt,

desto unfähiger wird er, der Sache, um die es sich handelt, das Einheitssiegel und das der Vollendung aufzudrücken. Ohne sein Ahnen befleckt er seine Gestalten und seine Dinge mit der eigenen ihm inwohnenden Haltlosigkeit, daß wir uns gerade da, wo er edel sein oder Edles zeichnen will, mit noch größerem Widerwillen abwenden.

Wenn der Schriftsteller seinem Berufe entspricht, dann, wie gering er sich für seine geringere Begabung auch das Feld ausgesucht habe, gebührt ihm Hochachtung, Ehre und Ansehen. Auf gewissenhafter Grundlage ruhend, ist der Stand des Schriftstellers einer der ehrwürdigsten des menschlichen Geschlechtes. Er ist der Lehrer, Führer, Freund seiner Mitbrüder, er kann ihnen ein Dolmetsch und Priester des Höchsten werden, wenn er in ihre Seelen als Dichter das Ideal des Schönen bringt, wenn er sie auf seinen Flügeln empor trägt, und wenn sie auch wieder zurücksinken mögen, sie doch nicht mehr auf die ganz niedere frühere Stufe sinken läßt, sondern sie hält und bei nächstem Anlasse sie wieder hebt. Geben wir uns am Eingange der neuen Zeit das Wort, alles Große, Ehrenhafte und Verantwortliche unseres Standes getreu in's Auge zu fassen und in Wirksamkeit zu setzen, geben wir uns das Wort, alles Unehrenhafte (wenn es auch nicht gesetzwidrig wäre), Alles, was durch die Schrift niedrige Zwecke anstrebt oder die hohen auf niedrige Weise, dergestalt, wie durch ein unsichtbares Ehrengericht, von uns zu verbannen, daß, wo es noch auftaucht, es sogleich von den Lesern als ein solches anerkannt werde, das mit unserem Stande nichts gemein hat und aus ihm herausfällt. So wird dieser Stand die hohe Stelle einnehmen, zu der er seiner Natur nach berufen ist. Zeigen wir auch noch durch Männlichkeit und Maßhalten, daß wir der freien Presse würdig sind, und daß mancher frühere Mißlaut nur durch die Bande erregt worden ist, welche hemmten.

Da aber in keinem Stande die Möglichkeit so nahe liegt, unwürdige und unberufene Mitglieder zu haben, wie in dem des Schriftstellers, so will ich in einer nächsten Schrift für meine unkundigeren Leser (denn der Gebildete 5 weiß all das oben Gesagte und noch zu Sagende ohnehin) die Ursachen dieser Möglichkeit auseinander zu setzen und die Merkmale der Unberufenen und Unwürdigen anzugeben versuchen. Möge es keine geben, oder mögen sie sich, wenn es doch einige gibt, im Angesichte der Zeit in ihr Gegen- 10 theil verwandeln.

Wien, im März 1848.

II.

Ich habe versprochen, daß ich versuchen werde, die Ursachen zu entwickeln, warum es in dem Stande der Schriftsteller viel leichter unberufene, unwürdige Mitglieder geben 15 könne, als in jedem andern.

Im Allgemeinen mag wohl der Umstand eine sehr wirksame Rolle spielen, daß sich in keinem Stande die Bedingungen desselben der oberflächlichen Betrachtung so sehr entziehen, als in dem der Schriftsteller. Jede Beschäftigung hat 20 eine mehr oder minder in die Augen fallende technische Seite, von der es sich am Ende der Anmaßendste nicht verhehlen kann, daß er ihre Handgriffe nicht inne habe, also zu dieser Gilde nicht gehöre: während es bei der Schriftstellerei nur darauf anzukommen scheint, daß man schreiben könne, daß 25 man Feder, Papier und Dinte habe, und daß man etwas wisse, das man schreibe. Schreiben kann Jeder, Feder, Papier und Dinte hat Jeder, und etwas, das er aufschreibe, weiß auch fast Jeder; es ist daher eben so unendlich leicht, ein Schriftsteller zu sein, als es unendlich schwer ist, ein großer 30 zu sein. Wenn nun zu der großen Leichtigkeit, in diesen Stand zu treten, noch der kleinste antreibende Umstand hin-

zukömmt (deren es ungemein viele gibt), so erfolgt der Eintritt wirklich. Ich will diese Antriebe zu erörtern suchen.

In Bezug auf geistige Begabung ist es ein in der Natur liegender Umstand, daß ihr Besitzer stets bescheiden ist; denn das Wesen der Begabung liegt ja eben darin, daß ihr alles menschlich Große und Herrliche, wenn auch nicht klar vorliegt, doch als unendlicher Stoff dämmernd vorschwebt, und daß sie noch außer demselben gleichsam instinktartig ungeheure geistige Gebiete ahnt, welche zu bewältigen und darzustellen sie nicht genug Kraft und Mächtigkeit zu haben meint, daher die Begabung gegenüber ihrem Ideale immer demüthig ist, und je größer die Begabung, also auch je größer das Reich der Ideale, um so größer diese Demuth. Sie offenbart sich gerade am lieblichsten und naivsten in den ersten Flügelschlägen, welche das erwachende und sich fühlende Genie versucht. Sie stellt sich auch im Verlaufe immer als die kindliche, jungfräuliche Liebe dar, welche der begabte, namentlich künstlerische Schriftsteller zu dem Ideale trägt. Die Begabung wird sich als solche oft schwer und oft spät inne und glaubt daher, Andere seien gerade so, wie sie, weßhalb sie ihnen vertraut, weßhalb sie ihnen ihre tiefsten, innerlichsten Gestalten darstellt und übergibt, und weßhalb sie auch gegen die Personen bescheiden ist, Diese müßten denn selber mit Gewalt den Beweis führen, daß sie nicht so sind, wie vermuthet wurde, daß sie auf einem niederen und gemeinen Boden stehen, worauf dann freilich die große Begabung eine Ungeduld und ein Mißbehagen zeigt, die so oft als Anmaßung und Unbescheidenheit ausgelegt werden, während sie doch gar nichts sind, als der natürliche Widerwille des Reinen vor dem Unreinen. Wie feurig und stark die große Begabung zu lieben versteht, so feurig und standhaft verachtet sie auch dann. Wenn sich der Fall ereignet, daß Menschen von hervorragender Begabung des Verstandes, der Phantasie und

Dergleichen doch sehr anmaßend sind, so beweis't dieser Fall nichts. Denn das *Ganze* der Begabung fehlt diesen Menschen gewiß, hauptsächlich jene Begabung, die ich die höchste von allen nennen möchte, die des Herzens. Anmaßung geht niemals aus einem *Dasein*, sondern nur stets aus einem *Mangel* hervor. — Jetzt folgt von selber, was über die Unbegabtheit zu sagen ist. Ihr ist der große Raum verschlossen, in dem die Ideale in's Unendliche fortgehen, sie hat ein einfach Gegebenes, jenseits dessen nichts liegt, daher ist ihr Alles klar, Alles eben, Alles leicht, sie sieht dem zu Behandelnden nicht seine Bedingungen und Nothwendigkeiten ab, daher sie sich an *alle* Stoffe, auch die höchsten wagt, weil in allen das Wesentliche liegt, daher ihr Zweifel, Sehnen, Ringen nach dem Höchsten unbekannt sind, daher sie leicht arbeitet, Vieles zu Stande bringt und sich nicht ermüdet und erschöpft. Wenn zur Unbegabtheit nur ein gewisses Feuer des Temperaments kömmt, dann tritt sie sofort als maßgebend auf, arbeitet sehr thätig und ist sehr unduldsam und anmaßend; denn da sie die Dinge nicht kennt, die ihren Schöpfungen fehlen, da man sie ihr auch nicht zeigen kann, indem sie außerhalb ihres Gesichtskreises liegen, so meint sie, es ist ohnedem Alles da, und wird gegen die leiseste Rüge als gegen eine Ungerechtigkeit unwillig und dringt sich, weil sie in ihren Schöpfungen Alles zu bringen meint, den Leuten auf. Hieraus erklärt sich auch jene Gattung von Menschen, die in der Gesellschaft und in der Presse überall ungefragt ihre Meinung sagen und über Alles sogleich sich ausbreiten, was nur immer an den Tag bricht. Sie gehören meistens zu den Unbegabten. Weil ihr angeborner Gesichtskreis klein ist, so finden sie in demselben leicht eine Handhabe, die zu jedem Dinge paßt, und wenn der Begabte, die Möglichkeiten und Beziehungen einsehend, in seinen weiten Reihen um das Rechte sucht, haben sie

es schon bei der Hand und sagen es — aber fast stets ist es das Triviale, das sie sehr oft mit einer gewissen Schwulst der Worte vorbringen. Der Glanz, der einen großen Schriftsteller umgibt, seine Wirkung auf die Menschen, sein Erwerb, oft auch der Wille, Gutes zu thun, und vor Allen die Unkenntniß der eigenen Unfähigkeit ist es, was den Unbegabten so oft zur Schriftstellerei führt.

In Bezug auf wissenschaftliche Ausbildung gilt Dasselbe, was über Mangel an Begabung gesagt wurde. Weil durch die Wissenschaft im Selbstforschen und Erlernen der angeborne Gesichtskreis auch des Begabtesten erhellet und erweitert wird, so verfällt der Unwissende, was er auch sonst sei, dem Lose des Unbegabten, und er bringt, wenn auch nicht ganz in derselben Weise, doch gewiß sehr ähnliche Früchte. Dieß zeigt sich auch an Solchen, welche mit bedeutender Geistesfülle die Felder zu erforschen vernachlässigen, die ihr eigenes Fach enthalten oder an dasselbe grenzen. Sie bringen in den positiven Fächern das Kindische, das schon Dagewesene oder gar das als irrthümlich schon wieder Weggelegte; in dem Künstlerischen aber, als Dichter, das Beschränkte, nur einer Zeit, einem Raume, einer Parthei oder gar nur einer kleinen Umgangsgesellschaft Angehörige und geben es als das Allgemeine, als das der ganzen Menschheit Einwohnende aus, wodurch sie zufällig aus dem Orte gerückt und anmaßend erscheinen. Dieses tritt in historischen Stoffen, wo die Objectivität gar so mahnend an die Thür pocht, besonders widerlich hervor. Oft haben Solche eine große Frische der Darstellung, eine gewisse in der Zeit eben gangbare poetische Sprache, oft auch eine Wärme und Raschheit des Gefühles, was sie vorübergehend für bedeutende Erscheinungen nehmen läßt, während der Menschenforscher in späteren Tagen ihr Pfund wohl anerkennen, aber doch dessen Unreife bedauern wird. — Wenn der Unbegabte

sich auszubilden vernachlässigt, so macht es in Hinsicht seiner Schriftstellerei wenig Unterschied, da er auch mit der Bildung wohl Besseres, aber nie Großes zu leisten im Stande wäre.

In Bezug auf **Charakter** ist es, wie bei der Begabung, ein menschliches Gesetz, daß der Gesinnungstüchtigste auch der Bescheidenste ist, ja die Bescheidenheit ist selber nur ein Bestandtheil der Gesinnungstüchtigkeit, so wie Milde stets ein Bestandtheil der Kraft ist. Wer sich so herausgebildet hat, daß er seine Leidenschaften beherrscht, ja daß er gar keine mehr hat, wer daher gegen sich strenge ist und einfach das Rechte thut, Der ist auch gegen Andere gerecht, er gibt ihnen den Raum ihrer Entwicklung und verfällt nicht sogleich in Ungeduld und Anmaßung, wenn sie auf diesem Wege noch weit hinter ihm sind. Wie seine Vernunft jede Störung seines sittlichen Ganges zurückgewiesen hätte, so stört er auch nun den des Andern nicht. Nicht so ist es mit der Leidenschaft. Ich nehme hier Leidenschaft als ein die andern Seelenkräfte überragendes Streben nach einem Sinnlichen. Sie strebt nach Thierischem, sei es die Erfüllung einer Körperempfindung (Wollust), sei es die Gewalt oder Alleingeltendmachung (Herrschsucht, Eifersucht, diese furchtbaren Geister der Menschheit, die sie leider mit dem Thiere, z. B. dem Hunde, gemein hat), und in diesem Streben aufgehalten, wird sie zum fanatischem Affecte, der blind gegen die Schranke stürmt; und weil das Angestrebte aber ein Vernunftwidriges ist, so gelten Vernunftgründe nichts dagegen, die Leidenschaft sträubt sich gegen sie als ein ihr fremdes Hemmniß und wird nur noch ungeduldiger und dringender. Wenn daher Anmaßung das rücksichtslose Geltendmachen der eigenen Eigenthümlichkeit ist, so ist die Leidenschaft das Anmaßendste, was es auf Erden gibt. Wie viel gibt es nun aber niedere Zwecke, die außer den unzähligen anderen durch die Schrift zu verfolgen sind, wäre es am Ende auch der kleinlichste unter allen,

der Neid. Daher ist, wie traurig es auch sei, eine nicht unergiebige Quelle schlechter Schriftsteller (eigentlich der unwürdigen) die **Charakterlosigkeit** oder gar **unsittlicher Charakter** d. h. ohnmächtige Hingabe an Leidenschaften. Diese Leidenschaften, vorzüglich wenn noch irgend eine andere allgemeine Verderbniß des Charakters als Grundlage da ist, treiben den Unglücklichen zur Schrift, wo er sein Streben ausgießt, und wo er seine vorschwebenden Befriedigungen zu erreichen hofft. Diese Schriftsteller, namentlich wenn sie anderweitige Begabungen haben, sind die gefährlichsten, und ihre Wirkung auf die Menschen ist die bedauerlichste; denn wie wenige Menschen gibt es, die, wie jener alte Römer, von sich sagen können: „sine ira et studio“, und wenn die thierischen Momente mehr oder weniger in ihnen schlummern oder, was besser ist, unter der Herrschaft der Vernunft stehen, so werden sie durch solche Schriften erregt, rühren sich und wachsen über das Edle. Ja, nicht einmal unedle Menschen, aber solche, die ihrer Vernunft als sittlicher Gottheit nicht genug Beschäftigung geben können, suchen sogar jene Erregung, weil sie Abwechslung in ihr Leben bringt, sie suchen sie öfter und verlieren so nach und nach sich selbst und Das, was sie an sich zu lieben berechtigt waren. Diese Seite ist die traurige Schattenseite der Schriftstellerei, und es ist hier wieder wahr, was beinahe als ein Gesetz der Natur gelten könnte, daß, je himmlischer eine Himmelsgabe ist, desto furchtbarer ihr Mißbrauch sich rächt. Das ist es auch, was, freilich mit einer unterlaufenden Ungerechtigkeit, dem Schriftstellerstande überhaupt oft Mißachtung zuzieht. Bei Einigen ist es der bloße Erwerb, dem sie durch Schriftstellerei nachgehen, nicht die edle Begeisterung, Gutes zu wirken oder das hohe Bild der Schönheit darzustellen. Sie suchen daher, was den möglichst Vielen schmeichelt, damit sie den möglichst größten Absatz haben; sie rechnen auf

die Begierden und Leidenschaften der Menschen, auf Aufsehen machen, auf Neugierde, auf Modeansichten und Dergleichen. Sind sie sonst in der Darstellung und der sogenannten Mache geschickt, dann erreichen sie auch, wenigstens auf eine 5 Zeit, ihren Zweck. Andere streben Ruhm an und verfallen gewöhnlich auf Popularität. Sie wirken meist durch die obigen Mittel. In Manchen ist nur die eigenthümliche Lebhaftigkeit der Leidenschaft überhaupt, die sie treibt. In dichtenden Menschen ist es zuweilen ein Uebergewicht der niederen Kräfte, 10 das sie zu Schöpfungen verführt, während die höhere sittliche Abklärung und Ruhe fehlt, die erst dem Ganzen des Werkes die Weihe, die menschliche Rundung, die Erhebung und Versöhnung (selbst im tragischen Geschicke) gibt. Wenn daher das Untergeordnete in einem solchen Werke sehr gut gemacht ist, 15 so daß es ein immer lebendigerer Leib ohne Seele wird, so sind wir bei der Lesung noch gepeinigter, als wenn die Mache schlecht wäre; denn wir finden uns in einer Welt, aber in einer unheimlichen, unverstandenen, in der das Gesetz nicht gilt, dem wir Alle unterworfen sind, das der Sitte. Wenn 20 ganz andere Zwecke auftreten und unverhüllt verfolgt werden, dann wirken sie nicht so schlecht, als man meinen sollte; denn sie tragen ihre Verurtheilung, also ihr Gegengift, schon meistens in sich.

Nun zum Schlusse die Frage, wie sind die Unberufenen 25 und Unwürdigen hintan zu halten? Durch keine materielle Schranke (ich rede hier von solchen Schriftstellern, die nicht in die Klasse des Verbrechens fallen), denn das Reich des Geistes ist ein heiteres und freies, daß in ihm eher der Mißbrauch sei, als die Fessel; aber durch sittliche Schranken, die 30 die Erziehung, die eigene Ehre und die Scham vor fremder Mißachtung gibt. Suche der beginnende Schriftsteller seine Begabung ja recht zu erforschen, ehe er anfange, habe er die Bescheidenheit der Jugend, die bei der

Erfahrung des älteren Freundes um Rath fragt, aber auch dem Rathe folgt. Was ohne Anstrengung leicht und klar ist, was man nicht durch Forschen und Lernen erobert, sondern so neben dem Wege gefunden hat, Dem mißtraue der Schriftsteller, es zu predigen; es ist in den meisten Fällen das Gemeine, was Jeder ohnedem weiß, selbst die Wunder des Augenblicks, die im Dichten vorkommen, fallen nicht sofort vom Himmel, sondern setzen dessen Verklärung durch Begeisterung voraus. Ist der Schriftsteller bescheiden, und ist er mißtrauisch in seine Gaben, ist es ihm um die Sache heiliger Ernst, so wird er gewiß auch zu den Wissenschaften getrieben werden, die ihm Noth thun, und wird sie im tiefen Ernste erobern. Was Die anbelangt, die aus Mangel an Gesinnung unberufen sind, so mögen die Edlen und Großen zusammenstehen, sie mögen eine solche reine Haltung beobachten, daß auch der anmaßendste Unreine eine Art Schüchternheit vor ihnen habe, als sei er nicht ihres Gleichen; sie mögen sein, wie die wahre Frauenehre, die den Versucher immer siegreich von sich weis't, obwohl sie keine andere Waffe hat, als ihr einfaches Dasein.

Der Staat.

I.

Es dürfte nicht an der Unzeit sein, wenn wir für unsere Leser, die sich bisher weniger mit Staatsangelegenheiten befaßt haben, einige Grundzüge dieses Gegenstandes angeben.

Wenn ein Mensch ganz allein wäre, z. B. auf einer Insel im Meere, dürfte er mit den Gegenständen der Insel thun, was er wollte. Sobald aber ihrer Zwei sind, müssen sie sich in's Einvernehmen setzen, wie sie die Sachen verwenden wollen, weil Jeder das Recht hat, zu leben und seinen Geist und seine sittlichen Kräfte auszubilden. Je mehr Menschen also in einem Erdraume bei einander sind, desto nöthiger ist eine bestimmte Ordnung, welcher sie sich zu fügen haben, daß ein Jeder seine körperlichen Bedürfnisse befriedigen und seinen Geist ausbilden könne. Selbst wenn alle Menschen so gut wären, daß keinem je eine böse That einfiele, würde doch eine solche Ordnung nothwendig sein, weil sonst durch Unkenntniß, durch Mangel an Erfahrung oder durch Zufälle die Ernährung und Entwicklung der Volksmenge in Verwirrung gerathen könnte. Ist es ja bei der besten Ordnung nicht immer zu verhindern, daß nicht manchmal durch traurige Schicksale Unglück über das Volk komme. Daß in der geregeltesten Ordnung nicht Jeder Alles erreichen könne, was er wünscht, oder wozu er eine Be-

gierde hätte, und daß mancher Einzelne durch Unglücksfälle, durch eigenes Verschulden, durch schwache Kräfte oder andere Dinge in Noth gerathen könne, wird wohl jeder Vernünftige begreifen. Aber daß sich nur durch Ordnung und Eintheilung das allgemeine Beste der Menschheit entfalten könne, ist eben so gewiß. Die festbegründete Ordnung gibt jedem Einzelnen das Gefühl der Sicherheit, und in diesem Gefühle setzt er sich mit Andern in Verkehr, daß sie wechselweise durch Geschäfte Das bekommen, was Jeder braucht. Der Landmann bestellt seine Felder, weil er sie sicher weiß, er bringt die Früchte auf den Markt, weil er weiß, daß dort die Käufer sind. Der Handwerker arbeitet seine Erzeugnisse aus, weil sie viele Tausende von Menschen suchen. Je geordneter die Verhältnisse sind, desto mehr brauchen die Menschen, weil sie auch Verdienst haben, desto mehr kann der Handwerker hervorbringen, desto mehr kann er auch wieder Arbeiter beschäftigen. Der Kaufmann macht im Gefühle der Sicherheit Bestellungen in entfernten Ländern, er führt die Producte derselben herbei und sendet die unsrigen wieder dahin. Selbst die Wissenschaften und die Religion können nur im Bewußtsein der Ordnung und Sicherheit gedeihen. Wenn diese Ordnung durch irgend etwas gestört wird, und für den Einzelnen das Gefühl der Unsicherheit oder auch nur bloße Furcht eintritt, so sind die Folgen sogleich sehr traurig. Jeder hält mit Dem, was er sonst in den Verkehr bringen würde, zurück, er will abwarten, bis die Zeiten sich beruhigen. Der Landmann, wenn er nicht muß, behält seine Früchte daheim, wer ein baares Geld hat, versteckt es, weil er es nicht sicher anlegen kann, der Mangel an Umlauf des Geldes bringt den Kaufmann, den Wechsler und Andere in Verlegenheit oder zum Sturze und bereitet immer einer großen Zahl von Menschen Jammer und Verarmung. Man läßt in solchen

Zeiten nicht bauen, man schafft sich keine Geräthe an, man erspart, wo man kann, ja man wartet mit dem Nothwendigsten auf ruhigere Zeiten, daher der Handwerker und seine Arbeiter in Unthätigkeit und Noth kommen, und mit Diesen wieder alle Jene, die mit ihnen in Verbindung sind. Die Störung der Ordnung bringt also große Uebel in einem großen Umfange herbei und würde, wenn sie lange dauerte, die Menschheit gänzlich zu Grunde richten. Daher ist es eine alte Regel, daß man dort, wo man die eingeführte Ordnung umändern und verbessern will, nur allmählich verfahren müsse, daß sich die neuen Dinge leicht anschließen, und in keinem Augenblicke das Gefühl der Ordnung und Sicherheit wanke. So kann man über große Strecken der Aenderungen ungefährdet hinüber kommen. Daraus erhellt auch, daß es die heiligste Pflicht, ja die größte eines jeden Bürgers ist, daß er die Ordnung aufrecht zu erhalten strebe und Jedes auf das Sorgfältigste meide, wodurch sie gestört werden könnte. Er macht sonst Viele und darunter auch sich selbst unglücklich. Wenn sich bei einer bestehenden Ordnung durch viele Jahre Bedürfnisse zu einer Aenderung angehäuft haben und nicht erledigt wurden oder auf eine nicht entsprechende Weise, so geschieht es nicht selten, daß sie dann alle auf einmal unabweislich auftreten, und die ganze bisherige Ordnung plötzlich geändert wird. Dieses erzeugt natürlich im Augenblicke des Umsturzes das Gefühl der Unsicherheit, und manchmal auch noch lange nachher, bis nämlich die neue Ordnung fertig ist, und man sich in dieselbe hinein gelebt hat. Mit dem Gefühle der Unsicherheit beginnen alle Uebel, die davon abhängen. Es ist jedes Mal ein großes Unglück, wenn es in einer hergebrachten Ordnung dahin kömmt, daß man sie plötzlich ändern muß. Dieses Unglück liegt nicht nur in der Natur der Plötzlichkeit selber,

sondern wird auch durch die Natur des menschlichen Geistes vergrößert; denn ein Theil der Menschen will gar keine Aenderungen oder nur kleine; ein anderer will aber Alles und Jedes ändern. Beide dieser Partheien haben Mißtrauen gegen einander, erblicken in jedem Schritte geheime Plane oder spiegeln sich solche in Furcht und Besorgniß vor. Man schreitet da in der Erregung gegenseitig zu Maßregeln, und da sind schon in vergangenen Zeiten Thaten geschehen, bei deren Lesung oder Erzählung die menschliche Seele schaudert. Wenn daher in einer Ordnung eine plötzliche Aenderung nöthig geworden ist und sich eingestellt hat, *so soll man das Gefühl der Unsicherheit so kurz als möglich zu machen suchen.*

Dieß geschieht, wenn man zuerst deutlich den *allgemeinen Weg* aufstellt, in dem alles Andere liegt. Die mit diesem Wege Betrauten sollen ihn ehrlich und fest gehen, und die Andern Vertrauen haben. Die zwei Partheien sollen sich nähern, daß sie Beide sehen, daß sie nicht so schlimm seien, wie sie von einander gemeint haben. Wer Privatzwecke hat, lasse sie ruhen, denn sie liegen im Ganzen, und die ungestüme Verfolgung würde sie eher vereiteln, weil dadurch das Allgemeine in Gefahr kömmt. Die Ungeduldigen mögen erkennen, daß nicht Alles auf einmal geschehen könne, und daß sie durch gewaltsames Dringen das Gefühl der Unsicherheit vermehren und verlängern und dadurch gerade der Gegenparthei in die Hände arbeiten. Denn Alle, welche von ruhigen Gewerben und Geschäften leben, werden bei andauernder Besorgniß der Unsicherheit zur Verzweiflung gebracht und wünschen lieber die alte Ordnung, die sie doch selber abschaffen geholfen haben, zurück. Die Geschichte erzählt manche Beispiele, wie neue Ordnungen nicht nur wieder in die alten,

sondern in weit härtere zurückgefallen sind. Es gibt auch Solche, welche glauben, daß in der neuen Ordnung Alles erlaubt sei, Diese sollen bedenken, daß Das keine neue Ordnung, sondern ganz und gar keine wäre, und daß daher Alles, wodurch die Menschen ernährt und erhalten werden, zu Grunde gehen müsse, und ganz gewiß auch sie selber. Wenn bei plötzlichen Uebergängen Jeder gewissenhaft sieht, daß durch keine Aufregungen die Gesellschaft in Furcht komme, so erhält nach und nach die Volksmenge wieder ein Gefühl von Sicherheit, man beginnt mit dem Verkehre; Verdienst und Arbeit stellt sich ein, und es kommen die guten Wirkungen der Umänderung früher zum Vorscheine, als sonst. Unter dem Schirme der äußeren Ruhe können auch dann die gesetzmäßigen Aenderungen, die in dem allgemeinen Wege liegen, besser und sicherer zu Stande kommen. Die Geschichte erzählt uns auch Beispiele, daß es in Ländern so hergegangen sei, und daß sie sich bald in allen Zweigen des menschlichen Lebens gehoben haben.

Ich werde im Verlaufe dieser Schrift zu meinen theuren Mitbewohnern unseres schönen Vaterlandes von den Wegen sprechen, die das Menschengeschlecht seit vielen tausend Jahren abwechselnd eingeschlagen hat, um die Ordnung zu erhalten, und ich werde namentlich von den allgemeinen Wegen „Constitution und Preßfreiheit“ reden, die bei uns in jüngster Zeit festgesetzt wurden, und in denen das Andere liegt, was man ansprechen kann, wenn wir es nur edel und geschickt zu entwickeln verstehen.

II.

Ich habe versprochen, die allgemeinen Wege darzulegen, die die Menschen in mehreren Jahrtausenden eingeschlagen haben, um in ihren Angelegenheiten die nöthige Ordnung herzustellen.

In dem Urstande der Menschen, wo sie erst anfangen, Kenntnisse zu sammeln und sittliche Begriffe zu bekommen, dann überhaupt, wo Menschen sehr dünne wohnen, gibt sich die Ordnung aus den natürlichen Banden der Verwandtschaft. Der Familienvater ordnet an, was in der Familie zu geschehen hat, und die Familie gehorcht. Jede Familie ist da ein Staat. Diese Ordnung hat viele Gefahren. Wenn ein Erdraum dichter bevölkert wird, und die Familien sich näher sind, entwickelt sich unter ihnen Streit, die Familien bekriegen sich, und die Sicherheit ist zerstört. Daher hat man Bündnisse geschlossen, wo mehrere Familien sich zu einem mächtigeren Ganzen zusammenthaten, um Angriffe leichter hintan zu halten. Gewöhnlich schlossen sich Familien von einer gemeinschaftlichen Abstammung, also von gleicher Sprache und gleichen Sitten zusammen. Die Oberleitung führte meistens das Haupt der angesehensten oder mächtigsten Familien. Man nennt eine solche Vereinigung von Menschen gleicher Sprache und gleicher Sitten ein Volk oder eine Nation, und ihre oben angegebene Einrichtung eine väterliche (patriarchalische) Regierung. Ein solches Volk und eine solche Regierung zusammen machen den väterlichen Staat aus. Die Anordnungen des Oberhauptes werden, ohne weiter zu fragen, befolgt, so wie das Oberhaupt sie aus eigenem gut gemeinten Ermessen gibt. Daher heißt ein solcher Staat auch ein unbeschränkter oder absoluter. Wenn sich das Oberhaupt auch Räthe oder was immer für Gehilfen beigesellt, so haben diese doch keine beschränkende Gewalt, und der Wille des Oberhauptes bleibt die Richtschnur, an die sich die Handlungen der Untergebenen zu halten haben. Man nennt die Art und Weise, nach der etwas zu geschehen hat, ein Gesetz. Im absoluten Staate gibt also nur der Wille des Oberhauptes

die Gesetze. Dieser Staat hat bei einer gewissen Bildungsstufe des Volkes große Vortheile. So lange die Unterthanen nicht geschickt genug in Leitung von Angelegenheiten sind und mit großem Vertrauen zu Dem aufblicken, 5 der sie zu leiten versteht, so lange das Oberhaupt weise und gut genug ist, die Angelegenheiten richtig und zum Wohle des Allgemeinen zu lenken: so lange kann es kaum einen besseren und einfacheren Staat geben. Allein diese Verhältnisse bleiben nicht so, wenn sie auch einmal da 10 waren, und es kommen dann für den absoluten Staat große Gefahren. Sie liegen in der Natur des menschlichen Geistes und Herzens. So lange das Oberhaupt den meisten Staatsgliedern noch an Verwandtschaft näher steht und die natürliche Liebe hegt, sorgt es auch mit bester Meinung 15 für ihr Glück, aber wenn der Staat groß ist, und das Oberhaupt die wenigsten Glieder kennt, so ist es ihnen auch fremd und hat keine andere Triebfeder, als die Pflicht. Nun aber kommen zu dem Regenten viele Menschen, die von ihm Vortheile erwarten, auch viele, die Gutes wirken 20 wollen, Alle geben sie ihm Rathschläge, geradezu oder verdeckt, und die Meisten schmeicheln seiner Macht. So kann es kommen, daß er den Zweck aus den Augen verliert und den Staat als sein Eigenthum ansieht, aus dem er so viel Nutzen als möglich ziehen will. Selbst wenn er 25 Dieß nicht thut, sondern aufrichtig das Beste Aller anstrebt, so ist es oft nicht möglich, sich genau von der Lage der Dinge im Staate zu unterrichten, da die Räthe oft diese Lage unrecht berichten oder sie selber nicht genugsam in Erfahrung bringen können. Hieraus fließen nun Gesetze, 30 welche Staatsgliedern nicht nur keinen Nutzen, sondern Schaden bringen müssen. Sind die Unterthanen noch nicht geschickt genug, Einsicht in die Staatsdinge zu haben, so gehen sie nach und nach bloß der Verkümmerung ihrer

Angelegenheiten entgegen; haben sie aber bereits die Fähigkeit, Staatsdinge zu beurtheilen, so tritt zum Bewußtsein der Verkümmerung auch noch der geistige Schmerz und Zorn hinzu, daß es so ist, wie es ist, und die Staatsglieder fühlen sich unglücklich. Wann das Volk einen bedeutenden Grad von Geistesbildung erlangt hat, so ist diese geistige Entrüstung über Mißstände schmerzlicher empfindlich, als materielle Uebel, die man bei geistiger Zufriedenheit auf die eine oder andere Weise leichter erträgt. — Hiezu kommt noch, daß oft durch Eroberung oder andere Umstände unberechtigte Menschen an die oberste Spitze kommen und hauptsächlich, wenn sie des Besitzes nicht sicher sind, die kurze Zeit zur Befriedigung ihrer Absichten benützen und den Staat aussaugen und drücken. Auch ist es ersichtlich, daß in absoluten Staaten von der Weisheit und Güte des Regenten und von der Geschicklichkeit, seine Räthe zu wählen, nicht nur Vieles, sondern Alles und Jedes abhängt.

Um nun diesen Gefahren, welche sich früh oder spät in solchen Anordnungen der Menschen einfanden, zu begegnen, ist man auf verschiedene Mittel verfallen. Man hat gesagt: „Laßt uns den Regenten selber wählen, daß wir den tüchtigsten und besten bekommen, nicht aber den zunächst gelegenen, aus einer mächtigen oder reichen Familie.“ Es hat beim ersten Anblicke den Anschein, daß Dieß wirklich das beste Mittel ist, den Mann der größten Tauglichkeit und des allgemeinen Vertrauens an die Spitze zu bringen. Als sie aber zur Wahl schritten, sahen sie, daß sie meistens nicht den rechten Mann gewählt und außerdem noch große Uebel herbeigeführt hatten. Die Wahl ergab darum nicht den rechten Mann, weil Viele der Wähler nicht die Kenntnisse besaßen, den tüchtigen und gutgesinnten Mann heraus zu finden, weil Andere sich durch Worte und Vorstellungen

einen Mann einreden ließen, weil wieder Andere durch Geld oder sonstige Zumuthungen von Mächtigen sich bestimmen ließen, und weil endlich ein Theil schon vor der Wahl mit dem künftigen Herrscher über Bedingungen übereinkam (Wahlcapitulation), die er dann, wenn er gewählt wurde, zu ihren Gunsten erfüllen mußte. So bekam man einen schwachen Regenten, der von einer Parthei abhing, der schon von vornherein die nöthigen Schritte für den Staat nicht thun konnte, und der, weil nach ihm leicht eine andere Familie zur Regierung kommen mochte, am leichtesten versucht wurde, den Staat nur zu seiner Bereicherung und zur Vergrößerung seiner Hausmacht zu benützen. Manche Wahlkönige, die viel Gutes gewirkt hatten, hätten noch mehr wirken können, wenn sie nicht auf allen Seiten durch Bande und durch Rücksichten auf ihre Wähler beengt gewesen wären. Viele Wahlkönige aber konnten wegen der Macht und Störrigkeit ihrer Wähler durch ihr ganzes Leben lang nichts Erhebliches leisten. Ja, manchmal suchten mächtige Wähler absichtlich ein schwaches Oberhaupt an die Spitze zu bringen, damit sie, wenn sie schon nicht in Person regiren konnten, doch auf andere Weise desto beliebiger zu schalten und walten vermöchten. Große Uebel aber stellten sich ein, da die Wahl bereits mehrere Male vorkam; denn jedesmal wurde sie von einem Schwanken und Erschüttern des ganzen Staatsgebäudes begleitet. Jeder, der Aussicht zum Throne zu haben vermeinte, setzte Alles in Bewegung, um sich Anhänger und Wähler zu verschaffen, da sich nun die Bestrebungen Vieler entgegenstanden, suchten sie einander zu überbieten und zu besiegen, und so geschah eine Aufregung der Leidenschaften durch Gewalt, durch Drohung, durch Schmeichelei, durch Bestechung, welche nicht selten zu Blutvergießen, gewiß aber immer zum Stillstand aller Staats-

sicherheiten führten. Daher nahmen die Menschen lieber zur Erbfolge ihre Zuflucht, d. h. sie bestimmten, daß nach einer festgesetzten Regel der Thron vererbt werden solle. Gewöhnlich wurde der erstgeborne Sohn des Regenten sein Nachfolger, im Falle kein Sohn da war, ging die Regierung auf die nächsten Seitenverwandten und deren Abstammung über. In vielen Staaten konnten sogar Weiber folgen. Es tritt wohl hier der Mißstand ein, daß sich nicht Kraft, Weisheit und Regententugend vererben lasse, wie andere Güter, daß daher auf einen großen, kraftvollen, tüchtigen Vater ein schwacher und wenig begabter Sohn folgen konnte; allein die Menschen ließen sich diese Uebel viel lieber gefallen, als die eines Wahlreiches, wo bei einem Thronwechsel nicht untergeordnete Güter, sondern allemal gleich das ganze Land in Gefahr kam.

Ein anderes Mittel, die Gefahren der Alleinherrschaft (Monarchie) zu vermeiden, lag in der Republik. Die Menschen sagten: „Laßt uns ohne einen Herrscher unsere Angelegenheiten selber abthun." Sie hatten hierin verschiedene Arten. Entweder kamen Alle zusammen, berathschlagten über ihre Verhältnisse und machten durch Mehrheit der Stimmen einen Beschluß, welchen Beauftragte, ebenfalls durch Stimmenmehrheit gewählt, in Vollziehung setzen mußten. Diese Art zeigte sich bald als die allerunbrauchbarste. Weil Alle zusammen kamen, so kamen auch die Unverständigen, die Unwissenden und die Schlechten, und diese drei Klassen zusammen machten oft die Mehrzahl. Wer nicht tüchtig genug war, konnte die Sache nicht in ihrer Ganzheit fassen, er verfiel nur auf ein einzelnes Merkmal (Symptom) und verfocht mit der Heftigkeit, welche beschränkten Menschen eigen zu sein pflegt, weil sie nur Weniges und nur das Nächste sehen, seine Ansicht über das Merkmal. So zersplitterte sich die Sache in ihre

Theile, und kein noch so gut durchgeführter Theil konnte die Sache selber retten. Im Abstimmen überschrieen und übertobten sie einander, und wenn das endliche Ziel heraus kam, war es ein anderes, als das man angestrebt hatte. Wurden nun solche Dinge durchgeführt, so zeigten sie sich überall unzulänglich, der Staat kam in Gefahr, die Schwankungen wurden größer, und der verzagte Pöbel schrie nun nach einem Manne, der sein Vertrauen hatte, und der helfen könne. Der Mann wurde mit unbedingter Vollmacht bekleidet und rettete gewöhnlich auch den Staat — aber in seiner unbedingten Vollmacht, die ihm nicht selten bis zum Lebensende blieb, war er ja ein König, wenn er auch den Namen nicht hatte. Zuweilen thaten sich Männer hervor, welche die rathlose und zersplitterte Menge durch ihr Wort leiteten, große Redner, welche die Meinung, die dem Ganzen Noth that, als Meinung jedes Einzelnen zu erzeugen verstanden und in der Abstimmung den Beschluß hervorbrachten, den sie als den tauglichsten erkannt hatten. Solche Männer waren auch Könige und regirten oft ihr Leben lang, wenn auch das Volk meinte, sie hätten gar kein Amt inne. Ein großes Uebel entstand in solchen Staaten, wenn die Mehrzahl der Mitglieder unsittlich war; denn dann verfolgten die Einzelnen in den Abstimmungen ihre eigenen habsüchtigen Zwecke, und dem Ganzen konnte nie Heil werden, was gerade in einer verderbten Gesellschaft um so nothwendiger war. Wenn jeder Einzelne verständig, weise und gut ist, dann ist diese Regierungsart eine der besten, aber dann ist überhaupt jede leicht eine der besten. Noch ein Uebel stellt sich ein, wenn der Staat groß ist, und die Stimmenden eine bedeutende Menge ausmachen; denn dann wird die Leitung der Berathschlagungen immer schwieriger und ist endlich bei einem gewissen Anwachsen der Menge gar nicht mehr möglich. Es geschah daher fast überall in

der Welt, wo solche Staatsformen entstanden, daß sie meistens in Königtümer ohne Namen und dann mit Namen übergingen. Ja sogar, es ist nichts leichter, als daß aus absoluten Volksregierungen (Demokratien) absolute Monarchien entstehen; denn wenn Einer sich zum Lieblinge des Volkes zu machen weiß und geschickt seinen Vortheil versteht, so muthet ihm das Volk in seinem Vertrauen Alles zu, es überträgt ihm Alles, legt alle Gewalt auf ihn, alle Angelegenheiten, alle Ehren, freut sich hiebei seines Helden und hat einen König, ehe es Dieß selber weiß. Wenn es die Sache inne wird, ist rückgehen meistens zu spät; denn der Mann hat Anhang und Macht gewonnen und behauptet sich als Herrscher. Die Geschichte erzählt Beispiele, wie Völker gerade um ihre unbändigste Freiheit durch einige wenige Künste gebracht worden sind.

Man hat, um solche Uebel zu vermeiden, die Republiken auch anders gemacht. Man ließ nicht alle Staatsglieder an der Regierung Theil nehmen, sondern man wollte die Besten (was im Griechischen Aristoi heißt) dazu verwenden. Ein solcher Staat hieß dann eine Aristokratie. Diese Regierungsart wäre gewiß eine der vorzüglichsten, wo nicht die allervorzüglichste, wenn sie nicht an zwei Unmöglichkeiten scheiterte und nach dem Zeugnisse der Geschichte auch immer gescheitert ist; nämlich an der Unmöglichkeit, die Besten zu finden und sie fortdauernd als solche zu erhalten. Ist es schon sehr schwer, einen Einzigen als König zu wählen, der der Tauglichste sei, so ist es noch unendlich schwerer, Viele zu bestimmen, welche am besten die Regierung führen sollen. Wollte man sie wählen, so würden all die Unruhen, wie bei Wahlkönigen, nur noch verworrener und stürmischer kommen, daher man andere Bedingungen festgesetzt hat, aus denen sie ein für allemal zu erkennen

seien: nämlich bestimmte Abstammung, Möglichkeit der Bildung, Vermögen, Stand, Ansehen und Dergleichen. Aber alle diese Bedingungen brachten nicht die volle Gewähr, daß man die Besten habe, sondern nur die Angesehensten, Mächtigsten, Reichsten. Aber auch gesetzt, daß sie die Besten gewesen wären, so blieben sie es nicht; denn da auf solche Weise die Regierung bleibend bei einigen wenigen Familien war, so konnte es nicht fehlen, daß sich diese unter sich zu stärken versuchten, daß sie die Regierung zu ihrem Vortheile gebrauchten und nicht leicht eine neue Familie in sich aufkommen ließen; wodurch die Andern wieder gereizt und eifersüchtig wurden und Verschwörungen spannen, was wieder zur Folge hatte, daß die Machthaber sich desto strenger benahmen. Die Geschichte erzählt Beispiele von solchen Republiken, wo ein solcher Druck herrschte, wie es je in den völligsten Despotien der Fall gewesen sein konnte.

Man stellte Republiken in neuerer Zeit auch so zusammen, daß die gesetzgebenden und die vorzüglichsten vollziehenden Gewalten auf bestimmte Zeiten gewählt wurden, und daß man die Art der Wahl in einem reiflich erwogenen Gesetze feststellte. Diese Republik hat bei Weitem größere Vorzüge, als die beiden früheren. Daß sie aber je nach der Wahlart bald zur Demokratie, bald zur Aristokratie hinneigen könne, begreift sich.

Daß die Republiken in ihrer äußeren Oberfläche unruhiger sein müssen, als die Monarchien, liegt in der Natur der Sache, indem da abwechselnd viele Menschen an der Regierung betheiligt sind, und namentlich auch die oberste Leitung gewählt werden muß. Eine andere Thatsache steht auch bei Republiken fest, in deren Gründe wir hier nicht näher eingehen können, nämlich daß sie überall, wo man sie bis jetzt in der Geschichte durch längere Zeit beobachten

konnte, eine größere Kriegs- und Ländersucht entwickelten, als Monarchien.

In neuer Zeit hat man auch, um die Gefahren der absoluten Monarchie und der Republik, namentlich in Ländern, deren Lage, Sitten und bisherige Gewohnheiten der letzteren ungünstig waren, zu umgehen, einen anderen Weg eingeschlagen, man behielt nämlich die Monarchie, beschränkte sie aber durch eine sogenannte Constitution. Ich werde davon in meinem nächsten Aufsatze sprechen.

[Die Fahnenweihe der Linzer Nationalgarde.]

Oesterreich. Linz, 19. Jun. Wir feierten gestern in unserer Stadt ein schönes Fest. Es wurden nämlich drei Fahnen für die Nationalgarde geweiht und von ihr in Empfang genommen. Der Platz der in einer so reizenden Gegend liegenden Stadt Linz war auf das Festlichste geschmückt, ein Altar war auf seiner Mitte errichtet, zu beiden Seiten desselben stand ein freundlicher Säulenbau, von den meisten Häusern wehte die deutsche Fahne, und alle Fenster waren mit Teppichen geziert. Der sehr schöne Tag und die glänzende Sonne verherrlichten das Fest. Von einer sehr zahlreichen Zuschauermenge umstanden, bildete die Nationalgarde ein Viereck, innerhalb dessen die heilige Handlung von dem Bischof und vielen Priestern verrichtet wurde. Als Dieß vorüber war, und die Zeugen sich eingetragen hatten, wurden die Fahnen dem Wehrkörper übergeben und, während die Geistlichkeit unter Glockengeläute sich wieder in die Pfarrkirche entfernte, in den Lüften entfaltet. Von einer glänzten die deutschen Farben hernieder. Als man die Volkshymne spielte, wurde dem Kaiser, dem man wohl mit mehr Recht den Namen des Guten beilegen könnte, als mancher Herrscher seinen schimmernden Beinamen trägt, von allen Anwesenden ein wiederholtes, von Herzen kommendes Lebehoch gebracht. Zuletzt zog die Nationalgarde unter dem Gruße aller Beiwohnenden und unter dem freund-

lichen Wehen der Tücher der Frauen in Zügen vorüber. Ihre Haltung ist in Bezug der kurzen Uebungszeit musterhaft zu nennen. Das ganze Fest hatte etwas so religiös Erhebendes und Feierliches, daß ich nicht umhin konnte, Ihnen davon zu berichten. Diese Würde und dieser Ernst, den Nationalgarden und Zuschauer behaupteten, däuchte mir sehr am Platze, weil eine schwere, wohl zu behandelnde Zeit über uns hängt, und weil unsere Brüder in den heißen Schlachtfeldern Italiens ihr Leben täglichen Beschwerden und täglicher Todesgefahr mit solcher Entschiedenheit entgegen tragen, daß wir trotz der vielen Arbeit, die wir zu Hause haben, alle Tage mit Liebe und Anerkennung ihrer denken sollen. Möchte in den Angelegenheiten unsers Vaterlandes eben so Weisheit, Rath, Besonnenheit, reifliches Ueberlegen und Selbstbezwingung am Platze sein und fortdauernd herrschen, als bei diesem kleinen, aber nicht bedeutungslosen Feste die Empfindung der Würde und Feierlichkeit des Augenblicks in allen Herzen der Bewohner der schönen Hauptstadt des Landes ob der Enns zu erkennen war.

[Der Empfang des Erzherzogs Johann in Linz.]

Oesterreich. Linz, 17. Jul. Heute gegen 8 Uhr Morgens kam der Erzherzog-Reichsverweser auf seinem Wege von Frankfurt nach Wien, wohin er zur Eröffnung des Reichstags geht, in unserer Stadt an. Er wurde schon gestern Abends erwartet. Zweihundert weißgekleidete Mädchen, mit dem deutschen Bande um die Schultern und mit Blumen in den Locken und an der Brust, standen am Landungsplatze des Regensburger Dampfschiffes, um ihn zu empfangen. In Mitte dieser festlichen Kinderschaar standen Offiziere, Staatsdiener und Bürger, um den Erwarteten zu begrüßen, und längs des Gestades war die Bürgerwehr aufgestellt, umgeben von einer Menge Volks, welches dem Feste beiwohnen wollte. Das ankommende Schiff brachte aber die Nachricht, daß der Erwartete erst am nächsten Morgen eintreffen werde. Viele Freude war vereitelt; denn die Stadt, der Hauptort jenes Landes, in welchem ein großer Theil der Berge liegt, die unser Erzherzog so liebt, hat einen doppelten Antheil an dem Manne: erstens als deutschem Reichsverweser, welchen Antheil sie mit allen deutschen Städten und Ländern theilt, und zweitens als Mann ihrer Berge, welchen sie nur allein mit den freundlichen angrenzenden Gebieten besitzt. Fünfhundert Fackeln waren in Bereitschaft, um ihm einen Festzug und ein

Lied darzubringen, und in allen Häusern wurde gerüstet, um feierlich zu beleuchten. Aber es mußte stumm und dunkel bleiben. Heute Morgen wurde er in derselben Art, wie gestern, erwartet. Unter dem heiter glänzenden Himmel flog endlich das Dampfboot mit vielen Flaggen geziert die Donau herunter. Als der Erzherzog auf dem Verdeck erblickt ward, tönte ihm ein tausendstimmiges Hoch zu. Als er die Treppe des Landungsplatzes betrat, empfingen ihn die Mädchen. Eines reichte ihm einen Blumenstrauß, ein anderes auf silbernem Teller in einem geschnitzten Holzbecher einen Labetrunk dar, den er freundlich annahm. In Bezug auf diesen Becher muß ich erwähnen, daß er erst in neuester Zeit von einem jungen Mann, Johann Rint, den sein eigener Hang zu Arbeiten dieser Art hintrieb, geschnitten wurde, und daß es nicht etwa eine gewöhnliche Holzschneiderei, sondern im wahren Sinne ein Kunstwerk ist. Er mahnt durch den gothischen Styl und den Fleiß an die so schönen Werke des Mittelalters. Die Bürgerwehr von Linz und Urfahr, durch die Bewunderung dieser Arbeit angeleitet, erwarb den Becher, um ihn dem Erzherzog zum Geschenk zu reichen. Darum sind auch um den Rand des Untersatzes die Worte eingegraben: „Dem deutschen Reichsverweser von der Nationalgarde zu Linz und Urfahr. Am 17. Jul. 1848." Das Mädchen sprach bei der Ueberreichung des Bechers ungefähr folgende Worte: „Deutsche Frauen und Jungfrauen können bei dieser ernsten Zeit nichts Hervorragendes thun, aber sie bitten und flehen zu Gott, daß er das Werk gelingen lasse, und daß er den Mann, der sich ihm nun zuwendet, mit langem Leben, mit Kraft und mit Gesundheit ausrüste. Sie bitten, daß er von ihnen zum Willkomm als deutscher Reichsverweser in deutschem Becher einen deutschen Trunk annehme." Dieß that der Erzherzog und

trank Allen zum Willkomm zu. Hierauf wurde er unter dem Vortritt der Mädchen und gefolgt von all den Empfangnehmenden und Theilhabenden, unter dem Spiele des Volksliedes, unter jubelndem Lebehochruf, unter un-
5 aufhörlichem Schwenken der Tücher und unter dem Donner des Geschützes von dem Regensburger Schiffe bis zu dem von Wien begleitet. Auf dem Verdecke desselben sprach er zu den Anwesenden, dankte für den Empfang, erkundigte sich nach manchem Manne und drückte, als man auf sein
10 neues Amt hinwies, seinen redlichsten Willen und seine ernsteste Absicht aus, zu arbeiten, was er nur könne. Hier wurde ihm auch der Becher, den er früher wieder auf den Teller gestellt hatte, von der Bürgerwehr als Geschenk übergeben, das er mit Freude und mit Anerkennung annahm und
15 gut zu verwahren befahl. Wir wünschen dem Künstler, der die zarten Rebengewinde nur für sich geschnitten hatte, Glück, daß sein Werk in solche Hände kam, und daß es durch den Moment der Zeit historische Bedeutung gewinnt; wir wünschen auch der Linzer und Urfahrer Bürgerwehr
20 Glück zu dem Gedanken, das Kunstwerk für diesen Zweck erworben zu haben; denn die Kunst, bisher nur Eigenthum und leider auch oft nur Magd von Privatleuten, soll nun Eigenthum von Körperschaften, und wir hoffen es zu Gott, von der deutschen Nation werden. Als das Schiff
25 in Bereitschaft war, verabschiedete sich der Erzherzog von der Begleitung; diese zog sich zurück, und der Dampfer seine Geschütze lösend, mit Flaggen bedeckt, wendete sich in einem zierlichen Bogen von der Zuschauermenge, welche Lebewohl nachrief, in den Donaustrom hinaus und flog
30 mit seiner wirbelnden Rauchsäule in der Richtung nach Wien zu. Das Fest, ein durchaus würdiges und schönes, war von der ganzen Menge, Das sah man deutlich, in seiner Wesenheit empfunden. Der Schreiber dieser Zeilen,

ein Mann in reifen Jahren und bedeutungslosen Festgeprängen von Herzen abhold, war in seinem Innersten erschüttert und konnte sich der Thränen kaum erwehren, wenn er bedachte, wie viel hier auf einem Manne ruhe, welches Zutrauen ihm entgegen komme, und wie viel Segensreiches in der Zukunft liegen könne oder auch Unglückliches. In diesem Sinne ist es auch, daß er das Fest für sehr bedeutend in der Zeit ansieht, und daß er die Beschreibung desselben zur Verbreitung im deutschen Vaterlande in die Spalten Ihres Blattes sendet.

Nekrolog.

(**Alois Kaindl**, Lederfabrikant in Linz.)

Am 10. November dieses Jahres starb in Linz ein Mann, der eine Zierde und ein Beispiel dieser Stadt, der Bürgerschaft, und man kann unbedenklich sagen, der Menschheit war. Alois Kaindl, Lederfabrikant, 64 Jahre alt, vertauschte an diesem Tage, Nachmittags um halb 4 Uhr, das Zeitliche mit dem Ewigen. Der Schreiber dieser Zeilen, obwohl an Jahren jünger und an Güte diesem Manne nicht gleich, erfreute sich dennoch seiner Achtung und Liebe und möchte ihm deßhalb gerne diese Zeilen, gleichsam wie eine Blume, wie einen Zoll seiner Verehrung, auf das Grab niederlegen.

Alois Kaindl baute im Jahre 1816 sein auf dem untern Graben stehendes Haus, bezog es im Jahre 1817 und waltete darinnen bis zum Jahre 1847, wo er das Geschäft, wegen Ueberhandnahme seiner Krankheit, eines Herzklappenfehlers, an seine beiden Söhne abgab.

Im Zeitraume dieser 30 Jahre betrieb er sein bürgerliches Gewerbe mit der Umsicht und Sorgsamkeit, die den guten Hausvater und den rechtlichen Bürger bezeichnet. Aber so groß auch der Vorzug in unseren Zeiten ist, durch sein Leben hindurch sein Geschäft rechtlich und ehrenvoll geführt zu haben, so theilte er doch diesen Vorzug, wir wollen es hoffen, mit Vielen: aber mit Wenigen

mochte er einen andern Vorzug theilen, nämlich den der Vortrefflichkeit seines Charakters. Hierin kann er Vielen, Vielen von uns als Muster vorleuchten. Wie freundlich und achtungsvoll er einem Jeden begegnete, der mit ihm in Berührung kam, wissen Alle, die je mit ihm auch nur einige Augenblicke zu verkehren hatten. Wie unbedeutend auch der Mensch war, der mit ihm redete oder von ihm etwas erbat, er behandelte ihn doch mit Achtung und Zuvorkommenheit, ja er that hierin immer eher zu viel, als zu wenig. In seinem Hauswesen und in seiner Erscheinung war er sehr einfach, er hätte sich geschämt, Prunk oder Aufsehen zu zeigen. Er war fast immer im Grenzbezirke seines Hauses und liebte es, wenn ihn alle seine Leute „Herr Vater" nannten. Hierin war er der Bürgersmann der alten Zeit, die leider! immer mehr zu entschwinden beginnt. Was aber die Blüthe und der Gipfelpunkt dieses Mannes war, war sein unerschütterlicher Edelmuth und die unbeschreiblich tiefe Güte seines Herzens. Er übte die Tugend unscheinbar und beharrlich, als Bedürfniß seines Wesens. Er liebte alle seine Leute, selbst den Geringsten, sorgte fast mit Aengstlichkeit für sie, und wenn Einer krank war, besuchte er ihn oft in der Nacht noch, sprach ihm zu und reichte ihm Arznei. So war er auch für alle Fremden. Er war hülfreich und hingebend. Wie Viele mag er beschenkt haben, wie Viele tröstete er, wie Vielen gab er Rath; denn auch in der Erfahrung des Lebens und selbst in mancher Wissenschaft war er bewandert, obwohl er diese Dinge sorgfältig verbarg. Wenn es sich um Rechte handelte, die er eintreiben konnte, so verzichtete er lieber darauf, sobald er dem Andern zu wehe thun sollte oder gar Gefahr lief, daß derselbe in der Folge unehrlich würde. Es war überhaupt der Faden, der sich durch sein ganzes Leben zog, daß Jeder ehrlich

und rechtschaffen sein möchte. Bis zum Jahre 1837 unterstützte ihn in seinen Handlungen eine Gattin, über deren ungewöhnliche, sowohl häusliche, als sittliche Vortrefflichlichkeit jetzt noch nach eilf Jahren nur eine Stimme der 5 Anerkennung herrscht. Wie sehr er sie geliebt hatte, geht aus dem Umstande hervor, daß ihn bei ihrer Todeskrankheit einmal Einer seiner Leute vor Tagesanbruch in dem Garten knieen und mit aufgehobenen Händen Gott um das Leben seiner Gattin bitten sah. Aber sie starb. Er 10 ehrte sie durch fortgesetztes Witwerthum, durch Erziehung der Kinder und dadurch, daß er manche ihrer Pflichten in Wohlthun und Pflege übernahm. Die Tage vor seinem Tode, in denen er völlig klaren und ruhigen Geistes war, bat er Alle um Verzeihung, denen er nie etwas Anderes, 15 als Liebes und Gutes, gethan hatte. Wie leicht ihm bei seiner tiefen Religiosität das Gewissen gewesen sein muß, beweis't die freundliche Miene, mit der er im Tode da lag, wie er sie im Leben gehabt hatte, ja, sie wurde am zweiten Tage noch freundlicher und leutseliger. Diesem Manne 20 wird die Erde leicht sein, und wenn er Fehler gehabt hat, so werden sie in dem Buche des Himmels nicht aufgeschrieben sein.

Macht in Amt und Würde, Größe und Ansehen durch Geburt, ja selbst die glänzendsten Begabungen und 25 Talente sind nichts und verschwinden gegen das einzig Große, was der Mensch zu erreichen vermag: die Rechtschaffenheit und Schönheit des Charakters; der Verstorbene hatte sie; darum werden Alle, denen er in der Erinnerung lebt, begreifen, daß ein Freund sein An- 30 denken bei seinen Mitbürgern erneuen und ihm diese warmen Worte über das Grab nachsenden will.

Wien, im November 1848.

[Wiener Stimmungsbild.]

Oesterreich. Wien, 5. Jan. Ich bin nach einer 8monatlichen Abwesenheit wieder hieher zurückgekehrt, um mich ein wenig über die hiesige Stimmung und das politische Leben Wiens in seiner neuen Entwicklungsepoche zu unterrichten. Wenn Jemand, der Wien in der größten Aufregung verlassen hat, nun nach längerer Abwesenheit die Stadt wieder sieht, so hat ihr äußerer Zustand den Anblick der größten Ruhe; denn daß Patrouillen gehen, daß Kanonen an manchen Stellen der Basteien stehen, kann doch wohl nur Diejenigen beunruhigen, die vor solchen äußeren Zeichen den innern Zusammenhang und die Größe der Verhältnisse nicht zu sehen vermögen. Aber im Innern der Gemüther ist eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Ich habe viele der menschlichen Freiheit und der menschlichen Entwicklung von Vernunft und Sitte aufrichtig zugethane Menschen gesprochen. Ich habe ihr Urtheil gesucht, weil ich sie als aufgeklärte, gebildete und gemäßigte Menschen kannte, die einer menschlichen Anständigkeit und einem ordnungsmäßigen Verstande folgten. Alle diese waren vor dem März von der innigsten Ueberzeugung ausgegangen, daß unser Volk mündig sei, daß es in praktischen Dingen einen sichern Blick habe, und daß es unverzeihlich sei, wenn man ihm nicht den größten Theil der Verwaltung seiner Angelegenheiten in die Hand gebe. Nun,

nachdem fast zehn Monate vergangen sind, sprechen sie die betrübende Ueberzeugung aus, daß das Volk im Allgemeinen den Beweis geliefert hat, daß es unmündig sei, daß es der Verantwortlichkeit ungehemmtester Selbstregierung
5 nicht gewachsen sei, daß es Freiheit und Despotie im eigenen Innern nicht unterscheiden könne, daß es jeder Verführung bloß liege, und daß es als Opfer seiner eigenen Leidenschaften nur Stürme und Verwirrung herbeizuführen vermöge. Es ist daher eine Ordnung und eine Regierung
10 nur möglich, wenn ein strenges und strenge durchgeführtes Preßgesetz, wenn ein Nationalgardengesetz, ein tüchtiges Associationsgesetz, und wenn wohlgeordnete Gemeindegesetze bestehen. Wenn diese Ansicht richtig ist, dann ist es auch der Satz, daß es keine absolute Freiheit gibt, sondern nur
15 eine der jedesmaligen sittlichen Entwicklung entsprechende, und daß es die heiligste Pflicht des menschlichen Geschlechtes, namentlich seiner Regierungen ist, diese sittliche Entwicklung immer mehr zu erweitern und daher unser Geschlecht jener Freiheit entgegen zu führen, die ihm im höchsten Gipfel
20 seiner Vollendung gebührt. Daß es auch Solche gibt, die nur in der allergrößten Strenge, gleichsam in einem ewigen Belagerungszustande, das Heil sehen, und daß andererseits Manche wieder in jeglicher Ungebundenheit ihr Ideal erblicken, ist begreiflich, aber ich glaube nicht zu irren, wenn
25 ich den obigen Ausdruck als den der größten Mehrheit und der größten Bildung bezeichne. Der Belagerungszustand ist so mild, daß man sich nicht dadurch berührt fühlt, im gewöhnlichen Leben gewiß nicht. Das Geschäftsleben hob sich sogar bedeutend, und wenn die Maßregel
30 zur Hintanhaltung jener Erschütterungen und jener Tyrannei, die den Staat an den Rand des Abgrunds zu bringen drohte, angeordnet und ausreichend ist, so mögen manche Unannehmlichkeiten, die dieser Zustand bringt, hingenommen

werden; ganz unerträglich werden ihn nur Jene finden, deren Treiben eben dadurch beendigt werden sollte. Die Ministerien sind sehr thätig, man bereitet die organischen Gesetze, deren ich oben gedachte, vor, und sie werden gewiß von guter Wirkung sein; nur sollte, meine ich, das Ministerium das Volk immer in Kenntniß seiner Thätigkeit erhalten und eine verständliche Ansprache, Artikel und Dergleichen veranlassen, weil sonst seine Gegner Boden gewinnen, und die Menge die beliebte Form gebraucht: „sie thun schon wieder nichts“. Besonders bereiten sich, was nicht genug zu wünschen und zu beschleunigen ist, im Unterrichtsministerium organische und humanistische Entwürfe vor, die wirklich in unserm Oesterreich sehr wohlthätig werden können, und von denen ich Ihnen nächstens sprechen werde. Zu meinem Erstaunen vernahm ich hier von unserm jungen Herrscher allgemein bekannte gute Züge, von denen man in der Provinz gar nichts weiß. Er ist sehr ernst, für seine Jahre zu ernst, wie man sagte, aber er meinte selbst, das Leben sei so ernst, daß sich der Ernst eines Menschen schon dazu gezieme, er arbeitet sehr angestrengt, bekümmert sich um Alles und wendet den wichtigsten Dingen seine größte Aufmerksamkeit zu. Hiebei ist er sehr bescheiden und erinnert sich gerne seiner geringen Jahre und bittet um den Rath bewährter edler Männer. Er spricht mit Ueberzeugung von der Größe der Aufgabe, die ihm geworden, und von der Verantwortlichkeit, die auf ihm laste. Als man ihm eröffnete, daß er Kaiser werden müsse, als er sich lange gesträubt hatte und endlich den eindringlichen Beweisen, daß er so handeln müsse, wich, sprach er die Worte: „Leb' wohl, meine Jugend.“ Diese Dinge weiß man vielfach aus seiner Umgebung und von Leuten, die mit ihm in Berührung kamen. Wenn von der Königin Victoria eine interessante Kleinigkeit

bekannt wird, steht sie in allen englischen Blättern, und von diesen Dingen wird bei uns nichts bekannt, und sie würden doch so wohlthätig in dem Volke wirken. Einen ganzen Tag geht schon das Gerücht, daß Pesth in den Händen der kaiserlichen Truppen sei.

[Reformen im Unterrichtswesen.]

Oesterreich. Wien, 7. Jan. Es war wohl schon längst die Nothwendigkeit anerkannt — nicht bloß in Oesterreich, sondern ich meine fast in der ganzen Welt — daß man in dem Erziehungs- und Unterrichtswesen Verbesserungen einführe. Es war eine tausendjährige Sünde, daß man ganze Schichten der menschlichen Gesellschaft in einem Zustande ließ, in welchem sie, menschlich unfrei und unentwickelt, die Opfer ihrer Leidenschaften waren und in bewegten Zeiten dem Staate, der besseren Gesellschaft und sich selber die Gefahr des Untergangs bereiteten, welchen zu vermeiden stets Mittel der Gewalt und der fürchterlichen Vertilgung des menschlichen Lebens angewendet werden mußten. Wenn man die Frage stellt, wer bei diesem nothwendigen Zwange mehr in der Schuld sei, die gesittete Gesellschaft, welche die tiefer stehende empor zu heben versäumte, oder die Massen, die am Ende, wenn sie einmal eine Allgemeinheit des Affectes ergriff, mit der blinden Nothwendigkeit von Naturgewalten wie Hagel, Feuer, Ueberschwemmung wirkten, so stellt sich wohl die Antwort von selber dar. Der Zwiespalt wächs't aber mit dem Wachsen der Bevölkerung immer mehr, und er kann durch nichts beseitigt werden, als eben dadurch, daß man jene tausendjährige Schuld sühne, wie jedesmal den Sittlichkeitsforderungen des menschlichen Geistes Genüge thun, ihn beglücken, ihnen aber widerstreben, das Unglück der Ge-

sellschaft herbeiführen heißt. Es scheint hiebei fast, als sei dem naturrohen Affecte nur darum seine große thierische Energie verliehen, daß er die Hintansetzung der sittlichen Entwicklung um so furchtbarer räche, der Menschheit die Augen öffne und sie an ihre Pflicht mahne. Wenigstens muß begonnen werden. Wenn auch nur ein klug entworfenes, in die Ferne der Zeit hin wirkendes System dem Uebel völlig abzuhelfen im Stande ist, so kann man doch schon in der Gegenwart die Grundlagen des Systems legen, die Anfänge veranlassen und vorerst den unaufschieblich dringenden einzelnen Forderungen begegnen. Ich werde Ihnen nächstens in einigen Briefen die Allgemeinheit eines solchen Systems entwickeln, wobei ich mich glücklich schätzen würde, wenn nur Einiges davon wahrhaft praktisch annehmbar wäre, und beschränke mich für heute, Ihnen von einigen Anfängen zu berichten, mit denen man in Oesterreich in die Bahn eines sittlich gebotenen Verfahrens eingelenkt hat. Es war bei Besetzung der Lehrstellen des höheren Unterrichts bisher der Gebrauch der Concursprüfungen gewesen, die schriftlich waren, einen Tag dauerten und von einem kleinen mündlichen Vortrag gefolgt waren, der die Gabe des Sprechens von Seite des Candidaten darthun sollte. Zur Begutachtung der Ausarbeitungen waren Fachmänner des Lehrkörpers bestellt, die auch Vorschläge machten. Als Lehrstoff hatte man vorgeschriebene Lehrbücher, von denen nicht abgegangen werden durfte, und der Schüler hatte Niemand, an den er sich wenden konnte, als den in dem Fach ein für allemal angestellten Lehrer. Bei diesem System, das mit großer Vorsicht entworfen schien, stellte sich doch bald die nothwendige Folge desselben heraus, die Unfreiheit der Geistesentwicklung und das Maschinenartige des Erlernens. Der Lehrer, durch seine Concursarbeit auf das Einzelne gewiesen, pflegte

auch das Einzelne, konnte in selbem ein tüchtiges Concurs-elaborat liefern, den Lehrstuhl besteigen und konnte doch in Uebersicht und Beherrschung des Ganzen, gleichsam in der Beseelung seines Gegenstandes, vollkommen unfähig sein. Der mündliche Vortrag, durch den er sich bei der Prüfung beglaubigen mußte, konnte aufgesetzt und eingelernt [werden], und der endliche Professor doch der Begabung, durch seinen Mund die ganze Zuhörerschaft an sich zu fesseln, gänzlich entbehren. Und Jedermann weiß doch, wie zauberisch das gesprochene Wort zu wirken vermag, während das geschriebene oft beinahe kalt läßt. Durch sein ihm vorgeschriebenes Lehrbuch war er des Spielraumes seiner Kräfte, der Liebe und Ueberzeugungskraft seiner von ihm selbst erfundenen Gedanken beraubt und mußte in Vorlesung des vorgeschriebenen Buches mechanisch und langweilig werden, was sich in jedem Jahre der verdrießlichen Wiederholung steigerte. So wurde wirklich bei unsern Universitätsstudien, statt eines freien Spiels der Geisteskräfte zu selbstständigem Urtheil und Schluß, nur ein trauriges Abrichtungswesen erzielt und noch dazu in der Jugend viel Widerwille gegen das Lernen erzeugt. Um nun dem ursprünglichen Geistestriebe des Erschaffens und Erwerbs wieder seinen Raum zu geben, wurde auch bei uns das Institut der Privatdocenten eingeführt, als solcher Männer, die sich in der Allgemeinheit ihres Wirkens, in der Beseelung ihres Gegenstandes und in der Liebe ihrer Zuhörer vorher beglaubigen konnten, also eine Freiheit im Lehren und Lernen herauffführten. Da aber bei der bisherigen Lage unseres Schulwesens alle öffentlichen Merkmale solcher Männer beinahe ganz mangelten, so mußte man zur Beglaubigung derselben zu vorläufigen Maßregeln schreiten, nämlich Ausweisung durch ein Doctordiplom, durch ein geschriebenes Werk oder durch eine Ab-

handlung, ein Colloquium mit dem Lehrkörper des Faches und endlich eine Probevorlesung. Es ist natürlich, daß bei ausgezeichnetem Rufe in einem Fache von diesen Dingen abgegangen wird. Auf diese Weise bekommen wir einen Stand, der genugsam Raum hat, seine Lehrfähigkeit in jeder Richtung hin auf das Freieste zu bethätigen, und der uns die künftigen Professoren liefern wird. Diese Letzteren werden von nun an auch nicht mehr durch Concursprüfungen ernannt, sondern von dem Lehrkörper der Anstalt vorgeschlagen. Die Bedingungen sind, daß von dem Bewerber (Inländer oder Ausländer) geschriebene oder gedruckte Abhandlungen über das vorzutragende Fach vorliegen, und er sich über die Gabe des mündlichen Vortrages ausweise. Auch solche, die sich nicht beworben haben, kann der Lehrkörper vorschlagen. Nur in dem Falle, daß der Lehrkörper sich bei keinem der Bewerber vollkommene Beruhigung verschaffen könnte, oder Dieß das Ministerium bei den Vorgeschlagenen nicht im Stande wäre, kann subsidiarisch eine Concursprüfung angeordnet werden, nur sind hiezu jetzt zwei Tage bestimmt, und die Fragen müssen so eingerichtet sein, daß der Beantworter Gelegenheit hat, sich über Geist und Totalität seines Faches ausbreiten zu können. Das Ministerium setzt dann eine Commission (nicht weniger als drei) ohne Bevorzugung einer Lehranstalt zur Prüfung der Concursarbeiten nieder. Das Gutachten kann auf Verlangen dem Candidaten ausgefolgt werden. Da hier häufig von dem Lehrkörper einer Anstalt die Rede ist, so ist zu bestimmen, wer darin begriffen sei. Es besteht derselbe aus den Professoren (ordentlichen und außerordentlichen), aus den Privatdocenten und dem Vorstande. Soll der Lehrkörper leitend auftreten, so müssen die beigezogenen Privatdocenten zwei Jahre ununterbrochen an der Anstalt gelehrt haben, und ihre Zahl darf nicht

ein Drittel der der Professoren übersteigen, welche Zahl sie aus sich selbst wählen. Wir begrüßen diese Maßregeln mit Freude, namentlich da wir uns immer seit einer Reihe von Jahren mit dem Erziehungswesen abgegeben und oft mit großem Schmerze eine Verbesserung desselben herbei- 5 gewünscht haben. In einem aus so vielen veralteten und doch sehr innig verbundenen Theilen bestehenden System kann nicht Alles auf einmal geändert, ja Manches muß vorläufig geschont werden, daß mit dem Veralteten nicht auch das Taugliche untergehe. Zudem sind die Hindernisse, 10 theils von der Natur der Sache, theils von der Beschränktheit der Mittel und dem Widerstand des Alten herstammend, unglaublich groß; doch wir hoffen, daß der den Unterricht leitende Körper nicht ermatten oder auf halbem Weg stehen bleiben werde. 15

Anton Ritter v. Spaun.

Absichtlich ließ ich eine Zeit vergehen, in welcher unser ungarische Krieg, unsere innern Angelegenheiten und die Wirrnisse Deutschlands die allgemeine Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nahmen, ehe ich von einem Manne sprach, an den meine Seele immer mit größter Liebe und Verehrung denken wird, der Einer der größten und edelsten des Landes war, und den die sturmvolle Zeit, die so viel des Häßlichen hervorkehrte, ich will nicht gerade sagen weggerafft, dessen Tod sie aber gewiß sehr beschleunigt hat. Im Junius dieses Jahres starb in der Benediktiner-Abtei zu Kremsmünster, wohin er sich zur Erholung und Erlangung seiner Gesundheit begeben hatte, Anton Ritter von S p a u n, landständischer Syndikus des Landes Oesterreich ob der Enns. Wenige Menschen werden so viel des Edlen im Privatleben vereinen, wie er, wenige so ihre Berufstreue wahren, wie er, und wenige so werth sein, nicht nur in dem Vaterlande, sondern auch in weiteren Kreisen bekannt zu sein, wie er, ohne daß es ihm eher gegönnt war, diese Anerkennung in vollstem Maße zu finden, als nach seinem Tode, wo man gewiß seine Schriften wieder hervorheben und nicht wird begreifen können, wie man so viel Großes, Edles und Erhabenes nicht schon längst gekannt und geahnt hat. Darum vergönnen Sie, daß ihm ein Freund in Ihrem weitverbreiteten Blatt eine Blume des Andenkens auf das Grab lege. Vor hundert Jahren hat der Großvater Spauns die

Landsmannschaft in Oesterreich ob der Enns erworben. Spauns Vater war in Linz Landrath, dann Syndikus der Stände. Im Jahre 1790 wurde ihm Anton geboren. Er erhielt seine Erziehung in Linz und vollendete seine gesammten Studien mit Inbegriff der Rechts- und politischen Wissenschaften ebendaselbst. Im Jahre 1810 wurde er Auscultant bei dem Landrecht zu Linz, 1817 Rechtsprotokollist, 1818 Secretär, 1821 Stadt- und Landrath, der er bis 1839 verblieb, wo er aus dem Staatsdienst trat, da er einstimmig zum ständischen Syndikus erwählt worden war. Als solcher wirkte er bis zum Jahre 1849. Wie sehr er seiner Pflicht als Staatsdiener nachkam, erzählen alle Die, welche sein Wirken hierin gekannt haben. Was er aber Edles, Menschliches und Hohes in seinen Beruf hineintrug, konnten nur wenige Vertrautere wissen. Da unser früheres Wirken kein öffentliches war, da sich also Wenige unter den Beamten des Staates und der Stände zu öffentlichen Charakteren entwickeln konnten, da aus denselben Gründen auch in dem Bürgerstande Gemeinsinn und Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten nicht aufkommen konnten, so blieb das Reinste und Höchste von ihm, das er in seinen Geschäften wirkte, wenig beachtet. Wie er sein Richteramt mit Gerechtigkeit und Energie, aber auch zugleich mit Wohlwollen und möglichster Schonung ausübte, liegt in den Acten, und wie er in dem Ständewesen der Provinz wirkte, davon kam wenig zur Kenntniß des Publikums und wurde vergessen. Im Jahre 1848 bewahrte er seine auf Grundsätzen beruhende Ueberzeugung, daß kein Heil von gewaltsamen Umstürzen und Entfesselung der Leidenschaften, sondern nur von gesetzlichem Fortschritt zu erwarten sei. Diese Ueberzeugung sprach er unter allen Stürmen und in allen öffentlichen Verhandlungen aus. Was auf diesem Wege zur Freiheit

führte, fand in ihm einen Vorkämpfer. Schon im April 1848 hat er in der Versammlung der Provinzialstände zu Wien den Verzicht der historischen Stände auf ihre erblichen Vertretungsrechte für eine unerläßliche Bedingung einer freien, volksthümlichen Verfassung erklärt. Aber auch jeder blinden Leidenschaft, jedem selbstsüchtigen Uebergriffe, jeder unreifen Staatskenntniß trat er beharrlich entgegen. Oft war er hiebei nur von Wenigen unterstützt, oft stand er allein. Wie tief sein Herz bei der immer mehr abirrenden Freiheitsbestrebung litt, wie gern er sein Volk, das er so liebte, auf eine edle Stufe gestellt hätte, wie sehr er auch Die, welche Alles durch Ungestüm und Unkenntniß zu verwirren drohten, auf bessere Wege hätte führen mögen, wissen Die, welche ihm nahe gestanden und welche die Eröffnungen seines Herzens über die Tagesereignisse und über die Führer des Tages vernommen hatten. Ein tiefer Schmerz war in seiner Seele, und gewiß hat dieser Schmerz auf ein Uebel, das er schon länger hatte (eine Herzkrankheit) so gewirkt, daß er ihm unterlag und im Angesicht der schönen Gebirge, die er so oft betrachtet (wie ein edler Dichter von ihm sagte), begraben liegt.

Sein schönstes und bestes Wirken nebst der erhebenden Lieblichkeit seines Umganges war sein schriftstellerisches. Gedrückt von dem Zustande des Landes und nicht in der Lage, durch directes Wirken abzuhelfen, wandten sich seine Augen auf die glanzvolle Geschichte unserer Vorzeit, welche die Keime einer freieren Verfassung enthielt, als sich in späteren Jahrhunderten entwickelt hat. Er wollte durch Darstellung des Glanzes dieser Geschichte große Erinnerungen wecken, die Schattenseiten, aus denen das System geflossen war, erhellen, das Volksbewußtsein erheben und auf das Treue, Volksthümliche und Altsittliche unserer ländlichen Bevölkerung hinweisen. Daß ihn der Sinn für Hebung

der Menschen hauptsächlich beseelte, zeigte er schon in der Jugend, wo er mit gleichgesinnten Freunden eine Zeitschrift für Bildung der Jünglinge herausgab. Zwei Bände waren erschienen, als aber ein freisinniges bekanntes Oppositions-blatt in Weimar das Erscheinen dieser Zeitschrift als eine Morgenröthe deutscher Gesinnung in Oesterreich begrüßte, wurde Spaun durch ernste Drohungen an der Fortsetzung gehindert, und das Erschienene verschwand aus dem Buch-handel. Vorzüglich war sein Gemüth der Heldensage zu-gewendet. Schon 1816 beschäftigte er sich mit ihr, und schon damals, pflegte er zu sagen, habe er geahnt, daß seine Heimath, das schöne Oberösterreich, einen Antheil an ihrer Pflege habe. Voll Liebe zu diesem Lande, wie er war, und dadurch gekränkt, daß das andere Deutschland auf Oesterreich-Deutsch mit Geringschätzung blicke, ging er seiner Ahnung nach und forschte unermüdlich in dieser Richtung. Das erste Ergebniß dieser Forschungen war die Schrift über Heinrich v. Ofterdingen und das Nibelungenlied. Sie wurde in Oesterreich größtentheils unbeachtet gelassen und von nord-deutschen Philologen verunglimpft. Schlosser in Heidelberg aber schrieb ein umfassendes, sehr anerkennendes Urtheil dar-über, in welchem er unter Anderm sagt: daß in diesem kleinen Büchlein so viel Geschichte sei, nicht bloß über das einzelne Gedicht, sondern über den Kreis, wozu es gehört, und über die Poesie der Zeit, aus welcher es hervorgegangen, als man in manchen dicken Büchern vergeblich suchen würde. Die königlich-dänische Gesellschaft für nordische Alterthums-forschung zu Kopenhagen trug ihm ein Diplom an, der alter-thumsforschende Verein in Sachsen-Meiningen ernannte ihn zum correspondirenden Mitglied und der historische Verein für Kärnthen, Krain und Steiermark zum Ehrenmitglied. Am 24. Mai 1848 wurde er von der Akademie der Wissenschaften zu Wien zum correspondirenden Mitglied ernannt.

Was auch die Meinung über den Endbeweis der Schrift sein kann, wenn Spaun auch irrt (was der Oberösterreicher, den die Heimathluft aus jeder Zeile der Nibelungen anweht, durchaus nicht glauben kann), so ist doch der Werth der Schrift ein sehr großer, ein Muster edler, gewissenhafter Forschung, ein reicher Quell von Thatsachen und eine reine, edle Darstellung, was besonders Schlosser hervorhebt. In letzter Zeit ist bei Heckenast wieder eine Schrift über die Heldensage „Die Nibelungenklage" erschienen, aber in die Revolution gefallen. Spaun bereitete ein Werk über den ganzen zusammengehörenden Kreis jener Dichtungen vor, in welchem immer dieselben Adelsgeschlechter spielen; er hatte überraschende Thatsachen entdeckt, aber der Tod hinderte das Gedeihen. Viele andere Schriften, die in einzelnen wenig gekannten Sammelwerken zerstreut sind, zeigen alle das Bemühen, Liebe zu unserer Vorzeit und Nationalgefühl zu wecken. Im Jahre 1845 gab er die österreichischen Volkslieder mit ihren Singweisen gesammelt heraus und widmete sie allen Deutschen. Die Darstellungsweise in seinen Schriften reiht ihn den ersten Meistern an, sie ist rein, edel, würdevoll, tief, klar, fließend, aus den Anschauungen einer großen Seele kommend und zu dem innersten Herzen sprechend. Mir drangen seine Arbeiten, ehe ich ihn selber persönlich kannte, mit der schönen Ruhe Herder'scher Darstellung in das Gemüth. Gewiß wird man die wenigen Bändchen, die seine gesammelten Schriften enthalten können, einst in Ehren halten und sie als von einem ausgezeichneten Mann kommend zu den andern Werken stellen, die uns unsere großen Geister hinterlassen haben. Im Umgang mit gleich gestimmten Menschen machte er den Eindruck eines weisen, rechtschaffenen, klaren und bescheidenen Mannes. Ich habe wenige Menschen in so kurzer Zeit so sehr lieben gelernt, wie ihn. Mögen ihn die wenigen Worte im Jenseits freuen, und möge ihm die vaterländische Erde, die er so liebte, leicht sein!

Die octroirte Verfassung.

Am 8. März ist in unserer Provinzial-Hauptstadt Linz vom Balkone des Rathhauses die von Sr. Majestät dem Kaiser für die ganze Monarchie gegebene Verfassung verlesen worden.

Wir wollen über diese Erscheinung zu unseren Mitbürgern einige Worte reden und zu diesem Behufe mit jenem Schlagworte beginnen, das jetzt in Aller Munde ist, und das doch von so Wenigen verstanden wird — mit dem Worte: *Freiheit*.

Die Freiheit ist die Abwesenheit der Beschränkung. Im absoluten Sinne können wir sie nur an Gott vorhanden denken, nämlich: Abwesenheit *jeder* Beschränkung. Der Mensch hat Schranken, nämlich die Naturgesetze. Niemand kann unabhängig sein von der Schwere, dem Wetter, der Luft, der Sonne und Dergleichen. Der Mensch braucht zu seiner Existenz eine Menge irdischer Dinge, und diese begehren die Triebe in ihm, die oft mit Ungestüm hervortreten und dann *Affecte* heißen. Der Affect ist an sich egoistisch, er will nur seinen Gegenstand an sich allein heran reißen. Darum ist die Vernunft in dem Menschen, die da sagt, *daß Alle gleichmäßig existiren müssen, und daß Jeder seine Affecte dahin zu bändigen hat, daß Alle gleichmäßig, als vernünftige Wesen, ihrem Vernunftzwecke: größter menschlicher Vervoll-*

kommnung, nachgehen können. Man heißt jenes Benehmen, daß Jeder unbeirrt seiner menschlichen Vervollkommnung entgegen gehen kann, Gerechtigkeit, und die Nichtbeschränkung der Gerechtigkeit ist menschliche Freiheit. Freiheit ist also nicht die Erlaubniß zu jeder möglichen That, Das wäre nur Freiheit für Einen und Sklaverei für den Andern, und würden wir Alle insgesammt diese Freiheit ausüben wollen, so wäre ein Krieg Aller gegen Alle die Folge, also gerade die Vernichtung der Freiheit. Die Freiheit ist also eigentlich der leere Raum, den die Menschen mit sittlichen Thaten erfüllen sollen. Je größer der Theil ist, den Einer in Anspruch nimmt, um ihn mit Allerlei auszufüllen, desto kleiner wird der Rest für die Uebrigen. Wären wir alle absolut vernünftig, so würden uns alle Handlungen erlaubt sein; denn wir würden dann von selbst keine begehen, die gegen die Gerechtigkeit wäre, und der Staat, als Schutzanstalt gegen Uebergriffe, wäre gar nicht nothwendig, sondern wir brauchten höchstens eine Ordnungs-Commission, welche zu sorgen hätte, daß nicht durch Elementar-Ereignisse oder durch Irrthum Verwirrung in der Gesellschaft entstände. Die Gegner der Freiheit sind die Affecte, welche ein Uebermaß für sich verlangen und daher einen Abgang für den Andern. Daß diese Affecte nicht übergreifen können, dafür ist der Staat da. Je mehr der Mensch noch seinen Affecten hingegeben und je weniger er vernünftig entwickelt ist, desto nöthiger ist der Staat, desto mehr müssen die Affecte gebunden sein, und desto weniger können die Handlungen sein, die den Menschen unbedingt frei gegeben sind. Die Freiheit ist also kein unmittelbar bestimmtes Gut, das in seiner gewissen Gestalt immer und allzeit den Menschen gebührt, sondern die Freiheit ist an ein Maß gebunden, und dieses Maß heißt Vernunftentwickelung. Je

größer diese Entwickelung, desto größer die Freiheit. Da nun nirgends die Vernunftentwicklung eine absolute ist, so bestimmt in jedem freien Staate die Verfassung, wie viel den Staatsbürgern in die Hände gegeben wird, und wir. Die Verfassungen sind also das Maß der Freiheit, gemessen an dem Grade der Vernunft-Entwickelung.

Nicht jene Verfassung ist daher die beste, welche die größtmöglichste Menge von Freiheit gibt, sondern welche die der Vernunft-Entwickelung angemessenste gibt. Was darüber wäre, würde dem vernünftigen Gebrauche entrückt und den Affecten anheim fallen. Die größten Feinde der Freiheit tauchen daher allemal in Zeiten auf, wo gerade die Freiheit geboren werden soll. Es sind Das diejenigen Menschen, die ihren Affecten hingegeben sind, die recht viel Handlungen für sich haben möchten, die daher für eine unermeßliche Summe von Freiheit stimmen, Das heißt, die Losbindung der Affecte verlangen. Je mehr der Mensch der Sklave seiner Affecte ist, je weniger er die Tugend der Mäßigung und Gerechtigkeit kennt, desto mehr will er Freiheit, Das heißt Willkür. Und wenn er sie hat, thut er die Thaten seiner Affecte, verringert den Wirkungskreis Anderer und übt an ihnen Gewalt. Die Folge davon ist Furcht, Verzagung, Mißtrauen, Verarmung — und endlich Hülferuf um jeden Preis, selbst mit Waffen und mit dem Verluste der Freiheit. Daher kömmt die Erscheinung, daß so oft in der Geschichte die größten Freiheitsbestrebungen mit einem viel kleineren Maße derselben endigten, als man hätte erwarten sollen, ja oft ganz dem Militär-Despotismus anheim fielen. Daher kann man den Völkern nicht genug die Lehre zurufen: Mißtraut euren Drängern, die euch mit unermeßlicher Freiheit und mit ewigen goldenen Gütern zu über-

häufen versprechen, sie sind meistens durch die Gewalt ihrer Affecte herabgekommene Menschen, die nun wieder von ihren Affecten getrieben werden, sich großen Spielraum und große Befriedigung zu erwerben, um, wenn sie ihn haben, wieder herab zu kommen und alle Die mitzureißen, die ihnen vertrauten.

Dieß vorausgeschickt, kommen wir auf unsern Gegenstand zurück. Der Kaiser von Oesterreich hat seinem Reiche eine Verfassung gegeben. Da erhebt sich nun der Vorwurf: Warum hat er sie nicht von den Staatsbürgern selber machen lassen, warum hat er nicht abgewartet, bis der Reichstag, der doch zu dem Zwecke zusammen gekommen war, dieselbe fertig gebracht hätte? Es ist ein jedesmaliger Zug bei großen Freiheits-Bestrebungen, daß die Menschen selber die Freiheit machen wollen, und nichts scheint natürlicher und billiger, da sie doch selber am besten wissen müssen, wie reif sie seien, und welch großes Maß sie ertragen können. Aber doch läuft eine Täuschung mit. Man hält gewöhnlich sein Verlangen nach Freiheit für Reife zu derselben, und weil in solchen Zeiten die Affecte selbst nüchterner Menschen aufgeregt sind, so gehen diese Affecte eben ihre gewohnten Wege und verlangen ein Uebermaß von Befriedigung. Daher kömmt jener merkwürdige Zug der Geschichte, daß sogenannte constituirende Versammlungen jederzeit von ihrem Zwecke ab zu allerlei andern Machtäußerungen gerissen werden und daher sehr viel Zeit brauchen, daß sie ferner ebenfalls von Gefühlen ergriffen sind und daher dieselben vor dem Verstande vorwalten lassen, daß sie drittens aus diesem Grunde weniger auf die Lage des Landes sehen, sondern sich große,

das Herz erhebende und erschütternde Ideen vorschweben lassen, die sich auch meistêns in tönenden Worten kund geben, und daß sie daher endlich meist eine Verfassung zu Stande bringen, welche eine Theorie ist und erst des Zusammenhanges mit dem Lande, für welches sie gegeben ist, harrt. Nur in Nordamerika war es anders; dort handelte es sich aber nicht, eine Freiheit erst zu erzeugen, sondern die schon aus England mitgebrachte auf amerikanischem Boden nur selbstständig zu machen und nach Maßgabe zu verändern.

Es war Dieß daher mehr ein Krieg wie zwischen unabhängigen Mächten, und zudem ist Amerika ein Glück zu Theil geworden, wie es nicht jede Bewegung alle Tage zu erwarten das Recht hat, nämlich zwei Männer zu besitzen, wie Washingthon und Franklin. Trotz der Bedenken bezüglich constituirender Versammlungen scheint es doch der natürliche Weg der Dinge und der Gemüther zu sein, sie gewähren zu lassen, ihre Verfassung anzuwenden, sie ihre Mängel von selbst enthüllen und durch die neugewonnene Einsicht des Volkes abändern zu lassen. Aber dieß Alles erfordert, daß der Staat, indessen die Verfassung gemacht und versucht wird, nicht andern großen Gefahren ausgesetzt ist und durch ihre Verlängerung selber in die Frage seiner Existenz oder Nichtexistenz geräth. Die Gründe, welche die Regierung Sr. Majestät bewogen haben können, selber eine Verfassung zu geben, statt zu warten, bis der Reichstag die seinige zur Sanction vorlegen kann, sind in dem in würdiger und edler Sprache verfaßten Kundmachungs-Patente enthalten. Das Land ist im Zustande des Ueberganges, Jeder hält in seinen Unternehmungen so viel als möglich zurück, bis er in den Zustand der Gewißheit kömmt, Handel, Gewerbe, Künste stocken, die Verarmung geht in einem erschreckenden Grade vorwärts, dieser Zustand muß geändert werden, und es muß ein Vertrauen erweckender,

der der bestimmten Gesetze eintreten. Zudem ist jeder Uebergangszustand der eigentliche Boden der Staatsexperimente: Jeder versucht, am Staate zu ändern, zu verbessern, neu zu gestalten, daher in solchen Zeiten Umstürze, Umtriebe, 5 Aufstände und Dergleichen zu befürchten sind, welche die ungewisse Lage wieder verlängern und Gewaltmaßregeln nöthig machen, die der Freiheit nicht förderlich sind. Abgesehen davon, daß es vielleicht unmöglich gewesen wäre, die von dem Reichstage vorgelegte Verfassung zu sanctio-10 niren, war nicht zu erwarten, daß dieselbe in kurzer Frist zu Stande gekommen wäre, da das bisher Geförderte so lange Zeit brauchte, und der Wichtigkeit des Gegenstandes nach und der schwerfälligen Bewegung großer Versammlungen zufolge brauchen mußte, — während welcher Frist 15 sich der unheimliche Boden, den ein höchst verbrecherisches Beginnen in Wien erzeugt hat, immer mehr erhitzt und es wahrscheinlich zu einem Racheausbruch und zu Conflicten gebracht hätte, die wieder eine neue Verschiebung und Verzögerung erzeugt haben würden. Zu Dem kömmt noch, daß 20 die endlich fertig gewordene Verfassung doch nur für die in Kremsier vertretenen Länder gültig gewesen wäre.

Die Lage der Monarchie ist aber nun eine wesentlich andere. Die Siege in Italien und Ungarn haben die Sache umgestaltet. E i n Band kann nun das ganze Reich um-25 schlingen. Diesen Grund halten wir für den wichtigsten und hauptsächlichsten, der den Kaiser trotz vielen anerkennenswerthen Arbeiten des Reichstages zu dessen Auflösung bestimmt haben mochte; denn sollen wir nicht in eine nachtheilige Zersplitterung verfallen, und sollten wir dem 30 Principe der Selbstconstituierung treu bleiben, so müßten wir warten, bis Ungarn und Italien völlig aus dem Kriegszustande erlös't wären, dann müßten wir einen constituirenden Reichstag aus dem ganzen Reiche berufen, und dieser

müßte wieder von vorne anfangen, was doch wahrlich wegen der oben angeführten Läge des Landes nicht wenig gefahrdrohend gewesen wäre. Nehmen wir daher das auf einem andern Wege Gekommene freudig an, lassen wir das Vaterland durch neues Andringen gegen eine verliehene Verfassung (die wir nicht selbst gemacht haben), nicht neuerdings in Stürme und Unglück gehen, und wenn die gegebene Verfassung, wie wir nach erster flüchtiger Lesung vermuthen, den Bedürfnissen des Reiches entspricht, dann laßt uns einmal aufhören zu zerstören, laßt uns endlich redlich und muthig bauen, laßt uns die Gabe unseres jungen edlen Kaisers freundlich und treu aufnehmen, laßt uns die so nothwendigen Gesetze für die Ordnung der Länder zu Stande zu kommen machen, und laßt uns zuletzt die Veränderungen, die in der Verfassung noch Noth thun mögen, in dem neuen, edlen, starken, gesinnungsvollen Reichstage, der zusammenberufen wird, in Vorschlag, in Berathung und Wirksamkeit bringen. Dieß ruft euch ein Mann zu, der seit seiner Jugend die Freiheit mit allen Kräften seines Herzens geliebt hat, aber die reine sittliche Göttin, die von allen verehrt wird, ohne sich einem ausschließlich zu ergeben: nicht die Dirne, die bald mit Dem und bald mit Jenem Buhlschaft treibt, ihm Größe, Macht, Gewinn und Ansehen vorlügt und die Andern in Willkür und Tyrannen-Banden gefangen hält.

Ueber die Befürchtung eines unglücklichen Ausganges in Ungarn.

Es haben sich in letzter Zeit Spuren gezeigt, daß Menschen in unserem Lande geschäftig waren, die Meinung zu verbreiten, daß die Armee des rebellischen Kossuth über das vereinigte Heer der Oesterreicher und Russen ganz gewiß siegen werde. Wir wollen uns nicht in die Zwecke einlassen, die solche Leute bestimmen mögen, *patriotische* sind sie gewiß nicht, sondern wir wollen nur die Gründe erörtern, aus denen wir glauben, daß in letzter Entscheidung ein Sieg der Ungarn und ein Anerkennen ihrer neuen Staatsform ein Ding der Unmöglichkeit ist. In dem Heere der Ungarn kämpfen alle Elemente des Umsturzes, nicht etwa eine ungarische Parthei, die nur ein festes, unabhängiges Ungarn will — wie schnell würde man über dieses zur rothen Schreckens-Republik hinausgehen — sondern alle jene Bestandtheile Europas, die das *Aeußerste* wollen, um ihre verschiedenen Zwecke zu erreichen, Macht, Rang, Geld, Befriedigung jeder Begierde, und die Polen insbesondere Herstellung ihres alten Reiches. Wenn alle diese Dinge in Erfüllung gingen, müßte Oesterreich zerfallen, und müßte Rußland in die äußerste Gefahr kommen; denn es stünde hart an fürchterlich brennenden Ländern und hätte sich selber, wenn es sich von Rebellen besiegen ließe, seines Ranges einer ersten Macht entkleidet und hätte Muth-

losigkeit in sein ganzes Reich geschleudert. Es ist also eine Frage erster Wichtigkeit, daß die vereinigte österreichisch-russische Armee siege. Wird man hiezu die nöthigen Mittel aufbieten? Wer sollte daran zweifeln? Oesterreich ist ja in seiner ganzen Geschichte berühmt wegen seiner Standhaftigkeit und Ausdauer. Oesterreich war nie beharrlicher, als im Unglücke, und war auch für seine Feinde nie gefährlicher, als wenn man es für ganz zerfallen hielt. Ich erinnere nur an ein paar Thatsachen. Im dreißigjährigen Kriege waren die Schweden vor Wien, waren die Aufständischen schon im Zimmer Kaiser Ferdinands, Alles schien zerfallen, und Oesterreich ging aus dem Kriege mächtiger hervor, als es je war. Maria Theresia schien verloren, sie hatte fast so viele Feinde, als Nachbarn: und hinterließ doch ihrem Sohne ein mächtiges Reich. Und wer hat seine Ausdauer in den französischen Kriegen glänzender und hingebender erwiesen, als gerade Oesterreich? Es kämpfte, da es von Allen verlassen war, den Kampf allein. Und hat nicht zuletzt Vater Radetzky in den fürchterlichen Monaten zu Verona wieder den alten österreichischen Muth im Leiden auf das Herrlichste bewährt, hat er die österreichische Kraft nicht in seinen Siegen bewährt?! Haben wir auch nur e i n e n Radetzky und e i n e italienische Armee, so werden in dem ungarischen Heere Männer sein, die das Gleiche thun, wie Radetzky, sie werden g e w i ß sein und werden hervor treten, und das Heer selber ist und wird nicht ein Haar breit anders und weniger tapfer sein, als das in Italien. Die Männer endlich, welche an der Spitze der Geschäfte stehen, werden wahrhaft die reichen Mittel Oesterreichs in hinlänglichem Maße schaffen, daß Oesterreich nicht von seinen Rebellen besiegt werde.

Da der Krieg auch, und vielleicht vorzugsweise ein polnischer, also ebenfalls gegen Rußland gerichtet ist, so

ist russische Hilfe zu uns gestoßen, und gewiß in einem reichen Maße. Glaubt man, daß Kaiser Nicolaus, der so viele Proben seines festen Charakters gegeben hat, vor den Ungarn und seinen rebellischen Polen zurück weichen werde? Eher würde er alle seine Heere nach Ungarn werfen und das Land mit ihnen überschwemmen. Der größte Feldherr, Napoleon, hat mit dem schönsten Heere der Welt seine blutigsten Schlachten gegen Russen geschlagen, und mancher seiner Siege, wie der bei Eylau, war in der That wie eine Niederlage. Es ist für Rußland ein Punkt der Unmöglichkeit geworden, anders als siegreich aus Ungarn fort zu gehen. Alle bisherigen Erfolge russischer Politik wären durch ein jetziges Zurückweichen dahin. Endlich wer kennt nicht die russische Maxime der Unbeflecktheit seiner Waffen, und wer kennt nicht das Streben Rußlands, dem Westen zu zeigen, daß es ein imposantes, unerschütterliches Kriegswesen habe? Wird es diese Grundsätze so leicht aufgeben?! Wer endlich glauben kann, daß die zwei Kaiserreiche mit Aufbietung aller ihrer Mittel dennoch unterliegen und zu einem Frieden gezwungen werden könnten — für den habe ich in der That keine weiteren Gründe mehr. Die in Geschichte und Staatsdingen Unterrichteten hegen ohnedem keinen Zweifel. Die obigen Worte sind nur für Jene geschrieben, die weniger Einsicht in die Sachlage haben und sich durch ausgesendete und ausgestreute Gerüchte unnütz beängstigen lassen. Jene aber, welche einen Sieg der Ungarn glauben, weil sie ihn wünschen, sind doppelt zu bedauern, erstens, daß sie so etwas zu wünschen vermögen, und zweitens, daß sie gewiß werden enttäuscht werden.

Die Wahl des Gemeinde-Ausschusses in Linz.

Eben kommt es zur Wahl des neuen Gemeinde-Ausschusses unserer Stadt, der seine Wirksamkeit am 1. August 1849 beginnen soll. Der Ausschuß zerfällt in *sechs* Sectionen. *Die erste Section hat die allgemeinen Organisierungen:* also Anträge zur Reorganisation des Gemeindewesens, und namentlich Entwerfung der Gemeinde-Ordnung, Prüfung der bisherigen Verwaltung der Gemeinde, des Gemeinde-Vermögens und der Geschäftsführung des Magistrates, und endlich die Verhandlungen über Umänderung und Verbesserung des Polizeiwesens.

Die zweite Section hat die inneren Angelegenheiten: Conscription, Wahlen, Ortspolizei, Sitten-, Sicherheits-, Bau-, Feuer-, Wasser-, Straßen-, Beleuchtungs-, Reinlichkeits- und Markt-Polizei, Gesundheitswesen, Nahrungsstand, und Ruhe und Ordnung.

Die dritte Section hat die Verwaltung des Gemeindewesens: Prüfung der Einnahmen und Ausgaben, Erhebung des Finanzstandes und der Ertragsfähigkeit des städtischen Gutes, und Maßnahmen zur Deckung der Bedürfnisse, Prüfung des Steuer-, Cassa- und Rechnungswesens und Vorberathung über das jährliche Budget der städtischen Kammer.

Die vierte Section hat die Bau-Angelegenheiten: Prüfung der Bau-Anträge, Untersuchung

der geführten und Ueberwachung der eben in Ausführung begriffenen Bauten und Beschäftigung arbeitsloser Arbeiter.

Die fünfte Section hat das Handels-, Industrie- und Gewerbewesen.

Die sechste Section hat die Kirchen- und Schul-Angelegenheiten, so wie auch die Untersuchung und Verbesserung des Armenwesens und der Versorgungs-Anstalt.

Wir glauben die Wichtigkeit dieser Wahl und die gewissenhafte Sorgsamkeit, die jeder Wähler dabei anzuwenden hat, nicht besser bezeichnen zu können, als durch die obige Anführung des Geschäftskreises der Sectionen. Aus demselben geht hervor, daß der Ausschuß Männer der verschiedensten Fächer und Kenntnisse braucht: Solche, welche mit der Organisierung großer und verzweigter Körper vertraut und darin gewandt sind, Finanzmänner, Männer der städtischen Geschäftsführung, Sachkundige im Gesundheitswesen, Baukundige, Rechtskundige, Industrielle, Staatskundige, und endlich solche, die in Kirchen- und Schul-Angelegenheiten erfahren und unterrichtet sind. Wenn man hiezu noch bedenkt, daß in unseren Zeiten der Bewegungen und Veränderungen Umstände eintreten können, vermöge welchen der Ausschuß plötzlich Urtheile und Maßregeln in den höchsten und allgemeinsten Staatsdingen zu fassen genöthigt ist, so ergibt sich die außerordentliche Wichtigkeit, die in dem Wahl-Acte liegt, von selbst. Wir hegen die Ueberzeugung, daß aus der großen Zahl der Ehrenmänner, welche unsere Stadt besitzt, Diejenigen als Ausschüsse hervorgehen werden, die, sie mögen was immer für einem Stande angehören, nebst der Rechtschaffenheit ihres Charakters, auch die Eigenschaften haben werden, den oben aufgezählten Anforderungen im vollsten Maße zu genügen.

An die kleineren Gemeinden Oesterreichs.

Es ist nicht leicht möglich, daß eine Gemeinde, sie sei noch so klein, ihre Schreibgeschäfte selbst besorgen kann; denn es kommen immer Dinge vor, in denen die Gemeindeglieder nicht so bewandert sind, oder auch, wenn sie es sind, denen sie doch nicht die entsprechende Form und Gestalt zu geben verstehen. Deßhalb verordnet das Gemeindegesetz in § 83: „*In jeder Gemeinde muß der Ausschuß wenigstens Ein zum Kanzleigeschäfte fähiges Individuum bestimmen, welches der Bürgermeister bei den vorkommenden Schreibgeschäften zu verwenden hat.*“ In jeder Gemeinde muß also ein Schreiber zur Verwendung sein, Dieß bedingt aber nicht, daß in jeder Gemeinde ein anderer sein müsse, sondern es kann in mehreren auch der nämliche sein. Manche Gemeinde ist so klein, daß ihr die Besoldung eines eigenen Schreibers schwer fiele, und daß sie für denselben doch nicht die nöthigen Geschäfte aufbrächte, er also einen Theil seiner Zeit müßig verbringen müßte. Darum liegt es in der Natur der Sache, daß sich mehrere Gemeinden zusammen thun und einen gemeinschaftlichen Schreiber besolden. Allein hierdurch bildet sich eine Gefahr eigener Art. Je kleiner eine Gemeinde ist, desto weniger hat sie in der Regel Männer, die in Staatsdingen erfahren sind. Der Schreiber, wenn er seinem Geschäfte gewachsen sein soll, muß doch wenigstens einige Kenntniß davon haben,

und da kann es leicht geschehen, daß er mehr hat, als die Gemeindeglieder, und daß er darin als ihr Lehrer auftritt. Wenn er seine Sache mit Gründen belegen kann, werden sie ihm glauben, und dieß um so mehr, da sie vielleicht die Gegengründe nicht wissen, die man einer allfallsig schiefen Meinung von ihm entgegen setzen könnte.

Er wird so der Lehrer nicht bloß einer, sondern mehrer von ihm vertretener Gemeinden und vielleicht auch mancher angrenzenden werden. Wie nun, wenn der Mann ein Mensch mit stürmenden Leidenschaften, mit heftigem Verlangen nach Ruhm, Auszeichnung und Vermögen ist, wenn er keine Rechtlichkeit hat, wenn seine Staatskenntnisse überstürzender, maßloser, auf keine Erfahrungen gegründeter Natur sind? Wird er da nicht die Gemeinde zu Handlungen hinreißen, die ihr zum Unheile gereichen können, und durch die sie sich in die bitterste Lage zu bringen vermag? Wird sich das Uebel, wenn der Mann in mehreren Gemeinden Einfluß hat, nicht in noch weitere und höhere Kreise verpflanzen? Werden die Menschen, durch deren Heftigkeit oder schlechten Charakter unser Vaterland in jüngster Zeit in so große Gefahr gerathen ist, nicht begierig die Gelegenheit benützen, wieder zu Einfluß und zu Macht zu gelangen, namentlich, wenn ihr Ansehen zu verschwinden beginnt, und ihre Vermögensumstände übler Natur sind? Wird nicht die schlechte Presse, die verschwunden ist, in das schlechte Wort übergehen, das von Gemeinde zu Gemeinde wandert? Die Gefahr ist nicht zu übersehen und zu verachten. Wir machen mit dem wohlwollendsten Herzen die Gemeinden darauf aufmerksam und bitten sie, in der Wahl ihrer Schreiber die entschiedenste Vorsicht zu beobachten. Namentlich meinen wir, daß sie keinen Menschen wählen sollen, der sich bisher mit unbefugter Schreiberei beschäftigte, oder der durch schlechte Verwaltung um sein Ver-

mögen gekommen ist, oder der wegen Unordentlichkeit nie zu einem gelangen konnte, oder auch, der sich sehr vordrängt, der immer Alles besser wissen will, der allen Leuten seine Belehrungen aufdringt, oder auch, der leidenschaftlich ist, seinen Begierden nachgeht und sich zweideutige Handlungen 5 zu Schulden kommen läßt; man wähle auch nicht Den, der immer hetzt, der alle Leute antreibt, ihre Rechte mit Gewalt durchzusetzen, der Prozesse einleitet, und der zu Jedem sagt, er solle Dieses und Jenes und wieder etwas Anderes nicht leiden; man wähle endlich auch Den nicht, der sich 10 bereits durch unüberlegte Staatsstreiche unglücklich gemacht hat und Andere auch unglücklich machen kann, oder der zu den außerordentlichsten, gewaltigen und umstürzenden Staatsmaßregeln den Rath gibt; in welch traurige und fürchterliche Lagen sind Menschen und Städte durch solche Rath- 15 geber schon gekommen, und in welche können sie noch kommen, wie gerade unsere Gegenwart lehrt! Die erste und nöthigste Eigenschaft des Wählbaren ist: **eine anerkannte und begründete Rechtschaffenheit, ein einfacher, klarer Verstand, eine männliche Mäßigung und ein wohlgeordneter,** 20 **geregelter Lebenslauf;** denn diese Dinge führen, wie überall, zum Glücke, so auch in Staatssachen zu jenem rechten Ziele, das gleich weit von Tyrannei, wie von Frechheit und Ausgelassenheit, entfernt ist. Obgleich für größere Gemeinden die Gefahr geringer ist, da sich in ihnen doch leichter 25 Männer finden, die Erfahrung haben und üblen Einwirkungen ihrer Schreiber entgegen treten können, so ist sie doch auch für sie vorhanden, und sie dürfen dieselbe nicht unbeachtet vor sich bestehen lassen.

Ueber Palmerstons Rede.

In vielen Blättern macht die Rede Palmerstons über Ungarn, die er im Unterhause gehalten hat, die Runde. Diese Rede war eine Erwiederung auf eine Interpellation Osbornes in Bezug der ungarischen Frage. Osborne nämlich hatte in einer fast ultra demokratischen Rede die Parthei der Insurgenten gegen Oesterreich genommen, worauf der brittische Staatssekretär des Aeußern antwortete. Die Rede ist würdig und schön gehalten. Insbesondere hebt er hervor, nachdem er einige Unrichtigkeiten und Hohlheiten gewöhnlicher Phrasen widerlegt hatte, daß Oesterreich und England immer in gutem Einvernehmen gestanden seien, daß sie öfter Verbündete gewesen, und daß sich Oesterreich um England Verdienste erworben habe. Er geht hierauf über, daß Oesterreich um Europa verdient sei, und daß die Existenz und Macht desselben als Bürgschaft des Friedens und Gleichgewichts Europas unerläßlich sei. Deßhalb, machte er die Schlußfolgerung, müsse man suchen, den Krieg in Ungarn durch eine Ausgleichung zu schlichten, weil Oesterreich in demselben doch immer gegen eignes Land sei und sich durch den Sieg immer selbst die Wunde schlage.

So wahr und so traurig die letztere Thatsache ist, so sehr ist Oesterreich daran unschuldig, und so wenig läßt sich Palmerstons Hilfsmittel anwenden.

Er geht in seiner Rede von der Voraussetzung aus, daß Ungarn nur seine eigenthümliche Verfassung als besonderes Königreich im Vereine mit Oesterreich durch den Krieg anstrebe, und daß hiezu alle Stämme Ungarns mithelfen. 5

Allein diese Voraussetzung ist falsch. Erstens besteht die alte Verfassung Ungarns nicht mehr. Sie wurde im März 1848 abgeändert. Wir wollen hier nicht darauf eingehen, ob die Zugeständnisse Oesterreichs an Ungarn mit dem Bestande beider Länder verträglich, und ob ihre 10 Ausführung politisch möglich war: aber Das ist gewiß, daß, ehe man die Probe machen konnte, die Ungarn die Uebereinkunft schon gebrochen hatten. Ungarn sollte mit Oestereich vereint bleiben. Aber was that es? Es schickte Gesandte an auswärtige Mächte, es rief seine Krieger von 15 der italienischen Armee zurück, es weigerte den Antheil an der östereichischen Staatsschuld, es beschloß, daß sein Ministerium von dem Palatin (also einem Beamten) ernannt werde, und zwar so, daß der Palatin den Premierminister ernennt, dieser aber sich seine Collegen selbst be- 20 stimmt. Der König hat das Bestätigungsrecht. Wo ist denn hier die Vereinigung, und wo ist denn der König? Die Vereinigung ist nicht da; denn alles Obige sind Handlungen souveräner unabhängiger Staaten, und der König war der Palatin oder der Premier-Minister. Oder hat 25 Ungarn im Verlaufe des Krieges darauf hingewiesen, daß es nur seine Verfassung vertheidige? Im Gegentheile, es hat die sociale demokratische Republik proclamiert, wie die in Rom. Es ist also hier von keinem Kampfe um Verfassung und Selbstständigkeit im Verbande 30 mit Oesterreich die Rede, sondern um Losreißung Ungarns.

Eben so unrichtig ist die Behauptung, daß alle Stämme

Ungarns an dem Kampfe Theil nehmen. Wenn auch einzelne Theile der Slaven und Anderer in den Reihen der Insurgenten stehen (und wie viele mögen Das gezwungen thun), so sind doch die Stämme als solche nicht mit ihnen, sondern gegen sie. Man sehe nur auf Croatien, Slavonien, auf die Romanen, Serben und siebenbürgischen Sachsen. *Der Kampf ist nichts, als die Fortsetzung des schon vor Jahren begonnenen Strebens, das Magyarenthum zur Herrschaft zu bringen und alles Andere zu unterwerfen.* Sie begannen mit dem rohen Mittel des Sprachenzwanges, das ihnen der edle Stephan Seceny so richtig verwies, und gingen, durch die Verwirrung der Zeitverhältnisse gereizt, zu dem noch roheren des Uebermuthes des Losreißens und des Krieges über. Es ist die fanatische Sucht ungebildeter Völker, über andere zu herrschen, und zwar mit lediglicher Gewalt, nicht durch das einzige, aber überall sichere Mittel, besser, weiser, tüchtiger und gebildeter, als andere, zu sein, worauf diese von selbst Sitten, Gebräuche, Bildung und Anderes nachahmen und sich so unvermerkt, aber sicher unterwerfen werden. Aber nicht einmal alle Magyaren sind es, die im Kampfe stehen, sondern nur jener Theil, der von herrschsüchtigen, aber politisch unkundigen Führern aufgereizt ist und sich selber, die Führer, deren Unklugheit Das nicht voraussah, und das Land in Elend und Verderben stürzt; denn auch ohne Dazwischenkunft Oesterreichs würden die Führer unter sich in Uneinigkeit kommen und das Land in Verwirrung und in ein Blutbad stürzen; indem sie, wie der Augenschein zeigt, in Schlechtigkeit und Wahl ihrer Mittel Keinem von denen etwas nachgeben, durch die an manchen Punkten Europas schon so viel sittlicher Ekel und so viel materielles Elend entstanden ist. Oesterreich war in seinem guten Rechte einzuschreiten und war

es den Völkern seines Szepters schuldig, welche gegen ihren Willen unter die Botmäßigkeit der Magyaren kommen sollten.

Es ist also jetzt die Frage nur folgende: Soll Oesterreich mit einer Fraction unterhandeln, 5 die Ungarn beherrscht, die die demokratische Republik eingesetzt hat, die die Nichtmagyaren beherrschen will, die die Wege der Umsturz-Parthei in ganz Europa geht, die das europäische Gleichgewicht stört? 10

Oesterreich hat das Recht und die Pflicht, diese Parthei lediglich zu unterwerfen, nicht zu unterhandeln, wie man in Baden, in Rom unterwarf, nicht unterhandelte — und nach dem letztern, von Palmerston selbst aufgestellten Punkte der Störung des europäischen Gleichgewichtes ist es auch 15 **Recht und Pflicht Europas, diese Parthei in Ungarn zu unterwerfen und zur Ordnung zu führen, woraus sich die Rechtmäßigkeit der russischen Hilfe von selbst ergibt.**

[Die Feier des Geburtstages des Kaisers in Linz.]

Linz, den 19. August. Gestern wurde in den Mauern unserer Stadt das Geburtsfest Sr. Majestät des Kaisers gefeiert, das erste seit Seiner Thronbesteigung, und darum bedeutungsvoll, und auch bedeutungsvoll durch die große und schwere Zeit, in die es fällt; aber es macht uns Freude, berichten zu können, daß das Fest ein in jeder Hinsicht herrliches war, und daß die Herzen und Gemüther mit vollem Eifer und voller Liebe daran Theil nahmen, also von der Güte, Ritterlichkeit und herzgewinnenden Freundlichkeit unsers jungen Monarchen, so wie von der Würde, dem schweren Ernst und der Majestät Seiner Stellung durchdrungen waren. Am Abend vorher war festliches Theater bei Beleuchtung des äußeren Schauplatzes und von den ausgezeichnetsten Personen im Schmucke besucht. Die Hälfte des Ertrages war für den Fond verwundeter Krieger aus Oberösterreich von 1848 und 1849 bestimmt. Am Festtage selber ertönten früh Morgens die Kanonen von dem Schlosse, und wirbelten später die Trommeln, unter denen sich das Militär und die Nationalgarde sammelten, um sich in Parade aufzustellen. Die Nationalgarde war so zahlreich erschienen, daß sie im Verhältniß nie so zahlreich ausgerückt war. Viele Läden und Gewölbe waren geschlossen, damit die Leute Theil nehmen konnten, trotz dem, daß Samstag, also der Abschluß der Woche, und trotz dem, daß Wochenmarkt war.

Um 10 Uhr wurde in der Domkirche bei Anwohnung der höchsten Civil- und Militär-Behörden, so wie der städtischen und ständischen Körper und einer zahlreichen Volksmenge von Sr. Eminenz dem Cardinal Fürst-Erzbischofe von Salzburg das Hochamt celebrirt und das Te Deum 5 gehalten. Die Momente der heiligen Handlung wurden durch die gebräuchlichen Dechargen und Kanonenschüsse von den aufgestellten Wehren bezeichnet. Die Musik, die bekannte Nelsonsmesse von Joseph Haydn, trefflich ausgeführt, trug zur Erhebung der Feier bei. Nach dem Hochamte defilirten 10 die Truppen und Garden. Dann wurde in dem städtischen Rathssaale eine Feier eigener Art begangen. Der Herr Präsident der hiesigen Sparkassa, Graf Adolph Barth-Barthenheim, hatte durch eine eingeleitete Sammlung einen solchen Betrag zusammengebracht, daß 10 Sparkasse-Büchlein 15 jedes zu 25 fl. C. M. an vier Dienstboten, die sich durch lange Dienstzeit in demselben Hause, so wie durch Trefflichkeit in jeder Beziehung ausgezeichnet hatten, ferner an vier rechtschaffene Waisen, und endlich an zwei verwundete Krieger aus unserem Kronlande vertheilt werden konnten. Unser Herr 20 Landeschef Dr. Alois Fischer, dann Se. Excellenz der Herr F. M. L. Graf von Falkenhain, so wie viele andere Herren und Damen, waren bei der festlichen Vertheilung gegenwärtig.

Die Bürgerschaft von Linz feierte das Fest durch eine Vertheilung eines namhaften Betrages unter alle Armen 25 des Stadtbezirkes, welche Vertheilung von Seite des Gemeinde-Ausschusses theils im Laufe der Woche geschah, theils noch fortgesetzt wird. Die Stadtbeleuchtung konnte wegen des Augustmarktes nicht stattfinden. Um zwei Uhr versammelte sich eine Anzahl Personen zu einem Festmahle. 30 Unser hochverehrter Herr Landes-Chef, nebst vielen hochgestellten Militärs, Offizieren, Beamten und Bürgern, fanden sich bei dem Mahle ein. Schon kurz zuvor durchgingen

unsere Stadt Gerüchte von Siegen, aber gerade zu dem heiteren Mahle kam die Krone des Festes, der Edelstein in dem Kranze, das schönste Angebinde an Se. Majestät. *Die Nachricht von der Waffenstreckung Görgey's mit 30.000 Mann.* Das wirkte fast zauberhaft, alle Angesichter waren freudig, alle Augen glänzten, und das Mahl wurde ein gehobenes und fröhliches in jedem Sinne. Vorzüglich erfreuten sich Alle an dem Zusammentreffen dieses Umstandes mit dem Feste. Unser Herr Landes-Chef brachte die Gesundheit Sr. Majestät aus, die mit drei freudigen Hoch gefeiert wurde. Herr Carl Plank brachte die Gesundheit auf die glorreiche Armee aus, welche nicht minder jubelnde Hoch hervorrief. Gleiche Begeisterung erregte noch die Gesundheit unseres Herrn Landes-Chefs, von dem Vorstande des Gemeinde-Ausschusses, Herrn Reinhold Körner, ausgebracht.

Ein anwesender Gast brachte den Trinkspruch auf die schöne Stadt Linz und ihre biederen Bewohner aus, was mit größter Freundlichkeit entgegen genommen wurde. Den Abend beschloß ein gelungenes Feuerwerk auf der Strasserinsel der Donau, wozu eine Brücke über den Donauarm geschlagen wurde, wohin viele Menschen strömten, und wobei das Musikcorps der Nationalgarde spielte. Schade, daß der Regen die letzte schöne Fronte etwas störte, indem manche Menschen, ohne sie zu betrachten, fortgehen mußten. Der Ertrag kam der oberösterreichischen Invaliden-Sammlung zu Gute. Der ganze Tag hatte das Gepräge eines Sonntags gehabt. Heute um 9 Uhr war feierliches Hochamt und Te Deum in Urfahr nebst Ausrückung der dortigen Garde.

Möge Gott, der Herr über Leben und Tod, dem jungen edlen Kaiser eine große Reihe von Jahren zu seinen jungen Jahren hinzulegen, und möge er ihm das schwere Werk, das er, wie wir es genau wissen, im vollen Bewußtsein seiner Schwere unternommen hatte, gelingen lassen.

[Dankfest aus Anlaß der Beendigung des Aufstandes in Ungarn.]

Linz, den 23. Sept. Auch in unserer Stadt ist heute das kirchliche Dankfest für die Beendigung des Bürgerkrieges an den Geber alles Guten abgehalten worden. Wenn wir auch etwas entfernter von dem Schauplatze des Krieges standen, wenn auch unser glückliches Ländchen von dem unmittelbaren Wellenschlage des großen Unglückes nicht berührt wurde, wenn es auch bei uns, wie überall, verirrte Leute gab, die der Freiheit, dem Rechte und dem Volksglücke einen Dienst zu erweisen glaubten, wenn sie der Anarchie den Sieg wünschten, die doch eben darum überall unterging, weil sie zum Gestalten zu unfähig und zum Geliebtwerden zu unsittlich war: so hat doch der bei Weitem überwiegende gesunde Sinn der Bewohner die wahre Sachlage erkannt, er hat erkannt, daß man einen reinen, edlen, freiheitlichen Bau nicht dadurch aufführt, daß man die Grundlagen, ja, das eigentliche Materiale des Baues, die staatliche Ordnung und das sittliche Bewußtsein der Gesellschaft, zerstört, er hat darum mit größter Theilnahme die Nachrichten von dem Kriegsschauplatze aufgenommen, wohl wissend, daß dort das Wohl und Wehe aller Mitbürger entschieden wird, daß dort der erste Unterbau aller Staaten befestiget wird, nämlich die gesetzliche Ordnung und das Bestehen einer organisirten Gewalt, durch welche dann auf dem einzig möglichen menschlichen Wege, auf dem der Vernunft

und Erörterung, der neue Bau des Staates aufgeführt werden kann; er hat mit der größten Spannung die Berichte aus Italien und Ungarn erwartet und mit wahrem Jubel die endliche Beendigung des unseligen Krieges an allen Punkten vernommen, so den Friedensabschluß mit Sardinien, die Waffenstreckung Görgey's und die Uebergabe Venedigs.

Der schönste Himmel begünstigte das Fest. Ein ganz heiterer, fast sommerwarmer Tag schaute auf die entfalteten Wehrkörper nieder, die als Linie und als Bürgerwehr auf dem Platze in Parade aufgestellt waren, deren Waffen im Sonnenschein glänzten, und deren Röhre während des Hochamtes und Tedeums die üblichen Salven gaben. Die Behörden jeder Art wohnten dem feierlichen Gottesdienste bei, und viele Bewohner der Stadt und des umliegenden Landes schlossen sich an, indem sie ihr warmes Dankgebet zu Gott empor sendeten, daß der Krieg im eigenen Lande geendet, und daß wieder ein Aufblühen des Staates und in ihm ein Erstehen aller Gewerbe, alles Handels und aller Künste zu erwarten sei.

Gott sende Balsam in die Wunden, die geschlagen worden sind, und lasse aus dem Blute, das geflossen ist, als Versöhnung desselben Das hervorgehen, was wir Alle erwarten, ein verjüngtes, ein glänzenderes, ein kräftigeres und vereinteres Oesterreich, als das gewesen ist, das vor kurzer Zeit in die schweren, ihm von Gott gesendeten Heimsuchungen eingegangen ist.

Mehrseitig kamen Privatnachrichten von der Uebergabe Comorns, ämtlich haben wir noch nichts, wir wünschen und wir glauben auch, daß sich diese Nachrichten bald bestätigen werden.

Der 4. October.

Das letzte Bollwerk der Empörung ist gefallen — Comorn, die jungfräuliche Feste, öffnet dem Sieger die Thore; — nicht über den Schutt der Bastionen, nicht über die Leichen ihrer Brüder stürmen Oesterreichs Krieger voran, um das strafende Schwert über Rebellen zu schwingen, das Panier des Aufruhrs von den Wällen zu reißen und mit gerötheten Waffen die Macht ihres Herrn zu verkünden, — nein! Comorns Besatzung beugte sich reumüthig vor den Stufen des Thrones, und sie ward besiegt — durch ihres Kaisers Gnade! Willig senket sich die letzte Tricolore, und in allen Gauen, von allen Zinnen, weht das ehrwürdige Banner des Hauses Habsburg-Lothringen!

Herrlich ist der Lorbeerkranz, den Oesterreichs Heere im Kampfe für das Recht errungen; Franz Joseph brach zu diesem Kranze das letzte Blatt, und dieses Blatt war vom Blute nicht geröthet. Möge dieser unblutige Sieg der frohe Bote des langersehnten Friedens sein, den wir um so freudiger begrüßen, da ihn eine Hand bietet, die von Gott bestimmt ist, Wunden zu heilen und Segen zu spenden.

Wir nahen dem Ende eines thränenreichen Jahres; blicken wir noch einmal theilnehmend nach den Grabeshügeln zurück, die sich über den Opfern einer wahnsinnigen Verblendung wölben; versenken wir unsere traurigen Erinnerungen in die Fluthen des Vergessens, und wenden

wir uns hoffnungsvoll einer schöneren Zukunft zu, wo alle Völker des Kaiserstaates versöhnt, liebend sich die Hände reichen, um mit vereinten Kräften das glückliche Oesterreich zu schützen; — es walte fortan der Arm der Gerechtigkeit, das Wort der Gnade.

Wir begehen heute zum ersten Mal das Namensfest unseres geliebten Herrschers; die Vorsehung mochte es fügen, daß am selben Tage die Gebete für das Wohl des kaiserlichen Jünglings mit den Freudentönen der Wiederkehr des Gesetzes und der Ordnung verschmelzen, — Sein hoher Name soll uns stets an das Glück des Friedens mahnen!

Es sammelten sich heute die Städter in dem Dome — die Gemeinden in ihren Kirchen, die Krieger in ihren Cantonierungen zu feierlicher Andacht — kehrt dieser Tag wieder, dann sollen die Betenden keine Schranken trennen, das mächtige Oesterreich wird der große Tempel sein, in dem die Millionen froher Unterthanen dem Allmächtigen danken, daß Er ihnen Franz Joseph zum Herrscher und zum — Freunde gab.

[Die Fahnenweihe des Regimentes Wohlgemuth.]

Linz, den 7. October. Wir feierten heute ein Fest, welches einen freundlichen Eindruck auf das Herz eines jeden Vaterlandsfreundes machen mußte. Es wurde die neue Fahne des 5. Bataillons des Regimentes Wohlgemuth, das seinen Werbbezirk hier hat, geweiht. Der Hauptplatz unserer Stadt war mit Teppichen und Fahnen festlich geziert, unter denen die kaiserliche Fahne auf dem Rathhausthurme als die höchste und größte flatterte. Zur religiösen Feier war ein Zelt und ein Altar aufgeschlagen, waren tapezirte Bänke gestellt und Blumen gestreut. Fahnenmutter war die Gattin unsers verehrten Herrn Landes-Chefs, Dr. Alois Fischer. Die Fahne lag auf einem Tische, die Bänder derselben waren schön geziert, und Eines trug, von der Fahnenmutter eingestickt, die Worte, durch deren Verwirklichung unser Vaterland gerettet worden ist, nämlich: „Siegreich und treu!“ Unter dem Gezelte, an dem sich die militärischen, die Civil- und Stadtbehörden so wie die Offiziere der Nationalgarde (worunter auch von benachbarten Städten), versammelt hatten, wurde bei zahlreicher geistlicher Assistenz die Feldmesse gehalten. Die Kapelle der Nationalgarde trug das Meßlied nebst anderer religiöser Musik wahrhaft vortrefflich vor, das Linienbataillon war in Parade längs des ganzen Platzes aufgestellt und gab die üblichen Salven.

Der Platz war mit Menschen gefüllt, und von allen Fenstern und Balkonen sahen festlich geschmückte Menschen hernieder. Die Weihe der Fahnen, das Einschlagen der Nägel durch die Fahnenmutter, die Behörden, die Geladenen und durch einen Theil des Bataillonskörpers geschah mit Unterbrechung der Messe, welche hierauf zu Ende gelesen und mit dem Segen an die Anwesenden beschlossen wurde. Nach der religiösen Feier rückte das Bataillon näher ins Viereck, Major Heß hielt eine kurze, kräftige Anrede, und darauf erfolgte der Schwur zu der neuen, hocherhobenen Fahne. Wir gestehen, daß es für uns der ergreifendste Augenblick war, als in der Eidesformel die Bestandtheile Oesterreichs aufgezählt wurden, und wir mit erschütterter, aber befriedigter Seele uns innerlich sagen konnten: „Es fehlt kein Theil!“ Der Eid lautete auf das Vaterland und die Verfassung. Nach Beendigung der Feierlichkeit gingen die zahlreich versammelten Menschen in fröhlichem Gewühle auseinander. Den Beschluß machte eine heitere Mittagstafel, zu der sich die militärischen Behörden, Theile des Offizier-Corps, der Herr Landes-Chef, Mitglieder der Nationalgarde, des Gemeinderathes, des Magistrates, der Regierung und des Kreisamtes einfanden. Die Toaste waren in folgender Weise ausgebracht: Auf Se. Majestät den Kaiser vom Herrn Feldmarschallieutnant Grafen von Falkenhain. Auf die ruhmgekrönte Armee und ihre Führer, Radetzky, Haynau und Jellachich, vom Herrn Landes-Chef Dr. Fischer. Auf das Regiment Wohlgemuth und dessen Inhaber vom Herrn Gemeindevorstande Körner. Auf das 5. Bataillon und dessen Major Heß vom Magistratsrathe Kenner. Auf die Repräsentanz des Kronlandes Oberösterreich vom Herrn Major Heß. Auf die Repräsentanz der Gemeinde der Stadt Linz vom Herrn Major Heß. Auf die Nationalgarde von Herrn Major Heß. Die Fahnenmutter,

welche auf das dringende Verlangen ihrer Fahnenkinder dem Mahle beigewohnt hatte, hatte sich auch einmal ganz still erhoben und sagte so leise, daß die Worte vom Herrn Major Heß laut verkündet werden mußten: „Die Kaiserin Maria Anna, die Kaiserin Mutter, und die Erzherzogin Sophie“, auf welche Namen mit jubelnder Freude von den Anwesenden Bescheid gethan wurde. Daß noch andere Toaste folgten, auf den Herrn Grafen v. Falkenhain, auf den Herrn Landes-Chef, auf den Herrn General Sassai, auf alle fernen Lieben usw., ist natürlich. Wir schließen diese einfachen Worte mit dem innigsten Wunsche, daß die neugeweihte Fahne mit derselben Gewißheit immer glücklich und siegreich flattern möge, mit welcher Gewißheit wir wissen, daß sie immer nur auf dem Felde der Ehre, der Treue und des Ruhmes zu sehen sein wird. Aber noch einen höheren Wunsch haben wir: Möge die Menschheit ihre Güter im Frieden entfalten können, mögen die Fahnen unseres Heeres nur in festlichen Aufzügen wallen, und mögen wir uns mehr erzählen können, wie tapfer und treu unsere Armee in den Tagen der Gefahr gewesen sei, als wie tapfer und treu sie noch ist.

Nachtrag

zu dem in der Linzer Zeitung, Nr. 222, vorkommenden Aufsatze über das provisorische Gemeindegesetz.

Dieses Kriterium zeigt zwei Hindernisse an, welche der vollständigen Ausführung des Gemeindegesetzes im Wege stehen, und zwar:

A. Die Uebertragung der niederen Polizei-Geschäfte und anderer Gegenstände, die vom Staate den Gemeinden anvertraut werden.

B. Die unförmlichen Gemeindegrenzen.

Es drängt sich demnach die Frage auf, was soll in dem gegenwärtigen Augenblicke, in welchem schon die Bezirkseintheilung nach den unziemlichen Gemeindegrenzen erfolgt ist, und selbst die Bezirks-Hauptmanuschaften im Vertrauen, daß den Gemeinden die Ausführung politischer Geschäfte anvertraut werden kann, mit so ausgedehnten Bezirken abgerundet wurden, eilends geschehen, um den angezeigten Uebelständen abzuhelfen?

Die schnellste Abhilfe könnte damit erfolgen, daß ad A von den selbstständigen Ortsgemeinden politische Unterbeamte gewählt und nach ihrer Stellung bezahlt würden, die den Bezirks-Hauptmannschaften unterstehen und nur von ihnen nach den Vorschriften für die landesfürstlichen Beamten absetzbar sind, und ihnen nebst der Gemeindevermögens-Verwaltung die Vollziehung auch jener

Geschäfte übertragen würde, die nicht unmittelbar von der Bezirks-Hauptmannschaft besorgt und nicht geradezu bewirkt werden können; dagegen die Gemeinden von jeder Haftung für diese Geschäfte und Beamte befreit sein sollen. Durch diese Stützen würden die Bezirks-Hauptmannschaften der zuversichtlichen Geschäfts-Ueberbürdung enthoben, und es müßten die Gemeinden, respektive Gemeindebeamten, unter der Leitung der Bezirks-Hauptmannschaften, alle dermalen commissariatischen Geschäfte, mit Ausnahme des Strafverfahrens, das ohnehin an die Bezirksgerichte übergeht, zugleich mit der Gerichts-Organisierung zu übernehmen und fortzuführen verpflichtet werden (§ 81 Gemeindegesetz).

Ad B. Sowohl die Gemeinde- als Pfarrgrenzen bilden zweckwidrige Lagen, letztere sind oft einem andern Kirchenplatze viel näher gelegen, als dem eigenen, und ganz zweckwidrig durchschneiden sie mehrmals die Gemeindegrenzen der Steuerbezirke, weil man bei der ursprünglichen Vermessung, zur Regierungszeit Kaiser Joseph des Zweiten, nur die Besteurung im Auge hatte, bei der Vermessung anno 1820 zum Behufe des stabilen Katasters hat man sich ganz bequem an die alten Steuer-Gemeindegrenzen angelehnt und nicht an politische Arrondierung im gegenwärtigen Sinne gedacht; dortmals hätte man leicht eine zweckmäßigere Einrichtung pflegen und hiernach die Vermessung vornehmen können und sollen; nun aber Dieses nicht geschah, so dürfte es füglich nach und nach zu Stande gebracht werden, da es nur einen Grenzaustausch betrifft, der sich theilweise vornehmen läßt, ohne daß eine Geschäftsstörung unterläuft.

Zum Behufe der gegenwärtigen Uebergabe jedoch sollte man die Pfarrgrenzen beibehalten, weil die meisten politischen Geschäftszweige pfarrweise behandelt und abge-

schlossen sind, daher die pfarrweise Uebergabe von den Commissariaten schnell und ohne Anstand erfolgen kann, denn ein Commissariat besteht aus keinen andern, als Pfarrgrenzen.

5 Ich führe daher, obwohl sich eine Casuistik aufstellen ließe, einige Beispiele an, nämlich:

Die Erwerbsteuer ist durch Pfarreien abgegrenzt.

Der Concurrenz-Kataster ebenso.

Der Vogtei-Kataster über Kirchenbauten auch.

10 Die Schulheizungskosten sind pfarrweise regulirt.

Die Armenversorgung theilt sich nach Pfarren.

Die Straßenbaukosten richten sich nach Pfarreien.

Die Sicherheitskosten, sogar die Polizeidiener, werden nach Pfarreien bezahlt, und die Sanitätskosten nach selben 15 bestritten.

Conscription, Vorspann und Einquartierung kennt nur die Pfarrgrenzen.

In Gewerbssachen beobachtet man die Pfarrgrenzen, und die Gewerbsverleihung wird nur für die Pfarre, gemäß 20 Hofkanzlei-Decret vom 21. Februar 1828, Z. 3716, gestattet.

Die wichtigen Pfarr-Matrikel verdienen gleichfalls bei der Uebergabe volle Berücksichtigung.

Dagegen wären zur genauen Durchführung der pfarrweisen Uebergabe nur zwei Vorarbeiten nothwendig: 25 1.) Daß man den bisherigen Gerichts-Eintheilungsplan auf die Pfarrgemeindegrenzen umändere. 2.) Bei jenen wenigen Geschäftszweigen, die nach den alten Steuer-Gemeindegrenzen verwaltet wurden (nämlich Grund- und Häusersteuer, dann die Verzehrungssteuer) müßte die Aus-30 tauschung der Geschäfte nach Pfarreien vorgenommen oder durch Abschriftsnahme vorbereitet werden, welches doch nicht schwer ist. Es bestünde daher der wesentliche Vortheil darin, daß es zur pfarrweisen Uebergabe nur der

leichten Vorarbeiten in der Grund- und Häusersteuer-Arrondierung und jener der Verzehrungssteuer bedarf, während die Vorarbeiten zur Uebergabe nach den alten Steuergemeinden alle die vielen politischen Geschäfte berühren, und ehevor diese Arbeiten geliefert sind, kann an eine Uebergabe nicht gedacht werden, ohne sich der Gefahr einer Geschäftsstockung oder Verwirrung auszusetzen, die sehr nachtheilige Folgen nach sich ziehen dürften.

Nachtrag zu dem Artikel über das Gemeindegesetz.

Ich habe es in Nr. 273 der Linzer-Zeitung vom 28. November 1849 vorausgesagt: es werden sich die k. k. Bezirkshauptmannschaften, ohne Beihilfe von Gemeindebeamten, nicht behaupten können. Dieses ist leider! eingetroffen, weil man den Gemeinden keine politischen Geschäfte anvertrauen will. Allein die Bezirkshauptmannschaften haben weder Justiz- noch Strafverfahren in ihrem Wirkungskreise, sie sind größtentheils Manipulations-Behörden, Manipulations-Geschäfte aber hätte der Staat auch den Gemeinden ohne Gefahr übertragen können, weil diese Geschäfte ihre bestimmte Richtschnur haben. Der Staat hätte sich nur die Bemessung der Erwerb- und Einkommensteuer, die Gewerbsverleihung und die Paßausstellung vorbehalten dürfen. Bei dem Umstande also, daß der Staat keine politische Geschäftsführung an die Gemeinden abtreten will, so bleibt nur übrig, in jeder Entfernung von 2 Postmeilen Bezirks-Commissäre zu exponiren und in mehr bevölkerten Gegenden ihnen mehr Hilfspersonale beizugeben, damit doch einmal die bereits ausgesprochene Auflösung der Commissariate zur Wahrheit werde. Freilich erfordert diese Beamtenvermehrung einen größeren Staatsaufwand, diesen muß sich der Staat gefallen lassen, weil die Geschäftszweige in den unteren Instanzen getrennt wurden, und jede Theilung

der Geschäfte eigentlich eine Geschäftsvermehrung ist und eine Vermehrung der Vollzugsorgane erfordert. Ist aber der ohnehin verschuldete Staat nicht in der Lage, einen bedeutenderen Besoldungs-Aufwand zu bestreiten, so müssen die untersten Behörden, welchen die meiste Last der Aus- 5 führung im Staats-Organismus obliegt, dermaßen concentrirt werden, daß die Bezirksbehörden zugleich Gerichtsbehörden werden, und in den oberen Instanzen die Verwaltungs- pflege getrennt bleibt, da die Sonderung der Geschäfte wohl besser ist, aber in den unteren Stellen, wenn sie von 10 Nutzen sein soll, für den verschuldeten Staat dermal zu kostspielig wird.

Was ist Freiheit?

Kein Wort ist in der neuesten Zeit so oft ausgesprochen worden, als das Wort Freiheit; aber man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß unter Hundert, die es ausgesprochen, kaum Einer ist, der weiß, was Das sei. Viele meinten, weil wir unter der vorigen Regierung nicht frei waren, so gelte jetzt Alles nicht mehr, was früher gegolten hat; Andere meinten, die Freiheit bestehe darin, daß man Alles thun dürfe, was man nur wolle, und daß, wenn früher Ausgelassenheit, Trunkenheit, Geschrei, Verwegenheit und Dergleichen als schlecht und verachtungswürdig betrachtet wurde, Dieß jetzt nicht mehr der Fall sei, und daß Der, der recht lärmt und sich ungebärdig stellt, der Allerfreieste sei. Wieder Andere glaubten, jetzt dürfe man gar keine Begierde mehr unterdrücken; denn sonst sei man ja gar nicht frei, und Manche, die sich gar keinen Begriff machen konnten, meinten zuletzt, die Freiheit sei etwas, was uns Alle überhaupt glücklich mache, und jetzt sei es gut, man brauche sich nicht weiter umzuschauen. Daher meinten sie, wenn Einer keine Arbeit habe, sei ein Anderer schuldig, sie ihm zu geben, und wenn keine vorhanden ist, so müsse er ihm den Unterhalt auch ohne Arbeit geben. Ja Viele sagten, die Besitzer hätten nun lange genug besessen, und es müßten jetzt die Anderen wohlhabend werden, die es bisher nicht waren. Mehrere glaubten endlich sogar, daß die Freiheit völlige Gleichheit sei, daß Keiner dem Andern mehr Achtung schuldig sei, daß Tugend, Bildung und

Vernunft den einen Menschen nicht besser mache, als den andern, der sie nicht hat, ja daß die Verständigeren und Gebildeteren der Freiheit gerade schädlich seien, weil sie den beliebigen und außerordentlichen Forderungen der Andern entgegen traten. So meinten die Leute. 5

Diese Freiheit wäre so verworren, wie der babylonische Thurm; sie wäre aber auch verbrecherisch und würde uns unter die Thiere herabstürzen. Bei ihr wäre keine Familie mehr möglich und kein Eigenthum; denn das Weib könnte beliebig von dem Manne gehen, der Mann von dem Weibe, und der 10 Knecht könnte das Eigenthum des Herrn begehren. Diese Freiheit wäre die der Thiere im Walde, die auch thun dürfen, was sie wollen, aber gegen die man auch thun darf, was man will. So frei waren damals die Menschen, als sie noch ganz wild waren und noch nicht zum Schutze in einen Staat ge- 15 treten waren. Es durfte Jeder Alles thun; aber wenn Zwei zusammen gingen und Einen erschlugen, so hatte Dieser keine Hilfe, und er war das unfreieste Ding, das man sich in der Welt denken kann. Darum traten sie aber zusammen in den Staat, machten Gesetze, die sie schützten, und setzten eine Gewalt 20 ein, die die Gesetze aufrecht hielt. Jetzt waren sie frei, und jetzt konnte sie Keiner mehr zwingen.

Die menschliche Freiheit ist also etwas ganz Anderes, als pure Ausgelassenheit. Wir sind freilich in einem Stücke Alle ganz gleich, aber nur in diesem *einzigen* Stücke, 25 nämlich wir haben Alle vor Gott die nämliche Pflicht, *immer besser, rechtschaffener und sittlicher zu werden*. Diese Pflicht hat Arm und Reich, Groß und Niedrig, Mächtig und Schwach. Diese Pflicht macht den Menschen zum Menschen und unterscheidet ihn von dem 30 Thiere, das weder Tugend noch Laster kennt. Diese Pflicht hat der Mensch allein, und er darf in derselben nicht gestört werden. *Das aber ist die menschliche Freiheit*,

daß *Keiner den Menschen in der Pflicht der Sittlichkeit und Tugend stören darf.* Keiner darf den Menschen stören, wenn er sich ein Weib in der Ehe verbindet, wenn er liebe Kinder hat und sie in Gottesfurcht und Rechtlichkeit erzieht, wenn er sich durch ehrliche Arbeit ein Vermögen zu erwerben oder das von seinen Eltern empfangene zu erhalten sucht, wenn er sich und die Seinigen immer edler zu machen und immer mehr mit Kenntnissen zu bereichern strebt, und wenn er zuletzt mit Ruhe und Gelassenheit seinem Tode entgegensieht. Er darf aber auch zur Erreichung dieser Dinge von keinem Andern etwas fordern, wodurch der Andere dann seine Pflichten nicht erfüllen könnte. *Dadurch sind wir dann Alle frei, dadurch sind wir dann Alle gleich.* Darum verlangt gerade die echte Freiheit die meiste Selbstbeherrschung, die Bändigung seiner Begierden, die Gerechtigkeit, daß man dem Andern nicht zu nahe trete, daß man sich nicht willkürlich räche, sondern einen Schiedsrichter einsetze, der den Streit ausgleiche, und daß man für sich eher zu Wenig fordere, als zu Viel. Darum ist die echte Freiheit viel schwerer auszuführen und verlangt einen viel tüchtigeren Mann, als die Schreier wissen und sind, die für sich einen ungeheuren Haufen von Freiheit verlangen, für Andere nichts. Ich werde in einem nächsten Aufsatze sagen, wie man die Freiheit einführen kann, und wie man sie gewöhnlich stört.

Wie wird die Freiheit eingeführt?

Die Menschen haben sehr bald, schon in den urältesten Zeiten, eingesehen, daß sie, wenn sie die Güter dieser Welt ungeschmälert genießen sollen, in Verbindungen treten müssen, wodurch jeder Einzelne geschützt werde. Auch damit Jeder seinen Pflichten nachgehen und seine größte Vervollkommnung erreichen könne, ist es nothwendig, daß er nicht jeden Augenblick angegriffen werden kann und sich vertheidigen muß. Deßhalb treten Viele zusammen und schützen Einer den Andern. Nur dann ist man wahrhaft und in der That frei, wenn man seinen rechtlichen Geschäften und seinen menschlichen Pflichten nachgehen kann, ohne daß man zu befürchten hat, daß man von Jemandem gehindert werde. Nur dann ist man wahrhaft frei, wenn man auf Wegen und Straßen, zu Hause und auf dem Felde, bei Tag und bei Nacht vollkommen sicher sein kann, daß Einem weder am Körper noch am Eigenthume ein Leid oder ein Zwang zugefügt werden könne. Wenn Einer sagt, man sei noch freier, wenn man nicht bloß die guten Thaten ungehindert ausführen kann, sondern auch alle möglichen anderen, so irrt er sehr; denn wenn Einer alle möglichen Thaten thun darf, so darf er mich auch an meinem Körper beschädigen, er darf mich an Weib und Kind, an Haus und Hof beschädigen; dann ist er selber wohl viel freier, ich aber dafür viel unfreier, und alle Diejenigen auch viel unfreier, die seinen Angriffen ausgesetzt sind. Die Freiheit aber gehört für Alle gleich, Keiner darf mehr haben und Keiner weniger, weil wir Alle das gleiche Recht haben, uns zu vervollkommnen und ein ehrliches Leben zu führen. Nur die ungehinderte Ausführung der guten

Thaten allein ist die Freiheit; denn diese schaden Niemandem, nützen Allen und machen uns Alle gleich an Ansehen und Achtung. Daher muß eine Anstalt getroffen werden, daß Keiner von einem Andern angegriffen werden könne, oder 5 wenn es doch geschehen wäre, daß ihm sein Schaden wieder vergütet werde. Diese Anstalt kann ein Einziger allein nicht machen, weil er sich gegen Angriffe nur mit Gewalt vertheidigen könnte und gegen die Uebermacht allemal erliegen müßte. Daher treten sehr Viele in einen Bund und machen, 10 daß die Uebermacht immer zur Abwehr jeder Angriffe vorhanden sei. Ein solcher Bund ist ein Staat; das Land, auf dem der Bund ist, heißt man das Reich, und die Menschen, die den Bund machen, sind ein Volk. Solche Staaten finden wir schon in den ältesten Zeiten der heiligen 15 Schrift, Assyrien, Babylonien, Egypten und Judäa. Weil aber in den Staaten nicht Jeder alle Augenblicke mit den Waffen in der Hand da stehen und warten kann, ob nicht Einem ein Unrecht angedroht werde, das man dann gemeinschaftlich abwehren wolle, so hat man eine Macht gegründet, 20 die im ganzen Lande vertheilt ist, und die die Störungen, die dem Einzelnen drohen könnten, hintanhält. Diese Macht hält die Sicherheit des Staates aufrecht, daß Jeder auf seinen Wegen und Stegen gehen kann und nicht befürchten darf, daß ihm etwas Böses geschehe. Alle Staatsglieder müssen zur Auf- 25 rechthaltung dieser Macht beitragen, entweder durch Geldmittel oder durch Stellung der nöthigen Mannschaft. Dieß sind Pflichten im Staate. Weil aber Viele im Staate sein können, die nicht genau wüßten, was ein Angriff ist, was Recht und was Unrecht ist, so haben die Völker, die nur schon 30 auf einen kleinen Grad von Ausbildung gekommen sind, gewöhnlich Bücher verfaßt, in denen Das für alle Staatsbürger aufgeschrieben ist. Solche Bücher heißt man Gesetze. Weil aber trotzdem noch Streit und Verwicklung im Staate möglich

ist, so sind die Gerichte eingesetzt, die den Streit schlichten. Niemand darf sich selber beliebig Hilfe schaffen, weil er zu weit gehen und in einen Angreifer ausarten könnte. Da der Staat ein Menschenwerk ist, so ist wohl nicht zu erwarten, daß er ganz fehlerfrei sei, und daß gar keine Störung vorkommen könne. Jener Staat ist der beste, in welchem die größte Sicherheit herrscht, und die wenigsten Störungen vorkommen können. Man sieht aus Diesem, wie lächerlich es sei, wenn Jemand meint, er habe eine Freiheit errungen, wenn er etwas gegen das Gesetz thut; denn, wenn wir Alle Das thäten, so würden wir Alle Angreifer sein und würden die Güter der Welt und die Sicherheit und Freiheit Aller zerstören und den Ruin des Ganzen herbeiführen. Es nützt nichts, wenn Einer sagt, das Gesetz sei schlecht; denn Das könnte am Ende Jeder zu jedem Gesetze sagen, und es würde das Unterste zu oberst gekehrt. Wenn ein Gesetz untauglich ist oder es mit der Zeit wird, so muß man mit vernünftiger Ueberlegung, mit verständigem Wort und mit Beweisführung daran gehen, daß es auf dem gebräuchlichen Wege umgeändert wird. So lange es aber besteht, muß man ihm unbedingt gehorchen, daß die Würde und Majestät des Staates unverletzt bleibe, weil darin allein die Sicherheit Aller liegt. In den freiesten Staaten, die wir bisher kennen, ist immer die Achtung vor dem Gesetze am allergrößten gewesen, ja die Engländer, die sich auf solche Dinge verstehen, gehorchen sogar mit Eigensinn einem dummen Gesetze, so lange es noch besteht, weil das Gesetz heilig ist, und weil Keiner für so staatsunklug angeschaut werden will, daß er die Heiligkeit des Gesetzes nicht einsehe, und weil Keiner so lächerlich sein will, daß nicht einmal wisse, daß er durch Verletzung des Gesetzes nicht dem Gesetze, sondern sich selber eine Wunde schlage.

Ein anderes Mal wollen wir von den Feinden der Freiheit sprechen.

Wer sind die Feinde der Freiheit?

Wenn wir einmal wissen, was die Freiheit ist, so wird es auch sehr leicht sein, sagen zu können, wer die Feinde derselben seien. Die Freiheit besteht darin, daß Jeder seinen menschlichen Verrichtungen und Vervollkommnungen mit Sicherheit nachgehen kann, ohne befürchten zu dürfen, daß er darin gestört werde. Die vorzüglichsten und einzigen Feinde der Freiheit sind daher alle diejenigen Menschen, welche mit heftigen Begierden und Neigungen behaftet sind, die sie immer auf jedem Wege, der ihnen einfällt, befriedigen möchten. Der Geizige will Geld, wenn er es auch wie immer erwirbt; der Verschwender will auch Geld, er will es sehr heftig, natürlich, um es schnell wieder hinauswerfen zu können; Andere sind ehrgeizig, sie können gar nicht sehen, daß Einer etwas thue, was Lob einträgt, sie wollen Alles selber thun, wollen dafür gelobt sein, drängen sich überall zu, drängen Andere weg und beschimpfen und verläumden Alles, was Andere thun und was sie selber thun möchten, wenn sie es auch nicht können und verstehen; oft wirkt auch noch der Vortheil auf sie, welchen sie bei dem Geschäfte hoffen. Das Traurige bei solchen Menschen ist Das, daß sie, wenn sie ihren Begierden nachhängen, immer unersättlicher darin werden und endlich Alles angreifen, um sich nur befriedigen zu können, und zuletzt in Ruin und Verzweiflung gerathen. Da werden sie erst recht unzufrieden und suchen Alles umzustoßen, was ihnen eine Schranke setzt. Die meisten Leute, welche in ihren Vermögensumständen abgewirthschaftet haben, werden dann Tadler der bestehenden Gesetze und möchten

Alles anders und besser haben, Das heißt, sie möchten wieder schnell und ohne Mühe zu etwas kommen. Wären wir Alle gut, vernünftig, gerecht und billig gegen den Nebenmenschen, und begingen wir keinen Eingriff in die Rechte des Andern, so wäre kein Staat, kein Richter, kein Amt, kein Militär nothwendig, höchstens brauchten wir eine Commision, die dafür zu sorgen hätte, daß nicht durch Zufall ein Schaden oder eine Verwirrung entstünde, zum Beispiel durch Feuer, durch Gewitter, durch Krankheiten und Dergleichen. Aber weil es Menschen gibt, die mit Wegsetzung über alle Vernunft nur ihre Begierden befriedigen möchten, so sind Anstalten nöthig, daß solche Menschen bei ihren Begierden nicht die Rechte Anderer angreifen; oder, wenn sie es gethan haben, daß der Beschädigte wieder in sein Recht eingesetzt werde und Schadenersatz bekomme. Darum sind Gesetze, sind Aemter, sind Armeen nothwendig. In ruhigen Zeiten, wo die Menschen ihren Geschäften nachgehen, gelingt es auch immer, wenn die Gesetze und Aemter gut sind, die verbrecherischen Menschen im Zaume zu halten und das Land vor großen Schaden und vor Unsicherheit zu bewahren. Aber fürchterlich und ein wahrhaftes Verderben werden solche Menschen, wenn die Ruhe des Landes gestört wird, und eine Revolution entsteht. Es ist zuweilen wahr, daß Gesetze und Anstalten und daß die Leute, die damit umzugehen haben, einer Verbesserung bedürfen, da geschieht es auch manchmal, daß die Forderungen so laut werden, daß sich die Köpfe so erhitzen, daß ein Aufstand in dem Lande ausbricht. Da kommen nun diese Leute herbei, es ist ihnen eine heiß erwünschte Gelegenheit, die Gesetze, die Aemter, alle Schranken, die ihren Begierden bisher entgegen gestanden sind, und die ihnen daher verhaßt sind, niederzureißen und Alles auf einmal zu erlangen, was sie bisher immer gewünscht haben. Da sagen sie nun dem Volke, Das sei die Freiheit, daß man alle Gesetze, die uns

eingeschränkt haben, umstoße, daß man dieselben anders und zwar so mache, daß dem Menschen schier Alles erlaubt sei, daß man das Ansehen der Obrigkeit nicht mehr achte, sondern selber regire, und daß man sich überhaupt unter nichts mehr beuge, als was sie für gut finden. Das Volk thut nun Das, es wird selber erhitzt, die thierischen Begierden erwachen, gute Menschen thun sogar Dinge, die sie nachher bitterlich bereuen, die Volksführer beginnen zu regiren, können es nicht, greifen zu den gewaltigsten und zerstörendsten Mitteln; Andere wollen es ihnen noch zuvor thun, übertreiben es noch mehr, es kömmt Verwirrung, Zerstörung und Ruin des Landes hervor, bis sich endlich die Menschen in Verzweiflung erheben und mit Kanonen und Waffen ein Ende machen. Das sind meistens die Ausgänge von Revolutionen, und es kömmt die Militärherrschaft. Manche Freiheiten, die das Volk sonst erlangt hätte, wenn es sich mäßig und Vertrauen erregend benommen hätte, werden durch jene Hetzer verdorben und verloren, und das Land ist wie aus Wunden blutend geworden. Daher ist die heiligste Lehre der Geschichte: *Suche eher auf unermüdliche, aber ruhige Weise die Abhilfe deiner Uebel, wenn es selbst Jahre lang dauert, ehe du dich in die Verwirrung und in das Elend einer Revolution stürzest.* Man weiß nie, wohin sie führt, die aufgeregten Menschenmengen thun, was sie wollen, sie gehen weit über das Ziel hinaus, das man anfangs gesetzt hatte, und es wird Verwirrung, Noth, Angst, Verarmung, Gräuel und endlich der Bürgerkrieg, wo ein Theil des Landes gegen den andern ist, und sich Beide verderben. Ich habe einmal das Gleichniß gesagt: wer zu einem Zwecke eine Revolution anhebt, der gleicht einem thörichten Bauer, welcher sagt, er wolle die Hälfte seiner Scheuer abbrennen, — dann kann er das Ding nicht mehr erretten, er sieht die Scheuer, das Haus, den Hof, das Dorf, die Stadt abbrennen und ist in Verzweiflung.

Die Sprachverwirrung.

Nicht bloß mit dem Worte Freiheit ist es geschehen, daß man sich alles Mögliche und alles Unmögliche darunter vorstellte, sondern unzähligen anderen Wörtern erging es ebenfalls nicht besser: sie mußten Das bedeuten, was Jeder wollte oder sich einbildete oder seinem Vortheile gemäß hielt. Selbst neue Wörter machte man sich, um mit ihnen Das durchzusetzen, wozu man eigentlich Vernunftgründe gebraucht hätte. Es läge an der ganzen Sache nichts; zu allen Zeiten hat es eine große Anzahl Menschen gegeben, die mit den Worten nicht umzugehen wußten und ihnen die närrischsten Bedeutungen gaben: aber in unserer letzten Vergangenheit hat diese Sprachverwirrung Gefahr erzeugt und hätte uns leicht in unabsehbares Unglück bringen können; denn die Leute, die den Worten eine falsche Bedeutung gaben, wollten diese Bedeutung auch durchführen. Wir heben hier nur Eines hervor. Alle Welt sagte: *Jeder muß im Staate vertreten sein*, der Bürger durch den Bürger, der Bauer durch den Bauer, der Handwerker durch den Handwerker, denn Diese verstehen ihre Angelegenheiten am besten und urtheilen am sichersten. Jeder hat dieses Recht. Welcher Mißbrauch und Irrthum liegt hier im Worte *Vertreten* und in dem Worte *Recht*! Das unbezweifelte Recht, welches das Volk hat, *ist das, daß es gut regirt werde*, ob es das Regiren selber kann und es selber immer in Menge thun muß, ist eine andere Frage. Wenn man sagen

kann, das Volk verstehe in Menge das Regiren nicht, und es würde Verwirrung kommen, wenn nur Jeder sich vertrete und für sich Alles wollte, so ist es sogar die heiligste Pflicht, daß nicht das Volk regire, sondern Die aus dem Volke, die es verstehen, sie mögen aus was immer für einem Stande genommen sein. Und das Regiren zu verstehen, ist wahrhaft keine Kleinigkeit, wenn man die unermeßliche Anzahl Dinge bedenkt, auf die der Staatsmann denken und sie in Einigung bringen muß. Das muß durch eine Reihe von Jahren durch Fleiß und durch Festigkeit des Charakters gelernt werden. Kann doch das schlechteste Ding nicht ohne Lernen zu Stande kommen. Ich will das unterste aller Beispiele wählen. Wenn mir Einer einen Haufen Ruthen bringt und sagt, ich solle einen Besen daraus binden, so werde ich aus den Ruthen allerdings ein Ding zusammenflechten, das einem Besen gleich sieht; aber wie wird ein Besenbinder lachen, wenn er das Ding sieht, und wie werden alle Umstehenden lachen, wenn der Besenbinder seinen kunstgerechten Besen neben den meinigen legt. Und was ist ein Besen für ein schlechtes und leichtes Ding gegen das Regiren, das doch in letzter Zeit Jeder können wollte, wenn er am Ende auch nicht im Stande war, sein kleines Häuschen zu regiren. Es ist allerdings wahr, wir müssen nicht alle Regierungsgewalt in einige Hände legen und uns dann nicht mehr darum kümmern, gehe es, wie es wolle; sondern wir müssen Männer haben, die in Weisheit, in Ruhe und Mäßigung die Sache austragen und sich gegenseitig aneifern, belehren und vor Irrungen bewahren; aber Das müssen auch Männer sein, die einen festen, guten Charakter haben, die die Kenntnisse besitzen und den heiligsten, ernstesten Willen zeigen, das allgemeine Beste zu erzielen, aber nur das allgemeine, nicht das ihrige. Wenn wir eine Maschine hätten, die die Tauglichsten und Besten von den Andern heraussuchte, wären wir freilich am glück-

lichsten daran, aber auch ohne diese Maschine werden sich schon Mittel finden lassen, wenigstens der Hauptsache nach, die tüchtigsten Männer kennen zu lernen und sie zur Wirksamkeit zu bringen. Ich werde ein anderes Mal davon reden; jetzt will ich nur noch zeigen, zu welcher Lächerlichkeit wir kämen, wenn jede Klasse der menschlichen Gesellschaft ohne Unterschied der Bildung sich vertreten dürfte. Wenn ich sage, der Tag löhner weiß am besten, was ihm nützt, der Arbeiter ebenfalls und so weiter: so muß ich folgerichtig auch sagen, die Weiber sollen durch Weiber, ja die Jungfrauen durch Jungfrauen, die Eheweiber durch Eheweiber, die Witwen durch Witwen, — und endlich sogar die Schulkinder durch Schulkinder vertreten werden; denn diese Alle wissen am besten, was ihnen nützt. — Ja wenn Alle auf der Welt wüßten, was ihnen nützt, dann wären wir glücklich, dann gäbe es nicht Betrug, Bevortheilung, Haß, Verwirrung und Dergleichen. Verlassen wir uns auf die großen und edlen Männer unseres Volks, suchen wir diese zu bekommen, sie vertreten uns besser, als wir uns selbst, sie vertreten uns gewiß; denn Das ist das Merkmal des großen und guten Menschen, daß er immer zuerst auf das Ganze und auf Andere sieht, auf sich zuletzt.

Der Census.

Ich habe neulich gesagt: Wenn wir auch keine Maschine haben, die uns die Tüchtigsten und Besten als unsere Vertreter von allen Uebrigen heraussucht, so lassen sich doch noch Mittel finden, auch ohne diese Maschine zu den Tüchtigsten und Besten zu kommen. Aber ziemlich schwer sind diese Mittel zu ersinnen. Wenn alle Menschen unterrichtet, gut und mit ihren Nebenmenschen bekannt wären, so wäre das leichteste Mittel die Wahl; sie würden schon den Edelsten, den Unterrichtetsten und den Tauglichsten wählen. Allein da die Menge der Menschen von den meisten Dingen, um die es sich im Staate handelt, keinen Begriff hat, so kann sie auch nicht wissen, ob Der, den man wählen will, einen Begriff hat; ungefähr als ob ich sagte, in einem Bezirke soll eine Sternwarte gebaut werden, und die Gemeinden des Bezirkes sollen den Professor der Sternkunde wählen. Ferner, da nicht alle Menschen gut sind, würden die Schlechten die Wahlen zu ihren schlechten Zwecken leiten wollen, sie würden nicht nur selber schlecht wählen, sondern würden auch dem andern minder Unterrichteten falsche Vorspiegelungen, Worte, Gründe, Thatsachen geben, daß er auch schlecht wähle, so daß endlich der gewählte Vertreter gar kein Vertreter mehr wäre und etwas ganz Anderes sagte und thäte, als im Sinne seiner Wähler gelegen war. Er würde nur für sich und seine Zwecke handeln. Das Land hätte eine Vertretungsregierung und wäre doch nicht vertreten. Dieß erkannten schon die Alten und hatten bei ihrem Staatsleben Bedingungen gestellt, die Einer an sich haben mußte, wenn er sollte gewählt werden können. Diese Bedingungen hießen

sie Census oder Schätzung, weil man darnach den Mann schätzen konnte. Da sie nicht Jeden zu jeder beliebigen Wirksamkeit gelangen lassen konnten, waren diese Bedingungen oft sehr strenge. So hielten es alle Zeiten, welche besonnen in ihren Staatsdingen vorgehen wollten. Nur in Zeiten, wo Alles mit Gewalt überstürzt wird, wo alle Köpfe und Herzen entflammt sind, rufen sie gewöhnlich: Wir sind Alle gleich, Gott hat keinen Unterschied in den Menschen gemacht, daher sind wir Alle zur Vertretung berufen. So wählen sie dann auch, senden die Verschiedensten zu ihrer Vertretung und sehen erst am Ende, wo Alles in Unordnung gerathen ist, daß doch nicht alle Menschen gleich sind, daß die Guten, Verständigen und Unterrichteten die Sache besser machen, als die Schlechten, Thörichten und Unwissenden. Wenn alle Menschen gleich wären, so hätte es ja überhaupt keiner Wahl bedurft, man hätte den Nächstbesten nehmen können. Aber an welchen Merkmalen soll man erkennen, wer der Beste, der Verständigste und Unterrichtetste sei? Diese Frage hat alle Zeiten, vom Alterthume an bis heute, beschäftigt, und man hat die Erfahrungen gesammelt. Bei Manchen kann man es aus seiner Lebensbeschäftigung schon abnehmen, daß er gut, verständig und unterrichtet sei, wenn er nämlich schon eine Stellung einnimmt, die großes Vertrauen fordert und vielseitige Staatskenntniß voraussetzt. Von solchen Leuten weiß man auch immer, wo sie gebildet worden sind, denn sie haben Zeugnisse als Doctoren, Gelehrte und so weiter. Man heißt sie die Gebildeten, oder wie heutzutage der Ausdruck lautet, die Intelligenz. Aber wie soll man es bei den Andern wissen? Diese haben keine Zeugnisse, aber man geht von der Erfahrung aus, daß Der das Meiste wissen könne, der durch sein Geschäft oder durch seine Mittel am meisten in die Lage kömmt, sich Kopf und Herz ausbilden zu können, und der auch Ursache hat, jede Umstürzung und

Zertrümmerung im Vaterlande zu scheuen. Dieß ist der Besitzende; daher man immer einen gewissen Besitz, den man aus der Steuer erkennt, als Bedingung der Wählbarkeit angegeben hat. Wer wenig Mittel hat, kann gewöhnlich auch Wenig lernen, er beschäftiget sich in einem kleinen Kreise von Menschen, in einem Dorfe, in einer Stadt und lernt nicht andere Dinge kennen, die in dem Staate Einfluß haben; wo sollte es z. B. der Taglöhner, der Handlanger und Dergleichen wissen, der nie über die Grenze seiner kleinen Beschäftigung hinaus gekommen ist: aber Der, der größere Mittel besitzt, kann sich eine größere Bildung erwerben, er hat ein größeres Geschäft, Das führt in manche Länder und Gegenden, und er lernt die Verhältnisse im Großen und wie sie im Staate eingreifen, erkennen; überdieß ist er durch seinen Besitz an die Dauer des Staates und seines Glückes gebunden, daß er sich nicht leicht an zerstörende Versuche wagt, die für den Staat schlecht ausfallen könnten, was aber der Besitzlose sehr gerne thut, weil er bei der Veränderung zu gewinnen hofft. Man hat also zur Bedingung, daß Einer gewählt werden könne, gesetzt, daß er gebildet sei und Dieß durch seine Stellung ausweise, oder daß er eine gewisse Steuer zahle, welche seinen Besitz beweiset. Dieß heißt man den Census, d. i. die Bedingung der Wählbarkeit. Freilich gibt der Census auch kein untrügliches Mittel ab, bei dem nicht mehr zu fehlen wäre; denn der Gelehrte kann doch Dieß oder Jenes nicht wissen, und der Besitzende kann seinen Besitz nicht zur Veredlung und Ausbildung angewendet haben; ein Mittel, wo ganz und gar nicht mehr gefehlt werden könnte, ist gar nicht zu ersinnen: aber da es schon kein ganz untrügliches Mittel gibt, so ist es dann an dem Wähler, Das, was dem Mittel fehlt, durch seinen Verstand und durch sein Herz zu ergänzen, und wie ich meine, daß Das zu machen sei, werde ich in einem künftigen Aufsatze sagen.

Wahlvorsicht.

Wenn man auch im Laufe der alten, vergangenen Zeiten belehrt wurde, daß es gefährlich sei, jeden Beliebigen ohne weitere Bedingung zum Vertreter oder zu einem Amte zu wählen, und wenn man auch daher Merkmale in ein Gesetz sammelte, die der Wählbare an sich haben mußte: so gibt es dennoch in der ganzen Natur keine so allgemeinen und untrüglichen Merkmale, wodurch die Tauglichsten und Besten bezeichnet würden, daß man sich nicht irren und dennoch einen Untauglichen und Schlechten wählen könnte. Daher muß der Wähler die Unsicherheit durch seinen Verstand und durch sein Herz ausgleichen. Da ist es nun freilich schwer, wenn etwa der Wähler selber keinen Begriff von dem Dinge hat, das der Vertreter ausführen soll, daß er den Mann wähle, der es versteht, wie wenn etwa die Gemeindeglieder eines Dorfes einen Mann wählen sollten, der eine künstliche, nie dagewesene Thurmuhr zu verfertigen hätte. Aber so schwer dieser Fall ist, so wenig man genau die Eigenschaften weiß, die der künftige Vertreter haben soll, so hat doch der Verstand bei der Wahl noch viel zu thun übrig. Er muß sehen, daß der Wählbare selber ein Mann von reinem, gesundem Verstande ist und denselben in allen seinen Angelegenheiten bewährt. Wie thöricht wäre es zum Beispiele, Einen zu wählen, der seinen Wählern alle möglichen Güter und Vortheile verspricht, weil es in die Augen leuchtet, daß Das kein Mensch ausführen kann, und daß daher der Versprecher entweder verstandlos oder schlecht ist; wie thöricht wäre es weiter,

einen Mann zu wählen, der in seinen eigenen Angelegenheiten herunter gekommen ist, der bald Dieß, bald Jenes unternommen hat, in Jedem auf keinen guten Erfolg gekommen ist und nun in Wirthshäusern und öffentlichen Orten, wie Dieß gewöhnlich der Fall ist, der Regierung und allen möglichen Dingen Schuld gibt und Alles besser zu verstehen behauptet, wie wird Der das zusammengesetzteste und ausgedehnteste Ding, wie der Staat ist, leiten können, der seine einfacheren, kleineren Sachen nicht zu leiten vermochte; wie thöricht wäre es auch, Einen zu wählen, der selber immer sagt, daß er der Beste und Tauglichste sei, solche Leute sind entweder in Phantasterei befangen, oder sie sind unverständig, weil sie die Kräfte Anderer nicht sehen, sondern nur die ihrigen, und weil gerade der tüchtigste Mann es nicht sagt, daß er tüchtig ist, oder sie sind schlecht und wollen nur aus dem Unverstande ihrer Wähler Vortheile ziehen; wie thöricht wäre es endlich, einen Mann zu wählen, den man gar nicht kennt, der immer nur von Andern angepriesen worden ist, die man oft auch nicht kennt, denn Das hieße, seinen Verstand bei Seite legen und blind thun, was ein Anderer vorschreibt. Ich will die Thorheiten nicht weiter fortsetzen, die noch bei Wahlen möglich sind, sie sind ihrer unzählige. Man sieht also, wie sehr man den Verstand nöthig hat, wenn man auch die eigentliche Sache, die dem Vertreter obliegen wird, nicht versteht. Freilich wäre es unendlich besser, wenn man auch diese Sache verstünde, man würde da erst recht mit offenen Augen wandeln können. Es ist die Pflicht eines Jeden, sich in diesen Dingen zu unterrichten, daß er mit Bewußtsein in den Reichstag, in den Landtag, in den Gemeindevorstand und in die Ausschüsse wähle. Es sind Schriften und Bücher vorhanden, aus denen der Erwachsene sich unterrichten kann, und es werden gewiß in den Schulen diese Gegenstände gelehrt werden, daß unsere Jugend erleuchtet

werde und nicht in die Fehler ihrer Väter verfalle, die zur neuen Zeit nicht vorbereitet waren. Was das Herz betrifft, das ebenfalls die Unsicherheit des Wahlgeschäftes ausgleichen helfen soll, so spielt dasselbe eine sehr große Rolle und ist von außerordentlicher Wichtigkeit; denn mit dem Herzen, wenn es selber echt und recht ist, empfindet man den Charakter des Andern, ob er gut oder schlecht sei — *und Dieß ist von entscheidender Bedeutung: Ehrlichkeit und feste Rechtschaffenheit der Gesinnung ist fast noch wichtiger in Vertretungsdingen, als die Einsicht, sie ist der Grundpfeiler und das Wesen der Vertretung*; denn der Ehrenmann vertritt in Aufrichtigkeit den Staat und das Volk, der Schlechte aber, wie einsichtsvoll er auch sei, vertritt nur immer sich, er will etwas erlangen, entweder Macht, da ist es eine Jagd und ein Kampf um Ministerstellen und andere Aemter, oder Geld oder Ruhm oder Ansehen oder irgend etwas Anderes, nur nicht das allgemeine Wohl, was geht Das ihn an, wenn er es auch immer im Munde führt, mit der Vertretung ist es da aus, dieselbe ist nur möglich, wenn das Land im Ueberflusse gute, edle, tugendhafte Bürger besitzt. Es ist also unendlich wichtig, und es handelt sich um Wohl und Wehe des Wählers selbst, daß er sein eigenes Herz auf dem rechten Flecke behalte, daß er an dem Andern den Charakter beurtheilen könne, und daß er nur Männer von entschiedener Ehre, Rechtschaffenheit und Edelmüthigkeit zu seinen Vertretern wähle. Dieß ist es, was ich meinte, wenn ich sagte, daß die Unsicherheit der Wahl durch den Verstand und das Herz ausgeglichen werden solle. Nächstens werde ich einige Bezeichnungen von Leuten entwerfen, die sich sehr gerne zu Wahlen drängen, und die man nicht wählen soll.

Wen man nicht wählen soll.

Außer den zwei allgemeinen Merkmalen, daß man keinen Verstandlosen und keinen Schlechten zu einem Amte oder einem Vertreter wählen soll, gibt es noch Andere, die zwar nicht gerade unverständig oder schlecht, doch aber so sind, daß ihre Wahl sehr bedenklich ist. Ich will einige Gattungen anführen. Wenn eine neue Zeit anbricht, in der der alte Gebrauch plötzlich umgeändert wird, so dringen natürlich immer zuerst die heftigen und ungestümen Menschen hervor, sie wollen gleich Alles ändern, sie sind mit nichts zufrieden, sie wollen auch Alles sehr schnell thun, gebrauchen gerne, wenn ihnen Hindernisse entgegen stehen, Gewalt und nehmen in ihrem Eifer jedes Mittel her, das ihnen tauglich scheint. Es ist natürlich, daß diese Leute nicht viel Zeit haben, die Mittel zu prüfen, daß sie dieselben schnell aus dem Zusammenhange mit andern Dingen herausreißen, daß so das Gebäude, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu rollen anfängt, und daß endlich Einsturz und Verwirrung erscheint. Solche Leute sind es meistens, die die ersprießlichsten Verbesserungen, welche die Besonnenen und Vorsichtigen eingeleitet haben, wieder zu Grunde richten; denn sie laufen herzu, greifen heftig die Sache an, wollen sie im Fluge abgethan haben, erregen Unruhe und Hast in vielen Köpfen, bringen oft alle Ordnung im Lande in Verwirrung, regen die Leute auf und machen, wenn die Unordnung groß geworden ist, nöthig, daß man mit Gewalt

wieder die Ordnung einführe, und daß bei dieser Gelegenheit manche Verbesserungen unterbleiben, die man sonst eingeführt hätte, weil man sich fürchtet, bei einer Veränderung laufen diese Menschen wieder herzu und machen wieder Verwirrung und Gefahr. Wie weit könnte die Menschheit schon vorgerückt sein, wenn es keine Eiferer und Schreier gäbe, die, wie das alte Sprichwort sagt, das Kind mit dem Bade verschütten. Selbst der edelste Mensch, wenn er diese Heftigkeit hat, ist untauglich zum Aufbau von Staatsdingen, weil er die Mittel überhastet und übereilt. Der größte Kriegsmeister der neuen Zeit, Napoleon, ist an seiner Heftigkeit, mit der er sich in Unternehmungen, Händel, Kriege stürzte, zu Grunde gegangen; denn sie hat ihm zuletzt eine ungeheure Macht von Feinden erregt, die ihn stürzten. Staatsdinge sind wie eine Blume, die man hegt und wartet, dann wächs't sie, die man aber über Nacht durchaus nicht hervorbringen kann. Man wähle daher niemals Leute, die sich zu der Wahl und zu anderen Dingen mit großer Heftigkeit und großem Ungestüme herzu drängen. Gerade der ausgezeichnete und gelassene Mann drängt sich nicht herbei, sondern will gesucht werden.

Eine andere Klasse von bedenklichen Menschen sind die Phantasten. Das sind solche, welche die Dinge der Welt nicht mit dem Verstande, sondern mit der Einbildung anschauen. Der Verstand nimmt die Dinge, wie sie sind, und leitet aus ihnen die Folge ab, welche natürlich aus ihnen kommen kann: die Einbildung aber betrachtet die Dinge gar nicht oder oberflächlich, sie hat nur Einfälle, betrachtet dieselben als wahr, handelt darnach und irrt sich gewaltig. Solche Leute haben Hirngespinnste, Phantasien, Bilderwerke und Dergleichen in ihrem Haupte und hängen ihnen nach. Ihnen fallen auch viel mehr solche Dinge ein, als anderen Leuten, weil sie immer innerlich mit sich beschäftiget sind, die anderen

Leute aber äußerlich die Dinge betrachten müssen. Daß solche Menschen in Staatssachen sehr üble Wirkungen hervorbringen, ist begreiflich, weil der Staat aus lauter wirklichen, in's Leben greifenden Dingen, nicht aber aus Einbildungen be-
5 steht. Man wähle daher dergleichen Leute niemals zu Vertretern oder Aemtern. Sie sind nicht schwer zu erkennen. Wer gewohnt ist, alle Dinge genau zu betrachten, wird bald sehen, ob der Eine oder Andere seiner Nachbarn und Bekannten nach der Natur der Sache oder nach selbstge-
10 sponnenen Einbildungen handle. Es zeigt sich Dieses in den kleinsten Dingen des Lebens. Ich muß hier einer Klasse erwähnen, die besonders diesem Uebel unterworfen ist, die schlechten Schriftsteller und schlechten Künstler; sie haben unter den Thorheiten und Fehlern, die das Gute
15 der neuen Zeit verdorben haben, viele auf ihrer Rechnung. Es ist ganz natürlich, daß es so kam. Der gute Schriftsteller und Künstler muß außer seiner Einbildungskraft, die ihm eine Fülle von Gedanken und Bildern bringt, auch einen scharfen Verstand haben, daß er diese Bilder ordne und
20 ein verstandesgemäßes, kluges Ding hervorbringe. Wer aber nur die Einbildungskraft allein hat, wird durch sie zum Schreiben, Malen, Schauspielen und Dergleichen getrieben, geht seinen Einfällen nach, und weil er wenig Verstand hat, bringt er das Thörichte und Ungereimte zu Markte.
25 Es ist begreiflich, daß solche Leute bei bewegungsvollen Zeiten, die ihre Einbildungskraft aufreizen, herzu eilen und ihre Thätigkeit geltend machen. Sie verderben aber Alles. Weil sie nicht nach dem Verstande handeln, haben sie auch die Staatsdinge und die Menschengeschichte nicht nach ihrer
30 Wesenheit betrachtet, sondern nach oberflächlichen Meinungen und nach hochtönenden Redensarten, die sie nun in die Wirklichkeit einführen wollen und dadurch den Dingen den Kopf und das Herz zerbrechen. Man wähle daher einen

Schriftsteller und Künstler nur dann, wenn man mit völliger Gewißheit weiß, daß er ein vortrefflicher ist (natürlich muß man seine Kenntnisse in Staatsdingen auch wissen); sonst aber, wenn man nur den geringsten Zweifel hat, ob er vortrefflich sei oder nicht, wähle man ihn lieber nicht.

Die Zukunft
des menschlichen Geschlechtes.

Ich habe gesagt, daß die erste und größte Eigenschaft jedes Abgeordneten und überhaupt jedes Menschen, der für das allgemeine Wohl zu sorgen hat, die Rechtschaffenheit des Charakters und die feste Tugend seines Herzens ist. Bei dieser Gelegenheit ist mir ein trauriger Gedanke gekommen, der mich schon öfters heimgesucht hat, und dem ich aber nie recht Raum geben wollte, der Gedanke, ob wir nicht etwa in unsern Sitten und in unserer Verschlimmerung schon so weit gerathen seien, daß wir uns aus eigener Kraft nicht mehr aufschwingen können, sondern daß uns der Eigennutz und die Genußsucht jedes Einzelnen noch mehr in Zertrümmerung und in Auseinanderweichen unserer Zustände bringen wird, bis ein wildes, zahlreiches und barbarisches Volk, das aber seine Kraft neben seiner Rohheit bewahrt hat, und das vielleicht jetzt noch im fernen Asien wohnt, über uns hereinfluthen und uns und unsere Bildung auf viele Jahrhunderte hin verschlingen und die Welt wieder in die Nacht der Unwissenheit und der Rohheit vergraben wird. Es ist ein schrecklicher Gedanke, aber er ist nicht so ungereimt, und seine Erfüllung ist nicht so unmöglich. Wenn ein Mensch mitten in seiner Zeit steht, kann er sie nicht so leicht beurtheilen und schätzen, weil er von allen ihren Gewohnheiten und Neigungen selber zu fest

umschlungen ist; denn wie wäre es sonst möglich, daß in vergangenen Zeiten manches Volk auf dem Wege des Unterganges war, auf dem Wege, seine Habe und sein Leben und das Leben der Seinigen in einem schrecklichen Blutbade zu verlieren, daß es leicht den Untergang hätte abwenden können, wenn es nur sein Leben und seine Sitten geändert hätte, daß es Dieß aber nicht that und endlich seine fürchterliche Erfüllung fand. Nur wenn man ferne von der Zeit steht, kennt man sie genauer und weiß, wie ihr zu helfen gewesen wäre. Nur die Geschichte der vergangenen Zeiten ist die einzige, die größte, die weiseste, aber leider sehr oft unbeachtete Lehrmeisterin in menschlichen Dingen; nur in ihr können wir unsere Zustände mit vergangenen vergleichen und so zu unserer Erkenntniß und vielleicht auch zur Besserung gelangen. Da erzählt nun diese Geschichte von einem großen und mächtigen Volke, ja von dem mächtigsten, das je auf der Welt war, von einem Volke, das wir Alle kennen, von den Römern. Sie hatten alle gebildeten Stämme zu einem einzigen großen Reiche vereinigt, und wir heißen jetzt dieses Reich die alte Welt. Wenige Völker waren so tapfer, so weise, so mäßig, so enthaltsam, so zu dem Gemeinschaftlichen zusammenhaltend, wie diese Römer. Die Bildung der alten Welt war sehr groß. Wenn wir auch in unserer Zeit in manchen Stücken voraus sind, zum Beispiele in der Kenntniß der Natur, so war uns die alte Welt doch in vielen Dingen weit, weit überlegen, und wir können ihr nicht mehr nachkommen, namentlich in der bildenden Kunst, selbst in Dichtungen, in der Geschichte und in der Kraft und Größe ihrer Charaktere. Die reinen, starken und tugendhaften Römer, als sie die ganze damals gebildete Welt in ein Reich zusammengebracht hatten, überließen sich nun der Ruhe und wollten das Leben genießen. Das ging eine Weile gut, so lange noch die Tugend der

Väter nachhielt. Das Genießen wurde aber immer allgemeiner, ihre Paläste wurden immer schöner, ihre Gärten reicher, ihre Feste verschwenderischer. Die mit ihnen vereinigten geistreichen Stämme, vorzüglich die Griechen, stiegen von den edlen Gegenständen, mit denen sie sich früher beschäftigt hatten, zu gemeinen herab, ihre Dichtungen hörten auf, ihre Bildhauerkunst hörte auf, ihre großen Geschichtschreiber waren verschwunden, und wo sie noch etwas in diesen Dingen thaten, war es unvernünftig ausgeschmückt, war kindisch und entbehrte der inneren Männlichkeit. So sank das große Reich immer tiefer in Weichlichkeit und Genußsucht. Wer nur seine eigene Unterhaltung sucht, wer nur Reize und Lust für seine Sinne erstrebt, Den gehen andere Menschen, Den geht zuletzt das Vaterland nichts mehr an. Die Römer konnten sich zu dem Gedanken nicht mehr erheben, daß die Entbehrung und Enthaltsamkeit des Einzelnen eine Freude sei, wenn nur das Ganze, das Reich groß und mächtig und glücklich ist. Im Gegentheile, um in ihren ausschweifenden Genüssen nicht gestört zu werden, nahmen sie von fremden Völkern Hilfssoldaten, die sie vertheidigen sollten. Die fremden Völker wohnten außer den Grenzen des Römerreichs im Norden und wurden von den Römern ungefähr so betrachtet, wie von uns die wilden Völker in Asien. Die Römer hießen sie auch Barbaren. Diese Barbaren waren aber kräftig, obwohl roh und unwissend. Aus Hilfssoldaten wurden sie allgemach Angreifer gegen die morsche römische Welt, und nach entsetzlichen, fürchterlichen Kriegen und Verwüstungen stürzten diese Völker, die größtentheils deutschen Ursprunges waren, das Reich und alle Bildung; Alles, was die alte Welt liebenswürdig und groß gemacht hatte, war dahin, und viele Jahrhunderte tiefer Finsterniß traten ein. Nach und nach rang sich die Menschheit wieder empor, benützte die Trümmer der Bildung

der alten Welt und kam allgemach auf die Stufe, auf der wir heute stehen. Ich werde in dem nächsten Aufsatze unsere jetzige Lage mit der der alten Römer vergleichen und werde zeigen, wo die Völker wohnen, die uns überfluthen und zerstören könnten, wie die Römer von den Deutschen überfluthet und zerstört worden sind.

Vergleichung unserer Lage mit der des alten Römerreiches.

Ich habe gesagt, daß die alten Römer, nachdem sie die ganze gebildete Welt in ein Reich vereinigt hatten, anfingen, sich dem bloßen Genusse, der bloßen Unterhaltung hinzugeben, daß in den gebildetsten Stämmen Künste und
5 Wissenschaften verschwanden, und daß das ungeheure Reich so erschlafft und herabgekommen war, daß es eine Beute wilder Völker wurde, die es mit ihren Schaaren überschwemmten. Unsere Lage ist heutzutage fast eine ähnliche. Die Bildung des menschlichen Geschlechtes ist mit der Aus-
10 nahme Nordamerika's in Europa vereinigt, die wilden Völker, die uns bedrohen, wie damals die Deutschen das Römerreich bedrohten, wohnen auf den Hochebenen in der Mitte Asiens. Man kann nicht sagen, Die seien ja zu entfernt, viel weiter weg, als die Deutschen von den Römern; der Schau-
15 platz ist jetzt nur ein größerer, sonst ist Alles, wie es einstens in der alten Welt war. Diese Völker sind ungemein zahlreich, das Land, das sie bewohnen, ist das ausgedehnteste der Erde, es ist aber unfruchtbar und rauh, so daß seine Bewohner hart, tapfer und aller Mühsale und Entbehrungen
20 gewohnt sind. Wenn sie sich zu Schaaren vereinigen, so sind diese Schaaren eine unermeßliche Menge und können, wie ein brausendes Meer, heranrücken. Wenn Europa vernünftig, gesittet, kräftig, männlich und einig ist, hat es von all

diesen Schaaren nichts zu fürchten; denn es hat seine alte Tapferkeit und hat den ungeheuren Vorsprung in seiner Ausbildung und Wissenschaft des Krieges. Aber wenn Europa thöricht, ungesittet, weichlich, weibisch und uneinig ist, wenn sich die Bösen in seinem Schooße gleich zu dem Feinde 5 schlagen, um mit ihm die Beute zu theilen — wie dann? Aber, werden Einige sagen, den wilden und ungebildeten Völkern in Asien fällt es gewiß nicht ein, sich zusammen zu schaaren und in das ferne Europa auf Raub zu ziehen. Es ist ihnen schon einige Male eingefallen und kann ihnen 10 wieder einfallen. Gerade diese Völker waren es, die den Sturz des Römerreiches herbeiführten. Sie brachen damals gegen Europa herein, besiegten seine Völker, trieben sie vor sich her und nöthigten sie, in das Römerreich einzufallen. Später kamen sie noch ein paar Male, aber in ge- 15 ringerer Bedeutung. Sie sind in den ältesten Zeiten oft von ihren Höhen in andere Gegenden Asiens herabgestiegen und haben dort nach Raub und Verwüstung Reiche gestiftet. Manche jetzt noch bestehende Völker stammen von ihnen. In China haben sie die Herrscherfamilie gebildet, die Perser 20 stammen von ihnen, die Türken und selbst die Magyaren, die neben andern Stämmen in Ungarn wohnen, sind einst von Asien gekommen und haben das Land mit dem Schwerte unterworfen.

Die Ursache, warum diese Völker so gerne zu ihren 25 Nachbarn kommen, ist die Rauhigkeit und Unfruchtbarkeit ihres Bodens, sie streben den bessern Gütern der Fremde nach und werden zu Einfällen gereizt, sobald sie in der Fremde Uneinigkeit und Verwirrung bemerken. Wie steht es nun mit uns, sind wir in der Lage, einen Einbruch 30 zurück zu weisen? Die Künste nehmen in dem gebildeten Europa ab. In Frankreich werden Bücher voll Unsittlichkeit und Laster geschrieben, und in Deutschland werden sie

übersetzt und gelesen. Unsere eigenen Dichtungsbücher sind größtentheils unmännlich, weichlich, nur in schönen Worten bestehend, ohne Würde und Tugend und ohne menschlichem Ernste. Die Zeitungen sind meistens nur auf Gelderwerb
5 gerichtet, sagen, was die Leser gerne hören wollen, und haben in Staats- und anderen Dingen nur oberflächliche Kenntniß. Diese Kenntniß eignen sich viele Menschen an und versäumen dadurch wahre und wirkliche Kenntnisse. Nach solchen Kenntnissen handeln sie dann in den Tagen der Bewegung und
10 bringen Verwirrung, Verfall und Wiederzerstörung des Guten hervor. Eben so wie die Schriftkunst, ist Musik, Malerei, Baukunst im Verfalle. Wenn Völker im Schönsten, was die Menschheit hat, in der Kunst herunter kommen, ist es allemal ein Zeichen, daß sie selber schlechter geworden sind. Mit Diesem
15 zugleich zeigt sich in Europa eine steigende Sucht zu genießen. Alles will sich unterhalten, Alles will glänzen und für sich eine Lust erhaschen. Man bedenke nur, wie sich Modesachen und Vergnügungsorte vermehren, und wie selbst die bescheidensten Menschen Bedürfnisse haben, von denen ihre Voreltern nichts
20 ahnten. Dieß führt auf Habsucht, auf Absonderung des Menschen von dem Menschen und auf Lossagung von dem Wohle des Ganzen. Wird dadurch die Kraft und der Verstand und die Einigung Europa's gelockert werden, wird sie verschwinden, und werden wir den Römern gleichen?! Wer kann
25 Das wissen?? Noch sind wir nicht so weit, wie die entarteten Römer waren, aber sind wir nicht auf dem Wege dazu?! Ueberall, wo Völker zu Grunde gegangen und Reiche gestürzt sind, sind sie es durch Unverstand und Schlechtigkeit der Sitten, und überall, wo sie mächtig und glücklich waren, waren sie es
30 durch Verstand und Güte. Dadurch wird der Staat, dadurch wird das Haus, das Weib und das Kind gerettet. Wo man auf Abwegen ist, kehre man um, und jeder Staat Europa's hat die heiligste Pflicht, die Mittel dazu einzuleiten.

Noch ein paar Merkmale über unsere gegenwärtige Tage.

Außer der immer steigenden Genußsucht, die uns von einander absondert, für das Gemeinwohl unempfindlich macht und uns in Habsucht und Weichlichkeit stürzt, sind noch andere Zeichen vorhanden, die zeigen, daß wir uns auf dem Wege zum Unglücke und zum Verfalle befinden. Ich rede hier nicht von Oesterreich allein — Gottlob, das ist noch eines der gesundesten, kernhaftesten und ehrenhaftesten — sondern ich rede von dem ganzen Europa, das sich das gebildete nennt. *Eines der traurigsten Zeichen ist die Abnahme und das Versinken der Religion.* Freilich hängt das wieder mit der Unterhaltungssucht zusammen. Wessen Sinnen und Trachten immer dahin geht, seinem Körper Lustbarkeiten und Ergötzungen zu verschaffen, Der kann auf das Höhere und auf das Ueberirdische keinen Blick werfen. Diese Dinge, Genußsucht und Irreligion, gehen in schlechten Zeiten immer Hand in Hand und sind in vergangenen schlechten Zeiten, die uns ein Warnungsspiegel sein sollen, immer Hand in Hand gegangen, bis das Verderbniß hereingebrochen ist, und ganze Völkerschaften auf Jahrhunderte in Erniedrigung gesunken sind. Es ist ein natürliches Ding, daß der Mensch, der einfach und mäßig lebt, der nicht immer auf Erheiterung seines Körpers denkt, Zeit und Muße hat, seine Seele auf das Höhere

zu richten. Es kommt die Ahnung von Gott in sein Herz, er betrachtet die göttlichen Werke, bewundert ihre unermeßliche Schönheit und Wohlthätigkeit, und es kommen Gefühle der Anbetung und Verehrung in seine Seele, es
5 kommen Gefühle der Liebe gegen alle Geschöpfe, besonders gegen seine Mitmenschen, er ist gut, wohlthätig, freundlich, er betrachtet seine Güter nicht als Dinge zum Genusse, sondern als Mittel, Gutes zu thun, und scheidet endlich gerne von ihnen in ein anderes Leben, da er weiß, daß
10 er doch all Das, was ihn hier umgeben hat, zurücklassen muß. Das ist die Religion des einfachen Naturmenschen, und diese übt er aus. Aber zur allgemeinen Erhebung, zu gegenseitiger Stärkung und Bekräftigung in allem Göttlichen dient die gemeinschaftliche Gottesverehrung und der gemein-
15 schaftliche Gottesdienst, der alle Glieder als Geschöpfe Gottes in Anbetung gegen ihn und als Brüder in Liebe gegen einander vereinigt. Dieß wußten die alten Heiden schon so gut, daß sie das Volk immer zu allerlei, wenn auch oft lächerlichen und seltsamen Verehrungen ihrer Götter ver-
20 einigten. Welches Volk in aufrichtiger Verehrung des allmächtigen Gottes vereinigt ist, Das ist stark, gut, edel, treu, mäßig, gerecht, hilft überall dem Unglücke ab, strebt nicht nach dem Nutzen eines einzelnen Menschen, einer einzelnen Stadt, sondern nach dem Aller, und wenn ein äußerer
25 Feind kommt, steht es felsenfest zusammen und errettet seine Kirchen, seine Häuser, seine Weiber, seine Kinder, seine Greise von dem Verderben und schützt seine Gesetze und inneren Einrichtungen, die ihm Halt und Dauer verleihen. Welches Volk aber zur Pflege der Lüste seines Körpers
30 herabsinkt, Das geht aus einander, Jeder sucht sein Vergnügen, wo er es findet, er denkt nicht an den Nachbar, er übervortheilt ihn, weil er Genußmittel braucht, er sucht nur sich oder höchstens seiner Stadt Gutes zuzuwenden,

und wenn ein Feind hereinbricht, erschrickt er, ist feig, hat nicht den Muth, sich zu opfern, sondern unterwirft sich, um nur sich selber und seine Genüsse zu retten, und bricht im Innern Verwirrung aus, sondert er sich ab, weil ihm am Ganzen nichts liegt, flüchtet aus einander und läßt den wilden Stürmen und schlechten Menschen das Vaterland preis oder mischt sich in der Herzensangst gar unter sie, weil er da seine Rettung erwartet. Solche Völker gingen oft in fürchterlichen Strafgerichten zu Grunde. Jeder Mensch sollte die Geschichten vergangener Zeiten lesen und lernen, daß er sie als eine Warnungstafel für seine Zukunft vor seine Augen hielte. In unsern Zeiten ist die Religion bedeutend gesunken; am meisten in großen Städten, wo man dem Menschen, gemeinen und hohen, alle Wege und Mittel der Lust und der Schwelgerei und der Ausschweifung an die Hand gibt und ihn verdirbt. Oft nicht einmal mehr die äußere Gottesverehrung ohne inneres Gefühl ist vorhanden, man hält es für Bildung, sich um Gott und göttliche Dinge nicht bekümmern, öfter ist nur die Ausübung der Gebräuche und Ceremonien da ohne die innere Tugend und Frömmigkeit. Denke Jeder nur nach, beobachte er die Zeiten und ihren Lauf, und er wird finden, daß ich wahr rede. Wohin soll ein Welttheil kommen, der das Heiligste, was die Menschen haben, allgemach verderben läßt?!

Ich werde noch einige Merkmale unserer Lage anführen und werde dann sagen, welche Mittel ich für tauglich halte, daß sie von den Völkern ergriffen werden, daß wir umkehren, daß wir das unermeßliche Gute, was Europa bisher errungen hat, retten, und daß wir auf dem Wege der Ehre, der Würde und der Göttlichkeit des menschlichen Geschlechtes vorwärts wandeln.

Ueber unsere gegenwärtige Lage.

(Fortsetzung.)

Ich habe versprochen, noch einige Zeichen anzugeben, welche die gegenwärtige üble Lage von Europa darthun sollen. In Verbindung mit unserer Genußsucht und dem Verfalle der Religion zeigen sich auch im gewöhnlichen Verkehre des Lebens solche Zeichen, welche errathen lassen, wie sehr die Gesellschaft der Menschen von der Sitte und dem Rechte abweiche und auf das eigene Zerfallen hinarbeite. Seit einer Reihe von Jahren habe ich die gewöhnlichen Beschäftigungen der Menschen beobachtet, wodurch sie sich den Lebensunterhalt verschaffen, und wodurch sie die Sitten, den Umgang und den gebräuchlichen Verkehr herstellen. Da sind nun zwei Hauptbeschäftigungen: der Ackerbau und die Gewerbe. Im Ackerbaue sind noch am meisten die gesunden, einfachen Sitten geblieben, wodurch die Menschen glücklich werden und den Staat fest und dauernd machen. Nicht, als ob nicht da auch Mängel und Gebrechen in den Sitten und in der Lebensweise wären, namentlich in der Nähe großer Städte, aber sie haben sich noch nicht auf das Wohl und Wehe des ganzen Staates erstreckt und werden gewiß verschwinden, so wie die andern Glieder der menschlichen Gesellschaft sich gebessert haben. Aber in den Gewerben, vorzüglich in den höheren, und in großen Städten, da sieht es anders aus. Wer den Gang seit vielen Jahren beobachtet, Der sieht, daß Das, was man Geschäftsehre

nennt, immer mehr und mehr zu verschwinden beginnt. Unter Geschäftsehre aber verstehe ich ein solches Verfahren, vermöge welchem der Geschäftsmann mit dem einfachen, natürlichen Gewinne vorlieb nimmt, der ihn und die Seinigen nährt, der bei ordentlichem Betriebe ihn nach und nach 5 wohlhabend und für das Alter sorgenfrei macht, und der auch noch andere Menschen neben sich bestehen und leben läßt. Hauptsächlich aber wird der Mann, der auf Geschäftsehre hält, sich es als einen Vorzug und Stolz anrechnen, immer die besten Waaren zu haben und Alles strengstens 10 zu vermeiden, was wie Uebervortheilung oder gar wie Betrug aussieht oder es ist. In dem Hause eines solchen Mannes sieht es sehr einfach bürgerlich, obwohl behaglich und wohlhabend aus, er setzt einen Stolz in seine Bürgerehre und würde es für eine Schande erachten, in seinem Hause 15 die Sitten und den Glanz der Vornehmen darstellen zu wollen. Die freie Zeit bringt er gerne im Schooße seiner Familie zu, in seinem Garten, auf seinem Felde, in seiner Familienstube. Ja mich schauen noch recht rührend die steinernen Bänkchen an, die man noch an Häusern von alter Zeit her 20 trifft, und auf welchen der Geschäftsmann seine Feierabendstunde zuzubringen pflegte. Jetzt sitzt höchstens ein Bettelweib auf solchen Bänkchen. Ich habe noch Geschäftsmänner solcher Art gekannt, aber sie werden leider immer seltener. Man strebt nicht mehr, dauerhafte und gute Waare zu machen, 25 noch viel weniger, die mühsame und kunstreiche unserer Vorfahren, wozu so viel Liebe gehörte, sondern man sucht nur die Sache aus den Händen zu bekommen, sei sie, wie sie sei, wenn sie nur Geld bringt, und ein neues Stück zur Bestellung kommt. Im Handel will man schnell reich werden, 30 weil man die Sitten von Vornehmen darstellen will, weil man Aufwand machen, weil man glänzen will, weil man sich in dem schlechtesten aller Stolze zeigen will, in dem

Stolze der Verschwendung. Wie schnell sieht man daher heutzutage in Hauptstädten Unternehmungen entstehen und zu Grunde gehen. Selbst die Lüge, die Uebervortheilung ja das Betrügen muß helfen, Geld herein zu bringen. Noch sind viele Ausnahmen von solchen leichtsinnigen und gewissenlosen Geschäftsmännern, aber man betrachte nur mit Aufmerksamkeit und selber mit Gewissenhaftigkeit den Gang unserer Dinge, so wird man mit Betrübniß sehen, daß sich die Zahl solcher unedler Bürger immer mehr und mehr vermehrt, und daß wir, wenn wir so fort gingen, nur in lauteres Jagen nach Geld und nach Genuß hineinkämen, daß Einer den Andern mit schlechten Sachen betrügen würde, und daß Tugend, Ehrenhaftigkeit, Gemeinsinn und Liebe gegen die ganze Menschheit verschwinden würde. Ueberall aber, habe ich schon gesagt, wo Völker schlecht und unverständig geworden sind, sind sie zu Grunde gegangen. Der Verfall von Geschäftsehre zeigt nur von dem Verfalle der Sitten überhaupt und ist nur ein einzelnes Zeichen, wie sehr das Gute, Edle, Würdige aus dem inneren Leben zu verschwinden droht, und Dieß ist ein sehr trauriges Zeichen, weil es allemal dem Verfalle und dem Unglücke eines Volkes vorausgeht. Ich rede hier aus solchen Erfahrungen, wie ich sie aus der Geschichte der vergangenen Zeiten des menschlichen Geschlechtes gesammelt habe, ich wünsche sehr und auf das Innigste, daß unsere jetzigen Zeichen nicht in Erfüllung gehen mögen, namentlich, daß wir selber das Unsrige thun, sie wieder in bessere umzuwandeln. Aber vorhanden sind diese Zeichen, und sie sehen denjenigen sehr ähnlich, auf welche in älteren Zeiten immer größerer Verfall und endlich das völlige Unglück gekommen ist. Im nächsten Aufsatze will ich einige Heilmittel anzugeben versuchen.

Mittel gegen den sittlichen Verfall der Völker.

Ich habe unlängst den unerfreulichen Gedanken ausgesprochen, daß vielleicht das westliche Europa auf dem Wege des alten römischen Reiches geht und seinen Untergang zu erwarten hat, ich habe einige Merkmale, in so ferne es der Raum unsers Blattes gestattet, angeführt, welche mit den Merkmalen der damaligen unglücklichen Zeit große Aehnlichkeit haben, und habe versprochen, Mittel anzugeben, welche mir geeignet scheinen, dem Uebel abzuhelfen und uns wieder auf eine bessere Bahn zu bringen. Diese Mittel helfen aber nur, wenn wir selber den *ernstlichsten* Willen haben, uns helfen zu lassen, und wenn wir unsere Krankheit einsehen, die ich deßhalb auch zu schildern gesucht habe; denn nichts ist schwerer einzusehen, als wenn wir von der sittlichen Kraft verlassen worden sind und auf dem Wege des Genusses und Wohllebens fortgehen. Es ist selber schon eine halbe Tugend, zu wissen, daß uns Tugend Noth thut. Das erste und oberste Mittel ist, *daß jeder Einzelne sich auf das Strengste bemüht, in sein Leben Mäßigung im Genusse, Ordnung in jeder Handelsweise und Rechtschaffenheit im Umgange mit Andern zu bringen. Hiemit verbinde er die Kenntnisse, die ihm in seinem Kreise nothwendig sind.* Thut jeder Einzelne Das, dann werden wir Alle Achtung verdienen, werden uns nie zu Verderben hinreißen lassen, werden fest zusammen halten, denn die Guten

haben immer vereinte Kraft und werden so das Wohl Aller viel fester gründen, als wenn Jeder ohne Grenze Dem nachgeht, was er für seinen Vortheil hält, und wodurch er das gemeinschaftliche Wohl und damit auch sein eigenes in Gefahr bringt. Aber es ist leichter gesagt: Sei tugendhaft, als gethan; denn Tausende wissen nicht einmal anzufangen. Darum müssen alle die Mittelwege, welche den Menschen *anleiten* und ihm das Gute *angewöhnen* und ihm die *Kenntnisse beibringen*, eingeschlagen werden. Die zwei Hauptmittelwege sind *Kirche* und *Schule*. Die Kirche gibt dem Menschen das heilige Gut der Religion, das Beste, was die Erde hat, oder eigentlich den Himmel, der auf die Erde gekommen ist. Aus Religion folgt Tugend von selber und alle Wege, die zu Ordnung und Recht führen. Daher ist ein religiöses Gemüth nicht nur das Heil des Einzelnen, sondern es führt auch zum Wohle Aller. Unsere gesammte Priesterschaft hat daher den heiligen, verantwortlichsten Beruf, durch die eindringendste Lehre und *namentlich* durch das edelste Beispiel die echte Religiosität zu begründen und zu verbreiten. Ich wiederhole es: *durch Beispiel*; denn bei allen Menschen, insbesondere die der Erhebung erst bedürfen, steht das Beispiel hoch über der Lehre; denn es macht die Lehre lebendig, anschaulich und führt unwiderstehlich zur Nachahmung: während die Lehre ohne Beispiel oder gar mit entgegengesetztem Beispiele ein Korn ist, das keinen Fruchthalm treibt, oder ein Samen, aus dem das Unkraut keimt. Die Hohen der Kirche müssen mit Unerbittlichkeit auf Güte und Vortrefflichkeit ihrer Untergebenen sehen. Wie in der Kirche die Erwachsenen belehrt und gebessert werden, so werden in der Schule die Kinder *unterrichtet* und *erzogen*. Ich glaube, es ist die erste und heiligste Pflicht des Staates, daß er die Menschen zu eigentlichen Menschen mache, Dieß thut aber *nur Unterricht* und *Erziehung*. Ohne diesen bleibt

oder wird die Menschheit verwildert und zerstört sich selbst. Es sollen in dem Staate Schulen in allen Abstufungen sein, wo die Dinge gelehrt werden, die alle Stände bedürfen, von dem einfachsten bis zu dem zusammengesetztesten. In allen Schulen müssen nebstbei auch die Dinge, die den Menschen veredeln und heben, in die Herzen der Kinder gebracht werden. Hiezu muß ein Lehrerstand gebildet und ernährt werden, der unterrichtet, edel, gemäßigt und weise ist. Jeder Einzelne wird bald die guten Früchte einsehen, wird nicht nur gerne seine Kinder in die Schule schicken, sondern wird mit Freuden Rath, That und Beistand spenden, daß die Schulen erhalten und noch immer verbessert werden können. Diese zwei Mittel, Kirche und Schule, sind die höchsten, aber es gibt noch andere, die in Gemeinden, Zünften, Körperschaften, Ständen liegen, und von denen ich ein andermal sprechen werde. Wenn uns diese Mittel nicht helfen, so ist uns, wie vor einiger Zeit ein edler Freund zu mir sagte, nicht mehr zu helfen. *Die Verschlechterung und das Zerfallen der menschlichen Gesellschaft halte ich für das erste und größte Uebel unserer Zeit, und Dem muß abgeholfen werden, wenn wir zu retten sein sollen. Alles Andere, was unsere Zeit bewegt und erschüttert, sind nur einzelne Zeichen dieses allgemeinen Uebels; sie werden in der Gegenwart überwunden werden und werden in der Zukunft verschwinden, wenn das Hauptübel selber verschwindet.*

Noch einige Mittel
zur Verbesserung unserer sittlichen Lage.

Wenn auch die Schule für die Jugend, die Kirche für Jung und Alt ein Ort der Verbesserung und des Unterrichtes sein kann, wenn auch Kirche und Schule zu jener Vollkommenheit gelangten, die wir so sehnlich von Beiden wünschen: so 5 reichen sie doch zu der nothwendigen Veredlung und Hebung des menschlichen Geschlechtes nicht hin, wenn auch von Außen nicht zuerst die Hindernisse gehoben werden, und dann werkthätig zur allgemeinen Verbesserung eingeschritten wird. Dazu müssen nun noch die andern Körperschaften mitwirken. Die 10 Gemeinden haben die Sittenpolizei. Welch ein Mittel ist ihnen da an die Hand gegeben zu wirken, ohne Jemanden gerade zu belästigen oder zu drücken! Welch eine Schule der Entsittlichung und Ertödtung des Verstandes können Wirthshäuser sein. Wie sehr solche Anstalten nöthig sind zur Unter- 15 kunft der Fremden und Erheiterung der Einheimischen, erkennen wir gar wohl: aber auch wie gefährlich, wie sittenzerstörend, familienuntergrabend sie werden können, erkennen wir eben so wohl. Daher soll jede Gemeinde diese Orte in ihre Obsicht nehmen, sie hat Recht und Pflicht hiezu, das Leben 20 in solchen Orten regeln, die Ursachen zu Ausschweifungen hintan halten, Uebertretungen ahnden und in Wiederholungsfällen die Befugniß entziehen, namentlich durch Weckung des Ehrgefühles in ihrem eigenen Schooße dahin wirken, daß ein

dem Trunk Ergebener als Gegenstand der Mißachtung erscheint und nie ein Vertrauensamt erhält, und endlich sollen sie in Verleihungsfällen der Befugniß einer Wirthschaft sehr sparsam sein, sich nur auf den nöthigsten Bedarf beschränken und nur rechtschaffenen, ordnungsliebenden Männern dieses 5 Gewerbe anvertrauen. Branntwein sollte ganz aus allen Schenken verschwinden und nur, wie ein anderes Gift, unter bestimmten Vorsichten dem Verkehre anheim gegeben werden, in so ferne der Geist, den er enthält, zu verschiedenen Dingen und Gewerben nöthig ist. Außer den Wirthshäusern sollen 10 die Gemeinden auf öffentlichen Anstand und öffentliche Sitte sehen und jedes Unanständige, Sittenwidrige entfernen. Vorzüglich dürfte eine fortlaufende Aufsicht über die eben aus der Schule Getretenen, natürlich mild und väterlich geführt, von sehr guter Wirkung sein, und Auszeichnungen der Ge- 15 sittetsten und Ordentlichsten das Ehrgefühl wecken und heben. — Ja, da hätten die Gemeinden Viel zu thun, höre ich einwenden. Freilich haben die Gemeinden Viel zu thun, darum ist ihnen von der neuen Regierung der wichtige und folgenreiche Wirkungskreis eingeräumt worden: wer aber genießt denn 20 auch die unermeßlich guten Früchte, als die Gemeinden? Außer den Gemeinden können kleine Körperschaften, Zünfte, Innungen u. s. w. in ihrem Schooße für Sitte, Rechtschaffenheit und namentlich für Geschäftsehre sorgen. Sollten sie nicht ihre Auszeichnungen, Würden, Aemter nur an die rechtlichsten, tüch- 25 tigsten und ehrbarsten Männer vergeben? Wären nicht etwa Aufmunterungen, Auszeichnungen, Verleihung der Selbstständigkeit an vorzügliche Gesellen wirksame Mittel? Wir erklären bei dieser Gelegenheit offen, daß wir gegen die allgemeine, unbedingte Gewerbefreiheit sind; denn ein so weitverbreitetes 30 Ding, wie das menschliche Geschlecht, muß unter vielen abgestuften Ordnungen stehen (organisirt sein), wenn es nicht in Verwirrung gerathen will; denn ein höchstes, allgemeinstes

Gesetz allein könnte unmöglich alle die vielen und einzelnen Bedürfnisse unter den Menschen regeln: und welch ein natürlicheres Band gibt es denn für kleinere Körperschaften, als das gleiche Gewerbe? Man verwerfe nicht vorschnell Alles, was wir von den Vätern überkommen haben, und man vergleiche nur die Trefflichkeit ihrer Gewerbsarbeiten mit der Oberflächlichkeit, Hohlheit und Übereilung der unseren. Nicht der *Beste* wird bei allgemeiner Freigebung den Sieg davon tragen, sondern Jeder wird suchen, *am wohlfeilsten und schlechtesten* zu arbeiten, und er ist gezwungen dazu. Sind die Menschen aber ehrenhaft und sittlich, so sorgt die Innung für die Ehre und den Glanz des Gewerbes. Man lese nur in den alten Geschichten von dem Stolze, der Wohlhabenheit und der Ehre des alten Bürgerthums. Ein Bürger als Bürger war gleich dem Grafen und Fürsten. Ein Zwitter zwischen Bürger und Grafen ist nichts. — Aber kehren wir wieder zu unserem Gegenstande zurück. Von den Zünften wäre überdem noch zu erwarten, daß sie die Lehrlinge unter besondere Aufsicht eines Lehrlingmeisters stellten, der wieder vor der Versammlung der Zunft in Gegenwart der Lehrlinge Bericht erstattete und die Auszeichnungen vorschlüge. Endlich sollte noch eine Lehrling-Nachschule bestehen, zu der sie die Meister in der Woche einige Stunden entlassen müßten, und zuletzt bei der Aufnahme von Lehrlingen sehe man auf gutes Verhalten und auf tüchtige Schulkenntnisse. Ich werde von weiteren Mitteln in meinem nächsten Aufsatze sprechen.

Schlußwort
über unsere sittliche Verbesserung.

Außer der Kirche, der Schule, den Gemeinden und Zünften gibt es noch eine Körperschaft im Staate, die auf Erziehung und Verbesserung der Menschen großen Einfluß hat, die Familie. Sie ist die natürlichste, festeste und innigste Körperschaft. Aus ihr, wenn sie gut ist, geht die höchste Würde des menschlichen Geschlechtes und die größte Vollkommenheit der Staatsform hervor. Darum die Staaten, in denen Vielweiberei herrscht, also kein eigentliches Familienleben ist, nie auf einen hohen Punkt gesellschaftlicher Bedeutung kommen konnten. Die Familie entsteht aus den schönsten und einfachsten Gefühlen des Herzens. Gott hat einen wunderbaren Zug von Scheu und zugleich von Annäherung in die Gemüther der zwei Geschlechter gelegt, und aus der Thatsache, daß ungefähr gleich viel Männer wie Frauen sind, und daß der Mann und die Frau einen großen Schmerz empfindet, wenn der Gegenstand seiner Zärtlichkeit nicht ihm allein angehört, folgt, daß nur ein Mann und eine Frau für einander bestimmt sind. Wo die Gesetze einem Manne mehrere Frauen zugestehen, konnte es nur durch Herabwürdigung des weiblichen Geschlechtes geschehen, daß es gleichsam nur eine Sache ward. Der Mann und die Frau vereinigen sich in der größten Liebe, sie vereinigen alle ihre Angelegenheiten, ihre Habe und ihre Zwecke. Aus dieser

Vereinigung entspringen Kinder, und da hat Gott wieder den stärksten Trieb und die höchste Liebe für die Kinder in das Herz der Eltern gepflanzt. Alle Gefühle und Freuden können aufhören, das Gefühl des Vaters und der Mutter, 5 die Freude an ihren wohlgerathenen Kindern hört nie auf. Und für die Kinder sind die Eltern das wandelnde und gleichsam sichtbare Ebenbild Gottes. Daher ist also die Familie, der Inbegriff von Eltern und Kindern, die natürlichste und die innigste Körperschaft auf Erden. Durch diese Bande wird der 10 Mensch erst sanft, gut und mitleidig, er wird ein Wächter der Sitte und der Zukunft, der ja seine Kinder angehören. Darum ruht der Staat am besten und am dauerndsten in einem wohlgeordneten und gesitteten Familienleben. Wo der Hausvater keinen glücklicheren Ort kennt, als sein Haus, dessen 15 Dach sein Liebstes deckt, als seine Stube, in der die Seinigen sind, als seinen Tisch, an dem er die fröhlichen Kinder um sich vereint, wo er von allen Wegen, die ihn seine Geschäfte führen, immer wieder am liebsten dahin zurückkehrt, wo er die Sorge für Erhaltung und Vermehrung der Habe, für Wohlfahrt der 20 Gattin, für Glück und Ausbildung der Kinder jedem anderen Dinge und jeder anderen Freude vorzieht: da ist das Land angefüllt mit edlen und gelassenen Menschen, die den Staat wieder wie eine größere Familie anschauen, dessen Gesetze befolgen, sie auf ruhigem Wege einer reineren Verbesserung 25 zuführen und an der Dauer und Festigkeit guter Einrichtungen arbeiten. Wo aber der Mann sein Liebstes und Theuerstes nicht mehr in dem Weibe sieht, wo ihm die Kinder nur unbequeme Sorgen und Zerstörer seiner Freuden sind, wo er in seinem Hause nur den Platz seiner Wohnung erkennt: da 30 sucht er seine Ruhe und seine Erheiterung in der weiten Welt, da zerfällt er mit seinen Gefühlen, da ist sein Gewissen nicht klar, da verlassen ihn die edleren Gedanken, es finden sich die unreineren Gelüste ein, er befriedigt seine Leidenschaften

und Begierden, er wird weiter fortgerissen, es liegt ihm nichts daran, wenn Alles durch Trümmer in einen andern Zustand übergeht, wer weiß, was ihm dieser Zustand für Befriedigungen bringt, und er wird im Staate nicht der Erhalter und vernünftige Verbesserer, sondern der Einstürzer und Zerstörer, 5 und wenn von Außen feindliche Gewalten drohen, wird er kein Vertheidiger, sondern ihm ist jeder Zustand recht, der ihm Erhaltung und irdische Freude gibt. Das Weib wird bei solchen Dingen unwürdig, die Kinder werden schlechte Menschen, und die Gesellschaft des Staates zerfällt. Darum sehen wir 10 starke Völker dort, wo ein reines Familienleben ist, wie in England; darum geht dem Sturze einer Nation immer ein zertrümmertes und entheiligtes Familienleben voraus. Als das alte Rom seine strenge Sitte in der Familie, im Hause und in der väterlichen Gewalt aufgab, als Mann und Frau 15 nicht mehr mit Liebe an einander hielten, sondern die Geschlechter sich nur Gegenstände der Lust waren, als die Kinder bloß so heranwuchsen, um auch, wie ihre Väter, oder noch mehr zu genießen und zu schwelgen: da zerging die Gewalt und Kraft des römischen Reiches, hatte nur nach Außen noch ein wenig 20 den Schein und wurde endlich von Barbaren zertrümmert, die es haßten und verachteten.

Es wäre eine schöne Aufgabe, zu erörtern, wie der Staat ein so zartes Ding, wie die Familie ist, anzufassen habe, daß sie am besten eingeleitet, am besten erhalten würde, 25 und daß sie ihm die besten Dienste leistete.

Ich werde nächstens von der aus der Familie hervorgehenden Erziehung sprechen.

Erziehung in der Familie.

Freilich wären Vater und Mutter am geeignetsten, aus ihren Kindern gute und wohlunterrichtete Menschen zu machen, weil ihnen schon von Natur aus die größte Liebe zu den Kindern in das Herz gepflanzt ist, weil sie 5 die meiste Zeit um ihre Kinder sind, und weil die Kinder nichts so sehr nachahmen und so sehr verehren, als die Eltern. Wenn die Eltern einfach gut sind, nichts thun, als das Rechte, sich gelassen benehmen, keinen Zorn, keine Rache, keine Leidenschaft blicken lassen, mitleidig, wohlthätig, gütig 10 gegen Andere sind, sich väterlich gerecht und sorgsam gegen die Dienstleute benehmen, so werden die Kinder von selber auch so, wenn ihnen auch von den Eltern nicht die Lehre zu diesen Dingen gegeben worden ist; denn auf Kinder wirkt nichts lebhafter, als das Beispiel, und so wie sie 15 körperlich oft die Beschaffenheiten der Eltern haben und ihr Ebenbild sind, so werden sie auch sehr gerne ihr geistiges Ebenbild. Sind die Eltern nun auch noch verständig, so werden sie außer der Güte des Herzens, die sie den Kindern beibringen, auch noch Sorge tragen, daß dieselben jene Kennt- 20 nisse bekommen, welche ihnen in ihrem zukünftigen Leben nothwendig sind. So werden von solchen Eltern, wie wir oben sagten, gute und wohl unterrichtete Kinder hervorgehen. Aber leider ist es in der Wirklichkeit sehr oft nicht so. Gerade Das, was Gott in das Herz der Eltern 25 legte, daß für die Kinder gut gesorgt werde, die Liebe, ist

meistens das Hinderniß. Die elterliche Liebe ist eine zweifache; entweder ein bloßer Trieb der Natur, den auch die Thiere haben, der sie mit Liebkosungen zu den Kindern hinzieht, und der sie treibt, für das leibliche Wohl derselben zu sorgen. Das thun fast alle Thiere. Oder die Liebe der Eltern hat noch einen höheren Boden und eine edlere Heimath, nämlich die Seele. Diese Liebe führt die Eltern dahin, daß sie außer der leiblichen Wohlfahrt der Kinder auch noch die geistige derselben befördern möchten, ja die letztere noch mehr, als die leibliche, und zwar in einem solchen Grade, daß man den Kindern lieber leiblich weh thut, als daß man sie geistig Schaden nehmen ließe. Diese Liebe zu den Kindern ist eigentlich die menschliche. Aber wie selten ist sie vorhanden! Die meisten Menschen lassen sich von dem Naturtriebe überwältigen und thun ihren Kindern leiblich wohl, was auch daraus kommen möge. Je mehr die Eltern selber geistig unentwickelt sind, je mehr die Triebe, Leidenschaften und Regungen ihres Körpers über sie herrschen, desto mehr pflanzen sie auch diese Dinge ihren Kindern ein. Was sie selbst wünschen und begehren, Das mögen sie auch recht gerne ihren Kindern gönnen. Sie erfüllen die Wünsche derselben, erwecken sogar neue, um sie zu befriedigen und den Kindern nur recht viel Wohlthätiges zu erweisen, und so pflanzen sie den Samen der Begierden, des Genusses, der Leidenschaftlichkeit und des Lasters oft schon in die kleinen Geschöpfe. Das thun zuweilen die besten Menschen, wenn sie wegen des elterlichen Naturtriebes gegen die höhere elterliche Liebe blind sind. Und je mehr die Eltern selber im Geiste und in der Seele unentwickelt sind, desto weniger merken sie es, daß ihren Kindern geistig etwas fehle, daß sie nicht die Stärke, Kraft und Tugend für das Leben haben, und daß sie unglücklich sein werden. Solche Eltern können daher auch nicht bestrebt

sein, der Seele und dem Geiste Das zu geben, was Noth thut, was den Menschen erst groß macht, und was sein Glück und das Glück des Vaterlandes begründet. Ja, wenn ein Fremder sich bestrebte, Das den Kindern zu geben, so
5 würden sich die Eltern widersetzen, weil der geistige Gewinn oft und meistens mit leiblichen Entbehrungen und Beherrschungen verbunden sein muß. Auf diese Weise geschieht es, daß gar so viele Menschen verkümmern, daß sie geistig verdunkelt hinleben, und daß sie dort, wo sie zum ersten
10 Male anders handeln sollen, als es in ihrem gewöhnlichen Leben liegt, Dieß nicht können und Verwirrung und Unheil anrichten. Darum kann im menschlichen Geschlechte die Erziehung und Entwickelung der jungen Menschen nicht lediglich und allein den Eltern überlassen bleiben. Das
15 menschliche Geschlecht muß bestehen, darum muß es sich auch seine Mitglieder bilden. Der Staat setzt daher seine Anstalten zur Bildung und Erziehung der Jugend ein, und wenn er den Zweck hat, die Wohlfahrt der Staatsbürger zu befördern, so muß er sie einsetzen, und wenn sie die
20 rechten sind und das lebendige Leben statt des todten Wortes befördern, so werden aus ihnen gute Menschen und rechte Staatsbürger hervorgehen, sie werden als Eltern ihre Kinder schon wieder besser erziehen, als sie selbst erzogen worden sind, sie werden wieder bessere Eltern werden, und
25 so können wir auf jenen Standpunkt hinkommen, wo wir in strenger Sitte und Kraft das Vaterland unzerstörbar machen und statt wüsten Genusses das heitere sittliche Glück über seine Fluren verbreiten.

Ein Einwurf.

Unter Denen, welche meine letzten Aufsätze über unsere Entsittlichung gelesen haben, werden Viele sein, die da sagen: „Der Verfasser sieht die Dinge viel zu scharf, es hat zu allen Zeiten gute und schlechte Menschen gegeben, die gibt es auch heutzutage, und die wird es in alle Zukunft geben, ohne daß darum die Menschheit zu Grunde zu gehen braucht." — Ja, antworte ich, es hat gute und schlechte gegeben und wird sie geben, aber die Frage ist Die: Ist die Zeit der Menschen an sich schlecht oder gut? und von der Beantwortung *dieser* Frage hängt Alles ab. Es kann sogar eine Zeit geben, wo die Verbrechen und Gewaltthaten mehr sind, als in unserer (und es hat im Mittelalter solche Zeiten gegeben), und dennoch ist die Zeit keine trostlose, wenn nämlich in ihr eine Kraft und ein Aufstreben zum Besseren ist: aber es kann auch eine Zeit geben, wo ohne eben großer vorwaltender Verbrechen doch eine solche Ermattung, Auflösung und Ehrenlosigkeit eintritt, daß es zu immer schlechteren, dumpferen Jahren führt, und die Zertrennung und der Verfall des Volkes unvermeidlich wird. Das sind jene sogenannten civilisirten Laster, die den äußeren Anstrich des Gewaltthätigen und Außerordentlichen vermeiden, aber im Innern die Kraft, den guten Willen und das Mark aufzehren und alle Verhältnisse der Verwesung zuführen. Ob unsere Zeit eine solche ist oder nicht — wer kann Das ergründen? aber ich habe gesagt und wiederhole es: „*Die Merkmale, welche sich dermalen im Westen von Europa kund thun, sind*

zum Erschrecken denjenigen ähnlich, welche dem Sturze der alten Welt voraus gingen, und auf welche der Untergang aller Bildung, Kunst und Wissenschaft folgte. Auch Das
5 theilt unsere Zeit mit jener, daß sie das Uebel nicht kennt, daß sie Alles nicht für so schlimm hält, und daß sie die Kraft nicht in sich fühlt, sich aufzuraffen und zu einem ganzen, einigen, mäßigen, aber kräftigen
10 Zusammenwirken zur Tugend zu gelangen." Man sehe nach Frankreich, welches in dieser Beziehung schon am weitesten vorgeschritten ist. Dort haben sie das Bewußtsein einer Einigkeit, eines Zusammenstehens und eines Unterordnens des Einzelnen unter das Ganze schon
15 verloren, es zeigen sich bereits die allemal hierauf folgenden Zeichen: ein Zusammenstürmen der Massen, um sich wechselweise zu verdrängen, ein Fallenlassen des Landes und dafür Aufstellung einzelner Lehren, Systeme oder Begehrungen und ein Streben nach überwiegender Macht seiner
20 Parthei — dort folgen sich bereits die der Auflösung immer voranschreitenden unaufhörlichen Umwälzungen, wo allemal maßlose Ausgelassenheit mit Tyrannei wechselt, bis das Alles immer schneller, gewaltthätiger, sittenloser wird und endlich mit der Zerstörung aller vorhandenen Gestalt und
25 mit dem Elende und der Durchwühlung der das Land bewohnenden Menschen endet. Und zu allem Dem wissen sie kein Heilmittel, sie versuchen alle stürmischen Gegensätze, aber lassen das Einzige, was vielleicht noch Hilfe brächte, bei Seite: schnelle, tüchtige, edle und tugendhafte Bildung
30 des Staatsbürgers — Das, meinen sie, haben sie ohnehin, und Das, weil sie es vernachlässigen, wird sie endlich zum Untergange führen. Ein einziges Merkmal haben wir mit der alten Welt nicht gemein: Unsere Heere sind

noch vortrefflich. Wir können ohne Uebertreibung sagen: bei uns hat eigentlich nur der Kriegerstand allein vom Grunde aus seine Schuldigkeit gethan. Und Dieß ist es, was uns Trost und Licht für die Zukunft bringt, wenn alle Stände sich daran erkräftigen, wenn Keiner feige ist, 5 und Jeder sich freudig als Opfer für die Gesammtheit in die Bresche stellt. Ob auch das französische Heer noch so ist, weiß man nicht genau; wenn aber auch in dasselbe die Zersetzung, Bekämpfung und Auflösung der übrigen Staatsglieder käme, dann wäre es um das unglückliche 10 Land geschehen, das zu seinem Unglücke auch noch immer den Wahn hegt, es sei das erste und gebildetste der Welt. — Darum sage ich noch einmal zu Denjenigen, die mich einen Schwarzseher nennen: „Die Geschichte ist die einzige Lehrerin menschlicher Dinge, die Geschichte gibt über Alles Aufschluß, 15 sie zeigt die Vergangenheit und in ihr die Zukunft, sie verbindet weit abliegende Zustände und lehrt ihre Folgerungen, sie richtet das menschliche Geschlecht und wirft das Verurtheilte schonungslos in den Abgrund. Darum sehet zur Geschichte und lernt aus ihr, wie es heutzutage um uns beschaffen ist. 20 Die Staaten und Regierungen aber, wenn sie einmal die nöthigste und unaufschieblichste Pflicht der Erhaltung und Zusammenstellung des Ganzen erfüllt haben, haben dann keine heiligere, keine größere, keine dringendere Pflicht mehr, als alle im Vereine aufzustehen, der hereinbrechenden Barbarei 25 einen Damm zu setzen, die Bildung zur Güte, Größe, Erkenntniß und Wahrheit einzuleiten, und Jeder, dem es Ernst um die Menschheit ist, muß mit Opfer von Kraft, Geist und Seele beitragen, daß dieses Ziel erreicht werde oder doch in den nächsten Zeiten sichtbarlich näher rücke. Dieß ist Schuldigkeit 30 Aller, die im Volke gebildeter, besser und edler dastehen, und die mit ihren Augen den Abgrund sehen, an welchem die Andern in blinder Vergnüglichkeit spielen.

Wirkungen der Schule.

I.

Kein Wesen auf der Welt wird so hülflos geboren, als der Mensch. Diese Erfahrung werden wohl Alle gemacht haben, die diese Zeilen lesen. Das Säugethier geht meistens mit seiner Mutter schon wenige Augenblicke nach 5 der Geburt über die Fluren dahin, der Vogel sitzt geschickt in dem Neste, öffnet den Schnabel zur Nahrung und fliegt nach ein paar Wochen mit den Eltern davon; manche, wie das Rebhuhn, laufen gleich von dem Ei weg ihrer Nahrung nach und bedürfen nur eines kleinen Lock-10 rufes; und viele, wie die Fische, die Insekten, die Weichthiere, bedürfen gar keiner Eltern, sie sind selbstständig, wenn sie von dem Ei kommen, und ahnen nicht, daß sie Eltern haben, die bei ihrer Geburt oft weit von dem Platze, oft schon lange todt sind. So sorgt die Vorsicht 15 für die Thiere, nicht so für den Menschen. Nur das Einzige kann er, daß er die Muttermilch saugt, aber sie muß ihm gereicht werden, er kann sie nicht suchen. Er kann nicht gehen, er kann nicht sitzen, er kann nicht die geringste Verrichtung machen, ja er kann kaum die rechte Lage im 20 Liegen finden. Und Dieß dauert lange, im Verhältnisse wohl zehn-, wohl zwanzigmal so lange, als bei den Thieren. Die Mutter muß ihm Alles geben und thun, was er selber sich nicht zu geben und zu thun vermag, und dazu ist die Mutter mit einer unzerstörbaren Liebe ausgerüstet.

Und wenn er so weit ist, daß er gehen, daß er laufen, springen und sich regen kann: wie viel fehlt ihm noch, was er erst zum Menschen bedarf, wie wenig ist er geistig entwickelt, wie wenig weiß er, was er beginnen soll, und was ihm fromme. Das Thier hat seinen Instinkt, Das ist, seinen Trieb, der es unmittelbar ohne Ueberlegung und Entschluß zu Dem treibt, was ihm Noth thut, und Das verrichten läßt, was es muß. Der Vogel braucht seinen Nestbau nicht zu lernen, er kann ihn schon, die Seidenraupe spinnt ihren kunstvollen Cocon, die Spinne ihr Netz, die Biene baut ihre Zelle und der Biber sein Haus. Der Mensch muß es lernen. Er hat zwar auch einen kleinen Theil des Instinktes, der ihn vor widrigen Dingen warnt und zu gedeihlichen führt; aber wie gering ist er gegen den des Thieres, das unter tausend Kräutern, die es abweidet, den einzigen Gifthalm stehen läßt, der ihm schaden würde, und den es noch dazu in seinem Leben nicht gesehen hat: während der Mensch gar nicht einmal weiß, was für ihn eßbar ist, sondern es von seinen Eltern lernen muß und ohne diese Belehrung sich in den meisten Fällen Krankheit und Tod zuziehen würde. Und wenn er schon in die Hälfte seiner ihm bestimmten Lebenszeit einrückt, hat er oft noch bei Weitem nicht die Erfahrungen, die er eben für dieses Leben braucht. So arm, so dürftig, so unausgestattet ist der Mensch: und dennoch ist er das erste und herrlichste der sichtbaren Geschöpfe Gottes. Eben darin, daß er sich Alles erwerben muß und kann, liegt sein Vorzug. Dem Thiere wird sein Bedarf für sein Leben schon mitgegeben, dieser Bedarf ist fertig, es braucht ihn nur zu benützen — aber es kann auch nicht über die Grenze hinaus. Der Mensch hat die Vernunft und das Erkennen, dasselbe hat eine weite Bahn vor sich, der Mensch kann sich mehr, kann sich weniger aneignen, wie

es ihm beliebt, er kann lernen bis an das Ende seines Lebens und das Gelernte seinen Nachfolgern hinterlassen; denn er braucht es nur mit wenigen Zeichen aufzuzeichnen, daß der Nachfolger in unendlich kurzer Zeit sich Das 5 eigen macht, wozu der Vorfahrer ein ganzes Leben bedurfte. So lernt Mensch vom Menschen, Geschlecht vom Geschlechte, Jahrhundert von Jahrhunderten, und der Inbegriff der Menschheit wird immer reicher und geht einer Grenze der Vervollkommnung entgegen, von welcher wir 10 Lebenden gar nicht einmal ahnen können, wie unendlich sie sei, weil wir, um sie zu begreifen, dieselbe schon inne haben müßten. Das Thier baut ein kunstbares Nest, es errichtet ein staunenswerthes Werk, es macht wundervolle Bewegungen — ja es kann durch Unterricht zu allerlei 15 Fertigkeiten gelangen, die ihm ursprünglich nicht angeboren waren: aber es baut immer dasselbe Nest, es errichtet immer dasselbe Werk, es macht immer dieselben Bewegungen und kann das in seinem Leben Gelernte nicht seinem Nachfolger überliefern. Der Stier, der im alten 20 Egypten weidete und wiederkäute, that es so, wie es sein heutiger Nachfolger nach viertausend Jahren in Oesterreich thut; die Schwalbe baute aus dem Schlamme der Sündfluth ihr Nest, wie es die heutige Schwalbe aus dem Schlamme des Dorfbaches baut; der Elephant des Pyrrhus 25 machte mit seinem Rüssel dieselben kunstvollen Bewegungen, wie es einer thut, den man jetzt aus den fernen Ländern zu uns bringt, und das unterrichtete Reitpferd des Macedoniers Alexander konnte seine Künste und Vollkommenheiten nicht seinem Sohne vererben. Darum hat der Mensch 30 eine Geschichte, aber es gibt keine Weltgeschichte des Thieres. Darum errichtet der Mensch eine eigene Welt, er errichtet sie aus einem Jahrtausend in das andere und häuft die Schätze in's Unendliche für kommende unzählbare Jahr-

tausende: — das Thier lernt etwas Weniges von dem Menschen in seiner Bezähmung und in seinem Umgange, wenn er es gelegentlich zu demselben zuläßt.

II.

Wenn das Thier Alles, was es bedarf, mit auf die Welt bringt und also nichts zu lernen braucht, und wenn 5 im Gegentheile der Mensch nichts als seinen bildbaren Verstand und seine Geistesanlagen mit bekommt, so folgt daraus, daß der Mensch sich Alles für die Zukunft erwerben müsse. Und in der That, er hat für sich und sein Geschlecht eine unermeßliche Anzahl von Hilfsdingen ge- 10 schaffen und gesammelt. Man denke nur an die Menge der Werkzeuge, in deren Besitz er gekommen ist, Das heißt, jener Dinge, die ihm nicht angeboren sind, sondern die er sich aus fremden Stoffen gemacht hat, daß sie ihm zu seinen Zwecken dienen. Das Thier hat seine Glieder und 15 muß mit ihnen allein Alles schaffen. Es muß sich die Nahrung suchen und sich vertheidigen, daher fast jedem seine Waffe angeboren ist, nur dem Menschen nicht, weil er sie erschaffen kann. Bloß der Affe nimmt oft einen Stab zum Gehen und Dareinschlagen und wirft Steine 20 und andere Dinge auf seinen Gegner. Von welch unaussprechlicher Wohlthat die meisten, oft unbedeutendsten Werkzeuge sind, kann man sich keinen Begriff machen, wenn man sie täglich hat und sie, ohne auf sie zu denken, gebraucht, aber wenn sie fort sind, erkennt man plötzlich 25 ihren Nutzen und ihre Wichtigkeit. Man denke sich einmal den Pflug, die Egge, die Haue, das Messer, die Gabel, den Löffel, das Eisen, das Feuer, das Schiff und den Wagen hinweg, welch ein armes, erbärmliches Leben würden die Menschen führen; ja man nehme nur an, es gebe keinen 30 Nagel zum Einschlagen, in welche Verlegenheiten und Un-

annehmlichkeiten würden wir gerathen? Das Alles nun haben die Menschen oft mit Mühsal und Schwierigkeit in dem Laufe der Jahrtausende erfunden und aufbewahrt. Wir gebrauchen es, ohne weiter darauf zu denken und den 5 Dank zu empfinden, den es erheischt. Nur wenn wir gewahr werden, mit welcher Mühe und welchen Entsagungen die Dinge zu Stande gekommen sind, erkennen wir ihre Wichtigkeit und ihre Größe. Darum hat das Buch, in welchem das Leben des Robinson Crusoë auf seiner 10 unbewohnten Insel geschildert wird, wo er sich Alles schaffen mußte, auf die Menschen, auf Jung und Alt, eine solche Wirkung, weil wir in ihm zusammengedrängt sehen, was der Mensch aus seinem nackten Zustande heraus sich nach und nach in tausenden und tausenden von Jahren er- 15 worben, und was er gelernt hat. Ich will nur noch Eines anführen. Wie lange mußte es gedauert haben, wie seltsam mußte es hergegangen sein, bis der Mensch das Feuer kennen lernte, und bis er es zu seinen Zwecken zu benützen verstand. Wohl wird er oft den Blitz des Himmels ge- 20 sehen haben, aber er wird nicht gewußt haben, ob diese glänzende, geschlungene Linie etwas Anderes sei, als der Glanz der Sonne, des Mondes, der Abendröthe; er wird auch die Flamme auf dem Gipfel eines feuerspeienden Berges gesehen haben, aber er wird vor dem Drohen und 25 der Furchtbarkeit der Erscheinung geflohen sein: allein da mochte er einmal, nachdem der Blitz in einen Baum geschlagen hatte, dazu gekommen sein, wie dieser brannte, und er mochte die leichten, die glänzenden und schimmernden Zungen gesehen haben, die an dem Holze spielten. 30 Daß er sie nun angriff und in die Hand nehmen wollte, war das Natürlichste. Aber da empfand er den fürchterlichsten Schmerz und hatte die Brandwunden in den Händen. Wie mußte er erstaunt sein, daß das schöne, leuchtende

Ding solche Waffen habe und so verletzen könne. Seine Verwunderung mußte nur noch steigen. Allein während Dem verbrannte das Holz, und das Feuer war aus. Das Staunen mußte nun den höchsten Grad erreicht haben, da er den flüchtigen schimmernden Geist, der das Holz verzehrt hatte, und der so verwunden konnte, nun verschwunden sah, und von dem Wunder nichts übrig blieb, als ein Haufe schmutziger Asche oder ein schwarzer Strunk. Daß er das Feuer hätte nähren können, war ihm nicht eingefallen. Nun erzählte er es Anderen, und die Sage breitete sich aus. Wie lange mochte es hergegangen sein, bis wieder einmal Einer bei einem brennenden Baume stand, und bis man auf den Gedanken kam, das Feuer zu nähren. Wie lange mochte es gedauert haben, bis er es zu nützen verstand, seine Speisen zu kochen, sich zu wärmen und andere Dinge hervor zu bringen — und als er Das kannte, so verstand er nicht, das Feuer hervor zu rufen, und mußte es, wenn es einmal vorhanden war, immer fort ernähren, wenn er es nicht wieder verlieren sollte. Darum sind in vielen alten Völkern noch die Sagen vorhanden, daß geheiligte Jungfrauen einst das ewige Feuer nähren mußten, daß Das ein religiöser Gebrauch war, und daß bei manchem Volke die Todesstrafe folgte, wenn eine Jungfrau das Feuer erlöschen ließ. Wie leicht ruft man es heutzutage hervor, ein Kind kann es mit einem Striche erzeugen. Man sieht, mit welcher Mühe, mit welchen Aufopferungen, mit welchen Anstrengungen die Menschen vorwärts gekommen sind und gelernt haben! Aber nicht bloß die Werkzeuge des Lebens haben sie hervorbringen müssen und die Wissenschaften erzeugen, wie man die Dinge nütze, sondern sie haben auch ihren Verstand, ihre Vernunft, ihr Gemüth, ihr Herz immer mehr ausbilden und vervollkommnen müssen, damit sie immer tauglicher würden, neue

Dinge zu erfinden und alle Einrichtungen zu treffen, die im menschlichen Leben nothwendig sind, daß der Mensch vollkommen Mensch sei und es noch immer mehr werde. Wie viele Dinge, Kenntnisse, Wissenschaften kamen da zum
5 Vorscheine: die Sprache, der Gesang, die Musik, die Schrift, die Rechnung, lauter wundervolle Dinge, wenn man sie genauer betrachtet, und noch vieles Andere und Andere. Aber wie groß auch der Reichthum des schon zu Tage Geförderten ist, so ist der des Unbekannten doch noch un-
10 endlich größer und größer, und die Menschen haben unaufhörlich zu lernen, theils um Neues zu ergründen, theils um das Vorhandene sich einzuprägen. Alle Veranlassung, wodurch der Mensch etwas lernt, kann man eine Schule heißen. Solche Schulen hat Gott in unermeßlicher Fülle
15 um uns her überall ausgebreitet, ja der Mensch thut keinen Schritt, wo er nicht an eine Lehre stößt, und aus dem er nicht Nutzen schöpfen könnte. Die ganze Welt und das ganze Leben ist voll Lehrer und Ermahner. Aber der Mensch kann auch eigene Anstalten gründen, in denen das
20 bereits Bekannte gelehrt wird, in denen man es mit Neuem vermehrt und es auf unsere Nachfolger verbreitet. Wir wollen von diesen und allen anderen Schulen in unserem nächsten Aufsatze sprechen.

Die Schule des Lebens.

Jede Veranlassung und Anstalt, wodurch der Mensch etwas lernt, haben wir eine Schule geheißen. Da steht nun als vorzüglichste und höchste Schule das ganze lange Leben eines Menschen selber da. Sobald er geboren ist, beginnt das Lernen. Zuerst lernt er die Glieder bewegen, dann die Hand öffnen und schließen, dann sogar die Augen rühren und dort hinschauen, woher er etwas hört; endlich kann er sitzen, kriechen, gehen, laufen, springen, und er kann reden und jauchzen. Nun beginnt der Wirkungskreis größer zu werden: tausenderlei Gegenstände umringen ihn, sie reizen seine Aufmerksamkeit und fordern ihn zur Untersuchung auf, er hat vielerlei Bedürfnisse, denen er abhelfen muß, er betrachtet die Dinge, ob sie ihm nützen oder schaden, und wozu er sie gebrauchen kann. Seine Vorstellungen über die Wesenheit der Welt vermehren sich, sie verbinden sich unter einander und werden Kenntnisse. Im weiteren Verlaufe beginnt er ein Geschäft, Das heißt, eine eigenthümliche Wirksamkeit für das ganze Leben, wodurch er sich und später einer Gattin, Kindern, Enkeln, der Familie und dem ganzen Hause den Unterhalt verschafft. In diesem Geschäfte kann er von Tag zu Tage lernen, wie es zu verbessern und in einem vorzüglicheren Stande zu betreiben sei, er kann die Handhabung desselben bis zu dem höchsten ihm erreichbaren Punkt vervollkommnen. Hiebei kommt er mit verschiedenen Menschen in Verbindung, er lernt die Sitten und Gebräuche mannigfaltiger Gegenden und Länder kennen, er schätzt und wägt die Gegenstände und Verhältnisse und weiß, was sie werth sind und was nicht. Er dehnt

seine Wirkung über seine Familie hinaus aus, er sucht seiner Stadt, seinem Dorfe zu nützen, er will das Beste seines Vaterlandes mit besorgen helfen, und er will Anstalten gründen, wodurch die Menschheit überhaupt glücklicher wird. Ist er weise, 5 so genießt er auch die Freuden der Welt mit Maß und mit Einsicht und lernt auch hierin immer mehr, sich Grenzen zu setzen und die Würde zu bewahren; denn in der That, kein einziges Lernen ist schwieriger, als das, die Freuden, die Gott in die Welt gelegt hat, recht zu genießen, und vieles Unglück, 10 ja das meiste, das über die Menschen gekommen ist, ist daher gekommen, weil sie sich durch Uebermaß schwächten und ihre Kraft zu jedem Nöthigen und Großen verloren. So geht der Mensch durch die Schule des Lebens, er ist immer in ihr, er lernt alle Tage etwas, und seine Erfahrungen wachsen, bis 15 er auf dem Todtenbette liegt — und selbst da noch kann er das Erlernte über seine Zeit hinaus fortsetzen, wenn er es aufgezeichnet hat und es der Nachwelt hinterläßt. — Die Ursache aber, weßhalb die Menschen in der Schule des Lebens lernen, ist die Noth. Weil er Speise braucht, weil er Kleider, 20 Obdach, andere Dinge, selbst Vergnügen braucht, muß der Mensch die Handlungen unternehmen, wodurch er sich alles Das verschafft. Und wo die Umstände am allerungünstigsten sind, dort muß er seinen Verstand am meisten anstrengen, die Mittel zu erfinden, und dort kommen gewöhnlich die 25 außerordentlichsten Erzeugnisse des Geistes zu Stande. Selbst ganze Völker sind so empor gekommen und haben einen Gipfel hohen Glanzes erreicht, wenn die Noth ihre Seelenkräfte und ihren Willen spannte. So lange die alten Römer im Kampfe mit allen ihren mächtigeren Nachbarn Italiens 30 waren, so lange sie in der berühmten afrikanischen Stadt Carthago einen Feind hatten, den sie sehr fürchteten, waren sie einfach, mäßig, tapfer, und es kamen Thaten des höchsten Glanzes und der höchsten Aufopferung vor; als sie aber die

Mächtigsten waren, als Carthago im Schutte lag, überließen sie sich dem Genusse, wurden feig und thöricht und gingen zu Grunde. Das steinige, unfruchtbare Ufer des Mittelmeeres gegen Asien, wo einst die Phönicier wohnten, zwang dieses Volk, auf der weiten See ihre Nahrung zu suchen und das erste Handelsvolk der alten Welt zu werden. Ihnen verdanken wir die wohlthätigsten Erfindungen, ich nenne nur zwei: das Glas und die Buchstabenschrift. So zeigt sich auch noch heutzutage, daß dort, wo die Natur Alles mit verschwenderischer Freigebigkeit spendet, die Menschen meistens träger und unerfinderischer sind. Darum wohnen in den gemäßigteren, kühleren Ländern die tüchtigsten und geistvollsten Völker. Die ganz kalten Länder ertödten wieder den Geist und setzen unüberwindliche Hindernisse entgegen.

Wenn aber nun auch die Schule des Lebens so kräftig ist und den Menschen am innigsten zu Erfahrungen und Wissen hinführt, so kann sie doch nicht die einzige bleiben; denn es gibt Dinge, die man in ihr durchaus nicht lernen kann, und andere, zu deren Selbsterfindung man Jahrhunderte brauchen würde. Ich wähle hier zwei Beispiele. Kein Mensch würde je aus eigenem Nachdenken darauf kommen, was in allen vergangenen Zeiten geschehen ist, wenn es ihm nicht Jemand erzählte, oder er es nicht in einem Buche läse — und dennoch ist diese Kenntniß eigentlich die wichtigste im Leben — und kein Mensch würde während seines Daseins das Lesen und Schreiben erfinden, da die Welt selber mehrere tausend Jahre dazu brauchte, wenn es ihn nicht Jemand in seiner Jugend lehrte und dazu nur ein paar unbedeutende Jahre brauchte. So sind es noch tausend andere Dinge, die wir gar nicht oder in erst unendlich langer Zeit erfinden würden, in denen man aber in Kurzem unterrichtet werden kann. Es sind also noch mannigfache andere Schulen für den Menschen nöthig, und wir werden in unserem Folgenden davon sprechen.

Die Schule der Familie.

Weil der Mensch nicht Alles in der Schule des Lebens lernen kann oder zur Erlernung große Umwege brauchen würde, so sind für ihn die eigentlichen Schulen nothwendig, Das heißt, solche Anstalten, wo nicht, wie in der Schule des 5 Lebens, nur gelegentlich die Umstände auf ihn einwirken und ihn zwingen, Das zu lernen, was er braucht, sondern, wo eigens Lehrer vorhanden sind, die ihm auf den geeignetsten und kürzesten Wegen Dasjenige beibringen, was er in seinem künftigen Leben zum Fortkommen, hauptsächlich aber zur 10 menschlichen und sittlichen Entwicklung bedarf. Die einfachste und wahrscheinlich auch älteste Schule dieser Art war die Familie. Der Vater wird in den grauesten Zeiten der Menschheit seinen Sohn den Bogen spannen gelehrt haben, das Wild verfolgen, die Zeichen des Himmels erkennen, er 15 wird ihn gelehrt haben, welche Gefühle und Neigungen den Mann glücklich machen, und welche ihn in Hader und Zank verwickeln und in Untergang stürzen können. Die Mutter wird ihre Töchter um sich versammelt haben, sie wird ihnen mit einem Beispiele vorgegangen sein, sie wird sie im Spinnen, 20 Nähen, Weben und Dergleichen unterrichtet haben und wird sie unterwiesen haben, wie sie sittlich, ehrbar und strenge sein sollen, daß die Welt und die rauhen Männer vor ihnen Ehrfurcht und Achtung haben müßten. Aus der angebornen Liebe der Eltern zu den Kindern geht es ganz 25 natürlich hervor, daß die Eltern nicht bloß sorgen, daß die

Kinder Nahrung, Kleidung und Wohnung haben, sondern daß sie auch zu den Mitteln, welche ihnen die Eltern für das künftige Leben mitgeben, diejenigen Kenntnisse erhalten, welche sie lehren, die Mittel recht zu gebrauchen und überhaupt glücklich und rechtschaffen zu leben. Daher benützen die Eltern jede Zeit und Gelegenheit, die ihnen das stete Zusammenleben mit ihren Kindern an die Hand gibt, um ihnen Lehren, Ermahnungen, Unterweisungen und Kenntnisse beizubringen. Bei den Kindern ist es auch angeborener Trieb, die Eltern als das Höchste dieser Welt zu betrachten, von ihnen Alles gerne anzunehmen, sie nachzuahmen und ihre Worte für ein Heiligthum zu halten. Daher sieht man so häufig, daß die Kinder wie die Eltern werden, daß sie ihre Art und Weise, ihre Rede, ihre Handlungen und ihre Fehler und Eigenheiten bekommen. Die Kinder lernen auch auf die Weisung der Eltern hin sehr gerne, sie lernen Dinge kennen, die sie jetzt noch gar nicht verstehen, und von denen sie nicht ahnen, wozu sie einst zu gebrauchen sein werden, sie lernen sie, weil es die Eltern so wünschen. Welch eine merkwürdige, welch eine fruchtbringende, welch eine segenreiche Schule könnte der Umgang der Eltern mit den Kindern sein! In keiner Schule ist der Mensch so lange, in keiner ist die Gelegenheit so vielfältig, und in keiner geht die Lehre so lieblich und leicht in seine Seele. Man sieht also, wie heilig, wie wichtig der Stand der Eltern für die sittliche Größe und Schönheit der Menschen, und wie außerordentlich Einfluß nehmend er auf den Staat ist! Jeder Mensch soll den Stand der Ehe wohl bedenken, er soll erforschen, ob er den Pflichten des Vaters, der Mutter gewachsen ist, und der Staat soll die Mittel, die nie in der Hand des Einzelnen in ausreichendem Maße liegen, einrichten, daß wir rechte Väter und rechte Mütter *erhalten*. Ist Das jetzt bei uns so? Wir müssen leider mit *nein* antworten. *Der Staat kümmert sich*

höchstens, daß eine allgemeine, unbedeutende Fachbildung, etwa Lesen, Schreiben, Rechnen, in die Leute komme, und überläßt sie weiters dem Gange der Dinge, während es keine heiligere Pflicht für den Menschen gibt, als eben seine reinstmögliche Menschwerdung, und es daher, wenn der Staat eine menschliche Anstalt sein soll, auch in ihm kein Höheres, kein Angestrebteres geben kann, als die Menschwerdung des Menschen in allen Abstufungen der Gesellschaft, wie es in jeder möglich ist, statt daß jetzt die sogenannte Bildung nur Eigenthum Einzelner, Gelehrter oder Bevorzugter war, und die Uebrigen ihren Leidenschaften und Trieben hilflos überliefert blieben. Der Bildungsminister im Staate muß nicht sowohl ein Fachmann sein, sondern er soll der Beste, Weiseste und Menschenliebendste im ganzen Umfange des Reiches sein. In der Familie ist es bei uns auch nicht so, daß der Mensch jene Güte und Größe aus ihr fortnehme, die er könnte; schon in dem zartesten Alter werden die Keime zum Mißlingen gelegt: jedem Wunsche, jeder Laune der Kleinen wird nachgegeben, so daß das Kind, oft, da es noch in Windeln liegt, schon der Tyrann des Hauses ist, dem jetzt und noch mehr, wenn er größer ist, willfahrt werden muß. So wird die Leidenschaft und das Unglück erzeugt, da der Mensch in seinem ganzen Leben fast immer nur das Bild seiner ersten Erziehung darstellt. Die höheren Stände gehen meist ihren Vergnügungen nach und übertragen das nicht übertragbare Geschäft der Eltern an Andere, und die minderen Stände haben nichts, was sie den Kindern übergeben könnten, als ein sehr geringes

Wissen, dann Vorurtheile und Affecte und Leidenschaften. Fast drei Viertheile der Familienschule sind bei uns völlig verloren, das vierte Viertheil ist nur ausnahmsweise in vorzüglichen Händen, sonst auch unbedeutend. Thue der Einzelne, was an ihm ist, daß er gut, edel, kenntnißreich werde, um ein guter, verantwortlicher Vater, eine gute Mutter sein zu können — hauptsächlich: Thue der Staat das Seinige, und errichte er die zweckmäßigen Anstalten, daß wir in allen Ständen gute Eltern erhalten können, die dann weiter und in's Unendliche wirken; es ist seine heilige Pflicht, ja es ist seine allererste. So gut aber auch die Familienschule sein kann, so vortreffliche Menschen aus ihr hervorgehen können, so ist mit ihr der Kreis der Schule nicht abgeschlossen, Das sieht Jeder ein, und wir werden davon in unserem Nächsten reden.

Die Landschule.

I.

Wir haben gesagt, daß die Schule des Lebens zur schnelleren Entwicklung des menschlichen Geschlechtes nicht hinreiche, wir haben auch gesagt, daß die Schule der Familie nicht alle Bedürfnisse erfülle, weil sehr oft die unvernünftige
5 Liebe der Eltern ein Hinderniß ist, weil das Geschäft oder der Lebensberuf des Vaters und der Mutter ihnen nicht die nöthige Zeit lassen, und weil endlich die Eltern viele Kenntnisse nicht besitzen können, welche bei der fortgeschrittenen Zeitbildung dennoch den Kindern unentbehrlich sind. Daher
10 haben alle Völker, bei denen schon das geistige Leben zu dämmern angefangen hatte, Einrichtungen getroffen, daß eigene Menschen angestellt wurden, welche ihren Kindern allerlei Kenntnisse und Wissenschaften beibrachten, die sie zu ihrer menschlichen und völkerschaftlichen Zukunft nöthig zu haben
15 glaubten. Man nennt jene angestellten Menschen die Lehrer, jene Kinder die Schüler und die Anstalt die Schule im eigentlichen Sinne. Das wußten die Menschen sehr bald, daß nicht jeder Neugeborne sich Alles wieder neu erfinden müsse, was die vor ihm Gebornen erfunden haben;
20 daher bewahrten sie anfangs alles Erfundene und Erfahrene in der mündlichen Ueberlieferung auf, wo es von Geschlecht zu Geschlecht ging. Diese mündlichen Ueberlieferungen sammelte der befähigte Lehrer in größtem Maßstabe in seinem Haupte, suchte sie auf seine Schüler zu übertragen und

wurde so der Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes. Aber so wie uns Gott unsere vielbedeutende Sprache gegeben hatte, durch die wir unendlich mehr und unendlich deutlicher unsere Gedanken uns mittheilen können, als es die Thiere mit ihren einfachen Lauten vermögen; eben so hat er das gleich wunderbare Geschenk hinzugefügt, die Sprache in der Schrift aufzubewahren und durch den Bücherdruck die Gedanken allen Zeiten und allen Orten mitzutheilen. Jetzt erst ist das menschliche Geschlecht an geistigen Gütern reich geworden: was kein Haupt eines Menschen, und sei er der begabteste, in seiner großen Menge zu fassen und zu behalten im Stande gewesen war, Das konnte nun in vielen Büchern niedergelegt werden, konnte dem menschlichen Geschlechte aufbewahrt bleiben und konnte von ihm, wenn es Dessen bedurfte, hervorgeholt und von vielerlei Lehrern in vielerlei Schulen vielen Schülern mitgetheilt werden. Jetzt erst konnte sich, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, die Menschheit mit unzähligen geistigen Armen rühren, sie konnte sich ihr verstand- und vernunftvolles Uebergewicht steigern und konnte der Herr und das vorzüglichste Geschöpf der sichtbaren Welt werden. Alle großen und weisen Menschen haben Das anerkannt, alle Staaten, wenn sie nicht geradezu thierische waren und in bloß körperliche Stärke allen Ruhm setzten, haben dahin gewirkt, daß Das innerhalb ihrer Grenzen erhalten und vermehrt werde, und sie haben ihren Kindern durch ihre Lehrer die angesammelten Kenntnisse zu überliefern und einzuprägen gesucht. Jeder vorzügliche Staat vom Alterthume bis zu unseren Zeiten und jeder vorzügliche Mensch, der in einem Staate lebte und ihn leitete, hat eingesehen, daß *Unterricht und Erziehung die einzige menschliche Grundlage des Staates und die einzige Stufe zum Glücke und zur Vollkommenheit des menschlichen Geschlechtes* ist. Nur wo Staaten zu verfallen be-

gannen, wo menschliche Leidenschaften und menschliche Genußsucht alles Andere zu überwältigen anfingen, da vergaß man auf diese Lehre, da überließ man sich hohlem und unwissenden Genusse und ging endlich zu Grunde. Daher haben
5 alle starken Staaten ihr erstes Augenmerk der Erziehung zugewendet und in dem ganzen Gebiete Schulen gegründet. Ein altes griechisches Volk, die Spartaner, erzog seine Jünglinge gemeinschaftlich zu größter Abhärtung und Vaterlandsliebe, andere Griechen, wie zum Beispiele die Athener, erzogen
10 ihre Jugend zu gemeinschaftlichen leiblichen und geistigen Vollkommenheiten, und alle vier Jahre feierten die gesammten griechischen Stämme ein Fest der Zusammenkunft zu Olympia, wo Wetteifer in körperlichen und geistigen Dingen angestellt wurde, und die Sieger Kränze und Ruhm
15 im ganzen Volke erhielten. Karl der Große, ein weiser König und Herrscher, hob sein Volk um eine bedeutende Stufe höher, weil er Lehrer und Bildner des menschlichen Geschlechtes anstellte. Und so that man an manchen Orten und Zeiten bis zu unseren Tagen herab. Weil aber in den Jahr-
20 hunderten sich die Wissenschaften und Kenntnisse sehr angehäuft hatten, und es nicht möglich ist, daß Jeder Alles könne und wisse, so sind vielerlei Arten von Schulen nöthig und auch vielerlei errichtet worden, je nachdem eine Schichte der Menschen, ein Stand oder ein Gewerbe diese oder jene
25 Wissenschaft, diese oder jene Kenntniß nöthig hat. Wir wollen die hauptsächlichsten Gattungen dieser Schulen erörtern. Die unterste, aber bei Weitem die wichtigste ist Die, in welcher Das gelehrt wird, was jeder Mensch, sei er, was er wolle, arm oder reich, groß oder gering, gelehrt oder ungelehrt, zuerst
30 und nothwendig braucht. Diese Schule muß die zahlreichste sein, sie muß über das ganze Land verbreitet sein, woher sie auch den Namen Landschule hat. Wir werden in unserm Nächsten von ihr sprechen.

II.

Daß man seine Gedanken durch sichtbare Zeichen auf ein Papier oder Dergleichen niederlegen kann, daß diese Gedanken von Andern verstanden werden, und daß diese Aufbewahrung durch eine große Anzahl von Jahren fortdauern kann, ist nach der Sprache gewiß eines der ersten und besten Güter der Menschheit. Man hat dieses Gut durch menschlichen Verstand erfunden, und der menschliche Verstand muß sorgen, daß es während der Dauer der Erde immer sein Eigenthum bleibe. Lesen und Schreiben ist daher unter denjenigen Dingen, die uns von unsern Vorfahren hinterlassen worden waren, eines der ersten und vorzüglichsten, und kaum darf es jetzt einen einzigen Menschen geben, der es ohne sehr großen Nachtheil entbehren kann. Ich will nur ein paar Gründe anführen. Jedes Wort, was aufbewahrt werden muß, wo kann es einfacher aufbewahrt werden, als in der Schrift. Verträge, Urkunden, Ausweise, Nachrichten können niedergeschrieben, bei Verfallen des Papieres wieder abgeschrieben und so in eine undenkbare Jahrenreihe aufbewahrt werden. Das Gedächtniß der Menschen, in das man es niederlegen könnte, ist schwankend, und der Mensch selber, der das Gedächtniß trägt, ist hinfällig und sterblich. Wie arm war die Menschheit, als sie noch allein das redende Wort besaß und Alles, was bewahrt werden sollte, dem sehr ungewissen Umstande preis geben mußte, daß es sich die Menschen merkten. Und wenn man eine Nachricht senden wollte, mußte man einen Boten haben, dem man die Sache sagte, und der sie vielleicht ganz verkehrt wieder sagte. Heutzutage trägt ein einziger Bote mehrere tausend Nachrichten in Gestalt von Briefen genau so an ihr Ziel, wie sie der Auftraggeber gegeben hatte. Endlich, was der größte Nutzen ist, Alles, was die Menschen je in Kunst, Wissen-

schaft, Handel, Gewerben, Staatsleben Gutes und Taugliches
erfahren haben, kann zum Heile aller folgenden Zeiten fast
unvertilglich aufbewahrt werden, und was die Menschen
Thörichtes und Schlechtes thaten, kann man auch zur War-
5 nung für die Zukunft in der Schrift hinterlegen. Durch die
Schrift und den Bücherdruck hat eigentlich der menschliche
Geist erst die Welt erobert. Selbst im kleinsten Haushalte
kann die Schrift nicht entbehrt werden. Einige Nachtheile,
die allerdings mit den Büchern in die Welt gekommen sind,
10 sprechen nicht gegen sie, so wenig man das Messer verwerfen
wird, weil man sich damit schneiden kann. Es ist daher ein
wichtiges Bedürfniß, daß man in den Landschulen lesen und
schreiben lerne. Fast eben so wichtig ist es, daß man Alles,
was Zahlen betrifft, richtig auseinander setzen und ordnen,
15 das heißt, rechnen kann. Lesen, Schreiben und Rechnen sind
also die ersten Lehrgegenstände der untersten Schule. Sie
wurden bisher auch bei uns ohne Ausnahme gelehrt. Aber
Lesen, Schreiben und Rechnen sind doch nur Mittel, seine
Erfahrungen und Einsichten aufzubewahren und geltend zu
20 machen. Was nützt aber Einem sein Lesen, sein Schreiben,
sein Rechnen, wenn er keine Erfahrungen und Einsichten hat,
die er aufschreiben, keine Dinge, die er ausrechnen, und keine
Urtheilskraft, die er aus dem Buche herauslesen kann. Daher
muß Alles, was jedem Menschen, und gehöre
25 er dem untersten Stande an, zum menschlichen
Leben unentbehrlich ist, in der Landschule
gelehrt werden, und zwar nicht bloß gelehrt,
sondern es muß so in die Menschen geprägt
werden, daß es dieselben nie mehr verläßt.
30 Was ist aber Dasjenige, was der Mensch in jedem Stande
braucht? Zuerst ist es die Nahrung, Kleidung, Wohnung,
kurz die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse. Die Mittel
hiezu erwirbt sich der Mensch durch ein Geschäft, dessen

Früchte die Menschheit braucht, und wofür sie ihm eine Entgeltung gibt. Die Bedürfnisse der Menschen sind aber unzählige, daher auch die Geschäfte unzählige sind. Geschäfte, Gewerbe, Künste und Dergleichen können also in den ersten und untersten Schulen nicht gelehrt werden, weil ihre Zahl zu groß ist, und nicht Alle Alles brauchen, sondern, wenn das Kind aus der Schule tritt, geht es in die Lehre eines Geschäftes. So war es bisher und wird bleiben. Was braucht der Mensch weiter? Es gibt viele einzelne Erfahrungen, Klugheitsregeln, Uebungen, die allen Menschen von überwiegendem Vortheile sind, diese wird der Landschullehrer seinen Schülern einzuprägen suchen. Es geschah Dieß bis jetzt durch Lesebücher und Dergleichen, trug wohl einige Früchte, wird aber ganz gewiß in der Zukunft besser und eindringlicher behandelt werden. Wir wollen es selbst versuchen, in einem eigenen zukünftigen Aufsatze über diesen Punkt zu sprechen. Ein drittes Bedürfniß des Menschen ist es, daß er von der Natur und Einrichtung der Gesellschaft, in der er lebt, Kenntniß habe, namentlich wenn er in der Einrichtung dieser Gesellschaft mitwirken soll; Das heißt: er muß Staatskenntnisse haben. In unserer Zeit, wo selbst die untersten Stände in die Lage kommen können, auf den Staat einzuwirken, z. B. durch Wahlen und Dergleichen, und wo, wie klein auch die Einwirkung des Einzelnen sei, diese doch durch die Menge unabsehlich wichtig wird, ist es eine unausweichliche Nothwendigkeit, daß Jeder jene Kenntniß von Staatsdingen habe, die ihn zum wirkenden oder auch nur zum einsichtsvollen Bürger dieses Staates mache. Je klarer der Mensch da ist, je fester er an richtiger Ansicht haftet, desto fester, sicherer und blühender werden die Einrichtungen des Staates sein. Wie Das zu machen ist, wie weit man hierin zu gehen hat, ist ganz das Werk der Zukunft. Mögen viele Einsichtsvolle durch ihren Rath

hiezu beitragen und die nutzbringendste Art des Unterrichtes aufbauen helfen. Der Schreiber dieser Zeilen hat seine geringen Kräfte diesem Gegenstande zugewendet und wird seine Arbeit in einiger Zeit veröffentlichen. Endlich ist es 5 noch ein Bedürfniß des Menschen, und zwar das menschlichste, daß er gut gesittet und rechtschaffen sei, daß er nicht ein Opfer seiner Begierden, Neigungen und Leidenschaften werde, daß er dem Thiere gegenüber nicht thierisch, sondern das schöne Bild eines Menschen sei. Nichts ist 10 hienieden größer und der Liebe würdiger, als der Mensch. Es macht auch nichts den Menschen im Einzelnen und im Staate glücklicher und reiner, als die Tugend; und nichts hat von jeher den Menschen, den Staat und ganze Völkerschaften unglücklicher gemacht und in das Elend gestürzt, 15 als das Laster, als die Hingabe seiner Seele an Begierden und Leidenschaften, die ihre Befriedigung und ihre Opfer suchen und dadurch Verwirrung, Elend und Verwilderung hervorrufen, wie es unsere Zeit in eindringlichen Bildern zeigt. Die Eltern können nicht Alles, daher muß dieses schöne 20 Werk die Kirche und Schule mit ihnen theilen. Die Kirche kann Vieles thun, aber auch der Lehrer der Schule, der so viel mit seinen Schülern umgeht, und den sie so achten. Daß Lesebücher allein nicht hinreichend sind, leuchtet ein. Der Lehrer muß lebendig, klar und dauernd machen, was 25 im Buche todt und unfruchtbar ist; der Umgang muß die heiligste Wirkung thun. Vieles wird in nächster Zukunft geschehen, und wir Alle müssen zur Hebung und Veredlung der Lehrer beitragen, daß sie einen gesicherten Stand haben, daß wir gute, gelassene, weise, wirkungsvolle Männer 30 auf diesem Platze haben. Ich habe seit vielen Jahren unaufhörlich wiederholt: Einer der wichtigsten Männer im Staate ist der Landschullehrer, und die höchste Schule des Staates ist die Landschule.

Wie dieser sittliche Theil der Schule in's Werk zu setzen sei, ist eine sehr schwierige Frage, sie muß aber doch gelöſ't werden, weil sie die erste und dringlichste aller Stände der Menschen ist. Mögen die Zeiten es bald gönnen, an dieses Werk die Hand anlegen zu können. Es ist dringlich, und 5 alle Jahre gehen mehrere Millionen junger Menschen der Barbarei entgegen, die nach der Sitte der Ordnung dem Staate und der Zukunft hätten gewonnen werden können.

Nutzen der Landschule.

Weil die meisten Menschen nach dem Austritte aus der
unterſten Schule keinen weiteren Unterricht mehr bekommen,
ſo leuchtet der Nutzen und die Wichtigkeit guter Landſchulen
von ſelber ein. Es iſt eben der Menſch, der nichts kann und
5 vermag und Alles lernen muß. Wenn er nun nach der
Landſchule nicht mehr weiter lernt, ſo ſoll dieſelbe Alles
liefern, was er bedarf. Wer in Gegenden lebt, wo gute
Schulen ſind, wo die Menſchen ein geſundes Urtheil, eine
Fertigkeit im Nachdenken und ein ehrenwerthes Betragen
10 bekommen, Der kann ſich nicht vorſtellen, zu welcher Thierheit
die Menſchen herab ſinken, wo ſie keinen Unterricht oder einen
ſchlechten erhalten. Was ein nur ein wenig erhellter Kopf
kaum glauben ſollte, iſt in ihrem ungebildeten Gehirne, und
Leidenſchaften und kurzſichtige Rohheit iſt in ihrem Herzen.
15 Der Anblick iſt ein wahrhaft betrübender und niederſchlagen=
der. Es kann daher kaum ein dringenderes, allgemeineres
und heiligeres Bedürfniß geben, als gute Landſchulen. In
einer guten Landſchule aber, wie wir es öfter ſagten, muß
der Menſch nicht bloß einige Fertigkeiten im Leſen, Schrei=
20 ben, Rechnen und Dergleichen erhalten, ſondern er muß ein
klares, menſchliches Denken und Urtheilen, einige Kenntniſſe
in den wichtigſten Dingen der Welt und einen ehrenwerthen,
rechtſchaffenen Charakter mit ſich fort nehmen. Das ſind Dinge,
die die Welt braucht, die den Menſchen zieren, die ihm un-
25 entbehrlich ſind, die ihn eigentlich zum Menſchen machen,

und ohne denen der Staat selber in Verwirrung, in Gewaltthätigkeit und in Auflösung geräth. Wie viel also soll in wenigen Jahren aus jungen Menschen, deren Kräfte wenig vermögen, gemacht werden? Und doch muß es so sein; Gott hat den Menschen so geschaffen, und er muß so entwickelt werden. Daher ist kein Stand schwieriger, keiner wichtiger, als der des Lehrers. Nur weise, einfache, würdige, von jeder Leidenschaft und Unregelmäßigkeit entfernte Männer sollten diese Stelle bekleiden, und der Staat und die ganze menschliche Gesellschaft sollten mit Eifer dafür sorgen, daß solche Männer entstehen, daß sie sich mit Liebe zu dem Fache wenden und mit Ehren und Auskommen dabei bestehen können. Wenn wir bis jetzt solche Männer nicht haben, so liegt die Schuld nicht an ihnen, sondern an uns: „Wie kann ein Volk, das sich selber ehrt und Kenntniß und Sittlichkeit als ein Gut ansieht, die Lehrer und Erzieher seiner Kinder in einer Lage lassen, wo sie mit Hunger kämpfen und dem Menschenfreunde ein Gefühl des Bedauerns und des Mitleides einflößen. Man muß einen schlechten Begriff von dem Volke selber bekommen, das nicht aus eigenem Antriebe aufsteht und dem Uebel abhilft, man muß es für unwissend, für roh und für wenig sittlich erkennen, was neuerdings noch mehr die Nothwendigkeit guter Landschulen darthut. Wir wollen von dem Gegenstande der Schullehrerbildung ein anderes Mal reden. Hier wollen wir nur, um den Nutzen der Landschule noch begreiflicher zu machen, eine kleine Geschichte erzählen. Als ich einmal sagte, das Sammeln der Schulgelder solle aufhören, und der Staat solle selber

die Lehrer besolden, antwortete mir ein Mann: „Da müßte ja auch ich beitragen, und ich habe von der Schule nichts, denn ich habe keine Kinder.“ Darauf sagte ich: „Wohl, du hast keine Kinder, aber vier Dienstboten, zwei 5 Knechte und zwei Mägde. Wenn nun diese Dienstboten ehrlich, getreu, einsichtig sind, auf den Vortheil des Herrn sehen, ihn nicht betrügen, die Arbeit geschickt machen, dadurch Zeit gewinnen, die Habe vermehren und Eintracht und Heiterkeit in das Haus bringen — wer hat den Vor- 10 theil? Wenn alle Gattungen Arbeiter und Handwerker ehrenhaft, redlich und billig sind, wenn sie durch Urtheil und Einsicht ihr Geschäft verbessern, die Waare tauglicher, anständiger, reinlicher liefern — wer hat den Vortheil? Wenn der Bauer einen gesunden Sinn, rechtes Urtheil 15 und gute Kenntnisse hat und dadurch den Ertrag unserer Fluren um das Mannigfachste steigert — wer hat den Vortheil? Wenn die Wildheit, die Rohheit, die Leidenschaft durch gute Schulen gemäßigt, gesänftigt, versittlicht und vermenschlicht wird, wenn die Verbrechen abnehmen, und 20 man nicht so viele Gesetze, so viele Richter und so viele Armeen mehr braucht — wer hat den Vortheil? Wenn es überhaupt in einem Lande von gesitteten, freundlichen, klaren, einsichtsvollen Leuten gut und heiter zu wohnen ist — wer hat den Vortheil? Und das Alles lernt 25 man in guten Schulen. Nicht der Arme, der oft mit vielen Kindern gesegnet ist, hat den Nutzen, wenn sie in der Schule gut erzogen werden; sondern der Reiche, zu dem sie in Dienst gehen, nachdem sie groß geworden sind und Vater und Mutter verlassen haben. Wir Alle, die 30 ganze Menschheit hat den unermeßlichsten Nutzen von guten Schulen, und wir Alle sind schuldig, mit Gut und Kraft beizutragen, daß solche Schulen sind und werden.“ So sagte

ich, und der Mann erwiderte: „Ja, wenn es so ist!“ Ich aber fuhr fort: „Darum schmerzt es mich, wenn ich erfahre, daß es Leute gibt, die in den jetzigen verworrenen Zeiten sich weigern, das Schulgeld zu zahlen. Es ist, als ob sie sich absichtlich selber eine Wunde beibringen wollten. Das Schulgeld ist noch nicht aufgehoben, der Schulmeister hat noch keine anderen Einkünfte, und die Entziehung des Schulgeldes muß die Schule verwildern und verwahrlosen und die Kinder, also die künftige Menschheit, der Unwissenheit und der Unsitte überliefern. Aber es ist die kurzsichtige Habsucht, die die Menschen so handeln läßt, weil sie nicht wissen, daß ihnen der Kreuzer, den sie jetzt zurückhalten, in kurzer Zeit durch Verwilderung der Menschen den Gulden raubt, der ihnen durch Treue und Sittlichkeit derselben in das Haus gekommen wäre. Es ist *Thorheit und Schlechtigkeit, der Schule Das zu entziehen, was ihr noch so lange gebührt, bis eine neue Art ihrer Erhaltung eingeführt sein wird.* Ja, wir Alle sollten, statt das so bitter und kümmerlich verdiente Geld des Schulmeisters zu verweigern, lieber zusammentreten, und weil der Staat wegen der wichtigen und gefahrvollen Dinge, die jetzt geschehen, sein Augenmerk noch nicht der Schule hat zuwenden können, aus eigenem Antriebe und aus eigenen Mitteln eine Anstalt gründen, daß unsere Lehrer anständiger leben können, daß wir mehr von ihnen zu fordern berechtigt sind, und daß unsere Schulen zu einer größeren Vollkommenheit gehoben werden. Es ist eine Schande, daß wir es nicht schon gethan haben.“ So sagte ich und ging fort, denn ich war ärgerlich und fing an, den wohlhabenden Mann zu verachten, der zur Schule nichts beitragen wollte, weil er keine Kinder hatte.

Die Bürgerschule.

Ehe ich darauf eingehe, zu sagen, was wir eigentlich thun sollen, um die Landschule zu heben, und ehe ich erzähle, was mehrere Männer in Oberösterreich in dieser Beziehung zu gründen vorhaben, gehe ich auf die Bürgerschule über
5 und werde über die Errichtung von Landschulen aus eigenen Mitteln des Landes am Ende meiner ganzen Schulabhandlungen reden. Die Bürgerschule, die man aber besser Gewerbschule nennen könnte, ist der nächst höhere Grad der Landschule. Wenn man in der Landschule jene
10 Fertigkeiten lernt, die alle Menschen auch in den untersten Stufen brauchen, und wenn man sich in ihr mit den Klugheitsregeln und dem sittlichen Verhalten vertraut macht, die die Hauptgrundlage des ganzen Lebens jedes Menschen bilden: so muß die Bürgerschule noch jene
15 Fertigkeiten und Kenntnisse hinzu fügen, die den Gewerbtreibenden nothwendig sind. Was in der Landschule gelehrt wird, müssen alle Menschen wissen, was die Bürgerschule lehrt, ist vorzüglich für Gewerbsleute berechnet, kann aber auch jedem Anderen, der sich darin unterrichten will, von
20 Nutzen sein. Was braucht denn aber nun die Bürgerschule noch Eigenthümliches über die Landschule hinaus? Wir antworten hierauf: Erstens alles Dasjenige, was in jedem Gewerbe und Geschäfte vorkommt und demselben unentbehrlich ist, ferners alle Kenntnisse, die diesem oder
25 jenem Gewerbe vorzüglich eigen sind, und von denen sich

Jeder diejenigen heraussuchen kann, die er zu seinem Gewerbe braucht; und *zweitens* jene höheren Klugheitsregeln und jene sittliche und menschliche Bildung, die der Geschäftsmann insbesondere braucht, und die ihm bei der Ausübung seines Handwerkes, bei dem Umgange mit seinen Geschäftsfreunden, bei seinen Reisen und bei seinem größeren Staatswirkungskreise nothwendig sind. Zu den ersten Kenntnissen gehören ein fertigeres Lesen, Schreiben, Rechnen, als es der Landmann braucht, alle Gattungen schriftliche Aufsätze, Führung von Büchern, Kenntniß der Lage der Geschäfte, daß er weiß, welches er sich wählen soll, und welches die Zeit erfordert, dann jene Kenntnisse, die in verschiedene Geschäftszweige einschlagen, wodurch er seine Verfahrungsweise verbessern kann. Zu den zweiten gehört die Geschäftsehre, daß er keine Pflicht der Rechtlichkeit, der Güte der Waare und des gegebenen Wortes verletzt, und jene höhere Geschäftsklugheit, die ihn lehrt, daß das redlichste und ehrlichste Geschäft auch dasjenige sei, das am nachhaltigsten und dauerndsten zu Wohlstand führt. Manche werden hier einwenden: *Das lernt man ja Alles bei seinem Lehrherrn als Lehrbube.* Wer je in der Lage war, verschiedene Geschäftsleute zu brauchen, und wer die Mühe nicht gescheut hat, sich über das Beste zu unterrichten, was in den verschiedenen Geschäften vorhanden ist, Der wird wissen, wie falsch der obige Einwurf ist. Was lernt man bei dem Lehrherrn? Höchstens Das, was er selber weiß, oft nicht einmal Das — und weiß er Alles, was in seinem Geschäfte vorkommt, auf das Beste? oder ist es vorzüglicher, wenn von den ausgezeichnetsten Männern der Fächer das Auserlesenste, was in ihnen vorkommt, in Werke zusammengetragen und aus ihnen gelehrt, aber jedes Mal auch praktisch gezeigt wird. Gewiß das Letztere, darum auch die Länder, wo solche

Schulen vorherrschend sind, wie in England und Belgien, Geschäfte und Geschäftsmänner aufweisen, die alle anderen in der Welt übertreffen und den Gang des Handels und der Reichthümer zu sich hin ziehen. Ich will nur einige 5 Uebelstände bei uns berühren. In einer Gegend unsers Landes trägt ein Handwerk wegen geänderter Umstände Das nicht mehr, was es früher trug, wo es schwunghaft war; aber die Bewohner lernen aus alter Gewohnheit immer wieder das alte Handwerk, das einst so heimisch 10 war, und bei dem sie jetzt erhungern. In einer großen Stadt, wo derzeit eine Gewerbschule besteht, wurde nach der Zeichnung eines Lehrers, der kein Zimmermann ist, auf ein unregelmäßiges Gebäude ein Dachstuhl gebaut, den mehrere Zimmerleute als unmöglich erklärten, und 15 der nun doch möglich und so einfach war, daß er sogar die Unregelmäßigkeit des Gebäudes für den ersten Blick verschwinden machte. Jetzt sahen die Zimmerleute ihr Unrecht ein. Wenn dem Tischler der Unterricht über alle Hölzer, über Harze und Politur, über Schönheit der Ge- 20 stalten, über Werkzeuge und den Vortheil, sie zu gebrauchen, und endlich über Zeichnen und dessen Vortheil zu Erzeugung und Erfindung schöner Gestalten beigebracht wird, dann wird jeder Begabte sein Geschäft auf eine höhere Stufe bringen, der sonst wegen Mangel an Unterricht hilflos blieb 25 oder sich das mangelhafte Hergebrachte aneignen mußte. Wenn der Zimmermaler Verzierungen zeichnen lernt, wenn der Zimmermann alle Fügungen aller Gestalten von Thürmen, Häusern, Palästen, Kirchen entwerfen lernt, wenn der Erzeuger von Modewaaren alles Schöne aller Länder sieht und 30 beurtheilt, wenn endlich in einem Lande alle Instrumente und Hilfsquellen bekannt werden, wodurch sich andere Länder aufgeschwungen haben, wenn endlich der Verstand so geschärft wird, daß wir selber Erfindungen und Verbesserungen machen:

ist Das nicht ein unermeßlicher Nutzen. Und gewinnt nicht das Land selber dabei. Ein kenntnißreicher Mann sagte mir neulich, daß der Gewerbfleiß in Oberösterreich ungefähr 50 Millionen jährlich erzeuge. Wenn wir nun annehmen, daß durch bessere Verfahrungsweise die Producte nur um ein Procent mehr eintragen, so gibt Das 500.000 fl.; die beste Gewerbschule für das Land kostet kaum 50.000 fl., also bleiben jährlich dem Lande 450.000 fl. als Gewinn. Aber nicht bloß Gewerbtreibende, sondern auch Andere, sogar Landleute, werden diese Schulen besuchen und geschicktere, tauglichere und bessere Menschen werden. Es bestehen wohl schon in den größten Städten sogenannte technische Schulen, allein Die erfüllen den obigen Zweck nicht, weil sie zum Theile zu hoch wissenschaftlich sind, dann weil zu viele Schüler auf einem Platze angehäuft werden, und endlich, weil die meisten Gewerbsleute sie nicht benützen können, weil sie eine weite Reise und einen kostspieligen Aufenthalt in der Hauptstadt bestreiten müßten. Solche Schulen müssen in dem Reiche zerstreut, leicht zugänglich und daher in den kleineren Kronländern wenigstens eine, in den größeren mehrere sein. Was solche Schulen erst noch in sittlicher Beziehung zu leisten fähig sind, lasse ich hier unberührt, weil es sich von selber versteht.

Die Wissenschaftsschule.

Nach der Gewerbsschule kommt die Wissenschaftsschule. Sie ist zugleich die höchste und letzte. Die verschiedenen Kenntnisse, welche die Menschen in vielen Jahrhunderten und Jahrtausenden angesammelt hatten, wären zu einer solchen Menge angewachsen und wären so verwirrt gewesen, daß sie keinen Nutzen abgeworfen hätten, wenn man sie nicht in eine Eintheilung, Ordnung und Uebersicht gebracht hätte. Man verfuhr hierin so: Alles, was man von ein und demselben Gegenstande wußte, wurde zusammen gestellt, und Alles, was von andern Gegenständen galt, wurde hier weggelassen. Das Zusammengestellte wurde aber wieder nicht etwa nach dem Zufalle unter einander geworfen, sondern in eine solche Ordnung und Eintheilung gebracht, daß man in jedem Augenblicke das Nöthige finden und herausholen konnte. Alle Kenntnisse mußten so mit einander verbunden sein und so in einander greifen, wie die Räder einer Uhr. Eine Menge so geordneter Kenntnisse über ein und den nämlichen Gegenstand heißt man eine Wissenschaft. Es sind also so viele Wissenschaften möglich, als es Gegenstände gibt; allein da nicht jeder Gegenstand wichtig genug ist, so sind hauptsächlich nur über die wichtigsten Gegenstände Wissenschaften entstanden. So heißt die Kenntniß der erschaffenen sichtbaren Dinge die Naturlehre, die Kenntniß von dem menschlichen Körper die menschliche Leibeslehre, von der Seele die Seelenlehre, die Kenntniß, wie die mensch-

lichen Handlungen beschaffen sein sollen, die Sittenlehre, die Kenntniß der Rechte die Rechtslehre, des Staates die Staatslehre, und so weiter. Es haben die Wissenschaften bereits eine solche Ausdehnung bekommen, daß es keine Möglichkeit ist, daß ein Mensch alle erlernen kann, ja eine 5 einzige Wissenschaft ist oft so umfassend, daß sie das Leben eines einzigen Menschen übersteigt, wie z. B. die Naturwissenschaft; daher haben sich die Menschen in die Wissenschaften getheilt, daß Einer die, der Andere eine andere betreibt, ja endlich wird die Nothwendigkeit eintreten, daß man nur 10 in Bücher die Hauptwahrheiten der Wissenschaften niederlegt, wo sie Jeder, der sie braucht, finden kann, und wo der Forscher, der auf ihren Grund gehen will, auf die Werke hingewiesen wird, in denen er den Grund findet. Da die Menschen auf der Erde leben, und alle irdischen Gegen- 15 stände ihnen zum Gebrauche angewiesen sind, da zwischen den Menschen selber sehr viele Verhältnisse entstehen, die sie kennen und behandeln müssen, so leuchtet von selber ein, daß die Kenntniß der Dinge und Verhältnisse, also die Wissenschaften vom größten Nutzen sind, ja daß sie den 20 Menschen für rein menschliches Leben unentbehrlich sind. Darum sind sie auch entstanden. Aber so wie es nothwendig ist, daß jeder Mensch eine gewisse Summe von Kenntnissen hat, die die allgemeine Bildung ausmachen, so ist es nicht nothwendig, daß Jeder alle Wissenschaften inne habe, 25 die die wissenschaftliche Bildung ausmachen, sondern es ist nur nothwendig, daß der Mensch, wenn er von Wissenschaften etwas braucht, zu Dem gehen kann, der es hat, z. B. der Kranke zu dem Arzte, der Rechtsbegierige zu dem Rechtskundigen, der Staatsbedürftige zu dem 30 Staatsmanne. Es ist daher klar, daß Schulen sein müssen, in welchen die verschiedenen wissenschaftlichen Stände ihre Wissenschaften erlernen können, um mit ihnen der ganzen

Menschheit zu dienen. Derlei Schulen hat es von jeher gegeben. Entweder haben einzelne Männer in einzelnen Zweigen gelehrt, wie in alten Zeiten, oder es hat der Staat die Leitung und Anstalt dieser Dinge in die Hände genommen, wie in den neuen. So sind die sogenannten Universitäten entstanden, auf denen von Staatswegen alle Wissenschaften behandelt werden. Es ist auch die Pflicht des Staates, diese Anstalten zu hegen, und die Pflicht des Staatsbürgers, zu ihrer Erhaltung beizutragen. *Aber auf eine Frage müssen wir hier aufmerksam machen*: in welchem Verhältnisse muß die allgemeine Bildung zur wissenschaftlichen stehen, oder wie viel muß der einzelne Mann selber wissen, und wie viel muß er bei den Gelehrten erfragen? Darauf antworten wir: Das ist in verschiedenen Zeiten verschieden. Je mehr ein Mensch zu handeln und zu wirken hat, desto mehr muß er selber wissen, überhaupt: *je mehr jeder einzelne Mensch wissen kann, ohne seinem andern Berufe einen Abbruch zu thun, desto besser ist es. Selber klar sehen, wiegt alle Rathschläge auf, und eigene Geschicklichkeit behebt die Zweifel und Verwirrungen.* Hätten die Ungarn alle eine Einsicht in ihre Verhältnisse gehabt, so wäre der jetzige fürchterliche Krieg nicht entstanden. Der Rathgeber kann auch oft mit Absicht einen falschen Rath geben. Hier kann ich nicht unterlassen, auf ein Uebel, von dem ich schon öfter redete, wieder aufmerksam zu machen. Die wissenschaftliche Schule hat die allgemein menschliche in Europa so überholt und überflügelt, daß die Bildung nur in einer Klasse von Menschen einen hohen Schwung genommen hat, während die übrigen verhältnißmäßig zu weit zurückgeblieben sind. Dadurch sind zwei Klassen entstanden, die Wissenden und Nichtwissenden, zwei Klassen, die einander immer ent-

gegengesetzt sind, die sich nicht verstehen, die andere Neigungen, andere Lebensweisen und andere Bedürfnisse haben, die sich mißtrauen, das gegenseitige Leben von einander verachten und, sobald die Oberfläche des guten Vernehmens getrübt ist, in Kampf gerathen, weil der Nichtwissende meint, er könne das Leben der Wissenden auch begehren und führen, da er den Mangel seiner Kraft und Kenntniß nicht kennt, und weil der Wissende den Nichtwissenden unterschätzt und meint, er begehre zu viel. *Je mehr eine gleiche Bildung nach den natürlichsten Abstufungen die ganze Bevölkerung durchdringt, desto fester wird Liebe, Eintracht, Vertrauen, Einsicht und auch Macht und Dauer des Staates bestehen.* Man muß die Wissenschaften hegen und pflegen, weil sie Kleinode der Menschen sind und sie auf den menschlichen Standpunkt heben, aber man muß auch die Kenntnisse und die Bildung der ungelehrten Stände nach größter Möglichkeit fördern, weil sie ebenfalls Kleinode sind, die Den, der das Höchste nicht haben kann, schmücken und ihm nützen. Für unsere gegenwärtige Zeit, meine ich, bleibt die Landschule und die Bürgerschule das Wichtigste, und ich möchte zu unseren Zeitgenossen und Machthabern sagen: „*Sucht nicht mit aller Kraft die hohe Wissenschaft nach ihrem höchsten Fluge zu leiten, sondern sucht sie zu erhalten, daß sie nicht sinke, und wendet für die Zeit eure Augen und eure Kraft dem Bildungsbedürfnisse des unteren Volkes zu, daß diese Bildung sich hebe, den Forderungen der Zeit entspreche und in ein Verhältniß mit der Wissenschaft komme, dann ist es Zeit, Beide in ihrem natürlichen Verhältnisse den weiteren und höheren Gang gehen zu lassen.*“

Die Kunstschule.

Obwohl ich sagte, daß die oberste und letzte aller Schulen die Wissenschaftsschule sei, so muß ich doch noch von einem Zweige der Wissenschaftsschule insbesonders reden, nämlich von der Kunstschule. Ich muß darum reden, weil sie nicht alle ihre Theile von der Wissenschaft allein hernimmt, sondern viele aus sich selber schöpfen muß. Kunst heißt man in höherem Sinne nicht etwa Das, was recht große Fertigkeit und Uebung erfordert, wie z. B. auf dem Seile tanzen u. dgl., sondern sie heißt die Fähigkeit, etwas hervorzubringen, was durch außerordentliche Schönheit das Herz des Menschen ergreift, es emporhebt, veredelt, mildert, zu allem Guten, ja zur Andacht und Gottesverehrung stimmt. So hat man im höheren Sprachgebrauche zu allen Zeiten das Wort Kunst genommen und nimmt es noch heutzutage so. Die Kunst muß also etwas hervorbringen, was man durch seinen Sinn wahrnimmt, und was durch Schönheit gefällt und uns mit beseligenden Gefühlen erfüllt. Man hat seit langer Zeit hiezu verschiedene Mittel angewendet, und daraus entsprangen die vorzüglichsten Gattungen der Kunst. Sie sind im Wesentlichen: Die Malerei, die Bildhauerei, die Baukunst, die Schauspielkunst, die Dichtkunst und die Musik. Außerdem gibt es noch allerlei Zweige, von denen wir hier nicht reden. Auf unserem flachen Lande wird von Kunst wohl wenig anzutreffen sein. Außer dem Prunke, der bei kirchlichen Handlungen entfaltet wird, außer

der Musik, die bei dem Gottesdienste ertönt, und außer den Bildern und Statuen, die in der Kirche sind, wird der gemeine Mann wohl wenig von Kunst wahrgenommen haben. Die Musik in der Schenke und bei Hochzeiten rechne ich nicht zur Kunst. Und doch ist auch der gemeine Mann für sie empfänglich, ja sie ergreift ihn oft mit größerer Wirkung und Gewalt, als den Städter, der Manches gesehen und für Vieles schon die Empfänglichkeit verloren hat. Ich erinnere mich noch mit Freuden daran, wie uns Kindern die Großmutter mit einem gesammelten Gemüthe und mit gottesdienstlichen Mienen erzählte, wie schön der heilige Aloisius in dem Kirchlein zum guten Wasser gemalt sei, wie schön der heilige Johannes, und wie anmuthig die Englein sind, die auf den Stufen sitzen und mit einem Pilgerstabe spielen. Und nicht bloß die Großmutter, sondern viele Leute, Männer und Frauen hörte ich so reden. Und in der That sind die Bilder in der Kirche zum guten Wasser bei Oberplan um Vieles besser, als gewöhnlich Bilder in abgelegenen Landkirchen zu sein pflegen. Das Volk hat also den Sinn und Trieb für diese Schönheit in sich gehabt. In München sah ich vor drei Jahren mehrere Landleute aus Schwaben mit langen Röcken, blauen Strümpfen und staubigen Schnallenschuhen vor einem Marmorbilde in dem Kunstsaale stehen. Das Marmorbild war eines aus dem alten Griechenlande, das über zweitausend Jahre alt und wunderbar schön war; denn Griechenland war im Aushauen von Standbildern aus trefflichem weißen Marmor berühmt, und keine Zeit hat je mehr so Schönes hierin hervorzubringen gewußt, wie das alte Griechenland. Die schwäbischen Landleute aber standen lange in Bewunderung und Aufmerksamkeit versunken vor dem Bilde. Ich stand dabei und war gerührt über das empfängliche Gemüth dieser Leute. Und wer erinnert sich nicht, daß er einmal vom Gesange, von einer wehmüthigen

Musik ergriffen war, daß sein Herz weich, gut und veredelt wurde? Wen wird nicht schon, wenn er darauf merkte, der heilige Lobgesang, der im Sanctus jeden Hochamtes vorkommt, durch seine Feierlichkeit entzückt und erbaut haben? 5 Endlich, stimmen nicht überall die erhabenen Töne der Orgel zur Gottesverehrung, zur Erhebung und Andacht? Wer hat nicht etwa auch schon ein Buch gelesen, in welchem der Dichter in einfachen Worten eine Geschichte erzählt, die ihm seine Einbildungskraft und sein Herz eingegeben haben, und 10 die den Leser bis zu Thränen rührte, die ihn besser machte, und die, wenn der Eindruck öfter und dauernder gewesen wäre, den wohlthätigsten Einfluß auf sein Leben gehabt hätte? Leider haben die Schriftsteller nicht sehr zum Volke gesprochen, sie schreiben eine Modesprache, die man nicht versteht, die 15 nur von einem Schriftsteller zum andern klingt und nicht in das Volk dringt, und doch ist die Größe des Volkes Das, zu dem man sein Wort, sein Bild, seine Belehrung kommen lassen soll, wie es im alten Griechenlande war. Sehr viel Verdienst hat hierin ein verehrter Mann, Christoph 20 Schmidt, der Geschichten für die Kinder und das Volk geschrieben hat, sehr schöne Geschichten, zu denen sich, obwohl ein Urtheiler einmal sagte, sie seien nicht nach der Natur der Kinder, doch gerade die Kinder mit Inbrunst drängen, und die nicht nur sie, sondern auch Erwachsene mit heißen 25 Thränen und mit heiligen Gefühlen lesen. Wenn also die Kunst so schöne Gedanken, so reine Empfindungen und daher ein besseres und gelassenes Leben erweckt, so ist sie ja eine wahre Wohlthäterin der Menschheit? Das ist sie auch, sie ist nach der Religion das Höchste, was der Mensch auf 30 Erden hat; schon ein alter Römer sagte einmal, „sie sänftige die Sitten und lasse sie nicht wild sein“, und in der That, ein einziger Dichter oder Künstler, der mit göttlicher Kraft und Weihe auf seine Zeit zu wirken verstand, hob die

Menschheit durch seine Gebilde oft plötzlich um mehrere Stufen höher, wie es Unterricht, Ermahnung und Gesetze nicht gekonnt hätten — wie ja die schlechten Künstler und Dichter ihre Zeit wieder herabbringen und verderben können, wovon gerade unsere Tage Zeugniß geben; denn die Kunst, wie die Religion, kann mißbraucht werden, und dann wirkt sie in der Hand des lasterhaften Menschen durch den Reiz, der ihr doch noch inne wohnt, viel verderblicher, als alles Andere, macht den Menschen sinnlich, leichtfertig, oberflächlich und stürzt ihn, wenn er handeln soll, in das Ungereimte und Grausame. Unseren traurigen Zeiten ist eine solche verdorbene Kunst vorangegangen. Aus dem Gesagten geht also hervor, wie nöthig und heilsam eine treffliche Kunstschule ist. Wir können hier nicht in ihre Einrichtung eingehen, da Das nicht unsere Sache ist, aber da sein muß sie, und die Weisesten des Landes müssen ihre Einrichtung treffen. Dann soll sie nicht mehr Eigenthum Einzelner, sondern des Landes sein; es sollen Anstalten getroffen werden, daß ihre holde Erscheinung nach Maßgabe der Möglichkeit Jedem zugänglich sei und mit ihrer Wohlthätigkeit auf ihn wirke — dann sollen aber auch Künstler, die wahrhafte Gutthäter der Menschheit geworden sind, im Alter von dem Staate geehrt, geachtet, gefeiert werden, und man soll es einrichten, daß sie, in deren Haupte das Schöne und Gute wohnte, und die daher nicht Erdengüter zu sammeln vermochten, in den letzten Tagen ihres Lebens nicht um das Stücklein Brot besorgt sein müssen.

Schlußwort über die Schule.

Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß es keine andere Krankheit der Zeit gebe, als Unwissenheit und Unredlichkeit, und daß alles Uebel, das in jüngster Vergangenheit die Welt heimgesucht hat, nur allein von diesen zwei Dingen gekommen 5 ist. Ja ich behaupte, es gebe überhaupt kein anderes Uebel, als Verstandeslosigkeit und Schlechtigkeit; alles Andere, was wir Uebel heißen, ist nur ein Ungemach, das wir durch Verstand und Redlichkeit leicht tragen und meistens schon voraussehen und abwenden können. Kein Weltgeist, kein 10 Dämon regirt die Welt: Was je Gutes oder Böses über die Menschen gekommen ist, haben die Menschen gemacht. Gott hat ihnen den freien Willen und die Vernunft gegeben und hat ihr Schicksal in ihre Hand gelegt. Dieß ist unser Rang, Dieß ist unsere Größe. 15 Daher müssen wir Vernunft und freien Willen, die uns nur als Keime gegeben werden, ausbilden; es gibt keinen andern Weg zum Glücke der Menschheit, weil Vernunft und freier Wille dem Menschen allein als seine höchsten Eigenschaften gegeben sind, und weil sie immer 20 fort bis zu einer Grenze, die wir jetzt noch gar nicht zu ahnen vermögen, ausgebildet werden können. Wer andere Wege zum Glücke vorschlägt, wer die Bildung und Entwickelung unsers Geistes für verwerflich hält, der lästert Gott in seinem Werke. Freilich kann die Afterbildung, die 25 einseitige Entwickelung viel Uebel bringen, aber die volle,

allgemeine Heranbildung aller Kräfte ist eben das Heil des Menschen, und dazu *haben* wir ja die Kräfte. Wenn die Menschheit einmal auf dem Punkte der aufrichtigsten Religiosität, der schönsten Empfänglichkeit für die Kunst, der größten Redlichkeit in Handel und Wandel und der klarsten Einsicht in alle Dinge stände: dann wäre der Himmel auf Erden, das Glück Aller wäre gegründet, und das Traurigste der Dinge, die Schande für vernünftige Wesen, *der Krieg*, wäre verschwunden. Ob es je dahin kommen wird, ob noch Millionen Jahre verfließen, bis es dahin kommt — wer kann Das wissen: *aber streben müssen wir darnach, als Ziel muß es immerfort und leuchtend vor unseren Augen schweben, sich Dem nähern, ist Ehre, sich davon entfernen, ist Schande.* — — Nun die Frage, wer muß uns leiten und unterstützen, daß wir uns diesem Ziele immer mehr nähern? Die Antwort ist leicht: Derjenige, der überhaupt dem Menschen alles Gute und Gedeihliche hervorbringen kann, *nämlich wir selber.* Gott gab uns die mächtigste der Waffen, das weitreichendste aller Werkzeuge, die Vernunft, und sagte: „Besitze nun damit die ganze Welt." Wir sind daher die Gründer unseres Glückes oder die Gründer unseres Elendes. Wer immer auf Andere hofft oder auf glückliche Zufälle, der sündigt gegen Gott, weil er seine größte Gabe nicht gebraucht oder mißachtet. Daher ist die Rede, die man jetzt so oft hören muß, so falsch: „*Man hat uns dumm gelassen, darum machen wir jetzt solche Verwirrung.*" Wer hat Euch dumm gelassen? antworte ich darauf. Doch offenbar Ihr selber. Daß Ihr Euch immer mehr ausbilden konntet, daran hat Euch Niemand gehindert. Wenn wir den höchsten Standpunkt der Menschheit vor Augen haben, dann ist freilich unsere Schule in Vielem mangelhaft gewesen, aber es sind es auch alle Schulen der

Welt. Unsere Schule, namentlich die Landschule, war sogar besser, als die mancher anderer Länder; ich führe nur das oft gepriesene Frankreich an, dessen untere Schichten weit unter uns stehen. Wenn auch die Schule den höchsten Forderungen nicht genügte, so konnte sich doch Jeder, der den ernsten Willen hatte, bilden, so weit er wollte. Es stand ihm kein Hinderniß im Wege. Der erste Vorwurf trifft daher immer uns selber, der zweite erst den gewesenen Staat, der allerdings, besonders in höheren Schulen, bessere Einrichtungen treffen und dem Volke manche Anlässe zur Sinnlichkeit und zum Genusse hätte wegräumen sollen. Aber hätte er Letzteres gethan, so hätten wir ihn wieder tyrannisch gehalten. Wir wollen nicht mehr rechten und nicht nach rückwärts schelten; das Eine ist gewiß: der Staat ist nicht der allmächtige Helfer, er ist selber ein Product der Zeit, und die Ursachen unserer Unbildung liegen in mannigfachen Umständen zerstreut. Schauen wir nur in die Zukunft und machen es in ihr besser. Ich habe gesagt: Es ist die erste und heiligste Pflicht des Staates, die Erziehung seiner Bürger, die sogenannte Menschwerdung der Menschen, in die Hand zu nehmen; er hat die umfassendsten Mittel, ihm stehen die besten der Bürger zu Gebote. Er wird auch das Seinige thun. Aber wenn er noch mit vielen andern, wenn auch untergeordneten, aber sehr dringlichen Dingen beschäftigt ist: müssen wir es wieder machen, wie früher, die Hände in den Schooß legen und sagen: „Sie thun ja nichts?" Wenn ein Kronland, um seines leiblichen und geistigen Gutes willen, eine Summe zusammen schöße und zu dem Staate sagte: „Wir haben hier das Geld, um unsere Lehrer besser zu besolden, um unsere Lehrer besser zu erziehen, um unser Schulwesen in eine neue, der Zeit und der Menschheit entsprechende Gestalt zu bringen, hilf uns hiebei, gib uns Männer des Vertrauens und der Einsicht, die aus unserem

Lande sind, die die Vorschläge berathen, sie einsenden und dann die Einrichtungen leiten, von dem Gelde des Landes öffentliche Rechnung legten und die angefangenen Dinge nach der Einsicht der Besten und Verständigsten immer mehr veredelten" — wenn ein Land Das sagte, würde der 5 Staat taub sein? Gewiß mit Freude würde er den Vorschlag annehmen und darin mit Befriedigung den erwachten Gemeinsinn und das eigentlich edle constitutionelle Wesen erkennen, das ja eben darin liegt, daß Alle dem Ganzen dienen, nicht sich selbst auf Unkosten des Ganzen. Wer Das 10 nicht sieht, der kehre in die absolute Regierung zurück, wo er gezwungen wird, zum Ganzen beizusteuern, und wo er es immer mit Widerwillen thut. Im Kronlande ob der Enns haben es einige Männer vor, den Bewohnern die Frage vorzulegen: „Wollen wir mit eigenen Kräften an Das 15 gehen, was der Schule Noth thut? Helft zusammen und machet, ehe der Staat eingreifen kann, wenigstens den Beginn möglich." Wir wollen sehen, ob die Männer zur Ausführung schreiten können, und was das Land antworten wird.

Bildung des Lehrkörpers.

I.

Ehe ich zu diesem äußerst schwierigen Gegenstande übergehe, muß ich noch einige Worte vorausschicken, um nicht mißverstanden zu werden. Wenn ich von der Umänderung unseres Schulwesens, hauptsächlich aber von der Umänderung unseres *Erziehungswesens* sprach, so ging ich nicht von der Vergleichung unserer Schulen mit Denen anderer Länder aus, ich ging nicht von der Vergleichung aus, wie die Schule einst gewesen ist, und wie sie jetzt ist, wo sie solche Fortschritte gemacht hat; sondern ich ging lediglich von dem Gesichtspunkte aus: *Wie ist die Menschheit als Geschöpf Gottes beschaffen, und was kann sie sein und werden?* Nicht Das allein lehrt uns die Menschen kennen, wenn wir Die beobachten, die uns umgeben, und wenn wir uns selbst in unseren Neigungen, Gefühlen und Bestrebungen beobachten; wir Alle sind ein Geschöpf der Zeit und oft einzig und allein von ihren Meinungen, Ansichten und Moden abhängig: sondern *alle* Menschen in *allen* Zeiten geben das Bild der Menschheit. Dieses Bild wird erst fertig sein, wenn der letzte Mensch gestorben ist, wenn die Summe der Menschheit abgeschlossen ist. Dieses Bild kennt Gott allein, uns ist die gesammte Zukunft mit allen ihren Ausbildungen und Fortschritten verschlossen. Aber die Vergangenheit ist uns geöffnet, und aus ihr, wenn wir die Menschen beobachten, wie sie in den

verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten gewesen sind, lernen wir die Art und Weise der Menschen kennen und lernen die Hoffnungen schöpfen, was aus dieser Menschheit noch werden kann. Dieß ist der geschichtliche Standpunkt der Menschen, Dieß ist das Allgemeine ihres beständigen Werdens, Wachsens und Ausbildens. Von diesem Standpunkte aus sehend, hat sich mir die Ueberzeugung aufgedrungen, daß wir, die wir uns die gebildete Welt heißen, im Rückschritte begriffen sind, daß, wo auch Einzelnes sich vorgebildet hat, auf hohe Stufe gekommen ist, doch das Ganze, die echte, rechte Menschheit im Versinken ist, daß strenge Sitte, inniger Gemeinsinn, reine Frömmigkeit, Treue, Einfachheit und Lauterkeit untergehen, und Sinnesgenuß und leibliches Wohlsein als Zweck an die Stelle zu treten beginnen. Wollte Gott, ich irrte mich, aber die Vergleichung der Zeiten, selbst der rohen und gewaltthätigen, mit der unsern bringt mich allemal wieder auf den Ausgangspunkt, daß es so ist. Solches Versinken einzelner Menschentheile war in der Geschichte oft vorhanden, es war immer traurig, aber am traurigsten und folgenschwersten war es, wo die Versinkenden die Besitzer der menschlichen Bildung waren. Dann folgte Finsterniß, Unheil und ein Verlorensein ganzer Menschenzeitalter. So ging die assyrische Welt unter, so ging die egyptische unter, so ging die griechisch-römische unter. Aber, sagt man, wir sind wieder empor gekommen, und die Menschheit wird einstens doch ihren höchsten, vollendetsten Gipfel erreichen. Ich glaube Das selber, und ich müßte verzweifeln, wenn ich es nicht glaubte. Weil Gott das höchste Wesen ist, muß die Menschheit sich einst zur höchsten Höhe erschwingen. Aber daß sie sich erschwinge, muß die Menschheit mitarbeiten, sie muß ihre Lage erkennen und muß einsehen, daß sie nach dem Plane Gottes zur höchsten Schönheit und Vollkommenheit

bestimmt ist. Dieser Plan wird auch nie verrückt. In Zeiten der Finsterniß und Erniedrigung erweckt Gott Männer, die ihre Stimme erheben und ihre Kraft anwenden und auf die Zeitgenossen wirken; in solchen Zeiten ist die Noth, 5 die Trübsal, das Unglück Gottes bester Hilfsgenosse und oft ein wahrhafter Wohlthäter der Menschen, und in solchen Zeiten tritt auch oft ein Wendepunkt im ganzen menschlichen Herzen ein, der zuerst auf die nächste Zukunft und dann in unberechenbare Zeiten fort wirkt. So kam in der trau- 10 rigsten aller Epochen, im Untergange der alten Welt, das Christenthum, das über alle nächsten Zeiten half, und dem ich noch Lebenskraft zutraue, auch über fernere Zeiten zu helfen. Von diesem Standpunkte ausgehend und von dem Gedanken ausgehend, daß der Menschheit geholfen werde, 15 wenn sie sich selber helfe, bin ich der Ueberzeugung, daß wir Hand anlegen sollen und müssen, daß unser Geschlecht besser werde. Dazu nun erkannte ich als einziges Mittel die Erziehung und als Theil derselben die Schule. Darum müssen Männer, die den erleuchteten Blick über 20 ganze große Verhältnisse von Jahrhunderten haben, die Sache in die Hand nehmen, sie müssen, wenn andere Theile der Erziehung, wie z. B. die häusliche, nicht plötzlich verbessert werden können, dieselben der öffentlichen Erziehung, der Schule, übertragen, und wenn auch die 25 Schule für Zeiten, wo alle andern Erziehungstheile ihre Schuldigkeit thun, vortrefflich wäre, so ist sie es nicht mehr, wo die andern Theile fehlen. Ich meine daher, so soll alle Erziehung in der Zukunft eingerichtet werden, daß unserem weiteren Verfalle vorgebaut werde, daß wir wieder steigen, 30 und daß wir gute, einsichtsvolle, allgemein menschliche Menschen im schönsten Sinne werden. Dazu muß die Schule einen großen Theil beitragen, dazu ist sie vorhanden; daß ich von ihr nicht Alles fordere, geht schon aus meinen

früheren Aufsätzen hervor, die ich in diesen Blättern niedergelegt habe. Wir werden nächstens weiter sprechen.

II.

Ich habe gesagt, der beste Standpunkt der Menschen wäre der, wo die klarste Einsicht in alle Dinge und die unerschütterlichste Rechtschaffenheit vorhanden wäre; ich habe aber ferner gesagt, daß Das ein Zustand sei, den man nicht sofort erschaffen könne, daß er aber als letztes Ziel vor unsern Augen stehen, und daß wir uns ihm immer mehr annähern sollen. Dieser Zustand wäre der rein menschlichste, und dieser Zustand würde jede Verwirrung, jede Erschütterung der Gesellschaft unmöglich machen und fast jedes Uebel und Unheil hintan halten. Diesem Zustande nachzustreben und ihm stets näher zu kommen, ist der Standpunkt, den ich bei meinen Worten über die Schule vor Augen habe, und von diesem Standpunkte aus muß man Das nehmen, was ich über den Lehrkörper sage, wie er nämlich beschaffen sein soll, und wie er bisher beschaffen war. Nach anderen Standpunkten werden sich andere Forderungen ergeben, natürlich frägt es sich hiebei immer, ob diese Standpunkte der Menschheit entsprechen, ob sie die natürlichen seien, oder ob sie willkürlich gemachte und anderen, als höchst menschlichen, Zwecken dienende sind. Ferner ist es auch natürlich, daß selbst der höchste Standpunkt wieder in viele einzelne Theilpunkte zerfällt, die einzeln angestrebt werden müssen, und deren Erreichung zuletzt die Erreichung des höchsten Zweckes zur Folge haben würde. Wir können hier nicht in die Erörterung dieser einzelnen Punkte eingehen, sondern müssen uns begnügen, nur das allgemeine höchste Ziel anzugeben und dafür die Wärme des Herzens zu erwecken, während wir es weiseren und einsichtsvolleren Männern überlassen, die Einzelnheiten richtig heraus zu

finden und sie fruchtbringend in's Werk zu setzen. Ich glaube Dieses vorausschicken zu müssen, damit man nicht meine Ansichten mißverstehe, und damit sich nicht rechtschaffene und tüchtige Männer, die bisher Gutes gewirkt 5 haben, gekränkt fühlen und meinen, ich würdige ihr Streben nicht und erkenne es als ein kleines.

Nach dieser Einleitung gehe ich zu dem Gegenstande und stelle mir folgende vier Fragen:

1. Wie wurde der Lehrkörper bisher gebildet?
2. Wie war er beschaffen? 10
3. Wie soll er in Zukunft beschaffen sein?
4. Wie soll er gebildet werden?

Wir gehen zu der ersten Frage und unterscheiden da wieder die Grade der Schulen. Für die Landschule bestand 15 der sogenannte Vorbereitungscurs (Präparandencurs), und die Laufbahn des Lehrers, bis er ein sogenannter Schulmeister wurde, war auf dem Lande ungefähr folgende: Wenn arme Leute (meistens ging der Lehrer aus solchen hervor) ein Kind hatten, dem sie ein besseres Loos zu20 dachten, als das ihre war, das in lauter schwerer Arbeit bestand, so faßten sie den Plan, das Kind zum Schullehrer bilden zu lassen; denn sie sahen, daß der Schullehrer einen anderen, wenn auch nicht immer besseren Rock anhabe, als sie selber, und daß er die Feld- und Waldarbeit nicht zu 25 verrichten habe, wie sie — also schwebte ihnen sein Loos als ein wünschenswerthes vor. Der Knabe wurde daher, wenn er seine heimathliche Schule besuchte, ermahnt, recht fleißig zu sein, und wenn er dieses war und einiges Talent blicken ließ, wurde er in die erste Vorbereitung gegeben, 30 d. h. er mußte die Schule fleißiger, als Andere, besuchen, nämlich er wurde nicht, wie andere Kinder, zum Heuarbeiten, zum Ernten und anderen Felddingen zu Hause gehalten, sondern mußte jedes Mal in der Schule sein. Hiebei lernte er

singen, geigen, Blasinstrumente behandeln und Orgel spielen Auch zu Kirchendiensten verwendete ihn sein Ortsschulmeister, wenn er ihm wohlwollte und ihn vorwärts zu bringen strebte. Nachdem mehrere Jahre in diesen Vorbereitungen vergangen waren, und man es zu Hause für gerathen fand, schickte 5 man ihn auf den Präparandencurs. Der Vater oder die Mutter ging mit ihm in die Stadt. Dort wurde ein Wohnplatz gemiethet, meistens mit mehreren Anderen zusammen, daß er wohlfeiler sei. Für den Lebensunterhalt wurden Wohlthäter in Anspruch genommen, und zwar größten- 10 theils so, daß der Präparand an jedem Tage der Woche bei einem andern speis'te (die Kost hatte, wie man sich ausdrückt). Der bei Weitem geringere Theil lebte von eigenen Mitteln. Sodann wurde er bei der Direction aufgenommen und eingeschrieben. Der Curs begann, der Jüngling lernte 15 seine Gegenstände, und nach kurzer Zeit (in den meisten Fällen nach zwei Jahren) war er im Stande, als Schulgehilfe dienen zu können. Er kehrte wieder nach Hause zurück, genoß die Ferien und sah sich unterdessen nach einem Gehilfendienste um, den er mit mehrerer oder minderer Mühe auch 20 erhielt. Nun war er Gehilfe und trat als solcher in das praktische Schulleben ein. Dieses bildete ihn durch die natürlichen Erfahrungen, die er da machte, weiter aus, und häufig fügte zu diesen Erfahrungen noch der Schulmeister seine Anweisungen und Belehrungen hinzu, da er sich den Ge- 25 hilfen nach seiner Art nützlich zu machen strebte. Nach Jahren, die oft viele, manchmal wenigere waren, bekam der Gehilfe eine eigene Schule, er wurde Schulmeister. Meist war er zuerst auf einer kleineren Schule, wo er als Schulmeister die einzige Lehrperson war. Dann erhielt er 30 etwa wieder einen besseren Dienst, wo er Gehilfen hatte. So lebte er fort, bildete sich aus, lehrte und arbeitete für die Menschen, bis er in dem Kirchhofe begraben wurde,

zu dem er so viele der Pfarrkinder als Kirchendiener begleitet hatte.

Von der Bildung nächst höherer Lehrer im Folgenden.

III.

Die Lehrer der höheren Anfangsschulen (Hauptschulen,
5 Normalschulen) wurden ebenfalls im Wege des Präparandencurses gebildet und durften in früheren Zeiten nichts weiter ausweisen, als daß sie ihn mit gutem Fortgange zurückgelegt haben. Erst in letzterer Zeit wurde erfordert, daß auf dem Zeugnisse des Präparanden ausdrücklich an-
10 gemerkt wurde, daß er für Hauptschulen tauglich sei, ohne welche Bemerkung er um einen Dienst an einer solchen Schule gar nicht einkommen konnte. Die Lehrer in allen höheren und wissenschaftlichen Schulen (Gymnasium, Lyceum, juridische, medicinische, technische Schule u. s. w.) wurden auf
15 dem Wege des Concurses bestellt. Es war nämlich nicht erforderlich, daß sie eine eigene Lehrerbildungsschule besucht hatten, sondern sie mußten Zeugnisse über guten Fortgang in dem einschlägigen Fache vorbringen und sich über ihr sittliches Verhalten ausweisen. Der Lyceumsprofessor werden
20 wollte, mußte sich über gute Zurücklegung der Lyceumsstudien ausweisen, wer juridischer Professor werden wollte, mußte sich über die juridischen Studien ausweisen, und so weiter. Hierauf wurden Die, die sich so ausgewiesen hatten, zum Concurse zugelassen. Derselbe bestand in einer Prüfung,
25 in welcher mehrere den Bittstellern vorher unbekannte Fragen schriftlich beantwortet werden mußten. Diese Beantwortung geschah in einem Saale, wo die Bittsteller ohne Hilfsmittel (Bücher und Dergleichen) waren und so überwacht wurden, daß sie während der Arbeit sich bei Niemanden Raths er-
30 holen konnten. Die fertigen Ausarbeitungen wurden an Begutachtungsmänner, Kundige in dem Fache, zur Be-

urtheilung gegeben. Außer der schriftlichen Prüfung mußte jeder Bittsteller vor den aufgestellten Begutachtungsmännern auch noch einen mündlichen Probevortrag halten. Wer sich in dieser Verfahrungsweise als der Tauglichste bewies, erhielt die Lehrerstelle. 5

Wir wollen nun die aus den angegebenen Verfahrungsweisen hervorgegangenen Lehrer beleuchten. Ohne den würdigen, ausgezeichneten, ja in manchen Fächern sogar großen Lehrern, die unsere Schulen schon hatten, zu nahe treten zu wollen, müssen wir doch sagen, daß diese Verfahrungsweisen 10 große Nachtheile hatten, und daß aus ihnen Lehrer hervorgehen konnten, die ihrem Berufe und dem Zwecke der Menschenbildung nicht genügten.

Was zuerst die Landschule betrifft, von der wir wiederholt sagten, daß sie den unermeßlichsten Einfluß auf das Wohl 15 und Wehe des menschlichen Geschlechtes hat, so war sie fast am schlechtesten daran. Der Präparand war in der Regel ein armer junger Mensch, der den Aufenthalt in der Stadt nicht leicht bestreiten konnte, der daher suchen mußte, ihn so kurz als möglich zu machen und bald in einen Dienst zu kommen, 20 wo er sich sein Stückchen Brot verdienen konnte. Die Folge hievon war, daß er die vorgeschriebenen Gegenstände in der kürzesten Zeit, die gestattet war, lernte, die Prüfung machte und die Stadt verließ. Außerdem, daß schnell eingelernte Dinge nicht lange haften, und daß der Präparand sich nicht 25 nützliche Nebenkenntnisse erwerben konnte, hatte Dieß noch den Nachtheil, daß er sich in allgemein menschlichen Dingen nicht ausbilden und seine ganze Lebensweise nicht veredeln und erhöhen konnte. Alle gegebene Zeit brauchte er zum Lernen, sie war zu kurz, um sich anderweitig umsehen zu können, er war 30 nicht in der Lage, Bekanntschaften zu machen, mit Leuten ausgezeichneter oder höherer Bildung umzugehen und sich das edlere, feinere, umsichtigere Wesen anzueignen, wodurch der

Mensch auf den Menschen wirkt, wodurch er einen Blick für die großen Verhältnisse erhält, und wodurch er lernt, wie er am sichersten die Herzen behandeln soll. So gebildet oder roh der Präparand in die Stadt kam, so gebildet oder roh ging er in der Regel wieder fort. *Auswendiglernen von Gegenständen bildet gar nicht, so lange nicht das Herz und das Gemüth des Menschen sich der Gegenstände langsam bemächtigt, sie verarbeitet, sie menschlich und sittlich fruchtbar macht.* Nach seiner Studienzeit konnte der Präparand sich auch selten weiter bilden, weil er so schnell als möglich in einen Dienst kommen mußte, weil dieser Dienst ihm viele Stunden des Tages wegnahm, und weil er, um bei seiner geringen Besoldung leben zu können, gewöhnlich die freie Zeit zu Privat-Unterricht verwenden mußte. Und wo auch Dieß nicht in dem Maße der Fall war, da trat doch auch oft noch keine Weiterbildung ein, weil der Präparand in vielen Fällen nicht das Bedürfniß dazu empfand; denn um sich nach weiterer Bildung zu sehnen, muß man schon ein gewisses Maß derselben haben, man muß die Bildung und ihre edle Erscheinung im Leben schon gesehen und verkostet haben — aber Dieß war größtenteils nicht in der Möglichkeit. Und endlich, wenn auch der junge Mann weiter streben wollte, wer gab ihm einen Fingerzeig, und wer richtete ihn nach dem Wege? Er blieb dem Zufalle oder seinem eigenen Ahnungsvermögen anheim gegeben. Wohin ihn Die führten, dort war er. So geschah es also, daß der Lehrer häufig auf keiner höheren Stufe der Bildung stand, als seine Schüler. Die Empfindungen, Neigungen, Leidenschaften waren gerade so in seinem Herzen, wie in denen seiner Umgebung. Die Kinder konnten also an ihm nicht empor sehen, konnten sich an ihm nicht erheben und konnten durch sein Beispiel und seinen Umgang nicht besser und verständiger werden. Und gerade das

Beispiel des Lehrers ist für seine Schüler von so unglaublich großer und zauberhafter Wirkung. Der Lehrer konnte die gewöhnliche Familienerziehung nicht veredeln und verbessern — ja, wenn die Kinder zu Hause Ausbrüche der Rohheit und des Zornes sahen, so sahen sie oft in der Schule Dasselbe. So traurig Das ist, so gewiß ist es, daß es vorkam. Wenn nun die Schüler lesen, schreiben, rechnen lernten, wozu war ihnen Das, wenn sie nach der Schule nichts mehr lasen, was sie bildete, nichts mehr schrieben, was sie übte, und nur rechneten, was eben vorkam? Sie machten auf diese Weise in allgemein menschlicher Bildung keine Fortschritte, sie wurden nicht mehr Mensch, als sie es schon vorher waren, und verfielen der Gefahr, wenn aufgeregte Zeiten kamen, ihrem Zorne, ihrem Neide, ihrem Hasse, ihrer Rachsucht anheim gegeben zu werden und schnell tiefer zu sinken, als sie sich in vielen Jahren wieder erheben konnten. *So wird die Menschwerdung des Menschen nicht in das Werk gesetzt, und es bleibt dem Zufalle und dem Gange der Begebenheiten überlassen, wie weit sie den Menschen belehren und vorwärts bringen.* Können wir Das verantworten? wir, in deren Hände der zarte Thon gegeben ist, daß wir ihn formen und ein göttliches Bildniß hervor zu bringen streben! — Drum Heil jenen edlen Schulmännern, die trotz aller Hindernisse sich emporgerafft, die sich selber gebildet haben und eine edle, sittliche, verständige Jugend aufweisen, die aus ihren Schulzimmern hervor gegangen ist. Sie verdienen um so höheres Lob, je tiefer die Lage ist, aus der sie sich herausarbeiten mußten.

IV.

Die Bedenken, welche in Bezug auf die Verfahrungsweise zur Heranbildung der Landschullehrer vorhanden sind, lassen sich in gleichem Grade nicht auch auf Lehrer an Haupt-

schulen anwenden, indem diese schon einen bessern Fortgang im Präparandencurse nachweisen müssen und bei ihrem Leben in größeren Orten, meistens in bedeutenden Städten, im Stande sind, sich weiter auszubilden und im Umgange mit 5 gebildeten Menschen jene Haltung und Richtung des Charakters zu gewinnen, die nöthig ist, um auf Schüler fruchtbringend einzuwirken. Wir gestehen, daß wir in diesem Stande sehr ausgezeichnete und würdevolle Männer kennen gelernt haben. Aber im Allgemeinen dürfte doch das vom 10 Staate angeordnete Verfahren für Bildung dieser Lehrer nicht genügen, weil es sich hier vorzüglich um bürgerliche Schüler handelt, die einen anderen Lebenslauf vor sich haben, als die Landschüler, weil der selbst mit glänzendem Fortgange zurückgelegte Präparandencurs doch nicht jene Sicherheit und 15 Weite des Blickes gibt, die ein Lehrer nebst seinen Fächern haben muß, der auf jene Klasse wirken soll, die den bei Weitem größten Theil des Mittelstandes ausmacht, aus welchem Handwerker, Geschäftsmänner, Leiter von Körperschaften, Gemeinde-Ausschüsse und Vorstände hervorgehen 20 sollen, und weil endlich zu viel der Selbstbildung des Lehrers überlassen ist, die nicht in allen Fällen mit Sicherheit erwartet werden kann. Daher, obwohl die höheren, sogenannten deutschen Schulen bei uns im Durchschnitte wohl vortrefflich genannt werden können, möchten sie doch nicht zur schnellen 25 Annäherung an jenes Ziel, welches wir aufgestellt haben, ohne Ausnahme hinreichen, insbesondere in unserer Zeit, welche größere Anforderungen an Verstand und Herz macht, als jede andere, und eben so insbesondere in Bezug auf unsere politische Stellung, welche jedem Bürger einer Stadt 30 es möglich macht, in Aemtern, in Versammlungen, im Reichstage auftreten zu müssen.

Was die Bildung des Lehrkörpers zu Gymnasien, Lyceen und so weiter durch Concurse anlangt, sollte man

zwar meinen, es gäbe kein besseres Mittel, die Tauglichsten zu finden, als eine strenge schriftliche Prüfung und einen mündlichen Probevortrag. Aber Das ist doch nicht so. Gerade diese Concurse stellen bedeutende Gebrechen heraus. Was das Innehaben des Lehrgegenstandes betrifft, so kann man aus mehreren Büchern denselben sehr gut gelernt haben, man kann ihn im Concurse mit den Worten dieser Bücher sehr gut niederschreiben und kann ihn dennoch so wenig in sich verarbeitet haben, daß man ihn den Schülern nicht zu geben vermag, daß man ihnen nur ein Auswendiggelerntes darreicht und sie wieder nur zum Auswendiglernen veranlaßt. Dieser Fall ist uns in unserer Erfahrung unzählige Male vorgekommen. Und gerade das Concurswesen führt auf ihn. Beim Concurse handelt es sich darum, die gegebenen Fragen schriftlich auf das Bündigste und Richtigste zu beantworten. Dieß erreicht Einer am sichersten, wenn er mit einem außerordentlichen Gedächtnisse alle Hilfsquellen benützt hat, und ihm das Gedächtniß diese Hilfsquellen zu rechter Zeit zu Gebote stellt. Die Methode, die Sachen vorzubringen, ist auch in den meisten Büchern gut, aus Denen hat er sie gelernt und prägt sie in derselben Art in seiner schriftlichen Beantwortung aus. Daher rührt die Erscheinung, daß ein Professor eine ausgezeichnete Concursschrift verfaßt haben kann und dann später ein Buch über den Gegenstand liefert, das keine Klarheit, keine Einheit, keine Darstellkraft hat. Ein solcher Lehrer bildet aus seinen Schülern dann Auswendiglerner — und doch kommt es bei jedem Wissen nur einzig und lediglich darauf an, daß man es innigst in sein eigenes Wesen verwandelt hat, daß man sich seiner jedes Augenblickes bewußt ist, daß es einen Theil des Lebens ausmacht, und daß man es zu jeder Zeit zu seinen Zwecken verwenden kann. Das kann nicht jeder Lehrer hervorbringen, und Das bildet eben das Geheimniß und den Unterschied zwischen

dem Erzeugen in dem Geiste des Schülers und zwischen den Einfällen in das Gedächtniß desselben. Das bloß Auswendiggelernte ist unfruchtbar, liegt als todter Schatz in dem Haupte und nimmt dort die Stelle für etwas Nützlicheres. Was die Gabe des mündlichen Vortrages anbelangt, die nicht immer aus einem guten schriftlichen Vortrage folgt, so ist der Probevortrag ebenfalls kein Beweis dafür. Man kann sich für den Probevortrag vorbereiten, kann ihn mehrere Male zu Hause halten und ihn, da man den Stoff in der Regel selber wählen darf oder ihn wenigstens schon vorhinein weiß, eben so gut auswendig lernen, wie den Concursstoff. So kannte der Schreiber dieser Zeilen einen Professor, der so stotterte, daß er, ehe man sich an diese Eigenschaft gewöhnte, kaum zu verstehen war. Aber selbst ein unvorbereiteter Probevortrag gibt kein Bild eines zweckmäßigen mündlichen Vortrages, weil man befangen sein kann, weil die Probe zu kurz dauert, und weil man erst in einer Reihe von Vorträgen Geist und Wesen seiner mündlichen Rede entfalten kann. Es ist also der Probevortrag kein sicheres Mittel, sich eines guten mündlichen Vortrages zu vergewissern. Und doch liegt an der lebendigen Rede so viel. Wer den Zauber eines herrlichen Vortrages schon kennt, wo die Haltung des Körpers, der Klang und die Empfindung der Stimme, der Ausdruck des Antlitzes und der Schimmer des Auges mitspricht, Der begreift die Worte, die die alten Griechen von ihrem besten Redner sagten: „Die Musen und Grazien wohnen auf seinen Lippen.“ Erst gegen die Jugend ist der mündliche Vortrag Alles. Das warme Blut, das leichte Herz, die schnelle Entzündlichkeit der Jugend ist durch die sinnliche Gegenwart der Rede gefesselt und folgt dem Flusse der Empfindung. Daher kommt die Erscheinung, daß die Schüler, wenn ein Lehrer den rechten Punkt zu treffen weiß, mit den Augen an seinen Lippen hängen, daß das

Gesagte in ihrem Gemüthe, gleichsam wie eine eigene Blume desselben, aufkeimt, es nie verläßt und zur Frucht wird, die zu größeren und tüchtigeren Männern macht: während ein anderer den bündigsten, richtigsten, wissenschaftlich geordnetsten Vortrag halten kann, und doch die Schüler langweilt, in ihnen nichts erzeugt, das weiter wächs't, von ihnen, wenn sie ein Schulzeugniß haben wollen, nur eine Menge eingelernter Worte empfängt und vergeblich geredet hat. Die Gabe, sein Inneres, sein Gemüth, sein Wesen selbst im wissenschaftlichen Vortrage äußerlich zu gestalten, daß es in den Hörern wirkt, und sie selber Edleres und Trefflicheres hervorbringen, ist eine Kunst und kommt, wie jede Kunst, von Gott.

V.

Aus Dem, was wir in den vorigen Artikeln gesagt haben, geht beinahe die Beantwortung unserer dritten Frage, wie der Lehrkörper beschaffen sein soll, von selber hervor.

Bevor wir aber dennoch etwas in diese Frage eingehen, müssen wir einen Punkt berühren, der auf die Güte der Lehrer von entscheidendem Einflusse ist, und der, wenn er nicht geregelt ist, vergeblich auf jene Eigenschaften hoffen läßt, die wir von den Lehrern erwarten: ich meine die Besoldung. So lange nicht jeder Lehrer so gestellt ist, daß er ohne Sorge in die Zukunft schauen kann, so lange haben wir kein Recht, von ihm ausgezeichnete Begabung und Ausbildung zu fordern, ja wenn der Landschullehrer, wie jetzt nicht selten der Fall ist, bitteren Entbehrungen ausgesetzt ist, so kann nicht Herz und Seele bei seinem Geschäfte sein, er ist gedrückt, und die Schwingen seines Wesens, selbst wenn er sie in reichem Maße hätte, können sich nicht über seine Schüler entfalten. Es ist auch nicht denkbar, daß Männer von geistiger Thatkraft und von Seelengröße sich

diesem sonst so schönen und einladenden Stande widmen
werden; denn wie sehr auch das Geistige dem Körperlichen
vorgeht, wie sehr einen Mann auch sein Herz zu den
Kindern ziehen kann, so wie jener größte Kinderfreund
5 einstens gesagt hat: „Lasset die Kleinen zu mir kommen“,
so ist es doch ein unabweisbares Bedürfniß, daß man sich
und die Seinigen erhalte, daß man dem Körper gebe, was
er braucht, und mancher Mann wird sich von den Neigungen
seines Herzens abwenden und lieber zu einem andern Stande
10 gehen, der ihm ein Auskommen gibt, als zu dem Lehrstande, der ihm Darben und seiner Witwe, wenn er stirbt,
das größte Elend in Aussicht stellt. Es ist unsere
heiligste Pflicht, das Leben der Lehrer vor
Mangel und Entbehrung sicher zu stellen,
15 weil es unsere heiligste Pflicht ist, unsere Kinder gut erziehen und unterrichten zu lassen.
Aber nicht bloß vor Mangel und Entbehrung soll der
Lehrer sicher sein, sondern auch ein heiteres und erquickendes
Dasein soll ihn umgeben, daß sein Geist immer die nöthige
20 Klarheit und Freudigkeit habe, und daß wir hoffen können,
daß Männer von Weisheit, Seelenruhe und Geistesbildung
sich diesem Stande widmen werden, die dann, wenn ihre
Anzahl eine größere wird, weit mehr und weit sicherer den
Staat und die Gesellschaft heben und einem edleren Glücke
25 entgegen führen, als es unzählige Gesetze vermögen, oder
als es Waffen und Gefängnisse im Stande sind. Weil es
aber noch lange dauern möchte, bis der größere Theil der
Menschen diese Wahrheit einsieht und mit Freude sein
Schärflein beiträgt, daß der Lehrer leben könne, weil es
30 noch lange dauern könnte, bis der gemeine Theil seinen
Vortheil erkennt, daß er um das kleine Schulgeld seinen
Kindern ein geistiges Kleid kaufe, das unendlich nützlicher
und dauernder ist, als jedes leibliche, das viel mehr kostet,

als das geistige; so meinen wir, es dürfte zweckmäßig sein, *daß der Staat diese Sache in die Hände nehme, daß er das Schulgeld abschaffe und die Lehrer selber besolde.* Es dürfte diese Frage eine der ersten auf den künftigen Landtagen sein, und es dürfte jedes Kronland seinen Schulbedarf festsetzen und auf die Landesauslagen umlegen, die durch die Landesconcurrenz zu decken sind. Wenn Abstufungen in den Gehalten festgesetzt werden, so würde ein Vorrücken in Aussicht gestellt und in vielen Fällen ein Sporn des Strebens vorhanden sein.

Nachdem wir nun von der Erhaltungsfrage gesprochen haben, gehen wir auf unsere Anforderungen an den Lehrstand über. Von dem Landschullehrer setzen wir voraus, daß er den Kindern einfach und klar den nöthigen Bedarf an Kenntnissen beibringe, Lesen, Schreiben, Rechnen, wie es im Leben vorkommt, allgemeine Uebersicht menschlicher Thätigkeiten, allgemeine Uebersicht der Staatsdinge, Klugheit und Bildung des Urtheils in Rede und Schreibübungen. Das Größte, das wir fordern, ist aber, daß der Lehrer ein Theil des Erziehers ist, daß er mit den Schülern umgehe, daß aus seinem guten, einfachen, gelassenen, edlen Wesen ein Hauch in die jungen Seelen übergehe, und daß wir die Hoffnung haben, außer unterrichteten Menschen auch sittliche und rechtschaffene zu haben, was bei Weitem am höchsten anzuschlagen ist, und was bis zu den weitesten Grenzen ausgebildet werden kann. Wir denken uns ein Land voll gesitteter Menschen als einen erhabenen Anblick und stellen uns vor, daß Gottes Auge mit Wohlgefallen auf einem solchen Lande ruhen müßte.

Was unsere Forderungen an höhere Lehrer betrifft, so sind sie dieselben, daß sie nämlich ihre Fächer fruchtbringend vorzutragen verstehen und sittlich auf die Jugend

wirken. Weitläufig über Gymnasien zu sprechen, glaube ich, gehört nicht zum Zwecke dieser Blätter. Ueber Gymnasien, mit deren bisheriger Einrichtung wir uns nicht befreunden konnten, werden wir an einem anderen Platze reden. Wir
5 sprechen hier nur von einer der größten Gefahren, die auch am häufigsten vorhanden war, nämlich von dem bloßen Auswendiglernen, das in Gymnasien fast durchgängig seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Es ist Dieß der natürlichste Weg für beschränkte und für bequeme Lehrer, und
10 es ist, selbst wenn die Bücher und Fächer, was sie nicht sind, die besten wären, das Ertödten jedes Geistes und jeder künftigen Frucht desselben. Wie über Gymnasien, glauben wir auch über Universitäten uns hier nicht weitläufig ausbreiten zu dürfen. Eine Eigenschaft aller Lehrer müssen wir
15 hier noch anführen, ohne die alle übrigen nutzlos sind: die höchste Liebe zu dem Amte. Der Lehrer muß sich auf jede Unterrichtsstunde freuen, sie muß sein Glück ausmachen, er darf nicht sagen: „dürfte ich nur nicht mehr herein gehen, ihr Schüler seid nicht bildbar, ihr seid zu
20 nichts rc. . . .“ Wenn die Schüler nichts sind, ist meist der Lehrer schuld, und sollte der Zufall lauter verwilderte, verwahrlos'te zusammen geführt haben, so ist gerade dadurch der Ansporn zu größter Sorgfalt in Bildung des Lehrkörpers, wenigstens für die Zukunft, gegeben.

VI.

25 Nachdem wir, was jetzt freilich schon wieder ziemlich lange her ist, im Allgemeinen die Eigenschaften eines Lehrers angegeben haben, schreiten wir zur Beantwortung der Frage, wie wir meinen, daß in Zukunft die Lehrer gebildet werden sollen. Wir können hier wieder nur die allgemeinen Gesichts-
30 punkte angeben, von denen wir ausgehen, und es dem Einsichtigeren überlassen, sie im Genaueren auszuführen oder sie

zu widerlegen. Für den Landschullehrer dürfte es wünschenswerth sein, daß er seinen Präparandencurs nicht nur in der guten Erlernung seiner Gegenstände hinbringe, wie bisher, sondern daß er auch praktisch den Beweis ablege, daß er lehren und einer Schule vorstehen kann. Wir würden daher vorschlagen, daß dem Lerncurse, durch den die Zeugnisse erworben werden, noch ein Uebungscurs angefügt werde, in welchem der angehende Lehrer in der Schule, wie der angehende Arzt am Krankenbette, seine Kenntnisse praktisch erprobe. Wir sehen gut ein, daß bei der großen Anzahl der Präparanden diese Probe an einer einzigen Anstalt schwer durchzusetzen ist, indem jedem Präparanden nicht eine geraume Zeit zum Lehren kann eingeräumt werden, ohne die Probe in die längste Zeit hinauszuziehen; aber wir sehen nicht ein, warum man es hierin nicht so machen sollte, wie in älteren Zeiten die Aerzte und Künstler thaten, nämlich, daß der Schüler irgend einem erprobten Meister übergeben werde, der ihn praktisch prüfe und seine Meinung über ihn abgebe. Freilich müssen diese Meister mit größter Umsicht und Partheilosigkeit bestellt werden. Nur die trefflichsten und anerkanntesten Lehrer dürften mit diesem Rechte und dieser Ehre bekleidet werden. Man wende nicht ein, daß ja die Präparanden, wenn sie als Gehilfen eintreten, in eine solche praktische Prüfung kommen, da dieser Eintritt nur in solche Plätze geschieht, die eben erledigt sind, und es daher leicht sein kann, daß der Gehilfe zu einem Meister kommt, bei dem er nicht das Nöthige lernt. Diese Uebungs- und Probezeit würde von größtem Nutzen sein, wenn die Meister von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen wären und weder von falschem Mitleid noch von andern Nebenrücksichten geleitet, nur der Tüchtigkeit und Tauglichkeit ein gutes Zeugniß gäben. Wir schlagen die praktische Probe darum vor, weil wir hierin den natürlichen Weg erkennen, den das Leben überall geht. Bei allen Dingen,

die wir unternehmen, bei allen Geschäften und Leistungen, die wir von Andern fordern, sehen wir auf die Früchte. Wenn wir von einem Kaufmanne, von einem Künstler, einem Handwerker etwas wollen, fragen wir nicht um seine
5 Zeugnisse, oder wo er gewandert sei, sondern wir sehen Das an, was er bisher geleistet hat, und darnach richten wir uns und machen unsere Bestellungen. Keinem Menschen fällt es im gewöhnlichen Leben anders ein, als daß er sich von dem Erfolge selber überzeugt. „An den Früchten werdet ihr den
10 Baum erkennen.“ Aber so wie man im gewöhnlichen Leben die Probe nicht leichtsinnig anstellt, ohne den Leichtsinn schwer zu büßen, so soll auch die Probe der künftigen Lehrer nicht in einem oberflächlichen Vortrage oder einem kurzen Schulhalten bestehen, auf welche beiden Dinge er sich vorbereiten kann,
15 sondern in einer längern durchgreifenderen Ausübung seines Amtes unter den Augen des Meisters, so daß der Letztere die ganze Wesenheit und die ganze Befähigung seines Zöglings zu beurtheilen im Stande ist. Und nur wenn das Urtheil vollkommen günstig ausfällt, lasse man den Präparanden in
20 verschiedene Dienste als Gehilfe treten — aber wir wiederholen hier, was wir schon gesagt haben, man stelle seine Einkünfte und sein äußeres Leben so, wie es einer trefflichen Vorbereitung und einem trefflichen Charakter geziemt, daß er nicht gedrückt, nicht gedemüthiget werde und nicht in Folge
25 dieser Dinge herabzusinken beginne. Daß wir außer den Lehrfächern noch die große und bei Weitem wichtigere Aufgabe von den Lehrern gelös't wünschen, nämlich sittlich veredelnd und erhebend auf die Jugend zu wirken, haben wir schon öfters ausgesprochen. Aber wir sind in Verlegenheit, welchen
30 Curs der Präparand hierin machen, und wie er sich ausweisen soll, und wie wünschenswerth, wie dringend ist gerade diese Sache. Möge es der Weisheit unserer Schulbehörden gelingen, diesen Knoten zu lösen, mögen sie ein Mittel erfinden,

daß der Präparand in seinem Herzen und Charakter ausgebildet werde, daß er Sitten und Lebensweise der edleren, gebildeteren und sanfteren Klasse der menschlichen Gesellschaft lerne, daß er einen weiteren Blick habe und den seiner Schüler gemeinnützig erweitere, daß er von Leidenschaft, 5 Harm, Rohheit und Willkür entfernt sei und diesen Hauch der Gelassenheit, der Güte, der Rechtschaffenheit auch auf seine Schüler übertrage, und daß er endlich auf solche Weise der eigentlichste Wohlthäter der Menschheit werde, die er in seinem Kreise während seinem Leben um eine kleine Stufe hebe, 10 daß sie sein Nachfolger wieder hebe, und daß wir so dem Ziele, das uns Gott gesteckt hat, zuwandern können. Möge Dieß unseren Schulbehörden gelingen, und möge ihnen das noch schwerere Werk gelingen, Männer zu finden, die Dieß zu beurtheilen im Stande sind. 15

VII.

In Beziehung der Bildung des Lehrkörpers für höheren Unterricht, als in den Anfangsschulen, gehen wir von demselben Grundgedanken aus, der uns bei dem Vorschlage zur Bildung der Lehrer der Anfangsschulen geleitet hat, nämlich von dem Grundgedanken der Erfahrung praktischer Brauchbarkeit. 20 Wie wir gesagt haben, daß man sich in allen Fällen des geschäftigen Lebens weniger auf Aussagen und Zeugnisse, als auf die eigene Anschauung der Brauchbarkeit, stützt, so sollte man es auch in dem wichtigsten aller Dinge, im Unterrichte und in der Erziehung der Menschen thun. 25 Jedes Zeugniß ist Aussage eines Anderen, der irren kann, es ist ferner in der Regel auf kurze Prüfung gegründet, in welcher der Zufall mitwirken kann, und es bezeugt gewöhnlich die theoretischen Kenntnisse, von denen es noch immer ungewiß ist, ob sie ihr Besitzer auch praktisch ausüben und Anderen 30 beibringen kann. Die Concursprüfung ist ebenfalls, wenn sie

praktische Tauglichkeit darthun soll, viel zu kurz, zu einseitig und dem Zufalle unterworfen, wie wir in einem früheren Aufsatze schon darzuthun versucht haben. Wenn man wissen will, ob Jemand ein guter Dichter sei, werden wir da schon 5 völlig überzeugt sein, er sei es, wenn uns ein Anderer es auf Ehrenwort versichert, oder wenn wir ihm zur Probe ein kurzes Gedicht aufgeben? Nein, wir werden seine Werke selber lesen, um uns selber Einsicht zu verschaffen, oder, wenn er noch keine Werke gemacht hat, so werden wir sagen, er solle 10 erst eine Reihe derselben zu Tage fördern, und dann werden wir wissen, ob er ein guter Dichter sei oder nicht. Und so ist es in allen Dingen. Was immer für eine Beschäftigung Jemand ergreift, so muß er in ihr eine Lernzeit überdauern, nach welcher er nicht sogleich als anerkannter Meister dasteht, 15 sondern seine Kunst oder Beschäftigung auszuüben anfängt, aus deren Werken erst die Menschen ihn beurtheilen und dann seinen Ruhm und seine Anerkennung gründen. Erst nachdem Dieses geschehen ist, vertraut man sich ihm gerne an und ist überzeugt, daß er den Anforderungen auf das Vortrefflichste 20 entsprechen werde. So, dächten wir, sollte man auch bei den Lehrern unserer Jugend vorgehen. Wenn Einer sich zu dem Lehramte vorbereitet hat, so erlaube man, daß er in seinem Fache als Privatlehrer auftrete, daß er Schüler, die ihm vertrauen, gewinne und ihnen an einem öffentlichen Orte vor- 25 trage, so daß Jedermann seine Vorträge besuchen und sich über ihn ein Urtheil bilden kann. Daß man mit einem solchen Privatlehrer Niemanden Unrecht thue, ist klar, indem ja Niemand gezwungen wird, ihn anzuhören. Gewöhnlich muß er auch schon ein Mann von Tüchtigkeit sein, der sich durch 30 herausgegebene Schriften oder auf sonst eine Weise einen Namen und Achtung gewonnen hat; denn sonst wird er schwerlich auf Gerathewohl Schüler bekommen. Diese Privatlehrer, denen man an allen höheren Lehranstalten Vorträge

erlauben möge, geben die Grundlage zu künftigen Professoren ab. Es wird möglich sein, aus ihren Vorträgen sich ein umfassendes und gründliches Urtheil über ihre praktische Fähigkeit zum Lehramte zu bilden, und dieses Urtheil wird nicht ein einseitiges und befangenes sein, da es nicht auf der Ansicht eines einzigen Menschen, sondern auf der Ueberzeugung Vieler, die ihn gehört haben, beruht. Es ist hier allerdings auch eine Gefahr möglich. Es kann Jemand durch äußern Glanz, durch Geschicklichkeit des Vortrags, durch hohle, tönende Redensarten ein des Urtheils nicht mächtiges Publikum gewinnen und Ruhm erlangen: aber einerseits wird es schon Männer geben, die einen solchen Mann durchschauen und ihr besseres Urtheil über ihn in die Wagschale des Rufes legen werden, und andererseits wird der Staat schon zur Berufung von Professoren ein Gericht von Lehrmännern und allenfalls anderen Sachkundigen zusammenstellen, die um so gewisser ein rechtes Urtheil fällen werden, als die ganze Sache eine offenkundige ist, und als sie selber edle, tüchtige, anerkannte, aus praktischer Erfahrung hervorgegangene Männer sind, die kein beschränktes, eifersüchtiges, engherziges und unwissendes Gutachten abgeben werden. Und so schließen wir unsere kleinen Andeutungen über Schul- und Erziehungswesen mit dem Wunsche, daß einige Körnlein Wahrheit und Brauchbarkeit darin sein mögen, daß andere Männer auch ihre Aufmerksamkeit diesem Gegenstande zuwenden mögen, und daß aus den gemeinschaftlichen Ansichten Aller Dasjenige hervorgehe, was die Menschheit auf einen höheren, edleren Standpunkt setze und sie dem Ziele etwas näher führe, das uns der Schöpfer als höchstes Glück, als höchste Freude und als höchste Vollendung aufgestellt hat.

Noch ein Nachwort über die Schule.

Ich habe, als ich die Aufsätze über Schulangelegenheiten schrieb, einen Umstand, ich kann nicht sagen, vergessen, aber nicht recht in das Ganze einflechten können, ohne den geregelten Gang zu stören, ich trage ihn daher nach, da ich ihn für wichtig halte. Wenn ich sagte, daß Lehrer, namentlich in den untern Fächern, außer ihrem Lehrgegenstande auch noch auf Anstand, Sitte, Rechtschaffenheit der Schüler zu sehen haben, ohne welche Dinge ja nicht einmal der Lehrgegenstand gut eingeprägt werden kann, so gilt Dieß ganz besonders von unserer Zeit, wo die Kinder mit viel mehr Stoffen der Verwilderung beladen wurden, als in anderen Zeiten. Ich habe mir zur Aufgabe gemacht, unsere zarteste Jugend, wie sie mir so vor Augen kommt, zu beobachten, namentlich bei ihren Spielen, wo sie einen zufällig dastehenden Mann nicht beachtet, und ich muß gestehen, daß ich da Worte gehört habe, die die Seele schaudern machen könnten, Worte von Morden, Brennen und Gotteslästern. Ich weiß recht wohl, daß die Kinder solche Worte nicht überlegen, oft kaum verstehen, daß auch bei Gassenspielen die wohlerzogenen Kinder nicht anwesend sind, aber etwas bleibt immer hängen, und wenn sie erwachsen, und einmal Gelegenheit kommt, sind ihnen die Begriffe geläufig und gelangen viel leichter zur That. Gewiß aber geht aus solchen Kindern ein verwilderteres Geschlecht, ein verwilderterer Pöbel hervor, als sonst, und da sie als Kinder die Erfahrung nicht machten, welche Entsetzen die

Unordnungen im Staate hervorrufen können, wie wir es jetzt erfahren haben, daß selbst das Gute augenblicklich, von dem Bösewichte ergriffen, dem schrecklichsten Mißbrauche unterliegen kann, so sind sie weit eher geneigt, ihre Kindererinnerungen, die ihnen recht schön vorkommen, zu verwirklichen und mit Gewaltthaten und Willkürlichkeiten einzuschreiten. Die Erfahrungen des Vorgängers machen so selten den Nachfolger klug. Die nämliche Beobachtung machten außer mir noch manche andere Männer, und ich habe mit Vielen geredet, die mir es gesagt haben. Auch ist es eine fast allgemeine Klage der Lehrer, daß die Kinder jetzt in der Schule ungebärdiger, wilder, unfolgsamer, störrischer sind, als sonst. Nicht selten sieht man jetzt, wie die Kinder sonst Hirsche, Pferde, Männer auf die Mauern kritzelten, daß sie nun gedankenlos Galgen, Sensen und Tod aufzeichnen. Sollen solche Vorstellungen Wurzel in den jungen Herzen fassen? Neulich sagte ein Mann zu mir: „Das ist zu weit hergeholt, Das ist zu ängstlich, die Kinder wachsen heran, denken nicht mehr an solche Dinge und werden die besten Menschen.“ Ich aber antwortete: „Beliebige Vorstellungen in den Kinderherzen wuchern lassen und sich damit trösten, daß die Heranwachsenden schon anders werden würden, ist mindestens ein sehr großer Leichtsinn, wenn man bedenkt, daß die ersten Kindeseindrücke die dauerndsten sind, daß sie oft das ganze Leben und den Charakter bestimmen, und daß bei den gebildetsten Menschen die Anklänge der Jugend durchschimmern, um wie viel mehr bei den ungebildeten, die in späteren Jahren wenig Anspornung zur Aenderung fanden. Dieß wußten unsere Voreltern sehr wohl, als sie das Sprichwort erfanden: „Jung gewohnt, alt gethan.“ Die Ursache zu dieser Erscheinung liegt recht nahe. Wie viele Menschen waren in dem vergangenen Jahre von Leidenschaft erfaßt, sie sprachen sich ohne Rücksicht aus, und namentlich in den

ungebildeteren Ständen war die Sprache am unüberlegtesten und zügellosesten. Was Wunder nun, daß die Kinder, dieses eigentliche Geschlecht von Nachahmern, die Sache ergriffen und die Vorstellungen noch verworrener und unverständlicher
5 in ihrem Haupte aufbewahrten. Daß dann solche Vorstellungen leicht in unziemliche Handlungen übergehen und überhaupt auf die Sitten, das Benehmen und den zukünftigen Charakter Einfluß haben, ist natürlich."

Ich habe das Alles gesagt, um die Ueberzeugung zu
10 erwecken, daß die Leiter der Menschheit und unter ihnen die Lehrer der Jugend außer der gewöhnlichen Aufgabe noch eine größere haben, nämlich die bösen Eindrücke, die aus den Uebeln der Zeit hervorgegangen sind, nach und nach zu verwischen und unschädlich zu machen, damit Das, was die Zeit
15 Gutes gebracht hat, reiner und verständlicher und ungetrübter sich in den Gemüthern entfalten kann. Die Männer haben daher eine größere Arbeit vor sich, als in anderen Zeiten, sie sprechen sich auch darüber aus und rüsten sich dazu. Möge man Das anerkennen, möge man es erleichtern, mögen überall
20 die tauglichen Männer sein, und mögen die jüngeren sich mit desto größerem Eifer vorbereiten. Jedenfalls ist das oben Gesagte ein Grund mehr zur Heranbildung vortrefflicher Lehrer.

Ein Wort über Gemeindebildung.

Als ich vor einigen Tagen eine kleine Reise in Oberösterreich machte, kam mir mehrfach der gleiche Anstand an verschiedenen Punkten vor, den die Leute bei der Zusammenfindung zu Gemeinden hatten. Manche sehr kleine Abtheilungen auf dem flachen Lande äußerten den Wunsch, für sich eine Gemeinde zu bilden. Dieß fiel mir auf, ich forschte nach dem Grunde, da ich einsah, daß kleinere Gemeinden nicht so leicht ihre Auslagen bestreiten können, und erfuhr, daß es fast überall die Armenangelegenheit ist, die sie bestimmte. Gewöhnlich war es in der Nähe eines Marktes, wo die Bauern nicht mit dem Markte dieselbe Gemeinde bilden wollten, weil der Markt mehr Arme hat, als das Land, und also die Bauern größere Auslagen in dieser Hinsicht fürchteten, als wenn sie für sich allein wären. Die Sache ist wahr, aber sie hat auch noch andere Seiten, welche wir ein wenig besprechen wollen.

Die Gemeinde braucht eine Person, welche die Schreibgeschäfte verrichtet. Wenn diese Person auch kein förmlicher Beamter sein darf, wenn sie auch nur die Fähigkeit haben muß, die Sache recht zu verrichten, so wird sie doch nicht so leicht ankommen, als Manche glauben, und wird, wenn man die nächst beste nimmt, der Gemeinde durch Ungeschicklichkeit vielleicht größeren Schaden thun, als man durch die geringe Bezahlung derselben erspart. Diese Person, soll sie die Geschäfte gut thun, kostet auf jeden Fall etwas.

Dann braucht die Gemeinde einen Jäger, den sie bezahlen muß, oder der Pächter der Jagd braucht einen Jäger, den er bezahlt, daher er um Das weniger Pachtzins geben kann, daher die Auslage wieder auf die Gemeinde fällt. Dann braucht die Gemeinde einen Sicherheitsmann, der Polizeidienste und Dergleichen thut. Endlich muß doch ein Zimmer für die Schreibgeschäfte und ein festes Zimmer für einen Gefangenen sein, wenn etwa ein Verbrecher eingebracht wird, nicht gleich abgeliefert werden kann und daher aufbewahrt werden muß. Dieß Alles fordert Auslagen. Das sind die unumgänglich nöthigen. Es werden auch noch andere zufällige dazu kommen. *Je kleiner die Gemeinde ist, desto mehr kommt auf jeden Einzelnen, um die Auslagen zu bestreiten.* Es ist also die Rechnung zu machen: Um wie viel zahlen wir weniger, wenn wir nicht zu dem Markte treten und also weniger Arme haben, und um wie viel zahlen wir mehr, weil wir zu klein sind und doch alle Gemeindepflichten zu besorgen haben. Gewiß wird in den meisten Fällen der letzte Betrag den ersten übertreffen, und die Gemeinden würden irren, wenn sie sagen: wir verrichten unsere Dienste selber, sie kosten nicht viel; denn bald würden sie sehen, daß der Schaden, wenn man den Gemeindeobliegenheiten nicht recht nachkommen kann, viel größer ist. Dann sagen sie auch: wir versorgen unsere Armen mit Naturalgaben, in den Markt müßten wir Geld geben. Hierauf antwortet man: es wird in Zukunft von der Gemeinde abhängen, auf welche Weise die Armen versorgt werden, und wo Naturalgaben ausreichen, wird man kein Geld bedürfen. Endlich ist der Stand der Armen ein wechselnder. Heute sind mehr im Markte, morgen können mehr auf dem Lande sein. Hiezu kommt noch der Umstand, daß jetzt Manche, die ihre Heirathsbewilligung auf dem Lande erhielten, in Märkten

leben; diese würden dann von den Märkten ausgewiesen werden und auf das Land kommen; umgekehrt wird es Wenige geben, die im Markte die Heirathsbewilligung erhalten haben und dann auf dem Lande leben. Zudem hängt es in Zukunft von der Gemeinde ab, ob sie viele oder wenigere Heirathsbewilligungen zu Stande kommen lassen will. In den Märkten sind oft Verdienstanstalten, Fabriken oder Dergleichen. Ist Land und Markt getrennt, dann wird der Markt immer eher seine Eingebornen beschäftigen, als Fremde. Das Alles ist wohl zu beachten. Endlich kann auch die Industrie in vielen Landestheilen wieder sehr steigen, neue Erwerbsquellen können sich eröffnen, Diese sind dann meistens in den Märkten, wem aber kommen sie zu Gute, als der ganzen Gemeinde? — Kleine Gemeinden sind zwar leichter zu übersehen, so wie e i n Joch leichter zu bewirthschaften ist, als v i e r z i g. Aber nährt auch ein Joch so, wie vierzig? Die zu kleine Gemeinde ist unbeachtet, die größere hat Ansehen, hat Einfluß, man beachtet sie, ihr Wort gilt etwas, sie kann in Landesangelegenheiten etwas in die Wagschale legen. Dazu kommt, daß, wenn viele kleine Gemeinden sind, auch viele Grenzen und daher viele Anlässe zu Streiten und Prozessen vorliegen. Freilich wäre es auch wieder gefehlt, wenn die Gemeinden zu groß wären, so daß der ganze Körper zu unbehilflich würde und seine inneren gemeinschaftlichen Angelegenheiten nicht mehr wohl besorgen könnte. Das rechte Maß wird hier auch wieder in der Mitte liegen, und einsichtsvolle Männer in den Gegenden werden es gewiß finden.

Mancher Mühlviertler wird sich an diese Meinung erinnern, wie ich sie ihnen neulich sagte: ich gebe sie nun dem Wiener Boten mit, daß er sie auch in andere Landestheile trage, vielleicht ist etwas daran brauchbar, gut gemeint ist sie gewiß. Und somit schönen Gruß, nächstens vielleicht wieder etwas.

Noch ein Wort über Gemeinden.

Weil die Gemeinden in der Zukunft ein vielfach in einander greifendes Leben führen werden, und weil sie ihre gesammten Angelegenheiten selber zu besorgen haben werden, so ist es ganz und gar nicht einerlei, ob eine Gemeinde aus diesen oder andern Bestandtheilen zusammen gesetzt ist. In Oberösterreich wurde gestattet, daß man Einwendungen und Vorstellungen einreichen konnte, wenn man mit einer Zutheilung zu einer Gemeinde nicht zufrieden war und zu einer andern Gemeinde zugetheilt werden oder allein bleiben wollte. Da geschah es nun hie und da, daß wirklich Vorschläge einliefen, denen man durchaus nicht willfahren konnte, und da meinten zuweilen die Betheiligten, daß ihnen Unrecht geschehe. Es wird wohl auch anderwärts so ergangen sein. Es ließe sich recht viel über die Zusammenstellung der Gemeinden sagen, und das Geschäft ist nicht so leicht, als sich Mancher denken mag, besonders dort, wo, wie in Oberösterreich, die Bauernhöfe meistens allein in der Mitte ihrer Grundstücke liegen, und das ganze Land, so zu sagen, ein einziges großes Dorf ist, in welchem Dorfe ganz herrliche Marktflecken und Städte liegen. Wenn immer ein bestimmter abgerundeter Bezirk zu der nämlichen Pfarre gehörte, so wäre die Sache leichter, und es könnte eine oder es könnten mehrere zusammengrenzende Pfarren eine Gemeinde bilden: aber öfter hat Einer zu einer Kirche eine Viertelstunde und gehört in eine Pfarre, die eine Stunde abliegt. Oft sind

Kirchen nahe bei einander, oft weiter entfernt, oft liegen Häuser mitten in einer Pfarre und gehören doch zu einer andern. Dazu kommt noch, daß das Land in Steuergemeinden (Katastralgemeinden) eingetheilt ist, und daß es oft die größten Schwierigkeiten hat, solche Gemeinden zu zerreißen, weil die Ordnung in den Steuerbüchern, die Gliederung des Landes und Dergleichen unterbrochen werden müßte; und andererseits kann die Steuergemeinde nicht wieder gleich als die zukünftige Gemeinde gelten, weil da nicht selten Pfarrgemeinden zerrissen werden müßten, was auch schwer ist, indem doch Jeder in die Kirche gehen möchte, in die seine Voreltern gegangen sind, und weil er gerne in dem Kirchhofe begraben sein möchte, in dem seine Vorfahrer, sein Vater, seine Mutter, seine Kinder liegen. Das könnte ja bleiben, sagt man, und er doch in eine andere Gemeinde gehören. Da ist sein Herz getheilt, halb gehört es zur Pfarre und will ihr Bestes, halb soll es zur neuen Gemeinde gehören und auch ihr Bestes wollen. Wie erst, wenn Pfarrer und Gemeinde in einen Streit kommen? Das Beste der Gemeinden und des Landes erfordert es, daß alle Gemeindeglieder mit Leib und Seele beisammen seien, daß sie ihre Angelegenheiten sich eben angelegen sein lassen, daß sie, wie eine einzige Familie, sind, wo es Jedem gut geht, wenn es Allen gut geht. Darum wären wohl jene Gemeinden die lebendigsten, welche durch die natürlichsten menschlichen Bande zusammen gebunden sind, als: Gleiche Kirche, gleicher Gottesacker, gleiche Schule (oder zusammengehörende Schulen), gleiche Lage der Grundstücke (nicht daß sehr gute und sehr schlechte zur selben Gemeinde gehören), gleiche Feldproducte, gleiche Absatzwege, gleicher Handel und Wandel, gleiche Sitten, und wo möglich, daß sich Alle persönlich kennen. — *Aber ist Das auch immer zu erreichen?* Ich sage nein, da müßten wir

uns erst eine Welt erschaffen und hübsch das gute und schlechte Erdreich in Gemeinden abtheilen, die Bäche und Flüsse leiten, daß sie Gemeinden ja nicht durchschnitten, durch die Berge einen Weg bohren, daß man zusammen könne, und 5 die Winde sperren, daß sie in Schluchten nicht den Schnee zusammen blasen und den Weg ungangbar machen — endlich müßten wir unsere Vergangenheit umwerfen, durch die nach und nach Alles sich so gemacht hat, wie es jetzt ist, gut und schlecht, wie es kam, und wie man es aber 10 nicht sogleich zerreißen kann, ohne großen Schaden anzurichten, so wie ein Mensch nicht seine Glieder abnehmen und zum Ausbessern irgend wohin schicken kann. Glücklich die Gegend, wo die Gemeinden sich nach Dem, was sie gemeinschaftlich haben, bilden können. Aber wo das nicht ist, 15 heißt es sich fügen, es machen, wie es eben möglich ist, und das Zusammenwachsen mit gutem Willen befördern. Unsere Behörden, Das muß man ihnen nachsagen, thun ihr Möglichstes: Sie suchen zusammen zu stellen, was sie am tauglichsten zusammen achten, und wo sie auf Vorstellungen 20 nicht hören können, schreibe man es gewiß nicht der Unbilligkeit zu, sondern der Unmöglichkeit. Man habe nur Vertrauen, es wird schon gehen. Endlich, da Alles jetzt ein neuer Bau ist, und kein Mensch Alles gleich auf das erste Mal treffen kann, so sind ja Abänderungen und 25 Verbesserungen nicht ausgeschlossen. Eine Gemeindeverbindung ist keine Ehe, und wenn in der Folge sich bessere Maßregeln und Eintheilungen zeigen sollten, so wird man sie auch machen, namentlich, da die Gemeinden und die gewählten Vertreter des Landes ein Wörtlein zu reden haben.

Der 25. November in Linz.

Am Samstage den 24. November langte gegen die Dämmerung Se. Majestät unser Kaiser in der Hauptstadt von Oberösterreich an. Es war diese Ankunft keine Durchreise, sondern ein ausdrücklicher Besuch, den der Kaiser seinen biedern Oberösterreichern machte. Wenn auch bei uns auf den Ruf der Freiheit so manche Köpfe den Verstand verloren und meinten, jetzt werde alles Mögliche und Unmögliche zu verwirklichen sein, und wenn auch Manche diese Freiheit bloß zur Ausbesserung ihrer Privatverhältnisse benützen und daher Verwirrung anrichten wollten: so war doch der allgemeine Sinn unserer Landsleute so gesund und natürlich, daß sie sich nie zu Zerstörung und Vernichtung der staatsnothwendigen Verhältnisse hinreißen ließen und die vereinzelten Ausbrüche der Leidenschaft und Verwilderung nachdrücklich mißbilligten. Daher war auch die Freude eine allgemeine und herzliche, als es hieß, daß der Kaiser zum Besuche in das Land komme. Alle wußten wohl, daß man sich um den Kaiser vereinen müsse, daß wir mit den vereinten Kräften stark, geordnet und glücklich sein können, da das Auseinanderfallen in streitende Zwecke und Richtungen alles Glück, allen Wohlstand, alle Ordnung und endlich alle menschliche Sittlichkeit und Religion zerstöre. Aber nicht diese Rücksicht allein waltete in den Gemüthern, sondern die gewinnende Persönlichkeit unsers Kaisers wirkte auch auf alle Herzen mit unbesieglicher Macht. Fast allgemein

war der Ruf zu vernehmen: „Wie gutmüthig, wie treuherzig sieht er aus!", und in allen Gemüthern setzte sich der Gedanke fest: „So jung ist er, so sehr sollten ihm nur die Freuden der Jugend zu Theil werden, und eine solche schwere Bürde trägt er schon, und für uns Alle opfert er sich." Eine Dienstmagd brach bei seinem Anblicke in Thränen aus und sagte: „Wie erbarmt mir der junge Herr, daß er schon eine so große Last auf sich genommen hat!" Und wahrlich kein Gedicht und keine Festbeschreibung kann den Kaiser mehr ehren, als die Thränen dieser Magd. Die Bewohner unserer Stadt thaten alles Mögliche, um ihre Freude zu erkennen zu geben. Triumphpforten, Fahnen, festlicher Empfang, Ausschmückung der Stadt mit Teppichen, Beleuchtung, Theater, Ball, Fackelzug, Abendmusik vom Gesangvereine und ein fröhliches Zusammenströmen der Menschen war zu erblicken. Viele Arme wurden von mehreren Menschenfreunden gespeis't. Zahlreiche Gemeinden kamen mit Huldigungsadressen, und unsere Traunviertler Bauern verließen den Kaiser mit der lebhaftesten Freude, daß er so freundlich, so gesprächig und so gut sei. Diese Ansprachen der Gemeinden sollen ihn besonders erfreut haben. Er that manche Wohlthaten hier, besuchte alle menschenfreundlichen Anstalten, redete in den Spitälern mit den Kranken, in den Kasernen mit den Soldaten, in der Audienz mit allen anwesenden Menschen und hinterließ tausend Gulden C. M. für die Armen.

So wird dieser Tag lange unvergeßlich sein, und so wird er ein Stein mehr sein in dem Baue der Einheit, des Zusammenhaltens, der Macht und der Herrlichkeit unseres österreichischen Landes.

[Aufruf und Dank.]

Linz, 24. November. Heute kam Martin Brauner, Schuhmacher aus der Gemeinde Wallern in Oberösterreich, zu mir, derselbe Ehrenmann, der wiederholt große Quantitäten Obstwein und andere Getränke für die k. k. Armee nach Unterösterreich geführt hatte, und brachte 5 fl. 30 kr. C. M., die er in Wallern zu dem Zwecke gesammelt hatte, daß zwei Gulden dem Soldaten Joseph Wagner, Gemeiner beim 3. Kürassier-Regimente König von Sachsen, 1. Eskadron, in Theresiopel in Ungarn zukommen, und der Rest den zwei Brüdern Angerer beim 10. Jägerbataillon gegeben werde. Ich sende das Geld an die verantwortliche Redaktion dieser Blätter, daß sie es durch die entsprechenden Militärbehörden den gedachten Soldaten, die aus der Gemeinde Wallern Inwohnerssöhne, und Wagner noch dazu der Sohn einer Witwe sind, zukommen lasse. Zugleich entwickelte Brauner den Gedanken, einen Aufruf an alle Gemeinden erlassen zu wollen, daß sie, so wie sie bedeutende Beiträge für die Invaliden unseres Kronlandes zusammen geschossen haben, auch für jene Soldaten etwas thun sollen, die weder Invaliden noch auch ganz unverletzt sind, nämlich für Kranke und Verwundete, die doch wieder fort dienen können. Er sagte, die Gemeinden sollten nur für die aus ihrer Gemeinde stammenden Soldaten dieser Art etwas thun, Das thun sie lieber und leichter, und es geschieht doch etwas für Alle, und wir zeigen auf diese Weise unserer

herrlichen Armee, daß wir dankbar sind für die Wohlthaten, die sie unserm Vaterlande durch ihre glorreichen Thaten in der Wiedereroberung Ungarns und Italiens erwiesen haben. Ich glaube, daß wir nicht viele Worte brauchen werden, unseren Oberösterreichern diesen Gedanken Brauners zu empfehlen und sie zu bitten, für ihre Gemeindekinder, die verwundet oder krank sind, etwas zu thun. Oberösterreich ist in der ganzen Monarchie bekannt, daß es immer die reichhaltigsten Sammlungen macht, wenn irgend wo ein Unglück geschieht, und ein Bedarf entsteht. Was es nun oft ganz Fremden thut, wird es gewiß seinen Landeskindern und Gemeindekindern, die für uns gekämpft haben, nicht versagen. Die Beiträge, groß und klein, können an die Redaktion des „Wiener Boten" eingehen oder bei dem Unterzeichneten derzeit in Linz (an der Donau 1313) oder bei Militärbehörden oder bei wem immer, zu dem die Gebenden Vertrauen haben, es wird Jeder die kleine Mühe übernehmen den Betrag an die bezeichneten Soldaten kommen zu lassen. Zugleich hat Brauner gebeten, einen Dank an die Armee namens der Gemeinde Wallern auszusprechen, und hat gesagt, er hätte wohl da einen Aufsatz des Herrn Schullehrers, aber Der werde wohl nicht genügen, und ich möchte einen andern verfassen; allein ich lehnte es ab, indem ich sagte: „Unsere Armee wird wohl lieber gleich die Worte, wie sie aus dem Munde ihrer Landsleute kommen, hören wollen, als die aus dem Munde eines Dritten, wenn es derselbe auch eben so gut mit der Armee meint, als jeder Andere; darum lassen wir nur die Worte des Schullehrers, sie sind schon recht, und es wäre Sünde, wenn ich andere setzte." Brauner war mit meiner Rede zufrieden, und ich lasse den Aufsatz des Schullehrers folgen, in der Ueberzeugung, daß er von unserer braven Armee sehr gut wird aufgenommen werden.

Dank an die österreichische Armee Namens der Gemeinde Wallern.

Hohe, unvergleichliche Führer der k. k. Armee!

Nehmen Sie nicht ungütig, wenn schlichte Oberösterreicher, welche stets mit Leib und Seele ihrem kaiserlichen Herrn und dem Vaterlande ergeben waren, Ihnen ihren Dank für alle in dieser verhängnißvollen Zeit gehabten Mühen, Sorgen, Entbehrungen, Anstrengungen und Aufopferungen darbringen. Heil Dir, große Armee! Heil Dir, die Du solche Führer hattest, Dein Haupt ist nun mit nie verwelkenden Lorbeeren gekränzt, Dein Ruhm erschallet nicht nur in Oesterreichs großem Kaiserstaate, sondern hat sich auf der ganzen Erdenrunde verbreitet; denn Du warst die Stütze des Vaterlandes, die Wehre der Gutgesinnten; aber auch warst Du die Geißel der Wühler und Abtrünnigen; Du kanntest keine Gefahr, wenn es hieß: Vorwärts, wir müssen siegen! Die Liebe zu unserm jugendlichen Monarchen, das Beispiel seiner Tapferkeit und Furchtlosigkeit sowohl in Italiens Kugelregen, als auch in Ungarns hartnäckigen Bestürmungen gab Dir Muth und Kraft, Deinen weisen Führern zu folgen und nach Ihrem Beispiele dem Tod mit lächelnder Miene entgegen zu blicken und noch sterbend, wie Sie, dem Kaiser und dem Vaterlande mit brechendem Auge ein Hoch zu rufen.

Dank, ritterlicher Führer! nochmals Dank, sieggekrönte Armee!

Möchten die Herzen aller Bürger Oesterreichs so denken, wie wir, und unser Beispiel nachahmen, indem wir für unsere Pfarrsöhne, welche arm sind, eine kleine Beisteuer sammelten; der Betrag ist freilich klein, doch kommt er aus gutem Herzen.

[Die Ehrung Martin Brauners.]

Efferding. Am 17. l. Mts. [Jänner] Vormittags fand in dem nahen Orte Wallern die feierliche Uebergabe der von Seiner Majestät mit a. h. Entschließung vom 23. November 1849 dem dortigen Schuhmacher Martin Brauner in Anerkennung der verdienstlichen Leistungen durch Sammlung und Verführung von Verpflegs-Erfordernissen für die k. k. Truppen in Ungarn verliehenen großen silbernen Civil-Ehren-Medaille am Bande statt.

Das kleine Oertchen Wallern war wohl nie so belebt, als an diesem Tage.

Ein Gottesdienst, wobei von dem ganzen Volke die Haydn'sche Messe gesungen wurde, eröffnete die Feier. Nach dessen Beendigung zogen alle Anwesenden — die Schuljugend mit ihren Fähnlein voraus — in das Schulhaus.

Dort erfolgte die Medaillen-Uebergabe durch den Amtsverweser der Bezirkshauptmannschaft Wels, Rudolph von Sonnleithner, in wahrhaft würdiger Weise.

Die von demselben gesprochenen Worte waren der Ausdruck eines echten Biedermannes, dem es um das Wohl seines schönen Vaterlandes Ernst ist. Inhalt und Ton der Rede fanden lauten Widerhall in den redlichen Herzen der Oberösterreicher, und auf den Schluß der Rede: „Gott segne unser großes Vaterland — Unser ritterlicher Kaiser Franz Joseph der Erste lebe hoch" folgte ein langgehaltenes Vivat.

Nachdem der Betheilte mit bewegter Stimme und gerührtem Herzen einige herzliche Worte des Dankes entgegnet hatte, zerstreute sich die Versammlung, um sich bei einem fröhlichen Mittagsmahle, dem auch die Ortsgeistlichkeit und mehrere Herrn Seelsorger aus der Umgegend beiwohnten, und wobei gemüthliche Heiterkeit die beste Würze war, wieder zu finden.

Was ist das Recht?

Nachdem nun die Kriegesbegebenheiten vorüber gegangen sind, nachdem die Wehen, die auf sie folgten, sich allgemach auszugleichen beginnen, da auch unsere Staatszustände sich immer mehr befestigen und ordnen; so wollen
5 wir in den Spalten unseres Blattes von Zeit zu Zeit auch über einige Dinge ein Wort reden, die sonst in die Schule gehörten, die aber jetzt auch außer der Schule, ja man kann fast sagen, überall besprochen werden, da wir ja eigentlich nun Alle, alt und jung, in einer neuen Schule begriffen
10 sind, und die für uns von der größten Wichtigkeit sind, da sie, falsch angewendet, die größten Verwirrungen hervor zu bringen im Stande sind, nämlich vom Rechte und von dem Staate. Wir wollen versuchen, auf dem einfachsten Wege für Jedermann verständlich diejenigen Lehren
15 aus der Rechtswissenschaft darzulegen, welche die hervorragendsten, welche die wichtigsten, und welche von allen Rechtslehrern als unbestritten anerkannt sind. Wir wollen dabei diejenigen auslassen, die minder wichtig, die spitzfindig oder die noch zwischen den Männern der Wissenschaft
20 selbst streitig sind. Wir wollen von dem Staate sagen, was seine Bedingungen sind, wie er entstanden ist, wie er sich fortgebildet hat, welche Gestalten er in den verschiedenen Zeiten der Menschengeschichte angenommen hat, welche Eigenschaften er aus Gründen des Rechtes haben muß,
25 damit er ein menschlicher Staat sei, und welche Eigen-

schaften er aus Gründen der Klugheit haben muß, daß er ein glücklicher Staat sei. Wir hoffen uns den Dank Derjenigen zu verdienen, welche sich in diesen Dingen unterrichten wollen, weil sie dieselben in der jetzigen Zeit brauchen, weil es sich überhaupt für den Menschen ziemt, Derlei zu wissen, und weil sie doch nicht mehr in eine Schule gehen können, um sie erst zu lernen; und wir hoffen, daß Diejenigen nicht ungehalten sind, welche diese Sachen ohnehin wissen, für sie sind diese Blätter nicht geschrieben, sie können aus ihnen nichts lernen und würden uns im Gegentheil sehr verbinden, wenn sie uns mit ihrem Schatze von Kenntnissen und mit ihren Erfahrungen beisprängen und uns da unterstützten, wo unsere eigenen Kräfte nicht ausreichen, oder unser Gedächtniß einen Punkt außer Acht gelassen hat.

Wir schreiten zur Sache.

Kein Wort wird so vieldeutig gebraucht, und keines ist außer der Religion in dem Laufe der Zeiten so gemißbraucht worden, als das Wort: recht. Man sagt: dieses Kleid ist mir recht — jener Mensch handelt recht — das Wetter ist recht — die Rechnung ist recht — die Obrigkeit hat ein Recht, und so weiter. Ja, wenn Menschen gegen einander feindselig sind, so halten sie Alles für recht, was sie gegen den Feind unternehmen, und Alles für unrecht, was er gegen sie unternimmt, wenn es auch ganz das Nämliche wäre. So thun es auch Partheien im Großen, sie halten, wenn die Gemüthsbewegungen einmal auf das Höchste gestiegen sind, die größten Gewaltthaten, selbst Mord, für recht, und doch wäre es gerade ihnen am nöthigsten, daß sie in einem solchen Zustande wüßten, was recht sei, und es auch übten. Bei allen Bedeutungen, die man dem Worte recht gibt, liegt immer das Nämliche zu Grunde, daß nämlich recht Dasjenige sei, was einem Zwecke

anpassend ist. Wenn wir bei den Menschen von recht und von Rechten reden, so nehmen wir Das von ihren Handlungen, und wir müssen jene Handlungen recht nennen, welche der Vernunft und dem Gewissen gemäß sind, die
5 entgegengesetzten müssen wir unrecht nennen. Allein, wenn wir von Rechten reden, wenn wir sagen: „ich habe ein Recht zu Dem oder Jenem“, so meinen wir nicht bloß eine rechte Handlung, die Jemand auch unterlassen könnte, z. B. eine Wohlthat, sondern wir meinen
10 damit etwas, was uns ein anderer schuldig ist, was er leisten oder gestatten muß, wozu uns die Behörde behilflich sein muß, was wir, wenn es keine Behörde gäbe, erzwingen dürften, und was ja die Staaten wirklich mit Gewalt, nämlich mit Krieg von einander erzwingen. Was
15 ist denn nun Das, was der Mensch dem Menschen schuldig ist, was nie geweigert werden darf, und was, wenn es doch geweigert wird, erzwungen werden darf? Wir kommen einfach zur Beantwortung der Frage, wenn wir sagen: „Der Mensch
20 ist als Mensch auf der Welt, er hat einen freien Willen, mit dem er sich gut und glücklich machen, und mit dem er sich auch zu Grunde richten kann, er hat hiezu ein Gewissen, welches ihm ohne Ausnahme vorschreibt, seine reine Menschlichkeit zu entwickeln, Das heißt, so gut und so voll-
25 kommen zu werden, als es für einen Menschen möglich ist. Hievon geht das Gewissen nie und nirgends ab, es stellt diese Forderung an sich selber immer und allzeit als Gesetz auf, weßhalb wir sie auch das Sittengesetz heißen, und es verlangt, daß man diese Forderung durch eigene
30 Kräfte, nicht durch fremde Beihilfe erfülle. Folglich gibt die Vernunft auch die Befugniß, zu fordern, daß man von Andern nicht in Erfüllung dieses Gesetzes gehindert werde, und daß man die Hinderung mit Zwang hintanhalten darf,

und Dieß ist das Recht. Weil aber jeder Mensch ein Gewissen hat, weil Jeder nach der höchsten Vollkommenheit streben soll, so gibt die Vernunft Jedem die gleiche Befugniß, in seiner Menschlichkeit nicht gestört werden zu dürfen, und Dieß ist das allgemeine menschliche Recht." Es kann so ausgesprochen werden:

Recht ist ein solches Verhalten der Menschen, wodurch alle als Personen, d. h. nach höchster sittlicher Vollkommenheit strebende Wesen, neben einander bestehen können. Als oberstes Rechtsgebot könnte man es so sagen: Enthalte dich jeder Handlung, wodurch ein Anderer in seiner Persönlichkeit, d. h. in seinem Streben nach sittlicher Vollkommenheit, gestört werden würde. Unser Heiland und Lehrer, Christus, hat es einst so ausgesprochen: „Was du nicht willst, daß es dir geschehe, thue du auch dem Andern nicht."

In diesem obersten Rechte liegen alle einzelnen Rechte, die wir entwickeln werden. Es hat auch verschiedene Eigenschaften, von denen wir im Nächsten reden werden.

Eigenschaften des Rechtes.

Wir haben einmal vorhin den obersten Rechtssatz ausgesprochen: Enthalte dich aller Handlungen, wodurch ein Anderer aufhören müßte, eine Person zu sein. In diesem Rechtssatze liegen hauptsächlich zwei Eigenschaften: Erstens
5 ist das Rechtsgesetz ein verneinendes Gesetz oder ein Verbot; denn es sagt nur, welche Handlungen man nicht unternehmen dürfe, sagt aber nicht zugleich, welche man unternehmen müsse. Es ist auch ganz in der Natur der Sache gegründet. Wenn ich die heiligste Pflicht habe, nach
10 Vollkommenheit zu streben, wenn daher die Vernunft das Gesetz aufstellt, daß mich Niemand in diesem Streben hindern dürfe, so darf ich jede Störung mit Zwang abhalten, habe aber nicht die Befugniß, Jemanden zu zwingen, daß er mich in meinem Streben geradezu unterstütze; denn da-
15 durch griffe ich ja in seinen freien Willen ein, den er zur Erlangung seiner Vollkommenheit hat, und ich störte gerade sein Recht. Also ist Jeder schuldig, mich in meinem Streben nach menschlicher Vollkommenheit nicht zu stören, er ist aber nicht schuldig, mich geradezu zu unterstützen.
20 Also ist das Rechtsgesetz nur ein Verbot. Wenn wir hier von Schuldigkeit reden, so meinen wir immer die Rechtsschuldigkeit, Das heißt, die Schuldigkeit eines Verhaltens, das man erzwingen darf. Es gibt aber auch noch eine andere Schuldigkeit, eine moralische oder eine
25 Pflichtschuldigkeit, deren Verhalten man zwar nicht erzwingen darf, wozu aber das Gewissen den Menschen antreibt. Zum Beispiele, wenn ich arm bin, darf ich den Nach-

bar nicht zwingen, mir etwas zu geben, aber er als Mensch hat die Pflicht, mir beizuspringen, und wenn er es nicht thut, handelt er unmenschlich und unchristlich, aber nicht rechtswidrig. Man nennt solche Verbindlichkeiten, die nicht erzwungen werden dürfen, sondern die nur das Gewissen gebietet, Tugendpflichten oder Pflichten schlechtweg. Die Verbindlichkeiten, welche erzwungen werden dürfen, nennt man Schuldigkeit. Es ist die Pflicht des Menschen, einen Armen zu unterstützen, aber es ist nicht seine Schuldigkeit; und es ist die Schuldigkeit eines Menschen, einem andern nicht den Arm abzuhauen, und es ist auch seine Pflicht, Dieß nicht zu thun. Jede Schuldigkeit ist also Pflicht, aber nicht jede Pflicht ist zugleich Schuldigkeit. — Wenn auch das Rechtsgesetz nur lauter Unterlassungen fordert, so kann doch der Fall eintreten, daß wir auch Leistungen schuldig werden, Das heißt, daß wir für einen Andern geradezu etwas thun müssen und es im Rechte schuldig sind. Diese Fälle sind im Leben sogar die häufigsten, und wir werden am geeigneten Orte davon sprechen.

Die zweite Haupteigenschaft des Rechtsgesetzes ist, daß es nur lauter äußerliche Handlungen fordert und nicht verlangt, daß man dabei innerlich diese oder jene Gesinnung habe. Das Rechtsgesetz fordert, daß mich Niemand in meinem Streben nach Vollkommenheit störe, daß er also äußerlich keine Handlung unternehme, wodurch ich gestört werde, hiedurch erreiche ich meinen Zweck schon, ob er die Störung gerne oder ungerne unterläßt, ich darf ihn nur zur Unterlassung der Störung zwingen, nicht zu einer gewissen Gesinnung, die mich nichts weiter angeht, und die er mit Gott und seinem Gewissen abzuthun hat. Dadurch unterscheidet sich das Recht von der Tugend, daß dem Rechte schon durch eine äußere Handlung Genüge geschieht, die Tugend aber zur äußeren Handlung auch noch die gute Gesinnung fordert.

Wer mich an meinem Körper, an meinem Vermögen nicht angreift, erfüllt seine Schuldigkeit völlig, wenn er es auch nur aus Furcht unterläßt; wer aber dem Armen nur hilft, weil er dadurch Segen für sein Geschäft und einen
5 dreifachen Gewinn hofft, der erfüllt seine Pflicht nicht ganz, weil er nur äußerlich etwas thut, in der Gesinnung aber nicht. Die Tugend verhält sich also zum Rechte so: weil es eine Tugend gibt, müssen alle Handlungen unterbleiben, wodurch die Erreichung derselben verhindert würde,
10 es muß also ein Recht geben. Die Thiere haben daher keine Rechte unter sich, sondern zwischen ihnen besteht nur das Verhältniß des Kampfes.

Woran werden wir also erkennen, daß etwas eine Rechtsschuldigkeit sei, oder da das Rechtsgesetz nur Ver-
15 bietungen aufstellt, woran werden wir erkennen, daß irgend eine Handlung im Rechtsgesetze verboten ist? Daran, daß wir sehen, ob die Handlung macht, daß ein Anderer nicht mehr seine volle Persönlichkeit ausüben kann, oder daß sie es nicht macht. Im ersten Falle ist sie rechtswidrig, im
20 zweiten nicht, wenn sie auch oft dabei gewissenswidrig sein kann. Z. B. ohne Ursache einen Menschen binden, ist rechtswidrig, weil er dadurch eines Theils seiner Persönlichkeit beraubt wird; einen Menschen ohne Ursache hassen, ist nicht rechtswidrig, weil er dabei so vollkommen werden kann, als
25 er will, obwohl dieser Haß andererseits im Gewissen sehr abscheulich ist. Das Streben nach Vollkommenheit aber darf nie so verstanden werden, daß, weil ich dazu ein Recht habe, auch alle Mittel recht wären, sondern ich darf rechtlich nur meine Mittel, Vernunft, Verstand, freien Willen u. s. w.
30 verwenden, nicht die eines Andern, weil ich dadurch seine Persönlichkeit störte. Z. B. ich habe nicht das Recht, um mich zu vervollkommnen, die Bücher oder Schriften meines Nachbars zu nehmen oder ihn zu zwingen, daß er sie mir leihe.

Folgen des Rechtes.

Wir haben gesagt, daß das Rechtsgesetz nur lauter Verbietungen enthalte; enthält es denn nicht auch Erlaubungen? Allerdings: Alles, was nicht im Rechtsgesetze verboten ist, ist rechtlich erlaubt. Alle jene Handlungen, wodurch nicht die Persönlichkeit eines Andern angetastet wird, sind im Rechtsgesetze erlaubt, Das heißt, das Rechtsgesetz ist auf sie nicht anwendbar, wie gut oder schlecht, wie thöricht oder wie gescheit, wie schön oder wie häßlich die Handlungen auch sein können. Z. B. wenn Jemand seinen Körper mit Lehm beschmiert, wenn er ihn nicht wäscht, wenn er unverdauliche Sachen ißt, so erlaubt ihm das Alles das Rechtsgesetz, Das heißt, er verletzt dasselbe nicht, weil er in keine fremde Persönlichkeit eingreift, es verbietet ihm also diese Handlungen nicht. Wir bemerken aber, daß nicht zu vergessen sei, daß, wenn auch eine Handlung vom Rechte nicht verboten ist, sie doch deßhalb nicht auch von dem Gewissen schon erlaubt ist, und daß daher jeder Mensch bei seinem Thun und Lassen nicht nur das Recht, sondern auch sein Gewissen zu Rathe ziehen müsse. Wenn z. B. ein völlig unabhängiger Mensch, der mit Niemanden in Verbindungen steht, der Niemanden etwas schuldig ist, seinen mit dem schönsten neu eingeführten Getreide angefüllten Hof anzündet und sich an den mächtigen Flammen sehr erfreut, so ist dieser Mann ohne Zweifel in seinem wohlbegründeten Rechte begriffen, aber wie übermüthig, wie phantastisch, wie

unsittlich handelt er, es wird ihm Jeder aus dem Wege gehen, Jeder wird ihn scheuen, Jeder wird ihn verachten.

Alle Handlungen, welche das Rechtsgesetz nicht verbietet, darf der Mensch ausüben, ohne daß ihn ein Anderer mit Zwang daran hindern dürfte, er hat also ohne Weiteres zu diesen Handlungen ein Befugniß, Das heißt, er hat ein Recht dazu. Weil es nun sehr viele solche Handlungen geben kann, so gibt es sehr viele Rechte, und die Summe aller Handlungen, die der Mensch ausüben darf, ohne das Rechtsgesetz zu verletzen, sind sein Rechtskreis, in den kein Anderer eindringen darf. Der Rechtskreis ist bei allen Menschen gleich, aber die Befähigung, ihn auszuüben, ist nicht bei allen von Gott gleich vertheilt. Z. B. Jeder hat das Recht, singen zu lernen und zu singen, aber der Eine hat eine schöne, biegsame Stimme dazu, der Andere eine rauhe, ungefügige Kehle, die nur zu krächzen versteht. Man kennt es nicht bei einer jeden Handlung, die man vornimmt, ob sie in dem Rechtskreise liege oder nicht, ob man ein Recht dazu habe oder nicht; man braucht sie nur zu prüfen, ob sie in eine fremde Persönlichkeit eingreift oder nicht: allein es ist doch nicht so leicht, in jedem einzelnen Falle sogleich nach dem obersten Rechtsgesetze zu entscheiden, da manchmal mehrere Umstände zusammen wirken, da man oft von einer Leidenschaft befangen ist, da man oft zur Prüfung nicht Zeit hat und oft die nöthige Verstandesbildung und Entwicklung nicht besitzt. Diese Umstände hat man im Laufe der Zeiten betrachtet und hat sich die Fragen gestellt: ist Dieses und Jenes ein Recht, und wie ist es aus dem obersten Rechtssatze herzuleiten? Man hat sich die Arbeit des Erkennens der einzelnen Rechte erleichtert, indem man bei bequemer Zeit die Fragen erörterte, um in der Zeit der Nothdurft die Antwort zur Hand zu haben. Die Wissenschaft des Rechtes hat bloß

zur Aufgabe, die einzelnen erheblichen Rechte, die der Mensch in seinem Gange zur Vervollkommnung braucht, aus dem allgemeinen menschlichen Rechtssatze abzuleiten. In dem allgemeinen Rechtssatze liegen alle einzelnen Rechte, die Wissenschaft hebt sie nur heraus und bringt sie zur Anschauung. Ja in jedem Menschen, selbst in dem rohesten, liegt das ganze Rechtsgesetz mit allen Rechten eingepflanzt: er kann das Ding nur nicht sagen, er kann es sich nicht zur Deutlichkeit bringen, er verwechselt und verwirrt es in der Anwendung oder setzt es in der Hitze der Gefühle gar außer Augen. Die Wissenschaft aber sagt es, sie bringt es zur größeren Deutlichkeit und entwickelt es in den einzelnen Theilen, daß man im Augenblicke der Anwendung den Satz schon fertig vor sich habe.

Wir wollen die Darstellung in den folgenden Aufsätzen versuchen.

Persönliche Rechte.

Das erste Recht, welches aus dem allgemeinen Rechtsgesetze fließt, ist *das Recht auf die eigene Person*, Das heißt das Recht, *vermöge welchem jeder Mensch beliebig über seine eigene Person verfügen darf.* Die Ableitung aus dem allgemeinen Rechtsgesetze liegt nahe. Soll jeder Mensch den höchsten Zweck der Vervollkommnung mittelst seines freien Willens anstreben, und darf ihn hierin Niemand hindern, so muß er eben seinen freien Willen auf seine eigene Person anwenden dürfen, um sie dem Zwecke der Vervollkommnung entgegen zu führen. Ob der Mensch gut oder schlecht über seine Person verfügt, ob er dumm oder verständig wird, ob er sich ausbildet oder nicht, ob er seine Gesundheit pflegt oder nicht, Das liegt außer dem Rechtsgesetze, Das geht rechtlich einen Andern nichts an, Das hat er vor Gott und seinem Gewissen zu verantworten, mit freiem Willen soll er seinen Geist und seinen Körper zu größter Vollkommenheit führen, und der freie Wille hierin darf ihm nicht benommen werden. Es versteht sich von selber, daß es Lagen und Ursachen geben wird, wo man nicht sein ganzes Verfügungsrecht über seine Person hat, ja wo man sogar mit seiner Person einem Andern etwas leisten muß. Wir werden später, namentlich bei den Verträgen, davon sprechen. Das Rechtsgesetz bezüglich des persönlichen Rechtes

spricht sich so aus: Enthalte dich jeder äußeren Einwirkung auf die Person eines Andern. Jede solche Einwirkung ist eine Rechtsverletzung und darf mit Zwang abgehalten werden. Unter welchen Umständen man aber doch auf die Person eines Andern einwirken darf, werden wir gleichfalls später, und zwar wieder hauptsächlich bei den Verträgen erörtern.

Da wir uns nun jeder äußeren Einwirkung auf eine Person enthalten müssen, so entsteht offenbar die Frage: Wer ist denn unter allen Dingen auf Erden eine Person? Wir haben oben schon gesagt, daß eine Person ein Wesen ist, welches einen freien Willen hat und mittelst desselben der höchsten Vollkommenheit zustreben soll. Also sind nur Menschen Personen. Alles unterhalb des Menschen ist ein Ding oder eine Sache, gegen die kein Recht verletzt wird, wenn man beliebig über sie verfügt. Aber ist der Mensch zu jeder Zeit eine Person, und woran erkennt man die Persönlichkeit? Nicht zu jeder Zeit ist der Mensch eine Person; denn nicht immer hat er seinen freien Willen. Kinder haben bis in ein gewisses Alter keinen menschlichen Willen, sondern mehr ein thierisches Begehren. Wahnsinnige, Fieberkranke, von ihren Affekten, z. B. vom Zorne Ueberwältigte haben keinen freien Willen. Darf man also gegen diese beliebig verfahren, weil sie in einer gewissen Zeit keine Person sind? Nein; denn sie können aus ihrem Zustande heraus kommen, dann sind sie eine Person, und durch manche Verfügungen über sie hätte man ihnen diese künftige Persönlichkeit genommen. Wohl aber verletzt man kein Recht, wenn man über solche Menschen im Zustande ihrer Unpersönlichkeit so verfügt, daß nichts von ihrer künftigen Persönlichkeit aufgehoben wird, ja daß man sie oft gerade dadurch herbei führt, wie solche Menschen selber

handeln würden, wenn sie in dem Augenblicke eine Vernunft hätten. Kinder erzieht man, Fieberkranken gibt man Arznei und Pflege, ja man muß sie oft binden, Wahnsinnige unterwirft man einer Heilart, ja man überwacht sie und 5 sperrt sie oft ein. Ist so ein Mensch zu seiner Persönlichkeit gelangt, so kann er nicht sagen, daß man damals ein Recht an ihm verletzt hat; denn er war damals keine Person, und von seiner jetzigen Persönlichkeit ist ihm durch das damalige Verfahren nichts genommen worden. Es ist 10 hiebei sehr schwer, wie weit man gehen müsse, da jedes Zuweit eine Rechtsverletzung, jedes Zuwenig leicht ein Unglück werden kann. Z. B. Kinder in der Strafe zu Krüppeln machen, wäre eine Rechtsverletzung, ihnen Alles ohne Strafe hingehen lassen, ein Unglück. Als Regel gilt: 15 Gerade so viel thun, als zum Zwecke ausreicht. Rath und Beihilfe von Sachverständigen wird in solchen Fällen ohnedem immer eingeholt.

Woran man erkennt, daß ein Wesen eine Person ist, ist leicht zu ermitteln. Da nur Menschen Personen sind, 20 so muß uns Alles als Person gelten, was ein menschliches Ansehen hat, wie häßlich oder verstümmelt es auch sei. Die Frage könnte nur bei neugebornen Kindern zweifelhaft sein, wenn nämlich etwas zur Welt käme, bei dem man keine menschliche Gestalt entdecken könnte. In diesem Falle 25 tritt die Entscheidung meistens bald ein. Ist das Ding lebensfähig und lebt es, so werden sich bald menschliche Zeichen zeigen; denn es ist eine Fabel, daß von Menschen etwas Anderes, als Menschliches, geboren werden kann; ist es nicht lebensfähig, so ist ohnedem von einer Person keine 30 Rede. Gewöhnlich sind Mißgeburten, wenn sie leben, blödsinnig, aber auch Andere, die eben nicht Mißgeburten sind, können blödsinnig sein (Troddeln, Kretins); darf man diese als Sachen behandeln? Nein; denn kein Mensch kann

wissen, ob sie nicht geheilt und daher vernünftig werden können *).

Ueber die einzelnen persönlichen Rechte nächstens.

---

*) In vielen Theilen Europas, besonders in der Schweiz, geben sich ausgezeichnete Menschenfreunde mit Erfolg mit der Heilung des Kretinismus ab. [Anmerkung Stifters.]

Die einzelnen Personenrechte.

Es wird sehr leicht sein, aus dem allgemeinen Personenrechte die einzelnen abzuleiten; denn wenn jeder Mensch das Recht hat, über seine eigene Person zu verfügen, so liegen in diesem Rechte alle Rechte über die einzelnen Bestandtheile und Wirkungsweisen der Person. Die Personenrechte sind daher unzählige, so wie es unzählige Wirkungsweisen des Menschen gibt. Wir wollen hier Beispiels halber nur die wesentlichsten derselben aufzählen.

Der Mensch hat das Recht über seinen Geist, er hat das Recht, ihn beliebig zu entwickeln, auszubilden und der Vollkommenheit entgegen zu führen. Er hat also das Recht, sich Wissenschaften zu erwerben, sich in der Kunst zu versuchen, seine Sittlichkeit zu entwickeln und seine religiösen Gefühle zu beleben. Da er aber für die Verwendung seines Geistes nur sich und Gott verantwortlich ist, so hat er auch das Recht, unwissend zu bleiben, unentwickelt und verwahrlos't; er begeht dadurch keine Rechtsverletzung gegen Andere, obwohl eine schwere Sünde, vielleicht die schwerste, gegen sich selber. Rechtsverletzungen gegen den Geist des Andern können nicht leicht vorkommen, da man auf den Geist nicht unmittelbar äußerlich einwirken kann, sondern nur mittelbar mittelst des Körpers, daher diese Rechtsverletzungen zunächst Rechtsverletzungen des Körpers und erst entfernt Rechtsverletzungen des Geistes sind. Wir werden sie bei den Rechtsverletzungen des Körpers behandeln.

Einer Art, wie man unmittelbar auf den Geist des Andern einwirken, also eine Rechtsverletzung herbei führen könnte, müssen wir hier erwähnen, nämlich der Sprache. Durch die Sprache wirken wir auf den Geist und können ihn veredeln oder verderben. Ist durch die Sprache eine Rechtsverletzung des Geistes eines Andern möglich? So lange man die Wahrheit spricht, in Wissenschaft, Nachrichten oder wie immer, kann man keine Rechtsverletzung begehen; denn wenn auch der Geist eines Andern in Folge von erhaltenen Mittheilungen Schaden leidet, so geschieht Dieß nicht, weil man zu ihm gesprochen hat, sondern weil die Verhältnisse so sind, wie man gesagt hat, und ihm dieses Wissen einen Schaden zufügt. Anders ist es, wenn man die Unwahrheit sagt und so auf den Geist des Andern einwirkt. Die Frage stellt sich also: *ist die Lüge rechtswidrig?* Die Frage ist wichtig, weil es bei allen Verträgen fast einzig auf Rede und Gegenrede ankommt, also Lüge oder Wahrheit unterlaufen kann und daher den Vertrag zu einem solchen oder einem andern oder gar keinen macht. Eine Lüge ist die absichtliche Darlegung der Unwahrheit. Absichtlich muß es sein, weil es sonst keine Lüge, sondern ein Irrthum ist, und Darlegung der Unwahrheit muß es sein, weil es sonst keine Lüge ist. Obwohl wir nun sagen müssen, daß jede Lüge unmoralisch ist und den Menschen entwürdigt, so können wir nicht sagen, daß jede Lüge zugleich rechtswidrig ist. Erstens ist jene Lüge nicht rechtswidrig, die der Lügner dem Andern nicht wirkend übergibt, sondern Dieser sich nimmt. Z. B. Zwei sind übereingekommen, das Wasser immer Wein zu nennen (aus Scherz oder wie immer); Einer trägt einen Eimer Wasser, der Andere fragt, was er trage, der Erste antwortet: „Wein, ich werde ihn auf meine Kohlpflanzen gießen, Diese gedeihen trefflich davon." Dieß hört ein Dritter, gießt Wein auf seine Kohlpflanzen und verdirbt

sie. Hat der Redner eine Rechtsverletzung begangen? Nein; denn er war bei der Antwort in seinem Rechte, und es kann hier von keiner Einwirkung die Rede sein, da der Redner gegen den Dritten gar nicht handelte, sondern nur gegen seinen Mitverabredeten, und den Dritten nichts anging, was die Zwei mit einander haben. Zweitens ist die Lüge nicht rechtswidrig, wenn daraus nicht nothwendig das Handeln eines Andern folgt; denn jede Rechtsverletzung besteht in einer äußeren Einwirkung auf einen Andern, die Lüge allein aber wirkt noch nicht ein, wenn sie der Andere nicht glaubt und darnach handelt. Z. B. Ein Neuigkeitskrämer erzählt, daß unzählige Russen als Hilfstruppen um Wien stehen, er lügt aber; ein Zweiter glaubt es, führt Lebensmittel nach Wien und hat großen Schaden. War die Lüge eine Rechtsverletzung? Nein; denn es folgte nicht nothwendig aus ihr, daß der Andere werde Lebensmittel nach Wien führen. Es ist also hier die Einwirkung nicht als äußerliche von dem Lügner ausgegangen, sondern der Andere hat sie erst dazu gemacht. *Nur wenn aus der Lüge nothwendig eine Handlung folgt, die schadet, so ist die Lüge eine Rechtsverletzung*; denn da ist sie eine äußerliche Einwirkung, weil sie die Handlung bewußt erzeugte. Z. B. Hätte der obige Spekulant zum Lügner gesagt: „ich verlasse mich auf deine Nachricht, ich schicke Lebensmittel nach Wien", und Jener wäre bei seiner Aussage verharrt, so wäre er ein Rechtsverletzer gewesen und hätte müssen Schadenersatz leisten. So aber ist er bloß ein verächtlicher Mensch. Ein anderes Beispiel. Ich kaufe eine Kette, der Besitzer sagt, sie sei Gold, und lügt; ich kaufe sie als Gold und zahle sie. Hier ist der Verkäufer Rechtsverletzer, weil er durch die Lüge nothwendig eine Handlung erzeugte, die mich beschädigte. Nur also *wenn die Lüge gleich*

einer äußeren rechtsverletzenden Einwirkung ist, d. h. wenn sie erkennbar nothwendig eine verletzende Handlung hervorruft, ist sie widerrechtlich, sonst, wenn sie auch schadet, ist sie bloß unsittlich und vor dem Gewissen zu verantworten. 5
Wir werden sehen, daß sich die ganze Lehre der Verträge hierauf gründet.

Von den Personenrechten über den Körper nächstens.

Rechte über den Körper.

Obwohl eigentlich nur der Geist den Menschen zum Menschen macht, obwohl nur der Geist ein höchstes Ziel hat und der stetigen Vervollkommnung fähig ist, also darum Rechte hat: so ist doch der Körper wenigstens hier auf Erden das vorzüglichste Werkzeug des Geistes; denn der Geist vermag nur durch den Körper auf die Welt und auf die Mitmenschen zu wirken und auf sich einwirken zu lassen. Wenn daher der Körper mit dem Geiste, der zu seiner Vervollkommnung das Recht bedarf, zu einem Ganzen verbunden ist, so ist kein Zweifel, daß dem Geiste die Verfügung über seinen Körper zur Erreichung seiner höchsten Zwecke zusteht, und daß kein Mensch den andern im Gebrauche seines Körpers hindern darf. Wenn uns daher Niemand im Gebrauche des Körpers hindern darf, so haben wir so viele Rechte über unsern Körper, als wir mit ihm nur immer Handlungen vorzunehmen belieben. Wir haben also das Recht, den Körper zu nähren, zu kleiden, zu pflegen, ihn zum Gehen, zum Stehen, zum Arbeiten zu benützen, ihm Erholung und Vergnügen zu gewähren und ihn so lange zu erhalten, als es nur immer die Gesetze der Sterblichkeit gestatten. Gebrauchen wir den Körper zu thörichten oder unsittlichen Dingen, so sind wir zwar im Rechte, aber wir sind unserem Gewissen und Gott verantwortlich.

Bei dem Rechte auf den Gebrauch des Körpers versteht sich von selber, daß dieser Gebrauch nicht gegen die

Rechte eines Andern gerichtet sein darf. Ich habe z. B. das Recht, mit meinem Arme überall hin zu schlagen, gewiß aber nicht auf den Körper eines Andern.

Die Rechtsverletzungen gegen den Körper sind Jedermann bekannt, sie zeigen sich dem unwissendsten Menschen als Rechtsverletzungen auf und gehören zu den größten Verbrechen, die es zwischen Menschen geben kann. Sie laufen auf zwei Klassen hinaus: auf *Zwang* und *Verletzung*. Zum Zwange gehört jeder Gewaltgebrauch des Körpers eines Andern, als: *Gefängniß*, d. h. Festhaltung des Menschen in einem Raume gegen seinen Willen; *Fesselung*, d. h. Hemmung der Bewegung einzelner Körpertheile durch Bande; *Entführung*, d. h. gewaltsame Entfernung eines Menschen von seinem Aufenthaltsorte, und mehreres Andere. Zur Verletzung gehört Alles, was den Körper aus seinem Gesundheitszustande reißt, als: *Verwundung*, d. h. Trennung des Zusammenhanges der Gefäße; *Verstümmlung*, d. h. Abtrennung einzelner Theile von dem Körper; *Todtschlag*, d. h. feindselige Behandlung eines Menschen, wodurch sein Tod erfolgt; *Mord*, d. h. absichtliche Behandlung eines Menschen zum Zwecke, daß sein Tod erfolge, und mehreres Andere.

In wie ferne wir doch ein Recht erlangen können, auf den Körper eines Andern einzuwirken, werden wir in der Lehre der Durchsetzung der Rechte, des Schadenersatzes, der Strafe, der Nothwehr, der Verträge anführen.

Bei dieser Gelegenheit wirft sich auch die Frage auf: Ist der Selbstmord widerrechtlich? Wir setzen hier einen Menschen voraus, der so unabhängig ist, daß er durch seinen Tod keine Schuldigkeit verletzt, die er gegen einen Andern haben könnte. Wenn ein solcher sich tödtet, so wirkt er auf Niemand andern ein, begeht also keine Rechts-

verletzung. Eine so schauerliche, das Herz des Menschen betrübende Thatsache auch ein Selbstmord ist, so ist er doch keine Rechtsverletzung. Wenn andere Schuldigkeiten durch ihn gebrochen werden, so ist dieser Bruch eine Rechtsverletzung, nicht der Selbstmord an sich allein. Hier entsteht nun die weitere Frage: Darf man sich also einem versuchten Selbstmorde nicht widersetzen? Hierauf antworten wir: Der Selbstmord ist ein solcher sittlicher Frevel, er hebt alle Bedingung zur weiteren Vervollkommnung auf, also auch alle Rechte, daß man es nicht eine Rechtsverletzung nennen kann, wenn wir uns einem Selbstmörder widersetzen; im Gegentheile, wir geben ihm alle Rechte, die er eben wegwerfen wollte, wieder zurück. Wir können also einen Selbstmörder als Einen betrachten, der etwas unternimmt, wozu ihm die Vernunft nie die Einwilligung geben kann, er ist daher des freien Gebrauches seiner Vernunft beraubt und darf so behandelt werden, wie Wahnsinnige oder Fieberkranke, die auch für eine Zeit keine Personen sind, die man aber so behandelt, daß sie ihre Persönlichkeit wieder erlangen können. Man widersetzt sich also einem Selbstmörder, man heilt den Zustand seines Geistes und behandelt ihn so, wie er sich selbst behandeln würde, wenn er den Gebrauch seiner Vernunft hätte.

Es wird auch in der Lehre der körperlichen Rechte gerne die Schulfrage aufgeworfen: Darf ich einen Andern tödten, um mein Leben zu erhalten? Gewöhnlich wählt man das Beispiel, daß ihrer Zwei nach einem Schiffbruche ein Bret erreichen, das nur Einen zu tragen im Stande ist. Darf nun Einer seinen Nachbar hinabstoßen, um sich zu retten? In der Wirklichkeit wird wahrscheinlich ein Kampf entstehen, und der Stärkere wird den Schwächeren in das Wasser drängen; aber wer behauptet, er habe dazu das Recht, Der hat überhaupt keine Vorstellung über das Wesen

der Rechte. Wenn ich auf einen Andern nicht einwirken darf, so gibt mir der Umstand, daß es mir nützt, auch kein Recht, daß ich einwirke.

Wenn der Arzt auf den Körper eines Menschen einwirkt, so geschieht Dieß nur, weil er gerufen und mit der Behandlung beauftragt wird. Es ist daher genau so viel, als ob der Mensch selber auf sich einwirkte. Wo der Arzt von selber einschreitet, wie z. B. bei Scheintodten, Ohnmächtigen, da ist es, wie in dem Falle der Wahnsinnigen und Fieberkranken: man hat ein Wesen vor sich, das in dem Augenblicke keine Person ist, und das man der Persönlichkeit wieder zuzuführen bemüht ist; man verletzt also kein Recht.

[Dr. Alois Fischer, der Statthalter von Oesterreich ob der Enns.]

Vom Inn, 27. Januar. Unter den Männern, welche bei der Neugestaltung Oesterreichs theils aus dem Reichstage, theils aus andern Kreisen zu hoher Wirksamkeit und zu wichtigen Aemtern gelangt sind, befindet sich auch Dr. Alois Fischer, früher Advokat in Salzburg, jetzt Statthalter des Kronlands Oesterreich ob der Enns. Es dürfte Ihnen wohl nicht von Unwichtigkeit sein, etwas von seinem frühern Leben zu erfahren, namentlich da eine solche Umwandlung bei uns noch nicht so häufig ist und wenigstens in unsern Sitten nicht unbedeutendes Aufsehen gemacht hat. Fischer ist in Landeck, einem großen Dorfe im tirolischen Oberinnthale, geboren. Die Bewohner der sogenannten „drei oberen Gerichte“ Landeck, Laudeck und Pfunds thaten sich von jeher durch Gemeinsinn, Vaterlandsliebe und Treue gegen das Kaiserhaus hervor. Schon zu „Herzog Friedls“ Zeiten spielte Landeck eine Hauptrolle, aber seinen größten Glanz erlangte es durch die Geschichte von 1703. Hormayr nennt Landeck das Uri von Tirol. Mehrmals kömmt auch der Namen Fischer aus frühern Zeiten vor. Noch lebt ein Oheim Dr. Fischers in hohem Greisenalter, der im Jahr 1809 sich sehr bethätigte und deßhalb in den Adelsstand erhoben wurde, mit dem Prädikate „von Erlau“, weil er mit seinen Gesinnungsgenossen gleich den Männern vom Rütli in einer Au von Erlen

seine Zusammenkünfte gehalten hatte. Der Vater Fischers war kaiserlicher Salzfactor in Landeck und gräflich Wolkensteinischer Herrschaftspfleger zu Wiesberg. Er starb aber schon, als der Sohn noch ein Knabe war. Seine ersten Studien machte Fischer zu Chur in Graubündten, weil sein Stiefoheim dort Bischof ist, und setzte sie dann in Innsbruck, Graz und Wien fort. Im zweiten Jahre der Rechte ging er im Winter nach Hause, um die Kanzlei seines eben verstorbenen Stiefvaters, eines Advokaten, zu ordnen. Dieser Vorfall hatte aber für ihn unangenehme Folgen. Als er Wien verlassen wollte, gaben ihm seine Freunde ein Abschiedsmahl, zu dem die damalige Polizei einen ihrer Vertrauten schickte. Da diesen Niemand kannte, und er auf die höfliche Bitte, sich zu entfernen, nicht Folge leistete, wurde er von einem Studirenden vor die Thüre gebracht. Die Folge war, daß am andern Tage beinahe alle Theilnehmer an dem Mahle verhaftet, verhört, und die Ausländer ausgewiesen wurden. Fischer wurde bei seiner Ankunft in der Heimath verhaftet und von dem damaligen Kreishauptmann zu Imst in Untersuchung gezogen. Die Sache hatte kein Resultat, und obwohl man nachträglich noch in die Jahre hinein forschte, so kam nichts Verfängliches zum Vorschein. Für Fischer war der Vorgang insofern empfindlich, als ihm der Studiendirector in Innsbruck die Fortsetzung der Studien nicht gestattete, wodurch er drei volle Jahre verlor. Es gelang ihm später, durch Verwendung eines einflußreichen Mannes die Erlaubniß zu erhalten, die Prüfung der letzten drei Rechtsjahre in beliebigen Zeitfristen abzulegen. Fischer nahm sich der Sache so an, daß er sämmtliche Prüfungen im Laufe eines Jahres vollendete. Er ging dann nach Pavia, um zu promoviren. Später erhielt er eine Advokatenbefugniß in Salzburg, wo er ein sehr ausgedehntes Ge-

schäft errichtete und ungefähr von dem Jahre 1830 bis 1848 fortführte. Als der März des letztgenannten Jahres die Umwälzung in Oesterreich hervorbrachte, und wie natürlich die Augen der Menschen nach Männern suchten, 5 die sie in dieser Zeit vertreten könnten, lenkte sich das Vertrauen seiner Mitbürger auf Dr. Fischer. Die Stadt Salzburg gab ihm das Ehrenbürgerrecht und ordnete ihn mit drei andern Deputierten nach Wien ab, um bei dem Ministerium die parlamentarische und administrative Selbst- 10 ständigkeit des Landes anzubahnen. Von dort zurück- gekehrt, arbeitete er die Grundzüge der Landesverfassung aus und bewirkte einen Zusammentritt der Landesvertreter, damit sie berathen und dem Ministerium zur Genehmigung vorgelegt würden. Als in Folge des 15. Mai der Kaiser 15 Ferdinand Wien verließ, durch Salzburg kam, und man nicht wußte, was denn eigentlich vorgegangen sei, ja aus den Aeußerungen der Begleiter des Kaisers entnommen wurde, daß die revolutionäre Parthei in Wien vielleicht schon eine provisorische Regierung eingesetzt habe, machte 20 Dr. Fischer den Linzer Deputierten, die dem Kaiser nach- gereis't waren, um ihm Linz als Aufenthaltsort anzubieten, den Vorschlag, einen Zusammentritt der deutschen Pro- vinzen in Linz auszuschreiben. Der Vorschlag wurde an- genommen und beurkundet. Er rief mehrere Salzburger 25 Bürger herbei, damit auch sie die Schrift unterzeichneten. In einer am selben Vormittag abgehaltenen Versammlung der Bewohner Salzburgs wurde der Vorschlag zum Be- schlusse erhoben und zugleich weiter beschlossen, eine De- putation nach Kärnthen und eine nach Innsbruck abzu- 30 ordnen, der Stadt Linz aber zu überlassen, sich mit Steier- mark in's Einvernehmen zu setzen. Einem Brief, den er damals nach Tirol geschrieben hat, entnehmen wir die Aeußerung, daß es ihn empöre, daß sich die Provinzen

immer nur Das gefallen lassen sollen, was man in Wien will: „Die Millionen wohnen in den Provinzen, nicht in Wien.“ Da inzwischen beruhigendere Nachrichten aus Wien einliefen, und der Reichstag in Aussicht stand, hatte der Beschluß, obgleich die Deputationen abgereis't waren, keine weiteren Folgen. Im Junius wurde Fischer von dem Lande Salzburg zum Vertreter gewählt. Gleiche Ehre war ihm von der Stadt zugedacht. In den ersten Wochen seines Wiener Aufenthalts wurde er von dem damaligen Minister Doblhoff in das Büreau des Innern berufen. Im August beauftragte ihn Doblhoff mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Tirols, Fischer lehnte es ab und trat dafür bloß eine Reise nach Tirol an, um sich von dem Zustand des Landes zu überzeugen und dem Minister zu berichten. Damals war gerade die Spaltung zwischen Nord- und Südtirol am weitesten gediehen. Die Reise Fischers wurde ihrer Zeit viel in den öffentlichen Blättern besprochen. Er wurde von beiden Partheien mit Mißtrauen empfangen, er erklärte ihnen den Zweck seiner Sendung, und es gelang ihm größtentheils, das Vertrauen zu gewinnen. Er schlug als Landeschef Tirols den Grafen Bissingen vor als einen Mann, „der das Land kennt und liebt, viele Bildung besitzt und das Herz auf dem rechten Fleck hat“. Erst in Kremsier sah Fischer Doblhoff wieder, da inzwischen die Octoberereignisse eingetreten waren und alle Verhältnisse umgeändert hatten. Als nach der Ankunft Kaiser Ferdinands in Olmütz ein Manifest (vom 15. October) erschien, an die Landleute gerichtet, worin ihnen die Entlastung von Grund und Boden versichert wurde, von Weiterem aber keine Rede war, begab sich Fischer, der gerade mit einer Reichstagsdeputation in Olmütz anwesend war, mit andern Deputierten zu Wessenberg und stellte vor, daß das Manifest geeignet sei, die größte Aufregung

in den Provinzen hervorzurufen. Hierauf erschien das Manifest vom 19. October an alle Völker des Reichs mit Versicherung der Aufrechterhaltung aller gewährten Rechte und Freiheiten. Beim Eintritt des Ministeriums Schwarzenberg-Stadion gab Fischer sein Amt, als nur vom abgetretenen Ministerium in's Vertrauen berufen, zurück, Stadion nahm aber die Entlassung nicht an. Im December wurde Fischer als Landeschef nach Oberösterreich gesendet, und vor wenigen Wochen wurde diese provisorische Würde in die definitive eines Statthalters verwandelt. In Salzburg steht Fischer in gutem Angedenken, er wird als thätiger und redlicher Rechtsfreund geschildert, man verdankt ihm nebst dem Ministerialrath von Lasser die dem Lande gewordene Selbstständigkeit, man verdankt ihm die Forstregulierungscommission und die Herabsetzung des hohen Zinsfußes der auf den Besitzungen der Gebirgsbewohner haftenden Stiftungskapitalien. Er soll sich für Wiedererlangung der eigenen Berg- und Salinendirection und für eine eigene Forstschule im Lande sehr thätig verwendet haben*). Als Privatmann ist Fischer ein Mann von freundlichen, wohlwollenden Sitten und von sehr gutem Herzen. Er mag ungefähr in den ersten fünfziger Jahren stehen.

---

*) Letztere ist vom Ministerium bereits beschlossen worden.
A. d. E.

[Ansprache bei Eröffnung der Unterrealschule in Linz.]

Hochansehnliche Versammlung!

Der Aufforderung des Herrn Statthalters gemäß erlaube ich mir mit kurzen Worten die Wesenheit und den Zweck der Schule, die hier eröffnet worden ist, zu schildern. Seit Jahren hat sich der Gang menschlicher Bildung in zwei hauptsächliche Richtungen gespaltet: entweder in Erlernung und Uebung alles Dessen, was der Mensch als Mensch braucht, Veredelung des Herzens, Klärung der Vorstellungen, Erweiterung des Verstandes: humanistische, menschliche Studien; oder in Erlernung und Uebung der Dinge, die man zu bestimmten irdischen Zwecken braucht: realistische Studien, Sachstudien. In neuester Zeit bei Ausdehnung des Handels und Verkehres haben Letztere eine immer größere Bedeutung gewonnen, eine Bedeutung, die sie in vergangener Zeit nicht gehabt hatten, ja es ist sogar ein Streit entbrannt, ob nicht das Humane gänzlich beseitigt, und nur das Reale gelernt werden solle. Competente Richter haben sich für die Beibehaltung beider Richtungen erklärt, und ich glaube, mit Recht, weil der Mensch als solcher das Menschliche braucht, und weil er, als einem bestimmten Stande angehörig, das nöthige Sachliche wissen muß; nur darin ist ein Unterschied, welche von den beiden Richtungen in einem gegebenen Falle die vorherrschende sein soll. Wer mit Leitung menschlicher

Angelegenheiten in größerem Maßstabe betraut werden soll, wer wissenschaftlich tief gehende Betrachtungen anzustellen hat, wer mit den Dingen der heiligen Religion umgehen soll, Der braucht umfassendere, vorherrschend humanistische Vorbildungen, weil er ja in den allgemeinsten menschlichen Verhältnissen zu wirken bestimmt ist: der Staatsmann, der Arzt, der Priester. Für sie ist seit Jahren das Gymnasium. Wer sein Hauptaugenmerk auf Erzeugung und den Betrieb bestimmter, stofflich nothwendiger Dinge richtet, der braucht zwar auch menschliche Bildung, weil sie kein Mensch entbehren kann; er braucht sie aber nicht in den weitesten Kreisen, sondern in den seinem Stande angehörigen, er braucht jedoch vorherrschende sachliche Kenntnisse, die ihn in so kurzer Zeit als möglich zu seinem künftigen Geschäfte desto tauglicher machen, und dazu sind Sachschulen, Realschulen errichtet worden. Es bestanden schon früher als Fortsetzung der Volksschulen die vierten Klassen mit 2 Jahrgängen, in denen die Geschäftsleute in Sachfächern für ihren künftigen Stand vorbereitet wurden; es bestanden die polytechnischen Anstalten, in denen die Sachwissenschaften in höchster Vollendung gelehrt wurden; aber für Die, welche weiter gehen wollten, als durch die 4. Klasse, aber doch nicht die umfangreiche Ausbildung des Polytechnikums brauchten oder erschwingen konnten, waren nur an einigen Hauptpunkten der Monarchie mittlere Sach- oder Realschulen vorhanden, die aber mehr Vorschulen für das Polytechnikum waren; jetzt hat man angefangen, sie an allen Punkten der Monarchie zu errichten, wo es nöthig schien, um den Bedürfnissen sämmtlicher Bewohner des Kaiserstaates zu genügen, und auch unsere Kronlands-Hauptstadt Linz hat der günstige Fall getroffen, schon in den Anfang solcher Schulgründungen einbezogen zu werden. So eben ist diese Schule in den

nur einstweilig hergestellten Räumen eröffnet worden. In ihr sollen alle Gewerbs- und Geschäftsleute, die nicht eine vorzugsweise wissenschaftliche Bildung bedürfen, alles Das erlernen, was als Grundlage zu allen Geschäften angesehen werden kann, und sie sollen jene allgemeine menschliche Bildung sich aneignen, die Niemand entbehren kann, der nicht zu den untersten Ständen des Landes gehören will. Die Schüler erhalten Unterricht in den Lehren der heiligen Religion, sie treiben deutsche Sprache nebst Lesung ausgewählter Schriftstücke zur Bildung des Herzens und Geschmackes, aber auch zur Gewinnung derjenigen Festigkeit des Gedankenausdruckes und der Geschäftsstilisierung, die sie in ihrer Zukunft nöthig haben, und Dieß ist der humanistische Antheil.

Statt der zweiten Kronlandssprache, die in unserem Kronlande nicht besteht, ist die italienische bestimmt worden, und der bei Weitem größte Theil der Schüler hat sich bereits für dieselbe einzeichnen lassen. Es wird ihnen das Nothwendige über Handels- und Wechseldinge beigebracht, über Zölle und Staatsmonopole, so wie die hieher einschlägigen Rechnungsarten; sie erhalten Unterricht in der Naturgeschichte aller drei Reiche als Grundlage zur Kenntniß der Verkehrsgegenstände; sie lernen in der Naturlehre die Gesetze der uns täglich umgebenden Erscheinungen kennen, und lernen diese Gesetze auf Industrie, Gewerbe und Verkehr anwenden; sie lernen in der Erdbeschreibung und Geschichte die Erde nebst ihren Bewohnern und vorzüglichsten Produkten kennen, so wie die wesentlichsten Geschicke des menschlichen Geschlechtes, Beides in vorzüglicher Rücksicht auf unser besonderes Vaterland; sie lernen Chemie, diese merkwürdige Wissenschaft, die in unseren Tagen einen Aufschwung genommen hat, wie in allen früheren Jahrhunderten nicht, und die fast in jedes Geschäft und Gewerbe eingreift; sie erfahren das Wesentlichste der Bau-

kunst zur Orientierung und Einsicht bei zukünftigem Bedürfnisse; sie lernen Meßkunst in Verbindung mit dem in selbe einschlagenden Zeichnen; sie lernen endlich Zeichnen, und zwar Maschinenzeichnen, Ornamentenzeichnen, Bauzeichnen und freies Handzeichnen, und werden im Schönschreiben geübt. In allen diesen Dingen wird vorzugsweise der künftige Gebrauch vor Augen gehalten, und daher, so weit es nur immer möglich ist, Alles praktisch betrieben, wie es der denkende, vorwärtsschreitende, ein größeres Ziel vor Augen habende Geschäftsmann bedarf. Außer diesem Hauptzwecke hat aber auch die Schule den Nebenzweck, Vorbereitung für die Oberrealschule und das Polytechnikum zu sein, so daß sie als erste Stufe betrachtet werden kann zu jener höheren Gewerbs- und Handels-Fähigkeit, mithin zu Kraft und Macht, in welcher manches Volk, alter und neuer Zeit, vorgeleuchtet hat, und deren Oesterreich so fähig, als würdig ist. Wir dürfen uns bei den gewonnenen Lehrkräften der Hoffnung hingeben, daß der Zweck der Schule erreicht werden, und daß sie bei gewonnener Uebung an Tüchtigkeit und Glanz immer fortschreiten wird. An Ihnen, meine Herren Lehrer, wird es sein, die Ueberzeugung der Behörden, denen die Documente Ihrer wissenschaftlichen Befähigung bei den Competenzgesuchen vorgelegen sind, auch vor den gesammten Bewohnern des Landes zu rechtfertigen. Ich erwarte mit Gewißheit den Augenblick und freue mich darauf. Ich wiederhole den Dank, den der Herr Statthalter ausgesprochen hat, an die Gemeinde von Linz, an die Herren Stände Oberösterreichs und an Se. Majestät, unseren glorreichsten Kaiser, der mit landesväterlicher Vorsorge diese Anstalten im ganzen Reiche einzurichten befohlen hat. Zum Schlusse wende ich mich an den Höchsten aller Herren, zu Gott, und bitte um seinen Segen zum Gedeihen und Fortkommen der neugegründeten Anstalt.

Einleitende Worte
[für die Monatsschrift „Die deutsche Volksschule“].

Zum Beginne eines neuen Unternehmens, wodurch alle Freunde der Volksschule unseres Kronlandes zum Austausche ihrer Gedanken und Meinungen verbunden werden sollen, und dem wir jeden Segen und jedes Gedeihen wünschen, und auf den Wunsch der Redaction sei es mir gegönnt, einige einleitende Worte zu sprechen. Es haben wohl zu allen Zeiten edle Männer und Kinderfreunde über die Volksschule gesprochen und haben sich derselben im Stillen und ohne Anspruch zugewendet, aber in neuerer Zeit ist eine wahrhafte Fluth von Reden und Schriften über die Volksschule herein gebrochen, Manche haben plötzlich, was die Nachdenkenden wohl längst wußten, die Wichtigkeit derselben entdeckt, haben Vorschläge über Vorschläge zu ihrer Verbesserung ergehen lassen und hätten sie, wenn menschliche Verhältnisse nicht mächtiger, als menschliche Phantasien, wären, zu Tode verbessert, wie Staatsmänner, die über Nacht ihren Beruf lernen, den Staat schnell bis zu seinem Untergange vervollkommnen; Andere haben über die Schulen den Stab gebrochen und sie für eitle und nichtsnutze Spielereien erklärt. Die Ersten sagen: „Wir müssen umfassende Schulen anlegen, die gesammte Masse der Menschheit muß gründlich unterrichtet werden, die Wissenschaft darf kein Sondergut mehr sein, alle Menschen müssen auf das Maß der Bildung gehoben werden, auf dem jetzt die

Gebildetsten stehen, dann wird die Welt ihrer Bestimmung zugeführt werden, das Böse wird verschwinden, Arbeitsamkeit, Glück und Wohlstand wird sich verbreiten, und jeder Mensch wird wahrhaft als Gottes Ebenbild leben
5 können." Die Andern sagen: „Was hat die Schule bisher genützt? hat sie die Verbrechen verhindert, hat sie nur den Leichtsinn, die Trägheit, die Arbeitsscheu abgehalten, wodurch die Menschen sich elend und zu Bettlern machen? hat sie die Menschen verständig gemacht, oder sind sie so
10 thöricht, wie immer, und allen Gaukeleien und Verführungen zugänglich, wie zu allen Zeiten? oder hält das in der Schule Gelernte auch nur einige Jahre an, oder ist es vielmehr schon gänzlich vergessen, ehe der Knabe in das Mannesalter tritt? Die wahre Schule ist das Leben selber,
15 und ohne sie bleiben die Menschen fast Thiere, die sich in der Aufregung selber angreifen und vertilgen." Wie so oft, dürfte auch hier, wie mich eine vieljährige Schulerfahrung und der Umgang mit Kindern gelehrt hat, die Wahrheit in der Mitte liegen. Beide Theile haben Recht und Un-
20 recht. Wer Menschen kennt, Der lächelt über den Entwurf, die höchste Bildung allen zu geben und die gesammte Masse der Menschheit zur Vollendung der Einsicht, der Tugend und des Glückes zu führen. Zu diesem Ziele führt Gottes unerforschlicher Rathschluß die vereinigte Menschheit, die
25 vergangenen Jahrtausende der Geschichte und die unzählbaren künftigen Jahrtausende derselben sind die Schule dazu, aber sie sind, um mit Schulmännern zu reden, nur die Anfangsklasse, die oberen Klassen folgen erst im Jenseits nach. Wenn nun auch die Schule die Erreichung des großen
30 Menschheitszweckes nicht allein für sich schon zu verwirklichen vermag, so ist sie in Verbindung mit anderen Kräften des Lebens doch eine mächtige Mithilfe dazu. Sie bringt Kenntnisse, die man im Leben braucht, und die den Verstand

aufhellen und tüchtiger machen, sie bringt Erziehung, die das Herz veredelt und zu Anstand und Sitte leitet, sie ist also ein Wegweiser und ein Führer auf einem Theile des Lebensweges. Aber könnten Das nicht Eltern und Vormünder selber an ihren Kindern und Schutzbefohlenen thun? So wie Jeder für sich innerlich die höchste Religion haben und sie für sich auch äußerlich ausüben kann, dennoch aber der große Verein der Kirche sich gebildet hat, um die Einheit des Lehrbegriffes fest zu halten und Einigkeit des Glaubens zu erzielen; so wie Männer ihre Lebenszeit der Aufgabe der heiligen Religion widmen, um andere gründlich zu belehren und ihnen die Segnungen derselben zu ertheilen, und auf diese Weise eine gemeinschaftliche, erbauende Gottesverehrung erreicht wird, und der Baum des Christenthums in die Jahrtausende hinein grünt und blühet: eben so bildete sich auch eine Anstalt für Lehre von Kenntnissen und für Erziehung zur Sitte, nämlich die Schule. Männer machen es sich zur Lebensaufgabe, sich die Befähigung hiezu zu erwerben, sie widmen sich mit Hingebung dem Berufe des Lehrens, sie setzen sich in Verbindung mit ausgezeichneten Menschen, die Treffliches über Schule und Erziehung gesagt und geschrieben haben, um so an vielen Kindern in Vereinigung, in Einheit und gegenseitiger Erbauung Das zu wirken, was Eltern und Vormünder zu wirken oft nicht die Fähigkeit, oft nicht die Zeit haben. Der Staat, die Ordnungsidee der Menschheit, setzt der Schule sein Siegel auf. Dieß ist die Bestimmung, Dieß die Würde der Schule. Sie ist nach der Kirche das wichtigste Gut. Es stehen ihr große Schwierigkeiten entgegen in dem Leichtsinne und Unverstande der Menschen, in Armuth, in Klima und beschwerlichen Wegen und endlich in der kurzen Zeit, und noch dazu kindischsten Zeit, die viele Menschen nur dem Schulgehen zuwenden können; aber, wenn

alle Umstände klug benützt werden, wenn jene Kenntnisse beigebracht werden, die bei der gegenwärtigen Weltlage Jeder, auch der Niederste bedarf, wenn hierin der Stufengang von Niederem zu Höherem gehörig befolgt wird, wenn auf Zucht, Ordnung und Sitte gesehen wird, dann werden die Früchte der Schule nicht fehlen. Wenn Viele Das vergessen, was sie in der Schule gelernt haben, so werden noch mehrere es sich merken, es benützen und auf der in der Schule angedeuteten Bahn vorwärts gehen; wenn trotz der Schule noch Verbrechen, Laster und Leichtsinn vorhanden sind, so werden sie durch die Schule gewiß vermindert, und wenn die Kirche ihre Segnungen verbreitet, und wenn andere heilbringende Anstalten auch noch mitwirken, so werden wir gewiß im Vereine der Kräfte einen Theil jenes Zieles verwirklichen, zu dem uns Gott in der Zeit und Ewigkeit hinführt. Lasset uns daher freudig Hand anlegen trotz der Hindernisse und Ungunst, die zu überwinden sind, oder die verschwinden werden; es ist ja der schönste Beruf, Kinder, diese Knospen der Menschheit, zu entwickeln. Jeder edle Mensch ist immer auch ein Kinderfreund, und von ihm, der uns überall als ein Muster vorleuchtet, erzählt ja die heilige Geschichte auch, daß er ein Kinderfreund gewesen sei.

Möge dieses Allgemeine über die Schule als Einleitung des obderennsischen Schulblattes nicht zu viel sein, und mögen wir uns auf diesem Raume zu gegenseitiger Belehrung über Einzelnes öfter begegnen, daß wir einerseits immer Höheres anstreben, andrerseits aber über diesem Streben auch das nothwendige Niedrere nicht verabsäumen.

Zum Schlusse bitte ich, daß der Gruß, den ich hiemit allen Lesern dieses Blattes sende, eben so freundlich aufgenommen werde, als er freundlich gegeben ist.

[Patriotische Feier in Linz.]

Linz, 13. März 1853. Als vor zwanzig und mehr Jahren die großen Versuche über Elektricität gemacht wurden, da waren es wenige Männer, die weissagten, daß diese Macht ein großes Beförderungsmittel von Botschaften werden würde; die Andern zweifelten und meinten, daß es nur Gegenstand der Schule sein könne; dennoch steht die Sache heute fertig da: der Mensch hat sich den Blitz dienstbar gemacht, daß er lautlos und friedlich auf dem schmalen Wege eines Drahtes fortläuft und die mitgegebene Nachricht überbringt. Alle furchtbaren Eigenschaften, die die Menschen an ihm sehen, wenn er vom Himmel fährt, hat er, außer der Schnelligkeit, verloren. Diese aber ist größer, als alle Menschen ahnen konnten, und so groß, wie es unser Verstand nicht fassen würde, wenn sie nicht da wäre. Mit ihr durchzuckt er in einem Augenblicke einen Welttheil und erregt an einem Punkte Zeichen, die Das sagen, was man von einem Hunderte von Meilen entfernten Orte aus sagen wollte. So trägt er die Maßregel des Krieges in die entfernten Heerlager, so eilt er dem mit den Flügeln des Dampfes beschwingten Verbrecher vor und macht, daß er weit von dem Orte seiner Unthat ergriffen wird, und so breitet er auch die Segensbotschaften über die Länder aus. Dieß durchdrang mit dem Aufleuchten der Freude unsere Seele, da wir vorgestern Nachmittags an den Mauern unserer Stadt lesen konnten, daß Se. k. k. apostolische Majestät, unser wiedergeschenkter Kaiser, des folgenden Tages um zehn Uhr in die alte, ehrwürdige Stephanskirche

fahren und dort Gott, seinem Retter danken werde. Es gibt keinen einzigen Menschen in dem ganzen weiten Reiche Oesterreich, gut oder böse, hoch oder niedrig, der nicht in diesen Tagen an den Kaiser gedacht, von dem Kaiser ge-
5 sprochen hätte — diesen Allen kam die Nachricht zu und beglückte die Guten und muß die Bösen, wenn es deren noch gäbe, bekehren. Man mußte denken: Das tragen in diesem Augenblicke die Mauern aller größeren Städte der Monarchie an sich, und von ihnen geht die Kunde, wie auf
10 Strahlen eines Sternes, in die Länder und trifft die Herzen. Als am andern Tage um 10 Uhr das feierliche Hochamt des Dankes gehalten wurde, als die Glocke der Wandlung klang, und in der lautlosen Kirchenstille die Hände an die Brust klopften: so geschah Das wahrscheinlich in derselben
15 Zeit in allen Theilen des Reiches. Das weitgedehnte Kaiserthum war, wie ein einziger Opferaltar, von dem in derselben Stunde die Gebete, wie ein unsichtbarer Weihrauch, zu dem Himmel stiegen — und dieser Gedanke hatte etwas so Großes, daß sein Inhalt kaum weniger ein Wunder des
20 allmächtigen Gottes ist, als es ein Wunder war, wodurch er die Folgen eines Verbrechens vereitelte, das so verworfen ist, daß keine Zeit, kein Raum, keine Meinung besteht, die es nicht dem Abscheu und der Verdammung übergibt. Nur von wessen Herzen sich das Auge Gottes weggewendet hat,
25 oder eigentlich, wer selber sein Herz von dem liebenden Auge Gottes abwendet, Der begeht Verbrechen, und das schwerste ist, in dem geheiligten Haupte eines Volkes das Volk zu morden, es ist der Vatermord in der entsetzlichsten Gestalt.

Als am Abende die unzählbaren Lichter und Lämpchen
30 unserer Stadt entbrannten — wie es ein Jahrtausende altes Zeichen ist, daß der Mensch seine Freude, seine Verehrung, seinen Dank und seine Andacht durch den kräftigsten und sanftesten Reiz, durch den Glanz des holden Lichtes,

ausdrückt — als die Tausende von Lichtern brannten: so war es wieder dieselbe Stunde, in der in den Hunderten von Städten die Funken sachte entglimmten, bis die Städte, wie Feuerinseln, in dem Lande standen, von denen jetzt der Dank und die Freude, so wie Vormittags in Worten der Andacht, im Scheine des Lichtes zu dem Himmel empor stieg und empor flammte, welcher wahrscheinlich wie bei uns mit Sternen bedeckt über dem weiten Reiche stand. Alle diese Feuer wurden von dem Feuer entzündet, das lichtlos in der feinen Eisenstraße seine Botschaft brachte. Die Gemeinschaft des Wortes- und Feuerdankes macht das Reich zu einer Familie, in der der Vater in jedem Augenblicke zu allen Kindern reden kann. Das fühlen die Entfernteren mit tiefer Freude. Wenn wir nun auch das Feuermeer, das gestern in Wien gelodert haben wird, in dem die größeren Städte alle, wie funkelnde Diamanten, geglänzt haben werden, mit unseren Blicken nicht erreichen können, wenn auch unsere Einbildungskraft nicht hinreicht, uns das Schauspiel malen zu können, so dürfen wir doch sagen, was unsere Stadt gethan hat, da unser reizendes Ländchen nicht zu den untersten gehört, indem er so gerne in seinen Bergen verweilt hat, und da es nicht das letzte in Liebe und Treue ist, weil aus ihm die zehnten Jäger entsprossen sind. Nach den unausgesetztesten Anstrengungen der vorhergegangenen Tage erblühte gestern Abends die ganze Stadt in einem Lichtglanze und in einem Strahlenschimmer, wie es seit ihrem Bestande nie der Fall gewesen war, und man begnügte sich nicht mit bloßen Lichtern, sondern in geringsten Wohnungen, wie in höchsten bestrebte man sich, besondern Schmuck und besondere Zierde anzubringen. Was dem Tage seine größte Weihe gab, und was gerade das Zeichen der Innigkeit der Gefühle war, bestand darin, daß die Empfindungen vorzugsweise in religiöser Richtung ihren Ausdruck suchten,

wie ja der Mensch immer, wenn sein Herz mächtig erschüttert ist, seine Zuflucht zu Gott nimmt. So sah man auch auf dem in Lampenschimmer schwimmenden ständischen Theatergebäude in einem Sternenmantel, von einem Feuerrahmen 5 umschlossen, das Bildniß Seiner Majestät, über dessen Haupt ein Engel seine Hände hielt, und auf beiden Seitenflügeln des Baues standen in Fensterbuchstaben von Lampen die Worte: „Sende Deine Engel, und er ist bewahrt." So las man auf dem Hause, in welchem der Herr kommandirende Feld- 10 marschall-Lieutenant Fürst Taxis wohnt, auf schimmernden Lampengrunde mit Lampenbuchstaben in den Fenstern die herrlichen biederen altdeutschen und Soldatenworte: „Herr Gott, wir danken Dir." So sprach sich im Transparente auf dem bischöflichen Palaste die hochwürdige Geistlichkeit 15 aus, so war in „Dem Himmel Dank", „Gott schütze des Kaisers Haupt", „Die Rettung ist ein Unterpfand von Gottes Schutz für Oesterreich", „Franciscus Josephus redonatus populo", „Salvanti et salvato", „Singet dem Herrn ein Loblied; denn er hat Wunder gethan", „Dankt nun Alt und 20 Jung im Kaiserstaat Dem, der ihn geschützt mit starker Hand", „Oculus Dei mire invigilat Caesari", und in zahlreichen anderen Aeußerungen, die oft die unbedeutendsten Fenster und zuweilen in rührender Unbeholfenheit brachten, dieselbe Empfindung des Religiösen sichtbar. Daran reihte sich eine 25 Erscheinung, die auch sehr zahlreich vorkam, nämlich das Bild des Kaisers irgendwie geschmückt, geehrt und beleuchtet in die Fenster gestellt, dann sein Name entweder ganz, in Lampenfeuer oder Transparent, oder sein Namenszug mit Zierden und Kronen in Lampen transparent brillantirt, oft 30 mit sinnigen Sprüchen und Gedichten. Prachtvoll war das Landhaus, der Thurm stand mit einem Meisterstücke von Beleuchtungskunst in dem Nachthimmel und trug auf höchster Höhe noch weit in's Land sichtbar die Riesenbuchstaben F. J.

In herrlichem Schimmer stand auf dem Hauptplatze das Rathhaus und die Wache, so-wie zahlreiche Privathäuser. Und so wetteiferten noch Bezirkshauptmannschaft, Realschule, Bezirksgericht, Handelskammer, Gewerbe-Verein, Post, so wie unzählige Private der Landstraße, Herren-Gasse, Promenade und am Donauufer, und endlich die die Stadt umgebenden Punkte Urfahr, Pöstlingberg und Freinberg, ihre Freude würdig und feierlich zu bezeigen. Fünfhundert Fackelträger zogen mit Fahnen durch die Straßen und machten vor dem Gebäude der Statthalterei Halt, und der Männergesangsverein trug Stücke vor. Ergreifend war es, als bei dem Anstimmen der Volkshymne plötzlich sich alle Häupter entblößten. Die Straßen und Plätze waren so von Menschen erfüllt, daß oft die zahlreichen Wägen in's Stocken geriethen und halten mußten. Es muß ein erhabener Anblick gewesen sein, von den umgebenden Anhöhen die Stadt zu betrachten, wie sie gleich einem Spitzengewebe aus zitterndem Lichte in der dunklen Landschaft lag und nach und nach im Fortschreiten der Nacht erlosch, während die Sichel des Mondes das feine weiße Licht über den westlichen Höhen der Stadt und über dem Donaustrome hielt.

Und so schließen wir diese Worte, die aus dem tiefsten Herzen kamen, mit der Bitte, Gott möge das Gebet von Millionen erhören und unsern Kaiser nach diesem unheilvollen Tage noch recht lange, lange leben lassen, den Kaiser, der sich nach so kurzer Zeit die Liebe aller seiner Völker erworben hat, der nach so kurzer Zeit die Hoffnungen aller Staatsbürger zu erwecken wußte, und mit dem nach dieser Unthat alle Herzen nur noch fester durch die Bande der Liebe und Treue verbunden sind, daß das Licht von Ehre, Wohlfahrt, Macht und Herrlichkeit von Oesterreich und seinem Hause immer heller leuchte und seine Bewohner mit Stolz und seine Feinde mit Zagen fülle.

[Vorbereitungen zum Empfange der Braut des Kaisers.]

Oesterreich. Linz, 9. April. Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Elisabeth in Bayern, Braut Se Majestät unsers Kaisers, wird am 21. dieses Monats, von Passau zu Schiffe kommend, in Linz landen und hier Nachtruhe halten. Daß 5 gerade unsere Stadt es ist, in welcher die hohe Braut auf ihrem Brautzug den ersten Tritt auf österreichischen Boden thut, erfüllt hier Alles mit freudiger Bewegung. In allen Kreisen, von den höchsten Behörden bis zu dem Bewohner des kleinsten Stübchens herab, wird in unserer Stadt zum 10 Empfang gerüstet. Nach den Anstalten zu schließen, wird der Schmuck der Hauptstadt Oberösterreichs Alles übertreffen, was man hier in dieser Art je gesehen hat. Aber auch in dem Lande oberhalb Linz wird die liebenswürdige Braut Gelegenheit haben zu bemerken, mit welch innigem und 15 freudigem Herzen man ihr Nahen begrüßt. Ein geschmückter Dampfer wird mit Abgeordneten aller Stände bis Passau zum ehrfurchtsvollsten Gruß entgegenfahren. Der Markt Aschach, wo die Donau aus den Bergen zuerst in das offen liegende, fröhliche Land herausströmt, beabsichtigt, 20 einen hohen Festbogen über die Donau zu spannen, die Bewohner beider an den Strom grenzenden Landestheile schicken sich an, an die Ufer zu kommen, und so wird der Zug durch geschmückte Menschen, Blumen, Festgewinde, Kränze, Fahnen und Glockengeläute einem Triumphzug 25 gleichen.

[Der Empfang der Braut des Kaisers.]

Oesterreich. Linz, 23. April. Herzogin Elisabeth hat vorgestern um 6 Uhr Abends, zu Schiffe von Bayern kommend, in Linz, der Hauptstadt Oberösterreichs, zuerst auf ihrem Einzug in die Monarchie den Boden Oesterreichs betreten. Wie vorauszusehen, glich in der That ihre Fahrt einem Triumphzug. Auf beiden Ufern des österreichischen Bodens wehten Fahnen, waren Festgewinde oder andere Verzierungen angebracht, und standen Menschenmengen, besonders festlich gekleidete Kinder mit ihrem Pfarrer an der Spitze, die Vorüberfahrende zu begrüßen. Selbst landeinwärts gelegene Orte bauten an den nächstgelegenen Uferstellen irgend ein Willkommenszeichen auf. Die Stadt Linz selber, die zur Nachtruhe der Prinzessin Braut bestimmt war, hatte sich fast buchstäblich bedeckt mit Fahnen, Kränzen, Festgewinden und Blumen. Vorzüglich letztere, als freundlichste Zeichen der Brautschaft, waren als wirkliche und künstliche in einer ungemeinen Fülle vorhanden. Die Landbevölkerung war in die Stadt gekommen, und schon am Morgen bewegte sich eine hier selten gesehene Volksmenge durch die Gassen, und auf allen Angesichtern war theilnehmende Erwartung zu lesen. Um 1 Uhr verbreitete sich die Nachricht, Se. Majestät der Kaiser sei angekommen und werde seine liebliche Braut am Ufer empfangen. Der Drang zum Landungsplatze wurde nun noch größer, und so harrte die dichtgedrängte

Menge stundenlang der Ankunft des Schiffs entgegen. Nach 5 Uhr erschien in der That Se. Majestät der Kaiser auf dem Landungsplatz und wurde mit brausendem Jubel empfangen. Er verfügte sich unter den dort aufgebauten 5 Pavillon und wartete auf die Ankunft des Schiffs. Als Dasselbe reich geschmückt die Donau herabfuhr, erhob sich tausendstimmiger Zuruf, die Glocken läuteten, Musik ertönte, und von den Bergen und den zahlreich an den Ufern liegenden Schiffen krachten die Geschütze. Aber in die größte 10 Freude, ja in eine solche Rührung, daß aus unzähligen Augen die Thränen hervorbrachen, wurde die allgemeine Stimmung versetzt, als der Kaiser vor Ungeduld kaum die Legung der Brücke erwartete, sondern gleich über das erste Brett in das Schiff sprang und seine Braut vor den 15 Augen seines Volks auf das Herzlichste begrüßte und küßte. Die höchsten Civil- und Militärbehörden, der Gemeinderath so wie eine Schaar weiß gekleideter Mädchen empfingen hierauf die Braut, der von einem der Mädchen ein Gruß gesagt und ein Kranz gereicht wurde. Der Ge- 20 meindevorstand empfing die erlauchte Einkehrende unter dem Stadtthor mit einer Rede. Unter beständigem Jubel und Schwenken der Taschentücher bewegte sich nun der Zug durch die Stadt in das sogenannte Landhaus, das die allerhöchsten Gäste beherbergen sollte. Nach 7 Uhr war 25 festliches Theater, welches von Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzog Max und Sr. k. Hoheit dem Herzog Ludwig besucht wurde. Mittlerweile entwickelte sich in der Stadt eine Beleuchtung, die reicher und großartiger war, als wir sie je hier gesehen. Es ist unmöglich, die Einzelheiten auf- 30 zuzählen, aber des herrlich schimmernden Theatergebäudes, des Rathhauses und des Marktbrunnens müssen wir Erwähnung thun. Ein Fackelzug und eine Abendmusik wurde von den höchsten Herrschaften, nachdem sie die Beleuchtung

besichtigt, aus den Fenstern des Landhauses entgegengenommen.

Nach 4 Uhr Morgens fuhr Se. Majestät mit dem Dampfboot „Austria“ nach Wien. Um 8 Uhr verließ uns die hohe Braut auf dem herrlichen und reich gezierten Dampfer „Franz Joseph“, der ausnahmsweise zu diesem Zweck in unsere obern Gewässer gesendet worden war. Drei Schiffe, mit Abgeordneten, Sängern und Volk gefüllt, geleiteten das Brautschiff. Wie der Empfang, geschah der Abschied unter einem Pavillon. Das versammelte Volk geleitete das Schiff mit freudigsten Zurufen. Die hohe Braut antwortete dem tausendfältigen Schwenken von Taschentüchern sichtbar gerührt mit freundlichstem, herzlichstem Wehen des ihrigen. In der That, die Liebenswürdigkeit gewann die Herzen dergestalt, daß wohl selten einer Braut so vom Grund des Herzens viele tausend Segenswünsche nachgerufen worden sind, als dieser. Der Kaiser war über den Empfang so erfreut, daß er durch den Herrn Statthalter dem Gemeindevorstand seine Anerkennung aussprechen ließ. Den Armen wies er 2000 fl. an. Möge der Segen so reich auf dieser Verbindung ruhen, als er von dem Volke erfleht wird!

Rede.

Vorgetragen von Adalbert Stifter, k. k. Schulrath und Volks-Schulen-Inspector bei Gelegenheit der feierlichen Eröffnung des Schullehrer-Seminärs in Linz.

Die religiöse und sittliche Bedeutung dieses Hauses ist schon so erschöpfend hervor gehoben worden, daß es anmaßend von mir wäre, hierüber noch etwas zu sagen. Ich will nur einige Worte in Hinsicht des weltlichen
5 Unterrichtes sprechen. Jedes Ding, selbst das einfachste, kann von der rechten oder unrechten Seite angefaßt werden und wird am öftesten von der rechten angefaßt, wenn man überhaupt eine Gelenkigkeit des Geistes hat, die Zwecke der Dinge zu erfassen und ihre Bedeutung zu erkennen.
10 Dieß gilt von dem Unterrichte in besonderem Maße, und wenn es auch der Unterricht in Dingen so einfacher Art ist, wie ihn die Landbewohner, die ich hier vorzüglich im Auge habe (denn die andern bekommen meist noch einen weitern Unterricht, als den der Volksschule) brauchen.
15 Wenn der Lehrer nur so viel kann, als er lehren soll, und seine Art auf lebende Wesen anwendet, wird sie nur in dem einzelnen Falle passen, als sie eben zufällig einem Kinde gemäß ist, in jedem andern Falle wird der Lehrer mehr zu sich, als zu den Kindern reden. Er soll daher
20 seinem Geiste durch Bildung jene Beweglichkeit geben, die Natur der verschiedensten Kinder, die mit mannigfaltigen,

aber geringen Vorbegriffen, oft nicht einmal der Sprache mächtig, in die Schule kommen, erkennen, um sie dieser Natur gemäß behandeln zu können, er soll seinem Herzen jene Entwickelung zu erringen suchen, sich in die Herzen der Kinder versenken, um sie von diesem Herzen aus erziehen zu können. Dazu geben außer der religiösen und sittlichen Erziehung die Wissenschaften den Weg. Ich rathe daher den Zöglingen dieses Hauses aus Erfahrung und dringend an, sich außer ihren Fächern noch die allgemeinsten, aber zusammenhängenden Kenntnisse der Natur in Naturgeschichte und Naturlehre, dann der menschlichen Seele in Seelenlehre, und endlich des menschlichen Geschlechtes in Geschichte anzueignen. Dieses Haus gibt die beste Gelegenheit, das Maß dieser Erkenntnisse und ihre Erwerbungsart am wirksamsten und sichersten zurecht zu stellen, da Ihr Herr Director, als in diesen Wissenschaften bewandert, Ihnen an die Hand gehen wird, Bücher und Erlernungsweise zu regeln. Eine geordnete, wenn auch übrigens nur allgemeine wissenschaftliche Bildung bringt außer dem obgenannten Vortheile noch einen andern, sie bewahrt vor der weltlichen Hoffart des Wissens, die ich oft beobachtete, und stets an Jenen, die nur ein sehr einseitiges und kleines Wissen hatten, weil sie, die eben das Feld des Wissens nicht überschauen können, einen großen Schatz zu haben meinen, während der wahrhaft wissenschaftliche Mann immer demüthig ist, weil er den Wissensschauplatz übersieht und sieht, wie unermeßlich groß das Feld noch ist, das der menschliche Geist noch nicht kennt, und wie klein das, das er überhaupt kennt, und wie noch kleiner das des Einzelnen. Zu solcher bescheidenen Einsicht gelangt man aber immer nur durch geregelte, wenn auch nicht in den ganzen Umfang einer Wissenschaft passende Erlernungsweise. Es wird mich, der ich derzeit beauftragt bin, über den Fort-

gang des weltlichen Unterrichtes in den Volksschulen dieses Landes meinen Vorgesetzten zu berichten, sehr freuen, wenn ich einmal Sie, die ersten Söhne dieses Hauses, in dem Lande wirksam finden und aus dem Munde Ihrer Vorgesetzten, der Herren Dechante und Pfarrer die Nachricht zurückbringen kann, daß schon die ersten Früchte dieses Hauses ausgezeichnetere und Gutes fördernde geworden sind.

Kirche und Schule.

I.

Wenn man mit Aufmerksamkeit das Thun und Treiben des Menschengeschlechtes betrachtet, so wird man mit Betrübniß sehen, daß das Gute und Sittlichschöne aus dem inneren Leben, daß Gemeinsinn und Liebe für die Gesammtheit immer mehr zu verschwinden droht. Ja schon sind die Zeichen vorhanden, welche auf den Verfall der Völker in sittlicher Beziehung hinzudeuten scheinen; und wer die Geschichte des alten römischen Reiches und den Untergang desselben lies't, wird gewiß einige Merkmale finden, mit welchen die Zeichen unserer Zeit große Aehnlichkeit haben.

Ich will die Mittel angeben, welche mir geeignet scheinen, dem Uebel abzuhelfen und uns wieder auf eine bessere Bahn zu bringen. Diese Mittel helfen aber nur, wenn wir selber den ernstlichen Willen haben, uns helfen zu lassen, und wenn wir unsere Krankheit einsehen; denn nichts ist schwerer einzusehen, als wenn wir von der sittlichen Kraft verlassen worden sind und auf dem Wege des Genusses und Wohllebens fortgehen.

Es ist selber schon eine halbe Tugend, zu wissen, daß uns Tugend Noth thut.

Das erste und oberste Mittel ist: daß jeder Einzelne sich auf das Strengste bemüht, in sein Leben Mäßigung im Genusse, Ordnung in jeder Handlungsweise und Rechtschaffen-

heit im Umgang mit Andern zu bringen. Hiemit verbinde er die Kenntnisse, die ihm in seinem Kreise nothwendig sind.

Thut jeder Einzelne Das, dann werden wir Alle Achtung verdienen, werden uns nie zum Verderben hinreißen lassen, werden fest zusammen halten; denn die Guten haben immer vereinte Kraft und werden so das Wohl Aller viel fester gründen, als wenn Jeder ohne Grenze Dem nachgeht, was er für seinen Vortheil hält, und wodurch er das gemeinschaftliche Wohl und damit auch sein eigenes in Gefahr bringt.

Aber es ist leichter gesagt: Sei tugendhaft, als gethan, denn Tausende wissen nicht einmal anzufangen. Darum müssen alle die Mittelwege, welche den Menschen *anleiten* und ihm das Gute *angewöhnen* und ihm die *Kenntnisse beibringen*, eingeschlagen werden.

Die zwei Hauptmittelwege sind *Kirche* und *Schule*.

Die Kirche gibt dem Menschen das heilige Gut der Religion, das Beste, was die Erde hat, oder eigentlich den Himmel, der auf die Erde gekommen ist. Aus Religion folgt Tugend von selber und alle Wege, die zu Ordnung und Recht führen. Daher ist ein religiöses Gemüth nicht nur das *Heil des Einzelnen*, sondern es führt auch zum *Wohle Aller*. Unsere gesammte Priesterschaft hat daher den heiligen Beruf, durch die eindringendste Lehre und *namentlich* durch das edelste Beispiel die echte Religiosität zu begründen und zu verbreiten. Ich wiederhole es: *durch Beispiel*; denn bei allen Menschen, insbesondere die der Erhebung erst bedürfen, steht das Beispiel hoch über der Lehre. Das Beispiel macht die Lehre lebendig, anschaulich und führt unwiderstehlich zur Nachahmung: während die Lehre ohne Beispiel oder gar mit entgegengesetztem Beispiel ein Korn ist, das keinen Fruchthalm treibt; oder ein Samen, aus dem das Unkraut keimt.

Wie in der Kirche die Erwachsenen belehrt und gebessert

werden, so werden in der Schule die Kinder *unterrichtet* und *erzogen*. Ich glaube, es ist die erste und heiligste Pflicht des Staates, daß er die Menschen zu eigentlichen Menschen mache; Dieß thut aber nur *Unterricht* und *Erziehung*. Ohne diesen bleibt oder wird die Menschheit verwildert und zerstört sich selbst. Es sollen in dem Staate Schulen in allen Abstufungen sein, wo die Dinge gelehrt werden, die alle Stände bedürfen, von dem Einfachsten bis zu dem Zusammengesetztesten.

In allen Schulen müssen nebstbei auch die Dinge, die den Menschen veredeln und heben, in die Herzen der Kinder gebracht werden. Hiezu muß ein Lehrerstand gebildet und ernährt werden, der unterrichtet, edel, gemäßigt und weise ist.

Jeder Einzelne wird bald die guten Früchte einsehen, wird nicht nur gern seine Kinder in die Schule schicken, sondern wird mit Freuden Rath, That und Beistand spenden, daß die Schulen erhalten und noch immer verbessert werden können.

Diese zwei Mittel, *Kirche* und *Schule* sind die höchsten; aber es gibt noch andere, die in Gemeinden, Zünften, Körperschaften, Ständen liegen, und von denen ich ein andermal sprechen werde.

Der Verfall der Sittlichkeit der menschlichen Gesellschaft ist das Uebel unserer Zeit. Diesem muß abgeholfen werden. Alles Andere, was unsere Zeit bewegt und erschüttert, sind Zeichen dieses Uebels; sie werden in der Gegenwart überwunden werden und werden in der Zukunft verschwinden, wenn das Hauptübel selber verschwindet.

II.

Außer der immer steigenden Genußsucht, welche die Menschen von einander absondert, für das Gemeinwohl

unempfindlich macht und sie in Habsucht und Weichlichkeit stürzt, ist ein trauriges Zeichen unserer Zeit die Abnahme der Religion. Dieß hängt freilich wieder mit der Unterhaltungssucht zusammen. Wessen Sinnen und Trachten
5 immer dahin geht, seinem Körper Lustbarkeiten und Ergötzungen zu verschaffen, Der kann auf das Höhere und das Ueberirdische keinen Blick werfen. Es ist aber auch ein natürliches Ding, daß der Mensch, der einfach und mäßig lebt, der nicht immer auf Erheiterung seines Körpers denkt,
10 Zeit und Muße hat, seine Seele auf das Höhere zu richten. Es kommt die Ahnung von Gott in sein Herz, er betrachtet die göttlichen Werke, bewundert die unermeßliche Schönheit und Wohlthätigkeit derselben, und es kommen Gefühle der Anbetung und Verehrung in seine Seele, es kommen Gefühle
15 der Liebe für alle Geschöpfe, besonders für seine Mitmenschen. Er ist gut, wohlthätig, freundlich; er betrachtet Güter nicht als Dinge zum Genusse, sondern als Mittel, Gutes zu thun, und scheidet endlich gerne von ihnen in ein anderes Leben, da er weiß, daß er doch all Das, was ihn hier umgeben hat,
20 zurücklassen muß. Das ist die Religion des einfachen Naturmenschen, und diese übt er aus. Aber zur allgemeinen Erhebung, zu gegenseitiger Stärkung und Bekräftigung in allem Göttlichen dient die gemeinschaftliche Gottesverehrung und der gemeinschaftliche Gottesdienst, der alle Glieder als Ge-
25 schöpfe Gottes in Anbetung zu ihm und als Brüder in Liebe zu einander vereinigt.

Welches Volk in aufrichtiger Verehrung des allmächtigen Gottes vereinigt ist, Das ist stark, gut, edel, treu, mäßig, gerecht, hilft überall dem Unglücke ab, strebt nicht nach dem
30 Nutzen eines einzelnen Menschen, einer einzelnen Stadt, sondern nach dem Aller, und wenn ein äußerer Feind kömmt, steht es felsenfest zusammen und errettet seine Kirchen, seine Häuser, seine Weiber, seine Kinder, seine Greise von dem Ver-

derben und schützt seine Gesetze und inneren Einrichtungen, die ihm Halt und Dauer verleihen.

Welches Volk aber zur Pflege der Lüste seines Körpers herabsinkt, Das geht auseinander; Jeder sucht sein Vergnügen, wo er es findet, er denkt nicht an den Nachbar, er übervortheilt ihn, weil er Genußmittel braucht, er sucht nur sich oder höchstens seiner Stadt Gutes zuzuwenden, und wenn ein Feind hereinbricht, erschrickt er, ist feig, hat nicht den Muth, sich zu opfern, sondern unterwirft sich, um nur sich selber und seine Genüsse zu retten.

In unsern Zeiten ist die Religion bedeutend gesunken; am meisten in großen Städten, wo man dem Menschen, gemeinen und hohen, alle Wege und Mittel der Lust und der Schwelgerei und der Ausschweifung an die Hand gibt und ihn verdirbt. Oft nicht einmal mehr die äußere Gottesverehrung ohne inneres Gefühl ist vorhanden; man hält es für Bildung, sich um Gott und um göttliche Dinge nicht zu bekümmern. Oefter ist nur die Ausübung der Gebräuche und Zeremonien da, ohne die innere Tugend und Frömmigkeit. Wohin soll da die Welt kommen? Ist Religion nicht das Heiligste, was die Menschen haben? Wer hat hier einzugreifen?

In Verbindung mit unserer Genußsucht und dem Verfalle der Religion zeigen sich auch im gewöhnlichen Verkehre des Lebens solche Zeichen, welche errathen lassen, wie sehr die Gesellschaft der Menschen von der Sitte und dem Rechte abweiche.

Seit einer Reihe von Jahren habe ich die gewöhnlichen Beschäftigungen der Menschen beobachtet, wodurch sie sich den Lebensunterhalt verschaffen, und wodurch sie die Sitten, den Umgang und den gebräuchlichen Verkehr herstellen. Da sind nun zwei Hauptbeschäftigungen: der Ackerbau und die Gewerbe. Im Ackerbaue sind noch am meisten die gesunden,

einfachen Sitten geblieben, wodurch die Menschen glücklich werden und den Staat fest und dauernd machen. Nicht, als ob nicht da auch Mängel und Gebrechen in den Sitten und in der Lebensweise wären, namentlich in der Nähe großer Städte; 5 aber sie haben sich noch nicht auf das Wohl und Wehe des ganzen Staates erstreckt und werden gewiß verschwinden, so wie die andern Glieder der menschlichen Gesellschaft sich gebessert haben. Aber in den Gewerben, vorzüglich in den höheren, und in großen Städten, da sieht es anders aus. 10 Wer den Gang seit vielen Jahren beobachtet, Der sieht, daß Das, was man Geschäftsehre nennt, immer mehr und mehr zu verschwinden beginnt. Unter Geschäftsehre aber verstehe ich ein solches Verfahren, vermöge dessen der Geschäftsmann mit dem einfachen, natürlichen Gewinne vorlieb nimmt, der 15 ihn und die Seinigen nährt, der bei ordentlichem Betriebe ihn nach und nach wohlhabend und für das Alter sorgenfrei macht, und der auch noch andere Menschen neben sich bestehen und leben läßt. Hauptsächlich aber wird der Mann, der auf Geschäftsehre hält, sich es als einen Vorzug und Stolz an- 20 rechnen, immer die besten Waaren zu haben und Alles streng- stens zu vermeiden, was wie Uebervortheilung oder gar wie Betrug aussieht oder es ist. In dem Hause eines solchen Mannes sieht es sehr einfach bürgerlich, obwohl behaglich und wohlhabend aus; er setzt einen Stolz in seine Bürger- 25 ehre und würde es für eine Schande erachten, in seinem Hause die Sitten und den Glanz der Vornehmen darstellen zu wollen. Die freie Zeit bringt er gerne im Schooße seiner Familie zu, in seinem Garten, auf seinem Felde, in seiner Familienstube. Ja, mich schauen recht rührend die steinernen Bänkchen an, 30 die man noch an Häusern von alter Zeit her trifft, und auf welchen der Geschäftsmann seine Feierabendstunde zuzu- bringen pflegte. Jetzt sitzt höchstens ein Bettelweib auf solchen Bänkchen. Ich habe noch Geschäftsmänner solcher

Art gekannt; aber sie werden leider immer seltener; man strebt nicht mehr, dauerhafte und gute Waare zu machen, noch viel weniger die mühsame und kunstreiche unserer Vorfahren, wozu so viel Liebe gehörte; sondern man sucht nur die Sache aus den Händen zu bringen, sei sie, wie sie sei, wenn sie nur Geld einträgt, wenn nur ein neues Stück zur Bestellung kommt. Im Handel will man schnell reich werden, weil man die Sitten von Vornehmen darstellen will, weil man Aufwand machen, weil man glänzen will, weil man sich in dem schlechtesten Stolze zeigen will, in dem Stolze der Verschwendung. Wie schnell sieht man daher heutzutage in Hauptstädten Unternehmungen entstehen und zu Grunde gehen. Selbst die Lüge, die Uebervortheilung, ja das Betrügen muß helfen, Geld herein zu bringen. Noch sind viele Ausnahmen von solchen leichtsinnigen und gewissenlosen Geschäftsmännern; aber man betrachte nur mit Aufmerksamkeit und selber mit Gewissenhaftigkeit den Gang unserer Dinge, so wird man mit Betrübniß sehen, daß sich die Zahl solcher unedlen Menschen immer mehr und mehr vermehrt, und daß wir, wenn wir so fort gingen, nur in lauteres Jagen nach Geld und nach Genuß hinein kämen, daß Einer den Andern mit schlechten Sachen betrügen würde, und daß Tugend, Ehrenhaftigkeit, Gemeinsinn und Liebe gegen die ganze Menschheit verschwinden würde.

Ich wünsche sehr und auf das Innigste, daß unsere Zeichen nicht in Erfüllung gehen mögen, namentlich, daß wir selber das Unsrige thun, sie wieder in bessere zu verwandeln. Aber vorhanden sind diese Zeichen, und sie sehen denjenigen sehr ähnlich, auf welche in älteren Zeiten immer ein großes Unglück gekommen ist. Damit aber Dieses nicht komme, haben Kirche und Schule thatkräftig einzugreifen. Kirche und Schule sind die beiden Wege, um Das, was da verloren ging, wieder zu erlangen, und Das, was dem Untergange nahe ist, noch zu retten.

[Aufruf zu einer Sammlung von Spenden für die Bewohner des abgebrannten Marktes Friedberg.]

Es sei mir erlaubt, Einiges über den furchtbaren Brand, welcher am 7. d. M. den im südlichen Deutschböhmen liegenden Marktflecken Friedberg in Asche legte, hauptsächlich aus dem Munde von Augenzeugen nachzu-
5 tragen, damit vielleicht Mancher, der geneigt wäre, den Unglücklichen mit einer freundlichen Gabe zu Hilfe zu kommen, nicht nur in die Lage gesetzt werde, von dem Unglück überhaupt Kenntniß zu erhalten, sondern sich auch von der Größe des Elends und der Hilfsbedürftigkeit der
10 Bedrängten zu überzeugen. Durch meine Geburt und mein Heranwachsen in jener Gegend so wie durch oftmaligen Aufenthalt in derselben bin ich einiger Maßen in der Lage, die Verhältnisse der Bewohner beurtheilen zu können. Friedberg liegt auf einem mäßigen Rücken, der sich von West
15 gegen Ost an der Moldau hinzieht. In einem kleinen Häuschen an der Moldau brach ungefähr um 9 Uhr Morgens am 7. August bei starkem Südostwinde Feuer aus. Es waren sogleich Leute bei der Hand und meinten, des Feuers sofort Herr werden zu können. Allein während sie da
20 löschten, trug der Wind die Flammen den Hügel hinan, und es standen Häuser am Markte so wie die Appretur- und Bleichanstalten des Kaufmannes Greipl, die sich auf dem Abhange des Hügels befanden, in Feuer. Mit unbe-

greiflicher Geschwindigkeit griff die Flamme über große Räume, und es brannte fast gleichzeitig an den entgegengesetzten Enden des Ortes. In der daraus entstehenden Verwirrung verlor Alles die Haltung, und es wurde nur an Rettung von Vieh und Habseligkeiten gedacht. In Schnelligkeit war Alles in Rauch und Feuer, man mußte rückwärts aus den Häusern fliehen; denn auf dem sehr geräumigen Marktplatze wäre man vor Hitze des Todes gewesen, herbeieilende Spritzen konnten nicht auf den Platz dringen, und leere Wägen, die in der Mitte desselben standen, verbrannten bis auf das Eisen, ja so groß war die Hitze, daß eiserne Fensterläden sich, wie Papier, bogen und in guten Gewölben bewahrte Sachen sich entzündeten und verbrannten. Gras, Getreide, Bäume sind auf weithin versengt. Vier und fünfzig Häuser sammt Wirthschaftsgebäuden sind verbrannt. Die Kirche, der Pfarrhof, die Schule und einige Häuser im Osten so wie einige im Westen sind verschont geblieben. So heftig wüthete der Brand, daß in den 54 abgebrannten Häusern nicht sechs Wohnungen übrig blieben, sie brannten größtentheils an, selbst Gewölbe und Mauern stürzten ein. Der Schaden wurde ämtlich überschlagen auf 250000 fl. C. M. geschätzt. Die Ernte ist wohl noch auf den Feldern gewesen, aber das Futter für die Hausthiere ist verbrannt, und der größte Theil der Bewohner, der bei der Armuth der Gegend fast allein von seinen Hausthieren lebt, ist nun, da er sie nicht nähren kann und weggeben muß, dem größten Elende ausgesetzt, da er auch nicht einmal einen Platz für sein weniges Getreide und für seine Kartoffeln hat. Um das Unglück voll zu machen, ist der größte Theil aus Besorgniß, nicht viel zahlen zu müssen, bei Weitem zu gering assekurirt, Viele nach glaublichen Versicherungen nur zu 200 oder 300 Gulden, und es ist daher wenig Hoffnung vorhanden, daß sie vor dem

Winter auch nur unter ein nothdürftiges Obdach kommen. Manche Familie hatte am Abende des Brandes nichts, als eine leere Stätte, ein wenig Vieh und etwas Getreide auf dem Felde und von der Anstrengung zerrissene Kleider auf 5 dem Leibe. Es wurden von der Umgebung Lebensmittel und andere Dinge des täglichen Bedarfes sogleich zugeführt; allein in der großen Ausdehnung des Unglückes kann nur einiger Maßen geholfen werden, wenn auch in weiten Entfernungen sich mildthätige Hände aufthun und 10 wenn auch in kleinen Spenden durch die große Zahl derselben nachdrücklich helfen.

[Vorbereitungen zur Feier von Schillers hundertstem Geburtstag.]

Linz, 31. October. Auch in unserer Stadt hat sich eine Versammlung zu Feier des hundertjährigen Gedächtnißtages der Geburt Schillers gebildet. Sie besteht aus Mitgliedern der Statthalterei, des Gemeinderaths, der Handelskammer, des Gewerbvereins und der wissenschaftlichen und künstlerischen Körperschaften, von denen sich die Vorstände und einige Mitglieder eingefunden haben. Zum Vorsitzenden wurde Adalbert Stifter gewählt. Als würdigstes Zeichen, welches an diesen Tag geknüpft werden soll, hat die Versammlung den Beitritt zur Schillerstiftung erachtet und hat in der ersten Sitzung auf einen Vortrag Stifters eine Filiale zur Förderung der Zwecke der Schillerstiftung gegründet und sogleich die Schritte zur Verwirklichung begonnen. Aber auch Feierlichkeiten werden vorbereitet. Im Gymnasium und in der Realschule wird ein Vortrag über die Bedeutung Schillers gehalten, und dann werden Schiller'sche Dichtungen vorgetragen werden. Das vereinigte Landescollegium wird den äußern Schauplatz des Theaters festlich beleuchten, und am 10. und 11. November werden nach einer Festrede die drei Stücke von Wallenstein gegeben werden. Der Musikverein, die Liedertafel und das Kränzchen geben Festreden und musikalische Aufführungen. Der Geselligkeitsverein feiert Schiller durch einen Festball. Für den Vorabend des Festtages wird ein Fackelzug und die Absingung sehr vollzähliger Chöre auf einigen Plätzen der Stadt beabsichtigt.

[Ansprache bei der Schillerfeier.]

Hochverehrte!

Der Ausschuß der Schillerfeier hat mich, obwohl unwürdig, zu seinem Vorsitzenden erwählt. Als Solcher halte ich es für meine Pflicht, Allen, die hier versammelt sind, den tiefsten Dank für ihren Antheil an der Gedächtnißfeier der vor hundert Jahren erfolgten Geburt eines großen und geliebten Dichters des deutschen Volkes darzubringen. Möge die zweite Glanzzeit deutscher Dichtung, deren erste Sterne Schiller und Göthe waren, von unserem Volke nicht vergessen werden, wie die erste herrliche Glanzzeit unserer Dichtung, deren Sterne der Heldensang und das Minnelied waren, vergessen worden sind. Erst die neue Zeit hat diese Schätze wieder für Alle empor gehoben und ihren unvergleichlichen Wert erkannt. Mögen die hier Versammelten auch an den heutigen Tag eine freundliche Erinnerung bewahren. Zum Schlusse lade ich Alle ein, unserm gnädigsten Kaiser und Herrn ein dreifaches Hoch zu bringen!

Kaiser Maximilian.

Es sei einem Manne, der einen großen Schmerz über Das empfindet, was jenseits des Oceans geschehen ist, gegönnt, einige Worte über das Ereigniß zu sprechen. Es ist nun gewiß, daß Maximilian, der Kaiser von Mexico, durch die Hände der Republikaner den Tod gefunden hat. Als Maximilian, ein Sprosse des österreichischen Kaiserhauses, die dargebotene Krone von Mexico annahm und in dieses Reich abreis'te, haben manche Oesterreicher schweren Kummer gefühlt. Der Prinz Maximilian hatte sich die Aufgabe gestellt, dieses wundervolle Land in die Reihe der gesitteten Staaten einzuführen oder doch wenigstens durch Beendigung der Wildheit, die nun schon so lange über jene unglücklichen Erdstriche ausgelassen war, den Weg hiezu anzubahnen.

Welche herrliche, welche lockende Aussicht! Wenn Maximilian irrte, wenn die Lösung der Aufgabe nach der Wesenheit der Bevölkerung und nach anderen Umständen für die Kraft eines Mannes unmöglich war, so liegt dieser Irrthum einem großen Herzen mit großem Verstande näher, als einem kleinen Herzen mit kleinem Verstande. Was groß ist, neigt dem Großen zu und wagt das Unglaubliche. Nur das Ende hat erst recht deutlich gezeigt, daß Maximilian von solchen Gedanken beseelt war. Als die Sache des Kaiserthums sich zum Ueblen wendete, als er das Land hätte ungefährdet verlassen können, that er es nicht, er harrte in demselben aus.

Maximilian täuschte sich nicht in der Gesinnung seiner Gegner, er wußte, was ihm bevorstehen könne, falls der unglücklichste Ausgang einträfe. Aber dennoch blieb er. Wer bloß das leibliche Wohl und den Nutzen vor Augen hat, 5 Der tadelt ihn, daß er nicht fortgegangen ist; aber die erfüllte Kaisertreue steht höher, als das Leben, und nun er durch seine That jugendliche Herzen entzündet und begeistert und zu erhabenen Gedanken und hoher Pflichterfüllung führt, so ist das in unserer Zeit, die nach Geld 10 und Gut und sinnlichem Genusse strebt, mehr werth, als hundert eroberte Königreiche, so wie Hagen in dem großen deutschen Liede mit seinem Könige in den Tod geht, obwohl er weiß, daß ihm der Tod bevorsteht, und so wie der König den Tod vorzieht, ehe er Hagen opfert, welche 15 Mannestreue und Königstreue das Lied hoch über andere emporhebt.

Als Maximilian nicht durch Waffen bezwungen, sondern von Dem, welchem er vertraut und welchem er Wohlthaten erwiesen hatte, verrathen und verkauft worden war, 20 übten seine Feinde Rache und nahmen ihm das Leben. Haben sie ihren Zweck erreicht, haben sie sich ein Gut und ihm ein Uebel zugewendet? Nein. Haß und Abscheu der ganzen Erde lastet nun auf den Mördern, und Weiteres wird folgen; eine Regierung, die Solches thut, ist keine Re- 25 gierung, und die Stunde wird bald schlagen, daß das unglückselige Land aus ihren blutigen Händen genommen und jetzt weit eher und sicherer Dem entgegengeführt wird, was das Vermächtniß Maximilians ist, der Gesittung und der Besserung.

30 Hätten sie den Kaiser an das Meeresufer geführt und nach Europa geschickt, so hätte er ein gedrücktes Leben fortgelebt, dem sein tiefster Inhalt zertrümmert worden ist; jetzt aber steht er siegesglänzend da, eine Gestalt, die

in den Herzen aller Menschen dieser Erde lebt, die ein Gefühl haben, eine Gestalt, die wie die schönsten des reinen Ritterthumes ist, eine Gestalt, welche die Geschichte verherrlichen wird, eine Gestalt, zu der der Künstler und Dichter emporschaut, sie seinem Volke zu verklären, eine Gestalt, die in den Gesängen der Zeiten blühen wird, wie die alten Helden in den alten Liedern blühen, eine Gestalt, die immerwährend die emporstrebenden Seelen lehren wird, daß es etwas Höheres gebe, als das bloße Leben und den Genuß im Leben. Möge diese Betrachtung, so wie sie meinen Schmerz lindert, einen Tropfen Labung in die Herzen der erhabenen Eltern des hohen Todten bringen, in die Herzen seiner Geschwister und Angehörigen, in die Herzen, die in Oesterreich, die in Europa, die in jedem Welttheile um dieses Leben trauern.

Aus dem römischen Geschichtschreiber
Titus Livius Patavinus.

(Römische Geschichte von Erbauung der Stadt an.)

Auszüge aus der dritten Dekade, welche den zweiten punischen Krieg behandelt.

(Aus dem Lateinischen übersetzt von Stifter.)

(Aus dem 1. Kapitel des ersten Buches.)

Hannibal geht nach Hispanien, dessen Charakter.

Einleitung: Die Carthager (Punier) waren ein mächtiges Handelsvolk in Nordafrika, sie breiteten sich nordwärts über das Mittelmeer aus. Die Römer waren ein Kriegervolk in Italien und strebten südwärts, der erste Zusammenstoß Beider geschah im ersten punischen Kriege, der mit einem den Carthagern nachtheiligen Frieden endete. Hamilkar, mit dem Beinamen Barkas, was im Punischen Blitz bedeuten soll, war nach dieser Zeit in Hispanien der Feldherr der Carthager. Er breitete dort die Herrschaft derselben immer mehr aus, um in Hispanien zu gewinnen, was an anderen Orten im ersten punischen Kriege verloren gegangen war. Er hatte große Macht in Hispanien und stand im größten Ansehen bei dem Heere. In Rom traute man ihm weitgehende Pläne, ja sogar die Absicht zu, den Krieg nach Italien zu tragen. Der Tod hinderte ihn daran. Sein Schwiegersohn Hasdrubal folgte ihm im Oberbefehle

und mehrte auf mehr friedliche Art die carthagische Gewalt in Hispanien. Mit Rom kam der Vertrag zu Stande, daß der Fluß Iberus die Grenze zwischen römisch-hispanischem und carthagisch-hispanischem Gebiete sein solle. Zwischen beiden solle das freie Gebiet Sagunt liegen. Nach fast acht Jahren Oberbefehls wurde Hasdrubal von einem Eingebornen ermordet. Ihm folgte Hannibal, der Sohn Hamilkars, der bei dem Heere anwesend war.

Von ihm sagt Livius:

Als er kaum mündig war, und ihn Hasdrubal durch einen Brief zu sich berief, war die Sache auch im Senate verhandelt worden. Die barkinische Parthei stützte den Antrag, damit Hannibal sich an das Kriegerleben gewöhne und in die väterliche Macht folge. Hanno, der Führer der anderen Parthei, sagte: „Hasdrubal scheint etwas Billiges zu fordern, ich stimme aber nicht dafür, daß man gewähren solle, was er verlangt.“ Als er Alle durch Verwunderung über einen so zweideutigen Satz gegen sich gewendet hatte, fuhr er fort: „Fürchten wir etwa, daß der Sohn Hamilkars zu spät die unmäßige Herrschaft seines Vaters und den Glanz des väterlichen Königthumes zu sehen bekomme? oder daß wir zu wenig früh unsern Nacken dem Sohne eines Königs beugen, dessen Schwiegersohne unsere Heere als Erbschaft zurückgelassen worden sind. Ich stimme dafür, daß man diesen Jüngling zu Hause unter den Gesetzen halte, und daß man ihn lehre, unter Obrigkeiten in gleichem Rechte mit den Uebrigen zu leben, damit nicht einmal dieses kleine Feuer einen ungeheuren Brand errege.“ Wenige und fast die Besten stimmten Hanno bei, aber wie es meistens geschieht, der größere Theil besiegte den besseren. Hannibal wurde nach Hispanien geschickt, und er wendete sich gleich bei seiner ersten Ankunft das ganze Heer zu. Die alten Soldaten glaubten, Hamilkar sei ihnen lebend

wieder gegeben worden, sie sahen dasselbe Feuer in den Mienen, dieselbe Gewalt in den Augen, die Gestalt des Mundes, die Züge des Angesichtes: aber dann bewirkte er in kurzer Zeit, daß der Vater in ihm der geringste Empfehlungsgrund zur Erwerbung von Gunst war. Nie war derselbe Geist zu zwei der verschiedensten Dinge so tauglich, zum Gehorchen und Befehlen, so daß man schwer unterscheiden konnte, ob er dem Feldherrn oder dem Heere theurer war. Weder wollte Hasdrubal dort, wo etwas tapfer und kühn gethan sein sollte, einem Andern den Oberbefehl geben, noch vertrauten oder wagten die Soldaten mehr unter einem anderen Führer. Er hatte die größte Kühnheit, Gefahren aufzusuchen, und die größte Umsicht in den Gefahren selber. Durch keine Anstrengung konnte sein Körper ermüdet oder sein Geist gebeugt werden. Wärme und Kälte ertrug er gleichmäßig. Für Speise und Trank gab ihm das natürliche Bedürfniß, nicht das Vergnügen den Maßstab. Für Wachen und Schlafen waren weder bei Tag noch bei Nacht eigene Zeiten; was von seinen Verrichtungen übrig blieb, ward der Ruhe gegeben. Diese wurde weder durch ein weiches Lager noch durch Stille herbei gerufen; oft sahen ihn Viele mit einem Kriegermantel bedeckt zwischen den Wachen oder Posten der Soldaten auf dem Boden liegen. An Bekleidung ragte er nirgends unter allen Gleichen hervor; Waffen und Pferde waren auserlesen. Unter den Reitern und Fußgängern war er gleichmäßig bei Weitem der Erste. Er ging der Erste in die Schlacht und kam nach ihrer Beendung der Letzte aus derselben. Diese so großen Tugenden des Mannes glichen ungeheure Fehler aus: eine unmenschliche Grausamkeit, eine mehr als punische Treulosigkeit, nichts Wahres, nichts Heiliges, keine Furcht der Götter, kein Eid, keine Religion. Mit dieser Anlage von Tugenden und Fehlern diente er drei Jahre unter

dem Oberbefehle Hasdrubals, wobei er nichts, was für den künftigen großen Feldherrn zu führen und zu wagen war, außer Augen ließ. Uebrigens glaubte er von dem Tage an, an welchem er zum Führer erklärt worden ist, nichts aufschieben zu dürfen, gleichsam als wäre ihm Italien als Provinz zuerkannt und der römische Krieg aufgetragen worden, damit ihn nicht auch, wie seinen Vater Hamilkar und dann den Hasdrubal, irgend ein Zufall unterdrücke. Er beschloß, die Saginter mit Krieg zu überziehen, weil durch den Angriff auf sie ohne Zweifel die römischen Waffen in Bewegung geriethen; er führte aber sein Heer zuerst in die Grenzen der Olkader (ein Volk jenseits des Iberus, das mehr auf Seite der Carthager, als in ihrer Botmäßigkeit war), damit es den Anschein gewinnen könne, als habe er nicht auf die Saguntter gezielt, sondern sei durch eine Reihe von Thatsachen in Besiegung der benachbarten Völkerschaften und Einverleibung derselben zu diesem Kriege gezogen worden.

(Aus dem 2. Kapitel des ersten Buches.)

Hanno spricht für den Frieden mit Rom.

Einleitung: Die Saguntter sehen den nahenden Krieg und verlangen durch Gesandte von Rom Hilfe. Während man zu Rom berathschlagt, wird Sagunt von Hannibal scharf belagert, noch schärfer vertheidigt.

Livius erzählt:

Unterdessen wurde verkündet, daß von Rom Gesandte gekommen seien, denen von Hannibal Leute an das Meer entgegen geschickt wurden, die sagen sollten, daß für sie weder ein sicherer Zugang unter den Waffen so vieler, so wilder Völkerschaften sei, noch daß Hannibal bei so schwieriger Sachlage sich damit befassen kann, Gesandtschaften zu

hören. Es lag am Tage, daß die nicht Zugelassenen sofort nach Carthago gehen würden. Er schickte daher einen Brief und Boten zu den Führern der Barkinischen Parthei voraus, daß sie die Gemüther der Seinigen vorbereiteten, damit die andere Parthei nicht etwas zu Gunsten der Römer ausführen könnte. So war außer Dem, daß die Gesandten nicht zugelassen und gehört worden sind, auch ihre Gesandtschaft vergeblich und vereitelt. Der einzige Hanno führte gegen den Senat unter großem Stillschweigen und seines Ansehens wegen mit Beistimmung der Hörer die Sache des gebrochenen Bundes. „Bei den Göttern, den Richtern und Zeugen der Bündnisse habe er gemahnt und gewarnt, daß sie nicht den Sprößling Hamilkars zu dem Heere schickten, nicht die abgeschiedene Seele dieses Mannes und nicht sein Stamm können ruhig verbleiben, niemals, so lange Jemand von dem Barkinischen Blute und Namen übrig sei, werden römische Bündnisse dauern. Einem von Begier nach Herrschaft brennenden Jüngling, der als einzigen Weg zu ihr sieht, wenn er aus Kriegen Kriege säete und umgeben von Waffen und Legionen lebte, habt ihr, gleichsam dem Feuer seinen Stoff gewährend, zu den Heeren geschickt, ihr habt also diesen Brand genähret, an dem ihr nun brennet. Eure Heere belagern Sagunt, von dem sie durch das Bündniß ausgeschlossen sind, bald werden römische Legionen Carthago belagern, und dieselben Götter werden ihre Führer sein, durch welche sie im früheren Kriege die gebrochenen Bündnisse gerächt haben. Kennt ihr den Feind nicht oder euch nicht oder das Geschick beider Völker nicht? Gesandte, die von Bundesgenossen und für Bundesgenossen kamen, hat euer guter Feldherr nicht in das Lager gelassen, er hat das Recht der Völker aufgehoben. Sie aber, nachdem sie von dort, wo nicht einmal Gesandtschaften der Feinde ausgeschlossen werden, zurückgestoßen waren, kommen zu euch

und nehmen die Sache noch einmal von der Seite des Bündnisses auf: ein öffentlicher Treubruch sei ferne; den Urheber der Schuld, den des Verbrechens Schuldigen fordern sie. Je milder sie handeln, je zögernder sie anfangen, um desto hartnäckiger, wenn sie einmal angefangen haben, fürchte ich, werden sie wüthen. Stellt die Insel Ägate und Erice vor eure Augen, was ihr auf dem Lande und auf dem Meere durch vierundzwanzig Jahre erduldet habt. Und nicht war damals dieser Knabe euer Feldherr, sondern sein Vater Hamilkar selber, ein zweiter Mars, wie Jene wollen. Aber damals hatten wir uns nicht von Tarent und Italien nach dem Bündnisse ferne gehalten, so wie wir uns jetzt nicht von Sagunt ferne halten, es siegten also die Götter und Menschen und Das, worüber man mit Worten stritt, welches Volk das Bündniß gebrochen hätte: der Ausgang des Krieges wie ein gerechter Richter gab Dem den Sieg, auf dessen Seite das Recht stand. An Carthago hat nun Hannibal die Sturmdächer und Thürme herangebracht; Carthago's Mauern erschüttert er nun mit dem Sturmbocke. Sagunts Trümmer (wäre ich doch ein falcher Wahrsager) werden auf unsere Häupter hereinstürzen, und der mit den Saguntern begonnene Krieg ist mit den Römern zu führen. Sollen wir also den Hannibal ausliefern? wird irgend einer sagen: ich weiß, daß bei ihm mein Ansehen geringe ist, wegen der väterlichen Feindschaften, aber ich habe mich auch darum erfreut, daß Hamilkar zu Grunde gegangen ist, weil, wenn er noch lebte, wir schon Krieg mit den Römern hätten, und diesen Jüngling, gleichsam die Furie und die Brandfackel dieses Krieges, hasse und verabscheue ich, nicht bloß auszuliefern ist er als Sühne für das gebrochene Bündniß, sondern, wenn ihn Niemand verlangt, abzuführen an die letzten Küsten des Meeres und der Länder und dahin zu verbannen, woher weder Namen und Ruf von ihm

zu uns bringen, noch er ungestört den Zustand der Stadt zu erschüttern vermöchte. Ich stimme aber so: man sende sogleich Gesandte nach Rom, die dem Senate Genugthuung leisten, andere, die dem Hannibal verkünden, daß er das 5 Heer von Sagunt zurückziehe, den Hannibal selbst sollen sie dem Bündnisse gemäß an die Römer ausliefern, und eine dritte Gesandtschaft bestimme ich, den Saguntern Schadenersatz zu leisten." Als Hanno gesprochen hatte, war es für Niemanden aus Allen nöthig, mit ihm durch 10 eine Rede zu kämpfen, so sehr war beinahe der ganze Senat des Hannibal, und sie rügten, daß Hanno feindseliger gesprochen habe, als Flaccus Valerius, der Gesandte der Römer. Geantwortet wurde den römischen Gesandten hierauf, der Krieg sei von den Saguntern aus 15 entstanden, nicht von Hannibal, das römische Volk handle ungerecht, wenn es die Sagunter dem sehr alten Carthagischen Bündnisse vorziehe.

(Aus dem 3. Kapitel des ersten Buches.)

Rom erklärt den Krieg.

Einleitung: Als den Saguntern, die durch die schreckliche und lange Belagerung ermüdet waren, traurige 20 Friedensbedingnisse angeboten wurden, zündeten die Vornehmsten ein Feuer auf dem Platze an und stürzten sich mit allem ihren Gold und Silber in dasselbe. Durch einen Bruch in der Mauer erstürmte Hannibal die Stadt, es entstand ein Blutbad, theils durch Kampf, theils dadurch, daß 25 sich Viele mit ihren Weibern und Kindern einschlossen und die Häuser über sich verbrannten. Hannibal machte eine ungeheure Beute. Als die Römer die Zerstörung Sagunts erfuhren, ergriff die Stadt vielfältige Verwirrung, man rüstete Truppen zu Land und zur See und schickte dann 30 noch einmal Gesandte nach Carthago.

Livius erzählt:

Nachdem man Dieses so vorbereitet hatte, schickte man, damit Alles, was gerecht ist, vor dem Kriege geschähe, ältere Gesandte, Q. Fabius, M. Livius, L. Aemilius, C. Licinius, Q. Bäbius nach Afrika, um die Carthager zu fragen, ob Hannibal auf öffentlichen Beschluß Sagunt erobert habe, und um, wenn sie, was wahrscheinlich war, es geständen und vertheidigten, daß es durch öffentlichen Beschluß geschehen sei, dem carthagischen Volke den Krieg anzukündigen. Als die Römer nach Carthago gekommen waren und man ihnen einen Senat versammelt hatte, und als Q. Fabius nichts weiter, als das Eine, was ihm aufgegeben war, gefragt hatte: dann sagte Einer der Vornehmen der Carthager: „Schon eure frühere Gesandtschaft, o Römer, war eine eitle, da ihr den Hannibal, als habe er auf eigenen Beschluß Sagunt belagert, verlangtet. Im Uebrigen ist diese Gesandtschaft in den Worten wohl milder, in der Sache herber; denn damals wurde Hannibal sowohl angeklagt, als auch verlangt, nun wird von uns nicht nur das Geständniß der Schuld erpreßt, sondern auch gleichsam wie von Geständigen auf der Stelle Genugthuung gefordert. Ich aber glaube, daß nicht zu fragen ist, ob durch eigenen oder öffentlichen Entschluß Sagunt erobert worden ist, sondern ob mit Recht oder mit Unrecht; denn das ist unsere Frage und unser Vorgang gegen unsern Bürger, ob er auf unsern oder auf seinen Rathschluß gehandelt habe, mit euch ist der einzige Streit der, ob es vermöge des Bündnisses geschehen durfte. Weil es euch aber gefällt, daß unterschieden werde, was auf öffentlichen Rathschluß, und was auf eigenes Gutdünken die Feldherrn thun; so besteht für uns und euch ein Bündniß, von dem Consul Lutatius geschlossen, in welchem für die beiderseitigen Bundesgenossen vorgesehen ist, für die Saguntер (denn damals waren sie noch nicht einmal eure

Bundesgenossen) ist nichts vorgesehen. Aber in jenem Bündnisse, welches mit Hasdrubal geschlossen worden ist, wurden die Saguntet ausgenommen; wogegen ich nichts Anders sagen will, als was ich von euch gelernt habe. Denn ihr
5 habt über ein Bündniß, das der Consul Cajus Lutatius mit uns zuerst geschlossen hatte, weil es weder auf Ermächtigung des Senates, noch auf Befehl des Volkes geschlossen war, erklärt, daß ihr durch dasselbe nicht gebunden seid, daher man von Neuem ein anderes Bündniß auf öffentliche
10 Berathung schloß. Wenn euch eure Verträge nicht binden, wenn sie nicht entweder auf Ermächtigung oder auf Befehl geschlossen sind, so kann auch uns der Vertrag des Hasdrubal nicht binden, den er ohne unser Vorwissen abgeschlossen hat. Darum hört auf, von Sagunt und von dem Iberus zu reden,
15 und was schon lange euer Geist brütet, gebäre er einmal." Dann machte der Römer aus seiner Toga eine Falte und sagte: „Hier tragen wir euch Krieg und Frieden, was euch von Beiden gefällt, nehmt." Als auf dieses Wort nicht minder trotzig entgegen gerufen wurde, er möge geben,
20 was er wolle, und als er die Falte wieder fallen ließ und sagte, er gebe Krieg: antworteten sie, sie nehmen ihn Alle an, und mit den Gemüthern, mit denen sie ihn angenommen haben, werden sie ihn auch führen.

(Aus dem 4. Kapitel des zweiten Buches.)

Die Schlacht am Trasimenischen See.

Einleitung: Hannibal erlaubte seinen Kriegern,
25 nach Hause zu gehen, um ihre Heimath zu sehen, und befahl ihnen, bei Anbruch des Frühlings wieder da zu sein. Als sie zusammengekommen waren, bereitete er alles Nothwendige für einen sehr großen künftigen Krieg vor, legte nach Afrika Besatzungen und ließ seinen Bruder Hasdrubal
30 mit zahlreichen Truppen in Hispanien zurück. Hierauf ging

er gegen den Iberus vor und überschritt ihn und die Pyrenäen, nachdem er alle Völker rings herum unterworfen hatte. Er rückte nun in Gallien vor und unterwarf sich die Völkerschaften durch Kampf oder durch Geschenke. Er setzte über den Rhodanus und ging endlich in einem beschwerlichen und kunstreichen Marsche über die Alpen nach Italien. Am Ticinus stellten sich zuerst die Römer ihm unter dem Consul P. Scipio gegenüber und wurden geschlagen. An der Trebia war die zweite Schlacht, und die Römer wurden geschlagen. Hannibal drang nach Hetrurien vor. Am Trasimenischen See kam es mit dem römischen Consul Flaminius zur dritten Schlacht.

Livius erzählt sie in folgender Art:

Alles Land, welches zwischen der Stadt Cortona und dem Trasimenischen See liegt, verwüstet Hannibal mit allem Leidwesen des Krieges, um desto mehr den Zorn des Feindes zu erregen, daß dieser trachte, die Unbilden der Bundesgenossen zu rächen. Und schon waren sie zu einem Platze gekommen, der zu einem Hinterhalte geschaffen war, wo am meisten die Cortonischen Berge sich dem Trasimenus nähern. Bloß ein sehr enger Weg ist zwischen Beiden, gleichsam als hätte man absichtlich diesen Raum frei gelassen; hierauf öffnet sich das Feld etwas weiter, und von da steigen Hügel an. In dieser Erweiterung schlug er das Lager, aber um sich daselbst bloß mit den Afrikanern und Hispaniern fest zu setzen, die Balearen und die übrige leicht bewaffnete Mannschaft führte er hinter die Berge. Die Reiter stellte er an den Schlund des Gebirges selber, wo sie von den Hügeln gut gedeckt waren, damit, wenn die Römer herein gedrungen wären, durch die hervor geworfene Reiterei Alles zwischen dem See und den Bergen eingeschlossen wäre. Flaminius, da er am Tage vorher bei Untergang der Sonne an den See ge-

kommen war, hatte am anderen Tage ohne Untersuchung bei kaum noch genugsam sicherem Lichte die Enge zurückgelegt. Nachdem der Zug anfing, sich in das offene Feld auszudehnen, sah er bloß jenen Theil der Feinde, welcher gegenüber war. Hinter dem Rücken und über dem Haupte entwickelte sich der Hinterhalt. Als der Punier den Feind so hatte, wie er es wollte, von dem See und den Bergen eingeschlossen und von seinen Truppen umringt, gab er Allen das Zeichen zum Angriffe. Diese liefen, wo es Jedem am nächsten war, herab. Den Römern war die Sache um so mehr plötzlich und unerwartet, da ein Nebel, der aus dem See entstanden war, auf der Ebene dichter, als auf den Bergen, saß, und die Züge der Feinde, die sich aus mehreren Thälern hervor genugsam unter einander sahen, desto gleichzeitiger herab rannten. Die Römer merkten eher durch das von allen Seiten entstandene Geschrei, daß sie umringt seien, als sie es sahen, und man fing eher an, gegen vorne und gegen die Flügel zu kämpfen, als die Schlachtordnung gestellt, die Waffen gerichtet, die Schwerter gezogen werden konnten. Der Consul war bei der Bestürzung Aller, wie es ihm bei einer gefährlichen Sache zukam, vollkommen unerschrocken, er richtete die verwirrten und sich gegen das verschiedenartige Geschrei wendenden Reihen, so weit es Zeit und Ort gestattete, er ermahnte sie, wie er nur kann, und befiehlt ihnen, zu stehen und zu kämpfen; „denn nicht durch Gelöbnisse und Anrufung der Götter, sondern durch Kraft und Mannheit könne man entrinnen, durch das Eisen entstehe ein Weg mitten durch die Schlachtordnungen, und je geringer die Furcht sei, desto geringer sei auch fast die Gefahr". Uebrigens konnte man vor Geräusch und Getöse weder einen Rath noch Befehl vernehmen, und anstatt, daß der Soldat seine Zeichen und seine Reihe und seinen Platz erkannte, war

der Geist nicht einmal fähig, die Waffen zu ergreifen und für die Schlacht zu recht zu richten, und Manche wurden durch deren Last mehr niedergedrückt, als beschützt. Auch war bei einer so großen Dunkelheit der Gebrauch der Ohren größer, als der der Augen, und gegen das Stöhnen der Verwundeten, den Stoß der Körper oder Waffen und das verworrene Geschrei der Tosenden und der Verzagenden wendeten sie rings die Angesichter und die Augen. Einige, welche flohen, geriethen in einen Ballen von Kämpfenden und blieben stecken, Andere, welche in die Schlacht zurückkehrten, riß eine Schaar Fliehender hinweg. Als endlich nach allen Richtungen vergebliche Angriffe gemacht worden waren, und von den Seiten die Berge und der See, von vorne und vom Rücken die Schlachtreihen der Feinde einschlossen, so wurde es offenbar, daß keine Hoffnung des Heiles sei, als in der Rechten und im Eisen. Dann wurde ein Jeder sich selber Führer, er wurde sich Ermahner, die Sache durchzufechten, und es entstand von Neuem wieder eine Schlacht, nicht jene geordnete, durch das erste, zweite und dritte Glied, noch daß vor dem Zeichen der Zeichenführer, hinter dem Zeichen die andere Schlachtreihe kämpfte, noch auch, daß der Soldat in seiner Legion, seiner Cohorte und Manipel war; der Zufall ballte sie zusammen, und der Muth gab Jedem die Stelle, vorn oder hinten zu kämpfen, und so groß war die Entbrennung der Gemüther, so sehr der Geist in die Schlacht gerissen, daß jenes Erdbeben, welches große Theile vieler Städte Italiens zerstörte, Flüsse von ihrem reißenden Laufe abwendete, das Meer in die Flüsse trieb und Berge in ungeheurem Sturze niederwarf, Keiner der Kämpfenden gemerkt hatte. Drei Stunden ist beinahe gestritten worden und von allen Seiten mit Ingrimm, aber um den Consul war die Schlacht heftiger und feindseliger, ihm folgten auch die Kräfte der Mann-

schaften, und er selbst brachte unverdrossen Hilfe, wenn er bemerkte, daß die Seinen auf was immer für einem Theile gedrängt seien und leiden, und obwohl er durch seine Waffen ausgezeichnet war, so drang er doch mit größter 5 Kraft gegen den Feind, bis ein insubrischer Reiter (Dukario hieß er) sein Antlitz erkannte und zu seinen Landsleuten rief: „Dieser ist der Consul, der unsere Legionen getödtet, der unsere Felder und unsere Stadt verwüstet hat; ich werde nun den geschiedenen Seelen unserer schmählich er- 10 mordeten Bürger dieses Opfer darbringen", und er spornte so sein Pferd, machte durch den dichtesten Schwarm der Feinde einen Angriff, und nachdem er zuerst den Waffenträger, der sich dem feindselig Eindringenden widersetzte, niedergestoßen hatte, durchbohrte er den Consul mit der 15 Lanze. Als er ihn der Waffen berauben wollte, hielten ihn die Triarier mit vorgestreckten Schilden zurück. Da fing zuerst zum größten Theile die Flucht an, und weder der See noch die Berge widerstanden der Angst; durch alle Hindernisse und Abstürze flohen sie, wie Blinde; Waffen 20 und Mannschaft wurden eines über das andere gestürzt, ein großer Theil ging da, wo kein Platz zur Flucht war, durch die ersten Untiefen des Sumpfes in das Wasser, und sie vertieften sich in dasselbe, insoferne sie nur mit den Häuptern und Schultern hervorragen konnten; es gab 25 auch Solche, welche die unbesonnene Angst antrieb, durch Schwimmen die Flucht zu ergreifen, wodurch sie, wenn sie unerreichbar und hoffnungslos war, oder die Kräfte schwanden, in den Wirbeln versanken, oder, wo sie vergeblich sich beeilt hatten, mit höchster Mühe wieder rück- 30 wärts an das Land strebten und dort von den Reitern der Feinde, die in das Wasser gedrungen waren, theilweise niedergehauen wurden.

Ungefähr sechstausend Mann, aus dem vordersten

Zuge, welche durch die entgegen stehenden Feinde sich rüstig durchgehauen hatten, entrannen unkundig von Allem, was hinter ihnen geschehe, aus dem Passe, und als sie sich auf einem Hügel aufgestellt hatten, konnten sie, da sie nur das Geschrei und den Schall der Waffen hörten, nicht wissen, noch wegen des Nebels sehen, was das Schicksal der Schlacht sei. Als die Lage bereits zum Unglücke gewendet war, und die Sonne wärmer ward und den Nebel zerstreute und den Tag geöffnet hatte, dann zeigten die Berge und die Felder bei schon hellem Lichte die verlorne Sache und die schmählich geschlagene Reihe der Römer. Damit man sie daher nicht von ferne sehen und Reiterei gegen sie senden möge, bargen sie hastig die Zeichen und rissen sich, so schnell sie nur konnten, von hinnen. Als am folgenden Tage zu allem Uebrigen noch der heißeste Hunger quälte, ergaben sie sich auf das Wort Maharbals, der ihnen mit allen Reiterschaaren in der Nacht gefolgt war, daß er sie, wenn sie die Waffen ausgeliefert hätten, Jeden mit einem Kleide angethan, abziehen lassen wolle. Dieses Wort ist mit punischer Treue von Hannibal gehalten worden, Alle wurden sie in Bande gelegt. Diese ist die berühmte Schlacht am Trasimenus, eine unter den wenigen aufgezeichneten Niederlagen des römischen Volkes: fünfzehn tausend Römer sind in der Schlacht getödtet worden, zehn tausend, welche die Flucht durch ganz Hetrurien zerstreut hatte, strebten auf verschiedenen Wegen gegen Rom. Tausend fünfhundert Feinde gingen in der Schlacht, Viele von beiden Seiten noch nachher an ihren Wunden zu Grunde. Von anderen Geschichtschreibern wird eine vielfache Zahl von Getödteten auf beiden Seiten angegeben. Ich, da ich nichts aus dem Leeren Geschöpftes will, wozu die Gemüther der Schreibenden fast zu geneigt sind, hatte den Fabius, einen Zeitgenossen dieses Krieges, als vorzüglichsten Gewährsmann.

Hannibal entließ von den Gefangenen Die des lateinischen Namens ohne Lösegeld, die Römer legte er in Bande. Als er die Körper der Seinen aus dem Haufen der über einander liegenden Feinde auszulesen und zu begraben befohlen hatte, ließ er auch den Körper des Consuls Flaminius der Bestattung wegen mit großer Sorgfalt suchen, fand ihn aber nicht.

(Aus dem 5. Kapitel des zweiten Buches.)

Eindruck dieser Schlacht in Rom.

Livius erzählt:

Als zu Rom die erste Nachricht von jener Niederlage eintraf, geschah mit ungeheurem Schrecken und Lärm ein Zusammenlauf des Volkes auf das Forum. Frauen schweiften durch die Straßen und fragten die Begegnenden, welche neue Niederlage gemeldet worden, oder was das Schicksal des Heeres sei, und da nach Art einer zahlreichen Volksversammlung die Menge sich gegen das Comitium und die Curie wendete und nach den Obrigkeiten rief, sagte endlich nicht lange vor Untergang der Sonne M. Pomponius, der Prätor: „Wir sind in einer großen Schlacht besiegt worden“, und obwohl man nichts Genaueres von ihm gehört hatte, so wurde doch Einer von dem Anderen mit Gerüchten überhäuft, und sie brachten nach Hause, der Consul sei mit einem großen Theile der Truppen getödtet, es seien Wenige übrig, die entweder hier und da auf der Flucht durch Hetrurien zerstreut oder vom Feinde gefangen sind. So viele Zufälle es für das besiegte Herr gab, in so viel Sorgen waren die Gemüther Derer gespalten, deren Angehörige unter dem Consul Flaminius gedient hatten, da sie nicht wußten, was das Schicksal eines Jeden der Ihrigen wäre. Niemand hatte etwas hinreichend Gewisses, was er hoffen oder fürchten sollte. Am folgenden Tage und

mehrere Tage nach einander stand an den Thoren eine Menge von fast noch mehr Frauen, als Männern, entweder einen der Ihrigen oder Boten von ihnen erwartend. Sie umringten die Ankömmlinge und fragten, und sie konnten, wie es sonst nur immer bei Bekannten geschieht, nicht losgerissen werden, bis sie Alles nach der Reihe erforscht hatten. Hierauf hätte man die verschiedenen Mienen von Denen, die von dem Boten weggingen, erblicken können, je nachdem entweder Freudiges oder Trauriges verkündigt worden war, und im Nachhausegehen umringten sie Glückwünschende oder Tröstende. Bei Frauen war besonders sowohl die Freude, als auch die Trauer hervorragend. Eine soll an dem Thore selber, als plötzlich ihr Sohn wohlbehalten daher kam, bei dem Anblicke desselben gestorben sein. Eine Andere, welcher der Tod ihres Sohnes fälschlich berichtet worden war, sei, da sie traurig zu Hause saß, bei dem ersten Anblicke des zurückkehrenden Sohnes vor zu großer Freude entseelt worden. Den Senat hielten die Prätoren durch einige Tage vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne in der Curie zurück, berathend, unter welchem Führer und mit welchen Truppen den siegreichen Puniern Widerstand geleistet werden könnte.

(Aus dem 16. Kapitel des 10. Buches.)

Abschied Hannibals von Italien.

Einleitung: Nach der Schlacht am Trasimenus wählte das Volk den Q. Fabius Maximus zum Prodictator, welcher gegen Hannibal den Plan einhielt, sich in keine Gelegenheit zur Schlacht bringen zu lassen, wodurch er das Heer Hannibals langsam aufzureiben hoffte, nach welchem Verfahren er den Namen „Zauderer" erhielt. Das Volk ließ sich dieses Verfahren verdächtig machen und sandte an Fabius Stelle die zwei Consuln L. Aemilius

Paulus und C. Terentius Varro gegen Hannibal, welche abwechselnd Jeder um den andern Tag den Oberbefehl führen sollten. L. Ä. Paulus folgte der Schule des Fabius, Varro wünschte schnelle Entscheidung. Daher ordnete er an einem Tage, an dem er den Oberbefehl hatte, bei Cannä im südl. Italien die Schlacht, und die Römer erlitten eine furchtbare Niederlage. Vierzigtausend Mann zu Fuß und zweitausend sieben hundert Mann zu Pferd sollen nach Livius getödtet worden sein, darunter sehr viele Senatoren und edle Römer. Man fürchtete den Fall Roms. Hannibal ging aber nach dieser Schlacht nicht nach Rom, sondern nach Apulien. Eine lange Reihe von Jahren behauptete sich Hannibal noch in Italien, allein seine Gegner im Senate von Carthago erhielten nach und nach das Uebergewicht, Carthago ließ ihn ohne Unterstützung und rief ihn endlich von Italien, wo er sich sechzehn Jahre behauptet hatte, gegen den nach Afrika übergeschifften Consul Scipio ab. Ebenso riefen die Carthager ihr Heer aus Hispanien, das Mago befehligte, zurück.

Livius erzählt:

Von Hannibal wurde nichts weiter mehr in Italien vollführt; denn auch zu ihm kamen Gesandte von Carthago, die ihn nach Afrika riefen; und zwar zufällig beinahe in denselben Tagen, wie zu Mago. Knirschend und seufzend und sich kaum der Thränen enthaltend soll er die Worte der Gesandten angehört haben. Als der Befehl ausgegeben war, sagte er: „Nicht mehr versteckt, sondern offen rufen mich Die zurück, welche mich dadurch, daß sie die Ergänzungs-Mannschaft und das Geld zu senden verhinderten, schon lange zurück gezogen haben. Den Hannibal besiegt also nicht das römische Volk, das so oft geschlagen und in die Flucht getrieben worden ist, sondern der Carthagische Senat durch Mißgunst und Neid, und über die Schmäh-

lichkeit meiner Rückkehr wird sowohl P. Scipio jubeln und sich erheben, als auch Hanno, der unser Haus, weil er es auf eine andere Weise nicht konnte, durch den Sturz von Carthago zu Grunde richtet.“ Weil er im Geiste dieses Ereigniß schon geahnet hatte, hatte er die Schiffe schon in 5 Bereitschaft gerichtet. Eine unverläßliche Schaar von Soldaten sandte er unter dem Scheine einer Besatzung in die Städte von Bruttium, die, in geringer Zahl, mehr durch Furcht, als durch Treue zusammengehalten wurden, Viele von italischer Abkunft, welche sich weigerten, nach Afrika 10 zu folgen und in den Tempel der Juno Lacinia sich geflüchtet hatten, der bis zu diesem Tage unentweiht war, ließ er in dem Tempel selber schmählich tödten, und den Kern der Truppen zog er nach Afrika. Selten, geht die Sage, ist irgend ein Anderer, der wegen Verbannung sein 15 Vaterland verließ, trauriger fortgegangen, als Hannibal, der sich von dem Lande der Feinde entfernte; oft soll er auf die Ufer von Italien zurück gesehen haben, Götter und Menschen anklagend und sich und sein unglückseliges Haupt, daß er die von dem Cannensischen Siege noch 20 blutigen Soldaten nicht nach Rom geführt habe. Scipio hätte es gewagt, nach Afrika zu gehen, welcher als Consul den punischen Feind in Italien nicht gesehen hätte, er aber, nachdem er hunderttausend Krieger am Trasimen und bei Cannä getödtet habe, sei um Casilinum und Cumä 25 und Nola gealtert.“ Unter solchen Vorwürfen und Klagen ist er von dem langen Besitze Italiens fortgeführt worden.

Ueber die Behandlung der Poesie in Gymnasien.

[Bruchstück.]

I. Die Poesie und ihre Wirkungen.

Ich maße mir nicht an, einen so hochwichtigen Gegenstand, dem schon ernste Denker ihre Zeit gewidmet haben, in den folgenden Worten zu erschöpfen. Dichtkunst ist einerseits eine so erhabene Macht, ihr Wirkungskreis ist das ganze menschliche Geschlecht, ihre Handhabung setzt den freiesten und größten Geist voraus, ihr Empfängniß eine gewisse Bildung des Verstandes und ein tiefes, reines Herz, und ihr goldener Faden geht durch alle Zustände der menschlichen Geschichte: die Lehranstalt des Gymnasiums ist andererseits in bestimmte Schranken des Zweckes eingerahmt, ihr stehen bestimmte Lehrkräfte zu Gebote, in ihr sind nur Jugendjahre der Empfänglichkeit vorhanden, und ihr ist nur eine bestimmte Zeit gegeben. Wer das Verhältniß dieser beiden Dinge erschöpfend feststellen wollte, Der müßte statt einigen Seiten ein ganzes Buch schreiben. Dieses Buch aber, daß es das beste seiner Art würde, müßte von einem vollkommenen Dichter, der zugleich ein vollkommener Lehrer wäre, geschrieben werden. Da Beides selten zusammentrifft, da eine solche Anforderung der höchsten Vollkommenheit endlich an jeden Gegenstand einer Wissenschaft gestellt werden könnte: so kämen wir in die

Lage, daß über viele Dinge, weil nicht die vollkommenste Abhandlung bestehen könnte, gar keine bestünde, wenn nicht auch zuweilen Männer aus Liebe zu der Sache, ohne auf dem hohen Standpunkte derselben zu stehen, doch ihre Erfahrungen, die sie im Leben und durch Nachdenken gesammelt haben, niederlegen wollten und erwarteten, daß zu diesem kleinen Baue, den sie dem großen anfügen, wieder Einer einen Anbau mache, wodurch zwar nicht der vollendete Bau, wohl aber der Stoff zu demselben zusammen getragen wird. In diesem Sinne ist der folgende Aufsatz entstanden, und in diesem Sinne wünscht er beurtheilt zu werden. Wo er irrte, möge ihm nachgesehen oder er widerlegt werden, wo er das Wahre traf, mögen es Männer des Faches erkennen, und wo er in seinen Andeutungen, denn mehr wollen diese Zeilen nicht sein, Lücken ließ, mögen ihn Andere, die ihre Aufmerksamkeit und Liebe demselben Gegenstande widmen, freundlich ergänzen.

Die Kunst nennt man nach dem heutigen philosophischen Sprachgebrauche die Darstellung des Schönen. Obwohl noch hie und da im Leben Manches eine Kunst geheißen wird, was höchstens eine Kunde oder eine Fertigkeit ist, so ist der Ausdruck Kunst in diesem Sinne doch schon in dem Munde der meisten Leute gangbarer, als es vor Jahren der Fall war. Es kömmt nun auf die Frage an, was ist das Schöne? Und hier gehen die Meinungen der Menschen nach unzähligen Richtungen auseinander. Ohne in eine ästhetische Abschweifung auszuarten, muß ich doch länger bei diesem Gegenstande verweilen, weil er der Angelpunkt ist, um den sich alle die folgenden Ansichten und Meinungen bewegen.

Darin ist Jeder mit sich einig, daß er Das schön heißt, was ihm gefällt. In so ferne wäre das Schöne subjectiv. Am subjectivsten, mithin verworrensten wäre

es, wenn man als höchsten Satz gelten ließe, daß Jeder sein eigenes Schöne habe, wie es eben sein Gefallen mit sich bringe. In gewissem Sinne ist es wohl wahr, in so ferne Jeder seine eigenthümliche Persönlichkeit hat, und dieser Persönlichkeit etwas zusagt oder nicht. Aber etwas Allgemeines muß das Gefallen, wie es sich in den einzelnen Persönlichkeiten darstellt, doch haben, welches der Grundzug des ganzen menschlichen Geschlechtes ist, und welches dann das Kennzeichen des Schönen sein wird. Dieses Allgemeine darf aber nicht ein zufällig Allgemeines sein, Das heißt, in einer Zeit oder in einem Raume durchgängig Herrschendes, welches aber aufhört und einem andern eben so durchgängig Herrschenden Platz macht — Dieß wäre die Mode —: sondern es muß ein Allgemeines sein, welches in den Gesetzen der menschlichen Natur liegt, und welches darum immer und überall da ist, weil es als Gesetz des Menschen als solchen dort nicht abwesend sein kann, wo es Menschen gibt. Dieses Allgemeine als Gesetz muß aber zugleich das höchste Gesetz sein; denn wäre es ein untergeordnetes, so könnte seine Entfaltung einmal als zusagend wahrgenommen werden, d. h. gefallen; ein anderes Mal, wenn es mit dem höchsten Gesetze in Widerspruch wäre, als nicht zusagend wahrgenommen werden, d. h. mißfallen. Jede Entfaltung einer Kraft im Menschen in Folge eines psychischen Gesetzes führt eine Art Befriedigung mit sich, sie hat etwas Zusagendes, und wenn sie wahrgenommen werden kann, gefällt sie. Das Gefallen aber ist so lange und in so ferne ein bedingtes, als die Kraftentwicklung möglicher Weise nicht gegen eine andere höhere und noch zusagendere ankämpft, in welchem Falle sie etwas Peinigendes oder Ekel Erregendes mit sich führt. *Das unbedingte Zusagen in aller Zeit und allem Raume führt daher nur die Entfaltung der Kraft nach dem höchsten Gesetze*

der Menschheit mit sich, und wenn die Entfaltung der Kraft durch sinnliche Wege wahrgenommen werden kann, gefällt sie auch unbedingt. Das höchste Gesetz des Menschen als Menschen, wodurch er einzig von allen Geschöpfen absteht, ist das Sittengesetz. Es ist das menschlichste, also für ihn zusagendste, und jede Kraftentfaltung in Folge desselben, wenn sie sinnlich wahrgenommen werden kann, entzückt. Das Schöne ist also das Sittengesetz in seiner Entfaltung und durch sinnliche Mittel wahrnehmbar. Ich weiß recht gut, daß ich nichts Neues sage, aber ich weiß auch recht gut, daß das Alte nicht oft genug gesagt werden kann, wenn schon eine Zeit her die Verwilderung in der Kunst Fortschritte gemacht hat, und sich die Spuren der Verwilderung auch als nothwendige Wechselwirkung in den Sitten zeigen.

Doch ich fahre fort.

In so ferne ist das Schöne auch in diesem Sinne ein Subjectives, als die Vernunft, das Vermögen des Sittlichen, einer Entwicklung und Ausbildung einerseits und eines Verfalles und Zurücksinkens andererseits fähig ist. Je reiner, zarter, kräftiger die Vernunft in einer Zeit oder in einem Volke entwickelt ist, desto höher wird bei übrigens gleichen Umständen auch die Kunst stehen, und je mehr die Vernunft im Allgemeinen noch im Ringen nach Gestaltung begriffen ist, um so rohere Anfänge wird auch die Kunst zeigen. Aber immer und überall ist es dasselbe Merkmal, nach dem sie in ihrem reinen Zustande zielt: die Sitte — nur in der Entfaltung kann ein Unterschied sein. Dieß zeigt sich in Allem, was von dem grauesten Alterthume an bis auf unsere Zeit als groß und herrlich in der Kunst von den Völkern geliebt und gepriesen wurde. In dem Tritte der Rachegöttinnen in

der alten Tragödie sehen wir mit Schauern die Macht und Majestät des Gewissens, in der reinen, heitern, anspruchlosen, so wenig anmaßenden und doch so bestimmten und klaren Skulptur der Griechen sehen wir die gegenständlichste, ungeschminkteste, würdevolle und ernste Menschlichkeit in huldvoller Naivetät, in den Gebilden Shakespeares tritt uns die ganze Gewalt und Macht des Sittenbewußtseins entgegen: man denke an Macbeth, Richard, Lear. Nur auf diesem Hintergrunde der Furchtbarkeit und Majestät des Sittengesetzes vermögen uns seine Entwicklungen und Begebnisse so zu ergreifen und zu erschüttern. Wenn es Jemand versuchte, durch bloße fürchterliche Leidenschaften und Affecte, durch gewaltsame Thatsachen, durch ganz ungewöhnliche Handlungen ohne weitere Beziehung zu einem höchsten Göttlichen uns zu erfassen und zu bewältigen, so würde er nur sittliche Entrüstung, Widerwille und Ekel hervorrufen, wie wir uns zur Stärkung und Herstellung des Körpers mit Freunden zum heiteren Mahle setzen, aber die bloße Völlerei und Trinksucht als Scheusal verachten, ja auch noch als thöricht erscheint uns der Mann, der ein solches ästhetisches Beginnen unternähme, außerdem daß ihm etwas ungemein Niedriges beiwohnt.

Aber wie kömmt es denn, daß das Sittliche nicht immer und überall als Grundlage des Schönen anerkannt wird, daß es von einzelnen Menschen verkannt wird, daß es von ganzen Zeiträumen verkannt wurde?

Dieß ist die verwundbarste und herrlichste Stelle des menschlichen Geschlechtes. Was wäre denn die sittliche Freiheit, nämlich die Unabhängigkeit der Vernunft von den Affecten und Leidenschaften, und was wäre das hohe Glück, das sie gewährt, wenn nicht ihr Gegentheil möglich wäre? Aus und durch sich selbst muß der Mensch das

Sittengesetz verwirklichen können, daß der Erfolg der Seinige sei, damit auch die Wirkung des Erfolgs auf ihn zurück kehre, nämlich die Achtung, die Selbstachtung, die Selbstliebe, worin das Wesen, worin der Vorzug des menschlichen Geschlechtes besteht. Weil also die Verwirklichung des Sittengesetzes das freie Produkt des Menschen sein muß, so ist ihr Gegentheil auch in der Welt, und es kömmt neben der Tugend das Laster vor. Wenn der Mensch irgend einer Begierde die Herrschaft über die Vernunft anfangs nur zeitweilig einräumt; so erkennt er noch die Herrlichkeit der Vernunft an, er weiß noch, daß sein Thun verwerflich ist, er wechselt mit Genießen und Bereuen ab, er ist noch fehlerhaft, nicht lasterhaft. Wenn aber die Begierde dauernd die Herrschaft über die Vernunft erlangt, so geht nach und nach das Unterscheiden zwischen Sitte und Fehler verloren, die Uebung des Genusses gibt der Seele eine Festigkeit und Stetigkeit im Verlangen nach demselben, sie ist nicht mehr frei, sondern in der Herrschaft der Begierde gefangen, alle andern Kräfte müssen der Begierde dienen, und der Mensch ist lasterhaft. In dieser Lage schwebt ihm sein Genuß als reizend vor, eben so Alles, was darauf Bezug hat, er schenkt den dahin zielenden Bildern Eingang und Wohlgefallen, die Begierde sträubt sich gegen das Höhere, weil es ihr mißfällt als ein ihr Widerstrebendes, und so schafft ein solcher Mensch, wenn er als schaffend auftritt, nur im Sinne seiner Begierden und empfängt auch nur, wenn er als empfangend auftritt, im Sinne seiner Begierden. Wer lasterhaft wird, von Dem entfernt sich die Muse, wenn ganze Völker in solche Zustände versinken, so flieht jedes Mal nach dem Zeugnisse der Geschichte die Kunst von ihnen. Darum ist es wahr, daß die Kunst eines Volkes der Zeiger seiner sittlichen Höhe ist. Wenn Stämme

und Zeiträume zu verfallen beginnen, so zeigen sich fast eher die Spuren in der Kunst, als in der Sitte selber. Die Kunst, der man als der gefälligen Freundin seine tiefsten Gefühle anvertraut, plaudert die innere Verderbtheit 5 aus, wer sich scheut, seine Sünde zu gestehen, gesteht sie in Dem, was ihm gefällt, und wenn auch im Beginne des Verderbens ein solches Volk noch hohe und erhabene Gestalten schaffen will, so befleckt es dieselben doch immer ohne Wissen mit der ihm innewohnenden Versunkenheit. Die 10 reine, klare, einfältige Kunst hört auf, die ruhige Schönheit verschwindet. Man fängt mit dem Scheine an, und weil man mit dem Scheine das Wesen zu beweisen glaubt, so sucht man den Schein recht zu stärken, um den Beweis zu stärken, und bringt die Ueberladung; so wie die Wahr- 15 heit stets einfach ist, die Lüge aber übertreibt. In der Baukunst kömmt die Schwülstigkeit, der Zierdenwust, die Zwecklosigkeit und Unordnung, in der Musik der Tonlärm und Sinnenzauber, und in der Poesie anfangs die Phrase, dann die Haltlosigkeit, man weiß nicht, an was 20 man sich im Menschen zu wenden habe, man redet zu allen Gewalten in ihm, nur zu dem Gotte nicht, der allein beseligen kann; man weckt Schauer, Neugierde Schreck, Pein, alles Mögliche und vor allem die Leidenschaft, endlich wird Leidenschaft und Affect alleiniger 25 Zweck, man behandelt solche als an sich schön und setzt zuletzt das Laster schlechtweg auf den Thron. Diesen Gang zeigt die Geschichte öfter, und merkwürdig ist hierin der Unterschied zwischen den schlechten Werken werdender Kunst und vergehender Kunst. Während die ersteren einem 30 schönen, reinen Göttlichen nachstreben und ungeschlachte, unbeholfene Mittel bringen und schreiende Formfehler haben, in denen doch das Holde liegt, wie in der Kunst im deutschen Mittelalter: zeigen letztere leichte, gefällige

Formen, üppige Reize, eindringende Motive, aber sie haben keinen Zweck, und sie offenbaren in ihrer Verblasenheit und Verschwommenheit die Leere des entgötterten Gemüthes. Hierauf schreiten sie unbedingt zu dem Dienste des Lasters. Meistens folgt auf solche Anzeigen in der Geschichte ein großes Unglück dieses Volkes, aus dem es sich zuweilen erhob, öfters unterging.

In allen Zeiten kömmt es vor, daß kleine Geister, statt von dem ewig Menschlichen beseelt zu sein, von dem Strome des eben Geschehenden gefaßt werden, in ihm das Höchste erblicken und ihn in ihren Kunstgebilden abdrücken. Nur wenn das Geschehende ein wahrhaft Großes ist, mag es zufällig kommen, daß solche Gebilde Kunstwerke werden, meist werden sie da auch von den großen Geistern der Gegenwart erfaßt und behandelt; aber weit gewöhnlicher werden sie ein Partheiabdruck, ein Gesellschaftsbild, eine Modedarstellung, die lächerlich oder gar verächtlich wird, wenn die Zustände oder Bestrebungen vorüber sind, denen sie ihr Dasein verdankte. Wir sehen, wenn wir uns in unserer Litteratur umschauen, mehrmals solche sogenannte Tendenzen oder Modegesinnungen auftauchen, ihren Ausdruck gewinnen und verschwinden. Während der Ausdruck als ein litterargeschichtliches Denkmal übrig bleibt, ist er als Kunstwerk todt. Selbst das Unsittliche ist so in der Litteratur einmal Mode geworden, und der genialste Ausdruck, den es finden konnte, bleibt uns heute, um nicht Uebleres zu sagen, wenigstens ein befremdendes Räthsel. Man denke z. B. an Ardinghello, an Lucinde. Der wahre Künstler hat ein Herz und einen Geist empfangen, in denen sich die großen und ewigen Empfindungen der Menschheit spiegeln, diese Empfindungen bringt er, darum werden sie immer verstanden und geliebt, wie viele Zeiten auch dahin geflossen sein mögen, wie viele Menschen gekommen und

gegangen sind, darum verschwinden solche Werke nicht. Er stößt Alles in der Kunst zurück, was ihr fremd ist, wie sehr es auch sonst die Gemüther in der Gegenwart beschäftigen mag, er hält es ferne von dem heiteren Reiche, das seine eigenen Gesetze hat, und dem das Treiben des Tages selten zu Gute kömmt. Der echte Künstler hat nie Tendenzen, außer die, ein Schönes zu bringen. Außer den allgemeinen ewigen Empfindungen des menschlichen Geschlechtes, die er in seinem Werke gibt, hat er allerdings auch die Färbungen seiner Zeit und seines Volkes, er hat sie aber naiv und unbewußt, wie er in einer Zeit und in einem Volke lebt und leben muß, und Dieß ist es, was man das Volksthümliche, das Zeitalterliche eines Kunstwerkes nennt. Wenn aber ein Künstler absichtlich ein deutscher, welscher u. s. w. zu werden strebt und, wie man sich ausdrückt, „auf der Höhe der Zeit stehen" will, so wird er etwas zu Wege bringen, was seiner Parthei Freude macht, was einer Zeitrichtung eben schmeichelt, er wird wahrscheinlich das Nationale zum Zerrbilde machen, in seltnen Fällen aber ein dauerndes Kunstwerk liefern.

Man könnte mir gegen meine Erörterungen einwenden: wer weiß, ob nicht doch etwas Anderes z. B. das Sinnliche das dem menschlichen Geschlechte naturgemäß Gefallende sei, weil es oft schon in ganzen Zeiträumen als Herrschendes vorhanden war, und also als Prinzip in der Kunst gelten müsse. Ich erwiedere: abgesehen davon, daß sich seit dem Laufe der Geschichte nur solche Werke erhalten, also den Beifall aller sich ablösender Geschlechter gefunden haben, in denen das Sittengesetz als Gefallendes herrscht, so gibt es keine Kraft im menschlichen Leben, deren Uebung auf die Dauer so Wohlbehagen und Befriedigung gewährt, als die Vernunft. Alle und jede Thätigkeit des Menschen stumpft sich ab, wird zum Ekel, erregt Abscheu und fordert ein

Neues und Entgegengesetztes, nur die Tugendübung allein nicht. Die nämliche tugendhafte Handlung z. B. Aufopferung des Sohnes für den Vater oder die Mutter, Liebe der Eltern zu den Kindern, Liebe der Geschwister tausendmal geübt, entzückt tausend Mal. Darum müssen die Werke, welche niedere Kräfte beschäftigen, Neugierde, Furcht, Abenteuerlichkeit, Leichtsinn, so oft wechseln und Anderes bringen, um nur zu dauern, ja sie verdrängen einander selbst durch Uebersättigung und Ueberdruß und schlagen in ihr Gegentheil um. Nur die schönste Sitte, am schönsten dargestellt, einfach, schlicht, keusch, hingegeben an die schöne Sache, unbewußt ihrer selbst, bleibt immer dieselbe, wird von Geschlecht zu Geschlecht geliebt, und die edelsten Gefühle des Menschen ohne Neugierde, ohne Furcht, ohne Haß finden, so oft man zu dem Werke zurück kehrt, ihre heitere Beschäftigung und ihr ruhiges Glück.

Nach dieser allgemeinen Auseinandersetzung, die ich für nöthig hielt, um den Standpunkt für das Folgende zu gewinnen, und die ich, wie bekannt sie auch sei, doch nach meiner obigen Meinung nicht für zu oft wiederholbar erachte, weil seit Jahren schon eine Verdüsterung in der Kunst herein zu brechen droht, gegen die man mit allgemeiner Macht stehen soll, gehe ich zu der ferneren Sache über, die sich jetzt eigentlich leicht und von selber ergibt, und die wahr ist, wenn das Obige wahr ist, und die falsch ist, wenn das Obige falsch ist.

Die Dichtkunst wird alles Das in sich vereinigen müssen, was über die Kunst überhaupt gesagt worden ist, ja auf die Dichtkunst findet es seine eigentlichste Anwendung. Die Mittel des Dichters sind Worte, in denen er Alles mittheilt, was künstlerisch mitgetheilt werden kann. Er drückt Gefühle aus, er erzählt Handlungen aus dem menschlichen Geschlechte, und wenn er selbst zu den Göttern empor steigt, wie die

Dichter der Vorzeit, so sind es wieder Menschen, die im Olympe wohnen und menschliche Freuden und Seligkeiten genießen. Der Dichter läßt Handlungen vor uns entstehen, und er webt sein Bild in die großen Züge der uns umgebenden Natur. Das höchste Schöne ist die Welt. Wenn der Mensch schafft, so ahmt er Stücke derselben nach, und weil das Nächste er sich selber ist, so sind es menschliche Leiden und Freuden, es sind menschliche Gefühle und Zustände, die er in das Naturganze verflicht. Auf je tieferem Stande der Mensch sich befindet, je weniger er noch entwickelt ist, desto mehr ist er in sich zurückgezogen, desto drohender und unbekannter stehen die Naturgewalten um ihn, und desto beschränkter, aber oft rührend und naiv spricht er sein bewegtes Innere aus. So thaten Völker auf den ersten Culturstufen. Dieß mochte Manche veranlaßt haben, von der Erweiterung unserer Kenntnisse den Verfall der Dichtkunst voraus zu sagen, weil sie sahen, welch tiefe Stärke die sich entwickelnden Völker in ihrer einfachen Dichtkunst hatten: aber die Sache ist nicht so; sondern mit jeder neuen Kenntniß wächst der Dichtkunst ein Arm zu, wie, so lange die Sterne als kleine glänzende Punkte an einem blauen Gewölbe erschienen, Dieß recht lieblich war, aber, da sie große Weltkörper in unermeßlichen Entfernungen und Gruppen wurden, es unsäglich erhaben schien: so ist es mit der Dichtkunst; wenn sie die Welt in ihren Theilen nachahmt, also schafft, so wird sie der Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit der Welt am nächsten kommen, wenn sie eine Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit der Mittel besitzt, um zu schaffen. Wenn neue Kenntnisse der Dichtkunst hinderlich werden, so ist es nur meist die Schuld der Dichter selber, die die Kenntnisse sich nicht erwerben, oder wenigstens es nicht verstehen, sie in eine dichterische, glänzende Waffe in ihrer Hand umzuwandeln, wodurch es geschieht, daß sie in ihren alten

Vorstellungskreisen bleiben, die Menschheit aber durch neue Anschauungen in neue geräth und ihre alten Sänger nicht mehr versteht oder nicht mehr liebt.

Da der Dichter die Welt darstellen soll, so muß er auch die Welt umfassen, er muß außer seiner natürlichen Anlage, die die ganze Verschiedenartigkeit aller Geister in sich einschließt, also jeden einzelnen zu schildern vermag, auch noch die Erfahrungen aller Zeiten haben, wie die Menschen sich in der Wirklichkeit bewegt haben, und wie der Schauplatz sich gestaltet hat, in dem sie sich bewegten. Sonst wird er das Zufällige für das Wesentliche nehmen, das zunächst ihn Berührende für das Allgemeine, und er wird einseitig werden, beschränkt und flach. Die Erfahrungen aller Zeiten aber sind in der Geschichte und in den Wissenschaften nieder gelegt, gleichsam in ihre Essenzen und Prinzipe verkörpert. Die Schätze Beider muß der Dichter in sich aufzunehmen verstehen, so lebt er in die vergangenen Zeiten zurück, er lebt in die entfernten Räume. Seine mitlebenden Menschen muß er kennen, in ihren Seelen empfinden und den Ort ihrer Thätigkeit ergründen. Nur auf diese Weise werden seine Gebilde Wahrhaftigkeit erlangen, als ob sie unter uns lebten. Wenn er seinen Gefühlen allein lauscht, ohne sich um die Gegenständlichkeit der Welt zu kümmern, so wird er ihnen und der Phantasie, die den Ausdruck leiht, hingegeben sein, Beide werden sich steigern, wie sich Erregungen immer steigern, werden ihn in unbekannte Räume ziehen, und er wird Ungethüme erschaffen, die nirgends sind, und die nur rechte Wirksamkeit vorspiegeln, wenn sie immer ärger werden und in's Unendliche anschwellen. Darum sind die Alten so wahr und gegenständlich in ihren Kunstgebilden, so fern von Schwulst und Phantasterei, weil sie, ehe sie dichteten, Erfahrungen in dem kleineren Kreise ihres Lebens und ihrer Geschichte sammelten, weil sie Krieger, Staatsmänner,

Geschäftsleute waren, ehe sie Dichter und Geschichtschreiber wurden. Uns ist es nicht mehr gegönnt, auf dem kleineren Gesichtskreise der Alten zu weilen: verwickeltere Staatenverhältnisse, ein größerer Schauplatz, größere Gemeinschaftlichkeit der Völker, vorgeschrittenere Kenntnisse in Naturdingen und Philosophie, Ineinanderspielen großartigerer Kräfte sind die Bedingungen unserer Zeit; es ist uns nicht erlaubt, ihnen, wenn wir nicht gestraft werden sollen, fern zu bleiben, ihre Bewältigung ist schwierig, aber der Dichter, der heute den Alten ähnlich werden will, muß seine wie sie ihre Welt kennen. Weil aber Dieß schwerer ist, als einst, weil man durch Menge und Mannigfaltigkeit der Theile nicht leicht zum Ganzen kömmt, was aber zum Dichten nöthig ist, weil es daher so selten in Wirklichkeit tritt, so erklärt sich die Erscheinung, daß uns die Alten trotz unseres mannigfaltigen Vorschreitens in Kenntnissen und Erfahrungen doch in der Kunst noch weit voraus sind.

Man sieht aus der obigen Skizze, welch große Forderungen an den Dichter gestellt werden. Alle Kräfte, nicht bloß die Vernunft allein, sollen an ihm in hoher Gabe vorhanden sein. Wenn gleich die Vernunft als hohe Schiedsrichterin des Göttlichen und die Phantasie als Einkleiderin desselben in ein zierliches Gewand die zwei Hauptgewalten sind, über die er muß gebieten können, so müssen doch auch die andern in erhöhtem Grade da sein: ein klarer, gesunder Sinn, schnelle, treffende Reproductionskraft und reiner, kraftvoller Verstand. Das, was wir Genie heißen, ist also bei vorwiegender Schöpfungskraft das Blühen aller geistiger Kräfte, es ist das geistig Gesündeste, was wir haben, und wenn an großen Geistern geistige oder körperliche Krankheit vorhanden war, und sie trotz derselben Großes schufen, so sieht man diesem Großen doch in irgend etwas den Zug der Kränklichkeit an, es wäre ohne den-

selben noch größer und entzückte uns noch mehr, wenn es gleichsam aus dem einzigen festen, kernhaften Felsen der Kraft gehauen wäre. Es ist daher ganz falsch, sich das Genie als etwas Wildes, Phantastisches, Ungeduldiges (das Genie hat in Erschaffung seiner Gebilde unter allen Mächten der Welt die meiste Geduld), als etwas von der gewöhnlichen Ordnung Abweichendes, körperlich Zerrüttetes und mit seinem Verstande nicht ganz im Kreise des Gesetzmäßigen Verweilendes zu denken. Heutzutage ist es freilich so, daß Mancher in solche Zeichen und Absonderlichkeiten hohe Gaben und Außerordentliches setzt, aber es hilft auch heute nichts: und wenn jener uralte Grieche, der des Blödsinns aus der Last der Jahre angeklagt wurde, den Richtern dadurch die Gesundheit und Tüchtigkeit seines Verstandes bewies, daß er ihnen sein eben vollendetes Trauerspiel vorlas: so sind darauf Zeiten gekommen, wo Mancher durch Vorlesen seiner Werke das gerade Entgegengesetzte beweisen würde.

So groß die Gaben und Anforderungen an den Künstler und Dichter sind, so groß und weittragend sind auch die Wirkungen der Kunst und Dichtung. Wenn man einen Menschen, der leicht in sittliche Gefühle kömmt und in Folge derselben gerne uneigennützige und edle Handlungen ausübt, einen warmen Menschen nennt, und wenn der im Gegentheile kalt ist, der diese Gefühle nicht kennt oder sie nur im geringen Maße besitzt, obgleich er zur Erlangung materiellen Gutes und Genusses die heftigsten Affecte hegen mag: so ist wohl keine Gewalt der Erde so geeignet, das Herz des Menschen in eine schöne harmonische Wärme zu versetzen, es zu öffnen und für alles Hohe und Gute empfänglich zu machen, als die Kunst. Wenn die Ausbildung des Menschen als Menschen, nämlich Humanität, der höchste, irdische Zweck ist, wenn sittliche Schönheit und Würde

im höchsten Maße, in dem es erreichbar ist, das irdische Glück des Menschen ausmacht, ja sogar, wenn die Religion durch ihre Göttlichkeit zum himmlischen Glücke führt; so führt die Kunst durch den Reiz mittelbar dahin, sie kann daher die irdische Schwester der Religion geheißen werden, wie sie ja fast in allen Zweigen in der ältern und neuern Kirche mit ihrer himmlischen Schwester Hand in Hand gieng, als Baukunst, Musik, Dichtkunst, Malerei, Bildhauerkunst. Und haben nicht selbst die Heiden ihre Künste nur am schönsten um ihre Götter, um ihre Tempel geschlungen. Ja war bei den Griechen nicht am Ende Religion und Kunst eins?

Keine Gabe wirkt mächtiger und hinreißender im Menschen, als die Phantasie. Das Volk und die Kinder sind ihr am meisten hingegeben. Der Jüngling glüht in ihr, der Mann ehrt sie noch, und wenn er sie in Uebung seines Verstandes und in Betrachtung der Weltdinge bändigen gelernt hat, dankt [er] ihr doch seine schönsten Stunden, wenn er entweder mit ihr im erhabnen Ernste dichtet oder mit ihr sich in geliebten Dichtern ergeht, und selbst der Greis hat sie zur Gespielin, wenn er in die Gefilde seiner Jugend zurück kehrt, und sie ihm diese Gefilde mit einem rührenden Lichte, wie mit einem Nachsommer, überdeckt. Die Geisterfurcht, der Wunderglaube, der Aberglaube, ja die Ahnung des Allerhöchsten selber sind die Früchte der Phantasie im Volke. Sie hat das größte Glück des Menschen gestiftet, und in ihren Verirrungen auch das größte Elend. Wenn sich nun zur Phantasie noch das Göttliche gesellt und die höchsten, schönsten Gefühle erzeugt, so hat dasselbe durch sie das größte Reich zur Beherrschung, es hat das ganze menschliche Geschlecht, und es hat alle Zeiträume, die auf dieser Erde noch vergehen können, ja sie hat das Weltall; denn in andern Weltkörpern kann nichts Schlechteres der Gegen-

stand der Kunst [sein]. Sie geht in alle Seelen, wo es Seelen gibt, und durch das Göttliche hebt und beglückt sie auch die Seelen.

Wenn die Kunst durch die Phantasie so allgemein anregt, so regt sie nicht minder auch Allgemeines an. Wenn der Dichter alle Gaben des Geistes in großer Fülle haben muß, so bewegt er auch alle Gaben im Geiste seines Zuhörers und Lesers. Wie die Welt den Sinn, den Verstand, das Herz, das Gemüth ergreift, ergreift sie auch das Werk des Dichters. Wenn die Wissenschaft den Verstand als formales Vermögen beschäftigt, oder wenn sie in Erfindungen auch die Phantasie ergreift, und in ihren Wirkungen endlich gar die Vernunft; wenn der Geschäftsmann seine Erfahrungen in einem Fache zu Bergen häuft, und ein anderer in andern Fächern Dasselbe thut: so bewegt die Kunst alles Das mit einem Male und noch etwas mehr, sie malt den Himmel in die Seele und begleitet mit der heiteren Miene oft noch den Geschäftsmann in die Stube seiner Marter.

Auch nicht minder tief, als allgemein, wirkt die Kunst. Was der Mensch in ruhiger Muße erlernt, das legt er als einen erworbenen Schatz zurück, es gelegentlichem Gebrauche vorbehaltend, oft gar nicht mehr daran denkend, es gar nicht mehr gebrauchend. Was aber seine Gefühle aufregt und sein ganzes Innres erfaßt, Das führt zur That oder drückt der Persönlichkeit ein unauslöschliches Merkmal ein. Was in der Weltgeschichte Großes und leider auch Entsetzliches geschehen ist, ist durch Affecte geschehen, waren es nun erhabene oder erhebende Gefühle, oder war es wilder und brausender Guß der thierischen Empfindungen. Nun aber ist es fast die Kunst allein, die allgemeine Gefühle erweckt und ihnen allgemeine Richtungen gibt. Was auf anderem Wege entsteht, ist zerstreutes Gefühl und wirkt nach zerstreuten Richtungen. Ja wenn man sogar Menschen-

mengen durch Reden, durch Aufrufe und Beispiele zu Gefühlen und Thaten hinreißen will, so ist es die Kunst, zu der man flüchtet, sei es durch die dichterische Gluth der Rede, sei es durch die ergreifende Bewegung der Mimik und Gebärden. Und hinwieder, wenn die Menschen massenweise in Bewegungen gerathen, zeigt sich allsogleich in ihrem äußern Thun und Wesen theaterähnlicher Schmuck und auffallende Zeichen an Kleidern und anderen Dingen.

Aus dem Gesagten ergibt sich die große Wirkung der Kunst, die in der Geschichte der Menschen ersichtlich ist. Ein einziger Dichter, der sein Volk durchgängig zu entzünden vermochte, hat es oft in einem Ruck mehr gehoben, als jahrelange Belehrungen und vortreffliche Gesetze. Die Richtung und Gestalt der Litteratur ist in den Sitten, Handlungen und Folgen ganzer Zeiträume abgespiegelt und wieder gegeben und wirkt auf die nächstfolgenden Zeiträume befruchtend ein. Dieß geht bis in die kleinsten Erzeugnisse der Mode herunter. Wenn man in einer Litteraturgeschichte bei Entwicklung ihrer Zustände gleichlaufend die Entwicklung der sittlichen Zustände betrachtete und vergliche, so würde das Gesagte eine noch entschiednere Bekräftigung und Beleuchtung gewinnen.

Die Kunst ist also eines der größten menschlichen Dinge.

Wenn die Darstellung höchster sittlicher Würde der Zweck der Menschen auf Erden ist, so ist die Religion, die Sittlichkeit und Kunst Zweck an sich, was folgt: Wissenschaft, Geschäfte, Thätigkeit nach allen Richtungen, ja der Staat selbst als organischestes Produkt menschlicher Thätigkeit, ist dann nur mehr Mittel. Wenn wir uns höhere Geister ohne Sinnlichkeit denken, das Thier aber fast nur in Sinnlichkeit versunken, so ist die Kunst gerade das menschlichste aller menschlichen Dinge, wie der Dichter sagt:

„Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern:
Die Kunst, o Mensch, hast du allein."

Es ist also die Pflicht aller Menschen und Zeiten, die Kunst zu hegen und zu steigern, und wenn der Staat eine menschliche Anstalt zu menschlichen Zwecken ist, so hat er auf die Kunst eines der höchsten, größten Augenmerke zu richten, sie einerseits zu fördern und anderseits zu ehren, weil sie nicht nur ein höchstes menschliches Ding an sich ist, sondern weil die durch sie Gebildeten auch ein immer reinerer, bildsamerer und edlerer Stoff der Staaten werden, wie der Römer sagt:

„Emollit mores, nec sinit esse feros."

Möge das hier Gesagte nicht zu viel sein, und möge man mir auch noch mit Nachsicht folgen, wenn ich sage, wie die Einwirkungen der Kunst auf jene Jugend geleitet werden sollen, die wir zu höherer Menschlichkeit entwickeln wollen, wie diese Jugend die Gebilde der Kunst meistens zu theuren Gespielen hat, und wie sie gerade durch sie mit Vermittlung der Lehrer zu ehrwürdigen Männern reifen kann.

Die Volksschule in Oberösterreich in den Jahren 1850–1865.

(Aus meinem Amtsleben.)

[Bruchstück.]

Seit ich über Menschen und Menschenwohl zu denken angefangen hatte, richtete ich auch mein Augenmerk auf die Volksschule und suchte zu erfahren, wie sie ist, und legte mir allgemach Ansichten zurecht, wie sie sein sollte. Freilich änderten sich diese Ansichten im Laufe der Jahre vielfältig. Meine Ansprüche an die Volksschule, die ich für gerecht hielt, wuchsen, und endlich kam ich dahin, zu erkennen, daß ein Staat, der diese Anstalt auf die Höhe hebt, zu der sie unzweifelhaft berufen ist, nicht nur seine erste und heiligste Pflicht gegen seine Unterthanen erfüllt, sondern auch zu einer Blüthe und Macht gelangt, davon sehr Viele jetzt noch gar keine Vorstellung haben. Ich habe einmal zu dem jetzt verstorbenen Fürsten Metternich gesagt: Der Landschulmeister ist eine der wichtigsten Personen im Staate. Wir sprachen weiter über die Sache, er stimmte mir bei und fragte mich, woher wir das Geld zur Ausführung nehmen. Das wußte ich nicht, weil ich kein Geldmann bin. Ich weiß es auch jetzt noch nicht; aber Das weiß ich, daß die Staaten, um mit all den Schäden zurecht zu kommen, die aus unzulänglicher Volkserziehung entspringen, mehr Geld ausgeben, als wenn gleich die Volkserziehung recht eingerichtet würde. Den Entgang an Blüthe

und Macht haben sie noch oben darein. Wer die Bestimmung der Menschheit auf dieser Erde nicht in einen ewigen blinden Kreislauf von Tugend und Laster, von Recht und Gewalt, von Emporsteigen und Niedersinken setzt, was uns an Gott verzweifeln ließe, sondern wer glaubt, daß sie sich nach und nach zur höchsten Blüthe entwickeln wird, zur Vernünftigkeit, wie wir ja Alles hienieden sich entwickeln sehen, Der wird auch überzeugt sein, daß eines der heiligsten Dinge, die Volkserziehung, seine Vollendung finden werde. Er wird aber auch wissen, daß wir auf dem Wege zur Vernünftigkeit noch lange nicht die Kinderschuhe ausgetreten haben. Lassen sich nicht die gebildetsten Staaten der Erde in ihrem Verkehre von Ereignissen, Zufälligkeiten, Nothwendigkeiten, Nützlichkeiten leiten und sind in steten Wirrnissen und Nöthen begriffen, statt daß sie unerschütterlich das unantastbarste Gesetz der Vernunft, das Rechtsgesetz befolgten, wornach alle jene Dinge wegfielen, und Jeder glücklich zu sein vermöchte? Und nicht bloß das unantastbarste Gesetz ist das Rechtsgesetz, es ist auch das höchste Klugheitsgesetz. Aber so weit sind wir noch nicht, daß das Rechtsgesetz im Bewußtsein unbezwingbare Gewalt erlangt hätte, und daß Alle oder die Meisten darnach handelten und Den, der es verletzt, gemeinschaftlich für ehrlos erklärten und straften. Sie mißtrauen sich noch alle, und so entstehen die Wirrnisse, und entsteht die größte Schande für Wesen, die sich vernünftig nennen, der Krieg. Sind Dieß nicht Merkmale des Kindheitlebens? Und wenn sie es sind, so wird das Leben des Jünglings folgen, des Mannes, des Greises. Wir sehen auch, daß der Plan für Entwicklung der Menschheit ungemein groß angelegt sein muß, und daß ein Jahrtausend eine Stunde ist. In dem steten Gange nach der höchsten Blüthe wird die Volkserziehung auch mitgehen und es ist ein Gesetz in solchen

Dingen, daß sich Stimmen erheben, die da sagen, was Noth thut, und daß aus vielen Stimmen sich Das ergibt, was im Allgemeinen zur Erreichung des Zweckes zu geschehen habe. Mit der Entwicklung der Menschheit wachsen auch die Zwecke und die Mittel. Darum wäre es eine Ueberstürzung und vom Uebel, das Letzte schon auf den ersten Stufen einführen zu wollen; aber wir müssen uns dieses Letzte immer klarer zu machen suchen, damit wir die Schritte für die Gegenwart mit desto größerer Sicherheit thun können.

Ich habe fünfzehn Jahre das Amt eines Schulrathes und Inspectors der Volksschulen von Oberösterreich verwaltet und werde in den folgenden Zeilen Einiges anführen, was ich in diesen Jahren über den Zustand des Volksschulwesens in Oberösterreich erfahren habe, und werde mir dann erlauben, auch Einiges beizufügen, was ich über Volkserziehung und Volksunterricht denke.

Ich beginne mit den Schulhäusern.

In dieser Hinsicht haben sich unsere Voreltern große Fahrlässigkeiten zu Schulden kommen lassen, und es bedurfte bedeutender Verbesserungen.

In Linz ist die Normalschule des Landes, dann sind drei Pfarrschulen und ist eine Nebenschule.

Die Normalschule befindet sich noch gegenwärtig in einem Gebäude, welches ursprünglich kein Schulhaus gewesen ist, und wenn man auch nicht sagen kann, daß die Räumlichkeiten geradezu zweckwidrig sind, so haben sie viele Uebelstände, und das Ganze ist der Würde einer Normalschule des ganzen Landes durchaus nicht angemessen. Außerdem liegt das Gebäude in einem unerquicklichen Stadtwinkel, und die Kinder haben als Hauptweg eine enge, steile, finstere Straße. Es wird wohl schwerlich bald ein anderes Gebäude zu erzielen sein, da es aus öffentlichen Mitteln hergestellt werden müßte.

und Macht haben sie noch oben darein. Wer die Bestimmung der Menschheit auf dieser Erde nicht in einen ewigen blinden Kreislauf von Tugend und Laster, von Recht und Gewalt, von Emporsteigen und Niedersinken setzt, was uns an Gott verzweifeln ließe, sondern wer glaubt, daß sie sich nach und nach zur höchsten Blüthe entwickeln wird, zur Vernünftigkeit, wie wir ja Alles hienieden sich entwickeln sehen, Der wird auch überzeugt sein, daß eines der heiligsten Dinge, die Volkserziehung, seine Vollendung finden werde. Er wird aber auch wissen, daß wir auf dem Wege zur Vernünftigkeit noch lange nicht die Kinderschuhe ausgetreten haben. Lassen sich nicht die gebildetsten Staaten der Erde in ihrem Verkehre von Ereignissen, Zufälligkeiten, Nothwendigkeiten, Nützlichkeiten leiten und sind in steten Wirrnissen und Nöthen begriffen, statt daß sie unerschütterlich das unantastbarste Gesetz der Vernunft, das Rechtsgesetz befolgten, wornach alle jene Dinge wegfielen, und Jeder glücklich zu sein vermöchte? Und nicht bloß das unantastbarste Gesetz ist das Rechtsgesetz, es ist auch das höchste Klugheitsgesetz. Aber so weit sind wir noch nicht, daß das Rechtsgesetz im Bewußtsein unbezwingbare Gewalt erlangt hätte, und daß Alle oder die Meisten darnach handelten und Den, der es verletzt, gemeinschaftlich für ehrlos erklärten und straften. Sie mißtrauen sich noch alle, und so entstehen die Wirrnisse, und entsteht die größte Schande für Wesen, die sich vernünftig nennen, der Krieg. Sind Dieß nicht Merkmale des Kindheitlebens? Und wenn sie es sind, so wird das Leben des Jünglings folgen, des Mannes, des Greises. Wir sehen auch, daß der Plan für Entwicklung der Menschheit ungemein groß angelegt sein muß, und daß ein Jahrtausend eine Stunde ist. In dem steten Gange nach der höchsten Blüthe wird die Volkserziehung auch mitgehen und es ist ein Gesetz in solchen

Dingen, daß sich Stimmen erheben, die da sagen, was Noth thut, und daß aus vielen Stimmen sich Das ergibt, was im Allgemeinen zur Erreichung des Zweckes zu geschehen habe. Mit der Entwicklung der Menschheit wachsen auch die Zwecke und die Mittel. Darum wäre es eine Ueberstürzung und vom Uebel, das Letzte schon auf den ersten Stufen einführen zu wollen; aber wir müssen uns dieses Letzte immer klarer zu machen suchen, damit wir die Schritte für die Gegenwart mit desto größerer Sicherheit thun können.

Ich habe fünfzehn Jahre das Amt eines Schulrathes und Inspectors der Volksschulen von Oberösterreich verwaltet und werde in den folgenden Zeilen Einiges anführen, was ich in diesen Jahren über den Zustand des Volksschulwesens in Oberösterreich erfahren habe, und werde mir dann erlauben, auch Einiges beizufügen, was ich über Volkserziehung und Volksunterricht denke.

Ich beginne mit den Schulhäusern.

In dieser Hinsicht haben sich unsere Voreltern große Fahrlässigkeiten zu Schulden kommen lassen, und es bedurfte bedeutender Verbesserungen.

In Linz ist die Normalschule des Landes, dann sind drei Pfarrschulen und ist eine Nebenschule.

Die Normalschule befindet sich noch gegenwärtig in einem Gebäude, welches ursprünglich kein Schulhaus gewesen ist, und wenn man auch nicht sagen kann, daß die Räumlichkeiten geradezu zweckwidrig sind, so haben sie viele Uebelstände, und das Ganze ist der Würde einer Normalschule des ganzen Landes durchaus nicht angemessen. Außerdem liegt das Gebäude in einem unerquicklichen Stadtwinkel, und die Kinder haben als Hauptweg eine enge, steile, finstere Straße. Es wird wohl schwerlich bald ein anderes Gebäude zu erzielen sein, da es aus öffentlichen Mitteln hergestellt werden müßte.

Von den drei Pfarrschulen, in denen wie in Hauptschulen unterrichtet wurde, fand ich im Jahre 1850 die Stadtpfarrschule in einem niederen, finsteren und beengten Schulhause, dem Zwecke auf keine Weise entsprechend. Die Vorstadt-Josephsschule hatte gar nicht einmal ein eigenes Gebäude, sondern war auf der Post in Miethe und auf eine Weise untergebracht, die kaum kläglicher hätte sein können. Die Vorstadt-Mathiässchule hatte die besten Räumlichkeiten, aber nicht zulänglich, und die Nebenschule auf dem Schulerberge war in Miethe.

In Steyr, der zweiten Stadt des Landes, war die Kreishauptschule in kleinen, finstern, dumpfen Räumen untergebracht. Die Stadtpfarrschule hatte in einem einzigen kleinen, erbärmlichen Zimmer alle Kinder bei einander. Die Mädchenschule hatte niedere, finstere, unzulängliche Zimmer. Die Nebenschule in der Vorstadt Ensdorf war in einem noch elenderen Zimmer, als die Stadtpfarrschule. Das Schulhaus der Vorstadtpfarrschule in Steyrdorf war vor einigen zwanzig Jahren neu gebaut worden, aber zu entlegen und zu klein.

In Wels war die Mädchenschule in getrennten und nicht zweckmäßigen Räumlichkeiten.

Das Gebäude der Kreishauptschule in Ried fand ich in bedeutendem Maße unzureichend.

Eben so war es mit der Schule in Braunau.

Scherding bedurfte Verbesserungen.

In Freistadt war die Hauptschule in sehr kleinen, unansehnlichen Zimmern.

In Ens waren die Schulräumlichkeiten durchaus zu verwerfen.

In Grieskirchen war die Schule in Miethe.

So war es in den Städten.

In den Markt- und Dorfschulen traf ich es mitunter

noch weit ärger. Man sollte nicht glauben, daß es möglich wäre, daß Gemeinden ihre eigenen Kinder in solche Räume zusammen pferchen, wie ich es gefunden habe. Ich will ein Beispiel anführen. In Niederthalheim bei Schwanenstadt in einer sehr fruchtbaren Gegend fand ich ein hölzernes Schulhaus. Die Wände hatten durch und durch Löcher, wie ein Kopf. Die Lehrersfrau stopfte sie mit Werg zu. An den Wändebalken konnte man mit den Fingern den Holzmoder herabrieseln machen. Das Dach war ein Bretterdach mit Steinen; aber es machte buchstäblich den verworrenen Eindruck, als hätte Einer auf einem großen Wagen Bretter und Steine geführt und hätte umgeworfen. Bei jedem stärkeren Regen mußten die Kinder Bücher und Papiere unter die Bank halten, daß sie nicht naß würden. Das Wasser rann auf dem Boden des Schulzimmers dahin. Zwanzig Jahre waren zwischen Dominien Verhandlungen zum Baue dieser Schule gepflogen worden. Viele Schulgebäude fand ich dem Zwecke nicht entsprechend, viele nur theilweise, und eine Anzahl gut. Aber ich kann mich nicht erinnern, ein einziges Gebäude gefunden zu haben, das den erhebenden Eindruck gemacht hätte, jeden Zweck, auch den sittenfördernden, zu erfüllen.

Es wurde mit dem Eintreten der neuen Zeit zur Abhilfe geschritten.

Der damalige Statthalter in Oberösterreich, Eduard Freiherr von Bach, hat das Hauptverdienst. Er nahm sich der Schule mit größter Wärme an. Nicht nur, daß kein einziger meiner Anträge auf Untersuchung und Abhilfe von Uebelständen unberücksichtigt blieb, so besuchte er auf seiner häufigen Reise jede Schule in allen ihren Winkeln und besah sie der Baulichkeiten willen und untersuchte ihre Unterrichtsweise. Schnell entstanden nun neue Schulhäuser, oder es wurden Zubauten und Verbesserungen

angebracht. Wäre es nur noch mehrere Jahre in dieser Weise fort gegangen, so wäre kein einziges unzulängliches Schulgebäude mehr in Oberösterreich gewesen. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, er habe die Leidenschaft, Schulhäuser zu bauen. Solchen Thatsachen gegenüber, wie ich sie oben angeführt habe, muß in jedem ernsten Menschen der Wunsch entstehen, zu helfen. Dazu bedarf er nicht eigens einer Leidenschaft. Er hat nicht willkürlich gebaut. Jedem Baue ging eine Commission voraus, die ihn beantragte, und beim Baue selber war man, und ich muß sagen leider, an die alten, oft höchst unzweckmäßigen Vorschriften der politischen Schulverfassung gebunden. Manche Gemeinden bauten freiwillig größer.

Mit einem glänzenden Beispiele ging die Stadt Linz voran. Sie errichtete für die Josephsschule einen wahrhaften Musterbau mit sechs großen freundlichen, herzerhebenden Sälen. Ich hatte damals bei der Commission gesagt, daß außer der Erreichung der Zwecke für Unterricht und Gesundheit der Kinder, das äußere und innere Aussehen einer Schule nicht gleichgültig sei, in wie ferne es auf Herz und Gesittung wirke, wie man ja auch den Kirchen eine andachterweckende Gestalt zu geben strebe. Und in diesem Sinne wirkt das neue Schulhaus. Die Kinder sitzen in drei neuen Räumen mit fröhlichen, heiteren Angesichtern da, und sie schienen mir auch immer reinlicher zu werden. Später errichtete die Gemeinde einen ansehnlichen Bau für die Stadtpfarrschule. Nur war man da im Raume nicht frei genug, um so, wie bei der Josephsschule, bauen zu können. Bezüglich der Mathiässchule waren Verhandlungen, man bezeichnete schon den einen oder den andern Platz für den Neubau. Aber es ist bis jetzt noch zu keinem Ergebnisse . . . . . .

II.

Literatur und Theater.

Kunſ

W

Jahrgang
gegeben,
befindlich
5 arme Sp
behaupte,
gefähr vi
neueren
reich und
10 mehr der
beginnt
gebend;
man in
goldenen
15 fern zu
nicht bl
weil es
zu ſein,
Wirkung
20 deutenhe
dern ſie
edlen F
genannt
lebende
25 leriſchſte

Kunst- und Litteraturbriefe aus Wien.

Wien, Ende August [1847]. Grillparzer hat dem Jahrgang 1848 des Taschenbuches Iris eine Erzählung gegeben, die ich aus den Correcturbogen des im Drucke befindlichen Taschenbuches gelesen habe. Sie heißt: „Der
5 arme Spielmann.“ Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß diese kleine Erzählung — sie umfaßt ungefähr vier Bogen — ein Meisterwerk ist. Ungleich der neueren Art zu erzählen, nämlich immer spannend, geistreich und besonders sein zu wollen, schließt er sich viel-
10 mehr der ältern Schule an. Ganz schlicht und unscheinbar beginnt die Erzählung, nichts Anderes, als die Sachen, gebend; aber wenn man eine Weile gelesen hat, dann geht man in dem ruhigen, gehaltenen, und ich möchte sagen, goldenen Strome fort. Diese Kraft, sich von jeder Manier
15 fern zu halten, ist in unsern Tagen um so seltener, weil nicht bloß Manieriertheit Mode geworden ist, sondern weil es auch überhaupt sehr schwer ist, innerlich so groß zu sein, daß man diese Größe nur hingeben darf und der Wirkung auf tiefe Gemüther sicher sein kann. Die Unbe-
20 deutenheit, wenn sie einfach sein will, wird es nicht, sondern sie wird bloß leer. Mit diesem äußern Vorzug der edlen Form, der in unserer Zeit wahrhaft eine Tugend genannt werden kann, verbindet sich aber auch als belebende Seele des schönen Körpers Das, was die künst-
25 lerischste Wesenheit eines Werkes ausmacht, nämlich alles

Das, weßhalb wir die Seele des Menschen höher stellen, als jedes Ding dieser Erde, weßhalb wir die Dinge schätzen, die Seele aber lieben müssen. Ueber scheinbar sehr ungefügige, ja fast widerstrebende Verhältnisse ist ein solcher Duft eines Seelenlebens ausgegossen, daß man allmählich hineingezogen wird, daß sich eine edle Rührung in unser Herz schleicht, und daß man am Schlusse die beruhigendste sittliche Auflösung und eine lohnende Erhebung empfindet. In der Kindlichkeit dieser Dichtung liegt es wieder so klar, was uns aus den Schöpfungen der größten Künstler entgegentritt, und was selber in der Unschuld und Majestät des Weltalls liegt, daß alle Kraft, alle Begabung, selbst der schärfste Verstand nichts ist gegenüber der Einfalt sittlicher Größe und Güte. Dieses Letztere ist der höchste Glanz und die höchste Berechtigung des menschlichen Geschlechts. Wenn es ein Dichter durch Zusammenstellung menschlicher Handlungen oder durch Darstellung eines menschlichen Charakters recht klar und recht einfach vor uns entstehen lassen kann, so hat er ein Meisterwerk geliefert und bindet unser Herz mit goldenen Ketten an sein Werk. Kann er Das nicht, so mag er die außerordentlichsten Begebenheiten zusammenstellen, er mag die verschiedensten Kräfte und Leidenschaften in uns aufregen, und es wird ihm doch nicht gelingen, unser Herz mit Verehrung, Bewunderung und Liebe an sein Werk zu fesseln: die Schönheit der menschlichen Seele und die Wirkung seines Werkes werden immer weit auseinanderliegen. Daher kommt die Erscheinung, daß uns ein Dichter mit ganz gewöhnlichen Ereignissen, die sich alle Tage zutragen, entzückt, und ein anderer mit den schauerlichsten Thatsachen und den seltsamlichsten Handlungen uns kaum berührt oder gar widrig erkältet. Die einzige künstlerische Todsünde ist die gegen die ursprüngliche Gottähnlichkeit

der menschlichen Seele. Freilich liegt auf der andern Seite wieder der Fehler nahe, statt jene Ursprünglichkeit der Menschheit vor uns entstehen zu lassen, ein sittliches Wörterbuch oder Verhaltungsregeln zu geben, was ebenfalls kalt 5 läßt, weil wir da nicht das einfache Sein eines menschlichen Geistes sehen, sondern die willkürlichen Abstractionen, die sich ein Anderer daraus gemacht hat. Wenn sich Jemand in diese sittliche Ursprünglichkeit und Einfalt nicht mehr finden kann, weil ihm das Verkehren mit dem bloß Stoff- 10 lichen, mit den Mitteln die ursprünglichen Zwecke verrückt hat, oder wenn Jemanden diese Begabung überhaupt versagt ist, so wird ihm Grillparzers Dichtung nicht gefallen, ja sie muß ihm mißfallen, weil so manche Kräfte des Helden, gegenüber seiner Innerlichkeit, in Unentwicklung oder selt- 15 samer Zerwürfniß sind, was aber gerade für den Empfindenden den Reiz so unaussprechlich hold macht.

In Bezug auf bildende Kunst geben sich in neuer Zeit manche erfreuliche Merkmale kund. Es zeigen sich in der historischen Malerei, die so sehr brach gelegen ist, 20 einige Anfänge zum Aufschwung, worüber ich nächstens berichten werde. In der Landschaftsmalerei, die hier besonders gepflegt wurde, und in der man so lange, vielleicht gerade durch die ungemein schöne Scenerie unseres Vaterlandes verführt oder durch Begehr der Liebhaber 25 verleitet, an der bloßen Ansicht gehaftet hatte, scheint sich auch ein Uebergang einzufinden. Steinfeld, welcher durch eine Reihe von Jahren Einer der tüchtigsten Vertreter der Ansicht schöner Gebirgsscenerie war, lieferte in letzter Zeit Compositionen, in denen er gerade die Fläche, 30 die Steppe, das Unscheinbare wählte, und ich glaube durch das Ideelle, das er hinein zu legen wußte, seine schönsten Gebirgslandschaften an künstlerischer Tiefe übertraf. Es hat sich Dieß namentlich in der jüngsten Zeit an diesem

Künstler bewährt. Seine verlassene Mühle (gemalt 1846) und seine abgebrannte Hütte (gemalt 1847 und vom Wiener Kunstverein angekauft) erheben sich zu Dichtungen. In dem letzt genannten Bilde liegt ein wahrhaft einfacher, erhebender Ernst, der dicht an Erhabenheit streift, welche unser Künstler gewiß erreichen wird, wenn er auf dem Wege fortfährt, nicht mehr Virtuosität in dem Einzelnen allein für Kunst zu halten, sondern in das Ganze eine übersichtliche, menschlich großartige und erhebende Stimmung zu bringen. Auf diese Weise sind Landschaften an Ernst und Würde den historischen Gemälden nahe zu bringen. In der abgebrannten Hütte steht eben diese steinerne Behausung, an welcher das Dach theils verbrannt, theils eingestürzt ist, noch schwach rauchend im Vordergrunde neben einem ruhigen Wasser. Zwei Figuren sind beschäftigt, auf ein Wägelchen noch einen Bündel Habseligkeiten zu legen, um dann das Wägelchen fortzuziehen. Hinter der Hütte sieht man etwas Baumwerk, der Rest der Landschaft ist Steppe, von kahlen Lehmstrecken und einem Wege unterbrochen. Die Beleuchtung ist helldunkel, am Horizont liegt ein langgestreckter Wolkenstratus, hinter dem die Sonne aufgeht. Der übrige Himmel ist bis auf einige Morgenflocken rein. Dieser Gegensatz menschlichen Unglücks und Verfalles als eines Kleinen gegen das ruhig Große einer Naturerscheinung, die sich täglich wiederholt und täglich wunderbar ist, bewirkt das Dichterische, das in diesem Bilde liegt. Die Behandlung ist diesem Dichterischen angemessen — ruhig und einfach. Besonders schön ist die Luft gemalt. Ein anderes Bild, welches ebenfalls in jüngster Zeit entstanden ist (1846), spricht dieselbe Herrschaft künstlerischer Stimmung, gegenüber der bloßen Virtuosität, aus. Es ist von Fischbach. Schmuggler, vier an der Zahl, warten Abends auf dem Grat eines Berges, bis der Mond aufgeht, und

er geht eben in ihrem Rücken weit draußen am Horizonte auf. In der ganzen Gegend ist Helldunkel und zwar Abenddämmerung. Hinter den Figuren, welche zwischen Gestein gruppirt sind, steht ein dürrer Buchenstamm gegen den im Zenith schon sehr dunkeln Himmel empor, in welchem Himmel eine einzige von dem außerhalb des Bildes liegenden Abendrothe beleuchtete Wolke schwebt. Unten liegt das Thal in Unentschiedenheit, und draußen sind die Berge des Horizonts auch von dem im Westen herrschenden Roth leicht berührt. Diese Haltung der Naturfeierlichkeit gegen die Beschäftigung von Menschen, die hier in der Einsamkeit ungesetzlichen Handlungen nachgehen, gibt dem Gemälde so großen Reiz dichterischen Ernstes und Werthes. Die Figuren sind im Ausdruck ihrer Angesichter, in denen ihre Vergangenheit steht, so wie in Haltung und Gewandung meisterhaft behandelt. Es ist hier mit der auffallendsten Virtuosität im Einzelnen die Ruhe und Einfachheit der historischen Behandlung vereint. Die Figuren sind so groß und bedeutend, daß das Bild keine Landschaft ist, und doch ist die Landschaft so wenig als unbeachtetes Beiwerk behandelt, daß sie im Gegentheil dem Ganzen erst recht den tiefen Ernst gibt. Durch diese wechselseitige Durchdringung menschlichen Handelns und Waltens der Natur entsteht gerade die fast großartige Einheit, die diesem Bilde inne wohnt. Gewöhnlich ist in sogenannten Genrebildern das Landschaftliche so dürftig erfüllt, oder in Landschaften die Staffage so nichts sagend, daß uns Beides nicht in der Seele berührt, während hier sich Beide geltend machen, und doch Beide sich zu einem Ganzen verbinden. Wenn in dem Bilde auch Einiges auszusetzen sein mag, so sind doch in unsern Tagen wenige gemalt worden, die dem tüchtigen künstlerischen Streben und der Vortrefflichkeit des Vortrages dieses Bildes gleichen.

Carl Löfflers Ölgemälde „Das Erdbeermädchen".

Gestatten Sie einigen Worten über einen jungen Künstler ein Plätzchen in Ihrem Blatte. Die Nachricht, daß das Bild Carl Löfflers, ein Mädchen mit Erdbeeren vorstellend, das im vergangenen Sommer in der Linzer Kunstausstellung war, im österreichischen Kunstverein in Wien angekauft worden ist, hat hier bei den Freunden des Künstlers, die nicht Wenige sind, eine große Freude erregt, und zwar nicht nur des trefflichen Bildes selber willen, sondern auch, weil der Künstler ein Oberösterreicher aus Haslach im Mühlviertel ist, und weil er seine ersten Veröffentlichungen in Linz, der Hauptstadt seines Heimathlandes, machte, obwohl sein Wohnsitz in Wien ist. Er war seines Standes ein Kaufmann und wurde aus Vorliebe Maler. Das war er im vierten und fünften Jahre, als er seine ersten Bilder hier ausstellte. Diese machten Aufsehen für Kunstfreunde und Kenner. Ein Mädchenkopf mit Fehlern, die Anfänger haben, zeigte eine solche Seelenschönheit, wie sie äußerst wenigen Künstlern darzustellen gegeben ist, und wie sie überhaupt wenige Menschen vorzufühlen im Stande sind, obgleich sie dieselbe dann nachempfinden. Auch die Mache zeigte sich in Theilen dieses Bildes schon beinahe in Vollendung. Die Gestalt des Erdbeermädchens, von dem am Eingang dieses Schreibens gesprochen wurde, ist von so einfacher, rührender Schönheit, ohne alle prahlende Mittel,

daß sie an das Naivste und Lieblichste alter Meister erinnert, ja wenn diese Meister in der Mache voraus sind, so ist diese Innerlichkeit des Erdbeerenmädchens doch nicht in sehr Vielen vorhanden, und sie ist nicht nur im Angesichte, sondern in der ganzen Gestalt, sogar in der kindlichen Anmuth der Füßchen. Und doch ist das Mädchen armer Leute Kind und ärmlich in der ganzen Erscheinung. Es gehört in der heutigen Zeit, in welcher im Allgemeinen die Kunst, die dichtende wie die tönende und bildende, zu bloßen blendenden Mitteln stets tiefer zu sinkt, zumal ohne daß hinter den Mitteln etwas ist, beinahe ein Heldenmuth dazu, in einfacher, schlichter und ursprünglicher Empfindung einher zu gehen, von jenen Mitteln nichts zu wissen und Gefahr zu laufen, zu altem Plunder geworfen zu werden. Gewöhnlich kommen Menschen von einfacher, aber starker Empfindung zu dieser Einfachheit der Darstellung. Wie nahe lag hier der Abweg, der fast überall in der heutigen Kunstluft ist, eine feine, blendend gemalte Haut zu bringen, wie sie vornehme Kinder haben, und darum einige Lumpen zu legen. Der Künstler kam nicht darauf. Darum glauben viele hiesige Freunde Löfflers, daß er nach Dem, was man bereits von ihm gesehen, wenn er die Mache, welche in einzelnen Theilen schon vortrefflich genannt werden muß, zu der Höhe seines Gefühles für innerliche Schönheit empor bringt, ferner sich von dem Einflusse hoher, alter Meister, die er über Alles zu lieben scheint, befreit und, wie sie, obwohl durchdrungen von ihrem Geiste, auf eigenem Wege an der Hand der Natur geht, und wenn er endlich Alles, auch die Nebendinge mit gleicher Liebe und Wahrheit behandelt, zu großer Bedeutung in der Kunst gelangen könne. Die Zukunft wird zeigen, ob diese Hoffnung gerechtfertigt wird. Wir wollten nur auf den Künstler aufmerksam machen, der fast eine

ängstliche Scheu vor der Oeffentlichkeit hatte, nur einige Bilder in Linz zur Anschauung brachte und mehreren seiner Freunde zeigte und jetzt, wie wir glauben, zum ersten Male öffentlich in Wien aufgetreten ist. Daß Manche ähnlich fühlen, wie wir, zeigt der Ankauf des Bildes eines Anfängers.

Linz, 2. Jänner 1865.

Neue Gesänge in obderenns'scher Volksmundart von Franz Stelzhamer.

Wien 1841, bei Karl Ueberreuter.

Unter diesem Titel übergibt der Verfasser seinem Publikum den zweiten Band der Gedichte, im Dialekte des Volkes ob der Enns, oder eigentlich in jener Spielart desselben, wie sie im Innkreise, der Heimath des Verfassers, gebräuchlich ist. Ohne in Vergleiche mit anderen einzugehen, die auch im Oesterreicher-Dialekte dichteten, oder, wie auch geschah, mit Hebel, dem allemanischen Sänger, wollen wir es bloß einfach versuchen, den Charakter und poetischen Werth dieser Dichtungen, in so weit wir Beides zu beurtheilen fähig sind, darzustellen und es dem Ermessen der Sachverständigen zu überlassen, in wie weit wir geirrt haben, in wie weit nicht. Wenn überhaupt die Sprachen die eigentlichen Antlitze der Völker sind, oder vielmehr die Augen dieser Antlitze, aus denen die Seele des Volkes herausschaut, und wenn es daher nicht gleichgiltig ist, in welcher man dichtet, daß z. B. eine Dichtung nicht bloß in französischen Lauten sei, sondern auch französisch: so wird Dieß um so viel mehr der Fall bei Demjenigen sein müssen, der sich aus seiner Muttersprache eine Spielart, und oft eine auf den kleinsten Raum beschränkte, wählet, um in ihr zu dichten. Leitet ihn bei dieser Wahl kein anderer Gedanke, als auch einmal in dieser Mundart ein Gedicht zu machen, und ist das Werk dann so, daß es als dasselbe auch in der allgemeinen Schriftsprache seines

Volkes bestehen könnte, so begeht der Verfasser einen Hiatus, der uns, wie jedes Ueberflüssige und Zwecklose, bloß quälet, und da es solchergestalt das gewählte Mittel seiner angestammten Innigkeit entfremdet und zum Träger eines widerstehenden Elementes macht, so wird es auch uns widrig, indem es nothwendig statt der lebenden freundlichen Augen seines Volkes bloß todte und unheimlich gläserne bringt. Wie in jeder Sprache, sei es auch die des geistig ärmsten Volkes, einige Poesie liegt, die nur ihr zukommt, so liegt auch in jedem Dialekte und in seinem Volk die nur ihm eigenthümliche Poesie — und diese, aber auch nur diese bringe der Dialektdichter, und je inniger, durchgebildeter, individueller, aber auch je potenzirter und kürzer er uns diesen Geist, die Seele seines Völkleins, zu bringen versteht, desto mehr entzückt er uns, — selbst den Laien, weil jedes Wahre und Unmittelbare den begabten Leser zugleich mit der Divination seiner Echtheit beschenkt, woher es sich erklärt, wie es geschehen könne, daß uns Perser, Inder, Spanier, Britten u. s. w. gefallen können. Bloß im stofflich-Sprachlichen wird der Unkundige auf Widerstand stoßen. Wenn wir nun das eben Gesagte auf unseren Verfasser anwenden, so scheint es uns, daß wir unverhohlen sagen dürfen, daß er mit wenigen unscheinbaren Ausnahmen nicht bloß die Sprache jenes schönen Ländchens brachte, sondern sein ganzes innigstes Sein mit Leib und Seele, ja Manche seiner Gedichte sind so einzig voll in jene Form gegossen, daß, wenn man sie selbst ins Lateinische übersetzte (könnte man es), sie dennoch immer nichts Anders wären, als obderennsisch.

Wir rechnen hieher aus dem ersten Band: „den Spiellump", „das Lümperl", „'S Müederl", 'N Aehnl seine Lehrn", u. s. w., aus dem zweiten: „'S Muedastübl", „da Hadara", „da Pikan", „'n Menschen sein Fürnehma", „Waldg'sangl" I und II, „'s Gläut", „'s Vaderhaus",

„Resolut“ „'n Vogel seine Frühlingsg'sangl“ und andere. Da wir oben von Ausnahmen sprachen, so ist es auch unsere Pflicht, Beispiele hievon anzugeben. In den Gedichten des ersten Bandes: „'d Bläemerl“, 'd Sterndl“, „da Tauba“, des zweiten: „'s alte G'sang“ „da Gimpel“ däucht uns, als herrsche in etwas eine sieche Sentimentalität, die jenem Volke in der Art nicht eigen ist, so schön Manche jener Gedichte sonst an sich sind, ja so sehr gerade diese Gedichte den Ruf des Verfassers gründen halfen. Auf den zweiten Punkt, den poetischen Werth dieser Gaben übergehend, gesteht der Referent dieser Zeilen gerne, daß, als ihm die ersten Klänge der Stelzhamerschen Poesien zu Ohren kamen, ein solches Entzücken in sein Herz drang, als uns ist, wenn wir nach langen Jahren wieder die Glocken unseres Heimaththales hören und den Rauch auf den Essen des Vaterhauses aufsteigen sehen. Da der Referent seine ganze Jugend im Lande ob der Enns verlebte, so muß dahin gestellt bleiben, wie viel oder wenig von jenem Entzücken auf Rechnung dieses Umstandes kommt, aber auch in aller Folgezeit übten diese Gesänge in ihrer Originalität, Gesundheit und Frische und in ihrer oft erhabenen Schönheit der Empfindung einen Reiz und Zauber auf das Gemüth aus, wie wir es nur gewohnt sind, uns an die Ersten unserer Dichter hinzugeben, und wie es Stelzhamers Vorgänger, Maurus Lindermair, nicht zu Wege brachte. Wer das Land ob der Enns kennt, wie es so zaubervoll von der Natur hingedichtet ist, von seinen farbigen Alpen angefangen, bis in das reizende Hügelgewimmel seines fruchtbaren Landes hinaus, und wer all die Naturgerechtheit seiner Bewohner, von der Güte und Innigkeit an, bis zu aller Schlauheit und Uebermüthigkeit hin, erlebt hat, der findet alles Dieses hier wieder. Die Empfindungen sind die einfachen und

Volkes bestehen könnte, so begeht der Verfasser einen Hiatus, der uns, wie jedes Ueberflüssige und Zwecklose, bloß quälet, und da es solchergestalt das gewählte Mittel seiner angestammten Innigkeit entfremdet und zum Träger eines widerstehenden Elementes macht, so wird es auch uns widrig, indem es nothwendig statt der lebenden freundlichen Augen seines Volkes bloß todte und unheimlich gläserne bringt. Wie in jeder Sprache, sei es auch die des geistig ärmsten Volkes, einige Poesie liegt, die nur ihr zukommt, so liegt auch in jedem Dialekte und in seinem Volk die nur ihm eigenthümliche Poesie — und diese, *aber auch nur diese* bringe der Dialektdichter, und je inniger, durchgebildeter, individueller, aber auch je potenzirter und kürzer er uns diesen Geist, die Seele seines Völkleins, zu bringen versteht, desto mehr entzückt er uns, — selbst den Laien, weil jedes Wahre und Unmittelbare den begabten Leser zugleich mit der Divination seiner Echtheit beschenkt, woher es sich erklärt, wie es geschehen könne, daß uns Perser, Inder, Spanier, Britten u. s. w. gefallen können. Bloß im stofflich-Sprachlichen wird der Unkundige auf Widerstand stoßen. Wenn wir nun das eben Gesagte auf unseren Verfasser anwenden, so scheint es uns, daß wir unverhohlen sagen dürfen, daß er mit wenigen unscheinbaren Ausnahmen nicht bloß die *Sprache* jenes schönen Ländchens brachte, sondern sein ganzes innigstes Sein mit Leib und Seele, ja Manche seiner Gedichte sind so einzig voll in jene Form gegossen, daß, wenn man sie selbst ins Lateinische übersetzte (könnte man es), sie dennoch immer nichts Anders wären, als obderennsisch.

Wir rechnen hieher aus dem ersten Band: „den Spiellump", „das Lümperl", „'S Müederl", 'N Aehnl seine Lehrn", u. s. w., aus dem zweiten: „'S Muedastübl", „da Hadara", „da Pikan", „'n Menschen sein Fürnehma", „Waldg'sangl" I und II, „'s Gläut", „'s Vaderhaus",

„Resolut“ „'n Vogel seine Frühlingsg'sangl“ und andere. Da wir oben von Ausnahmen sprachen, so ist es auch unsere Pflicht, Beispiele hievon anzugeben. In den Gedichten des ersten Bandes: „'d Bläemerl“, 'd Sterndl“, „da Tauba“, des zweiten: „'s alte G'sang“ „da Gimpel“ däucht uns, als herrsche in etwas eine sieche Sentimentalität, die jenem Volke in der Art nicht eigen ist, so schön Manche jener Gedichte sonst an sich sind, ja so sehr gerade diese Gedichte den Ruf des Verfassers gründen halfen. Auf den zweiten Punkt, den poetischen Werth dieser Gaben übergehend, gesteht der Referent dieser Zeilen gerne, daß, als ihm die ersten Klänge der Stelzhamerschen Poesien zu Ohren kamen, ein solches Entzücken in sein Herz drang, als uns ist, wenn wir nach langen Jahren wieder die Glocken unseres Heimaththales hören und den Rauch auf den Essen des Vaterhauses aufsteigen sehen. Da der Referent seine ganze Jugend im Lande ob der Enns verlebte, so muß dahin gestellt bleiben, wie viel oder wenig von jenem Entzücken auf Rechnung dieses Umstandes kommt, aber auch in aller Folgezeit übten diese Gesänge in ihrer Originalität, Gesundheit und Frische und in ihrer oft erhabenen Schönheit der Empfindung einen Reiz und Zauber auf das Gemüth aus, wie wir es nur gewohnt sind, uns an die Ersten unserer Dichter hinzugeben, und wie es Stelzhamers Vorgänger, Maurus Lindermair, nicht zu Wege brachte. Wer das Land ob der Enns kennt, wie es so zaubervoll von der Natur hingedichtet ist, von seinen farbigen Alpen angefangen, bis in das reizende Hügelgewimmel seines fruchtbaren Landes hinaus, und wer all die Naturgerechtheit seiner Bewohner, von der Güte und Innigkeit an, bis zu aller Schlauheit und Uebermüthigkeit hin, erlebt hat, der findet alles Dieses hier wieder. Die Empfindungen sind die einfachen und

starken des Landmannes und des ungebildeten, aber naturtreuen Volkes: Heimathliebe, Elternliebe, Anschauungen des Naturlebens, Scherz und Spiel, Lustigkeit und kecke Schalkheit. Die Geschlechtsliebe spielt hier nicht die einseitige dominirende Rolle, wie bei so vielen modernen Dichtern, sondern sie ist eine schöne Blume des Lebens, aber weitaus nicht die einzige, ja gerade die schönsten Gesänge unseres Verfassers enthalten dieses Element nicht. Die schönste Empfindung dieser Dichtungen ist Liebe der Mutter zum Sohne und umgekehrt. „S Muedastübl" führt uns eine solche Mutter auf in der rührendsten, schönsten Objectivität reicher, liebevoller, einfältiger Herzensgüte, dieses „Müederl" ist ein vollendet poetisch schöner Charakter, wie er oft nicht in dicken Romanen Raum hat, sich zu entwickeln; gegenüber der Sohn, ein hinaus strebender Mensch, die Liebe und die Sorge der Mutter, die er auch einzig liebt und kränkt. In charakteristischer Malerei und dramatischer Kürze dürfte dieses Gedicht nicht seines Gleichen in der Sammlung und überhaupt nicht Viele seines Gleichen haben. An dasselbe reihen sich fast ebenbürtig die anderen Mutter- und Heimathgesänge an. Ein anderes Element, dessen unser Verfasser fast bis zur Meisterschaft mächtig ist, ist die Komik und gemüthreiche Selbstironie mancher Schwächen seiner Landsleute, in welcher Art er uns öfter die plastisch rundesten Gestalten vorspringen läßt, so daß mit e i n e m Scherze der ganze Mann dasteht. Ein schönes Beispiel dieser Art ist der „Pikan", wo er in seiner Concinnität fast shakespearisch kurz ist. Gleich schön sind der „Hadarar" „'m Menschen sein Fürnehma". Phantasiren über Leben und Tod, Gezogen werden von Heimweh und Naturgefühlen sind ein fernerer Stoff unseres Dichters, wie es sich recht schön im „Gläut" ausspricht. Wunderschön sind die Naturanschauungen und Personificierungen, so lange sie in ihrer

Einfachheit bleiben, wie z. B. im Waldg'sangl I und II, in den Frühlingsgesängen des Vogels vorzüglich I, III, IV dann stellenweise im „Waldfräuerl“, aber wo er die Natur zur Trägerin metaphysischer Speculationen macht, wie im Waldg'sangl III, dort, wie schön die Sprache sei und der Glanz der Bilder, fällt ihm die Natur ab, und es erscheint uns willkürlich. Dasselbe, obwohl minder, däucht uns im „Waldfräuerl“ der Fall. Im Märchen, z. B. im „Mahrl von Furtbach“, scheint uns auch das heftige Springen verletzend für das luftige Märchengewebe, das sich anfangs so schön vor unsern Augen zu weben beginnet, aber dann abspringt und nur stellenweise fortgeht. Sehr schön und kraftvoll erscheint uns hingegen der Schluß. Die Gesänge, die von Liebe handeln, sind stets heiter und frei, und da sind sie auch ganz wahr, wie in „d'Augn“ „Fenstag'sangl“ „d'Aufrichtikeit“ „dö G'sanga vom verhexten Jaga“, aber wo sie trüb und sentimental sind, erscheinen sie fast städtisch. Schließlich halten wir es auch für Pflicht, den Verfasser zu erinnern, daß Manche der Lieder doch zu viel Subjectives besitzen dürften, das nur von der Persönlichkeit des Verfassers handelt: „d'Waldfräuerl“ Seite 34, Vers 13 und folgende, dann: „Wer sö nix zimmt, der is nix“, was ihm bei seinen zahlreichen Freunden und Verehrern seiner Muse eher hinderlich, als förderlich ist. Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß allen Lesern eine solche Freude und eine solche Zufriedenheit aus dem Buche erwachse, wie uns, schließen wir diese Zeilen und bitten, da wo wir irrten, es nachzusehen oder zu berichtigen. Möchte das Buch nur ein so großes Publikum haben können, als andere gepriesene haben, die ihm dennoch an Gehalt weit nachstehen, und möge uns der Verfasser bald mit neuen und umfassenderen Studien aus seinem Gebiete erfreuen.

Mohnkörner, gesammelte Erzählungen von Ernst Ritter.

Pesth und Leipzig, 1846.

Obwohl ich kein Kritiker bin und mir auch in dieser Beziehung wenig Talent zutraue, möchte ich doch recht gern Denjenigen, die ungefähr ähnliche Wege gehen, wie ich, ein Buch anzeigen, welches mir in jüngster Zeit viele Freude gemacht hat. Ich meine die Mohnkörner von Ernst Ritter. Der Verfasser dieser Zeilen gesteht, daß er zwar nicht von Kindheit an, wohl aber schon seit einer großen Reihe von Jahren das Schöne nicht in dem Absonderlichen, Seltsamen und Ungeheuren gesucht hat, sondern daß er stets glaubte, dasselbe liege in dem ewigen Leben der Menschen und in der Natur, wie uns Beide immer und allzeit umgeben — und jedes Große, dachte er, sei so einfach, wie das Fließen der Luft, wie das Rieseln des Wassers, wie das Wachsen des Getreides, und eben so nothwendig, wie diese Dinge. Die weitleuchtenden Thaten der Aufopferung und Hingebung, wenn sie auch manchmal groß sind, können oft das Ergebniß der Schwäche sein, die dem Andrange des Augenblicks weicht. Leichter sind diese Dinge gewiß, als ein ganzes Leben voll Rechtthun, ein ruhiges Selbstbezwingen und freudiges Sterben. Wenn nun die Einzelnen so, wie die Völker, durch Sitte und Vernunft bestehen und vorwärts kommen, so muß Sitte und Vernunft auch im Schönen liegen, und

ohne sie ist es keines. Es sind wohl Werke erschienen, die diesem Grundsatze widersprechen, aber dann haben sie jederzeit auf den Verfasser dieser Zeilen nicht als ein Schönes gewirkt, sondern als irgend ein Anderes, etwa
5 wie Statistik oder wie Enthüllungen der Gebrechen der menschlichen Gesellschaft oder der des Verfassers des Werkes! Manche, in denen sehr groteske Zeichnungen vorkamen, und ungewöhnlich große Quadern, die keinen Palast machten, geschoben wurden, wirkten geradezu als
10 Häßliches auf ihn. Wo aber gar Unvernunft und Unsitte als wirkende und aufregende Mächte gebraucht wurden, da erzeugte sich Abscheu, der ja kein Gefallen ist, was doch in der Wesenheit des Schönen liegen muß. Manche wählten den ledigen Affect oder gar die Leiden-
15 schaft an sich, um es als ein Letztes gelten zu lassen. Aber der Affect, wenn ihm weiter nichts folgt, erzeugt eine gewisse Mißachtung und ein Mitleid, weil er stets Schwäche ist, selbst der sittliche, sonst wäre ihm die That gefolgt — nur bei Kindern und Jünglingen hat er als
20 Blüthe der künftigen That etwas Holdes und Versprechendes an sich; bei Männern, von denen wir Thaten verlangen, ist er, wenn er ohne sie bleibt, unausstehlich. Die nackte Leidenschaft aber an und für sich als ein Schönes hinstellen, erweckt den größten sittlichen Widerwillen, weil es in der
25 Schöpfung nichts so Unfreies und Peinigendes gibt, als einen von seiner Leidenschaft gebundenen Menschen, der dem Thierischen nachgehen muß und dasselbe oft, wie uns die Geschichte der Menschheit zeigt, mit ungeheuren Kräften und Mitteln in's Werk setzt. Man kann an solche
30 Menschen, wenn sie in einem Werke nicht als Mittel und Folie, sondern als selbstgeltendes Schöne auftreten wollen, die Probe anlegen, wenn man sich dieselben in dem gewöhnlichen Leben wirkend denkt und sich die Thaten deutlich

vorhält, welche folgerichtig aus ihrem Charakter fließen würden: dann ist Das ein Zerrbild oder ein Abscheuwerthes, was wir im Lesen, weil wir etwa den Ausnahmszustand des Buches zugaben, nicht beachteten, oder gar, weil wir dem Unreinen in uns nachgaben, uns daran ergötzten. Ueberall, wo im Leben Menschen unter dem Einfluß großer Leidenschaften handelten, haben sie an Denen, auf die ihr Wirken ging, Unheil erzeugt und von ihnen und den andern Haß und Verachtung geerntet. Es gibt Menschen, die von irgend einer großen Leidenschaft, wenn sie vor ihnen spielt, in Bewunderung gerathen: dann aber ist es nur die Entfaltung der großen Kraft und Energie der sittlichen Mittel, die ihr Herz hinreißt, weiter denken sie nicht; allein wer in sich der Sitte Kraft gegeben und sie zum Bewußtsein gebracht hat, Dem gelten diese Mittel nichts, wenn sie zu Untergeordnetem als einem Höchsten verwendet werden, und gerade die Größe derselben offenbart nur noch deutlicher die Schwäche des Handelnden. Wie muß das Einzige, was in menschlichen Dingen herrschen soll, die Vernunft, gebunden sein, wenn sie eine blinde Gewalt dahin zieht, und diese Gewalt gleichsam Berge häuft, um zum Ausgange zu stürzen. Gewöhnlich werden Menschen mit großen Leidenschaften unglückliche Opfer derselben; sie zerstören sich und erlangen meistens auch nicht einmal den Gegenstand der Leidenschaft, namentlich je gewaltiger er ist; in welchem Sturz allerdings die größte tragische Schönheit liegt, weil er die Würde und Unverletzlichkeit des Sittengesetzes, gegen das Jeder vergeblich ankämpft, desto strahlender in unserm Herzen darthut. Wo aber in einem Buche die Leidenschaft ihren Gegenstand erringt, und dann Alles gut und recht ist, da wendet sich das Gemüth von dem Handelnden so, wie von dem Erzähler der That. Oft werden Affecte, sogar

meistens sittliche, und Leidenschaften durcheinander gemischt, und Alles für ein Schönes ausgegeben: dann erscheinen halbe Erfolge vor dem reinen Herzen, aber es ist ein heimliches Mißbehagen als Rest dabei, das sagt, daß doch
5 nicht Alles ganz recht sei.

Diese Andeutungen voraussendend, glaube ich allen Denjenigen, welche ihnen beistimmen, die Versicherung geben zu können, daß ihnen die Mohnkörner Freude machen werden. Es sind in ihnen die menschlichen Ver-
10 hältnisse behandelt, wie sie sich aus den menschlichen Anlagen ergeben, nicht wie sie sich ein Dichter macht, oder wie sie aus dem einseitigen Ton oder Gesichtspunkt einer Gesellschaftsklasse oder gar Gruppe hervorgehen. Diese an sich menschlichen Verhältnisse sind nach vielen Seiten
15 mit Liebe aufgefaßt, es ist allen Dingen, auch den unscheinbarsten, ein Auge gegönnt, und sie sind, einmal gut beobachtet, auch partheilos herbeigerückt worden. Diese dichterische Ruhe thut darum wohl, weil wir sehr oft lesen, wie ein Schriftsteller ein paar Lieblingsempfindungen
20 auf den Thron hebt, ihnen als vereinzelten, mit der andern Welt zusammenhanglosen huldigt und für die Personen, die er zu Trägern derselben macht, heftig Parthei ergreift, wodurch dann jene künstlerische Unruhe entsteht, in der sich die Gegenständlichkeit der Dinge nicht abzuklären vermag.
25 So wie die Welt nur dadurch besteht, daß alle Dinge gelten, und wie der Mißbrauch eines aus ihnen durch eine dem Dinge zwar natürliche, ihm aber unerwartete Wirkung gestraft wird: so wird der Dichter durch die Wirkung gestraft, die ihm die Dinge, die er willkürlich
30 erschaffen hat, machen. Was er mit schweren Eiden erzählt, glaubt ihm das Publikum nicht. Außer dieser Gegenständlichkeit, mit welcher der Verfasser den poetischen Stoff, der in allen Dingen zerstreut liegt, seinem Zwecke gemäß, wie

er ist, nicht, wie er ihn dichtet, sammelt, weht auch eine reine sittliche Luft in dem Werke, und Dieß ist's, was mich so besonders hinzog und an Stellen in der tiefsten Seele ergriff; denn Dieß ist außer der Wahrheit des Werkes erst seine Schönheit. Wie aber die Gottheit in der Welt nicht sichtbar ist und dennoch in jedem Grashalme wohnt, so muß eine Dichtung nicht Tugendpredigten enthalten, sondern ein Stück wahrer Welt geben, in dem Kraft und Schönheit der Gesinnung liegt. Diese unsichtbare Schönheit, welche, wie eine menschliche Seele, nicht in einem Gliede, sondern im Ganzen wohnt, ja in dem Gliede gar nicht erscheint, macht die Bedeutung eines Werkes, und je mehr sie darin erscheint, um so lebendiger ist dasselbe. Die handelnden Personen dürfen dann von was immer für einer Klasse genommen sein, wobei es allerdings wahr bleibt, daß bestimmte Entwicklungsstufen die Hoheit mehr oder minder in sich tragen und darstellbar machen. Darum kann das Große klein sein und das Kleine groß. Es helfen sogenannte große Stoffe nichts, die außerordentlichen Thatsachen, noch dazu wirklich geschehene, bleiben todt, wenn ihnen der Dichter nicht diese unsichtbare Seele mitzutheilen versteht. Sie wohnt auch in den vorliegenden Dichtungen, und zwar so gegenständlich, so sehr im Ganzen, daß für das oberflächliche Auge in einzelnen Theilen sogar das Gegentheil da zu sein scheint. Diese Dichtungsgrundlage wird getragen von einer klaren, reifen Sprache, welche der Einheit der darzustellenden Seele gemäß nicht nach der einen oder der andern Seite auszuschweifen versucht wird, weil Ungeheuerliches der Würde des Gegenstandes Schaden brächte. Es sind viele Erlebnisse, viele und scharfe Beobachtungen vorausgegangen, bis man eine solche Sprache schreiben konnte, und es gehört Stärke dazu oder Durchdrungenheit von dem Gegenstande, den

lockenden Farben auszuweichen, welche einem gewissen Geist unserer Zeit gemäß gern ein wenig zu blendend und zu verführend aufgetragen werden möchten. Sie verrathen aber, selbst an Stellen, wo sich vortreffliche Schriftsteller dazu verleiten ließen, meistens die Hohlheit des Inhaltes. Ich will nicht in die Darlegung des Stoffes der einzelnen Erzählungen eingehen, weil sie theils bei echten Dichtungen unmöglich ist, ohne die Dichtung entweder ganz nachzudichten oder ihr, wenn man sie im Gerippe gibt, die Seele abzustreifen, und weil man theils durch Vorausoffenbaren die Entwicklung überstürzt und sie dem Leser raubt .... In Hinsicht des Ausdruckes könnte man vielleicht den Wunsch äußern, daß in der schönen, ruhigen Sprache, die da herrscht die fremden Worte um so mehr vermieden werden sollten, als sie sich in ihr gerade noch auffallender zeigen, als in einer gewöhnlichen. Sind sie auch nicht sehr zahlreich, so könnten sie doch mit kleiner Umsicht noch viel weniger sein. Die Ausstattung des Buches ist sehr schön, wie es von der emporstrebenden Verlagshandlung zu erwarten war.

Daß diese Worte keine Kritik sein sollen, glaube ich, geht aus dem Eingange des Aufsatzes hervor: sie sind bloß die Einzelmeinung eines Menschen, der sich freute — und darum es auch öffentlich sagte — daß in dem deutschen Vaterlande sich mehrere dichtende Stimmen erheben, in deren Grund eine einfache, sittliche, reine Menschheit schwebt, welche, glaube ich, allein Dichtungen zu Dichtungen machen und zu so größeren, je reiner die Menschheit als Menschheit, Das heißt, als sittenbauende Vernunft sich darin ausprägt, welches aber auch viel schwerer zu machen ist, weil es selbst einen innerlich bedeutenden Menschen voraussetzt, als die sogenannten Wirkungsgedichte, die den Erfolg im bloßen Stoffe suchen, der daher abenteuerlich, seltsam, neu, sonderbar und Alles sein muß, was reizt und beschäftigt —

aber den Gott in uns weder weckt, noch weniger aber beseligt; oder als Das, wie es unsere Nachbarn jenseits des Rheins machen, selbst ihre besseren, die auf alle Kräfte im Menschen rechnen, ohne irgend eine Uebereinstimmung, ja gerade auf die erregbareren niedern mehr, als auf die erst durch die Bildung sich schön äußernden höhern, wodurch aber weder ein Mensch als Mensch sich empfindet, noch Völker gehoben, sondern herunter gebracht werden. Darum freut es mich, daß in dem deutschen Vaterlande durch mehrere Merkmale sich das Bewußtsein kund thut, daß es im Schriftstellerthume etwas Höheres und Wünschenswertheres gibt, als bloße Anstachlung thierischer Kräfte im Menschen, der gerade darum Mensch ist, weil er höhere hat.

Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart von Anton Gartner.

Einbegleitet von Adalbert Stifter, Pesth 1848. Verlag von Gustav Heckenast. Leipzig, bei Georg Wigand.

Ich wage es mit diesen einbegleitenden Worten, die beifolgenden Gedichte in oberösterreichischer Mundart und zunächst in der des Traunkreises den Freunden jenes Landes und Volkes vorzulegen. Der Verfasser, im Traunkreise geboren und aufgewachsen, hat wahrscheinlich mehr dem Zuge der Erinnerung an sein schönes Geburtsland, von dem er später getrennt war, diese dichterischen Ausflüsse zu verdanken, als einem anderen Zwecke, wenigstens waren sie nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Auf meine Bitte gab er mir die Bevollmächtigung, seine Arbeiten seinen Landsleuten bekannt zu machen. Ich glaube, den Freunden ländlicher Natur, die in den mehr oder weniger unbeholfenen, aber meistens naiv scharfen Lauten des Volkes die Knospe schöner Menschlichkeit erblicken und daher die Zurückübersetzung verbrauchter Stadtgefühle ins Ländliche oder die Mißbildung derselben zu einer Art selbstbewußter Naivetät und Lieblichkeit von sich weisen, durch beifolgende Gedichte ein Vergnügen zu bereiten. Habe ich mich durch meine Liebe zu jenem Lande, in dem ich selber die schönsten Jahre meiner Jugend verlebte, geirrt; so werden es Die, die das Land eben so lieben, wie ich, keinen Irrthum nennen, weil sie die Gefühle theilen, die Andern werden es freundlich verzeihen.

Wien, im Mai 1847.

Gedichte der Großeltern. Ihren der Kindheit entwachsenen Enkeln und Enkelinnen gewidmet von Nikolaus von Tagusius.

Wien, Druck und Commissionsverlag der typograph.-liter. art. Anstalt (L. C. Zamarski, C. Dittmarsch u. Comp.) 1859.

Begleitende Worte.

In Bezug der Herausgabe der folgenden Gedichte ist eine Anfrage an mich ergangen. Ich sprach meine Ueberzeugung aus, daß sie in weiteren als bloß Freundeskreisen bekannt werden sollten. Ich erzähle Dieses, um den Vorwurf der Anmaßung, die wohl immer in der Einführung eines Anderen vor das Urtheil der Oeffentlichkeit liegt, gegen meine Person zu mildern, und ich that es, weil ich die Besorgniß hegte, daß sonst aus Bescheidenheit des Verfassers die Veröffentlichung unterbleiben möchte. Wer mit mir ähnlich denkt, und wer glaubt, daß die Lyrik nicht bloß allein immer Gefühle geben müsse, sondern das ganze Innere eines Menschen, besonders das Gold des Charakters, wer einfache Kraft, Schlichtheit der Gesinnung, reifes Anschauen des Lebens, hohen Sinn für Recht und Gesetz, strenge Heiligkeit der Manneswürde liebt, dargestellt in einer geraden, durchsichtigen Gestalt, wie sie gerne unsere Vorväter hatten, von denen wir das Sprichwort gebrauchen: „Sie sind von altem Schrot und Korn", Der wird an

diesen Gedichten Freude haben, wie ich sie hatte, da ich sie las. Wer aber in der Dichtkunst bloß die Darstellung der heftigsten Gefühle verlangt (besonders ohne Maß in Schilderung der Neigung des Mannes zum Weibe), wer in ihr ganz ungewöhnliche, absonderliche Gedanken, Ansichten und Dergleichen bringt, damit er ein erstaunlicher Mensch sei, welche Dinge ich aber eher für das Gift der Schwäche und Entnervung, als für Kraft und Thatbefähigung halte; Dem werden sie nicht gefallen. Inzwischen stehen natürlich mit mehr oder minderen Fuge Diejenigen, die zu keinem der beiden Theile gehören. Dieser Wunsch aber scheint mir Berechtigung zu haben, daß mehr Männer in dem Sinne unseres Verfassers dichten möchten, und daß dieses Büchlein mehr Blätter haben sollte, damit wir den Charakter, der in diesen Zeilen waltet, auch von einer andern Seite, als der hier beabsichtigten lehrhaften, erschauen könnten.

Linz, am 4. November 1858.

„Der Heimgarten."

Erlauben Sie, daß ich angeregt durch das Gefühl der Anerkennung eines Zeitschriftunternehmens, Ihnen einige Worte über dieses Unternehmen sende. Ich meine den „Heimgarten", herausgegeben von Hermann Schmid in München, im Verlage von F. Pustet sen. Ich habe, da ich krank war, nur einen Theil der bereits erschienenen Blätter lesen können, aber diese erschienen mir vortrefflich. Die Zeitung enthält Dichterisches und Wissenschaftliches. In dem Dichterischen das ich kenne, weht eine so reine und gesunde Alpenluft, daß man sich wahrhaft erquickt fühlt, und daß es sehr ersprießlich wäre, wenn jene zahlreichen schönen Augen, die jetzt über jene häßlichen oder überschwenglich unwahren oder grell reizenden Zeilen gehen, wie man sie in Zeitschriften so häufig findet, und die mehr Uebles stiften, als man ahnt, besonders in gerade für das weibliche Geschlecht berechneten Zeitschriften, lieber solche Dinge läsen und daran in natürlich wahrem Denken und Fühlen sich erlabten und darin erstarkten. Ich erlaube mir in dieser Hinsicht auf Schmids in vielen Theilen sehr markige Erzählung „der Schütz in der Pertisau" hinzuweisen, ferner auf A. Pichlers höchst reizende „Allerlei Geschichten aus Tirol", ferner auf Max Haushofers in den meisten Abtheilungen höchst dichterische und künstlerisch gestimmte Erzählung „Sintram", dann auf die Erzählung „der Kapitalist" von Ferdinand Kürnberger, die mir als die heiterste schalkhafte Perle erschiene,

wenn, wie ich meine, der Dichter in der Einleitung nicht so sehr selber, anstatt der Sache hervorträte; dann auf die kostbare Erzählung „Schule der Demuth“ von Ottilie Wildermuth und endlich E. Geibels wahrhaft altgriechisch schönes Gedicht „die Blutrache“. Diese Werke erscheinen mir nicht als Bestandtheil einer Zeitschrift, sondern als Dichtungen bleibenden Werthes, und wenn der Herausgeber das Unternehmen auf gleicher Höhe zu erhalten vermag, so ist es mit Wärme von dem Menschenfreunde und dem Freunde der Kunst zu begrüßen. Nur eine Erzählung ist mir bisher als gewöhnliches Zeitschriftfutter erschienen, möchte sich der Herausgeber vor derlei Gattungsarbeit wahren können. Das Wissenschaftliche der Zeitschrift ist gemeinverständlich, meist sehr anmuthig, geschichtlich oder für das Leben und den Haushalt belehrend. Ich erlaube mir Pichlers „Edelweiß“, die Aufsätze über Gifte in den Nahrungsmitteln von A. Schilling und „die Vögel als Ärzte und Chirurgen“ von Silberstein anzuführen, welcher Dichter auch eine anmuthige Erzählung aus Raimunds Leben bringt. Vielleicht, wenn es meine Kräfte erlauben, bringe ich später einmal eine ausführlichere Besprechung über oben genannte und etwa auch noch andere Kunstwerke dieser Zeitschrift.

Diese Zeitschrift bringt auch Holzschnitte, die ich den Aufsätzen nicht für ebenbürtig halte, und von denen ich glaube, daß sie dem Unternehmen Abbruch thun dürften, da man in dieser Gattung schon bei Weitem Besseres hat. Wahrhafte Kunstwerke lassen sich in Zeitschriften wohl selten bringen, und so hält sich der Freund der Kunst an die Dichtkunst und verwirft die Blätter darum nicht, wenn die bildende Kunst in ihnen im Hintergrunde bleibt.

Der Fechter von Ravenna.

Am 15. und 16. d. M. [Februar 1855] wurde auch auf der Bühne von Linz der „Fechter von Ravenna" gegeben. Der Verfasser dieser Zeilen konnte, durch Abwesenheit von Linz gehindert, der Aufführung nicht beiwohnen, allein er kann sich nicht versagen, da er in der Lage war, dieses Trauerspiel zu lesen, jetzt, wo in allen Zeitungen davon gesprochen wird, auch in diesen Blättern kurz seine Meinung über den Inhalt auszusprechen, sich vorbehaltend, auf einem geeigneten Wege eine ausführliche Besprechung und Zergliederung dieses Werkes folgen zu lassen, nicht, als ob er seine Meinung für eine maßgebende hielte, sondern um über dieses Werk, über welches so viele Stimmen laut wurden, auch seine Ansicht als die eines einfachen Mannes, der die Kunst unter die höchsten Güter zählt, auszusprechen und es der Welt zu überlassen, ob sie bei so vielen Meinungen in der Würdigung dieses Werkes die seinige auch mit zählen wolle oder nicht.

Wenn Tendenzstücke solche sind, bei denen nicht die Schönheitsidee maßgebend ist, sondern andere Zwecke verfolgt werden, die zu ihrer Einkleidung nur das Gewand der Dichtung anlegen, so ist das Trauerspiel „der Fechter von Ravenna" kein Tendenzstück, sondern ein **Kunstwerk**. In der gegebenen geschichtlichen Lage Deutschlands zu Rom und in der Zugestehung, daß „Thusnelda" einen ähnlichen Charakter, wie „Armin", habe, und daß ihr Sohn durch die

Römer gleichsam wie zu einem Kampfthiere aufgezogen worden ist, liegt der Keim zum Organismus des Stückes, und dieser Organismus wird bloß entwickelt und bedingt alles Vorkommende, wenigstens der Wesenheit nach, eben durch seine Entwickelung, daher erscheint dem Verfasser dieser Zeilen das Stück durchaus nicht als Tendenzstück. Dafür erscheint ihm die Entwickelung aus der gegebenen Lage so einfach und fast antik tragisch, auch von dem Dichter so gefaßt und in Meisterzügen vorgeführt, daß für ihn das Stück als eines der größten in deutscher Sprache dasteht. Das Bewußtsein menschlicher Würde und das Bewußtsein des Vaterlandes steht im Kampfe mit feigem Uebermuthe und Frevel des Fremden, der zufällig die Macht hat, er fällt physisch in diesem Kampfe und siegt sittlich in ihm, worin eben die größte tragische Gewalt liegt und unser Herz erschüttert. Nicht die Leidenschaft siegt, sondern das Große in den einfachsten Zügen der Heldengattin und des Vaterlandes, es siegt gegen das Schlechte, und uns Deutschen wird lebenswarm dieses Große in das Herz gelegt, da unser Vaterland mit seiner Größe und Schönheit, wie mit seinen Fehlern, die es uns menschlich näher bringen, heißgeliebt, bewundert und getadelt in die tiefste Seele sinkt. Der Verfasser dieser Zeilen möchte das Stück darum eher ein nationales, als ein Tendenzstück heißen, und nur glauben, daß, weil es heute ist, wie damals, und wie uns schon Tacitus schildert, die Leute die Tendenz mehr in das Stück tragen, als sie darinnen liegt. Möchten nur noch recht viele solche Tendenzstücke folgen, und wenn der Verfasser ein Anderer ist, als unser großer Grillparzer, in welchem Falle wir um so reicher sind, weil zwei solche Männer in Deutschland bestehen, so möge er nur noch oft vor uns treten und seine anderen Werke (denn „der Fechter von Ravenna“ ist keineswegs ein Erstlingswerk) uns auch nicht vorenthalten. Ob

da Fehler vorhanden seien, ob „Thumelicus“ nicht naiver hätte sein, „Lycisca“ nicht hätte wegbleiben können, wollen wir nicht erörtern und das Einzelne uns auf eine ausführliche Besprechung versparen. Das Große ist so fest und sicher hingestellt, daß es wohl bestehen wird und deutsche und fremde Herzen erschüttern und rühren, wenn Alle, die jetzt böse und gut über das Stück meinen, längst zu Grabe gegangen sind.

Das Gastspiel der Frau Lucile Young-Grahn im Jahre 1856.

Linz, den 27. Juni. Es möge einem Freunde der Kunst erlaubt sein, in diesem Blatte einige Worte über das Auftreten einer Künstlerin auf der Bühne unserer Landeshauptstadt zu sagen, welche sonst nur gewohnt war, auf den Bühnen der ersten Städte Europa's sich zu zeigen, und welche gestern aus Gefälligkeit bereit war, zu einem künstlerischen Theaterabende mitzuwirken. Nicht Uebung oder Geschick in Schauspielbeurtheilungen treibt den Schreiber dieser Zeilen zu seinen Worten, sondern ein volles, durch die Künstlerin ergriffenes und erhobenes Herz, welches auch einen Kranz der Dankbarkeit darbringen möchte, aus wie dürftigen und armen Blumen der Kranz auch geflochten sein mag. Darum will das Folgende sich nicht als ein Allgemeines angesehen wissen, auch nicht als ein sich auf den ganzen Theaterabend Beziehendes, sondern als ein Einzelnes, das einer Einzelnen dargebracht wird.

Lucile Young-Grahn ist am 26. Juni als Yelva in dem gleichnamigen Stücke in Linz aufgetreten. Es war kein selbstständiges Auftreten eines Theaterabendes, sondern, wie der Zettel sagte, ein Mitwirken. Der große Ruf dieser Künstlerin war dem Schreiber dieser Zeilen bekannt; aber sie selber hat er nie sehen können, da es ihm theils an Gelegenheit fehlte, theils, da ihm einmal in Wien die Gelegenheit geboten war, er in das bestürmte und überfüllte Schauspielhaus nicht dringen konnte. So groß der Ruf der Künstlerin

ist, so erschien er durch die gestrige Vorstellung doch weit übertroffen. Ein ähnlicher Ruf ist schon Vielen vorangegangen, Wenige haben ihn so weit überragt, wie Lucile Grahn in ihrer gestrigen Leistung. Nach meinem Gefühle ist das gestern zur Anschauung gebrachte Kunstwerk nur den Werken eines einzigen außerordentlichen Schauspielers der unlängst vergangenen Zeiten zu vergleichen, denen der großen Sophie Schröder. So wie in allen Zweigen der Kunst die großartige Einheit des Ganzen und die Herrschaft der einen einfachen, das Kunstwerk beseelenden Idee das Wesen der Kunst begründet, die den Menschen adelt und ihn über sich selbst erhebt, so wie diese Einheit überall sehr selten ist und in neuer Zeit noch seltener zu werden und der bloßen Virtuosität den Platz zu überlassen droht: so sehr war in der Leistung der Lucile Grahn diese hohe, ungetrübte, über Alles herrschende Einheit der Kunst vorhanden, wie sie in der schönsten Zeit des Wiener-Hofburgtheaters nicht nur in den Rollen einzelner Künstler, sondern auch in dem gerundeten, sich unterordnenden Zusammenwirken Aller hervortrat. Nicht die außerordentliche Wahrheit und Tiefe, womit die Künstlerin die einzelnen Züge des Gefühles und des Willens ohne das Mittel der Sprache darzustellen im Stande war, so sehr sie das Herz ergriffen und bewältigten, nicht das Hervorleuchten der einzelnen Blitze des Genies, so sehr sie entzückten, nicht das Aufhüllen des untersten Grundes der Seele durch eine Bewegung der Hand, des Mundes, der Augen, so anstaunenswürdig es war, — nicht alles Das ist die Kunst der Grahn, — Das treffen zuweilen im Einzelnen auch Andere, oft treffen es auch nur bloße Talente (nur daß sie es nie zum Ganzen gestalten können) — nein, etwas Anderes ist und war die Kunst der Künstlerin, die eine, einheitliche, große, starke und doch gute und tieffühlende Seele, mit der sie in der

Lieblichkeit ihrer Naivetät auftrat, und die sie in dem Schmerze ihrer Entsagung, in der Kraft der Duldung und Ueberwindung der physischen Widerwärtigkeiten, in der Größe der fortgesetzten Selbstverläugnung, in dem erwachenden und steigenden Entzücken der wieder gefundenen Heimath und in dem zermalmenden Schreck über die Gefahr des Geliebten unbeirrt bewahrte. Kein Zug, auch nicht der leiseste, war falsch, aber alle waren derselben tiefen Größe entstiegen und bildeten und spiegelten diese Größe wieder. Eine solche Einheitlichkeit und Einheit der Kunst wird durch keine Mühe und durch kein Studium hervorgebracht, sondern sie liegt in dem großen, weitschauenden Herzen, tritt aus solchem hervor und findet dann die einzelnen Züge, wie schwierig und steinig die Wege in der Regel wohl auch sind, auf denen man diese Züge sammeln muß. Das rastlose Herz scheut dann nicht Mühe und Entsagung; denn zur Verherrlichung seines Ideales hat es die unsäglichste Geduld. Das ist das Genie, welches nicht Verstand, Vernunft, Wille, Thatkraft ist, sondern das Alles zusammen, *der ganze große Mensch, so weit er sich in der darstellenden Kunst äußern kann.* Man könnte nun, wenn man die Worte in's Unendliche vermehren wollte (der Stoff wäre dazu da), von den unübertrefflichen Einzelheiten reden, der tieffühlenden Naivetät des ersten Auftretens, dem Schmerze der Entsagung, besonders bei dem Verlassen von Paris, dem unbegreiflich rührenden Weinen der Augen, dem Gebrochensein, aber nicht Besiegtsein vom physischen Elende, der überragenden Größe selbst in diesem Gebrochensein, wo sie vor Fremden den Schmerz verbirgt, im Alleinsein ihn aber dann offenbart, da sie die aufbewahrte Vermählungsblume zerpflückt, dann wegwirft und doch wieder nimmt und in dem Busen verbirgt, dem wundersam eindringenden Strahle des Erkennens der heimathlichen Räume, dem die Fessel

der Stummheit auflösenden, die Herzen der Zuschauer zerspaltenden Aufschrei bei Alfreds Gefahr (welchen Aufschrei in dieser Wahrheit nur etwa die Tragikerin Schröder hätte hervorbringen können) u. s. w.: aber das Alles malt zuletzt doch nicht das ganze Bild und kann nicht die Vorstellung von Dem geben, was da erreicht wurde. Eines der schönsten dichterischen Gebilde wurde vor uns aufgestellt, welches uns erhob und beglückte, wie sehr es auch den Schmerz der Seele erregte, und welches, wie alle echte Kunst thut, das gemeine rohe Leben vor uns vergehen und das höhere ideale, rein menschliche vor uns aufblühen ließ. Man muß zu diesem dichterischen Bilde die Ebenbilder in den Werken der großen alten und neuen Künstler suchen, und die Zahl Derer, die man gefunden hat, wird nicht groß sein.

Die Bühne unserer Stadt ist geweiht durch ein Werk dieser Art, und so sehr der Schreiber dieser Zeilen oft angeklagt wird, daß er seine Forderung zu hoch stelle und über die Kunst hinaus schreite, so gerne und so demüthig möchte er der wahren Kunst die Huldigung darbringen, wo sie ihm entgegen tritt.

Gewiß werden Hunderte der Zuschauer einstimmen, wenn ich sage, daß wir der Künstlerin den größten Dank schuldig sind, daß sie in unserer Stadt, die doch wohl ihrer untergeordneten Verhältnisse wegen keine Ansprüche gehabt hat, aufgetreten ist, und daß ihr Gott noch recht lange ihre wunderbare Gabe, selbst wenn sie nur in diesem einzigen Stücke bestände, zur Freude und zur Beglückung der Herzen bewahren möge, die solche Werke zu empfinden und mit Liebe zu vergelten im Stande sind.

Zur dramatischen Kunst.

Der Verfasser dieser Zeilen hat zu Zeiten schon in diesen Blättern von der Kunst gesprochen und ihre hohe Bedeutung, die sie seiner Meinung nach in Dingen des menschlichen Geschlechtes einnimmt, angedeutet. Es möge ihm vergönnt sein, heute auch eine kleine Bemerkung über dramatische Kunst darzubringen, wozu er, obwohl er diese Gedanken schon seit Jahren in sich trägt, doch zunächst durch die neuliche Darstellung der „Philippine Welser“ von Redwitz angeregt worden ist, auf welches Werk er am Schlusse seiner Worte zurückkommen wird. Seit die dramatische Kunst in ihrer doppelten Aeußerung als Dichtung und Darstellung ein stehendes und in vielen Städten ein tägliches Vergnügen der Menschen geworden ist, dürfte ihr Einfluß auf unser Geschlecht nicht bloß als rein künstlerischer und menschlicher Einfluß, sondern auch als Einfluß auf unser gesellschaftliches Leben, auf das Staatsleben und auf das Leben des Völkerrechtes ein weit größerer geworden sein, als man bei erster Betrachtung glauben sollte, ein größerer, als ihn alle andern Künste zu üben im Stande sind. Darum ist es traurig, daß der Freund der Kunst und der Menschheit, wenn er Beide in dem hohen Sinne faßt, der ihnen zukömmt, zu dem harten Ausspruche gedrängt wird, daß die dramatische Kunst vielleicht auf allen Bühnen in einer Art Verwilderung begriffen ist. Hiezu mag wohl zumeist der Umstand beitragen, daß eben diese Kunst tägliches Ver-

gnügen geworden ist und darum aufgehört hat, bloß Kunst zu sein, und in Streben nach Vergnügung übergegangen ist. Als Folge davon sind Werke in großer Zahl entstanden, Dichtungen kann man sie nicht nennen, welche auf Kunst keine Rücksicht nehmen, sondern ledig die Wirkung auf die Zuschauer vor Augen haben und diese Wirkung durch jedes Mittel, auf welches kleinere Geister verfallen, zu erreichen streben, durch abenteuerliche Verwicklungen, durch ersonnene Gefühle, durch unwahre Charaktere und leider in großer Zahl auch durch Unsitte, die nicht in der Kunst liegt, ja, die ihr ganz fremd ist, da das Wesen derselben als die Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes gerade die Sitte ist. Andererseits haben sich auch manche Darsteller von Bühnenwerken, und ihre Zahl dürfte nicht gar geringe sein, eben um Wirkung zu erzielen, zum Sklaven der Zuschauer gemacht, sie erlauschen, was etwa Beifall bringt, suchen es öfter vorzuführen, übertreiben es, und zuweilen sinkt Einer noch unter die Tiefe der untern Stände hinab, was fast Erbarmen einflößen könnte. Wie da abzuhelfen sei, dürfte schwer sein, wenn nicht eben wieder die Kunst Hilfe brächte; denn sie ist es, deren Wirkungen auf Jedermann die bleibendsten sind, wenn es nur gelänge, die Zudringlinge der Unkunst ferne zu halten.

Dieß hat uns die Darstellung von Philippine Welser wieder recht lebhaft gezeigt. Der edle Dichter hat die einfachsten menschlichen Verhältnisse in ihrem natürlichen Verlaufe zum Stoffe gewählt. Die Neigung beider Geschlechter zu einander, in der Natur der Menschheit gegründet, ergreift zwei junge Wesen, die sie zur blinden Leidenschaft wachsen lassen und in Hoffnung großen Glückes und baldiger Ausgleichung aller Mißstände die Schuld auf sich laden, ohne Beachtung der Kluft der Stände und, was noch weit mehr ist, ohne Erlangung des Segens der Eltern

sich ehelich zu verbinden. Die sittliche Folge bleibt nicht aus, und gerade Dieß gibt dem Werke das Merkmal des Kunstwerkes. Die Kluft der Stände bringt äußere Uebel, die beseitigt werden können und oft beseitigt worden sind, aber der Mangel elterlicher Zustimmung läßt kein Glück erscheinen und frißt als Wurm ein jedes Labsal von dem Herzen fort. Der Schmerz der Väter über den schreienden Ungehorsam der Kinder kann nicht so leicht in Ruhe gebracht werden, und das Fügen in das Geschehene fließt nur in den Wellen einer entfernten Zeit heran. Entweder geht nun das Glück des Schuldigen in der Schuld unter, und er erhebt und verklärt sich wieder in der Sühnung, was dann tragisch wäre, oder jene Zeitwellen kommen heran, die Väter sehen edle Eigenschaften an ihren Kindern, die Kinder bekennen die Schuld, die Väter verzeihen das Böse wegen des vorhandenen Guten, und der Segen kömmt, und mit ihm das Glück. Den letzteren Weg hat die Geschichte und der Verfasser gewählt.

Wenn nun gleich gesagt werden muß, daß der Dichter die menschlichen und künstlerischen Nothwendigkeiten, die in diesem Stoffe liegen, nicht in ihrer gänzlichen Vollständigkeit gefaßt und durchgearbeitet hat, so folgten doch die Zuschauer aller Stände der Entwicklung dieser echt menschlichen Verhältnisse mit spannender Aufmerksamkeit und mit einem hingebenden Gefühle, welches ihnen das Mangelnde verdeckte, da das Gebotene in einer einfachen, oft auch tiefen Sprache gebracht wurde, welche wesentlich von dem üppig wuchernden Schönheitsgestrippe der Amaranth verschieden ist, das wohl im Schäumen der damaligen Jugend des Verfassers erklärlich ist, aber von der Kunst nicht geduldet wird. Auch unsere Schauspieler, die, wenn sie gleich nur der Hauptstadt einer Provinz angehören, doch nicht geringe, mitunter sehr bedeutende Kräfte in's

Spiel bringen können, waren von der Natürlichkeit des Vorgeführten ergriffen, alle, selbst die in den Nebenrollen, ergaben sich mit sichtlicher Liebe dem Stoffe, und alle erzielten einen um Vieles größeren Erfolg, als ihnen ein widerstrebender Stoff zu gewähren im Stande ist. Die Träger des Werkes sind die Gestalten der zwei Liebenden, der zwei Väter und des etwas zu dürftig gezeichneten Grafen Turn. Die beiden Väter haben uns ein wahrhaft künstlerisches Werk vorgeführt: Welser mit fast vollendet meisterlicher Lebenswärme in der Vaterszene, der Kaiser in der Vaterscene und bei der Versöhnung. Turn war der natürliche, wie aus der Wirklichkeit genommene Mensch. Die Darsteller der jugendlichen Gestalten, so trefflich wir sie nennen müssen, scheinen uns doch mehr sich dem theatralischen und deklamirenden Theile zugewendet zu haben, als dem plastisch darstellenden.

Und nun fragen wir: Warum wird auf den Brettern, die nach des Sängers Ausspruch die Welt bedeuten, nicht öfter, nicht vorzugsweise, nicht immer Aehnliches geboten? Bleibt die Wirkung aus? Wenn die rechten Werke gewählt werden, ist sie nachhaltiger, als bei den geringen Werken. Haben wir Mangel an trefflichen Stücken? Wenn wir unsere Schätze mustern, so zeigt sich ein Reichthum, daß man auf Jahre hin stets Abwechslung hat. Warum nehmen wir den Abhub über den Rhein herüber? Und wenn wir alle Zeit zusammen fassen, so ist unser Mittelmäßiges fast besser, als ihr Bestes. Muß man immer Neues bringen? Das Neue muß auch vorgeführt werden, die neuen Kräfte müssen Raum haben, sich vor der Gegenwart entfalten zu können; aber es darf nicht schlechterdings eine Sucht nach Neuem entstehen. Wenn von Neuem nur das Tüchtige genommen wird, und gerade die letzte Zeit hat uns einige gute Werke geliefert, so werden sich höhere Naturen der dramatischen

Dichtung zuwenden, die unberufenen Zudringlichen werden fern gehalten werden, und die Zahl guter Stücke im Ernsten, wie im Scherzhaften wird steigen. Nicht eine einzelne Bühne hat den Verfall verschuldet, wir alle haben es; nicht das Streben einzelner Bühnen, welches wirklich vorhanden ist, kann helfen, wir alle können es. Mögen Männer von gewichtigerer Stimme, als die meinige ist, ihr Wort erheben und es eindringlicher, als ich, darstellen, was Noth thut, mögen sich diese Stimmen mehren, mögen sie in's Volk dringen und den entsprechenden Geist wach rufen, dann wird allgemach, aber sicherer geholfen werden, als es durch Verordnungen oder einzelne Maßnahmen möglich wäre.

Theater in Linz.
[Das Gastspiel der Frau Julie Rettich und des Fräuleins Satran im Jahre 1862.]

1.

Wenn die Kunst die Trägerin des Höchsten ist, was den Menschen bewegt, und wenn sie Das, was die Religion an sich bietet, im Kleide des Reizes bringt, so ist die Dichtung der Gipfel der Kunst und die dramatische Dichtung eine der Spitzen dieser Kunst. Und ein Werk größter Art dieser reinen Kunst ist Schillers Braut von Messina. Es ist hier nicht der Platz, in die Widerlegung der Worte „Schicksalstragödie“ und „Unnatur der Chöre“ einzugehen. Das Schicksal der Griechen, dem selbst die Götter unterlagen, ist einer der größten Gedanken menschlichen Geistes, es ist die Empfindung des Sittengesetzes in antiker Art, dem Jeder, der dagegen ankämpft, unterliegt, und um wie viel größer seine Kraft ist, die er dagegen anwendet, um so viel größer ist der Fels, den er auf sein eigenes Haupt lenkt. Aberglaube und Leidenschaft, insbesonders Hochmuth, Eigenwille und Herrschsucht bringen in der Braut von Messina das Entsetzliche in ein gewaltthätiges, hohes Fürstengeschlecht, und eben durch dieses Entsetzliche wird die Herrlichkeit des Sittengesetzes, über das man weggehen will, gesühnt, und was groß ist in dem Menschen, geht geläutert aus dem Anschauen dieses Werks hervor. Möchten neue Dichter diese Seele jedes Dichtwerkes besser

beachten und statt des einfachen Unheils das tragische Unheil bringen. Die Chöre des Aeschilos und Sophokles gehören zu dem Erhabensten der Kunst aller Völker, und die Einführung derselben in das neue Drama ist nur eine
5 Frage der Geschicklichkeit, nicht der Kunst; denn die Kunst ist bloß an das Ewige gebunden und unterliegt keiner Zeit. Wohl können Menschen einer Zeit unter die Kunst gesunken sein, dann aber wartet die Kunst, bis wieder andere Menschen kommen. Hat auch Schiller nicht den
10 Chor des Aeschilos und Sophokles zu erwecken vermocht, hat er ihn insbesonders zu sehr in die Handlung verflochten, so ist der Chor in der Braut von Messina doch eine der edelsten Gaben der deutschen Dichtkunst, und jeder künftige Chor, auf die Höhe des antiken gebracht, würde
15 die unglaublichsten Wirkungen thun, weil in ihm mehr, als irgendwo, die übermannende Kraft der Sitte liegt und in einer Art gebracht wird, die die eindringlichste ins Menschenherz ist, in der Lyrik. Der Mangel der Chöre ist ein großer Mangel des neuen Dramas. Die Hofschauspielerin
20 Rettich hat gestern die Braut von Messina auf unsere Bühne gebracht. Die Frau Rettich gehört noch zu jener Schule von Künstlern, denen ein Ideal gegeben ist, in deren Kunst eben jene Seele der Sitte liegt, von der oben gesprochen wurde. Diese Schule fängt an, auszusterben,
25 statt der Seele bringt man den Leib, und die Kunst geht verhüllten Hauptes von dannen. Ein Gemisch von Seelenhoheit, Zärtlichkeit, Herzensreinheit und Leidenschaft, Gemüthsbewegung, Hochmuth, Gewaltthätigkeit, Gluth und Aberglauben war die Mutter in der Darstellung der Frau
30 Rettich, und diese Mutter muß diese herrlichen und schrecklichen Söhne hervor bringen, die schon längst vorgebildet in ihrer Seele lagen, sie muß dieses süße Bild einer Tochter bringen, die aus ihrem besten Innern kam,

und die doch auch den Eigenwillen und das Feuer ihres Geschlechtes theilt. Diese Mutter mit diesen drei Kindern bringt das Schöne und Schreckliche hervor. Nicht leicht dürfte das Meisterhafte der Dichtung so klar und eindringlich werden, als gerade durch die Meisterschaft der Darstellung, wie wir sie gesehen haben; denn was als Seele der Dichtung angegeben wurde, erschien erst lebendig vor uns wandelnd in dieser Darstellung, deren Vollendung eine leuchtende Ganzheit war. Zu dieser Vollendung wirkte jeder Theil als Diener hin und beanspruchte für sich keine Geltung, als eben dieses eine Ganze machen zu helfen, das als ein größtes und schönstes Kunstwerk vor uns trat. Die bei dieser Vorstellung versammelt waren, wurden auch auf das Lebhafteste von dieser Leistung ergriffen und erhoben sich zu begeisterter Anerkennung. Die Frau Rettich wurde von den andern Schauspielern auf das Beste unterstützt. Die Söhne faßten ihre Rolle mit Feuer und tiefem Ernst. Die Chöre sprachen gut und würdig zusammen, dem älteren Chorführer (Thalmann) muß die tiefste Anerkennung zugesprochen werden, sein Aufruf zur Rache gehört zu dem Größten, was die Schauspielkunst hervor bringen kann. Die äußerst junge Satran, welche ihren ersten Versuch vor unsern Lampen als Beatrice machte, bestand sehr gut in diesem Versuche. Ihr Spiel war rührend naiv und kindlich, ihr unbefangener Sinn kennt noch nicht anders, als in der Dichtung, die Gefühle, die sie darstellte, man erkennt in der jugendlichen Darstellerin die große Lehrerin, man erkennt das begeisterte Streben der Kunstjüngerin nach den hohen und süßen Früchten der Kunst, und ernstes Studium und reifende Jahre werden jene Einfachheit, Rundung und Höhe geben, die ein Gefolge der schönsten Kunst sind. Wir geben dem Fräulein unsere besten und herzlichsten Wünsche.

2.

Haben wir über dramatische Dichtkunst und dramatische Darstellung bei dem ersten Auftreten der k. k. Hofschauspielerin Rettich und ihrer Schülerin Satran auf der hiesigen Bühne einige Worte zu sprechen uns erlaubt, so sei es uns gegönnt, auch nach dem weiteren Verlaufe der Darstellungen diesen zwei Künstlerinnen in wenigen Zeilen unsere Meinung und unsere Gefühle auszusprechen, die, wenn sie auch nur als Ausdruck eines Einzelnen gelten können, doch auch nach der Aufnahme, die den Künstlerinnen zu Theil geworden ist, ziemlich mit den Gefühlen anderer Kunstfreunde zusammen treffen dürften. In einem kleinen einaktigen, nach unserer Meinung trefflichen Schauspiele der Frau von Girardin „die Furcht vor der Freude", in welchem die ganze Umgebung einer Mutter, die um ihren getödteten Sohn trauert, in namenlose Angst geräth, als dieser Sohn plötzlich zurückkehrt, wie es denn der Mutter beizubringen sei, daß sie die Freude nicht zu stark ergreife oder gar tödte, und in welchem diese Umgebung nach allerlei Vorbereitungen und Lügen dennoch durch die Ahnung und den Scharfsinn der Mutter genöthigt ist, mit einem Male in der Sache heraus zu fahren, hat nach unserem Gefühle die Frau Rettich ein Spiel entwickelt, welches zu dem Allergrößten gehört, das man nur je in der Schauspielkunst erleben kann. Es war nicht mehr Spiel, es war eine wirkliche hohe, geist- und seelenbegabte, glühend empfindende Mutter, die vor uns stand, deren Wesen, das die größte Tiefe offenbarte, sich stets gleich blieb, und die in dem Sturme der Freude über den wiedergefundenen Sohn und in der Gewalt des Ausrufes: „Man stirbt doch an der Freude nicht", einen Lichtstrom von Empfindung in unsere Brust goß, der, was es auch sonst noch Großes geben mag, doch das Schönste der

menschlichen Natur ist, die Liebe der Mutter zum Kinde. Der Schreiber dieser Zeilen gesteht offen, daß er nach der überwältigenden Macht dieses Eindruckes am liebsten aus dem Schauspielhause gegangen wäre, um sich seine Empfindung in die Einsamkeit zu retten. Es konnte nichts Größeres kommen. Wirklich hat die meisterhafte Darstellung der Frau Rettich und die treffliche aller Andern in der lieblichen dramatischen Nachbildung der Erzählung Göthes „Hermann und Dorothea“ von Töpfer die Macht des Gefühles aus der früheren Darstellung nicht zu verwischen vermocht. Es wird wohl auch den Freunden Göthes begegnet sein, daß sie empfanden, daß man, wie geschickt es auch Töpfer angefaßt hat, doch aus der reizenden, duftvollen Erzählung Göthes, die in ihren Hexametern wie ein schöner, ruhiger Silberfluß dahin geht, in welchem sich die Dinge im Dämmerlichte des Geschehenen spiegeln, nicht die Unmittelbarkeit und lebendige Gegenwärtigkeit des Dramas heraus zu zaubern vermag, und um so weniger, je trefflicher die Erzählung ist; denn jeder künstlerische Stoff gebiert seine Gestalt mit sich und sinkt, wenn man ihm eine andere aufzwingt. Der unkünstlerische Stoff nimmt jede Gestalt an. So hold und lieb der Eindruck dieses Idylls in der herrlichen Darstellung der Frau Rettich und in der vorzüglichen der Andern war, konnte er doch wenigstens bei dem Verfasser dieser Zeilen das Gefühl der früheren Vorstellung nicht verwischen und die Erinnerung an Göthe nicht austilgen. Wir können nicht umhin, hier anzuschließen, daß uns durch die Leistung Gebauers in „der Furcht vor der Freude“ der Kranz von mehreren ungewöhnlich ausgezeichneten Rollen, die wir von diesem Künstler kennen, um eine vermehrt erscheint. Dieser Diener dürfte eine wahre Herzensfreude für die Anhänger der Kunst sein. Wir würden die Darstellung des Wirthes

von Mayer in „Hermann und Dorothea“ meisterlich nennen müssen, wenn wir nicht nach unserer Meinung hinzu zu fügen genöthigt wären, daß Mayer den Fehler Töpfers, den brummigen Wirth Göthes noch brummiger gemacht 5 zu haben, fast erhöht hat, statt ihn zu mildern. Mit diesem Zänker von Mann und Vater ist ja völlig nicht auszukommen, und die Schwiegertochter wird noch öftere Thränen weinen müssen. Einzelne, vorzüglich die leiser gesprochenen Theile Mayers halten wir für ausgezeichnet schön. Wenn 10 wir unsere Meinung, die irrig sein kann, sagen dürfen, so dächten wir, Mayer, der seine Stärke in gewissen polternden Dingen kennt und sie gerne übt, dürfte durch eine ganz besondere Milderung des Polterns im Wirthe und durch eine Erhöhung des Schimmers von Herzens- 15 güte, der durch diese Gestalt geht, eine noch bedeutend größere Wirkung hervorbringen, als er jetzt schon hervor bringt. Von dem Fräulein Satran werden wir in der Fortsetzung dieses Aufsatzes sprechen. Es ist eine zarte Sache, über einen Anfänger aus seinen Anfängen zu reden, 20 daß man ihn nicht in seiner Natürlichkeit und in seinem begeisterten Streben beirrt, oder ihm nicht das Gift der Ueberhebung in die jugendliche Seele pflanzt.

3.

Das Fräulein Satran ist bis heute in fünf Rollen aufgetreten, als Beatrice in der Braut von Messina, als 25 Dorothea in Hermann und Dorothea, als Blanche in der Furcht vor der Freude, als Marianne in den Geschwistern, und gestern als Iphigenia in Elektra in Delphi. Das Fräulein ist sechzehn Jahre alt und hat, ehe es sich hier öffentlich zeigte, nie die Bretter irgend eines Theaters be- 30 treten. Die k. k. Hofschauspielerin Rettich hatte in dem Fräulein Anlagen zur Schauspielerin entdeckt und hatte

es, obwohl sie sonst nie irgendwie eine eigentliche Schülerin angenommen hatte, als Ausnahme in Schule und Unterricht genommen, und bei Gelegenheit ihrer dermaligen Gastspiele in Linz hat sie zum ersten Male ihre Schülerin auf das Theater und vor die Augen einer größern versammelten Menge geführt. Wie es zu erwarten war, hat man die Schülerin der Frau Rettich aus gewohnter Verehrung für die Meisterin sehr freundlich aufgenommen. Diese freundliche Aufnahme würde dem Fräulein zu Theil geworden sein, wenn auch dessen Leistungen nicht entsprochen hätten; allein das Fräulein hatte sich bald auch durch sich selber Freunde zu machen gewußt. Der Verfasser dieser Zeilen wollte ursprünglich bei Gelegenheit der Vorführung des großen Kunstwerkes Schillers aus alter Liebe zur Kunst nur einige allgemeine Bemerkungen machen, von deren manchen, wie z. B. vom Chore er sogar wußte, daß sie auf großen Widerstand stoßen dürften. Eine herkömmliche Theaterkritik wollte er nicht machen, da es ihm hiezu an Neigung und Geschick fehlt. Da er aber meint, daß sich in der jungen Schülerin Anfänge von Kunst und zwar einer vielleicht großen Kunst zeigen, so kann er sich nicht enthalten, seine Bemerkungen über Kunst noch weiter fort zu setzen. Ist doch auch die Schauspielkunst wie die herrliche Kunst der Dichtung und andere Künste in unserer grob stofflichen Zeit in großer Gefahr, und es wäre im Grunde Pflicht aller Freunde des Innerlichen, Hohen, Sittlichen und Einfachen, ihre Stimme zu erheben und ihren Einfluß zu gebrauchen, um, so weit es an ihnen ist, dem Einbrechen der groben Wirkung des rohen Stoffes und von Seite der Ausübung der Kunst dem Handwerkmäßigen, dem Unwahren und Geschraubten entgegen zu treten, daß jene oben genannten Grundlagen der Kunst wieder hervor kommen und in ihrer Schönheit sich zeigen

könnten. Dem Schauspieler möchten wir als unausgesetztes Studium die Worte Hamlets über Schauspielkunst empfehlen. Wie gerne meint der angehende Schauspieler, er müsse auf der Bühne reden, gehen, greifen u. s. w., wie man es im Leben nicht thut. Wie verbreitet, aber auch wie leicht und mühelos und wie unkünstlerisch ist dieses Ding! Haben wir von dem Fräulein Satran gesagt, daß dessen Spiel als Beatrice rührend kindlich war, und daß es die Gefühle, die es darstellte, nur erst noch in der Dichtung kenne, so müssen wir hinzu fügen, daß das Fräulein als Dorothea uns schon bedeutend entwickelter erschien, und daß es uns als Marianne in dem über jede Vergleichung erhabenen, reinen und duftigen Werke Göthes „die Geschwister" herzlich befriedigt hat. Die Einfachheit Mariannens, ihre liebe Sorgfalt für den vermeintlichen Bruder und die Herzlichkeit, mit der sie ihm zugethan ist, liegen dem Wesen des Fräuleins nahe, und möge es sich jene Einfachheit und innerliche Natürlichkeit bewahren und immer mehr zu künstlerischem Bewußtsein erheben, und möge es sich gewissenhaft von allen Komödienkunststückchen, aller Wirkungssucht und allen absichtlich zurechtgelegten Gefühlsdarstellungen entfernt halten. Ein Schauspieler, der seine Rolle nicht *ist*, kann sie auch nicht spielen. Im höchsten Falle durch größtes Studium kann er ein sehr täuschender Automat werden, der der innersten Seele desto schreckhafter wird, je täuschender er wird. Im schlimmeren Falle wird er ein Schauspieler, der im Theater nur bloß Comödie spielt. In der äußeren Darstellung des Fräuleins sah man wohl die große Lehrerin, und Dieß mit vieler Genugthuung; denn wie lieb und rein auch der Hauch einer Seele sein mag, die Darstellung dieser Dinge in der Kunst muß gelernt werden, und Der ist glücklich zu preisen, der eine gütige, kundige Hand findet, ihm Umwege zu ersparen,

oder ihn gar vom Scheitern zu retten. Wir glauben dem Fräulein, wenn es wirklich für die Kunst begeistert ist, und wenn es redlich und tüchtig im Lernen fortschreitet, eine bedeutende Zukunft vorher sagen zu können. Die äußeren Bedingungen zur Schauspielkunst, obwohl nicht unumgänglich wesentlich, doch durchaus nicht ohne Bedeutung, Gestalt, Angesicht, Augen, Stimme sind dem Fräulein von der Natur günstig gegeben worden und werden sich entwickeln, wenn sie, besonders die Stimme, gehegt und gebildet werden. Weil das Einfache, Hohe, Natürliche und bei jeder noch so großen inneren Erregung äußerlich doch künstlerisch Maßhaltende jetzt in jeder Kunst und besonders in der Schauspielkunst so selten geworden ist, so erlauben wir uns, dasselbe dem Fräulein noch einmal zu empfehlen. Die Rolle der Iphigenia in Halms Elektra scheint uns von der zarten Jugend des Fräuleins zu weit abzuliegen, da diese Iphigenia gewiß schon nach der Zeitrechnung gegen die dreißig Jahre alt sein muß, und wir an die weisen Sprüche von gar so jungen Lippen nicht recht als an ein Erzeugnis der eigenen Erfahrung, wie doch Iphigenia aussagt, glauben können. Es freut uns, daß das Fräulein bei jeder ihrer Darstellungen von den im Schauspielhause Versammelten durch Hervorruf ausgezeichnet und aufgemuntert worden ist.

Und weil der Verfasser dieser Schrift schon in das Schauspielwesen gekommen ist, so bittet er um die Gestattung auch noch eines weiteren Wortes über die Darstellungen der Frau Rettich in einem weiteren Aufsatze. Er verspricht dafür, nicht so bald wieder in das Theaterrecensiren gerathen zu wollen.

4.

Ich habe in meinem letzten Aufsatze gesagt, daß ich, nachdem das Gastspiel der Frau Rettich auf der hiesigen Bühne abgeschlossen sein wird, über dasselbe noch einige

Worte zu sagen mir erlauben werde. Fast dürfte es jetzt nach dem Urtheile der Linzerzeitung in Nro. 156, das mir sehr sachgemäß erscheint, überflüssig sein. Ich werde mir nur einige Bemerkungen gestatten, da ich meinem Lebensalter zu Folge ziemlich weit in die Schauspielzustände zurück reiche und das alte Burgtheater in Wien vor 36 Jahren kannte, als man es die erste deutsche Bühne zu nennen pflegte, wobei ich immer zu beachten bitte, daß mich nicht Theaterrecensententhum oder Sucht, mich in solche Dinge zu mischen, anleiten, sondern, daß ich schon seit vielen Jahren zuweilen, wenn ein Kunstwerk mir eine besonders hohe Freude machte, diese Freude auszusprechen pflegte, theils, um etwa Andern auch durch den Genuß dieses Werkes wieder Freude zu bereiten, theils um das Urtheil eines einzelnen Mannes darzulegen, das vielleicht ein Steinchen beiträgt, das Urtheil der Zeitgenossen über ein Kunstwerk zu bilden. Und für den Schauspieler ist die Gegenwart doppelt wesentlich, da sein Werk nicht auf die Nachwelt gelangt, und das Urtheil nicht verbessert werden kann, wenn etwa die Mitwelt über ihn ungerecht gewesen wäre. In der dargelegten Liebe nicht bloß der Kunstfreunde, wie ich, sondern der Besten im Leben und in der Kunst dauert aber Der ewig fort, dessen Werk sonst der Augenblick gebar und der Augenblick verschlang. Wären die süßen Töne Orpheus bekannt, wenn nicht große Griechen über ihn gesprochen hätten, wäre uns Roscius so lieb, wenn ihn nicht Cicero vertheidigt hätte, und wäre unser großer Meister Anschütz vor dem Ruhme jüngerer, empor strebender Geschlechter so gesichert, wenn nicht Tiecks dramaturgische Blätter wären? Und in der Kunst soll Jeder, dem ein Gefühl dafür ward, redlich mithelfen, daß sie in ihrer Ungeschminktheit aufrecht stehe oder errichtet werde; denn sie ist doch das höchste irdische Ding, sie ist ein menschlicher Selbstzweck, während

Alles, dessenthalb man sich gewöhnlich so müht, die Geschäfte, die höchsten Staatseinrichtungen, so nöthig sie sind, doch nur Mittel darstellen, um durch sie das Menschlichste menschlich zu erreichen, selbst die herrliche Wissenschaft ist in so lange nur Mittel, bis sie nicht Kunst wird und als solche sich zur Kunst und Religion gesellt, wenn sie nämlich ihr Wahres als Schönes und Gutes darzuführen versteht. Und so sehr einige Kunstzweige in unserer Zeit wieder empor streben, so neigt diese Zeit im Großen doch sehr zum Rohen, zum bloß Stofflichen, zum Mittel hin und beginnt so, gemach sich selbst ihr Grab zu graben. Insbesonders neigt die Schauspielkunst zum Virtuosenthum, zum Darstellen der schwierigsten Einzelheiten oder, wenn es höher kömmt, zum Materialismus, dem Darstellen der äußern Wirklichkeit, worin es Mancher bis zum Widerlichen bringt, und welche von künstlerischer Wahrheit sehr weit entfernt ist; denn sonst müßte, wie Jean Paul sagt, jede Blume in der Dichtkunst so langsam wachsen, wie in der Natur, und noch dazu unter so vielem Grase. Das Sittengesetz, durch den Reiz der Kunst zur Anschauung gebracht, ist der Kern der Kunst, wie es als Gutes das Wesen der Religion, als Wahres das der Wissenschaft ist. Othello darf nicht sterben, wie Einer, der mit einem Stiche in dem Leibe im nahen Lazarethe seine Seele aushaucht. Wenn er lazarethartig stirbt, stirbt er gewiß anscheinend wirklicher; aber er stirbt künstlerisch wahrer, wenn er den ungeheuren Frevel, zu dem ihn blinde Leidenschaft geführt, sühnend, in Kraftworten Dieß ausspricht, sich den Dolch in's Herz stößt und dann uns mit den Zuckungen und Bäumungen verschont, die bei einem solchen Sterbenden sonst vorkommen mögen. Oder ist Mephisto, den Göthe mit der Kraft des Verstandes und mit der Schärfe des spottenden Wortes ausgerüstet hat, damit wir uns, da ihm sonst jede Aeußerung des Sittengesetzes fehlt, doch an diesen Dingen als an einer Stärke

halten, (denn nach demselben Jean Paul wäre der Teufel als Verneinung jedes Guten und Großen feige, ehrlose Schwäche, mithin als Glied eines Kunstwerkes völlig unbrauchbar, da er den einfachen Ekel erregte) — ich frage, ist Mephisto noch zu ertragen, wenn der Schauspieler jenen Antheil von Kraft, den ihm Göthe dem Anfangs schwachen Faust gegenüber gegeben hat, in den Schatten stellte und sich durch allerlei häßliche Gebärden und ekle Handlungen dem Teufel Jean Pauls zu nähern bemüht wäre und ein gemeiner Teufel würde? Ich führe Dieß an, weil in unsern Tagen vielfach Schauspieler und Schauspielbesucher an bloßer Wirklichkeit, die man sonst auch Realismus zu nennen pflegt, hängen, und diese Sache, die noch dazu die Verführung des Leichteren an sich hat, also die Genielosigkeit anlockt, sich auszubreiten den Anschein nimmt. Die im Sittengesetze liegende Würde und Hoheit des menschlichen Wesens muß in der Brust des Künstlers stärker, als in der jedes andern Menschen, leben, dann wird er das Ganze des Kunstwerkes, davon er als Schauspieler einen Theil darzustellen hat, erfassen, er wird seinen Theil geistig leben, und dann wird sich auch der Antheil Realismus, der unumgänglich nöthig ist, leicht einstellen, und die Darstellung wird künstlerisch wahrer werden, als wenn sie bloß äußerlich wirklich wäre, und wir werden durch diese Innerlichkeit erhoben und bewundernd das Schauspielhaus verlassen, statt durch die Aeußerlichkeit bloß in Erregung und Verwunderung gebracht worden zu sein. Während meines zwei- und zwanzigjährigen Aufenthaltes in Wien lernte ich eine Schauspielschule kennen, die diesem Ziele der Innerlichkeit als dem Höchsten zustrebte, ich kannte noch einen Künstler alter Zeit, der, wenn er seine Rolle nicht zu leben vermochte, sie auch nicht spielen konnte, der aber, wenn er sie lebte, sie äußerlich fast jedes Mal anders gab und jedes Mal hinriß*). Ich

*) Lange [Anmerkung Stifters].

glaube, daß im Wienerburgtheater dieses Streben nicht ausgestorben ist. Die Frau Rettich, deren Spiel, kleine Unterbrechungen abgerechnet, ich lange nicht gesehen habe, kann eine Priesterin dieses Strebens genannt werden und ist, wie ich meine, manche Stufe der Leiter dieses Strebens im Laufe der letzten Jahre empor gestiegen. Ich habe einst öfter zu den Tadlern der Frau Rettich gehört, wenn sie, durch ihre tieffühlende Natur hingerissen, der Empfindung ausschließlich Raum zu geben und über die Grenze der künstlerischen Rundung hinaus zu gehen schien. Jetzt habe ich sie in einer Reihe von Darstellungen gesehen und meine, daß sie den Mangel, wenn es einer war, verbessert hat. Ihr Spiel ist groß, einfach, durchsichtig, gerundet und immer aus dem Innersten heraus gebaut, und wie ich schon vor Jahren in Manchem z. B. in der Darstellung der Margaretha im Egmont sie bewundert hatte, so erstreckte sich bei diesen Darstellungen die Bewunderung jetzt auf Alles. Es ist wohl klar, daß die Frau Rettich nicht alle ihre Rollen zur Bewunderung spielen wird, daß sie auch nicht in ihren großen Leistungen in jedem Theile vollständig harmonisch und künstlerisch gerundet sein wird, Das wäre ja nicht in der menschlichen Natur; aber sie ist eine große Künstlerin geworden, und ihre besten Leistungen tragen den Stempel künstlerischer Vollendung, wie jeder Meister Werke hat, die seine besten sind. Als Electra hat sie mich in der tiefsten Seele bewegt und oft erschüttert, wenn mir auch das Spiel in dieser Rolle nicht in allen Theilen so völlig abgerundet erschienen ist, als es die Vollendung eines Kunstwerkes erfordert; aber als Agnes in dem neuen Schauspiele von Putlitz „Waldemar“ stellte sie ein so wohlgegliedertes Ganze hin, daß diese Frau wahr, lebendig und groß vor uns stand. Diese Leistung gehört zu dem Größten, was die darstellende Kunst überhaupt zu Stande bringen kann. Wenn die Erinnerung Jahre, welche zwischen

Kunstleistungen liegen, auszugleichen im Stande wäre, so würde ich die Frau Rettich in ihren jetzigen besten Leistungen der Frau Schröder an die Seite stellen, die mich in meiner Jugend erfaßt nnd erschüttert hatte. Vergleichungen, sagt man, hinken, und es ist wahr, da jedes Große immer ein eigenes Selbst ist, ferner können Vergleichungen nicht immer unmittelbar gemacht werden, vorzüglich, wenn, wie hier, zwischen dem Verglichenen so viele Zeit liegt; aber der Mensch ist einmal geneigt und thut es auch, Das, was er liebt, zusammen zu stellen und es abzuwägen. Über das Schauspiel von Putlitz „Waldemar", das mir in diesen Blättern trefflich besprochen erscheint, und das ich trotz seiner Schwächen nicht nur für das beste Werk von Putlitz, sondern überhaupt für eines der besten der neuen Zeit halte, werde ich mir erlauben, an einem andern Orte zu sprechen.

Und nun zum Schlusse, wenn ich auch kein Theaterrecensent bin, drängt es mich doch, den hiesigen Schauspielern und Schauspielerinnen, die bei dem Gastspiele der Frau Rettich mitwirkten, meinen herzlichen Dank darzubringen für den Eifer und für die Ausdauer, womit sie sich und zwar oft in sehr kurzer Zeit auf ihre Leistungen vorbereitet haben, und für die trefflichen und mitunter sehr trefflichen Darstellungen, die von ihnen bei dieser Gelegenheit zur Anschauung gebracht worden sind. Es scheint, daß nicht allein Liebe zur Kunst, sondern auch Liebe zur gastirenden Künstlerin sie begeistert habe. Die Bemerkung kann ich endlich nicht unterdrücken, daß uns öfter bei kleinen und anscheinend unbedeutenden Nebenrollen solche Individualisierungen vorgeführt werden möchten, wie in „Waldemar" die Rolle der Lisch von Frau Walter. Es ist erstaunlich, wie solche Dinge ein Stück klar und durchsichtig machen können.

Mögen meine Worte, wo sie wahr sind, nicht vergeblich gewesen sein, und wo sie irrten, nicht übel genommen werden.

Julie Rettich.

Es ſei einem Manne gegönnt, der in langem Siechthume befangen war und dem Wiedergeneſung winkt, einer Freundin, welche mit ihm zugleich einem ſchweren Leiden hingegeben war und in ein beſſeres Jenſeits übergegangen iſt, einen kleinen Zweig auf das Grab zu legen. Es ſoll kein Kranz ſein, der ihrem Wirken gebührt, keine Blätter, die ihr Leben darſtellen, dazu ſind höhere Federn berufen, ſondern nur ein Wort der Verehrung und des Schmerzes. Julie Rettich iſt in Wien begraben worden. Seit dem Tage, da ſie als Fräulein Gley in des „Meeres und der Liebe Wellen“ Alle, denen ein tieferes Weſen in der Seele iſt, mit hoher Freude erfüllt hat, iſt ſie in vielen Jahren als würdevolle Prieſterin edelſter Kunſt im Burgtheater thätig geweſen. Wenn man ſagt, daß die Schaubühne ein Tempel der Geſittung und Größe ſein kann, und wenn, ſo die Bühne dieſes Ziel nicht erreicht, ſie eine Schule des Laſters und der Verderbniß zu werden vermag, ja, wenn der Menſchenfreund in unſeren Tagen bitter klagen muß, daß ſie auf dieſem Abwege eilig weiter geht, weßhalb ein Mann der Kunſt und der Menſchheit den Ausſpruch that, man ſuche die Bühne mit allen Mitteln, die ſich tauſendfach lohnen, zu heben, oder ſchließe ſie gänzlich — wenn es ſo iſt, und es iſt ſo: dann iſt die Geſtalt der edlen Frau Julie Rettich deſto verehrungswürdiger, und die Welt hat einen deſto größeren Verluſt

erlitten. Was man auch gesagt hat, daß sie fehle, daß sie Dieses oder Jenes anders gestalten solle, daß sie an die Schröder nicht heran reiche, so war Das, wenn es gründlich und wohlwollend war, ein Wink zu ihrem Fortschreiten, jetzt aber ist es unnütz zu reden, was sie nicht war; und wir fühlen nur, was sie war, und selbst ihre Tadler werden es fühlen. Sie ist eine Größe gewesen, deren Ersatz nicht leicht zu finden sein wird. Wenn Darstellungen lediglicher Leidenschaft, tobender Empfindungen, ausschweifender Absonderlichkeiten, roher Wirklichkeiten von dem Haufen beklatscht werden, und wenn selbst Künstler besserer Art nach dem Aftergolde dieses Ruhmes haschen, so that Julie Rettich Dieses nie; in ihren Leistungen war immer der Hauch der hohen, reinen, großartigen Menschlichkeit, die uns über uns empor hebt und uns edler macht, und die die Seele jeder Kunst ist. Ja selbst durch Jene ihrer Gebilde, an denen Einzelnes getadelt werden konnte, und durch ihre Darstellung der erschütterndsten Gefühle ging dieser Schritt der Größe; in Jenen ihrer Kunstschöpfungen aber, die vollendet waren, strahlte diese Größe in ganzer Fülle und wird von Denen, die sie in sich aufgenommen haben, nicht vergessen werden. „Flüchtig ist des Mimen Kunst“, sagt Schiller, und in der That scheint, wenn der Vorhang herunter ist, das Zauberreich geendet, und das Nichts an seiner Stelle, während Denkmale der Baukunst Jahrhunderte stehen, Bilder des Pinsels Jahrhunderte blühen, Werke des Dichters in Jahrhunderte hinab klingen. Aber doch ist die Vergänglichkeit der Schauspielkunstwerke auch zum Theile wieder nur Schein; denn wenn große Gemüther das Wunderwerk der Darstellung in sich gesogen haben, geben sie dem Wunderwerke Worte, und diese Worte dauern in die Zeiten. Wer lies't nicht heute noch mit Rührung, was Cicero von seinem edlen

Freunde, dem Schauspieler Roscius, vor zweitausend Jahren gesagt hat. Andere, wenn sie durch würdevolle Schauspieldarstellungen feiner, höher, edler werden, pflanzen diesen Samen bewußt oder unbewußt in ihre Umgebung, in ihre Freunde, in ihre Kinder, und die Folge geht in unabsehbare Zeiten. Und so hat Julie Rettich auf Tausende gewirkt, und so danken ihr Tausende entweder in ausdrücklicher Erkenntniß oder in dunklem Gefühle in das Jenseits hinüber. Wir aber, die ihr näher standen und das warme Herz kannten, das sie für ihren Gatten, für ihre Kinder, für ihre Freunde, ja für die unbedeutendsten Menschen trug, werden dieses Herz verehren und um dasselbe trauern, bis unsere Herzen selber zu schlagen aufgehört haben.

Linz, am 19. April 1866.

Ueber Beziehung des Theaters zum Volke.

Den größten Antheil nimmt der Mensch immer wieder nur an dem Menschen. Auf der untersten Stufe menschlicher Entwicklung ist es fast ausschließlich die Leibesstärke, welche Bewunderung erregt. Wer große Lasten hebt, wer schwere Dinge weit schleudert, wer starke Gegenstände zerbricht, wer den tüchtigsten Gegner nieder wirft, wer wuchtige Glieder seines Körpers daher trägt, wird angestaunt. Dann kommen in ihren Streitigkeiten die Kämpfe der Menschen gegen Menschen, und Der durch Kraft den Feind bezwingt und mit Muth und Zuversicht die Gefahren sucht, wird gefeiert, und es kommen die Heldensagen und die Heldenlieder. Zu gleicher Zeit wird aber auch schon die Schönheit der Frauen gepriesen, von der der Männer jedoch nicht viel geredet. Und wie die Dinge zwischen Menschen und Menschen vorwärts schreiten, wird dann nicht nur mehr allein die Aeußerlichkeit der einzelnen That betrachtet, sondern der Muth, die Tapferkeit, die Kühnheit, die ihr zu Grunde liegt, erhoben, ja, es wird die List, die Schlauheit, der Betrug, wodurch der Feind in die Falle gelockt und geschädigt wird, von den Angehörigen laut gepriesen. Dann wird die Freundestreue, die Treue der Kampfgenossen, die Treue und Liebe gegen seinen Stamm als Hohes gelobt und geehrt. Erst spät gelangen die Menschen dazu, auch Großmuth gegen den Feind zu bejubeln. Und wie die Beziehungen zwischen

den Stämmen sich mehren, tritt Klugheit in den Einrichtungen des Stammes, Gesetzesweisheit, kräftige Lenkung der Gemeinwesen und Hingabe an diese Angelegenheiten in die Reihe der lobenswerthen Dinge. Und was die Völker an dem Menschen groß achten, Das dichten sie in größtem Maßstabe ihren Göttern an, die sie sich machten, und suchen dieses Göttliche wieder äußerlich darzustellen: in Sage, in Gesang, in Tanz, in Gebilden menschlicher Körper, ja in dem Baue ihrer Hütten und Tempel. Und so entstand die Kunst. Sie war überall und ist überall die Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes. Wir heißen das Göttliche, in so ferne es sinnlich wahrnehmbar wird, auch das Schöne. Was Anderes darstellt, als das Göttliche, mag allerlei sein, nur Kunst ist es nicht. Darum trägt alle Kunst bewußt oder unbewußt den Schimmer ihrer Religionen, so assirische Kunst, egyptische Kunst, indische Kunst, griechische Kunst, christliche Kunst. Und je höher die Menschen in ihrer Vorstellung über Gott und göttliche Dinge gelangten, desto höher stieg die Kunst. Das ganze Innere des Menschen ward in sie einbezogen, und auch alle jene Aeußerlichkeiten, von denen oben gesprochen worden ist, behielten ihre Geltung, nur wurden sie in eine Werthordnung eingereiht, deren höchsten Platz die sittliche Größe behielt. Erst spät kamen die Menschen dahin, auch in der Welt des außer ihnen Erschaffenen das Walten des Göttlichen zu erkennen, in der Pracht der Wälder, der Berge, der Wüsten, des Meeres, des Sternenhimmels, und diese Dinge in die Offenbarungen ihrer Kunst einzuflechten. Ja, in dem kleinsten Geschöpfe sieht der Forscher den göttlichen Finger und bewundert ihn. Man sehe nur einmal eine Sammlung von Faltern an, die in meiner Heimath den schönen Namen Lustinen führen, oder nur eine Sammlung von Käfern oder gar

nur von Fliegen. Und so ist die Kunst nicht nur eines der höchsten Dinge der Menschheit, sie ist ein Theil der menschlichen Bestimmung, des menschlichen Daseins selber. Als die Darstellung des Göttlichen im Reize kömmt sie gleich nach dem Höchsten, was der Mensch hat, nach der Religion. Die Wissenschaft, dieses erhabene Gut des menschlichen Geschlechtes, folgt erst nach ihr, und wird desto höher, je mehr sie der Kunst dient oder selbst Kunst wird. Man lese Humbolds Einleitung zum Kosmos. Die Völker hatten auf ihrem höchsten Gipfel der sittlichen Größe die höchste Kunst, und wenn sie herabsinken und nach dem Rohen zu greifen beginnen und nach dem groben Genusse, dann ist es immer zuerst die Kunst, die ihr Haupt verhüllt und von dem entwürdigten Geschlechte flieht. Dann tritt die Afterkunst auf und schmeichelt den Lastern, den Begierden, den Niedrigkeiten und erniedrigt die Erniedrigten noch mehr. Darauf sollten Alle, die Völker oder Theile von Völkern zu leiten haben, sorgsam achten; denn es ist ein Zeichen, daß auch andere Dinge im Verfalle begriffen sind: Sitte, Recht, Pflichtgefühl, Ordnung, Menschlichkeit, und wenn in früheren Zeiten diese Dinge zu Grunde gingen, so gingen Staaten und Völker zu Grunde. Wenn nun die Kunst ein so edles Gut der Menschheit ist, so ist ihre Pflege nicht bloß die Pflicht des Einzelnen, sondern sie ist die Pflicht des Ganzen, wie ja immer, wenn Völker in ihrer schönsten Blüthe waren, Fürsten, Staaten und Gemeinwesen die Kunst ehrten und stützten.

Ein Zweig der dichtenden und mitunter der tönenden Kunst ist das Drama, in welchem durch Gespräche menschliche Handlungen, Schicksale, Leiden und Freuden dargestellt werden. Das Drama ist schon in den ältesten Zeiten entstanden. Es gesellte sich ihm dann eine andere Kunst hinzu, die Schauspielkunst, durch welche von Menschen

die Schicksale, die das Drama dichtet, einer Menge von Zuschauern und Zuhörern wie eben geschehend vorgeführt werden. Diese Kunst hat sich in neuer Zeit in Europa sehr ausgebreitet, jede größere Stadt hat ihr Schauspiel, in vielen wird täglich gespielt, und in den großen Hauptstädten sind mehrere Schauspielhäuser. Der Besuch des Theaters zum Genusse des Schauspieles ist für die Städter ein Bedürfniß geworden, und selbst die Bewohner des Landes, wenn sie in die Stadt kommen, versäumen in vielen Fällen das Theater nicht. Da nun in dem Schauspiele menschliche Thaten, Gefühle, Meinungen u. s. w. vorgeführt werden, so ist kein Zweifel, daß Dieß auf das Wesen der Zuschauer Einfluß hat und bei so oftem Genusse des Theaters allmählich ihre Lebensrichtungen mehr oder minder bestimmt. Besonders gilt Dieß von der Jugend, die Alles feurig aufnimmt, gar leicht in ihre Thaten überträgt und um so sicherer eine bestimmte Färbung für das ganze Leben in sich aufnimmt. Und weil aus den Gefühlen, Ansichten und Meinungen, die in einer Zeit herrschen, die ganze Strömung des Zusammenhandelns der Menschen in dieser Zeit hervor geht, und weil die Städte die Mittelpunkte sind, aus denen das geistige Leben rings in das Land abfließt, so ist kein Zweifel, daß das Theater in unserer Zeit wahrhaft eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat. Ganze Stöße von Büchern wirken nicht so, wie das tägliche Einsaugen von allerlei Darstellungen menschlicher Handlungen, Empfindungen und Dergleichen von Seite einer Menge von Menschen, die sich im gedrängten Zusammensein in der Aufnahme dieser Dinge noch wechselseitig steigern. Dieß ist auch in früheren Zeiten schon erkannt worden, und die gewichtigsten Männer haben ihre Stimmen darüber erhoben, man denke nur an den großen Geist Lessings. Die Bühne ist vielfach

die Schule der Sitte und Bildung genannt worden. Die Stände von Oberösterreich, als sie vor dem Jahre 1711 dem Pater Rector der Jesuiten zur Erbauung eines Auditorii und Theatri 12000 fl und im Jahre 1711 mit Vorbehalt der Direction wieder 6000 fl anwiesen (für jene Zeit ungemeine Summen), und als sie später wieder Unterstützungen gaben und endlich zu dem Baue eines eigenen Theaters schritten, betonten die Nützlichkeit des „durch ein von allen ungereimten und unanständigen Possen gereinigtes Schauspiel der gesitteten Welt verschaften Vergnügens", und bei dem Baue leitete sie die gerechte Anerkennung des wichtigen Einflusses eines geregelten Schauspieles auf moralische Veredlung des Volkes, Verfeinerung der Sitten und des Geschmackes und die Würdigung des hiedurch dem Publikum überhaupt, so wie den Fremden zum Vortheile der bestehenden Gewerbe verschafften Vergnügens.

Aber weil das Theater eine Schule der Sitte und Bildung sein kann, so kann es auch eine Schule der Unsitte und Rohheit werden. Welche Richtung nimmt nun das Theater in unserer Zeit? Es wäre eigentlich ein Buch, das über all den Inhalt geschrieben werden sollte, der sich in den gegenwärtigen Theatervorstellungen befindet. Ich beschränke mich nur auf das Kürzeste. Ein stehender, fast ausschließlicher Gegenstand der Darstellungen ist die Liebe der verschiedenen Geschlechter zu einander. Aber was für eine Liebe! Da sind die Liebenden gegen einander werthlos, sie belügen und betrügen sich, vorzugsweise belügen und betrügen sie die Eltern, Oheime, Tanten, Vormünder u. s. w., und wenn sie sich dann heirathen und das Stück aus ist, so ist es ein sehr unterhaltendes Lustspiel oder Schauspiel gewesen. Edle Dichter haben die Liebe, diese holde Blume des menschlichen Geschlechtes, in ihrer Hoheit gezeichnet,

und dann ist sie an ihrem Platze; aber hat die Menschheit nicht auch noch anderes Großes und Herrliches? Ist nicht noch eine Liebe der Eltern gegen die Kinder, der Kinder gegen die Eltern, der Geschwister zu einander? Ist nicht noch Gattenliebe? Was hat schon oft ein Gatte für die Gattin, die Gattin für den Gatten gethan? Ist nicht Freundschaft? Ist nicht Treue für seine Genossen, für seinen Stamm, für das Vaterland? Ist nicht Pflichtgefühl, Heldenmuth, Geduld, Aufopferung? Sind nicht Laster genug, die zermalmt werden sollten; sind nicht Thorheiten genug, die im Lustspiele zu geißeln wären? In neuester Zeit macht sich das sogenannte Volksstück breit. Es ist aber meist Alles, nur kein Volk und kein Stück. Als Raimund seine Märchen dichtete, hielten wir junge Männer sie für Verirrungen eines bedeutenden Geistes, der unter besseren Umständen ein großer Trauerspiel-Dichter geworden wäre; und wenn wir jetzt eines dieser Märchen aufführen sehen, erscheint es uns edel, wahr und natürlich, so über alles Maß tief ist im Allgemeinen (es sind auch Ausnahmen) das Volksstück gesunken, es ist kläglich über jeden Ausdruck, und um vollends jede Wahrheit zu höhnen, wird die Dichtung öfter unterbrochen, und es werden Lieder gesungen, die weder in der Wesenheit des Stückes, noch in der des Singenden liegen, während bei Raimund der Gesang doch fast immer aus der Dichtung und dem Sänger hervor ging. Und derlei Werke werden jetzt am meisten aufgeführt und am meisten besucht. Um Einnahmen zu machen, wird Das, was am stärksten aufregen oder reizen kann, geboten, es wird von Vielen gesucht, und Theater und Besucher verschlimmern sich wechselweise. Ich habe hier das schwärzeste Bild aufgerollt, es ist nicht überall gleich; aber meist ist es nicht gut. Das wirklich Dichterische des menschlichen Geschlechtes, das Edle und Große, das die Jahrhunderte

angesammelt, wird viel zu weit zurückgelegt. Und wenn nicht gesteuert wird, wenn nicht die Völker und ihre Lenker sich empor raffen, so wird es immer schlechter, bis wir in dem baren Schlamme ankommen. Ich rufe mit einem 5 Manne, dessen Namen mir eben nicht gegenwärtig ist: „Bessert eure Theater, oder schließt sie alle.“ Da nun aber das Theater einmal ein Bestandtheil des Lebens unserer Völker geworden ist, so kann das Schließen kaum geschehen, es erübrigt also nur das Bessern, daß wir diesen 10 bedeutsamen Hebel zum Guten nicht verlieren oder in sein Gegentheil umschlagen sehen. Und weil das Theater einmal ein Bestandtheil des Lebens unserer Völker geworden ist, und weil seine Folgen, gute und böse, nicht an dem Orte allein haften, in dem das Gebäude steht, sondern über 15 Länder und Reiche fließen, so ist seine Reglung, Besserung, Instandehaltung eine öffentliche Sache, wie andere Dinge öffentliche Sachen sind, und muß durch öffentliche Mittel erstrebt werden. Wenn es geschieht, wenn das Theater seinem Zwecke mehr zugeführt wird, dann werden auch die 20 Dichter nicht fehlen, welche das Rechte bringen, und es werden die Zuschauer nicht fehlen, welche nur das Rechte wollen. Das sogenannte Publikum ist, wozu man es macht, wie es z. B. im Mittelalter an den edelsten Bauten selbst bei geringen Dingen Freude hatte, was Nürnberg beweis't, 25 und was in unserem Lande sogar an den schönen Wegesäulen, die man noch oft an den abgelegensten Theilen des Mihelkreises findet, bewiesen wird, während jetzt diese Dinge meist sehr ungeschlacht verfertigt werden. Daß auch Anderes mitwirken müsse, um das Publikum auf diese 30 Höhe zu heben, z. B. Erziehung im Elternhause, ist klar. Eine Stadt, die ein treffliches Theater hat, lockt, wenn auch noch andere Annehmlichkeiten damit im Einklange stehen, gebildete Menschen herbei, in ihr zu wohnen, sie

wird stets blühender, und ihre Blüthe verbreitet die Vortheile rings in das Land herum.

Auf welche Weise geholfen werden könnte, ist nicht Zweck dieser Zeilen, setzt auch sehr reifliche Erwägungen und Berathungen voraus. 5

Warum ich alle diese Dinge sage? Sie sind schon oft gesagt worden, und ich sage sie wieder. Und wenn sie sehr oft gesagt werden, so beginnt doch vielleicht allmählich die Heilung. Wenn auch nicht Alles auf einen Schlag geändert werden kann, so erfreue den Menschenfreund doch 10 das Beginnen der Aenderung und das Streben nach Besserung.

Lesarten und Anmerkungen.

denen
Joh.
„Über
geblie
1850—

Zeichenerklärung.

Fraktur: Text.

Schwabacher: Korrigiertes und Ausgestrichenes.

Kursiv: Lateinische Worte im Texte.

Antiqua: 1. Worte des Herausgebers.
2. Herausgehobene Worte des Textes.

Vorbemerkung zur Textgestaltung.

Dem Texte sind unter Berücksichtigung der wenigen vorhandenen Handschriften die ersten Drucke zu Grunde gelegt. Die erst durch Joh. Aprent aus dem Nachlasse Stifters veröffentlichte Abhandlung „Über die Behandlung der Poesie in Gymnasien" und das ungedruckt gebliebene Bruchstück „Die Volksschule in Oberösterreich in den Jahren 1850—1865" sind nach den Handschriften wiedergegeben.

U e

S. 14-

einf
1852
Gefüh
edlere
und b
das n
in il
chara
dem
111
Staat
betrac
heit n
und b
Wesen
schi
reri
Gesch
einzig
meist
Eine

I.

Zeitgeschichte und Schule.

Ueber Stand und Würde des Schriftstellers.

S. 5_1—18_{20}.

J: I. Constitutionelle Donau-Zeitung, Nr. 2, 2. April 1848, S. 14—15. II: ebda, Nr. 7, 7. April 1848, S. 55—56.

I.

S. 5_1—11_{11}.

5_3 die einfache Darlegung der Gefühle eines einfachen Lebens. Vgl. an Louise von Eichendorff, 23. März 1852 (XVIII 93_{17}): aber guten Menschen eine gute Stunde bereiten, Gefühle und Ansichten, die ich für hohe halte, mitzutheilen, an edleren Menschen zu erproben, ob diese Gefühle wirklich hohe sind, und das Reich des Reinen Einfachen Schönen .... auszubreiten, ... das war und ist das Streben meiner Schriften. 7_{31} die Dinge in ihrer Wesenheit. Franz Hüller hat Wesenheit als charakteristisches Lieblingswort Stifters mit vielen Belegen aus dem „Nachsommer" nachgewiesen (IV 2 [2], S. 655). Vgl. hiezu 111_{28}: Weil sie nicht nach dem Verstande handeln, haben sie auch die Staatsdinge und die Menschengeschichte nicht nach ihrer Wesenheit betrachtet. 148_{14}: die Wesenheit der Welt. 201_{16}: die ganze Wesenheit und die ganze Befähigung seines Zöglings. 248_2: die Wesenheit und den Zweck der Schule. 280_{17}: Wesenheit der Bevölkerung. 341_{13}: Wesenheit des Schönen. 386_{23}: Wesenheit des Stückes. 8_{14} Geschichte, diese so oft vergebliche, weil verkannte Lehrerin der Menschheit. Vgl. 99_{18}: Daher ist die heiligste Lehre der Geschichte ... 114_{10}: Nur die Geschichte der vergangenen Zeiten ist die einzige, die größte, die weiseste, aber leider sehr oft unbeachtete Lehrmeisterin in menschlichen Dingen. Vgl. Ernst v. Feuchtersleben, Eine Stimme aus dem Volke (Sämtl. Werke, hgg. v. Fr. Hebbel, 7,

S. 378): „Fragt die Geschichte, welche Früchte den Völkern aus unreifen Schritten, aus Täuschungen und selbstsüchtigen Kämpfen erwachsen sind!“ $_{15}$ Philosophie (ich meine vorzugsweise jene praktische, welche in dem Leben und in den Schriften edler Männer zerstreut vorliegt). Stifter lehnt auch im „Nachsommer“ (VII 38$_{32}$) die theoretische Philosophie ab. 9$_2$ Die ganze Innerlichkeit eines Menschen ist es zuletzt, welche seinem Werke das Siegel und den Geist aufdrückt. Stifter stimmt hierin mit Schillers Kritik der Gedichte G. A. Bürgers (Säk. Ausg. XVI, S. 228) überein: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren.“ Auch die von Schiller (ebda S. 232$_{21}$; vgl. 232$_{10}$) gebrauchte bildliche Wendung: „dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt“ scheint Stifter 10$_1$: desto unfähiger wird er, der Sache, um die es sich handelt, das Einheitssiegel und das der Vollendung aufzudrücken übernommen zu haben. $_8$ Worte eines großen deutschen Schriftstellers, Jean Pauls in der Vorschule der Ästhetik, I. Abtlg., § 14 (Werke, Hempel, 49, S. 63): „Sobald nur eine Sonne dasteht, so zeigt sie mit einem Stiftchen so gut die Zeit als mit einem Obeliskus.“ $_{20}$ Nur was als lebendiger Strom aus der Einheit einer lebendigen, warmen Seele quillt, kann wieder Leben erzeugen und fortwirken machen. Vgl. Goethe, Faust, I v. 544: „Doch werdet Ihr nie Herz zu Herzen schaffen, Wenn es euch nicht von Herzen geht.“ $_{23}$ daß er seinen Charakter zu der größtmöglichsten Reinheit und Vollkommenheit heran bilde. Vgl. an Joseph Türck, 28. Juni 1848 (XVII 292$_{18}$): Was uns durch das ganze deutsche Land noth thut, ist Karakter, ich glaube, daß felsenfeste Ehrenhaftigkeit (die mögen wohl sehr viele haben) und felsenfeste Gründlichkeit (die mögen wenige haben) jezt mehr und nachhaltiger wirken würden, als Gelehrsamkeit und Kenntnisse. 10$_3$ Ohne sein Ahnen befleckt er seine Gestalten und seine Dinge mit der eigenen ihm inwohnenden Haltlosigkeit sagt Stifter im Anschluß an Jean Paul in der

„Vorschule der Ästhetik“ II, § 58 (50, S. 227): „Daher verräth sich das kranke Innerste eines Dichters nirgends mehr als durch seinen Helden, welchen er immer mit den geheimen Gebrechen seiner Natur wider Willen befleckt.“ $_{12}$ Er ist der Lehrer, Führer, Freund seiner Mitbrüder er kann ihnen ein Dolmetsch und Priester des Höchsten werden. Ein häufig von Stifter ausgesprochener, seiner hohen Auffassung von Kunst und Dichtung entstammender Gedanke. Vgl. 177_{31} und Nachsommer, VII 35_{1}. $_{23}$ Alles, was durch die Schrift niedrige Zwecke anstrebt .... dergestalt, wie durch ein unsichtbares Ehrengericht, von uns zu verbannen. Dieser Vorschlag erinnert an Herder, der auf ähnliche Weise die schädlichen Einflüsse der Literatur hemmen will. Vgl. Briefe zur Beförderung der Humanität, 96 (Sämtl. Werke hgg v. Bernhard Suphan, 18, S. 93): „Es ist bessere Erziehung, die ihre Zöglinge nicht erst durch Schaden klug werden läßt; und ein stiller Bund aller Guten unter einander, nichts Unwürdiges zu verbreiten, oder zu loben.“ 11_{2} unwürdige und unberufene Mitglieder [des Schriftstellerstandes], nach den Erfahrungen in den Märzwochen der Revolution. Vgl. an Heckenast, 4. Mai 1848 (XVII 282_{9}): da mich jezt so lange das Geschrei des Tages umgeben hat — und darunter welches Geschrei! Das lauteste von denen, die von Staatssachen nichts verstehen. Wie Stifter und Feuchtersleben verurteilte auch Adolf Pichler das Treiben der Wiener Journalisten in seiner autobiographischen Schrift „Das Sturmjahr“ (Gesammelte Werke, München, Georg Müller, II, S. 178). Derselben Ansicht gab auch Friedrich Hebbel, als Dichter Stifters Gegenpol, aber in seiner politischen Überzeugung ihm nahestehend, als Korrespondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung Ausdruck (Beilage, Nr. 90, 30. März 1848, Sämtl. Werke, Säk. Ausg. 10, S. 60): „Leider aber beweis't der größte Theil der bis jetzt auf diese Weise erzeugten Literatur mehr für als gegen das Metternich'sche System, denn, um Nullitäten der Art flott zu machen, bedurfte es, die persönlichen Ausfälle abgerechnet, wohl kaum der Preßfreiheit.“

II.

S. 11_{12}—18_{20}.

17_{10} Menschen] Kräften Druckfehler.

11_{26} Feder, Papier und Dinte hat Jeder sagt

Stifter vermutlich in Erinnerung an die Vorrede Adolf Glaßbrenners zu seinem Werke „Bilder und Träume aus Wien" (Leipzig 1836), S. III: „Ich habe Feder, Papier und Tinte, warum sollte ich kein Buch über Wien schreiben." 12_5 das Wesen der Begabung liegt ... darin, daß ... sie ... ungeheure geistige Gebiete ahnt, welche zu bewältigen und darzustellen sie nicht genug Kraft und Mächtigkeit zu haben meint. Ähnlich in dem Briefe an August Piepenhagen, 15. Januar 1865 (XX 258_{24}): Der große Künstler zittert vor dem großen Stoffe, weil er seine Größe erreichen zu können verzagt. 14_{25} in historischen Stoffen, wo die Objectivität gar so mahnend an die Thür pocht. Stifter war seit dem Jahre 1847 mit der Sammlung des Stoffes für einen historischen Roman beschäftigt und äußerte sich auch während der Arbeit am „Witiko" über die Bedingungen, die der Dichter bei solchen Stoffen zu erfüllen hat. Vgl. u. a. an Heckenast, 7. März 1860 (XIX 224_3): Jezt steht mir das Geschehene fast wie ein ehrfurchtgebietender Fels vor Augen, und die Frage ist jezt nicht mehr die: „was will ich mit ihm thun?" sondern: „was ist er?".. Der Wille, vor der Wirklichkeit Ehrerbiethung zu haben, wäre wohl da. Vgl. auch „Nachsommer" VII 29_{14} und 39_{16}. 15_{17} Leidenschaft .. ein die andern Seelenkräfte überragendes Streben nach einem Sinnlichen, entsprechend der dem Gesuche um Bewilligung von Vorträgen über Ästhetik beigelegten Skizze (XIV 9_{23}): Leidenschaft, selbstthätige Überordnung des niederen Strebens über das höhere. Sie ist immer unsittlich. 16_{13} Jener alte Römer, Cornelius Tacitus, der in der Einleitung zu den „Annalen" seine Absicht kundgibt, die Geschichte der Kaiserzeit von dem Tode des Augustus an „sine ira et studio", also unparteiisch darzustellen.

Der Staat.

S. 19_1—32_9.

J: I: Constitutionelle Donau-Zeitung, Nr. 13, 13. April 1848, S. 103—104. II: ebda, Nr. 18, 18. April 1848, S. 143—144.

Der Text in J ist durch Druckfehler entstellt: 21_2 Diesen] diesem J 23_9 komme] kommen J $_{23}$ zu erhalten] her zu halten J $_{26}$ ansprechen] entsprechen J 28_{33} zersplitterte] zersplittert J 29_{26} verständig, weise] verständigweise J

I.

S. 19_{1}—23_{27}.

19_{9} weil Jeder das Recht hat, zu leben und seinen Geist und seine sittlichen Kräfte auszubilden, in Übereinstimmung mit Herders Ansicht von der Entstehung und Aufgabe des Staates. Vgl. „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ XV, 5 (Sämtl. Werke 14, S. 248): „Auf Regenten und Staaten hat die Natur nicht gerechnet; sondern auf das Wohlseyn der Menschen in ihren Reichen.“ 22_{3} ein anderer [Theil] will aber Alles und Jedes ändern. Vgl. an Heckenast, 25. Mai 1848 (XVII 284_{16}): und viele meinen die Freiheit erst recht zu gründen, wenn sie nur sehr weit von dem früheren Sisteme abgehen, aber da kommen sie an das andere Ende der Freiheit an.

II.

S. 23_{28}—32_{9}.

24_{6} Jede Familie ist da ein Staat. Ebenso führt Herder in den „Ideen“ IV, 6 den Staat auf die Familie zurück. (13, S. 159): „Im väterlichen Hause entstand die erste Gesellschaft, durch Bande des Bluts, des Zutrauens und der Liebe verbunden ... Hier lag nemlich der Grund zu einer nothwendigen menschlichen Gesellschaft, ohne die kein Mensch aufwachsen, keine Mehrheit von Menschen seyn könnte“. 26_{10} Hiezu kommt noch, daß oft durch Eroberung oder andere Umstände unberechtigte Menschen an die oberste Spitze kommen. Hier berührt sich Stifter mit Herders Kritik des despotischen Staates in den „Ideen“ IX, 4 (13, S. 377): „Wer hat Deutschland, wer hat dem kultivirten Europa seine Regierungen gegeben? Der Krieg“ und seiner Verdammung des „tollen Eroberungsgeistes“ (XII 2, Werke 14, S. 52): „Das Reich Eines Volks ist eine Familie, ein wohlgeordnetes Hauswesen: es ruhet auf sich selbst, denn es ist von der Natur gegründet und stehet und fällt nur mit den Zeiten. Ein zusammengezwungenes Reich von hundert Völkern und hundertzwanzig Provinzen ist ein Ungeheuer, kein Staatskörper.“ 31_{32} daß sie [die Republiken] ... eine größere Kriegs- und Ländersucht entwickelten, als die Monarchien sagt Stifter vermutlich in Erinnerung an Herders

Charakteristik der Republik Rom im 14. Buche der „Ideen“ (14, 168 ff). 32₉ Die angekündigte Fortsetzung des Artikels, die sich mit der Konstitution beschäftigen sollte, ist unterblieben. Wie Stifter über sie dachte, zeigt sein Brief an Türck, 30. Juli 1848 (XVII 295₃₃): In constitutionellen Staaten ist die Form viel wichtiger, als in absoluten; zur Sicherung der Freiheit wird ja eben die absolute Gewalt mit Formen umgeben, die gegen den Mißbrauch schützen sollen. Vgl. Feuchtersleben (Eine Stimme aus dem Volke, Werke 7, S. 396) bei der Besprechung des parlamentarischen Verfahrens in England: „Diese Form ist so wichtig als das Wesen, weil das Wesen in ihr involvirt ist, und sich aus ihr entwickelt.... Und vollends in Epochen des konstitutionellen Werdens, des Uebergangs in den neuen Zustand, wie bei uns, ist gerade dieser der wichtigste Punct: denn er ist — das Gesetz vor dem Gesetze.“

[Die Fahnenweihe der Linzer Nationalgarde.]
S. 33₁—34₁₉.

J: Augsburger Allgemeine Zeitung, Nr. 175, 23. Juni 1848, S. 2789. Gezeichnet vor dem Datum mit St.

Die Linzer Nationalgarde wurde auf Grund eines am 18. März 1848 an die Bewohner der Stadt gerichteten Aufrufes gebildet und zählte bereits am folgenden Tage 598 Mitglieder. Ihr Kommandant wurde durch einen Wahlakt der Oberstlieutenant Graf Johann Weißenwolf. Näheres in Nr. I der Artikelreihe „Das Jahr 1848 in Linz“ in der Linzer Tagespost 1898, 34. Jahrg. (nach Aufzeichnungen von Dr. Franz Isidor Proschko, die im oberöst. Landesmuseum in Linz erliegen), Nr. 59, 13. März.

33₄ Der Platz der ... Stadt Linz, der Hauptplatz, der anläßlich des 25. Regierungsjubiläums des Kaisers den Namen Franz Josef-Platz erhalten hat. ₁₈ dem Kaiser Ferdinand I., der den Beinamen „der Gütige“ hatte. 34₈ in den heißen Schlachtfeldern Italiens, wo die österreichische Armee unter Radetzkys Führung seit dem Frühjahre kämpfte, sich am 6. Mai bei Santa Lucia tapfer geschlagen und am 10. Juni bei Vicenza gesiegt hatte.

[Der Empfang des Erzherzogs Johann in Linz.]
S. 35₁—38₁₀.

H: Stifter-Archiv Nr. 34, 1 Großoktavblatt, 27 Zeilen Text = 35₁ bis 36₁₅, ist als unbeendigter Entwurf für den Artikel zu betrachten.

Das Blatt trägt links oben den Vermerk Stifters: für die allgemeine Zeitung in Augsburg.

J: Beilage der Augsb. Allgemeinen Zeitung, Nr. 203, 21. Juli 1848, S. 3235. Gezeichnet vor dem Datum mit St.

J^1: Sämtliche Werke XIV, S. 316—318. Hier wiederholt wegen seiner inhaltlichen Zugehörigkeit zu den Artikeln der 1. Abteilung dieses Bandes.

85_1 Linz, 17. Juli] Linz am 17. Juli H 8 Uhr] acht Uhr $_2$ Erzherzog-Reichsverweser in H ohne den Bindestrich $_3$ Reichstags] Reichstages $_4$ geht] ging $_5$ Zweihundert] Vierhundert $_9$ Kinderschaar] Kriegsschaar Schreibfehler Stifters? oder ein beabsichtigter Scherz? Offiziere, Staatsdiener] in Offiziere O korrigiert aus St (Ansatz zu Staatsdiener) $_{12}$ Volks] Volkes $_{19}$ welchen Antheil sie] den es gestr. und welchen Antheil sie ü. d. Z. eingefügt $_{21}$ ihrer] seiner gestr. ihrer ü. d. Z. eingefügt welchen sie] den mit irrtümlichem Doppelungszeichen sie über gestr. es eingefügt freundlichen ü. d. Z. eingefügt $_{22}$ Gebieten besitzt] vor besizt gestr. hat $_{23}$ Festzug] Zug 86_1 in allen Häusern wurde gerüstet] alle Häuser rüsteten sich $_2$ feierlich] festlich $_3$ in derselben Art, wie gestern, erwartet] in derselben Art auf dem Landungsplaze erwartet, wie gestern $_6$ auf dem Verdeck erblickt ward] auf dem Verdeke erblikt wurde $_7$ zu. Als] Nach zu gestr. Der Bildhauer Johann Rint $_8$ Landungsplatzes] Landungssteges $_9$ Eines in H aus Eine korrig. Blumenstrauß, ein anderes auf] Blumenstrauß, und ein anderes die beiden Worte korrig. aus eine andere darnach vor auf gestr. reichte ihm $_{10}$ in einem] in ü. d. Z. eingef. einem aus einen korrig. geschnitzten] kunstreich geschnitzten $_{11}$ dar, den] Nach dar gestr. Bei Erwähnung dieses Bechers muß Punkt nach dar in Beistrich geändert $_{12}$ diesen Becher] den Holzbecher $_{13}$ er] derselbe Zeit von] Zeit (im vergangenen Winter) von $_{14}$ Mann] Manne Hang zu Arbeiten] Hang, ohne daß er irgendwie Unterricht erhalten hätte, zu Kunstbestrebungen $_{15}$ hintrieb] hinführte geschnitten wurde bis $_{18}$ Mittelalters.] geschnitten worden sei. Er ist aus Bux; die drei Hauptbestandtheile sind jedes aus einem Stüke, und wenn er gleich den herrlichen Kunstwerken des Mittelalters in dieser Art nicht Hier bricht das Manuskript mitten im Satze und mitten in einer Zeile ab. Die letzten $8^1/_2$ Zeilen sind mit Tintenstrichen überquert. Darunter steht, mit Bleistift von Stifter geschrieben, eine Variante zu 36_{14} um sei[nem] in[neren?] Drange Genüge zu thun

85_{2} der Erzherzog-Reichsverweser, Erzherzog Johann (1782—1859), ein Bruder des Kaisers Franz, war am 27. Juni 1848 von der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. zum Reichsverweser gewählt worden und traf am 11. Juli dort ein, wo am 13. die letzte Sitzung des Bundestages stattfand. **86_{14}** Johann Rint, Holzschnitzer (1815—1876). Vgl. Anm. XVII, S. 443. **88_{4}** wie viel hier auf einem Manne ruhe. Vgl. an Türck, 28. Juni 1848 (XVII 292_{32}): Ich halte das Frankfurter Werk für ungeheuer schwer.

Nekrolog (Alois Kaindl, Lederfabrikant in Linz).

S. 39_{1}—41_{33}.

H: Stifter-Archiv Nr. 208. Unvollendeter Entwurf (= 39_{1}—40_{21}). 1 Großquartblatt. Links oben der Vermerk Stifters: für die Linzer Zeitung.

J: Oesterreichisches Volksblatt für Verstand, Herz und gute Laune, 30. Jahrgang, Nr. 194, 6. Dezember 1848, S. 778—779.

39_{1} 10.] zehnten $_{4}$ **64**] vier und sechzig $_{9}$ und möchte ihm deßhalb] und ü. d. Z. eingef. deßhalb vor möchte gestr. er vor ihm gestr. $_{21}$ ehrenvoll geführt zu haben.] nach ehrenvoll gestr. zu führen ü. d. Z. eingefügt und gleichfalls gestr. geführt zu haben dann a. R. zu führen wieder eingesetzt, wieder gestr. und darüber geführt zu haben. **40_{5}** ihm] ihn Schreibfehler $_{6}$ zu verkehren hatten.] zusammen waren gestr. außer zu ü. d. Z. eingef. verkehren hatten. $_{11}$ einfach, er] vor er gestr. ja nach geschämt zwei Worte unleserlich durchgestr. $_{12}$ Aufsehen] Schaustellung nach zeigen vier Worte unleserlich durchgestr. $_{14}$ war er der] stellte er den vor Bürgersmann gestr. vor ü. d. Z. dar $_{15}$ leider! immer mehr] leider immer mehr und mehr entschwinden] verschwinden $_{18}$ Herzens] Wesens. Er übte die Tugend unscheinbar und beharrlich, als Bedürfniß seines Wesens.] Hierin wird er wenige seines Gleichen haben. Der Schreiber dieser Zeilen, der ihn durch Jahre kannte, und aus Liebe und Achtung fast täglich zu ihm kam, hat nie ein unedles, ein rauhes oder unrechtes Wort aus seinem Munde gehört. $_{20}$ Er liebte bis $_{23}$ Arznei.] nach gehört gestr. Für seine Angehörigen war er sorgsam, er ordnete alles selbst an, wenn ihnen etwas fehlte und [erlaubte sich] er bekümmerte sich um den geringsten seiner Leute hierauf Er that immer nur das Gute, als ob es so Bedürfniß seines Wesens wäre a. R., mit Bleistift Er that das Gute als ein Be-

dürfniß seines Wesens, er war ängstlich bekümmert um d[en?] Vgl. hiezu 40_{19}.

Alois Kaindl, ein Sohn des aus Hohenfeld bei Eichstätt in Franken eingewanderten Franz Joseph Kaindl, geb. in Linz am 5. Dezember 1784, gest. ebd. [oder ebenda] am 10. November 1848, war von seinem Vater im Jahre 1810 „mit einer bürgerlichen Realität in Verbindung mit einem Weiß- und Sämischmacher-Gewerbe" (im heutigen Hause Graben Nr. 10) etabliert worden, war seit 1802 Mitarbeiter der Firma seines Vaters und wurde im Jahre 1826 von ihm, der damals 78 Jahre alt war, als öffentlicher Handlungs- und Fabriksgesellschafter anerkannt und beglaubigt. Demgemäß wurde die heute den Namen Fr. Jos. Kaindls Söhne tragende Firma gerichtlich als Franz Joseph Kaindl et Sohn protokolliert (nach dem im Besitze der Urenkel, der Herrn Alois und Albert Kaindl, der jetzigen Firmainhaber, befindlichen Entwurfe der an die Kunden gerichteten Mitteilung der Firmaänderung v. 1. September 1826).

39_{12} sein auf dem untern Graben stehendes Haus, das Haus Graben Nr. 11, jetzt Sitz der Firma. $_{16}$ an seine beiden Söhne Alois, geb. 11. April 1821, gest. 15. März 1867, und Albert, geb. 5. Juli 1824, gest. 5. April 1890, Stifters Freunde (vgl. Anm. XVII, S. 387). Sein Bruder Anton war, bevor er sich selbständig machte, bei Kaindl angestellt. 41_{2} Alois Kaindl verheiratete sich am 23. Mai 1820 mit Katharina Würtenberger, der Tochter eines Linzer Weißgerbermeisters (geb. am 28. November 1794, gest. am 21. Juni 1837). Dieser Ehe entstammten außer den oben genannten Söhnen die Töchter Katharina, die mit Stifters Freund, dem Arzte Dr. Wilhelm Huber, verheiratet war, und Klementine.

[Wiener Stimmungsbild.]

S. 42_{1}—45_{5}.

J: Augsburger Allgemeine Zeitung, Nr. 10, 10. Januar 1849, S. 141—142. Der nur mit *a* vor dem Datum gezeichnete Artikel ist zweifellos von Stifter verfaßt, der von Ende Dezember 1848 bis etwa 10. Januar 1849 in Wien weilte, um an Beratungen im Unterrichtsministerium teilzunehmen. Stifter wurde auch mit der Ausarbeitung eines Entwurfes betraut (vgl. XVII 313_{3}, 316_{14}).

42_{1} nach einer 8monatlichen Abwesenheit, seit der am 6. Mai 1848 erfolgten Reise nach Linz, die nicht durch

die Revolution veranlaßt war (vgl. XVII 276 $_{17}$). $_{12}$ Aber im Innern der Gemüther ist eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Anders äußerte sich Stifter in dem Briefe an Amalia, 3. Januar 1849 (XVII 815 $_{5}$): **Der Zustand Wiens, der äußerlich so behaglich ist, scheint doch innerlich nicht so ganz geheuer, es braucht unendliche Wachsamkeit, wenn das Ärgste vorüber sein soll.** 43 $_{5}$ daß es Freiheit und Despotie im eigenen Innern nicht unterscheiden könne. Diese Erfahrung hatte Stifter schon im Frühjahre 1848 gemacht: **Betrübend ist die Erscheinung, daß so viele, welche die Freiheit begehrt haben, nun selber von Despotengelüsten heimgesucht werden** (an Heckenast, 25. Mai 1848, XVII 285 $_{1}$). $_{11}$ ein tüchtiges Associationsgesetz, das die Rechtsbedingungen für die Bildung von Vereinen festlegt. Am 6. Dezember 1848 hatte Graf Franz Stadion-Warthausen als Minister des Innern die Auflösung aller demokratischen und Arbeiterklubs in Österreich verfügt (vgl. Heinrich Friedjung, Österreich von 1848 bis 1860, I. Band, Cotta, 1908, S. 338). $_{12}$ wohlgeordnete Gemeindegesetze Vgl. Anm. zu 68 $_{6}$. 44 $_{5}$ Bei seinem Vorschlage, das Ministerium **sollte das Volk immer in Kenntniß seiner Thätigkeit erhalten**, mochte sich Stifter an die Wirksamkeit des Ministeriums Doblhoff (Juli bis Oktober 1848) erinnern, dessen Unterstaatssekretär Ernst von Feuchtersleben diesen Standpunkt vertrat. Schon vor seiner Berufung in das Ministerium hatte er in dem Artikel „Das Ministerium des Unterrichts“ in den Sonntagsblättern (11. Juni 1848, S. 440) erklärt: „Oeffentlichkeit ist der Weg, auf dem der beamtete Bürger eines constitutionellen Staates seine Rechenschaft vor dem Ganzen ablegt, dem auch sein ämtliches Wirken angehören muß.“ In einem Artikel der „Wiener Zeitung“ Nr. 240 v. 3. September 1848 S. 559 kam Feuchtersleben darauf zurück: „Das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes hat versprochen, sich über seine Grundsätze und sein Verfahren . . . ununterbrochen öffentlich auszusprechen . . . . es gibt Gegenstände und Zeitpunkte, wo es nöthig wird, wiederholt zur Öffentlichkeit sich zu wenden und gewisse Punkte zu erörtern, um das wechselseitige Verständnis zu unterhalten.“ $_{30}$ „Leb' wohl, meine Jugend.“ Vgl. zu diesem oft zitierten Ausspruch Heinrich Friedjung I, S. 118. 45 $_{4}$ Pesth in den Händen der kaiserlichen Truppen. Am 5. Januar 1849 rückten die österreichischen Truppen unter der Führung des Fürsten Windischgrätz in Pest ein, und am

22. Januar verkündete die „Wiener Zeitung“ irrtümlich den glorreichen Abschluß des ungarischen Krieges, der noch acht Monate dauern sollte.

[Reformen im Unterrichtswesen.]

S. 46_1—50_{15}.

J: Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, Nr. 14, 14. Januar 1849, S. 203.

Der Artikel ist gleichfalls bloß mit *a* vor dem Datum gezeichnet, ist aber wie der vorhergehende von Stifter verfaßt und gleichfalls durch seinen Aufenthalt in Wien veranlaßt.

48_7 [werden] fehlt J, vom Herausgeber ergänzt

46_8 Es war eine tausendjährige Sünde. Vgl. an Türck, 26. April 1849 (XVIII 1_3): Das arme Erziehungswesen! der Sündenstuhl seit zweitausend Jahren!! Wenn man irgendwo alles vernachlässigen will, so ist es gewiß allemal das Erziehungswesen — dann muß man Revolutionen überstehen, und muß Bürgerkriege führen, die tausendmal mehr kosten und unsägliches Blut und Elend herbeiführen, bis das verwahrloste Volk durch die eisernen Gründe belehrt ist, die man ihm in der Kindheit leichter durch Worte beigebracht hätte. 47_8 so kann man doch schon in der Gegenwart die Grundlagen des Systems legen. Ebenso hat Feuchtersleben in der Allgemeinen österreichischen Zeitung, Neue Folge, Nr. 99, 10. Juli 1848, in seiner Erwiderung auf den Artikel in Nr. 96 „Was ist's mit einem neuen Studienplan?“ gefordert: „Geschehen muß, was jetzt schon anerkannt ist — dann kann das noch Übrige auf einer festeren Basis — und mit einem praktischen Erfolge berathen werden. Und von wem kann das Geschehen ausgehen, wenn nicht vom Ministerium, — so lange kein legislativer Reichstag die Ressorts dazu bietet? Sind es nicht einige wenige, aber entscheidende Reformen, nach deren Vornahme die geforderte Grundlage gegeben ist?“ $_{10}$ der Gebrauch der Concursprüfungen wurde durch eine provisorische Anordnung mit dem Erlaß des Min. d. öff. Unterrichts v. 11. Dezember 1848, Z. 8309 zur Ausnahme gemacht und für diesen Fall zweckentsprechend geregelt. Vgl. 193_{32}. $_{28}$ Als Lehrstoff hatte man vorgeschriebene Lehrbücher. Diese Rückständigkeit des vormärzlichen Unterrichtes an den Universitäten charakterisiert treffend S. Frank-

furter, Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz, Wien, 1893, S. 53: „Ein gelehrtes Studium, das die Pflege der Wissenschaft als Selbstzweck betrachtet, im eigentlichen Sinne des Wortes gab es nicht ... Die Professoren hatten sich streng an den vorgeschriebenen Lehrgang zu halten und waren an die k. k. Lehrbücher oder ihre von der Behörde geprüften und genehmigten „Hefte" gebunden. Diese wurden meistens gedruckt den „Hörern" in die Hände gegeben, die dann kaum mehr taten, als sich aus diesen Handbüchern für die Semestral- und Annualprüfungen vorzubereiten. Selten kam es vor, daß ein Professor das Wagnis beging, das ihn um sein Amt und Brot bringen konnte, sich von diesem behördlichen Gängelbande frei zu machen." Vgl. die anonyme Schrift „Aus dem Hörsaal" (Leipzig, 1848) S. 41: „Auf das Auswendiglernen oder sogenannte Büffeln kommt an den österreichischen Gymnasien das meiste an" und S. 81: „die Universität ist eine Erziehungs- und Dressierungsanstalt für Beamte." 48_{24} das Institut der Privatdocenten, eingeführt durch die Erlässe des Ministeriums v. 19. Dezember 1848, Z. 8175 und v. 5. Januar 1849, Z. 108 über die Stellung, Pflichten und Rechte der Privatdozenten an Lehranstalten, welche Lehr- und Lernfreiheit genießen. $_{32}$ In Punkt 1 des Erlasses v. 5. Januar 1849 sind die von Stifter angeführten Bedingungen der Zulassung bekanntgegeben. 49_{2} Es ist natürlich, daß ... abgegangen wird, wie dies in Punkt 6 und 7 des Erlasses bestimmt ist. $_{15}$ ff. Vgl. Anm. zu 47_{19}. $_{31}$ Durch den Erlaß v. 18. Dezember 1848, Z. 8168 wurde den älteren Privatdozenten der Eintritt in den Lehrkörper gewährt.

Anton Ritter von Spaun.

S. 51_{1}—55_{33}.

J: Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, Nr. 311, 7. November. 1849.

J¹: Vermischte Schriften von Adalbert Stifter, herausgegeben von Joh. Aprent, II, S. 286—291.

J²: Flugschriften, hggb. von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien. 1. Das österreichische Volkslied von weiland Anton Ritter von Spaun. Mit einem Nachrufe von Adalbert Stifter. 2. Auflage, Wien 1896.

Anton Ritter von Spaun, geb. in Linz am 31. Mai 1790, gest. in Kremsmünster am 26. Juni 1849 (vgl. Anm. XVII,

S. 421, XVIII, S. 354. Literatur: Wurzbach, 36, S. 71. Wilhelm Chezy, Erinnerungen aus meinem Leben, Schaffhausen, 1863, II. Band, S. 223—225. Carl Glossy, Aus den Lebenserinnerungen des Joseph Freiherrn von Spaun, Grillp.-Jahrb. VIII, 1898, S. 278—282.

Über Spaun und seine Beziehungen zu ihm äußerte sich Stifter in den Briefen an Heckenast vom 8. August 1847 (XVII 245_{29}): Mir ist er hier im Umgange ein schätzbares Juwel ... Ich werde durch ihn für den historischen Roman aus unserer babenbergischen Heldenzeit vorbereitet und vom 4. September 1849 (XVIII 10_{12}): da brach mir fast buchstäblich das Herz, wie es meinem edlen Freunde Spaun in der That gebrochen ist, der jetzt von der Ewigkeit auf uns herüber schaut. Anton und sein Bruder Joseph waren auch mit Moriz von Schwind befreundet (vgl. Grillp.-Jahrb. VIII, S. 281).

52_{3} Im Jahre 1790 wurde ihm Anton geboren, als zweiter Sohn. Mit dem älteren, dem am 11. November 1788 geborenen Joseph verband ihn innigste Freundschaft (vgl. Grillp.-Jahrb. VIII, S. 278). $_{10}$ Anton v. Spaun war der letzte ständische Syndikus; er hatte als solcher eine Wohnung im Landhause (vgl. Franz X. Stauber, Historische Ephemeriden über die Wirksamkeit der Stände von Österreich ob der Enns, Linz 1864, Fink, S. 98). $_{27}$ Im Jahre 1848 bewahrte er seine auf Grundsätzen beruhende Ueberzeugung..., wie sein in der Linzer Zeitung v. 21. Dezember 1848 veröffentlichter Artikel „Über Österreichs Anschluß an Deutschland" beweist (vgl. Anm. XVIII, S. 354). 53_{1} im April 1848 ... in der Versammlung der Provinzialstände zu Wien, die vom 10. bis 17. April Sitzungen hielten. Der n. ö. Landmarschall Graf Montecuccoli hatte alle Ständeversammlungen eingeladen, je vier Mitglieder nach Wien zu senden, die über die in dem kaiserlichen Reskripte v. 16. März 1848 in Aussicht gestellten Reformen der ständischen Institutionen und der Gemeinde- und Munizipaleinrichtungen eine gemeinsame Vorberatung pflegen sollten (vgl. Josef Freiherr von Helfert, Geschichte der österreichischen Revolution II, 1909, S. 300). 54_{2} eine Zeitschrift für Bildung der Jünglinge. unter dem Titel „Beiträge zur Bildung für Jünglinge, 1817, 1818, 2 Bände bei Härter, Wien (vgl. Grillp.-Jahrb. VIII, S. 279 und Feuchtersleben „Johann Mayrhofer", Werke 6, S. 295). $_{4}$ ein freisinniges bekanntes Oppositionsblatt in Weimar. Glossy berichtet darüber nach

Joseph v. Spauns Tagebuch (ebda S. 279): „Inzwischen wurden diese Beiträge in einer ausländischen Zeitschrift von dem Redacteur Pfeilschifter, ich glaube in Weimar, besprochen, und als Strahl besserer Hoffnung aus Österreich [vgl. Stifter 54$_{1}$ als eine Morgenröthe deutscher Gesinnung in Oesterreich] begrüßt." Der Bischof Johann Ritter von Dankesreither (1750—1828) ließ Joseph Spaun kommen und sagte ihm, daß Anzeigen gegen den namen- und statutenlosen Verein der jungen Leute, aus dem die Zeitschrift hervorging, vorlägen und er es übernommen habe, Nachforschungen zu pflegen. Joseph Spaun forderte ihn auf, den Kanzleidirektor Michael von Arneth, der später Prälat des Stiftes St. Florian wurde, zu befragen. Dieser nahm in edelster und wärmster Weise den Verein in Schutz und schilderte in seiner Aeußerung gegenüber dem Bischof Anton Spaun und Ottenwalt, einen der Mitarbeiter, „mit den wärmsten Farben. Hiedurch schienen noch spätere Beanständungen wohl für immer beseitigt, allein der Convictsdirector Joseph Lang sagte mir nach einiger Zeit, wir sollen nur recht vorsichtig sein und nicht aus dem bisherigen Geleise schreiten, denn wir seien scharf beobachtet" (ebda, S. 280). $_{17}$ Spauns Schrift „Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied" erschien mit dem Zusatze: „Ein Versuch, den Dichter und das Epos für Österreich zu vindiciren" und mit einem Anhange: „Proben österreichischer Volksweisen im Rhythmus des Nibelungenliedes" im Jahre 1840, Linz bei Quirin Haslinger. $_{19}$ von norddeutschen Philologen, von Jakob Grimm und Karl Lachmann, gegen die sich Spaun in der Einleitung zu seinem Werke „Nibelungenklage. Die Klage. Ein deutsches Heldengedicht des 12. Jahrhunderts" wendet (vgl. Anm. XVII, S. 422). $_{20}$ Schlosser in Heidelberg, Christoph Friedrich Schlosser in den Heidelberger Jahrbüchern, 33. Band, 1840, S. 635 bis 637 (vgl. Anm. XVII, S. 422). 55$_{6}$ eine reine, edle Darstellung, was besonders Schlosser hervorhebt, am Schlusse seiner Besprechung: „sie [ist] am leichtesten zu lesen, am wenigsten anmaßend, frei von ekelhafter Deutschthümelei oder philosophisch-historischer Wunderlichkeit." $_{8}$ eine Schrift über die Heldensage „Die Nibelungenklage". Vgl. Anm. zu 54$_{19}$. $_{16}$ Diese Sammlung führt den Titel „Die österreichischen Volksweisen in einer Auswahl von Liedern, Tänzen und alpinen Melodien gesammelt und allen Deutschen gewidmet", Wien, 1845, Jasper. Voraus-

gegangen war ein Artikel im „Album aus Österreich ob der Enns“, 1848 „Die österreichischen Volksweisen“, der in der oben genannten Flugschrift abgedruckt ist.

Die octroirte Verfassung.

S. 56_{1}—62_{23}.

J: Linzer Zeitung, Nr. 57, 10. März 1849, S. 231—232.

56_{3} Richard Charmatz, Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907, I. (Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 242, S. 22) charakterisiert diese Reichsverfassung als „eine aus dem Demokratischen ins sehr gemäßigt Liberale erfolgte Transposition des Kremsierer Entwurfes, nur daß sie sich nicht auf das engere Österreich beschränkte, sondern auch Ungarn einbezog“. $_{25}$ Vernunftzweck der Menschen .... größte menschliche Vervollkommnung. Ebenso leitet Stifter das zu derselben Zeit von ihm als Referenten verfaßte „Gutachten der Vertrauensmänner bezüglich der Errichtung eines provisorischen Landesschulrathes für Oberösterreich und Salzburg“ mit dem Satze ein: Die Ursache der Entstehung des Staates ist die Vernunftfähigkeit des Menschen, die zur Vernunftentwicklung und zur Bildung höchster Menschlichkeit fortschreiten soll (A. R. Hein, Adalbert Stifter, Prag 1904, S. 231). **58_{12}** Die größten Feinde der Freiheit ... Vgl. an Heckenast, 25. Mai 1848 (XVII 285_{1}, siehe Anm. zu 43_{5}) und 97_{6}ff. **59_{16}** Der Kremsierer Reichstag war für den 15. November 1848 einberufen worden und bestand bis zum 7. März 1849. Vgl. Charmatz, S. 21: „Alles, was ein für Freiheit schlagendes Herz ersehnen konnte, stand in diesem Elaborate. Glaubens-, Preß- und Versammlungsfreiheit wurde dekretiert; die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze, die Freizügigkeit der Personen und des Vermögens, die Gleichberechtigung aller Nationen, die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre, ... und die Zivilehe war festgelegt. Beachtenswert scheint § 3, der den Adel aufhob, und § 28, der das Militär den bürgerlichen Gesetzen und Gerichten unterwarf.“ **60_{27}** Das Kundmachungs-Patent war vom 4. März datiert und wurde in der Wiener Zeitung Nr. 57, 8. März 1849 veröffentlicht. Vgl. Friedjung, I, S. 159ff. **61_{1}** Zudem ist jeder Uebergangszustand der eigentliche Boden der Staatsexperimente. Vgl. 98_{20}. $_{11}$ Die Verhandlungen in

Kremsier zogen sich lange hin. Auch der Kremsierer Verfassungs-Ausschuß hatte sich ein zu hohes Ziel gesteckt, er versuchte die Aufrichtung eines modernen Völkerstaates nach dem Willen und unter der Zustimmung der Nationen (vgl. Charmatz, S. 21). $_{20}$ Der Kremsierer Reichstag sorgte nur für das spätere Zisleithanien vor (vgl. Charmatz, ebda). $_{23}$ In Italien bestand noch der im Sommer 1848 geschlossene Waffenstillstand. In Ungarn glaubte die österreichische Regierung durch die am 5. Januar 1849 erfolgte Einnahme von Pest und Ofen eine entscheidende Wendung des Krieges herbeigeführt zu haben.

Ueber die Befürchtung eines unglücklichen Ausganges in Ungarn.

S. 63_{1}—65_{29}.

J: Linzer Zeitung Nr. 137, 16. Juni 1849, S. 617. Gezeichnet mit S.

63_{1} daß Menschen in unserem Lande geschäftig waren . . . Wenige Tage später, am 25. Juni 1849, schrieb Stifter seinem Freude Josef Türck (XVIII 3_{21}): Wir haben sogar hier Kossuthsche Emissäre und, wie man sagt, sind es lauter Juden. Ein schöner Dank für die Emancipation. Vgl. 78_{7} und Anm. hiezu. $_{3}$ Ludwig Kossuth (1802—1894, vgl. Anm. XVII S. 456) war nach den Erfolgen der magyarischen Armee in den ersten Monaten des Jahres 1849 am 14. April bei der Gründung der ungarischen Republik als Gouverneur ausgerufen worden. Kaiser Franz Joseph wandte sich an den Kaiser Nikolaus von Rußland, der sich durch die ungarisch-polnische Revolution ebenso bedroht fühlte wie Österreich und sofort bereit war, eine Armee zur Verfügung zu stellen. Das 140.000 Mann starke Heer der Russen befehligte General Paskewitsch. 64_{18} Vater Radetzky in den fürchterlichen Monaten zu Verona . . . Graf Joseph Radetzky (geb. zu Třebnic in Böhmen am 2. November 1766, gest. in Mailand am 5. Januar 1858), von seinen Soldaten Vater genannt, war am 2. April 1848 nach der notwendigen Räumung Mailands in Verona eingerückt und konnte seine Stellung, nur einmal über die Etsch zurückweichend, bis zu dem durch den Sieg seiner Truppen bei Custozza herbeigeführten Waffenstillstand behaupten. 65_{9} bei Eylau, in der Schlacht bei Preußisch-Eylau am 8. Februar 1807, im Kriege

mit Preußen und Rußland. $_{15}$ das Streben Rußlands, dem Westen zu zeigen, daß es ein imposantes, unerschütterliches Kriegswesen habe, kam in dem Manifest des Zaren vom 26. März 1848 zum Ausdruck, der erklärte, er werde die Unverletzlichkeit der Grenzen schirmen und sich zum Retter der gesetzlichen Gewalt und Ordnung aufwerfen.

Die Wahl des Gemeinde-Ausschusses in Linz.

S. 66_{1}—67_{32}.

J: Linzer Zeitung, Nr. 140, 20. Juni 1849, S. 629. Gezeichnet: S.

66_{1} Die Wahl des Gemeinde-Ausschusses erfolgte am 2. Juli 1849 (vgl. Linzer Zeitung Nr. 149, 1. Juli, Nr. 153, 6. Juli und Nr. 172, 28. Juli 1849).

An die kleineren Gemeinden Oesterreichs.

S. 68_{1}—70_{29}.

J: Linzer Zeitung Nr. 147, 28. Juni 1849, S. 657. Gezeichnet: S.

68_{6} das Gemeindegesetz wurde in dem Reichsgesetzblatt Nr. 170 v. 17. März 1849 als kaiserliches Patent unter dem Titel „Provisorisches Gemeindegesetz" veröffentlicht. Es umfaßte 177 Paragraphen. Da sich seiner Durchführung allerlei Schwierigkeiten entgegenstellten, verfügte der Minister des Innern durch den Erlaß vom 29. Oktober 1849, daß die politischen Behörden mit der Durchführung des provisor. Gemeindegesetzes sogleich und bis zur Einsetzung der neuen Behörden innezuhalten haben.

Ueber Palmerstons Rede.

S. 71_{1}—74_{18}.

J: Linzer Zeitung, Nr. 179, 6. August 1849, S. 787. Gezeichnet: S.

Henry John Temple Palmerston, Viscount, geb. in Broadlands am 20. Oktober 1783, gest. am 18. November 1865, Minister des Auswärtigen, erhielt wegen seiner unausgesetzten Einmischungen in die Politik des Kontinents den Namen „Lord Feuerbrand".

71_{1} die Rede Palmerstons über Ungarn, die er im Unterhause gehalten hat, am 21. Juli 1849. Die „Allgemeine Zeitung" brachte in Nr. 210, 29. Juli 1849 die Rede in wörtlicher Wiedergabe. Vgl. die Artikel in Nr. 208,

27. Juli und in der Beilage zu Nr. 212, 31. Juli 1849 „Ein Blick hinter den Vorhang der englischen Sympathien für Ungarn“ und „Lord Palmerstons Rede“ (Vom Oberrhein). $_{4}$ Osborne, Gherard Osborne (1784—1865), Admiral $_{10}$ weil Oesterreich ... sich durch den Sieg immer selbst die Wunde schlage. Wie Stifter darin Palmerston zustimmt, so schrieb er auch am 4. September 1849 an Heckenast (XVIII 10$_{17}$): Wie der Kampf in Ungarn in mein Gemüth schnitt, können Sie nicht glauben; ein jeder Kanonenschuß ging ja eigentlich in Österreichs Herz selber. 72$_{9}$ Stifter vermeidet es, in der Öffentlichkeit die Zugeständnisse Österreichs an Ungarn zu kritisieren, während er sich in dem Briefe an Heckenast, 6. März 1849, darüber äußert (XVII, 319$_{20}$ff.): Österreich war immer in seinem Rechte, nur hatte es im März etwas Unmögliches an Ungarn gegeben: Einigung und Trennung zugleich. $_{14}$ Es schickte Gesandte an auswärtige Mächte, im September 1848 den Grafen Ladislaus Teleki nach Frankreich, Ladislaus von Szalay und Franz Pulszky nach England, Baron Splenyi als Vertreter Kossuths nach Turin zu Verhandlungen mit Sardinien. $_{16}$ es weigerte den Antheil an der österreichischen Staatsschuld. Die von Kaiser Ferdinand am 7. April 1848 an den Palatin gerichtete Aufforderung, ein Drittel der Zinsen der Staatsschuld, zehn Millionen Gulden jährlich, zu übernehmen, blieb unerwidert. Kossuth erklärte als Finanzminister, daß er keinen Heller dazu anzuweisen willens sei, und die ungarische Regierung unterbreitete auch dem am 11. Juli zusammengetretenen Reichstage keine Vorlage über das Verhältnis zu Österreich. Dies bedeutete die Verweigerung eines Beitrages zur Staatsschuld (Heinrich Friedjung, Österreich von 1848 bis 1860, I. Band, Cotta, 1908, S. 49f.). $_{17}$ es beschloß, daß sein Ministerium von dem Palatin (also einem Beamten) ernannt werde. Vgl. an Heckenast, 6. März 1849 (XVII 320$_{8}$): Hätte der Landtag jene Staatsbildung, die er nicht hat, so hätte er Kossuth, als er die Separatministerien beantragte, als Hochverräther erklärt; denn die Folge kann nur die sein, die sie war, Ruin des Landes. 73$_{11}$ mit dem rohen Mittel des Sprachenzwanges, das ihnen der edle Stephan Seceny so richtig verwies. Graf Stephan Széchényi (geb. zu Wien am 21. September 1792, gest. am 8. April 1859) nach Friedjung (ebda, S. 36) „ein Mann von weitestem Gesichts-

kreise, von genialer Anlage, der durch seine Geistesblitze, besonders durch seine fruchtbaren Anregungen auf wirtschaftlichem Gebiete bahnbrechend gewirkt hatte". Széchényi warnte Kossuth auch in einem Briefe vor der Vergewaltigung der Nichtmagyaren: „Reizen Sie jede Nationalität bis zum Wahnsinn gegen die ungarische Nationalität ..... und sehen Sie zu"; er fühlte sich durch ihn in den Hintergrund gedrängt und bekämpfte in ihm den Mann, der Ungarn zur Revolution und in den Abgrund treibe. Als Széchényi und Deák, die Männer der Vermittlung, ihre Politik zusammenbrechen sahen, bemächtigte sich ihrer Schmerz und selbst Verzweiflung. Széchényi suchte, von Wahnsinn erfaßt, seinem Leben ein Ende zu machen; er stürzte sich am 5. September 1848 in die Donau, wurde gerettet und fand erst in einer Wiener Irrenanstalt, in die er gebracht werden mußte, Heilung (vgl. Friedjung, S. 71f.). Als Ende 1859 in London ein Buch unter dem Titel „Ein Blick auf den anonymen Rückblick" erschien, verdächtigte man ihn grundlos als Autor und nahm eine Hausdurchsuchung vor. Aus Kränkung darüber nahm er sich das Leben. 74_{15} Störung des europäischen Gleichgewichtes. Vgl. an Heckenast, 6. März 1849 (XVII 320_{32}): Oder würden die Continentalmächte über eine so bedeutsame Verrückung des Schwerpunktes Mitteleuropas geschwiegen haben? Rußland?!

[Die Feier des Geburtstages des Kaisers in Linz.]

S. 75_1—77_{33}.

J: Linzer Zeitung, Nr. 190, 20. August 1849, S. 833. Nicht gezeichnet.

76_4 dem Cardinal Fürst-Erzbischofe von Salzburg, dem Prinzen Friedrich Schwarzenberg (1809—1885), der am 1. Februar 1836 vom Kaiser Ferdinand als Fürst-Erzbischof von Salzburg bestätigt worden war. $_{13}$ Graf Adolph Barth-Barthenheim, geb. am 23. August 1782, gest. am 11. Juni 1864. $_{21}$ Landeschef Dr. Alois Fischer, am 18. Dezember 1848 zum provisor. Landeschef für Oberösterreich und Salzburg ernannt (vgl. Anm. zu 243_1). $_{22}$ FML. Graf Falkenhain, Johann Graf Falkenhayn, war seit 31. Mai 1848 Brigadier in Linz. $_{23}$ Hiezu bemerkt die Redaktion in einer Fußnote: „Wir kommen auf diesen Akt des allgemeinen Festes in unserem morgigen Blatte zurück, wenn wir auch wegen

Mangels an Raum nicht ausführlich sein können." (vgl. Nr. 192, 22. August, S. 848). 77, 3 Die Nachricht von der Waffenstreckung Görgey's, am 13. August bei Vilagos. Vgl. an Heckenast, 4. September 1849 (XVIII 12, 1): Die eigentliche Beruhigung kam uns hier am 18ten d. M. [richtig: des vorigen Monats] zu: Görgeys Unterwerfung. Seither bin ich wieder ich. An den Sieg habe ich stets geglaubt, aber der Kampf that mir zu wehe. 10 auf der Strasserinsel der Donau, im Unterlauf des Flusses gelegen; die Insel — Stifter hat sie gemalt (vgl. XIV, S. LXXIV) — ist durch die Regulierung des Stromes Festland geworden. 18 Urfahr, am linken Donauufer, gegenüber von Linz gelegen, seit 1882 Stadt.

[Dankfest aus Anlaß der Beendigung des Aufstandes in Ungarn.]

S. 78, 1—79, 31.

J: Linzer Zeitung, Nr. 220, 25. September 1849, S. 961. Nicht gezeichnet.

78, 7 wenn es auch bei uns .. verirrte Leute gab . . . Vgl.: „Das Jahr 1848 in Linz", XIV, Linzer Tagespost, 1898, Nr. 116, 22. Mai 1898: „Um diese Zeit [Juli 1848] bildete die radikale Partei in Linz, die Demokraten, wie sie Proschko nennt, einen neuen Verein, „Verein zur Bildung des Volkes und Wahrung seiner Rechte" . . . An seiner Spitze stand anfangs der Regierungskanzlist Heiliger, dann ein Fremder namens Bachaus, der in Linz als Sprachlehrer wirkte, den aber Proschko für einen höchst gefährlichen Abenteurer und Kommissär der revolutionären Propaganda in Europa hielt. Über den Mann gingen die verschiedensten Gerüchte, und während ihn, wie gesagt, Proschko für einen höchst geährlichen Revolutionär ansah, wollten Andere wieder in ihm einen verkappten Jesuiten erkennen." Vgl. auch Josef Frh. v. Helfert, Geschichte der österreichischen Revolution, II. Band, S. 232, 238. 79, 5 Friedensabschluß mit Sardinien am 6. August 1849 in Mailand. Österreich behauptete seine Grenzen im Süden, und Piemont mußte 75 Millionen als Kriegsentschädigung zahlen. 6 die Uebergabe Venedigs am 24. August 1849 erfolgte unter dem Eindrucke der Waffenstreckung Görgeys. 28 Die Nachrichten waren verfrüht. Komorn ergab sich erst am 5. Oktober.

Der 4. October.

S. 80_{1}—81_{29}.

J: Linzer Zeitung, Nr. 231, 8. Oktober 1849, S. 1007. Nicht gezeichnet.

80_{1} Auch diese Botschaft griff den Ereignissen vor. Erst am folgenden Tage ergab sich die Besatzung der Festung Komorn unter der günstigen Bedingung des freien Abzuges. Die Übergabe konnte aber seit einer Woche als unmittelbar bevorstehend betrachtet werden (vgl. Friedjung I, S. 219).

[Die Fahnenweihe des Regimentes Wohlgemuth.]

S. 82_{1}—84_{21}.

J: Linzer Zeitung, Nr. 232, 9. Oktober 1849, S. 1011. Nicht gezeichnet.

82_{4} *Das Regiment Wohlgemuth*, das oberösterreichische Infanterie-Regiment Nr. 14, nach dessen Inhaber, dem FML. Freiherrn Ludwig v. Wohlgemuth genannt, führte später den Namen „Hessen“ nach seinem Inhaber, dem Großherzog Ernst Ludwig von Hessen. Das Regiment kämpfte in Italien und Ungarn. Im Februar 1849 wurde ein 2. Reserve-Bataillon als 5. Bataillon aufgestellt, um den Dienst im Lande zu versehen und die Ausbildung der Ergänzungsmannschaft zu besorgen, jedoch im Dezember desselben Jahres wieder aufgelöst (vgl. Victor Grois, Geschichte des k. k. Inf.-Reg. Nr. 14, Linz [1876]). $_{11}$ *die Gattin unseres Landes Chefs*, *Theresia Fischer*, geb. von Frohn (vgl. Frh. v. Helfert, Aloys Fischer, Wien, 1885, S. 20). 83_{9} *Major Heß*, *Josef Höß* (1803—1856), ein gebürtiger Linzer, diente im Inf.-Reg. Nr. 14 und war im Jahre 1849 Major geworden. $_{26}$ *Haynau*, *Jul. Jakob Frh. von Haynau* (geb. in Cassel am 14. Oktober 1786, gest. in Wien am 14. März 1853) war seit 1801 in österreichischen Diensten und erhielt im Mai 1849 als Feldzeugmeister das Oberkommando in Ungarn. *Graf Joseph Jellačič de Buzim* (geb. in Peterwardein am 16. Oktober 1801, gest. in Agram am 19. Mai 1859) wurde im März 1848 kommandierender General und Feldmarschalleutnant und drang im September 1848 über die Drau in Ungarn ein. Im März 1849 wurde er Feldzeugmeister. 84_{4} *Die Kaiserin*

Maria Anna, die Gemahlin des Kaisers Ferdinand (1803—1884). Die Kaiserin-Mutter, Karolina Augusta (1792—1873), die vierte Gemahlin des Kaisers Franz. Die Erzherzogin Sophie (1805—1872), die Mutter des Kaisers. $_{10}$ General Sassai, Anton Freiherr von Sassai, geb. in Modena 1790, war im Juni 1849 Brigadier in Linz geworden.

Nachtrag zu dem Aufsatze über das provisorische Gemeindegesetz.

S. 85_1—88_8.

J: Linzer Zeitung, Nr. 273, 28. November 1849, S. 1185. Gezeichnet: S. Der im Titel angeführte Aufsatz „Das provisorische Gemeindegesetz" ist in der Linzer Zeitung Nr. 222 vom 27. September 1849 erschienen und mit F. gezeichnet.

86_{12} § 81 Gemeindegesetz: Dieser Paragraph des provisorischen Gemeindegesetzes (vgl. Anm. zu 68_6) lautet: „Der Ausschuß bestimmt die Zahl und die Bezüge der Gemeindebeamten und Diener, er ernennt die Verwaltungsorgane sämtlicher Gemeindeanstalten, insoferne nicht vermöge Stiftung oder Vertrag das Recht der Ernennung einem Dritten eingeräumt ist, endlich alle im Solde der Gemeinde stehende Personen und bestimmt ihre Genüsse so wie die dem Gemeindevorstande oder anderen im Dienste der Gemeinde stehenden Personen zu gewährenden Reisekosten und sonstige Entschädigungen."

Nachtrag zu dem Artikel über das Gemeindegesetz.

S. 89_1—90_{12}.

J: Linzer Zeitung, Nr. 23, 28. Jänner 1850, S. 99. Gezeichnet: S.

89_2 Vgl. Friedjung, I, S. 319: „Von der Dorf- durch die Bezirks- und die Kreisgemeinde sollte sich bis zum Kronland ein ausgebildetes Selfgovernement entfalten. Er [Stadion] mutete aber dem öffentlichen Geiste damit allzuviel zu; die tauglichen Kräfte für diese Körperschaften waren nur spärlich vorhanden." Auf die Bedeutung der Bildung und Constituierung der Gemeinden wies auch der Statthalter Dr. A. Fischer im Januar 1850 die Bezirkshauptmänner in einer an sie gerichteten Ansprache hin (vgl. Helfert, Aloys Fischer, S. 213 f.).

Was ist Freiheit?

S. 91_1—93_{25}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 82, 22. Mai 1849.

91_2 man kann . . . . . behaupten, daß unter Hundert, die es [das Wort Freiheit] ausgesprochen, kaum Einer ist, der weiß, was Das sei. Ebenso hatte Feuchtersleben in dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke“ (Sämtl. Werke 7, S. 381) gesagt: „Freiheit! großes, heiliges Wort, in dem das Palladium unserer Hoffnungen liegt, — wie Viele verstehen, wie viele sprechen dich im wahren Sinne aus? wie Viele gibt es noch, die dich mit der Willkür verwechseln, die dein entschiedenes Gegentheil ist!“ **92_{11}** Diese Freiheit wäre die der Thiere im Walde. Vgl. an Heckenast, 6. März 1849 (XVII 322_5): ein Leben, wo . . jeder Schlamm und jede Thierheit, weil jezt Freiheit ist, ein Recht zu haben wähnt, hervor zu brechen; ja nicht blos hervorzubrechen, sondern zu tyrannisiren. Das Thier kennt nicht Vergleichung mit dem Gegner, sondern nur dessen Vernichtung. ‚Sind diese Menschen frei?!‘ fragte ich oft. $_{19}$ Darum traten sie aber zusammen in den Staat, machten Gesetze . . . und setzten eine Gewalt ein, die die Gesetze aufrecht hielt. Vgl. Feuchtersleben (7, S. 382): „Und wer bestimmt nun das Maß dieser wechselseitigen Beschränkung? Das Gesetz — vor welchem alle Menschen, alle Bürger gleich sind . . . Aber wie soll nun das Gesetz faktisch entstehen, wenn Jeder seine Zustimmung dazu gegeben haben soll? In einem freien Staate dadurch, daß die Bürger zusammentreten und . . . es ausarbeiten.“ $_{28}$ Wir haben Alle vor Gott die nämliche Pflicht, immer besser, rechtschaffener und sittlicher zu werden. Vgl. an Heckenast, 6. März 1849 (XVII 321_{21}): wer sittlich frei ist, kann es staatlich sein, ja ist es immer; den andern können alle Mächte der Erde nicht dazu machen. Auch Feuchtersleben erhebt die Forderung (7, S. 377): „Durchdringt Euch in einsamer Stille zuvörderst mit dem vollen ganzen Gedanken: Bestimmung der Menschheit, als Zweck! Vollendung des innern und äußern Lebens der Staaten, als Mittel!“. **93_1** daß Keiner den Menschen in der Pflicht der Sittlichkeit und Tugend stören darf. Vgl. an Heckenast, 25. Mai 1848 (XVII, 286_{16}): Der feste freie Mann läßt dem andern auch Festigkeit und Freiheit, ja

er achtet ihn nur, wenn er beides hat. $_{14}$ Darum verlangt gerade die echte Freiheit die meiste Selbstbeherrschung. Vgl. ebda (XVII, 286$_7$): Darum ist die Freiheit allein der Probestein der Karaktere, und sie macht auch allein die großen Menschen möglich. Selbstbeherrschung bis zur Opferung des Lebens, Maß bis zur Verläugnung der heißesten Triebe ist nur in der Freiheit möglich. Ebenso Feuchtersleben (7, S. 382): „Freiheit ist also nichts anderes als ein Zwang, den sich der Einzelne, für das Ganze, selbst auferlegt; Freiheit ist Entsagung, ist selbst beschlossener Gehorsam.“ Auch Grillparzer dachte so; er sagt in der Skizze „Meine Erinnerungen aus dem Revolutionsjahre“ (Sämtl. Werke, Wien, Anton Schroll, XVI, 35$_{22}$): „Zur Freiheit gehört vor allem gesunder Verstand und Selbstbeschränkung, und gerade daran fehlte es in Deutschland.“

Wie wird die Freiheit eingeführt?

S. 94$_1$—96$_{33}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 83, 23. Mai 1849.

95$_6$ Stifter sieht den Hauptzweck des Staates darin, daß der Einzelne den Schutz des Rechtes genießen kann, und steht mit dieser Ansicht auf dem Standpunkte Kants (vgl. Werke, Akad. Ausgabe, VI, S. 341). **96$_8$** wie lächerlich es sei, wenn Jemand meint, er habe eine Freiheit errungen, wenn er etwas gegen das Gesetz thut. Feuchtersleben erklärt (7, S. 382): „Im Gesetze liegt die Freiheit.“ $_{22}$ In den freiesten Staaten ... ist immer die Achtung vor dem Gesetze am allergrößten gewesen, ja die Engländer ... gehorchen ... einem dummen Gesetze ... weil das Gesetz heilig ist. Stifter hatte bereits in dem Briefe an Heckenast, 25. Mai 1848 (XVII 285$_7$) erklärt: das ist der große Unterschied, aus Gehorsam gehorchen, oder aus Achtung vor dem Geseze, und unter den Mitteln, welche den Lernweg abkürzen, fleißiges Studiren der Engländer, die die längste Schule haben, empfohlen. Auch hierin sind ihm Herder und Feuchtersleben vorausgegangen (vgl. Euphorion, 16. Erg.-Heft, 1923, S. 127). Freilich muß man sich vor Augen halten, daß England, wie Josef Domandl in seiner (ungedruckten) Dissertation „Zur Lebensanschauung Stifters“ feststellt, schon seit Voltaire und Justus Möser als politisches Vorbild

gegolten hat. Für den Wiener Vormärz trifft dies in erhöhtem Maße zu. Mistreß Trollope fand in den Kreisen des Hochadels „eine genaue, mit tiefem Verständnis verbundene Kenntnis der politischen Zustände Englands“ (Wien und die Österreicher, 1838, übersetzt von Joh. Sporschill, Leipzig, Wigand, Bd. II, S. 258).

Wer sind die Feinde der Freiheit?

S. 97_{1}—99_{33}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 86, 26. Mai 1849.

97_{25} Die meisten Leute, welche in ihren Vermögensumständen abgewirthschaftet haben, werden dann Tadler der bestehenden Gesetze. Diese Erfahrung hat Stifter auch noch im „Nachsommer“ (VI 13_{6}) verwertet. **99_{13}** ff. Vgl. an Heckenast, 25. Mai 1848 (XVII 286_{24}): Möge Europa sich bald in der theils errungenen, theils schon länger bestandenen Freiheit festigen und ordnen — sonst gehen wir bei dem Austauchen so vieler nicht meßbarer Gewalten einer düsteren Zukunft entgegen.

Die Sprachverwirrung.

S. 100_{1}—102_{22}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 87, 27. Mai 1849.

100_{1} Nicht bloß mit dem Worte Freiheit... Vgl. Anm. zu 91_{4}. $_{8}$Selbst neue Wörter machte man sich. Feuchtersleben wendet sich in dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke“ gegen den Mißbrauch unverstandener Schlagworte und verlangt Belehrung des Volkes über die ihm neuen Zustände (7, 396): „Es geschieht bei uns viel für sie; ob aber auch im rechten Sinne und Tone? . . . bediene man sich doch, zumal in Volksschriften, schlichter deutscher Ausdrücke, wenn man die fremden entbehren kann, welche ein großer Theil der Leser nicht versteht, mißdeutet, mißbraucht . . . Wozu fremde Worte, wo deutsche vorhanden sind? wozu vornehm klingende Phrasen, wo der einfache Ausdruck klarer spricht? . . .“ Als Beispiele solcher gefährlicher Schlagworte führt er u. a. an: die „Proletarier und das Proletariat“, den „Census“, „Intelligenz und Besitz“, „die pyramidale Form des Staates“. **101_{12}** Das Beispiel von den Ruten und dem Besen, mit dem Stifter zeigen will, daß das schlechteste Ding nicht ohne Lernen zu Stande kommen kann,

scheint von Feuchtersleben angeregt zu sein (7, S. 380): „wenn Jeder vor seiner Thüre kehrte, wie bald wäre die Straße gangbar! wenn aber Jeder überall kehrt, — welcher Staub! welche Besen-Confusion!“ $_{28}$ Das müssen auch Männer sein, die einen festen, guten Charakter haben, die die Kenntnisse besitzen und den heiligsten, ernstesten Willen zeigen, das allgemeine Beste zu erzielen. Ebenso Feuchtersleben (7, S. 377 ff., 401): „Das Erste, was Noth thut, ist: der Ernst, die Weihe, ohne welche eine dem Fortschritte genügende Belehrung über die großen Fragen des Staates nimmer möglich ist . . . Aber mit dem Ernst des Strebens allein ist's noch nicht gethan. Die Kenntniß der Sache gehört auch dazu . . . ein rechtlicher Charakter und ein besonnenes Denken — das sind die Grundbedingungen.“ 102_5 Stifter will zeigen, wie lächerlich es wäre, wenn jede Klasse der menschlichen Gesellschaft . . . sich vertreten dürfte und führt unter den Folgen als letzte die an, daß sogar die Schulkinder durch Schulkinder vertreten werden. Feuchtersleben veranschaulicht (7, S. 381) den Zustand, der einträte, wenn „Jeder überall kehrt“ (vgl. Anm. zu 101_{12}). „Wenn der, welcher die Organisation seiner Stelle überwachen und verbessern soll, auf die Wache ziehen muß, während sein untergeordnetes Personale, statt zu arbeiten, Gesetze für andere Stellen beräth, . . . wenn der Knabe, statt zu lernen, mit seinem Kameraden die Grundsätze, nach welchen sie beide erzogen werden sollen, debattirt . . .“ In der Gegenwart hat es an solchen Verhandlungen von Schülern über das System der Erziehung und des Unterrichtes nicht gefehlt.

Der Census.

S. 103_1—105_{33}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 90, 31. Mai 1849.

103_{18} dem] den J, Druckfehler.

104_1 Census oder Schätzung. Feuchtersleben bekämpfte auch dieses Wort (7, S. 397): „der ‚Census‘ hat vielleicht die Gespräche über die Wahlanordnungen mehr verwickelt und verwirrt, als es die einfache „Abschätzung“ gethan hätte. $_{27}$ Man heißt sie die Gebildeten, oder, wie heutzutage der Ausdruck lautet, die Intelligenz. Vgl. Feuchtersleben (ebda): „ ‚Intelligenz und Bezitz‘ sind

vortreffliche Dinge und sehr schön klingende Ausdrücke, wenn man nur deutlich wüßte, wo sie anfangen und aufhören: ob die Intelligenz vor oder nach dem Reichthum?“ $_{28}$ ff. Stifters weitere Ausführungen, vielleicht durch Feuchtersleben angeregt, gelten dem Zusammenhang von Intelligenz und Besitz. Vgl. 105 $_{10}$: aber Der, der größere Mittel besitzt, kann sich eine größere Bildung erwerben

Wahlvorsicht.

S. 106 $_{1}$—108 $_{31}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 92, 2. Juni 1849.

106 $_{11}$ Die Schwierigkeiten, die sich bei der Wahl der Volksvertreter ergeben, erörtert auch Feuchtersleben (7, S. 391): „Eine Wahlordnung — dasjenige, was als die schwerste Aufgabe des constitutionellen Lebens mit Recht gilt — an der eigentlich noch alle bisherigen Versuche der sich constituirenden Staaten gescheitert sind — läßt sich nicht improvisiren.“ **107** $_{27}$ Es ist die Pflicht eines Jeden, sich in diesen Dingen zu unterrichten. Vgl. Feuchterslebens Forderung nach Belehrung des Volkes, 7, S. 375, 396 (siehe Anm. zu 100 $_{6}$). **108** $_{8}$ Ehrlichkeit und feste Rechtschaffenheit der Gesinnung ist fast noch wichtiger in Vertretungsdingen, als die Einsicht. Vgl. die Anm. zu 9 $_{23}$ und 101 $_{28}$ und bei Feuchtersleben auch noch S. 392: „Rechtlichkeit des Charakters ist freilich für alle Repräsentation die unerläßliche Grundbedingung. Denn auf Vertrauen beruht ja eben das repräsentative System. Intelligenz und positive Ausbildung wird aber auch nirgends zu entbehren sein.“

Wen man nicht wählen soll.

S. 109 $_{1}$—112 $_{5}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 94, 5. Juni 1849.

110 $_{17}$ Man wähle daher niemals Leute, die sich zu der Wahl ... herzu drängen. Vor ihnen warnte auch Feuchtersleben (7, S. 394): „Wer sich überall vordrängt, wer Alles verspricht, sich in Alles mengt — hat die Voraussetzung gegen sich.“ $_{22}$ Eine andere Klasse von bedenklichen Menschen sind die Phantasten. Ebenso hatte sich Stifter in dem Briefe an Türck, 28. Juni 1848

(XVII 292 $_{23}$) geäußert: Was aber den allergrößten Schaden bringt, sind die unreifen Politiker, die in Träumen, Declamationen, und Fantasien herum irren und doch so drängen, daß nur das Ihrige geschehe. 111 $_{12}$ die schlechten Schriftsteller und schlechten Künstler. Vgl. an Heckenast, 6. März 1849 (XVII 321 $_{13}$).

Die Zukunft des menschlichen Geschlechtes.

S. 113 $_{1}$—116 $_{6}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 95, 6. Juni 1849.

113 $_{13}$ bis ein wildes, zahlreiches und barbarisches Volk ... über uns hereinfluthen wird. Diese Befürchtung sprach Stifter auch in dem Briefe an Heckenast, 8. September 1848 (XVII 303 $_{31}$) aus: Das [die Herrschaft des Proletariates] ist aber heute und im heutigen Europa unmöglich — eher bricht die Knute über uns herein. Vgl. 117 $_{10}$. Wir dürfen wohl auch die Stelle dieses Artikels auf Rußland beziehen, obgleich Stifter es vermeidet, das Land zu nennen, weil die Russen damals an Österreichs Seite in Ungarn kämpften. Die Angst vor Rußland machte sich schon im Vormärz geltend und noch stärker nach dem Ausbruche der Revolution. Franz Schuselka trat in dem Artikel der Wiener Zeitung Nr. 93 v. 2. April 1848 „Das Vaterland ist in Gefahr" für ein freies Königreich Galizien als Vorhort in dem nicht zu vermeidenden Kriege mit Rußland ein und erklärte in der Abendbeilage dieser Nummer: „Es droht uns die furchtbarste disziplinirte Völkerwanderung, von Osten her, von Rußland, das in entschlossener Ruhe den Moment erwartet, um sich über das desorganisierte, verwirrte Europa herzuwerfen." 114 $_{29}$ Die Ursachen des Verfalles des römischen Reiches erkennt Stifter in der überhandnehmenden Genußsucht wie Herder in den „Ideen" XIV, 4. Kap. 4, (14, S. 183).

Vergleichung unserer Lage mit der des alten Römerreiches.

S. 117 $_{1}$—119 $_{33}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 98, 10. Juni 1849.

119 $_{12}$ Wenn Völker im Schönsten, was die Menschheit hat, in der Kunst herunter kommen, ist es allemal ein Zeichen, daß sie selber schlech-

ter geworden sind. Diese Ansicht hat Stifter oft ausgesprochen. Vgl. 178$_{11}$ und in den Kunstvereinsberichten XIV 34$_{13}$, 206$_{17}$. Anders Herder in den „Ideen" XIII, 7 (14, S. 147): „Die Cultur eines Volks ist die Blüthe seines Daseyns, mit welcher es sich zwar angenehm, aber hinfällig offenbaret." Richtiger sah Schiller in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" (Säk. Ausg. XII, 36$_{18}$): „In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet."
$_{27}$ Ueberall, wo Völker zu Grunde gegangen und Reiche gestürzt sind, sind sie es durch Unverstand und Schlechtigkeit der Sitten, und überall, wo sie mächtig und glücklich waren, waren sie es durch Verstand und Güte. Vgl. 125$_{14}$. Die Verantwortlichkeit der Völker für ihr Schicksal ist ein leitender Gedanke der „Ideen" Herders. Vgl. XV, 2 und 5 (14, S. 224, 252): „Kein Volk kann untergehen, dessen Staat wohl bestellt ist ... Tausendfach ist das Problem der Humanität rings um mich aufgelöset und allenthalben ist das Resultat der Menschenbemühungen dasselbe: auf Verstand und Rechtschaffenheit ruhe das Wesen unsres Geschlechts, sein Zweck und sein Schicksal ... Vernunft und Güte [kämpfen] zwar mit wilden Kräften." Ähnlich äußert sich Herder in den „Briefen zur Beförderung der Humanität", 123 (18, S. 298): „Verstand ist der Gemeinschatz des menschlichen Geschlechts. ... Verstand indessen thuts nicht allein; ... der unsre sei menschlich, von thätiger Güte begleitet." Vgl. 122 (18, S. 288): „Verstand und Güte (beide sind im Grunde nur eins)".

Noch ein paar Merkmale über unsere gegenwärtige Lage.

S. 120$_{1}$—122$_{31}$,

J: Der Wiener Bote, Nr. 101, 14. Juni 1849.

120$_{6}$ Oesterreich — das ist noch eines der gesundesten, kernhaftesten und ehrenhaftesten. Vgl. an Türck, 28. Juni 1848 (XVII 291$_{17}$): Möge der Himmel das schöne Land und die herrliche Stadt beschützen, daß seine Bewohner, die fast den schönsten Schaz von Gemüth und Herz unter allen deutschen Stämmen bewahrt haben, auch Rath, Weisheit, Mäßigung bewahren. Stifter stimmte darin mit Grillparzer und Feuch-

tersleben (vgl. Anm. XVII, S. 444) überein, der auch in dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke“ Österreich „die Heimat des gesunden populären Verstandes“ nennt (7, S. 392). **121** $_{20}$ Welches Volk bis 122 $_{21}$ Frömmigkeit wurde von Stifter in den Artikel „Kirche und Schule I“ (271 $_{27}$ bis 272 $_{20}$) übernommen (vgl. S. 447).

Ueber unsere gegenwärtige Lage.
(Fortsetzung.)

S. 123 $_{1}$—125 $_{33}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 105, 19. Juni 1849.

123 $_{7}$ Seit einer Reihe bis 125 $_{14}$ verschwinden würde: Kirche und Schule II, 272 $_{28}$—274 $_{23}$. Vgl. S. 447.

Mittel gegen den sittlichen Verfall der Völker.

S. 126 $_{1}$—128 $_{27}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 108, 22. Juni 1849.

126 $_{7}$ Mittel, ... welche bis 128 $_{27}$ (Schluß): Kirche und Schule I, 268 $_{11}$—270 $_{29}$ (Schluß). Vgl. S. 447. **127** $_{30}$ Ich glaube, es ist die erste und heiligste Pflicht des Staates, daß er die Menschen zu eigentlichen Menschen mache. Diese Übertragung der Humanitätslehre Herders auf den Staat findet sich schon in Stifters Gutachten der Vertrauensmänner (vgl. Anm. zu 56 $_{23}$): Erziehung des menschlichen Geschlechtes ist nicht nur sein größter Zweck, sondern sie ist auch das höchste Mittel zu sich selber. Im Staate ist sie also sein heiligster Zweck und das einzig wirksame Mittel (Hein, Stifter, S. 232).

Noch einige Mittel zur Verbesserung unserer sittlichen Lage.

S. 129 $_{1}$—131 $_{27}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 111, 26. Juni 1849.

Schlußwort über unsere sittliche Verbesserung.

S. 132 $_{1}$—134 $_{28}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 118, 4. Juli 1849.

132 $_{5}$ Die Bedeutung der Familie für den Staat würdigt Stifter auch im „Nachsommer“ (VIII 217 $_{3}$). Vgl. Anm. zu 152 $_{24}$.

133_4 das Gefühl des Vaters und der Mutter, die Freude an ihren wohlgerathenen Kindern hört nie auf sagt Stifter in Erinnerung an Worte seiner Mutter, die er auch seiner Klagenfurter Verwandten Louise Stifter in dem Briefe v. 21. April 1855 (XVIII 249_{11}) mitteilte: „Als wir Brüder einmal (1844 oder 45) alle auf Verabredung die Mutter besuchten, und alle Geschwister vollzählig um den Abendtisch saßen (wie ich glaube, keines mißrathen), sagte die Mutter, die auf der Ofenbank saß: ‚Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freude einer Mutter an ihren Kindern nie'. $_{12}$ Darum ruht der Staat am besten und am dauerndsten in einem wohlgeordneten und gesitteten Familienleben. Vgl. die Hinweise auf Herder in der Einleitung S. XXVIII und der Anm. zu 26_{10}, in dem zweiten Zitate aus den „Ideen" XII, 2 besonders die Worte „ein wohlgeordnetes Hauswesen". 134_{13} Als das alte Rom seine strenge Sitte in der Familie ... aufgab, ...: da zerging die Gewalt und Kraft des römischen Reiches. Vgl. Anm. zu 114_{29}. Auch Herder hat in den „Ideen" XIV, 5 (14, S. 189) den großen Charakter der Römer aus ihrer Erziehung abgeleitet und auf edle Römerinnen und ihre Gegenbilder aus späterer Zeit hingewiesen.

Erziehung in der Familie.

S. 135_1—137_{28}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 122, 8. Juli 1849.

Ein Einwurf.

S. 138_1—140_{33}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 128, 15. Juli 1849.

139_{29} Bildung nennt Stifter auch in dem Briefe an Heckenast, 6. März 1849 (XVII 321_{23}) das einzige Mittel, um den Menschen sittlich frei zu machen. $_{33}$ Unsere Heere sind noch vortrefflich. Ebenso dachte Grillparzer, wie sein Schreiben an den Feldmarschall Heinrich Frh. v. Heß vom 6. Oktober 1848 (Werke, hgg. v. Stefan Hock, Gold. Klass. Bibl. XVI, S. 710) bezeugt: „Ich gehöre der Armee an, weil in ihr allein noch jene natürliche Empfindung der Ehrenhaftigkeit, der Aufopferung, der Treue lebendig sind, die unsere Zeit verloren hat, die mir die Wurzeln aller menschlichen Existenz sind, und

ohne die jede Bildung und jedes Talent nur ein übertünchter Greuel, eine verdoppelte Schlechtigkeit ist." **140**$_{10}$ das unglückliche Land... das zu seinem Unglücke auch noch immer den Wahn hegt, es sei das erste und gebildetste der Welt, Frankreich, gegen dessen Anspruch auf den Vorrang in der Kultur sich Stifter bereits in den „Wiener Salonszenen" (Wien und die Wiener, Pest, Heckenast, 1844, S. 446) gewendet hat: weil die deutschen, und darunter wieder namentlich die Wiener Damen ... viel zu viel Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit besitzen, als daß sie sich zu der Ostentation und Schaustellung der Franzosen erheben, die noch immer ihr Paris für die Weltstadt, für das Lichtcentrum der Bildung, und ihre Literatur für die einzige halten. $_{32}$ die mit ihren Augen den Abgrund sehen, an welchem die Andern in blinder Vergnüglichkeit spielen. Ein ähnliches Bild gebraucht in gleicher Verwendung Feuchtersleben in dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke" (7, S. 377): „Wo jene Männer [die größten Denker und Gesetzgeber aller Zeiten und Völker] Berge sich thürmen sahen, hüpfen Jünglinge lachend wie über leicht erstiegene Hügel hin; sie schiffen fröhlich, „die lieben Heitern / Und werden, wie gar nichts — / Zusammen scheitern!"

Wirkungen der Schule.

I.

S. 141$_{1}$—144$_{3}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 134, 22. Juli 1849.

J[1]: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, II, S. 231 bis 234.

II.

S. 144$_{4}$—147$_{23}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 142, 1. August 1849.

J[1]: Vermischte Schriften, II, S. 234—237.

144$_{19}$ Bloß der Affe nimmt oft einen Stab zum Gehen und Dareinschlagen und wirft Steine und andere Dinge auf seinen Gegner. Auch Herder führt in den „Ideen" IV, 3 (13, S. 137) dieses Beispiel an, allerdings nicht, wie Stifter, um den Affen von den anderen Tieren, denen im Gegensatz zum Menschen Waffen zur Verteidigung angeboren sind, abzuheben, sondern im Zusammenhang mit seiner

Widerlegung der Behauptung, der Mensch sei wehrlos erschaffen: „Es ist nicht also; er hat Waffen der Vertheidigung, wie alle Geschöpfe. Schon der Affe führt den Prügel und wehret sich mit Sand und Steinen . . ." **145**$_{9}$ Der im Jahre 1719 erschienene Roman des Daniel Defoe „Robinson Crusoë" wurde oft übersetzt und bearbeitet und hatte eine große Zahl von Robinsonaden zur Folge. **146**$_{26}$ Vgl. Schillers Antrittsrede „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" (XIII, S. 16): „Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden."

Die Schule des Lebens.

S. 148$_{1}$—150$_{33}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 144, 3. August 1849.

J[1]: Vermischte Schriften, hgg. von Johann Aprent, II, S. 238—241.

Die Schule der Familie.

S. 151$_{1}$—154$_{17}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 145, 4. August 1849.

J[1]: Vermischte Schriften, II, S. 241—244.

151$_{10}$ Die einfachste und wahrscheinlich auch älteste Schule dieser Art war die Familie. Stifter berührt sich hier mit Feuchterslebens Artikel „Zur Geschichte des Unterrichtes" (7, S. 135): „Wie der Staat so ging auch die Schule aus der Familie hervor." **152**$_{24}$ Man sieht also, wie heilig, wie wichtig der Stand der Eltern für die sittliche Größe und Schönheit der Menschen, und wie außerordentlich Einfluß nehmend er auf den Staat ist! Vgl. „Nachsommer" (VIII, S. 217$_{3}$): Die Familie ist es, die unsern Zeiten Noth thut . . . Auf der Familie ruht die Kunst, die Wissenschaft, der menschliche Fortschritt, der Staat. **153**$_{10}$ Menschwerdung des Menschen von Stifter als höchstes Ziel des Staates bezeichnet, wie ähnlich in dem „Gutachten der Vertrauensmänner" (vgl. Anm. zu 56$_{23}$). $_{16}$ Der Bildungsminister im Staate muß nicht sowohl ein Fachmann sein, sondern er soll der Beste, Weiseste und Menschenliebendste

im ganzen Umfange des Reiches sein. An wen Stifter dabei dachte, ergibt sich aus dem Brief an Heckenast, 6. März 1849 (XVII, 323$_{10}$): Unter einem Minister arbeiten, der die Weite und Größe rein menschlichen Blikes hätte, der mit einfacher Formel die große Menschheit zusammenfaßt, und sie als Endziel der einzelnen Strebungen hinstellt, welche Seligkeit! Etwa Grillparzer!? Er fällt mir immer dabei ein.

Die Landschule.

I.

S. 155$_1$—157$_{32}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 147, 7. August 1849.

J[1]: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, II, S. 245—248.

Die Landschule.

II.

S. 158$_1$—162$_3$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 152, 12. August 1849.

J[1]: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, II, S. 248—252.

159$_5$ Durch die Schrift und den Bücherdruck hat eigentlich der menschliche Geist erst die Welt erobert. Vgl. Herder, Briefe 95 „Schrift und Buchdruckerei" (18, S. 90): „Nur durch sie [die Buchdruckerei], erst durch sie ist zusammenhangende und verglichene Erfahrung des menschlichen Geschlechts, Kritik, Geschichte, und eine Welt der Wissenschaften worden . . . Mit der Buchdruckerei nämlich kam Alles an den Tag; die Gedanken aller Nationen, alter und neuer, flossen in einander. $_8$ Einige Nachtheile, die allerdings mit den Büchern in die Welt gekommen sind, sprechen nicht gegen sie, so wenig man das Messer verwerfen wird, weil man sich damit schneiden kann, im Anschluß an Herder, Briefe 96 (18, S. 92): „Wahr ist's. Mit der Buchdruckerei hat sich im Reich der Gedanken Vieles geändert, und es kann wohl seyn, daß wenn die Wissenschaften durch sie steigen, der Geschmack sich durch sie verwirren, Genie und Sitten endlich vielleicht gar zu Grunde gehen müßten, wenn sich nicht ein hülfreicher Genius des menschlichen Geschlechts annähme." Vgl. auch Jean Paul, Levana, I, § 16 (55, S. 17). An anderer Stelle, aber gleichfalls in der Absicht,

Erfindungen und Künste gegen den Vorwurf ihrer Schädlichkeit zu schützen, verwertet Herder das Beispiel des Messers, in den „Ideen“ XV, 4 (14, S. 241): „Das scharfe Messer in der Hand des Kindes verletzt dasselbe; deßhalb ist aber die Kunst, die dies Messer erfand und schärfte, eine der unentbehrlichsten Künste.“ $_{23}$ Daher muß Alles .... so in die Menschen geprägt werden, daß es dieselben nie mehr verläßt. Vgl. 161$_{24}$ Der Lehrer muß lebendig, klar und dauernd machen, was im Buche todt und unfruchtbar ist; der Umgang muß die heiligste Wirkung thun. Diese Forderung hatte Feuchtersleben erhoben. Der Erlaß des Ministeriums für öffentl. Unterricht Z. 5692 von 2. September 1848 dringt darauf, daß der leidige Mechanismus, welcher sich mit der Erlernung einer Anzahl von Regeln begnügt, ohne auf ein klares Verständnis und eine geläufige Anwendung derselben hinzuarbeiten, abgestellt und statt dessen eine Geist und Herz bildende Unterrichtsmethode, welche in die Sache selbst gründlich eindringt und sie für das Leben nutzbringend macht, eingeführt werde. (Josef Frh. v. Helfert, Die österreichische Volksschule III, S. 293.) Vgl. Feuchtersleben, Das neue Ministerium des öffentlichen Unterrichtes in Österreich, Beilage zur Wiener Zeitung von 17. Dezember 1848 (7, S. 353). Auch hier war Herder durch die Aufnahme der Grundsätze des Comenius in die Humanitätsbriefe, 57 (17, S. 278) vorausgegangen: „Seine Grundsätze: ‚Kinder müßten mit Worten zugleich Sachen lernen; nicht das Gedächtniß allein, sondern auch der Verstand und Wille, die Neigungen und Sitten der Menschen müßten von Kindheit auf gebessert werden; und hiezu sei Klarheit, Ordnung der Begriffe, Herzlichkeit des Umganges vor Allem nöthig‘, diese Grundsätze sind so einleuchtend, daß Jeder sie in Worten vorgiebt, ob er sie gleich eben nicht in Comenius Geist und Sinne befolget.“ An einer anderen Stelle der „Briefe“, 77 (17, S. 393) teilt Herder die Forderung des Verfassers der Schrift „Bonhommien“ mit: „Gebet dem Volke mehr, als trocknen Unterricht, gebet ihm Erziehung ... Gebt ihm Erziehung; macht den Menschen in ihm froh und empfindend.“ **160**$_{15}$ Diesen hier angekündigten Aufsatz über Lesebücher hat Stifter nicht geschrieben. $_{21}$ er muß Staatskenntnisse haben. Vgl. Anm. zu 11$_{2}$. Feuchtersleben vermerkte in seinen Tagebuchblättern (7, S. 308): „Vor allem müßte die Wissenschaft vom Staate gehörig gelehrt werden“ und gab selbst die Umrisse einer solchen Belehrung in dem Artikel „Eine Stimme

aus dem Volke" (7, S. 387 f). **161**$_{3}$ Auch diese Schrift kam nicht zustande. Vermutlich meint Stifter damit die Briefe aus der Gegenwart, von denen er in dem Briefe an Heckenast, 13. Oktober 1849 (XVIII 15$_{5}$) spricht.

Nutzen der Landschule.

S. 163$_{1}$—166$_{31}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 156, 17. August 1849.

J[1]: Vermischte Schriften, hgg. von Aprent, II, S. 253—256.

164$_{17}$ Stifter ist unermüdlich für eine Besserung der materiellen Stellung der Lehrer eingetreten, zunächst in dem „Gutachten der Vertrauensmänner" (Hein, Stifter, S. 233): „[Die Vertrauensmänner] erkennen als nöthig, daß dem Lehrerpersonale der Volksschulen eine baldige, bessere Dotation in nächste Aussicht gestellt werde, weil bei der herrschenden Noth dieses Standes und dem Ausbleiben der Schulgelder (die Verpflichteten erlegen sie nicht mehr) keine Freudigkeit und kein Entgegenkommen in die Wirkung des Schulrathes zu erwarten ist. Ebenso erklärte er in seinem ersten Berichte über Amtsreisen (Sept. 1850—März 1851): Der finanzielle Stand der Lehrer ist zum größten Theile schlecht, ja oft sehr schlecht ... Ich kann hier nicht unterdrüken auszusprechen, wie weh mir das Herz thut, wenn die Lehrer vom Lande mit ihren fadenscheinigen Röken und den blassen, abgekümmerten Zügen zu mir hereinkommen, die deutlicher ihren Nothstand aussprechen, als es Klagen im Stande wären. ... ich bin im Gewissen genöthigt, zu sagen, es möge bald etwas geschehen, daß nur einstweilen aufgebessert werde; denn die Noth ist groß, und jede Verbesserung des Schulwesens sezt diese Verbesserung voraus. (Wilhelm Zenz, Festgabe zur Enthüllung des Adalbert Stifter-Denkmales in Linz, 1902, S. 37. Original im Archive des oberösterr. Landesregierung.) Feuchtersleben war gleichfalls davon überzeugt, daß diesem Elend abgeholfen werden müsse. In dem Artikel „Das neue Ministerium des öffentlichen Unterrichtes in Österreich" 7, S. 363) erklärte er: „Der Nothstand der Volksschullehrer ist anerkannt, Vorschläge, ihm für die Zukunft abzuhelfen, sind da. Allein der unglückselige Irrthum der Landbewohner, daß mit der Aufhebung des Zehnten auch ihre Verpflichtungen an die Lehrer ihrer Kinder aufgehoben seien, hat die ohnehin bedrängten Lehrer in eine Lage versetzt, welche den achtbarsten Stand der Menschheit dem Proletariat einzuverleiben

droht." **165**$_{23}$ Nicht der Arme... hat den Nutzen... sondern der Reiche.. Dieselbe Begründung für die Notwendigkeit guter Schulen gibt Herder in dem 77. der Humanitätsbriefe (Auszüge aus einer Schrift von Behrens, 17, S. 394): „Reichthümer sind die, welche durch größere Cultur des Landes entstehen und im Lande genossen werden. Auch war bei den Mitteln zur Bildung des Volks nicht die directe Bereicherung der Herrschaft die Absicht, wenn gleich die Vermehrung der Einkünfte eine Folge ihrer Auslagen bei dieser Bildung seyn würde ... Und es ist billig, daß die, welche Güter erben, die darauf haftenden Schulden bezahlen." **166**$_{5}$ das Schulgeld ist noch nicht aufgehoben... Vgl. Feuchtersleben, Anm. zu 164$_{17}$. Der Statthalter Dr. Alois Fischer hatte eine „Ermahnung zur ordentlichen Entrichtung der Giebigkeiten für die Schullehrer" kundgemacht. (Linzer Zeitung Nr. 182, 9. August 1849.) Auch in seiner für die Beurteilung der Verhältnisse in Oberösterreich nach der Revolution sehr lehrreichen Schrift „Aus meinem Amtsleben" (Augsburg, 1860, S. 158) beleuchtet er diese Übelstände: „Beinahe überall stießen die Sammlungen der Geistlichen und Schullehrer auf Widerstand. — Viele Landleute hielten dafür, daß durch das Grundentlastungspatent auch die Gaben für Seelsorger und Schule aufgehört haben ..." Näheres über die sogenannte Lehrer-Congrua bei Josef v. Helfert, Die österreichische Volksschule, III, § 351—356, S. 203 ff. Stifter klagt noch in dem Briefe an Heckenast, 22. März 1853 (XVIII 140$_{10}$): dort wollen die Bauern die Sammlung nicht geben. Vgl. Anm. zu 197$_{12}$.

Die Bürgerschule.

S. 167$_{1}$—170$_{23}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 158, 19. August 1849.

J[1]: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, II, S. 257 bis 260.

168$_{15}$ Geschäftslehre] Geschäftslehre J Druckfehler

167$_{7}$ Die Bürgerschule, die man aber besser Gewerbschule nennen könnte. Diese Bestimmung hatte die Bürgerschule vor der Gründung der ihrem besonderen Zwecke dienenden Gewerbeschulen. Vgl. Josef Helfert, Die österr. Volksschule III, S. 402: „Die Bürgerschule bezweckt eine selbständige Bildung für die Kreise der niederen städtischen und

ländlichen Gewerbe“ mit Verweis auf den Lehrplan d. J. 1851, § 3.
170_{19} Vgl. Helfert, ebda, S. 401: „Als der k. k. Unterrichtsminister mit a. h. Erlaß v. 16. September 1849 auf Grund des neuen ‚Entwurfes der Organisation der Gymnasien und Realschulen‘ zur Einleitung der nöthigsten Reformen ermächtiget wurde, erkannte derselbe als eine der dringendsten .... die Umgestaltung der vierten Klassen der Volksschulen in Unterreal- oder Bürgerschulen von 2 Jahrgängen.“

Die Wissenschaftsschule.

S. 171_{1}—174_{33}

J: Der Wiener Bote, Nr. 161, 23. August 1849.

J¹: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, II, S. 261 bis 264.

173_{27} Die wissenschaftliche Schule hat die allgemein menschliche in Europa so überholt und überflügelt, daß die Bildung nur in einer Klasse von Menschen einen hohen Schwung genommen hat. Auch Herder hält einen „ewigen Fortgang in der gelehrten Kultur“ nicht für die Bedingung der „wesentlichen Glückseligkeit eines Staates“ (Ideen XI, 5, S. W. 14, S. 84f.) und erklärt: „Es ist ein Unterschied zwischen Cultur der Gelehrten und Cultur des Volkes“, aber während Herder sagt: „Nun haben wir zwar, unnützer und schädlicher Weise, in vielen Stücken den Kreis der gelehrten und Volkscultur verwirrt und diese beinah bis zum Umfange jener erweitert; die alten Staatslehrer, die menschlicher dachten, dachten hierinn auch klüger“, beklagt Stifter die Spaltung und sucht das Heil (174_{9}) in einer gleichen Bildung, die die ganze Bevölkerung durchdringt, freilich mit dem Zusatze „nach den natürlichsten Abstufungen“.

Die Kunstschule.

S. 175_{1}—178_{27}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 173, 6. September 1849.

J¹: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, II, S. 265 bis 268.

175_{3} Stifter nennt die Kunstschule einen Zweig der Wissenschaftsschule. Im Jahre 1848 übernahm das

Ministerium des öffentl. Unterrichtes die Akademie der bildenden Künste in seine Verwaltung. Feuchtersleben sagte als Vertreter des Ministers in seiner Ansprache (7, S. 370): „dann wird Kunst und Volk sich wechselseitig, als ineinander lebendig verflochten, erkennen und achten.“ Vgl. 178 $_{17}$: Dann soll sie nicht mehr Eigenthum Einzelner, sondern des Landes sein. $_{15}$ Die Aufgabe, die Stifter der Kunst stellt, entspricht im wesentlichen der Definition des Schönen in seinem Programm der Vorträge über Ästhetik (XIV 6 $_{11}$ ff.). **176** $_{20}$ Stifter weilte im Sommer 1846 in München (vgl. XVII 172 $_{20}$). Das Erlebnis mit den Landleuten aus Schwaben hat er auch im „Nachsommer“ (VII 89 $_{2}$), aber ohne Nennung des Ortes und Angabe der Herkunft dieser Kunstbewunderer, verwertet und das Kunstwerk näher beschrieben (vgl. Hüller, Einleitung zu VI, S. LXIII). **177** $_{13}$ Leider haben die Schriftsteller nicht sehr zum Volke gesprochen, sie schreiben eine Modesprache, die man nicht versteht, die nur von einem Schriftsteller zum andern klingt und nicht in das Volk dringt. Auch Herder hatte in den „Briefen“, 113 (18, S. 204) gesagt: „Eben so falsch ist die andre Behauptung, daß es Deutschland vortheilhaft sei, wenn Schriftsteller blos für Schriftsteller schreiben. Der Koch kocht für Gäste, nicht für Köche.“ $_{18}$ wie es im alten Griechenlande war, was Herder in den „Briefen“, 57 (17, S. 289 ff.) in dem Kapitel „Publicum der Griechen“ unter Berufung auf Homer und Herodot ausgeführt hat. $_{19}$ Christoph Schmidt, richtig Christ. von Schmid, geb. in Dinkelsbühl 1768, gest. 1854, der Verfasser der viel gelesenen „Rosa von Tannenburg“ und der „Ostereier“. Stifter vermerkte in einem auf der Reise durch das Salzkammergut im Sommer 1836 geführten Tagebuch: „Rosa von Tannenburg“, und Einflüsse dieser Erzählung lassen sich in der „Narrenburg“ und im „Prokopus“ nachweisen (vgl. Werke, Bong, I. Teil, S. 182). $_{28}$ [die Kunst] eine wahre Wohlthäterin der Menschheit, ... nach der Religion das Höchste, was der Mensch auf Erden hat, oft von Stifter ausgesprochen. Vgl. „Zwei Schwestern“, IV 1, 205 $_{27}$, „Bunte Steine“, Vorrede, V 1, 3 $_{16}$, „Nachsommer“, VII 35 $_{12}$ Aphorismus XIV 12 $_{1}$, Berichte über den Kunstverein, XIV 21 $_{16}$, 33 $_{8}$, Ueber die Behandlung der Poesie in Gymnasien, S. 315 $_{5}$, Ueber Beziehung des Theaters zum Volke, 382 $_{10}$. Ebenso Feuchtersleben in seiner Studie „Das jüngste

Gericht von P. Cornelius" (7, S. 87): „Er [der Künstler] wird wieder, wie er es in Griechenland war, ein Priester des ewig Wahren, Großen und Schönen, ein Geweihter höherer Menschheit sein."
30 ein alter Römer, Publius Ovidius Naso in den Epistulae ex Ponto, II, 9, v. 48: „Adde, quod ingenuas didicisse fideliter artes | emollit mores nec sinit esse feros." Stifter zitiert den Pentameter auch 318 $_{13}$ und in dem Bericht über die Ausstellung des Kunstvereines im Juli 1852 (XIV 29 $_{8}$). Auch Herder beruft sich auf diesen Vers Ovids in dem 81. der Humanitätsbriefe (17, S. 150): „das kann indessen nicht geläugnet werden, daß das emollit mores nec sinit esse feros mittelbar oder unmittelbar der Endzweck gewesen, auf den ihre [der Griechen] edelsten Dichter, Gesetzgeber und Weise wirkten" und ebenso Feuchtersleben in dem Artikel „Die Kunstvereine" (6, S. 340). Daß Ovids Ausspruch schon im 18. Jahrhundert zum Gemeingut der Ästhetik gehörte, geht aus Schillers „Briefen über die ästhetische Erziehung" (Säk. Ausg. XII, S. 34) hervor: „Zwar hat man schon zum Überdruß die Behauptung hören müssen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, so daß es hiezu keines neuen Beweises mehr zu bedürfen scheint."

Schlußwort über die Schule.

S. 179 $_{1}$—182 $_{19}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 174, 7. September 1849.

J¹: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, II, S. 269 bis 272.

180 $_{8}$ Stifter schrieb das Verdammungsurteil über den Krieg unter dem Eindrucke der eben beendigten Kämpfe in Ungarn. Vgl. an Heckenast, 4. September 1849 (XVIII 10 $_{17}$) in der Anm. zu 71 $_{19}$. Aber schon in den „Feldblumen" (I 58 $_{20}$) sagt er: „Noch sind Kriege, noch ist Reichthum und Armuth und in den Briefen wiederholt sich in den von ihm erlebten Kriegszeiten die aus dem Herzen des Menschenfreundes kommende Klage. Vgl. an Marie v. Hrussoczy, 11. Juli 1859 (XIX 161 $_{20}$): Jenes Scheusal Krieg aber, wenn es so leichtfertig erhoben werden kann, macht, daß man mit Scham sein Haupt vor der Menschheit, die sich vernünftig schilt, verhüllen möchte. Vgl. 320 $_{25}$: die größte Schande für Wesen, die sich vernünftig nennen, der Krieg.

Bildung des Lehrkörpers.

I.

S. 183_{1}—186_{2}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 177, 11. September 1849.

183_{10} Stifters Frage ist aus *Herders* „Ideen“ I, 1 (13, S. 15) übernommen: „es wird auch mein erhabenstes Geschäft seyn, zu fragen, was ich auf dieser Stelle seyn soll und vermuthlich nur auf ihr seyn kann?“ $_{17}$ *alle Menschen in allen Zeiten geben das Bild der Menschheit.* Vgl. *Herders* „Ideen“ XV, 3 (14, S. 227): „Die Menschheit ist ein so reicher Entwurf von Anlagen und Kräften, daß, weil alles in der Natur auf der bestimmtesten Individualität ruhet, auch ihre großen und vielen Anlagen nicht anders als *unter Millionen vertheilt* auf unserm Planeten erscheinen konnten.“ 184_{5} Stifter weiß mit seinem Glauben an eine stete Vervollkommnung der Menschen, den er mit Herder teilt, die Erkenntnis, daß wir im Rückschritte begriffen sind, zu vereinigen, wie *Herder* im 15. Buche der „Ideen“ (14, S. 234) erklärt: „Wie unser Gang ein beständiges Fallen ist zur Rechten und zur Linken und dennoch kommen wir mit jedem Schritt weiter: so ist der Fortschritt der Cultur in Menschengeschlechtern und ganzen Völkern.“ 185_{18} *Erziehung und als Theil derselben die Schule.* Ebenso erkennt Stifter im „Nachsommer“ (VIII, 108_{14}) der Erziehung größere Bedeutung zu als dem Unterrichte: „Der Unterricht ist viel leichter, als die Erziehung. Zu ihm darf man nur etwas wissen und es mit theilen können, zur Erziehung muß man etwas sein.“ Auch *Feuchtersleben* sagt in seinem Vortrage „Über die Frage vom Humanismus und Realismus als Bildungsprinzipe“ (7, S. 118, 125): „Erziehung und Unterricht ergreifen den ganzen Menschen .... Erziehung verhält sich zum puren Unterrichte, wie Moral zur Politik. In jener muß diese ihre Grundlage und ihr Endziel finden.“

II.

S. 186_{3}—189_{3}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 178, 12. September 1849.

189_{2} höherer Lehrer] höheren Lehren J Druckfehler

188_{17} *in den meisten Fällen nach zwei Jahren* gemäß dem Min. Erlasse v. 13. Juli 1849. Der früher 3- oder 6monatliche Präparandenkurs war erst durch den Min. Erlaß v.

17. September 1848 auf 1 Jahr ausgedehnt worden. Vgl. Feuchtersleben, Das neue Ministerium des öffentl. Unterrichtes in Österreich, Werke 7, S. 353, Josef Freiherr von Helfert, Die österreichische Volksschule III, S. 62. Die Verhältnisse in Oberösterreich behandelt auf Grund seiner an Stifters Seite gemachten Erfahrungen Alois Fischer, Aus meinem Amtsleben, S. 55 ff. Schulgehilfe, Gehilfe war die damals übliche Bezeichnung des Unterlehrers.

III.

S. 189 $_4$—192 $_{28}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 190, 26. September 1849.

191 $_5$ Auswendiglernen von Gegenständen. Vgl. Anm. zu 159 $_{23}$. In seinem ersten Inspektionsberichte vom 4. April 1851 bezeichnet Stifter als Hauptübel die Anlernung abstrakter, männlicher und oft unfruchtbarer Dinge statt Entwiklung des gesammten Innern der Kinder aus ihrem in die Schule mitgebrachten Vorstellungs- und Empfindungskreise (nach dem Originale im Archiv der oberöst. Landesregierung. Vgl. Festgabe Linz, 1902, S. 42). $_{33}$ Vgl. Stifters Gutachten über die Umgestaltung des Präparanden-Unterrichtes (ebda, S. 58): Ist schon die formale Bildung von großer Wichtigkeit, so glaubt der Gefertigte, daß die Erziehung zu einem religiösen sittlichen und anständigen Karakter noch wichtiger sei, wenn man bedenkt, daß dies für jeden Menschen, also auch für den Lehrer von erstem Belange sei, und daß der Lehrer in dieser Hinsicht auf die Kinder, die sehr oft von ihren Eltern wenig Erziehung zu erwarten haben, durch Beispiel durch Umgang und durch Belehrung auf das Entschiedenste wirken könne.

IV.

S. 192 $_{30}$—196 $_{12}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 191, 27. September 1849.

193 $_{22}$ die höheren, sogenannten deutschen Schulen. Den Namen „deutsche Schule“ trug zuerst in Wien eine von Michael von Zoller im Jahre 1741 gestiftete Schule, die zum Handwerk vorbereiten sollte (vgl. Gustav Strakosch-Graßmann, Geschichte des österr. Unterrichtswesens, Wien, 1905, S. 121). $_{32}$ Die Konkurse für Gymnasien und andere höhere Schulen waren durch das mit dem Erlaß v. 30. August 1849, Z 5880, bekannt gegebene provisorische Prüfungsordnungs-

gesetz aufgehoben und durch den am 16. September 1849 erschienenen Organisationsentwurf endgültig beseitigt worden. 195_{22} Zauber eines herrlichen Vortrages. Vgl. Herder in seiner Rede „Von Schulübungen“ (30, S. 62): „Beim Lehrer wirds ein muntrer Vortrag, eine Gegenwart seines Geistes gleichsam in Mitte seiner Klasse auf alle und über alle seyn, die ihn hören: denn Flamme steckt Flamme an, Gegenwart des Geistes erweckt Gegenwart der Geister.“ (Siehe Leo Langer, Stifter und die Kindesseele, Zeitschrift für österr. Gymnasien, 1905, S. 486.)

V.

S. 196_{13}—199_{24}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 202, 10. Oktober 1849.

197_{31} erkennt] erkannt J 198_{31} Forberungen] Forberung J

197_{4} Auf dasselbe Christuswort (Marc. 10, 14, Math. 19, 14) bezieht sich Stifter in dem Briefe an Heckenast, 6. März 1849 (XVII, 321 $_{24}$): Darum erzeugte sich in mir eine ordentlich krankhafte Sehnsucht, die da sagt: ‚Lasset die Kleinen zu mir kommen.‘ Vgl. 255_{20}: Von ihm, der uns überall als ein Muster vorleuchtet, erzählt ja die heilige Geschichte auch, daß er ein Kinderfreund gewesen sei. $_{12}$ Das Schulgeld war eine Einnahme des Lehrers, welcher den Unterricht erteilte. Es betrug für den Lehrer der dreiklassigen Volksschulen auch noch nach der Neuregelung durch den Erlaß vom 31. Dezember 1852, Z. 13491 nur 7—14 Kreuzer ö. W. (4—8 kr. Conv. M.) monatlich für den Schüler (Josef Frh. v. Helfert, Die österr. Volksschule, III, S. 251, 255). 198_{2} Die Besoldung der Lehrer durch den Staat oder die Landesverwaltungen wurde erst durch den Organisations-Entwurf d. Jahres 1874 festgesetzt. 199_{2} Stifter war vermutlich derselben Ansicht, daß dem realistischen Unterricht an Gymnasien mehr Platz eingeräumt werden solle, wie Feuchtersleben in seinem Vortrage „Über die Frage vom Humanismus und Realismus als Bildungsprinzipe“ (7, 114): „[Das Gymnasium] nehme den Realunterricht in seinen allgemeinsten Grundzügen in sich auf . . . Die Nothwendigkeit eines allgemeinen Realunterrichtes wird seit Langem empfunden und überall anerkannt.“ $_{4}$ werden wir an einem anderen Platze reden. Das ist nicht geschehen. Dachte Stifter dabei an einen selbständigen Artikel oder wollte er sich in dem Aufsatze „Über die Behandlung der Poesie in Gymnasien“, der nicht über den ersten Abschnitt hinaus gediehen ist, auch mit der Frage der

Einrichtung der Gymnasien beschäftigen? Vermutlich hat Stifter, als er diesen Artikel schrieb, nicht gewußt, daß der Organisations-Entwurf demnächst erscheint oder schon erschienen ist. $_{16}$ die höchste Liebe zu dem Amte. Dieselbe Forderung erhob Herder (30, S. 166) in einer seiner Schulreden (vgl. Herder, Feuchtersleben und Stifter, Euphorion, 16. Erg. Heft, 1923, S. 183).

VI.

S. 199 $_{25}$—202 $_{15}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 224, 4. November 1849.

200 $_{23}$ eintreten] eintraten J 201 $_{20}$ verschiedene] entschiedene J

200 $_{7}$ Uebungscurs. Diesen Vorschlag wiederholte Stifter in dem vom 1. September 1852 datierten Gutachten wegen Gründung eines Seminariums (vgl. Festgabe, S. 59).

VII.

S. 202 $_{16}$—204 $_{30}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 225, 6. November 1849.

203 $_{21}$ Stifters Vorschlag einer Erprobung der Lehrer höherer Schulen im Privatunterricht beweist, daß ihm der Blick für dessen Durchführbarkeit fehlte.

Noch ein Nachwort über die Schule.

S. 205 $_{1}$—207 $_{23}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 226, 7. November 1849.

206 $_{24}$ daß die ersten Kindeseindrücke die dauerndsten sind. Vgl. 207 $_{2}$: die Kinder, dieses eigentliche Geschlecht von Nachahmern und 153 $_{28}$: da der Mensch in seinem ganzen Leben fast immer nur das Bild seiner ersten Erziehung darstellt. Hierin stimmt Stifter mit Jean Paul überein, der in der „Levana" die Wichtigkeit der Erziehung in den ersten Kinderjahren bespricht. Vgl. I, § 17 (55, S. 19): „so wirft im tiefen Stande der Kindheit der erste innerliche oder äußerliche Gegenstand der Liebe, der Ungerechtigkeit usw. Schatten oder Licht unabsehlich in die Jahre hinein".

Ein Wort über die Gemeindebildung.

S. 208 $_{1}$—210 $_{33}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 227, 8. November 1849.

208 $_{9}$ die Armenangelegenheit machte den Gemeinden nicht nur für den Fall ihrer Vereinigung mit einem Markte

Sorge, sondern auch, weil bisher die Versorgung nach den Pfarrgebieten erfolgte, während jetzt jede Ortsgemeinde selbst für die Armen zu sorgen hatte. Vgl. Alois Fischer, Aus meinem Amtsleben. S. 161. **210_{4}** Stifter verschweigt in seinem nicht für oberösterreichische Leser allein bestimmten Artikel, wie es mit den Heiratsbewilligungen auf dem Lande in Oberösterreich stand. Alois Fischer gibt auch darüber Bescheid, ebda S. 167: „Was die Eheconsens-Bewerbungen betrifft, hätte man konsequenterweise in jenen Jahren die Consense eher abschaffen als erschweren sollen; allein gerade das Gegentheil geschah, indem die Gemeinden vollkommen begründete Consensbewerbungen zurückwiesen und mit einer Strenge vorschritten, wie es früher nie der Fall war.“

Noch ein Wort über Gemeinden.

S. 211_{1}—213_{29}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 238, 21. November 1849.

211_{16} Ebenso wie hier charakterisiert Stifter in seinem ersten Inspektionsbericht (Festgabe, S. 32) die Siedelungsverhältnisse. Vgl. hiezu auch Alois Fischer, Aus meinem Amtsleben, S. 20 und S. 178: „Oberösterreich hat das Eigenthümliche, daß diejenigen, welche nicht in Städten und Märkten wohnen, fast ohne Ausnahme abgeschlossene und mit zahlreichene Obstbäumen umgebene, meist wohlbegüterte und einsame Bauernhöfe bewohnen.“

Der 25. November in Linz.

S. 214_{1}—215_{30}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 246, 30. November 1849.

214_{1} Vgl. den Bericht der Linzer Zeitung über den Besuch des Kaisers in Nr. 272, 27. November 1849. Der Kaiser Franz Joseph kam aus Böhmen und verließ Linz nach eintägigem Aufenthalte am 25. November um $^1/_2$11 Uhr nachts, um nach Wien zurückzukehren. $_5$ Wenn auch bei uns auf den Ruf der Freiheit so manche Köpfe den Verstand verloren. Vgl. Anm. zu 63_{1} und 78_{7}. Näheres bei Helfert, Aloys Fischer, Lebens- und Charakterbild, Wien, 1885, S. 77 ff., der die Schwierigkeiten, gegen die der Statthalter Fischer zu kämpfen hatte, darlegt.

[Aufruf und Dank.]

S. 216_{1}—218_{28}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 248, 2. Dezember 1849 unter der Überschrift „Provinzen“.

216$_{8}$ beim 3. Kürassier-Regiment König von Sachsen, dessen Inhaber der König Friedrich August von Sachsen war. Das Regiment (später 3. niederösterr. Dragoner-Reg. Albert König von Sachsen) war im Jahre 1849 in Maria Theresiopel in Garnison. $_{10}$ beim 10. Jägerbataillon. Vgl. Anm. zu 258$_{23}$. $_{11}$ an die verantwortliche Redaktion dieser Blätter. Hierzu bemerkt die Redaktion in einer Fußnote: „Richtig erhalten und nach Wunsch verfügt.“ $_{14}$ Wallern, Markt, nordwestlich von Wels gelegen, konnte von Linz aus über Eferding (vgl. 219$_{1}$) erreicht werden, wurde Station der Eisenbahnlinie Wels—Passau.

[Die Ehrung Martin Brauners.]

S. 219$_{1}$—220$_{7}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 25, 29. Jänner 1850. Gezeichnet mit St.

219$_{16}$ Rudolph von Sonnleithner (1807—1880 [?]) war später Bezirkshauptmann in Ried. Vgl. Anm. XX, S. 370.

Was ist das Recht?

S. 221$_{1}$—224$_{20}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 22, 25. Jänner 1850.

221$_{12}$ vom Rechte und von dem Staate. Aus dieser Ankündigung geht deutlich hervor, daß Stifter die mit diesem Artikel beginnende Reihe vorzeitig abgebrochen hat (vgl. Einleitung S. XXXIV). **223**$_{24}$ Vgl. 94$_{23}$: weil wir Alle das gleiche Recht haben, uns zu vervollkommnen und ein ehrliches Leben zu führen. **224**$_{15}$ Das Wort Christi, das Stifter zitiert, lautet im Evang. Lukas, 6, 31: „Und wie ihr wollt, daß Euch die Leute thun sollen, also thut ihnen gleich auch ihr“ und ist auch im Evang. Math. 7, 12 überliefert. Herder berief sich darauf in den „Ideen“ IV, 6 (13, S. 160) und auch Feuchtersleben in dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke“ (7, S. 383).

Eigenschaften des Rechtes.

S. 225$_{1}$—227$_{33}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 35, 9. Februar 1850.

226$_{6}$ gebietet] gebieten J Druckfehler

225$_{23}$ Stifter erörtert hier den in der Lehre vom Rechte grundlegenden Unterschied von Moral und Recht. **226**$_{23}$ ff. Im Anschluß an den ersten Artikel findet Stifter das Kennzeichen der

Rechtswidrigkeit einer Handlung darin, daß durch sie ein Mensch verhindert wird, seine volle Persönlichkeit auszuüben, und in dem Streben nach Vollkommenheit gehemmt wird.

Folgen des Rechtes.

S. 228_{1}—230_{16}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 38, 13. Februar 1850.

228_{20} mit Niemanden] mit einander J Druckfehler

Persönliche Rechte.

S. 231_{1}—234_{3}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 39, 14. Februar 1850.

Die einzelnen Personenrechte.

S. 235_{1}—238_{8}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 42, 17. Februar 1850.

Rechte über den Körper.

S. 239_{1}—242_{13}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 72, 24. März 1850.

240_{25} Wir ersehen aus dieser Ankündigung, welche Abschnitte aus der Rechtslehre Stifter in der unterbliebenen Fortsetzung behandeln wollte. **241_{1}** ff. Stifters Erörterung über den Selbstmord wirkt ergreifend, da wir an sein eigenes Ende denken müssen. Unter dem Eindruck des Selbstmordes seiner Ziehtochter schrieb er Heckenast am 24. August 1859 (XIX 172_{32}): „ein selbstgewählter Tod aber hat immer etwas Schauerliches, das sich nicht verwischt, und das desto schattenhafter gegen uns trit, je näher und theurer uns der Unglükliche war" und gleichsam eine Ahnung dessen, was ihm bevorstand, abwehrend, ebenfalls an Heckenast am 1. Juni 1865 (XX, 304_{32}): Ich habe zu manchen Zeiten zu Gott das heißeste Gebet gethan, er möge mich nicht wahnsinnig werden lassen, oder daß ich mir in Verwirrung das Leben nehme (wie es öfter geschieht).

[Dr. Alois Fischer, der Statthalter von Oesterreich ob der Enns.]

S. 243_{1}—247_{23}.

J: Allgemeine Zeitung, Nr. 32, 1. Februar 1850, S. 508—509.

Dr. Alois Fischer, geb. in Landeck am 28. Januar 1796, gest. in Innsbruck am 8. April 1883 (vgl. Anm. XVII, S. 458),

war am 3. August 1848 zum Ministerialrat im Ministerium des Innern und am 18. Dezember zum provis. Landeschef für Österreich ob der Enns und Salzburg ernannt worden, wurde nach der Ausscheidung des Kronlandes Salzburg aus der obderennsischen Regierung am 8. Dezember 1849 Statthalter des Kronlandes Österreich ob der Enns, am 4. Mai 1851 wiederholtem Ansuchen zufolge dieser Dienstleistung enthoben und dem Ministerium des Innern zugewiesen und 1853 in den Ruhestand versetzt. Alois Fischer hat seine Erlebnisse und Erfahrungen während der Jahre 1848—1853, besonders die während seiner Amtstätigkeit in Oberösterreich, in der Schrift „Aus meinem Amtsleben" (Augsburg, 1860) festgehalten [unten zitiert unter „Fischer"]. Dem Andenken seines Freundes hat Frh. v. Helfert die Monographie Aloys Fischer, Lebens- und Charakterbild (Wien, 1885, Ludwig Mayer) gewidmet.

243$_{11}$ Landeck, der an der Arlbergbahn gelegene Markt. Vgl. Ludwig Steub, Drei Sommer in Tirol (München, 1846), S. 203 ff. Laudeck bei Prutz. $_{14}$ Pfunds, im Oberinntal $_{15}$ „zu Herzog Friedls" Zeiten. Die Landecker nahmen den als Flüchtling im Lande herumirrenden Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, als er sich in seiner Verkleidung als Pilgrim ihnen zu erkennen gab, auf und schwuren, ihm in seinen Nöten beizustehen (vgl. Steub, S. 204). $_{17}$ durch die Geschichte von 1703, im spanischen Erbfolgekriege. Die Landecker beschlossen, die eingefallenen Baiern zu vernichten ... Diese beiden Begebenheiten liegen auch zu grunde, wenn das Dorf Landeck vom Freiherrn von Hormayr das tirolische Grütli genannt wird (vgl. Steub, S. 205). $_{18}$ Hormayr, Josef Hormayr Freiherr von Hortenburg (geb. in Innsbruck am 20. Januar 1782, gest. in München am 5. November 1848), der österreichische Geschichtsschreiber, Verfasser und Herausgeber vieler historischer Werke (Archiv für Geschichte, Österreichischer Plutarch, Taschenbuch für vaterländische Geschiche). $_{20}$ ein Oheim Dr. Fischers, Ferdinand Fischer, Landgerichtsschreiber und Unterintendant. Nach Helfert lautete das Adelsprädikat „von Edelau", nicht „Erlau".
244$_{1}$ Der Vater Joseph Fischer starb 1807. $_{2}$ Wiesberg, bei Landeck, heute Haltestelle der Arlbergbahn. $_{5}$ Chur in Graubündten, die Hauptstadt des Kantons Graubünden, Bischofssitz. sein Stiefoheim, Caspar von Hohenbalken, war damals Präfekt im Seminarium in Chur, der Bruder des zweiten Mannes der Mutter, eines Landecker Advokaten (Helfert, S. 8).

Stifter sagt irreführend: weil sein Stiefoheim dort Bischof ist. 11 Das Abschiedsmahl fand am 20. Januar 1820 in einem Gasthause des Vorortes Landstraße statt. 20 Kreishauptmann zu Imst, Benz. Imst im Inntale, in dessen Kreis Landeck gehörte. 24 der Studiendirector in Innsbruck, Gubernialrat Dr. Joseph Rapp. 31 Er ging dann nach Pavia, am 20. Oktober; er bestand dort alle vier Rigorosen (vgl. Helfert, S. 17) und wurde am 9. Februar 1824 promoviert. **245** 20 den Linzer Deputierten, Karl von Planck, den Magistratsräten Wenzel Brunner und Vinzenz Fink und Dr. Ignaz Figuly v. Szep. Nach Helfert brachten diese den Vorschlag der Veranstaltung eines Vor-Parlamentes in Linz nach Salzburg mit (vgl. Geschichte der österr. Revolution II, S. 232.) 29 In Salzburg wurde eine Bürgerversammlung einberufen, die beschloß, dem Kaiser eine Deputation unter Führung des Kardinals Schwarzenberg nachzusenden (Helfert, ebda, S. 237). **246** 10 Doblhoff, Anton Freiherr von Doblhoff-Dier (1800—1872) war im Jahre 1848 Minister des Innern (vgl. Anm. XVII, S. 455). 15 Damals war gerade die Spaltung zwischen Nord- und Südtirol am weitesten gediehen. Darüber berichtet Fischer (ebda, S. 4): „Die in den Monaten Juni und Juli 1848 dem Frh. v. Doblhoff aus dem nördlichen Tirol zugekommenen anonymen und nicht anonymen Zuschriften hatten den politischen Zustand dieser Provinz so drohend geschildert, daß man von einem Tag zum andern den Ausbruch eines blutigen Zusammenstoßes der sogenannten ultramontanen Partei mit ihren Gegnern befürchten mußte. Der Minister forderte mich deßwegen auf, in der Eigenschaft eines Ministerial-Commissärs Tirol zu bereisen und auf die Beruhigung der Gemüther, insbesondere auch im südlichen Landestheile, wo die nationale Gährung sehr groß war, hinzuwirken.“ Fischer trat die Reise Ende August an und kehrte am 14. Oktober nach Wien zurück. Vgl. auch Helfert, Fischer, S. 54, bes. die im Anhang S. 177—208 gedruckte „Relation über die Bereisung von Tyrol und Vorarlberg“ und bei Helfert, Geschichte der öst. Revolution II, S. 341 das Schreiben des Erzherzogs Johann an Baron Pillersdorff, Innsbruck, 27. Mai 1848. 21 den Grafen Bissingen, den Grafen Cajetan Alexander Bissingen-Nipperburg (1806—1890). 27 ein Manifest (vom 15. October), das in der Abend-Beilage der Wienerzeitung, Nr. 189 v. 20. Oktober 1848, S. 743 unter Berufung auf mährische

und böhmische Zeitungen veröffentlichte Manifest enthielt die Erklärung: „Die Befreiungen, welche das bereits erlassene Gesetz bezüglich der früheren unterthänigen, auf Grund und Boden gehafteten Leistungen, als Robot, Zehent etc. euch zugesagt hat, sind euch gesichert, und ich erneuere euch dießfalls mein kaiserliches Wort.“ $_{32}$ Wessenberg, Joh. Phil. Freiherr v. Wessenburg-Ampringen (geb. in Dresden 1773, gest. in Freiburg i. Br. 1858) erhielt, obwohl er bereits 1831 aus dem Staatsdienste geschieden war, in dem von Doblhoff im Juli 1848 gebildeten Ministerium außer dem Aeußeren auch das Präsidium übertragen (vgl. Friedjung I, S. 29). **247** $_{2}$ Das Manifest vom 19. October, veröffentlicht in der Abend-Beilage zur Wiener Zeitung, Nr. 190, v. 21. Oktober 1848, gab in bestimmteren Worten mehr Zusagen als das vom 15. Oktober und war vom Kaiser Ferdinand, nicht bloß, wie jenes, von Wessenberg gezeichnet. $_{4}$ Beim Eintritt des Ministeriums Schwarzenberg-Stadion, so genannt nach dem Ministerpräsidenten, dem Fürsten Felix Schwarzenberg (geb. am 2. Oktober 1800, gest. am 5. April 1852) und dem Grafen Franz Stadion (geb. zu Wien am 27. Juli 1806, gest. am 8. Juni 1853), nach den am 21. November 1848 vollzogenen Ernennungen. $_{13}$ Ministerialrath von Lasser, Josef Ritter von Lasser zu Zollheim (geb. in Salzburg am 30. September 1815, gest. am 18. November 1879) wurde 1849 Ministerialrat im Ministerium des Innern, wurde 1860 Justizminister, dann Minister der Verwaltung, Statthalter von Tirol und Minister des Innern. (Vgl. Wurzbach XIII, S. 174, Allg. deutsche Biographie XVII, S. 790.)

[Ansprache bei Eröffnung der Unterrealschule in Linz.]

S. 248 $_{1}$—251 $_{33}$.

J: Linzer Zeitung, Nr. 279, 4. Dezember 1851, S. 1139—1140.

J[1]: Festgabe zur Enthüllung des Adalbert Stifter Denkmales in Linz, Linz 1902: Wilhelm Zenz, Einige Beiträge zur Kenntnis Adalbert Stifters als Schulmann, S. 45—48.

Die feierliche Eröffnung der Unterrealschule erfolgte am 3. Dezember 1851. Vgl. Hans Commenda, Materialien zu einer Geschichte der Linzer Realschule, Jahresbericht der Staats-Oberrealschule in Linz 1901/02 (Linz 1902), S. 19. Stifter nahm an allen

die Errichtung der Unterrealschule vorbereitenden Schritten teil (vgl. H. Commenda, S. 16ff.) und war bereits vor seiner Ernennung zum Schulrat, im Mai 1850 mit der Ausarbeitung eines Realschulplanes von 81 Folioseiten beschäftigt (vgl. an Heckenast, XVIII 89_{15}). Auch die mit der Einrichtung und Eröffnung der Schule verbundenen Arbeiten waren ihm anvertraut worden, wie aus seinem Briefe an Heckenast, 11. September 1851 (XVIII 70_{13}) hervorgeht: es wird hier eine Realschule gegründet, sie soll am 1t October beginnen, vielleicht auch erst am 15t October und die ganze Sache hat der Statthalter fast einzig in meine Hände gelegt, so daß ich vor November keinen Federstrich an der Vollendung des Manuscripts thun kann; denn die hiesige Arbeit (Bauleute Tischler Schlosser Zimmerleute Instrumente Naturaliensammlungen Lehrerconcurse etc etc) ist ungemein und was die Hauptsache ist, sehr zerstreuend und gedankenverwirrend.

248_{15} Stifters Stellungnahme in dem Kampfe zwischen Humanismus und Realismus ist dieselbe wie die Feuchterslebens: „Welcher von beiden der höhere ist, kann nicht bezweifelt werden. Man ist Mensch, ehe man Bürger ist; man ist Mensch, während man Priester, Beamter, Arzt, Gewerbsmann ist. . . . . Hat sich uns so die Geltung des Humanismus als unabweisliche Berechtigung der Menschheit herausgestellt, so können wir den lauten Anforderungen der Zeit und des Staatslebens unser Ohr nicht verschließen. Das in ihnen wurzelnde Princip des Realismus hat, wenn das erstere befriedigt ist, sein unüberhörbares Recht, und die ihm seit Jahrhunderten vorenthaltene Schuld muß endlich abgetragen werden.“ (Über die Frage vom Humanismus und Realismus als Bildungsprinzipe, Werke 7, S. 123, 125). 249_{16} Diese erweiterten Volksschulen sind die Bürgerschulen; sie sind „durch Anfügung besonderer Fachklassen (einer mit der Hauptschule verbundenen unselbständigen Unterrealschule) erweitert und bieten dadurch einerseits eine selbständige Bildung für die Kreise der städtischen und ländlichen Gewerbe, während sie zugleich andrerseits auf die oberen Klassen der vollständigen Realschule vorbereiten (Helfert, Die österr. Volksschule III, § 6, S. 5). **251_{17}** bei den gewonnenen Lehrkräften. Am 8. November 1851 schrieb Stifter an Türck (XVIII 75_{16}): Es werden ein par ausgezeichnete Männer kommen, und ich gebe mich der Hoffnung hin, doch endlich einen Umgang zu finden (vgl. Anm. XVIII, S. 387).

In dem folgenden Jahre, anfangs Dezember 1852, wurde die Oberrealschule eröffnet. Bei diesem Anlasse hielt Stifter eine Ansprache, die in dem Berichte der Linzer Zeitung Nr. 291, 7. Dezember 1852, S. 1168ff. auszugsweise wiedergegeben ist: „Linz 6. December. Heute wurde die von S[r] Majestät dem Kaiser für Linz bewilligte Oberrealschule eröffnet. Der Unterricht beginnt in der ersten Klasse derselben und nimmt in jedem Jahre, so wie Schüler dafür ausgebildet werden, eine neue Klasse hinzu, so daß nach Verlauf von zwei Jahren die vereinigte Unter- und Oberrealschule vollendet dasteht. Der Herr Schulrath Stifter verfügte sich mit dem Direktor und Lehrkörper in die neue Klasse und eröffnete dieselbe mit einer Ansprache, worin er den Schülern die Wichtigkeit der Real-Bürger-Gewerbschulen, oder wie man sie nennen mag, andeutete, und ihnen sagte, daß sie auf der neuen Stufe, die sie betreten, zwar nicht dem Stoffe nach ganz andere Dinge erfahren würden, daß aber in den hieher einschlägigen Gebieten vieles erweitert und alles auf wissenschaftliche Grundlage geführt, und mit weiter greifenden Beweisen versehen sein wird, als ihnen bisher geboten werden konnten, so daß sie nicht nur in der Sache vorwärts schreiten, sondern sich auch, wie man sich ausdrückt, formell bilden werden, um in allen Geschäften und menschlichen Dingen, für die nicht eine ganz besondere höhere wissenschaftliche Ausbildung gefordert wird, geistig beweglich und tauglich zu sein, und für jede höhere wissenschaftlich technische Ausbildung den Unterbau zu gewinnen. Diese Vortheile, die in der ungewöhnlich kurzen Zeit eines Jahres nach Gründung der vollständigen Unterrealschule schon geboten werden können, verdanken die Schüler nach dem Ausdrucke des Redners der Gnade S[r] Majestät unseres Kaisers und dem beharrlichen Eifer des Herrn Statthalters von Oesterreich ob der Enns, der für alle Dinge, die sich auf Schulen beziehen, so eindringlich sorgt. Die Lehrer glaubte der Redner zu beleidigen, wenn er sie auffordern würde, ihre Pflicht mit Eifer und Treue zu erfüllen, denn sie haben dies ohnehin im vergangenen Jahre gethan, wie die erfolgreichsten Beweise vor den Augen der Sachverständigen liegen, und werden es auch im künftigen thun. Die neu eingetretenen Lehrer haben durch ihre Belege ihre Tüchtigkeit dargethan und werden die Vorhersage des Redners, die er vor einem Jahre in Hinsicht der ältern Lehrer gemacht hat, gerade so erfüllen, wie diese. Den Schülern sagte er, rufe er wie den Bergleuten, die das Gold und Silber als Hebel

aller Industrie und Gewerbe aus den Schachten fördern, ein „Glück auf“ zu und bemerkte, daß sie in der Hinsicht glücklicher seien als die Bergleute, in so fern sie die Kenntnisse, die sie aus den Schachten der Wissenschaft für alle Lebensgeschäfte holen, als unverlierbares Gut für sich behalten dürfen, während jene die Metalle nur hervorschaffen und sie dann zu erfolgreichem Verkehre in andere Hände geben müssen. Nach einer freundlichen Begrüßung trennte man sich, nachdem man noch den Gedanken ausgesprochen hatte, daß [man] nach zwei Jahren, wenn die ganze Schule, deren Wichtigkeit in allen Ländern durch Errichtung ähnlicher Anstalten und durch bereitwillige Opfer aller Gemeinden anerkannt wurde, fertig da stehe, zur Einweihung ein feierliches Fest begehen möge, und die betreffenden Lehrer begaben sich zum Unterrichte in ihre Klassen.“ Stifter war mit der Inspektion der Realschule betraut und empfand die Ende September 1856 erfolgte Enthebung, die mit einem Konflikte zwischen dem Lehrkörper und dem Direktor zusammenhing, als schwere Kränkung (vgl. XVIII 319 $_{32}$ff. und Anm. S. 464).

Einleitende Worte
[für die Monatsschrift „Die deutsche Volksschule“].

S. 252 $_{1}$—255 $_{31}$.

J: Die deutsche Volksschule, ein Monatsblatt für Schule und Haus, hgg. von Joseph Strigl, Domcapitular, Diöcesan-Schulen-Oberaufseher und k. k. Ehrendomherr in Linz. Linz, Fr. Eurichs Witwe, I. Jahrgang, 1852, Nr. 1, S. 1—3.

255 $_{18}$ Kinder, diese Knospen der Menschheit, Lieblingsbild Jean Pauls. Vgl. Levana, Vorrede zur 1. Auflage (55, S. XXIII): „die Knospenzeit des Kindes“, Vorrede zur 2. Auflage (ebda, S. XV): „Knospenzeichnungen künftiger Genies.“

[Patriotische Feier in Linz.]

S. 256 $_{1}$—260 $_{33}$.

J: Linzer Zeitung, Nr. 64, 15. März 1853.

256 $_{2}$ die großen Versuche über Elektrizität, besonders durch die Göttinger Physiker Karl Fr. Gauss und Wilhelm Ed. Weber, die einen elektrischen Telegraphen zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Institute hergestellt hatten. $_{26}$ unser wiedergeschenkter Kaiser, der bei dem am 18. Februar

von dem Ungarn Libenyi ausgeführten Attentate eine Verwundung erlitten hatte. **258**$_{23}$ die zehnten Jäger, das Feldjäger-Bataillon Nr. 10, das unter seinem Obersten Karl von Kopal bei Santa Lucia am 6. Mai 1848 heldenmütig gekämpft hatte. **259**$_{9}$ Feldmarschall-Lieutenant Fürst Taxis, Fürst Emmerich Thurn und Taxis, General der Kavallerie (1820—1900).

[Vorbereitungen zum Empfange der Braut des Kaisers.]

S. 261$_{1}$—261$_{25}$.

J: Allgemeine Zeitung, Nr. 103, 13. April 1854, S. 1636 bis 1637. Nicht gezeichnet.

261$_{2}$ Prinzessin Elisabeth, die Tochter des Herzogs Maximilian Joseph von Bayern, geb. zu Possenhofen am 24. Dezember 1837, gest. in Genf am 10. September 1898. Die Vermählung mit dem Kaiser Franz Joseph fand am 24. April 1854 statt.

[Der Empfang der Braut des Kaisers.]

S. 262$_{1}$—264$_{22}$.

J: Allgemeine Zeitung, Nr. 118, 28. April 1854, S. 1875. Nicht gezeichnet.

262$_{1}$ Vgl. den Bericht der Linzer Zeitung, Nr. 96, 22. April 1854. **263**$_{25}$ Erzherzog Max, Maximilian Ferdinand Joseph, der älteste Bruder des Kaisers (vgl. Anm. zu S. 280). $_{26}$ Herzog Ludwig, Ludwig Wilhelm, der älteste Sohn des Herzogs Maximilian Joseph von Bayern, der Bruder der Kaiserin Elisabeth (1831—1920).

Rede. Vorgetragen bei der Eröffnung des Lehrerseminars.

S. 265$_{1}$—267$_{7}$.

J: Die deutsche Volksschule, III. Jahrgang, 1854, Nr. 7, Juli, S. 152—154.

Die Eröffnung des Schullehrer-Seminars in Linz fand am 1. Juni 1854 statt. Vgl. Die deutsche Volksschule, III, S. 121 und S. 129.

265_{19} Vgl. 191_{5} und den in der Anm. hiezu herangezogenen ersten Inspektionsbericht Stifters. 266_{16} Ihr Herr Director, Mathias Lucht.

Kirche und Schule, I., II.

S. 268_{1}—270_{29}, 270_{30}—274_{33}.

J: Blätter für Erziehung und Unterricht. Herausgegeben von einem Vereine von Jugendfreunden. Redigiert von Heinrich Reitzenbeck, Salzburg, I, 1855. I: S. 4—6; II: S. 151—156.

Der erste Artikel ist mit Ausnahme der Einleitung 268_{1} bis 268_{10} eine Wiederholung des Artikels „Mittel gegen den sittlichen Verfall der Völker“ (Der Wiener Bote, 1849) 126_{7}—128_{27} (Schluß) mit wenigen geringfügigen Änderungen: 268_{14} ernstlichen] ernstlichsten $_{24}$ Handlungsweise] Handelsweise 269_{1} Umgang] Umgange $_{5}$ zum Verderben] zu Verderben $_{28}$ Lehre. Das Beispiel] Lehre; denn es $_{31}$ Beispiel] Beispiele 270_{15} gern] gerne $_{22}$ Der Verfall] Die Verschlechterung und das Zerfallen $_{23}$ ist das] halte ich für das Uebel] das erste und größte Uebel $_{26}$ Zeichen dieses Uebels] nu inzelne Zeichen dieses allgemeinen Uebels. Gestrichen hat Stifter :r 126_{12} die ich deßhalb auch zu schildern gesucht habe als eine auf die beiden vorhergehenden Artikel verweisende Bemerkung. 127_{17} verantwortlichsten und den Satz 127_{28} Die Hohen der Kirche müssen mit Unerbittlichkeit auf Güte und Vortrefflichkeit ihrer Untergebenen sehen beides mit Rücksicht auf die Bestimmung dieses Artikels.

Ebenso ist Artikel II aus den Aufsätzen des Wiener Boten „Noch ein paar Merkmale über unsere gegenwärtige Lage“ (270_{30}—272_{10} = 120_{1}—122_{21}) und „Ueber unsere gegenwärtige Lage (Fortsetzung)“ (272_{23}—274_{29} = 123_{3}—125_{32}) zusammengesetzt, mit Kürzung des Einganges [vgl. 271_{2} stürzt . . . der Religion mit 120_{3} sind . . . der Religion] und Hinzutreten des Schlusses 274_{29} ff. Änderungen hat Stifter an folgenden Stellen vorgenommen: 270_{31} welche die Menschen] die uns 271_{1} sie] uns $_{3}$ Dieß hängt freilich wieder] Freilich hängt das wieder $_{7}$ ist aber auch ein] ist ein $_{12}$ die unermeßliche Schönheit] ihre unermeßliche Schönheit $_{13}$ derselben eingef. $_{15}$ Liebe für . . . für] Liebe gegen . . . gegen . . . $_{16}$ Güter] seine Güter $_{25}$ Anbetung zu ihm] Anbetung gegen ihn $_{26}$ zu einander] gegen einander 272_{17} und um göttliche] und göttliche $_{18}$ zu bekümmern] bekümmern 273_{13} vermöge dessen] vermöge welchem $_{29}$ schauen recht] schauen noch recht 274_{5} bringen] bekommen $_{6}$ ein-

trägt] bringt $_{10}$ schlechtesten Stolze] schlechtesten aller Stolze $_{18}$ unedlen Menschen] unedler Bürger $_{20}$ ein großes Unglück] größerer Verfall und endlich das völlige Unglück. Gestrichen hat Stifter, was ihm nicht mehr zeitgemäß zu sein schien: 120 $_{15}$—120 $_{20}$, 122 $_{3}$ und bricht bis 122 $_{12}$ hielte, 123 $_{7}$ und auf das eigene Zerfallen hinarbeite 125 $_{14}$ Ueberall bis 125 $_{25}$ gesammelt habe und den der Religion der Heiden geltenden Satz 121 $_{17}$—121 $_{20}$.

[Aufruf zu einer Sammlung für Friedberg.]

S. 275 $_{1}$—277 $_{11}$.

J: Linzer Zeitung, Nr. 206, 31. August 1856.

Der in der Einleitung zu Bd. XIV, S. LXXXI veröffentlichte Artikel wird hier, um die Zeitereignissen gewidmeten Artikel Stifters vollständig zu bieten, nochmals gebracht.

Stifter hatte sich am 10. August 1856 an seinen Freund Mathias Greipl gewendet, um zu erfahren, ob er und seine Angehörigen von dem Brandunglück getroffen worden seien, seine Absicht, eine Sammlung einzuleiten, angekündigt und nähere Mitteilungen über den Umfang des Unglücks erbeten (vgl. Nachträge zu Bd. XVIII). Stifters Darstellung des Brandes geht offenbar auf die [nicht erhaltene] Antwort seines Freundes Greipl zurück.

275 $_{21}$ die Appretur- und Bleichanstalten des Kaufmannes Greipl, Mathias Greipl (1810—1861), der das von seinem Großvater gegründete, von seinem Vater Mathias zu großem Ansehen gebrachte Leinwandgeschäft weiter führte. 277 $_{8}$ Stifters Aufruf scheint keinen nennenswerten Erfolg gehabt zu haben; er selbst hatte 10 fl gezeichnet, aber die Linzer Zeitung vom 3. September 1856 konnte in dem Spendenverzeichnis nur 10 fl 20 kr ausweisen und die Sammlung scheint nicht weitergeführt worden zu sein.

[Vorbereitungen zur Feier von Schillers hundertstem Geburtstag.]

S. 278 $_{1}$—278 $_{26}$.

J: Allgemeine Zeitung, Nr. 309, 5. November 1859, S. 5046.

Die Linzer Schillerfeier und Stifters Anteil daran behandelt ausführlich Adalbert Horcicka, Adalbert Stifter und die Schiller-

feier in Linz im Jahre 1859, Deutsche Arbeit in Böhmen, IV. Jahrgang, Heft 12, 1905, S. 794—797.

278_{10} Beitritt zur Schillerstiftung. Vermutlich stammt aus Stifters Feder der am 8. November in der Linzer Zeitung veröffentlichte „Aufruf zur Bildung des Zweigvereines der Schillerstiftung in Linz“: Als vor vier Jahren der Gedächtnißtag des vor 50 Jahren erfolgten Todes Schillers gefeiert wurde, faßten einige Männer den Entschluß, im Hinblick auf mannigfache Bedrängnis, welche dieser Mann in seinem Leben zu erdulden gehabt hatte, und welcher nach dem Laufe der Dinge manche geistige Größe in allen Ländern der Welt schon ausgesetzt gewesen war, als würdiges Denkmal Schillers eine Stiftung ins Leben zu rufen, welche den Zweck haben soll, bis zum November 1859 einen hinlänglich großen Fond aufzubringen, um aus den Zinsen desselben Schriftstellern und Schriftstellerinnen, welche sich dichterischer Formen bedienen und nach Art ihrer Kräfte die geistige Hebung unseres Volkes fördern, für den Fall einer Not Unterstützung gewähren, oder auch ihren etwa in Bedrängnis befindlichen Hinterlassenen Hilfe angedeihen zu lassen. Diese Stiftung führt den Namen „Schillerstiftung in Dresden“. Vgl. an Heckenast, 29. November 1859 (XIX, 190_{6}). Die anfangs reichlich eingegangenen Spenden verhießen einen Erfolg (vgl. Horcicka, S. 796), aber die Sammlung blieb in ihren Anfängen stecken. Vgl. Stifter an den Notar Dr. Karl Ritter von Kißling, Karlsbad, 29. Mai 1867 (Horcicka, S. 797). $_{14}$ Feierlichkeiten. Vgl. das als Ergebnis mehrerer Beratungen festgestellte Programm der auf die Zeit vom 5. bis 15. November verteilten Festlichkeiten und die wesentlichsten Teile der Durchführung bei Horcicka, S. 794 f., nach den Berichten der Linzer Zeitung. $_{15}$ In der Realschule sollte Professor Aprent die Rolle des Festredners übernehmen, war aber durch Krankheit verhindert, weshalb der Direktor Dr. Josef Karl Streinz die von Aprent verfaßte Rede hielt. Vgl. Hans Commenda, Materialien zu einer Geschichte der Linzer Realschule, Jahresbericht 1901/1902, Linz 1902, S. 25 u. Anm. XIX, S. 337.

[Ansprache bei der Schillerfeier.]

S. 279_{1}—279_{16}.

J: Linzer Zeitung, Nr. 258, 11. November 1859, in dem Berichte über die Schillerfeier. Horcicka erklärt in seinem Artikel (Deutsche Arbeit, IV, S. 795 Anm.) irrtümlich, der Wortlaut der Rede habe sich nicht erhalten.

279 $_{11}$ Stifter mochte hiebei außer an Jakob Grimm und Karl Lachmann auch an seinen Freund Anton v. Spaun denken. Das Nibelungenlied schätzte er sehr. Vgl. an Sigmund v. Handel, 23. Juli 1865 (Briefe, hgg. von Joh. Aprent, III, S. 158): das unausstaunbare Werk der alten Deutschen, das ich seiner Grundlage „Königstreue und Mannestreue", wenn auch nicht der Rundung nach, weit über die Ilias und den Odysseus setzen muß, die Nibelungen. Im „Nachsommer" erhält Heinrich von seinem Vater das Nibelungenlied, sehr schön gebunden und auf den Deckeln mit halberhabener Arbeit versehen (VII 254 $_{16}$). Im „Witiko" lassen sich Beziehungen auf das Nibelungenlied nachweisen (vgl. Anm. zu XX, S. 392).

Kaiser Maximilian.

S. 280 $_{1}$—282 $_{15}$.

J: Wiener Zeitung, Abendpost, Nr. 161, 16. Juli 1867.

J[1]: Vermischte Schriften, II, S. 321—328.

Maximilian Ferdinand Joseph, geb. 6. Juli 1832, vermählt am 27. Juli 1857 mit Charlotte, der Tochter des Königs der Belgier, Leopold I. (1840—1927), Kaiser von Mexiko, wurde am 19. Juni 1867 in Queretaro erschossen. Der Tod Maximilians berührte die Freundin Stifters, die Schriftstellerin Emilie von Binzer besonders schmerzlich. Ihr hatte der Erzherzog die Durchsicht seiner Reiseberichte und Tagebücher anvertraut (vgl. Josef Bindtner, Eine Freundin Adalbert Stifters, Der Wächter, 1923, S. 70). Emilie von Binzer ehrte auch sein Andenken durch den Artikel „Erinnerung an Kaiser Maximilian. Zum 19. Juni, seinem Todestage" in der Beilage zur Allgem. Zeitung, Nr. 171, 19. Juni 1868. Durch ihre Vermittlung erhielt der Linzer Kunstverein die Erlaubnis, ein Bild Peter J. N. Geigers, das einen Sklavenmarkt darstellte und für den Erzherzog, den Geiger auf seiner Orientreise begleitet hatte, gemalt war, auszustellen, eine Zusage, die freilich wieder zurückgezogen wurde (vgl. XIX 69 $_{23}$, 115 $_{15}$). Vermutlich war die Persönlichkeit des Erzherzogs, der sich für Literatur und Kunst interessierte und selbst dichtete und Reiseskizzen schrieb, durch Frau von Binzer und Zedlitz, den Maximilian hochschätzte, Stifter nahegebracht worden (vgl. Eduard Castle, Der Dichter des Soldatenbüchleins, Grillp. Jahrb. VIII, S. 105 f.). An Emilie Binzer schrieb Stifter am 19. Juli 1867 (Briefe, hgg. von Joh. Aprent, III, S. 331): Wie Maximilian Ihrem Hause in wahrhafter Liebe zugethan war, so wird auch bei Ihnen jetzt die Trauer sein. Ist

doch mein eigenes Herz, welches, was kommen wird, voraus sah, jezt gleichsam zerschmettert, da das Vorausgesehene gekommen ist. Jedes, was ich an Maximilian wegen seines Zuges nach Mexiko getadelt habe, ist verschwunden, und Alles, was groß an ihm ist, steht vor meiner Seele. Ich soll Ihnen einen Trost sagen. Was ich zu sagen wüßte, habe ich mir selber gesagt und es steht gedrukt auf dem Blatte, das ich Ihnen hier sende. Erzherzogin Sophie sendete Stifter ein Danktelegramm (Salzburg, 19. Juli 1867) und das Sekretariat des Erzherzogs Franz Carl am 28. Juli 1867 ein Schreiben, das Stifters Nachruf besonders anerkennt: Von den vielen bisher bekannten Darstellungen ... ist wohl kaum eine ... der Wahrheit so nahe gekommen als wie die, welche von Euer Hochwohlgeboren ... erschienen ist. 281_{13} Mannestreue und Königstreue hat Stifter in dem Briefe an Sigismund v. Handel (siehe Anm. zu 279_{11}) als Hauptmotive des Nibelungenliedes hervorgehoben.

Übersetzung aus der Römischen Geschichte des Livius.

S. 283_{1}—300_{27}.

J: Lesebuch zur Förderung humaner Bildung in Realschulen und in andern zu weiterer Bildung vorbereitenden Mittelschulen von Adalbert Stifter und J. Aprent, Pesth. 1854. Verlag Gustav Heckenast, S. 212—224.

284_{23} dessen] dessem J 289_{30} Carthago] Rom J 292_{21} nähern] nähren J 300_{25} Cumä] Cannä J.

Die Entstehungsgeschichte des Buches läßt sich in den Briefen der Jahre 1853 und 1854 an Heckenast verfolgen. Vgl. XVIII, 137_{13} ff., 142_{25} ff., 147_{22}, 163_{4} ff., 180_{23}, 201_{12}, 230_{30} ff. und die Anmerkungen S. 417, 423, 425, 435, 439. Von Anfang an war die Aufnahme von Auszügen aus den Alten vorgesehen. Stifter wollte die aus dem Griechischen und Lateinischen genommenen Bestandtheile besorgen und größtentheils selbst übersezen (137_{17}), aber er tat dies nur bei den Livius-Bruchstücken, gab die Proben aus Homers Ilias und Odyssee (S. 32—52) „nach der Übersetzung von Voß" und Bruchstücke „Aus Phädon von Platon" ohne Angabe der Vorlage. Aus dem Geschichtswerk des T. Livius Patavinus wählte Stifter nur Abschnitte aus der Geschichte der punischen Kriege, und zwar aus dem XXI. Buche die Stellen c 3—c 5 § 3, c 9 § 3—11 § 2 und das Kapitel 18, aus dem XXII. Buch c 4—7 und aus dem

XXX. Buch c 19 (Schluß)—c 20. Stifter übernahm die auf Livius zurückgehende Einteilung des Werkes in Dekaden (10 Bücher) und hielt sich in der Kapitelangabe an seine Vorlage.

Zur Charakteristik der in vieler Hinsicht verunglückten Übersetzung mögen folgende Belege dienen, zunächst für Verstöße durch falsche Wiedergabe einzelner Worte oder Redensarten: 285$_2$ die Gestalt des Mundes, die Züge des Angesichtes: *eundem . . . habitum oris lineamentaque* [*os* bedeutet hier Angesicht, nicht Mund; also: dasselbe Gesicht und dieselben Züge. 288$_1$ und nehmen die Sache noch einmal von der Seite des Bündnisses auf [statt: fordern auf Grund des Bündnisses Genugtuung: *res ex foedere repetuntur.* 290$_6$ ob Hannibal . . . Sagunt erobert habe [statt: belagert habe] : *oppugnasset.* Ebenso 290$_{23}$. $_{14}$ eure frühere Gesandtschaft . . . war eine eitle [statt: übereilte]: *praeceps vestra . . . prior legatio fuit.* 293$_{30}$ desto geringer sei auch fast die Gefahr [statt: in der Regel] : *eo minus ferme periculi esse.* 295$_{29}$ oder, wo sie vergeblich sich beeilt hatten [statt: sich abgemüht hatten] *aut nequiquam fessi.* $_{32}$ und.. theilweise niedergehauen wurden [statt: und überall niedergestoßen wurden] : *atque . . . passim trucidabantur.* Stifter hat *passim* und *partim* verwechselt. 296$_{22}$ eine unter den wenigen aufgezeichneten Niederlagen des römischen Volkes [statt: eine der denkwürdigsten Niederlagen des römischen Volkes] : *inter paucas memorata populi Romani clades.* 297$_1$ entließ von den Gefangenen Die des lateinischen Namens [statt: . . . die des latinischen Stammes]: *qui essent Latini nominis.* $_{25}$ So viele Zufälle es für das besiegte Heer gab [statt: so vielerlei Unglück] : *quot casus exercitus victi fuerant.* 299$_{33}$ und über die Schmählichkeit meiner Rückkehr wird sowohl P. Scipio jubeln und sich erheben, als auch Hanno, der . . . [statt: . . wird Publius Scipio nicht so jubeln und sich brüsten wie Hanno] : *neque hac deformitate reditus mei tam P. Scipio exsultabit atque efferet sese quam Hanno* mit Verkennung der Bedeutung des *neque tam . . . quam.* Die auffälligste Entgleisung, die ebenso die Unkenntnis des Latein wie den Mangel an den nötigen historischen Kenntnissen verrät, liegt 288$_6$ vor: Stellt die Insel Ägate und Erice vor eure Augen [statt: die Aegatischen Inseln und den Eryx] : *Aegatis insulas Erycemque ante oculos proponite.*

An vielen Stellen fällt der allzu enge Anschluß an das Original auf, der die Übersetzung schwerfällig und undeutsch macht. Das gilt von der Übersetzung des Wortes *animus* und seines Plurals, das oft am besten gar nicht wiedergegeben wird: 287_{4} daß sie die Gemüther der Seinigen vorbereiteten : *ut praepararent suorum animos.* Ebenso 291_{22} mit den Gemüthern, mit denen sie ihn [den Krieg] angenommen haben, werden sie ihn auch führen. 293_{33} war der Geist nicht einmal fähig, die Waffen zu ergreifen und für die Schlacht zu recht zu richten. 296_{31} wozu die Gemüther der Schreibenden fast zu geneigt sind: *quo nimis inclinant ferme scribentium animi* [mit der oben nachgewiesenen Verkennung der Bedeutung von *ferme*]. 291_{17} Hier tragen wir euch Krieg und Frieden [statt bringen: *portamus*]. 293_{28} durch das Eisen entstehe ein Weg mitten durch die Schlachtordnungen : *per medias acies ferro viam fieri.* Ebenso 294_{15} daß keine Hoffnung des Heiles sei, als in der Rechten und im Eisen. 294_{3} Auch war... der Gebrauch der Ohren größer, als der der Augen : *et erat... maior usus aurium quam oculorum.* $_{32}$ aber um den Consul war die Schlacht heftiger und feindseliger [statt: hitziger und heftiger] : *circa consulem tamen acrior infestiorque pugna est.* 295_{19} Waffen und Mannschaft wurden eines über das andere gestürzt : *armaque et viri super alium alii praecipitantur.* 296_{13} sie... rissen sich, so schnell sie nur konnten, von hinnen : *quam citatissimo poterant agmine sese abripuerunt.* 296_{21} Diese ist die berühmte Schlacht am Trasimenus: *Haec est nobilis ad Trasumennum pugna.* $_{25}$ strebten... gegen Rom : *urbem petiere.* Die Stelle 295_{23} und sie vertieften sich in dasselbe [das Wasser], insoferne sie nur mit den Häuptern und Schultern hervorragen konnten ist ohne das Original kaum zu verstehen : *in aquam ... quoad* [ältere Lesart *quod*] *capitibus umerisve extare possunt, sese immergunt* [so daß sie nur mit Kopf und Schultern aus dem Wasser herausragten]. 286_{24} Unterdessen wurde verkündet, daß von Rom Gesandte gekommen seien, denen von Hannibal Leute an das Meer entgegen geschickt wurden, die... mit Verkennung der relativen Anknüpfung, die durch die Einschiebung eines Nebensatzes zu einem völligen Mißverstehen des Sinnes der Stelle führt: *Interim ab Roma legatos venisse nuntiatum est; quibus*

obviam ad mare missi ab Hannibale [sunt], *qui* ... Unterdessen wurde gemeldet, es seien Gesandte von Rom gekommen; diesen wurden von Hannibal Leute an das Meer entgegen geschickt, die ...

Ueber die Behandlung der Poesie in Gymnasien.

I.

Die Poesie und ihre Wirkungen.

S. 301 $_1$—318 $_{22}$.

H: Stifter-Archiv Nr. 243, 6 doppelseitig beschriebene Groß-oktav-Blätter (21:13) mit 2—3 cm breitem Rande, von Stifter numeriert und auf jedem Blatte mit der Aufschrift Poesie in Gimnas. versehen. Stifters Korrekturen scheinen zwei Überarbeitungen anzugehören. Die Bleistift-Korrekturen rühren von Aprent her, der die Handschrift als Druckvorlage verwendet hat.

J: Vermischte Schriften von Adalbert Stifter, hgg. von Johannes Aprent, Pest, Heckenast, 1870, I. Band, S. 307—327, unter dem von dem Herausgeber geänderten Titel: Die Poesie und ihre Wirkungen. Ein Beitrag zur Behandlung der Poesie in Schulen. Aprent hat an vielen Stellen den Text geändert.

Im Titel ist in H unter Die Poesie und ihre Wirkungen gestr. Die Poesie in Gimnasien und vermutlich erst darnach der Haupttitel darüber eingefügt **301** $_4$ Macht] Potenz gestr. Macht a. R $_{12}$ vor Jugendjahre gestr. bestimmte $_{14}$ dieser] diesen Schreibfehler Dinge] Potenzen gestr. Dinge a. R. darnach gestr. und die erste Lesart durch Unterstreichung hergestellt, schließlich nochmals a. R. Dinge eingesetzt **302** $_5$ gesammelt] gemacht gestr. gesammelt a. R. $_{11}$ und bis $_{12}$ werden. a. R. eingefügt $_{14}$ erkennen ü. d. Z. über gestr. bekräftigen $_{15}$ sein, Lücken] vor Lüken gestr. obgleich $_{20}$ Manches M aus m korrig. **303** $_6$ Allgemeines A aus a korrig., ebenso 303 $_9$ und 303 $_{13}$ $_{12}$ aufhört am Ende der Zeile hö gestr. Trennungszeichen nach auf eingesetzt und die zweite Silbe an den Beginn der nächsten Zeile gestellt $_{17}$ dort ü. d. Z. eingef. $_{27}$ und in so ferne a. R. eingef. **304** $_{19}$ Subjectives S aus s korrig. **305** $_3$ bestimmten ü. d. Z. über. gestr. reinen $_5$ würdevolle aus würdevollste korrig. und ü. d. Z eingef. ernste aus ernsteste korrig. $_6$ huldvoller aus huldvollster korrig. $_{13}$ Thatsachen] Begebnisse gestr. Thatsachen a. R. eingef. $_{15}$ uns ü. d. Z. eingef. $_{16}$ nach er gestr. eher $_{20}$ verachten] betrachten gestr. a. R. verachten **306** $_2$ auf ihn zurük kehre, nämlich a. R. eingef. $_4$ die Selbstliebe ü. d. Z. eingef. $_7$ auch in der Welt]

möglich gestr. auch in der Welt a. R. 10 anfangs] Anfangs A aus a korrig. Unsere Schreibung folgt den in der Mitteilung Nr. XIII der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“, Prag, 1906, S. 43 ff „Zur Rechtschreibung unserer Stifterausgabe“ festgelegten Regeln (vgl. S. 46). 13 ab ü. d. Z. eingef. 17 und Stettigkeit a. R. eingef. 19 gefangen a. R. eingef. 25 nach ein drei Worte durchgestrichen [unleserlich] davor ihr ü. d. Z. eingef. 28 auftritt, im] nach auftritt gestr. gerne 29 nach Wer ü. d. Z. eingef. daher und gestr. 31 jedes] alle gestr. jedes a. R. 307 4 tiefsten Gefühle] Wünsche gestr. tiefsten Gefühle a. R. eingef. Verderbtheit aus Verderblichkeit korrig. 7 des Verderbens a. R. eingef. 11 nach an gestr. wenn das Wesen verloren geht 13 um den Beweis zu stärken a. R. eingef. 14 nach und ü. d. Z. eingef. man und gestr. so ü. d. Z. eingef. 19 Phrase] Frase nach gestr. P[hrase] man weiß nicht, a. R. eingef. 24 alleiniger a. R. eingef. 32 in denen doch das Holde liegt, a. R. eingef. wie in der] nach wie ü. d. Z. eingef. in der aus die korrig. 308 1 sie haben keinen Zwek, und a. R. eingef. 4 nach Gemüthes gestr. wenn sie nicht etwa gar ungescheut die Anbetung des Lasters verkünden und anschließend gestr. Endlich verkünden sie geradezu den Dienst des Lasters. dann a. R. eingef. Hierauf schreiten sie unbedingt zu dem Dienste des Lasters. 12 Großes G aus g korrig. 14 meist werden sie da auch von den großen Geistern der Gegenwart erfaßt und behandelt; a. R. eingef. 17 wird aus werden korrig. 19 verdankte aus verdankten korrig. 20 mehrmals aus mehrmahls korrig. 22 verschwinden. Während der Ausdruck als ein litterargeschichtliches Denkmal übrig bleibt, ist er als Kunstwerk todt ist das Ergebnis folgender Vorstufen, deren zweite nicht mit Sicherheit festgestellt werden kann: verschwinden, während der Ausdruk als ein litterargeschichtliches Denkmal übrig bleibt, als Kunstwerk darnach vier Worte durchgestrichen [unleserlich] todt ist. Darnach verschwinden, während das Göttliche durch alle Zeiten und Menschenalter ein Wort unleserlich durchgestr. der Ausdruk dieses Modehaften Blinken[?] als ein litterargeschichtliches Denkmal übrig bleibt, als Kunstwerk aber todt ist hievon das Göttliche bis Blinken[?] a. R. eingefügt vor gestr. der Ausdruk ü. d. Z. eingef. aber todt ist über den gestrich. Worten hierauf nach aber ebenfalls ü. d. Z. eingef. ist er und nach todt gestr. ist. Endlich der Zusatz a. R. gestr. Punkt nach verschwinden statt Beistrich Während aus während korrig. der Ausdruk ü. d. Z. über demselben Worte eingef. bleibt ü. d. Z. über demselben gestr. Worte danach ist er ü. d. Z.

eingef. und aber ist er gestr. $_{29}$ an Lucinde. a. R. eingef. $_{33}$ wie viele Menschen gekommen und gegangen sind a. R. eingef. 309$_1$ nach sind gestr. und verschwinden ü. d. Z. eingef. über gestr. vergehen $_5$ eigenen ü. d. Z. eingef. $_{12}$ und leben muß, a. R. eingef. $_{27}$ nach erhalten gestr. haben $_{31}$ so ü. d. Z. eingef. 310$_3$ Liebe der Eltern zu den Kindern, Liebe der Geschwister a. R. eingef. $_7$ Anderes A aus a korrig. $_8$ um nur zu dauern, a. R. eingef. $_{12}$ ihrer ü. d. Z. über gestr. seiner $_{13}$ des Menschen a. R. eingef. $_{20}$ nicht für zu oft wiederholbar] vor nicht gestr. für ü. d. Z. wiederholbar über gestr. zu sagen $_{21}$ Verdüsterung] Verwilderung gestr. Verdüsterung a. R. eingef. $_{23}$ ferneren ü. d. Z. über gestr. ursprünglichen $_{28}$ nach was gestr. oben 311$_4$ großen a. R. eingef. $_{10}$ der Mensch] er gestr. der Mensch a. R. eingef. $_{14}$ Innere aus Inneres korrig. $_{18}$ die sich entwickelnden Völker] die ü. d. Z. entwikelnden aus entwikelnde korrig. $_{24}$ unsäglich a. R. eingef. schien ü. d. Z. über gestr. war $_{31}$ verstehen, sie in eine . . . Waffe in ihrer Hand umzuwandeln] nach verstehen gestr. daß nach sie ü. d. Z. eingef. in nach Hand gestr. werden a. R. eingef. umzuwandeln 312$_1$ die Menschheit] das Volk gestr. die Menschheit a. R. eingef. $_2$ ihre ü. d. Z. über gestr. seine $_5$ seiner ü. d. Z. über gestr. der $_7$ vermag] versteht gestr. vermag a. R. eingef. $_{10}$ sich gestaltet hat] ausgesehen habe gestr. sich gestaltet hat a. R. eingef. $_{12}$ ihn vor zunächst gestr. und nach dem Worte eingef. $_{14}$ nach und ü. d. Z. eingef. in $_{15}$ gleichsam in ihre Essenzen und Prinzipe verkörpert. a. R. eingef. $_{17}$ aufzunehmen verstehen] zu und verstehen ü. d. Z. eingef. $_{24}$ Phantasie] Fatasie Schreibfehler den ü. d. Z. über gestr. ihren $_{25}$ Beide ü. d. Z. über gestr. sie wie sich Erregungen immer steigern, a. R. eingef. $_{28}$ rechte Wirksamkeit vorspiegeln] recht wirksam zu werden versprechen nach rechte aus recht korrig. wirksam zu werden versprechen gestr. und Wirksamkeit vorspiegeln ü. d. Z. eingef. sie immer ärger werden] sie sich immer steigern nach sie gestr. sich nach immer gestr. steigern und ärger werden ü. d. Z. eingef. $_{32}$ nach Erfahrungen gestr. sammelten und nach Geschichte $_{(33)}$ a. R. eingefügt 313$_4$ Gemeinschaftlichkeit] Solidarität gestr. Gemeinschaftlichkeit a. R. eingef. $_7$ es ist uns nicht erlaubt] nach uns gestr. aber auch ü. d. Z. erlaubt über gestr. gegönnt $_9$ ihre Bewältigung ist schwierig, aber der a. R. eingef. vor gestr. Der davor Punkt durch Beistrich ersetzt $_{11}$ weil man bis $_{14}$ ist, a. R. eingef. $_{15}$ unseres ü. d. Z. eingef. $_{16}$ Vorschreitens aus Vorschreiten korrig. $_{17}$ doch ü. d. Z. eingef. in der Kunst] nach in gestr. manchen Zweigen unter manchen gestr. den meisten noch ü. d. Z. über demselben gestrichenen Worte

$_{19}$ nicht bloß die Vernunft allein a. R. eingef. $_{25}$ da sein] vorhanden gestr. da ü. d. Z. vor sein eingef. $_{33}$ denselben aus demselben korrig. 314 $_{5}$ Mächten der Welt] Geschöpfen gestr. Mächten der Welt a. R. eingef. $_{10}$ Mancher in] man durch gestr. Mancher in ü. d. Z. eingef. $_{11}$ sezt] verkünden will gestr. sezt a. R. eingef. $_{12}$ Doppelpunkt vor und an Stelle eines Beistriches gesetzt $_{13}$ aus der Last] wegen der vor Last gestr. a. R. eingef. wegen und gestr. darüber aus seiner hierauf seiner gestr. und darüber der eingef. $_{16}$ darauf] nachher gestr. darauf a. R. eingef. Mancher M aus m korrig. $_{26}$ er ü. d. Z. eingef. nach Erlangung gestr. des $_{27}$ hegen mag] hegt gestr. hegen mag a. R. eingef. $_{28}$ Gewalt ü. d. Z. eingef. vor gestr. Macht $_{32}$ nämlich ü. d. Z. eingef. über gestr. die 315 $_{1}$ in dem es erreichbar ist] in dem er es erreichen kann er gestr. erreichen kann durch Streichung und Darübersetzung verwandelt in erreichbar ist irdische Glück] Ideal gestr. irdische ü. d. Z. Glük unter d. Z. eingef. $_{2}$ ausmacht] ist gestr. a. R. eingef. ausmacht, vor diesem Worte a. R. eingef. und gestr. auf Erden ja sogar ü. d. Z. eingef. nach wenn gestr. ihn $_{3}$ zum himmlischen Glücke führt] geradezu dahin führt gestr. aus Versehen bloß geradezu und a. R. eingef. zum himmlischen Glüke führt Strichpunkt vor so an Stelle eines Beistriches eingesetzt $_{4}$ nach führt gestr. ihn vor sie gestr. und $_{5}$ daher ü. d. Z. über gestr. daher ohne Anmaßung $_{7}$ nach Schwester gestr. immer $_{10}$ nach Götter gestr. und $_{16}$ der Mann ehrt sie noch, und wenn er] nach der Mann gestr. der a. R. eingef. ehrt bis er $_{18}$ dankt [er] ihr er durch die Änderung der Stelle bedingt, aus Versehen nicht eingefügt und vom Herausgeber ergänzt $_{19}$ entweder ü. d. Z. eingef. $_{20}$ selbst ü. d. Z. eingef. $_{22}$ nach ihm gestr. bei seinen Tändeleien $_{23}$ überdeckt] überbreitet gestr. überdekt a. R. eingef. $_{25}$ sind die Früchte der Phantasie] nach sind gestr. ihre ü. d. Z. eingef. die nach Früchte a. R. eingef. der Fantasie $_{26}$ und in ihren Verirrungen auch] nach und gestr. oft auch schon nach Verirrungen ü. d. Z. eingef. auch $_{28}$ nun zur Phantasie noch das Göttliche gesellt] nach nun gestr. das Übersinnliche zu ihr gesellt a. R. eingef. zur Fantasie noch das Göttliche gesellt $_{29}$ schönsten Gefühle] nach schönsten gestr. Gefühle ü. d. Z. Zustände gestr. und Gefühle eingef. hat ü. d. Z. eingef. $_{30}$ zur Beherrschung ü. d. Z. eingef. $_{31}$ und es hat bis 316 $_{1}$ der Kunst] nach und gestr. zieht in alle Herzen ein. Dieses größte Reich aber ist das Reich der Kunst a. R. eingef. es hat bis der Kunst 316 $_{1}$ [sein.] vom Herausgeber ergänzt Sie geht in alle Seelen, wo es Seelen gibt] nach Sie gestr. allein nach geht gestr. durch den Reiz der ihr innewohnt

nach in gestr. die ü. d. Z. eingef. alle nach Seelen gestr. aller Menschen ü. d. Z. eingef. wo es Seelen gibt 2 das Göttliche hebt] nach das gestr. Hohe und nach Göttliche gestr. das sie bringt, 4 so ü. d. Z. eingef. 5 anregt ü. d. Z. über gestr. wirkt regt ü. d. Z. eingef. über gestr. wirkt Allgemeines A aus a korrig. 9 ergreift sie auch] nach ergreift Ansatz zu er gestr. ü. d. Z. eingef. diese Kunst dann gestr. und durch sie ersetzt 12 Wirkungen endlich gar ü. d. Z. über gestr. Resultaten selbst 15 Fächern ü. d. Z. eingef. so bewegt die Kunst alles Das mit einem Male und noch etwas mehr, sie malt den Himmel in die Seele] so nimmt die Kunst allein alle Kräfte in Anspruch, sie umgaukelt den Menschen auf seinen einsamen Gängen mit dem Spiele aller Kräfte, sie zeigt ihm glükselige Inseln, über gestr. nimmt ü. d. Z. bewegt nach Kunst gestr. allein aus alle korrig. alles gestr. Kräfte bis Inseln ü. d. Z. das mit einem Male und noch etwas mehr, sie mahlt den Himmel in die Seele, in dieser Einschiebung nach und gestr. den 17 begleitet mit der heiteren Miene oft noch den Geschäftsmann in die Stube seiner Marter.] nach begleitet gestr. ihn oft noch nach mit ü. d. Z. der aus Versehen heiterer belassen statt heiteren [vom Herausgeber eingesetzt], nach Miene ü. d. Z. eingef. oft noch den Geschäftsmann nach die gestr. ernste nach Stube gestr. seines Geschäftes und durch das angefügte seiner Marter ersetzt 19 Auch nicht minder tief, als allgemein, wirkt die Kunst. ist das Ergebnis wiederholter Änderung: Auch durch ihre Art sichert sich die Kunst ihr Reich. gestr. in der Zeile darunter Auch die Art der Kunst zielt auf Allgemeineres. Was der Mensch hier abgebrochen und die ganze Zeile durchgestr. darunter Nicht weniger tief als allgemein regt die Kunst an. gestr. a. R. eingef. Auch durch die Art ihrer Einwirkung hat die Kunst ein großes Reich. gestr. und darüber quer am Rande die letzte Fassung 24 und sein ganzes Innres erfaßt] und entzündet gestr. und sein ganzes Innres erfaßt a. R. eingef. 25 unauslöschliches korrig. aus unlöschliches durch Einfügung der Silbe aus ü. d. Z. 29 wilder und brausender Guß der thierischen Empfindungen.] nach wilder gestr. Fanatismus a. R. eingef. und brausender Guß der thierischen Empfindungen. 817 6 sich allsogleich in ihrem äußern Thun und Wesen] nach sich gestr. gleich an ihnen a. R. eingef. allsogleich in ihrem äußern Thun und Wesen 10 die ü. d. Z. eingef. ersichtlich ist. a. R. eingef. 16 und wirkt auf die nächstfolgenden Zeiträume befruchtend ein. a. R. eingef. 23 Die Kunst ist also eines der größten menschlichen Dinge. ü. d. Z. über gestr. Die Kunst ist also eines der höchsten menschlichen Dinge

$_{30}$ dann nur mehr a. R. eingef. $_{32}$ gerade das menschlichste aller menschlichen Dinge] gerade die menschlichste aller Gaben nach gerade korrig. das aus die nach aller gestr. Gaben a. R. eingef. menschlichen Dinge 818 $_{5}$ Menschen und Zeiten, die Kunst] nach Menschen gestr. dieses Kleinod a. R. eingef. und Zeiten, die Kunst $_{6}$ zu hegen und zu steigern] nach hegen ü. d. Z. und nach zu gestr. pflegen und es in seiner reinsten Würde zu bewahren ü. d. Z. steigern über pflegen $_{7}$ Zwecken] Dingen gestr. Zweken a. R. eingef. $_{8}$ eines der höchsten, größten Augenmerke] nach gestr. Wortansatz s[ein] ein höchstes Augenmerk über gestr. ein gesetzt eines der höchstes korrig. in höchsten und darnach ü. d. Z. eingef. größten und nach höchsten korrig. Augenmerke aus Augenmerk $_{9}$ sie einerseits zu fördern und anderseits zu ehren] nach sie gestr. zu heben a. R. eingef. einerseits zu fördern nach und ü. d. Z. eingef. anderseits $_{10}$ nicht nur ü. d. Z. eingef. an sich ü. d. Z. $_{11}$ sondern ü. d. Z. über gestr. und auch ü. d. Z. eingef. $_{12}$ der Staaten korrig. aus des Staates $_{16}$ sage, wie ü. d. Z. eingef. $_{17}$ jene ü. d. Z. über gestr. unsere geleitet werden sollen ü. d. Z. über gestr. erörtere $_{18}$ höherer aus hoher korrig. $_{19}$ wollen, wie diese Jugend die Gebilde der Kunst meistens zu theuren Gespielen hat, und wie sie gerade durch sie mit Vermittlung der Lehrer zu ehrwürdigen Männern reifen kann.] nach wollen, gestr. und wenn ich andeute, in welches Verhältnis wir die zu erziehende Jugend mit der Kunst sezen sollen darunter wie diese Jugend die Gebilde der Kunst meistens zu theuren Gespielen haben, und wie sie gerade durch sie mit Vermittlung der Lehrer zu ehrwürdigen Männern reifen können. nach diese ü. d. Z. eingef. Jugend nach zu ü. d. Z. theuren über gestr. Jugend = am Zeilenschluß vor gespielen, das Stifter aus Versehen nicht durch Gespielen ersetzt hat, haben irrtümlich belassen, vom Herausgeber durch hat ersetzt nach sie ü. d. Z. eingef. gerade nach zu gestr. tüchtigen und unter d. Z. ehrwürdigen eingef. können vom Herausgeber durch kann ersetzt

Aprent strich den Obertitel Über die Behandlung der Poesie in Gimnasien durch und fügte unter Die Poesie und ihre Wirkungen ein Ein Beitrag zur Behandlung der Poesie in Schulen sowie am Rande: von Adalbert Stifter. Im Manuskripte gehen folgende Änderungen auf ihn zurück: 301 $_{9}$ die Lehranstalt des Gymnasiums ist] Lehranstalten sind A. $_{11}$ ihr] ihnen ebenso in derselben Zeile nochmals und in 301 $_{13}$. 303 $_{16}$ als solchen gestr. 305 $_{5}$ würdevolle und ernste] würdevollste und ernsteste mit Wiederherstellung der früheren Lesart. Außerdem weicht der Druck infolge nachträg-

licher Änderungen Aprents noch an mehreren Stellen von der Handschrift ab; er glaubte sich hiezu berechtigt, da das Manuskript nicht als druckreif bezeichnet werden kann. Geringfügiges bei Seite lassend, verzeichne ich, um Aprents Vorgehen zu kennzeichnen: 301 $_{19}$ da eine] und eine J mit Vermeidung der Wiederholung der den Satz einleitenden Konjunktion. 304 $_{23}$ die Vernunft] die Kunst J sinnstörender Druckfehler. 307 $_{19}$ dann] und dann J. 308 $_{8}$ unterging] unterlag J. 309 $_{22}$ wer weiß, ob nicht . . . sei . . . und . . . müsse] wer weiß, ob nicht . . . ist . . . und muß J. 313 $_{2}$ auf dem . . . Gesichtskreise zu weilen] in dem . . . J. 315 $_{27}$ ff. führt Aprent sie [die Phantasie] als Subjekt durch, während bei Stifter 315 $_{29}$ dasselbe $_{30}$ und $_{31}$ es sich auf das Göttliche beziehen und $_{32}$ wieder mit sie das Subjekt des vorhergehenden Satzes aufgenommen wird. Daher ändert Aprent $_{29}$ dasselbe durch sie in sie durch dasselbe $_{30}$ es in sie und ebenso $_{31}$. 316 $_{15}$ bewegt] bringt J. 317 $_{20}$ betrachtete und vergliche, so würde] betrachtet und vergleicht, so wird J. 318 $_{8}$ eines der höchsten, größten Augenmerke] auch das höchste und größte Augenmerk J. $_{9}$ einerseits . . . anderseits] einestheils . . . anderntheils J. $_{17}$ jene Jugend] eine Jugend J irrtümliche Lesung des undeutlich geschriebenen Wortes $_{20}$ sie] Jünglinge J, um die durch Korrektur entstandene Inkongruenz in H zwischen sie, das auf Jugend 318 $_{19}$ bezogen werden muß, und können 318 $_{22}$ zu vermeiden.

Die im folgenden gegebenen Verweise auf andere Artikel und Schriften und die Briefe Stifters zeigen, daß er sich in diesem Artikel in gewohnten Bahnen bewegt und im wesentlichen nichts als eine Zusammenfassung seiner an anderen Stellen ausgesprochenen Ansichten bietet. Vgl. S. 496 Nachträge.

303 $_{1}$ Stifter ist im Gegensatz zu K a n t s „Kritik der Urtheilskraft“ wie S c h i l l e r der Ansicht, daß das Schöne nicht bloß subjektiv sei, daß es ein allgemeines Kennzeichen des Schönen gibt. $_{5}$ A b e r e t w a s A l l g e m e i n e s m u ß d a s G e f a l l e n . . . . d o c h h a b e n. Vgl. Programm der Vorträge über Ästhetik (XIV 6 $_{11}$): Das Schöne wird der Erfahrung zu Folge als ein allgemein ohne Bedingung G e f a l l e n d e s bezeichnet. **304** $_{9}$ Vgl. ebda (XIV 7 $_{19}$): es ist daher das der höchsten Kraft Zusagende zugleich das Zusagendste, mithin menschlich Allgemeinste (Sittliche) und daher das u n b e d i n g t G e f a l l e n d e. und (9 $_{26}$): Sittlichkeit ist also das der Menschheit Zusagendste . . . also das erste Merkmal des Schönen . . . Das Sittliche, daß es als

Schönes wirke, muß sinnlich wahrgenommen werden. Hierin berührt sich Stifter mit Kants Kritik der Urtheilskraft, § 59. **305**$_{2}$ in der reinen, heitern, anspruchlosen ... Skulptur der Griechen sehen wir die ... gegenständlichste ... Menschlichkeit in huldvoller Naivetät entsprechend Herders Charakteristik in den „Briefen“ 65 (17, S. 352): „Die griechische Kunst kannte, ehrte und liebte die „Menschheit im Menschen“. „Gegenständlichkeit“ und „gegenständlich“ gebraucht Stifter oft. Vgl. 312$_{23}$: Gegenständlichkeit der Welt, 812$_{29}$: Darum sind die Alten so wahr und gegenständlich in ihren Kunstgebilden, 343$_{31}$, 344$_{23}$. Vgl. Anm. XIX, S. 302, mit dem Verweis auf Goethe. $_{6}$ in den Gebilden Shakespeares tritt uns die ganze Gewalt und Macht des Sittenbewußtseins entgegen. Ebenso äußert sich Stifter in dem Briefe an Heckenast, 11. Februar 1858 (XIX 93$_{31}$): Das Sittengesez allein ist in seiner Anwendung Kraft (darum weil es in *Shakespears* Stüken über den Leidenschaften thront, sind sie groß, nicht, weil Leidenschaften darin sind). **306**$_{32}$ff. die Kunst eines Volkes der Zeiger seiner sittlichen Höhe. Vgl. Anm. zu 119$_{12}$. **307**$_{32}$ ff. Die Charakteristik der Kunst des deutschen Mittelalters: unbeholfene Mittel, schreiende Formfehler, in denen doch das Holde liegt kehrt im „Nachsommer“ wieder und zwar in derselben Gegenüberstellung mit Werken einer verfallenden Kunst (vgl. VII 98$_{28}$, 151$_{8}$). **308**$_{16}$. Stifter wendet sich hier gegen Tendenzkunst wie bereits in dem Briefe an Heckenast, 9. Januar 1845 (XVII 138$_{23}$): Das junge Deutschland habe ich am meisten gefürchtet, indem ich mit einer Schattirung desselben, die Tagesfragen und Tagesempfindungen in die schöne Litteratur zu mischen, ganz und gar nicht einverstanden bin, sondern im Gegentheile meine, daß das Schöne gar keinen andern Zwek habe, als schön zu sein .... $_{28}$ Ardinghello, Ardinghello oder die glückseligen Inseln von Joh. Jak. Wilhelm Heinse, Lemgo, 1787. Lucinde von Fr. Wilh. Schlegel, Berlin, 1799. **309**$_{32}$ Vgl. Programm der Vorträge über Ästhetik (XIV 9$_{16}$): Höchstes Vermögen des Menschen: Vernunft und Freiheit. **310**$_{2}$ Vgl. Vorrede zu den Bunten Steinen, V$_{1}$, 7$_{23}$ ff. **311**$_{5}$ Das höchste Schöne ist die Welt. Wenn der Mensch schafft, so ahmt er Stücke derselben nach. Vgl. Programm, XIV 9$_{32}$ und den Ausstellungsbericht, 1867, XIV 216$_{17}$. **312**$_{4}$ Da der Dichter die Welt darstellen

soll, so muß er auch die Welt umfassen (vgl. 812_{18}), eine Forderung, die Schiller stellte: „Es ist ein Bedürfniß poetischer Naturen, wenn man nicht überhaupt Menschlicher Gemüther sagen will, so wenig leeres als möglich um sich zu leiden, so viel Welt, als nur immer angeht, sich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erscheinungen zu suchen und überall ein Ganzes der Menschheit zu fodern" (an Goethe, Jena, 7. September 1797). $_{29}$ Darum sind die Alten so wahr und gegenständlich in ihren Kunstgebilden ... (vgl. 313_{9}) sagt Stifter in Übereinstimmung mit Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, I, § 17 (49, S. 71, 73): „Die erste [Hauptfarbe] ist ihre Plastik oder Objektivität ... Der Grieche sah selber und erlebte selber das Leben, ... daher sein scharfer Umriß der Wirklichkeit, so daß man aus der ‚Odyssee‘ eine Topographie und Küstenkarten ziehen kann." $_{31}$ Vgl. an Heckenast, 31. Okt. bis 2. Nov. 1861 (XX 20_{32}, Anm. S. 337): Darum verlangten die Alten, daß man in höheren Jahren Dichter und Staatsmann sei. **313** $_{27}$ Das, was wir Genie heißen, ist ... das Blühen aller geistiger Kräfte ... nach Jean Pauls Vorschule, I, § 11 (49, S. 53): „Im Genius stehen alle Kräfte auf einmal in Blüthe." $_{30}$ Vgl. Anm. zu 10_{3}. **314** $_{12}$ jener uralte Grieche ... Sophokles soll von seinem Sohne Jophon wegen Geistesschwäche und Unfähigkeit, sein Haus zu verwalten, mit der Forderung der Herausgabe des Vermögens gerichtlich geklagt worden sein und die Richter durch die Vorlesung seines „Oedipus auf Kolonos" zu seiner Freisprechung veranlaßt haben. Stifter kannte die auch von Cicero im *Cato maior* c. 7 überlieferte Anekdote vielleicht aus Jean Pauls „Vorschule" III, 2 (51, S. 411) und übernahm wohl aus ihr auch den 314_{16} anschließenden Ausfall gegen die Dichter seiner Zeit: „Wenn Sophokles auf die Klagschrift seiner Kinder, daß er toll sei, keine andere Schrift ... einreichte als seinen ‚Ödip‘, so gewann er durch Schreiben den Prozeß, den die meisten jetzigen Dichter dadurch eben verlören, so daß immer zwischen ihm und ihnen ein gewisser Unterschied bleibt." $_{31}$ Ausbildung des Menschen als Menschen, nämlich Humanität, der höchste irdische Zweck, sagt Stifter mit Herder, der im 1. Kapitel des 15. Buches der „Ideen" den Leitsatz „Humanität ist der Zweck der Menschen-Natur und Gott hat unserm Geschlecht mit diesem Zweck sein eigenes Schicksal in die Hände

gegeben“ (14, S. 207) ausführt und in den „Briefen“, 27 (17, S. 188) erklärt: „Humanität ist der Charakter unsres Geschlechts; er ist uns aber nur in Anlagen angebohren, und muß uns eigentlich angebildet werden.“ 815_5 Kunst... die irdische Schwester der Religion. Vgl. Anm. zu 177_{28}. 817_{11} Ein einziger Dichter ... hat es [das Volk] oft in einem Ruck mehr gehoben, als jahrelange Belehrungen und vortreffliche Gesetze. Vgl. 177_{31}. Ähnlich sagt Stifter in dem Briefe an Heckenast, 6. März 1849 (XVII 328_6): Mein Gott, ich gäbe gerne mein Blut her, wenn ich die Menschheit mit einem Ruke auf die Stufe sittlicher Schönheit heben könnte, auf der ich sie wünschte. 818_1 ff. Zitat aus Schillers Gedicht „Die Künstler“ v. 30—34. Ebenso XIV 142_6. Vgl. Nachsommer, VII 154_{28}: Darum hat nur der Mensch allein die Kunst und wird sie haben, so lange er ist, wie sehr die Aeußerungen derselben auch wechseln mögen. $_7$ Vgl. Anm. zu 175_3. $_{12}$ Vgl. Anm. zu 177_{30}.

Die Volksschule in Oberösterreich in den Jahren 1850—1865.

S. 319_1—324_{32}.

H: Stifter-Archiv Nr. 156, 2 Großquartblätter mit breitem Rand, beiderseits beschrieben. Das mit voller Namenszeichnung unter dem Titel versehene Manuskript bricht in der letzten Zeile der Seite 4 mitten im Satze ab. Die Blätter tragen rechts oben die Aufschrift Volksschule 1, bzw. 3, alle Seiten sind numeriert. Seite 1 hat überdies links oben den Vermerk Stifters für die österr. Revue. Ungedruckt.

319_{21} Volkserziehung recht eingerichtet würde] vor recht Wortansatz ei[ngerichtet] gestr. 320_1 sie über gestr. die Staaten $_9$ seine Vollendung finden werde] nach seine gestr. Entwiklung finden werde $_{13}$ nach Erde gestr. nur von $_{29}$ Greises aus Greisen korrig. 321_{31} enge, steile, finstere Straße] nach enge gestr. Wortansatz fi[nstere] 322_{17} vor Stadtpfarrschule gestr. Wortansatz Pf[arrschule] $_{30}$ verwerfen das zweite r ü. d. Z. eingef. 323_9 nach Dach gestr. hat 324_6 nach Menschen Wortansatz g[ewiß?] gestr. $_7$ dazu bedarf er nicht eigens einer Leidenschaft a. R. eingef. $_{15}$ nach Sie vor errichtete gestr. bau[te] $_{30}$ nach waren gestr. wiederholt

Adolf von Kriegs-Au, der während seiner Wirksamkeit in der Linzer Statthalterei Stifters Freund geworden war,

leitete seit dem Herbst 1865 als Sektionschef die nach Auflassung des Ministeriums für Cultus und Unterricht errichtete Abteilung des Staatsministeriums (vgl. Anm. XX, S. 404) und schrieb Stifter am 16. Oktober 1865: „Was Sie über Volksschule denken, Sie, der Sie nicht blos mit dem Kopfe, sondern mit dem Herzen leben, das möchte ich wissen. Vielleicht reden wir darüber.“ Stifter antwortete am 4. November 1865 (Briefe, hgg. von Joh. Aprent, III, S. 185): „Ich habe meine Aufmerksamkeit schon vierzig Jahre auf diesen Gegenstand gerichtet, ich halte ihn für höchst wichtig und für eine der ersten Staatsaufgaben. Was ich aber sagen könnte, wäre ein Buch, kein Brief, und das kann ich jezt nicht abfassen. Es ist schon lange meine Absicht, daß es mein lezter Dienst sein soll, welchen ich dem geliebten Österreich leiste, ein Werk in meinen älteren Tagen über Volkserziehung und Volksunterricht abzufassen. . . . Indessen werde ich anfangen, allerlei, wenn auch nicht im folgerechten Zusammenhange, auf Blätter zu schreiben und werde Ihnen diese Blätter senden. Aber Kriegs-Au erhielt keine Sendung, wie aus seinem Vermerk „Nie etwas gekommen“ auf der im Stifter-Archiv erliegrnden Abschrift dieses Briefes hervorgeht. Das vorliegende Bruchstück hängt zweifellos mit diesem Plane zusammen und ist nach der am 25. November 1865 erfolgten Versetzung Stifters in den Ruhestand entstanden. Die Randnote aut S. 1 zeigt, daß Stifter den Artikel für die Zeitschrift „Österreichische Revue“ bestimmt hatte.

819$_{13}$ Fürst Clemens Metternich war am 11. Juni 1859 gestorben. $_{19}$ daß die Staaten, um mit all den Schäden zurecht zu kommen, die aus unzulänglicher Volkserziehung entspringen, mehr Geld ausgeben, als wenn gleich die Volkserziehung recht eingerichtet würde. Vgl. an Türck, 26. April 1849 in der Anm. zu 46$_{5}$. **320**$_{25}$ Vgl. Anm. zu 180$_{8}$. $_{29}$ daß der Plan für Entwicklung der Menschheit ungemein groß angelegt sein muß, und daß ein Jahrtausend eine Stunde ist, ein Leitgedanken des 15. Buches der „Ideen“ Herders. Vgl. Kap. 4 (14, S. 235): „Alle Zweifel und Klagen der Menschen über die Verwirrung und den wenigmerklichen Fortgang des Guten in der Geschichte rühren daher, daß der traurige Wanderer auf eine zu kleine Strecke seines Weges siehet.“ **321**$_{17}$ Über die Schulhäuser hatte Stifter sich schon in seinem ersten Inspektionsberichte (Festgabe, S. 42) eingehend geäußert: „Die Schulgebäude, die mir bisher bekannt

geworden sind, sind sehr gemischter Art. Die neuen sind gewöhnlich gut, wenn auch den objectiven Forderungen des Schulanstandes, der Gesundheit (es entwikeln sich ohnedem ganz eigentlich specifische Schulkrankheiten) und des Lehrzwekes nicht entsprechend. Ich habe aber auch sehr schlechte, man könnte den Ausdruk gebrauchen, fürchterliche Schulörtlichkeiten getroffen. $_{22}$ In dem genannten Berichte, der in der „Festgabe“ nicht vollständig wiedergegeben ist, führte Stifter auch bereits Klage über das Gebäude und die Lage der Linzer Normalschule und Vorstadt-Josephsschule und der Kreishauptschule in Steyr. 323$_{25}$ der damalige Statthalter..., Eduard Freiherr von Bach, der Nachfolger des Dr. Alois Fischer, war von 1851—1862 Statthalter von Oberösterreich.

II.

Literatur und Theater.

Kunst- und Litteraturbriefe aus Wien.

S. 327$_{1}$—331$_{33}$.

J: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 249, 6. September 1847, S. 1985.

Aurelius Buddeus, der Redakteur der Allgemeinen Zeitung, hatte sich im Juli 1847 an Stifter mit dem Ersuchen um Beiträge gewendet (vgl. XVII 238$_{13}$, 239$_{28}$). Stifter erklärte sich in der erst am 21. August gesendeten Antwort (XVII 246$_{24}$ ff.) bereit, von Zeit zu Zeit wie sich eben der Anlaß gibt, über künstlerische Leistungen, künstlerisches Leben etc (im weitesten Sinne) von Österreich Nachricht und Urtheil zu geben; er möchte noch lieber allgemeine Ansichten über Kunst in dem Blatte nieder legen, etwa ästhetische Briefe, lehnt aber die Anregung des Redakteurs, einen Aufsatz über Hebbel zu geben, ab und begründet sein Verdammungsurteil (248$_{1}$—250$_{3}$) durch eine ausführliche Charakteristik. Hieran schließt er mit den Worten Wollen Sie aber das Folgende Ihrem Blatte einverleiben, so thun Sie es die Besprechung des „armen Spielmann“ von Grillparzer (250$_{6}$—252$_{14}$) und der beiden Bilder der Maler Steinfeld und Fischbach (252$_{15}$—254$_{33}$). Stifter stellte, durch eine frühere Erfahrung (vgl. Anm. zu 340$_{1}$ ff.) veranlaßt, die Bitte, daß keine Kürzung oder Änderung ohne sein Einvernehmen vorgenommen werde.

Unsere Ausgabe bietet den Text nach dem Druck in der „Allgemeinen Zeitung“, der geringfügige Abweichungen von dem

30

des Briefes an Aurelius Buddeus aufweist: 327 ₂ Jahrgang J.] Jahrgange ₁₀ ältern] älteren ₁₁ Anderes] anders ₂₁ äußern] äußeren 328 ₃ müssen. Ueber] müssen: Über ₁₅ Geschlechts] Geschlechtes ₂₀ goldenen] goldnen ₂₈ liegen. Daher] liegen: Daher kommt] kömmt 329 ₁₇ erfreuliche] erfreulichen ₂₃ unseres] unsers 330 ₁₇ sieht man] ist ₂₁ aufgeht. Der] aufgeht, der ₂₂ Unglücks] Unglückes ₂₇ angemessen—ruhig] angemessen: ruhig 331 ₇ liegenden] liegendem ₂₁ Gegentheil] Gegentheile ₃₁ unsern] unseren. ₃₂ künstlerischen Streben] künstlerischem Ernste

327 ₅ Stifters Erzählung „Der arme Wohlthäter“ (Austria f. d. J. 1848, umgearbeitet „Kalkstein“ der „Bunten Steine“) zeigt den Einfluß der Erzählung Grillparzers. Vgl. Wilhelm Kosch, Adalbert Stifter und die Romantik, Prag, 1905, S. 13, ferner V ₁, S. XXIX. Auch in den „Turmalin“ übernahm er aus ihr Motive. ₁₉ Unbedeutenheit. Diese auffallende Schreibung gebraucht Stifter auch in den „Feldblumen“ I 101 ₂₂: und mich blätterweise in Unbedeutenheiten umtreibe und im „Nachsommer“, VII 45 ₂₈: Meine Habseligkeiten sinken dagegen zu Unbedeutenheiten herab. Ebenso Grillparzer, Meine Erinnerungen aus dem Revolutionsjahre, Sämtliche Werke, XVI, S. 43, Z. 4. **329** ₁₂ Stifter kannte die Wiener Kritik. Sigmund Engländer brachte im „Humoristen“ Nr. 268, 9. November 1847 eine verständnislose, abfällige Kritik des „armen Spielmann“, die sich zugleich auch gegen Stifters ebenfalls in der Iris f. d. Jahre 1848 erschienene Erzählung „Prokopus“ wendete (vgl. Anm. XVII, S. 429). ₂₀ worüber ich nächstens berichten werde. Dies geschah nicht. Der im Drucke mit I bezeichnete Artikel erhielt keine Fortsetzung. ₂₆ Steinfeld, Franz Steinfeld (1787—1868). Vgl. Anm. XVII, S. 407, 425. **330** ₃₂ Fischbach, Johann Fischbach (1797—1871), mit Stifter befreundet. Vgl. XVII 54 ₈, 61 ₈, 65 ₂₄, Anm. S. 346. XVIII 273 ₁₂ ff. (Stifter an Fischbach, 9. September 1855). Stifter hat mehrere Bilder Fischbachs besprochen: XIV 45 ₈, 62 ₃₂, 111 ₃, 330 ₂₉—332 ₈.

Carl Löfflers Ölgemälde „Das Erdbeermädchen“.

S. 332 ₁—334 ₇.

J: Der Botschafter, IV. Jahrg., Nr. 5, 5. Jänner 1865. Feuilleton: Bildende Kunst.

Der Maler Carl Löffler (geb. in Haslach in Oberösterreich am 13. Februar 1823, gest. in Wien am 30. Juni 1905) war ein Freund Stifters (vgl. Anm. XX, S. 332). Der Herausgeber und verantwortliche Redakteur des „Botschafter“ war der Schriftsteller Friedrich Uhl, der zu den Wiener Freunden des Dichters zählte (vgl. Anm. XX, S. 356).

332$_{4}$ Stifter hatte von seinem Sommeraufenthalte aus am 17. September 1864 (XX 220$_{2}$) an Löffler geschrieben: Höchst schmerzlich war es mir, daß ich Ihre Bilder in der Linzerausstellung nicht sehen konnte, und noch viel schmerzlicher, daß es mir nicht gegönnt war, sie in der Zeitung zu besprechen, aber er sah die Bilder doch noch, da sie erst im Spätherbst an den Maler zurück gingen, war mit ihrer Besprechung in der Linzer Zeitung nicht einverstanden und versprach Löffler in dem Briefe vom 18. November 1864 (XX 232$_{18}$): Eine meiner ersten Arbeiten, wenn ich wieder in meinen Nerven vollständig bin, soll ein großer Aufsaz über Sie in einem großem Blatte sein. Dazu kam Stifter nicht, sondern nur zu der vorliegenden kleinen Anzeige, die durch die Nachricht Löfflers über den Verkauf seines im Wiener Kunstvereine ausgestellten Bildes „Das Erdbeermädchen“ veranlaßt wurde (vgl. XX 251$_{14}$ und Anm. S. 390). $_{10}$ seine ersten Veröffentlichungen, in einer Ausstellung des oberösterr. Kunstvereines im Jahre 1856 unter dem Namen C. Lichtenau, unter seinem Namen zum ersten Mal im Jahre 1859. Vgl. Anton Schlossar, Adalbert Stifters Beziehungen zu dem Maler Carl Löffler in Wien, Deutsche Arbeit in Böhmen VIII, 1908/09, S. 774. $_{16}$ Ein Mädchenkopf mit Fehlern, die Anfänger haben, von Stifter Angela nach der Heldin seiner „Feldblumen“ genannt (vgl. XIV 193$_{3}$ und XX 75$_{11}$, Anm. S. 348). $_{22}$ Die Gestalt des Erdbeermädchens. Vgl. die Wiedergabe in Bd. XX und die Anm. ebda S. 390. **333**$_{25}$ Mit dem Rate, Löffler möge sich von dem Einflusse hoher, alter Meister befreien, wiederholt Stifter, was er dem Maler nach dem Studium seiner Bilder am 18. November 1864 (XX 231$_{22}$) geschrieben hatte: daß Sie Ihre Augen vielleicht zu sehr an die alten herrlichen Bilder gewöhnt haben, und daß Ihnen der bräunlich schwarze Ton, den sie durch Alter angenommen haben, schon in Ihre neuen Farben kömmt (vgl. ebda, Anm. S. 385). Stifter stimmt hierin mit dem Kritiker der Linzer Zeitung, Nr. 193, 24. August 1864 überein (vgl. ebda S. 382). Dem „Erdbeermädchen“ spendete auch

Ludwig Speidel in dem Fremdenblatt, Nr. 333, 2. Dezember 1864, sein Lob (vgl. ebda S. 390).

Neue Gesänge in obderenns'schen Volksmundart von Franz Stelzhamer.

S. 335_1—339_{32}.

J: Allgemeine Theaterzeitung, Nr. 176, 177, 24., 26. Juli 1841.

Franz Stelzhamer, geb. in Groß-Piesenham bei Ried in Oberösterreich am 29. November 1802, gest. in Henndorf bei Salzburg am 14. Juli 1874. Vgl. XVII 74_{24} (Anm. S. 358), 808_{25} ff., 811_6 (Anm. S. 450 f.).

335$_2$ Stifter bezeichnet die „neuen Gesänge" als zweiten Band der Dialektgedichte Stelzhamers, obwohl der Titel keinen derartigen Zusatz enthält, mit Rücksicht auf Stelzhamers „Lieder in obderennsischer Volksmundart", die Wien, 1837, bei Peter Rohrmann erschienen. Auf diese erste Ausgabe beziehen sich Stifters Verweise 336_{29} und 337_3. Diesem Büchlein gilt eine überaus anerkennende Besprechung Ernst von Feuchterslebens in der Wiener Zeitung Nr. 122, 13. August 1841 (Lebensblätter, Wien, 1841, S. 129, S. W. 3, S. 117), die zu einer Zeit erschien, als die „neuen Gesänge" bereits vorlagen. $_4$ im Innkreise, in dem Innviertel, in dem Groß-Piesenham liegt. $_7$ Hebel, Johann Peter Hebel (geb. in Basel am 10. Mai 1760, gest. zu Schwetzingen am 22. September 1826), dessen „Allemannische Gedichte" 1803 in Karlsruhe erschienen sind. Auch Feuchtersleben zieht in seiner nach Stifters Artikel veröffentlichten Besprechung Hebel zum Vergleich heran; er sieht in ihm einen Vertreter der subjektiven Seite der Poesie und glaubt, der Dialekt sei ihm bloß das Vehikel für seine Absicht, das Volk zu bilden und zu belehren, während er Stelzhamer einen originellen und echt poetischen Charakter und die Gabe, zugleich subjektiv und objektiv zu sein, zuerkennt. **336**$_{29}$ aus dem ersten Band, den „Liedern". den Spiellump: Dá Spiellump, S. 120. $_{30}$ das Lümperl: s'Lümperl, S. 105, 'SMüederl: Mein Müederl, S. 40, 'N Aehnl seine Lehrn: n'Ähnl seine Lehrn, S. 148. $_{31}$ aus dem zweiten, den „neuen Gesängen". 'S Muedastübl: s'Muedástübl, S. 182. $_{32}$ da Hadara: Dá Hádára, S. 51, da Pikan: Dà Pickan, S. 69, n'Menschen sein Fürnehma: m'Menschen sein Fürnehmá, S. 148. $_{33}$ Waldg'sangl: Woldg'sángl, S. 174,

's Glåut : 's G'läut, S. 210, s'Vaderhaus : s'Vadernhaus, S. 250. 337₁ Resolut, S. 272, n'Vogel seine Frühlingsg'sangl : n'Vogl sein Fruehlingsg'sángl I—IV, S. 274. ₃ In den Gedichten des ersten Bandes: d'Blüemerl : Dö Blüeml, S. 9. ₄ d'Sterndl : D'Stern, S. 14. ₅ da Tauba : Dá Dauba, S. 10. des zweiten: s'alte G'sang: s'Olte G'sang, S. 65, da Gimpel : Dá Gimpel, S. 285. ₂₅ Maurus Lindermair, richtig Lindemayr (geb. in Neukirchen am 17. November 1723, gest. am 19. Juni 1783), Benediktiner, Pfarrer in Neukirchen. Seine „Lieder und Komödien des oberösterreichischen Bauers" wurden erst 1822 mit dem Zusatze „aus dem nachgelassenen Manuskript" herausgegeben. ₂₆ Stifters Charakteristik des Landes Oberösterreich und seiner Bewohner ist ein trefflicher Beleg dafür, wie richtig August Sauer über Stifters enges Verhältnis zu diesem Lande in seiner Rektoratsrede „Literaturgeschichte und Volkskunde" (Österreichische Rundschau, Bd. XIV, 1908, S. 54) geurteilt hat: „Adalbert Stifter, der seine Jugend wie seine Spätzeit in Oberösterreich verbrachte, der auch wesentliche Bildungseinflüsse dort erfuhr, wurzelt tief im oberösterreichischen Volkstum." 338₉ Liebe der Mutter zum Sohne und umgekehrt, in den Gedichten, in denen Stelzhamer sein eigenes Erleben und Empfinden gestaltet hat (vgl. Leopold Hörmann, Fr. Stelzhamers Ausgewählte Werke, I. Bd., Deutsch-österr. Klassiker-Bibl., S. IX). ₁₂ Müederl : Mein Müederl: „Lieder", S. 40. 339₁ Waldg'sangl I und II : Woldg'sángl : „Neue Gesänge", S. 174. ₂ in den Frühlingsgesängen des Vogels : n'Vogl seine Früehlingsg'sángl, ebda S. 274. ₃ Waldfräuerl : s'Woldfräuerl (*Musa ruralis*), ebda S. 17. ₅ Woldg'sángl III, S. 179. ₈ Mahrl von Furtbach : s'Máhrl von Furtbach, II G'sángá und á Vor- und Nachg'sángl, S. 83—126 (vgl. dazu Stelzhamers Erläuterungen in dem den Gedichten vorausgeschickten „Extrablättchen", S. VI. ₁₅ d'Augn : D'Augn, S. 78, Fenstag'sangl: Fenstágsángl S. 197. ₁₆ d'Aufrichtikeit : D'Aufrichtikeit (Duett), S. 296. ₁₆ dö G'sanga vom verhexten Jaga : Dö G'sánga v. vohexten Jágá I—V, S. 296—314. ₂₂ Wer sö nix zimmt, der is nix : S. 157 mit dem Zusatz: „Á G'sangl für d'Leut, dö ollweil gern umsunst interholten sein mechten".

Mohnkörner, gesammelte Erzählungen von Ernst Ritter.

S. 340 $_1$—346 $_{13}$.

J: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 205, 24. Juli 1846, S. 1634—1636.

Mohnkörner. Gesammelte Erzählungen von Ernst Ritter, Pesth, 1846. Verlag von Gustav Heckenast, Leipzig bei Georg Wigand. Erster Band, 227 S. Oktav: Schloß Wartberg (S. 1—117), Gerhardine (S. 119—227). Zweiter Band, 211 S. Oktav: Die Verlobung (S. 1—82), Ulysses (S. 83—189), Herbstwochen am See (S. 190—261).

Ernst Ritter, der Deckname für Emilie von Binzer, geb. von Gerschau, geb. 1801, gest. in München am 9. Februar 1891. Vgl. Josef Bindtner, Eine Freundin Adalbert Stifters, Der Wächter, Organ des Eichendorff-Bundes, 1923, 2. Heft, S. 65—71. Chr. Frh. von Zedlitz, der Freund der Familie Binzer, vermittelte Stifters Verbindung mit der Allgemeinen Zeitung (vgl. Anm. XVII, S. 393). Stifter erbat sich das Buch von Heckenast (XVII 156 $_{25}$) und schrieb ihm am 17. März 1846 (XVII 157 $_{27}$): Über Ritter habe ich doch etwas geschrieben, lauter Lobendes (mit ganz winzigem Tadel), Zedliz wird es nach Augsburg senden. Aber Zedlitz mußte ihn noch am 26. April mahnen und nochmals am 15. Mai (vgl. Anm. XVII, S. 390).

Der Artikel erfuhr Kürzungen, worüber sich Stifter bei Zedlitz beklagte, wie aus dessen Schreiben an ihn vom 18. August 1846 hervorgeht (vgl. hiezu Anm. S. 465 $_1$): Was Ihre ganz richtig *motivirte* Klage über die Verstümmlung Ihres Artikels in der Allg. Zeit. anlangt, so bin ich in der Lage, Ihnen darüber Aufschluß geben zu können, weil grade wie Ihr Brief ankam zufällig *Kolb* [Redakteur der Allg. Zeitung] bei uns in *Aussee* zum Besuch war um von hier über *Triest* nach *Wien* und *Prag* zu gehen. — Er selbst war nicht in *Augsburg*, und würde sonst ein *Veto* eingelegt haben. Da aber im Allgemeinen es Grundsatz der *Redaction* ist, nur übersichtlich über die vorhandenen Erscheinungen zu sprechen, und in die Einzelheiten nicht ein zu gehen, um keine „Recensionen“ zu liefern, so haben seine Stellvertreter auch bei Ihrem Aufsatze nach diesem Grundsatze verfahren, und die Kritik der einzelnen Novellen ausgelassen, die, wäre *Kolb* in *Augsburg* gewesen, aus wahrer und großer Hochachtung für Ihren Namen, er nicht gestrichen haben würde. *Kolb* trägt mir

auf, Ihnen zu sagen, daß er keinen größeren Wunsch habe als Sie zu den *permanenten* Mitarbeitern der Allg. Zeitung zu zählen, und er läßt Sie sehr bitten, dieses Gesuch nicht abzuweisen . . . Wie sehr *Ernst Ritter* die Verstümmlung Ihres Aufsatzes bedauerte, können Sie sich leicht vorstellen. Er war trostlos darüber! —.

Die „Mohnkörner“ wurden in der Theaterzeitung, Nr. 71, 72 v. 24. und 25. März 1846 von Anton Langer günstig besprochen und Stifters Novellen an die Seite gestellt. Ebenso lobend sprach sich der Kritiker N. [Nordmann?] der „Sonntagsblätter“ in Nr. 15, 12. April 1846 aus, die sich wiederholt mit der Persönlichkeit des Verfassers und seinem Werke beschäftigten. Vgl. in Nr. 8 die Notiz Aus Ungarn, in Nr. 34 die Notiz „Kein Ritter. Eine Mitteilung für Damen“ von L. A. Frankl, der gleichfalls die „Mohnkörner“ als Stifter gleichwertig rühmt, und in Nr. 39 v. 27. September eine Notiz, die den Namen der Verfasserin bekannt gibt. Als Ernst Ritter begegnen wir Emilie von Binzer bereits 1837 mit einigen Beiträgen in Witthauers „Wiener Zeitschrift“; ihre Dramen „Die Gauklerin“ und „Karoline Neuber“ kamen auch unter diesem Autornamen im Hofburgtheater zur Aufführung (vgl. XVII 194_{4}, 195_{6} und Anm. S. 404).

340_{12} jedes Große, dachte er, sei so einfach, wie das Fließen der Luft . . . Stifters erste Prägung seiner Ansicht über das Große und das Kleine in Natur und Menschenleben, die er in dem Album des Freifräuleins Emilie von Schlechta am 8. Mai 1847 (XVII 214_{15}) wieder ausgesprochen und in der Vorrede zu den „Bunten Steinen“ zur Abwehr der Angriffe Hebbels (V 1, 4_{13}) ausführlich entwickelt hat. 341_{8} große Quadern, die keinen Palast machten, ein in dem Briefe an Aurelius Buddeus, 21. August 1847 (XVII 248_{6}) in der Kritik Hebbels wiederkehrendes Bild: Er hat ein bestimmtes auffallendes Geschik in Handhabung rohen Materials, nehmlich der Quadern und Lasten, woraus ein Pallast werden soll, nur der Pallast wird nie. $_{16}$der Affekt . . stets Schwäche. Vgl. an Heckenast, Juli 1847 (XVII 240_{31}): Jede Größe ist einfach und sanft, wie es ja auch das Weltgebäude ist, und jede Erbärmlichkeit poltert wie Pistol in *Shakespeare*, und die Unkraft lärmt auch und schlägt um sich, wie es die Knaben in ihren Spielen thun, wo sie Männer darstellen. 342_{27} die Würde und Unverletzlichkeit des Sittengesetzes. Vgl. Anm. zu 305_{8}. 343_{15} es ist allen Dingen, auch den unschein-

barsten, ein Auge gegönnt ... wie Emilie Binzer selbst in dem Vorworte sagt: „Die Novellen .. erzählen die einfachsten Dinge mit den einfachsten Worten. In ihnen geschieht durchaus nichts Außerordentliches, ja in den „Herbstwochen am See" geschieht eigentlich gar nichts". 344 $_{17}$ Darum kann das Große klein sein und das Kleine groß. Vgl. die Vorrede zu den Bunten Steinen, V 1, 4 $_{10}$, „Nachsommer", VI, 235 $_{11}$: Großes ist mir klein, Kleines ist mir groß, und Nachweise anderer Stellen bei Stifter und seiner Übereinstimmung mit Herder, Goethe, Jean Paul und Wilhelm von Humboldt: Stifters Werke, Bong, Teil IV, S. 10 ff. Emilie v. Binzer verkündet in den „Herbstwochen am See" (Mohnkörner II, S. 236) dieselbe Anschauung: „Ein Heuspringer hüpfte auf die ruhende Hand des Dichters und mit ungeheurer Schnellkraft wieder in das Gestein. Es war ein Riesensprung und doch kaum zwei Ellen weit; — so sind die ungeheuersten Thaten der Erde oft nicht größer als der Sprung eines Grashüpfers — und was uns unbedeutend erscheint, ist in Wahrheit oft unübersehbar groß, durch den Sinn, aus dem es hervorging". $_{19}$ sogenannte große Stoffe. Vgl. an Ottilie Wildermuth, 8. Februar 1854 (XVIII 192 $_{27}$) und an August Piepenhagen, 15. Januar 1865 (XX 258 $_{19}$). Stifter stimmt hierin mit Jean Paul überein (vgl. Anm. XVIII S. 429). 345 $_{11}$ raubt ... Hieran schloß sich im Manuskript die Besprechung der einzelnen Novellen, die von der Redaktion der Allgemeinen Zeitung gestrichen wurde (vgl. oben S. 470). $_{14}$ Der Tadel des Gebrauches der fremden Worte — das ist der ganz winzige Tadel, von dem Stifter in dem Briefe an Heckenast (siehe oben S. 470) spricht — lag Stifter nahe, der bei der Umarbeitung seiner Erzählungen für die „Studien" die Fremdwörter tilgte (vgl. August Sauer in der Einleitung zu Bd. I, S. LXI), und war berechtigt, wie eine kleine Auslese zeigen kann: Bd. I: Schloß Wartberg S. 40: „ein immens reicher Mann". S. 69: „er verlangte peremptorisch". S. 92: „wenn ihre Geisteskräfte je sehr akuter Art gewesen wären". Gerhardine: S. 133: „daß man hier nur in äußerster Publicität verkehren kann". S. 190: „bis die Auszahlung von Gerhardinens Vermögen regulirt war". Bd II: Die Verlobung, S. 16: „die unermeßliche Perspektive von Glück und Wonne" S. 63: „nach Popularität strebende Familiarität". S. 76: „von der Kanzel herab als ein Brautpaar proklamirt werden". Ulysses S. 108: „um sich in seinen Hauptgedanken

von irgend Jemand influenziren zu lassen". S. 111: „Detail der Fortschritte". S. 172: „aus desappointirtem Ehrgeiz" „aus Calcul hat er Isabellen diesen Schimpf gethan". Herbstwochen am See, S. 212: „Stadtreminiscenzen und Prätensionen". S. 225: „da um drei Stimmen sich die vorhandenen recrutirt hatten". Emilie von Binzer hatte offenbar aus den Adelskreisen, in denen sie aufwuchs und verkehrte, die Vorliebe für den Gebrauch von Fremdwörtern übernommen. $_{31}$ die sogenannten Wirkungsgedichte, die den Erfolg im bloßen Stoffe suchen. Vgl. an Heckenast, 29. Juli 1858 (XIX 128_{29}): Abdias ist jezt in der hiesigen Ausstellung, und da hat es der Zufall zu einem Effectbilde gebracht, und es zeigt sich da recht augenscheinlich, was Dauer hat ... Es gibt auch solche Effectdichtungen. Ich sagte von solchen Kunstwerken: sie spielen mit der ersten Karte ihren höchsten Trumpf aus, oft einen sehr bedeutenden, aber dann machen sie keinen Stich mehr.

Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart von Anton Gartner.

S. 347_1—347_{23}.

J: Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart von Anton Gartner. Einbegleitet von Adalbert Stifter, Pesth, 1848. Verlag von Gustav Heckenast, Leipzig, bei Georg Wigand.

Anton Gartner, geb. in Pernstein in Oberösterreich am 8. Dezember 1817, gest. in Vöcklabruck am 27. Mai 1858. Vgl. Anm. XVII, S. 427. Stifter lernte die Gedichte Gartners durch ihn selbst kennen, der sie in Wien in einem Kreise von Freunden vorlas, und empfahl sie Heckenast am 14. Dezember 1846 für seinen Verlag (XVII 192_{12} ff.): Die Gedichte sind weit über Kastelli, Seidl, Klesheim, Kaltenbrunner und Kobell, und wenn sie auch vielleicht noch nicht so plastisch und kernhaft sind wie Stelzhammers, so sind sie poetischer und geben Hoffnung, daß ein nächster Band auch in der Kürze und Stärke der Form den Stelzhamer erreichen, vielleicht übertreffen wird ... Ich möchte von dem Fertigen, von dem manches noch jugendlich heiß und etwas zu subjectiv empfindsam ist, nur das Beste für einen Band auswählen, deßhalb geht es so lange her. Am 1. März 1847 schreibt Stifter an Heckenast, der nach Wien reisen wollte (XVII 213_{31}): Dr. Gartner wird Ihnen seine Gedichte hier übergeben, sobald Sie kommen. Er freut sich, Ihnen einige vorlesen zu können. Ich glaube, daß der Verlags-

artikel nicht blos sehr gut, sondern hervorragend und ausgezeichnet gut ist. Sonst würde ich ihn nicht bevorworten. Stifter gab auch seinem Freunde den erbetenen Bescheid über die Entstehung und Bedeutung der Worte „Schnaderhüpfl“ und „Locherl“, wofür er Anton von Spaun zu Rate gezogen hatte; denn Gartner fügte der Ausgabe einen Anhang mit Erklärungen an. Vgl. an Türck, 22. August 1847 (XVII 257 $_{10}$) und an Dr. Anton Gartner, 14. September 1847 (XVII 260 $_1$). Dieser Brief ist der einzige erhaltene Stifters an Gartner.

Zwei Briefe Gartners an Stifter erliegen im Stifter-Archiv: Modena, 20. September 1853 und Vöcklabruck, 17. Februar 1857. Im Jahre nach Gartners Tod, am 29. April 1859, wendete sich dessen Witwe Gabriele an ihn mit der Bitte, die ihr versprochene Grabinschrift zu senden, und dankte ihm für die vielen Beweise seiner Liebe und Freundschaft.

Gartners Gedichte fertigte der Rezensent im Österreichischen Morgenblatt (gez. J. Stb.) Nr. 138, 17. November 1847, S. 551 als Jargonpoesie ab und erklärte am Schlusse seiner Besprechung: „Wie übrigens Herr Adalbert Stifter dazu gekommen, diese Jargonpoesie zu bevorworten, ist uns ein Räthsel.“ Die Gedichte erschienen in zweiter Auflage im Jahre 1856, Pest, Heckenast (vgl. die Besprechung in der Linzer Zeitung Nr. 121 vom 28. Mai 1857).

Nikolaus von Lagusius, Gedichte der Großeltern.

S. 348 $_1$—349 $_{17}$.

J: Gedichte der Großeltern. Ihren der Kindheit entwachsenen Enkeln und Enkelinnen gewidmet von Nikolaus von Lagusius. Wien, Druck und Commissionsverlag der typograph.-literar.-artist. Anstalt (L. C. Zamarski, A. Dittmarsch u. Comp.) 1859. Zweite Auflage: Leipzig, 1860, bei Schrag, ebenfalls mit Stifters „begleitenden Worten“.

Nikolaus von Lagusius, geb. in Wien im Jahre 1793 als Sohn des Konzipisten bei der böhmisch-österr. Hofstelle Leopold Edler von Lagusius und der Franziska L., geb. Edle von Jacquin (vgl. Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, hgg. v. Emil Blümml, München, G. Müller, 1919, I. Band, S. 158, Anm. S. 495), gest. ebda am 16. November 1869, gehörte

dem Offiziersstande an, diente in den Infanterie-Regimentern Nr. 49, zuletzt als Hauptmann, und Nr. 4, seit 1841 als Major und Kommandant des 1. Landwehr-Bataillons, und wurde 1844 pensioniert. Lagusius war schriftstellerisch tätig; er schrieb u. a. eine Erzählung „Marie“ (Witthauers Wiener Zeitschrift 1837, Nr. 105—108) und einen Artikel „Über stehende Heere“ (ebda, 1848, Nr. 147—154). Lagusius gehörte zu dem Freundeskreis des Hauses Türck. Stifter suchte Heckenast für einen Roman des Herrn v. Lagusius als Verleger zu gewinnen. Vgl. an Türck, 22. August 1847 (XVII 257_{15}) und an Heckenast, 19. Oktober 1847 (XVII 262_1 ff.), dem er dessen Besuch ankündigt: ich rechne es mir zur Ehre, ihn meinen Freunden beizählen zu dürfen, und kann Sie versichern, daß Sie in ihm einen vortrefflichen Mann kennen lernen.

Am 13. August 1859 konnte Lagusius seinem Freunde Stifter melden, daß von den Gedichten mit Einschluß der Pflichtexemplare gegen 300 Bändchen abgesetzt wurden und der sich in Leipzig etablierende Berliner Kunsthändler Hoffmann bereit ist, die Ausgabe eines II. Bändchens solcher Gedichte „Gedichte der Großeltern ihren Enkeln im Jünglings- und Jungfrauen-Alter gewidmet“ — das Manuskript war dem Briefe beigelegt — zu übernehmen: Doch wünscht er, so wie ich, daß Sie die übergroße Güte hätten, diese Gedichte ... einer, wenn auch nur kurzen Einbekleidung [sic!] zu würdigen. Ob Stifter diesen Wunsch erfüllt hat, ist nicht bekannt. Ein zweites Bändchen ist nicht erschienen.

Joseph Kehrein, der Verfasser des Lexikons der katholischen deutschen Dichter und Schriftsteller im 19. Jahrhundert, der sich am 20. August 1867 an Stifter wegen biographischer Daten gewendet und ihn auch um Auskunft über Gartner und Lagusius gebeten hatte, erhielt in der Antwort vom 18. September 1867 den Bescheid: Adresse des H. von Lagusius erhalten Sie bei Joseph Türk, Hofjuwelier, Bauernmarkt 2 in Wien.

„Der Heimgarten.“

S. 350_1—351_{30}.

J: Der Botschafter, III. Jahrg. 1864, Nr. 175, 26. Juni 1864.

Der Heimgarten, ein Haus- und Volksblatt mit Bildern, herausgegeben von Dr. Herman Schmid, München, Expedition des Heimgarten. (Redigiert unter der Verantwortlichkeit von Fr. Pustet sen. in München.) Druck von Fr. Pustet sen. in München,

erschien bloß in 2 Jahrgängen 1864 (IV 616 S.) und 1865 (IV 628 S.). „Der Heimgarten“ brachte in Nr. 6–8 des Jahrg. 1864 Stifters Erzählung „Nachkommenschaften“.

350_{23} Sintram] Sutram J Druckfehler

350_{5} da ich krank war. Stifter erkrankte im Dezember 1863, sein Leiden verschlimmerte sich nach eingetretener Besserung im März 1864 und ermöglichte es ihm erst nach längerer Pause, seine literarische Tätigkeit fortzusetzen (vgl. XX 178_{30}, 184_{23}, 192_{27} und Anm. S. 373f.). $_{10}$ Schmids .. Erzählung „der Schütz in der Pertisau: Herman Schmid, Der Schütz von der Pertisau, S. 2 ff. in 5 Nummern $_{20}$ A. Pichlers .. Allerlei Geschichten aus Tirol: Adolf Pichler (1819—1900) gab die hier S. 193 ff. veröffentlichten Erzählungen mit anderen vereinigt unter diesem Titel bei Frommann, Jena, 1867 heraus. $_{22}$ Max Haushofers .. Erzählung Sintram: Max Haushofer (1840—1907), Sintram. Eine Erzählung aus den Bergen, S. 161 f., 177 f. $_{24}$ „der Kapitalist“ von Ferdinand Kürnberger: Ferdinand Kürnberger (1823—1879) „Der Kapitalist“, Novelle, S. 273 ff. 351_{3} „Schule der Demuth“ von Ottilie Wildermuth. (1817–1877), S. 243 ff., 258 ff. $_{4}$ E. Geibels .. Gedicht „die Blutrache“ Emanuel Geibel (1815—1884), S. 209. $_{15}$ Pichlers „Edelweiß“, Edelweiß und Jochraute, S. 56 ff. $_{16}$ August Schilling, Gifte in den Nahrungsmitteln, S. 76 ff mit Fortsetzungen in der zweiten Hälfte des Jahrganges. $_{17}$ August Silberstein, Die Vögel als Ärzte und Chirurgen, S. 12 ff. (mit einer Fortsetzung: Die Vögel als Baumeister, S. 222). $_{18}$ eine anmuthige Erzählung aus Raimunds Leben, unter dem Titel „Eine kleine Komödie Raimunds“, S. 125, 139. $_{20}$ Die hier angekündigte Besprechung hat Stifter nicht geschrieben. Die nach dem Erscheinen dieser Anzeige folgenden Nummern des ersten Jahrganges brachten u. a. Beiträge von Felix Dahn, Wilhelm Jensen, Hermann Kurz und Otto Ruppius.

Der Fechter von Ravenna.

S. 352_{1}—354_{8}.

J: Linzer Zeitung, Nr. 42, 18. Februar 1855, S. 169.

Das Trauerspiel „Der Fechter von Ravenna“ von Friedrich Halm (Frh. Eligius F. J. Münch-Bellinghausen

(1806—1871) wurde ohne Nennung des Verfassers am 18. Oktober 1854 zum erstenmal im Hofburgtheater aufgeführt. Julie Rettich, Halms Freundin, die Darstellerin der Thusnelda, brachte im Juli 1854 das Stück nach München mit (vgl. Briefe Franz Dingelstedts an Friedrich Halm, mitgeteilt von Alexander v. Weilen, Grillp.-Jahrb. VIII, S. 146). Dort wurde es im Hof- und Nationaltheater am 16. Januar 1855 mit großem Erfolge aufgeführt. Dann veranlaßte der Bacherl-Streit (vgl. Anm. XIX, S. 294) den Intendanten Dingelstedt, das bisher anonym gegebene Stück unter dem Dichternamen des Verfassers am 15. April 1856 aufführen zu lassen (Grillp.-Jahrb. S. 147). Über Stifters Beziehungen zu Halm gibt sein am 2. Februar 1857 an ihn gerichteter Brief Aufschluß (XIX 5_{1}). Halms „Griseldis" hatte Stifter in dem Briefe an Frh. Adolf v. Brenner, 10. November 1836 (XVII 61_{14}) einer scharfen Kritik unterzogen.

352$_{5}$ Vielleicht hatte Julie Rettich auf ihrer Reise nach München bei einem Aufenthalte in Linz Stifter mit dem Stücke bekannt gemacht und ihn in das Geheimnis eingeweiht, das er auch in seiner Besprechung nicht verrät (vgl. 353_{28}); denn er schreibt am 2. Februar 1857 (XIX 5_{11}) an Halm, der ihm einen Teil seiner Gesammelten Werke übersendet hatte: Das Dramatische konnte ich aus Vorstellungen außer dem Fechter, den ich als gedruktes Manuscript las und auch hier gar nicht schlecht geben sah (*Caligula* war sogar trefflich). Jezt kann ich mit Muße Plan und Ausführung durchgehen. $_{8}$ Die Absicht, eine ausführliche Besprechung des Stückes zu schreiben, führte Stifter nicht aus, obwohl er sie auch dem Redakteur der Allgemeinen Zeitung Gustav Kolb am 16. April 1855 (XVIII 244_{10}) angekündigt hatte, und fand einen Grund hiefür in der ein Jahr später ausgebrochenen Bacherl-Fehde. Vgl. an Halm 2. Februar 1857 (XIX 5_{13}): Den Fechter wollte ich ausführlich in der allgemeinen Zeitung besprechen, verschob es aber des leibigen ausgebrochenen Bacherlverhältnisses willen. Etwa kann ich später umfangreicher sprechen. Mich erfüllt es mit Freude, wie Österreich jezt so weit voran geht. **353**$_{9}$ Ebenso äußerte sich Stifter in dem Briefe an Heckenast, 3. April 1855 (XVIII 242_{3}): Der Fechter troz seiner Fehler ist eines der größten deutschen Werke, und freuen wir uns, wieder ein österreichisches. $_{22}$ Anders, aber doch Stifters Urteil nahekommend äußerte sich der Kritiker der Allgemeinen Zeitung Nr. 19, 20. Januar 1855): „Es ist ein Tendenzstück, aber kein wohlfeiles, parteiisches, sondern ein charakteri-

sierendes". 25 wie uns schon Tacitus schildert, als im Streite mit einander liegend und dadurch der Macht Roms preisgegeben. Vgl. Tacitus, Annales I, c. 55, II, c. 26, und Halms Fechter von Ravenna, I. Akt v. 325 ff. 28 wenn der Verfasser ein Anderer ist, als unser großer Grillparzer. Die Vermutung, Grillparzer sei der Verfasser des Dramas, hatte Zedlitz in einem Briefe an Emilie von Binzer, 15. Januar 1855, ausgesprochen (vgl. Anton Schlossar, Grillp.-Jahrb. VII, S. 205). In der „Monatsschrift für Theater und Musik", hgg. von Josef Klemm, I. Jahrg., 1855, S. 153 zieht der Verfasser der Correspondenz aus Linz, im März diese Besprechung heran und behauptet, Stifter habe sich für Grillparzer als Autor ausgesprochen, und führt hierauf der Reihe nach die Argumente an, die für die Autorschaft Grillparzers, Gutzkows und Laubes sprechen. Vgl. hiezu Linzer Zeitung Nr. 119, 19. Mai 1855. 354_8. Die Redaktion der Linzer Zeitung hat an den Schluß des Artikels die Fußnote angefügt: „Wir werden die Besprechung des Stückes demnächst aus einer andern Feder folgen lassen, und bemerken nur vorläufig, daß dasselbe bei seiner 1. und 2. Aufführung auf hiesiger Bühne am 15. und 16. d. M. einen sehr glänzenden Erfolg hatte."

Das Gastspiel der Lucile Young-Grahn im Jahre 1856.

S. 355_1—358_{29}.

J: Linzer Zeitung, Nr. 152, 28. Juni 1856, S. 649.

J¹: Vermischte Schriften von Adalbert Stifter, hgg. von Johannes Aprent, I. Band, S. 213—216: Lucile Young-Grahn als Yelva (= 355_{16}—358_{29}).

Lucile Young, geb. Grahn, geb. in Kopenhagen 1825, gest. am 31. März 1907 in München, Enkelin des Grafen Stange, des Ministers des Königs Christian von Dänemark, ehemals Schauspielerin, widmete sich später der Tanzkunst, erwarb sich als eine der bedeutendsten Tänzerinnen durch ihr geistvolles Spiel in Berlin, Hamburg, München, Leipzig, Wien, London und Paris einen Weltruf und trat 1875 als Directrice der Ballettschule des Hoftheaters in Dresden in den Ruhestand. Lucile Grahn vermählte sich im Jahre 1856 mit dem 1826 in Ofen geborenen Tenoristen Friedrich Young, der ursprünglich für den Handelsstand bestimmt war und

seine Theaterlaufbahn in Linz begann (vgl. Oppenheim-Gettcke, Deutsches Theaterlexikon, Leipzig, 1889, S. 386 und Linzer Zeitung, Nr. 73, 27. März 1855, S. 293). Im Jahre 1867 bewarb sich die Künstlerin um die Stelle einer Ballettmeisterin an der Hofoper in Wien, wurde aber nicht engagiert. Vgl. Franz Dingelstedt an Friedrich Halm, Weimar, 18. September 1867 (Grillp.-Jahrb. VIII, S. 178: „Wenn ich zwischen diesen Zeilen [eines Schreibens der Lucile Young-Grahn] richtig gelesen habe, so wünscht Letztere an der k. k. Hofoper als Balletmeisterin angestellt zu werden, was mir, nachdem sie in München während meiner Verwaltung in derselben Eigenschaft für wenig Geld Vortreffliches geleistet hat, nur erwünscht sein würde. Vorausgesetzt, daß Ihr gegenwärtiger Balletmeister nichts tauge, und daß nicht hinter ihm (oder seinen Favoritinnen im Ballet) mächtige Gönner stehen, die eine Reform im Tanzsaal an den Reformatoren heimsuchen würden.“

855, 5 Lucile Young-Grahn war nach Linz in Begleitung ihres Mannes gekommen, der im Juni 1856 ein Gastspiel in dem Linzer Theater absolvierte. Die Linzer Zeitung brachte in Nr. 146 vom 21. Juni 1856, S. 624, folgende Nachricht: „In Begleitung des hier gastierenden königl. bayrischen Hofopernsängers Herrn Fr. Young befindet sich auch seine Gemahlin, Lucile Grahn, mit welcher er sich erst kürzlich vermählte. Wir benützen diesen Umstand, einem mehrseitigen Wunsche Ausdruck zu geben, indem wir bemerken, daß sich das Theaterpublikum freuen würde, die gefeierte Künstlerin auch auf unserer Bühne auftreten zu sehen, wozu sich eben jetzt die beste Gelegenheit darbietet.“ Bereits am 24. Juni konnte die Zeitung das Auftreten der Künstlerin als Yelva in dem gleichnamigen Melodrama ankündigen und machte hiebei Mitteilungen über ihren Lebenslauf, die Stifter dazu veranlaßt haben mochten, zu sagen, sie sei sonst nur gewohnt, auf den Bühnen der ersten Städte Europa's sich zu zeigen. 17 Die Ankündigung lautete: „Als Benefice- und Abschiedsvorstellung des Herrn Friedrich Young, k. b. Hofopernsägers, unter Mitwirkung der Frau Lucile Young-Grahn (bei erhöhtem Eintrittspreis). Landesständisches Theater in Linz. Donnerstag den 26. Juni 1856: Ouvertüre aus Egmont von Louis von Beethoven. Duett aus Die Hugenotten von Meyerbeer. Hierauf Yelva oder die stumme Waise. Melodrama in 2 Akten nach dem Französischen des Scribe, von J. F. Castelli. Musik von Reisinger.“ Yelva war eine Glanzrolle der Charlotte Wolter (vgl. Jakob Minor, Charlotte Wolter, Grillp.-

Jahrb. VIII, S. 192). 356$_3$ Dem überschwenglichen Urteile Stifters entgegengesetzt lautet eine Kritik der Künstlerin in der Allgemeinen Zeitung über ihr Gastspiel in Augsburg (Nr. 306, 2. November 1855): „Sie wollte die Yelva im Stücke gleichen Namens spielen und die Mandrileña tanzen. Die Künstlerin faßte beides jedoch als eine Gesamtleistung auf, denn sie tanzte wohl ein wenig zu viel in der Pantomime und zu wenig, nämlich nur mit den Füßen in der Mandrileña. Ihre Mimik scheint uns etwas gesucht, sie will zu viel sagen und verliert sich dadurch in den Details und in Künsteleien, welche nicht leicht zu runden sind, da Frln. Grahn aus äußerlichen Gründen die Anmut schwer fällt.“ $_7$ Sophie Schröder, geb. in Paderborn am 1. März 1781, gest. in München am 25. Februar 1868, war Mitglied des Hofburgtheaters in den Jahren 1798, 1815—1830, 1836—1839. Sophie Schröder hatte Stifter, wie er an anderer Stelle (377$_3$, vgl. 379$_2$) sagt, in seiner Jugend erfaßt und erschüttert. 358$_{29}$ Lucile Young-Grahn dankte Stifter in einem undatierten Schreiben [28. Juni 1856] für seine „ebenso gütige als poesiereiche Beurtheilung“ und erbat sich von ihm einen Band der „Studien“ mit seiner Unterschrift.

Zur dramatischen Kunst.

S. 359$_1$—363$_{12}$.

J: Linzer Zeitung, Nr. 242, 22. Oktober 1859.

J[1]: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, Bd. I, S. 217—220, mit Auslassungen und einigen, größtenteils unwesentlichen Abänderungen: 359$_5$ ihm] mir J[1] von Aprent nach Weglassung des einleitenden Satzes (Der Verfasser ...) geändert, ebenso 359$_6$ und 359$_9$ die dritte Person durch die erste ersetzt 360$_2$ Vergnügung] Vergnügen J[1] $_5$ ledig] lediglich J[1] 361$_7$ fort fehlt J[1] $_{12}$ er fehlt J[1] 362$_8$ Die Träger bis 362$_{16}$ darstellenden fehlt J[1] etwas] etwa J[1] $_{31}$ von Neuem] vom Neuen J[1]

359$_1$ Stifter bezieht sich hier auf seine Besprechungen der Linzer Kunstausstellungen (vgl. XIV 21$_{16}$, 38$_8$). Vgl. 177$_{28}$ und Anm. hierzu. $_8$ Philippine Welser, Trauerspiel, Mainz 1859, von Oskar Freiherrn v. Redwitz-Schmölz (geb. zu Lichtenau in Mittelfranken am 28. Juni 1823, gest. in der Heilanstalt St. Gilgenberg bei Bayreuth am 6. Juli 1891. 360$_{12}$ das Wesen der Kunst... die Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes. Vgl. „Aphorismus“ XIV 12$_1$, an G. F. Richter,

21. Juni 1866 (Briefe, hgg. von Aprent, III, S. 240): dort [in Kremsmünster] hörte [ich] zum ersten Male den Saz, das Schöne sei nichts anderes als das Göttliche in dem Kleide des Reizes dargestellt. Ebenso 388$_{4}$. **361**$_{19}$ Stifters zurückhaltende Kritik sticht wesentlich ab von der des Berichterstatters der Linzer Zeitung Nr. 239, 19. Oktober 1859: „Der Stoff, den sich der Dichter hier zum Vorwurf genommen, ist zum Theile aus der Geschichte, zum Theile aus mehreren älteren dramatischen Bearbeitungen bekannt. Herr von Redwitz hat sich durch die neuerliche Bearbeitung kein großes Verdienst erworben, er hat sich auch keine besondere Mühe gegeben. Das Stück ist bühnengerecht gegliedert. Die Charaktere nicht zu grell gezeichnet und konsequent durchgeführt; aber wir vermissen durchweg jene schöne, bilderreiche Sprache, die in anderen Dichtungen des Autors stets so wohlthuend hervortritt; sie erhebt sich hier selten über das Gewöhnliche hinaus. Wohl begegnen wir auch jenem frommen Geist, der Herrn von Redwitz frühere Schöpfungen durchzieht, doch nicht jenem weihevollen Schwung der Poesie, der sonst den Dichter vortheilhaft kennzeichnet." Vielleicht hat erst diese Kritik Stifter veranlaßt, sich gleichfalls über das Drama zu äußern. **361**$_{27}$ wesentlich von dem üppig wuchernden Schönheitsgestrippe der Amaranth verschieden. Das romantische Epos „Amaranth", Mainz, 1849 erschienen, hatte Stifter in dem Briefe an Heckenast, 16. Juli 1851 (XVIII 67$_{10}$) als „einen der herrlichsten Versuche" bezeichnet, aber in dem an Ottilie Wildermuth, 8. Februar 1854 (XVIII 193$_{25}$) mit gereifterem Urteil das Gebrechen des Werkes bloßgelegt: „Nicht Gluth und sittliche Tiefe allein bilden den Künstler, sondern auch das Gestaltungsvermögen, das alle Glieder wahr, rein, harmonisch und liebreich bildet. Sonst wäre die Amaranth die vollendetste Dichtung, in der so erschrecklich viel Schönheitsgestrüppe wuchert, und die Stämme nicht so gesund und einfach emporragen, als wären sie in der That auf dem natürlichen Erdboden gewachsen. **362**$_{17}$ auf den Brettern, die nach des Sängers Ausspruch die Welt bedeuten, nach Schillers Lied „an die Freunde" v. 44 ff.: „Sehn wir doch das Große aller Zeiten / Auf den Brettern, die die Welt bedeuten, / Sinnvoll, still an uns vorübergehn." $_{24}$ Stifters Klage betrifft die Vorherrschaft des französischen Konversationsstückes und anderer noch leichterer Ware der Franzosen, die durch Heinrich Laube im Burgtheater heimisch wurden und von da aus auf die Provinzbühnen kamen.

Theater in Linz.

Das Gastspiel der Frau Julie Rettich und des Fräuleins Satran im Jahre 1862.

I.

S. 364_{1}—366_{33}.

H: Stifter-Archiv Nr. 244, 2 Großquartblätter, halbbrüchig beschrieben, das erste beiderseitig, das zweite nur auf der ersten Seite bis zur Mitte; auf diesem links oben die Zahl 2. Unter der Unterschrift: (Ich bitte mir das Manuscript zurük).

J: Linzer Zeitung, Nr. 150, 2. Juli 1862, S. 609.

J[1]: Vermischte Schriften, I. Band, S. 221—224 mit Weglassung des letzten Satzes.

364 $_{15}$ lenkt] stürzt gestr. lenkt a. R. eingef. $_{16}$ Herrschsucht] Herschsucht Flüchtigkeitsfehler, vom Herausgeber berichtigt $_{17}$ hohes ü. d. Z. eingef. $_{19}$ über das man weggehen will] das man unter sich treten will gestr. über das man weggehen will a. R. eingef. $_{21}$ Werkes] Werks **365** $_{2}$ Aeschilos] Aeschylos über gestr. y ü. d. Z. i $_{3}$ dem] den J $_{6}$ ist bloß an das Ewige] nach ist gestr. nur a. R. in der folgenden Zeile blos vor an angefügt das ü. d. Z. eingef. $_{12}$ doch ü. d. Z. $_{13}$ edelsten über gestr. erhabensten $_{18}$ Lyrik. Der Mangel] nach Lyrik gestr. Die Hofschauspielerin Rettich (vgl. Z. $_{19}$) $_{28}$ von dannen.] davon gestr. von dannen. a. R. eingef. $_{29}$ war die Mutter in der Darstellung der Frau Rettich, und diese Mutter muß] muß diese Mutter gestr. war die bis muß a. R. eingef. **366** $_{3}$ Schöne über gestr. Herrliche $_{4}$ so klar] nach so am Ende der Zeile Wortansatz (klar?) gestr. klar a. R. der nächsten Zeile angefügt $_{5}$ gerade ü. d. Z. eingef. $_{6}$ wie wir bis $_{9}$ Ganzheit war.] der Frau Rettich. Was aber als Wesen dieser Dichtung angegeben wurde, erschien erst wesentlich in ihrem Spiele als eine leuchtende Ganzheit, und dieses Ganze getragen von der einen Seele der Dichtung war eben die Vollendung der Darstellung der Künstlerin. alles gestr. und a. R. eingef. wie wir bis Ganzheit war. $_{11}$ als eben dieses eine Ganze] nach eben gestr. das a. R. eingef. dieses eine vor Ganze $_{12}$ ein größtes und schönstes Kunstwerk korrig. aus eines der größten und schönsten Kunstwerke trat ü. d. Z. über gestr. steht $_{19}$ tiefste über gestr. größte $_{24}$ war rührend naiv] nach war gestr. äußerst ü. d. Z. eingef. rührend dann gestr. und a. R. eingef.

Aprent nahm im Manuskripte mit Bleistift folgende für den Abdruck in den Vermischten Schriften bestimmte Korrekturen

vor: Zusätze: die Aufschrift Über das Gastspiel der Frau Rettich in Linz I., 365_{27} und 365_{28} die im Originale fehlenden Beistriche, 366_{10} nach jeder Theil a. R. eingef. ihrer Darstellung. Streichungen: 366_{19} (Thalmann), der Schlußsatz 366_{32}, Stifters Unterschrift und der eingeklammerte Zusatz betreffs Rückstellung des Manuskriptes. Der Druck weist außerdem noch folgende Abweichungen von dem Original und dem Druck in der Linzer Zeitung auf: 364_{15} insbesondere] insbesondere J[1] 365_{21} Die Frau Rettich] Diese Frau J[1]

Das Linzer Gastspiel der Frau Rettich und des Fräuleins Rosine Satran begann am 30. Juni und schloß am 7. Juli 1862. Die beiden Gäste spielten an 6 Abenden in folgenden Stücken: 1. 30. Juni: Schiller, Die Braut von Messina (Donna Isabella: Frau Rettich; Beatrice: Frl. Satran). 2. 1. Juli: Töpfer, Hermann und Dorothea (Frau Feldern: Frau Rettich; Dorothea: Frl. Satran); Frau v. Girardin, Die Furcht vor der Freude (Frau v. Aubiers: Frau Rettich; Blanche: Fräulein Satran). 3. 2. Juli: Hero und Leander, Ballade von Schiller mit Musik von Lindpaintner, vorgetragen von Fr. Rettich; Goethe, Die Geschwister (Marie: Frl. Satran), Schillers Demetrius (Marfa: Frau Rettich). 4. 4. Juli: Halm, Elektra in Delphi (Elektra: Fr. Rettich; Iphigenia: Frl. Satran); 5. 5. Juli: Putlitz, Don Juan d'Austria (Anna Gräfin Bouches: Frau Rettich; Diana: Frl. Satran). 6. 7. Juli: Putlitz, Waldemar (Agnes von Brandenburg: Frau Rettich; Ingeborg, Tochter des Herzogs von Mecklenburg: Frl. Satran).

364$_{8}$ Stifter streift mit den Worten „Schicksalstragödie" und „Unnatur der Chöre" Fragen, die von dem Erscheinen der „Braut von Messina" bis in unsere Zeit viel umstritten waren und in einer großen Anzahl von Schriften erörtert wurden. **365**$_{2}$ Stifter schätzte die Dramen des Äschylus besonders hoch. Homer und Äschylus bilden den Gegenstand seiner Gespräche mit Dr. Wilhelm Werckmeister, der ihn in Linz besuchte (vgl. an Heckenast, 12. Juni 1856, XVIII 315_{13}). Im „Nachsommer" liest Heinrich der Fürstin in deutscher Übersetzung die Ilias und Odyssee und einiges aus Aeschylus vor (VII 188_{6}). $_{11}$ Vgl. Schiller in der Vorrede zu dem Drama: „Ich habe den Chor zwar in zwei Teile getrennt und im Streit mit sich selbst dargestellt; aber dies ist nur dann der Fall, wo er als wirkliche Person und als blinde Menge mithandelt." **366**$_{20}$ sein [des älteren Chorführers] Aufruf zur Rache, im III. Akt, Szene 5 der Bühnenbearbeitung,

v. 1985: „Aber wehe dem Mörder, wehe". Anders urteilte über die Chöre und den Darsteller des Cajetan der ständige Theaterreferent der Linzer Zeitung, Nr. 150, 2. Juli 1862: „Die Chöre — die allbekannte Achillesferse des wunderbaren, sprachlich vollendetsten Trauerspieles unseres großen Meisters — ließen wieder (wie auf jeder Provinzbühne) gar vieles zu wünschen übrig. Herr Thalmann sprach zwar gut, selbst mitunter schön, doch that er, hingerissen von der Macht der Dichtung und im besten Willen wohl, leider des Guten häufig gar zu viel!"

2.

S. 367_1—369_{22}.

H: Stifter-Archiv Nr. 244, 1 Foliobogen, halbbrüchig bis zur Mitte der 3. Seite beschrieben, mit dem Vermerke unter der Unterschrift (Ich bitte mir die Handschrift zurük).

J[1]: Linzer Zeitung, Nr. 152, 4. Juli 1862, S. 617.

J[2]: Vermischte Schriften, hggb. von Aprent Bd I, S. 224 bis 225 (367_{12}—368_{27}).

367_2 über dramatische] nach über dasselbe Wort wiederholt und gestrichen $_8$ Gefühle auszusprechen] nach Gefühle ü. d. Z. eingef. über sie und gestr. $_9$ als Ausdruck eines] nach als gestr. die ü. d. Z. Ausdruk $_{10}$ können, doch auch nach der Aufnahme, die] können a. R. vor doch eingef. nach doch gestr. nach der allgemeinen ü. d. Z. auch nach der nach Aufnahme ü. d. Z. die $_{13}$ nach unserer Meinung trefflichen a. R. eingef. $_{16}$ trauert, in] nach trauert gestr. in Angst geräth, durch den Umstand, daß der Sohn $_{19}$ oder gar tödte] nach oder gestr. sie etwa gar stürbe ü. d. Z. vor tödte eingef. gar $_{19}$ nach ü. d. Z. über gestr. durch 368_6 Darstellung der] nach Darstellung gestr. der wie S (Wortansatz zu Silberfluß? vgl. Z. 15) $_7$ nach Rettich gestr. und der and[ern] $_9$ Hermann] Herrmann H. ebenso 369_1. $_{13}$ doch ü. d. Z. $_{21}$ Der unkünstlerische Stoff nimmt jede Gestalt an a. R. eingef. $_{22}$ lieb aus lieblich korrig. $_{24}$ in der vorzüglichen] nach der dasselbe Wort wiederholt und gestr. $_{29}$ anzuschließen] einzuschließen Schreibfehler $_{29}$ nach Gebauers gestr. im vor in 369_7 öftere Thränen] öftere aus öfter korrig. Thränen ü. d. Z. eingef. $_9$ nach Mayers Wortansatz an (ausgezeichnet?) gestr. $_{15}$ noch ü. d. Z. eingef.

Aprent bezeichnete mit Bleistift durch die dem Artikel vorgesetzte Zahl II den Anschluß an den vorhergehenden und strich den Eingang 367_1—367_{12} und 368_{27} Wir können bis 369_{22}

(Schluß) durch. Der Druck bietet 367$_{19}$ irrtümlich nach allen Vorbereitungen statt nach allerlei Vorbereitungen.

367$_{14}$ Frau von Girardin, Delphine Girardin (geb. Gay, geb. 26. Januar 1804 in Aachen, gest. 29. Juni 1855 in Paris) schrieb außer lyrischen Dichtungen mehrere Romane und eine Reihe von Bühnenwerken. Ihr Schauspiel „Lady Tartuffe“ hat Laube übersetzt. Das Schauspiel „Die Furcht vor der Freude“ (Übersetzung Reclams Univ. Bibl. Nr. 975) wurde von ihm im Jahre 1854 im Burgtheater zur Aufführung gebracht. Frau Julie Rettich hatte die Hauptrolle der Frau von Aubiers. $_{26}$ es war eine wirkliche hohe, geist- und seelenbegabte, glühend empfindende Mutter ... Daß Frau Rettich in dieser Rolle eigenen Empfindungen Ausdruck gab, läßt sich aus der Gedenkschrift ihrer Freundin Betty Paoli, Julie Rettich. Ein Lebens- und Charakterbild (Wien, 1866, Leopold Sommer), erkennen: „Mit welcher schwärmerischen Zärtlichkeit sie dieses Kind [die im Jahre 1834 geborene Emilie], das ihr einziges blieb, umfaßte, weiß nur der, dem ein Einblick in ihr Verhältnis zu ihrer Tochter gegönnt war. Diese Liebe war ihr ein Kultus, der all' ihr Thun und Lassen bedingte, dem sie freudig Alles opferte, unbekümmert, ob das Opfer nicht unverhältnismäßig größer sei, als der damit zu erreichende Zweck. .... Es ist charakteristisch für Juliens ganzes Wesen, daß die Mutterliebe, diese einzige Liebe, der kein Atom von Selbstsucht innewohnt, die stärkste und heftigste Leidenschaft war, die sie empfand (S. 16 f.). Betty Paoli gedenkt auch S. 27 mit besonderem Lobe dieser Rolle der Frau Rettich. 368$_{9}$ „Hermann und Dorothea“ von Töpfer, Karl Friedrich Töpfer (geb. in Berlin am 26. Dezember 1792, gest. in Hamburg am 22. August 1871) war Schauspieler und Schriftsteller, besonders Lustspieldichter. Das idyllische Familiengemälde „Hermann und Dorothea“ wurde zum ersten Male in Wien im Jahre 1820 aufgeführt. Goethe äußerte sich über Töpfers Dramatisierung seiner epischen Dichtung gegenüber Eckermann am 4. Februar 1829: „Es können Dinge ganz hübsch zu lesen und hübsch zu denken sein, aber auf die Bretter gebracht sieht das ganz anders aus, und was uns im Buche entzückte, wird uns von der Bühne herunter vielleicht kalt lassen. Wenn man meinen „Hermann und Dorothea“ liest, so denkt man, das wäre auch auf dem Theater zu sehen. Töpfer hat sich verführen lassen, es hinaufzubringen; allein was ist es, was wirkt es, zumal wenn

es nicht ganz vorzüglich gespielt wird, und wer kann sagen, daß es in jeder Hinsicht ein gutes Stück sei?" Vgl. hiemit 868 $_{11}$ ff. 369 $_{17}$. Der ständige Berichterstatter der Linzer Zeitung äußerte sich in derselben Nummer über die Schülerin der Frau Rettich: „Daß Fräulein Satran eine Anfängerin sei, annonciert mit ehrender Bescheidenheit täglich der Zettel und es verraten dies auch einzelne hie und da noch unfertige Bewegungen u. s. w. Sie ist also eine Anfängerin, aber bei dem künstlerischen Fonde, der in ihr zu liegen scheint, fing unter solch einer herrlichen Meisterin das talentierte Fräulein glücklich da an, bis wohin hunderte ihrer minder begünstigten Genossinnen nach langen Jahren vergeblicher Qual leider noch immer nicht gekommen sind. Wir haben nicht bald so viele Augen in Thränen der innigsten Rührung glänzen sehen, als bei dem naiven, unschuldsvollen Spiele dieses lieben Mädchens als Dorothea und als Blanche in der „Furcht vor der Freude". Wir mußten ihrer holden Reinheit glauben und glaubten ihr sie vom Herzen gern, das eben überwältigte alle Herzen und gewann sie der fast kindlich unbefangenen Debutantin."

3.

S. 369 $_{23}$—372 $_{29}$.

H: Stifter-Archiv Nr. 244, 1 Foliobogen, 3 Seiten, halbbrüchig beschrieben. Unterzeichnet: *Adalbert Stifter*.

J: Linzer Zeitung, Nr. 154, 6. Juli 1862, S. 625.

369 $_{25}$ Hermann] Herrmann $_{31}$ nach entbehrt gestr. und obwohl sie nie eine eigentliche Schülerin gehabt hat 370 $_{1}$ irgendwie a. R. eingef. $_{3}$ dermaligen a. R. eingef. $_{7}$ gewohnter gestr. dann ü. d. Z. wiederholt (? Lesart unsicher) gestr. und a. R. eingef. $_{8}$ nach Meisterin Wortansatz fr[eundlich] vor sehr gestr. $_{15}$ nur ü. d. Z. eingef. von deren manchen, wie z. B. vom Chore] deren aus denen korrig. manchen, wie z. B. vom Chore a. R. eingef. und zwar manchen über gestr. einigen $_{16}$ daß sie auf] nach sie gestr. wie z. B. dann zuerst seine Be[merkungen] hierauf die über den Chor auf in der Tragödie davon zunächst gestr. auf dann die ganze Stelle $_{17}$ nach stoßen gestr. würden 371 $_{8}$ als korrig. aus in $_{12}$ Vergleichung] Verehrung H ebenso J. offenbar Schreibfehler $_{21}$ allen ü. d. Z. eingef. nach absichtlich Wortansatz ange[wendeten?] vor zurechtgelegten gestr. $_{27}$ nur ü. d. Z. eingef. 872 $_{1}$ nach retten gestr. Es freut uns $_{15}$ nach Iphigenia gestr. die mit dem

vorgesetzten Beistrich $_{18}$ alt sein über d. Z. über gestr. gehen $_{19}$ nach von gestr. so

369$_{27}$ Friedrich Halms Trauerspiel „Elektra in Delphi" war im Jahre 1856 zum erstenmal aufgeführt worden. Stifter konnte die Vorstellung vom 5. Juli „Don Juan d'Austria", Drama von G. zu Putlitz, zum Vorteil des Frl. Rosine Satran gegeben, nicht in die Besprechung einbeziehen (vgl. Linzer Zeitung, Nr. 156, 9. Juli 1862). **371**$_{2}$ die Worte Hamlets über Schauspielkunst in Shakespeares Hamlet III, 2. Szene. Vgl.: „paßt die Gebärde dem Worte, das Wort der Gebärde an: wobei Ihr sonderlich darauf achten müßt, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten". **372**$_{1}$ Frl. Satran wurde im folgenden Jahre an dem Thaliatheater in Hamburg engagiert, an dem sie mit glänzendem Erfolge gastiert hatte (Linzer Zeitung, Nr. 73, 31. März 1863). $_{15}$ Der Theaterkritiker der Linzer Zeitung äußerte sich ähnlich wie Stifter über die Iphigenia des Frl. Satran in derselben Nummer des Blattes: „Frl. Satran schien uns als Iphigenia noch etwas zu schwach und ihre an sich schöne Leistung hinter den bereits gesehenen zurückzustehen, so lieblich schöne Momente sie auch aufzuweisen hatte."

4.

S. 372$_{29}$—377$_{33}$.

H: Stifter-Archiv Nr. 245. 2 Großquartblätter, beiderseits beschrieben, mit Rand, der unten um die Hälfte schmäler ist als oben, da Stifter die Zeilenanfänge immer weiter herausrückte. Die Blätter tragen links oben die Bezeichnung durch die Nummern 1, bzw. 2. Der Artikel ist mit der Überschrift Theater in Linz versehen und mit dem vollen Namen unterzeichnet. Auf S. 1 steht links oben am Rande (Ich bitte mir das Manuscript zurük).

J: Linzer Zeitung, Nr. 160, 13. Juli 1862, S. 650f.

J^{1}: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, I. Bd, S. 225—230 mit Weglassung des Einganges 372$_{21}$—373$_{4}$ und der beiden letzten Absätze samt dem vorausgehenden Urteile (377$_{10}$) über das Schauspiel von Putlitz.

373$_{6}$ Burgtheater e vor a ü. d. Z. eingef. vor 36 Jahren a. R. eingef. $_{7}$ nach Bühne gestr. nannte vor zu nennen pflegte $_{13}$ nach auch gestr. eine Freude $_{15}$ das vielleicht ein Steinchen beiträgt,] nach vielleicht gestr. auch dem Urtheile der andern (? Lesung unsicher) a. R. eingef. das Urtheil der Mitwelt dar-

über bessern beides gestr. ein Steinchen beiträgt, a. R. eingefügt nach vielleicht 17 zu bilden] zu ü. d. Z. vor bilden eingef. hilft nach bilden gestr. ist die Gegenwart doppelt wesentlich,] nach ist gestr. das um so wichtiger a. R. eingef. und gestr. dieses um so wesentlicher ebenso die Gegenwart um so wesentlicher hierauf daneben eingef. die Gegenwart doppelt wesentlich, 20 wäre. In der dargelegten Liebe nicht bloß der Kunstfreunde, wie ich, sondern der Besten im Leben und in der Kunst dauert aber der ewig fort, dessen Werk sonst] nach wäre zwei und eine halbe Zeile gestr., einige Worte nicht lesbar: Wenn nicht bloß Kunstkenner wie ich . . (1 Wort unleserlich) sondern auch die, welche die Kunst . . . . (4 oder 5 Worte unleserlich) aussprächen, dann würde in ihrer Liebe der fortbestehen, dessen Kunstwerk a. R. eingef. In der bis Werk sonst hievon dargelegten ü. d. Z. eingef. nach nicht ü. d. Z. eingef. blos nach der gestr. bloßen nach dauert ü. d. Z. eingefügt aber 23 der Augenblick gebar und der Augenblick verschlang] mit dem Augenblike geboren wird, und mit dem Augenblike vergeht gestr. mit korrig. der aus dem ebenso gebar aus geboren wird mit gestr. der Augenblik korrig. aus dem Augenblike ü. d. Z. verschlang über gestr. vergeht 28 vor] von J dem Ruhme jüngerer emporstrebender Geschlechter] Ruhme nach dem ü. d. Z. eingef. jüngerer emporstrebender Geschlechter korrig. aus jüngeren emporstrebenden Geschlechte 29 so ü. d. Z. eingef. 31 aufrecht a. R. eingef. 374, 3 durch sie über gestr. in ihnen 6 nämlich] nehmlich a. R. eingef. 9 diese aus die korrig. 10 hin ü. d. Z. 16 sehr ü. d. Z. eingef. 17 in der Dichtkunst a. R. eingef. 21 der Wissenschaft] nach der gestr. Kunst a. R. eingef. Wissenschaft 25 aber] oder J 375, 5 von Kraft a. R. eingef. 13 dazu ü. d. Z. eingef. 18 einen Theil a. R. eingef. 20 nach den gestr. Wortansatz Th[eil] vor Antheil 26 zwei und zwanzigjährigen nach gestr. 22 30 nicht zu leben vermochte] nach nicht ü. d. Z. eingef. zu nach leben gestr. konnte 31 spielen über d. Z. über gestr. geben 32 hinriß] hinrieß Schreibfehler, vom Herausgeber berichtigt 376, 5 nach meine Wortansatz gestr. manche] mache Schreibfehler 17 die Frau a. R. eingef. vor Rettich 26 mir ü. d. Z. eingef. 28 Rolle ü. d. Z. eingef. 32 überhaupt a. R. eingef. 377, 1 wäre ü. d. Z. über gestr. ist 2 jetzigen] jezigen gestr. und a. R. wieder eingef. 3 der Frau Schröder an] vor Fr (in unserem Text aufgelöst in Frau) gestr. Frau vor an ü. d. Z. eingef. und gestr. in ihren besten 11 mir ü. d. Z. eingef. 13 nach Putlitz gestr. halte (vgl. Z. 14) 17 mich ü. d. Z. über gestr. Wortansatz me[inen?] (vgl. Z. 19) 18 und Schauspiele-

rinnen a. R. eingef. vor Fr gestr. Frau $_{19}$ nach herzlichen gestr. und innigen $_{30}$ vor solche aus Versehen (vgl. Z. 27) öfter wiederholt, vom Herausgeber gestr.

Apront strich im Manuskript mit Bleistift die Überschrift Theater in Linz, strich die von ihm a. R. vorgenommene Bezeichnung des Artikels IV durch und ersetzte sie durch die dem Artikel vorgesetzte III, da er die 3. Besprechung, die nur dem Frl. Satran gilt, nicht in die Vermischten Schriften aufnahm; er strich ebenso im Texte die Einleitung 372 $_{10}$—373 $_{4}$ gestatten, ließ den Artikel mit dem folgenden der beginnen und führte den Satz durch die Randergänzung so gestatte ich mir über das Gastspiel der Frau Rettich noch einige Bemerkungen zu Ende. Ebenso strich er mit Bleistift 377 $_{10}$ Über das Schauspiel bis 377 $_{33}$ (Schluß). Vgl. S. 487.

373 $_{2}$ nach dem Urtheile der Linzer Zeitung in Nr. 156, am 9. Juli 1862, S. 633, in der Besprechung der Vorstellungen v. 5. und 7. Juli (Putlitz: Don Juan 'Austria, Waldemar), $_{6}$ das alte Burgtheater in Wien vor 36 Jahren. Stifter rechnet hier bis zur Zeit seiner Ankunft in Wien im Herbst 1826 zurück. $_{25}$ Orpheus .. große Griechen. Orpheus der thrakische Sänger, von Aeschylus im „Agamemnon“ (v. 1629), und von Euripides im der „Iphigenia in Aulis“ (v. 1211) und in den „Bacchen“ (v. 564) genannt. $_{26}$ Roscius, der Schauspieler Quintus Roscius, den Cicero in der unvollständig überlieferten Rede „*pro Q. Roscio Comoedo*“ in einer Geldersatzsache im Jahre 76 v. Chr. verteidigte. Cicero rühmte nicht nur hier (bes. in c. 10 und 11), sondern auch in seiner Schrift *de oratore* (c. 2, 7, c. 3, 26) die große, auf sorgfältigem Studium beruhende Kunst des in Rom sehr beliebten Schauspielers. Vgl. 379 $_{32}$ff. $_{27}$ unser großer Meister Anschütz, Heinrich Anschütz (geb. in Luckau am 8. Februar 1785, gest. in Wien am 29. Dezember 1865) war von 1821 bis 1864 Mitglied des Hofburgtheaters. Stifter hat Anschütz als Lear gesehen und den gewaltigen Eindruck im „Nachsommer“ (VI 207 $_{1}$ ff.). verewigt $_{29}$ Tiecks dramaturgische Blätter, Ludwig Tiecks dramaturgische Blätter, 2 Bände, Breslau 1825—26 (Nachdruck, Wien, 1826) erschienen zum erstenmal vollständig gesammelt, mit einem Vorbericht von Eduard Devrient, Leipzig, 1852 [nach dieser Ausgabe im Folgenden zitiert] und auch unter dem Titel Kritische Schriften, III. und IV. Band. Tieck weilte im Mai 1825 in Wien und sah Anschütz im „König

Lear". Vgl. Dramat. Blätter, Bd. II, S. 33–37: „König Lear im Burgtheater". Näheres über Tiecks Aufenthalt in Wien bei Heinrich Anschütz, Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken, Wien, 1866, S. 250, 310 f. und Grillparzers Gespräche und Charakteristiken II (Schriften des Literar. Vereines, Wien, 1905, Bd. III), S. 271, 464. **874** $_{16}$ denn sonst müßte, wie Jean Paul sagt, jede Blume in der Dichtkunst so langsam wachsen, wie in der Natur, und noch dazu unter so vielem Grase, Jean Paul in der Vorschule der Ästhetik I, § 3 (49, S. 33): „Ich meine, widerspricht man denn nicht sich . . und dem Schönen, . . wenn in diese verklärte Welt die Wilden der Leidenschaft aussteigen sollten mit dem rohen Schrei des Jubels und der Qual, wenn jede Blume darin so langsam und unter so vielem Grase wachsen müßte als auf der trägen Welt." **875** $_{1}$ denn nach demselben Jean Paul wäre der Teufel als Verneinung jedes Guten und Großen feige, ehrlose Schwäche, in der „Vorschule" I, § 20 (49, S. 79): „Das Unsittliche ist nie als solches poetisch, sondern wird es nur durch irgend eine Zumischung z. B. durch Kraft, durch Verstand; daher ist . . nur ein rein-unsittlicher Karakter, nämlich grausame und feige Ehrlosigkeit, unpoetisch . . . Man wende nicht ein: je größer ein Milton, desto größer seine Teufel. Denn zur Schilderung der Teufel-Superlativen als umgekehrter Götter ist nicht eine bejahende innere Anschauung, sondern nur eine Verneinung alles Guten vonnöthen." **Anm. zu** $_{29}$ Lange, Josef Lange (geb. in Würzburg am 1. April 1751, gest. am 18. September 1831) war Mitglied des Hofburgtheaters von 1770 bis 1810, wurde nach seiner Pensionierung 1817 wieder engagiert, blieb bis 1. Juli 1821 im Verbande des Theaters und trat noch öfter in den folgenden Jahren als Gast auf. **876** $_{6}$ Vgl. Anm. zu 879 $_{1}$. $_{15}$ Margaretha im Egmont, von Julie Rettich zuerst 1841 gespielt. $_{24}$ Als Electra in Friedr. Halms Drama „Electra in Delphi". Vgl. das uneingeschränkte Lob des ständigen Berichterstatters in der Linzer Zeitung, Nr. 154, 6. Juli 1862. $_{28}$ in dem neuen Schauspiele von Putlitz „Waldemar", das am 7. Juli 1862 zum Vorteile der Frau Rettich in Linz zum ersten Male aufgeführt wurde. Gustav Heinrich Gans Edler zu Putlitz (1821–1890. Vgl. Anm. XX, S. 353) hielt sich damals in Linz auf Vgl. Linzer Zeitung, Theaterbericht, Nr. 156, 9. Juli 1862. **877** $_{11}$ in diesen Blättern, ebda,

S. 684: „Das Stück dürfte übrigens trotz mancher schon in dieser Skizze sichtbaren Schwächen zu den besten des Dichters zählen und wurde hier mit voller Theilnahme aufgenommen, so sehr ihm, namentlich für uns Süddeutsche das allgemeine Interesse mangelt, so sehr wir (wir urtheilen nur nach unseren subjektiven Eindrücken) namentlich im 4. Akte im Fortbewegen der Handlung die Lebendigkeit vermißten, dem Hauptträger des Dramas die Schärfe der Charakteristik, dem Schlusse die überragende Wahrheit, die Befriedigung absprechen zu müssen glauben."

Julie Rettich.

S. 378_1—380_{14}.

J: Linzer Zeitung, Nr. 90, 20. April 1866. Abdruck: Wiener Abendpost, Nr. 91, 20. April 1866, S. 375—376.

J: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, I, S. 230 bis 232.

Julie Rettich, geb. Gley (geb. in Hamburg am 17. April 1809, gest. in Wien am 11. April 1866), Mitglied des Burgtheaters 1830—1833, 1835—1866. Literatur: Betty Paoli, Julie Rettich. Ein Lebens- und Charakterbild, Wien, 1866; Heinrich Laube, Das Burgtheater, 1868, S. 285; Heinrich Anschütz, Erinnerungen aus dessen Leben und Werken, 1866, S. 353 ff.; Ludwig Speidels Schriften IV, 1911, S. 7 ff.; A. v. Weilen, Julie Rettich. Erinnerungsblatt zum Gedächtnisse ihres 100. Geburtstages, 17. April 1809, Wien, 1909, und hiezu die wertvolle, vieles ergänzende Anzeige von Fr. Arnold Mayer, Euphorion XVIII, S. 526 ff.

378_1 Stifter war seit dem Ende des Jahre 1863 leidend, gab sich aber immer wieder der Hoffnung auf Genesung hin. Am 24. April 1866 schrieb er an Therese von Jäger [ungedruckt]: „Ich bin fast völlig gesund ... Übermorgen gehe ich wieder nach Karlsbad, und hoffe, daß dann vollkommen mit allen Resten aufgeräumt sein wird." $_{10}$ als Fräulein Gley in des „Meeres und der Liebe Wellen", in der Rolle der Hero bei der ersten Aufführung am 5. April 1831 oder einer der wenigen ihr folgenden. Bekanntlich hat erst Marie Bayer-Bürck als Hero dem Drama unter Laubes Direktion vollen Erfolg gebracht. Beachtenswert ist das Urteil von Heinrich Anschütz in seinen „Erinnerungen" S. 356: „Eine ihrer ersten neuen Rollen war Hero

in Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen." Ich habe von ganzem Herzen eingestimmt in die rauschende Anerkennung, welche die mit Recht gefeierte Bayer-Bürck in dieser Rolle 20 Jahre später gefunden hat. Aber Julie Gley hat ihr in keiner Hinsicht nachgestanden. Daß die eine begabte Künstlerin diesen Moment glücklicher zum Ausdruck bringt, die andere jenen, das liegt eben in der Individualität. Auf der Hero, wie sie Julie Gley hingestellt hat, lag unnennbarer Zauber, lag aller Schmelz und alle Weihe weiblicher Jugend und in der erschütternden tragischen Gewalt des 5. Aktes war sie ihrer Nachfolgerin weit überlegen . . ." Fr. Arn. Mayer weist sehr richtig auf die auffallenden Widersprüche in der Beurteilung der Leistungen dieser Künstlerin hin. Das überschwengliche Lob ihres Kollegen Anschütz dürfte ebenso eine Abdämpfung erfordern wie auf der anderen Seite die Stimmen der Gegner, denen Stefan Hock (Einleitung zu Grillparzers Werken, Gold. Klass.-Bibl., T. VI. S. 12) folgt: „Die verständige und gebildete Künstlerin, die dann als Frau Rettich heroische großzügige Gestalten mit Vorliebe und Erfolg darstellte, war unschön und anmutlos, ihrem Wesen fehlte jene sinnliche Wärme und jede eingeborene Tragik." **379**$_1$ Man tadelte an Julie Rettich in ihrer späteren Zeit besonders ihre rhetorische und affektierte Manier, das Langsamsprechen in der Art des großen Anschütz (vgl. Fr. Arnold Mayer, S. 531), ferner ihre kleinliche Detailmalerei und den Singsang der Deklamation (ebda, S. 532). $_3$ Der Vergleich mit Sophie Schröder lag nahe. Schreyvogel übertrug Julie Gley, nachdem sie im Oktober 1830 Mitglied des Burgtheaters geworden war, Johanna von Montfaucon und Sappho, zwei der gefeiertsten Partien Sophie Schröders (Anschütz, S. 355). Dingelstedt stellte sie 1854 sogar über Sophie Schröder (v. Weilen, Julie Rettich, S. 60). Stifter schrieb in noch frischer Erinnerung an ihr Gastspiel am 13. Januar 1863 an Guido Lehmann (XX S. 93$_{17}$): Sie hat eine Reihe herrlicher Darstellungen hier im Sommer vorgeführt, wobei ich Züge erlebte, die noch die große Schröder übertreffen, weßhalb die alte Flamme, die ich für diese Frau habe, wieder lichterloh aufbrannte. Sie war auch recht freundlich gegen uns und hat manche Stunde bei uns zugebracht. $_{22}$ „Flüchtig ist des Mimen Kunst" sagt Schiller, im Prolog zum „Wallenstein", v. 32: „Denn schnell und spurlos geht des Mimen Kunst, / Die wunderbare an dem Sinn vorüber, / Wenn das Gebild des Meißels, der Gesang / Des Dichters nach Jahrtausenden noch leben."

880_9 *Wir aber, die ihr näher standen und das warme Herz kannten, das sie für ihren Gatten, für ihre Kinder, für ihre Freunde, ja für die unbedeutendsten Menschen trug . . .* Stifter stand ihr, wie der oben zitierte Brief an Guido Lehmann bezeugt, nahe. *Hein* (Adalbert Stifter, Prag, 1904, S. 456) teilt aus Erinnerungen des Fräuleins Marie Rint mit: „Er sagte einmal selbst: ‚Ich gehe hier, mit seltenen Ausnahmen, ungern ins Theater, weil sie scheußlich spielen.‘ ‚Ja, wenn die Julie Rettich da wäre‘, so hörte ich seine Frau oft klagen, ‚dann würde mein Mann bis zu Ende bleiben.‘ Der Dichter hat diese Künstlerin sehr verehrt; sie kam auch einmal nach Linz, um ihn zu besuchen.“ Erhalten ist nur die eine kurze Botschaft Stifters an Frau Rettich, 15. November 1862 (XX, 84_1), die ihr das Scheitern des Planes, am 13. November mit Amalia in Wien einzutreffen, meldet. Julie Gley hatte sich am 9. April 1833 mit dem an dem Burgtheater engagierten Schauspieler *Karl Rettich* (geb. in Wien am 3. Februar 1805, gest. am 18. November 1878) vermählt. Ihr einziges Kind, die im Jahre 1834 geborene Tochter Emilie (vgl. Anm. zu S. 367_{26}) heiratete in Italien — sie hatte sich für die italienische Oper ausgebildet — den Impresario Eugenio Merelli. Die beiden Enkelkinder kamen, da ihre Eltern ein unstetes Wanderleben führen mußten, in das Haus der Großmutter und wurden von ihr erzogen (vgl. Betty Paoli, S. 16, 32). Die Tochter Emilie und deren Kinder meint also Stifter, wenn er ungenau sagt für ihre Kinder. Viele Züge des edlen Herzens der Künstlerin hat *Betty Paoli* festgehalten: „Ihre unermüdliche Fürsorge und Theilnahme beschränkte sich aber nicht bloß auf den Kreis ihrer Freunde; jeder Unglückliche, jeder Bedrängte hatte darauf ein unverlierbares Anrecht (S. 28). Julie Rettich gründete mit anderen Frauen einen Verein für Arbeitsschulen, leitete selbst eine dieser für heranwachsende Mädchen bestimmten Schulen und bereitete den in ihrer Obhut stehenden Kindern jährlich nach monatelanger Sammelarbeit eine reichliche Weihnachtsbescherung (S. 29, 35). Ihre innige Freundschaft mit Friedrich Halm war durch ihren Seelenadel vor jeder üblen Nachrede gefeit.

Ueber Beziehung des Theaters zum Volke.

S. 381$_1$—388$_{12}$.

J: Linzer Abendbote, XIII. Jahrg., Nr. 172, 173, 29. und 30. Juli 1867.

J[2]: Vermischte Schriften, hgg. von Johann Aprent, I. Bd., S. 205—212.

381$_1$ Den größten Antheil nimmt der Mensch immer wieder nur an dem Menschen. Vgl. Wilhelm v. Humboldt, Briefe an eine Freundin I, 8. Brief (3. Aufl., 1849, S. 21): „und es giebt doch in der Welt nichts Interessanteres für den Menschen, als wieder der Mensch“. **382**$_{11}$ Vgl. Anm. zu 360$_{12}$. $_{29}$ in dem kleinsten Geschöpfe sieht der Forscher den göttlichen Finger und bewundert ihn, wie Herder in der Vorrede zu den „Ideen“ (13, S. 7): „Der Gott, der in der Natur Alles nach Maas, Zahl und Gewicht geordnet . . . hat, so daß vom großen Weltgebäude bis zum Staubkorn, von der Kraft, die Erden und Sonnen hält, bis zum Faden eines Spinnegewebes nur Eine Weisheit, Güte und Macht herrschet . . .“ und u. a. Buch III, 4 (13, S. 99) mit den Beispielen: Fortpflanzung des Polypen, Künstlichkeit des Schneckenhauses, Gespinst der Raupe und des Seidenwurms, Zelle der Biene. $_{31}$ Faltern, die in meiner Heimath den schönen Namen Lustinen führen. Faltern. Stifter bevorzugt die schwache Pluralform. Vgl. I, 377$_{27}$ Anm. zu Feldblumen I, 158$_{16}$; I, 195$_3$, 308$_{11}$. Dieselbe Erinnerung an die Heimat bringt bereits „Der Waldgänger“ (Werke, Bong, Teil V, 72$_{38}$): Die Kinder und viele Landleute geben in jener Gegend den Faltern auch den schönen Namen Lustinen, und wir redeten daher bloß von weißen und goldenen Lustinen. **383**$_3$ Humbolds Einleitung zum Kosmos. Alexander von Humboldt sagt in der Einleitung zum Kosmos (Cotta, 1845, I. Bd., S. 16): „Wenn nun der Mensch, indem er die verschiedenen Entwicklungsstufen seiner Bildung durchläuft, minder an den Boden gefesselt, sich allmählich zu geistiger Freiheit erhebt, genügt ihm nicht mehr ein dunkles Gefühl, die stille Ahndung von der Einheit aller Naturgewalten. Das zergliedernde und ordnende Denkvermögen tritt in seine Rechte ein; und wie die Bildung des Menschengeschlechtes, so wächst gleichzeitig mit ihr bei dem Anblick der Lebensfülle, welche durch die ganze Schöpfung fließt, der unaufhaltsame Trieb, tiefer in den ursach-

lichen Zusammenhang der Erscheinungen einzudringen." $_{13}$ Vgl. Anm. zu 119$_{12}$. **384**$_{31}$ *man denke nur an den großen Geist Lessings. Die Bühne ist vielfach die Schule der Sitte und Bildung genannt worden.* Stifter bezieht sich hier auf Lessings *„Hamburgische Dramaturgie"*, 1. Stück: „Selbst der dramatische [Dichter], wenn er sich zum Pöbel herabläßt, läßt sich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu bessern; nicht aber ihn in seinen Vorurtheilen, ihn in seiner unedeln Denkungsart zu bestärken". 2. Stück: „Wunder dulden wir da nur in der physikalischen Welt; in der moralischen muß alles seinen ordentlichen Lauf behalten, weil das Theater die Schule der moralichen Welt sein soll." **385**$_{1}$ Vgl. Franz X. Stauber, Historische Ephemeriden über die Wirksamkeit der Stände von Österreich ob der Enns, hgg. vom oberösterr. Landesausschusse, Linz, 1884, Fink, S. 282: „Nach Einstellen des protestantischen Kultus durch Kaiser Ferdinand II im Jahre 1625 ... zeigen die ständischen Schlüsse v. 20. März 1711 und 7. Dezember 1731, daß wie früher die protestantischen Schulvorstände, so auch die Jesuiten ein eigenes Auditorium und Theater hatten, zu dessen Erbauung die Stände im Jahre 1711 6000 fl bewilligten und im Jahre 1731 zur Wiederherstellung desselben, weil es baufällig, weitere 4000 fl hinzufügten ... Im Jahre 1792 wurden nach dem Antrag der Stände 10.000 fl zur Erbauung eines ordentlichen Schauspielhauses bewilligt." Aus welcher Quelle Stifter seine Angaben und das Zitat entnommen hat, müßte noch festgestellt werden. **386**$_{13}$ *Ferdinand Raimunds Märchendramen* kamen mit Ausnahme der beiden ersten in den Studienjahren Stifters und den nächstfolgenden Jahren auf die Bühne. $_{19}$ Stifters Klage über das gesunkene Volksstück trifft die Stücke von Nestroy, Anton Langer, Friedrich Kaiser u. a. **387**$_{22}$ *Das sogenannte Publikum ist, wozu man es macht,* sagt Stifter in Übereinstimmung mit *Schiller* in der Vorrede zur „Braut von Messina": „Es ist nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publikum die Kunst herabzieht; der Künstler zieht das Publikum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen." $_{24}$ Stifter weilte, von Karlsbad kommend, im Jahre 1865 vom 26. bis 29. Juni in *Nürnberg*. Vgl. an Adolf Frh. v. Kriegs-Au, 28. Juni 1865 und an Heckenast, 7. Juli 1865 (XX 327$_{23}$, XXI, S. 2). $_{25}$ *was in unserem Lande sogar an den schönen Wege-*

säulen, die man noch oft an den abgelegensten Theilen des Mihelkreises findet, bewiesen wird. Im „Nachsommer“ (VI 204_1) sieht Heinrich einige Wegsäulen sehr alter Art, die ihn an die reinen und anspruchlosen Gestalten erinnerten, die er bei dem Meister [Roland] auf dem reinen Papier mit reinen Linien gesehen hatte.

Nachträge.

Zur Einleitung, S. XXXIV: Mit Stifters Theorie des Schönen beschäftigt sich eingehend Margarete Gump, Stifters Kunstanschauung, Berlin, Emil Ebering, 1927 (Dissertation der Universität München). Vgl. bes. Einleitung, S. 5; S. 11 ff. Mit Recht wird Stifters Denken als „wenig originell und wenig scharf philosophisch“ bezeichnet. Dieser Untersuchung verdankt der Herausgeber die Hinweise auf Kant und Schillers Briefe über ästhetische Erziehung.

Zu den Lesarten und Anmerkungen: zu 10_{12} und 177_{28}: Walter Rehm, Jacob Burckhardt und das Dichterische, Euphorion XXVIII (1927), S. 85 bis 107, weist überzeugend nach, wie nahe Burckhardt und Stifter einander stehen. Auch Burckhardt will „ein Priester des ewig Schönen“ sein, auch seine Kunstanschauung ist von ethischen Forderungen getragen, wenn es ihm auch ferne liegt, in dem Sittengesetz den Kern der Kunst zu erblicken. Beide sind Erben des Klassizismus in ihrer Verehrung für die Griechen, freilich Burckhardt mit viel größerer Weite des Blickfeldes als Stifter; beide teilen mit Goethe die Ehrfurcht vor den Dingen und den Willen, das Unerforschliche als ein Mysterium zu verehren. Sie begegnen sich auch in der Schätzung der Kunst Claude Lorrains (vgl. Margarete Gump, S. 56). Ihrer Zeit gegenüber fühlen sie sich isoliert und ihr Schaffen steht unter dem Zeichen weltentsagender Resignation.

Zu 110_{14}: Staatsdinge sind wie eine Blume, die man hegt und wartet, dann wächs't sie, die man aber über Nacht durchaus nicht hervorbringen kann. Margarete Gump verweist S. 13 hiezu treffend auf Goethe, „der auch in politischen Dingen alles Gewaltsame und Sprunghafte als nicht naturgemäß ablehnte“ und von der Rose in seinem Garten nicht verlangte, daß sie schon Ende April blühe (Eckermann, Gespräche mit Goethe, III, 27. April 1825).

Register.

Personenregister:

Geographisch-topographisches Register.

Orte.

Länder und Völker.

Sachregister.

Stifters Leben und Werke.

Leben.

Werke.

Pläne.

Briefwechsel.

Briefe Stifters.

Briefe an Stifter.

(Tele-

jerzogs

litz 470.
480.

Briefe an Stifter.

(Tele-
herzogs
litz 470.
480

Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Mähren und Schlesien

Herausgegeben
im Auftrage der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik

Begründet von August Sauer

Band XL

Adalbert Stifters Sämmtliche Werke

Sechzehnter Band
Vermischte Schriften. Dritte Abteilung

Mit Benutzung der Vorarbeiten
von
Adalbert Horcicka
herausgegeben
von
Gustav Wilhelm

Herausgegeben mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur

Prag 1927
Verlag der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik
Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg
Printed in Czecho-Slovakia

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Bibliothek

deutscher Schriftsteller aus Böhmen.

Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik von August Sauer.

I. **Moritz Reich, Ausgewählte Werke.** Hrsg. von Dr. Rud. Fürst. Mit Porträt. XV und 288 Seiten. Preis Kč 4·40.

II. **Nikolaus Hermann, Die Sonntags-Evangelien.** Hrsg. von Dr. Rud. Wolkan. Mit Porträt. 8°. XVI und 256 Seiten. (Vergriffen.)

III. **Friedrich Bach, Gedichte.** Von Julius Reinwarth. Mit Porträt. XLI und 166 Seiten. Preis geh. Kč 3·—.

IV. **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** Erster Band: Leichenreden. Nach dem Urdruck (1559). Verkürzte Ausgabe mit Kommentar, nebst einem Lebensabriß des Verfassers. Von Professor Dr. Georg Loesche. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. Mit 2 Lichtdrucktafeln. XXXVIII und 289 Seiten. Preis geh. Kč 4·40.

V. **Josef Rank, Erinnerungen aus meinem Leben.** Mit Porträt. 410 Seiten. Preis geh. Kč 6·—.

VI. **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** Zweiter Band: Hochzeitspredigten. Hrsg., erläutert und eingeleitet von Professor Dr. Georg Loesche. Mit Porträt. XXI und 388 Seiten. (Vergriffen.)

VII. **Josef Meßner, Ausgewählte Werke.** Hrsg. erläutert und eingeleitet von Paul Meßner. Mit Porträt. 8°. XV und 306 Seiten. Preis geh. Kč 4·80.

VIII. **Deutsche Lieder auf den Winterkönig.** Hrsg. von Dr. Rudolf Wolkan. Mit Porträt und 7 Tafeln in Lichtdruck. XVIII und 412 Seiten. (Vergriffen.)

IX. **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** Dritter Band: Luthers Leben und Predigten. Nach dem Urdruck. Kritische Ausgabe mit Kommentar von Professor Dr. Georg Loesche. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 5 Porträts. 8°. XXII und 620 Seiten. Preis geh. Kč 6·40.

X. **Justus Frey, Gesammelte Dichtungen.** Hrsg. von seinem Sohne. Mit dem Bildnisse des Dichters. XI und 415 Seiten. Preis geh. Kč 5·60.

XI. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Erster Band: Studien. Erster Band hrsg. von August Sauer. Mit dem Bildnisse des Dichters und 2 Lichtdrucktafeln. (Vergriffen.)

XII. — Vierzehnter Band: Vermischte Schriften. Erste Abteilung hrsg. von Adalbert Horcicka. Mit 18 Lichtdrucktafeln, LXXXV und 402 Seiten. (Vergriffen.)

XIII. **Ausgewählte Werke des Grafen Kaspar von Sternburg.** Erster Band: Briefwechsel zwischen J. W. von Goethe und Kaspar Graf von Sternburg (1820—1832). Hrsg. August Sauer. Mit 3 Bildnissen Sternburgs. 8°. LI und 434 Seiten. Preis geh. Kč 6·—.

XIV. **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** Vierter Band: Handsteine. Hrsg. von Professor Dr. Georg Loesche. Mit 2 Lichtdrucktafeln. 8°. 704 Seiten. Preis Kč 10·80.

XV. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Fünfzehnter Band: Vermischte Schriften. Zweite Abteilung hrsg. von Adalbert Horcicka und Gustav Wilhelm. (Im Druck.)

Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg.

XVI. **Josef Bayer, Literarisches Skizzenbuch.** Gesammelte Aufsätze. Mit dem Bildnis des Verfassers. 358 Seiten. Preis Kč 5·20.

XVII. **Goethes Briefwechsel mit Joseph Sebastian Grüner und Joseph Stanislaus Zauper** (1820—1832). Hrsg. von August Sauer. Mit Einleitungen von Josef Nadler. Mit 12 Lichtdrucktafeln und 1 Zeichnung. CL und 533 Seiten. Preis Kč 13·20.

XVIII. **Moritz Hartmanns gesammelte Werke.** Erster Band. Moritz Hartmanns Leben und Werke von Dr. Otto Wittner. Erster Teil. Mit 5 Lichtdruckbildern. XIII und 465 Seiten. Preis Kč 7·60.

XIX. — Zweiter Band: Moritz Hartmanns Leben und Werke von Dr. Otto Wittner. Zweiter Teil. Mit 4 Lichtdruckbildern. XIII und 661 Seiten. Preis Kč 10·40.

XX. **Josef Bayer, Studien und Charakteristiken.** Dramaturgisches und Erinnerungen an Persönlichkeiten. Mit der Reproduktion einer Porträtbüste des Verfassers. XVII und 499 Seiten. Preis Kč 7·20.

XXI. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Zweiter Band: Studien. Zweiter Band. Unter Mitwirkung von Franz Hüller. Hrsg. von Rudolf Fried, Hans Hartmann, Josef Taubmann. Mit 2 Lichtdrucktafeln und einem Stammbaum. LXXIV und 373 Seiten. (Vergiffen.)

XXII. — Dritter Band: Studien. Dritter Band. Hrsg. von Franz Hüller, Karl Koblischke, Josef Nadler. Mit 7 Lichtdrucktafeln. LXXXVII und 407 Seiten. Preis Kč 7·60.

XXIII. — Vierter Band. Erster Teil: Studien. Vierter Band. Unter Mitwirkung von Franz Hüller. Hrsg. von Leopold Müller und Josef Nadler. LXV und 320 Seiten. Mit 1 Lichtdrucktafel. Preis Kč 7·20.

XXIV. — Vierter Band. Zweiter Teil: Lesarten und Anmerkungen zu Band II—IV. Erste Hälfte. X und 287 Seiten. Mit 1 Lichtdrucktafel. Preis Kč 6·—.

XXV. — Fünfter Band. Erste Hälfte: Bunte Steine. (Text.) Unter Mitwirkung von Franz Hüller und Hugo Sturm. Hrsg. von Franz Egerer und Adolf Raschner. Mit 4 Lichtdrucktafeln. XCV und 392 Seiten. (Vergriffen.)

XXVI. — Fünfter Band. Zweite Hälfte: Bunte Steine. Lesarten und Anmerkungen. (Im Druck.)

XXVII. **Graf Kaspar von Sternberg, Ausgewählte Werke.** Zweiter Band: Materialien zu meiner Biographie. Hrsg. von Wladimir Helekal. Mit 6 Lichtdrucktafeln. XXX und 312 Seiten. Preis Kč 5·20.

XXVIII. **Franz Anton Graf Sporck, Ein deutsch-böhmischer Mäzen und seine Streitgedichte gegen die Schurtzer Jesuiten.** Von Artur Kopp. Mit Porträt. VI und 230 Seiten. Preis Kč 3·60.

XXIX. **Ludwig August Frankl, Erinnerungen.** Hrsg. von Stephan Hock. Mit 3 Bildnissen, 1 Abbildung und 1 Faksimile. XVI und 391 Seiten. Preis Kč 6·40.

XXX. **Briefe aus dem Vormärz.** Eine Sammlung aus dem Nachlaß Moritz Hartmanns. Hrsg. und eingeleitet von Dr. Otto Wittner. LV und 557 Seiten. Preis Kč 8·80.

XXXI. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Sechster Band: Der Nachsommer. Erster Band. Hrsg. von Kamill Eben und Franz Hüller Mit 5 Abbildungen. XCVIII und 337 Seiten. Preis Kč 12·—.

Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg.

XXXII. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Siebenter Band: Der Nachsommer. Zweiter Band. Hrsg. von Kamill Eben und Franz Hüller. 569 Seiten. Preis Kč 6·—.

XXXIII. — Achter Band. Erste Hälfte: Der Nachsommer. Dritter Band. Schluß des Textes. Hrsg. von Kamill Eben und Franz Hüller. Mit 1 Lichtdrucktafel. 239 Seiten. Preis Kč 8·—.

XXXIV. — Siebzehnter Band: Briefwechsel. Erster Band. Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hrsg. von Gustav Wilhelm. Mit dem Bildnisse von Stifters Gattin und 1 Lichtdrucktafel. XXIV und 459 Seiten. Preis Kč 8·—.

XXXV. — Achtzehnter Band: Briefwechsel. Zweiter Band. Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hrsg. von Gustav Wilhelm. Mit dem Bildnisse von Stifters Gattin. XXVI und 469 Seiten. Preis Kč 10·—.

XXXVI. — Neunzehnter Band: Briefwechsel. Dritter Band. Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hrsg. von Gustav Wilhelm. Mit dem Bildnisse von Gustav Heckenast. XXIII und 360 Seiten. Preis Kč 12·—.

XXXVII. — Vierter Band. Zweiter Teil: Lesarten und Anmerkungen zu Band II. IV. Zweite Hälfte. Hrsg. von Franz Hüller. 402 Seiten. Preis Kč 20·—.

XXXVIII. **Hermann Bachmann, Gesammelte Erzählungen.** Hrsg. von Alfred Klaar. XVIII und 226 Seiten. Preis Kč 14·—.

XXXIX. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Zwanzigster Band: Briefwechsel. Vierter Band. Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hrsg. von Gustav Wilhelm. Mit 1 Abbildung.

Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens.

Veröffentlicht von der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Repuplik.

I. Band: **Mittelalterliche Wandgemälde und Tafelbilder der Burg Karlstein in Böhmen.** Bearbeitet von Professor Dr. Josef Neuwirth. 14 Bogen Text mit 50 Lichtdrucktafeln. Folio.

II. „ **Der Bilderzyklus des Luxenburger Stammbaumes aus Karlstein.** Bearbeitet von Professor Dr. Josef Neuwirth. 7 Bogen Text, 16 Lichtdrucktafeln und Abbildungen im Text. Folio. (Vergriffen.)

III. „ **Die Wandgemälde im Kreuzgange des Emausklosters in Prag.** Bearbeitet von Professor Dr. Josef Neuwirth. 12½ Bogen Text. Mit 34 Tafeln und 18 Abbildungen im Text.

IV. „ **Beiträge zur Geschichte der Dintzenhofer.** Bearbeitet von Professor Dr. Hugo Schmerber. Mit 7 Tafeln und 27 Abbildungen im Text. 4⁰.

V. „ **Johann und Ferdinand Maximilian Brokoff.** Hrsg. von Oskar Pollak. Mit 8 Lichtdrucktafeln und 47 Abbildungen im Text. 1910.

VI. „ **Beiträge zur Kenntnis der Tafelmalerei Böhmens im 14. und am Anfang des 15. Jahrhunderts.** Von Dr. Richard Ernst. 1912. 29 Seiten. Mit 60 Lichtdrucken. (Vergriffen.)

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

rg.

Der
und

Band.
iller.

ützung
Wil-
ktafel.

ützung
Wil-
Seiten.

ützung
Wil-
d 360

en zu
Seiten.

. von

Brief-
lbert

nste

Burg
Josef

aus
Bogen
issen.)
es in
Bogen

t von
ungen

Oskar
1910.
. und
Ernst.